

Blätter für literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1883.

Erster Band.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1883.

Erster Band.

Januar bis Juni.

(Enthaltend: Nr. 1—26.)

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1883.

Register.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 1. — 1. Januar 1883.

Die **Blätter für literarische Unterhaltung** erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 7 M. 50 Pf. vierteljährlich, 15 M. halbjährlich, 30 M. jährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Literarische Unterhaltungen.

Ueber Theaterkritik.

Es ist eine oft gehörte Klage, daß innerhalb des gesammten Gebiets der Kritik im ganzen und großen kein Zweig derselben so sehr darniederliegt wie die Theaterkritik. Die Zahl der namhaften, wirklich kenntnißreichen und gewissenhaften Theaterkritiker in Deutschland ist nicht übergroß. Von diesen abgesehen, läßt sich nur allzu oft mit Fug und Recht die Behauptung aufstellen, daß Leute, welche nimmermehr die Fähigkeit und den Muth haben würden, als Recensenten einer rein literarischen, malerischen oder statuarischen Leistung aufzutreten, sich für vollkommen competent halten, in theatralischen Dingen mitzusprechen. Da nun viele, namentlich politische Blätter die Theaterkritik sehr en bagatelle behandeln und dieselbe auch im Ausgabenetat keineswegs hoch ansetzen, so gelingt es oft dem handgreiflichsten Dilettantismus, sich in das theatralische Kunstrichterthum einzudrängen und das subjectivste Geschwätz für objective dramaturgische Weisheit auszugeben. Daß die Theaterkritik kein bloßer Sport sein kann, daß dazu vielmehr eine tiefgehende ästhetische Bildung und — bei der großen Verantwortung gegenüber den Autoren, den Schauspielern und dem Publikum — auch ein ganz klein wenig Charaktertüchtigkeit gehört: das wird dabei vollkommen vergessen, und da bei derartigen Leuten von einer Ausübung des Kunstrichteramtes nach irgendwelchen feststehenden Principien nicht die Rede ist, so kommt es oft genug vor, daß in Betreff von Stücken und theatralischen Leistungen, über welche das Urtheil wirklich Sachverständiger einig sein muß, die Urtheile der Localkritiker so diametral auseinandergehen, daß Autoren und Schauspieler dieser klaffenden Divergenz gegenüber eigentlich nur ein Hohngelächter aufschlagen können und schließlich dahin kommen, jedes Urtheil zu verachten.

Diese Uebelstände sind, wie gesagt, vorhanden, und bei der auf dem Gebiete der Theaterkritik herrschenden Anarchie dürfte auch sobald auf eine durchgreifende Hülfe nicht zu rechnen sein.

Für den Augenblick aber möchten wir unser Thema einmal von einer andern Seite betrachten und darauf aufmerksam machen, daß es auch dem gewiegtesten und gewissenhaftesten Theaterkritiker bei den in Deutschland herrschenden Gewohnheiten aufs äußerste erschwert ist, über ein bedeutendes neues Stück jedesmal ein sachgemäßes und wahrhaft gerechtes Urtheil abzugeben.

Daß ein solches Urtheil über ein dem Kritiker bisher vollkommen unbekanntes Stück bereits nach der ersten Vorstellung und lediglich nach dieser nicht möglich sei, ist schon wiederholt ausgesprochen worden, und es ist genau genommen eine ganz rationelle Anschauung, daß die Besprechung eigentlich bis nach der dritten Wiederholung des Stücks aufgeschoben werden sollte.

Vom praktischen Standpunkte aus ist dem aber zu entgegnen, daß der Heißhunger des Publikums, das auf Gedrucktes schwört, namentlich in unserer schnelllebigen Zeit sofort eine Recension verlangt. Außerdem dürfte kein Blatt seinen Theaterkritiker derartig honoriren, daß sich der Zeitaufwand eines dreimaligen Besuchs desselben neuen Stücks für ihn der Mühe verlohnte, und so wird es denn wol bei der Sitte des Recensirens nach der ersten Vorstellung bleiben.

Und doch darf als ausgemacht gelten, daß nach einer ersten Vorstellung — im besten Falle und wenn alle Factoren günstig sind — sich höchstens die äußere Bühnenwirksamkeit eines Stücks in den allerhandgreiflichsten Zügen, nur in den seltensten Fällen aber auch zugleich dessen literarischer und dichterischer Werth beurtheilen läßt.

Wie rasch zieht das dichterische Wort an dem Ohre vorüber, und wie sollte es möglich sein, vermittels dreistündigen Anhörens sofort den innersten Organismus eines dramatischen Kunstwerks zu erfassen, auf dessen Gestaltung der Dichter vielleicht ein Jahr seines Lebens verwandt hat!

Das ist nicht möglich, auch wenn, wie wir oben sagten, alle Factoren günstig sind, d. h. vor allem, wenn die Schauspieler dem neuen Stücke gegenüber allerseits ihre Schuldigkeit thun, und wenn ferner all die kleinen Hemmungen und Störungen wegbleiben, welche die richtige Auffassung eines Stücks beeinträchtigen können und von denen die Theatergeschichte oft die spaßhaftesten Beispiele erzählt.

Wie aber nun vollends, wenn die Schauspieler das Stück verderben und die besten Intentionen des Dichters nicht zur Wirkung kommen lassen? Oder wenn kleine Calamitäten in einer ernsten Scene ein ridicule herbeiführen, oder sonst der tückische Zufall unliebsame Störungen veranlaßt?

Brauchen doch diese Störungen gar nicht einmal außerordentlicher Natur zu sein. Wie wichtig ist es, schon in der Exposition kein Wort zu überhören, und wie muß der nur mit einem Theaterzettel bewaffnete Kritiker bei einem neuen Stücke aufmerksam sein, um von vornherein ein richtiges Verständniß für Situationen und Personen zu gewinnen. Nun vergegenwärtige man sich, wie durch das unleidliche Zuspätkommen vieler Theaterbesucher oft gleich anfangs Stimmung und Auffassung auf das empfindlichste gehemmt werden; und das kann sich im kleinen und großen beim Wiederbeginn jedes der fünf Acte wiederholen. Kommen nun dazu etwa noch andere kleine Hemmnisse (schlechte Akustik, schlechter Platz u. s. w.), so wird begreiflich, daß der Kritiker aus einer ersten Vorstellung mehr nur einen Schattenriß als ein klares Bild des neuen Stücks mit nach Hause nimmt und eine eigentlich sichere und vollkommen zuverlässige, nicht blos theatralische, sondern auch literarische Würdigung des Stücks kaum wagen darf.

Und welchen Endzweck haben nun die vorstehenden Bemerkungen? Sie sollen dem Leser die Nothwendigkeit klar machen, daß jeder Kritiker das neue, von ihm zu besprechende Stück nicht blos sehen, sondern vor dem Sehen gelesen haben muß, und bei Stücken, welche bereits im Druck und im Buchhandel erschienen sind, ist diese Forderung ja auch unschwer zu erfüllen.

Bei denjenigen neuen Stücken aber, die vorläufig nur als Bühnenmanuscript gedruckt sind, sollte — und hierin liegt der Schwerpunkt unserer Ausführungen — immer mehr die Sitte Platz greifen, daß der Autor des Stücks den betreffenden Redactionen jeder Stadt, in welcher sein Stück zum ersten mal zur Aufführung kommt, vor der Darstellung ein Exemplar zur Benutzung für den betreffenden Referenten zugehen läßt. Inwieweit dies etwa bereits stattfindet, wissen wir nicht zu sagen. Der Redaction des großen Blattes, bei dem wir persönlich über ein halbes Decennium des Theaterkritikeramts gewaltet haben, ist nur von Einem Autor das gewünschte Exemplar übersandt worden, und dieser eine war Paul Lindau, dessen Stücke allerdings zur Noth auch ohne vorhergehende Lektüre gewürdigt werden können.

Jedenfalls aber ist klar, daß erst die vorhergehende Lektüre des Stücks den Kritiker in Stand setzt, dasselbe nach literarischen Maßstäben zu messen, den Bau desselben für sich eingehend zu analysiren, dessen besondern poetischen Schönheiten nachzuspüren, auch die feinern Bezüge in der Charakteristik, Motivirung u. s. w. ausfindig zu machen und so dem Stücke gleichsam ins Herz zu sehen und seinen Organismus zu begreifen. Durch die vorherige Lektüre wird dem Kritiker sein Amt nicht nur erleichtert, sondern er besitzt auch in dem empfangenen Eindruck, falls dieser ein günstiger war, ein Gegengewicht gegen die etwaigen ungünstigen Eventualitäten der Aufführung. Fehlt die Bühnenwirksamkeit blos deshalb, weil das Stück mittelmäßig gespielt wird, so wird er darum dieses selbst nicht fallen lassen, und macht es auch auf der Bühne einen guten Effect, so wird er nunmehr fähig sein, nicht blos über die rein theatralische Seite zu urtheilen, sondern auch nach der rein dichterischen Seite hin eine Würdigung zu bieten, die, weil sie auf eingehender Kenntniß des Stücks beruht, gegen jeden Einwand und Angriff geschützt ist.

Erwin Mansbach.

Ein neuer Roman von Georg Ebers.

Ein Wort. Roman von Georg Ebers. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1883. 8. 6 M.

Bei der Lektüre dieses Romans hatten wir denselben Eindruck, den wir schon bei der „Frau Bürgemeisterin“ empfanden: seitdem die Muse von Ebers ihre ägyptische Heimat verlassen hat, wo im Nilschlamm ihre üppigsten Blüten gediehen, ist sie ganz in die Fußstapfen Gustav Freytag's getreten und erinnert in Ton und Haltung vielfach an die Darstellungsweise dieses Meisters der Genremalerei. Eine Mosaik culturgeschichtlicher Bilder wird an einen Faden der Erzählung gereiht, der sich oft etwas in die Länge zieht; Jahre und Jahrzehnte bilden den Rahmen der Zeit für eine oft von Ort zu Ort springende Handlung.

In meiner „Poetik“ habe ich hervorgehoben, daß die

Composition des Epos die Nothwendigkeit einer stetigen Entwickelung, eines ununterbrochenen Fortschritts ohne Sprünge in Raum und Zeit verlangt. Der Epiker kann uns durch weite Räume führen, aber wir müssen den Helden Schritt für Schritt auf seiner Wanderschaft begleiten. Der geradlinige biographische Roman sündigt am leichtesten gegen dieses Gesetz, indem er sich Sprünge über einzelne Lebensjahre hinweg erlaubt, die vielleicht minder interessant sind als diejenigen, welche er schildert. Zu diesen biographischen Romanen gehört auch „Ein Wort", und schon aus diesem Grunde fehlt ihm die verweilende epische Plastik. Zwar durch die Wiedererkennungsscene in der letzten Hälfte des Romans erhält die Composition etwas mehr Ineinandergreifendes: doch ist gerade diese Hälfte etwas tumultuarisch gehalten und gleicht einem Drama, in welchem fortwährende Verwandlungen kein ruhiges Behagen aufkommen lassen, die Aufmerksamkeit zerstreuen und das Skizzenhafte an die Stelle spannender Entwickelung setzen.

Einen großen Theil des Romans nehmen Kriegs- und Lagerbilder in Anspruch; es ist das auch bei mehrern Erzählungen der Freytag'schen „Ahnen" der Fall: das Vorbild des alten „Simplicissimus" ist dabei unverkennbar. Die culturhistorische Erzählung ist die Rubrik für alle diese Werke, die den Titel eines Romans wol mit Unrecht führen. Solche Erzählungen sind nicht neu: nur der Nachdruck ist neu, der auf das culturgeschichtliche Gemälde als solches gelegt wird. Der Wouwerman'sche Schimmel, wenn man ihn als das Symbol der Schlachten- und Lagermalerei betrachten will, ist in der Literatur schon von ehrwürdigem Alter; wir können nicht umhin, einzugestehen, daß uns viele Kapitel in den Erzählungen von Freytag und Ebers lebhaft an diejenigen von Tromlitz und Blumenhagen erinnerten: die Signatur ist die Farbenskizze statt des Gemäldes; das historische Gemälde selbst in epischer Vorzüglichkeit findet sich dagegen in den Romanen von Walter Scott.

Allerdings will Ebers nicht wie Freytag poetische Säcularbilder deutscher Geschichte geben, in denen der abstracte deutsche Jüngling als Träger der verschiedensten Costüme und Waffen wiederkehrt, immer mit breiter Brust und starken Muskeln, immer gesinnungstüchtig und von probehaltiger Tugend, mögen auch die Potiphars mit ihren Wappenmänteln kommen, so correct und glatt in Teint und Färbung wie die Frisirpuppen in den Ladenfenstern. Freytag schrieb eben Illustrationen zur deutschen Culturgeschichte: wir geben indeß seinen culturgeschichtlichen Bildern den Vorzug vor diesen poetischen Culturbildern.

Die Erinnerungen an Freytag drängen sich unwillkürlich auf: die Klosterschule in dem neuen Roman von Ebers gemahnt doch sehr lebhaft an das „Nest der Zaunkönige"; ebenso die discrete Art, mit welcher gelegentlich dissolute Verhältnisse behandelt werden: auch bei vielen andern Kapiteln hat man den Eindruck, als ob Freytag Ebers über die Schultern sähe.

Am gelungensten erscheinen uns die ersten Kapitel des neuen Romans: hier ist noch einheitlicher Zusammenhalt, und die Stimmung wird bewahrt. Der Held ist hier noch Knabe; sein Vater, der Schmied, und der Freund desselben, der portugiesische Jude sowie dessen Familie, Elisabeth und das kleine Mädchen Ruth, die Gespielen des Knaben Ulrich, leben einträchtig zusammen, bis das Kloster seinen Bannstrahl auf das Haupt des armen portugiesischen Flüchtlings schleudert. Ulrich, der anfangs von dem Juden unterrichtet wurde, ist in die Klosterschule gebracht worden, wo er mit seinen Commilitonen vielfach in Händel geräth. Als er erfährt, daß man dem Juden ans Leben will, flüchtet er insgeheim aus der Zwangsanstalt. Die Flucht der jüdischen Familie, das Scharmützel mit den Gräflichen und den Klosterknechten, der Tod des alten Juden: das sind Vorgänge, die warm und lebendig geschildert sind. Sie bilden eine vielversprechende Exposition, und von Hause aus ist man darauf gefaßt, der schönen Frau des Schmieds, die ihm mit einem soldatischen Abenteurer durchgegangen ist, wieder zu begegnen. Die Scene zwischen Ruth und Ulrich durchweht ein Hauch echter Empfindung. Dieser selbst wird auf der Flucht von den Reitern ergriffen, aber dann von einem nach Spanien reisenden niederländischen Maler dorthin mitgenommen. Die bunte Staffage der Abenteuerromane à la Simplicius, die Landsknechte, Narren, stellt sich hier ein, wie in den letzten Kapiteln die freizügigen Lagerdamen.

Die weitere Biographie des jungen Helden ist nun gleichsam unter ein Schema gestellt, gegen dessen logische Gliederung man mit Recht Einwendung erheben kann: es sind ganz ungleichartige Begriffe, in deren Prokrustesbett hier die Romankapitel gespannt werden. Gleich bei Beginn der Erzählung wird uns berichtet, wie sich Ulrich und Ruth, die beiden Kinder, im Walde über die Macht des Wortes unterhalten. „Um die rechten Worte zu finden, arbeitet sich mein Vater müde", sagt die kleine Ruth.

> Du willst ja immer wissen, was er in den dicken Büchern sucht. Da hab' ich mir ein Herz gefaßt und ihn gefragt, und nun weiß ich's! Er merkte wohl, daß mich's wunder nahm, und da lächelte er denn in das Buch hinein wie bei der Lection, wenn du etwas Dummes gefragt hast, und dabei sprach er, ein Wort sei nichts Kleines, und man dürfe es ja nicht verachten, und Gott habe die Welt aus einem einzigen Wort gemacht.

Das rechte Wort: das wird also die Losung des Helden, und davon erhält der Roman seinen Titel. Zunächst glaubt Ulrich, das Glück sei das rechte Wort; dann meint er es in der Kunst gefunden zu haben; dann erscheint ihm der Ruhm als der Stern seines Lebens, später die Macht und zuletzt die Liebe. Bei näherm Hinblick erkennen wir gleich, daß diese Worte keine coordinirten Begriffe ergeben. Das Glück ist ein übergreifender Begriff: die Kunst kann es verschaffen, doch auch der Ruhm, die Macht, die Liebe. Die Kunst wiederum ist eine Sphäre geistigen Schaffens und insofern etwas Ungleichartiges, und der Ruhm kann ja ebenso gut durch die Kunst erworben werden wie auf den Schlachtfeldern, wo ihn der Held sich erringt. Uns erscheint daher das sich immer wandelnde

„Wort“ nur als eine müßige, spielerische Arabeske, als eine willkürlich aufgeklebte Etikette, von welcher der Inhalt der Erzählung selbst nicht weiter bestimmt wird: bunte schillernde Initialen von sehr schwankender sinnbildlicher Bedeutung.

Mit dem niederländischen Maler Moor kommt Ulrich nach Madrid; er sieht zum ersten mal den König Philipp:

Bei ihrem Eintritt in den großen Empfangssaal saß der Monarch regungslos da und schaute in die Luft, als ob alle, die hier um ihn versammelt waren, gar nicht für ihn vorhanden wären. Sein Haupt war weit zurückgebogen und drängte die steife Krause, auf der es wie auf einer Schüssel zu ruhen schien, nach hinten zurück. Das wohlgebildete Gesicht des blonden Mannes hatte das starre, leblose Ansehen einer Maske. Mund und Nasenflügel waren ein wenig zusammengezogen, als ob sie sich scheuten, die gleiche Luft mit andern Menschenkindern zu athmen. So verblieb das unbewegliche Antlitz des Monarchen, während er den Legaten des Papstes und die Gesandten der Republik Venedig empfing. Als Moor ihm entgegengeführt wurde, konnte man unter dem rundlich nach unten gewölbten weichen Schnurrbart und dem kurz gehaltenen Haar an Kinn und Wangen ein leises Lächeln bemerken; auch gewannen die matten Augen des Fürsten einiges Leben.

König Philipp in genrebildlicher Beleuchtung: das ist uns etwas Neues; wir sind gewohnt, ihn auf dem Kothurn der Schiller'schen Tragödie zu sehen. König Philipp als Kunstfreund im Verkehr mit seinen Malern verleugnet durchaus nicht den launischen Despoten: eine Vertraulichkeit, die sich der Maler Moor erlaubt, als er den König bei besonders guter Laune sieht, genügte, dem Künstler die Ungnade desselben zuzuziehen, wenn sie sich auch anfangs unter heuchlerischer Freundlichkeit verbarg; diese ungnädige Stimmung zeigte sich schon bei dem Ballfeste der jungen Königin:

Als Moor die Prunkgemächer betrat, war eine Gavotte eben zu Ende gekommen. In der ersten Reihe des glänzenden Kreises von hohen Geistlichen, Gesandten und Granden, welcher die Königin umgab, standen die österreichischen Erzherzoge und die schönen Jünglingsgestalten Alexander's von Parma und Don Juan's, des Halbbruders ihres Gatten. Der verwachsene Thronfolger Don Carlos beunruhigte mit plumpen Scherzen eine Reihe von Hofdamen, welche die Fächer vor das Gesicht hielten und nicht wagten, den Sohn des Herrschers ihr Misfallen fühlen zu lassen. Sammet, Seide und Edelsteine blitzten, und zarte Spitzen erhoben sich und flossen um Hals und Hände der Frauen und Herren. Wallende Locken, glänzende Augen, edle und anmuthige Züge fesselten den Blick, aber Hals, Nacken und Arme der Damen waren unter hohen Kragen und Spitzengebänden, dem steifen Latz und gepufften Aermeln tief verborgen. Ein bestrickender Wohlgeruch erfüllte die mehr als tageshelle Luft dieser Festsäle, leichte Wedel wehten, Fächer neigten, hoben und schlossen sich, es wurde gelacht, geplaudert, gelästert. Aus einem Nebengemach hörte man goldene Zechinen klingend und klirrend auf die Spieltische fallen. Weltliche Lust war eingezogen in den mürrischen, frömmelnden, von starren Formen geknebelten Hofhalt, und sie wurde nicht gestört von den hohen Prälaten in violetten und leuchtenden Scharlachgewändern, welche würdevoll durch die Säle schritten und auserlesene Damen und Granden begrüßten. Da erscholl eine Fanfare. Philipp erschien, und plötzlich traten die Cavaliere von den Schönen zurück und verneigten sich tief, und die Damen senkten das Knie bis auf den Boden. Lautlose Stille trat ein. Es war, als sei ein eisiger Windstoß über die Beete gefahren und habe alle Blumen auf einmal niedergebeugt. Nach einigen Minuten richteten die Herren sich auf und die Damen erhoben sich wieder, aber selbst den ältesten Herzoginnen blieb es versagt, sich in Gegenwart des Monarchen niederzulassen. Die Heiterkeit war erstickt, das Gespräch zum Geflüster geworden. Vergeblich wartete die Jugend auf den Wink zum Tanze. So stolz verächtlich, so mürrisch wie heute hatte man Philipp lange nicht gesehen. Erfahrene Höflinge bemerkten, daß Seine Majestät den Kopf tiefer nach rückwärts biege als sonst, und gingen ihm aus dem Wege. Er schritt einher, als sei er mit einer Untersuchung der Deckenbilder beschäftigt, aber es entging ihm doch nichts, was er zu sehen wünschte, und als er Moor gewahrte, nickte er gnädig und lächelte ihm dabei auf einen Augenblick zärtlich zu, aber er winkte ihn nicht wie sonst zu sich heran.

Im ganzen sind die Schilderungen des spanischen Hoflebens zu sehr mit Figuren überladen: man befindet sich wie in einer camera obscura; es zieht eine lange Folge von Gestalten an uns vorüber, besonders von Frauen: die anmuthige Sofonisbe Anguiscola, die reizende Carmen, die dem jungen Künstler eine Zusammenkunft in einer Grotte gewährt, die indeß oft in alte Reminiscenzen von Dido und Aeneas verläuft, die kleine ungelenke Isabelle, des Meisters Coello Tochter und dem jungen Schüler verheißen als Preis für gelungene würdige Leistung. Doch bei dem raschen Vorüberzug der Gestalten kann man für keine ein wärmeres Interesse empfinden; und auch dieser genrebildliche König Philipp deckt doch zu wenig seine geschichtliche Bedeutung. Der Maler Moor, dessen Begegnung mit dem König Ulrich unvorsichtig ausgeplaudert hat, muß flüchten: der junge Schüler unterstützt seine Flucht, wird gefangen gesetzt, gefoltert und erst spät auf hohe Verwendung freigelassen. Er lernt die Wandelbarkeit des Glücks kennen. Da sucht er sich ein anderes Wort als Leitstern: die Kunst. Um Ausgezeichnetes zu leisten und Isabella's Hand zu erringen, zieht er nach Italien und geht bei den großen Meistern in Venedig und Ferrara in die Schule. Tizian, Paolo Veronese, Sebastiano Filippi erscheinen auf der Bildfläche, natürlich nur in flüchtiger Skizzirung und um rasch wieder zu verschwinden. Einer der schwunghaften rhapsodischen Ergüsse, welche die eigentliche Geschichtsklitterung unterbrechen, feiert die Lagunenstadt:

O blaues Meer, das die Lagunen bespült, o mastenreicher Lido, o Dogenpalast, der du das Auge fesselst wie den rückwärts schauenden Sinn, o du Markusdom in deinem unvergleichlichen Gewande von Gold und Gemälden, o ihr Rosse und ihr andern göttlichen Werke von Erz, ihr edeln Paläste, denen die stille Fläche des ruhenden Wassers zum Spiegel dient, du Markusplatz, auf dem sich in Sammet und Seide und Gold das reichste und freieste aller Geschlechter in gerechtem Selbstbewußtsein groß macht! Du Hafen, du Mastenwald, du unzählbares Heer von stolzen Galeren, die einen Erdtheil mit dem andern verbinden, Schrecken künden, Gehorsam ertrotzen und unermeßliche Schätze auf friedlichen Fahrten und mit blanken Waffen erbeuten. O du Rialto, auf dem Gold eingeheimst wird wie anderwärts Weizen und Roggen; — ihr stolzen Edlen, ihr schönen Frauen mit dem vollen Haar, das ihr nicht schwarz mögt, sondern so goldglänzend färbt wie die blanken Zechinen, welche ihr mit so

kleinen und doch so weit geöffneten Händen verschwendet! O Venedig, du Königin der Meere, du Mutter des Reichthums, du Thron der Macht, du Ruhmeshalle, du Tempel der Kunst, wer entzöge sich wol deinem Zauber! Was der übermüthige Lenz für die Erde, das ist für dich deine Carnevalszeit! Die wandelt die Farbenpracht der Lagunenstadt in augenblendendes Leuchten, das Lächeln in olympisches Lachen, das Liebesgeflüster in jauchzende Hymnen der Liebe, die Heiterkeit und den Scherz in bacchantische Lust, das laute, rege Leben der mächtigen Handelsstadt in einen tosenden Wirbel, der alles in seine Kreise zieht und keinen losläßt, den er erfaßt hat.

Eine flüchtige Liebschaft, ein Carnevalsabenteuer, Zweikampf und Flucht: das sind die Abenteuer in Venedig; auch in Ferrara, wo er in Filippi's Schule geht, versucht der Held sein „Glück" am Spieltisch: das alte „Wort" ist also noch nicht ganz überwunden. Er hat ein Bild der Madonna gemalt und die etwas profanen Züge der eigenen Mutter, wie sie in seiner Erinnerung leben, in sie hineingetragen. Der spanische Maler verurtheilt das Bild. Ulrich vernichtet es dann, und auf seine Liebe verzichtend nimmt er Kriegsdienste.

Nun folgt die neue Vignette: der Ruhm. Doch sucht die Kunst nicht auch den Ruhm?

Eine jener Parabasen, durch deren feurigen Schwung sich der Roman von Ebers von denjenigen Freytag's unterscheidet, dessen Muse sich nur schwer aus ihrem nüchternen Gleichgewicht bringen läßt, leitet die lebendige Schilderung der Seeschlacht von Lepanto ein:

> Kein Wölkchen trübte den azurblauen Himmel, und der Sonnenball stieg glühend hinter dem engen Wasserthor in die Höhe, welches Einlaß in den Golf von Korinth gewährt. Wie frisch erblühte Cyanen leuchtete die leicht gekräuselte See in dem stillen Meereswinkel, der hier die sonnigen Ufer von Hellas und dort die schattigen Küsten der Peloponnesos rauschend bespült. Starre, ausgebrannte Felsen erheben sich in nackter Schönheit im Norden der Bai, und die Strahlen des jungen Tagesgestirns wirken goldene Fäden in den zarten weißlichen Nebel, der sie leicht und spielend umschwebt. Moreas Ufer ist gen Mitternacht gewandt; so lagern noch immer dichte Schatten über den steinigen Olivenhainen und dem dunkeln Laub der Lorberrosen und Oleandersträucher, welches in massigem Wuchs dem Lauf der Bäche folgt und die Schluchten erfüllt. Wie still, wie lauschig pflegt es hier in der Frühe des Morgens zu sein! Weiße Möven spielen friedlich über den Wassern, ein Fischerboot, eine Galere gleitet leise dahin und zieht in den blauen Wasserspiegel leuchtende Furchen; aber heute, heute krümmen sich die Wogen unter der Last zahlloser Schiffe, heute schlagen Tausende von langen Rudern die See, daß sie ächzend und mit klagendem, klatschendem Lärm hoch aufspritzt. Heute klirrt und rasselt und braust es überlaut diesseit und jenseit des Wasserthors, welches Einlaß in die Bai von Lepanto gewährt. Das Dröhnen und Lärmen tönt mächtig von dem kahlen nördlichen, gedämpfter von dem dicht belaubten südlichen Ufer wieder. Zwei unübersehbare Scharen von wüthenden Gegnern stehen einander gegenüber wie Ringer, welche die schwellenden Arme ausstrecken, um einander zu fassen und zu Boden zu schmettern.

Ulrich säbelt Türkenköpfe nieder, wird zum Boten des Siegs erwählt, angestaunt und gefeiert; die Leute erzählen sich von seinen Thaten. Auch in den Niederlanden kämpft er tapfer und wüthet gegen die Feinde, in denen er nur eine ketzerische Teufelsbrut erblickt. Er ist ein Held mit dem König Philipp'schen Scheuleder, ein unsympathischer Vandale der Bigoterie.

Nun braucht er wieder ein anderes Wort aus der Kabbala von Georg Ebers: es ist die Macht! Er stellt sich an die Spitze der Meuterer, der Rebellen gegen den König, der Plünderer der niederländischen Länder und Städte. Der Dichter versäumt nichts, seinen Helden für unser modernes Empfinden so widerwärtig wie möglich zu machen. Hier bewegen wir uns in den Kapiteln des „Simplicissimus": nur daß uns statt der Marketenderin Courage die Geliebte eines wilden Rottenhäuptlings entgegentritt: in ihr erkennt Ulrich seine Mutter wieder. Die geheimen Zusammenkünfte von Mutter und Sohn erfüllen den soldatischen Condottiere mit wilder Eifersucht; er sieht in dem Sohne den Nebenbuhler und sticht die Geliebte nieder. Die Soldaten nehmen Partei für ihn und lehnen sich auf gegen Ulrich's „Machtgebot". Auch die Macht ist also eitel.

Diese Lagerscenen haben ein sehr lebhaftes Colorit, was die äußere Genremalerei betrifft. Für die innere Wildheit derselben fehlt dem Autor jedoch der rechte leidenschaftliche Ton: ja selbst die Scene des Wiedersehens mit der Mutter wird durch einige pretiöse Anklänge gestört. Man hat immer das Gefühl, der Autor suche das wüste Treiben seines Helden zu beschönigen, um ihn für die mildere Schlußbeleuchtung möglich zu erhalten: hätte er diese Schilderungen psychologisch vertieft, so würde bei der innern Beleuchtung die grelle Wüstheit einer Natur zu Tage treten, die sich doch nicht so rasch wieder zu harmonischem Maß abtönen läßt. Es ist, als wenn Schiller seinen Räuber Karl Moor am Schluß mit seiner Amalie glücklich werden ließe. Ulrich betheiligt sich an der Erstürmung und Plünderung Antwerpens, findet seine Ruth wieder, die den Schwerverwundeten pflegt, wie es scheint mit jenem Elfenzauber, der die Erinnerungen an eine wilde Vergangenheit aus der Seele badet. Wie sentimental erscheint der wilde Ulrich auf einmal:

> Er empfand Ruth's unermüdliches Walten mit heißem Dank, und wenn er ihr in die treuen Augen schaute, wenn ihre Hand ihn berührte, wenn ihre weiche, tiefe Stimme ihm in die Seele drang, dann erfüllte ihn ein Wohlgefühl ohnegleichen. Alles, das Kleinste wie das Größte, umfaßte seine Seele mit den Armen der Liebe. Es war ihm, als reiche das warme Verlangen seines Herzens weit über die Erde hinaus, und bald erhob es sich auch zu Gott, welcher das All mit seiner ewigen Vaterliebe erfüllt. Jeder seiner Athemzüge, meinte Ulrich, müsse von nun an ein Gebet sein, ein Gebet des Dankes zu dem, welcher die Liebe selbst ist, die Liebe, durch die und in der er lebte. Er hatte Liebe gesucht, um sich ihrer Gaben zu freuen; jetzt that es ihm wohl, aus Liebe Opfer zu bringen. Er sah, wie Ruth's schönes Antlitz sich kummervoll trübte, wenn Schmerzen ihn quälten, und nun verbarg er mit männlicher Willenskraft unsägliche Pein unter einem dankbaren Lächeln. Er gab sich das Ansehen, zu schlafen, um ihr und dem Vater Ruhe zu gönnen, und wenn er von fieberiger Ungeduld erfaßt war, lag er still und regte sich nicht, um die geliebten Pfleger zufrieden zu stellen und ihre Sorgfalt zu lohnen. Die Liebe trieb ihn an, gut zu sein, und gab ihm Kraft zu allem, was gut ist.

Aufrichtig gesagt, wir glauben nicht an solche Wandelung eines Charakters: der rauhe Kriegsknecht und mörderische Meuterer wird trotz des Aderlasses, der ihm so viel wildes Blut abzapfte, nicht auf einmal wie ein „Friedensengel" lächeln. Der Autor brauchte für das bengalische Licht, mit dem er das letzte „Wort", die Liebe, verherrlichen wollte, solche Uebergänge von der grellern Glut zu der mildern Verklärung, denen nach unserer Ansicht die innere Consequenz der Charakterzeichnung zum Opfer gebracht wird.

Ulrich heirathet Ruth, wird ein solider Familienvater und anerkannter Maler. Eine spanische Freundin besucht ihn:

> Nachdem sie seine Werke betrachtet hatte, rief sie freudig: „Das Wort! Wißt Ihr noch, Meister? Ich sagte Euch damals schon, daß Ihr das rechte gefunden. Ihr habt Euch sehr verändert, sehr, und es ist schade um Euere wallenden Locken; aber Ihr seht dennoch aus wie ein glücklicher Mann, und wem verdankt Ihr's? Dem Worte, dem einzig rechten Worte: «Der Kunst!»" Er ließ sie zu Ende reden, dann aber entgegnete er ernst: „Es gibt noch ein höheres Wort, edle Dame! Wer das voll und ganz sein nennt, der ist wohl aufgehoben und braucht nicht länger zu irren, zu suchen, zu zweifeln." — „Und das hieße?" fragte sie abweisend und mit einem überlegenen Lächeln. Er aber entgegnete fest: „Ich hab' es gefunden; es heißt: «Die Liebe»". Da neigte sie das Haupt und sagte wehmüthig und leise: „Ja, ja — die Liebe."

Gewiß ein harmonischer Schlußaccord: zwei der Worte scheinen als ein Doppelstern über seinem Leben. Blos zwei? Im Grunde kommen sie ja alle wieder außer der Macht: das Glück ist da, der Ruhm ist da; diese Abstracta sind so verschwommen, daß sie ineinander zerfließen.

„Ein Wort" ist das Werk eines gebildeten, feinfühligen Schriftstellers, der in seiner Darstellung geläuterten Geschmack und bisweilen höhern Schwung bekundet: doch als Roman hält es nicht die kritische Probe aus; die Composition ist zu zerfahren, es besteht aus einer Reihe farbenreicher Skizzen, die unter bestimmten Rubriken zusammengebunden sind. Diese Rubriken selbst aber sind nicht logisch gesondert, sind zufällig aufgegriffen: und die edle Tendenz des Verfassers, eine Verherrlichung der Liebe, würde, wenn er seinem Werke ein anderes überzeugenderes Schema zu Grunde gelegt hätte, am Schluß bedeutsamer und siegreicher hervorgetreten sein.

Rudolf von Gottschall.

Der Pessimismus und die Sittenlehre.

Der Pessimismus und die Sittenlehre. Eine Untersuchung von Johannes Rehmke. Leipzig, Klinkhardt. 1882. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Man hat mir von befreundeter Seite gesagt, ich schriebe zu viel über den Pessimismus, und dieses häufige Zurückkommen auf denselben Gegenstand müsse wie ein Gewitterregen wirken, der nicht in den Boden eindringe, sondern sich bald wieder verlaufe. Es mag daran wol etwas Wahres sein, und doch habe ich von je 100 Kundgebungen gegen den Pessimismus 99 unberücksichtigt gelassen und höchstens eine beantwortet. Die 99 Procent unbeantwortet gebliebener Gegner sind durchaus nicht der Meinung, daß ich das wichtigste Hundertstel zur Erwiderung ausgewählt habe; jeder einzelne findet vielmehr, daß ich bei ihm hätte eine Ausnahme machen müssen. Ein Autor, dem seine Gedanken so wichtig vorkommen, daß er fast auf jeder Seite den fünften Theil gesperrt drucken läßt, ließ mir sogar kürzlich durch einen gemeinsamen Bekannten sagen: wenn ich auf seine Schrift über den Pessimismus keine Erwiderung veröffentlichte, so bewiese ich damit, daß es mir nicht um sachliche, sondern um persönliche Interessen zu thun sei! Wie soll man da die Charybdis vermeiden, ohne in die Scylla zu fallen?

Die Schrift, mit der ich mich heute beschäftigen will, ist ohne Zweifel die wichtigste, welche bisher über den Pessimismus erschienen ist, und stammt von einem Verfasser, der die Bedeutung eines selbständigen Denkers für sich in Anspruch nehmen darf (vgl. dessen Werk: „Die Welt als Wahrnehmung und Begriff", Berlin 1880). Auch hat derselbe schon früher eine werthvolle Studie über den Pessimismus veröffentlicht („Die Philosophie des Weltschmerzes", St.-Gallen 1876) und eine Broschüre über meine Metaphysik erscheinen lassen („Hartmann's Unbewußtes, auf die Logik hin kritisch beleuchtet", Zürich 1873), welche letztere ich ausführlich beantwortet habe in meinem Buche: „Neukantianismus, Schopenhauerianismus und Hegelianismus". Gegenwärtig handelte es sich für Rehmke darum, zu meiner pessimistischen Ethik, wie sie seitdem in meiner „Phänomenologie des sittlichen Bewußtseins" und in der Schrift „Zur Geschichte und Begründung des Pessimismus" entwickelt ist, Stellung zu nehmen. Rehmke sagt:

> Der Lebenszweck des Menschen wird demnach von Hartmann bestimmt werden müssen, als das Thätigsein für die Realisirung des Zwecks, welchen das Unbewußte in dem Weltproceß verfolgt; und aus der Theorie von diesem Lebenszwecke heraus muß nun auch die Sittenlehre Hartmann's sich entwickeln. . . . Die Hingabe des Eigenwillens an das Ganze ist also hier das Kriterium der Sittlichkeit. . . . Das individuelle Leben wird vom Standpunkte des metaphysischen Pessimismus Hartmann's nicht allen Werthes entleert wie vom mikrokosmischen Buddha's, sondern gerade erfüllt mit Werth; und nicht Ruhe, wie Schopenhauer verkündet, sondern Thätigkeit ist seine Losung. . . . Hartmann ist es ja auch gerade, welcher stets als bestimmtes Postulat des sittlichen Bewußtseins den Zweck und seine Realität betont; es fragt sich nun, ob er auf Grund seiner Auffassung vom Absoluten als dem Unbewußten einen Zweck annehmen darf. . . . Ist Bewußtsein die nothwendige Voraussetzung für die Möglichkeit des Zwecks? Die Beantwortung dieser Frage entscheidet über die Hartmann'sche Teleologie des Unbewußten.

Man ersieht aus diesen Citaten, daß Rehmke das Verhältniß deutlich erfaßt hat: die Ethik ist unmittelbar nicht abhängig von dem Pessimismus, weder von dem empirischen noch von dem metaphysischen, sondern lediglich von der „Teleologie des Unbewußten" oder den objectiven Zwecken, welche das Absolute im Weltproceß verfolgt. Ob das Absolute diese objectiven Zwecke im Weltproceß bewußter- oder unbewußterweise verfolgt, ist eine theoretische Streitfrage ohne unmittelbare Bedeutung für die Ethik; für diese kommt es nur darauf an, daß es eine objective Teleologie in der Welt gibt, und daß der Mensch im Stande ist, soviel als nöthig von derselben zu erkennen und praktisch an der Realisirung derselben mitzuwirken. Jeder Denker, gleichviel welcher Richtung, sofern er nur die Existenz einer objectiven Teleologie und die Betheiligung an derselben als Lebensaufgabe des Menschen anerkennt, kann sich mit meiner Ethik in der Hauptsache einverstanden erklären, gleichviel ob er den Pessimismus und dessen secundäre Bedeutung für die Ethik zugibt oder nicht. Der Pessimismus berührt die objectiven Zwecke, an denen der Mensch während des Weltprocesses praktisch mitwirken kann, gar nicht; denn der empirische Pessimismus hat, wie Rehmke richtig hervorhebt, keinerlei Bedeutung für die Feststellung des menschlichen Lebenszwecks und die positive Bestimmung der Sittenlehre, und der metaphysische Pessimismus hat zwar einen Einfluß auf die menschlichen Vorstellungen über den Endzweck des Weltprocesses, aber keinen auf die praktisch allein in Betracht kommenden objectiven Mittelzwecke, die vielmehr inductiv aus dem Weltlauf ermittelt werden müssen.

Die Unabhängigkeit der Erkenntniß und der Mitarbeit an den objectiven Mittelzwecken von dem metaphysischen Pessimismus tritt bei Rehmke leider nicht mit gleicher Klarheit hervor wie die Unabhängigkeit derselben von dem empirischen Pessimismus; der Grund hierfür ist wol allein darin zu suchen, daß er den inductiven Charakter meines Systems verkennt und dasjenige, was letzte höchste Spitze der Inductionspyramide ist, für die „Basis" der von mir vertretenen Weltanschauung hält. Anstatt einzusehen, daß der Endzweck des Weltprocesses bei mir aus den inductiv ermittelten Mittelzwecken und dem inductiv ermittelten absoluten Pessimismus als letzte Folgerung erschlossen ist, gibt Rehmke sich dem Irrthum hin, als ob die praktisch allein in Betracht kommenden Mittelzwecke aus dem Endzweck deducirt wären. Wäre die menschliche Erkenntniß der Mittelzwecke abhängig von der Erkenntniß des Endzwecks, dann wäre sie allerdings mitbedingt von der Erkenntniß des absoluten Pessimismus, da der Endzweck für unsere Erkenntniß als Product aus Teleologie und Pessimismus resultirt, also den Pessimismus zu einem seiner Factoren hat; da aber umgekehrt die inductive Erkenntniß der Mittelzwecke feststehen muß, ehe aus dieser Teleologie und dem Pessimismus auf einen negativen Endzweck geschlossen werden kann, so ist die Erkenntniß der Mittelzwecke thatsächlich ebenso unabhängig von der des Endzwecks, wie sie von derjenigen des Pessimismus direct und indirect unabhängig ist. Auch wenn der Pessimismus keine Wahrheit und demgemäß der Endzweck von mir irrthümlich bestimmt worden wäre, so würden doch die Mittelzwecke, welche allein den Inhalt der Ethik bestimmen, davon ganz unberührt bleiben.

Ich habe wiederholentlich betont, daß eine praktische Stellungnahme zum Weltproceß ethisch völlig ausreichend ist, welche, unbekümmert um die Positivität oder Negativität des Endzwecks und seiner nähern inhaltlichen Bestimmtheit, sich lediglich an die Förderung der uns allein erreichbaren Mittelzwecke hält und den Streit um den Endzweck den metaphysischen Theoretikern, die schließliche Verwirklichung desselben aber der Vorsehung überläßt. Der Endzweck als solcher gehört für uns schlechterdings nicht unter die ethischen Aufgaben, sondern in eine übersittliche Sphäre; praktische Bedeutung könnte derselbe doch frühestens für unsere Nachkommen am „jüngsten Tage" bekommen, wo dann auch von der Vorsehung für seine Erkennbarkeit hinreichend gesorgt sein dürfte. Alle Bemerkungen über die gegenwärtigen Schwierigkeiten der Erkennbarkeit des Endzwecks, sowie alle Bedenken gegen die Erreichbarkeit oder Realisirbarkeit eines negativen Endzwecks, wie auch Rehmke sie vorbringt, verfehlen deshalb gänzlich ihr Ziel, wenn sie als Einwürfe gegen die Grundlagen meiner Ethik gemeint sind, weil diese Meinung auf der irrthümlichen Voraussetzung ruht, daß meine Ethik die Anerkennung eines bestimmten Endzwecks zur Basis habe.

Wenn wir annehmen, daß die objectiven Mittelzwecke des Weltprocesses, von denen allein die inhaltliche Bestimmung der ethischen Aufgaben des Menschen abhängt, richtig aus dem empirisch gegebenen Sein inducirt sind, und daß der Pessimismus ebenfalls eine richtige Induction aus der Erfahrung darstellt, so können selbstverständlich, wenn das Seiende als widerspruchslos in sich vorausgesetzt wird, auch die richtigen Schlußfolgerungen aus demselben sich nicht widersprechen. Es kann dann also weder der Pessimismus eine der Sittlichkeit widersprechende Lehre sein, noch können die objectiven Mittelzwecke einen solchen Inhalt haben, welcher durch den Pessimismus ausgeschlossen erscheint; da aber diese Widerspruchslosigkeit nur aus der Abhängigkeit beider Inductionsreihen von demselben empirisch gegebenen Sein entspringt, so kann man aus ihr keine inhaltliche Abhängigkeit der Sittlichkeit vom Pessimismus ableiten wollen.

Hier entsteht nun aber die Frage, die Rehmke folgendermaßen formulirt:

> Wird aber dann noch zugegeben werden können, und wenn ja, wie stellt es sich heraus, daß sich Hartmann's Sittenlehre auf den Pessimismus gründe? Diese Frage bedarf der Ueberlegung.

Rehmke gibt auf diese Frage die ganz richtige Antwort: Der empirische Pessimismus ist Mitarbeiter, Mitstreiter, Vehikel und motivirende Hülfskraft zur Ueberwindung des der Sittlichkeit im Wege stehenden Egoismus,

d. i. zur Selbstverleugnung; der metaphysische Pessimismus leistet das Nämliche, um den Eigenwillen willig zu machen zur positiven Hingabe seiner selbst an das Absolute und dessen objectiven Zweck. Die Rolle, welche ich dem empirischen Pessimismus zugeschrieben habe, findet Rehmke in der Hauptsache richtig, hingegen diejenige falsch, welche ich dem metaphysischen Pessimismus zugeschrieben habe; dies hängt damit zusammen, daß er in dem empirischen Pessimismus eine richtige Induction aus der Erfahrung, in dem metaphysischen Pessimismus hingegen eine Deduction aus falschen metaphysischen Principien sieht, deren Motivationskraft um so mehr schwinden soll, je schärfer und reiner sie herausgearbeitet wird.

Hierüber können ja die Urtheile auseinandergehen; in zwei Punkten aber gibt Rehmke meine Ansichten ungenau wieder: erstens behauptet er, daß nach meiner Lehre der empirische Pessimismus für sich allein in einem aller sittlichen Triebfedern baren, abstract natürlichen Menschen ausreiche, die Selbstverleugnung zu gebären, und zweitens stellt er die Sache so dar, als ob nach mir der metaphysische Pessimismus einziges und alleiniges Motiv für die Hingabe des Menschen an das Absolute und seine Zwecke sein sollte. Beides ist irrthümlich.

Gäbe es einen Menschen, der aller instinctiven Antriebe zur Sittlichkeit entbehrte, also in moralischer Hinsicht tabula rasa wäre, so räume ich gerne ein, daß der pessimistische Bankerott des Egoismus consequenterweise nur zum Selbstmord (oder auch inconsequenterweise zum Untertauchen in den verachteten Sinnengenuß) führen würde; da es aber einen solchen Menschen nicht gibt, so entbindet der empirische Pessimismus die vorher durch den Egoismus lahm gelegten instinctiven Antriebe zu sittlicher Bethätigung. Es ist also ganz richtig, daß Vorder- und Rückseite der Medaille, d. h. Selbstverleugnung und positiv-sittliche Bethätigung, nur zugleich geprägt werden, wenn auch die theoretische Behandlung sie begrifflich sondern und nacheinander erörtern muß.

In demselben Sinne würde auch der metaphysische Pessimismus für sich allein genommen in seiner praktischen Zulänglichkeit als Motiv der sittlichen Hingabe an den Weltproceß bezweifelt werden können; ich habe ihn aber auch immer nur als das höchste und letzte der sittlichen Motive hingestellt, welches geeignet scheint, die letzten kritischen Einwürfe des radical Bösen gegen die sittlichen Anforderungen theoretisch zu beseitigen und die ganze Summe der übrigen sittlichen Motive und Triebfedern praktisch zu verwerthen oder zum Vorspann zu nehmen. Wäre der metaphysische Pessimismus eine irrthümliche Ansicht, oder wäre er zwar wahr, aber seine praktische Motivationskraft gleich Null, so bliebe davon nicht nur der positive Inhalt der sittlichen Ziele unberührt, sondern es bliebe auch die ganze Summe der übrigen sittlichen Triebfedern in ungeschwächter Kraft bestehen; es würde dann „das Moralprincip der absoluten Teleologie als das des eigenen Wesens" die höchste Spitze bilden und die übrigen Moralprincipien in Dienst zu nehmen haben, sodaß auch in diesem Falle meine Ethik inhaltlich unverändert und ihrer Motivationskraft nach jeder andern mindestens ebenbürtig bliebe. Aus diesem Gesichtspunkte erscheint es als eine Frage von secundärer Bedeutung, ob die kritischen Einwendungen gegen die Wahrheit, beziehungsweise gegen die Motivationskraft des metaphysischen Pessimismus gegründet sind oder nicht.

Wem das Nichts als das Schrecklichste der Schrecken gilt, der wird sich natürlich ebenso sehr gegen den Gedanken eines Erlöschens seiner Individualität im Tode wie gegen den eines Erlöschens des Weltdaseins sträuben; wo der Wille noch zu durstig nach Glück hienieden und nach Seligkeit drüben ist, da wird er die pessimistische Lehre perhorresciren, daß der Einzelne wie das Weltganze höchstens auf Erlösung zu hoffen habe. Die Aussicht auf eine blos negative Erlösung wird also für den noch ungebrochenen Lebenswillen sicherlich kein Motiv werden können, wohl aber für den vom empirischen Pessimismus durchdrungenen Menschen, obschon der Optimist dies nicht begreifen kann. Der empirische Pessimismus bezieht sich auf die Lustbilanz der gesammten empirisch gegebenen Welt, und weckt als solcher im Gemüth das Weltmitleid, d. h. einen Schmerz, der gerade darum so motivationskräftig ist, weil er das Leid der ganzen Welt unmittelbar zu erfassen und zu umspannen glaubt und nicht daran denkt, daß er eigentlich doch blos individueller Schmerz ist; dieses Weltmitleid weckt die Sehnsucht nach Welterlösung, und diese Sehnsucht wird zum Motiv der Hingabe an den teleologischen Weltproceß, insofern in ihm der Weg zur Welterlösung anerkannt wird. Hiernach scheint es so, als ob schon der empirische Pessimismus als Motiv zur positiven Hingabe des Willens genügte; aber dieser Schein trügt, weil der empirische Pessimismus es nur thut unter einer ihn zum metaphysischen Pessimismus umwandelnden Bedingung, nämlich der, daß der Weltproceß der Weg zur Welterlösung ist. Dies ist nur möglich, wenn die Welt Erscheinung eines einheitlichen einzigen Wesens ist, das sie in seine Wesenheit zurücknehmen kann; damit ist aber sofort gesagt, daß dieses Wesen, das Absolute, der einzige Träger und das einzige absolute Subject des Weltdaseins und damit auch des Weltleids sei. Hierdurch gewinnt das instinctive Gefühl einer Einheit, mit dem der Mensch das Weltleid erfaßt und in sich hineinzieht, einen transscendent-realen Grund. So ist durch die bloße Reflexion auf die Phänomenalität der Welt der empirische Pessimismus in den metaphysischen umgeschlagen, ohne daß irgendein neuer Summand oder Factor zur Leidensbilanz hinzuträte, und nur in dieser metaphysischen Transfiguration gewinnt der empirische Pessimismus die Motivationskraft zur Hingabe an das Absolute und seine Ziele im Proceß.

Die Frage, ob das Absolute außer seinem innerweltlichen Leid noch ein außerweltliches zu tragen habe, von dem es bei der Welterlösung mit erlöst werden wolle, ist eine rein theoretische Frage ohne praktische Bedeutung;

denn ein solches außerweltliches Leid des Absoluten ist jedenfalls ein zu abstracter Gedanke, um der Motivation durch das anschaulich gegebene Weltleid, das uns ja auch schon unermeßlich groß gegenübersteht, etwas Nennenswerthes hinzuzufügen. Rehmke's Polemik gegen dies außerweltliche Leid des Absoluten und dessen Motivationskraft schießt darum völlig am Ziele vorbei; es kommt praktisch nur auf das vom absoluten Subject getragene Leid sämmtlicher empirischen Subjecte an, welches eine unabweisbare Consequenz des metaphysischen Monismus ist und von Rehmke vergebens als solche bekämpft wird. Je mehr der empirische Pessimismus einerseits und der metaphysische Monismus andererseits an Boden gewinnen, desto sicherer wird der Sieg desjenigen metaphysischen Pessimismus, von dem hier als Vehikel der Ethik die Rede ist.

Zum Schluß seiner Schrift macht Rehmke den Versuch, den Individual-Eudämonismus auf der Basis des religiösen Bewußtseins der Gotteskindschaft zu retten, nachdem er die Berechtigung des Pessimismus anerkannt hat, jede mögliche andere Glückseligkeit, insbesondere jede Glückseligkeit als Folge einer natürlichen, sittlichen oder religiösen Willensbethätigung zu verneinen. Nach meiner Auffassung bietet das religiöse Bewußtsein keine dauernde und überhaupt keine positive Glückseligkeit, sondern nur eine vorübergehende Contrastbeseligung (im Gegensatz zu der Unseligkeit des mit Gott zerfallenen Bewußtseins) und dauernden, aber eudämonologisch indifferenten Frieden. Rehmke dagegen sucht in dem religiösen Bewußtsein eine positive Glückseligkeit, welche einen Ueberschuß über alles sonstige Leid des Lebens liefert, also die negative Bilanz des Pessimismus in eine positive umkehrt.

Sein Motiv hierzu ist folgendes: Er glaubt nicht an die Möglichkeit eines sittlichen Verhaltens ohne Besitz der Glückseligkeit, weil ihm Verzicht auf Glückseligkeit mit Verzicht auf eigene Persönlichkeit gleichbedeutend dünkt; da er aber andererseits anerkennt, daß ein vermeintlich sittliches Streben, welches die Glückseligkeit als Folge seiner selbst vor sich sieht, eben dadurch pseudomoralisch werde, also aufhöre, sittlich zu sein, so sieht er den einzigen Weg zur Rettung der Sittlichkeit darin, daß die Glückseligkeit vor allem Wollen dem Menschen aus Gnaden geschenkt sei, und daß dieses Geschenk erst das sittliche Verhalten ermögliche. Es ist keinenfalls daran zu denken, daß der Mensch deshalb sittlich handle, um des Gnadengeschenks der Glückseligkeit nicht verlustig zu gehen; denn sonst würde er ebenso in Pseudomoral zurückfallen, als wenn er die Glückseligkeit erst durch sein Handeln zu erreichen trachtete. Er muß also sittlich handeln, zwar aus seinem Gotteskindschaftsbewußtsein heraus, aber ohne Rücksicht auf die Glückseligkeit, die ihm durch dasselbe nebenbei zutheil geworden; dies wird er offenbar nur dann im Stande sein, wenn die Bewahrung der besessenen Glückseligkeit von seinem Handeln unabhängig ist, weil andernfalls das Verlangen nach Behauptung des genossenen Glücks ein noch stärkeres egoistisches Motiv sein würde als die Erlangung eines noch nicht gekosteten.

Wenn Rehmke diese Folgerung gelten läßt, so schneidet er damit den letzten verbindenden Faden zwischen Glückseligkeit und Sittlichkeit durch, gerade so gut wie ich, wenn auch auf andere Weise, und kann dann nicht mehr behaupten, daß die Sittlichkeit bei ihm eine Folge der Glückseligkeit sei; wenn er jene Folgerung nicht gelten läßt, so muß er einräumen, daß der von ihm versuchte Ausweg ihn nicht zum Ziele geführt hat. Ist aber die Sittlichkeit auf alle Fälle außer alle Beziehung zur Glückseligkeit zu rücken, wenn sie reine und echte Sittlichkeit sein soll, so kann auch der Besitz der religiösen Glückseligkeit nicht mehr als Vorbedingung für sittliche Bethätigung gelten, sondern diese muß ebenso unabhängig von religiöser wie von sonst welcher Glückseligkeit gehalten werden, gleichviel ob der Streit um die Positivität der religiösen Beseligung zu bejahendem oder verneinendem Austrag gelangen mag. So ist das Endergebniß der Rehmke'schen Arbeit wesentlich eine Bestätigung meines Standpunktes, theils mit der Absicht des Verfassers, theils gegen dieselbe.

Eduard von Hartmann.

Geographische Zeitschriften und Handbücher.

1. Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik. Unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner herausgegeben von C. Arendts. Dritter Jahrgang. 12 Hefte. Wien, Hartleben. 1881. Gr. 8. 8 M.

Die erfreuliche Thatsache des stetig wachsenden Interesses unserer Nation an dem Fortschritt geographischer und ethnographischer Forschung findet ihr natürliches Spiegelbild in der Vermehrung und der immer weitern Verbreitung geographischer Zeitschriften.

Die zu verdientem Weltruf gelangten Petermann'schen „Mittheilungen" liefern uns allmonatlich aufs rascheste und vor allem aufs beste durch unvergleichlich schöne Karten illustrirt den Schatz neuester Erweiterung der Länderkenntniß. Kettler's „Zeitschrift für wissenschaftliche Geographie" strebt mehr danach, in ihren Zweimonatsheften allgemeinere wissenschaftliche Ergebnisse erd- und völkerkundlicher Forschung vorzulegen, und zwar gleichfalls mit Kartenzugabe. Für „Schulgeographie" haben wir eine eigene, von Professor Seibert in Bregenz herausgegebene Zeitschrift, der man recht lebhafte Theilnahme auch in solchen Lehrercollegien wünschen muß, wo vorläufig die Erdkunde noch die traurige Rolle des Aschenbrödels im Märchen spielt. „Globus" sorgt jede Woche für geographische Unterhaltung, bringt vorzügliche Holzschnittbilder und berücksichtigt in oft recht

werthvollen Originalaufsätzen namentlich auch die Völkerkunde; in ähnlicher Weise sind die gelben Monatshefte „Aus allen Welttheilen“ gehalten, nur daß sie, statt fremden Ländern und Völkern den Vorzug zu geben, wie die meisten andern verwandten Zeitschriften, ein schönes Gleichmaß einhalten, zugleich unterhalten und unterrichten, der deutschen Heimat wie der allgemeinen Erdkunde möglichst gleichmäßig neben der außerdeutschen Länder- und Völkerkunde gerecht werdend.

Die „Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik“ stellt sich, wie schon ihr Name beweist, ungefähr dieselbe Aufgabe wie die letzterwähnte Monatsschrift, und sowol nach dem uns hier vorliegenden dritten Jahrgang als nach der Bekanntschaft mit ihren frühern und spätern Leistungen zu schließen, erfüllt sie ihre Aufgabe in recht anerkennenswerther Weise. Von den allgemeinen Grundlehren der Wissenschaft von der Erde bis herab in die statistischen Aufschlüsse der neuesten Zeit über das Leben der Culturvölker läßt sie nichts unbeachtet, was in ihren weiten Rahmen fällt und nicht rein fachmännisches Interesse angeht. Sowol der frühere Herausgeber, C. Arendts, als der jetzige, Dr. Umlauft, haben es sich mit Erfolg angelegen sein lassen, tüchtige Mitarbeiter für die so verschiedenartigen Zweige der Geographie und Statistik zu gewinnen. Die eingedruckten Holzschnittbilder sind in der Regel verläßlich, nicht Phantasiegemälde wie in so manchen neuern Reisewerken, und auch gute Kartenbeilagen fehlen nicht.

Demnach dürfte diese gehaltreiche Monatsschrift für die weitesten Leserkreise ganz besonders zu empfehlen sein. Billig und gut verfolgt sie den Grundsatz: „Wer vieles bringt, wird jedem etwas bringen.“

2. Adrian Balbi's allgemeine Erdbeschreibung. Ein Hausbuch des geographischen Wissens für die Bedürfnisse aller Gebildeten. Siebente Auflage. Vollkommen neu bearbeitet von Joseph Chavanne. Mit 400 Illustrationen und 150 Karten. Wien, Hartleben. 1882. Gr. 8. In Lieferungen zu 75 Pf.

Der eben besprochenen „Rundschau“ schließt sich die Besprechung der Balbi'schen „Erdbeschreibung“ passend an. Auch sie sieht es nicht auf Flitterglanz in Bildwerk und Darstellung ab, erfüllt aber um so ehrlicher ihren Beruf: ein „Hausbuch“ für die gebildeten Stände zu sein.

Wie die Auflageziffer beweist, hat sich das Werk seit seinem längern Bestehen der Freunde schon gar viele erworben. Gegenwärtig erscheint es aber in einem so völlig neuen, den Fortschritten jüngster Entdeckungsthaten angepaßten Form, daß es nunmehr mit den besten geographischen Handbüchern populärer Bestimmung rühmlichst wetteifern darf. Es ist vor allem kein kritiklos zusammengeschriebenes Machwerk, wie so manches andere marktschreierisch angebotene und daher bedauerlich vielgekaufte geographische Handbuch; es vermengt auch nicht widersinnig die miteinander ganz unverträglichen Zwecke eines elementaren Lehrbuchs, eines fachmännischen Hilfsmittels und eines allgemein zu benutzenden Nachschlagebuchs. Es will eben nur ein „Hausbuch“ sein, dies aber in der vollen Bedeutung des Worts.

In der ausführlichen Einleitung über die Erde als Weltkörper und die allgemeine Naturbeschaffenheit der Erde erkennt man auf jeder Seite den gewiegten Sachkenner, der selbst schwierigere Lehren mit Beihülfe trefflicher Bildveranschaulichung dem Laien gründlich und klar auseinanderzusetzen versteht. Außerdem enthalten die bis jetzt vorliegenden Lieferungen die Uebersicht über die physische Landeskunde von Europa und im besondern von Deutschland, sodann eine detaillirte Schilderung des Deutschen Reichs nach seinen einzelnen Staatsgebieten in topographisch-statistischer Beziehung.

Wir dürfen von einem so ausgezeichneten Geographen wie Joseph Chavanne gewiß erwarten, daß dieses Handbuch auch in den weitern Lieferungen so befriedigend wie in den bisherigen den Ansprüchen des deutschen Volks an ein geschmackvolles Lese- und zuverlässiges Nachschlagebuch der gesammten Erdbeschreibung entsprechen werde.

3. Die Erde und ihr organisches Leben. Ein geographisches Hausbuch von Klein und Thomé. Seitenstück zu Hellwald's Erde und ihre Völker. Zwei Bände. Stuttgart, Spemann. 1880—81. Gr. 8. 28 M.

Also abermals ein „geographisches Hausbuch“, aber eins von ganz anderer Art! Kein Handbuch im Sinn eines Nachschlagebuchs über Topographisches oder Statistisches, sondern ein in edlem Stil gehaltenes Lesebuch über die Natur unsers Planeten.

Der erste der beiden Bände, von dem auf astronomischem und meteorologischem Gebiet durch namhafte Forschungen bekannten Dr. Klein verfaßt, entrollt in sorgfältig ausgeführten Schilderungen, welche auch dem ursächlichen Verhalt, soweit als es einem gemeinverständlichen Werk erlaubt ist, echt wissenschaftlich nachgehen, ein Gemälde des anorganischen Erdkörpers. In dem zweiten Bande zeichnet Dr. Thomé, mit tüchtigen botanisch-zoologischen Fachkenntnissen zu dem schwierigen Unternehmen wohlgerüstet, das Bild der Belebung der einzelnen Länder- und Meeresräume. Wir erhalten so eine mit recht hübschen Illustrationen geschmückte Pflanzen- und Thiergeographie weitesten Umfangs, dabei keine wüste Compilation vorhandener Werke über diesen Gegenstand, keine Zahlen- und Namenlisten, vielmehr eine künstlerische Verarbeitung des Doppelstoffs nach natürlicher Anordnung auf dem Hintergrunde der jedesmaligen Landschaft.

Alfred Kirchhoff.

Naturwissenschaftliche Rundschau.

1. Die moderne Meteorologie. Sechs Vorlesungen, gehalten auf Veranlassung der meteorologischen Gesellschaft zu London von R. J. Mann, J. K. Laugthon, R. Strachan, W. C. Ley, G. J. Symons und R. H. Scott. Deutsche Originalausgabe. Mit zwei farbigen Tafeln. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. 1882. Gr. 8. 4 M. 60 Pf.

Wo gibt es jemanden, den nicht das Wetter interessirt? Wird doch unter dieser stillschweigenden Voraussetzung selbst mit Unbekannten die Unterhaltung durch ein Gespräch über das Wetter eingeleitet. Das Wetter interessirt jedermann, weil es alle in der Atmosphäre erfolgenden physikalischen Veränderungen in sich begreift uns mithin im eigentlichsten Sinne des Wortes allseitig afficirt, etwa wie den Fisch die physikalischen Veränderungen seines Lebenselements, des Wassers. Und weil dies der Fall ist, reicht die allerdings nur oberflächliche Beobachtung der Atmosphäre sowie der in ihr sich ereignenden Veränderungen und Erscheinungen weit zurück in das Alterthum. Schon Aristoteles behandelt in seiner „Meteorologie" die hiehergehörigen Materien, und überdies noch mancherlei anderes, besonders die Meteore: das sind bei ihm „alle Dinge über der Erde". Und auch schon in den „Wolken" von Aristophanes werden die Wetterpropheten verspottet. Die Grundlagen und Hülfsmittel der Meteorologie verbesserten sich nur langsam im Laufe der Zeit mit den Fortschritten der Physik, deren Gesetze und Behelfe dort Anwendung finden. Die werthvollsten Beobachtungsmittel erwuchsen jedoch der Witterungskunde erst vor nahe dritthalbhundert Jahren mit der Erfindung des Thermo- und Barometers. Von da an entwickelte sich nach und nach die Meteorologie, zuerst mittels vereinzelter, jedoch regelmäßiger localer Beobachtungen an den genannten und auch andern, später erfundenen Instrumenten; dann auf Alexander von Humboldt's Betreiben mittels vereinbarter gleichzeitiger und periodischer Beobachtungen in einem Netze meteorologischer Stationen, das sich endlich zu einem Weltnetze ausdehnte. Dazu kam noch vor etwa 30 Jahren die telegraphische Uebermittelung meteorologischer Beobachtungen nach bestimmten Centralanstalten und die vergleichende Zusammenstellung dieser Beobachtungen mittels synoptischer Karten sowie deren Veröffentlichung in der Tagespresse. Von da an datirt die „moderne Meteorologie", welche nunmehr, auf Grund jener Wetterkarten, einen Gesammtblick über die das Wetter bestimmenden Factoren, mithin auch ein besseres Verständniß der letztern gewann.

Mit diesem neuen Stande der Meteorologie wollen die vorliegenden Vorlesungen das größere Publikum bekannt machen, und dabei auch die historische Seite des Gegenstandes sowie die ältere Witterungskunde berücksichtigen. Die Einleitung hierzu bietet der erste Vortrag von R. J. Mann, welcher als Grundlage der folgenden Vorlesungen die physikalischen Eigenschaften der Atmosphäre behandelt. Ueber die Vertheilung und Veränderung der Lufttemperatur belehrt uns J. K. Laughton, worauf R. Strachan über den Luftdruck, seine Veränderungen und über die damit zusammenhängenden Erscheinungen des Windes spricht. Hier sind wir bei einem der wichtigsten Punkte der jetzigen Meteorologie angelangt. Diese hat bekanntlich, auf Grund der inductiven Erfahrung, den Haupteinfluß der Windrichtung auf die Veränderungen des Wetters dargethan. Und weil die Richtung der Luftströmung wieder von der Vertheilung des Luftdrucks abhängt, indem die Luft von den Orten höhern Luftdrucks nach jenen des niedern hinströmt, so ist es von hoher Wichtigkeit, die Gesetze aufzusuchen, nach welchen die Vertheilung und Veränderungen des Luftdrucks erfolgen. Dies ist ein Hauptproblem der modernen Meteorologie, von dessen Lösung auch zum Theil die Prognose des Wetters abhängt.

Als vierter im Bunde der Vortragenden tritt der Wolkenkenner W. C. Ley auf; er macht uns nicht nur auf die Hauptformen der Wolken aufmerksam, sondern lehrt uns auch in interessanter Weise ihre Gestalt, Farbe u. s. w. als Wetterzeichen benutzen. Hierauf spricht G. J. Symons über die Hydrometeore (Regen, Schnee, Hagel u. s. w.), worauf Scott mit einem Vortrage über das Wesen der Witterungskunde das sehr lehrreiche Buch schließt.

2. Die Erdbebentheorie Rudolf Falb's und ihre wissenschaftliche Grundlage, kritisch erörtert von R. Hoernes. Mit fünf Abbildungen. Wien, Brockhausen u. Bräuer. 1881. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Am 7. Februar 1868 kam der Mond der Erde ungewöhnlich nahe; Rudolf Falb sagte damals voraus, daß infolge dessen die Gravitationswirkung des Mondes auf die Erde bei den Fluten des Meeres sich stärker als sonst äußern und daher Hochfluten eintreten würden. In der That kam es so; aber auch viele Erdbeben, besonders am Mittelrhein, wurden von jenem Tage gemeldet. Dies veranlaßte Rudolf Falb zur Aufstellung seiner Erdbebentheorie, nach welcher die Gravitation des Mondes dazu mitwirken soll, daß Theile des flüssigen Erdinnern durch Spalten sich der Erdoberfläche nähern. In jenen natürlichen Kanälen beginnen die feuerflüssigen Massen zu erstarren, wodurch Gasexplosionen oder unterirdische vulkanische Eruptionen entstehen, welche jene Erderschütterungen erzeugen, die man Erdbeben nennt. Schon früher (1854) hatte Alexis Perrey in Dijon (und auch er war nicht der erste) auf Grund vergleichender Studien des Mondstandes mit Tausenden von Erdbeben behauptet, daß die letztern infolge einer Art von Ebbe und Flut des flüssigen Erdinnern auftreten. Da jedoch ein directes Anstoßen des Erdinnern an die Erdrinde gewichtigen Einwürfen begegnet, so modificirte Falb die Hypothese von der Flut des flüssigen Erdkerns in oben angedeuteter Weise. Durch po-

puläre Schriften und Vorträge gewann er seiner Ansicht über die Ursache des Erdbebens viele Freunde im großen Publikum — aber keineswegs bei den Fachmännern, welche, gestützt auf vielseitige Beobachtungen, nicht wie Falb nur eine einzige Ursache für die Erdbeben, sondern dreierlei Ursachen annehmen und danach die Erdbeben benennen, und zwar für Höhlendistricte (z. B. in dem Karstgebiete) die seltenen unterirdischen Einsturzbeben, dann locale vulkanische Erdbeben, und endlich allgemeine Dislocations-Stauungs- oder tektonische Erdbeben. Die letztern erklären sich aus den neuern Ansichten über die Entstehung der Gebirge durch Verkleinerung des Volumens der Erde infolge ihrer Abkühlung. Bei dieser Zusammenziehung der Erde entstehen Runzelungen, d. h. die Kettengebirge. Da diese Faltungen bei der fortwährenden Abkühlung der Erde ebenfalls andauern, so ergeben sich Stauungen und daher auch Zerreißungen, Zerbrechungen, Rutschungen, Verschiebungen, Zuckungen u. dgl. m., welche ein Beben der Erde bewirken. Zu diesen Dislocations-Stauungs- oder tektonischen Erdbeben gehören die meisten und stärksten der stattfindenden Erdbeben.

Wie sich zeigt, findet die Falb'sche Erdbebenlehre unter den von den ersten Geologen der Neuzeit aufgestellten Ansichten über die Ursachen des Erdbebens keinen Platz. In dem vorliegenden Büchlein führt Hoernes — einer der vielen österreichischen Geologen, welche jüngst die Erdbeben eingehend und gründlich studirt haben — des Weitern aus, warum Falb's Meinung über die Ursache der Erdbeben bei den Fachmännern keinen Eingang finden konnte. Er beginnt seine Polemik damit, daß er die gewichtigen Bedenken der Neuzeit gegen ein glühend flüssiges Erdinnere anführt, und dadurch mindestens den Boden für die Flut-Hypothesen eines geschmolzenen Erdkerns erschüttert. Er zeigt dann, daß der Mond, selbst wenn das Erdinnere als tropfbar flüssig angenommen würde, keine Flutphänomene hervorrufen könnte, und daß auch die Erdbebenstatistik für die Falb'sche Theorie keinen Beweis liefert. Es folgt hierauf eine Prüfung der mit den Erdbeben verbundenen Thatsachen, welche zu der Annahme verschiedener Ursachen für dieselben führt. Zu diesen Ursachen gehört auch die Contraction des Erdinnern, wodurch die Rindenfaltungen und „Stauungsbeben" (Heim) entstehen. Da die letztern am häufigsten auftreten, so werden sie etwas eingehender besprochen.

Das Hoernes'sche Büchlein vermittelt recht gut einen Einblick in den dermaligen Stand der Erdbebenfrage, und der polemische Ton verleiht dem Ganzen etwas Pikantes. Indessen hätten wir gern auf gewisse Unhöflichkeiten (z. B. „wissenschaftlichen Humbug" u. dgl. m.) verzichtet. Und dies um so mehr, als Hoernes selbst sagt, Falb sei „von der Richtigkeit seiner Ansichten durchdrungen". Der gereizte Ton mag von einer gewissen Suffisance in den Falb'schen Schriften herrühren, aber eine ritterlich geführte Klinge steht dem Gegner in jedem Falle wohl an, auch wenn der andere Theil etwas unschicklich aufgetreten sein sollte.

3. Der Boden der Hauptstädte Europas. Geologische Studie von Felix Karrer. Mit 22 in den Text eingedruckten geologischen Profilen und einem Titelbilde. Wien, Hölder. 1881. Gr. 8. 2 M.

Die vielseitigsten Studien werden in neuerer Zeit zu Gunsten der öffentlichen Gesundheitspflege in dankenswerther Weise unternommen, und die Hygiene entfaltet sich vielzweigig nach allen Richtungen. Auch das vorliegende Heftchen widmet seinen reichen und gewichtigen Inhalt der Frage, was mit Hinsicht auf die Beschaffenheit des Bodens der europäischen Hauptstädte — Wien, Paris, London, Brüssel, Berlin, Petersburg und Rom — in Bezug auf die Verbesserung des öffentlichen Gesundheitszustandes bereits geschehen sei, und was noch in Zukunft hierfür zu thun übrig bleibe. Zu diesem Zweck bringt die vorliegende Schrift, unter Zugrundelegung der besten Originalarbeiten, bezüglich der obengenannten Hauptstädte zunächst eine Skizze über die Zusammensetzung und Gestaltung des Bodens ihrer weitern Umgebung, dann ein Bild des Untergrundes jener Städte, und hierauf Andeutungen über den Einfluß der Verhältnisse des Bodens auf die Gesundheit der Bewohner. Ueberdies ist bei den obengenannten Städten angegeben, in welcher Weise sie sich derzeit mit Trinkwasser versorgen, nebst Notizen in dieser Richtung bezüglich früherer Zeiten. Das ebenso faßlich wie anziehend geschriebene Heftchen unterstützt seinen Vortrag durch 22 dem Text beigedruckte geologische Profile und durch ein Titelbild, welches das Becken von Wien zur Anschauung bringt.

Eine neue Uebersetzung des Camoens.

Luis' de Camoens sämmtliche Gedichte. Zum ersten male deutsch von Wilhelm Storck. Dritter Band: Buch der Elegien, Sestinen, Oden und Octaven. Nebst einer Beilage: Camoens in Deutschland. Paderborn, F. Schöningh. 1881. 8. 6 M.

Wir haben schon bei Besprechung der ersten beiden Bände dieser verdienstvollen Arbeit die Schwierigkeiten der Aufgabe und die große Sachkenntniß und poetische Sprachgewandtheit des Autors zu würdigen gesucht. Wir glauben dabei auch betont zu haben, daß wir bei der überquellenden Reimfülle des portugiesischen Originals dem Uebersetzer in höherm Grade, als er darauf Anspruch erhoben hat, das Recht zugestehen, die Fesseln, welche der Portugiese sich anlegte, seinerseits hier und da abzustreifen, um dafür einen um so deutscher anmuthenden Fluß der Sprache zu ermöglichen. In dieser Auffassung

begegnen wir uns unter andern mit dem Freiherrn S. von Seckendorf, einem Uebersetzer, der vor 100 Jahren mit allerdings unzureichender Fertigkeit Einzelnes von Camoens übersetzte, und der manche Freiheiten, die er sich nehmen mußte, mit den Worten entschuldigte: „Mich dünkt, der Uebersetzer habe genug geliefert, wenn er den Sinn des Stücks in dem nämlichen Tone und mit einer dem Original ähnlichen Leichtigkeit vorträgt und dem Leser, soweit es sich thun läßt, wenigstens keine Hauptschönheit entwendet." Seitdem hat einerseits unsere Sprache sich in hohem Grade bereichert, andererseits ist das Uebersetzen immer mehr zu einer auch von selbstschöpferischen Dichtern mit Liebe gepflegten Kunst geworden, und so unternahm es Donner vor jetzt 50 Jahren „Die Lusiade, deutsch in der Versart der portugiesischen Urschrift" zu übertragen, wobei er freilich sagt: „Es galt hier den Versuch, die Grundsätze, welche der Verdeutscher bei alten Classikern befolgt, auf Werke der Neuern zu übertragen. Sie heißen: Treue nach Wort und Geist, nach Form und Gehalt, die keine Zuthat oder Verringerung duldet, daß der eigenthümliche Ton des Urbildes lebendig wiedertöne vom Nachbild im gemessensten Silbenfall." Man wird beachten, daß „eine dem Original ähnliche Leichtigkeit des Vortrags" nicht mehr wie bei Seckendorf als ein Haupterforderniß einer guten Uebersetzung bezeichnet wird, und in der That ist sie mit unbedingter „Treue der Form" und mit „gemessenstem Silbenfall" nur selten vereinbar. Wilhelm Storck hat dennoch jene, in der Uebersetzung erhebliche Schwierigkeiten bietenden Formeigenheiten festhalten zu sollen geglaubt, und in dem Vorwort betont er dies ausdrücklich mit den Worten: „Daß die Uebersetzung in der Form, Strophenbau und Reimstellung überall mit dem Original übereinstimme, bedarf für den Kenner nicht der Erwähnung."

Was er innerhalb dieser Grenzen geleistet hat, verdient auch diesmal die höchste Anerkennung. Der Raum fehlt für mehr als einige bruchstückweise Proben:

Berghöhn und Wiesenmatten
Sind frei von Schnee; bald stehn im laub'gen Kleide
Die Bäum' und geben Schatten;
Aufs neu ergrünt die Weide,
Und bunte Blumen nimmt sie zum Geschmeide.

Westlüfte wehen leise,
Gott Amor spitzt zum Kampf die Pfeile wieder;
Sanft mischt sich Proknes Weise
In Philomelens Lieder;
Zur Erde blickt verliebt der Himmel nieder.

Zu Spiel und Tanze schreitet
Im Nymphenschwarm die Göttin von Kythere;
Vom Schwesterpaar begleitet,
Daß sie die Lust vermehre,
Kommt unverhüllt Pasithea, die Hehre.

Vulcanus läßt dem Schlote
Der schmiedenden Cyklopen Rauch entsteigen;
Und Blumen, weiß' und rothe,
Pflückt froh der Nymphen Reigen,
Die leichtgeschürzt zum Wiesengrund sich neigen. . . .

Oder aus der „Verkehrten Welt":

Wer kann hienieden solche Ruh' bewahren,
Wer ist so klug und so gedankenkühl,
Wer so besonnen auch und so erfahren,
Kurz, wer so ohne menschliches Gefühl,
Daß heimlich Thun und öffentlich Gebaren
Ihm Herz und Sinn nicht machte schwer und schwül
Und sein Verstand ihm bliebe sonder Irrung,
Sieht und erwägt er dieser Welt Verwirrung?

Und endlich aus der Elegie „Im fremden Lande" zwei Verse, die wol zwar nicht die Leichtigkeit des Vortrags erreichen, welche das Original auszeichnet, aber in immerhin bewunderuswürdiger Gedrängtheit seinen Sinn wiedergeben:

Dann stellt, geweckt vom Bilde des Alciden,
Antäus' Riesenkraft dem Blick sich dar,
Dem größre, fiel zur Erd' er, war beschieden;

Bis einst der Heldenarme mächt'ges Paar
Hob und zerdrückte dort den Ungeschlachten,
Wo ihm versagt der Mutter Hülfe war.

Misverständlicher wird man Wendungen wie folgende finden — wiederum aus der „Verkehrten Welt":

Von jenem schweig' ich, den zu nächt'ger Stunde
Aufweckt die Gunst des Fürsten, dem er fröhnt,
Deß Herz das Lüftchen nährt, das ungesunde,
Das manchen schon geknechtet und verhöhnt.

Ebenso aus der im übrigen schwunghaft gelungenen Uebertragung der großartigen Elegie „Am Charfreitag":

Wie habt ihr stets, Abwegen zugewandt,
Gottes Gesetz verschmäht, in feigem Schwanken,
Zu Berg und Thal, an Fluß und Bach verbannt!

Oder:

Ihr Pflanzen, Bäum' und Thier' in Flur und Hain,
Ist's möglich, daß der Schmerz euch nicht zerflösse,
Wo die Natur mitfühlend weint vor Pein?

Endlich aus dem Gedicht auf Silveira's Tod:

Doch wenn Natur den Menschen nicht verleiht,
Mit Blut und Stande Herz und Geist zu erben,
So stehn sie feige stets in Kampf und Streit.

Alle diese Ausstellungen sind unerheblich, ebenso wie die Verwendung von Worten wie „der Duft, das Beschwer, verkranken, allwenn" u. s. w. Sie schmälern nicht die hohe Summe des Genusses, welchen diese fleißige, sachkundige und dabei in ungewöhnlichem Grade dichterisch ansprechende Verdeutschung des großen portugiesischen Poeten zu bereiten vermag.

Robert Waldmüller.

Feuilleton.

Ausländische Literatur.

Die Sammlung der „English Men of Letters“ hat in jüngster Zeit abermals einen Zuwachs erhalten, und zwar sind es zwei der bedeutendsten Namen in der englischen Literatur, die an die Reihe gekommen: „Gray“ von Edmund W. Gosse, dessen Leistung so vorzüglich ist, daß die „Saturday Review“ sie nicht blos den Verehrern dieses Dichters, sondern auch denen empfiehlt, welche die englische Poesie des 18. Jahrhunderts überhaupt studiren wollen; und „Swift“ von Leslie Stephen. Auch letztere Arbeit wird als tüchtige Leistung gerühmt, nur stehe der kritische Theil dem biographischen an Vorzügen nach, da es dem Verfasser an hinreichendem Sinn für Swift's Humor gebreche.

Im Anschluß an diese beiden biographisch-literarhistorischen Erscheinungen sei zugleich das von Sidney Colvin angeordnete und herausgegebene Werk „Selections from the writings of Walter Savage Landor“ angezeigt. Ueber den diesem hochbedeutenden Prosaiker und Dichter von demselben Verfasser gewidmeten Band obiger Sammlung haben wir erst kürzlich berichtet; jetzt hat er die Auswahl aus Landor's Werken nachfolgen lassen, die allen Verehrern desselben, die nicht in der Lage sind, seine sämmtlichen Werke selbst sich anzuschaffen, bestens empfohlen werden kann.

— Das Sammelwerk „Philosophical Classics“ hat eine ansehnliche Bereicherung durch Robert Adamson's „Fichte“ erfahren. Ein neuer Beweis, wie man sich jenseit des Kanals immer mehr in die deutsche Philosophie vertieft und sie zu pflegen beginnt. Auch den unlängst über Kant erschienenen Schriften reiht sich schon wieder ein neues Werk an. Es ist „The Life of Immanuel Kant“ von J. H. W. Stuckenberg, wol die erste ausführliche Biographie des königsberger Philosophen, nicht blos in England, sondern selbst in Deutschland. Sie liest sich sehr gut und stellt ihren Helden in mancher Hinsicht, wiewol nicht in der Weise, wie es E. von Hartmann versucht hat, mit Schopenhauer in Parallele. Der Verfasser war ehemals Professor am Wittenberg College, Ohio.

— Von den neuesten poetischen Erscheinungen Englands sei die Dichtung „Helen of Troy“ von dem Homer-Uebersetzer A. Lang, und ganz besonders „Ballads and Sonnets“ von dem nun verstorbenen Dante Gabriel Rosetti erwähnt. Lang versucht es in seiner Dichtung, die Helena als gänzlich unschuldig darzustellen, und seine Ausführung verdient jedenfalls großes Lob. Das zweite Dichterwerk ist die letzte, kurz vor dem Tode Rossetti's erschienene, auch in die Tauchnitz'sche Ausgabe aufgenommene Sammlung seiner neuesten Gedichte, unter denen sich einige befinden, die zu den schönsten Balladen in der englischen Literatur gehören. Ganz besonders müssen wir „The King's Tragedy“ rühmen, welche die Ermordung Jakob's I. von Schottland in meisterhaft volksthümlicher Weise erzählt. Doch stehen dieser auch die ersten zwei: „Rose Mary“ und „The white Ship“, um wenig nach, und es hängt wol nur vom Geschmack des Lesers ab, welcher er die Palme zuerkennt. Unter den Sonetten werden diejenigen, welche englischen Dichtergrößen gewidmet sind, vielleicht am meisten anziehen, doch sind auch die übrigen oft von vollendeter Schönheit. Der Tauchnitz'schen Ausgabe ist außerdem noch ein von F. Hueffer verfaßtes interessantes Memoire des Dichters vorangeschickt. Der frühe Tod dieses hochbegabten Mannes, der ebenso bedeutend als Dichter wie als Maler war — er hatte erst das vierundfunfzigste Jahr erreicht — ist tief zu beklagen.

— Als recht brauchbares und zuverlässiges Compendium der neuesten französischen Literatur können wir die bei L. Ehlermann in Dresden erschienenen „Aperçus sur la Littérature française du XIX^{e} siècle depuis le premier empire jusqu'à nos jours“ von Paul Antoine empfehlen. Die Schriftsteller sind unter den Rubriken „Poésie lyrique“, „Histoire“, Memoires“, „Théâtre“, „Roman“ u. s. w. aufgeführt, was freilich das Misliche hat, daß sie zu verschiedenen malen vorkommen. Besser wäre wol eine alphabetische Anordnung gewesen. Der Anhang enthält eine Auswahl der dem Geschmack des Verfassers nach schönsten lyrischen Dichtungen des 19. Jahrhunderts, und man wird seinen Geschmack kaum tadeln können. Den Schluß bildet ein gutes Inhaltsverzeichniß, das freilich besser den Anfang gebildet hätte.

Theater und Musik.

Am dresdener Hoftheater ist ein neues Lustspiel von Wilhelm Jordan: „Sein Zwillingsbruder“, in Scene gegangen. Es ist jedenfalls ein Verdienst des Dichters, daß er das stilvolle poetische Lustspiel pflegt in einer Zeit, in welcher sonst das stillose Lustspiel die Bühne beherrscht. Nur scheint uns bei der Wahl seiner Stoffe der Rückfall in die Romantik und die Anlehnung an spanische Muster nicht zu billigen. Die Heldin des neuen Stücks, Bianca, ist halb Donna Diana, halb Turandot, obschon sie mit ihren doppeldeutigen Räthseln wenig Glück hat; ebenso wie in „Donna Diana“ geht eine Nebenhandlung, die zwischen dem berathenden Perez und seiner Geliebten Ines spielt, eine um einen Ton tiefer gegriffene Parallelhandlung, der Hauptaction zur Seite. Die Verkleidungen und Maskeraden spielen eine wichtige Rolle in dem Stücke: den Ueberraschungen wird aber meistens die Spitze abgebrochen durch vorausgehende Verräthereien, und so kommt es nirgends zu einer dramatischen oder auch nur theatralischen Wirkung. Das Hauptmotiv ist, daß der Freiwerber um die Hand der schönen Bianca zuerst in gehässiger Maskirung erscheint, während er seinen wahren Namen führt, dann aber als sein eigener Zwillingsbruder in wahrer Gestalt, als ein liebenswürdiger Troubadour. Er will die Geliebte prüfen, ob sie mehr auf Rang und Stand, oder auf die Vorzüge der Persönlichkeit sieht, ob sie ihn um seiner selbst willen liebt, oder nur seiner hohen Stellung wegen und aus Rücksichten, welche das Staatswohl verlangt. Natürlich siegt die echte und wahre Liebe. Einzelne Verse, besonders der Hymnus in achtfüßigen Trochäen, den Alfons als Troubadour singt, sind dichterisch sehr schön; doch die Schwelgerei in den verschiedensten Rhythmen erinnert allzu sehr an den dramatischen Verscarneval, unter dem der einheitliche dramatische Ton leidet.

— Ernst von Wildenbruch's Drama „Opfer um Opfer“ ist nun auch am berliner Hoftheater mit einem guten, doch nicht ganz unbestrittenen Erfolg gegeben worden. Die Urtheile der Kritik gehen ziemlich weit auseinander, doch geht aus allem hervor, daß das moderne Drama kaum der Boden ist, auf welchem Wildenbruch's Lorbern blühen.

— Das Schauspiel von E. Pailleron: „Die Welt, in der man sich langweilt“, macht gegenwärtig die Runde über die deutschen Bühnen: es ist ein feines Stück, frei von jedem pariser Hautgout, aber leider mehr ein Conglomerat pikanter und larmoyanter Scenen als ein dramatischer Organismus mit ineinandergreifender Handlung. Mit treffender Satire wird der akademische Salon geschildert, in welchem die Frauen wirkliche oder vermeintliche Größen der Gelehrsamkeit mit dithyrambischer Bewunderung und Hingebung umschwärmen. Dabei ist hier der Boden für Candidaturen und Stellenjägerei jeder Art: die vor-

nehmen Damen protegiren die Talente oder vielmehr die Habitués ihrer Salons. An ihren Lieblingen aber hängen sie mit jener Anbetung, wie sie viele Frauen zu allen Zeiten den Aposteln, aber auch den Mystagogen geschenkt haben. Der Frauenprofessor mit seiner anmuthigen Suade ist vortrefflich gezeichnet. In diese selbstgenügsame Welt, in der die Damen mit Hegel und Schopenhauer um sich werfen, zum sichern Beweis, daß sie die „Revue des deux mondes“ studirt haben, tritt nun die muntere Frau eines Unterpräfecten, der hier auch Carrière machen will, und persiflirt die Airs der femmes savantes in ergötzlicher Weise. Ein Dichter liest in einem Salon im Hintergrunde ein Trauerspiel vor, von dem man, so oft die Thüre aufgeht, einige Kraftphrasen vernimmt, was auf dem Theater einen sehr komischen Eindruck macht. Für diese ganze Genremalerei mit ihren feinen Cabinetsstücken fehlt indeß der durchgehende Faden. Die Carrièremacher werden am Schlusse nur einfach damit abgetrumpft, daß der kranke Gelehrte, auf dessen Professur sie speculiren, ihnen nicht den Gefallen thut zu sterben. Die Haupthandlung spielt sich in Liebes- und Eifersuchtsscenen zwischen dem Sohne des Hauses und einem dort aufgenommenen Mädchen ab und gipfelt in einer großen, sehr ernstgemeinten Rührscene, zu welcher wol mehr als die innere Nothwendigkeit der dramatischen Entwickelung die Ueberlieferungen der comédie larmoyante den Dichter veranlaßten.

— Am pariser Vaudevilletheater ist das neue Stück von Sardou: „Fedora“ mit großem Erfolg zur Aufführung gekommen. Es ist eins jener Sensationsstücke, in denen die Bühnenroutine dieses Autors glänzt, obgleich wir ihm lieber auf dem Gebiete der heitern Lustspielmuse begegnen. Das Stück beginnt, im Widerspruch mit einem berechtigten dramatischen Grundgesetz, mit einer geheimnißvollen That: in der allmählichen Enthüllung derselben und in ihren Folgen besteht das spannende Interesse des Stücks. Der Geliebte einer russischen Dame, Wladimir Gerischkin, wankt im ersten Acte, tödlich getroffen, auf die Bühne. Ein Verdacht fällt auf den Grafen Boris Iganoff, der in Paris weilt. Fedora eilt dorthin, um den Bräutigam zu rächen, indem sie den Grafen Iganoff umgarnt und zum Geständniß zu bringen sucht. In der That läßt er sich dazu verleiten, und Feodora berichtet augenblicklich an die Polizei in Petersburg, welche Iganoff's Güter confiscirt und seine Familie ins Elend stürzt. Iganoff wird zum Tode verurtheilt. Fedora hat in der Ueberzeugung gehandelt, er sei ein Nihilist und habe den Mord aus politischen Gründen vollbracht. Zu spät erfährt sie nun von ihm, daß er Wladimir getödtet habe, um seine Ehre zu rächen, da dieser mit seiner Frau ein sträfliches Verhältniß gehabt. Jetzt ist Fedora außer sich, sie liebt Iganoff und hat ihn zu Grunde gerichtet. Dieser wüthet gegen die Spione und Denuncianten. Endlich findet sie den Muth, zu gestehen, daß sie den Bericht nach Petersburg abgesendet hat; er will sie umbringen, doch sie vergiftet sich selbst. Crasse Sensationsdramatik, die an einem Faden von lauter Misverständnissen verläuft.

Aus der Schriftstellerwelt.

In Cannes starb am 6. December Louis Blanc, der als Historiker, so wenig seine Geschichtschreibung auf Objectivität Anspruch machen kann, doch gerade durch die Lebendigkeit und Schärfe, welche die von ihm hervorgekehrten Tendenzen seiner ganzen Darstellungsweise geben, eine eigenartige Stellung einnimmt. Er wurde geboren als Sohn eines französischen Beamten am 29. October 1811 in Madrid, studirte seit 1830 in Paris, war 1836—38 Redacteur des Journals „Le bon sens“. Dann gründete er „La Revue du progrès“ mit stark socialistischer Färbung; sie brachte einen Plan der Organisation der Arbeit. Wie Proudhon erklärte er sich gegen die Concurrenz, verlangte ein solidarisches Verhältniß der Einzelnen zum Staate, der jedem geben sollte, was er nöthig hat. In den Jahren 1841—44 erschien Louis Blanc's „Histoire des dix ans“ (5 Bde., 10. Aufl., 1868), jedenfalls sein Hauptwerk, ein Werk nicht blos von literarischer, sondern von hoher politischer Bedeutung. Es war eine That: die vernichtende Kritik Louis Blanc's über die Julidynastie hat nicht wenig dazu beigetragen, die Gemüther für die Februarrevolution vorzubereiten; aber auch in Deutschland wurde dieses Werk ein wichtiges Ferment der vormärzlichen Bewegung. Was das Werk versprochen, das hat Louis Blanc später nicht gehalten. Im Jahre 1848 wurde er Mitglied der Provisorischen Regierung; als solches begann er sein sociales Programm der Organisation der Arbeit zu verwirklichen; doch scheiterte er damit in der Praxis. Die Nationalwerkstätten waren ein todtgeborenes Unternehmen, und der Regierungsausschuß für Arbeiter, der im Luxembourg unter seinem Vorsitz tagte, brachte auch nichts Ersprießliches zu Wege. Nach der Demonstration der Socialisten vom 15. Mai, deren geistiger Urheber er war, begab er sich nach Belgien und England. Von London aus schrieb er Correspondenzen für pariser Journale („Lettres sur l'Angleterre“, 4 Bde., 1866—67); auch vollendete er in London seine „Histoire de la révolution française“ (12 Bde., 1847—62), die aber nicht die Bedeutung seiner „Histoire des dix ans“ erreichte und von tendenziöser Geschichtsfärbung, wenn nicht gar Geschichtsfälschung nicht freizusprechen ist. Im Jahre 1870 kehrte er nach Paris zurück, wurde am 18. Februar 1871 vom Seinedepartement in die Nationalversammlung gewählt und war in Versailles wie auch später stets der Führer der äußersten Linken. Die Tendenzen der Commune billigte er zwar, doch verwarf er ihre Auflehnung gegen die gesetzliche versailler Regierung. Seine Reden waren stets radicalen Inhalts; zu seinem Programm gehörte auch die Abschaffung der Präsidentschaft und des Senats. Ein anderes größeres Geschichtswerk von ihm ist: „Dix ans de l'Histoire de l'Angleterre“ (Bd. 1—10, 1870—81). Außerdem erwähnen wir „Histoire de la Révolution de 1848“ (2 Bde., 1870).

Bibliographie.

Brockhaus, H., Der Kurfürstentag zu Nürnberg im Jahre 1640. Ein Beitrag zur Geschichte des Dreißigjährigen Krieges. Leipzig, Brockhaus. 8. 6 M.

Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste in alphabetischer Folge von genannten Schriftstellern bearbeitet und herausgegeben von J. S. Ersch und J. G. Gruber. Mit Kupfern und Karten. Erste Section. A—G. Herausgegeben von Hermann Brockhaus. 99ster Thl. Gymnesiae—Gyzels und Nachträge: Gara—Gwalior nebst Register über die erste Section. Leipzig, Brockhaus. 1882. 4. 11 M. 50 Pf.

— — Dieselbe. Zweite Section. H—N. Herausgegeben von August Leskien. 32ster Thl. K—Karabulaken. Leipzig, Brockhaus. 1882. 4. 11 M. 50 Pf.

Hagemann, P., Die Schaubühne und ihr Einfluß auf unsere Bildung. Riga. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Jókai, M., Ein Frauenhaar. Historischer Roman. Einzig autorisirte Uebersetzung von L. Wechsler. Dresden, Minden. 8. 3 M. 50 Pf.

Musset, A. de, Rolla. Eine Dichtung. Deutsch von L. Ganghofer. Wien, Konegen. 12. 1 M.

Peschkau, E., Ein- und Ausfälle. Allerlei Humor. Frankfurt a. M., Konitzer. 8. 1 M. 50 Pf.

— — Friedburg. Zwei Tanten. Zwei Novellen. Frankfurt a. M., Konitzer. 8. 1 M. 50 Pf.

Rosegger, P. K., Der Gottsucher. Roman. 2 Bde. Wien, Hartleben, 8. 6 M.

Schubin, O., Ehre. Roman. Dresden, Minden. 8. 4 M.

Elsässischer Sprichwörterschatz. 800 Sprichwörter und sprichwörtliche Redensarten aus dem Elsaß. Aus dem Volksmunde entnommen, gesammelt und herausgegeben von J. R. Alsaticus. Straßburg, Schmidt. 8. 1 M.

Tangermann, W. (V. Granella), Das liberale Princip in seiner ethischen Bedeutung für Staat und Kirche, Wissenschaft und Leben. Köln, Mayer. Gr. 8. 4 M.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 2. —— 11. Januar 1883.

Zur deutschen und französischen Literaturgeschichte.

Von Friedrich Kreyssig, dem im Jahre 1879 verstorbenen gediegenen Literarhistoriker, der so manchen tüchtigen Beitrag zur deutschen und ausländischen Literaturgeschichte geliefert hat, ist kürzlich ein Nachlaßwerk erschienen, unter dem Titel:

1. Literarische Studien und Charakteristiken von F. Kreyssig. Berlin, Hofmann u. Comp. 1882. 8. 6 M.

Das Werk ist von der Tochter des Verstorbenen redigirt und in druckfertige Gestalt gebracht und von Julius Rodenberg mit einer Einleitung versehen worden, wie sie in dieser liebenswürdigen und stimmungsvollen Art eben nur Julius Rodenberg zu schreiben versteht. Er schildert uns den Verfasser auf Grund persönlicher Erinnerungen und entwirft von demselben ein so anmuthendes Bild, daß wir von diesem Bilde eingenommen sein würden, auch wenn wir die Tüchtigkeit des Geschilderten nicht bereits aus seinen frühern Leistungen kennten.

Das Buch enthält neun Aufsätze, von welchen fünf der deutschen, drei der französischen Literatur angehören. Einer, der fünfte, bildet gleichsam das Bindeglied zwischen den beiden Abtheilungen und enthält eine Parallele eines deutschen und eines französischen Dichters.

Der erste Aufsatz bespricht „Die deutsche Geistesbewegung vom Schiller-Feste bis zum Bruche des Reiches mit Rom" und zwar a) „Die nationale Bewegung im Spiegel der zeitgenössischen Literatur", b) „Die sociale Bewegung im Spiegel der zeitgenössischen Literatur". Es handelt sich also hier wesentlich um die Darstellung des geistigen Inhalts von 12 Jahren, wie der Verfasser selbst sagt, und es versteht sich bei einem Autor wie Friedrich Kreyssig fast von selbst, daß sich in seiner Darstellung die völlige Beherrschung des Stoffs mit der geistvollsten Auffassung verbindet. Manchmal freilich geht es nicht ohne jene Art des Construirens ab, die der schriftstellerischen Individualität der Schablone zu Liebe mehr oder minder Gewalt anthut. Wenn z. B. Hermann Lingg (als Dichter der „Völkerwanderung") und Robert Hamerling (als Dichter des „Ahasver in Rom" und des „Königs von Sion") speciell als Zeugen für das „Wiedererwachen des historischen Geistes", wie er in dieser Periode stattgefunden habe, angeführt werden, so glauben wir, daß beide doch in erster Linie von dem poetischen Reize ihrer Stoffe angezogen worden sind, und daß sie ihre genannten Epen ebenso gut vor wie nach jenen zwölf Jahren hätten schreiben können, wie ja die Anfänge von Lingg's „Völkerwanderung" auch in der That bereits in eine weit frühere Zeit fallen.

Der zweite Aufsatz behandelt „Die nationale Heldensage in der zeitgenössischen Dichtung" und sucht namentlich den betreffenden Leistungen Wagner's, Geibel's, Hebbel's und Jordan's gerecht zu werden. Ueber Richard Wagner als Textdichter, Geibel als Dichter der „Brunhild" und Hebbel als Dichter der bekannten Nibelungentrilogie lauten die Urtheile im ganzen so, wie sie sich bei allen Besonnenen und Urtheilsfähigen allmählich herausgebildet haben: das vielfache Bedenkliche der Wagner'schen Behandlung im ganzen und einzelnen wird nicht verschwiegen, Geibel's „Brunhild" mit Recht höher gestellt, als es früher eine zeitlang Mode war, und Hebbel in seiner Stärke wie in seinen Schwächen richtig charakterisirt. Außerordentlich anerkennend spricht sich Kreyssig über Jordan's Nibelungenwerk aus und dürfte hier nicht bei allen Lesern auf unbedingte Beistimmung zu rechnen haben; doch wird es erst Sache der Zukunft sein, darüber endgültig zu entscheiden.

Gleichfalls außerordentlich anerkennend spricht sich der dritte Aufsatz über Gustav Freytag aus. Nur mit der „Verlorenen Handschrift" ist Kreyssig durchaus nicht einverstanden. Im übrigen zollt er Freytag dem Dramatiker

und dem Epiker fast uneingeschränktes Lob, ja in Betreff des erstern geht er so weit, zu erklären: „Gustav Freytag nahm seinen Platz ein an der Spitze der dramatischen Talente des fünften Jahrzehnts, schnell hinausgewachsen über Gutzkow, Laube, selbst Hebbel", eine Behauptung, die in dieser unverclausulirten Fassung als entschieden gewagt bezeichnet werden muß. Das über den Epiker Freytag Gesagte wird im allgemeinen als richtig gelten können. Uebrigens wäre es bei diesem wie auch bei andern Aufsätzen, die, wie es scheint, aus Reden entstanden sind (Kreyssig war ein vortrefflicher Redner), durchaus angebracht und wünschenswerth gewesen, wenn die Jahreszahl der Entstehung und Abfassung am Fuße des Aufsatzes angegeben wäre. Denn während man natürlich eine Würdigung des ganzen der deutschen Geschichte entnommenen Romancyklus erwartet, entdeckt man erst gegen den Schluß des Aufsatzes, daß derselbe vor Erscheinen des letzten Bandes geschrieben ist und daß ihm somit das eigentlich abschließende Urtheil fehlt.

Aus den im Vorstehenden namhaft gemachten Aufsätzen wird man im allgemeinen schon erkannt haben, welches die schriftstellerischen Lieblingshelden von Kreyssig sind. Er selbst ist eine energisch vorschreitende Natur und liebt daher auch in der Poesie vor allem die Vertreter eines entwickelungsfreudigen Optimismus. Es läßt sich daher schon von vornherein mit ziemlicher Sicherheit erwarten, daß die im vierten Aufsatze behandelte „Pessimistische Strömung in der Literatur unserer Zeit" bei Kreyssig ziemlich schlecht wegkommt. Sie figurirt durchweg lediglich als vorübergehende „Krankheit", deren gründliche Heilung von ihm baldmöglichst erhofft wird. Dem gegenüber dürfen wir nicht unterlassen zu betonen, daß nur der Name des Pessimismus neu, die Sache selbst aber eine bei den Philosophen und Dichtern aller Zeiten und Völker in den mannichfachsten Formen wiederkehrende ist, ja daß auch das echte Urchristenthum durchaus pessimistischen Geistes war. Wenn die Gegner des Pessimismus von ihm als von einer Krankheit reden, so beruht das lediglich auf einer Verwechselung der Blasirtheit mit dem sogenannten Pessimismus. Die Blasirtheit hat keine Ideale und ist in der That ein trauriger Gemüthszustand; der Pessimismus aber hat die höchsten Ideale, und seine Trauer schreibt sich lediglich daher, daß er zwischen diesen Idealen und der Wirklichkeit eine klaffende Lücke entdeckt. Der Widerspruch zwischen Ideal und Wirklichkeit ist aber uralt, und auch der gegenwärtige, in die Wirklichkeit rückhaltlos verliebte Realismus, respective Naturalismus wird ihn nicht aus der Welt schaffen, und wie er die Poesie der Vergangenheit durchklungen hat, so wird sein dichterischer Ausdruck auch in der Poesie der Zukunft als eine der vielen möglichen Tonarten nicht fehlen. Wenn Kreyssig meint, Voltaire habe nur „in Augenblicken des Mismuths" die „beste Welt" z. B. im „Candide" verhöhnt, so glauben wir, daß es sich hier durchaus nicht nur um momentane Stimmungen, sondern um den Ausdruck dauernder Ueberzeugung handle. Auch Goethe's „Faust" ist im ersten Theile durchaus die Tragödie des Pessimismus, und wenn Kreyssig behauptet: „was Faust verstimmt, sind nicht die Schmerzen der hoffnungslosen Weltverachtung, sondern die glühenden, ungestillten Lebensdurstes", so ist dieser Unterschied nicht stichhaltig; denn diesen ungestillten Lebensdurst haben auch die bösen Pessimisten, und die hoffnungslose Weltverachtung ist nur sein allenfallsiges letztes Resultat, wenn er eben ewig ungestillt bleibt. Daß ferner auch Kant kein unbedingtes Ideal der „besten Welt" aufgebaut hat, dürfte Eduard von Hartmann neuerdings (in „Unsere Zeit") zur Genüge bewiesen haben. Warum weiterhin speciell Wilhelm Jensen als lyrischer Vertreter des Pessimismus und dazu dieser allein genannt wird, ist uns nicht recht erfindlich. Denn Jensen ist durchaus nicht pessimistischer als mindestens zehn andere Poeten der Gegenwart, und diese hätten dann doch ebenso gut genannt werden müssen. Daß Schopenhauer „kosmopolitisch" erzogen worden, ist richtig; von dem ihm anerzogenen „Preußenhaß" aber wissen wir nichts: hat er doch sein ganzes Vermögen der preußischen Invalidenstiftung vermacht. Wenn ferner von dem Schopenhauer'schen „Willen" gesagt wird: er sei „ein Ausfluß aus dem Urquell der Dinge", so ist dieser Ausdruck nicht richtig. Der Schopenhauer'sche Wille ist kein Ausfluß aus dem Urquell der Dinge, sondern der Urquell selbst, das Ding an sich. Auch können wir uns nicht damit einverstanden erklären, wenn Kreyssig meint, daß der Pessimismus an dem seit 1860 aufgetauchten Darwinismus einen „mächtigen Bundesgenossen" gefunden habe; denn der Darwinismus ist, soweit sein Blick in die Zukunft gerichtet ist, durchaus optimistisch: er lehrt das in steter Steigerung erfolgende Hervorgehen des Vollendetern aus dem Unvollendeten. Wenn Schopenhauer weiterhin ein „intimer Genüsse unfähiger Hagestolz" genannt wird, so muß eine derartige Bezeichnung im höchsten Maße unpassend gefunden werden bei einem Manne, welcher gerade die höchsten geistigen Genüsse, wie sie beschlossen sind in Natur, Kunst und Wahrheitsforschung, wie wenige gekannt und oft mit hymnenartigem Schwunge gepriesen hat. Im Streite schließlich zwischen dem Culturhistoriker Friedrich von Hellwald und Kreyssig müssen wir uns durchaus auf Seite des erstern stellen. Denn das pessimistische Endresultat der Culturgeschichte des erstern wird durchaus nicht damit widerlegt, wenn Kreyssig sagt: „Das Leben ist schlechtweg dazu da, damit ein jeder an seinem Platze seine Schuldigkeit thue. Wo dies geschieht, ist der Weltzweck erfüllt und alles in bester vollständigster Ordnung." Denn es ist trotz Kreyssig's Widerspruch eine vollkommen berechtigte Frage: welches glückbedeutende Gesammtresultat denn nun bei der Pflichterfüllung aller herauskomme? Und wenn Hellwald diese Frage aufwirft, so ist kein Grund zu der Beschuldigung Kreyssig's, daß Hellwald ihn gar nicht verstanden habe. Auch muß man doch annehmen, daß bei weitem die meisten Menschen ihre Pflicht thun, und doch wird selbst Kreyssig nicht

behaupten wollen, daß bis jetzt das Resultat ein allseitig befriedigendes sei.

Der fünfte Aufsatz verbreitet sich über David Friedrich Strauß und gibt ein abgerundetes, aber nichts wesentlich Neues bietendes Bild dieses Denkers, über welchen die Ansichten nachgerade in ziemlich übereinstimmender Weise festgestellt sind.

Heinrich Heine und Alfred de Musset werden im sechsten Aufsatze vergleichend behandelt, und wenn man dem über letztern ausgesprochenen, nicht sonderlich günstigen Urtheile (im Gegensatz zu übertriebener Hochschätzung von manchen andern Seiten) ganz wohl zustimmen kann, so wird man auch gegen die Hochstellung Heinrich Heine's im Vergleich mit dem französischen Dichter nichts einzuwenden haben, kann sich aber der Wahrnehmung nicht verschließen, daß Heine's unleugbare Schwächen etwas zu wenig ins Licht gerückt sind.

Der siebente und achte Aufsatz behandeln Diderot (und die Encyklopädisten) und Beaumarchais, geben auch von diesen Männern sehr interessante Charakteristiken, die mir zu Sonderbemerkungen keine Veranlassung bieten.

Der Schlußaufsatz endlich spricht über „Das gallische Element in der französischen Literatur". Was Kreyssig darunter versteht, das sagt er uns auf Seite 315: „Seine Seele ist Gleichgewicht zwischen Verstand und Gefühl, sein Ausdruck harmonische, anmuthig-leichte Bewegung, sein Charakter harmlose Freude am Leben, anspruchsloses Wohlwollen, gewürzt mit einem Zuge schelmischer Laune und argloser, aber treffender und unbestechlicher Kritik, sein Zauber naive Freimüthigkeit und angeborener Takt. Es redet nicht die Sprache des Propheten, des Enthusiasmus, desto besser aber die des freundlichen, geistvollen Gesellschafters und des gesunden Menschenverstandes." Indem Kreyssig dann weiterhin einige Hauptvertreter dieses echtfranzösischen Wesens durchgeht, verhehlt er nicht, daß der bald nach dem Kriege geschriebene Aufsatz den Zweck verfolgt, für die liebenswürdigen Seiten desselben die Sympathie der Deutschen aufs neue zu gewinnen und eine Versöhnung und Wiederannäherung der beiden großen Culturvölker anzubahnen — gewiß eine unbedingt lobenswerthe Absicht, die freilich bisjetzt nur theilweisen Erfolg hatte.

Gleichfalls aus mehrern einzelnen Aufsätzen — es sind ihrer fünf — besteht das folgende Buch:

2. Aufsätze zur Literatur von R. Wegener. Berlin, Wallroth. 1882. 8. 2 M. 50 Pf.

Der Verfasser ist Prediger an der Hofgerichtskirche und Inspector des Schindler'schen Waisenhauses in Berlin, und man könnte auf den ersten Blick geneigt sein, dem Verdachte Raum zu geben, als ob es hier auf eine, bekanntlich gar nicht so seltene, tendenziöse Be- und Verurtheilung deutscher Literaturwerke — nur mit solchen haben wir es in dem Buche zu thun — vom einseitig theologischen Standpunkte aus abgesehen sei. Nichts wäre aber verkehrter und irrthümlicher als dieser Verdacht. Vielmehr ist der Verfasser von allem theologischen Zelotismus himmelweit entfernt; ja, wenn er sich nicht ausdrücklich als Prediger kundgegeben hätte, so würde auf Grund der Lektüre kaum jemand auf die Idee kommen, daß das Buch von einem Theologen ausgegangen sei. Wenn somit über dasselbe zunächst das negative Lob ausgesprochen werden kann, daß ihm alle schiefen und verzerrten Auffassungen glücklicherweise fern geblieben sind, so zeichnet es sich nicht minder durch eine Reihe positiver Vorzüge aus, die uns mit hoher Achtung vor dem Verfasser erfüllen. Derselbe verfügt zunächst über eine umfassende philosophische und speciell ästhetische Durchbildung, wie sie in solchem Maße nicht blos bei Theologen, sondern sogar bei kritischen Fachleuten heutzutage zu den Seltenheiten gehört und vermöge deren die durchaus methodische, überall von festen Principien ausgehende, auch stilistisch vortreffliche Darstellung des Verfassers sich auf das vortheilhafteste auszeichnet vor dem vielfach flachen feuilletonistischen Geflunker, welches sich in mancherlei Blättern gegenwärtig für Kritik ausgibt, aber nirgends über subjectives Geschwätz hinauskommt und keinen Tieferblickenden über die innere Bildungslosigkeit zu täuschen vermag. Und während es im Kreise der Zunftgenossen heutzutage vielfach für die höchste Leistung gilt, wenn ein recensirender Heißsporn, dessen Hitze gewöhnlich mit seiner Jugend gleichen Schritt hält, mit Berserkerwuth über Dichter und ihre Leistungen herfällt, und Marsyas oft genug den Apoll schindet, berührt in dem Wegener'schen Buche überall auf das wohlthuendste die liebevolle Versenkung, mit welcher der Beurtheiler an seine Stoffe geht; er sucht im besondern nach seiner Ansicht verkannte oder mit Unrecht vergessene Dichtungen und Dichter wieder in ihre Rechte einzusetzen und in ihren Vorzügen zu charakterisiren.

Eine derartige eingehende Betrachtung bringt der erste Aufsatz zunächst über Schiller's „Braut von Messina", mit welcher sich der Verfasser auf nicht weniger als 85 Seiten beschäftigt. „Die Braut von Messina" ist bekanntlich unter allen Schiller'schen Stücken das seinem Werthe nach am meisten bestrittene und problematische und zählt ebenso viele begeisterte Verehrer als entschiedene Gegner. Der außerordentliche Gedankenreichthum und die Höhe der ganzen geistigen Cultur, wie sich dieselbe namentlich in den Chören äußert, läßt das Stück in gewisser Hinsicht als das reifste von Schiller erscheinen, und das wird auch von den Gegnern meist zugegeben. Dagegen wollen sie von der gesammten dramatischen Oekonomie des Stücks und der Behandlung des Tragischen in demselben nichts wissen und bezeichnen es kurzweg als eine Verirrung Schiller's. Gegen diese Auffassung wendet sich nun mit aller Entschiedenheit und mit dem ganzen dem Autor zu Gebote stehenden philosophischen und ästhetischen Rüstzeug der Wegener'sche Aufsatz, indem er den Beweis zu erbringen sucht, daß Schiller's dramatischer Calcul in keiner Weise anfechtbar, daß vielmehr das Stück unter Schiller's Tragödien einen sehr hohen, wenn nicht den

höchsten Rang einzunehmen berufen sei und erst in der Zukunft die volle und verdiente Würdigung finden werde. Natürlich würde es uns hier viel zu weit führen, wenn wir uns auf die Einzelheiten dieser, wie gesagt 85 Seiten füllenden Beweisführung einlassen wollten. Doch sei nicht verhehlt, daß die geistvolle Auseinandersetzung außerordentlich viel Ueberzeugendes hat, und da auch die wiederholten Bühnendarstellungen (mit der vortrefflichen Marie Bayer-Bürck in Dresden als Isabella) auf uns stets einen höchst bedeutenden Eindruck gemacht haben, so würden wir im ganzen geneigt sein, uns auf die Seite des Verfassers zu stellen, dürfen aber kaum hoffen, daß auch die bisherigen entschiedenen Gegner des Stücks sich ihm in gleicher Weise gefangen geben werden, wie ja überhaupt auf dem Gebiete ästhetischen Gefallens und Misfallens das subjective Gefühl meist entscheidender ist als das beweisende Raisonnement, und im Falle des Widerspruchs das erstere dem letztern kaum jemals weichen wird.

In dieser Lage befinden wir selbst uns dem Verfasser gegenüber in Betreff seines zweiten Aufsatzes, welcher Immermann's „Merlin" behandelt und auf fast 100 Seiten mit der gleichen Entschiedenheit den, nach ihm unzweifelhaften, hohen dichterischen Werth dieses Gedichts zu erweisen versucht. Niemand kann lebhafter als wir mit Wegener übereinstimmen in der Hochstellung der Gedankendichtung im Gegensatz zur hergebrachten Feld-, Wald- und Wiesenlyrik, und für ein Muster derselben, wie Byron's „Kain", kann niemand entschiedener schwärmen als der Unterzeichnete, von dem deutschen Muster derselben, Goethe's „Faust" (wohlgemerkt dem ersten Theile), nicht erst zu reden. Ganz ebenso aber wie Goethe's „Faust, zweiter Theil", nach der richtigen Empfindung aller Unbefangenen durchaus nicht auf der Höhe des ersten steht und trotz der augenblicklich modern gewordenen Bühnenaufführungen demselben nie ebenbürtig zur Seite treten wird, weil er des eigentlich dramatischen Lebens bar ist und weil es Goethe nicht gelungen ist, seine tiefsinnigen dichterischen Intentionen überall in concretes dichterisches Leben umzugießen: ganz ebenso scheint uns auch der „Merlin" jener Klarheit, Durchsichtigkeit und Anschaulichkeit zu entbehren, wodurch ein Dichtwerk nicht blos zum denkenden Geiste, sondern zum Organe der Poesie, zur Phantasie, spricht. Byron's „Kain" zu lesen ist ein Genuß, den „Merlin" durchzulesen eine Arbeit, und zwar eine solche, die sich nur theilweise lohnt. Man kann vieles zugeben von dem, was der Verfasser in seinen auch hier sehr geistvollen Deductionen vorbringt, aber die Einwürfe der Gegner (und die renommirtesten kritischen Notabilitäten zählen zu diesen) werden dadurch nicht aus dem Felde geschlagen, und der sehr interessante Stoff der Merlinsage scheint uns, auch nach Immermann, zu denen zu gehören, deren endgültige Gestaltung noch der Zukunft vorbehalten ist. Merlin ist bekanntlich der Sohn des Satans und einer reinen Jungfrau. Wie Christus der Sohn Gottes und der Maria ist, so ist der Satan der Affe Gottes geworden, und hat sich gleichfalls einen Sohn erzeugt. Und wie durch Christus das Gottesreich auf Erden gegründet ist, so hofft und strebt der Satan, durch seinen Sohn dieses Reich wieder zu stürzen und die Herrschaft aufs neue an sich zu reißen. Das ist die Grundidee der offenbar höchst genialen Sage, und dieser Grundidee gilt es vor allem treu zu bleiben. Nun aber läßt die Sage den Dichter, der sie zu gestalten unternimmt, in Bezug hierauf im Stich. Denn es würde doch nun darauf ankommen und die Aufgabe des Satans sein, eine Art welthistorischer Action in Scene zu setzen, vermittelst deren er einen Anlauf nähme, mit Hülfe Merlin's das Gottesreich zu stürzen. Nach dieser Richtung hin aber bietet die Sage dem Dichter keinerlei Anhaltspunkte dar. Denn der Satan tritt fast ganz zurück, und die theilweise recht seltsamen Dinge, welche Merlin am Hofe des Königs Pendragon und Artus vollbringt, sind gar nicht danach angethan, das Werk Christi zu vernichten und dem Teufel die Weltherrschaft zu verschaffen. Eine brauchbare und tiefsinnige Idee taucht erst wieder auf in der Stiftung des Liebesbundes der Tafelrunde am Pfingstfeste. Denn es versteht sich, daß der Teufel seine Absicht scheitern sehen muß. Scheitern kann sie aber nur durch die Idee der Liebe. Denn der Teufel ist die incarnirte Selbstsucht, und sowie sein Sohn für deren Gegensatz, das Reich der Liebe, gewonnen wird, hat er ihn verloren und umsonst gezeugt, und sowie dieser Sohn selbst der Stifter eines großen Liebesbundes wird, muß der Teufel geprellt von dannen ziehen und Gott das Reich überlassen. Also eigentlich nur der Anfang und das Ende der Sage bieten dem Dichter brauchbare Elemente. Es würde nun darauf ankommen, beide durch eine in der Mitte verlaufende folgerichtige und, wenn auch symbolische, doch phantasievoll anschauliche Handlung zu verbinden, und die der Gedankendichtung zugeneigten Talente dürften hier eine ganz dankbare Aufgabe zu lösen finden.

Die beiden bisher besprochenen Aufsätze bilden den eigentlichen Kern und Stamm des Buchs. Bezüglich der drei übrigen können wir uns kürzer fassen, denn sie füllen zusammen nur etwas über 50 Seiten, während die beiden ersten 181 Seiten einnehmen.

Eine eingehende Beschäftigung mit Dichtungen wie „Merlin" war ganz dazu geeignet, den Verfasser auf Betrachtungen über das symbolische und allegorische Drama zu führen, und seine Gedanken über dieses Thema setzt er uns im dritten Aufsatze auseinander. Auch dieser Aufsatz zeigt dieselbe treffliche philosophische und ästhetische Schulung wie die beiden ersten; durch die gewählte dialogische Form und die Einführung eines Widerparts bekommt er eine besondere Lebendigkeit und verhilft auch gegentheiligen Anschauungen zu ihrem Rechte, und mit den schließlich erzielten Resultaten wird man im wesentlichen einverstanden sein können.

Der vierte Aufsatz beschäftigt sich mit einem ältern Dichter, Georg Neumark, aus welchem Aufsatze wir hier nur als nicht uninteressant anführen wollen, daß sich be-

reits bei diesem Dichter (gest. 1681) gereimte antike Oden finden, eine Dichtgattung, die in neuester Zeit bekanntlich vom Herausgeber d. Bl. in nachdrücklicher Weise befürwortet worden ist.

Der fünfte Aufsatz erklärt den Dichter der Freiheitskriege F. A. Stägemann für den bedeutendsten deutschen Odendichter neben Platen; er ist aber zu skizzenhaft gehalten, beschäftigt sich überhaupt mehr mit Stägemann's Leben als mit seinen Dichtungen, von denen nur wenige herangezogen werden, die allerdings eine treffliche Formbehandlung zeigen, aber doch allein nicht im Stande sind, die mit dem allgemeinen Urtheil in Widerspruch stehende Hochstellung Stägemann's zu rechtfertigen.

Erwin Mansbach.

Robert Hamerling's „Amor und Psyche“.

Eine Reihe von Jahren ist darüber hingezogen, seitdem der Dichter Robert Hamerling sein letztes größeres episches Werk „Der König von Sion“ erscheinen ließ, und mit berechtigter Spannung sah man schon lange einer neuen größern Dichtung des Poeten entgegen, welcher durch seinen „Ahasverus in Rom“ vor 16 Jahren in so hohem Grade die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte. Diese neue Dichtung ist nun, glänzend ausgestattet und mit prächtigen Illustrationen von der Meisterhand Paul Thumann's geschmückt, erschienen unter dem Titel:

Amor und Psyche. Eine Dichtung in sechs Gesängen von Robert Hamerling. Illustrirt von P. Thumann. Mit 4 Vollbildern und 30 Textillustrationen. Leipzig, Titze. 1882. 4. 20 M.

Die Wahl des Stoffs zeigt, daß sich der Dichter wieder auf das ihm so lieb gewordene Gebiet des classischen Alterthums begeben; diesmal greift er sogar weit zurück und wählt seine Gestalten aus der altgriechischen Märchensage. Schon in seinem Romane „Aspasia“ war es das Ringen des höchstbegabten Volks der Alten Welt nach den Idealen der Schönheit und Weisheit, welches sich Hamerling zum Vorwurfe einer Dichtung, allerdings in Romanform, genommen und das er in den charakteristisch gezeichneten Gestalten des Perikles, der Aspasia, der Künstler und Weisen jener Zeit zum großen Theile auf historischer Grundlage personificirte; die Verkörperungen des Ideals selbst aber, die kyprische Göttin, deren Sohn Amor und die holde zur Göttin erhobene Psyche, sind die Hauptgestalten seines neuen Gedichts „Amor und Psyche“. Der Stoff, die Gliederung der Handlung in ihren Grundzügen, der Gedanke, welcher der mythischen Ueberlieferung zu Grunde liegt, sind nicht neu. Die Geschichte von Amor und Psyche ist eins der schönsten Märchen der an sinnigen Sagen so reichen griechischen Mythe. Die innige Harmonie der männlichen Liebe und der zarten Frauenseele erscheint darin in schönster Weise ausgedrückt. Das Märchen, welches die Personification dieser idealen Begriffe in länger ausgesponnener Erzählung vorführt und einen psychischen Proceß auf das Gebiet handelnder Wirklichkeit verlegt, war schon dem Volke der Hellenen und später auch den Römern geläufig, freilich wol ohne die allegorisirende Bedeutung. Im zweiten Jahrhundert n. Chr. Geburt wurde es zuerst in ausführlicherer Darstellungsweise von dem römischen Dichter Apulejus seinem Romane „Der goldene Esel“ als Episode einverleibt und in dieser Fassung der ganzen gebildeten Welt bekannt: daß einzelne Züge des Märchens heute noch in der Märchenliteratur Europas wie auch des Orients vorkommen, sei hier nur nebenbei bemerkt. Die Zartheit und Innigkeit der Handlung und der echt menschliche und dennoch erhaben schöne Gedanke, welcher derselben zu Grunde liegt, haben die Geschichte von Amor und Psyche niemals mehr in Vergessenheit gerathen lassen.

Einen solchen Stoff wählte Hamerling zu seiner Dichtung, welche neuerlich den Nachweis liefert, daß er hohen poetischen Idealen nachstrebt, eingedenk des Schlußverses seines vor längerer Zeit erschienenen Gedichts „Venus im Exil“: „Segnend herrscht die Schönheit und die Liebe“.

Der Dichter ist, wie erwähnt, in den Hauptzügen von dem Gange der Handlung, wie sie schon Apulejus bietet, nicht viel abgewichen, aber er hat mit richtigem Takte die Contraste gemildert, diejenigen Vorgänge, welche entstellend auf die Charakteristik seiner Gestalten wirken könnten, nur kurz und flüchtig erzählt oder selbst ganz ausgelassen, Nebenfiguren eingefügt, welche vermittelnd den Gang der Erzählung weiter führen, und nirgends die Erzählung durch abstracte philosophische Betrachtungen, wozu sich wol Gelegenheit geboten hätte, unterbrochen. Zu Anfang des Gedichts ist ihm Psyche nicht die selbstbewußte Concurrentin der Schönheitsgöttin, wie bei Apulejus, sondern das züchtige verschämte Mädchen, welches sich vor dem Wunsche des Volks, das die gepriesene Schönheit sehen will, „hinter dem Altar vertrauter Götter“ birgt. Erst das Zureden der Aeltern bewegt sie, sich in ihrer Jugendschöne zu zeigen. Ohne daß sie es weiß, nennt sie das Volk eine neue Venus. Die Conflicte, welche sodann durch den Zorn der kyprischen Göttin herbeigeführt werden, treffen daher Psyche beinahe gänzlich unschuldig, und das Wesen der Dulderin tritt uns in den verschiedenen Phasen ihrer Leiden um so sympathischer entgegen, um so glänzender in der Herrlichkeit des Olymps, in den sie zuletzt als Göttin aufgenommen wird. Dazu hat der Dichter eine Reihe zarter Detailzüge angebracht, die nicht wenig zum Schmucke des anmuthigen Bildes beitragen.

Die Kenntniß von der eigentlichen Fabel kann bei dem Leser dieser Zeilen mit Recht vorausgesetzt werden; es sei jedoch im Nachfolgenden die Gruppirung des Stoffs, wie sie Hamerling in den sechs Gesängen seiner Dichtung

vorgenommen, dargelegt und dadurch die besondere Auffassung des Dichters hervorgehoben. Psyche, die holde Tochter des Königs von Cypern, lebt daselbst still und zurückgezogen; trotzdem ist der Ruf ihrer großen Schönheit weit hinausgedrungen. Bei einem Feste, welches der Göttin Venus zu Ehren stattfindet, soll sich die schöne Königstochter dem Volke zeigen; lange zögert sie, endlich aber von den Aeltern hierzu überredet, tritt sie unter die Festgenossen. Ihre Schönheit macht einen tiefen Eindruck auf alle, man jubelt ihr zu,

Und bald nennt man im verzückten Schwarme
Götterjungfrau sie und junge Venus.

Aber Venus selbst, die Göttin der Schönheit, erzürnt darob, da sie vernachlässigt wird:

Lässiger im Dienst der Schaumgebornen
Wird das Volk, es kargt mit Weihgeschenken,
Kargt mit Festgelagen, ihr zur Ehre.

Sie sendet ihren Sohn Amor aus, die Psyche zu verderben; er soll der Arglosen einen Pfeil zusenden, der sie an einen häßlichen Mann fesselt. Amor eilt, den Auftrag auszurichten; doch er verwundet sich selbst mit dem Pfeile, und die heftigste Liebe zu Psyche erfaßt ihn. Das Volk, von dem sich die Göttin abgewendet, erhält auf Befragen des Orakels Apollo's von Milet die Antwort: Psyche soll hochzeitlich geschmückt an den öden Meerstrand geführt werden und dort des Gemahls harren, der ein geflügelt Ungeheuer sei. Es geschieht, was die Göttin zur Sühne verlangt, und Psyche bleibt allein auf öder Felsklippe. Damit schließt der erste Gesang. Der zweite schildert, wie Psyche auf den Schwingen Zephyr's von der Klippe in den herrlichen Zaubergarten Amor's geführt wird, den ihr dieser zum Aufenthalt bestimmt; er schildert das Leben der Jungfrau in den prächtigen Gartenräumen und ihre unsichtbare Dienerschaft; endlich Amor's Nahen, der gekommen, sich mit ihr zu vermählen, freilich ohne der Gattin sichtbar zu werden. Ahnungslos gibt sich trotzdem Psyche dem nicht erträumten Glücke hin. Im dritten Gesange erzählt der Dichter den Besuch der bösen zwei Schwestern bei Psyche, den sie sich vom Gatten so innig erbeten hatte, und den Argwohn, welche die beiden in Psyche's reines Herz senken, der unsichtbare Gatte sei ein Ungethüm. Sie folgt ihrem unglückseligen Rathe, tritt nachts mit der Lampe und einem Dolche vor das Lager des schlafenden Liebesgottes und verwundet ihn durch einen Tropfen glühenden Oels, welcher auf seinen Nacken fällt. Die Lampe versengt Psychen auch die zarten Flügel, welche ihr inzwischen entsprossen sind, und Amor entflieht in Gestalt eines Vogels. Den Tod der bösen Schwestern, die von der Meeresklippe stürzen, da sie kein gütiger Zephyr in den Zaubergarten trägt, und die Leiden der umherirrenden Psyche schildert der vierte Gesang. Klagend durchzieht Psyche die Lande; die Götter, welche sie anfleht, stoßen die Aermste von sich; als sie der Schönheitsgöttin naht, höhnt sie diese und hält sie in trauriger Haft. Im fünften Gesange sind die schweren Arbeiten aufgezählt, welche Venus der Leidenden auszuführen gebeut und welche diese mit Hülfe mitleidiger Thiere und wohlwollender Nymphen vollbringt. Zuletzt soll sie eine Büchse mit Schönheitssalbe aus dem Hades heraufholen. Sie durchzieht auch wirklich die schauerlichen Räume der Unterwelt, bringt die Salbenbüchse, öffnet sie jedoch aus sträflicher Neugier, der darin enthaltene betäubende Qualm steigt hervor, und Psyche fällt entseelt zu Boden. Aber schon ist Amor nahe und richtet die Vielgeliebte auf. Neue Flügel sind ihr gewachsen, und getröstet blickt sie in die Zukunft. Der sechste Gesang bringt das Märchen zum Abschluß, er erzählt, wie Amor vom Göttervater sich Psyche zur Gattin erbittet und dieser endlich zustimmt. Die so viel erduldet, wird nun in den Kreis der Götter aufgenommen; beim Festmahle bietet man ihr die Nektarschale, welche sie leert und wodurch sie selbst zur Göttin gewandelt wird. Die dauernde Vereinigung mit Amor ist der Lohn ihrer Ausdauer:

Und ein Töchterlein entsproß des Gottes
Ehebunde mit der holden Psyche.
Minnelust geheißen war das Mägdlein:
Und ihr Wesen war die seelenhafte,
Die verklärte, hohe Liebeswonne,
Himmelslust, gemischt mit Sinnenfreude,
Aller Erdenwonnen höchste, schönste.

Dies der gedrängte Inhalt von Hamerling's Dichtung und die Vertheilung des Stoffs in die sechs Gesänge. Des Dichters tiefpoetische Anlage vermochte es, aus dem von Apulejus ziemlich dürr erzählten Märchen ein schönes, mit reichem Schmuck der Poesie ausgestattetes Gemälde zu schaffen, in dem insbesondere die Naturschilderungen, die Beschreibung des Zaubergartens mit seiner Fülle übernatürlicher Schönheit, die Zeichnung der grauenhaften Unterwelt und all ihrer Schrecken, die Schilderung des Göttermahls am Schlusse in ausgezeichneter Weise durchgeführt sind. Die Charakteristik der Götter und Göttinnen ist eine überaus treffende, und weicht der Dichter in den Antworten, welche dieselben der auf ihren Irrfahrten sie anflehenden Psyche geben, von Apulejus zum Vortheile ihrer Charakterschilderung merklich ab, wie überhaupt einzelne Züge der vorgeführten Gestalten, welche Hamerling beigefügt, ihnen größere Lebendigkeit und Plastik verleihen. In wenigen Versen zeichnet der Dichter oft diese Gestalten, so diejenige Psyche's, bei deren Erblicken Amor von ihrer Lieblichkeit hingerissen wird:

Lauernd wie ein Jäger: „Welch ein Püppchen",
Spricht er bei sich, „welche wunderfeinen,
Seidenweichen Strähne, goldig schimmernd,
Aehnlich einem Bündel Sonnenstrahlen!
Traun, aus ihren träumerischen Augen
Blüht ein Reiz, ein stiller, den ihn neiden
Müssen selbst olymp'sche Götterfrauen!
All ihr Wesen, all ihr Thun ist Seele!"

Edel gedacht und in ihrer Diction ebenso einfach als schön sind die Reden und Gegenreden der Personen in der

Dichtung, welche uns wieder des Dichters Beherrschung der Sprache auch im Dialoge zeigen.

Noch sei die Strophenform, welche Hamerling sich zu seiner Darstellung gewählt, erwähnt. Es ist der fünffüßige reimlose Trochäus mit durchweg weiblicher Endung. Die Handhabung dieses schwierigen und insbesondere durch die Endsilben leicht eintönig erscheinenden Verses konnte eben nur einem so gewandten Meister wie Hamerling ohne Anstoß gelingen. Offenbar hat der Dichter sich die Volksballaden und Lieder der Südslawen, insbesondere der Serben (weshalb ja diese Strophen auch „serbische Trochäen" schlechtweg genannt werden), zum Muster genommen, wie auch Baumbach einen Theil seiner Alpensage „Zlatarog" in solchen Trochäen abgefaßt hat. Freilich ist der Inhalt des „Zlatarog" selbst dem südslawischen Sagenkreise entnommen. Vielleicht wäre für das griechische Märchen die Wahl des Hexameters passender gewesen. Doch wollen wir gegen die Intentionen des Dichters, der ein so schönes einheitliches Werk in „Amor und Psyche" geschaffen, damit keinen Einwand erheben, sondern dankbar dafür sein, daß der herrliche Stoff durch einen echten Poeten neu geformt und den Kreisen unsers Volks zugänglich gemacht wurde.

Paul Thumann's Illustrationen zeigen die zarte Weichheit dieses Künstlers in den Einzelfiguren; sie sind duftig, und das Ebenmaß der Linien und Körperumrisse wird jedes Auge erfreuen. Insbesondere Psyche's Gestalt ist von einem Liebreiz umflossen, der bezaubern muß; man vergleiche z. B. das Bild, in dem sie zum Feste heraustritt, oder die effectvolle Scene, welche sie vor Charon's Nachen in der Unterwelt darstellt, endlich die schöne Darstellung der entseelten Psyche, wie sie von Amor aufgefunden wird.

Anton Schlossar.

Neuere Reisewerke.

1. Aus den Hochgebirgen von Granada. Naturschilderungen, Erlebnisse und Erinnerungen von Moritz Willkomm. Nebst granadinischen Volkssagen und Märchen. Mit 2 Steindrucktafeln. Wien, Gerold's Sohn. 1882. Gr. 8. 8 M.

Wir gestehen ehrlich, daß wir nach Kenntnißnahme von der Vorrede dieses Buchs gegen dasselbe ein ziemliches Vorurtheil empfanden und in solcher Stimmung an die Lektüre gingen. Bekennt ja doch der Verfasser, daß er in dem Buche Erinnerungen aus seinem Leben wachrufe, welche mehr als ein Menschenalter zurückliegen, und Begebenheiten noch einmal erzähle, über die er zum Theil schon vor mehr als dreißig Jahren berichtet habe. Aber der ganze Inhalt des schönen Buchs straft das — etwa hierdurch entstehende — Vorurtheil Lügen, als ob hier nur eine Aufwärmung längst abgestandener Erlebnisse und Gefühle geboten werde; denn die Schilderung der Reisen und der abenteuerlichen wie der ergötzlichen Erlebnisse derselben trägt so sehr den Stempel der Unmittelbarkeit und den Reiz der Frische, daß man in der That den Verfasser auf einer eben erst unternommenen Wanderung durch die Sierra-Nevada zu begleiten meint. Der Grund, warum Willkomm seine Reise, die er als junger Mann gemacht, jetzt im Alter nochmals schildert, ist der, daß er gegen das flüchtige und bequeme Touristenreisen mit dem Dampfroß, wobei man im Eilzug durch die herrliche Landschaft von Granada fliegt und dann „auch einmal dort gewesen" zu sein sich rühmen kann, protestiren möchte und dafür einladen will zu dem ungleich höhern Genuß einer selbständigen Wanderung in jener grandiosen Gebirgsgegend, da der Mangel an Hotels und Führern, an Wegweisern und wohlangelegten Straßen die Romantik und den Reiz des Reisens nur erhöhe. Denn ihm selbst, als er nach dreißig Jahren mit grauen Haaren wieder an die Stätten kam, denen der Jüngling zwei der schönsten Lebensjahre in fröhlichem Forschen und Wandern gewidmet hatte, war die Enttäuschung höchst schmerzlich, als er nunmehr den nivellirenden Einfluß der einem profanen Reisepublikum alles eröffnenden Eisenbahn gesehen, welcher die Poesie da gründlich zerstört hatte, wo er vor dreißig Jahren als bescheidener Forscher und Wanderer so unendlich glücklich gewesen war. Aber eben diese Enttäuschung, da es jetzt so vielfach anders ist als einst, weckt in dem Reisenden die Erinnerung an jene glückliche Jugendzeit wieder auf, und er schildert seine einstigen Erlebnisse mit der Liebe und Begeisterung, als ständen sie eben noch vor ihm, und doch auch mit der ruhigen Klarheit und dem sichern Ebenmaß, welches das Alter und die reiche Weltkenntniß verleiht.

Dazu hat er im Anhang drei schwermüthig prächtige Sagen novellistisch verarbeitet. Nicht nur der Botaniker hat eifrig nach Pflanzen für seine Sammlung gesucht, sondern ein wirklicher Dichter, den der Zauber dieses südlichen Paradieses im Innersten berührte, hat im Dichtergarten ein paar schöne Blumen gepflückt.

Von dem eigenthümlichen Reiz seiner so einfachen und schlichten Schilderung hier eine Probe:

Die Sierra-Nevada entbehrt der grandiosen Gletscher, der ewigen Firnberge, der großartigen Katarakte, der schattigen Nadelwälder und der lieblichen, von blühenden Städten und Dörfern umringten Seen, deren sich die Alpen rühmen können, wie ihr auch der Schmuck der für uns Deutsche poetischsten Alpenblumen, der Alpenrose und des Edelweiß, versagt ist; sie hat aber vor allen Hochgebirgen Europas zweierlei voraus: nämlich die Lage in einem fast tropischen Klima und die Aussicht über das blaue Mittelmeer hinweg auf die Küste und die Gebirge von Afrika. Ist es doch, wenn man auf ihren erhabensten Gipfeln steht und seine Blicke dem dunkeln Erdtheil zuwendet, als ob der Atlas mit seinen im Sonnenlicht hell schimmernden Schneebergen die durch das Meer von ihm getrennte Schwester grüßer und als ob der heiße von dort herüberwehende Südwind, der

die Schneemassen der Sierra-Nevada in befruchtende Thränen auflöst, die Sehnsuchtsseufzer des vertriebenen Maurenvolks nach dem für dasselbe auf ewig verlorenen Paradiese von Granada herübertrüge! Ja die Geschichte dieses unglücklichen Volks hat den Bergen und Thälern der Nevada einen Zauber verliehen, der ebenso unvergänglich sein wird wie ihre Felsen.

Dieser Zauber liegt auch auf den so tragischen Erzählungen, die auf den von unserm Reisenden durchwanderten Bergen und in ihren Thälern spielen, und die er in ein so hübsches Gewand gekleidet seinem Büchlein mitgibt; aber derselbe Zauber einer prächtigen Schilderung, die uns sein Erlebtes miterleben, seinen Reisegenuß mitgenießen läßt, liegt auf allen Mittheilungen, welche das anspruchslose und doch so ansprechende Buch des liebenswürdigen Verfassers enthält — dem wir unsere anfängliche unliebenswürdige Stimmung gegen sein Buch herzlich abbitten.

2. Erinnerungen dreier Sommermonate auf Reisen. Von Ferdinande Freiin von Brackel. Hannover, Weichelt. 1882. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Die Veranlassung zu diesem Büchlein ist folgenden Sätzen desselben zu entnehmen:

Die Pilgerfahrten gen Rom, wie diese letzten Jahre sie ins Leben gerufen, sind solch schöner Gedanke, um den innigen Anschluß an das Oberhaupt unserer heiligen Kirche, die innige Gemeinschaft mit Rom, so recht zum Ausdruck zu bringen. Der Welt gegenüber, die diese Anhänglichkeit und Unterwerfung leugnen möchte, ist es ein offenes Bekenntniß; der persönliche Beweis der Treue aber, wie er in dem Act liegt, und der Besuch all der heiligen Stätten, belebt und erwärmt das Gefühl im eigenen Herzen. ... Solche Pilgerfahrt, die von Deutschland aus das neue Oberhaupt der Kirche begrüßen wollte, war die Veranlassung zur Reise.

Aber die edle Verfasserin weiß das Angenehme mit dem Nützlichen und der Pflicht zu verbinden:

Es war mir lieb, daß diese Pilgerfahrt einen freudigen Charakter trug, wie die so rasche und glückliche Wahl des neuen Oberhirten der Kirche ihn fürwahr rechtfertigte. Sie z. B. als ernste Bußfahrt aufzufassen, wie man früher mit dem Begriff der Pilgerfahrten es verband, das wäre vielleicht schwer geworden, dem schönen Süden zu. Nein, dies sollte mehr eine Huldigung als eine Pilgerfahrt sein. So lag das Pilgermäntelchen nicht schwer auf den Schultern. Der Koffer war bald gerüstet — und es sollte hinausgehen auf die Fahrt, überdies gerade im Monat Mai, der mit der Sehnsucht so oft geplagt. (!)

Und zwar geht diese Pilgerreise nach Rom über Paris:

Ja, lieber Leser, nach Paris, obzwar es weder geographisch noch in irgendwelcher Bedeutung zu beweisen ist, daß der Weg einer Pilgerfahrt aus Westfalen nach Rom gerade über Paris führt.

Die Verfasserin dieser Pilgerreisebeschreibung möge uns aber verzeihen, wenn wir vermuthen, daß es weder ästhetisch „noch in irgendwelcher Bedeutung zu beweisen ist", daß dies und noch manches andere in diesen „Erinnerungen" nicht etwas hausbacken und auch ein wenig unbedeutend ist.

Aber gern gestehen wir zu, daß wir dies und jenes mit Freude und Dankbarkeit gelesen haben, daß manche Schilderungen in ihrer Naivetät und Unmittelbarkeit auch dem Unbetheiligten lieb und werth werden, und daß manch gelungener Pinselstrich dazu beiträgt, uns die Herrlichkeiten des Südens, des sonnigen Italien, zu malen:

Rom — dem einen bist du ein mächtiges Epos, dem andern ein großartiger Kunsthymnus, und dem dritten ein heiliger Choral! Mir rauschten alle drei Weisen dort, aber der Choral klingt doch am mächtigsten und bewegt die Seele am tiefsten.

Und gewiß stimmen manche überein mit dem gefühlvollen Abschiedsgruß:

Leb' wohl, Italia! Es ist ein Geschenk Gottes, das dem ward, der dich sehen, der sich an dir erfreuen durfte. Ob ich dich wiedersehen werde oder nicht — tief ins Herz bleibt dein Bild geschrieben, tief in der Seele bleibt geborgen das alles, womit du mich bereichert hast. Leb' wohl, Italia!

Wer aber daheim bleiben mußte, den freut oder tröstet vielleicht das, womit die Reisende ihre Heimat wieder begrüßte:

Es ist Gottes Segen, daß für jeden Menschen es einen Fleck Erde gibt, der größern Zauber für ihn hat, als selbst die Schönheit zu geben vermag, daß ein wärmerer Hauch für ihn dort weht, als selbst des Südens laue Luft: der Zauber der Heimat und die Wärme, die uns aus den Herzen strömt, die uns die liebsten und nächsten.

Wenn wir aber so frei sein dürfen, der edeln Verfasserin dieser Reiseerinnerungen einen Rath zu geben, so ist es der, sie möchte, ehe sie wieder einmal ihre Eindrücke von Lustreisen oder Pilgerfahrten der bösen Welt preisgibt, etwas strenger gegen sich selbst, ihre Feder und ihre eigene Manier sein, damit nicht so viele einzelne ungeschickte, geschmacklose oder nachlässige Züge dem Leser den Genuß verderben.

3. Aus Persien. Aufzeichnungen eines Oesterreichers, der 40 Monate im Reiche der Sonne gelebt und gewirkt hat. Mit 17 Holzschnitten. Wien, v. Waldheim. 1882. Gr. 8. 6 M.
4. Von Teheran nach Beludschistan. Reiseskizzen von General Albert Gasteiger Khan. Mit einer Karte. Innsbruck, Wagner. 1882. 8. 1 M. 60 Pf.

Beide Schriften gehören zusammen. Der anonyme Verfasser der erstgenannten berichtet uns, wie er dazu gekommen ist, Reiseerinnerungen aus Persien zu schreiben. In Persien waren schon seit dreißig Jahren verschiedene Versuche gemacht worden, durch Europäer occidentale Kunst, Industrie und staatliche Einrichtungen zu schaffen, aber ohne viel Erfolg. Seit der ersten Reise des Schah von Persien nach Europa (1873) wurden auf dessen Befehl von neuem Anstalten getroffen, neue civilisatorische Versuche durch Europäer zu machen. Schon 1852 waren einige Oesterreicher (Offiziere und auch ein Arzt, J. Polak, der Leibarzt des Schah wurde) nach Persien gezogen und hatten dort einen so günstigen Eindruck hinterlassen, daß der Schah vor allem wieder „Neamzi" (Oesterreicher) haben wollte. So schreibt nun der Verfasser:

Durch Vermittelung der seit 1873 in Teheran etablirten österreichischen Gesandtschaft wurden im Jahre 1874 meine Wenigkeit zur Organisation einer Post à la Européen und der österreichische Bergrath P. zur Errichtung einer Münzwerkstätte engagirt. ..... Ich habe in Erfüllung dieser Mission mehr als

3½ Jahre fern der Heimat im Reich der Sonne mich redlich abgeplagt, Gutes und Schlimmes erlebt und freue mich jetzt mehr denn je wieder des Daseins im theuern Vaterlande.

Doch sagt er auch, die Erinnerung an das Gesehene und Erlebte vermöchten ihm beträchtliche Reichthümer nicht aufzuwiegen.

Der andere dieser Culturmissionare, General Albert Gasteiger Khan, der allerlei militärische und fortificatorische Aufgaben hatte, die ihn veranlaßten, von Teheran bis Beludschistan zu reisen — was die Kleinigkeit von 5160 Kilometern hin und zurück ausmachte —, wurde zwar durch die mancherlei Unannehmlichkeiten des persischen Reiselebens mitunter in eine so elegische Stimmung versetzt, daß er einmal „zum abschreckenden Beispiel für alle Persienreisenden" folgende entsetzliche Verse zur Welt gebracht hat:

Durch ganz Persien auf der Reise
Vom Kaspisee zum Wendekreise
Gibt es Fliegen, Flöhe, Wanzen, Läuse,
Falangs, Skorpionen, Schlangen, Mäuse.
Und auch an Schakalen darf's nicht fehlen,
Die uns des Nachts die Stiefel stehlen,
Die alle Existenz vergällen,
Ja oft sogar zu Tode quälen.

Aber man sieht es seinen frischen, fröhlichen, obzwar etwas kunterbunten Tagebuchblättern, den so burschikos und souverän hingeworfenen Erinnerungen doch an, daß ihm der derbe kräftige Humor im Lande der Sonne nicht ausgegangen ist, und daß es ihn doch auch freut, ein paar Jahre seines Lebens auf diese seltsame Culturmission verwendet zu haben. General Gasteiger gibt uns nur ein paar Skizzen aus seinem Reise- und Wanderleben in Persien selbst; der persisch-österreichische Postdirector aber beschreibt uns außer den Erlebnissen in Persien auch seine Reise dorthin über Konstantinopel und das Schwarze Meer und die Rückreise über den Kaspi, Astrachan, Smolensk und Warschau, gibt auch allen, die etwa eine Vergnügungsreise nach Persien machen wollen, gute Rathschläge, und fügt ein kleines Vocabular der nöthigsten Worte zum persisch Radebrechen bei. Das Buch tritt zwar ganz anspruchslos auf; der Verfasser sagt, er „bringe nur die Wahrnehmungen eines Wanderers, der seine fünf gesunden Sinne besitzt, sie fleißig ausnutzt und dazu die glückliche Gabe eines sechsten, nämlich eines ausgebildeten praktischen Sinnes eigen hat"; seine Schilderungen seien, da er vor seiner Reise weder Studien über den Orient gemacht, noch Naturwissenschaften gepflegt, nur nichtwissenschaftliche Producte der eigenen Anschauung und der Ueberlieferung an Ort und Stelle, die er vor allem für seine zahlreichen Bekannten zusammengestellt habe; aber eben in dieser ihrer Unmittelbarkeit und frischen, unbefangenen Anschaulichkeit haben diese Schilderungen ihren besondern Werth und dienen durchaus nicht blos der flüchtigen Unterhaltung, sondern auch der wissenschaftlichen Belehrung. Leider ist es ein trauriger Gesammteindruck, den der Verfasser von den persischen Verhältnissen gewonnen hat; er findet:

daß die gesammte Wirthschaft im Reiche der Sonne so schlimm ist, daß man auf eine Besserung nicht hoffen kann. Alle Versuche, den einzelnen Zweigen modern europäischen Anstrich zu geben, sind nur Farce, dazu angethan, in fremden Ländern glauben zu machen, daß Persien sich an die Spitze der Culturbewegung in Centralasien stellen und seinen alten Glanz und seine historische Macht wiederherstellen werde, was den Großen und den Kleinen schmeichelt.

Denn Corruption und Habsucht sind überall so groß, daß alles oder fast alles, was für irgendwelche Zwecke zur Hebung der Cultur und des Wohlstandes, für Straßenbauten u. dgl. ausgegeben wird, in den Taschen der Beamten hängen bleibt, von diesen „gegessen" wird, und daß, „sollte je einmal unter den Persern ein Phänomen von Uneigennützigkeit und Charakterstärke zu Tage treten, diese Erscheinung von den persischen Künstlern der Intrigue rasch zu Tode gehetzt werden würde".

Es ist achtungswerth, daß der Verfasser trotz aller dieser ungünstigen Umstände doch im wesentlichen ein tüchtiges Stück postalischer Organisation in Persien zu Stande gebracht hat; es gelang ihm, ganz Persien „mit einem Netz regelmäßig functionirender Reitpostcurse zu überziehen", und auch sein Werk, so lange er in Persien war, trotz aller Verdächtigungen und Chikanen „in flottem Gang zu erhalten".

Indessen kamen schon während einer längern Krankheit des Verfassers allerlei Unordnungen und Unlauterkeiten im Postwesen vor, ohne daß es ihm möglich war, sie zu hindern, und kaum war er, nachdem seine contractmäßige Zeit abgelaufen, aus dem Lande fort, so erhielt er Nachrichten, die ihm zeigten, daß sein Werk nicht von langer Dauer sein werde; das Interesse für die Sache nahm auch beim Schah selbst ab, und wenn es seinen Rathgebern gelungen ist, ihn davon zu überzeugen, daß ein Perser die Post ebenso gut leiten könne als ein Niamz — es wurde auch wirklich kein österreichischer Nachfolger für den abgehenden Leiter engagirt —, so wird die Culturmission des österreichischen Postbeamten bald den Weg aller übrigen Cultur in Persien wandern müssen. Nun, diesem selbst hat seine Missionsarbeit jedenfalls eine schöne Erinnerung an eine interessante Lebensepisode, der Literatur aber ein hübsches und lesenswerthes Buch eingetragen.

5. Louis Posselt's Kreuz- und Querzüge durch Mexico und die Vereinigten Staaten von Nordamerika. Nach Tagebuchaufzeichnungen bearbeitet von Felix Maurer. Heidelberg, C. Winter. 1882. Gr. 8. 3 M. 50 Pf.

Allerdings Kreuz- und Querzüge! Ausgezogen war der Doctor und Docent der Chemie Posselt aus Reiselust, um einmal ein Stück überseeischen Lebens kennen zu lernen. Er war zehn Jahre lang drüben hängen geblieben, hatte Mexico nach allen Richtungen durchwandert, bald auf dieser, bald auf jener Silber-, Quecksilber- und anderer Mine nach Schätzen graben helfen, dabei Land und Leute beobachtet und fleißig Tagebuch geführt; dann war er ein paar mal für einige Zeit Doctor und Apotheker, zuerst in einem mexicanischen Landstädtchen, dann in Neuorleans. Als er dann genug hatte, ist er auf einem Mississippi-

dampfer nach Norden gefahren und bis in die nordamerikanische Seeregion und nach Neuyork gekommen. Dann ging es wieder zurück auf eine Silbermine in Mexico, auf welcher er schon einmal längere Zeit gewesen war, die aber auch jetzt seinen Erwartungen und Hoffnungen nicht entsprach. Da schifft sich der müde Wandersmann endlich wieder nach Europa ein, wo er es aber nicht mehr erlebte, selbst seine Tagebuchblätter und Reiseschilderungen herauszugeben. So hat es nach seinem Tode sein Schwager gethan, den Angehörigen zur Erinnerung an den Verstorbenen, weitern Kreisen zur Unterhaltung und Belehrung. Beides findet man in dem Buch, das mit Humor und mit Ernst viel Lebensarbeit und mühselige Kämpfe eines rechten Kreuz- und Querfahrers, aber auch manches lustige Abenteuer zu erzählen weiß.

6. Unter den Kannibalen auf Borneo. Eine Reise auf dieser Insel und auf Sumatra. Von Karl Bock. Einzig autorisirte deutsche Ausgabe. Aus dem Englischen von Robert Springer. Mit einleitendem Vorwort von Alfred Kirchhoff. Mit 30 Tafeln in Farbendruck, 7 Holzschnitt-Illustrationen und einer Karte von Borneo. Jena, Costenoble. 1882. Lex.-8. 21 M.

Die Insel Borneo, an Größe das Deutsche Reich bei weitem übertreffend, nach Grönland und Neuguinea die größte Insel unserer Erde, „an Naturschätzen wie an seltsamen Offenbarungen des Menschenlebens“ überschwenglich reich, ein vielverheißendes, zukunftsvolles, herrliches Tropenland, ist bei uns in Deutschland immer noch wenig bekannt oder fast ganz unbekannt, während mehrere holländische Werke (die freilich bei uns wenig gelesen zu werden pflegen) eingehende Mittheilungen über dieselbe gegeben haben. Da mag nun das vorliegende ebenso vortrefflich geschriebene als prächtig ausgestattete und mit originellen Bildern geschmückte Buch eines deutschen Reisenden und Forschers (warum hat er es zuerst in englischer Sprache abgefaßt, daß es erst übersetzt werden mußte?) dazu dienen, die Kenntnisse von diesem bisher fast unerschlossenen Lande auch bei uns zu verbreiten und zu vermehren.

Der Haupttheil des großen Reisewerks ist den Erlebnissen auf Borneo gewidmet, während nur ein kleinerer Theil die Beschreibung der Reise auf Sumatra enthält.

Eine für einen Reisenden hochwichtige Frage war nicht leicht zu erledigen, die Frage nach Reisebegleitern und Dienern:

> Schon der Gedanke, sich auf das Landgebiet der Schädeljäger von Borneo zu begeben, war hinreichend, den Eifer derjenigen abzukühlen, die mich sonst gern begleitet haben würden. Das Anerbieten eines Lohns, welcher fast die Höhe einer Bestechung erreichte, erwies sich als vergeblich; Malaien, Holländer, Halbblütige *), Chinesen, alle schätzten ihre Häupter zu hoch, um sie unter den Dyaks auf Borneo aufs Spiel zu setzen.

Er fand diese nothwendigen und doch so trüglichen Reisegenossen erst in Surabaya, aber schon in Makassar gingen ihm zwei davon wieder durch, weil sie meinten, „ihre Schädel wären zu kostbar, um den blutdürstigen Dyaks von Borneo preisgegeben zu werden“.

Auf Borneo fand der Reisende freundliche Aufnahme und Unterstützung bei dem Sultan von Kutei. Derselbe erscheint bei allem Despotismus, den er übt, als ein relativ gebildeter, unterrichteter Mann, der sich gern über die Regierungsformen und Sitten der verschiedenen europäischen Staaten unterhielt und über die berühmten „Männer der Zeit“, wie Bismarck, Moltke, Garibaldi, Napoleon u. s. w., von denen allen er Photographien hatte, allerlei wißbegierige Fragen stellte. Der Sultan von Kutei herrscht über ein Gebiet, das etwa den fünften Theil von ganz Borneo ausmacht; Kutei ist der größte und wichtigste der halb unabhängigen Staaten auf Borneo. Ueber das Klima sagt der Reisende, daß es nicht so heiß sei, als die Lage unter dem Aequator vermuthen ließe. Die Gegend an der Küste, wo die Seewinde wirksam sind, könne für gesund gelten; das Klima im Innern dagegen erklärt er für ungesund. Seine Leute erkrankten sehr häufig am Fieber und an der Ruhr, was allerdings auch zum Theil dem schlechten Flußwasser, das zum Trinken diente, zuzuschreiben war.

Die Bevölkerung von Kutei beläuft sich auf etwa 150000 Menschen; dies ist natürlich außerordentlich wenig für das weite Land, und der Sultan wünscht dringend eine Zunahme der Zahl seiner Unterthanen („ich müssen machen Kutei ein großes Land, brauchen viel Volk“); es würde auch damit schnell gehen, wenn alle Familien so stattlich wären wie die des Sultans, der, als Bock bei ihm war, nicht weniger als 84 Kinder (von 42 Frauen) zu seiner Familie zählte.

Die Bewohner des innern Landes sind die Dyaks, die in verschiedene Stämme zerfallen. Der mächtigste von allen ist der von Long-Wai, und bei diesem Stamm hielt sich der Reisende längere Zeit auf. Je weniger nun sonst von diesen berüchtigten Wilden Genaueres bekannt ist, desto wichtiger und interessanter sind die Mittheilungen, welche Bock nach seinen Beobachtungen von ihnen gibt.

An geistiger Fähigkeit stellt er die Dyaks den Malaien gleich; er findet sie aber mehr aufgelegt zur Arbeit und weniger zurückhaltend im Umgange; sie sind wie alle Wilden abergläubisch in hohem Grade und ziehen gern den Flug der Vögel zu Rathe. Was die Sittlichkeit betrifft, so ist der Verfasser geneigt, „den Dyaks eine hohe Stufe der Civilisation zuzugestehen“. Dies muß freilich sehr cum grano salis verstanden werden in Anbetracht ihrer schauerlichen Vorliebe für Schädeljagden. Aber in der That zeigt ihr Charakter manche gute Züge, die man bei Kannibalen nicht erwarten möchte:

> Raub und Diebstahl z. B. ist bei ihnen gänzlich unbekannt. Niemals berührten sie auch nur den geringsten Gegenstand, der mir gehörte, ohne vorher um Erlaubniß zu fragen; dagegen betteln sie mit der größten Zudringlichkeit um alles, was ihnen gefällt; sie sind auch gewissenhaft — das was ich von ihnen auf Befragen erfuhr, war glaubwürdig. ... Die Mitglieder jeder

*) Diese seltsame Wortmishandlung müssen wir unserm Schriftsteller oder dem Uebersetzer zu verantworten überlassen.

Gemeinde beten untereinander in Eintracht, und das Wort ihres Häuptlings gilt ihnen als Gesetz; . . . sie erweisen ihren Weibern große Achtung, lieben zärtlich ihre Kinder und unterziehen sich der Pflege derselben. Der Mann fragt stets seine Frau um ihre Meinung und umgekehrt thut die Frau nichts ohne die Zustimmung ihres Mannes. . . . Die zusammengehörenden Glieder einer Familie oder eines Stammes hegen die innigste Zuneigung untereinander. . . . Die Dyaks heirathen frühzeitig, haben aber nur eine Frau. . . . Vielweiberei ist nicht verboten, kommt aber nur bei den Häuptlingen vor. . . . Der Sultan von Kutei versuchte vor mehrern Jahren, die Long-Wai-Dyaks zum Islam zu bekehren, und schickte zu diesem Zweck einen Oberpriester an sie ab; aber kaum hatte derselbe angefangen, den Dyaks von den sinnlichen Freuden im mohammedanischen Paradies zu erzählen und von dem Vorrecht, schon auf Erden vier Frauen statt einer zu besitzen, so wurde er ermordet. . . . Im Essen und Trinken sind die Dyaks sehr mäßig, indem sie sich auf Wasser beschränken; nur bei festlichen Gelegenheiten ist der Tuwak, ein Getränk aus Honig, gestattet. Oft bot ich den Dyaks ein Glas Branntwein oder eine Tasse Chocolade an; sie betrachteten diese Gabe, berochen sie und lehnten sie mit den Worten ab: „Das verstehe ich nicht", oder „Das wünsche ich nicht".

Diese wesentlich günstige Charakteristik, die wir aus verschiedenen Partien des Werks hier zusammengestellt haben, steht nun in einem räthselhaften Contrast zu jener schauerlichen Sitte, die bei den Dyaks einheimisch ist, der Schädeljagd. Wenn nicht die Schädeljagd, wie wol zu erwarten steht, binnen kurzem den völligen Untergang dieser Stämme herbeiführt, wenn nach einer Zeit, da europäische Civilisationsversuche ernstlicher gemacht sein werden, überhaupt noch etwas von diesem kopfabschlagenden Völklein übrig sein sollte, so wird die Civilisation gerade hier eine sehr schwere Aufgabe haben, da diese Unsitte außerordentlich fest sitzt und ihre Wurzeln in religiösen Gebräuchen hat, also nur mit diesen, d. h. also mit einer Umgestaltung ihrer Religion, nicht durch civilisatorische Arbeit allein, ausgerottet werden kann. Ueber die grausigen Gewohnheiten der Dyaks möge der Reisende selber uns berichten:

Bei allen wichtigen Ereignissen ihres Lebens verlangen die Dyaks, daß Menschenköpfe angeschafft werden. Wenn ein Dyak heirathen will, so muß er sich als Held zeigen, bevor er die Gunst der begehrten Jungfrau erlangen kann, und je mehr Köpfe er bekommt, desto größer ist der Stolz und die Bewunderung, womit er nicht nur von seiner Braut, sondern von dem ganzen Stamm betrachtet wird. Stirbt ein Rajah, so müssen Köpfe geschafft werden, denn nach dem Glauben der Dyaks dienen die Opfer dem abgeschiedenen Rajah im Himmel als Sklaven. Ist einem Rajah ein Kind geboren, so müssen wenigstens in Long-Wai Köpfe erlangt werden, bevor es einen Namen erhalten kann. Bei allen Stämmen gilt es als Regel, daß kein Jüngling einen Mandau (das nationale Schwert) tragen oder sich verheirathen darf, wenn er nicht zuvor eine oder mehrere Schädeljagden mitgemacht hat. Man schenkt ihm einen Mandau, wahrscheinlich bei seiner Geburt oder wenn er einen Namen erhält; aber erst wenn derselbe von ihm in Feindesblut getränkt worden, ist es ihm gestattet, ihn als einen Theil seiner alltäglichen Ausrüstung zu tragen.

Wenn nun eine solche Schädeljagd unternommen werden soll, so werden vorher allerlei seltsame kriegerische Tänze im vollen Waffenschmuck aufgeführt, und der Reisende hat es sich manches Stück Geld kosten lassen, um einige junge Dyaks in voller Kriegsrüstung und den Waffentanz aufführend abzeichnen zu dürfen. Und noch andere Ceremonien gehen einer Schädeljagd voraus:

Wenn der Häuptling entschlossen ist, auf die Kopfjagd auszugehen, so wird das Volk, Weiber und Männer, zu einer Beichte zusammenberufen. Wird es erwiesen, daß junge Mitglieder die vom Stamm anerkannten Heirathsgesetze übertreten haben, oder daß die Heiligkeit des Ehestandes verletzt worden ist, so werden den Schuldigen gewisse Strafen auferlegt; sie werden etwa um ein Huhn oder ein Schwein gebüßt. Ist diese Strafe erlegt und der moralische Charakter des Stammes nach ihrer Meinung wiederhergestellt, so wird ein Prophet mit 20 oder 30 „Bußfertigen" ausgesandt, um die Anzeichen in der Luft und in den Wäldern zu beobachten. Diese „Bußfertigen" sind junge Leute, welche wahrscheinlich mit gewissen Unglückszeichen auf die Welt gekommen sind, und um diese Zeichen und das Unheil, welches sie bedeuten, wegzuschaffen, Buße thun oder bußfertige Handlungen verrichten müssen (sie enthalten sich z. B. für eine bestimmte Zeit des Genusses von Salz oder Fisch oder jeder Art Kleidung).

Wenn man sich endlich überzeugt hat, daß die Anzeichen für die bevorstehende Expedition günstig, und wenn alle Vorkehrungen getroffen sind, was alles oft zwei bis drei Monate dauern kann, so bricht der Häuptling mit dem bewaffneten Theil der Mannschaft des ganzen Stammes auf. Es wird irgendein benachbartes Dorf, das einem andern Stamm angehört, angegriffen, gewöhnlich in der Morgenfrühe. Den erschlagenen Feinden werden die Köpfe abgeschnitten; diese werden am Feuer getrocknet und gehören als Trophäen dem Häuptling, das gewöhnliche Volk muß sich mit dem Fleisch der Leichname begnügen. Was nicht getödtet, sondern lebend gefangen wird, bleibt für spätere Opfergelegenheiten aufbewahrt. Nach der Rückkehr von der wohlvollbrachten Schädeljagd findet gewöhnlich ein Fest statt, welches zehn Tage dauert und „Tiwah" oder Todtenfest genannt wird. Diese Feste werden aber auch zur Feier sonstiger wichtiger Ereignisse abgehalten, wie beim Tod eines Häuptlings, und dann werden nicht nur die bei den Schädeljagden Gefangenen zum Tode geführt, sondern die reichern Stammgenossen geben dazu noch einige „sklavische Schuldner" her. (Eigentliche Sklaverei besteht bei den Dyaks nicht, aber eine Art von Schuldsklaverei.) Bei einem solchen Tiwah wird ein Pfahl in die Erde gesteckt, an dessen oberm Ende sich ein grob ausgeschnitzter Menschenkopf befindet, der die Zunge lang aus dem Munde herausstreckt. An diesen Pfosten wird das unglückliche Opfer gebunden. Die Krieger, in voller Waffenrüstung, stellen sich nun in einer Reihe auf, marschiren auf den Armen los und bringen ihm, einer nach dem andern, eine Wunde bei, während die „Balians" und „Bassirs" (Priester und Priesterinnen) ein schauerliches Geheul dazu anstimmen. Sind viele Gefangene oder Sklaven zum Opfern vorhanden, so dauern die Leiden derselben kurz; sind es aber nur wenige, so verwundet man die einzelnen jedesmal nur leicht, um ihr Leben und ihre Qualen zu verlängern, und so kann es vorkommen, daß ein solcher Un-

glücklicher fünf bis sechs Stunden an den Pfahl gefesselt stehen muß, bis er endlich seinen Wunden erliegt.

Die Scheußlichkeiten, daß die Leichname bei der Schädeljagd aufgefressen, und daß die Gefangenen in so schauerlicher Weise zu Tode gemartert werden, finden sich übrigens nur bei einem Stamm der Dyaks, den Bahon-Trings*); die übrigen begnügen sich damit, ihre Feinde zu tödten und ihre Köpfe als Siegeszeichen heimzunehmen und aufzubewahren. Wie fest eingewurzelt aber dieser schreckliche Gebrauch ist, und wie wenig er den Dyaks als verwerflich vorkommt, zeigt die Antwort, die einmal der Häuptling von Long-Wai unserm Reisenden gab:

Die weißen Männer haben am Tewah die Dyaks und die Malaien zu Hunderten erschlagen (das bezog sich auf den Krieg, den die Holländer 1859—64 im Doesoen-District führten), weil sie ihnen ihr Land nehmen und mehr Reis und Gutta haben wollten; was haben sie also dagegen einzuwenden, wenn wir dann und wann einige Leute tödten, sobald es unser Adat (Gebrauch) so verlangt? Wir bekümmern uns nicht um die Belehrungen der weißen Männer und sehen nicht ein, weshalb sie überhaupt in unser Land gekommen sind.

*) Wenigstens nach Bock. Nach Hollander gibt es noch einen andern Stamm auf Borneo, der Menschenfresserei übt, die Djangkans im District Sintang; andere Stämme opfern Menschen bei ihren Todtenfesten, aber nur zu dem Zweck, daß die Geopferten im Jenseits den Gestorbenen als Sklaven dienen.

Würde es der Raum gestatten, so möchten wir gern aus dem interessanten Reisewerk noch manches von den seltsamen Gebräuchen dieser Kannibalen auf Borneo anführen. Nicht alles lautet so schauerlich wie die Berichte von der Schädeljagd und vom Todtenfest. Viel Eigenthümlichkeit liegt in den Gebräuchen bei Heirathen und Namengebung, bei Begräbnissen und Todtenfeierlichkeiten, besonders auch der Häuptlinge; in ihre Vorstellungen vom Jenseits läßt uns der Inhalt des Hymnus hineinsehen, der beim Begräbniß angestimmt wird, worin ein Sänger den Weg beschreibt, den der Verstorbene nehmen muß, um zu seinem Stamm und seinen Genossen in der andern Welt zu gelangen. Ebenso bieten die Ceremonien, die in Krankheitsfällen statt ärztlicher Hülfe dienen sollen, und noch mancherlei derartige Berichte großes ethnographisches Interesse. Auch über Klima, Kleidung und Wohnung, über die Producte des Landes, Flora und Fauna, Handel und Ackerbau u. s. w. gibt das interessante und empfehlenswerthe Buch, das in allen Theilen für jeden Gebildeten verständlich geschrieben ist, manche werthvolle Belehrung.

Militärische Schriften.

1. Militärische Classiker des In- und Auslandes. Mit Einleitungen und Erläuterungen von W. von Scherff, von Boguslawski, von Taysen, Freiherrn von der Goltz u. a. Herausgegeben von G. von Marées. Sechzehntes Heft. Berlin, Schneider u. Comp. 1882. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Die mit Dank willkommen geheißene Sammlung der militärischen Classiker des In- und Auslandes, welche auf Anregung der aus den Reihen der Armee kundgegebenen Wünsche nach einer wohlfeilen Ausgabe dieser Werke vor zwei Jahren begonnen wurde, hat nunmehr mit dem Erscheinen des vorliegenden sechzehnten Heftes ihren Abschluß gefunden; sie besteht aus fünf Bänden. Während den ersten derselben Clausewitz' „Vom Kriege" ausfüllt, in den Raum des zweiten sich Napoleon's I. und Scharnhorst's militärische Schriften theilen, der dritte Jomini's „Abriß der Kriegskunst", der vierte Erzherzog Karl's militärische Schriften enthält, finden sich im letzten Bande die sämmtlichen militärischen Schriften Friedrich's des Großen, welche bestimmte Lehren von Krieg und Kriegswesen behandeln, vereinigt.

Hatte ein großer Theil dieser Arbeiten des großen Königs, und zwar diejenigen, in welchen er die Grundsätze über Strategie und Taktik aufstellt und allgemeine Betrachtungen und Gedanken über den Krieg entwickelt, schon in dem in Nr. 6 d. Bl. f. 1881 besprochenen ersten Hefte, dann im achten und zwölften Hefte Platz gefunden, so blieben für das uns jetzt vorliegende Schlußheft meist nur Instructionen für Generale, Regimentscommandeure und die verschiedenen Waffen, einige Ordres und Dispositionen und wenige Reglements, welche durch Planskizzen erläutert werden, übrig. Ebenso wie in den drei vorhergehenden Heften sind in dem Schlußheft die Vorbemerkungen und Erläuterungen von dem durch seine Schriften über Friedrich den Großen rühmlichst bekannten Oberstlieutenant von Taysen verfaßt. Von besonderm Interesse ist der in den Anmerkungen zu den Dispositionen für den Gebrauch der Feldartillerie gemachte Hinweis darauf, daß das, was der große Feldherr über die Einfügung der Batterien in die Marschkolonnen, über die Massenverwendung der Artillerie zur Erschütterung des Hauptangriffspunktes, über die Bekämpfung der feindlichen Artillerie durch die des Angreifers als deren erste Aufgabe, über das gemeinsame Vorgehen der Artillerie mit der Infanterie und anderes vorschreibt, auf Grundsätzen beruht, welche in dem neuesten Exercierreglement der Feldartillerie vom Jahre 1877 Ausdruck gefunden haben und also den jetzigen Anschauungen entsprechen.

Wir theilen aufrichtig den Wunsch des Oberstlieutenant von Taysen: „Möchten die in Friedrich's des Großen militärischem Nachlaß enthaltenen Gedanken und Anschauungen in immer weitere Kreise eindringen und immer mehr zum Gemeingut des deutschen Heeres werden!"

2. Allgemeine Kriegsgeschichte aller Völker und Zeiten. Dritte Abtheilung. Die Neuzeit. Supplement I. Russische Kriege im 17. Jahrhundert. Mit zwei Plänen. Herausgegeben von Fürst N. S. Galitzin. Aus dem Russischen ins Deutsche übersetzt von Streccius. Kassel, Kay. 1882. Gr. 8. 9 M.

Bereits vor sechs Jahren hatten wir Gelegenheit, das außerordentliche Verdienst voll und ganz anzuerkennen,

welches der Verfasser sich mit Aufwendung eines ausdauernden ungemeinen Fleißes und jahrelanger eingehender Studien durch die Vollendung einer so bedeutenden und umfassenden Kriegsgeschichte, wie es keine zweite gibt, erworben hat. Von dem großen Werke, welches in 23 Bänden die gesammte Kriegsgeschichte aller Völker und Zeiten bis zum Jahre 1815 umfaßt und in besondern Supplementen die genauere Darstellung der speciell russischen Kriege enthalten wird, sind mittlerweile 9 Bände erschienen, welche das Alterthum, die Hälfte des Mittelalters und die neue Zeit in sich begreifen. Der vorliegende Band dient als erstes Supplement für die Neuzeit von 1618 bis 1792 und handelt von den russischen Kriegen im 17. Jahrhundert. Der vorhandene Stoff ist mit der schon damals gewürdigten Uebersichtlichkeit geordnet und in einfacher Sprache klar dargestellt; besondern Werth verleiht dem Werke noch die Gründlichkeit und die Unparteilichkeit der Kritik, womit die Mängel der Kriegsorganisation und des Heerwesens Rußlands und die durch dieselben verursachten Miserfolge beleuchtet werden.

Von den acht Kapiteln, in welche der Inhalt des Bandes eingetheilt ist, entfallen die sechs letzten auf die Darstellung der Kriege und Feldzüge; zwei von diesen Kapiteln beschreiben die Kriege der kleinrussischen und Saporager Kosacken gegen die Polen, Türken und Tataren, und die Kriege der Türken; die vier andern erzählen die Kriege und Feldzüge der Russen sowol gegen die innern Feinde als auch gegen die Schweden, Polen und Krimtataren. Die Hauptschuld an den schlechten Erfolgen, welche dabei Rußland gegenüber den äußern, theils in Verfall befindlichen, theils machtlosen Feinden hatte, mißt der Verfasser der in jeder Hinsicht absoluten Unzulänglichkeit des gesammten Kriegssystems des alten Rußland bei, und indem er das Ende der Kriegsgeschichte desselben am Schluß des 17. Jahrhunderts als jämmerlich bezeichnet, begrüßt er die beginnende Alleinherrschaft Peter's I. als den Anfang einer neuen, von der alten wesentlich verschiedenen russischen Kriegsgeschichte.

Die Bestätigung dieser abfälligen Beurtheilung des russischen Kriegssystems, welches seine Zeit schon vollkommen überlebt hatte, und die Darstellung desjenigen seiner Feinde und Verbündeten finden wir in den beiden ersten, darum besonders interessanten Kapiteln; in dem ersten beschreibt der Verfasser aufs ausführlichste die Heeresorganisation und die militärischen Einrichtungen des russischen Reichs im 17. Jahrhundert; im folgenden gewährt er einen Einblick in die Heereszustände der den Russen nachstehenden Polen und Litauer, Kosaken, Tataren und Türken. Nach einem allgemeinen Ueberblick des geschichtlichen Entwickelungsganges der Heeresorganisation und der Heereseinrichtungen Rußlands, wobei die Wichtigkeit der Truppentheile deutscher Formation als erster Anfang und Kern des russischen Heeres anerkannt wird, folgt die Betrachtung der verschiedenen Truppengattungen sowie der Aufstellung und Kampfesweise derselben, welche jeder regulären Formation und Bewegungsart im offenen Felde entbehrten, der sehr complicirten und verschiedenartigen innern Organisation der Truppen, der Feld- und permanenten Befestigung und der Belagerung und Vertheidigung von Festungen. Hiernach zeigt das Heerwesen Rußlands die letzte höchste Entwickelung des Kriegslehns-Systems und dazu einige Anfänge der damaligen westeuropäischen Heeresorganisation; es stand daher Rußland dem gesammten Westeuropa, besonders Schweden, in kriegerischer Beziehung nach, andererseits aber ebenso sehr über Polen, Litauen, der Krim und der Türkei, welche sich in allen Beziehungen in äußerster Unordnung, Ohnmacht und im Verfall befanden.

3. Die Einnahme von Ulm 1702. Ein Beitrag zur Geschichte des bairischen Antheils am Spanischen Erbfolgekriege nach bisher noch unbenutzten Quellen bearbeitet von H. Leeb. Mit einem Plan und einer Entfernungsskizze. Ulm, Wohler. 1882. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Der Umstand, daß die beim Beginn des Spanischen Erbfolgekriegs ausgeführte Einnahme von Ulm durch bairische Offiziere und Truppen in den Geschichtswerken nur kurze Erwähnung findet, hat den Verfasser zu dem Versuche veranlaßt, dieser bemerkenswerthen That in möglichst erschöpfender Darstellung gerecht zu werden, welche er den noch heute bestehenden zwei Infanterie- (Nr. 2 und 10) und den beiden Chevauleger-Regimentern (1 und 2) zum zweihundertjährigen Jubiläum widmet. Mit Benutzung des zuverlässigen und urkundlichen Materials auf ulmischer und bairischer Seite ist es ihm gelungen, die Vorgänge bei dem wenig bekannten Ueberfall möglichst eingehend und treu zu schildern, und hierdurch, sowie durch den Einblick in die damaligen Zustände das Interesse zu fesseln, weshalb wir uns einen kurzen Abriß des Inhalts zu geben gestatten.

Als sich der thatendurstige und ehrgeizige Kurfürst Max Emanuel von Baiern beim Beginn des Spanischen Erbfolgekriegs durch die glänzenden Versprechungen der Unterhändler Ludwig's XIV. zum Bündniß gegen Oesterreich hatte bewegen lassen, wurde vereinbart, daß zuerst Ulm genommen werden solle. Französischerseits wollte man durch den Besitz der stärksten der Reichsfestungen für das in Süddeutschland eintreffende Heer eine Basis finden, von der aus nach Vereinigung mit dem bairischen Heere die gemeinsamen Operationen begonnen werden könnten; für Max Emanuel mußte die Besetzung von Ulm wichtig sein, um eine Vereinigung der Streitkräfte der dem Reiche beigetretenen Kreise Schwaben und Franken zu verhindern, und aus persönlichen Rücksichten, um bald in dem ihm versprochenen künftigen Königreich festen Fuß zu fassen. Entschlossen, sich in den Besitz von Ulm zu setzen, drängte der Kurfürst Frankreich zu schnellern Rüstungen und traf seine Vorbereitungen zur Wegnahme der Festung. Die Verhältnisse lagen dort für Max Emanuel nicht ungünstig. Die Bewachung war einer Garnison von nur 318 Mann theils Geworbener, theils sogenannter Aus-

schüsser — älterer gedienter verheiratheter Leute — anvertraut, während für den Nothfall die Bürgerwehr mit etwa 3600 Mann zur Vertheidigung mitwirken konnte. Ließ sich die mit tiefem Wassergraben umgebene Festung übrigens auch leicht abschließen, so waren die Festungswerke doch theilweise der Ausbesserung sehr bedürftig. Zur genauern Erkundung dieser Verhältnisse mußte sich unter dem Vorgeben, einen Proceß in der Nachbarschaft führen zu wollen, der mit der Oertlichkeit schon bekannte Oberstlieutenant von Pechmann dorthin begeben in Begleitung eines verkleideten Ingenieuroffiziers, der die Festungswerke aufzunehmen hatte. Schon nach wenigen Tagen konnte Pechmann einen Riß der Festung und eine schriftliche Disposition für den Ueberfall dem Kurfürsten vorlege, welcher dieselbe genehmigte und Pechmann mit der Ausführung beauftragte. Dieser bezeichnete sehr richtig als den günstigsten Punkt für den Ueberfall den südöstlichen Theil der Festung, den Gäns-Bau, weil vorliegende Wälder eine vollkommen gedeckte Annäherung erlaubten, weil ferner das in der Ostfront gelegene Gänsthor nur von den Bewohnern der umliegenden Ortschaften benutzt wurde und nur von einer Wache, bestehend aus 1 Unteroffizier und 12 Mann, besetzt war, der dahinter liegende Platz eine große Ausdehnung hatte, und die auf den Wällen befindlichen Posten so weit auseinander standen, daß sie sich nicht zurufen konnten; auch gereichte es zum Vortheil, daß der dortige Wall gegen die Stadt abgeschlossen war, also einen Abschnitt bildete, in dem man jeden Gegenangriff ruhig abweisen und von dem aus man die Stadt durch Geschützfeuer zur Uebergabe zwingen konnte.

Der Disposition gemäß sollten mehrere Offiziere einen oder zwei Tage vor dem Ueberfall verkleidet, aber bewaffnet, nach Ulm gehen, zur bestimmten Stunde sich des Gänsthors und der näher bezeichneten Posten versichern, dann am Tage des Ueberfalls weitern 30 verkleideten Offizieren und Unteroffizieren den Eingang verschaffen und ihnen die Besetzung des Gänsthors und Gänsthurms ermöglichen. Auf ihrem Wege hatten die Offiziere überall die Kunde zu verbreiten, daß die bairische Armee sich versammle, um an der Seite Oesterreichs zu kämpfen und einen Theil zur Belagerung von Landau abzugeben, der, zur eigentlichen Besetzung Ulms bestimmt, um obige Kunde zu rechtfertigen, auf einem dementsprechenden Umwege über Donauwörth anstatt direct gegen Ulm vorgehen sollte. In solcher Weise sollte am 4. September 1702 zur Ausführung geschritten werden; der Termin dazu mußte jedoch wegen Ausbleibens der Nachrichten über den Anmarsch des französischen Heeres zunächst um drei Tage verschoben werden, sodaß Pechmann wiederholt zu einem Kaufmann in Ulm, mit dem er Verbindungen angeknüpft hatte, zwei verkleidete Offiziere entsenden mußte, um Erkundigungen einzuziehen, ob die Verhältnisse dort noch dieselben seien. Mittlerweile war es möglich geworden, die für das Unternehmen bestimmten Truppen, 3 Dragonerregimenter, 2 Infanteriecompagnien, 200 Grenadiere und 2 Geschütze, nach Donauwörth in Marsch zu setzen, denen auf directem Wege der größte Theil der Armee folgte. Als der Kurfürst endlich die Ausführung des noch um einen Tag, also auf den 8. September hinausgeschobenen Ueberfalls befahl, hatten die für denselben bezeichneten Truppen bereits die Festung östlich und nordöstlich enge cernirt und befanden sich unbemerkt am 6. morgens in verdeckter Aufstellung nahe der Festung, während 10 Offiziere in bürgerlicher Kleidung in Ulm am 6. und 7. September eintrafen und sich über die für den Ueberfall bestimmten Punkte genau orientirten. Letztere standen am 8. früh 6 Uhr, beim Läuten der Arbeitsglocke, welches als verabredetes Zeichen galt, auf ihren Plätzen beim Gänsthor bereit, während die ersten der 30 verkleideten Offiziere und Unteroffiziere von außen eintrafen und von der Schildwache eingelassen wurden. Als diesen schnell noch mehrere derselben folgten, ließ die äußerste Schildwache, der dies verdächtig vorkam, den Schlagbaum herunter; Pechmann aber, welcher unter jenen sich befand, suchte dieselbe zu entwaffnen; die Offiziere schossen auf sie und alarmirten dadurch die Wache. Damit das ganze Unternehmen nicht vereitelt werde, ließ Pechmann auf diese Feuer geben und stürzte sich ins Handgemenge, wobei er tödlich verwundet fiel; nach kurzem Kampfe wurde die Wache am Thore überwältigt und eingeschlossen, auch die Posten am Gänsthurm verjagt. Währenddessen sprengten die von Fels'schen Dragoner, jeder einen Infanteristen hinter sich auf dem Pferde, über den Schlagbaum weg durch das Thor ins Innere; bald folgten auch der Rest der Infanterie und die 2 Geschütze sowie auch der größere Theil der beiden andern Dragonerregimenter nach, und ehe sich die Nachricht des Angriffs in der Stadt verbreiten konnte, war ein Theil des Walles von den Baiern besetzt. Sofort wurden Barrikaden aus Schanzkörben errichtet und mit vorgefundenen Geschützen armirt, welche die Stadt bedrohten. Einige schwache Versuche des Widerstandes abgerechnet, kam es zu keinem Straßenkampfe; trotz des Anerbietens eines österreichischen Oberstwachtmeisters, die Vertheidigung leiten zu wollen, riethen einflußreiche Bürger und Rathsherren vom weitern Widerstande ab und nach Annahme des vom Oberst von Fels, welcher jetzt die Baiern befehligte, angebotenen dreistündigen Waffenstillstandes entschloß sich der versammelte Rath, trotzdem sich das Zeughaus noch hielt und inzwischen Geschütze zur Vertheidigung aufgestellt worden waren, auf Grund der ihm zugestellten Proclamation des Kurfürsten, welche Ulm für bairischen Besitz erklärte und die Stadt seiner Gnade versicherte, zur Capitulation.

An die ausführliche Beschreibung der so gelungenen Unternehmung schließt sich noch die Angabe der danach folgenden Kriegsereignisse, besonders bezüglich Ulms in den nächsten zwei Jahren, bei deren Ende die bairische Besatzung die so kühn eroberte Festung den belagernden Oesterreichern zu übergeben gezwungen wurde, jedoch mit allen Ehren aus derselben abziehen durfte.

Außer neun auf das Unternehmen bezüglichen Beilagen, von denen die letzte einen Nachweis der durch die Ueberrumpelung für die Offiziere u. s. w. verursachten Kosten bringt, ist ein zum Verständniß der localen Verhältnisse beitragender guter Plan des Theils von Ulm, der in Betracht kommt, und eine Entfernungsskizze angefügt.

Feuilleton.

Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

Ueber die „Englische Verfassungsgeschichte" von Rudolf Gneist sagt die „Saturday Review", Nr. 1399, nach kurzer Inhaltsangabe: „Die Behandlung ist durchweg sehr ausführlich und klar, und besondere Abschnitte, wie die Essays über Parteiregierung und die Beziehungen der Kirche zum Staat können als selbständige Abhandlungen von großem Werthe gelten. Gneist ist ohne Frage englischen Schriftstellern, wie Stubbs und Toulmin Smith, zu Dank verpflichtet; gleichwol bewahrt er sich überall vollkommene Unabhängigkeit der Behandlung. Es ist befriedigend zu finden, daß seine Ansichten über die Zukunft parlamentarischer Regierung, sowol in England wie in Deutschland, entschieden hoffnungsvoll sind, ungeachtet der gegenwärtigen Lähmung der Gesetzgebung in dem einen Lande und dem Ueberwiegen der persönlichen Herrschaft im andern."

Weiter heißt es in derselben Nummer: „Ferdinand Müller's «Unter Tungusen und Jakuten. Erlebnisse und Ergebnisse der Olenek-Expedition» ist viel unterhaltender, als man hätte erwarten dürfen. Seine Behauptung, es seien die Hülfsquellen des Landes weit größer, als man in Europa gewöhnlich annimmt, wird fast bestätigt. Wir glauben indessen, dieses günstige Urtheil muß sich vielmehr auf die nördlichen Districte Siberiens beziehen, als auf die, welche er und sein Begleiter Czekanorsky wirklich bereist haben; denn was man auch zu Gunsten des kurzen plötzlichen Sommers und des lieblichen Herbstes sagen mag, so würde doch die heftige Kälte des sechsmonatlichen Winters hinreichend sein, Colonisten abzuschrecken, die anderswo Unterkommen finden könnten."

„«Die Katakomben. Die altchristlichen Grabstätten. Ihre Geschichte und ihre Monumente dargestellt von Victor Schulze» ist eine tüchtige Zusammenfassung der zugänglichen Belehrung über diesen interessanten Gegenstand, die mit großer Klarheit und Unparteilichkeit bearbeitet ist. Der Verfasser ist bereits eine anerkannte Autorität und hat seine eigenen entschiedenen Ansichten über die meisten Punkte, die Anlaß zum Streite gegeben haben."

„Idealismus und Positivismus. Eine kritische Auseinandersetzung" von Eduard Laas, wird ebenfalls als ein Muster klarer und unparteiischer Darstellung gelobt, sei es, daß der Verfasser seine eigenen Ansichten oder die seiner Gegner vortrage.

„A. Bastian", sagt dasselbe Blatt, „entfaltet in seinem «Der Buddhismus in seiner Psychologie» alle seine gewöhnliche Gelehrsamkeit, aber selbst mehr als seinen gewöhnlichen Mangel an Methode und System. Er macht keinen Versuch, die mannichfaltige Belehrung, die er gesammelt, zu klassificiren oder zu sichten, noch weit weniger sie zu einer Abhandlung zu verarbeiten. Die Reihenfolge seiner Bemerkungen scheint nur Sache der Laune zu sein und man kann nie sagen, in welche abgelegene Gegend man durch ein interessantes, aber nicht zur Sache gehöriges Citat plötzlich versetzt werden kann. Sein Werk kann lediglich als ein Notizenbuch betrachtet werden, aus dem die Forscher des Buddhismus nützliche Anmerkungen und noch viele andere Dinge schöpfen können."

Ueber „Schottische Reiseskizzen" von F. von Holtzendorff sagt die „Saturday Review", Nr. 1395, der Titel bereite dem Leser eine Enttäuschung, da er nicht erwarten werde, einen Bericht über die in Edinburgh gehaltene Versammlung des socialwissenschaftlichen Vereins zu finden, gewürzt mit gelegentlichen Aeußerungen des Verfassers über die erörterten Gegenstände. Dies ist aber der Fall; gleichwol ist es ohne Zweifel besser, daß ein Sachverständiger wie Holtzendorff einsichtsvoll über seine Lieblingsthemata sich verbreite, als daß er die unzähligen Schilderungen der schottischen Seen und Berge noch um eine vermehre.

Bibliographie.

Bartsch, K., Gesammelte Vorträge und Aufsätze. Freiburg i. Br., Mohr. Gr. 8. 8 M.

Berkamp, O., Karyatiden. Sechs Novellen. Berlin, Walther u. Apolant. 8. 6 M.

Bodenstedt, F., Alexander in Korinth. Althellenisches Kulturbild in einem Vorspiel und 3 Akten. Leipzig, Greßner u. Schramm. 1882. 8. 3 M.

Boerckel, A., Guttenberg. Historisches Drama. Mainz, v. Zabern. Gr. 8. 1 M.

Brunnhofer, H., Giordano Bruno's Weltanschauung und Verhängniss. Aus den Quellen dargestellt. Leipzig, Fues. 1882. Gr. 8. 8 M.

Kayserling, M., Moses Mendelssohn. Ungedrucktes und Unbekanntes von ihm und über ihn. Bearbeitet und herausgegeben von M. K. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Kette, H., Friedrich's des Großen Schwurgericht. Schauspiel. Breslau, Schottländer. 8. 2 M.

Klitschke de la Grange, Antonietta, Der Fährmann an der Tiber. Historische Erzählung aus dem 4. Jahrhundert. Mit Genehmigung der Verfasserin aus dem Italienischen übersetzt von M. Lützen. Regensburg, Pustet. 8. 1 M. 50 Pf.

Knebel Doeberitz, v., Die ersten 60 Jahre des 2. Garde-Ulanen-Regiments. Im Auftrage des Regiments zusammengestellt. Mit vielen Kunstbeilagen und 2 Marschroutenkarten. Berlin, Mittler u. Sohn. 1882. Gr. 8. 8 M.

Knesebeck, v. dem, Das Garde-Schützen-Bataillon in dem Feldzuge 1870—71. Mit einem Holzschnitt, Karten und Plänen. Berlin, Mittler u. Sohn. 1882. Gr. 8. 3 M.

La Mara, Musikalische Studienköpfe. 5ter Bd.: Die Frauen im Tonleben der Gegenwart. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1882. 8. 4 M.

Liszt, F., Gesammelte Schriften. Herausgegeben von L. Ramann. 5ter Bd.: Streifzüge. Kritische, polemische und zeithistorische Essays. Deutsch bearbeitet von L. Ramann. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1882. Gr. 8. 6 M.

Meinardus, L., Mozart. Ein Künstlerleben. Mit 2 Portraits. Berlin, Guttentag. Gr. 8. 7 M. 50 Pf.

Moleschott, J., Karl Robert Darwin. Denkrede, gehalten im Collegio Romano im Namen der Studirenden der Hochschule zu Rom. Gießen, Roth. 8. 1 M.

Pfaff, E., Welt- und Lebensanschauungen. Gesammelt. Dresden, Tittmann. Gr. 8. 5 M.

Pfeil, L. Gr., Gedächtnisskunst und Vokabelnlernen. Breslau, Max u. Comp. 1882. Gr. 8. 50 Pf.

Rabe, O., Fleischkost und Pflanzenkost in ihrem Einfluß auf Gesundheit und Kultur. Berlin, Bohne. 8. 5 Pf.

Rehmke, J., Philosophie und Kantianismus. Ein Vortrag. Eisenach, Rasch u. Coch. Gr. 8. 50 Pf.

Russ, V., Ein Donau-Elbe-Kanal. Herausgegeben vom Donauverein in Wien. Prag, Dominicus. 1882. Gr. 8. 40 Pf.

Saar, F. v., Drei neue Novellen. (Vae victis! Der „Excellenzherr". Tambi.) Heidelberg, Weiß. 8. 3 M.

Samberger, K. M., Gereimtes und Ungereimtes. Präludien und Kadenzen aus dem Nachlasse des Organisten Erwin Stillbach. Regensburg, Coppenrath. 8. 2 M.

Sammlung musikalischer Vorträge. Herausgeber: Paul Graf Waldersee. Nr. 46: Die Ahnen moderner Musikinstrumente. Von H. M. Schletterer. — Nr. 47. 48: Gioachimo Antonio Rossini. Von J. Sittard. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1882. Gr. 8. à 75 Pf.

Taubert, E., König Rother. Berlin, Walther u. Apolant. 8. 3 M.

Tegnér's, E., Lyrische Gedichte. Herausgegeben zum 100jährigen Geburtstag des Dichters und übersetzt von G. v. Leinburg. 2 Thle. Mit dem Porträt des Dichters in Stahlstich. Leipzig, Leiner. 1882. Gr. 8. 5 M.

Weyermann, M., Zeugnisse gegen das Wagnerthum in der Musik. Ein kritischer Beitrag. Elberfeld, Bädeker. 1882. 8. 1 M.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. Nr. 3. 18. Januar 1883.

Literarische Unterhaltungen.

Die Herrschaft der Actualität.

Es ist mehr als ein bloßer Zufall, daß wir mit dem Worte „Interesse" einmal die rein theoretische Theilnahme an einem Gegenstand unserer Erkenntniß, dann aber auch die unmittelbare Beziehung zu unserm Willen, die Gewichtigkeit eines Dinges oder eines Begebnisses vom Standpunkte unsers Egoismus bezeichnen. Jene Bedeutung wurzelt nämlich in dieser; theoretisch interessant ist uns zunächst das, was uns möglicherweise auch praktisch interessant werden könnte; die Wissenschaften waren im Anbeginn Töchter des gemeinen Bedürfnisses, und nach und nach erst, mit der fortschreitenden Cultur, mit der Befreiung einzelner bevorzugter Individuen vom Bann des Alltäglichen entwickelte sich jene Wissenschaft um ihrer selbst willen, jenes Forschen nach der abstracten Wahrheit, gleichviel ob dieselbe unserm Wohlergehen förderlich sei oder nicht. Daß auch dieses Interesse in seiner geläutertsten Form immer noch mit den veredelten Ausläufern unsers Egoismus verwachsen ist — selbstredend nicht im gewöhnlichen Sinne des Wortes, der unter Egoismus das rückhaltslose Kämpfen für das bürgerliche Wohlbefinden versteht —, das nachzuweisen würde an dieser Stelle zu weit führen.

Nur aus der oben constatirten Verwandtschaft des theoretischen Interesses mit dem praktischen erklärt sich eine Erscheinung, die sonst jedem Versuche, sie zu begreifen, hartnäckig widerstreben würde.

Nehmen wir an, ich trete in den menschenerfüllten Salon eines Freundes und sage mit ernster Bedeutsamkeit: „Denken Sie sich, was sich da Erschütterndes zugetragen! Keiner von Ihnen, meine Damen und Herren — das will ich Ihrer Beruhigung halber vorausschicken —, wird auch nur im entferntesten durch die Sache berührt: aber erschütternd und im höchsten Grade interessant bleibt sie doch. Die junge, schöne und geistvolle Gattin eines unserer Poeten — ihr Name thut nichts zur Sache — litt seit Jahren unter der sichtlichen Misstimmung ihres Mannes, dessen Muse nach mehrern glücklichen Anläufen ihre Gestaltungskraft von Tag zu Tag mehr zu verlieren schien, und zwar vornehmlich deshalb, weil, wie der Dichter behauptete, sein Leben so gleichförmig, so spießbürgerlich, so frei von jeder tiefern Emotion sang- und klanglos dahinfließe. Die junge Frau sah nachgerade eine unheilbare Melancholie voraus. Auch betrauerte sie unsäglich den zweifellosen Rückgang einer Begabung, die ehedem so Glänzendes zu verheißen schien. So faßte sie denn einen wahrhaft heroischen Entschluß, und mit der Tapferkeit einer Arria hat sie ihn ausgeführt. Sie hat sich selber den Tod gegeben, um ihren Gatten aus seiner Lethargie aufzurütteln und seine Muse durch das oft bewährte Heilmittel des Schmerzes wieder genesen zu lassen."

Kaum wird das letzte Wort über meine Lippen geglitten sein, und schon bedrängt mich die Gesellschaft mit einer wahren Sturmflut theilnehmender Fragen.

„Wie? Was? Wie heißt die Unglückliche? Wo hat sich das zugetragen? Und wann? Was wissen Sie Näheres?" So schwirrt es von allen Seiten.

Versetze ich nun: „Der Fall ereignete sich am 29. December 1834; das Opfer dieses großherzigen Wahns nennt sich Charlotte Stieglitz": so ist mit einem male das so fieberhaft erregte Interesse verraucht. „Die alte Geschichte!" sagt man achselzuckend. Der eine wird über die gelungene Mystification lächeln, der andere wird sie äußerst geschmacklos finden; alle jedoch werden darin übereinstimmen, daß irgendein Grund, sich nun weiter um die Sache zu kümmern, nicht vorliegt.

Nun frage ich: ist das psychologische Phänomen einer Frau, die sich erdolcht, um der poetischen Productivität ihres Gemahls aufzuhelfen, an und für sich interessant: wie kann der rein zufällige Umstand, daß die Thatsache sich gestern, oder daß sie vor funfzig Jahren sich ereignet hat, die Intensität dieses Interesses steigern oder verringern? Was uns theoretisch bei der Betrachtung dieses Ereignisses fesselt, ist doch vollständig unabhängig von Zeit und Raum; ein directer Einfluß auf die Persönlichkeit desjenigen, dem das Ereigniß erzählt wird, läßt sich ebenso wenig nachweisen, wenn es gestern, als wenn es im Jahre 1834 geschehen ist; denn — wohlgemerkt — es wird ja vorausgesetzt, daß keiner der Zuhörer zu der Betreffenden irgendwie in Beziehungen steht. Weshalb nun, so fragen wir, regt ein Begebniß, das sich gestern in Paris oder London oder selbst in Neuyork zugetragen, die Gemüther des Publikums auf, während ein solches, das vor funfzig Jahren in nächster Nähe passirt ist — vielleicht in der Straße, die wir bewohnen — nur für wenige Persönlichkeiten, vielleicht nur für den Dichter und den Historiker, von nachhaltigem Interesse ist?

Offenbar nur um deswillen, weil das theoretische Interesse mit dem praktischen aufs engste zusammenhängt. Was da gestern geschah, was da heute geschieht, das kann doch möglicherweise mit unserer werthen Person irgendwie in Connex gerathen, sei es selbst ein geringfügiges Privatbegebniß, keine staatsmännische oder kriegerische Action, von welcher diese Behauptung ja nicht erst bewiesen zu werden braucht. Die Frevelthaten Antonio Gasparoni's liegen um so und so viel Jahrzehnte hinter uns: wenn aber heute in Berlin oder in Wien irgendein verwegener Bandit einbricht, so führt uns dies Ereigniß die Thatsache zu Gemüth, daß die Zunft der Räuber und Spitzbuben auch in unserm Decennium nicht ausgestorben, daß wir demgemäß nicht berechtigt sind, den Tag vor dem Abend zu loben. Die Genugthuung, daß wir von dem concreten Unglücksfalle verschont geblieben, und die geheime Furcht, daß er uns dennoch einmal heimsuchen könne, klingen unmerklich in unsere Gemüthsstimmung ein; das Interesse an der Nachricht wird gleichsam unterlegt mit der Folie jenes egoistischen Interesses am eigenen Wohlbefinden.

Dieses Einklingen interessirter Empfindungen läßt sich, wenn auch oft nur in ganz verschwindender Schwachheit der Tonwellen, überall nachweisen, wo ein größeres oder geringeres zeitgenössisches Begebniß öffentlich debattirt wird. Von greulichen Massenmorden, entsetzlichen Eisenbahnkatastrophen und fürchterlichen Familientragödien bis abwärts zu der komischen Situation, in die irgendeine bekannte oder selbst unbekannte Persönlichkeit bei diesem oder jenem halbwegs bemerkenswerthen Anlaß gerathen ist; von dem bluttriefenden Ungeheuer Conrad bis zur Cousine Gambetta's, die bei seinen Lebzeiten vor dem skandalsüchtigen pariser Publikum trillern und trällern mußte, um den hochgestellten Vetter zu compromittiren und die Geldbörse des Entrepreneurs zu füllen — überall macht sich die oben angedeutete Relation auf den Leser und Hörer geltend, die aber wegfällt, sobald das Ereigniß um eine gewisse Zeitspanne zurückliegt.

Die Tagesblätter, deren Aufgabe es ist, zunächst das Interesse im praktischen Sinn zu vertreten, den Vortheil des Ganzen und der Einzelnen zu fördern und zu diesem Behuf ein möglichst vollständiges Bild der gesammten Zeitströmung zu entwerfen, sind demgemäß die natürlichen Schutzgötter der Actualität. Mit Recht würde man erstaunen, wenn man im politischen Theile eines großen Journals Studien über die Gracchischen Unruhen, oder unter „Vermischtes" lustige Genrebilder und prickelnde Anekdoten aus dem Leben Friedrich's des Großen oder Ludwig's XIV. fände. Die Tagespresse will und soll nur die Acta diurna, die fortlaufende Chronik alles Geschehenden schreiben, ihre Aufzeichnungen mit erläuternden Glossen versehen und — von Zeit zu Zeit einen höhern Standpunkt einnehmend — in dem eng verschlungenen Gewebe der kreuz- und querschießenden Fäden die Figur, das Bild nachweisen und dem Verständniß des Publikums näher bringen. Ob diese Registrirung der Thatsachen nicht vielfach mit allzu minutiöser Breite geschieht, ob nicht zahlreiche Dinge und Dingelchen eifrig gebucht werden, die eine solche Aufmerksamkeit seitens der Journalistik kaum noch verdienen: das zu erörtern ist eine Aufgabe, die mit der Charakteristik unsers Preßwesens aufs engste zusammenhängt und hier einer weitern Erörterung nicht unterstellt werden soll. Genug: die Actualität ist die unbestrittene Domäne der Tagespresse; für diese hat sie ihre vollste Berechtigung, ja aus ihr allein leitet sich in ihren ersten Ursprüngen die Existenz dieser Presse her.

Wie aber verhält es sich mit den andern Gebieten unserer geistigen Thätigkeit, wie insbesondere mit der schöpferischen Literatur und denjenigen Organen, welche sich die Verbreitung dieser Literatur zur Aufgabe machen? Ja wie verhält es sich schon mit dem Feuilleton, dessen Pflege keins unserer großen Tagesblätter mehr von der Hand weisen kann?

Auch die schöne Literatur ist selbstverständlich ein Kind ihrer Zeit. Auch sie wird in einem beträchtlichen Theile ihrer Schöpfungen die Zeitströmung widerspiegeln, ja selbst gewisse zeitgenössische Ereignisse in verallgemeinerter und typischer Form zu reproduciren haben. Eine Verirrung jedoch ist die neuerdings vielfach im Ueberhandnehmen begriffene Tendenz, auch die belletristischen Wochenschriften direct in den Gamaschendienst der Actualität zu stellen. Schon einige unserer bessern Tagesblätter verfolgen in ihrer Rubrik „Unter dem Strich" das einzig richtige Princip, die Actualität auf ein bescheideneres Maß zu beschränken und das Allgemeingültige, das Reinmenschliche, das, was jetzt und zu allen Zeiten interessirt, in wissenschaftlichen Abhandlungen oder in farbigen Schöpfungen der Phantasie zum Worte gelangen zu lassen. Dem entgegen cultiviren andere auch hier die Actualität bis zur Verzweiflung des Lesers, der, ohne in der Lage zu sein, sich jederzeit in eine umfassende

Schöpfung der Wissenschaft oder der Phantasie zu vertiefen, doch dem unaufhörlichen Geschmetter und Gedröhne der „Jetztzeit" einmal für Augenblicke entrinnen will und mit Recht im Feuilleton eine Erholungsstätte sucht, wo er ausruhen kann von den Anforderungen des Ewig-Heutigen. Ja, wie gesagt, selbst in einigen unserer belletristischen Wochenschriften sitzt die Actualität, wo es irgend angeht, eifersüchtig am Steuer und treibt das Schiff in den Strudel zeitgenössischer Duodezfragen, deren vorzugsweise Behandlung zur Folge hat, daß die Jahrgänge solcher Zeitschriften uns nach kurzer Frist schon wie aus der Mode gekommen anmuthen. Zu gewissen Zeiten zumal feiert die kalendarische Actualität wahrhafte Orgien. Wer in der Weihnachtswoche unsere illustrirten Blätter zur Hand nimmt, der stolpert auf jeder Seite über ganze Heerescolonnen weihnachtlicher Figuren, Weihnachtsnovellen, Weihnachtsgedichte, Weihnachtsbetrachtungen, Weihnachtswanderungen und Weihnachtsbilder — und dasselbe Schauspiel wiederholt sich mit jedem Jahre. Ich bin nun weit entfernt zu behaupten, daß ein Familienblatt nicht gehalten sei, von dem schönsten Familienfeste des deutschen Volks alljährlich Notiz zu nehmen: aber ganze Nummern damit zu füllen, dergestalt, daß der Leser, wenn er des Abends, vom Lärm des Weihnachtsmarktes, vom Glanze der Spielwaarenetalagen und dem ganzen menschenwimmelnden Treiben ermüdet, sein Blatt vornimmt, nun all diese Eindrücke nochmals durchzukosten hat, ohne in dem Ocean weihnachtlicher Begeisterung auch nur eine einzige nennenswerthe Insel zu finden, in deren Bucht seine abgemattete Barke vor Anker gehen kann — das scheint mir des Guten zu viel, das scheint mir eine Uebertragung journalistischer Principien auf ein Gebiet, wo sie in diesem Umfange absolut nichts zu suchen haben.

Ueberhaupt, wer glaubt denn etwa im Ernste beweisen zu können, daß der Leser einem interessanten Aufsatz über die Entstehung der Weihnachtsgebräuche gerade während der Weihnachtszeit die größte Aufmerksamkeit entgegenzubringen geneigt sei? Wenn man die Sache in praxi unter den Fingern hält, kümmert man sich gemeinhin weit weniger um die Theorie derselben, als unsere Ideologen sich einreden. Nicht so lange das Gefühl uns völlig beherrscht, sondern erst wenn die Seele ruhiger geworden, vermag sie dichterisch zu gestalten; unter dem blauen Himmel Italiens genießt man: schöpferisch reproducirt wird das Genossene später unter dem nebelgrauen Himmel Germaniens, wenn die große Ordnerin Erinnerung ihren Zauber entfaltet. Aus diesem Gesichtspunkte ist es eine feine psychologische Bemerkung, wenn Heine versichert, die schönsten Frühlingslieder dichte man hinter dem Ofen. In der That, wer unter den rauschenden Buchenwipfeln auf schwellendem Moose liegt und so mit jedem Nerv seines Wesens ein Frühlingslied erlebt und empfindet: wie sollte der inmitten dieser Verzückungen Zeit finden, sich zur Gestaltung zu sammeln? So meine ich auch, daß die massenhafte Weihnachtstheorie, die uns inmitten der Weihnachtspraxis von allen Seiten her überschüttet, eine zwar gut gemeinte, aber in diesem Umfang entschieden misverstandene Gabe sei, wohl geeignet, eine Uebersättigung und Verstimmung herbeizuführen.

Am verderblichsten wirkt der Actualitätscultus auf dem Gebiete der höhern Literatur. Ein Buch nur um deswillen als Lektüre zu bevorzugen, weil es heute, zur diesjährigen Saison, erschienen ist, und ein anderes, besseres, das drei oder sechs oder sechzig Jahre alt ist, zu vernachlässigen, ist eine ebenso lächerliche als verwerfliche Barbarei, die jedoch leider bei einem großen Theile des Publikums wie in stillschweigender Verabredung adoptirt worden ist. Viele Buchhändler, die gleichsam als erste und gewichtigste Empfehlung das Wort „Neu! Neu!" mit großen Lettern an die Spitze ihrer Circulare und Inserate stellen, tragen das Ihrige zur Unterstützung dieses Böotierthums bei. Wahrlich, es wäre nöthig, daß man die selbstverständliche These ausspräche: Ein Buch, dessen Hauptvorzug in der Neuheit besteht, wird niemals alt werden, sondern trotz aller Anstrengungen der Actualitätspriester eines kläglichen Todes sterben, sobald dieses vergöttete Heute zum Gestern ward.

Ernst Eckstein.

Schriften über Goethe.

1. Goethe in Hauptzügen seines Lebens und Wirkens. Gesammelte Abhandlungen von Adolf Schöll. Berlin, Hertz. 1882. Gr. 8. 9 M.
2. Goethe, Weimar und Jena im Jahre 1806. Nach Goethe's Privatacten. Am funfzigjährigen Todestage Goethe's herausgegeben von Richard und Robert Keil. Leipzig, Schloemp. 1882. Gr. 8. 3 M.
3. Goethe's Faust, ein Fragment, in der ursprünglichen Gestalt neu herausgegeben von Wilhelm Ludwig Holland. Freiburg i. Br., Mohr. 1882. 8. 1 M.
4. Deutsche Literaturdenkmale des 18. Jahrhunderts, in Neudrucken herausgegeben von Bernhard Seuffert. 5. Faust. Ein Fragment von Goethe. Heilbronn, Henninger. 1882. 8. 80 Pf.
5. Johann Faust. Ein allegorisches Drama, gedruckt 1775, ohne Angabe des Verfassers, und ein nürnberger Textbuch desselben Dramas, gedruckt 1777. Herausgegeben von Karl Engel. Zweite durch das nürnberger Textbuch vermehrte Auflage. Oldenburg, Schulze. 1882. Gr. 8. 2 M.
6. Das Volksschauspiel Doctor Johann Faust. Herausgegeben mit geschichtlichen Nachrichten über den Träger der Faustsage und mit einer Bühnengeschichte des Faust von Karl Engel. Zweite umgearbeitete und vielfach ergänzte Auflage. Oldenburg, Schulze. 1882. Gr. 8. 4 M.

Der Gemeinde der Goethe-Verehrer ist des leider vor kurzem dahingegangenen Adolf Schöll Name längst in hohen Ehren bekannt. Es ist erklärlich, daß bei den zahl-

reichen umfassenden Arbeiten, welche er seinen Lieblingsstudien, denjenigen über Goethe, widmete, auch mancher größere oder kleinere Aufsatz entstand, der als Vortrag oder durch den Abdruck in einer Zeitschrift weitern Kreisen zugeführt ward. Die Natur solcher vereinzelter Aufsätze ist es aber, sehr bald vor der Fülle des Neuerstehenden zu versinken und nur dem Goethe-Forscher dauernd bekannt zu bleiben; gar manches Gute wird mit der Zeit kaum mehr zugänglich, und so sind die Ergebnisse eingehendster, liebevollster Arbeit von der Gefahr bedroht, allgemach in Vergessenheit zu gerathen. Da ist es denn gut, bei zeiten das Vereinzelte zu sammeln, und wenn dem bereits Veröffentlichten auch dieses und jenes Neue beigefügt wird, so ist dies nur um so dankenswerther.

So entstand der vorliegende, 36 Bogen starke Band von Adolf Schöll (Nr. 1), welcher eine Reihe von sechzehn Aufsätzen bringt, die sich sämmtlich auf Goethe beziehen; die Hälfte derselben war bisher ungedruckt. Unter den bereits früher veröffentlichten heben wir die beiden umfassenden Arbeiten, welche Goethe als Staats- und Geschäftsmann sowie in seinem Verhältniß zum Theater betrachten, als besonders werthvoll hervor; sie sowol wie die übrigen gedruckten oder bisher ungedruckten Aufsätze, welche bald ganze Wandlungen in Goethe's dichterischer Entwickelung betrachten, bald einzelne seiner Stücke, wie „Die Geschwister", „Tasso", „Pandora", „Stella" u. s. w., beleuchten, geben uns reiche Belehrung und wecken den freilich jetzt, nach Schöll's Hingang, vergeblichen Wunsch, derselbe hätte die Muße gefunden, aus seiner reichen Kenntniß des Dichters heraus uns ein Gesammtbild seines Lebens und Schaffens zu bieten. Aber auch dieses Werk ist uns als ein werthvolles Vermächtniß des eindringenden Goethe-Forschers willkommen.

Die Schrift der Gebrüder Richard und Robert Keil (Nr. 2) kann man, wie es auch auf dem Titel geschieht, bezeichnen als eine an die funfzigjährige Wiederkehr von Goethe's Todestag anknüpfende Gelegenheitsschrift, wenn sie auch einen weit zurückliegenden Zeitraum in des Dichters Leben beleuchtet, nämlich seine Schicksale während der unseligen Octobertage des Jahres 1806. Nun ist zwar die Hauptsache dessen, was Goethe in jenen Tagen erlebte und that, seine Leiden durch die französische Einquartierung, seine Verheirathung mit der seit 18 Jahren in seinem Hause lebenden Christiane Vulpius, bereits nicht sowol durch Goethe selbst als durch Mittheilungen anderer bekannt genug geworden und in den Lebensbeschreibungen des Dichters niedergelegt; er selbst gedenkt in den „Annalen" nur ganz kurz einiger der Schlacht von Jena vorausgehender Ereignisse, der Geschicke von Weimar und Jena in den Octobertagen und bis zum Schlusse des Jahres gar nicht.

Die Art, wie Goethe sich im December 1806 gegen Zelter über seine Beschäftigungen ausspricht, gab Anlaß zu der vielverbreiteten Ansicht, als ob Goethe in jener Zeit des politischen Zusammensturzes, lediglich in seine literarischen Arbeiten vertieft, für das Gemeinwohl nichts gethan, sich überhaupt um dasselbe nicht bekümmert habe. Hätte der Dichter solche Misdeutung voraussetzen können, so wäre es ihm leicht gewesen, die erwähnte, das letzte Vierteljahr von 1806 umfassende Lücke auszufüllen, die er vermuthlich nur bestehen ließ, um nicht seiner Verheirathung gedenken zu müssen; für sich selbst legte er ein Sammelheft an, „Acta die traurigen Folgen des 14. Octobers 1806 betreffend". Das Heft kam durch Goethe's Secretär Kräuter in den Besitz der Gebrüder Keil, welche längst sich mit dem Gedanken der Veröffentlichung trugen und die Vorbereitungen dazu trafen. Nach Richard Keil's Tode hat nun Robert Keil, der Verfasser des anziehenden Buchs über die „Frau Rath", die gemeinsame Arbeit vollendet und am funfzigjährigen Todestage Goethe's veröffentlicht.

Es ist sehr erklärlich, daß die Herausgeber sich nicht mit dem bloßen Abdruck der Goethe'schen „Acta" begnügen, sondern etwas weiter ausholen, den Leser zunächst in die weimarischen und deutschen Zustände im Frühling und Sommer 1806 einführen, und die Ereignisse jener angstvollen Octobertage zugleich nach andern, uns bereits zugänglichen Quellen darstellen; Goethe's „Acta" geben dazu die willkommenste Ergänzung, lehren uns gerade die Herzensseite im Wesen des großen Dichters abermals näher kennen, des Mannes, welcher das Wort:

Edel sei der Mensch,
Hülfreich und gut —

schrieb und gerade in diesen Schreckenstagen aufs lebendigste bethätigte. Betrachten wir unter Führung der „Acta" diesen denkwürdigen Abschnitt in Goethe's Leben näher.

Frühling und Sommer 1806 vergingen unter ängstlichen Ahnungen einer drohenden Zukunft; Thüringen seufzte unter schwerer preußischer Einquartierung. Goethe verweilte im Juli und der ersten Hälfte des August zu Karlsbad, in einer Zeit also, wo die Stiftung des Rheinbundes und der Zusammenbruch des altersschwachen römisch-deutschen Kaiserreichs die Unhaltbarkeit aller bestehenden Verhältnisse doppelt deutlich zeigte. Goethe begab sich nach der Heimkehr zweimal für einige Zeit nach Jena, vornehmlich mit der Einordnung der in Karlsbad erworbenen Mineralien beschäftigt; das preußische Hauptquartier wurde Anfang October nach Jena verlegt. Goethe war bei Fürst Hohenlohe zur Tafel, sah manche bedeutende Männer wieder und machte neue Bekanntschaften; „niemandem", berichtet er darüber, „war wohl, alle fühlten sich in Verzweiflung, die keiner umhin konnte, wo nicht durch Worte, doch durch Betragen zu verrathen." Oberst Massenbach gedachte in jenen Tagen zu Jena ein Manifest gegen Napoleon drucken zu lassen, welches in seiner tollköpfigen Fassung ohne Zweifel Napoleon's heftigste Erbitterung erregt haben würde; auf Bitten einiger angesehener jenaer Bürger begab sich Goethe selbst zu Massenbach und

überredete ihn mit vieler Mühe, auf den Druck des gefährlichen Schriftstücks zu verzichten. Am 6. October kehrte Goethe nach Weimar zurück. Am 9. eröffnete Napoleon durch das Treffen bei Schleiz den Feldzug; die französischen Heeresmassen wälzten sich, allerorten siegreich, das Saalthal hinab; schon am frühen Morgen des 14. October vernahm man zu Weimar den Donner der Schlacht von Jena. Die Herzogin-Mutter Anna Amalie verließ die Stadt; vom fürstlichen Hause blieb allein die edle Herzogin Luise im weimarer Schlosse zurück; Karl August stand mit einer Heeresabtheilung auf einem verlorenen Posten bei Ilmenau und ward alsbald in die haltlose Flucht des preußischen Heeres verwickelt.

Nachdem man während des Morgens sich trügerischen Siegeshoffnungen hingegeben, mehrten sich am Nachmittag die Anzeichen von einer Niederlage des preußischen Heeres. Reiterei, dann Artillerie, zuletzt Fußvolk und Gepäckwagen strömten in hastigster Eile und größter Verwirrung durch die engen Straßen der Stadt, Erfurt zu. Um 4 Uhr verkündete naher Kanonendonner das Heranrücken der Franzosen: die Kugeln flogen über die Stadt weg; glücklicherweise versuchten die Preußen nicht, Weimar zu halten. Um 5 Uhr erschienen die ersten Franzosen, Reiterei, in der in banger Todesstille liegenden Stadt; einer der ersten war Wilhelm von Türkheim, der Sohn von Goethe's vormaliger Braut Lili; mit ihm begab sich Goethe auf das Schloß; ob es geschah, um mit dem bereits dort abgestiegenen Murat zu verhandeln, oder um die Herzogin Luise aufzurichten, wir wissen es nicht.

Um 6 Uhr ergossen sich die Franzosen stromweise in die unglückliche Stadt. Sie forderten Lebensmittel, Quartiere für sich und die Pferde; sie schlugen die Thüren ein und nahmen mit Gewalt, was sie brauchen konnten; eine allgemeine Plünderung der offenen friedsamen Stadt begann; unweit des Schlosses brach Feuer aus. Jeder hatte mit sich selbst genug zu thun, keine Seele dachte an Löschen; so fraß der Brand unter den Augen der Herzogin weiter.

Goethe war unterdeß vom Schlosse zurückgekehrt. Wol durch Türkheim's Fürsorge bekam er alsbald sechzehn Reiter ins Quartier, meist Elsasser, todmüde Leute, die mit einer Streu und einigen Flaschen Wein und Bier rasch zufriedengestellt waren; außerdem war bereits Marschall Ney mit Gefolge angesagt, und Christiane hatte alle Hände voll zu thun mit dem Herrichten von Mahlzeit und Wohnung; im Hinterhause hatten sich eine Menge Menschen aus der Stadt selbst zusammengedrängt, welche hier Sicherheit zu finden hofften; Riemer hütete die verschlossene Hausthüre; auf der Straße Heulen und Toben; der Flammenschein der Feuersbrunst beleuchtete die wüste Scene. Tief in der Nacht forderten zwei bewaffnete Tirailleurs Einlaß, und Riemer war unverständig genug zu öffnen. Sie verlangten Speise und Trank und begehrten den Hausherrn zu sprechen. Goethe kam im Schlafrock herab, brachte durch seine würdige Erscheinung und gemessene Zusprache die Unholde für eine Weile zur Ruhe, trank ein Glas Wein mit ihnen: dann zog er sich wieder zurück. Die zwei Franzosen tranken weiter; vom Weine erhitzt, wollten sie sich später auch ein Nachtlager erobern, eilten die Treppe hinauf, stürzten in Goethe's Schlafzimmer und drangen mit den Waffen auf ihn ein. Christiane warf sich den Unholden muthig entgegen, rief aus dem Hinterhause einen der Nachbarn zur Hülfe herbei; so gelang es, die beiden Betrunkenen aus dem Schlafzimmer zu jagen, worauf sie es sich in dem für Ney's Gefolge bereiteten Zimmer bequem machten; erst am andern Morgen warf der Adjutant des Marschalls Augereau mit blanker Klinge die zwei Störenfriede aus dem Hause.

Am Morgen des 15. October erschien dann zunächst Augereau und nahm bei Goethe Quartier; von da ab ward eine Sicherheitswache vor die Hausthür gestellt. Es kamen Marschall Lannes, General Victor, für einige Stunden auch Marschall Ney. Zuweilen waren 28 Betten besetzt; am meisten litten in jenen Tagen die Weinkeller; Vulpius schätzte Goethe's Ausgaben vom 15. bis 17. October auf über 2000 Thaler; es wurden ihm zwölf Eimer Wein ausgetrunken. Das Haus wenigstens war geschützt, aber es ging doch gewaltig unruhig zu, bis die ankommenden französischen Offiziere untergebracht und verköstigt waren. Christiane waltete des bewegten Haushaltes mit vortrefflicher Umsicht, hatte aber von dem Uebermuth der Franzosen, die in ihr nur die Haushälterin sahen, viel auszustehen und dachte schon daran, das Haus zu verlassen. Und nicht nur die eigene Noth trat an Goethe heran; an ihn wandte sich auch, wer von den Beamten in Bedrängniß war. Da galt es, das fürstliche Archiv vor der Plünderung zu schützen; vor allem aber drängte die Sorge um das Schicksal von Jena, wo Goethe so manchen lieben Freund besaß und dessen Hochschule mit ihren wissenschaftlichen Sammlungen seit drei Jahrzehnten ein Hauptgegenstand seiner rastlosen Fürsorge gewesen war.

Die edelherzige Herzogin Luise harrte unterdeß allein von der fürstlichen Familie mit ihren Frauen im Schlosse aus; Murat brach schon am Morgen des 15. October mit einem großen Theil des französischen Heeres auf zur Verfolgung der Preußen, nachdem er an Lannes und Augereau den Befehl erlassen, sie sollten der noch immer fortdauernden Plünderung der Stadt Einhalt thun. Am Abend traf Napoleon ein, höchlich ergrimmt gegen den Herzog Karl August, welcher es gewagt hatte, mit seinen paar hundert Mann sich an die Preußen anzuschließen; er begegnete der Herzogin sehr barsch und kalt und dachte ernstlich daran, das Herzogthum Sachsen-Weimar von der Landkarte zu streichen. So war er auch am Morgen des 16. October, als Luise um eine Unterredung bat, höchst ungnädig und aufbrausend gegen sie; die Herzogin dagegen vertheidigte mit Ruhe und Würde ihren Gemahl. Die Festigkeit, der Ernst und die geistige Bedeutung der deutschen Frau imponirten sogar dem Allgewaltigen; er brach in die Worte aus: „Madame, Sie sind wahrhaftig eine der achtungswürdigsten Frauen, die ich jemals kennen gelernt habe.

Sie haben Ihren Gemahl gerettet. Ich verzeihe ihm freiwillig, aber allein um Ihretwillen, denn was ihn betrifft, so taugt er gar nichts." Er gab die Zusicherung, daß, wenn der Herzog binnen 24 Stunden das preußische Heer verlasse, in sein Land zurückkehre und seine Truppen zurückrufe, seine Selbständigkeit nicht vernichtet werden solle, und äußerte bekanntlich hernach zu Rapp: „Das ist eine Frau, die sich nicht einmal vor unsern 200 Kanonen gefürchtet hat!" Und diese Stimmung Napoleon's war nachhaltig; bei der allgemeinen Verwirrung gelang es dem Herzog erst nach sechs Wochen, sein Verhältniß zu Preußen mit allen Ehren zu lösen und nach Weimar zurückzukehren; die Selbständigkeit des Landes blieb erhalten.

Goethe's „Acta" lassen einen Blick thun in jene furchtbaren Tage. Da erscheint zuerst Napoleon's Proclamation an die Sachsen, dann die Bitte des Archivars um Hülfe, die Schutzbriefe von Victor und Augereau. Am 17. October schreibt Goethe auf ein eingeheftetes Blatt:

> Wir leben! Unser Haus blieb von Plünderung und Brand wie durch ein Wunder verschont. Die regierende Herzogin hat mit uns die schrecklichsten Stunden verlebt, ihr verdanken wir einige Hoffnung des Heils für künftig, sowie für jetzt die Erhaltung des Schlosses. Der Kaiser ist angekommen. Merkwürdig ist es, daß diese Tage des Unheils von dem schönsten Sonnenschein begleitet und beleuchtet waren.

Am Morgen des 17. October verließ Napoleon die Stadt. Durch die Einquartierung Murat's und des Kaisers selbst war das Schloß von Plünderung verschont geblieben; aber bezeichnend ist es, daß mit dem kaiserlichen Gefolge auch das Silbergeschirr, welches man für Napoleon's Tafel gestellt hatte, verschwand; ebenso war der Glasschrank im Zimmer des Herzogs, worin einige uralte goldene und silberne Taschenuhren als Seltenheiten aufbewahrt wurden, zerschlagen, die Uhren mitgenommen. Im Palais der Herzogin Anna Amalia war ein Kapitän Gautier einquartiert gewesen; derselbe nahm eine Sammlung Kupferstiche mit und hatte noch die Frechheit, an Stelle derselben einen Zettel mit seinem Namen und vollen Titel hinzulegen.

Mit dem Abzug seiner vornehmen Gäste gewann Goethe wieder größere Ruhe; an Einquartierung fehlte es darum auch weiterhin nicht. Der interessanteste der spätern Gäste Goethe's war jener Generalinspector der Museen, Baron Denon, welcher als Kunststoßvogel allerorten der großen Armee folgte, werthvolle Kunstwerke oder Alterthümer für das Louvre aufzuspüren. Goethe kannte ihn von dem Aufenthalt in Venedig 1790 her und freute sich der mit dem vielgewanderten und kenntnißreichen Mann erneuerten Bekanntschaft. Auch mit dem französischen Stadtcommandanten von Weimar, General Dentzel, stand Goethe auf freundschaftlichem Fuße; ein geborener Pfälzer, hatte Dentzel vor zeiten Theologie in Jena studirt, ward Pfarrer in Landau und Conventsmitglied, hatte dann während der Revolution die Bibel mit dem Säbel vertauscht und war von Napoleon um seiner genauen Ortskenntniß willen in den Feldzug nach Thüringen mitgenommen worden; der deutschgebildete menschenfreundliche Mann hatte großes Verdienst um die Herstellung der Ordnung in Weimar; seine den Acten beigehefteten Schriftstücke sind Zeugnisse ehrfurchtsvoller Artigkeit des französischen Generals gegenüber dem deutschen Dichter.

In diesen Tagen der Angst und sogar der Lebensgefahr mußte in Goethe das Bedürfniß erwachen, Christiane Vulpius, welche so mannichfach Muth und Umsicht bewiesen hatte und doch in ihrer halben Stellung schweren Kränkungen ausgesetzt gewesen war, die Stellung zu gewähren, die sie seit achtzehn Jahren thatsächlich, aber nicht der Form nach inne hatte, diejenige seiner Frau. Noch am 17. October wandte er sich brieflich an den Hofprediger Günther, ihn baldmöglich mit der „kleinen Freundin" zu trauen; ebenso erging an Geheimrath Voigt am 18. October ein Briefchen, durch welches Goethe auch diesem seine Absicht kundthat und um Besorgung alles Erforderlichen ersuchte. Voigt erließ die gewünschte Dispensation vom Aufgebot, und Sonntag den 19. October wurde Goethe in der Sakristei der Hofkirche mit Christiane getraut; als Zeugen waren nur der sechzehnjährige August Goethe und dessen Lehrer Riemer zugegen. Goethe führte in den nächsten Tagen Christiane in die weimarer Gesellschaft ein, welche über das unerwartete Ereigniß ihre leisen und lauten, zustimmenden oder erbitterten Bemerkungen machte. Ward auch durch diese nachträgliche Einsetzung Christianens in ihre bürgerlichen und häuslichen Rechte ihr sonstiges Leben nicht geändert, so können wir doch jetzt, im Gegensatz zu Charlotte von Stein und ihrer Freundin Lotte von Schiller, Goethe's Schritt nur gutheißen und als eine erfreuliche Folge des Unglückstags von Jena betrachten.

Von äußerer und innerer Sorge bedrängt, hatte Goethe zugleich noch das Bedürfniß, sich so bald als möglich über das Wohlbefinden der jenaer Freunde zu unterrichten. Und so dictirte er am 18. October Riemer folgendes Rundschreiben:

> Wir sind in der größten Sorge wegen unserer jenaischen Freunde, indem wir noch gar nichts von ihnen vernommen haben Ich bitte daher Nachverzeichnete, nur ein Wort auf dieses Blatt zu unserer Beruhigung zu schreiben. Was mich betrifft, so sind wir durch viel Angst und Noth auf das glücklichste durchgekommen. In meinem Hause ist nichts versehrt, ich habe nichts verloren. Die Herzogin ist wohl und hat sich auf eine Weise betragen, welche zur höchsten Bewunderung auffordert. Mit Wieland habe ich gestern beim Stadtcommandanten gespeist. Der gute Alte ist auch glücklich durchgekommen. Das Schloß ist unversehrt. Dies verdanken wir allein unserer Fürstin. Nichts weiter bin ich im Stande hinzuzusetzen.

Das Schreiben war gerichtet an zwölf befreundete Häuser, unter welchen Griesbach, Schelver, Frommann, Eichstädt, Knebel, Hegel hervorgehoben werden mögen. Ein Bote, von Dentzel mit einem Paß versehen, brachte das Schreiben nach Jena, wo es bei allen Betheiligten die höchste Freude erregte, wie sich das in den kurzen Nachschriften oder den in den nächsten Tagen fol-

genden Briefen ausspricht. Diese Kundgebungen bilden einen Hauptbestandtheil der „Acta“ und zeigen uns, wie sehr das arme Jena durch Feuer, Plünderung und Hunger zu leiden hatte; manche der Adressaten, wie Professor Schelver und Bergrath Lenz, hatten alles verloren; die wissenschaftlichen Sammlungen der Hochschule waren leidlich davongekommen; nur hatten auch hier die Franzosen ihre Findigkeit bewiesen, denn, schreibt Lenz, „leider hat man die Schränke in dem herzoglichen Museum nicht respectirt; die schönste Goldstufe evasit“. Im übrigen geht es in Jena drunter und drüber, und die Bedrängten wenden sich an Goethe um Rath und Hülfe. Er ist immer zur Hand; Lenz bekommt Geld geschickt, Knebel Wein; Kirchenrath Gabler verlangt 1200 Thlr. Zuschuß für die durch den Krieg und den Weggang der Studenten völlig verarmten Professoren. Man war in schwerer Sorge, ob Napoleon in seinem Zorn auf Karl August und die deutschen Hochschulen die jenaer Universität überhaupt bestehen lassen werde; einen Schutzbrief hatte er derselben nicht hinterlassen, und derselbe sollte möglichst rasch beschafft werden. Eine Deputation macht sich auf den Weg nach dem Hauptquartier; Goethe gibt ihr einen Empfehlungsbrief an Denon mit; er sorgt, um den botanischen Garten über den Winter zu erhalten, sofort für Ersatz an Stelle des nach Heidelberg berufenen Schelver, er läßt an die Mineralogische Gesellschaft einen Aufruf ergehen zur Unterstützung von Lenz; er sorgt dafür, daß die weimarische Zeichenschule, deren betagter Leiter, Rath Kraus, ausgeplündert, mishandelt, abgebrannt und infolge dieser Schrecknisse gestorben war, sofort in H. Meyer einen Nachfolger bekam.

Das Wichtigste immerhin war die Erhaltung der jenaer Hochschule; es stand zu befürchten, daß Napoleon Jena, welches er als „einen Hauptherd der Revolutionäre und Demokraten“ betrachtete, wie bereits Halle, aufheben und ihren Grundbesitz einziehen werde. Zwar hatte der wackere Platzcommandant Bouchard am 25. October die Wiederaufnahme der Vorlesungen gestattet, aber der kaiserliche Schutzbrief fehlte noch immer; die von Goethe an Denon empfohlene Deputation hatte den Kaiser nicht mehr erreicht. Die akademische Behörde richtete daher Ende October an Marschall Berthier das Gesuch um Erhaltung der Universität; Goethe übernahm es nicht blos, dasselbe zu befördern, sondern fügte auch eine umfassende Denkschrift bei, welche die im Interesse von Wissenschaft und Kunst zu Jena und Weimar vorhandenen Einrichtungen darstellt. Diese bisher unbekannte Abhandlung liegt im deutschen Entwurf und der französischen Uebersetzung bei den Acten, eine etwas weitschweifige Arbeit, welche jedenfalls für Goethe's langjährige liebevolle Beschäftigung mit dieser Frage Zeugniß ablegt. Ob diese Darstellung dazu beitrug, Napoleon's Zorn zu begütigen, wissen wir nicht; er ertheilte am 24. November 1806 zu Berlin den erbetenen Schutzbrief; die Studenten erhielten die Erlaubniß, ihre Studien wieder aufzunehmen. Bald danach gelangten die Verhandlungen mit dem französischen Ministerium zum Abschluß; das Herzogthum Weimar blieb erhalten, mußte aber in den Rheinbund treten und die nach den schweren Kriegszeiten fast unerschwingliche Contribution von 2,200000 Frs. zahlen. Das letzte Blatt der „Acta“ von Goethe's Hand ist noch ganz bezeichnend. Der an Dentzel's Stelle nach Weimar geschickte Intendant Mounier verlangte im December ein Verzeichniß aller Gewächse des botanischen Gartens zu Jena, sowie ein weiteres der in der Gegend wildwachsenden Pflanzen, um das im pariser Pflanzengarten Fehlende dorthin zu liefern. Goethe scherzt über Mounier's „botanische Requisitionen“; Professor Voigt erwiderte, ein Verzeichniß der wildwachsenden Pflanzen sowie die Lieferung derselben wolle er besorgen; ein Verzeichniß des im botanischen Garten zu Jena Vorhandenen sei nach dessen Verwüstung nicht mehr zu beschaffen.

Der vorstehende Bericht gibt nur eine schwache Vorstellung von der allumfassenden, tröstenden, aufrichtenden, herstellenden Thätigkeit, welche Goethe in jenen letzten Monaten des Unglücksjahres 1806 geübt hat; es ist ohne Zweifel ein großes Glück für Weimar und Jena gewesen, daß in drangvollster Zeit ein Mann von Goethe's Weltruf, imponirendem Wesen und unendlicher Arbeitskraft zur Verfügung stand, um die schlimmsten Schläge der Fremdherrschaft abzuwehren. Und neben dieser staatsmännischen Thätigkeit tritt Goethe's menschlicher Sinn, seine allbereite Hülfe, seine auf die Umgebung gleichfalls beruhigend wirkende großartige Ruhe ins schönste Licht. Das Buch ist ein interessanter Beitrag zur Geschichte jener Zeit, zugleich eine erfreuliche Erweiterung unserer Kenntniß des großen Dichters.

Als sinnstörende Druckfehler seien hier erwähnt: S. 46 qui que ce „suit“ statt soit; S. 71 müssen Gelder, und nicht „Helden“, von der Kammer verabfolgt werden; S. 157 muß Weimar nicht im Herzen des „Rheinlandes“, sondern des Rheinbundes liegen. Die Stelle S. 124: „Sie (d. h. die von der Flucht heimkehrende Herzogin Anna Amalia und ihr Gefolge) fanden Unglück und manches Elend, und doch fanden sie auch Ursache, Gott und der trefflichen regierenden Amalie (?) zu danken, daß es nicht noch schlimmer geworden“, ist mir unverständlich. Sonst ist der Druck schön und correct.

In Zarncke's „Literarischem Centralblatt“ vom 15. October 1881 war der Wunsch nach einem genauen Abdruck des Goethe'schen „Faust“ von 1790, des sogenannten Fragments, geäußert worden. Es hieß da:

> Es ist fast unübersehbar, was alles über „Faust“ gedruckt und wieder gedruckt wird, und jene erste Gestalt desselben, ohne deren genaue und zusammenhängende Kenntniß ein Verständniß des Werks und seiner Entstehung nicht möglich ist, ist noch von niemand erneuert, ja dies auch nur für wünschenswerth erklärt worden.

Dieser Anregung ward durch die beiden unter Nr. 3 und 4 näher bezeichneten Neudrucke des Fragments entsprochen, von welchen wir den von Ludwig Wilhelm Holland besorgten vorausschicken, weil Bernhard Seuffert

sich in seinem Vorwort auf denselben als auf eine bereits erschienene Neuausgabe bezieht, während bei Holland ein solcher Hinweis auf die nach dem gleichen Ziel strebende Arbeit nicht vorhanden ist. Da ist es nur billig, daß wir mit der Arbeit von Holland, als der ältern, beginnen.

Dieselbe hat zunächst die löbliche Eigenschaft, daß sie auch äußerlich dem Fragment durch die Wahl alterthümlicher Typen wie durch genaue Innehaltung der Seiten- und Zeilenzahl durchaus ähnlich zu sein bemüht ist, sodaß wir den Druck von 1790 selbst vor uns zu sehen meinen. Der Herausgeber hat einen kurzen Bericht daran geschlossen über die von ihm benutzte Ausgabe des Fragments; dem Neudruck ist nämlich das Exemplar der Hirzel'schen Goethe-Bibliothek zu Leipzig zu Grunde gelegt.

Der von Bernhard Seuffert herausgegebene Neudruck des Fragments bildet das fünfte Heft der bereits früher in d. Bl. erwähnten „Deutschen Literaturdenkmale des 18. Jahrhunderts". Der Herausgeber eröffnet das Heft mit einem Vorwort, welches zunächst hinweist auf Wieland's im Augustheft 1773 des „Merkur" erschienenes lyrisches Drama: „Die Wahl des Hercules":

Es ist Wieland's „Faust", nur daß statt des Durstes nach Wahrheit der Eifer für Tugend den Kern bildet; ein Unterschied, der für den Fortschritt der geistigen Entwickelung des 18. Jahrhunderts bezeichnend ist und Wieland's Abstand von Goethe zum Ausdruck bringt. Abgesehen von dieser Grundverschiedenheit der Auffassung aber, sind beide Helden himmelstürmende Titanen. Hercules zerbricht die Fesseln Amor's, Faust wirft die Bande der Fachgelahrtheit ab. Gottähnlichkeit, Göttlichkeit streben beide an. Darin sind sie Brüder. Und diese Verwandtschaft war es, welche Wieland's Hercules mit Goethe's Faust verknüpft hat.

Seuffert schließt daran die Aufzählung etlicher Stellen aus Wieland's Dichtung, sowie aus dem nachweislich von Goethe mit Eifer gelesenen „Musarion", nebst den betreffenden Parallelstellen aus Goethe's „Faust". Es ist nicht zu verkennen, daß man im Aufsuchen solcher Geistesverwandtschaften etwas zu viel thun kann, und das mag wol auch hin und wieder hier geschehen sein; andererseits ist zuzugestehen, daß, so merklich der Unterschied zwischen Genie und behendem Talent sich offenbart, doch in manchen Stellen eine ohne Zweifel unbewußte Abhängigkeit Goethe's von Wieland hervortritt, aus welcher der Schluß gezogen werden darf, daß diese Scenen des „Faust" erst nach dem August 1773 entstanden seien. Ebenso erlaubt Wieland's Gedicht „An Psyche", welches Anfang 1776 im „Merkur" erschien, weitere Schlüsse. Wieland war nämlich unmittelbar nach Neujahr auf Stetten, dem Gute der Frau von Keller, mit Goethe zusammengetroffen und schrieb darüber an Sophie La Roche, Goethe sei dort „so gut, so lieb, so unsäglich lieb gewesen, daß sie alle wie die Närrchen in ihn verliebt geworden". Goethe las bei dieser Gelegenheit Bruchstücke seines „Faust" vor, und Papa Wieland versäumte nicht, darüber alsbald in dem erwähnten Gedicht Bericht zu erstatten. Was er über Goethe's Vorlesung erzählt, gestattet den Schluß, daß damals bereits der erste Monolog, die Scene nach der „großen Lücke", sowie ein Theil der Gretchen-Scenen abgeschlossen gewesen seien. Es sind das Momente, welche jedenfalls geeignet sind, in der schwierigen Frage über die Entstehung der einzelnen Theile des „Faust" Licht zu verbreiten.

Was Seuffert über die Ausgaben des Fragments spricht, macht den Eindruck genauern Eingehens, vielseitigerer Vergleichung, als das bei Holland's Darstellung der Fall ist; nach Seuffert wäre die Ausgabe von Holland nicht eine Reproduction der ersten, sondern der zweiten Ausgabe des Fragments. Es sind das Sonderfragen, über welche die Herren Fachgelehrten sich die Köpfe zerbrechen mögen; ein wesentlicher Unterschied außer in Bezug auf etliche Verschiedenheiten des Drucks und der Druckfehler ist nicht vorhanden.

Der Neudruck von Seuffert hat gegen denjenigen von Holland den Nachtheil, daß er in verändertem Format und anderm Typensatz erscheint; dagegen ist durch die neben den Text gesetzten Zahlen die Möglichkeit gegeben, nicht blos die Seitenzahlen des Originals, sondern auch die Verszahlen von Loeper's und Schröer's alsbald zu finden. Es hat dergestalt jede der beiden Ausgaben ihre Vorzüge, und sie ergänzen sich gegenseitig aufs wünschenswertheste.

Vor einigen Jahren ging durch die Literaturblätter das Gerücht, Lessing's verlorener „Faust" sei vielleicht wiedergefunden in einem 1775 zu München ohne Nennung eines Verfassers gedruckten „allegorischen Drama": „Johann Faust". Karl Engel hat, um zu weitern Untersuchungen anzuregen, 1877 das verschollene Büchlein wieder abgedruckt, und dasselbe liegt uns (Nr. 5) in zweiter Auflage vor. Die Kritik erkannte alsbald, daß es mit der verlorenen Arbeit Lessing's nichts als den Titel gemein hat. Der Verfasser ist unbekannt; da nun Goedeke unter den Dramen des Schauspielers Paul Weidmann einen 1775 zu Prag erschienenen „Johann Faust" aufführt, welcher gleichfalls als allegorisches Drama bezeichnet ist, so liegt die Vermuthung nahe, daß wir es mit dieser verschollenen Arbeit hier zu thun haben. Weidmann ward 1746 zu Wien geboren; das Stück trägt in der mehrfach vorkommenden Ausdrucksweise „auf jemand vergessen" die Spur der Entstehung in Oesterreich, und ebenso in dem seichten salbungsvollen Predigtton, wie er etwa der josephinischen Periode eigen war. Im übrigen ist es von einer wahrhaft überraschenden Unbedeutendheit und Plattheit, es entbehrt gänzlich der Handlung und dramatischen Steigerung; Faust wird im letzten Moment durch seine Buße gerettet. Das armselige Stück ward, wie es scheint, um jene Zeit auch in Nürnberg aufgeführt und dabei durch etliche Gesänge schmackhafter gemacht; der Text derselben hat sich in einem nürnberger Sonderdruck von 1777 vorgefunden und ist hier als Anhang gegeben. Eine Förderung unserer Kenntniß gewährt uns das Büchlein nicht, es sei denn, daß es uns aufs neue zeigt, wie in jener Zeit das Faust-Thema im

Kopfe spukte, und wie kläglich derselbe Stoff, der einen Goethe zu seinem großartigsten Werke begeisterte, von einem schwachen Geiste behandelt werden kann.

Bedeutender als das vorige Büchlein ist eine zweite Arbeit desselben Verfassers (Nr. 6). Engel hat das Verdienst, die alten Volksschauspiele, soweit sie noch auf dem Puppentheater erhalten sind, gesammelt zu haben, darunter das Puppenspiel von Dr. Johann Faust. Indem er seinem Stoffe weiter und weiter nachging, einestheils auf die Entstehung der Faust-Sage selbst zurückgreifend, andererseits die neuesten Bearbeitungen von Goethe's „Faust" für die Bühne verfolgend, hat er ein bedeutendes Material aufgespeichert, welches nun hier vorliegt. Im ersten kürzern Abschnitt: „Geschichtliche Nachrichten über den Träger der Faust-Sage", finden wir zusammengestellt, was uns von Schriftstellern des 16. Jahrhunderts über den sagenhaften Landfahrer erzählt wird. Sehr umfassend ist der zweite Theil, die „Bühnengeschichte des Faust" von den Englischen Komödianten bis auf die jüngste Gegenwart. Der zusammengetragene Stoff ist überreich; es erhellt aus den mitgetheilten Theateranzeigen, daß der Faust noch in unsern Tagen auf der Marionettenbühne eine bedeutende Rolle spielt, wenn auch jede einen andern Text hat; als wichtiges Ergebniß seiner Untersuchungen stellt Engel den Satz auf, daß die alte deutsche Faust-Komödie, ursprünglich ganz unabhängig von Marlowe, eine auf eigenen Füßen stehende selbständige Dichtung sei, ihre Urquelle das Volksbuch von 1587 und der unmittelbar danach erschienene gereimte „Faust". Weiterhin verfolgt der Verfasser Goethe's „Faust" seit seinem ersten Erscheinen auf der Bühne, 1829 durch Klingemann in Braunschweig, bis zu den jüngsten Bearbeitungen der beiden Theile in mehrern Tagewerken und mit Benutzung der altdeutschen Bühneneinrichtung. Es schließt sich daran der erneute Abdruck des Volksschauspiels mit Zusätzen und Veränderungen nach ältern, vom Verfasser neuerdings aufgefundenen Manuscripten. Wir müssen uns hier auf diese kurze Inhaltsangabe beschränken.

Wilhelm Buchner.

Zur Volkswirthschaftslehre.

1. Die Socialwissenschaften. Zur Orientirung in den socialwissenschaftlichen Schulen und Systemen der Gegenwart. Kritisch und gemeinfaßlich dargestellt von Friedrich von Baerenbach. Leipzig, O. Wigand. 1882. Gr. 8. 5 M.
2. Ueber die gegenwärtige Lage der volkswirthschaftlichen Studien in Deutschland. Von Veit Cusumano. Aus dem Italienischen, mit Vorwort und Anhang von S. Emele. Sigmaringen, Tappen. 1881. Gr. 8. 2 M.
3. Die Lehren der Nationalökonomie seit einem Jahrhunderte. Von Charles Périn. Autorisirte Uebersetzung. Freiburg i. B., Herder. 1882. Gr. 8. 3 M.

Wir haben hier drei volkswirthschaftliche Schriften vor uns, denen gemeinsam ist, daß die Verfasser in ihnen die Aufgabe verfolgen, das größere, nicht-fachmännische Publikum über den gegenwärtigen Zustand der Volkswirthschaftswissenschaft aufzuklären und es in die hauptsächlichen Streitfragen derselben einzuführen. In der am meisten objectiven Weise und mit dem umfassendsten Blick geschieht dies in der erstgenannten Schrift; die zweite, deren italienisches Original bereits 1874 erschienen und welche durch eine viel umfangreichere Bearbeitung desselben Autors längst überholt ist, steht noch ganz unter dem Eindrucke des damals in Deutschland erst eben begonnenen Streites des „Kathedersocialismus" gegen die liberale und freihändlerische Schule, und war auch nur ein Referat über den Stand dieses Streits für das italienische Publikum. Die dritte kehrt in der historisch-kritischen Betrachtung der liberalen Wirthschaftstheorien den christlich-katholischen Standpunkt hervor.

Die neuere Entwickelung der nationalökonomischen Wissenschaft der Culturvölker ist ganz unzweifelhaft hauptsächlich der deutschen Forschung zu verdanken; sie ist es, welche die Nationalökonomie aus einer Lehre von der Erzeugung des „Nationalreichthums" zu einer solchen von der Gestaltung des wirthschaftlichen Lebens nach sittlichen Zwecken auszubauen versucht hat und versucht, während ihr die andern Völker auf diesem Wege nur zögernd folgen, und insbesondere gilt das von den Franzosen, den genialen Schöpfern extremer Theorien. Es ist daher ganz gerechtfertigt, daß Schriften, welche die Volkswirthschaftslehre der Gegenwart besprechen wollen, sich hauptsächlich auf die deutsche Forschung beziehen, wie es Baerenbach und Cusumano thun, während Périn diese fast ganz ignorirt und nur in einem Anhange über Roscher's „Nationalökonomik" berichtet, die bekanntlich von Wolowski ins Französische übertragen worden ist.

Friedrich von Baerenbach (Nr. 1) gibt zur Orientirung in den wissenschaftlichen Schulen und Systemen der Gegenwart eine systematisch geordnete Uebersicht über die neueste Literatur, die darauf hinausgeht, zu zeigen, wie die Volkswirthschaftslehre zu einer Wissenschaft vom socialen Leben zu vertiefen gesucht wird; dabei werden neben den Deutschen mit Recht namentlich Herbert Spencer und M. E. de Laveleye berücksichtigt. Da die Schrift nur eine reproducirende ist, so ist es nicht erforderlich, eine Analyse der darin enthaltenen Gedanken zu geben, sondern es genügt, zu sagen, daß die Gruppirung des Stoffs eine geschickte und die Darstellung eine durchaus einsichtsvolle und objective ist, und daß wir mit dem Autor nur wünschen können, es möchte ihm gelingen, „manche ernst denkende Zeitgenossen zu dem gründlichen Studium der Socialwissenschaften, zur eigenen Beschäftigung mit den bahnbrechenden Leistungen denkender Forscher an-

zuregen". Die Lektüre des Baerenbach'schen Buchs ist jedenfalls geeignet, einen Leitfaden durch die socialwissenschaftliche Literatur zu geben, auf das Wichtige hinzuweisen, vor dem Unnützen zu bewahren.

Von der Uebersetzung der italienischen Schrift (Nr. 2) läßt sich nicht Gleiches rühmen. Dieselbe ist mit unzureichender Sprach- und Sachkenntniß unternommen und hat, fast unbegreiflicherweise, eine Erstlingsarbeit zum Gegenstande, während inzwischen eine ausführlichere und reifere Arbeit desselben Verfassers über denselben Gegenstand erschienen ist. Dem Uebersetzer muß ganz entgangen sein, daß nach der von ihm übersetzten Schrift Veit Cusumano ein Buch betitelt: „Le scuole economiche della Germania in rapporto alla quistione sociale" (Neapel 1875), herausgegeben hat, in welches jene erste, als Sonderabdruck aus dem „Archivio giuridico" veröffentlichte Studie hineinverarbeitet ist. Dieses zu übersetzen, hätte sich vielleicht gelohnt, zumal wenn der Verfasser eine Fortführung bis auf die Gegenwart und die dadurch bedingten Modificationen unternommen hätte.

Recht dankenswerth ist es hingegen, daß die Schrift von Charles Périn: „Die Lehren der Nationalökonomie seit einem Jahrhunderte" (Nr. 3) in guter Uebersetzung auf den deutschen Büchermarkt gebracht worden ist. Der Belgier Périn ist bekanntlich auch in Deutschland bei den katholischen Socialpolitikern eine hochangesehene Autorität, und seine Schrift ist unstreitig sehr beachtenswerth, obgleich er sowol betreffs des principiellen Standpunktes als der Kenntniß der volkswirthschaftlichen Literatur sich in sehr engen Grenzen bewegt. Die Hälfte der vorliegenden Schrift ist der Kritik der Volkswirthschaftslehre gewidmet, bei welcher Périn jedoch nur die hervorragenden französischen und englischen Vertreter der liberalen Richtung, von den Physiokraten bis Bastiat, und außerdem Proudhon berücksichtigt. Was sonst und seitdem, namentlich von deutschen Forschern in der von Périn selbst angestrebten Richtung geleistet worden, scheint für ihn gar nicht vorhanden zu sein. Allerdings findet er nur wenige Vorgänger, beziehentlich Mitstrebende auf dem Wege zur Umgestaltung der Volkswirthschaftslehre in eine positiv christliche und insbesondere katholische; aber die von andern gemachten Versuche, sie von der bloßen Reichthumslehre auf einen höhern Standpunkt zu heben und tiefere sittliche Auffassungen in ihr geltend zu machen, hätte er doch nicht unbeachtet lassen sollen. In der zweiten Hälfte seines Buchs untersucht er, wie das „Problem der Arbeit", welches von dem „Problem der Regierung der Gesellschaft" nicht zu trennen sei, gelöst werden müsse.

Man muß in dem Problem der Arbeit drei Dinge im Auge behalten, die zu trennen durchaus unmöglich ist: vorab die Moral, welche von Gott kommt und überall herrschen soll; nächst der Moral die Politik und die Nationalökonomie, Gebiete, die Gott den Menschen unter der Bedingung freigegeben hat, daß sie hier ihm die Huldigung treuen Gehorsams entgegenbringen, die das Geschöpf dem Schöpfer schuldet. Bei näherm Zuschauen würde man vielleicht statt dieser drei Dinge nur noch zwei sehen, weil die Nationalökonomie ihrer Natur nach ein Theil der Politik und von ihr abhängig ist, und weil beide, die Politik wie die Nationalökonomie, in gleicher Weise von der höchsten Herrschaft der Moral abhängen.

Die Nationalökonomie ist für Périn die Frage: wie man in der Gesellschaft den Reichthum entwickeln kann zu dem Zwecke, die Lage der großen Mehrzahl zu verbessern, und dies könne nicht geschehen, ohne daß man das Problem vom positiv christlichen Standpunkte auffaßt. „Liberal oder christlich, das ist die Alternative, zwischen der jeder Mensch, der sich von seinem Verhalten Rechenschaft gibt, zur Stunde zu wählen hat."

Bei aller Betonung des Princips und der Pflicht des „Opfers" ist übrigens Périn ein strenger Anhänger des Privateigenthums: „Wer das Recht des Eigenthums garantirt, gibt damit zugleich der Freiheit eine ihrer stärksten Garantien." Das Ziel, welches bei der „allgemeinen Organisation der Kräfte der Arbeit zu verfolgen ist", bezeichnet er folgendermaßen:

Dasselbe besteht in einer Verbindung der Association mit einem Patronate, welches der geistigen und sittlichen Lage unserer Arbeiterklassen entspricht und nicht so sehr den Charakter eines Schutzes, als vielmehr der väterlichen und zugleich brüderlichen Liebe zeigt, welches jene beiden Klassen, unter denen die Revolution die reichste Saat des Hasses und des Kriegs ausgestreut hat, durch eine ebenso tiefe wie herzliche Anhänglichkeit eint. Aus der engen Verbindung des Patronats mit der Association, diesen beiden Grundformen der Liebe zu allen Zeiten, wird jene Korporation entstehen, welche unsere Zeit erheischt.

H. von Scheel.

Der Ursprung der Magyaren.

Die Frage nach dem Ursprung der Magyaren ist in Ungarn selbst eins der meistbehandelten Probleme, bei dessen Entscheidung natürlich oft nicht nur wissenschaftliche Gesichtspunkte, sondern auch nationale Velleitäten und Vorurtheile mitsprechen. Das Ausland ist dieser Frage bisher nicht näher getreten, so oft dasselbe auch Veranlassung hatte, sich mit dem Lande und Volke der Magyaren zu beschäftigen. Nun wird wol ein soeben erschienenes bedeutendes Buch auch die Aufmerksamkeit der deutschen Wissenschaft auf dieses, in sprachgeschichtlicher und ethnologischer Beziehung gleich wichtige Problem lenken, ein Buch, das schon durch die Person seines Verfassers, aber namentlich durch die reiche Fülle werthvollen und bisher zum großen Theil gar nicht verwertheten Materials allgemeinster Beachtung, auch selbst jenseit des Kreises der Fachgelehrten, würdig ist. Es ist dies das Werk:

Der Ursprung der Magyaren. Eine ethnologische Studie von Hermann Vámbéry. Leipzig, Brockhaus. 1882. 8. 15 M.

Binnen kurzem (wol im Jahre 1892) werden es tausend Jahre sein, daß das Volk der Magyaren an den Ufern der mittlern Donau erschien, um auf diesem blutgetränkten Schauplatz der Weltgeschichte zu versuchen, was weder Hunnen noch Avaren, weder Germanen noch Slawen gelungen war: einen Staat zu gründen, der die Stürme der Jahrhunderte zu überdauern vermöchte. Dieser Versuch ist dem Volke bekanntlich in einer Weise gelungen, welche die uneingeschränkte Anerkennung aller verdient, die über die Anfänge des ungarischen Staats und die zahllosen Gefahren nachgedacht haben, welche dem jungen Staate von allen Seiten drohten und denselben wiederholt an den Rand des Verderbens drängten. Das 9. Jahrhundert, welches zuerst mit den Magyaren Bekanntschaft gemacht hat, konnte nicht geneigt sein, den wilden Ankömmlingen auf europäischem Boden freundlich entgegenzukommen oder ihnen für die Zukunft ein günstiges Prognostikon zu stellen. Die entsetzten Völker des Abendlandes sahen in den kriegerischen Horden Arpad's eben nur die Feinde der europäischen Civilisation und des Christenthums; die plündernden Feldzüge, der wild kriegerische Charakter, die Reitervirtuosität, die verwandte Art des Angriffs und der Abwehr im Kampfe: alle diese Züge erinnerten das Abendland an die Hunnen, deren schauderhaftes Gedächtniß bei den Völkern Europas noch immer lebendig war. Und so wußten es auch die Zeitgenossen nicht anders, als daß die Magyaren Verwandte und Nachkommen der Hunnen seien, und die naiven ungarischen Geschichtschreiber des 12. und 13. Jahrhunderts verliehen dieser volksthümlichen Tradition durch geschickte Combination des geschichtlich Thatsächlichen mit dem sagenhaft Ueberlieferten eine festere Grundlage. Im ungarischen Volke selbst ist diese Anschauung, d. h. die Ueberzeugung, daß Hunnen und Magyaren ein Volk seien, bis auf den heutigen Tag die herrschende geblieben, und der Magyare beginnt seine Geschichte nicht mit Arpad, dem Gründer des Magyarenreichs, sondern mit Attila, dem großen Hunnenführer. Die arabischen und byzantinischen Schriftsteller des 10. Jahrhunderts sind klarer denkende und besser unterrichtete Berichterstatter als die abendländischen Mönche in ihren abgeschlossenen Klöstern; der arabische Chronist Ibn Dastah (um 912) nennt die Ungarn „Madscharen" (so wird der Name thatsächlich ausgesprochen) und sagt, daß sie zum Türkenstamme gehören; die gleichzeitigen Byzantiner nennen das Volk meist Turken, zuweilen Ugern oder Ungern; ihre Daten und Berichte sind auch im übrigen viel eingehender und lehrreicher als die der Westeuropäer, die durch die vorzeitige Identificirung der Hunnen und Magyaren an der richtigen Auffassung und Beurtheilung der neuen Ankömmlinge behindert wurden.

Mit diesen sporadischen Daten der zeitgenössischen Quellen war natürlich die Frage nach dem Ursprung der Magyaren noch lange nicht aufgeworfen. Es lag hierzu auch kein Bedürfniß vor. Die Zeitgenossen wußten, daß das Volk von Osten kam und das Erbe der Hunnen antrat; das genügte vollständig, ihren ethnologischen Wissensdurst zu stillen. Und das ganze Mittelalter und auch die Neuzeit bis zum vorigen Jahrhundert war mit jener Gelehrsamkeit des 9. und 10. Jahrhunderts zufriedengestellt. Ein neues Moment mußte in den Vordergrund treten, um die Behandlung des Problems aus einem neuen Gesichtspunkte zu ermöglichen. Dies neue Moment war die Sprache, und in der That sehen wir, daß schon die bescheidenen Versuche einer ziemlich rathlos herumtastenden Sprachvergleichung im 18. Jahrhundert die Frage nach dem Ursprunge und den Verwandtschaftsverhältnissen des magyarischen Volks neuerdings und nun aus ganz neuen Gesichtspunkten in den Kreis des europäischen Interesses schoben. Das Resultat dieser erneuten Behandlung der Frage war die Theorie von der Verwandtschaft der ungarischen Sprache mit den Sprachen der Finnen und Lappen und in weiterer Folge des ungarischen Volks mit dem finnischen, lappischen, d. h. mit den ugrischen Völkern des altaischen Stammes. Diese Theorie tauchte sogar schon im 17. Jahrhundert auf, aber lediglich als Einfall, wenn auch als glücklicher Einfall, der, obschon er sich mit andern Einfällen, z. B. der Herleitung aller Sprachen aus dem Hebräischen, sehr wohl vertrug, doch als solcher keinerlei Beachtung verdiente. Die erste wissenschaftlich werthvolle Darstellung der finnisch-ungarischen Sprachverwandtschaft findet sich in Philipp Johann von Strahlenberg's Werke „Das Nord- und Oestliche Theil von Europa und Asien", das im Jahre 1730 in Stockholm erschien. Seit dieser Zeit hat die Ansicht von der Verwandtschaft der Finnen und Magyaren immer größeres Terrain erobert, und heute gehört dieselbe bereits zu den in der gelehrten Welt als bewiesen und unbestritten anerkannten Resultaten der Wissenschaft. Selbst in Ungarn ist diese Auffassung, allerdings nicht bei der Nation im großen und ganzen, wohl aber in wissenschaftlichen und Fachkreisen vollständig durchgedrungen; sind doch die größten ungarischen Sprachforscher, Paul Hunfalvy und Joseph Budenz, beide Gelehrte von europäischem Rufe, nicht blos die entschiedenen Vertreter, sondern zu einem sehr wesentlichen Theil die eigentlichen wissenschaftlichen Begründer der finnisch-ungarischen Sprachverwandtschaft. Die Anschauungen dieser Schule haben erst jüngst in Paul Hunfalvy's deutsch geschriebenem Buche „Die Ungarn oder Magyaren" (Wien und Teschen 1881) eine vorläufig abschließende Darstellung erhalten.

Bei der ungarischen Nation selbst war die finnische Verwandtschaft, wie bemerkt, niemals populär, und sie ist dies auch heute nicht. Abgesehen von der alten sagenhaften Tradition, welche stets lebendig geblieben war und von den größten Dichtern des Landes verherrlicht wurde, schmeichelte es dem Volke, ein naher Vetter oder Abkömmling der weltbewegenden Hunnen und Tataren zu sein, während die Vetterschaft der Finnen, die zwar ein sehr braves und sympathisches Völkchen sind, aber in der Ge-

schichte niemals eine Rolle gespielt haben, dem nationalen Ehrgeiz allzu nahe trat — von den übrigen Gliedern der ugrischen Sippschaft, als da sind Wogulen, Ostjaken, Samojeden, Syrjenen u. s. w., gar nicht zu reden. Dies ist natürlich der Standpunkt des Laienpublikums, der großen Menge, die eben überall mitreden muß, auch wo es ihr an den primitivsten Prämissen zur Schöpfung eines eigenen Urtheils fehlt. Aber auch denkende Fachmänner, Historiker und Sprachforscher, konnten und können sich mit der finnisch-ugrischen Verwandtschaft nicht befreunden. Zwei Umstände besonders lassen ihnen die hunnisch-türkische Theorie annehmbarer erscheinen. Einmal ist der Sprachschatz der Magyaren sehr reich an türkisch-tatarischen Elementen, welche keinesfalls aus der ungarischen Türkenzeit im 15. und 16. Jahrhundert stammen können, sondern unstreitig ältern, theilweise gewiß sehr alten Ursprungs sein müssen; und dann ist der Charakter des Volks sofort bei seinem Erscheinen in Europa und auch noch in den folgenden Jahrhunderten, ja vielfach selbst noch heute, ein so ausgeprägt hunnisch-tatarischer und von dem der Finnen und der übrigen Ugrier, soweit die Geschichte von ihnen weiß, so grundverschiedener, daß jene Vetterschaft von Finnen und Magyaren vielen mehr als unwahrscheinlich scheinen mußte.

Ein abschließendes Urtheil über die Stichhaltigkeit der von beiden Parteien vorgebrachten Beweise und Folgerungen war bisher durch den Umstand sehr erschwert, daß die Anschauungen der türkisch-tatarischen Schule einer wissenschaftlich zusammenfassenden Darstellung entbehrten. Denn was bisher ältere Gelehrte in Ungarn selbst und im Auslande in dieser Richtung geleistet, konnte um so weniger zum Ziel führen, da niemand über die nöthigen ethnographischen und sprachlichen Kenntnisse verfügte, ohne welche eine Lösung dieser Streitfrage gar nicht versucht werden kann. Nun ist auch diesem Mangel durch Professor Hermann Vámbéry's neuestes großes Werk über den „Ursprung der Magyaren", in welchem die Lösung des Problems in hunnisch-türkisch-tatarischer Richtung versucht wird, abgeholfen. Der größte Kenner des Orients, soweit dieser bei unserer Frage in Betracht kommt, die anerkannteste Autorität auf dem Felde der türkisch-tatarischen Sprachen, ein Mann, der ein rastlos fleißiges Leben diesen Studien gewidmet hat, ein Gelehrter, der alles gelesen und erwogen hat, was in irgendeiner Sprache der Welt über das Volk und die Geschichte der Magyaren geschrieben worden ist, ein Ethnograph, der die Völker und ihre Lebensweise nicht blos aus Büchern und Photographien kennt, sondern selbst unter jenen Nomaden gelebt und gewandelt hat, deren Sitten und Anschauungen und Sprachen er behandelt: so tritt Vámbéry in diesem Buche, der Frucht nahezu dreißigjähriger Forschungen, vor das Publikum und die Gelehrten. Denn an beide wendet sich sein jüngstes Buch, eine Arbeit in großem Stil, auf ein geradezu riesiges Material aufgebaut, von außerordentlich weitem Gesichtskreise, auf jeder Seite, mit jeder Behauptung anregend — dabei zugleich vorzüglich, mit Verve und Schwung geschrieben, überall anziehend, oft fesselnd, nicht selten, wennschon nicht mit dem Gewicht entscheidender Argumente, so doch mit der einschmeichelnden Wärme echter Begeisterung und tiefster Ueberzeugung seine Leser für sich gewinnend.

Anthropologie und Geschichte, Ethnologie und Geographie, Sprachwissenschaft und Culturgeschichte treffen in dieser Studie wie in einem Brennpunkte zusammen und verleihen dem Gegenstande und der Behandlung desselben den Reiz mannichfachster Vielseitigkeit. Vámbéry verfolgt die Spuren des magyarischen Volks und seiner Sprache bis in die fernsten Zeiten und die entlegensten Länder des Continents. Skythen und Saken, die vermeintlichen Türken des Alterthums, Hunnen und Avaren, Bulgaren und Khazaren, Kumanier und Petschenegen ziehen an uns vorüber — nicht als bloße Namen der Geschichte, nein, als lebendige Völker von Fleisch und Blut, mit deren Leben und Sitten, mit deren Bildung und Sprache wir bekannt werden. Diesem historischen folgt ein sprachlicher Abschnitt, der das Magyarische in seinen lautlichen, grammatischen und etymologischen Einzelheiten behandelt und das Verhältniß seiner Formen und seines Wortschatzes zu dem sprachlichen Bau und Sprachschatze der Ugrier und der Turko-Tataren untersucht. Ein dritter Abschnitt behandelt die Culturmomente im Sprachschatze des Magyarischen und sucht nachzuweisen, daß die Culturwörter der ungarischen Sprache — die Bezeichnungen für Thiere und Pflanzen, Wohnung, Kleidung und Hausgeräthe, Krieg und Waffen, Familie und Verfassung, Gott und Welt — in überwiegender Anzahl (zweihundertundsechzig gegen einundvierzig) dem türkisch-tatarischen Wortschatze angehören. Sechs umfassende, sehr gelehrte, aber doch auch sehr interessante Beilagen sind der nähern Untersuchung einiger Specialfragen, besonders aber der Polemik gegen die Theorien der Ugristen gewidmet.

Welche von beiden Parteien im Recht und ob es Vámbéry gelungen ist, die Gegner aus dem Felde zu schlagen, diese Frage dürfte heute noch nicht beantwortet werden können, da die Entscheidung in dieser Richtung auch nach dem vorliegenden großen Werke, ja hauptsächlich eben infolge desselben, von einer Fülle eingehendster Specialforschungen bedingt ist, wie wir sie nunmehr von der rastlos fortschreitenden Wissenschaft auch auf diesem Felde erwarten dürfen. Eine Klarstellung der Frage selbst ist aber allerdings auch jetzt schon möglich. Der Kern derselben läßt sich in Folgendem zusammenfassen. Nach Hunfalvy gehören die Magyaren dem finnisch-ugrischen Völker- und Sprachstamme an; die türkischen Bestandtheile der ungarischen Sprache sind Lehnwörter und stammen von den Chazaren, einem türkischen Volke, her, mit dem die Magyaren nach ihrer Trennung von den Finnen in Berührung gekommen sind. Nach Vámbéry dagegen sind die Magyaren ein türkisch-tatarisches Volk, welches lange vor seinem Erscheinen auf der historischen Weltbühne finnisch-ugrische Völker unterjocht und sich assimilirt hat und seitdem in seiner Sprache von den Unterworfenen nicht unwesentlich

beeinflußt worden ist. Um die Richtigkeit seiner Auffassung nachzuweisen, untersucht Vámbéry alle historischen Quellen des Ostens und Westens, welche Nachrichten über wirkliche oder vermeintliche türkisch-tatarische Völker enthalten, er analysirt den Wortschatz des Magyarischen aus dem Gesichtspunkte der finnischen und der türkischen Verwandtschaft, gibt eine lebendige, auch für den Laien sehr lesenswerthe Darstellung der ethnologischen Eigenheiten des magyarischen Volks, seiner Sitten und Einrichtungen, seiner Lebens- und Denkweise, unterzieht endlich die Ansichten der Gegner einer bis ins kleinste Detail eingehenden, auch scheinbar unwesentliche Umstände nicht geringschätzenden oder mit Stillschweigen übergehenden Untersuchung. Das Buch bietet daher weit mehr, als der Titel verspricht; der Ursprung der Magyaren ist der Ausgangspunkt, zugleich aber das Ziel weitverzweigter Forschungen, welche zahlreiche Gebiete der Geschichte, Sprachwissenschaft und Ethnologie in neuem Lichte erscheinen lassen.

Besonders durch zwei Eigenheiten erhält das Vámbéry'sche Werk erhöhte Bedeutung. Einmal hat der Verfasser sprachliches Material benutzt, welches bisher kaum bekannt oder doch keineswegs ausgebeutet war. Das Türkische (die verkommene Mischsprache der Osmanli) ist allerdings seit langem bekannt; wo es sich aber um die türkischen Elemente des Magyarischen, welche auch nach der Ansicht der Finnisten aus sehr alter Zeit stammen, handelt, darf natürlich dieser entartete Jargon der Gegenwart nicht in Betracht kommen, wie dies doch bisher üblich war; hier können blos die türkischen Dialekte Innerasiens und die alten Denkmäler derselben wirkliche Aufschlüsse geben. Diese Dialekte kennt die europäische Welt aber erst seit wenigen Decennien, hauptsächlich durch die Forschungen Radloff's und vor allem Vámbéry's selbst. Aus diesem Gesichtspunkte müssen daher alle bisherigen magyarisch-türkischen Sprachvergleichungen einer gründlichen Revision unterzogen werden — und der erste Schritt zu dieser Revision ist eben das neueste Buch Vámbéry's.

Nicht minder wichtig ist die zweite Eigenthümlichkeit des Vámbéry'schen Werks, welche in der Auffassung wurzelt, daß die Sprache nicht als einziges Klassificationsmittel der Völker gelten dürfe, sondern daß auch die ethnologischen Eigenschaften, die Lebensweise und Geschichte, die sittlichen und religiösen Vorstellungen der Nationen Berücksichtigung verdienen, wo es sich um die Entscheidung der Frage nach dem Ursprunge derselben handelt. Diese Auffassung gewinnt bekanntlich in der Wissenschaft täglich mehr an Boden. Bei den bedeutendsten indogermanischen Völkern unsers Erdtheils liegt die Sache allerdings sehr einfach; diese Völker haben sich entweder frei von jeder Mischung mit fremden, d. h. unverwandten, Völkern erhalten, oder die Mischungen sind erst in der historischen Zeit eingetreten, d. h. in Jahrhunderten, welche bereits im hellen Lichte der Geschichte liegen, daher sie ohne Schwierigkeiten nachweisbar sind. Wo diese günstige Vorbedingung fehlt, kann die Berücksichtigung der Sprache allein leicht zu Fehlschlüssen führen. Kennen wir doch Beispiele, daß ein Volk seine ursprüngliche Sprache vollständig aufgibt und eine ihm ganz fremde annimmt, ohne deshalb als Volk zu verschwinden. So ist z. B. das Bulgarische, d. h. die ursprüngliche Sprache der Bulgaren, unzweifelhaft eine finnisch-uralische Sprache, und doch versteht man schon im 9. Jahrhundert unter „Bulgarisch" die weitverbreitete slawische Kirchensprache, weil die Bulgaren im Süden der Donau sich vollständig slawisirten und als uralisches Volk in der Masse der im (spätern) bulgarischen Reiche vorgefundenen Slawen aufgingen. In diesem Falle helfen uns die Denkmäler der Geschichte auf die rechte Fährte; bei Mischvölkern von dem Charakter des Magyarischen müssen, in Ermangelung von historischen Documenten, die ethnographischen und culturhistorischen Momente noch gründlicher und umfassender in Betracht gezogen werden, soll die Wissenschaft nicht Gefahr laufen, aus einseitigen Prämissen schiefe oder falsche Folgerungen zu ziehen. Und in diesem Punkte mußte selbstverständlich ein Forscher von den Antecedentien Vámbéry's, der die nomadischen Völker des Ostens aus eigener Anschauung genau kennt, vor allem befähigt sein, über neues und werthvolles Material zu verfügen und Gesichtspunkte zur Geltung zu bringen, welche bisher gar nicht bekannt waren oder nicht zur Genüge verwerthet wurden. Daher steht das Verdienst des Vámbéry'schen Werks außer allem Zweifel. Denn nicht darum handelt es sich, welche von den beiden gegnerischen Parteien im Rechte sei, ob es unserm Verfasser gelungen, seine Auffassung in einer Weise zu begründen, welche das Problem endgültig löst, oder ob alle seine Etymologien stichhaltig sind, was gewiß von einem Theil derselben, z. B. den zahlreichen Eigennamen, bezweifelt werden darf: alle diese Fragen lassen sich ja heute überhaupt noch nicht entscheiden, da die Discussion kaum erst in Fluß gerathen und von einem Abschluß noch sehr weit entfernt ist. Die Bedeutung unsers Werks liegt vor allem darin, daß sein Verfasser die oft ventilirte, überaus wichtige Frage nicht nur neuerdings von einer in jüngster Zeit vollständig vernachlässigten Seite aufgeworfen, sondern zugleich zur Lösung derselben ganz neues, überaus werthvolles Material zusammengetragen, ja dies Material theilweise bereits selbst verarbeitet hat.

Die Frage nach dem Ursprunge der Magyaren involvirt also im Grunde ein doppeltes Problem: es handelt sich um die Verwandtschaftsverhältnisse des Volks und um diejenigen seiner Sprache, welche vorläufig auseinandergehalten werden müssen. Auch Vámbéry behandelt die beiden Probleme getrennt, und gelangt zu dem Resultate, daß das magyarische Volk ein türkisch-tatarisches sei, und daß auch seine Sprache im Grunde dem Sprachstamme dieser Völkergruppe angehört. Die Wissenschaft wird die hier aufgeworfenen Fragen weiter untersuchen und allmählich zum Abschlusse bringen. Ein endgültiges Urtheil über das Vámbéry'sche Werk und die Resultate desselben wird daher erst nach Jahren und Jahrzehnten möglich sein. Heute darf trotzdem wol so viel behauptet wer-

den, daß Vámbéry's Untersuchungen und Ergebnisse über die Völkerfrage als sichere Resultate der Wissenschaft gelten können, daß wir demnach berechtigt sind, die Magyaren mit großer Wahrscheinlichkeit zu den türkisch-tatarischen Nationen zu zählen; während bezüglich der Sprachenfrage noch immer zu untersuchen bleibt, ob der grammatische Bau des Magyarischen in der That, wie unser Verfasser meint, eine ungezwungene Erklärung aus dem sprachlichen Charakter des Türkisch-Tatarischen zuläßt. Denn Etymologien, wie wir sie in unserm Buche in so großer Anzahl vorfinden, haben das doppelt Gefährliche, daß sie einerseits eine gar verschiedenartige Erklärung zulassen, besonders bei Sprachen, die im letzten Grunde einer gemeinsamen Wurzel entsprungen sind, und daß sie andererseits über den Charakter der betreffenden Sprache doch nicht entscheiden, da sich auch die erdrückendste Menge von Lehnwörtern mit dem ursprünglichen grammatischen Bau einer fremden Sprache verträgt.

Schließlich müssen wir noch betonen, daß Vámbéry's Buch überaus gelehrt ist, dabei aber ganze große Abschnitte enthält, welche auch den Laien, also das große gebildete Publikum zu fesseln vermögen, und daß es sich in dem Buche nicht allein um den Ursprung der Magyaren, sondern um die ganze Geschichte des europäischen Ostens, von der Wolga bis zur Donau, und selbst um große Strecken asiatischer Gebiete handelt, daß demnach das Werk für Historiker, Geographen, Ethnographen und Sprachforscher eine reiche Quelle der belehrendsten und anziehendsten Untersuchungen ist.

Gustav Heinrich.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Obschon im letzten Jahrzehnt eine größere Zahl von Revuen aufgetaucht ist, so behauptet doch die älteste derselben: „Unsere Zeit" (Leipzig, F. A. Brockhaus), nach wie vor ihren Rang in der ersten Linie dieser Zeitschriften. Da sie in ihrer Eigenart schon lange vor dem Erscheinen jener neuen Unternehmungen bestand, so suchten die letztern mehr oder weniger neue Bahnen einzuschlagen, während „Unsere Zeit" ohne Einseitigkeit und Starrheit doch im wesentlichen ihr ursprüngliches Programm festzuhalten suchte. Wenn sie jetzt auch Unterhaltungsliteratur und vielfach freie Studien und Essays bringt, so verliert sie doch nie ihr Ziel aus den Augen, ein sich nach allen Seiten hin abrundendes Culturgemälde der Gegenwart zu geben. Ihre Artikelserien sind daher wie in ein unsichtbares systematisches Netz eingezeichnet, und wenn nach einigen Jahrgängen die Summe derselben gezogen wird, so sieht man erst, wie sich alle zu einem Gesammtbilde ergänzen und ineinandergreifen.

Der jetzt abgeschlossene Jahrgang 1882 zeigt wiederum das Bestreben, ohne Aufdringlichkeit das ins Auge gefaßte Programm zu verwirklichen. Im Jahre 1882 trat der schwarze Erdtheil in den Vordergrund des politischen Interesses: die Expedition der Franzosen nach Tunis, die Vorgänge in Aegypten, der Aufstand in Transvaal waren hervorragende Ereignisse des politischen Kalenders. Das spiegelt sich in den Artikelserien und den Artikeln des Jahrgangs wieder. Vier Artikel von Friedrich von Hellwald behandeln in einer zusammenhängenden geographisch-politischen Darstellung „Nordafrika und seine Bedeutung in der Gegenwart", drei Artikel „Das Transvaal und seine neueste Geschichte", zwei Artikel von Hermann Vámbéry den „Panislamismus im Kampfe gegen Europa", einer von Hans Wachenhusen „Aegypten und die Consulate". Nach einem andern Welttheil führen uns vier Artikel von William Balck: „Afghanistan und der englisch-afghanische Krieg", während die neueste nordamerikanische Geschichte fortgeführt wird durch den Aufsatz von Rudolf Doehn: „Die Administration Garfield's und der Guiteau-Proceß", der sich an die Darstellung der Schicksale der Union unter den frühern Präsidenten anschließt. Lebendige Bilder aus dem deutschen parlamentarischen Leben bieten uns die Aufsätze: „Die Parteien im Deutschen Reichstage" von Johannes Berg; Karl Gareis hält in dem Aufsatze „Haftpflicht und Unfallversicherung" eine Umschau über die neuesten socialpolitischen Vorschläge. Ein preußischer Stabsoffizier berichtet über „die westliche Operationsfront Rußlands und die östliche Deutschlands"; Gustav Hirschfeld beginnt eine Reihe von Artikeln, welche „Griechenland im letzten Jahrzehnt" darstellen.

Während so eine Reihe politischer Aufsätze die Vorgänge, über welche die Zeitungen berichten, im Zusammenhange behandeln, wird der Kunst und Literatur, der Wissenschaft, überhaupt dem ganzen Culturleben gleiche Beachtung geschenkt. Wir erwähnen die Aufsätze: „Die französisch-deutsche Operette" von Rudolf von Gottschall, „Das Bühnenweihfestspiel zu Baireuth" von Eugen Zabel, „P. K. Rosegger und seine gesammelten Schriften" von Albert Moeser, „Der photographische Zeitroman in Frankreich" von Rudolf von Gottschall, „Die letzten zehn Jahre deutsch-österreichischer Lyrik" von Anton Schlossar, „Berthold Auerbach" von Eugen Zabel, „Juan Eugenio Hartzenbusch" von Gustav Diercks, „Charles Robert Darwin" von Victor Carus, „Die Aufgaben der experimentellen Psychologie" von Wilhelm Wundt, „Die Ethik Herbert Spencer's" und „Die Anthropologie und die Urgeschichtsforschung" von Friedrich von Baerenbach, „Zur Philosophie der Geschichte" von Moritz Brasch, „Unsere Sprache" von Professor J. Rosenthal, „Die periodische Literatur in Ungarn" von Leopold Palóczy, „Ueber die letzterschienenen Kometen" von Wilhelm Meyer, „Die gegenseitigen Beziehungen der Blumen und Insekten" von M. Willkomm, „Beiträge zur Gesundheitslehre der Gesellschaft" von Eduard Reich, „Die Elektricität in der Technik" von Franz Joseph Pisko, „Der Hydromotor" von Contreadmiral Reinhold Werner u. a. Hierzu kommen Reisebilder von Friedrich Bodenstedt, Ferdinand Gregorovius, Rudolf von Gottschall, Franz Engel, Karl Eugen von Ujfalvy, Novellen von Wilhelm Jensen, E. Vely, Olga Ernst, Emil Taubert und die verschiedenen Revuen, welche das Gesammtbild der Cultur der Gegenwart abrunden und den Faden der Entwickelung auf allen Gebieten festhalten: die politische, die literarische, die theatralische, die musikalische, die Revue für bildende Kunst und die Revue für Erd- und Völkerkunde.

Auch das erste Heft des neuen Jahrgangs zeigt das Fortschreiten der Zeitschrift auf der vorgezeichneten Bahn. „Erinnerungen aus Alexandria" von Olga Ernst, Reisebilder, „Von Kairo nach Jerusalem" von Ferdinand Gregorovius, „Japanische Skizzen" von Professor D. Brauns, eine Biographie Garibaldi's von Otto Speyer, „Der süddeutsche Parlamentarismus seit 1870" von Wilhelm Müller, ein Aufsatz „Die Letten und ihr Anspruch auf nationale Selbständigkeit" von J. von Dorneth, der Beginn einer Serie von „Porträts aus dem russischen Literaturleben" von Eugen Zabel, eine psychologisch interessante Novelle von M. Corvus:

„Um eines Kindes willen“, und Gedichte von Rudolf von Gottschall sowie eine reichhaltige literarische und eine politische Revue bilden den Inhalt des ersten Hefts.

Ebenso rüstig schreitet die dreizehnte völlig umgearbeitete Auflage von Brockhaus' „Conversations-Lexikon“ fort. Wir haben über den ersten Band bereits berichtet. Der zweite reicht von Arras bis Bibelerklärung, der dritte von Bibelgesellschaften bis Carlow, und vom vierten liegen uns die bis Contretanz reichenden 9 Hefte vor. Consequent ist die Neugestaltung durchgeführt. Die geographischen Artikel sind durch eine Reihe von Karten illustrirt, welche alle neuen Entdeckungen berücksichtigen: so Asien durch verschiedene Uebersichtskarten, Britisch-Amerika, China, das Byzantinische Reich. Die verdienstlichen kunstgeschichtlichen Aufsätze erhalten einen reichen selbständigen Bilderschmuck: die Baustile, dreizehn Tafeln, die Bildnerei, sieben Tafeln. Die Archäologie, besonders aber das Maschinenwesen, auch Thier- und Pflanzenkunde werden durch zahlreiche Bilder illustrirt. Die Zahl der Artikel selbst ist eine bedeutend größere als früher: besonders hat der naturwissenschaftliche Theil wesentlich gewonnen. Dem Bedürfniß des Nachschlagenden und Rathsuchenden ist durch viele kleinere Artikel Rechnung getragen, während die größern als selbständige Abhandlungen fesseln.

Das große Unternehmen der Ersch- und Gruber'schen „Allgemeinen Encyklopädie der Wissenschaften und Künste“ (Leipzig, F. A. Brockhaus) soll nicht länger ein gewaltiger Torso bleiben. Soeben erschien der neunundneunzigste Theil der ersten Section A—G; er enthält außer einigen kleinern Artikeln besonders einen größern über Guyana und ein vollständiges Register der ersten Section. Von dem Buchstaben K ab hat Professor August Leskien die Redaction übernommen und das Unternehmen soll jetzt in einer verhältnißmäßig geringen Anzahl von Bänden und in absehbarer Zeit zu Ende geführt werden. Der gleichzeitig erschienene zweiunddreißigste Theil der zweiten Section zeigt das Streben nach Beschränkung: wir erwähnen von den Artikeln: „Kant“, „Kansas“, „Kambodja“, „Kadet“, „Kanäle“. So wird die hervorragende Encyklopädie in dieser nothgedrungenen Beschränkung einen Abschluß finden, der früher, wo einzelne Artikel ganze Bände anfüllten und selbständige Werke waren, in unabsehbare Ferne gerückt war.

Bibliographie.

Alemann, J., Bilder aus der Argentinischen Republik. Buenos Aires. 1877. Gr. 8. 4 M.

Aus dem Kinderleben. Erzählungen. Frei nach dem Englischen. Autorisirte Uebersetzung. Barmen, Klein. 1882. 8. 3 M.

Aus den Papieren des Ministers und Burggrafen von Marienburg Theodor von Schön. 3ter Thl.: Ergänzungs-Blätter. 5ter Bd.: Kirchen- und Schulpolitisches. Mit einer Lithographie. Berlin, Simion. 1882. Gr. 8. 8 M.

Bahder, K. v., Die deutsche Philologie im Grundriss. Paderborn, F. Schöningh. Gr. 8. 6 M.

Baltinester, L. H., Gedichte. Czernowitz, Pardini. 1882. Gr. 8. 2 M.

Bär, M., Die „Bamberger“ bei Posen, zugleich ein Beitrag zur Geschichte der Polonisirungsbestrebungen in der Provinz Posen. Posen, Jolowicz. 1882. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Bark, E., Wanderungen in Spanien und Portugal 1881—82. Berlin, Wilhelmi. Gr. 8. 5 M.

Bartels, D., Bluckfinken. Hoch- und plattdeutsche Gedichte. Hamburg, Nestler u. Melle. 1882. 12. 1 M. 50 Pf.

Baumhauer, H., Gedichte. Freiburg i. Br., Herder. 1882. 12. 1 M. 50 Pf.

Boehme, B. R., Die Schlacht von Lützen am 16. November 1632. Zur vierteltausendjährigen Gedenkfeier. Eine Festgabe für das evangelische Volk. Leipzig, Liebeskind. 1882. 8. 50 Pf.

Du Bois-Reymond, E., Goethe und kein Ende. Rede. Leipzig, Veit u. Comp. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Born, W. v., Johannes der Täufer. Paderborn, Bonifaciusdruckerei. 12. 1 M. 80 Pf.

Brachvogel, A. E., Dramatische Schriften. Volks- und Familien-Ausgabe. Jena, Costenoble. 1882. 8. 3 M.

Brennecke, A., Um Paris. Eine Erzählung aus großer Zeit. Zürich, Schmidt. 8. 3 M.

Brüschweiler, W., Seminardirector Georg Allemann, ein Gottesmann der Neuzeit. Züge aus seiner pädagogischen und pastoralen Wirksamkeit. Mit Allemann's Porträt. Basel, Schneider. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Dahl, C. F., Meckelbörge Geschichten ut dei olle gaude Tid. Ludwigslust, Hinstorff. 8. 1 M. 80 Pf.

Falkenau, C., Dichtungen. Aus dem Tagebuch eines Einsamen. (Ein Seelenleben in Fragmenten) und verschiedene Gedichte. Leipzig, Schloemp. 8. 3 M.

Gedankenbilder. Glossen und Kinder des Augenblicks von Expergefac. Leipzig, Friedrich. Gr. 8. 4 M.

Gierke, O., Naturrecht und deutsches Recht. Rede. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. Gr. 8. 1 M.

Graese, J., Wahrheit und Dichtung. Gedichte. Leipzig, R. Lincke. 8. 2 M.

Guleke, H., Deutschlands innere Kirchenpolitik von 1105 bis 1111. Abhandlung. Dorpat, Karow. 1882. Gr. 8. 2 M.

Hollinger, J., Aus dem Herzen! Poetische Versuche. Bruchsal, Kapff. 1882. 8. 50 Pf.

Koch, J., Die Siebenschläferlegende, ihr Ursprung und ihre Verbreitung. Eine mythologisch-literaturgeschichtliche Studie. Leipzig, Reissner. Gr. 8. 5 M.

Köhler, G., Die Schlachten von Nicopoli und Warna. Breslau, Koebner. 1882. Gr. 8. 2 M. 60 Pf.

Ktênas, Sarah, Helena. Eine Erzählung aus dem Orient. Zürich, Schröter. 8. 3 M.

Meyer, C. F., Kleine Novellen. 4ter Bd.: Gustav Adolf's Page. Leipzig, Haessel. 8. 1 M.

Peschier, E., Esaias Tegnér. Sein Leben und Dichten mit einem Blütenkranz aus seinen lyrischen Gedichten. Festgabe zu dem hundertjährigen Jubiläum des Dichters der Frithiofsage. Lahr, Schauenburg. 1882. 8. 1 M.

Redwitz, O. v., Ein deutsches Hausbuch. Stuttgart, Cotta. 8. 5 M.

Schack, Graf A. F. v., Gesammelte Werke in 6 Bdn. 1ste u. 2te Lfg. Stuttgart, Cotta. 1882. 8. à 50 Pf.

Schmitz, J., Die Wirthschafts-, Finanz- und Socialreform im Deutschen Reiche und die Haltlosigkeit der aus Anlaß dieser Reformfragen gegen den Reichskanzler gerichteten Angriffe. Reden des Reichskanzlers Fürsten v. Bismarck, gehalten in den Jahren 1879—1882. Mit ein- und überleitenden Bemerkungen versehen. Hagen, Risel u. Comp. 1882. 8. 6 M.

Schoene, H., Lachende Gestalten. Humoresken. Hannover, Weichelt. 1882. 8. 2 M.

Schubert-Soldern, R. v., Ueber Transcendenz des Objects und Subjects. Leipzig, Fues. 1882. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Schwemer, R., Innocenz III. und die deutsche Kirche während des Thronstreites von 1198—1208. Strassburg, Trübner. 1882. Gr. 8. 3 M. 50 Pf.

Siking, F., Die Rose von Urach. Historischer Roman. 2 Bde. Mannheim, Nemnich. Gr. 8. 8 M.

Spangenberg, M., Der Standpunkt der „Freien wissenschaftlichen Vereinigung an der Universität Berlin“ zur Judenfrage und zur Wissenschaft. Zwei Reden, an seine Vereinsgenossen gehalten am 4. Juli 1881 und 30. October 1882. Berlin, F. u. P. Lehmann. 1882. Gr. 8. 60 Pf.

Spielhagen, F., Beiträge zur Theorie und Technik des Romans. Leipzig, Staackmann. 8. 6 M.

Staatengeschichte der neuesten Zeit. 25ster Bd.: Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert von H. v. Treitschke. 2ter Thl.: Bis zu den Karlsbader Beschlüssen. Leipzig, Hirzel. 1882. Gr. 8. 9 M.

Storm, T., Hanz und Heinz Kirch. Berlin, Paetel. 16. 3 M.

Ein Strauß geistlicher Gedichte. Aus vergangenen Tagen gesammelt von L. v. K. Berlin, Deutsche evangelische Buch- und Tractat-Gesellschaft. 1881. 16. 1 M.

Neue volkswirthschaftliche Studien über Constantinopel und das anliegende Gebiet. Herausgegeben vom Orientalischen Museum in Wien. Wien, Verlag des Orientalischen Museums. 1882. Gr. 8. 4 M.

Sutermeister, O., Gastgeschenke. Neue Spruchdichtungen. Bern, Dalp. 8. 2 M. 50 Pf.

Temme, J. D. H., Erinnerungen. Herausgegeben von S. Born. Mit Temme's Bildniß. Leipzig, Keil. 8. 4 M. 50 Pf.

Usener, H., Philologie und Geschichtswissenschaft. Bonn, Cohen u. Sohn. 1882. Gr. 8. 1 M.

Veckenstedt, E., Die Mythen, Sagen und Legenden der Zamaiten (Litauer). Gesammelt und herausgegeben. 1ste Lfg. Heidelberg, C. Winter. 8. 1 M.

Verena, Sophie, Von allen Zweigen. Neuere lyrische Dichtungen, ausgewählt. Mit 15 Illustrationen. Berlin, H. W. Müller. 12. 3 M.

Vincke, G. Freih., Ein kleines Sündenregister. Freiburg i. Br., Wagner. 1882. 8. 1 M. 60 Pf.

Vogt, W., Die bayrische Politik im Bauernkrieg und der Kanzler Dr. Leonhard von Eck, das Haupt des schwäbischen Bundes. Nördlingen, Beck. Gr. 8. 7 M.

Vormann, W. H., Davos im Schnee. Fliegende Blätter aus dem Kurleben. Zürich, Schmidt. Gr. 8. 2 M.

Waldmüller, R. (E. Duboc), Aus den Memoiren einer Fürstentochter. Mit einem Holzschnitt-Porträt. Dresden, Meinhold u. Söhne. Gr. 8. 3 M.

Waxel, P. v., Abriss der Geschichte der portugiesischen Musik. Nach dem französischen Manuscript in das Deutsche übertragen von Clara Reissmann. Berlin, Oppenheim. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Wepler, Emilie, Hessische Erzählungen und Gedichte. Kassel, Kleimenhagen. 1882. 12. 2 M.

Winckelmann, O., Die Beziehungen Kaiser Karls IV. zum Königreich Arelat. Ein Beitrag zur Reichsgeschichte des 14. Jahrhunderts. Strassburg, Trübner. 1882. Gr. 8. 3 M. 50 Pf.

Zöller, H., Die Deutschen im brasilischen Urwald. 2 Bde. Mit Illustrationen und einer von Dr. Henry Lange gezeichneten Karte. Stuttgart, Spemann. Gr. 8. 12 M.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. Nr. 4. 25. Januar 1883.

Verschiedenes Philosophische, älteres und neues.

Wir berichten heute über drei Werke, welche, das eine von einem Ausländer, der freilich bei den Deutschen in die Schule gegangen ist und deutschen Geist athmet, das zweite von einem bekannten deutschen Philosophen, und das dritte von einem anonymen Verfasser, doch durch ein inneres Band eng miteinander verknüpft sind. Alle drei nämlich sind die Geisteserzeugnisse philosophischer Pessimisten oder pessimistischer Philosophen, die auch dem Stile nach sich ähnlich sind, indem sie in Jean Paul'scher Art einen seltenen Bilderreichthum mit tiefen Gedanken und hohem Schwunge verbinden, aber auch zuweilen sehr dunkel und schwülstig sind. Alle drei wenden sich an uns in ernster Sprache, die theils bittern Erfahrungen, theils ernstem Nachdenken über das Leben entquillt; alle drei erheben sich weit über das Gewöhnliche und sind mehr oder minder eigenartig. Die ersten zwei werden außerdem noch eine andere Aehnlichkeit aufweisen, die weder auf der Form noch auf der Stimmung beruht, sondern auf einem andern, beiden gemeinsamen Zuge. Wir räumen höflicherweise dem Werke des Ausländers den Vorrang ein und berichten zuerst über

1. Sartor Resartus oder Leben und Meinungen des Herrn Teufelsdröckh. In drei Büchern. Von Thomas Carlyle. Uebersetzt und zum ersten male mit Anmerkungen und einer ausführlichen Biographie Carlyle's versehen von Thomas A. Fischer. Leipzig, O. Wigand. 1882. Gr. 8. 5 M.

Es ist dies ein stattlicher, schön ausgestatteter Band, dessen erster Theil „Thomas Carlyle. Eine Geschichte seines Lebens. Mit Benutzung der neuesten Quellen sowie handschriftlicher und mündlicher Mittheilungen“ betitelt ist und 187 Seiten umfaßt, während der zweite den Titel führt: „Sartor Resartus oder Leben und Meinungen des Herrn Teufelsdröckh. In drei Büchern von Thomas Carlyle. Aus dem Englischen übersetzt und mit Anmerkungen versehen.“ Dem ersten Theil sind zwei Anhänge beigegeben, wovon der erste „Die wichtigern Ereignisse im Leben Carlyle's chronologisch geordnet“ und der zweite ein der Bibliographie Carlyle's von Shepherd entlehntes „Chronologisches Verzeichniß sämmtlicher Schriften Carlyle's“ enthält. Die Anmerkungen sind theils nützlich, theils aber auch sehr überflüssig für Leser einer solchen Schrift wie „Sartor Resartus“. Leider hat der Uebersetzer seine Mahnung an Deutsche, sich an englischen Büchern ein Beispiel zu nehmen, selbst nicht befolgt, denn er hat das dem Original beigegebene Register nicht ins Deutsche umgearbeitet und seiner Uebersetzung hinzugefügt, was ein entschiedener Mangel ist. Der Uebersetzung selbst kann ich ungetheiltes Lob spenden. Sie ist ebenso treu wie fließend, was freilich bei einem so deutsch angehauchten Schriftsteller wie Carlyle nicht sehr schwierig war.

Die Biographie ist eine recht fleißige und tüchtige Arbeit, nur leidet sie an dem Fehler, der fast allen von unbedingten Verehrern verfaßten Lebensbeschreibungen anhaftet, nämlich an Einseitigkeit. Fischer, der ja schon durch die auf dem Titelblatte prangende, unser Lächeln erregende Bezeichnung als „ordentliches Mitglied der Carlyle-Society“ seinen Parteistandpunkt zu erkennen gibt, ist einfach Panegyriker seines Helden. Er ist Carlyle=Verehrer de pur sang, und das mußte der Unparteilichkeit seiner Darstellung Eintrag thun. Ob es ihm gelungen ist, die gehässigen Züge, welche die eigenen Reminiscenzen seines Helden dessen Bilde beigemischt haben, oder auch die Erinnerung an Carlyle's unschönes, ja ich möchte sagen inhumanes Auftreten in der Jamaica=Angelegenheit und bei andern Anlässen zu verwischen, ist mir sehr zweifelhaft. Gewiß verehrt niemand diesen Schriftsteller mehr, als ich es früher that. Auch habe ich seinen großen Einfluß auf die zeitgenössische Literatur nicht blos im stillen anerkannt, sondern auch in meinem Werke „Englands Dichter und

Prosaisten der Neuzeit" hinlänglich zum Ausdruck gebracht. Dort habe ich ihn geradezu als den Mittelpunkt der ganzen Strömung der heutigen englischen Literatur, oder doch der jener Zeit — mein Buch ist bereits vor einem Menschenalter erschienen — dargestellt und seinen Einfluß auf Tennyson nicht minder als auf Disraeli, den Romanschriftsteller, und Dickens nachgewiesen. Seiner „Geschichte der Französischen Revolution", die man wol als sein Hauptwerk ansehen darf und stets ansehen wird, zolle ich noch immer meine ganze Bewunderung. Auch Fischer sagt, es sei dies das einzige Buch, das selbst von seinen Gegnern gepriesen werde. Die wunderbare historische Genauigkeit, verbunden mit einer höchst poetischen, kraftvollen Sprache und mit dem großartigen Grundgedanken, daß ein Volk, wenn es einmal der Sünde verfällt, gestraft wird, oder in mehr Carlyle'schen Worten, daß der convulsivische Versuch eines Volks, zur Wirklichkeit zurückzukehren, nachdem es unter falschen Königen, falschen Lehrern und falschen Priestern geseufzt, mislingen muß, sobald sich dasselbe von den göttlichen Wahrheiten und ewigen Gesetzen entfernt: alles dies, sagt Fischer, gewann dem Buche den lebhaftesten Beifall der Besten. Sir William Hamilton sei von der Lektüre desselben so gefesselt worden, daß er die drei Bände von 3 Uhr nachmittags bis 4 Uhr am nächsten Morgen durchlas; Charles Dickens soll es alljährlich zweimal gelesen, und Thomas Erskine sofort ein Exemplar an seinen Freund Guizot geschickt haben. Mill soll erklärt haben, daß seit langer Zeit kein genialeres Buch, weder vom historischen noch vom poetischen Standpunkte aus, publicirt worden sei. Fischer hätte diesen interessanten Notizen hinzufügen können, daß sich auf Grund dieses Buchs eine Carlyle-Schule oder doch etwas dem Aehnliches in England gebildet hatte, die Carlyle mit einem Eifer anhing wie die Wagnerianer ihrem Meister, ja seine eigenthümliche Sprache selbst in ihren Briefen an Freunde, wie ich aus persönlicher Erfahrung weiß, nachahmte.

Auch sein „Oliver Cromwell", sein „Life of Sterling" und seine Essays sind schöne, bewundernswerthe Leistungen, aber gerade diejenigen seiner Schriften, in denen er als Philosoph, Lehrer oder „Seher" auftritt, gehören zu einer nicht gut zu rubricirenden Gattung. Ueberhaupt ist seine Stellung in der Literatur mit der eines Kometen unter den Gestirnen des Himmels zu vergleichen. Man kann ihn trotz seines prächtigen Prosa-Epos über die Französische Revolution und seiner bändereichen Werke über Cromwell und Friedrich den Großen kaum den eigentlichen Historikern, und trotz seines von deutscher Philosophie so stark getränkten „Sartor" nicht den eigentlichen systematischen Philosophen einordnen. Eine Macht in der Literatur war er, aber eine isolirte und daher eine vorübergehende. Als Historiker war er zu sehr Poet und verfolgte zu einseitige Tendenzen; als Philosoph war er nichts weniger als Systematiker. Auch war sein Ideenkreis durchaus kein besonders umfassender; mit dem verhältnißmäßig Wenigen, das er theils von seinem Vater, dem schlichten, aber wackern schottischen Puritaner, ererbt, theils aus dem Studium der deutschen Literatur sich angeeignet, oder das seinem Nachdenken entsprang, verstand er es, geschickt zu wuchern. Eine gewaltige, prophetenartige Beredsamkeit kam ihm dabei zu statten: und so wirkte er, wie so oft Männer, von auch nur Einer Idee beherrscht, gewirkt haben, durch die Gewalt seiner Rede auf seine Zeitgenossen, solange er eben durch Neuheit bestach. Er war eine meteorische Erscheinung, die blendete und frappirte. Selbst oder gerade die Seltsamkeit seiner Sprache, seine von der üblichen und classischen Form so sehr abweichende Ausdrucksweise, die eine starke deutsche Färbung trug, verstärkte noch die Wirkung, und so nahm er den Geist seiner Leser wie den seiner Zuhörer gefangen und riß sie mit sich fort. Allein schon lange vor seinem Tode hatten viele erkannt, daß man ihn überschätzt, daß der Götze des Tags Thonfüße habe, ja, daß sein Einfluß auf die politischen Verhältnisse und auf die Sprache schädlich gewesen sei.*) Während England gerade durch seinen Individualismus, durch den Unabhängigkeitssinn seiner Bürger groß geworden, während die Mannhaftigkeit und Selbständigkeit seiner Bevölkerung das Land zu dem gemacht hat, was es ist, steuerte Carlyle durch seine Schriften auf den Absolutismus los, versuchte er es, die Heldenverehrung zu lehren und zu verbreiten und, mit Ausnahme Goethe's, gerade für solche Helden Propaganda zu machen, deren Charakter ein zweifelhafter war. Auch in diesem Punkte war er eigensinnig und liebte es, sich dem allgemeinen Urtheil zu widersetzen, gegen den Strom zu schwimmen. Ein Beispiel hiervon liefert uns Fischer selbst; ich werde darauf zurückkommen. Ein anderes, ebenfalls ganz neues, das erst jetzt in der von L. Estrange kürzlich veröffentlichten Correspondenz der Miß Mitford ans Tageslicht gekommen, ist zu charakteristisch, als daß ich mich enthalten könnte, es hier wiederzugeben. Miß Mitford erzählt von einem Gespräch, welches Carlyle mit einem Amerikaner, Mr. Field, geführt. „Ihr großer Mann George", sagte er, „war ein äußerst langweiliger Mensch und muß um ein Bedeutendes herabgesetzt werden (wants taking down a few hundred pegs)." „Wirklich, Herr Carlyle", erwiderte der Amerikaner, der auf einen so auffallenden Ikonoklasmus nicht gefaßt war, „Sie sind der letzte auf der Welt, von dem ich eine solche Bemerkung erwartet hätte. Sehen Sie Ihr eigenes Buch über Cromwell an. Was war Washington anders als Cromwell ohne seinen persönlichen Ehrgeiz und ohne seinen Fanatismus?" „Ei, mein Herr", antwortete Carlyle, „George hatte weder Ehrgeiz, noch Religion, noch irgendeine gute Eigenschaft unter der Sonne. George war eben Oliver, dem aller Saft ausgepreßt." Wie gehässig er sich über so viele seiner hervorragenden Zeitgenossen in England geäußert hat, das haben wir aus seinen von Froude veröffentlichten, in d. Bl. bereits besprochenen

*) Als ich dieses schrieb, traf die Nachricht von England ein, daß man ihm ein Denkmal errichtet und Tyndall die Enthüllung übernommen hat, wobei er eine Carlyle verherrlichende Rede hielt. Da er immerhin eine Macht gewesen und nach mancher Richtung hin auch Gutes gewirkt hat, so ist jene Feier sehr berechtigt.

„Reminiscenzen" erfahren. Allein, wie gesagt, man hat ihn längst gewogen und zu leicht befunden.

Wie ungünstig sein Einfluß auf die Sprache und die stilistische Form überhaupt war, hat man an den Wenigen, die ihn in ihren Werken nachgeahmt haben, ersehen. Ich erwähne darunter nur den verstorbenen Dixon, der besonders seine historischen Werke durch die Nachäfferei Carlyle's so ungenießbar gemacht hat. Carlyle hat übrigens seinen Stil in dem vorliegenden Werke „Sartor Resartus", das ja bekanntermaßen nur Selbstgeständnisse enthält oder autobiographisch ist, selbst vortrefflich geschildert. Er sagt:

Im ganzen genommen ist Professor Teufelsdröckh kein eleganter Schriftsteller. Von seinen Sätzen steht vielleicht kaum ein Zehntel auf geraden Beinen; die übrigen halten sich so krumm und schief, daß sie durch Strebepfeiler von Parenthesen und Gedankenstrichen gestützt werden müssen und stets ein oder das andere lumpige Anhängsel hinter sich herschleifen; einige derselben spreizen sich hülflos, verrenkt, aus den Fugen gegangen, nach allen Seiten hin aus. Nichtsdestoweniger liegt, auch in seinen allerschlimmsten Launen, ein ganz eigenthümlicher Reiz in ihm. Ein wilder Ton durchdringt alle Aeußerungen dieses Mannes wie deren Grundton und Regulator. Bald schraubt sich derselbe empor bis zum Geistergesange oder bis zum schrillen, höhnenden Spott des Teufels, bald sinkt er in Cadenzen nicht ohne melodische Innigkeit, obschon bisweilen abrupt genug, auf die gewöhnliche Stimmhöhe herab, und dann hören wir ihn nur als ein eintöniges Summen, dessen wahrer Charakter außerordentlich schwer festzustellen ist. Bis zu dieser Stunde haben wir uns niemals völlig klar werden können, ob dieser summende Ton der Ton wahren Humors, den wir unter die allerhöchsten Eigenschaften des Genius rechnen, war oder nur ein ungewisses Echo puren Wahn- und Stumpfsinnes, der zweifellos zu den allerniedrigsten gehört.

Aus dieser allerdings glücklichen Selbstbespiegelung läßt sich auch sein Egoismus entnehmen, der in den „Reminiscenzen" zu so unangenehmem Ausdruck kommt. Ich will kein besonderes Gewicht auf den wol mehr scherzweisen Ausfall des Romanschriftstellers Anthony Trollope legen, der Carlyle in „The Warden" als „Dr. Pessimismus Anticant" (nicht mit Anti-Kant zu verwechseln) auftreten läßt und seine Rede- oder Schreibweise trefflich parodirt; hören wir aber, wie sich zwei anerkannte englische Literarhistoriker über ihn aussprechen.

In dem weitverbreiteten „The History of English Literature" von William Spalding, einem Schotten gleich Carlyle, Professor der Philosophie an der schottischen Universität St.-Andrews, lesen wir in der zehnten Auflage vom Jahre 1868 wie folgt: „Aus der Mitte der Recensenten des Tags trat Carlyle vor langer Zeit hervor, um seinen eigenen einsamen Gang zu gehen und da in einer Selbständigkeit zu denken, die eine Zeit lang vereinsamt blieb, aber mit einer unregelmäßigen Originalität der Betrachtung und einer gleich unregelmäßigen Gabe der Darstellung, die seinen Worten bald ausgebreitetes Gehör verschafften und sie vor baldigem Vergessenwerden sichern müssen. Wenn jugendliche Studirende es unmöglich finden sollten, den Charakter dieses bemerkenswerthen Geistes genau zu begreifen, oder die Früchte, die er getragen, richtig zu würdigen, so wird es ihnen nicht schlimmer ergehen als seinen eifrigsten Anhängern und unermüdlichen Gegnern. Die Sprache sowol wie die Gedanken spotten aller hergebrachten Regeln, beide sind gleichmäßig aus englischen und deutschen Elementen zusammengesetzt, mit noch andern durchweg vorherrschenden, für die kein anderer Name als der des Verfassers passen würde. Mit Hinsicht auf Meinungen würde vielleicht Carlyle selbst und gewiß seine eifrigsten Jünger es verhöhnen, wollte man ihn der Orthodoxie oder der Zustimmung zu allgemein gültigen Lehren über irgendwelche Frage verdächtigen. Was ferner Gesinnung anlangt, so wechselt bei ihm eine edle Mittheilungssucht in beklagenswerther Weise mit kleinmüthigem Düster, leidenschaftlicher Rastlosigkeit und Inconsequenz. Doch kann man unmöglich ohne tiefes Gefühl für originelle Begabung die orakelhaften Stimmen vernehmen, die aus seiner Zelle hervortönen; räthselhaft wie die alten Antworten und, wie diese, zweifelhafte Prophezeiungen mit Blitzen von wilder und halbpoetischer Phantasie beleuchtend."

Dies ist das Urtheil, das wir in einem weit und breit in Deutschland und England benutzten Schulbuche über ihn finden. Hören wir nun eine drüben hochangesehene Autorität, den Verfasser eines in englischen Hochschulen benutzten und allgemein gelesenen Werks, William Minto. Daß er Carlyle nicht etwa unterschätzt, geht daraus hervor, daß er ihn nebst De Quincey und Macaulay als die drei hervorragendsten Prosaiker des 19. Jahrhunderts seinem „Handbuch der englischen Prosaliteratur" (1872) voranstellt und ihm wie den beiden andern besondere Kapitel widmet. Ueber seine „Meinungen" nun sagt er: „Carlyle's Lehren sind die ersten Eingebungen eines ernsten Mannes, denen er dann mit urtheilsloser Zähigkeit treu bleibt. In der Regel, mit keiner nennenswerthen Ausnahme, berücksichtigen sie lediglich eine Seite der Frage. Er war zu ungeduldig bei Schwierigkeiten und hatte zu wenig Achtung vor der Weisheit und Erfahrung anderer, um sich eine Berichtigung gefallen zu lassen; Opposition bestärkte ihn eher in seiner Meinung. Die meisten seiner praktischen Vorschläge waren bereits versucht und für mangelhaft befunden worden, oder sie waren schon vorher gemacht und aus Gründen, die er nicht verstand oder nicht verstehen wollte, als unpraktisch verurtheilt worden. Seine Behandlungsweise des Pauperismus und Verbrechens z. B. war unter dem Despotismus Heinrich's VII. und VIII. in voller Wirksamkeit gewesen. Seine Lehre von einem Heldenkönig, was in der Praxis einen guten und tüchtigen Mann in einer Reihe mittelmäßiger oder schlechter Despoten bedeutet, ist häufiger versucht worden als irgendein anderes politisches System. In Asien gibt es in diesem Augenblick keine Regierung, die nicht despotisch wäre. Auch seine Ansichten in andern Zweigen des Wissens sind hauptsächlich von der Kraft unüberlegter Impulse bestimmt." Minto weist dies dann im einzelnen nach, und zwar unter

den Rubriken „Psychologie", „Ethik", „Religion", „Politik" und „Kritik".

Keine dieser Disciplinen hat er bekanntlich systematisch behandelt, wie man es von einem Philosophen erwartet, sondern über alle diese Zweige findet man nur Aphoristisches, sogenannte Aperçus bei ihm. Daher kann auch von keiner Schule im eigentlichen Sinne, die er gebildet hätte, die Rede sein, sondern nur von Anhängern, oder eigentlich nur von Verehrern, wie sie ein bedeutender Schriftsteller, Redner oder Künstler zu haben pflegt. Zu allen diesen zählt er eher als zu den Männern der Wissenschaft. Damit wollen wir ihn nicht verkleinern, sondern nur ihm seine eigentliche Stellung anweisen.

Wenden wir uns nun zu dem zweiten Theil des Bandes, dem „Sartor Resartus". Bisher haben wir es mehr mit dem Menschen Carlyle zu thun gehabt; jetzt handelt es sich um die Beurtheilung einer seiner Schriften.

Ich setze deren Inhalt als bekannt voraus, da das Buch auch dem deutschen Publikum sowol im Original wie in der Kretschmar'schen Uebersetzung längst vorliegt, wenn auch nicht in der vollständigen und gelungenen Form wie hier in Fischer's Uebersetzung. Die seines Vorgängers soll, wie man aus dem Vorwort Fischer's erfährt, vielfach unvollständig und fehlerhaft sein. Trotzdem glaube ich annehmen zu dürfen, daß Deutsche das Buch, wie gesagt, entweder aus dem Original selbst oder durch jene Vermittelung kennen. Ich werde mich daher kurz darüber fassen.

Fischer will sich mit Recht der Meinung vieler nicht anschließen, daß „Sartor Resartus" Carlyle's bestes Werk sei. Es sei kein vollendetes Ganze und es fehle ihm die Abrundung. Trotzdem, glaubt er, habe es sich am besten zum Uebersetzen geeignet, nicht sowol wegen seiner vielfachen Anspielungen auf deutsche Verhältnisse, als vielmehr wegen der verhältnißmäßig geringen Zahl von Wendungen und Ausdrücken, die nur Engländern, und auch diesen nicht allemal, verständlich sein können. Außerdem enthalte es fast alle später ausgearbeiteten Lehren Carlyle's in ihren Grundzügen.

Abgesehen von seinen literarhistorischen und biographischen Schriften, war „Sartor Resartus" seine erste selbständige Leistung, und so wiederholte sich in dieser Hinsicht bei ihm nur eine Erscheinung, die wir fast bei allen Denkern antreffen. Ihre Grundanschauungen und Gedanken sind nämlich in der Regel in ihren ersten Schriften wenigstens im Keime niedergelegt und werden in spätern nur weiter entwickelt. Carlyle's Weltanschauung war nun bekanntlich die Goethe's, d. h. eine pantheistische, und eine angesehene englische Revue, die damals „Westminster and Foreign Quarterly", heute „Westminster Review" benannte, glaubte ihm in ihrer Besprechung des „Sartor Resartus" das Verdienst beilegen zu müssen, er sei der erste gewesen, der öffentlich ausgesprochen habe, daß jemand zugleich religiös im Herzen und skeptisch der Theorie nach sein könne, daß aufrichtiger Zweifel dieselbe Achtung beanspruchen dürfe wie aufrichtiger Glaube. Das war jedoch ein Irrthum, denn, wie ich das bereits 1852 an anderer Stelle nachgewiesen, Thomas Moore hatte schon in seinem 1830 erschienenen „Life of Byron" dasselbe ausgesprochen.

Aber gerade, daß er im Zweifel stecken geblieben ist, daß er in einem so langen Leben, wie es ihm vergönnt war, die Versöhnung nicht gefunden, darin liegt seine Schwäche. Wenn er vulkanartig — ein von ihm selbst gebrauchtes Bild — im „Sartor" ausbricht und — „nicht schweigt", sondern sein ganzes Inneres ausschüttet, so läßt man sich dies in dieser seiner ersten philosophischen Schrift gefallen. Man sieht und sagt sich, daß der Verfasser in der Gärung begriffen sei, und erwartet in seinen spätern Schriften die Klärung zu finden. Wie aber, wenn wir jetzt erfahren, daß er noch im Jahre 1847 über den „Kosmos" Alexander von Humboldt's in einem Briefe an Dr. Chalmers, den großen schottischen Prediger und Theologen, folgendermaßen sich äußert: „Auch mir verursachte Humboldt's «Kosmos» dasselbe schmerzliche Gefühl, das er in Ihnen erregte, das Gefühl nämlich, daß eine solche Naturbetrachtung nicht anbetend und darum meiner Meinung nach werthlos, lahm und eines Menschen unwürdig sei. Unter vielen Gedanken, die sich nicht in Worte kleiden lassen, sagte ich zu mir selbst: Seit der erste nordische Denker, Odin, oder wie er sonst geheißen haben mag, vor dem unaussprechlichen Schauspiel der Erde und der See und der Luft, der Sterne und der Gräber, des Blitzes und des Himmelsblaues, des Lebens und des Todes niederfiel und sein Angesicht im Staube, überwältigt von Ehrfurcht, die Worte sprach: «Es ist ein Gott!» — von diesem ersten nordischen Denker, sage ich, mit seinen Augen und seinem Gottesdienst bis herab zu diesem neuesten deutschen Denker mit seinem Teleskop, seinen Filtrirmaschinen, großartigem praktischen Nutzen, hergebrachten Sentimentalitäten und mit seiner Liebe zum Pittoresken, welch ein Abstand!" Diesen Brief — der Leser wird bemerkt haben, daß er nicht so tadellos übersetzt ist wie andere Partien des Werks und des „Sartor" — theilt Fischer in der oben besprochenen Biographie mit. Er war zum ersten mal in dem von Dr. Macleod herausgegebenen Wochenblatt „Good Words" in der Julinummer des Jahres 1881 abgedruckt. Nun war zwar Carlyle bereits im Februar des gedachten Jahres gestorben, und man könnte glauben, er sei in seinem vorgerückten Alter vielleicht andern Sinnes gewesen und habe einen freiern Blick erlangt. Um zu zeigen, daß dem nicht so war, wollen wir eine im Jahre 1866 behufs seiner Antrittsrede als Lord-Rector der Universität Glasgow von ihm niedergeschriebene und von Fischer ebenfalls in der Biographie mitgetheilte Notiz hier anführen und mit obiger Stelle aus dem Briefe vergleichen. Sie lautet:

Für die Religion wurden die Universitäten ursprünglich gegründet, und sie sind noch immer, trotz alles Wechsels der Aus-

druckweise, dafür da. Fromme Ehrfurcht vor dem großen Unbekannten bildet einen heiligen Thronhimmel, unter dem alles wachsen muß. Alles ist verloren und vergeblich, wo dies fehlschlägt. Wissenschaft und technische Fertigkeiten sind vortrefflich und nützlich, aber in Vergleich hiermit sind sie nur gleichsam das Zubehör zur Werkstatt eines Schmiedes.

Dieselbe Gesinnung also fast 20 Jahre nach obigem Briefe. Dürfen wir daher nicht annehmen, daß er sie bis zum Ende seines Lebens beibehielt? Ich bin gewiß weit davon, sie zu verdammen, allein die beiden Aeußerungen, die von 1847 und die von 1866, beweisen, daß er der Carlyle geblieben, der er in „Sartor“ war — ein Halber, der zwar mit den christlichen Dogmen gebrochen, in einen Pantheismus sich wohl hineingeredet, im Grunde des Herzens aber ein Gläubiger war. Und hierin finde ich das innere Band, welches seinen „Sartor“ mit Bahnsen's Werk verbindet. Wie dieser mit dem Widerspruch geendet hat, so begann Carlyle damit und ist darin stecken geblieben. Aus der glühenden Lava seiner Worte in seinem ersten philosophischen Werke geht das Eine klar hervor, daß er sich aus dem Widerspruch herauszuarbeiten, den innern Kampf zu beschwichtigen, die Versöhnung zu finden suchte. Das Kapitel „Das ewige Nein“ geht naturgemäß dem „Das ewige Ja“ überschriebenen voran, und dazwischen liegt das „Mittelpunkt der Gleichgültigkeit“ betitelte. In dem ersten heißt es: „Unser Freund, der sich bisher so voller Religion oder wenigstens Religiosität gezeigt hat, verschweigt nicht, daß er in jenen Tagen gänzlich irreligiös war: «Der Zweifel hatte sich zum Unglauben verfinstert», sagt er, «ein Schatten nach dem andern zog sich finster über die Seele, bis sie von sternenloser schwarzer Nacht eingehüllt war.» Denjenigen Lesern, die über das menschliche Leben nachgedacht — was man nämlich nachdenken nennen kann — und im Widerspruche mit der gemeinen Gewinn- und Verlustphilosophie zu ihrem Glück entdeckt haben, daß Seele nicht gleichbedeutend mit Magen ist, und die deshalb, um mit den Worten unsers Freundes zu reden, einsehen, wie der Glaube für das Wohl der Menschen recht eigentlich das Eine genannt werden kann, das noth ist (thut?); wie mit dem Glauben sonst schwache Märtyrer mit Freuden Schmach und Kreuz ertragen . . . solchen Lesern wird es klar sein, daß der Verlust religiösen Glaubens für eine reine moralische Natur wie die seine ein Verlust war, der alles andere in sich schloß.“

Das unbezweifelt erhabene Kapitel schließt damit, daß Teufelsdröckh erzählt, wie das ewige Nein gesagt hatte: „Siehe, du bist vaterlos, ausgestoßen, und das Weltall ist mein (des Teufels)“, worauf sein ganzes Ich geantwortet habe: „Ich bin nicht dein, sondern frei, und hasse dich auf ewig!“ Und von dieser Stunde an, fährt er fort, sei er geneigt, seine geistige Wiedergeburt oder Baphometische Feuertaufe zu datiren. Nachdem er dann durch den Mittelpunkt Gleichgültigkeit hindurchgegangen, wie es wol allen ergeht, die mit dem alten Glauben, dem der Kindheit, gebrochen haben, folgt das ebenfalls schöne Kapitel: „Das ewige Ja“, und da sehen wir denn, daß er die Versöhnung doch wieder nur im Christenthum, im angeborenen Glauben findet. „Liebe nicht dein Vergnügen, sondern liebe Gott. Dies ist das ewige Ja, worin aller Widerspruch gelöst wird. Wer darin wandelt und wirkt, mit dem steht es gut“, heißt es da. Daß er aber damit den christlichen Gott meint, ist daraus zu entnehmen, daß er gleich nachher seinen Teufelsdröckh sagen läßt: „Daß du die Erde mit ihren Kränkungen unter deine Füße treten kannst, wie der alte Grieche Zeno dich lehrt, will nicht viel bedeuten. Du bist vielmehr im Stande, die Erde zu lieben, während sie dir wehe thut, und sogar weil sie dir wehe thut. Dazu bedurfte es aber eines Größern als Zeno, und auch dieser wurde gesandt. Kennst du jenen «Gottesdienst des Leidens»?“

Diese seine Auffassung des Christenthums als Religion des Leidens ist einer seiner schönsten Gedanken, der freilich nahe genug liegt, da es den ans Kreuz geschlagenen Gott anbeten lehrt. Aber zur wahren Freiheit hat sich der Verfasser des letzten Citats augenscheinlich nicht erhoben; er ist in den Banden des Glaubens gefesselt geblieben, ohne jedoch dessen Satzungen anerkennen zu wollen, und so könnte es von ihm heißen: „Nicht alle sind frei, die ihrer Ketten spotten.“ Er muß in seiner Seele stets gegen seine innersten Ueberzeugungen oder doch gegen die anerzogenen Lehren des Christenthums angekämpft haben und deshalb nie zur rechten Befriedigung gekommen sein. Bedenkt man dazu, daß er Zeit seines Lebens magenleidend war, so ist wol sein Mismuth, der so deutlich aus fast allen seinen Schriften zu erkennen und ihn zum Pessimisten gemacht, leicht erklärlich. Freilich hat er nach seinem Vorbilde, dem „Faust“ Goethe's, die „That“ zum Erlösungswort erkoren und nicht nur die Arbeit gepredigt und verherrlicht, sondern auch selbst unter allen Schwierigkeiten, die der zu bekämpfen hat, der an schlechter Verdauung leidet, tapfer gearbeitet, und zwar geistig gearbeitet und geschaffen, was noch ganz etwas anderes ist, als bei gedachtem Zustande körperlich zu arbeiten. Aber die Anstrengung war zu groß und das Uebel zu eingewurzelt, als daß es durch Anstrengung hätte beseitigt werden können. Wenn nun das schöne Wort des Dichters:

> Der Schwache mag zum Kreuz hintreten,
> Der Starke soll durch Thaten beten —

wahr ist, so befand sich Carlyle auf falschem Wege, seitdem er mit den alten Gewohnheiten der Kindheit gebrochen hatte und das neue „Evangelium der Arbeit“ predigte und die Erlösung oder Versöhnung darin zu finden hoffte. Was er in seinem Artikel über Walter Scott in Betreff von Hume's „kolossalem Skepticismus“ sagt: „Wohlthätig auch dies, obgleich schmerzhaft, Titanen gleich durch Zweifel und Forschung hindurch nach neuem Glauben ringend“, trifft ganz auf ihn selbst zu, und solcher Schmerz ist denn

auch der Ausdruck seines Antlitzes, wie es der englischen Ausgabe seines „Sartor Resartus" beigegeben ist. Sobald man dieses schmerzensvolle Bild erblickt, sagt man sich, ihm muß viel verziehen werden, denn er hat viel — gelitten!

David Asher.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Neue Romane und Novellen.

1. Catwalda. Geschichtliche Erzählung aus Deutschlands Vorzeit von Theodor Hornoff. Bernburg, Bacmeister. 1882. 8. 4 M.
2. Der Magus des Nordens. Novelle von Edgar Bauer. Leipzig, Grimm. 1882. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.
3. Ein Wille, Ein Weg. Eine Geschichte aus der Zeit der ersten französischen Revolution von Lady Georgiana Fullerton. Autorisirte Uebersetzung von Josephine Flach. Köln, Bachem. 1882. 8. 4 M. 50 Pf.
4. Wintertage. Drei Erzählungen aus Frankreich von Rudolf Lindau. Breslau, Schottländer. 1883. 8. 3 M.
5. Vier Erzählungen von J. S. Turgenjew. Mit Genehmigung des Verfassers aus dem Russischen übertragen von E. St. Leipzig, O. Wigand. 1882. 8. 2 M.

Drei deutsche Productionen liegen vor, und zwei aus fremden Literaturen in deutscher Uebertragung. Drei fallen in das Gebiet des historischen Romans; die kleinern Erzählungen dagegen sind moderne Lebens- und Sittenbilder theils aus der französischen, theils aus der russischen Gesellschaft.

„Catwalda" von Theodor Hornoff (Nr. 1) ist ein Sitten- und Lebensgemälde aus den Zeiten der Berührung zwischen Germanen und Römern, unmittelbar nach der Hermannsschlacht. Die drei Hauptfiguren sind: Catwalda, ein von Marbod vertriebener und nun unversöhnlich auf dessen Sturz sinnender Stammfürst; Marbod selbst, der stolze und listige Markomannenherzog, der immer berechnend zwischen Römern und Germanen lavirt, bis er ebenfalls vertrieben wird; neben den beiden, zwischen denen der schwere Kampf wogt, Armin, der Sieger über die Römer, doch hernach im eigenen Stamme ermordet. Die schweren Entscheidungsschläge sind: Marbod's Sturz und dann derjenige seines Besiegers und Nachfolgers Catwalda; beide flüchten zu den Römern unter Tiberius' Herrschaft und finden bei ihnen Asyl.

Des Autors Absicht ist, mehr zu belehren als zu unterhalten, wie er das sehr bestimmt in einem kurzen Vorwort ausspricht:

> Während durch ein Jahrhunderte andauerndes Studium die Verhältnisse der alten Griechen und Römer allgemein bekannt und durch die Verhältnisse unsers höhern und niedern Schulwesens auch dem weitern Publikum nicht fremd sind, beginnt eine Kenntniß des germanischen und im besondern des deutschen Alterthums erst in neuerer Zeit und nur sehr langsam sich zu verbreiten.... Große Thaten edler Vaterlandsliebe, Zeichen persönlicher Tüchtigkeit sind von unsern Vorfahren gethan worden, würdig des Ruhmes der Nachwelt, geeignet, unser Volk und insbesondere unsere Jugend zu begeistern, mit Liebe zum Vaterlande zu erfüllen und mit Achtung vor denen, deren Blutes wir sind.

So kommt es denn, daß ihm jene kriegerischen Actionen zwischen Marbod und Catwalda, daß ihm die zahlreichen diplomatischen Sendungen und Unterhandlungen sowol der deutschen Stammfürsten untereinander als mit den Römern eigentlich blos der Rahmen sind, in den er die Masse der kleinen Sittenbildchen einflicht, aus welchen ein Gesammtbild des Urgermanenthums und des deutschen Landes erwachsen soll. Ja auch die Geschicke der edeln Frauen, der großgesinnten Gemahlinnen jener zwei feindseligen Stammhäupter, sind wiederum nur vorgeführt, um eine wesentliche Seite des privaten und öffentlichen Lebens der alten Germanen zu illustriren. Also nicht eigentlich die Handlung ist die Hauptsache, sondern die um dieselbe sich reihenden Bilder, und diese sind mannichfaltig genug. Sie werden uns also nach allen Seiten ihres Thuns und Treibens vorgeführt, diese Recken einer grauen Vorzeit, nach ihrer äußern Erscheinung wie nach der innern Sinnesart. Da ist es die Kleidung der Edeln und Bauern, da ist es ihre Art zu wohnen und zu tafeln, verschieden bei den noch ihrer Lebensweise treu gebliebenen Stämmen und den bereits vom Luxus der Römer angesteckten. Insbesondere werden uns die Hauptwohnsitze der verschiedenen Völkerschaften und da wieder die Herrenhäuser der Häuptlinge gezeichnet, als das glänzendste das von dem stolzen Herzog bereits fürstlich ausgestattete Marobodum. Und indem wir dann abwechselnd auch zu den Römern geführt werden, sei es nach Verona und Ravenna, sei es in die kaiserliche Hauptstadt selbst, wird uns Anlaß geboten, auch ins römische Leben jener Zeit vergleichend einen kurzen Blick zu werfen und uns namentlich klar zu machen, in welchem Licht einem verständigen deutschen Kriegsmanne die Welthauptstadt sich darstellte. Da sind es ferner wiederholt die Volksversammlungen, ihre Formen und Berathungen, die Haltung der Masse, der Häupter und Redner, der Priester und Herolde, die Gebräuche beim Beginn, bei den Abstimmungen; ferner die wirthschaftlichen Formen im Innern des germanischen Hauses, die Stellung der Frauen, das Benehmen gegen Fremde und Gastfreunde. Da ist ein heiliger Hain, und wir werden eingeführt in die Göttervorstellungen und religiösen Ceremonien, Opfer und Orakel. Da sind es auch Lieder und Sprüche, die beim Volk im Schwang und bei verschiedenen Anlässen zu gebrauchen sind. Da sind die Gastmähler der Edeln, der Trunk von Meth und Bier; Gesang, Gespräch und Spiel; da die Feste, so das große Julfest.

Die Schwierigkeit ist groß, sich genau in den Ton und die Färbung jener alten und für uns dunkeln Zeiten hineinzufinden. Ich glaube z. B. nicht, daß ein Edler aus dem

Stamm der Bructerer vor der Volksversammlung eine Rede gehaltenen habe, wie sie uns da vorgeführt wird. Sätze wie die folgenden sind entschieden im Stil einer ganz modernen Rathsversammlung:

Wenn ich euere Meinung nicht theile, mich ihr nicht anschließe, so liegt dies daran, daß ich bei Abschluß eines Bündnisses nicht auf ideale Gesichtspunkte schaue, sondern gern die nackte Wirklichkeit und den praktischen Nutzen desselben ins Auge fasse und zur Grundlage meiner Entschließungen mache.

Hornoff schreibt unschön, trocken und schwerfällig, und da zudem gewisse Auftritte, wie namentlich die diplomatischen Sendungen und öffentlichen Versammlungen, sich mehrfach wiederholen, so ist das Gesammtbild der Gefahr nicht entgangen, etwas eintönig und langweilig zu werden.

Auf das alte Nationalgemälde folgt ein neuzeitliches Personenbild; wer der „Magus des Nordens“ ist, weiß jedes Kind. Ein seltsames Product! Hamann, der dunkle, räthselhafte Mensch, als Gegenstand einer Novelle erregte in uns von vornherein Bedenken, und sie sind durch das Lesen der Arbeit **Edgar Bauer's** (Nr. 2) in keiner Weise beseitigt worden.

Es ist kein angenehmes Familienbild: diese derbe, ungebildete, gänzlich von der Sorge um die alltägliche Existenz aufgezehrte, von keiner schwachen Ahnung des Geistes, der in dem wunderlichen Weisen lebt, bewegte Anna Regina, die nicht durch sanctionirte Ehe ihm verbundene Mutter seiner Kinder. Neben ihr der thatlos hindämmernde Träumer, zusammengesetzt aus schwächlicher Halsstarrigkeit und weichlicher Härte, über dem Ringen mit seinem Gott, von dem er ein Wunder erwartet, das Leben mit seinen Forderungen total vergessend und auch, sagen wir es einfach heraus, die nächstliegende Pflicht und Sorge versäumend. Zwischen den ungleichartigen Aeltern die bereits in den Kampf hereingezogenen und Partei nehmenden Kinder. Es ist kein angenehmes Bild und eine nichts weniger als abgeklärte Situation.

Außerordentlich schwer, wo nicht unmöglich möchte es sein, in abgerundeter Form ein richtiges Bild zu entwerfen von dem innersten Geist und Wesen eines Mannes wie Hamann; an dieser tief innerlich liegenden Schwierigkeit möchte wol jeder Zeichner scheitern, und mir scheint, daß unser Autor mit dem Gesammtbilde, das er hier entworfen, beim besten Willen dem seltsamen Denker und Träumer keinen Dienst geleistet hat. Es ist ein widerspruchsvolles Gemisch von Trotz und Schlaffheit, dem gegenüber wir schließlich das Wort Schwächling schwer unterdrücken mögen; und so bleibt denn überhaupt die fundamentale Frage ungelöst stehen, wieviel an dem Bilde, das jedenfalls weder poetisch berührt noch versöhnt, Wahrheit sei. Für unsere auf strenge Gesetzmäßigkeit gehende Weltanschauung ist es denn doch etwas stark, wenn Hamann die letzte Hülfe, die ihm in besten Treuen geboten wird, um ihn aus dem Elend und der drückenden Sorge des Tags herauszuziehen, mit den Worten abweist:

Mein wohlwollender Herzensfreund, ich muß Ihre Güte ablehnen; ich muß, weil ich sonst den Proceß unterbrechen würde, den ich mit meinem Gott führe. An Gott glauben, heißt mit Gott ringen, heißt den Allmächtigen zwingen. Ich verlange von Menschen keinen Beistand, ich verlange ihn von Gott, nur Gott kann mir helfen. Ich thue keinen Schritt, um mir selber zu helfen; ich arbeite nicht, ich verdiene nichts, ich warte auf ein Zeichen der Regierung Gottes.

Das gemahnt uns denn doch etwas an die bekannte alte Fabel vom Bauern, dessen Wagen in den Koth gerathen, und vom Hercules. Als der Bauer jammernd und den Gott um Hülfe anrufend dasteht, schreit ihn dieser von seinem Himmel herunter an: „Du Narr, hilf dir selber; setze an und zieh ihn heraus, dann will ich dir helfen.“ Aber noch stärker ist die an uns gestellte Zumuthung, zu glauben, daß das Wunder wirklich geschieht und zwar in recht handgreiflich materieller Form: daß nämlich im gleichen Augenblick der auch recht wunderliche junge Schwärmer und Träumer Franz Buchholtz von seinem Reichthum dem passiv zuschauenden Magus nicht weniger als 12600 Gulden schickt, womit allerdings der Noth abgeholfen, aber der erlöschende Springquell des Geistes in dem rasch hinwelkenden Manne nicht mehr geweckt wird.

Alle Hochachtung vor dem unerschütterlichen Bibelglauben und Gottvertrauen, alle Hochachtung vor der treuen Hingabe an eine innere Mission. Aber die Dinge sind viel zu offen und grell zur Schau gestellt; diese Tugenden treten zu vorlaut und rechthaberisch hervor. Es ist doch die Frage: wie weit hat der ein Recht, sich auf jene rettenden Mächte zu berufen, an den Himmel zu appelliren, der keinen Finger rührt, nichts für sich und die Seinen thut? Und wiederholt möchten wir den alten derben Kernspruch hineinwerfen: „Hilf dir selbst, so hilft dir Gott!“

Wir werden übrigens in interessante Umgebung geführt. Da spielt ein Stück mit aus dem Leben des völlig anders gearteten geistreichen Sonderlings Hippel. Da wird uns ein Fragment aus dem Hausleben des alternden großen Königs Friedrich II. vorgeführt. Da tritt der königsberger Philosoph Kant in die Kreise des einsamen Träumers, und schließlich greift als eine Art rettender Engel in die letzten Tage des zusammenbrechenden Mannes die vielgenannte Fürstin von Galitzin ein, auch eine durch und durch eigenartige mystische Natur. Und im Hintergrunde taucht gar der junge Goethe auf, ein neuer Denker und eine andere Welt.

Bisjetzt bewegten wir uns auf deutschem Boden; der nächste Roman führt uns nach Frankreich.

Es ist schwer, zu der wunderlichen Erzählung, die sich auch etwas wunderlich betitelt: „Ein Wille, Ein Weg“, von Lady **Georgiana Fullerton** (Nr. 3), mit Entschiedenheit Posto zu fassen. Es ist die Geschichte einer alten Adelsfamilie, ganz besonders des einen Gliedes derselben, während der furchtbaren Schreckenstage der großen Französischen Revolution; und zwar, wie es bei dem Gegenstande natürlich erscheint, in einem Geiste geschrieben, dem jene erschütternde Weltbegebenheit als erschreckendes Ungethüm entgegentritt. Wer von der ersten französischen Revolution

weiter nichts wüßte und zuerst an die Lektüre von Lady Fullerton's Familiengeschichte geriethe, der müßte von jenem Ereigniß einfach die Idee mit fortnehmen als von einem Ungeheuer, das sinnverwirrend gegen alles göttliche und menschliche Recht aufgestanden und sündflutartig über die erschreckte Welt hinweggefegt sei, ohne etwas anderes als Tod und Trümmer zu hinterlassen. Wer auf dieser weltgeschichtlichen Auffassung steht, dem mag die vorliegende Geschichte genügen; noch mehr dem, der nebenbei gut katholisch ist.

Die Hauptscenen spielen in Lyon. Es ist die gräfliche Familie Des Elmes: das ältere Fräulein, Tante der eigentlichen Heldin, wird daselbst gefangen und hingerichtet; der alte Herr entkommt und stirbt als Emigrirter in der Schweiz; die beiden Söhne, die ausgewandert sind und gegen die Revolution kämpfen, werden zweimal durch besondere Aufopferung aus äußerster Lebensgefahr errettet und bleiben erhalten. Die wunderlichsten Schicksale aber erlebt ihre junge schöne Schwester Aline, und der Gipfel der Krisis ist, daß sie, um ihre Brüder zu retten, ihre Hand dem Sohne des ärgsten revolutionären lyoner Wütherichs reicht und denselben gründlich bekehrt, worauf er im Krieg der Vendée eine Anzahl verfolgter Aufständischen, darunter gerade die zwei Brüder seiner unglücklichen Gemahlin, vom sichern Tode rettet und dafür selber von den Revolutionsmännern verurtheilt und guillotinirt wird. Aline wird zum Schluß in neuer Ehe noch recht glücklich.

Die Geschichte hebt damit an, daß der bis dahin bei seinen Gutsunterthanen nicht unbeliebte Graf Des Elmes zu Anfang der Revolution von der Bevölkerung zum Obersten der Nationalgarde gepreßt, dann mit dem Steigen der Leidenschaften mehr und mehr verdächtigt, zuletzt angeklagt, gefangen gesetzt und zur heimlichen Flucht genöthigt wird. Von nun an werden wir mitten in die Schreckens- und Greuelscenen hineingetrieben. Die erste ist, gleich im zweiten Kapitel, der Mord der gefangenen royalistischen Offiziere im Fort Pierre-Cize zu Lyon, dem die bekannten erschütternden Kampfscenen in jener schwer heimgesuchten Stadt folgen, hierauf Gefangennehmung und Hinrichtung des ältern Fräuleins Des Elmes sowie die Flucht des Grafen aus Frankreich. Eine herzergreifende Geschichte aus den gräßlichen Noyaden und eine nicht weniger schroffe von dem Schloßfräulein, das über den Revolutionsscenen wahnsinnig geworden, sind episodisch eingeschoben. Das Leben in den Gefängnissen, Ueberwachungsscenen quälender Art, glückliche und mislingende Fluchtversuche, geheime Machinationen der Verfolgten, in Scheunen abgehaltene nächtliche Messen der mit dem Tode bedrohten nicht beeidigten Priester, Auftritte vor den Revolutionstribunalen und im Antlitz der Guillotine: kurz, es ist des furchtbar Gespannten, Erschütternden und Schreckenden so viel, daß wir von Anfang bis zu Ende aus der Aufregung nicht herauskommen.

Wol eine der besten und rührendsten Partien des Buchs ist die Geschichte von der Gefangenschaft des Fräuleins Des Elmes; die unermüdlichen, weder Anstrengung noch Gefahr scheuenden Bemühungen der kleinen Aline, um trotz Schloß und Riegel zu der geliebten Tante zu gelangen; die stilltraulichen und fast frohen Stunden, die sie zusammen im traurigen Gefängniß verleben, auch da wohlthuend, Licht und Wärme um sich verbreitend. Das ist eine anmuthend intime Herzensgeschichte. Die originellste Partie aber ist die, welche in dem viel verbergenden stillen Bauernhause des Dorfes Fontaine sich abspielt; Gestalten wie Madeleine Chozière, Mutter und Tochter, nebst den übrigen Familiengliedern sind nicht so gewöhnlich und heben sich mit ganz besonderer Anziehung heraus.

Im ganzen kann ich diesem geschichtlichen Tendenzroman keinen großen Werth beilegen. Es braucht weder große Erfindungs- noch Compositionskraft, um ein derartiges Schreckensgemälde, zu welchem die Grundzüge hundertfach im geschichtlichen Verlauf der Revolution gegeben sind, hinzumalen, und das Gesammtbild, grau in grau, macht schließlich doch einen recht ermüdenden Eindruck auf den Geist, es stumpft ihn ab. Die immer herausgekehrte Berufung aber auf den lieben Gott, das Beten, Communiciren und Messelesen, die Andachten und Bekehrungen verfehlen ihren Zweck, weil sie zu prätentiös auftreten, zu häufig sich vordrängen, zu absichtsvoll herausgekehrt sind; die rechte Frömmigkeit, der kindliche Glaube sind stillern Wesens. Wer nicht von vornherein und aus sich selbst auf dem Standpunkte der Lady Fullerton steht, den belehrt oder bekehrt ihre Tendenzschrift gewiß nicht.

Wieder nach Frankreich führen uns Rudolf Lindau's drei Erzählungen „Wintertage" (Nr. 4).

Die erste: „Im Park von Villers", ist eine ausgesprochene Criminalgeschichte mit reichen Verwickelungen, die uns bis zu dem Moment der Lösung in ängstlicher Spannung halten. Eine der denkbar complicirtesten Naturen ist diese französisch erzogene Engländerin Miß Ellen Hudson, Gouvernante und bald vermöge diabolisch schlauer Berechnung fast gebietende Wirthschafterin im Hause des Grafen Villers, nur dem einen Gedanken lebend, wie sie sich um jeden Preis und gleichviel durch welche Mittel in dieser reichen Welt als unbeschränkte Herrin festsetze. Erst sucht sie den alten Grafen zu kirren, was nicht verfängt; dann weiß sie den hochmüthigen finstern ältern Sohn des Hauses zu berücken, daß er sich heimlich mit ihr vermählt; sie unterhält aber nebenbei ein Liebesverhältniß mit einem leichtfertigen Gutsnachbarn, welcher der zarten Tochter des Hauses Herz und Hand zugesagt hatte. Als dieser Galan ihrer Sicherheit gefährlich wird, schießt sie ihn nachts am Park von Villers unbedenklich nieder. Unglückliche Verkettung von Umständen bringt zunächst den jüngern Sohn des Hauses in den Verdacht des Mordes, und er wird eingekerkert; dann fällt ein weiterer Verdacht auf den ältern Sohn; ein schlauer Polizeibeamter findet die Thäterin heraus; sie aber vergiftet sich in der finstern Sturmnacht vor ihrer Verhaftung.

Daß wir da in einer Masse höchst aufregender Scenen herumgeworfen werden, ist bei der Natur des Stoffs selbstverständlich. Die Verwickelung ist künstlich, auch eigenartig und zweifellos mit Kunst durchgeführt; die Erzählung schreitet in raschem Fluß mit ungewöhnlicher Lebendigkeit, Keckheit und Frische fort. Gleichwol kann ich den Werth dieser Geschichte nicht höher schätzen, als er eben solchen gewaltsamen Effectstücken aus dem Verbrecherleben durchweg zukommt. Uebrigens macht es einen sonderbaren Eindruck, wenn der Autor nach allen den Schrecken und finstern Machinationen seine Erzählung also abschließt:

Der Einzige, der die Ermordung Riancourt's nicht so leicht vergessen und nicht verschmerzen konnte, war schließlich Herr Doucet, dessen Protokoll weder gedruckt noch besprochen wurde, und der immer nur mit bitterm Ingrimm von „jener Person" — Miß Hudson — sprechen konnte, deren „feiger Selbstmord" das Gerichtsverfahren verhindert hätte, und die er dafür verantwortlich machte, daß er „in seinen Jahren, bei seinen Verdiensten" noch immer nicht Ritter der Ehrenlegion wäre.

Eine bestimmt hervortretende Aehnlichkeit der Lebensauffassung liegt in der dritten Erzählung „Souvenir", die sonst gründlich von jener verschieden ist und eine höchst einfache Geschichte enthält. Ein mit Welt und Leben und insbesondere mit den Weiberherzen noch völlig unbekannter und etwas ungelenker junger Herr wird von einer schönen Witwe, die auf seine Hand, resp. sein Geld speculirt, gründlich dupirt, kommt aber durch ein von ihr begangenes leichtsinniges Versehen noch bei zeiten ins Klare. Der Schluß macht wieder einen kühlen Eindruck, wenn der Betrogene nach der bittern Erfahrung ganz philosophisch also reflectirt:

Ich gönne ihr nichts Böses, und ihm, der zuerst den Versuch gemacht hat, mir die Augen zu öffnen, alles Gute. (Dieser gute Freund ist der nachmalige Geliebte und dann Gemahl der Schönen.) Warum sollte ich den beiden auch zürnen? Man geht nicht durch das Leben, ohne belogen und betrogen zu werden; und wenn Frau von Belvoir und Doctor Laval mir meinen Köhlerglauben an die Menschheit nicht geraubt hätten, so würden andere an ihrer Stelle dies früher oder später gethan haben.

Das ist allerdings die leichteste Art, sich über unangenehme Dinge zu trösten.

Einem ganz andern Kreise gehört die zweite Geschichte an: „Hans der Träumer", obgleich Auffassung und Darstellung des Lebens und sogar die Art des Conflicts fast genau die gleichen sind. Ein in noch höherm Grade ungelenker, träumerisch unentschlossener Mann wird von einem anscheinend reichen Mädchen geliebt, entsagt aber aus Ehrenhaftigkeit ihrer Hand und geht nach Californien, um möglichst schnell viel Gold zu erwerben und dann erst um die Geliebte anzuhalten. Auch jetzt noch schreibt ihm jenes Mädchen von Liebe, und er kommt auf ihren Ruf nach Europa zurück. In Paris findet er die Unbeständige mit seinem nächsten Freunde, der den Vermittler machen sollte, verlobt; er kehrt über England, wo eine schwere Krankheit seinem Seelenleiden etwas Ableitung gibt, nach Amerika zurück. Auch hier der kühle Schluß, indem ein edler und wahrer Freund, der sogar persönlich den Gebeugten von England zurückholt, seine Predigt der besänftigenden Weltweisheit damit endet: „Take it easy; nimm das Leben leicht!" und darauf der Betroffene: „Ich will es versuchen." Es ist derselbe Schluß, und er hat doch eine andere, tief begründete Bedeutung, macht deshalb auch einen andern, weitaus wahrern Eindruck. Die Figuren sind tiefer gezeichnet, wenigstens die zwei bedeutendsten, Hans der Träumer selbst, oder Midford wie er heißt, und sein merkwürdiger, wie Gold treuer californischer Freund Georg Warden. Da ist wirklich Fonds; es ist eine eigenartige Kerngestalt, dieser Goldgräber Warden, der in Blighton-Bar unter der ungeschliffenen Rasse mit Trinken und Spielen das Leben verbummelt, aber unter der leichtfertigen Hülle tiefen Gehalt birgt. Er ist offenbar eine ursprünglich vornehme und fein gebildete Natur und versteht mit gleicher Leichtigkeit den vollkommenen Gentleman herauszukehren; aber er ist ein innerlich, jedenfalls nach erschütternder Herzenserfahrung gescheitertes Geschöpf, welches nichts mehr auf das Leben gibt. Seine plötzlich auftretende und alles, Geld und Zeit, jenes sogar in Masse, unbedenklich aufopfernde Freundschaft zu dem praktisch wenig zu verwerthenden, aber fast kindlich unschuldigen und golden ehrenwerthen Hans, der unter den unheimlichen californischen Gesellen wie die Taube unter den Raben erscheint, ist geradezu rührend, fast unbegreiflich, die schroffen Widersprüche im Menschenherzen aufdeckend; daneben ist seine Lebensanschauung erschreckend klar und nüchtern. Wie schlagend unter anderm die Betrachtung:

Die Verheirathung mit dem geliebten Wesen bildet in Romanen und Novellen den sogenannten „versöhnenden" Schluß. In der Realität ist dieser Act der Anfang des wirklichen Lebens. Er beweist nichts für das Glück des Helden und der Heldin; er stellt im Gegentheil alles in Frage, denn er constatirt nur, daß Er und Sie nun auch eine Nummer in der Lotterie, in der so viele spielen, genommen haben; ob sie ein großes oder kleines Los gewinnen, oder ihren ganzen Einsatz verlieren werden, das ist Glückssache!

In Wahrheit, innern Werth kann ich nur aus dieser einen Erzählung herausfinden.

Kehren wir mit J. S. Turgénjew einen Augenblick in Rußland ein; für diesmal der letzte Gang. Die „Vier Erzählungen" (Nr. 5) betiteln sich: „Tuck! Tuck! Tuck!", „Sonderbare Geschichte", „Die Uhr", „Die Erzählung des Vaters Alexei". Es sind seltsame Schöpfungen, die uns da vorgeführt werden; anormale Menschen und curiose Vorkommnisse; beides ungesund, die Personen und die Dinge!

Dieser Unterlieutenant Tjäglew, der „verhängnißvolle", der ein ihm liebes Mädchen sitzen läßt — er weiß gar nicht warum —, hernach mit Gewalt sich einredet, die an der Cholera Gestorbene habe Gift genommen, und sich eine Kugel durch den Kopf jagt. Diese Sophie X. aus der Gouvernementsstadt T . . ., eine gut gestellte und sonst gut geartete Gutsbesitzerstochter, die sich in den Kopf setzt, sie sei dazu geboren, der Welt ein ganz besonderes Beispiel der Ergebung oder Selbsterniedrigung

zu geben. Sie nimmt deshalb eines Tags reißaus mit einem schmuzigen, häßlichen, halb verrückten Burschen, der den Beruf eines herumbummelnden Propheten in sich fühlt und zuvor das Gewerbe des Geistereitirens betrieben hat. Nach Hause zurückgebracht, stirbt sie. Dieser Sohn des Vaters Alexei, der sich einbildet, auf Schritt und Tritt vom Teufel verfolgt zu sein, welcher ihm von Zeit zu Zeit leibhaftig erscheint und ihn schließlich zu der unverzeihlichen Sünde wider den heiligen Geist antreibt, daß er beim Abendmahl die Hostie ausspeit. In der Verzweiflung stirbt der Junge. Das traurigste Beispiel eines total gebrochenen Mannes aber stellt der Vater dar, ein armer Dorfgeistlicher, der sein Leben als quälende Bürde noch so hinschleppt.

Endlich die curiose Geschichte von einer Uhr, d. h. das Gebaren zweier Jungen, Alexei's und des über ihn dominirenden ältern Bruderssohns, David, unter deren Händen die Uhr folgende Schicksale erlebt: Alexei hat sie von einem im Hause wenig geachteten Pathen, der besonders dem David gründlich zuwider ist, zum Geschenk erhalten. Auf des letztern Betreiben verschenkt er sie an den ersten besten Betteljungen, kauft sie dann aber von dem Vater desselben wieder zurück; es reut ihn nachmals, und er schenkt sie nun dem Juschka, welcher der kleine Kosak des Hauses ist. Bei diesem entdeckt sie die keifende Tante und jagt sie ihm unter großem Spektakel ab; sie will sie aber nicht mehr dem undankbaren Kleinen, sondern einem ihr angenehmen, den andern dagegen herzlich widerwärtigen Bengel in der Nachbarschaft geben. Aus Aerger darüber stiehlt Alexei in der nächsten Nacht die Uhr der Tante vom Bette weg, und um das unglückliche Instrument endlich zur Ruhe zu bringen, begraben die beiden Jungen sie in einer Gartenecke in die Erde. Ein Dienstbote aber hat das bemerkt und holt sie heraus, worauf der energische David sie ihm wieder abjagt. Die beiden kommen nun überein, das unglückliche Ding von der Brücke in die vorüberfließende Oka zu werfen; David thut das, stürzt aber — warum und wie? freiwillig oder aus Versehen? — selber ihr nach in den Fluß, nimmt also unfreiwillig ein kaltes Bad und wird mit der wieder erwischten Uhr herausgefischt. Der kurze Rest der Geschichte hat mit dem corpus delicti weiter nichts zu thun, wohl aber knüpfen sich einige zuvor eingefädelte Entwickelungen anderer Art an. Es sind, abgesehen von den zwei jungen Helden, alles recht fremdartig anmuthende und zum allergeringsten Theil liebliche Gestalten, die da mitspielen: Alexei's Vater, der etwas ärmliche und kränkliche Advocat; die bissige, schnüffelnde, als Heuchlerin und Plaudertasche gekennzeichnete Tante; der die ganze Geschichte veranlassende Herr Pathe Nastasi Nastasitsch, dessen liebenswürdiges Portrait also aussieht:

Er war ein leidenschaftlicher Händelmacher, ein Ränkeschmied, ein bestechliches Subject — alles in allem ein schlechter Kerl. Man hatte ihn aus der Gouvernementskanzlei weggejagt, und unter Anklage stand er wiederholt; aber dem Vater war er von Nutzen. . . . Sie „nährten“ sich gegenseitig. Dem Aeußern nach war er feist und rund; doch das Gesicht war das eines Fuchses, mit einer Nase wie ein Pfriemen; die Augen braun, glänzend, gleichfalls wie beim Fuchse. Und stets zwinkerte er mit ihnen, mit diesen Augen, nach rechts und links, und auch mit der Nase fuhr er immer umher — er schnüffelte gleichsam die Luft ein. Er trug Schuhe ohne Absätze und puderte sich täglich, was damals in der Provinz zu den großen Seltenheiten gerechnet wurde. Er versicherte, daß er ohne Puder nicht existiren könne, da er mit Generalen und Generalinnen zu verkehren habe.

Die weitern Exemplare der saubern Gesellschaft: der interessante Haderlump, oder Schuhflicker, oder verabschiedete Soldat, oder was der Himmel will — Trofimitsch, er sammt Mobiliar und Familienbestand; der robuste Seminarist Chrysanth Lukitsch; der verkrüppelte Advocatenschreiber Latkin, erst die rechte Hand von Alexei's Geschäftchen machendem Vater, dann auf einmal von ihm entlassen, und nun mit seiner bettelarmen Familie hülflos, an Geist und Körper Schritt um Schritt tiefer sinkend, bis er im ärgsten Elend stirbt. Nur zwei Personen machen einen gesunden und tüchtigen Eindruck: Latkin's wirthschaftlich besonnen sorgende Tochter Raissa, die David's Frau wird, und des letztern Vater Gregor, lange Zeit als Revolutionär nach Sibirien verbannt, wie gemunkelt wird nicht ohne Schuld des eigenen Bruders, jetzt mit dem dort erworbenen Gelde zurückkehrend, um bald dem Nest und den Verwandten für immer den Rücken zu kehren.

Hätte sich Turgénjew vorgesetzt, in den vier Erzählungen eine Auslese von absonderlichen, ungesunden, überwiegend abstoßenden Figuren, von förmlichen Anomalien zusammenzustellen, nun das wäre ihm gut genug gelungen. Inwiefern diese geistig und körperlich verkrüppelten Gestalten speeifisch russisch sein mögen — wie denn unter anderm der „verhängnißvolle“ Lieutenant für ein Produet der Marlinski'schen Literaturschule ausgegeben wird —, vermag ich nicht zu beurtheilen; immerhin mag manches, mag vieles sogar an der Versumpftheit der nationalen und gesellschaftlichen Zustände liegen, wenn aus ihnen solche verzerrte Gebilde herauswachsen. Den genialen Skizzenzeichner erkenne ich hier übrigens, gewisse feine Striche abgerechnet, die vereinzelt überall wiederkehren, nur an einigen intensiven Landschaftsbildern, die ihren einschneidenden Eindruck nie verfehlen, überwiegend trüb melancholischen Charakters: so gleich in der ersten Erzählung die trostlos öde Gegend im Nebel, ganz zum Spleen und Selbstmord passend.

Bei einer Uebersetzung von Turgénjew's Schriften würde ich mich jedenfalls nicht zunächst an diese absonderlichen Erzählungen machen und vollends nicht sie nebeneinanderstellen; ein Bild vom Wesen und Wirken des Autors, nach ihnen entworfen, kann nur verzerrt und unvollkommen ausfallen.

J. J. Honegger.

Eine Anthologie der Liebeslyrik.

Das Buch der Liebe. Eine Blütenlese aus der gesammten Liebeslyrik aller Zeiten und Völker. In deutschen Uebertragungen herausgegeben von Heinrich Hart und Julius Hart. Leipzig, O. Wigand. 1882. 12. 7 M.

Die wohlbekannten strebsamen Brüder Heinrich und Julius Hart treten hier mit einer „der gesammten Liebeslyrik aller Zeiten und Völker" entnommenen Anthologie „in deutschen Uebertragungen" an die Oeffentlichkeit. Der Titel des Werks ist insofern nicht ganz glücklich gewählt, als die Bezeichnung „in deutschen Uebertragungen" doch nur von den Gedichten aus fremden Sprachen gelten kann.

Wenn es an sich einen gewissen Muth erfordert, die zahlreichen poetischen Blütenlesen, welche wir bereits besitzen und mit denen wir jahraus jahrein beschenkt werden, wieder um eine zu vermehren, so gehört doch noch mehr als gewöhnliche Sammlerlust und freudige Hoffnung auf Erfolg dazu, um, wie hier geschehen, als Compilatoren durch alle Zeiten und Völker zu wandern, und aus den Erzeugnissen ihrer Liebeslust und ihres Liebesschmerzes einen so stattlichen Strauß zu winden, wie der von den Gebrüdern Hart uns dargereichte ist. Rechnet man hierzu die Schwierigkeit, „für manche Epochen" — wie das Vorwort andeutet — „gute deutsche Uebertragungen zu beschaffen", so wird man sich von der mühevollen Arbeit der Herausgeber ein ungefähres Bild machen können.

Daß die deutsche Dichtung nur bis zum Jahre 1870 berücksichtigt worden ist, wollen wir an sich nicht tadeln; nur erscheint uns der in der Vorrede angeführte Grund, „daß eine Auswahl aus den Erscheinungen des Tages zu leicht für eine Kritik derselben gelten würde", nicht durchschlagend. Einmal umfaßt die Zeit von 1870—82 zwölf volle Jahre, welche uns auszureichen scheinen, um das allgemeine Urtheil über die seitdem bekannt gewordene Liebeslyrik festzustellen, und andererseits ist es ja des Compilators gutes Recht, die subjectivste Kritik auszuüben und sich um die landläufige Meinung nicht sonderlich zu kümmern.

Was ihm nicht gefällt, existirt eben nicht für ihn, das heißt, es wird seiner Sammlung nicht einverleibt.

Wir möchten daher glauben, daß gerade dadurch, daß mit Wilbrandt, Lingg, Eckstein, Grisebach die Dichterreihe schließt, über die neuesten Poeten eine viel schärfere Kritik geübt wird, als wenn auch diese eine gewisse Beachtung gefunden hätten. Wir erkennen die Genannten gern und voll an, aber wenn Autoren wie Felix Dahn — der nicht nur Balladendichter ist —, C. F. Meyer, Möser, Rittershaus, Kalbeck, Franz Hirsch u. s. w., deren Productionen doch nicht ohne weiteres „Erscheinungen des Tags" genannt werden können, in der vorliegenden Blütenlese fehlen, so ist dies überraschend. Hierzu kommt, daß wenigstens ein Theil der von uns namhaft Gemachten sein poetisches Geburtsjahr schon vor 1870 datirt.

Wohl mag die durch den Raum gegebene Grenze die Vollständigkeit erschweren, aber ein paar Proben aus der deutschen Liebeslyrik der zuletzt Genannten hätten dem Buche einige Perlen mehr zugeführt. Aus der Zeit vor 1870 vermissen wir vor allem auch Anastasius Grün und Bodenstedt — der ja allerdings mehrfach durch Uebersetzungen vertreten ist —, Alfred Meißner, Roquette und andere.

Daß Stieler und Baumbach übergangen sind, kann nur dadurch erklärt werden, daß ihre Erotik vorzugsweise den Ton des Volksliedes anschlägt, das ja nach dem Vorwort von der Sammlung ausgeschlossen bleiben soll.

Was endlich die Wahl der Lieder der in der Anthologie vertretenen Dichter anbetrifft, so sagten wir schon vorher, daß hierbei das subjective Urtheil für die Herausgeber maßgebend, ja ihr unbestreitbares Recht sei. Was den einen Kunstverständigen vorzugsweise anmuthet, kann den andern kalt lassen, ohne daß dem Judicium beider deshalb die Berechtigung abgesprochen werden darf. Wir müssen aber doch bemerken, daß es uns aufgefallen ist, unter den Platen'schen Ghaselen die bekannte: „Könnt' ich spielen eine Laute u. s. w." als Musterleistung angeführt zu sehen. Erstens kommt der Reim „Laute" zweimal vor, und dann ist der Vers „Könnt' ich blasen auf der Flaute" selbst für einen so warmen Bewunderer Platen's, wie der Referent, unerträglich.

Es ist die Bevorzugung dieses Ghasels nur dadurch erklärlich, daß die Herausgeber bei der Fülle herrlicher Ghaselen, die Platen uns hinterlassen hat, propter nimium in eine gewisse Verlegenheit gerathen sind und deshalb fehlgegriffen haben.

Wäre nicht beispielsweise das reizende Gedicht:

Wenn ich deine Hand liebkose, zittert sie,
Und berührst du die Mimose, zittert sie.
Zwar die Flamme, Sommervogel, tödtet dich,
Doch gerührt von deinem Lose, zittert sie.
Eine Ros' im Garten nenn' ich dieses Lied,
Aber geb' ich dir die Rose, zittert sie —

geeigneter gewesen, den Meister würdig zu repräsentiren? — oder, da nicht alle uns gebotenen Formen der „Kunstdichtung", wie das Vorwort sagt, angehören, das wundervolle:

Laß tief in dir mich lesen,
Verhehl' auch dies mir nicht,
Was für ein Zauberwesen
Aus deiner Stimme spricht.

So viele Worte dringen
Ans Ohr uns ohne Plan,
Und während sie verklingen,
Ist alles abgethan.

Doch drängt auch nur von ferne
Dein Ton zu mir sich her,
Behorch' ich ihn so gerne,
Vergess' ich ihn so schwer!

Ich bebe dann, entglimme
Von allzu rother Glut:
Mein Herz und deine Stimme
Verstehn sich gar zu gut!

Die Uebersetzungen sind meistens vortrefflich zu nennen. Aus dem Schi-king heben wir das bekannte Rückert'sche „Gruß und Trunk" hervor. Rückert's tiefes Verständniß für die „Poesie in allen ihren Zungen" feiert hier einen ihrer schönsten Triumphe.

Aus der indischen Literatur erwähnen wir Kalidasa's „Wolkenboten" (Ernst Meier); aus dem Hohenliede Salomo's „Sehnsucht" von demselben Uebersetzer.

Jehuda Ha-Levi's „Trennung" (s. neuhebräische Poesie) hat Geiger anziehend wiedergegeben; indessen vermag uns dies Lied doch nicht die unumstößliche Gewißheit zu verschaffen, daß Heine recht hat, wenn er von seinem Jehuda ben Halevy so schön singt:

Ja, er ward ein großer Dichter,
Stern und Fackel seiner Zeit,
Seines Volkes Licht und Leuchte. . . .

Und:

Als der Schöpfer sie erschaffen,
Diese Seele, selbstzufrieden
Küßte er die schöne Seele,
Und des Kusses holder Nachklang
Bebt in jedem Lied des Dichters,
Das geweiht durch diese Gnade.

Uns scheint Jehuda Ha-Levi's Hauptkraft mehr in dem Bereiche „der Zionslieder, die er auf den heiligen Trümmern von Jerusalem gesungen", zu liegen.

Die von Emanuel Geibel gebotenen Uebersetzungen aus dem Griechischen sind längst als mustergültig anerkannt. „Frühlingsgesang", „Späte Liebe", die „Hymne an Aphrodite", „Liebeslied", „Begegnung am Brunnen" machen sich den Rang streitig.

Die neugriechische Liebeslyrik ist durch drei Uebertragungen von August Boltz vertreten. Die zweite: „Wunsch" von Athanasios Christópulos, hat unsern vollen Beifall.

Die römische Dichtkunst tritt uns in Catull, Horaz, Tibull, Properz und Ovid in alter bekannter Lieblichkeit entgegen. Auch hier trägt Geibel mit „Neue Liebe" und „Sulpicia" die Palme davon. Gensichen's „Versöhnung" (Horaz) und „Cynthia" (Properz) von Jakob Mähly eifern dem Meister nicht ohne Glück nach.

Auch Arabien erschließt seine Schätze. Rückert sagt von der arabischen Poesie:

Und ob sie dumpf im Wüstenglutwind stöhne,
Es sind auch hier des Paradieses Töne.

Durch ihn ward uns die Erfüllung des Wortes nahe gebracht:

Wann erst der Menschheit Glieder, die zerstreuten,
Gesammelt sind ans europä'sche Herz,
Wird sein ein neues Paradies gewonnen,
So gut es blühn kann unterm Strahl der Sonnen.

Er ist hier durch die Version eines Liedes des Antara ben Scheddad vertreten, Graf Schack durch reizende Gedichte des Ibn Zeidun, Al Motamid's, des Ibn Chafadsche und Said Ibn Dschudi. Schack's Forschungen auf dem Gebiete der orientalischen Dichtung sind bei weitem noch nicht genug gewürdigt. Sowol was er selbst schuf, als was er uns sprachlich nahe brachte, sollte ihm den Dank der Nation in ganz anderm Maße als bisher eingetragen haben. Wollen wir auch einst an seinem Grabe stehen wie an dem Platen's, und erst dem Heimgegangenen den Lorber spenden, den wir dem Lebenden voll zu bringen versäumten? Wenn einst im Reiche der Lyrik, wie wir schon bei Besprechung der „Neuen Hochlandlieder" von Stieler sagten, uns der Brotkorb höher gehängt und ein eisernes Zeitalter angebrochen sein wird — denn nicht immer dauern „die Tage der Rosen" —, dann wird man auf unsere Aera neidvoll und wehmüthig zurückblicken und nach den Gärtnern fragen, die heute ihre Blüten und Früchte nur zur Freude weniger Auserwählter sich entfalten und reifen sehen.

Der Tribut der Perser ist ein reicher. Die Uebersetzer tragen zu seinem Werthe das Ihre bei — vor allem Rückert, Platen und Bodenstedt. Das Lied „Allmächtige Liebe" des Mewlana Dschelaleddin Rumi ist von Heinrich Hart wirkungsvoll wiedergegeben. Es lautet:

Ob auch dein Haupt zum Himmel ragt,
Vor Gott doch bist du nichts —
Wenn nicht dein Herz nach Liebe fragt,
Sehnsüchtig ihres Lichts.

Was rauh ist, Liebe macht es weich,
Macht Heldenseelen zag,
Den Feigen kühn, den Armen reich
Und wandelt Nacht in Tag.

Sie lockt des Quells verborgene Flut
Aus hartem Felsgestein,
Ist schlangenklug, hat Löwenmuth,
Schließt Erd' und Himmel ein.

Und ist die Seele anfangs schier
Verwirrt von ihrer Pracht —
Einst doch reißt Liebe sie von hier
Aus ihres Kerkers Nacht.

Mewlana Dschami's „Allüberall" kleidet Julius Hart in ein wahrhaft duftiges Gewand. Man höre:

Wo immer sich mein Haus erhebt, an jedem Ort bist du mir nah,
Wohin mein Fuß auch wandelte, allüberall mein Aug' dich sah;
Zur Nacht, wenn mich der Schlaf umfängt, im süßen Traum erscheinst du mir,
Auf Straßen und im stillen Haus stets bin ich an der Seite dir.
Wo hell beim Fest der Becher klirrt, und wo die düstre Trauer weint,
Allüberall, Herzliebste du, dein Bild, dein schönes, mir erscheint.
In jeglicher Gesellschaft, wo Licht sprüht der Kerzen Flammenring,
Bist du das Licht, um das mein Geist sehnsüchtig irrt als Schmetterling —
Und tauch' ich nieder bis zum Grund der dunkeln, tiefen Meeresflut,
Die schöne Perle, die bist du, die in jedweder Muschel ruht,
Es hat Dschami auf stolzen Ruhm für alle Zeit Verzicht gethan,
Gewiß, daß er in jedem Kleid die Liebste wiederfinden kann.

Die türkische Liebeslyrik repräsentiren vier Gedichte (s. Bodenstedt's „Die schönste Maid des Ararat" von

Keschisch=Oglu); die spanische ist mit einer Ausnahme durch Johannes Fastenrath und Edmund Dorer als einzige Uebersetzer vertreten. Warum fehlt hier August Wilhelm von Schlegel?

Calderon vermissen wir ganz. War den Herausgebern nicht das nachstehende herrliche Liebessonett des großen Dichters bekannt? Wir können im Augenblick leider nicht ermitteln, von wem die deutsche, trotz einiger Verstöße gegen den Reim vorzüglich zu nennende Reproduction herrührt. Sie lautet:

Jakob war sieben Jahr als Hirt verdungen
Bei Laban, Rahel's Vater; doch sein Dienen
Galt nicht dem Vater, sollt' ihm blos verdienen
Die schöne Bäu'rin, der er nachgerungen.

Das Zögern mancher Tage ward bezwungen
Durch Hoffnung Eines Tags; da der erschienen,
Brach schlau den Bund der Vater zwischen ihnen:
Für Rahel ward ihm Lea aufgedrungen.

Der traur'ge Hirt sah, was ihm widerfahre,
Wie List ihm seine Hirtin nicht gewähre,
Als ob sie immer unverdient noch bliebe;

Begann zu dienen andre sieben Jahre
Und sprach: Ich diente mehr, wenn nur nicht wäre
So kurz das Leben für so große Liebe!

Die Portugiesen Camoens, Gonzaga und de Almeida=Garett werden uns durch Storck und Dranmor vorgeführt, die Italiener durch Paul Heyse, A. W. von Schlegel, Förster, C. Cerri u. a. Wir können es uns nicht versagen, Dante's „Beatrice" in Paul Heyse's meisterhafter Uebertragung anzuführen:

So ganz holdselig scheint, so reich an Sitte
Die Liebste, sieht man sie im Gruß sich neigen,
Daß Zittern jeden Mund befällt und Schweigen,
Und keinem Aug' ein dreister Blick entglitte.

Sie aber geht durch der Entzückten Mitte
Gekleidet mild in Demuth, die ihr eigen.
Da ist's, als ob vor uns vom Himmelsreigen
Ein Wunderbild zur Erde niederschritte.

Sie stellt sich jedem Blick so lieblich dar,
Daß eine Süße dringt durch's Aug' ins Herze,
Die keiner, der ihr fremd, zu kennen wähne.

Und von der Holden Lippen wunderbar
Weht linder Hauch, erfüllt von Lieb' und Schmerze,
Der zu der Seele spricht: Nun seufz' und sehne.

Von Wilhelm IX. Grafen von Poitiers bis zu Sully=Prudhomme, unserm Zeitgenossen, ziehen die französischen Sänger an uns vorüber. König Heinrich IV., Molière und Chenier, Chateaubriand und Béranger, Victor Hugo, Alfred de Musset und Theophile Gautier u. s. w., sie alle schlagen süße Troubadourklänge, jeder auf seine Weise, an. Wo ein Meister wie Geibel den Griffel ansetzt, da tönt das fremde, ohnehin so schmeichlerische Idiom, als sei es von deutschen Lippen gesungen. Freiligrath's Uebersetzung von Alfred de Musset's berühmtem Liederkranz „Die Andalusierin" dürfte wol nicht minder das getreueste Echo der originalen Poesie des berühmten französischen Romantikers sein.

Marlow, Shakspeare, Burns, Byron, Thomas Moore, Alfred Tennyson, Bulwer und andere bringen uns Grüße von der meerbeherrschenden Insel. Bodenstedt's Shakspeare=Sonette muthen uns freundlich an, wie alles, was der Sänger der „Lieder des Mirza=Schaffy" uns bietet. Burns' melodiöser Tonfall klingt aus Freiligrath's „O wär' mein Lieb' die rothe Ros'" wieder; auch Silbergleit und Paul Heinze haben Lobenswerthes geleistet.

Byron's „In ihrer Schönheit" von Otto Gildemeister — dem bekannten Byron=Uebersetzer — verdient ebenfalls hervorgehoben zu werden; desgleichen geben Alexis Aar, Londorf, Andreae und V. Beaulieu=Marconnay Shelley, Moore, Felicia Hemans, Elisabeth Norton, Tennyson u. s. w. in vollen Klängen wieder.

Zum Schluß sei noch der Dichterin Pauline Schanz für Thomas Haynes Bayley's liebliches „Ich vergesse nicht" ein besonderer Dank gebracht.

Unter den Nordamerikanern erscheinen uns Bryant, Longfellow, Poe mehr oder minder glücklich übersetzt. Des letztern „Annabal Lee" hat Strodtmann sehr geschickt nachgedichtet. Unter den Niederländern finden wir Pieter Hooft, van den Vondel, Jonctys — die Zeitgenossen repräsentiren Hemaes und Pol de Mont. Die Dänen, so Oehlenschläger, Andersen, Holst, Plong, besitzen, wie bekannt, in Edmund Lobedanz, Heinrich Zeise und wieder Pauline Schanz vorzügliche Interpreten; die Norweger, z. B. Welhaven, Björnstjerne Björnson, und die Schweden, so Esaias Tegnér, in Lobedanz und Gottfried von Leinburg. Des königlichen Dichters Karl XV. reizvolles Lied „Du bist mir lieb" singt Katharina Kasch formenrein und anmuthig nach.

Daß Bodenstedt Puschkin's, Lermontow's, Kolzow's und anderer russischer Poeten liebliche Verse in schönes Gewand kleidet, bedarf kaum der Erwähnung; auch die polnischen Sänger sind bei Nitschmann und Weiß in guten Händen.

Stephan Milow (Stephan von Millenkovics) spendet uns ein sinniges kroatisches Sonett von Peter Preradovic.

Die Ungarn und Rumänen schließen den Reigen. Die Petöfi'schen Lieder — von verschiedenen Uebersetzern — haben einen eigenthümlichen fremdländischen Charakter; eine Perle ist sein „Es bebt der Strauch", das Szarvady und Hartmann wie folgt nachdichten:

Es bebt der Strauch, ihn streifte
Ein Vögelein.
Es bebet meine Seele;
Sie dachte dein.
Sie dachte dein!
Du Lieb', so winzig klein,
Du bist in aller Welt
Der größte Edelstein.

Der Donau wilde Wellen
Fast brechen sie die Strande;
Mein Herz, voll bis zum Rande,
Will liebend überschwellen.
Du meine Rose, liebst du mich?
Ich lieb' von Herzen dich!
Nicht Vater und nicht Mutter
Kann lieben dich wie ich.

Als wir beisammen waren,
Du liebtest mich, ich weiß;
Da war's noch Sommer, heiß,
Längst ist er hingefahren.
Liebst du mich nicht? Doch send' ich
Dir meinen Segen nach —
Du liebst mich noch? so spend' ich
Dir Segen tausendfach.

Unter den rumänischen Dichtern ist Alecsandri, einem noch Lebenden, das wol seltene Glück widerfahren, von seiner huldreichen Königin — selbst einer hochbegabten Dichterin — in unser und auch ihr geliebtes Deutsch übertragen zu werden. Möge unter dem Schutze der gekrönten Sängerin der rumänischen Dichtkunst eine reiche und gesegnete Zukunft erblühen!

Den Herausgebern der reichhaltigen Anthologie sagen wir zum Schlusse unsern Dank für das Gebotene; möchte ihr Werk in weitern Kreisen die Anerkennung und die Verbreitung finden, die der mühevollen Compilation gebührt, und es einer zweiten Auflage beschieden sein, die angedeuteten in dem Vorworte selbst anerkannten Lücken zu ergänzen.

Konrad von Prittwitz-Gaffron.

Feuilleton.

Theater und Musik.

Adolf Wilbrandt hat am wiener Hofburgtheater den „Faust" Goethe's, den ersten und zweiten Theil, an drei Abenden zur Aufführung gebracht. Der Gedanke, „Faust" in einer Trilogie zu geben, hat schon Dingelstedt vorgeschwebt, und er hat darüber auch eine Schrift veröffentlicht. Unsere eigene Ansicht über Faust-Aufführungen, besonders über Vorstellungen des zweiten Theils der Dichtung, haben wir erst neuerdings in einer „Literarischen Unterhaltung" ausgesprochen; es kommt uns hier nur darauf an zu berichten, wie ein genialer Bühnenleiter die schwierige Aufgabe angefaßt und welchen Erfolg das neue Experiment gehabt. Abweichend von Otto Devrient, Wollheim und andern Faust-Einrichtern hat Wilbrandt die Gretchen-Tragödie als ein selbständiges Schauspiel für den zweiten Theaterabend von dem ersten Theil des „Faust" losgelöst und so doppelt Raum gewonnen: einmal um die erste Hälfte des ersten Theils in aller Vollständigkeit ohne die üblichen Regiestriche vorzuführen, dann aber um in die Gretchen-Tragödie auch die Walpurgisnacht einzuverleiben, die für die bisherigen Faust-Aufführungen ein noli me tangere war, vielleicht diejenige in Hannover ausgenommen, die auch auf mehrere Abende vertheilt war; doch wissen wir nichts Näheres über die dortige Inscenirung der Walpurgisnacht. In seinem Streben nach Vollständigkeit ging Wilbrandt so weit, daß er auch die Strophen der Zueignung, und zwar von Herrn Hartmann in der Goethe-Maske vortragen ließ, ebenso die beiden Prologe, den auf Erden und den im Himmel, auf der Bühne inscenirte. Man rühmt die Wirkung des letztern, die allerdings vorzugsweise auf dem theatralischen Arrangement beruhte. Die Gruppe der goldlockigen Erzengel, von Licht umflossen, hinter ihr durch die Himmelsspalte eine Fülle von Engelsgestalten; Mephistopheles selbst auf der Wolkenbahn als mittelalterliche Teufelsfratze mit Fledermausflügeln, Schweif und Hörnern; die Stimme des Herrn, gewaltig hervortönend aus einem Gehäuse von Metall: so stellte sich der „Prolog im Himmel" dar. Wir haben ihn übrigens schon auf der leipziger Bühne gesehen. Uns wundert nur, daß eine gegen jede Anspielung auf den Klerus so strenge Censur wie die wiener die Naivetät ruhig hinnimmt, daß der liebe Gott hinter den Coulissen des Burgtheaters seine durch akustische Mittel verstärkte Stimme ertönen läßt. Uns hat die Stimme des Herrn schon bei der leipziger Aufführung des Prologs gestört.

Daß die Gretchen-Tragödie der einzig dramatische Theil der Faust-Dichtung ist, indem menschliche Schicksale hier im Zusammenhange und in spannendem Verlaufe vorgeführt werden, ist allgemein anerkannt, und so hatte der zweite Bühnenabend die meiste Aussicht auf Erfolg, besonders da der Faust von Sonnenthal und das Gretchen von Fräulein Wessely dargestellt wurde: gewiß die beste Darstellung, welche in Deutschland der Gretchen-Tragödie zutheil werden kann. Das liebliche und ergreifende Gretchen des Fräulein Wessely ist den Leipzigern noch in bester Erinnerung.

Der zweite Theil des „Faust" bildete den dritten Theaterabend. Von diesem unzusammenhängenden Scenenconglomerat von erstaunlichster Commentarbedürftigkeit sprachen in Wien der dritte Act, das Liebesdrama Faust's mit der Helena und Euphorion, am meisten an; jedenfalls nicht durch die Wirkung auf inneres Empfinden, denn diese ist unmöglich bei einer allegorischen Liebe, sondern durch glänzende Inscenirung und Beleuchtung. Nächst diesen Scenen that der Schlußact seine Schuldigkeit, welcher ohne Frage am meisten dramatisch ist und auch in einigen Scenen zu unserm Gefühl spricht. Die Schlußgruppen freilich wirken wieder durch theatralisches Arrangement, wobei doch der dichterische Gedanke oft gegen die Ausstattung des Feenmärchens zurücksteht und das Magnesialicht der Bühne das intensive Licht des Geistes nur mangelhaft vertritt.

Ueber die Darstellung der Walpurgisnacht sagt der Berichterstatter der „Allgemeinen Zeitung": „Die Brockenlandschaft mit der blutigen Mondscheibe, den grausig verzackten Felsbildungen, den Schlüften und Schluchten, über welche die Irrwische taumeln und denen die Unkenrufe und markerschütternden Laute der Hexennacht entsteigen, ist mit Rücksicht auf die räumlichen Verhältnisse meisterhaft disponirt. Daß vieles nur andeutungsweise gegeben werden konnte, liegt auf der Hand; die scenische Aufgabe ward jedoch, trotz der Lücken, zusammenhänglich, durch die vierfache Wandeldecoration überraschend gelöst. Es fehlte auch nicht an charakteristischen Gruppen, welche dem Glutnebel enttauchten; wir sahen den «Mammon» im Berge glühen, wir sahen die goldhaarige Lilith, die «Nächtige», Adam's erstes Weib, wie die rabbinischen Ueberlieferungen meinen, Fausten verlocken. Die machtvollen Accente der Dichtung kamen im Munde Faustens und Mephisto's im ganzen zu wirksamer Geltung, wenn auch bisweilen der rasende Spuk etwas gedämpft werden konnte. Geradezu das Blut erstarrend war die gespenstische Erscheinung Gretchen's mit dem «rothen Schnürchen um den Hals». Als Abschluß der Wandeldecoration ist der Kerkerthurm gedacht, worin die Arme schmachtet."

Aus der Schriftstellerwelt.

In San-Remo starb am 14. Januar Freiherr Alfred von Wolzogen, der Intendant des schweriner Hoftheaters, einer der gebildetsten Bühnenleiter Deutschlands; er gehörte jener

Adelsfamilie an, die mit den Berühmtheiten unserer classischen Epoche in nächster Beziehung stand. Karoline von Wolzogen, Schiller's Schwägerin und Freundin, war seine Tante; sein Vater war der preußische General von Wolzogen, welcher interessante Memoiren hinterließ. Alfred von Wolzogen wurde 1823 in Frankfurt a. M. geboren, studirte in Berlin und Heidelberg Rechtswissenschaft und Kameralia, wurde 1846 Kammergerichtsreferendar, 1851 Regierungsassessor und bereiste bald darauf Italien, Frankreich, Spanien und England. Im Jahre 1854 kam er an die Regierung in Breslau. Schon hier wandte er dem Theater sein lebhaftes Interesse zu und schrieb in dem damals vom Herausgeber d. Bl. redigirten Feuilleton der „Breslauer Zeitung" die Opernkritiken. Im Jahre 1867 wurde er Intendant in Schwerin und 1868 Kammerherr. Feinsinnig dirigirte er die Hofbühne; zahlreiche Einrichtungen, wie die der „Sakuntala", der Grabbe'schen „Hohenstaufen", des Schiller'schen „Wallenstein", die allerdings verfehlt war, des Mozart'schen „Don Juan", bewiesen seinen dramaturgischen Eifer. Auf allen Gebieten ästhetischer Kritik war er thätig; er schrieb über „Rafael Sanzio" (1861), über „Peter von Cornelius" (1867), über „Wilhelmine Schröder-Devrient" (1863), über „Schiller's Beziehungen zu seinen Aeltern" (1859). „Gesammelte Schriften über Theater und Musik" erschienen 1860. Mit A. von Winterfeld zusammen verfaßte er das Schauspiel „Fürstin Orsini" (1866) und die Trauerspiele „Blanche" und „Sophie Dorothea" (1866).

— Ritter Leopold von Sacher-Masoch, gegenwärtig als Redacteur der Zeitschrift „Auf der Höhe" in Leipzig lebend, feierte am 1. Januar sein fünfundzwanzigjähriges Schriftstellerjubiläum. Sein Mitredacteur Armand und sein Verleger Morgenstern überreichten ihm ein prachtvolles Album mit 416 Autographen europäischer Berühmtheiten. Außer deutschen Dichtern, wie Scheffel, Lingg, Hamerling, dem Herausgeber d. Bl., und namhaften Componisten, wie Liszt, Rubinstein, sind besonders zahlreich die französischen Größen vertreten: Herzog von Aumale, Herzog von Broglie, Madame Adam, Zola, Daudet. Durch ein Decret der französischen Regierung erhielt Sacher-Masoch das Ritterkreuz der Ehrenlegion. Am Abend des Festtags erfreute ihn noch eine Depesche von Victor Hugo. Von den Autoren der neuen deutschen Nationalliteratur ist Sacher-Masoch in Frankreich wol der bekannteste, da zahlreiche Erzählungen von ihm in der „Revue des deux mondes" erschienen und diese hervorragendste französische Zeitschrift ihm stets die wärmste Anerkennung spendete.

Bibliographie.

Aderholdt, A., Neues Leben. Lieder eines Vegetarianers. Rudolstadt, Hartung u. Sohn. 1882. 16. 2 M.

Bastian, A., Inselgruppen in Oceanien. Reiseergebnisse und Studien. Mit 3 Tafeln. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 7 M. 50 Pf.

— — Völkerstämme am Brahmaputra und verwandtschaftliche Nachbarn. Reise-Ergebnisse und Studien. Mit 2 Tafeln. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 6 M.

Bergmann, J., Die Grundprobleme der Logik. Berlin, Mittler u. Sohn. 1882. Gr. 8. 4 M.

Blanckarts, M., Adolf von Nassau. Trauerspiel. Stuttgart, Greiner. 1882. 12. 1 M.

Bolanden, C. v., Savonarola. Eine alte Geschichte, neu erzählt. 2 Bde. Mainz, Kirchheim. 1882. 8. 5 M. 50 Pf.

Braid, J., Der Hypnotismus. Ausgewählte Schriften. Deutsch herausgegeben von W. Preyer. Berlin, Paetel. 1882. Gr. 8. 10 M.

Brentano, F., Lenz und Liebe deutscher Dichtkunst. Lyrische Anthologie. Mit 6 Illustrationen. Berlin, Neuenhahn. 8. 3 M. 50 Pf.

Calm, Marie, Bella's Blaubuch. Geschichte einer häßlichen Frau. Leipzig, Schulze u. Comp. 8. 4 M.

Caspari, O., Hermann Lotze in seiner Stellung zu der durch Kant begründeten neuesten Geschichte der Philosophie. Eine kritisch-historische Studie. Breslau, Trewendt. Gr. 8. 3 M.

Clement, L., König Ludwig XI. von Frankreich. Trauerspiel. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1882. 8. 3 M.

Coppée, F., Olivier. Novelle in Versen. In freier Uebertragung von G. Freih. Vincke. Stuttgart, Spemann. 1882. 8. 3 M.

Cüppers, J., Dichterblüten. Stimmen deutscher Lyrik aller Zeiten. Mit Titelbild und einem Widmungsblatt. Paderborn, F. Schöningh. 1882. 12. 3 M.

Delbrück, H., Das Leben des Feldmarschalls Grafen Neithardt von Gneisenau. 2 Bde. Mit Gneisenau's Bildniß und 1 Plan von Colberg. Berlin, G. Reimer. 1882. Gr. 8. 8 M.

Dewall, J. van, Nordlicht. Roman. 3 Bde. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 8. 12 M.

Dohmke, Julie, Liebesgrüße. Blumen aus dem Garten der Poesie, gesammelt. Mit 72 Illustrationen in Holzschnitt nach Zeichnungen von J. G. Füllhaas. Leipzig, Brandstetter. 1882. 8. 4 M. 40 Pf.

Dormann, H., Ein Vesuvausbruch. Erinnerung an den April 1872. Neapel, Detken u. Rocholl. 1882. 16. 20 Pf.

Durmayer, J., Reste altgermanischen Heidentums in unseren Tagen. Nürnberg, Korn. Gr. 8. 1 M.

Ebrard, A., Die Objectivität J. Janssen's, urkundlich beleuchtet. Erlangen, Deichert. 1882. Gr. 8. 80 Pf.

Ecknah, G., Garnison- und Manövergeschichten. Erzählungen aus dem Soldatenleben. Hannover, Helwing. 1882. 8. 1 M. 50 Pf.

Extramundana. Von C. Felix Tandem. Leipzig, Haessel. 8. 5 M.

Fechner, G. T., Revision der Hauptpunete der Psychophysik. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1882. Gr. 8. 8 M. 50 Pf.

Fischer, L., Ecelesia Militans. Ein Cyclus historischer Gedichte. Frankfurt a. M., Fösser Nachf. 8. 2 M.

Flamm, Wilhelmine, Liebesränke. Lustspiel. Stuttgart, Greiner. 1882. 8. 50 Pf.

Fontane, T., Schach von Wuthenow. Erzählung aus der Zeit des Regiments Gensdarmes. Leipzig, Friedrich. 8. 5 M.

Frimberger, J. G., Geschichten aus Dorf und Stadt. Korneuburg, Kühkopf. Gr. 8. 1 M.

's Gänsmänndla. Sammlung der besten Gedichte alter und neuer Zeit in Nürnberger Mundart. 6 Bde. Nürnberg, Heerdegen-Barbeck. 1881 u. 1882. Hoch 4. à 1 M.

Geistbeck, M., Bilder aus der Völkerkunde. Mit 96 erläuternden Illustrationen. Breslau, F. Hirt. Gr. 8. 3 M.

Haeckel, E., Indische Reisebriefe. Berlin, Paetel. Gr. 8. 10 M.

Hübbe-Schleiden, Ueberseeische Politik, culturwissenschaftliche Studien mit Zahlenbildern. 2ter Thl. Hamburg, Friederichsen u. Comp. Gr. 8. 5 M.

Hunfalvy, P., Die Rumänen und ihre Ansprüche. Teschen, Prochaska. Gr. 8. 10 M.

Jordan, W., Sein Zwillingsbruder. Lustspiel. Frankfurt a. M., Jordan. 8. 2 M.

Kalkoff, P., Wolfger von Passau 1191—1204. Eine Untersuchung über den historischen Werth seiner „Reiserechnungen", nebst einem Beitrag zur Walterchronologie. Weimar, Böhlau. 1882. Gr. 8. 3 M.

Kletke, H., Kinder-Lieder. Gesamt-Ausgabe mit dem Bildnis des Dichters. Berlin, Habel. 1882. 4. 4 M.

Der russisch-deutsche Krieg der Zukunft. Eine Studie von P. J. Mit einer Karte der russischen Westgrenze. 3te Aufl. Leipzig, Findel. Gr. 8. 80 Pf.

Lotze, H., Grundzüge der Naturphilosophie. Dictate aus den Vorlesungen. Leipzig, Hirzel. 1882. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Malortie, K. Baron v., Mexikanische Skizzen. Erinnerungen an Kaiser Max. Leipzig, Greßner u. Schramm. 1882. Gr. 8. 1 M.

Marxen, G., Das deutsche Wahlsystem vom Standpunkte der Verfassung. Leipzig, O. Wigand. 1882. Gr. 8. 1 M.

Melzer, E., Lessings philosophische Grundanschauung. Eine historisch-philosophische Abhandlung. Neisse, Graveur. Gr. 8. 50 Pf.

Neumann-Strela, K., Thron und Reich. Bilder und Skizzen. Oldenburg, Schulze. 1882. 8. 2 M.

Reinkens, J. H., Ursprung, Wesen und Ziel des Altkatholicismus. Vortrag. Heidelberg, Weiß. 1882. 8. 30 Pf.

Schiller, H., Geschichte der römischen Kaiserzeit. 1ster Bd. 1ste Abth.: Von Cäsars Tod bis zur Erhebung Vespasians. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 9 M.

Sepp, B., Die Zeuß'sche Hypothese über die Herkunft der Baiern. Eine kritische Untersuchung. München, Th. Ackermann. 1882. Lex.-8. 60 Pf.

Silbereisen, F., Seraph, die schwarze aber schöne Tochter von Nazareth Mirjam. Eine lyrisch-didaktische Epopöe in XXXIII herzigen Gesängen. Zur Feier der marianischen Mysterien in allen Kreisen des menschlichen Lebens. Altötting, Lutzenberger. 1882. Gr. 8. 60 Pf.

Steen, A., Leofwine, der Angelsachse. Von der Verfasserin der Werke: „Die sieben goldenen Leuchter", „Glaucia, die griechische Sklavin" ꝛc. Frei nach dem Englischen. Bevorwortet von E. Quandt. Mit 4 Illustrationen. Bremen, Heinsius. 1882. 8. 3 M.

Stökl, Helene, Er, Sie und Es. Heitere und ernste Silhouetten des häuslichen Lebens. Leipzig, C. A. Koch. 1882. 16. 2 M. 40 Pf.

Stolle, J. F. W., Israel vergiß mein nicht! Lieder, Gedichte und Psalmen. Norden, Soltau. 12. 1 M.

Voß, Elisabeth, Haideblume. Novelle. Hamburg, Oemler. 8. 2 M.

Warneck, P., Ungeschminkte Briefe über das Münchener Hoftheater. I. München, Merhoff. 1882. Gr. 8. 20 Pf.

Weeningh, W., Wittekind. Paderborn, Bonifacius-Druckerei. 12. 2 M. 40 Pf.

Weiß, K., Herr Onno Klopp und das Verhalten der Bürger Wiens im Jahre 1683. Wien, Lechner. 1882. Gr. 8. 60 Pf.

Wernier, Julie, Jugenderinnerungen einer jungen Frau. Stuttgart, Cotta. 8. 3 M.

Werther, J., Leitfaden zur ersten Aufführung des zweiten Theiles von Goethe's Faust. Stuttgart, Werther. 1882. 8. 40 Pf.

Anzeigen.

(Mit einer Beilage: **Literarischer Anzeiger**, Nr. 2.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 5. — 1. Februar 1883.

Literarische Unterhaltungen.

Die Wahl des Metrums bei Uebersetzungen.

Es gehört zu den unbestreitbarsten Wahrheiten, daß das Versmaß einer Dichtung keineswegs gleichgültig ist, sondern den größten Einfluß hat auf Stil und Haltung eines Gedichts. Das weiß nicht blos der Dichter, das sagt nicht blos der Kritiker, das fühlt jeder Leser, wenn er sich nur ein wenig ästhetisches Feingefühl bewahrt hat. Und doch ist es keineswegs ein gewisser ästhetischer Stumpfsinn, welcher allem Anscheine nach mit dem Grundsatze gänzlich gebrochen hat, daß ein Gedicht in demselben Versmaß übertragen werden müsse, in welchem es ursprünglich gedichtet ist. Denn eine Reihe von Uebersetzern sind zugleich Dichter, welchen wir wol am ehesten ein Urtheil über den Weg dichterischer Vermittelung eines fremden Dichtwerks, zumal dessen, das sie zur Uebersetzung gewählt haben, zutrauen dürfen. Ich meine hier nur Uebersetzungen im eigentlichen Sinne des Wortes und nicht freie Nachdichtungen, will auch den alten Streit über Nachdichtung und Uebersetzung keineswegs auffrischen; wobei ich freilich meine Meinung nicht verhehle, daß in neun von zehn Fällen allein die Nachdichtung im Stande ist, das Verständniß eines fremdsprachigen Gedichts einem andern Volke, und dasjenige einer altclassischen oder auch mittelhochdeutschen Dichtung unserer Zeit zu vermitteln.

Was diese eigentlichen Uebersetzungen betrifft, so will ich hier nicht von denjenigen sprechen, welche für Philologen und solche, die es werden wollen, gemacht sind. Hier, glaube ich, wird unverbrüchlich an dem Grundsatze festgehalten werden müssen, daß die Uebersetzung das Versmaß des Originals trage und wörtlich sei. Und an solchen Uebersetzungen wird es trotz der verhältnißmäßig kleinen Gemeinde, für welche sie bestimmt sind, nie fehlen, da die Schwierigkeit, wörtlich und im Versmaße des Originals gut zu übersetzen, eine so große ist, daß, auch wo Uebersetzungen dutzendweise vorhanden sind, immer noch der Reiz besteht, eine noch bessere zu liefern. Nur wäre es ein verhängnißvoller Fehler, eine leidlich gute, ja wirklich gute wörtliche Uebersetzung um deswillen über eine gute Nachdichtung zu stellen, weil sie mehr Mühe gemacht hat als diese, ganz abgesehen davon, daß viele, darunter namentlich Philologen von Fach, sich eine solche Nachdichtung weit leichter denken, als sie wirklich ist.

Die große Mehrzahl der Uebersetzungen auf allen Gebieten ist sicherlich für diejenigen bestimmt, welche das Original nicht zu lesen im Stande sind: eine Erkenntniß, die, so natürlich sie sein mag, bei vielen Uebersetzern früher meist nicht vorhanden gewesen zu sein scheint. Dies ließe sich aus verschiedenen Uebersetzungen und zwar nicht blos aus den fabrikmäßigen nachweisen. Jeder, der einmal übersetzt hat, weiß ja, wie leicht es geschieht, daß der Uebersetzer, dem das Original vom ersten bis zum letzten Wort klar und vollkommen geläufig ist, Unklarheiten und Unverständlichkeiten in seiner Uebersetzung nicht bemerkt, eben weil er, während er diese liest, stets das Original im Sinne hat. Dies darf aber bei dem Publikum keineswegs vorausgesetzt werden, wenn auch jede Uebersetzung, besonders aus dem classischen Alterthum, ein gewisses Maß classischer Bildung und Empfänglichkeit für fremde, ja fremdartige Schönheiten der Poesie bedingt. Und das eben ist der Zweck einer Uebersetzung, die sich an das große Publikum wendet, den Genuß der dichterischen Schönheiten einer fremdsprachigen Dichtung zu einem ebenso leichten und mühelosen zu machen, wie er es für denjenigen ist, welcher diese Sprache kennt, ja mit der Uebersetzung annähernd — vollkommen ist das ja unmöglich — den-

selben Eindruck auf unser Volk, auf unsere Zeit hervorzubringen, den das Original auf das fremde Volk, auf die Menschen jener Zeit machte.

Ich will nicht leugnen, daß das in vielen Fällen mit dem Versmaße des Originals zu erreichen sei. Es wird sich z. B. nicht leicht eine Homer-Uebersetzung in andern Versen denken lassen, als in Hexametern, während eine Uebersetzung des Gudrunliedes in diesem Versmaße, wie es seinerzeit Gervinus versucht hat, unerträglich erscheint. Aber wenn wir nun fragen, was denn, beispielshalber, Wilhelm Jordan's Homer-Uebersetzung so hoch über alle andern stellt, so ist die Antwort darauf gewiß die: Jordan macht nicht Hexameter, welche diesem griechischen und römischen Versmaße nachgebildet sind, sondern echt deutsche Hexameter. Diese mögen den Philologen ein Greuel sein, als deutsche Verse und zwar modern deutsche Verse sind sie für unser Ohr das einzig Richtige. Hat sich schon Jordan, um den Zweck der Uebersetzung zu erreichen, innerhalb des Versmaßes der Urschrift Freiheiten erlaubt, um so seine Verse dem modernen Sprachgefühl und Sprachgeist zu accommodiren, so sind andere Uebersetzer weiter gegangen und haben an die Stelle des fremden Metrums diejenigen Versmaße gesetzt, die heutzutage in Lyrik, Epik und Drama gebräuchlich sind. Die Frage ist hierbei nur, ob das von ihnen gewählte Metrum jedesmal das richtige ist. Ich glaube kaum, daß es anzufechten sein wird, wenn Th. Kayser in seiner Sophokles-Uebersetzung aus dem Trimeter den fünffüßigen Jambus machte und die Chorgesänge in modernen Metren und Reimen wiedergibt: der fünffüßige Jambus ist nun einmal für uns der Vers der Tragödie, und die griechischen Verse der Chöre sind für unser Ohr, wenn es nicht sehr gut philologisch geschult ist, einfach keine Verse mehr. Ebenso wenig wird dagegen einzuwenden sein, daß aus den Alexandrinern der französischen classischen Tragödie fünffüßige Jamben gemacht werden. Der Geist, der Charakter, die ganze Haltung des Dramas kann dennoch derselbe sein wie im Original, das Fremdartige aber schwindet, der Genuß ist ein leichterer und größerer.

Was die lyrische Poesie betrifft, so ist hier zu unterscheiden zwischen den Poesien moderner Völker und alten Poesien. In jenen ist das Versmaß des Originals gewiß beizubehalten, eben weil es moderne Verse sind, auch wenn sie specifisch französisch, englisch u. s. w. gebaut sind. Ausnahmen sollen auch hier gerne zugegeben werden, wo unserm deutschen Versgefühl das fremde Versmaß allzu widerstrebend erscheint. Anders steht es mit den Blüten alter Lyrik, wie der griechischen und römischen. Hier sind gereimte Verse in der Odenform ein unter Umständen ausgezeichneter Mittelweg; ich wüßte aber auch nichts dagegen einzuwenden, daß Gustav Brandes die griechische Lyrik in die Versmaße der modernen Lyrik umgegossen (abgesehen von dem Eigenen, was er dazu that!), oder daß Georg Fischer die Elegien des Albius Tibullus in modernen Rhythmen wiedergegeben hat. Man sage sich nur einmal die sogenannten Anakreontischen Lieder griechisch vor, und man ist versucht, selbst in den Originalen Reime zu entdecken — Lyrik ohne Reime gibt es für uns nahezu gar nicht. An diesen und zwar in der complicirtesten Form fehlt es nun unserer mittelhochdeutschen Lyrik keineswegs, aber eben diese Complicirtheit ist es, welche, in der Uebersetzung beibehalten, den Genuß beeinträchtigt. Darum werden auch diese Lieder neuerdings in den Versen unserer Lyrik übersetzt und so erst geht unserm Geschlechte die Schönheit der mittelalterlichen Lyrik auf. Man halte z. B. Karl Ströse's freie Uebertragung der Minnesänger, die nicht einmal immer gut gelungen ist, neben Karl Pannier's wörtliche, dazu recht gute Uebersetzung, oder Adalbert Schroeter's „Walther von der Vogelweide" neben den von Simrock. Schroeter hat vollkommen recht mit der Forderung: volle Aufnahme des dichterischen Gehalts der geschilderten Situation in Anschauung und Gemüth, dann aber freie Wiedergabe dieser Empfindung in den Formen und in der Sprache, in der wir die analogen Stimmungen heute ausgedrückt zu finden gewohnt sind. Das passende Versmaß zu finden und allzu moderne Ausdrücke zu meiden, ist freilich nicht immer so einfach; vor groben Misgriffen aber, wie etwa ein leichtes Frühlingsliedchen in irgendeinem schwerfälligen modernen Metrum zu geben, wird den Uebersetzer der Dichter, welcher in jedem Uebersetzer poetischer Werke stecken muß, bewahren. Freilich hat man bei solchen modernen Uebersetzungen manchmal das Gefühl, daß das originale Gewand dem Gedichte besser sitze als das moderne. Hierin aber gerade zeigt sich die Uebersetzungskunst und der Uebersetzungstakt.

Werfen wir noch einen Blick auf die Epen und Idyllen, so kommt bei den altclassischen allein der Hexameter in Betracht. Ob er in allen Fällen beizubehalten ist, ob namentlich der epische Fluß bei strophischer Gliederung nicht Noth leidet, mag hier nicht näher erörtert werden. Wäre wirklich das Versmaß des deutschen Epos heutzutage der Hexameter, wie vielfach behauptet wird, so müßten die Hexameter der altclassischen Epen jedenfalls beibehalten werden, so wäre am Ende auch gegen ein „Nibelungenlied" oder einen „Parcival" in Hexametern nichts einzuwenden. Es scheint aber beachtenswerth, was Schiller gelegentlich seiner Uebersetzung der „Aeneïs", allerdings ehe Goethe's „Hermann und Dorothea" geschrieben war, sagt: Die hauptsächlichste Schwierigkeit, die ihm bei der Ausführung seines Vorhabens aufstieß, war die Wahl einer Versart, bei welcher von den wesentlichen Vorzügen des Originals am wenigsten eingebüßt würde, und welche dasjenige, was schon allein der Sprachverschiedenheit wegen unvermeidlich verloren gehen muß, von einer andern Seite einigermaßen ersetzen könnte. Der deutsche Hexameter schien ihm diese Eigenschaft nicht zu besitzen, und er hielt sich für überzeugt, daß dieses Versmaß selbst nicht unter Klopstock'schen und Voß'schen Händen diejenige Biegsamkeit, Harmonie und Mannichfaltigkeit erlangen könnte, welche Virgil seinem Uebersetzer zur ersten Pflicht macht. Durch dieses Medium also glaubte er es schlechterdings aufgeben

zu müssen, mit der Schönheit des Virgil'schen Verses zu ringen.

Wir können nicht finden, daß der Hexameter seitdem eine festere Stellung in der deutschen Poesie errungen hätte, und würden sein Verschwinden aus derselben mit Ausnahme höchstens des Distichons nicht allzu sehr bedauern. Darum wird sich jedesmal bei der Uebersetzung einer hexametrischen classischen Dichtung die Frage erheben, ob nicht ein anderes deutsches Versmaß Ton und Haltung des Originals für unser Gefühl richtiger und besser wiedergibt als der Hexameter. Mag das bei eigentlich epischen Gedichten oder Idyllen noch immer der Hexameter sein, bei andern ist er es sicher nicht. Wer z. B. einmal eine gute Uebertragung der Horazischen „Satiren" in fünffüßigen Jamben gelesen oder gehört hat, wird nie mehr nach einer solchen in Hexametern verlangen. Vollends, wie allerneuestens geschah, die hebräischen Psalmen in Hexametern zu übersetzen, ist eine Ungeheuerlichkeit, während die Spruchweisheit des Alten Testaments mit Glück in deutsche Verse umgegossen wurde. Die eifrigsten Vertheidiger des Hexameters sind in der Regel diejenigen Uebersetzer, welche keine guten deutschen Verse machen können, welchen namentlich der Reim eine allzu große Fessel und ein bedeutendes Hemmniß ist. Diese aber können oft die allerschönsten Hexameter in griechischer Art bauen: da sind uns freilich schöne Hexameter noch lieber als stümperhafte deutsche Verse.

Um endlich noch ein Wort von den mittelhochdeutschen Epen und ihrer Uebersetzung zu sagen, so hat man auch hier angefangen, sie in den Versmaßen unserer heutigen Poesie zu übersetzen. Die Wahl des richtigen Versmaßes ist freilich dabei schwierig. Man könnte versucht sein, nach dem Beispiele Jordan's, an Stabreime zu denken, um für deutsche Gedichte ein deutsches Metrum zu haben. Allein es muß doch Bedenken erregen, ein Gedicht, statt in den Versen unserer Zeit oder doch im Versmaße des Originals in einer noch ältern poetischen Form zu übersetzen, das unserm Neuhochdeutschen völlig fremd ist. Daß nicht der Hexameter das Metrum des deutschen Epos ist, steht fest, ebenso wenig aber kannte dasselbe den Stabreim, der noch dazu die strophische Gliederung der deutschen Volksepen auflösen würde. Welches Metrum aber dann? Adalbert Schroeter hat mit seiner Uebersetzung des Nibelungenliedes in Stanzen darauf die Antwort gegeben. So hoch diese Uebersetzung über allen frühern steht, so manche Gründe sich beibringen lassen, warum gerade die Octave an die Stelle der Nibelungenstrophe treten kann, so bleiben hierbei doch zwei Bedenken. Die Octave ist für unser Gefühl ein fremdes Metrum, und darum muthet uns ein so echt deutsches Gedicht wie das Nibelungenlied immerhin in diesem Gewande etwas fremd an: ein Eindruck, der sich freilich bei längerm Lesen verliert. Das andere Bedenken ist das, daß die Octave im Deutschen sich für längere Gedichte nicht zu eignen scheint. Achtzeilige fünffüßige iambische Strophen mit der Form a b ab c d cd, oder auch nur mit Ausfall der dritten Reime in der fünften und sechsten Strophe bei sonst gleichem Bau, würden vielleicht der geeignetste Ersatz für die Nibelungenstrophe sein. Daß, wenn von strophischer Gliederung abgesehen wird, sich der fünffüßige Jambus mit oder ohne Reim (aber ja nicht der vierfüßige!) selbst für längere Epen, also auch für deren Uebersetzung eignet, hat Hamerling's „Nero" gezeigt, und wie wenig moderne Verse griechischen Stoffen Eintrag thun, beweisen die fünffüßigen ungereimten Trochäen (mit eingestreuten Daktylen), mit welchen Schack in seinen „Plejaden" so wundervolle Wirkungen erzielt hat. Diese Dichtung könnte nicht echt griechischer und echt deutscher sein, wenn sie in Hexametern geschrieben wäre; vielleicht liegt eben in diesem Metrum für Dichter und Uebersetzer der Ersatz des Hexameters.

Richard Weitbrecht.

Schriften über Rußland und Amerika.

1. Lose Blätter aus dem Geheimarchive der russischen Regierung. Ein actenmäßiger Beitrag zur neuesten Geschichte der russischen Verwaltung und Beamten-Corruption. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1882. 8. 3 M. 20 Pf.
2. Drei Tage in Jüdisch-Rußland. Ein Cultur- und Sittenbild von J. Rülf. Frankfurt a. M., Kauffmann. 1882. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.
3. Geschichte der Vereinigten Staaten von Amerika. Von Eduard Laboulaye. Mit einem Vorwort von J. C. Bluntschli. Drei Bände. Heidelberg, C. Winter. 1882. 8. 6 M.
4. Amerika. Eine ethnographische Rundreise durch den Continent und die Antillen. Charakterbilder, Sittenschilderungen, Scenen aus dem Volksleben. Nach den besten und neuesten, deutschen und ausländischen Quellen bearbeitet von Johannes Baumgarten. Stuttgart, Rieger. 1882. Gr. 8. 5 M.
5. Briefe und Berichte des Generals und der Generalin von Riedesel während des nordamerikanischen Kriegs in den Jahren 1776 bis 1783 geschrieben. Freiburg i. Br., Mohr. 1881. Gr. 8. 6 M.

Heute noch Beweise für die im Zarenreiche herrschende Corruption der Beamten beibringen zu wollen, dürfte fast als eine überflüssige Arbeit erscheinen, da man im allgemeinen außerhalb Rußlands nur zu sehr geneigt ist, dem russischen Beamtenthum jede Schlechtigkeit zuzutrauen, jede noch so unwahrscheinlich klingende Mittheilung sensationslüsterner oder mit den russischen Verhältnissen wenig vertrauter Berichterstatter aufs Wort zu glauben. Wenn solche Uebertreibungen es der petersburger Regierung und deren Organen einerseits oft sehr leicht machen, ihren nur zum Theil berechtigten Dementis vollen Glauben zu verschaffen, so werden dadurch andererseits leider auch die Vorstellungen von den russischen Zuständen nur noch mehr verwirrt und das Mistrauen gegen Nachrichten aus und über Rußland noch bedeutend vermehrt. Es kann daher nicht wundernehmen, wenn man trotz der gerade

in letzter Zeit aus guten Gründen stark angeschwollenen Literatur über Rußland immer wieder darüber klagen hört, daß es so schwer sei, eine genaue und zuverlässige Kenntniß der Verhältnisse im Innern des weiten Zarenreichs zu gewinnen. Um so lebhafteres Interesse und um so größere Beachtung verdienen daher Berichte, welche der competentesten Feder entflossen sind und nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt waren, sondern einzig, oder wenigstens zunächst, dazu dienen sollten, die mächtigste Person im russischen Reiche zu beleuchten — nämlich den Kaiser selbst. Dem Verfasser der Schrift „Lose Blätter aus dem Geheimarchive der russischen Regierung" (Nr. 1) wurde Gelegenheit geboten, einen tiefen Einblick in die „geheimen" Berichte zu thun, welche die General- oder Reichscontroleure im Laufe der letzten zehn Jahre über die Thätigkeit der Reichscontrole in Betreff sämmtlicher Zweige der russischen Staatsverwaltung an den Kaiser Alexander II. erstattet haben und welche dann, bereichert durch die eigenhändigen Randglossen des Zaren, dem Ministercomité oder den einzelnen Ministerien übermittelt worden sind. Das Amt eines Reichscontroleurs ist eins der wichtigsten im russischen Reiche; der Inhaber desselben steht keinem Minister nach, er gehört zum Ministercomité, hält persönlich dem Kaiser Vortrag, hat das Recht und die Pflicht, sich in alle Ressorts, natürlich mit Ausnahme des Ministeriums des kaiserlichen Hauses, zu mischen und kann sich daher durch den persönlichen Verkehr mit den höchsten Beamten der Regierung wie durch die Revision der Rechnungen und Rechenschaftsberichte aller Verwaltungszweige die gründlichste Kenntniß der Zustände und Vorgänge in denselben verschaffen. Fast in sämmtlichen Gouvernements gibt es Controlhöfe oder Controlbehörden, welche alle Zweige der Staatsverwaltung in finanzieller und wirthschaftlicher Beziehung zu überwachen und über Mängel oder Misbräuche in denselben an die Centralbehörde, die Reichscontrole, zu berichten haben. Den wichtigen Posten an der Spitze der Reichscontrole haben im letzten Decennium vier Männer nacheinander eingenommen, von denen zwei als bedeutend zu bezeichnen sind, nämlich der im Jahre 1872 verstorbene Staatssecretär Tatarinow und der Generaladjutant Greigh, der früher mehrere Jahre Gehülfe des Finanzministers gewesen war. Daß General Greigh, der Sohn eines in russische Dienste getretenen englischen Viceadmirals, seine Aufgabe als Reichscontroleur nicht ohne Geschick erfüllt hat, wird dem Leser des in Rede stehenden Buchs klar werden. Wiederholt beweisen Randglossen, welche Kaiser Alexander II. eigenhändig an den Rand des von Greigh erstatteten Berichts machte, wie sehr der Zar die Thätigkeit des Reichscontroleurs zu würdigen wußte; aber nicht selten erkennt man auch aus dem wehmüthigen Ton dieser Randglossen, daß der Kaiser selbst die Hoffnung aufgab, die tief eingewurzelte und hier und da bis in die allerhöchsten Kreise hineinreichende Corruption zu heilen.

Die vorliegende Schrift zerfällt in sechs Kapitel, welche die Einrichtung der Reichscontrole näher schildern, die Thätigkeit des Kriegsministeriums besprechen und den Bericht des Reichscontroleurs Greigh über die Armeeverwaltung im russisch-türkischen Kriege genauer beleuchten. Die mitgetheilten Beispiele von Schwindeleien, von Willkürlichkeiten des Marineministeriums und die Berichte über mangelhafte Einrichtung und Verwaltung der Eisenbahnen sind von dem höchsten Interesse, aber oft geradezu haarsträubend und erschütternd. Das Schlußkapitel, „Allerlei" überschrieben, berichtet unter anderm über Getränkesteuer, Steuerrückstände, Staatsbergwerke, Waldverwüstung, merkwürdige Ersparnisse des Postamtes in Petersburg, Unordnungen in der Reichsbank und über Katkow. Es mag uns vergönnt sein, einzelne Punkte genauer hervorzuheben.

Die Revision der Rechnungen des Kriegsministeriums nimmt die erste Stelle in den Arbeiten der Reichscontrole ein, denn die Kosten für das Heer und die Marine machen nicht nur ein Drittheil aller Ausgaben des russischen Staats aus, sondern hier sind auch die größten Unregelmäßigkeiten und Misbräuche aufzudecken und zu bekämpfen. Bei den Berichten über die Armeeverwaltung im letzten russisch-türkischen Kriege legt sich der Reichscontroleur Greigh begreiflicherweise eine gewisse Reserve auf, sobald die Thaten einzelner maßgebender Persönlichkeiten, wie z. B. des Oberstcommandirenden Nikolai Nikolajewitsch und des Kriegsministers Miljutin, zur Sprache kommen, denn jener war der Bruder, dieser der jahrelange Günstling und Vertraute des Zaren; allein man kann ohne eine gezwungene Interpretation aus verschiedenen Bemerkungen des Generals Greigh leicht herauslesen, daß er den einen wie den andern für manche sehr bedenkliche Unregelmäßigkeiten und grobe Misbräuche verantwortlich macht. Was aber die Marineverwaltung anbetrifft, so erklärt der Verfasser, dessen Unterrichtetsein und Glaubwürdigkeit nicht in Zweifel zu ziehen ist, wörtlich:

> Man braucht den Großfürsten Konstantin, der weder Verwaltungsmann noch Techniker war, nicht für alle (!) Misgriffe in dem Marineressort verantwortlich zu machen, allein daß er in hervorragender Weise mit schuld ist an der sinnlosen Verschleuderung von Staatsgeldern und an dem Ueberhandnehmen der Unordnung in der Marineverwaltung, das wird nach dem Vorhergehenden niemand mehr bezweifeln können. Der Generaladmiral wie der Politiker Konstantin hatten längst ausgespielt, als der Großfürst alle seine Aemter niederlegte und sich nach Orianda in der Krim zurückzog. Diesen Bruder des ermordeten Kaisers wird man in Petersburg bald vergessen haben, wie man seine Thätigkeit in Warschau und sein Liebäugeln mit dem europäischen Liberalismus schon vergessen hat, allein an den Folgen seiner Wirthschaft in der Marine wird das russische Volk noch lange zu tragen haben.

Der Bericht über die Armeeverwaltung während des letzten russischen Kriegs weist auf das schlagendste die Betrügereien nach, welche bei der Lieferung von Proviant, Fourage, Kleidungsstücken, im Postwesen, in den Hospitälern u. s. w. vorkamen. Viele Tausende von Briefen, Geldsendungen und Packeten gelangten niemals an ihre richtige Adresse. „Nur russische Truppen konnten das er-

tragen, was sie ertragen haben, das ausführen, was sie ausgeführt haben", so läßt sich General Greigh in seinem Bericht an den Kaiser Alexander II. vernehmen, und man begreift den bittern Schmerz, der sich in den Gemälden von Wereschagin ausdrückt, in welchen er Scenen aus diesem Kriege zur Darstellung bringt.

Das Vorstehende mag genügen, um den Leser auf den sachlichen Werth der „Losen Blätter", deren Verfasser als genauer Kenner russischen Wesens und russischer Wirthschaft und Politik bekannt ist, aufmerksam zu machen. Was die Schrift „Drei Tage in Jüdisch-Rußland" (Nr. 2) anlangt, so können wir uns kurz fassen. Der Verfasser, J. Rülf, schildert seine Reise nach Wilna und Minsk und verweilt mit Vorliebe bei der Darstellung des Lebens und Treibens der dortigen Juden. Er gesteht die Möglichkeit zu, daß er „nur die guten Seiten hervorgehoben, die schlechten aber verschwiegen habe", doch leugnet er, daß dies „mit Absicht" geschehen sei. „Ich hatte", sagt er, „für das Schlechte und Nachtheilige gar keinen Blick." Das klingt naiv, aber noch naiver ist die Behauptung, „daß alle Regeneration des russischen Staats und Volks lediglich von den Juden zu erwarten steht". Wir zählen nicht zu den Antisemiten, aber die vorliegende Schrift wird nach unserer Ansicht zur Bekämpfung des Antisemitismus auch nicht das geringste beitragen.

Wenden wir nun unsere Aufmerksamkeit von Rußland ab, von wo in letzter Zeit so viele Juden nach Amerika ausgewandert sind, weg und einigen Schriften zu, welche von der transatlantischen Welt handeln.

Nächst der englischen Nation hat die deutsche von allen andern Nationen das größte Interesse, sich mit der politischen und der Verfassungsgeschichte der Vereinigten Staaten von Nordamerika bekannt zu machen. Wir sind mit den Amerikanern verbunden durch die Blutsverwandtschaft und durch den protestantischen Geist, durch die Liebe zur persönlichen Freiheit und durch unsere Verfassungskämpfe.

Mit diesen beachtenswerthen Worten leitet Professor J. C. Bluntschli sein Vorwort zu der uns vorliegenden „Geschichte der Vereinigten Staaten von Amerika" von Eduard Laboulaye (Nr. 3) ein. Der angelsächsische Stamm, welcher zuerst die nordamerikanischen Colonien gegründet und ein freies Gemeinwesen ausgebildet hat und der heute noch den politischen Charakter der Union zumeist bestimmt, ist, wie wir, von germanischer Art und hat seine geistige Befreiung und Erziehung der deutschen Reformation zu verdanken. Die deutsche Einwanderung in die Vereinigten Staaten hat in den letzten Jahrzehnten an Massenhaftigkeit die aller andern Länder, oft selbst die irische, übertroffen. An dem ersten Kampfe der Amerikaner für die Unabhängigkeit ihres Vaterlandes nahm die deutsche Nation geringen Antheil. In den Reihen der amerikanischen Armee kämpften nur wenige deutsche Offiziere. Größere Scharen von Deutschen vergossen damals ihr Blut als Söldner der englischen Krone, von ihren Dynasten um ein schmachvolles Sündengeld verkauft. Aber der deutsche König, der den werdenden deutschen Staat begründet hat, Friedrich der Große, erkannte schon damals mit seinem genialen Scharfblick die Bedeutung jener Kämpfe für die bürgerliche Freiheit, und es verdient bemerkt zu werden, daß der königliche Philosoph von Sanssouci und Benjamin Franklin, der Philosoph des „Guten Richard", mit der Unterzeichnung des preußisch-amerikanischen Freundschafts- und Handelsvertrags von 1785 den letzten Act ihrer öffentlichen Thätigkeit in Europa abschlossen. Einen größern Antheil als an dem Unabhängigkeitskriege hatte die deutsche Nation an der Abschaffung der Negersklaverei in den Vereinigten Staaten und an dem furchtbaren Bürgerkriege für die Erhaltung der Union. Durchweg war das deutsche Element in der Union auf der Seite des freien Nordens, und die Schuldpapiere der um ihre Existenz ringenden Union fanden in Deutschland auch zu der Zeit Absatz und Credit, als sich das aristokratische England und selbst das kaiserliche Frankreich mistrauisch und ängstlich von dem Markte fern hielten. Nicht mit Unrecht weist Bluntschli auf die merkwürdigen Analogien in der amerikanischen und der deutschen Verfassung hin. Zwar ist letztere ebenso entschieden monarchisch wie jene republikanisch; aber beide Völker haben erst die Auflösung der ältern Reichseinheit in eine Anzahl selbständiger Staaten, dann die Verbindung dieser Staaten zu einer Bundesgemeinschaft ohne Einheit des Willens und ohne Einheit der Macht als Vorstufen ihrer spätern Einigung zu einem wahren Gesammtstaate durchgemacht. In beiden Gesammtkörpern kam es zu einem entscheidenden innern Kampfe, der den tief in beiden wurzelnden Dualismus überwand; in beiden hat die Arbeit und die Energie des Nordens über den stolzen Süden gesiegt. Für uns Deutsche ist die amerikanische Staatenbildung überaus lehrreich. Die Staatsmänner der nordamerikanischen Union haben zuerst das große Problem eines einheitlichen Gesammtstaats gelöst, einer wahren staatlichen Union einerseits, welche dem ganzen Volke nationale Organe seiner Gesetzgebung, Regierung und Rechtspflege gewährt, und andererseits freier autonomischer, auch wieder als Staaten organisirter Theile. In allen diesen Beziehungen ist die Kenntniß der amerikanischen Zustände für die deutsche Entwickelung sehr fruchtbar. Es gibt nur wenige Werke, welche in so klarer und lehrreicher Weise diese geschichtliche Kenntniß bis zu einem gewissen Zeitabschnitte vermitteln wie die Geschichte, welche Laboulaye in der Form von Vorträgen, im Collége de France gehalten, dargestellt hat. Die Vorlesungen an diesem Institut zu Paris haben einen etwas andern Charakter als die Vorträge an unsern Universitäten, weil sie für ein anderes Publikum berechnet sind. Die letztern sind an die studirende Jugend gerichtet, welche von ihren Lehrern zur wissenschaftlichen Arbeit angeleitet und mit den Fortschritten der Wissenschaft bekannt gemacht werden soll; in den erstern spricht der Professor zu einem gebildeten Publikum von Erwachsenen, welche sich für die Ergebnisse der Wissenschaft interessiren. Dieser Unterschied bedingt auch die Form der Vorträge. Die

französischen haben ein künstlerisches Gepräge, das den deutschen meist abgeht. Soviel wir wissen, fehlt unserm an Universitäten so reichen Vaterlande eine dem Collége de France ähnliche akademische Lehranstalt. Friedrich der Große hatte, wie Bluntschli hervorhebt, einst die Absicht, in Berlin etwas Aehnliches zu schaffen, aber sein Versuch scheiterte an dem damaligen Mangel tauglicher Kräfte. Seither hat der Gedanke geruht und wartet noch auf den Sonnenblick der staatlichen Gunst, um aufzukeimen und Früchte zu tragen.

Der erste Band des Laboulaye'schen Werks behandelt in neunzehn Vorlesungen die Geschichte der Gründung der Vereinigten Staaten; der zehnten und elften Vorlesung, welche die Religion, den Freiheitssinn, die Gemeindeverfassung, die Erziehung und den Kriegsdienst behandeln, ist ein Anhang beigegeben, welcher Betrachtungen von John Adams, einem der Gründer der nordamerikanischen Union, enthält. Im zweiten Bande gibt Laboulaye in zwanzig Vorlesungen eine Geschichte der Revolution der Vereinigten Staaten, und stellt dabei einen interessanten Vergleich zwischen der amerikanischen und der ersten französischen Revolution an, der durchaus nicht zum Vortheil der letztern ausfällt. Bei dieser Gelegenheit sagt er unter anderm:

> Vergleicht man die amerikanische Revolution mit der französischen, betrachtet man, wie erstere, dank der Vaterlandsliebe und den Opfern ihrer Staatsmänner, so glücklichen Erfolg hatte, wie kläglich die zweite scheiterte durch die Leidenschaften, die Unwissenheit, die Ungerechtigkeit und die Verbrechen jener Männer, welche sie auf Abwege führten: so fühlt man, daß es noth thut, dem Götzendienst mit der Revolution ebenso ein Ende zu machen, wie der Anbetung der alten Regierung. Nicht eitler Erinnerungen bedarf das junge Frankreich, sondern der Einsicht und der Liebe zur Freiheit. Die Vergangenheit ist nicht der Maßstab für die Freiheit; sondern umgekehrt hat man die Vergangenheit nach der Freiheit zu beurtheilen, dieser kommt es zu, zu richten und, wo es nöthig ist, zu verdammen. Sobald man die Rollen vertauscht, verfällt man in thörichte, theatralische Nachahmerei, oder in endlose gegenseitige Vorwürfe. Lassen wir doch die Todten ihre Todten begraben; wir wollen unserer Zeit ganz angehören und der Zukunft gedenken.

Der dritte Band hat die politische Geschichte der Vereinigten Staaten nach dem Unabhängigkeitskriege zum Gegenstand und behandelt dieselben gleichfalls in zwanzig Vorlesungen. Ebenso anziehend wie lehrreich ist, was der Verfasser über George Washington, Alexander Hamilton, Franklin, Madison, James Wilson und andere hervorragende Persönlichkeiten sagt, ebenso über die Scheidung der Staatsgewalten, das Zweikammersystem und den vielfach gemisbrauchten Begriff der Volkssouveränetät. Wir können mit Bluntschli die vorliegende Uebersetzung des geistreichen Laboulaye'schen Werks dem deutschen Publikum nur angelegentlich empfehlen.

Das Buch „Amerika" von Johannes Baumgarten (Nr. 4) kann als eine Galerie von ethnographischen Gemälden, Skizzen, Genrebildern und dramatischen Sittenscenen aus dem frisch pulsirenden Leben der amerikanischen Nationen angesehen werden; es dürfte in der That, wie der Autor es auch wünscht, einem Bedürfniß jenes zahlreichen Kreises von Gebildeten entgegenkommen, welche bei ihrem lebhaften Interesse für Ethnographie und Völkerpsychologie doch zu umfangreichen, streng fachmännischen Studien weder Zeit noch Lust haben, die aber doch, abgestoßen von den streng wissenschaftlichen Detailforschungen und Specialarbeiten, die „menschliche Tragikomödie" in ihren buntwechselnden, bald ergötzlichen, bald Entsetzen erregenden Scenen kennen lernen wollen. Der Verfasser hat den Werken meist zuverlässiger Forscher zusammenfassende Darstellungen von Land und Leuten entnommen, und selbst kleine Excurse und Uebersetzungen aus Schriften ausländischer Ethnographen und Reisenden hinzugefügt. Die Schattenseiten wiegen indeß, das gesteht der Autor auch im Vorworte zu, in seiner Sammlung vor, und zuweilen tragen manche Bilder in etwas den Stempel der Sensationsmalerei. Johannes Baumgarten will aber „weder pessimistisch noch optimistisch, sondern objectiv wahr zu schildern versucht haben"; wir mögen nicht behaupten, daß dieser Versuch ihm überall geglückt ist: er konnte auch kaum glücken, da der Autor doch in der Hauptsache die Ansichten anderer Leute wiedergab und nicht gewiß war, ob sie irrten oder nicht.

Das Buch zerfällt in drei Theile und gibt Schilderungen aus Süd-, Mittel- und Nordamerika, die ziemlich gleichmäßig auf alle drei Abschnitte vertheilt sind. Eigenthümlich und von besonderm Interesse erschien uns das kleine Kapitel, welches die Dichtungen der Indianer in Guatemala behandelt.

Schließlich ist noch die Schrift zu erwähnen: „Briefe und Berichte des Generals und der Generalin von Riedesel während des nordamerikanischen Kriegs in den Jahren 1776 bis 1783 geschrieben" (Nr. 5). Der General von Riedesel gehörte zu den deutschen Soldaten, die von deutschen Fürsten den Engländern zum Kriege gegen die empörten Colonien in Nordamerika verkauft wurden, und er theilte das traurige Schicksal dieser tapfern, aber unglücklichen Krieger. Das Buch ist nicht ohne historischen Werth; vornehmlich aber spiegelt sich in den Briefen der Frau Generalin von Riedesel ein so muthiger Sinn, eine so ernste Pflichttreue und ein so inniges Gottvertrauen wieder, welches sich nicht in frömmelnden Worten spreizt, sondern in schlichten Thaten immer von neuem bewährt, daß wir die kleine Schrift namentlich auch deutschen Frauen empfehlen möchten. So traurig auch manche Schilderungen sind, so finden sich doch auch in mehrern Briefen so naive und heitere Beschreibungen von Personen und Situationen, daß Licht und Schatten in wohlthuender Weise wechseln. Hierher gehört z. B. der Bericht der Generalin über ihre Reise von Quebec zu ihrem Manne, ihre nochmalige Trennung voneinander und ihre abermalige Wiedervereinigung in Fort Edward. Die frische Unmittelbarkeit in der Darstellung der erlebten Ereignisse gehört zu den größten Vorzügen des Buchs.

Rudolf Doehn.

Biographisches und Literaturgeschichtliches.

1. Joost van den Vondel, sein Leben und seine Werke. Ein Bild aus der niederländischen Literaturgeschichte. Von Alexander Baumgartner, S. J. Mit Vondel's Bildniß. Freiburg i. Br., Herder. 1882. Gr. 8. 4 M. 40 Pf.
2. Johann Ludwig Runeberg, ein schwedisch-finnischer Dichter. Gedenkblatt zur Verbindung des badischen und des schwedischen Fürstenhauses von Eugène Peschier. Stuttgart, Metzler. 1881. Gr. 8. 2 M.
3. Zur Geschichte der Hofnarren. Friedrich Taubmann. Ein Culturbild zumeist nach handschriftlichen Quellen von Friedrich W. Ebeling. Mit Taubmann's Porträt und Facsimile. Leipzig, Lehmann. 1882. 8. 6 M.
4. Karl Georg von Wächter. Leben eines deutschen Juristen dargestellt von O. von Wächter. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1881. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.
5. Ueber Johannes von Müller, den Geschichtschreiber, und seinen handschriftlichen Nachlaß. Von Heinrich W. J. Thiersch. Augsburg, Preyß. 1881. Gr. 8. 80 Pf.
6. Karoline Amalie, Königin von Dänemark, geb. Prinzessin von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg. Eine Lebensskizze von D. von Rosen. Deutsche Ausgabe. Lübeck, Grautoff. 1882. 8. 2 M.
7. Die Grafen Széchenyi. Ein Beitrag zur ungarischen Biographik von Constant von Wurzbach. Mit einer Stammtafel. Wien, k. k. Hof- und Staatsdruckerei. 1880.
8. Georg Moore, ein Kaufmann und ein Menschenfreund. Von Samuel Smiles. Autorisirte Uebersetzung aus dem Englischen von Auguste Daniel. Gotha, F. A. Perthes. 1882. Gr. 8. 6 M.

Die niederländische Literatur ist bei uns in Deutschland viel weniger bekannt, als ihr wirklicher Werth es verdient, und es ist deswegen ein dankenswerthes Unternehmen, einen der bedeutendsten niederländischen Dichter uns in seinen Werken und in seinem Wirken nahe zu führen. Von diesem Standpunkt aus gebührt der Arbeit des Jesuitenpaters Alexander Baumgartner: „Joost van den Vondel" (Nr. 1), uneingeschränkte Anerkennung; sie ist in vollkommener Beherrschung und geistreichem Verständniß des Stoffs geschaffen und mit einer Gewissenhaftigkeit durchgeführt, die trotz der deutlichen Tendenz des Autors die Einseitigkeit ausgeschlossen hat. Alexander Baumgartner nennt Joost van den Vondel den größten der niederländischen Dichter — einen christlichen Aeschylus, einen katholischen Milton! So hoch wird wol im allgemeinen van den Vondel nicht gestellt; aber jedenfalls ist er durch Vielseitigkeit und Genialität derjenige niederländische Dichter, dem am meisten internationale Bedeutung gebührt, und wenn er auch bisher uns schon kein Fremdling gewesen, so ist doch Baumgartner's Biographie die bei weitem umfangreichste, aus der wir viel Neues erfahren und anderes in richtigem Lichte erkennen. Wir würdigen das voll und ganz; wir freuen uns dieser Gelegenheit, einen Dichter genauer kennen zu lernen, der zu den ersten seines Volks gehört, und den in seiner eigenen Sprache uns zugänglich zu machen wir verzichten mußten. Aber den Vorwurf, daß van den Vondel von den deutschen Literaturhistorikern vernachlässigt worden sei, weil er Convertit war, begeisterter Katholik, Jesuitenfreund, ein durchaus tief religiöser Dichter, ein Dichter des Erhabenen, das in der christlichen Religion liegt — weisen wir zurück. Es fragt die Forschung in den Gebieten der Kunst und des Schönen nicht nach dem Glaubensbekenntniß, und es erscheint uns das so zweifellos, daß wir für überflüssig halten, es unter Beweis zu stellen. Wenn dann Alexander Baumgartner sogar meint, Vondel sei in Deutschland nur deswegen ein unbekannter Dichter geblieben, weil er „ein entschiedener Vertheidiger christlicher Grundsätze in Familie und Staat, Wissenschaft und Kunst gewesen", so macht er sich seinerseits der Voreingenommenheit schuldig, die ihn zu gänzlichem Verkennen eines der tief gewurzelten Grundzüge deutschen Wesens führt. Man bedarf nicht eines extrem katholischen Standpunktes, um Vondel's Dichtergröße anzuerkennen: das beweisen die von Baumgartner selbst citirten Urtheile von Albert Lindner, der Vondel den „formgewandtesten, herzensinnigsten Sänger des Liedes" nennt, und von Johannes Scherr, der dem niederländischen Dichter „reichen poetischen Gehalt, kühne Gedankenfülle und ergreifende Gefühlstiefe" nachrühmt. Uns scheinen diese Urtheile trotz des Makels, den Baumgartner (und in dem einen Falle auch mit Recht) daran knüpft, auf viel mehr Vorurtheilslosigkeit zu basiren als manche Meinung Baumgartner's selbst, der in einem Vergleich Vondel's mit Lessing z. B. sich also hören läßt:

> Fehlte dem holländischen Dichter aber auch das spätere Pumpen- und Räderwerk (?), so fehlte ihm der lebendige Born der Poesie nicht, und im Kampfe um Gewissens- und Bühnenfreiheit steht er viel offener, edler, muthiger und siegreicher da als der verbitterte deutsche Kritiker in seinem „Nathan"!

Lessing im „Nathan" ein verbitterter Kritiker! Man wird über die Kühnheit dieses Ausspruchs, der von einem sonst hochgebildeten und geistreichen Literaturkenner herrührt, mindestens erstaunen. Es ist eben aufrichtig zu bedauern, daß Baumgartner nicht nur Literaturhistoriker, sondern so oft als möglich auch der streitlustige Jünger Loyola's ist, der gegen Liberalismus und Protestantismus zur größern Ehre seiner Sache bei jeder Gelegenheit zu Felde zieht.

Der schwedisch-finnische Dichter „Johann Ludwig Runeberg" (Nr. 2) hat in Eugène Peschier einen enthusiastischen und warm beredten Apologeten gefunden. Wir aber müssen für dieses „Gedenkblatt" ebenfalls dankbar sein; es bringt uns in geschmackvoller, poetisch-lebendiger Form Kunde von einer Welt, in der bis zum heutigen Tage eigenartiges Leben in fast unbeeinflußter Ursprünglichkeit pulsirt und von der wir gern Näheres erfahren. Eugène Peschier beschränkt sich nicht darauf, die Dichterbedeutung Ludwig Runeberg's literarisch und ästhetisch zu motiviren; er weist, allerdings in großen Zügen, historisch und ethnographisch nach, warum gerade ein Dichter wie Runeberg zu einer

so weitgehenden Popularität gekommen, daß sein „Vaterlandslied" zur Nationalhymne der Finnen geworden und „Fähnrich Stahl's Gesänge", jene patriotischen Dichtungen, in Paläste und Hütten drangen und von allen Lippen tönen, in Finland und in Schweden zugleich. Wir bekennen, daß uns die Schrift Peschier's ganz besondere Freude bereitet; auf kurzen Wegen, wie sie die Ueberbeschäftigung der meisten von uns verlangt, führt er uns mitten hinein in das voll pulsirende poetische Leben der Finnen — an seinen Meisterwerken sollen wir es erkennen. Das finnische Volk, in stetem Kampf mit Hunger und Entbehrung und grausamen Feinden, unwandelbar treu seinem Heidekraut und der armen Hütte, in der es geboren und der Vater gestorben war, hat über die Jahrhunderte hinüber sich seine Volksepen und seine Lieder gewahrt. Dr. Lönnrot war es, der (1835 etwa), aller Strapazen und Gefahren nicht achtend, tief in das Innere des Landes eindringend, durch endlose düstere Wälder zog, unwegsame Sümpfe überschritt und auf zerbrechlichen Booten tagelang sich aufhaltend, den Fischern und Bauern ihre Gesänge und Lieder ablauschte. Er überreichte dann in Helsingfors der Literarischen Gesellschaft eine Sammlung, nach der Heimat des Haupthelden von ihm „Kalewala" genannt, die aus funfzig untereinander zusammenhängenden Theilen besteht und in 22800 Versen ausklingt. Eine zweite große Sammlung finnischer Lieder, „Kanteletar" (so genannt nach der finnischen Harfe: der Kantele), enthält 600 lyrische Gedichte. Sein Sang ist der höchste Stolz, die größte Freude des Finnen, er war und ist ihm David's Harfe, die der wehen Seele Trost gewährt!

Diesem Volke nun hat Runeberg, wie an seinem Grabe gesagt wurde, das Vaterland gleichsam aufgedeckt. „Er streute der Dichtung Goldganz über die schwach beleuchteten Schneewehen, auf welchen der Elenschütze dahin jagt mit dem reinen frischen Herzen unter der Friesjacke, dem Herzen so rein wie die Luft, die er einathmet!"

Eine Probe zu geben, wie Peschier es versteht, Runeberg'sche Dichtungen zu interpretiren, wollen wir uns nicht versagen:

Treten wir mit Runeberg in eine der Hütten, die zerstreut, oft meilenweit auseinander liegen. Boden und Wände, zusammengefügt aus unförmlichen Fichtenstämmen, sind kohlschwarz von dem beständigen Rauch, der wie eine schwarzgraue Wolke darüber hängt, die selten ein Sonnenstrahl oder ein Stern durchschimmert. Statt der Fenster nur Luftlöcher. Auf dem riesigen Herde lodert die Flamme, von groben Tannenscheiten genährt, und wirft überall hin ihren rothen Schein, der durch die in Fugen des Gebälks eingeklemmten brennenden Späne noch vermehrt wird. In diesem Raum, durch keine Zwischenwand getrennt, lebt der Hausherr mit der ganzen Familie, ja selbst mit den Hausthieren friedlich vereint, die Frauen am schnurrenden Spinnrad oder am Backtrog, die Männer Schlitten zimmernd oder Schittschuhe schneidend, der Grosßvater Späne schnitzelnd, am Feuer der Insasse oder ein Bettler. Kinderscharen spielen umher, deren Geschrei mit dem Zirpen der Heimchen und dem Gackern der zahlreichen Hühner wetteifert; gleich bei der Thür steht das Pferd an seiner Häckselkrippe. Schrecklich ist oft die Armuth in diesen Häusern. Fast in allen wird das Brot größtentheils aus Birkenrinde gebacken, mit der Axt zerschlagen und in dünner Milch erweicht. Das Wort: er hat das ganze Jahr unvermischtes Brot, heißt dort soviel als: er ist steinreich. Der einzige Luxus des Finnen ist seine Badestube neben der Hütte. Der untere Theil ist aus Steinen zusammengefügt, welche bis zum Erglühen erhitzt werden; dann wird Wasser darauf gegossen, bis eine Dampfwolke die im obern Theil auf Brettern liegenden Personen einhüllt, die sich mit belaubten Birken peitschen und dampftriefend hinausstürzen, um sich im kalten Mantel des Schnees oder auf dem nassen Grase zu wälzen. — Und welche Arbeit verrichten sie. Im Sommer pflügt der Finne einen undankbaren Boden, der oft seine Hoffnung täuscht. Er haut die Bäume nieder, verbrennt sie und besäet das durch die Asche gedüngte Land. Die Sümpfe, worin Zwergbirken, Weidenarten, Wassergewächse gedeihen, durchzieht er mit Gräben, dann wird das darin wachsende Holz gefällt, angezündet und der Roggen gesäet. Aber gar oft reißen die Ueberschwemmungen die Saat weg, oder überzieht im August dickes Eis die Aehren. Im Winter, wenn der tiefe Schnee Brücken über alle Seen und Schluchten schlägt, Wege über die Sümpfe baut und eine dicke Kruste bekommt, schnallt der Finne die zehn Fuß langen Breter, die mit Seehunds- oder Fischotterfell überzogen sind, an die Füße und läuft über die tiefsten Schluchten und die höchsten Abhänge. Der Schnee, den er überschreitet, liegt oft 20—30 Fuß hoch, denn alle Tiefen sind vollgeweht. Auf den bloßen Beinen würde er einbrechen, aber blitzschnell fliegt der Schneeläufer über die glatte Ebene und steigt mit Hülfe seines Spießes und des stachlichen Felles unter seinen Sohlen steile Höhen hinauf.

E. M. Arndt hat einst den Finnen zugerufen (frei nach Petrarca): „O, daß ihr eine Posaune des Ruhms fändet, redliche, tapfere, unerschütterliche Männer Finlands, daß ihr eine Stimme fändet, die das Herrliche verherrlichen und das Große aussprechen könnte!" Eugène Peschier nennt Runeberg diese Posaune und verleiht ihm jener Stimme Gewalt! Wirkt's denn nicht aber auch wie ein Märchen aus schöner Zeit, wenn wir hören, wie sein Vaterland diesen Dichter geehrt? An seinem Begräbnißtage waren alle Geschäfte in Borga, wo er starb, geschlossen:

Sämmtliche Schiffe, welche Schwedens und Finlands Gewässer durchkreuzten, hatten ihre Flaggen auf Halbmast gesenkt, alle Treibhäuser des Landes opferten ihren Lorberschmuck, und wo die ersten Frühlingsstrahlen aus dem Schnee ein grünes Plätzchen wachgeküßt, sammelten zarte Hände die Maiblume, den Liebling des Dichters, um sie auf sein Grab zu legen. Finlands Ritterschaft und Adel, Priester-, Bürger- und Bauernstand, alle gelehrten Gesellschaften und Schulen, der kaiserliche Senat aus der Hauptstadt Helsingfors, die Universitäten, Akademien und Theater Schwedens und Norwegens ließen sich bei der Feier vertreten. Länger als eine Werst weit zog sich das Trauergeleite hin.

Wahrlich, das erinnert an jene Zeiten, in denen es den Kaisern noch werth schien, Dichterkränze zu erringen, und mit Genugthuung denken wir daran, daß die Bedeutung Runeberg's als finnischer und als schwedischer Dichter sich nicht erschöpft, sondern daß er überall verstanden und geschätzt werden wird, wo man das Vaterland ehrt, wo man liebt und wo man leidet!

Der wittenberger Professor und kursächsische „kurtzweilige Rath" Friedrich Taubmann ist eine der hochinteressantesten Persönlichkeiten, die am Anfange des 17. Jahrhunderts die deutschen Hochschulen aufgewiesen haben.

Sicher ist, daß er unter dem Schwarm der Lateindichter seiner Zeit den ausgebreitetsten Ruf genoß, daß der Einfluß seiner Persönlichkeit und das Ansehen, in dem seine philologischen Kenntnisse standen, der wittenberger Hochschule eine Blüte gebracht, wie sie nach seinem Tode niemals wiederkehrte. Und dieser wirklich gelehrte Mann, witzig und geistreich, schlagfertig wie wenige außer ihm, war Professor und zugleich Hofnarr; denn also muß man, nach unserer Meinung, die Stellung des „kurzweiligen Rathes“ am kursächsischen Hofe bezeichnen. Da haben wir wieder eins der Symptome, wie tief unter dem geistigen Gehalt jener Jahrzehnte sich noch die Culturstufe der Gesellschaft befand, und wir bekennen offen: mehr noch vom culturhistorischen Standpunkt als vom literarhistorischen erscheint uns die Persönlichkeit Friedrich Taubmann's interessant. Um so berechtigter erachten wir deswegen die Schrift von Friedrich W. Ebeling (Nr. 3), die Friedrich Taubmann als den Mittelpunkt eines Culturbildes hinstellt und ihm selbst, sowol durch rein biographische als durch eingehende und vollständige Mittheilungen über seine Art und sein Wirken, vollauf gerecht wird. Viel ist über den merkwürdigen Mann geschrieben worden, und doch hat es bisher an einer durch die Forschung geklärten Würdigung gefehlt. Die letzte eingehende Schrift über ihn: „Taubmann's Leben und Verdienst“, von dem bekannten Bibliothekar und Bibliographen Friedrich Adolf Ebert herrührend und aus dem zweiten Decennium unsers Jahrhunderts stammend, ist zwar eine sorgfältig auf die Schriften Taubmann's sich stützende Arbeit, verräth aber von vornherein zu deutlich ihren panegyrischen Charakter, um uns zu einem zuverlässigen Porträt Taubmann's zu verhelfen. Und die neueste Arbeit des Gymnasialdirectors Schmitt: „Narratio de Fr. T. adolescente“, behandelt eben nur Taubmann's Jünglingsjahre. Ebeling aber hat aus handschriftlichen Quellen geschöpft; er hat fast nur unwiderlegliches Material zusammengetragen, und wenn er auch vielleicht die „Taubmanniana“, jene bekannte Sammlung der Schwänke und lustigen Streiche Taubmann's, gar zu durchgängig für authentisch hält und deshalb die eine oder die andere Anekdote mit Unrecht auf Taubmann's Rechnung setzt, so meinen wir doch, daß durch sein Buch die Beurtheilung Taubmann's zu einem endgültigen Abschluß gelangt ist.

Und welches Urtheil fällt Ebeling? Er erzählt, wie Taubmann in seinen Knabenjahren als bettelnder Currendauer von Thür zu Thür gezogen ist, und schließt dann diesen Bericht mit den Worten: „Ohne Zweifel: der geschenksüchtige und schmarotzende Professor war aus dem Straßensänger erwachsen.“ „Hohe Vorbildung und bedeutende natürliche Geistesgaben“ gesteht er ihm zu, aber einen „nüchternen, scharfspürigen Verstandesmenschen“ nennt er ihn auch, der sich wol zu erwärmen, doch nicht zu begeistern vermag. Weiter berichtet er von ihm:

Die Erwerbssucht trat von Jahr zu Jahr in seinem Wesen stärker hervor, und nur das damit eng verwandte Laster des Geizes blieb ihm fern. ... Verleitet durch lebhaften und lustigen Sinn wie durch Hab- und Genußsucht, beging er nicht nur tolle, sondern sogar ganz ehrlose Streiche. ... In der gesammten neuern Gelehrtengeschichte ist kein Beispiel von dreister Begehrlichkeit und Habsucht vorhanden, wie er es darbietet. ... Und als er starb, hinterließ er die Seinen trotz verhältnißmäßig reichen Einkommens so mittellos, daß die Universität die Kosten seiner Beerdigung übernehmen mußte, weil er ein ausgebildeter Genußmensch war, der ein breites Wohlleben unentwegt führte!

Dagegen sind „vielfache Zeugnisse vorhanden für seine Bereitwilligkeit zu Rathschlägen, Empfehlungen und Vermittelungen, und der leuchtendste Zug seines Wesens ist die Dankbarkeit, die er seinen Lehrern und denen, die ihm wohl gethan, bewahrte“. „Lobenswerth ist auch, daß er seine niedrige Herkunft nie verleugnete. Seltene und flüchtige Vorkommnisse seines Wesens waren Heftigkeit und Zorn, dazu schier unverwüstliche Jovialität und allbereiter Witz.“ Seinen Pflichten als Professor lag er, gänzlich verschieden von der Praxis seiner Collegen, mit größter Regelmäßigkeit ob, und er wurde darin durch sein umfassendes Gedächtniß unterstützt.

Für die viel bestrittene Thatsache, daß Taubmann wirklich und wahrhaft bestallter „kurzweiliger Rath“, alias Hofnarr, an dem sächsischen Hofe gewesen, bringt Ebeling verschiedene authentische Actenstücke bei, z. B. einen Brief Friedrich Wilhelm's an Taubmann: „Dieweil Ihr aber Unser kurtzweiliger Rath seid, befehlen wir Euch, am 13ten benächsten Herbstmonates alhie einzutreffen, und Euch danach einzurichten, daß Ihr Euer häuslich Anwesen und Scholaren auf etzliche Tage verlasset und zu Unserer Dienstwartung stehet, Euch auch nur durch Gottesgewalt abhalten lasset, damit Wir Euch nit mit Unglimpf lonen.“

Die Versuche Ebert's, aus dem „kurtzweiligen Rath“ einen „Hofpoeten“ zu machen, weist Ebeling durch überzeugende Gründe zurück.

Ueber Taubmann als Dichter urtheilt Ebeling:

Was ihn hochstellte, das ist seine kunstvolle Technik, die meisterhafte Nachahmung der antiken Versarten mit originaler Freiheit und gewandter und correcter Latinität, obgleich oft ganz aus dem Fleisch des Plautus geschnitten sammt dessen Gräcismen. Und diese Formvollendung macht ihn um so staunenswerther, wenn man weiß, was er offen bekannte, daß er viele seiner Gedichte extemporirend in der Druckerei dem Setzer in die Typen dictirte. Natürliche Begabung aber, lange Uebung, fast ausschließliches Studium des Lateinischen und seltenes Gedächtniß hatten ihm zu einer Meisterschaft in der Stegreifdichtung verholfen, die ihresgleichen suchte. Entkleidet man jedoch seine Dichtungen des lateinischen Gewandes, wie sinken sie dann zusammen! Nirgends tiefe poetische Empfindung, kein Aufschwung der Phantasie, statt dessen unleidlicher Schwulst und Wortverschwendung ohne Gefühls- und Begriffswechsel, matte Färbung, ästhetische Verworrenheit, ein vorherrschender Zug nach Schwelgen in erotischen Gelüsten und üppig sinnlicher Spielerei, Stumpfheit des Nervs im Epigramm, oft blos metrische Prosa!

Taubmann's Ansehen als Philologe findet folgende Würdigung:

Ziehen wir nun die Summe seines Wirkens, so ergibt sich, daß er zwar mehr leistete als andere sächsische Humanisten, daß er aber — davon ist allerdings keiner seiner deutschen Berufs-

genossen ausgenommen — im Vergleich zu den lateinischen Philologen der Franzosen und Niederländer auf einem untergeordneten Standpunkte verharrte. Es darf jedoch auch angenommen werden, daß ihm, dem unerreichten Improvisator der alten Schule und der glänzendsten Ausnahmeerscheinung in dem menschlichen Erheiterungsapparate der deutschen Höfe, von der Zweiseitigkeit seines Lebensberufs der Blutumlauf eines echten deutschen Gelehrten und Reformers verdorben und gestört worden.

Wir haben diese Urtheile Ebeling's, die, so scharf sie auch klingen, auf zuverlässiges Material sich stützen, zugleich auch als Probe des Stils gegeben — wir bekennen offen, daß durch diesen der Werth des verdienstvollen Buchs nicht erhöht wird. Sehr werthvoll dagegen sind die culturhistorischen Bilder und Mittheilungen, zwischen denen eben die Gestalt Taubmann's sich bewegt, und mit hervorragender Sprachkenntniß und außerordentlichem Geschick sind die „Lateinischen Sprachgedichte" ins Deutsche übertragen. Die mitgetheilten „Humoristischen Begebenheiten und Aussprüche" sind wol größtentheils den „Taubmanniana" entnommen, aber in die Sprache unserer Tage übertragen.

Wenden wir uns jetzt zur Biographie „Karl Georg von Wächter's" (Nr. 4). Im Jahre 1860 sagte der preußische Justizminister Simons bei dem Festmahle des ersten Deutschen Juristentags in einem Toast auf Karl Georg von Wächter von ihm: „Er hat sich auf fast allen Gebieten des juristischen Wissens und Könnens versucht, und er ist auf allen ein Meister geworden." Nach seinem Tode fügte eine schwäbische Zeitung der Nachricht seines Ablebens die Worte hinzu: „In der Wissenschaft wird sein Name unvergänglich bleiben, aber die Liebenswürdigkeit, die ihm persönlich eigen war, wird sich sobald nicht auf Erden wiederholen. So unbezweifelt seinen Zeitgenossen seine Würde als Richter und Rechtsforscher war: seine Anmuth ging noch über seine Würde, und im Gedächtniß seines Heimatlandes wird er als eine heitere, helle, sonnige Gestalt fortleben, wie er schon seither trotz der trennenden Ferne als eine der Zierden schwäbischen Stammes unter uns unvergessen geblieben war."

In diesen beiden Aussprüchen scheint uns eine annähernde Würdigung des bedeutenden hochverdienstvollen Mannes enthalten zu sein. Und mehr als eine annähernde Würdigung zu geben, ist uns an dieser Stelle überhaupt nicht vergönnt. Das Leben und Wirken Karl Georg von Wächter's wurde bald nach seinem Hinscheiden von den bedeutendsten deutschen Juristen geschildert, und wenn es auch richtig ist, daß die Bedeutung eines hervorragenden thatenreichen Menschen niemals mit einem letzten Worte beleuchtet wird, so fühlen wir uns, jene Biographien zu ergänzen, weder berufen, noch ist uns an dieser Stelle die Aufgabe hierzu gestellt. Den erwähnten Berichten über Leben und Wirken Karl Georg von Wächter's hat indeß der eigene Sohn des Verewigten, Oskar von Wächter, viel Schätzenswerthes hinzugefügt und durch reichhaltiges Material, das ihm zu Gebote stand, eine umfassendere Darstellung der äußern Lebensentwickelung seines Vaters geboten, als wir sie bisher besaßen. Außerdem geben uns mitgetheilte Actenstücke, Briefe und eigenhändige Aufzeichnungen des Verstorbenen erweiterte Kunde und besseres Verständniß für so manches Ereigniß und manchen Wendepunkt in dessen vielbewegter Berufsthätigkeit als Jurist und Staatsmann. Besonders bedeutsam erscheint uns der Einblick, der uns auf diese Weise in die politische Thätigkeit Wächter's von 1848 und 1849 verschafft wird. Auch das lückenlose Verzeichniß der schriftstellerischen Arbeiten Wächter's im Zusammenhang mit kurzen informirenden Worten und competenten Urtheilen, die über seine Werke gefällt wurden, erscheint uns ein werthvoller Theil der Schrift. Diese präsentirt sich uns überhaupt als eine tüchtige, ihrem schönen Zweck entsprechende Arbeit und gereicht dem Sohne und dem Vater gleichzeitig zur Ehre.

Heinrich W. J. Thiersch gibt uns eine in ihrer Gedrungenheit recht gediegene biographische Skizze von „Johannes von Müller" (Nr. 5), dem Schweizer Thucydides, dem Schöpfer einer höhern Geschichte, wie Jean Paul sich ausdrückt. Es liegt uns selbstverständlich an dieser Stelle gleichfalls fern, die Bedeutung Johannes von Müller's als Historiker und seinen Anspruch auf die Unsterblichkeit abwägen zu wollen; wir stellen nur fest, daß die Absichten, die Thiersch mit seiner Schrift verfolgt, wol gerechtfertigt sind. Es wird alle Gebildeten interessiren, wenn ihnen besonders charakteristische Details über den großen Historiker in die Erinnerung gerufen werden, z. B. das Urtheil Lavater's:

> Professor Müller ist ein zwanzigjähriges monstrum conditionis, er hat das beste Herz, ist aber im Schreiben noch absprechend und dreist. Genie zur Historie hat er viel. Er steht bei vielen Gelehrten in großer Achtung, sein Stil ist sehr witzig und bis zur Affectation lebhaft. Aber er hat das Gute, daß er sich gern belehren läßt und sich leicht schämen kann. Er ist äußerst fein organisirt, hat ein helles, leuchtendes Paar Augen, sonst sieht er sehr jungfräulich aus. Ich glaube, man kann mit ihm machen, was man will. Sein Gedächtniß scheint beinahe übermenschlich zu sein.

Uns erscheint dieses Urtheil auch besonders deswegen interessant, weil es klar zeigt, wie der berühmte Physiologe und Physiognomiker in dem Jüngling schon den künftigen Mann bestimmt. Johannes von Müller war am Ende seines Lebens nicht nur einer der ersten Meister seiner Wissenschaft geworden, er hatte sich auch den jugendlich feurigen Enthusiasmus für seine Studien gewahrt, und noch immer konnte man „mit ihm machen, was man wollte". Eine Zeit lang aß er kein Abendbrot, um keine Zeit zur Arbeit zu verlieren; er heirathete nicht, um ganz der Wissenschaft zu leben; er hat es fertig gebracht, in zwölf Jahren siebenhundert Schriftsteller zu excerpiren und daneben noch einen Real-Katalog eigenhändig zu schreiben, der 20000 Nummern umfaßt. Die Zahl seiner Werke ist in Anbetracht seines nur kurzen Lebens (er starb, erst 57 Jahre alt), der Stürme, die es ihm gebracht, und der mancherlei anstrengenden Amtsthätigkeiten eine geradezu unglaubliche. Aber er selbst bezeichnet die Unbestimmtheit seiner Grundsätze: „Verehrung der Demokratie zu Unter-

walden; der Aristokratie zu Venedig, zu Bern; der gemäßigten Monarchie in jedem größern Staate; feste Behauptung urkundlichen Rechts, welches der Anker von Sicherheit und Ruhe ist!" In seinen Briefen finden wir die widersprechendsten Aeußerungen: einmal nennt er z. B. Friedrich den Großen den Helden, „dessengleichen kein Jahrhundert hervorgebracht seit Julius Cäsar", dann ist er entrüstet über „den Räuber Polens". Und als die Zeit des Napoleonischen Siegeszugs durch Deutschland kam, da brandmarkte man Johannes von Müller als Vaterlandsverräther, ein Vorwurf, der bis zum heutigen Tage sich noch an seinen Namen heftet. Heinrich W. J. Thiersch sucht ihn hiervon in geschickter Weise zu entlasten; daß es ihm ganz gelingen konnte, verhinderten die Thatsachen, die man wol verschiedenartig deuten, aber nicht aus dem Gedächtniß schaffen kann. Ein Verräther war der aufrichtig deutsch gesinnte Patriot gewiß nicht; aber ein schwacher Mann ist er in einer Zeit gewesen, in der eben Schwäche ein großer Fehler war.

Höchst beachtenswerth sind jedenfalls die Anregungen und Vorschläge, die Thiersch zu einer neuen Ausgabe der Werke Johannes von Müller's und zur Herausgabe des bisher noch Ungedruckten in seiner Schrift mittheilt; wir wünschten aufrichtig, daß sie nicht ungehört verhallten, und wir acceptiren willig den Schlußsatz seines Buchs: „Von Müller's eigentlichem Vaterlande sollte das Unternehmen ausgehen; daneben ist wol zu hoffen, daß es auch in Deutschland Theilnahme und Unterstützung finden würde."

Die Verfasserin des Lebensbildes der Königin „Karoline Amalie von Dänemark", D. von Rosen (Nr. 6), ehemalige Palastdame der verstorbenen Königin, widmet einer edeln Fürstin, die in reiner Weiblichkeit und echt religiösem Sinn ein leuchtendes Vorbild ihrem Volke gewesen ist, mit liebevoller Verehrung Gedenkblätter. Karoline Amalie wird in dem Buche der Weltgeschichte keinen hervorragenden Platz einnehmen, aber in der Reihe würdiger Frauengestalten, die der Geschichte der Königsschlösser zur Zierde gereichen, wird ihre Name stets mit hellem Klange genannt werden. A. Michelsen's Uebersetzung der Lebensskizze ins Deutsche verdient volle Anerkennung.

Am 23. Mai 1880 wurde auf dem Franz-Josephs-Platze in Budapest das Denkmal des Grafen Stephan Széchenyi enthüllt. Was der Graf seiner Nation gewesen, die ihn mit Uebergehung seines Namens einfach „den großen Ungar" nennt (unter dieser Bezeichnung ist er selbst den Kindern bekannt), was er ihr geleistet und für sie erstrebt und erlitten, ist uns in der Schrift „Die Grafen Széchenyi" von Constant von Wurzbach (Nr. 7) nur angedeutet, aber mit großer Sorgfalt und Vollständigkeit sind alle Spuren des Lebens und des Untergangs des verdienstvollen Todten, der bekanntlich ein tragisches Ende in der Privatirrenanstalt zu Döbling genommen, darin gesammelt. Alle Daten seines thatenreichen Lebens, was er mit den Waffen in der Hand, was er mit Wort und mit Schrift gewirkt, wie man ihn gepriesen und verehrt, und wie man ihn verleumdet und verunglimpft hat — alles ist hier verzeichnet, und wenn auch nichts eine selbst nur einigermaßen erschöpfende Darstellung gefunden, so ist doch authentisches Material für eine solche in Fülle zusammengetragen. Aber Stephan Széchenyi ist nicht die einzige denkwürdige Persönlichkeit in seiner Familie; das uralte ungarische Geschlecht der Grafen Széchenyi von Sárvári und Felsövidék weist eine ganze Reihe herrlicher Gestalten auf, die in inniger Beziehung mit der Geschichte und mit der Cultur ihres Vaterlandes stehen. Constant von Wurzbach hat alle die, durch Leistungen oder Eigenschaften besonders hervorragenden Persönlichkeiten des Geschlechts in seine biographisch-historische Skizze mit aufgenommen und diese hierdurch eigentlich zu einem Beitrag zur Geschichte Ungarns erhoben.

Die Biographie von „Georg Moore", einem bedeutenden englischen Kaufmann und verdienstvollen Philanthropen, von Samuel Smiles (Nr. 8), ist sehr breit angelegt. Wir gestehen, daß wir ihr einen großen Leserkreis zwar wünschen, aber nicht prophezeien können. Es ist sicherlich interessant, von der Entwickelung eines richtigen self-made man und seinem Aufsteigen zu einer hervorragenden Lebensstellung zu hören; es mag erbaulich wirken, Züge unerschütterlicher Religiosität und thatkräftiger Menschenliebe kennen zu lernen, aber schließlich — „am Baum der Menschheit drängt sich Blüt' an Blüte!" wir haben nicht Zeit, einer jeden vielstrophige Wiegenlieder zu singen und langathmige Todtenklagen anzustimmen! Wie weit Georg Moore in der Handelsgeschichte Englands eine hervorragende Persönlichkeit geworden, wissen wir nicht; über die Grenzen seines Vaterlandes hinaus haben ihn wol nur seine Geschäftsbeziehungen und, in den informirten Kreisen, sein Interesse für Missionszwecke und die Verbreitung des Bibellesens bekannt gemacht. Außerdem gehörte er auch zu dem Comité für die Nothleidenden in Paris, das sich 1871 in London während der pariser Belagerung gebildet hatte; er begab sich damals aus seinem eigentlichen Wirkungskreise heraus zu erfolgreichster Hülfespendung selbst nach Paris. Sonst aber ist Georg Moore nur für sein Vaterland eine bekannte Persönlichkeit gewesen, und die ungemein detaillirte Aufzeichnung alles dessen, was er gethan, was er gewollt, was er gesagt und was er geschrieben, hat nach unserer Meinung keinen Anspruch, in dieser Ausführlichkeit allgemeines Interesse zu finden. Georg Moore kann durch viele Züge seines Wesens zum leuchtenden Beispiel dienen, das ist unbestreitbar; aber es gehört nur ein offener Blick für unsere Umgebung dazu, um hier gleichfalls Nachahmenswerthes zu erkennen. Die Streiflichter, welche auf das sociale Leben und die Sittengeschichte Altenglands geworfen werden, sind ganz anziehend, können uns jedoch nicht mit der Breite des ganzen Buchs aussöhnen. Die Uebersetzung zeugt von richtigem Verständniß der fremden Sprache, weist aber manche stilistische Unebenheit auf.

Albert Weigert.

Verschiedenes Philosophische, älteres und neues.

(Beschluß aus Nr. 4.)

2. Der Widerspruch im Wissen und Wesen der Welt. Princip und Einzelbewährung der Realdialektik von Julius Bahnsen. Erster und zweiter Band. Leipzig, Grieben. 1882. Gr. 8. 17 M.

Noch ehe der Druck des zweiten Bandes dieses großartig angelegten Werks beendet war, wurde dessen Verfasser, vielleicht gerade rechtzeitig für ihn selbst, durch Diphtheritis plötzlich hinweggerafft und so seinem unglücklichen, oder richtiger gesagt, leidensvollen Leben, dem noch das Schlimmste bevorzustehen schien, ein Ziel gesetzt. Ich sage das Schlimmste; denn hätte er länger gelebt, so wäre, allem Anschein und aller menschlichen und ärztlichen Voraussicht nach, sein Geist ganz umnachtet worden, und er würde so dem Lose so mancher geistigen Größe verfallen sein. Ja, manche wollten schon in dem vorliegenden Werke die Spuren des Wahnsinns erblicken, und wir erfahren es aus Bahnsen's Vorrede selbst, man habe — ich weiß nicht wer noch wo — seine antilogische Philosophie, da man pfäffische Tendenzen darin nicht zu wittern vermochte, als „eine Ausgeburt des Wahnwitzes" bezeichnet. Ich muß leider dieser Ansicht beitreten und sende dem Freunde und Mitjünger eine wehmuthsvolle Thräne ins Grab nach. Wie von Hamlet kann man von ihm sagen: „O, what a noble mind is here o'erthrown!" Gleichwol muß ich mit Polonius hinzufügen: „Though this be madness, yet there is method in it." In ganz anderer Weise als bei Carlyle ist nämlich die wahnwitzige Idee, die dem vorliegenden Werke zu Grunde liegt, zu einem vollständigen System verarbeitet, wie wir es von deutschen Philosophen gewohnt sind. Und welche Fülle von Wissen, welche ausgebreitete, bis auf die jüngsten Erscheinungen der Literatur herabreichende Belesenheit, welcher Reichthum an Ideen ist hier entfaltet! Ich habe früher bei Besprechung der „Mosaiken und Silhouetten" Bahnsen's in d. Bl. Gelegenheit genommen, seinem Genius meinen Tribut zu zollen; auch diesmal wieder muß ich es aussprechen: an Bahnsen hat die deutsche Wissenschaft einen ihrer tiefsten Denker, die Literatur einen ihrer bedeutendsten, originellsten Schriftsteller verloren. Immer mehr hat er sich aus seiner dunkeln und wegen der Gedankenfülle eingeschachtelten, jeanpaulisirenden Schreibweise heraus- und zur Klarheit emporgearbeitet, sodaß ein englischer Recensent des vorliegenden Werks ihm diese Eigenschaft als eine vor andern deutschen Metaphysikern ihn auszeichnende nachrühmt. Doch, wie gesagt, während seine Darstellung und die Methode klar und vortrefflich sind, müssen wir dieses neue System, das sich Realdialektik nennt und dessen Princip antilogisch ist, als wahnwitzig zurückweisen. Den Widerspruch zum Wesen der Welt erheben, heißt allen Begriff des Wesens aufheben, und zwar dies Wort nur in der einen der Hegel'schen Bedeutungen aufgefaßt, nach welcher es Verschwundensein bedeutet; heißt die Vernunft auf den Kopf stellen, wenn ich mich hier dieses Ausdrucks bedienen darf, oder ihr ins Gesicht schlagen; kurz, heißt das Attribut mit dem Wesen, die Accidenz mit der Substanz verwechseln. Bahnsen sagt sich denn auch offen von der Vernunft los und läßt auch sein System nicht derselben entsprungen sein. Er sagt:

> Die Realdialektik hat aber um so weniger Grund, das Empirische an ihrer Herkunft zu verleugnen, als in ihrer Geburtsstunde der mäeutische Dienst nicht von der herzlosen Frau Vernunft, sondern von der Schwester Herzensnoth selber verrichtet ward: sie entsprang nicht den schattenhaft chromatropischen Wirbeln lustig drehender Gedankenjongleure, sondern dem tief erschreckenden θαυμάζειν, mit welchem das concrete Individualwesen, sobald es einmal wahrhaft zu sich selber kommt, seiner selbst als eines Concrements unvereinbaren Zusammens von Ja und Nein inne wird, und mit welchem demgemäß ein jeder, der nicht ganz gedankenlos seines Wegs dahinschlendert, seine Straße auf Schritt und Tritt von den Quergräben eines Dilemma durchsetzt findet.

Hier hat der Leser neben dem Kern des Werks zugleich eine Probe des Stils, den der Verfasser schreibt, er wird daraus erkennen, daß, ähnlich wie bei Jean Paul und dem obenbesprochenen schottischen Denker, seine Gedanken zu Bildern sich gestalten, sobald er sie zum Ausdruck bringt, und sein Stil dadurch ein concreter, anschaulicher wird. Hier und da verfällt er freilich wieder in seine abstracte, dunkle Weise; doch im ganzen herrscht die lichtvollere Diction in diesem Werke vor.

Seine Realdialektik nun, um den Leser doch etwas näher mit dem Gedankengange des Verfassers bekannt zu machen, verzichtet, wie in 2 Kor. 10, 5, auf welchen Text er sich beruft, auf alles, um Befriedigung zu erlangen; nur gedenkt sie sich dabei ebenso wenig auf das Lotterbett einer faulen Skepsis hinzustrecken, als bedingungslos sich dem ersten besten Wahrheit verhöhnenden Sophisten zu verkaufen. Sie kehrt ihre Zweifel nun aber nicht gegen die Zuverlässigkeit der Erfahrung, sondern gegen die materiale Werthschätzung des absoluten Gehalts der Erfahrung. Ihr skeptisches Ingrediens ist nämlich nicht blos ein ideell theoretisches, sondern ein reales Element, wie für sie das Dialektische nicht als hohles Formal-, sondern als erfülltes Realprincip Geltung hat. Sie geht nicht darauf aus, die vorgefundenen Widersprüche zu beseitigen, sondern vielmehr darauf, dieselben in ihrer Unüberwindlichkeit zu erfassen. In vollem Einklang mit dem, wozu sie sich als ethischem Grundmotiv bekennt, legt sie selber es auf ein Erlösungswerk an: die Menschheit von einem marternden Wahn zu befreien, ist ihre nächste Absicht. Sie, die Realdialektik, sagt zu den in endlosem Hypothesengewirre und Vernichtung des Widerspruchs ringenden Geistern: all euer Mühen ist eitel, ihr hofft umsonst, jemals in euerm Denken zu innerer Versöhnung zu gelangen, „gerecht zu werden

durch Erfüllung der Gesetze", der logischen und metalogischen, welche eben nur statutarische Geltung haben, aber dem wirklich daseienden Weltwesen nimmermehr constitutiv entsprechen — es gibt kein ander Heil, als sich bei der Einsicht in diese Unmöglichkeit zufrieden zu geben und dem absoluten Widerspruch seinen unbestrittenen Anspruch einzuräumen, daß in ihm gerade der adäquateste Ausdruck für das innerste Kernwesen — für die geheimste Essentia in aller Existenz — gegeben sei. Hier fügt Bahnsen jedoch hinzu, es hieße dies freilich der Unfehlbarkeit des correct logischen Denkens den Glauben versagen, aber nicht ihm völlig den Gehorsam aufkündigen.

Während also bei Hegel der Widerspruch blos ein Moment oder eine Kategorie des Absoluten bildet, erhebt ihn Bahnsen zum Absoluten selbst. Die Realdialektik nennt ihr Princip antilogisch, heißt es in einem spätern Abschnitt, weil, wenn wir den logischen Ausdruck auf die Welt anwenden wollen, es sich finde, daß sie in ihrem innersten Kern ganz antilogisch sei. Also wieder Gegensatz zu Hegel, nach welchem alles was ist, vernünftig, was doch gleichbedeutend mit logisch ist, sei.

Gegenüber Schopenhauer, seinem Meister selbst, der darin gefehlt habe, daß er dem Nichtwollen einen blos abstract verneinenden Charakter beigelegt, betont Bahnsen mit aller Energie, daß es sich bei dem Ens volens idemque nolens der Realdialektik um ein Wollewesen handle, in welchem nicht blos zwei entgegengesetzte Richtungen auseinanderlaufen, sondern der Inhalt selber ein in sich selbst sich widersprechender sei. Besonders verwahrt sich Bahnsen auch gegen eine Vermengung seiner, der echten Realdialektik mit ihrer gefährlichen Bastardschwester, der Philosophie des Unbewußten, die er richtiger als Krypto- oder Hyper-Realdialektik bezeichnen möchte. Sobald er auf diese zu sprechen kommt, verliert er die Fassung gänzlich und verfällt dabei in seinen frühern verwickelten Stil. So ereifert er sich darüber, daß diese Philosophie erwartet, es könne die „Verneinung" des Willens als actuelle Selbstaufhebungsmöglichkeit jemals zu einer factischen Annihilation führen, und meint, alle Stufen historischer Entwickelung seien als die logisch nothwendigen Phasen solcher Vernichtung anzusehen. Zu einer so überstiegenen Höhe der Vernunftverachtung, sagt er dann, vermöge in der That die realdialektische Fassung des antilogischen Princips sich nicht aufzuschwingen, daß sie das Antilogische selber für die eigentliche Selbstvollendung des Logischen auszugeben sich getrauen sollte. Und nun kommt eine Periode, wie sie früher nur zu häufig bei ihm anzutreffen waren:

Darauf aber kommt es hinaus mit der, auch im logischen Sinn leeren, Kreisbewegung, wenn in den reinen orbis mundi — dessen eigentlicher Inhalt (denn die „Idee" wird ja gerade auch als der „Inhalt", das Was des Willens, bestimmt) sich darauf reduciren soll, Negation der Realität zu sein — damit doch wieder ein Scheininhalt hineingebracht werde, der circulus vitiosus der Behauptung (welche so zugleich zu einer petitio principii sich gestaltet) hineinbeschrieben wird, daß auch die Weltentwickelung selber „thatsächlich" auf eine Negation ihrer selbst hinauslaufe — und das alles mit einer Zuversicht, wie wenn, der diese Lehre aufstellt, selber als Geheimsecretär des Demiurgen dabei gesessen, als dieser diesen Weltplan „concipirte".

Doch ich will den Leser mit einem Referat über dieses, leider mehr ein pathologisches oder richtiger psychiatrisches als philosophisches Interesse besitzende Werk nicht ermüden. Wie Carlyle hat Bahnsen zwischen dem „ewigen Ja und ewigen Nein" geschwankt. Endlich glaubte er, in diesem seinem Schwanken das Wort des Welträthsels gefunden zu haben; er übertrug dann mit merkwürdigem Geschick seinen eigenen Seelenzustand auf alle Dinge in der Welt und auf diese selbst und baute auf falschem Princip einen trotz allem wunderbar architektonisch gefügten Bau auf, der gewiß eine eigenartige Stellung in der Geschichte der Philosophie oder, da die Wissenschaft dem Werke kaum eine Stätte in ihren Hallen einräumen oder es doch nur einer flüchtigen Erwähnung würdigen dürfte, in der Geschichte der deutschen Literatur einnehmen wird. Wie es wol jedem ergangen ist, der eine Idee, sei es welche es wolle, erfaßt hat und sie zu einem Werke verarbeiten will, erging es auch Bahnsen. Er fand auf verschiedenen Seiten, und gerade in der allerneusten Literatur, Stützen für seine Hypothese. So z. B. bei F. Vischer in seinem „Auch Einer", wenn derselbe seinen gleichnamigen Helden in sein Tagebuch schreiben läßt: „Da die Welt keine eigene Substanz neben und außer Gott haben kann, so folgt: es ist eine Selbstsetzung und eine Negation und Verbesserung in dieser Setzung im absoluten Wesen. ... So viel ist gewiß: die Welt ganz begreifen, hieße die ganze Einheit im ganzen Widerspruch begreifen." Einen noch stärkern Bundesgenossen glaubte er in Alfred Bilharz gefunden zu haben, der in seinem „Der heliocentrische Standpunkt" viele Berührungspunkte mit Bahnsen's „Naturphilosophie" haben soll. Gleichwol, sagt er in seinem Verdruß, bereite ihm solche Bundesgenossenschaft mehr Unbehaglichkeit als Genugthuung. Denn was helfen, meint er, noch so kühne Anläufe ins Antilogische, wo in der eigenen Methode zuletzt doch alles auf eine Glorification der Vernunft und logischer Deductionen hinausläuft.

Um dem Leser schließlich noch einen Blick auf die Großartigkeit der Anlage dieses Gebäudes zu gewähren, hätte ich gern die Ueberschriften der sämmtlichen Kapitel hier angeführt. Da dies aber zu viel Raum einnehmen würde, so begnüge ich mich damit, blos die Haupttitel der Abtheilungen hier wiederzugeben, und muß auch der Leser damit fürlieb nehmen.

Sie sind: „Das antilogische Princip" (Einleitung in die Realdialektik); „Die Seins- und Daseins-Lehre der Realdialektik" (Ontologie, Metaphysik und Naturphilosophie); „Die Lehre vom selbstbewußten Willen in seinen realdialektischen Beziehungen" (Psychologie des Ichs und der Gemeinschaft — die Probleme der Ethik nebst Religionsphilosophie — Eschatologie); „Moirologischer Anhang" (die Immanenz des Schicksals nach realdialektischer Auffassung).

Ein Auszug aus diesem letzten Abschnitt würde den Uebergang zur Besprechung des nächsten Werks recht passend anbahnen und erleichtern; da jedoch die Autorschaft desselben ein Geheimniß bleiben soll — wenn auch vielleicht ein offenes —, so unterlasse ich jede weitere Mittheilung aus Bahnsen's Werk und verweise den Leser lieber auf dieses selbst, als daß ich ihn mit meiner Besprechung desselben länger aufhalten möchte.

3. Pessimisten-Brevier. Von einem Geweihten. Extractum vitae. Zweite Auflage. Berlin, Grieben. 16. 3 M.

Da die erste Auflage dieses in seiner Art ebenso merkwürdigen Buchs wie das vorher besprochene Werk in d. Bl. bereits gewürdigt worden, so kann es sich hier, da die neue Auflage eine unveränderte ist, nur um eine kurze Anzeige handeln. Die innige Verwandtschaft mit dem obenbesprochenen erweist auf den ersten Blick nicht zwar, wie der Leser glauben wird, der Anfang, sondern der auffallende Schluß des Buchs, ein auf dem letzten Blatte sich befindendes Motto, nämlich aus dem „Oupnek'hat Sarb", also lautend: „maïa . . . τὸ non est, existit, et τὸ existit, non est, ostendit . . .: ipsum hoc est maïa." Also der Widerspruch. Allein hier haben wir es nicht mit der das Buch durchziehenden metaphysischen Weltanschauung zu thun, als vielmehr mit der ethischen oder pessimistischen Stimmung, die sich darin auf wahrhaft grausenerregende Weise ausspricht. Wer diese Betrachtungen niedergeschrieben hat, der muß allerdings, wie es in der Widmung an die Gattin ausgedrückt ist, „namenlosen Schmerz" erlitten, die traurigsten Lebenserfahrungen durchgemacht haben. Wie Hiob und Lamartine's „A la douleur" wird dieses Brevier jedoch ähnlich Leidenden — und es gibt ja deren leider nur zu viele auf dieser Erde — immerhin ein Trostbuch sein, wenn auch nur nach dem Spruche oder in dem Sinne von „solamen miseris socios habuisse doloris". Wie viel tief Gedachtes und schön Ausgedrücktes es enthält, sowol in gebundener wie ungebundener Rede, ist bereits in der Besprechung der ersten Auflage gesagt worden. Ich kann mich dem damals ausgesprochenen Urtheil nur anschließen und auch der neuen Auflage recht viele Leser wünschen, die indessen nicht nöthig haben mögen, sich den obengedachten traurigen Trost darin zu suchen, sondern sich nur den ästhetischen Genuß verschaffen mögen, den auch der Ausdruck des Schmerzes, sobald er nur schön ist, zu gewähren vermag. Dem Verfasser aber, wer er auch sei oder gewesen sein mag, wird jeder Leser gewiß seine aufrichtigste Theilnahme schenken, denn nur Selbsterlebtes konnte dieses Schmerzensbuch hervorbringen.

Ich bin zu Ende mit der Besprechung der drei scheinbar so wenig zusammengehörigen Bücher, glaube jedoch das innere Band, das sie verknüpft, hinlänglich nachgewiesen zu haben. In allen dreien herrscht die pessimistische Lebensanschauung vor; und bei den beiden, Carlyle und Bahnsen, der Zweifel, der beim Anonymus zur Verzweiflung geworden. Beide, Carlyle und Bahnsen, kämpfen titanenartig den innern Kampf durch ihre Leistungen, und hat auch ersterer in der „That" oder der „Arbeit" wenigstens das Beschwichtigungsmittel für die Misère des Lebens gefunden und gelehrt, während letzterer an dem „Widerspruch" zu Grunde zu gehen drohte, so sind sich doch beide wiederum darin ähnlich, daß sie gleichmäßig die Entsagung aufs Glück predigen.

> Say to all manner of happiness:
> I can do without thee.
> With renunciation life begins —

sind Carlyle's Worte, die, wie die obenangeführte „Westminster and F. Q. Review" sagt, wie eine Offenbarung des Lichts für viele waren. Ebenso schließt Bahnsen seine Vorrede zum ersten Bande, nachdem er in Virchow's Worten: „Unsere Sätze kehren in einer für uns selbst erschreckenden Gestalt zu uns zurück", die Befürchtung geäußert, daß auch ihm diese Gefahr drohe, mit den Worten des alten Recken: „Ich denk', als Männer tragen wir auch dies." Und solche Passivität, solche Entsagung durchzieht Bahnsen's Werk und des Pessimisten Brevier.

David Asher. *)

*) Was das in voriger Nummer erwähnte Urtheil Fischer's betrifft, daß Carlyle's „Französische Revolution" von „wunderbarer historischer Genauigkeit" sei, müssen wir nachträglich bemerken, daß in einer Besprechung des soeben erschienenen Werks von Mrs. Gardiner: „The French Revolution" in „The Academy" vom 13. Januar d. J. das gerade Gegentheil behauptet wird. In Fischer's Quellenangabe vermissen wir übrigens die vorzügliche Studie über Carlyle von H. Taine: „L'Idéalisme Anglais. Étude sur Carlyle" (Paris 1864); auch ist Chalmer's statt Chambers' „Cyclopœdia" angeführt. Für ein Mitglied der Carlyle-Gesellschaft immerhin schwerwiegende Sünden genug.

Feuilleton.

Ausländische Literatur.

Der in der Belehrung seiner Landsleute unermüdliche und vielseitige Gelehrte **Angelo de Gubernatis** hat sie kürzlich mit einem neuen, drei ziemlich starke Bände umfassenden Werke beschenkt, welche den Anfang einer von der strebsamen Verlagshandlung Ulrico Hoepli in Mailand veranstalteten allgemeinen Literaturgeschichte bilden, die ihrerseits wiederum einen Theil ihrer „Biblioteca Scientifico-Letteraria" ausmachen. Der erste der vorliegenden Bände führt den Titel „Storia del Teatro Drammatico"; der zweite zerfällt in zwei Abtheilungen in getrennten Bänden und führt den Titel „Florilegio Drammatico", wovon die erste dem orientalischen, antiken und christlichen, die zweite dem modernen Theater gewidmet ist. Das Werk ist dem italienischen Kronprinzen Victor Emanuel zugeeignet.

Der erste Band enthält unter der Gesammtüberschrift „Morgenländisches Theater" die Geschichte des indischen, persischen, hebräischen, arabischen, chinesischen, japanischen Dramas, sowie das der Guatemala und der Incas, des griechischen und lateinischen als dem antiken, die des heiligen christlichen Dramas und schließlich die des italienischen, neugriechischen, spanischen, französischen, englischen, deutschen, holländischen, skandinavischen, russischen, ruthenischen, polnischen, bulgarischen, serbischen, böhmischen, rumänischen und ungarischen unter der Gesammtüberschrift „Modernes Theater". Das heißt freilich selbst für einen Band von

598 Seiten „viel umfassen"; die Darstellungen der Geschichte des Dramas so vieler Länder sind selbstverständlich nur sehr knapp ausgefallen; das Werk bildet daher einen starken Gegensatz zu J. L. Klein's nur zu breit angelegter „Geschichte des Dramas". Am besten ist hier natürlich Italien, als das Heimatland des Verfassers, weggekommen. Dem italienischen Drama sind 82 Seiten gewidmet, während selbst auf das englische wie das deutsche nur 16 entfallen. Bei aller Knappheit jedoch hat es der Verfasser verstanden, überall das Wesentlichste hervorzuheben und z. B. in der Geschichte des deutschen Dramas von der Nonne Hroswitha, wenn auch noch nicht bis auf Wildenbruch, so doch bis auf den Herausgeber d. Bl., Paul Lindau und Hermann Lingg herab die bedeutendsten Erscheinungen auf dem Gebiete zu erwähnen.

Der zweite Band enthält in seinen zwei Abtheilungen eine Blumenlese in vorzüglicher Uebersetzung aus einem oder mehrern Dramen sämmtlicher obengenannten Länder, so z. B. aus deutschen, die uns ja am meisten interessiren, Scenen aus „Emilia Galotti", „Don Carlos" in Maffei's, Goethe's „Faust" in Gonzago's, dem „Fechter von Ravenna" in Rosas', der „Großmutter" von Grillparzer in Maffei's und den „Karlsschülern" in Bizzozero's Uebertragung.

— Es liegt uns die sehr fleißige und verdienstvolle Arbeit „A Traverso la Spagna" von F. Barbaro Pozero (Mailand, Fratelli Treves), dem Verfasser des „Una corsa nel Nuovo Mondo", vor. Die gute Aufnahme, die das letztere, sein Erstlingswerk, gefunden hat, wird wol auch dieser seiner neuesten Reisebeschreibung zutheil werden; denn er hat sich bemüht, die schwierige Aufgabe, über cose d'Espagna zu schreiben, mit möglichster Sorgfalt und Genauigkeit zu lösen und in seiner Darstellung die Eintönigkeit und Trockenheit, die bei beschreibenden Werken so leicht sich einstellen, möglichst zu vermeiden. Er hat zu dem Zwecke das Land nicht blos selbst bereist, sondern auch so ziemlich alle seine Vorgänger vorher gelesen, und bekennt sich dem vorzüglichen Werke „L'Espagne" vom Baron Davillier, sowie den vom Professor Joseph Inzenga in Madrid ihm gemachten Mittheilungen besonders zu Dank verpflichtet. Die statistischen Angaben beruhen auf amtlichen Quellen. Seine Bereisung des Landes datirt zwar bereits fünf Jahre zurück; da Spanien aber während dieses Zeitraums ausnahmsweise ruhige Zustände unter seinem jugendlichen Monarchen genossen und keine Umwälzung seitdem stattgefunden hat, so bleibt noch alles, was der Verfasser in politischen Dingen geäußert, in voller Geltung und ist dem Buche durch die etwas lange Zeit der Vorbereitung kein Eintrag geschehen. Da übrigens allerlei Misgeschicke die Verzögerung der Vollendung desselben verursacht haben, so wird der dankbare Leser dem Autor gewiß auch seine Theilnahme nicht versagen.

— Nr. 4 und 5 der von Karl Vollmöller herausgegebenen „Sammlung französischer Neudrucke" (Heilbronn, Henninger) enthalten: „Robert Garnier's Tragédies", herausgegeben von Wendelin Foerster, und zwar Nr. 4 als zweiter Band: „Hippolyte" und „La Troade", und Nr. 5 als dritter Band: „Antigone" und „Les Juifves". Sämmtliche Tragödien sind ein treuer Abdruck der ersten Gesammtausgabe (Paris 1585) mit den Varianten aller vorhergehenden Ausgaben und einem Glossar. Bekanntlich gehörte Garnier zu denjenigen französischen Dramatikern, welche den großen Classikern der nachfolgenden Jahrhunderte den Weg bahnten. P. de Ronsard widmete ihm ein Sonett, welches hier nebst andern auf ihn gedichteten Lobpreisungen dem Texte vorangeschickt ist. Es heißt darin:

Ton ouurage, Garnier, Tragique et souuerain
Qui Fils, Parrain ensemble, et toute France honore,
Fera voller ton nom du Scythe iusque au More,
Plus dur contre les ans, que marbre ny qu'airain.

Moderne Philologen und Literarhistoriker werden der Verlagshandlung gewiß für diese schönen, handlichen und äußerst correcten Ausgaben (der Preis jedes Bändchens ist 2 M. 80 Pf.) Dank wissen.

Bibliographie.

Amyntor, G. v., Für und über die deutschen Frauen. Neue hypochondrische Plaudereien. Mit einer Original-Zeichnung in Tondruck von H. Dietrichs. Hamburg, J. F. Richter. 8. 6 M.

Anzengruber, L., Kleiner Markt. Studien, Erzählungen, Märchen und Gedichte. Breslau, Schottländer. 16. 3 M.

Ballestrem, Eufemia Gräfin, und H. Lingg, Skalden-Klänge. Ein Balladenbuch zeitgenössischer Dichter. Breslau, Schottländer. 8. 4 M. 50 Pf.

Bergmann, J., Erfunden und empfunden. Gedichte. Prag, Kytka. 8. 1 M. 20 Pf.

Bormann, E., Herr Engemann. Nach authendischen Quellen. Erschdes Dausend. Leipzig, Liebeskind. 8. 2 M.

Carlssen, E., Erzählungen. II. Degen und Palette. Roman aus Bayerns Vergangenheit. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 8. 3 M. 75 Pf.

Dill, L., Humor und Satire. Ein Buch der Unterhaltung. Gedichte. Stuttgart, Greiner. 12. 2 M.

Drucker, M., Lose Blüten. Wien, Perles. 8. 2 M. 40 Pf.

Ebers, G., Ein Wort. Roman. Stuttgart, Verlags-Anstalt. 8. 6 M.

Falken, C., In der Lichtzone der Gesellschaft! Ein Cyclus von Erzählungen nach Aufzeichnungen eines Aristokraten. Wien, Perles. 8. 4 M.

Franzos, K. E., Deutsches Dichterbuch aus Oesterreich. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Lex.-8. 7 M. 50 Pf.

Gerhardt, M., Die Weltverbesserer. Roman. 3 Bde. Berlin, Kogge u. Fritze. 8. 9 M.

Gonzenbach, A. v., Das Haus des General-Lieutenants Hans Ludwig von Erlach von Castelen. Dessen Eigenschaften als Mensch, Hausherr, Vater und Freund. Seine letzte Krankheit und Tod. Die drei Legenden, die sich an seinen Namen knüpfen. Mit einem Bildniß des Generals und einer Ansicht von Breisach. Bern, Wyß. 1882. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Goethe's poetische Meisterwerke. Gedichte und Dramen. Canstatt, Bosheuyer. 1882. 8. 4 M. 50 Pf.

Grimm, J., Briefe an Hendrik Willem Tydeman. Mit einem Anhang und Anmerkungen herausgegeben von A. Reifferscheid. Heilbronn, Henninger. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Gsänger und Gspiel, allálai christligö, in der oberösterreichischen Volksmundart. Herausgegeben von S. Fellöcker. 1stes Bdchn. Linz, Haslinger. 8. 2 M.

Heiberg, H., Ausgetobt. 2 Bde. Leipzig, Friedrich. 8. 8 M.

Heimburg, W., Ihr einziger Bruder. Novelle. Leipzig, Gebhardt. 1882. 8. 6 M.

Heincke, F., Die nutzbaren Tiere der nordischen Meere und die Bedingungen ihrer Existenz. Mit 15 in den Text gedruckten Holzschnitten. Stuttgart, Enke. 1882. Gr. 8. 1 M.

Hellenbach, L. B., Die antisemitische Bewegung. Leipzig, W. Besser. Gr. 8. 1 M.

Henzen, W., Die Pfalzgräfin. Schauspiel. Leipzig, Edelmann. 1882. Gr. 8. 2 M.

Heyse, P., Unvergeßbare Worte und andere Novellen. 15te Sammlung der Novellen. Berlin, Hertz. 8. 6 M.

Hitz, Luise, Gedichte. München, Th. Ackermann. 1882. 8. 1 M. 60 Pf.

Hoff, C., Künstler und Kunstschreiber. Ein Act der Nothwehr. München, Stroefer. 1882. Gr. 8. 1 M.

Hoffmann, H., Der feige Wandelmar. Ein erzählendes Gedicht in vier Gesängen nach einer altdeutschen Sage. Leipzig, Liebeskind. 12. 2 M.

Kegel, M., Robert, der Vereinsteufel. Novelle. München, Pollner. 8. 2 M. 50 Pf.

Kruse, H., Alexei. Trauerspiel. Leipzig, Hirzel. 1882. 8. 2 M.

Lankenau, H. v., Ophelia. Ein Roman aus der vornehmen russischen Gesellschaft. Wiesbaden, Feller und Gecks. 8. 5 M.

Leythäuser-Melano, M., Eine Prager Trilogie in Wort und Ton. 1ster Thl.: „Alzbeta und Kassandra" mit dem Vorspiel: „Der Astrolog". Prag, Grégr u. Dattel. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Lingg, H., Von Wald und See. Fünf Novellen. Berlin, Janke. 8. 5 M.

Meruell, E., Anna von Cleve oder die Gürtelmagd der Königin. Drama. Schaffhausen, Rothermel. 1881. 8. 1 M. 50 Pf.

— — Otto der Große. Drama. Schaffhausen, Rothermel. 1881. 8. 1 M. 50 Pf.

Musiol, R., Wilhelm Fritze. Ein musikalisches Charakterbild. Mit dem Porträt des Componisten. Demmin, Frantz. 8. 50 Pf.

Nonne, L., Der Bürgermeister von Rothenburg. Gotha, F. A. Perthes. 8. 5 M.

Frankfurter Novitäten-Bühne. Nr. 7: Liebes-Plänkelei. Dramatische Plauderei von A. Vogtherr. Frankfurt a. M., Koenitzer. Gr. 8. 90 Pf.

Paludan-Müller, Adam Homo. Ein Roman in Versen. Mit einer Vorrede von G. Brandes. Nach der 5ten dänischen Auflage übersetzt von Emma Klingenfeld. 2 Bde. Breslau, Schottländer. 8. 7 M. 50 Pf.

Reichenbach, M. v., Zwei Novellen. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 8. 5 M.

Rangabé, A. R., Die dreißig Tyrannen. Schauspiel. Aus dem Griechischen übersetzt. Breslau, Schottländer. 8. 4 M.

Rosenberg, A., Das Judentum und die Nationalitätsidee. Eine völkerpsychologische Studie. Kaposvár. 1882. 8. 60 Pf.

Stelter, K., Aus Geschichte und Sage. Erzählende Dichtungen. 2te verm. Aufl. Elberfeld, Bädeker. 1882. 12. 3 M.

Anzeigen.

(Mit einer Beilage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 6. — 8. Februar 1883.

Fremde Länder und Völker.

1. Funfzehn Jahre in Südamerika an den Ufern des Stillen Oceans. Gesehenes und Erlebtes von Paul Treutler. Mit zahlreichen Abbildungen, Karten und Plänen in Lichtdruck, nach eigenen Aufnahmen des Verfassers. Erster Band. Leipzig, Weltpost-Verlag. 1882. Gr. 8. 3 M. 50 Pf.

Nur Selbstgesehenes und Selbsterlebtes schildern diese Erinnerungen eines schlesischen Bergmanns an die bewegte Zeit seines Aufenthalts in Chile und andern Theilen des westlichen Südamerika. Eine Reihe meist recht guter Lichtdrucke veranschaulicht Landschaften, Städte und Bewohner sehr lebendig; mitunter kommt auch die Schilderung in Worten dem Bild nahe, so diejenige, welche der Verfasser von den so selten besuchten freiheitsstolzen Araucanern entwirft:

Die Araucaner sind von mittlerer Statur, von rothbrauner, theils hellerer, theils dunklerer Farbe, die Haut fühlt sich sammetartig an, die Brust ist gewölbt, die Arme und Beine muskulös und gut geformt, Hände und Füße klein, der Hals kurz, das Gesicht rund, etwas breit mit vorstehenden Backenknochen, die Stirn niedrig, die Augen klein, braunschwarz, dabei sehr lebhaft und ausdrucksvoll, die Nase breit mit großen Oeffnungen, die Augenbrauen geradlinig, der Mund proportionirt, die Zähne sehr schön weiß, gleichmäßig und dauerhaft, das Haar ist sehr üppig, stark, schwarz und sehr lang. Bart haben sie wenig, da es bei ihnen als große Unreinlichkeit gilt, Haare im Gesicht oder auf dem Körper zu haben; diese wurden von beiden Geschlechtern auf das sorgfältigste mit einer kleinen hölzernen Zange ausgezogen. Sie erreichen gewöhnlich ein hohes Alter, werden oft über 100 Jahre alt und bleiben dabei aller Sinne mächtig. Sie verunstalten ihren Körper zwar nicht, wie andere Indianer Amerikas, aber im Krieg und bei festlichen Gelegenheiten bemalen sie sich sämmtlich sehr grell.

Dann sind wir wieder in der glänzenden Hauptstadt Chiles, in Santiago. Es ist gerade Weihnachtsheiligabend, aber nicht bei klirrendem Schnee, Schlittengeläut und Blinken der Christbaumkerzen durch eisblinde Fensterscheiben; vielmehr ist dort der heilige Abend ein lieblicher Sommerabend:

Die Natur stand im schönsten Flor, herrliche Blumen und Sträucher verbreiteten ihre aromatischen Düfte, Scharen von Singvögeln in schönster Farbenpracht sangen in den Hecken von Jasmin und Rosen dem Schöpfer ihr Loblied; strahlend-goldige Kolibris flatterten von Strauch zu Strauch; Fluren, auf denen unzählige Heerden weideten, erstreckten sich prangend bis an den Fuß der Anden, deren Gipfel von der Abendsonne eben noch vergoldet wurden. Als die Glocken der vielen Thürme der Hauptstadt die Gläubigen zur Feier der Geburt des Herrn nach den Tempeln riefen, strömte alles dahin, Alt und Jung, Reich und Arm, Vornehm und Gering. Nach Beendigung der Feier begab sich eine unabsehbare Menschenmenge nach der Plaza de Armas, wo ein prächtiges Feuerwerk abgebrannt wurde, und von da nach der Alameda, wo unzählige Zelte aufgeschlagen waren, in denen Eis und Backwerk, sowie besonders herrliche Früchte und schönste Blumensträuße verkauft wurden.

Aus dem Getümmel der festfrohen Menge treibt's uns in die einsame Pracht der Natur:

Als wir ein halbes Stündchen am Ufer des Flusses dahingeschlendert waren, vernahm ich, um eine Felswand biegend, ein donnerähnliches Geräusch, und nach kurzer Wanderung bot sich uns ein herrliches Panorama dar: wir befanden uns am Ufer des Stillen Oceans, welchen Namen er in diesem Augenblick aber nicht verdiente. Die mit Apfelbäumen bedeckte Wiese, durch welche der Linguefluß, auf dem wir gekommen, rauschend zum Meere strömt, war nur schmal; rechts wie links erhoben sich fast senkrechte Felsenmassen der Küstencordilleren an 1000 Fuß hoch, und vor uns in der aufgeregten, wilden See ragten im Umkreis von einer Viertelmeile mehr als 10 thurm- und festungsartige, einige 100 Fuß hohe Felsen empor, an welchen die hohen Wellen donnernd sich brachen und sie bis hoch hinauf mit Schaum bedeckten. Hunderte von Seehunden lagen hier heulend und brüllend auf den vielen kleinern Felsentrümmern und Klippen umher, und Tausende von Albatrossen, Möven, Seeraben und Captauben flatterten unter furchtbarem Gekrächz und Geschrei umher, die von den Wellen an den Strand geworfenen Schal-

thiere und Fische mit größter Geschwindigkeit, ehe sie eine neue Welle wieder in das Meer hinabspülte, erbeutend.

2. Meine Reise um die Welt. Von Karl Deisenhammer. Wien, Gerold's Sohn. 1882. Gr. 8. 12 M.

Ein Sohn Oberösterreichs, der nach langem sehnsüchtigen Harren endlich seinen Jugendwunsch, die Welt zu umsegeln, in reifen Mannesjahren auszuführen vermochte, versetzt uns hier unter anderm auch an die Küsten des Stillen Meeres. Nordamerika hat er durchmessen, und ehe er dann seine weiten Wanderungen durch Ost- und Südasien folgen ließ, um über Aegypten die österreichische Heimat zu erreichen, sah er sich die Welt der Südseeinseln, Neuseeland und Australien auf das genaueste an.

Es gibt keine wohlhabendern und freiern Colonien auf der Erde, als die australischen sind. Nachdem die englische Regierung selbe gegründet, ihnen eine auf der breitesten Basis aufgebaute, den obwaltenden Verhältnissen entsprechende Verfassung gegeben, und ihnen die Sprache, Sitten und Gewohnheiten des Mutterlandes eingeimpft hatte, wurden sie den Ansiedlern mit dem Bemerken überlassen: „Now help yourselves." Derjenige, den die Macht des Schicksals zum Auswandern zwingt, mag sich getrost dem Meere anvertrauen und nach Australien gehen. Australien ist ein Land, welches Auswanderern auf das beste empfohlen werden darf. Ein überaus gesundes Klima, in welches sich noch nie die Pest oder die Cholera eingeschlichen hat, ein oft sehr fruchtbarer Boden, in dem nicht nur die verschiedensten Arten tropischer Gewächse und Früchte, sondern auch die meisten europäischen Getreidegattungen und Früchte zu einem hohen Grade der Vollkommenheit gedeihen, ein fast fabelhafter Reichthum an edeln und unedeln Metallen, billiger Ländererwerb sowol für baar als auch auf Credit, Landschenkungen an die Kinder der bäuerlichen Einwanderer, das Nichtvorhandensein wilder reißender Thiere, und bei allem diesen fast gänzliche Steuerfreiheit: das sind die Umstände, unter welchen dort ein Einwanderer seinen Wirkungskreis antreten kann.

So erweitern sich die ungekünstelten Skizzen unsers Erdumfahrers des öftern zu umfassendern Betrachtungen, in denen kaufmännisch nüchternes Urtheil ebenso wohlthuend berührt wie die Freude und das eindringende Interesse an der Natur in den schildernden Abschnitten.

3. Fremde Völker. Ethnographische Schilderungen aus der Alten und Neuen Welt. Von Richard Oberländer. Leipzig, Klinkhardt. 1882. Folio. In Lieferungen zu 1 M. 50 Pf.

Die Weiterreise nach Ostasien unternehmen wir unter Führung eines andern Autors, der unsere Aufmerksamkeit den vielgestaltigen „fremden Völkern" zuwendet. Er will uns zunächst nur unterhalten mit Bild und Wort, aber wahrheitsgemäße Darstellung der von uns gern mit Pharisäerstolz so genannten „Wilden" ist stets Unterhaltung und Belehrung zugleich. Chinesen und Japaner getrauen wir uns freilich heutzutage nicht mehr unter die „Wilden" zu werfen; wir haben für sie die verschämte Rubrik der „Halbculturvölker" erfunden.

In China wie in Japan ist der Elementarunterricht allgemein verbreitet. Ein Mensch, der nicht lesen und schreiben kann, gehört zu den Ausnahmen. Jedes Dorf, ja fast jedes einzeln gelegene Gehöft hat einen eigenen Lehrer. Die Chinesen sollen 50000 verschiedene Schriftzeichen haben. Auf den ersten Blick erscheint es unmöglich, eine so große Menge Zeichen zu lernen und zu behalten, und allerdings gehört das Studium eines Lebens dazu, um alles in sich aufzunehmen. Doch der Chinese weiß sich zu helfen: der gemeine Mann befaßt sich blos mit denjenigen, welche für sein Geschäft unentbehrlich sind, und überläßt die Erlernung der übrigen Schriftzeichen den Gelehrten. Außerdem hat man eine Anzahl zusammengesetzter Zeichen, und durch eine sinnreiche Verbindung derselben weiß man dem Gedächtniß zu Hülfe zu kommen, um die Bedeutung der verschiedenen Sigel zu behalten. Setzt man z. B. zwei solche Zeichen nebeneinander und umgibt sie mit einem Viereck, so bedeutet dies, daß zwischen diesen zwei Begriffen oder Gegenständen eine gewisse Verbindung in Rücksicht auf Ort oder Zeit stattfindet. Ein wenig galantes Beispiel mag das Gesagte erläutern: ein Schriftzeichen, das in der obern Hälfte einem lateinischen F, in der untern einem lateinischen K gleicht, bedeutet „die Frau". Das zusammengesetzte Zeichen, also zwei Frauen in einem Raume, ist das chinesische Schriftzeichen für — Zank.

Das sehr geschmackvoll ausgestattete Foliowerk, von dem uns die ersten 16 Lieferungen vorliegen, eignet sich durch seine zahlreichen, technisch ganz musterhaft ausgeführten Holzschnitte (viele davon als Vollbilder eine ganze Folioseite deckend) ähnlich wie Ebers' „Aegypten" für den Salontisch. Indem wir uns ein Zurückkommen auf dasselbe vorbehalten, wenden wir uns einem Originalwerk über ein theilweise vorher noch nicht betretenes Gebiet Nordasiens zu.

4. Unter Tungusen und Jakuten. Erlebnisse und Ergebnisse der Olonék-Expedition. Von Ferdinand Müller. Mit 4 Abbildungen und 1 Karte. Leipzig, Brockhaus. 1882. 8. 8 M.

Es ist das jüngst durch das tragische Geschick der Jeannette-Expedition so vielgenannte Gebiet der untern Lena und das des Olonék (eines westlichen kleinern Nachbars jenes Riesenstroms), in welches der Verfasser, damals Gymnasiallehrer in Irkutsk, zusammen mit dem Astronomen Czekanowsky eine Expedition zu wissenschaftlichen Untersuchungen ausführte.

Die Nachtfröste hielten in jener wenig einladenden, landschaftlich eintönigen Gegend Nordsibiriens bis gegen Ende Mai an. Da erwachte plötzlich der Frühling; der vorher noch entlaubt stehende Lärchenwald begann von jung sprossendem Nadellaub sanft zu ergrünen, Zwergbirke und Erle schlugen aus, das sumpfliebende Wollgras erblühte und Weidenkätzchen streuten gelben Blütenstaub:

Ja, gewaltig regte sich das Leben der Natur, selbst hier in dieser Einöde. Doch Einöde war, wenigstens in dieser Jahreszeit, nicht der richtige Ausdruck. Tausende von Vögeln aller Art ließen Tag und Nacht ihre Stimmen erschallen, von ihrem Gesang, Geschrei, Gepfeife verging auch uns der Schlaf. Und wenn auch Todtenstille uns umgeben hätte, wie hätten wir, Bewohner südlicherer Breiten, ruhen sollen, da sich zum ersten mal unsern Augen das ungewohnte Schauspiel der nicht untergehenden Sonne darbot! Schon in der Nacht vom 28. auf den 29. Mai verschwand die Sonne auf kaum zwanzig Minuten, und das auch nur deshalb, weil gerade nach Norden hin der Horizont durch ein hohes Gebirge begrenzt war, am 1. Juni entzog sie sich dem Anblicke nur noch wenige Secunden. Dabei wogte das

vorliegende Gebirge, infolge von Luftspiegelung, wie die Wellen des stürmisch bewegten Meeres, bald zu mächtig hohen Zinken und Piks sich aufblähend, bald ebenso rasch wieder in sich zusammensinkend. Dazu sang die sibirische Nachtigall ihr Lied, zwei Arten des Kukuks, unser gewöhnlicher und der sibirische, dessen Geschrei etwa wie „tutu" klingt, suchten sich zu überschreien, und die mannichfaltigen Sumpf- und Wasservögel vervollständigten den muntern Chor.

Auf die Jakuten, dieses nordöstlichste der Türkenvölker, welches den kältesten Theil der ganzen Erde bewohnt, ist unser Reisender gut zu sprechen, und zwar infolge gründlicher an ihnen gemachter Erfahrungen:

Ihre Nächstenliebe ist geradezu unerhört und erinnert an patriarchalische Zeiten und Zustände. Nicht nur, daß die Reichen ihre ärmern Stammesgenossen in Fällen der Noth nie im Stiche lassen, sie nähren, kleiden und falls, wie es häufig vorkommt, die Renntiere den Wölfen zur Beute werden, den Beraubten ihren Verlust ersetzen —, es herrscht sogar der Gebrauch, daß die Jagdbeute, namentlich erlegte Renntiere, unter alle Genossen oder Familienglieder getheilt wird; das Fell erhält der Reihe nach einer der Gesellschaft, den glücklichen Jäger ausgenommen, der sogar fürchtet, sein Jagdtalent zu verlieren, wenn er diesen von den Vätern heilig gehaltenen Brauch misachtet. Die beiden uns begleitenden Tungusen machten bei dieser Erzählung eigenthümliche Gesichter, denn bei ihnen daheim kennt man Derartiges nicht. Sie hielten offenbar die hiesigen Leute für arge Lügner oder, falls wirklich alles wahr sein sollte, was sie erzählten, für große Dummköpfe.

5. Reiseskizzen aus Indien. Von Herr und Frau Wereschagin. Erstes Bändchen: Ost-Himalaja. Mit Illustrationen. Leipzig, Teubner. 1882. 8. 2 M. 50 Pf.

Dies artige, hübsch illustrirte Bändchen rührt offenbar von Damenhand her. Es beschreibt ohne allen gelehrten Beigeschmack in ganz kurzen, nur durch den Faden der Erzählung verbundenen Abschnitten die Streifzüge des Malers Wereschagin im Sikkimschen Himalaja; seine Gemahlin ist es, welche die Feder dabei führt und, wie der Leser gleich erfahren soll, mit einem durch schlichte Worte hervorgerufenen malerischen Effect:

Den andern Tag ritten wir wieder an Theeplantagen vorbei, dann an einem großen Dorfe mit vielen buddhistischen Tempeln, das uns noch das Städtchen Darjeeling sowie die Schneegipfel des Himalaja versteckte. Aber nach einer Wendung hatten wir dieselben vor uns. Gewiß selten im Leben sieht man ein so wunderbares Bild. Welche unendliche Masse Schnee! Noch weit von uns entfernt, schien alles dicht vor uns, wie hinter den Häuserreihen Darjeelings stehend. Wir suchten uns zunächst in der Umgebung einen guten Platz zum Zeichnen und fanden auch den allerbesten auf einem Hügel bei einer Laube, einen gewöhnlich von englischen Herren und Damen zum Spielen benutzten Ort. Von da genießt man eine wunderschöne Aussicht auf die Gipfel. Es ist vielleicht die schönste ihrer Art in aller Welt. Auf der Seite des bewohnten Abhangs steht auf einer kleinen Bergfläche ein buddhistischer Tempel, ein originelles kleines Gebäude mit Fähnchen behängt. Diese Fähnchen sind ganz mit Gebeten beschrieben; der Wind bewegt sie, und die Einwohner glauben, daß er auf diese Weise die Gebete gerade zu Gott bringe. Denselben Zweck erfüllen auch die Gebetmaschinen: eine Walze, tausendfach mit Gebeten umwunden, wird durch eine Person oder durch Wasser gedreht. Im Tempel ist es dunkel, die Idole blicken halb zornig, halb lachend auf uns herab. Die Häuser der Eingeborenen sind meistentheils schmuzig, ärmlich und, wie es das bergige Terrain eben erlaubt, zusammengeklebt. Die Einwohner sind kleinen Wuchses, von entschieden mongolischem Typus; die Frauen unserm Geschmack nach nicht hübsch. Die verheiratheten haben wie die Chinesinnen ihre Haare in schönen Zöpfen über den Kopf geschlungen, die unverheiratheten lassen sie über die Schulter hängen. Sie lieben alle in ihre fettigen schwarzen Haare eine grellfarbige Blume zu stecken. Wollen sie noch schöner aussehen, so färben sie sich die Nase und Backen stark mit rother Farbe.

6. Jagd auf reißende Thiere in Britisch-Indien. Von August Schmid. Mit 12 Abbildungen in Lichtdruck nach Zeichnungen von F. Schlegel. Leipzig, Brockhaus. 1882. 8. 5 M. 50 Pf.

Aus demselben Wunderland Indien Jagdgeschichten, aber ausnahmsweise wahre! Ein echter deutscher Wald- und Jagdfreund erzählt sie auf der Grundlage treuer Thierbeobachtung und langjähriger Weidmannserfahrung:

Doch siehe da! Was bewegt sich wie ein gelber Schatten dort durchs Gebüsch und nähert sich meinem Stande? Es ist, ja es ist der Tiger! Fester umfassen meine Hände die Büchse, aber, gottlob! sie sind jetzt völlig ruhig und sicher! Wenige Secunden später, und der Tiger hat die Stelle erreicht, wo er aus dem Dschungle heraus und ins Freie treten muß, und hier zögert er einen Augenblick, um zu sichern, d. h. um sich zu überzeugen, daß nichts Verdächtiges im Wege ist, dann ein, zwei Schritte mehr, und er steht auf der offenen Stelle, kaum 30 Schritt von mir entfernt, ein wunderbares Bild furchtbarer Schönheit und Kraft! Noch einmal stutzt er einen Moment, um einen grimmigen Blick nach den Treibern, die ihn in seinem Verdauungsschlafe gestört haben, zurückzuwerfen —, es ist der letzte seines Lebens, denn nun kracht ihm meine beinahe zweilöthige Kugel durchs Blatt. Mit eigenthümlichem, halb unterdrücktem Gebrüll macht er ein paar gewaltige Sätze vorwärts, plötzlich aber — als ich eben den zweiten Lauf gebrauchen will — richtet er sich hoch auf den Hinterläufen empor und stürzt rücklings zusammen — er war durchs Herz geschossen!

In so lebendiger Weise schildert uns der Verfasser auch die Jagd auf die drei Bärenarten der vorderindischen Halbinsel, auf Panther und Leopard, Hyäne, Wolf und Schakal. An den Sportsman von Fach wendet sich sein Schlußkapitel über die Jagdgewehre. Die elegante Ausstattung, auch mit guten Lichtdruckbildern, wird indessen dieses Buch auch für weitere Kreise anziehend erscheinen lassen, und niemand wird es aus der Hand legen, ohne freudigen Genußantheil an den zugleich mannhaften und herakleisch segensreichen Weidmannsfreuden eines der Unserigen im Gangeslande zu empfinden.

7. Marokko. Von Edmondo de Amicis. Nach dem Italienischen frei bearbeitet von A. von Schweiger-Lerchenfeld. Mit 165 Original-Illustrationen. Wien, Hartleben. 1883. Gr. 4. 13 M. 50 Pf.

In diesem stattlichen Werke liegt die deutsche Bearbeitung eines italienischen Prachtwerks über die Gesandtschaft vor, welche der König von Italien an den jetzt regierenden Sultan von Marokko abordnete. Edmondo de Amicis begleitete als Historiograph diese Gesandtschaft; die Maler Ussi und Biseo, welche sich derselben gleichfalls

als Volontärs anschlossen, haben dem Werk durch 165 lebensvolle Original-Illustrationen seinen besten Schmuck gespendet.

Die ganze Verkommenheit des mohammedanischen Staatswesens mit der Devise „Herrschen heißt Nehmen" grinst uns auch hier entgegen. Die einst im Alterthum viel höher stehende Bestellung des Landes, welches noch heute wie vor alters unermeßliche Weizenernten liefern könnte, liegt arg danieder. Wüstengleiche Striche, selten von einer Flußoase im Thalgrund unterbrochen — aber freilich immer noch der alte unvergängliche Zauber der lichterfüllten, dunstfreien Luft, welche die Landschaft verklärt, das Nahe in satten Farben prangen läßt, auch noch den fernsten Bergzug zart und scharf in duftigem Blau oder Violett am Gesichtskreis abzeichnet.

Der italienische Gesandtschaftszug nähert sich der Residenz seiner scherifischen Majestät, die wir unrichtigerweise Fez statt der Aussprache gemäß Fehs zu schreiben pflegen:

Der nächste Tagesmarsch ist der letzte vor dem Eintreffen in Fez. Man begreift daher die Aufregung, welche sich der ganzen Karawane, und zwar sowol der Europäer wie der Eingeborenen, bemächtigt, als mit einem mal die große Culturebene von Fez mit ihren Fruchtäckern und Gärten, mit ihren zahlreichen Duars und Baumgruppen in den Blick tritt. Zwei Flüsse durchädern das gesegnete Land, die „blaue Quelle" und der „Perlenfluß", welch letzterer die Residenz durchströmt. Nun rückt auch diese in den Rahmen des Bildes ein, eine lange weiße Linie, überragt von einem Wald von Zinnenthürmen, Minarets und Palmenkronen. Wie auf Lichtwellen scheint das ganze umliegende Land zu schwimmen. In dem Moment aber, wo die Karawane in dieses Eden hinabsteigt, braust es durch die Reihen von dem phrenetischen Jubelrufe der Escortereiter: „Fez! Fez!"

Orientalische Städte nehmen sich aber regelmäßig von außen weit schöner aus! In ihrem Innern ist auch diese größte Stadt des ganzen nordwestlichen Afrika (etwa von hunderttausend Menschen bewohnt) ein Chaos enger Schmuzgassen, verfallener niedriger Lehmhütten, die in engem Zusammenschluß und mit ihren spärlichen Lukenfenstern eher den Eindruck langer gelber Festungsmauern machen:

Meist müssen wir uns durch tunnelartige Gänge vorwärts tappen, worauf dann das an die Finsterniß gewöhnte Auge ab und zu wieder einem grellen Lichtreize ausgesetzt wird, der bei öfterer Wiederholung schmerzhaft wird. Dieser Jammer findet einen vorläufigen Abschluß, wenn wir in die zwei Meter breite Hauptstraße einlenken. Hier stoßen wir auf vieles Volk, welches neugierig herzudrängt und häufig die Passage ganz und gar versperrt. Wir müssen also oftmals stillehalten, was auch dann nothwendig ist, wenn ein vornehmer Maure zu Pferd, oder ein mit blutigen Schafsköpfen beladener Esel, oder eine hoch zu Kamel daherkommende, tief verschleierte Frau vorüber wollen. In dieser Hauptstraße sieht man häufiger als sonst hochspannende Thorbogen, weite Hallen, rechts und links die dicht mit Menschen besetzten Bazars, Waarenhallen, Moscheenpforten u. s. w. Die Leute scheinen auf den Fußspitzen einherzuschleichen. Die Luft, die man hier athmet, ist geschwängert mit dem Geruch von Aloë, Gewürzen, Weihrauch und Kif (Haschisch), sodaß man meint, sich in einem Droguenmagazin zu befinden. Wir begegnen ganzen Rudeln von Kindern mit Grindköpfen und ekelhaften Wunden oder Narben am Körper, weiter alten, abscheulichen Weibern mit nackten Brüsten, Heiligen oder vielmehr Narren, die völlig unbekleidet einherschreiten oder mit einer Hand die Schamblöße bedecken, während sie in der andern einen Zweig schwingen. Sie sind mit Blättern und Blumen bekränzt und singen, tanzen und lachen. ... Dann wieder ein anderes Schauspiel. Einige Soldaten führen einen über und über mit Blut bedeckten Unglücklichen daher, dem eine Schar tobender Kinder folgt. Es ist ein auf frischer That ertappter Dieb, denn die blutdürstigen Kleinen schreien ununterbrochen: „Die Hand! Die Hand! Haut ihm die Hand ab!" ... Weiter stoßen wir auf zwei Männer, die auf einer Tragbahre einen Leichnam fortschleppen. Er ist mumienhaft ausgedörrt und in einen leinenen Sack gehüllt, der am Halse, um die Hüften und bei den Knien zugeschnürt ist. ... Faßt man solche Bilder zusammen, so fragen wir unwillkürlich, ob wir träumen oder wachen, ob dieses alles düsterer Zauberspuk oder Wirklichkeit?

8. Der Orient. Geschildert von Armand von Schweiger-Lerchenfeld. Mit 200 Illustrationen und 32 Kartenbeilagen. Wien, Hartleben. 1881. Gr. 8. 18 M.

Von Iran bis Marokko breitet sich der eigentliche „Orient" aus, dessen Name längst aufgehört hat, uns das äußerliche Merkmal der Ostlage zu bedeuten. In einem dicken Band von 952 Seiten erhalten wir nun hier eine malerische Schilderung von Landschaften, Städten und mehrfach auch von Völkern, welche in jenen Rahmen fallen, theilweise auch über denselben weit hinausreichen, denn Iran blieb unberücksichtigt, die Balkan-Halbinsel und ganz Nordafrika bis zum nilotischen Sudan wurde eingeschlossen; ein ausführlicher geographisch-historischer Anhang bringt noch weitere, mehr fachmäßige Belehrung zu den voranstehenden bunten Schildereien, deren illustrative Zuthat etwas ungleichen Werthes ist.

Der Verfasser rühmt seinem Werk „epische Breite im Fluß der Schilderungen" und sich selbst „umfassendste Localkenntniß, zum Theil aus Autopsie", nach. Wir stellen den letztgedachten persönlichen Vorzug nicht in Abrede und leugnen noch weniger die „epische Breite". Wenn wir aber bei der Lektüre nicht ganz den hohen Genuß empfunden haben, „den der Autor selber bei Abfassung dieses Werks von Anfang bis zu Ende hatte", so müssen wir nach Ausweis des Vorworts die Schuld daran ganz allein auf uns nehmen, denn jener Genuß wird nur denjenigen verheißen, welche „lebhaftere Einbildungskraft und schärfere Auffassungsgabe" mitbringen.

Wir wollen nicht splitterrichterlich die Anstößigkeiten hier aufzählen, die bis herab zur Orthographie uns mitten in dem glatten Redefluß unsers Epikers begegnen; wir wollen den berühmten „Hyppokrates", die „irrisirende Farbenfläche des Deltalandes", auch die beständig wiederkehrende Misform des Namens unsers hochverdienten frankfurter Forschers „Rüppel" alle dem Preßbengel als Sündenbock aufhalsen. Bei aller Toleranz bleibt aber doch so mancher unangenehme sachliche Irrthum Eigengut des Verfassers, und er fällt in der meist so apodiktischen Bestimmtheit des Ausdrucks, die den Laien irrezuführen sehr geeignet ist, um so unangenehmer auf.

Was soll man z. B. stilistisch und inhaltlich zu folgenden zwei Sätzen sagen: „Wenn hin und wieder geltend gemacht wird, daß die Pelasger die Stammväter der alten Illyrier (also auch der Albanesen) waren, so wäre dagegen einzuwenden, daß das Balkangebiet in den ältesten Zeiten von Völkern thrako-illyrischen Stammes, der eranischer Abkunft ist, bewohnt war, und daß diesen Thrako-Illyriern gegenüber sonach (!) die Pelasger nicht als ihre (soll heißen: der Illyrier!) Vorfahren gelten können. Im Gegentheil, es steht so ziemlich fest, daß letztere den südlichsten Zweig der thrako-illyrischen Familie, zu der auch die Macedonier, Leleger, Geten und Dacier zu zählen kommen, bildeten.“ Also die Albanesen-Illyrier stammen nicht von den Pelasgern ab, sondern ganz im Gegentheil gehören die Pelasger mit den Albanesen zur „thrako-illyrischen Familie“! Auch die Rettung aus diesem logischen Labyrinth ist uns leider versagt, daß wir uns hoffnungsvoll der Ueberzeugung hingeben, der Verfasser meine: die Pelasger seien ein südlicher Auswuchs der wesentlich im Norden verbliebenen Thrako-Illyrier, mithin nicht Väter, sondern Söhne von diesen. Denn nachher erfahren wir, daß das Volk der Macedonier (soeben allem Anschein nach zu den echten Thrako-Illyriern gerechnet, thatsächlich übrigens ein, wenn auch nicht ungemischtes, dorisch-hellenisches Volk) „seiner Mehrheit nach ein pelasgischer Stamm“ war. Die Phrygier rechnet der Verfasser zu den Thrakern, tadelt aber nochmals den braven Strabo, der sie — entsetzlich! — zu den „Barbaren“ zähle.

Der Verfasser hat in Griechenland Griechen in der einem kurzen faltenreichen Unterrock vergleichbaren Fustanella gesehen, ist aber sehr im Unrecht, wenn er behauptet, diese Tracht sei von den Griechen erfunden und auf die Albanesen übertragen worden; gerade das Umgekehrte hat stattgefunden. Den Namen Schkipetaren, welchen sich die Albanesen selbst beilegen, schreibt der Verfasser, einem gewissen Wassa Effendi nach, sehr unnütz „Shqypetâr“ und überliefert allen Ernstes Wassa Effendi's mehr poetische als in den Bereich der Wirklichkeit gehörige Ableitung dieses Namens von „Shqype“, was im Albanesischen Adler heiße, nämlich — „der unvergleichliche Elan und die Raschheit des Kriegszugs gegen Rom soll den Soldaten des Pyrrhus Anlaß zu dem Vergleich desselben mit dem Fluge des Adlers gegeben haben“! Die Schkipetaren aber werden sich wol gleich uns Deutschen danach nennen, daß sie sich untereinander verstehen, daß sie eine und dieselbe Sprache reden (albanesisch schkjipoig = ich verstehe).

Bis in den heißen Süden der Sahara und des Sudan verfolgen uns diese gelehrten Schrullen. Da soll die Suntakazie am obern Nil die Gummiakazie Arabiens und Senegambiens sein, die Tebu (d. h. Tubu) ein „semitisch-nigritisches Mischlingsvolk“ — Nachtigal hat also umsonst gearbeitet auf diesem Felde!

Vollends begreift man nicht, was die Farnen von Abessinien und den Nilseen mit dem „Orient“ zu thun haben, der gewiß am richtigsten aufgefaßt wird als der Erdraum des subtropischen Gürtels regenarmer Sommer und des diesem steppen- bis wüstendürren Gebiet angepaßten Islam. Der Orient ist uns bezeichnet durch Koran und Halbmond, er reicht von Aegypten bis unter Oesterreichs Doppeladler in Bosnien.

9. Bosnien. Land und Leute. Historisch-ethnographisch-geographische Schilderung von Adolf Strauß. Erster Band. Wien, Gerold's Sohn. 1882. Gr. 8. 7 M.

Dieses Land der westlichsten Moscheen Europas wird uns seit Vollzug der österreichischen Occupation von den verschiedensten Seiten her immer bekannter, und zwar dank den erfolgreichen Studien österreichischer Forscher. Zu ihnen gehört auch der Verfasser des obigen Werks, der uns, ohne jene Autoreneitelkeit zu zeigen, welche mit dem Gegentheil tiefer Sachkenntniß verknüpft zu sein pflegt, in dem vorliegenden ersten Bande aus eigener gründlicher Bekanntschaft mit dem tüchtigen südslawischen Volksschlag Bosniens zunächst die nach ihrer Confession in schrofffster Weise dreigetheilten Bewohner dieses jungösterreichischen Landes vorführt.

Wir sehen hier eine tiefe Feindschaft leiblich innig verbrüderter Menschen vor uns; nicht nur der theilweise Abfall der Bosnier zum Islam hat dieses Volk gespalten, sondern noch mehr haßt die römisch-katholische Partei dortiger Christenheit die orientalisch-griechische, welche letztere in Oesterreich-Ungarn nicht den Erretter aus vierhundertjährigem Elend, sondern ihren Glaubensfeind erblickt. Mit wohlthuender Wärme zeichnet dagegen der Verfasser auch die trotz solcher Dreispaltigkeit gleichartige Tüchtigkeit der Bosnier, freilich auch ihr Zurückgebliebensein in der Gesittung, zumal die echt orientalische Bildungslosigkeit der Frauen, von denen fast keine lesen oder gar schreiben kann.

Nach eingehenden historisch-ethnographischen Darlegungen faßt der Verfasser in einigen hübschen Bildern die Eindrücke zusammen, die er persönlich von den Bosniern in sich aufgenommen:

Die Männer sind insgesammt mit einer hohen und beneidenswerth schlanken Gestalt gesegnet. Wenn wir einen Bosniaken längere Zeit sprechen, der, auf dem Teppich hockend, sich mit unaussprechlichem Gleichmuth dem süßen Nichtsthun überläßt und plötzlich aufsteht, so überrascht er uns unwillkürlich, ja er verblüfft uns mit seiner herrlichen Athletengestalt, die wir in seinem hockenden Zustande in ihm gar nicht vermuthet hätten. Und er überrascht uns noch mehr, wenn er an die Arbeit geht. Bei der Verrichtung seiner Arbeit geht er mit einer solchen Findigkeit vor, wie wir solche bei unsern Arbeitern kaum wahrnehmen; hierzu kommt jene außerordentliche Biegsamkeit seines großen Körpers, die wir bei uns nur bei einem Akrobaten wahrnehmen. Seine Füße sind so gestaltet wie bei uns die eines alten Husaren, der in seinem ganzen Leben nichts anderes gethan als geritten hat, dies verursacht seine hockende Lebensweise; nichtsdestoweniger sind dieselben so sehnig, daß im ausdauernden Marschiren es mit ihm nicht so leicht jemand aufnehmen kann. Der Krieg war stets das belebende Element der bosniakischen Bewohner. Hier konnten sie ihre persönlichen Eigenschaften zur vollen Geltung bringen, Eigenschaften, deren sich wenige Volksstämme rühmen können. Zu diesem Zweck betrachten sie schon

im Frieden als Gegenstand ihrer besondern Sorgen ihre Waffen und Pferde. Seine Waffen hütet und pflegt jeder Bosniake als sein häusliches Heiligthum; er benutzt jede Gelegenheit, um mit der Schönheit derselben Aufsehen zu erregen. Ohne den üblichen Handschar macht er keinen Schritt, und wenn er sein Haus verläßt, so steckt er noch ein bis zwei glänzend polirte Pistolen in den Gürtel.

Die weiterhin mitgetheilten Züge, die vorzügliche Behandlungsweise des Pferdes, die Tollkühnheit in der Stromfahrt, die vielfache gewerbliche Geschicklichkeit, unter der besonders die Goldbrokatstickerei der allgemein in stiller Zurückgezogenheit lebenden Frauen und Mädchen hervorragt: alles das nimmt sich so aus, als vereinten sich in dem Bosnier die kriegerischen Tugenden des Serben (mit dem er ja die Sprache wesentlich gemein hat) und die friedlichen des Bulgaren. Man wird unserm Verfasser durchaus beistimmen, wenn er es ausspricht:

So viel ist gewiß, daß, welches Los immer bei der endgültigen Lösung dieser hochwichtigen orientalischen Frage Bosniens und der Herzegowina harre, das eigene Interesse sowie jenes der benachbarten Länder es erheischt, daß diese Provinzen mit Oesterreich-Ungarn vereinigt werden, und daß das bosnische Volk sich unter seinen schützenden Fittigen zu jener Stufe der Cultur erhebe, auf der es unter den europäischen Völkern den ihm gebührenden Platz ausfüllen kann.

10. Nordlandfahrten. Malerische Wanderungen durch Norwegen und Schweden, Irland, Schottland, England und Wales. Mit besonderer Berücksichtigung von Sage und Geschichte, Literatur und Kunst. Herausgegeben von A. Brennecke, F. Broemel und H. Hoffmann. Illustrirt durch mehrere 100 Holzschnitte und Originalzeichnungen, von den bewährtesten Künstlern an Ort und Stelle eigens für dies Werk aufgenommen. Sechzehnte bis vierundzwanzigste Lieferung. (Schluß.) Leipzig, Hirt u. Sohn. 1882. Gr. 4. Jede Lieferung 2 M.

Unsere lange Reise ist zu Ende. Wir werfen Anker am germanischen Gestade.

Die „Nordlandfahrten" werden dem geneigten Leser d. Bl. schon aus unserer frühern Besprechung vortheilhaft bekannt sein. Die Schlußlieferungen des prächtig illustrirten Werks führen uns durch Südengland, durch die lauschigen Laubgründe von Wight und hinüber nach den Normannischen Inseln, diesem noch so viel Alterthümliches bergenden Rest der Herrschaft englischer Könige über einen großen Theil von Frankreich.

In angenehmem Wechsel zieht Landschaftliches und Historisches an unserm Blick vorüber. Bald weilen wir im Getöse der großen Hafenstädte, bald vor den grotesken Kreideklippen des einsamen Strandes. Ein eingelegtes Kapitel ladet uns ein zu einem Besuch der ehrwürdigen Schlösser aus Englands Mittelalter; dann wieder weilen wir auf Schloß Windsor, an den Stätten der berühmten Schulen und Universitäten: in Eton, Oxford, Cambridge. Wir vermissen nur die Schilderung eines Denkerheiligthums in Kent, das eben jetzt, wo der Genius dort seine Fackel gesenkt hat, die Blicke der gebildeten Welt insonderheit fesseln würde: Darwin's Landsitz in Down. Oder bedeutet etwa Darwin, der den Gedanken der Schöpfung am klarsten dachte unter den Sterblichen, weniger als Scott und Shakspeare, deren Erinnerungsstätten uns die „Nordlandfahrten" so detaillirt vorführten? Freilich, sie wenden sich an die traurige Einseitigkeit des deutschen Salonmenschen beiderlei Geschlechts, indem sie der „Sage und Geschichte, Literatur und Kunst" ihre besondere Aufmerksamkeit zuwenden. Indessen, das nun noch stiller gewordene Landhaus von Down ist wahrlich ein Heiligthum der Geschichte geworden; von den dort ausgereiften Gedanken wird die Menschheit noch erfüllt sein, wenn vom Tower kein Stein mehr auf dem andern liegt.

Als Probe der Anmuth, die hier auch dem schildernden Wort eigen ist, heben wir ein paar kurze Stellen desjenigen Abschnitts heraus, der die Themse von der Quelle bis zur Mündung verfolgt und von ihrem Wasserspiegel auch bis einige Blicke auf die Weltstadt der vier Millionen wirft. Was „Mütterchen Wolga" dem Russen, das ist ja aus gutem Grund die Themse dem Engländer:

„Vater Themse" ist der Liebesname, welchen jeder Londoner dem gewaltigen Strome gibt, der schon zu der Römer Zeiten seinen breiten Wasserrücken dienstwillig der Kauffahrtei geliehen. Die Themse ist ein Masculinum, obgleich sie zu den launenhaftesten Gewässern zählt. Flut und Ebbe von der „deutschen See", wie man hier die Nordsee heißt, wechseln darin ab wie im ewigen Meer und reichen den Strom weit hinauf von der Mündung durch die ganze Länge der Millionenstadt London. Dazu kommen aber die Winde aus allen Richtungen der Rose, kreuz und quer, im Winter oft einmal in jeder Woche mit der niederwuchtenden und die Wogen stauenden Gewalt des Orkans, vor allem aus Nordwesten. Und diese Orkane gerathen wiederum oft genug in störrischen Kampf mit Ebbe und Flut und peitschen mitunter fast alles Wasser hinaus trotz der Flut oder füllen das Strombett trotz einer Ebbe bis zum Ueberfließen, was keineswegs zu den Seltenheiten gehört. Da sieht man, was aus einem Forellenbächlein werden kann, dessen Quellen jenseit Cirencester auch die der Themse sind.

London durchmessen wir von seinen noch ganz ländlichen Anfängen im Westen bis hin nach Greenwich mit seiner weltberühmten Sternwarte, seinem imposanten Invalidenhospital, wo die „Letzten von Trafalgar" ihre Tage beschlossen:

Rechts und links Waarenhäuser, Werften, Docks, Schiff an Schiff, und im Strom wimmelt es von Booten und Schleppern. Bald ist Gravesend erreicht, eine uralte kleine Stadt. Der Name klingt sehr melancholisch, hat aber mit einem „Grabe" (grave) nichts zu schaffen, sondern bedeutet schlicht das „Ende eines Grabens", der hier sein dürftiges Wasser in die Themse ausläßt. Der Landschafter findet hier keinen lockenden Vorwurf, wohl aber der Seemaler und „derjenige, der in Wolken pinselt". Viel Schiffsvolk wandert durch die Straßen, die außerhalb in welliges Marschland auslaufen, und kleine Leute leben vom „Jack ashore", d. h. dem Seemann auf Terra firma, der heidenmäßig draufgehen läßt oder sich zur Ruhe setzt mit einer kleinen Pension, leider auch oft genug mit einem Paar Krücken als Zugabe, von der sich, seemännisch zu reden, ein „sehr langes Garn" erzählen ließe. Hier läßt sich die Themse schauen! Von früh bis zur Nacht und von Sonnenuntergang bis zur Frühe folgen sich in mehr oder weniger unterbrochener Procession die Segler und Dampfer der Welt, ein Gewimmel kleiner und kleinster Kauffahrtei im Geleite. Ein ewiges Gehen und Kommen, ein ewiges

Grüßen und Abschiednehmen! Flaggen aller Zonen wehen hier im frischen Winde, und Kiele, welche alle Meere der Welt durchfurcht, rauschen durch dieselbe Flut, sei es unter einer Wolke von Segeln, gleich stattlichen Ballschönen, welche hüftenwiegend vorübergleiten, sei es mit dem Stöhnen des eingespannten Giganten „Dampf“, der so lange noch das erste Schiffscommando führt, bis die himmelstarke Fee „Elektricität“ ihn ablösen wird.

Alfred Kirchhoff.

Neue Gedichte.

Sicher ist es langweilig, alte Klagen zu wiederholen; aber in einem Falle darf man auf Entschuldigung Anspruch erheben — wenn man nämlich durch Langweile dazu gezwungen wird. Und dieser Fall tritt fast immer ein, sobald man eine größere Reihe „lyrischer Producte“ zu prüfen hat. In der That paßt der an den Waarenmarkt gemahnende Ausdruck „Product“; es wird wenig mehr künstlerisch „geschaffen“, aber reichlich producirt. Für den Stand unserer heutigen Bildung ist dies allerdings ein günstiges Zeichen, gerade so wie der Aufschwung der Kunstgewerbe für die allgemeine Cultur. Auch auf dem Gebiete der Poesie macht sich der demokratische Zug unserer Zeit geltend; die Großen, die Geistesfürsten sind selten, aber dafür regt sich die rührige Menge der Kleinen; um ein Bild zu gebrauchen: die Berge sind abgetragen, freilich auch die Tiefen ausgefüllt, und so bietet sich dem Auge die flache Ebene der Mittelmäßigkeit. In jedem Menschen steckt ja ein Fünkchen Poesie, das sich zeitweilig Geltung verschafft, allerdings in den meisten Fällen bei dem harten Kampfe des Lebens erstickt wird. Das Technische der Dichtkunst läßt sich leicht erlernen, und es zeugt ebenso wol für den Bildungseifer unsers Geschlechts, wie dafür daß unser als prosaisch verrufenes Zeitalter die Poesie schätzt, wenn man sieht, wie viele sich bemühen, ihre poetischen Regungen in den erlernten Formen zum Ausdruck zu bringen. Ein oder das anderemal gelingt dies, und ich möchte kühn behaupten, daß jedem Gebildeten mindestens ein Gedicht in seinem Leben soweit geräth, daß man Gefallen daran finden mag. Das macht aber noch nicht einen Dichter aus und gibt nicht den Anspruch, mit solchen Versuchen seine Mitmenschen zu behelligen. Der wahre Poet muß reichere Schätze seinem Volke bieten können als nur eine oder ein paar gutgeprägter Gedanken.

Man mag aber unsern dichtenden Jünglingen und Jungfrauen noch so oft predigen, daß weder der Inhalt noch die Form allein ein poetisches Kunstwerk ausmachen; sie glauben es doch nicht. Mit der Form vermögen sich die meisten noch eher abzufinden, das lernt man auf der Schule, und dann hat man ja Vorbilder; um so trauriger sieht es aber mit dem Inhalt aus. Originalität, d. h. Ursprünglichkeit der Gedanken und Empfindungen, ist selten, sehr selten geworden, und es liegt dies in der Natur der Dinge. Woher soll bei unserer modernen Bildung und Erziehung eine ursprüngliche naive Welt- und Naturanschauung kommen? Nur sehr wenigen Auserlesenen ist es gegeben, die Dinge frei, d. h. unbeirrt von der conventionellen Auffassung, zu schauen, und das sind die wahren Poeten, die Seher (vates). Jeder derselben findet nun seine Schüler und Nachahmer; und damit sind wir auf das Hauptkennzeichen der modernen lyrischen Production gekommen: Nachahmung und Nachempfindung.

Diese allgemeinen Bemerkungen mußten vorausgeschickt werden, um nicht bei jedem der zu besprechenden Werke dasselbe sagen zu müssen. Es wird genügen, in kurzen Worten anzudeuten, inwieweit jene Bemerkungen bei den Einzelnen zutreffen.

1. Canzonero. Ein Büchlein der Lieder und Balladen. Von Adolf Schafheitlin. Leipzig, Liebeskind. 1882. 12. 1 M. 50 Pf.

Vorbild des Dichters ist Rudolf Baumbach gewesen, der selbst als ein Schüler Scheffel's bezeichnet werden kann, doch ziemlich selbständig auftritt. Von der heitern Frische und Lust — Waldfrische und Bergeslust würde ein Dichter sagen —, welche Baumbach's Lieder auszeichnet und genußreich macht, ist jedoch in „Canzonero“ wenig zu verspüren. Man merkt, daß der Dichter ein „fröhlicher Gesell“ sein wollte und im Volkstone zu singen versuchte; aber man hat das Gefühl, daß die Lieder an dem Schreibtische entstanden. Die Nachahmung tritt zu deutlich hervor, um nicht verstimmend zu wirken. Manches ist dazu verkünstelt und unnatürlich, z. B. „Silberglöckchen“. Der Leser, welcher Baumbach's Gedichte nicht kennt und den somit die Nachahmung nicht stört, wird übrigens manches erquickende Lied finden; jedenfalls ist der Ton ansprechend; auch ist das Genre noch nicht so abgenutzt.

2. Frühling, Wald und Liebe. Gedichte von Johann Peter. Herausgegeben von J. Nader jun. Budweis, Hansen. 1881. 12. 1 M. 20 Pf.

Der Titel erschöpft den Inhalt. Die beliebten Steckenpferde der jugendlichen Dichter werden uns vorgeritten; Originalität fehlt gänzlich; dagegen ist auf Correctheit der Form — der Autor ist Lehrer — viel Sorgfalt verwendet. Ein und dasselbe Thema wird oft mehrmals behandelt; z. B. die Mailieder S. 9 und S. 47 sind nahezu identisch. Als Probe dieser Poesie mag gleich das erste Gedicht dienen:

Im März, als der Schnee schmolz
Im Monate März,
Da schmolz auch in Liebe
Ja Liebe — mein Herz.

Im März, als das Veilchen
Im Thalgrund erblüht,
Da ist auch im Busen
Die Liebe mir erblüht.

Das Volkslied „Der Aelpler“ drückt den Gedanken einfacher und poetischer aus:

Wenn's Mailüfterl weht,
Geht im Wald drauß't der Schnee,
Da heben die blauen Veigerl (Veilchen)
Ihre Köpferl'n in d' Höh'.

3. In einsamen Stunden. Lyrische Dichtungen von Lilly Uhrlaub. Stuttgart, Greiner. 1883. 16. 1 M. 50 Pf.

Lebhafte poetische Empfindung und feines Formgefühl spricht aus diesen Gedichten, die zwar auch nicht aus dem Kreise der altgewohnten lyrischen Themata heraustreten, aber diese wenigstens mit einer gewissen Anmuth variiren. Eine ziemliche Anzahl Gedichte, in welchen die Anklänge an die Vorbilder allzu stark hervortreten, z. B. „Einsam steht eine Fichte — am dunkeln Meeresstrand" oder „Ermunterung", wäre besser weggeblieben; „Die Freude" ist banal; die „Sprüche" sind Gemeinplätze und überdies die Form sehr fehlerhaft — die Dichterin beherrscht den Hexameter nicht; die Ballade „Der Ritter" hat keinen Sinn. Am besten gerathen sind einige Sonette. Es wird viel geklagt, geseufzt, gethränt, wol aus keinem andern Grunde, als weil Melancholie Damen interessant erscheinen läßt.

4. Sang und Klang. Lieder zum Componiren und andere poetische Kleinigkeiten. Von Heinrich Flemmich (Percival). Freiburg i. Br., Kiepert. 1882. 8. 3 M.

Ob wol viele diese Lieder wirklich componirt werden dürften? Wir möchten es bezweifeln, denn die meisten enthalten nichts, was einen Tonkünstler anregen könnte. Die „Kleinigkeiten" wiegen vor, sind aber nicht immer poetisch. Ein Beispiel:

Ein milder Regen wechselt
Mit Sonnenblicken klar,
Fürwahr, das ist kein Winter,
Das ist kein Januar.

Eine zweite Probe:

Bei frühen Tags Erwachen fassen
Die Sorgen schon die Hausfrau an.
Es schellt, die Magd ist in den Gassen,
Springt aus dem Bett der Ehemann.
Der Fischer ist's mit Felch' und Lachse:
„Er Lump, scher' er zum Teufel sich."
Die arme Frau erstarrt zu Wachse (!),
Sie jammert: „Muß zum Markt nun ich."

Aehnliches bieten „Störung", „Karoline", „Kaffee und Aussicht". Und das wird als Poesie ausgeboten! Der ganze starke Band läßt den Leser kalt; auch dort, wo die Trivialität nicht wie in den obigen Beispielen sich breit macht, empfindet man den Hauch prosaischer Nüchternheit; nur wenige Gedichte machen davon eine Ausnahme. Eine ziemliche Anzahl trägt die Anmerkung: „Nach dem Vlämischen", „Nach Musset", „Nach Burns" u. s. w. Auch diese Nachdichtungen sind selten glücklich.

5. Heil dir, mein Oesterreich. Deutsche Lieder aus der Gegenwart; gedichtet bei Gelegenheit der wiener Preisausschreibung. Von Uli Schanz. Zweite Auflage. Mit einer Notenbeilage. Leipzig, Rühle. 1882. Lex.-8. 1 M.

Im Jahre 1881 schrieb die „Deutsche Zeitung" einen Preis aus für ein Lied der Deutschen in Oesterreich, welches eine Art Nationalhymne werden solle. An dieser Concurrenz betheiligte sich auch Uli Schanz (recte Julius Schanz). Die vorliegende Sammlung — nicht preisgekrönter — Gedichte ist dem Hause Habsburg zugeeignet: meistens Tendenzgedichte in burschikosem Tone und nach Studentenmelodien; als solche im ganzen zwar nicht übel gerathen, aber ohne höhern poetischen Werth.

6. Melusine. Episches Gedicht von C. A. Fetzer. Stuttgart, Metzler. 1882. 8. 3 M. 60 Pf.

Das umfangreiche Epos behandelt die bekannte Melusinen-Sage, mit romanhaften Zuthaten des Dichters erweitert. Es ist im Stile von Ariost's „Rasendem Roland" gehalten, wie dieser ein Ritterroman; auch Charakteristik und Sprache erinnert an denselben. An poetischem Werth steht freilich dieses Epos unter dem Vorbilde, aber an und für sich verdient es Anerkennung. Daß neben wirklich schönen Partien auch manche platte vorkommen, ist bei dem Umfange — etwa 900 Strophen zu neun Versen — nicht verwunderlich. Auf die Form ist viel Sorgfalt verwendet. Kein Meisterwerk, aber eine gute Leistung; man wird nicht entzückt, aber schließlich doch befriedigt.

7. Aus lichten Tagen. Ein Strauß deutscher Lieder. Von Julius Hoeppner. Mit 10 Aquarellen-Farbendrucken von F. G. Bach in Leipzig. Vierte Auflage. Leipzig, Arnold. 1881. Imp.-4. 40 M.

Eine Anthologie, der gegenüber die Kritik nur zu beurtheilen hat, ob die Auswahl eine glückliche ist oder nicht. Es ist schließlich nicht schwer, in dem Blumengarten deutscher Lyrik einen hübschen Strauß zu sammeln; und der Herausgeber hat in der That eine glückliche Hand bewiesen, sodaß man das Buch warm empfehlen kann. Die Aquarelle sind schön und sinnig, auch sonst die Ausstattung geschmackvoll.

8. Poetische Verbrechen. Gedichte von August Gemming. Vierte vermehrte illustrirte Auflage. München, Franz. 1882. 8. 2 M.

Launige Gedichte — manchmal etwas zu übermüthig —, welche bereits viele Freunde gefunden haben, wie der Umstand beweist, daß die vierte Auflage vorliegt. Viele dieser Gedichte sind in den „Fliegenden Blättern" erschienen, und dies genügt wol, um sie zu charakterisiren. Unter dem Weizen echten Humors findet sich auch Spreu, die sich leicht beseitigen ließe; insbesondere ist der Anhang „Fremdwörter" geradezu abgeschmackt. Die Illustrationen sind nichts weniger als eine Zierde. Im ganzen enthält jedoch der Band so viel wirklich Gelungenes, daß niemand es bereuen wird, in demselben zu blättern; jedenfalls ist diese heitere, wenn auch manchmal derbe Lyrik so mancher andern vorzuziehen, die den Anspruch erhebt, ernst genommen zu werden, und doch nur traurig-komisch wirkt.

Schriften zur Anthropologie und Gesundheitspflege.

1. Naturgeschichte des Menschen. Von Friedrich von Hellwald. Illustrirt von F. Keller-Leuzinger. Stuttgart, Spemann. 1880—82. Gr. 8. In Lieferungen zu 50 Pf.

Ein ganz eigenthümliches Gefühl überkommt unsereinen, wenn man als ein sozusagen Zugehöriger zum Genus Homo sapiens seine eigene „Naturgeschichte" lesen soll und einem, abgesehen von dem doch allzu sehr vom Thierreich hergenommenen Titel, gleich auf dem Umschlage des ersten Heftes solch ein schauerlich häßliches Bild eines Mitgliedes dieser Sippe vor Augen kommt. Und dieses geheime Grauen vor seiner Verwandtschaft verläßt einen die vierundzwanzig bisjetzt erschienenen Lieferungen hindurch nicht! Da ist zuerst die Rede von Papuas der verschiedensten Sorten, bei denen allen man nur bedauert, daß sie auch wie unsereiner aufrecht auf zwei Füßen gehen; lieber wäre es gewiß jedem Leser, wenn er im Text erführe, sie kletterten mit allen Vieren auf den Bäumen umher! Dann kommen die Indianer, aber nicht wie sie in Cooper's Romanen figuriren, sondern ähnlich den Papuas. Aber nicht genug damit: auch die weißen „Brüder" lernt man nicht stärker hochachten, wenn man aus dem Buche erfährt, wie sie mit ihren farbigen Brüdern und besonders, wie sie mit ihren farbigen Schwestern von jeher umgingen und bis heute umgehen. Der Verfasser gibt aber dann ein gutes Bild wenigstens von den in diesen Heften betrachteten Mischlingen:

> Im Norden der Colonie Victoria zeichnet sich das Halbblut durch Stärke und Intelligenz aus. ... Ihre Gesichtsbildung nähert sich der europäischen, und sie verbinden damit einen zierlichen, graziösen Körperbau und elastische Bewegungen. Sie sind keineswegs häßlich, ziemlich weiß, oder doch röthlich, mit schönem, reich gelocktem Haar, hübschen Augen und Zähnen.

Das stimmt zwar nicht mit der Schilderung K. E. Jung's in seinem Buche „Der Welttheil Australien" (Leipzig 1882): derselbe sagt fast genau das Gegentheil! Wir wollen aber nicht untersuchen, wer da recht hat. Ist es doch nach beiden sicher, daß der Umgang der Weißen mit den Farbigen im allgemeinen wie im besondern Sinne nicht mehr lange währen kann, weil er den letztern tödlich wird. Wir wollen nur noch eine Stelle des Hellwald'schen Buchs anführen, die eine Art Darwinistischen Trostes gibt:

> Werfen wir nun zum Schluß auf diesen Völkertod einen letzten Blick, so kann man mit Peschel sagen: alles, was wir sonst als Recht des Einzelnen anerkennen, wird dringenden Anforderungen der menschlichen Gesellschaft weichen müssen, wenn es sich mit diesen nicht in Einklang setzen läßt. Der Untergang der Tasmanier (und der andern Farbigen muß man zufügen) ist daher als ein geologisches oder paläontologisches Verhängniß zu betrachten; die stärkere Spielart verdrängt die schwächere.

Und es ist wol gut, wenn es auch traurig ist, daß es so ist; gibt doch z. B. auch keins der zahlreichen Bilder des Buchs, weder derer in Holzschnitt noch derer in Worten, die Aussicht, daß je ein Urbild des Praxiteleischen Hermes oder der Venus von Milo in körperlicher, oder das eines Homer oder eines Plato in geistiger Hinsicht aus den farbigen Rassen hervorgehen werde. Und zuletzt ist doch nur das Schöne und Gute und das Große am und aus dem Menschen werth, daß es erhalten wird und lebt; das allein ist dringende Anforderung der im wahren Sinne menschlichen Gesellschaft. Die folgenden Lieferungen des Buchs werden, so ist zu hoffen, das erweisen, da sie die höhern Rassen zu besprechen haben: man darf gespannt darauf sein, wie der als Darwinist bekannte geistvolle Verfasser diesen gerecht werden wird.

2. Charles R. Darwin und die culturhistorische Bedeutung seiner Theorie vom Ursprung der Arten. Ein Beitrag zur Darwin-Literatur von Otto Zacharias. Berlin, Staude. 1882. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Es gab eine Zeit — und sie ist noch nicht lange vorüber —, in der Darwin, wie wir andern Sterblichen auch, wünschen mußte, daß ihn der Herr vor seinen Freunden bewahren möge. Das war die Zeit, da man zufolge seiner Lehre den Affen zum Vater des Menschen stempeln wollte und die schönsten natürlichen Schöpfungsgeschichten lückenlos, mit kunstgerechten Stammbäumen und allem Zubehör, in dithyrambischem Stil begeisterungsvoll vortrug. Die göttliche Phantasie half dabei alle gähnenden Abgründe überbrücken; der schöne Gottesgedanke schien ergründet, nachgedacht und sogar wissenschaftlich erforscht. Aber nur zu bald stellte sich heraus, daß Gott sich denn doch nicht so leicht auf die Spur kommen läßt („Herr! wie sind deine Werke so groß ... deine Gedanken sind so sehr tief", sagte schon der große Psalmendichter 92, 6), auch heute nicht in der vielgepriesenen Zeit des „naturwissenschaftlichen Denkens und Forschens". Man ward bald ernüchtert; es stellte sich auch, je gründlicher die Werke Darwin's studirt wurden, desto mehr heraus, daß dieser selbst nicht annähernd das lehrte, was seine ersten Jünger ihn lehren ließen, vor allem aber, daß er so weitgehende Consequenzen nicht einmal, wie man zu sagen pflegt, im Traume in Bezug auf den Menschen gezogen hatte. Der große Mann ruht jetzt in Westminster, in der orthodoxesten aller Ruhmeshallen für bedeutende Menschen. Es ist das wol ein Beweis, daß seine Lehre denn noch nicht den Gottschöpfer der Bibel zu stürzen geeignet scheint, der den Menschen schuf nach seinem Bilde. Byron muß den schwarzen Herren jedenfalls gefährlicher scheinen als Darwin; denn jener ist in Westminster bekanntlich nicht zugelassen worden.

Doch wir sollten ja von dem Büchlein des Otto Zacharias reden. Dieses aber regte gerade obige Betrachtungen an. Wir haben nur noch anzuführen, daß es durch seine lebendige und fließende Schreibart sehr geeignet ist, den Laien in Leben, Lehre und Schriften Darwin's kurz

einzuführen. Der Verfasser stand mit diesem in brieflichem Verkehr und ist dessen überzeugter Anhänger, der mit seinem Buche offenbar einem Acte der Pietät genügt: eine Wahrnehmung, die deshalb so wohlthuend berührt, weil sie beweist, daß es sich hier nicht im geringsten um eine jener Buchhändlerspeculationen handelt, wie sie heutzutage an den Tod großer Männer anzuknüpfen pflegen. Dafür ist die Schrift, trotz ihrer Kürze, zu gründlich. Wir können das Buch, das auch ein schönes Holzschnittbildniß Darwin's bringt, aus diesen Gründen nur empfehlen.

3. Das Gehirn als Organ des Geistes von H. Charlton Bastian. Zwei Theile. Mit 184 Abbildungen in Holzschnitt. Autorisirte Ausgabe. (Internationale wissenschaftliche Bibliothek, 52. und 53. Band.) Leipzig, Brockhaus. 1882. 8. 12 M.

Buckle hat der deutschen Nation nachgesagt, daß sie in zwei durch eine tiefe Kluft geistig geschiedene Theile zerfalle, in einen, für den die Literatur allein da sei, die Studirten, und einen andern, der an dem geistigen Leben keinen Antheil habe: für jenen schreiben die Dichter und Schriftsteller, meint er, auf den letztern nähmen sie keine Rücksicht; das sei bei den Franzosen z. B. anders, diese hätten eine wirklich populäre Literatur. Von den vielen Paradoxen, die in dem berühmten Werke jenes Schriftstellers sich finden, der vielfach die Dinge geradezu auf den Kopf stellt und dadurch originell erscheint, ist das soeben genannte vielleicht eins der wenigst begründeten. Ist doch „die Nation der Denker“ auch die am meisten und bis in tiefe Schichten für literarische Angelegenheiten empfängliche! Das vorliegende Buch z. B. kann in Deutschland als nicht blos für die Angehörigen der vier Facultäten verständlich, also als im Buckle'schen Sinne bei uns populär gelten, sondern auch ein gut Theil unserer Techniker, Kaufleute u. s. w. wird es verstehen können, was weder in Frankreich noch viel weniger in England selbst der Fall sein würde: denn weder in jenem noch in diesem Lande gibt es so viele, welche Gymnasien oder Realschulen erster und zweiter Ordnung durchgemacht haben; nur für diese aber ist ein solches Buch verständlich.

Der Titel bezeichnet übrigens den Inhalt nicht ausreichend; denn es handelt sich hier um eine vollständige vergleichende Gehirnanatomie, ja um eine solche des ganzen Nervensystems und eigentlich nur nebenbei um die geistigen Thätigkeiten, die vom Gehirn ausgehen, also weniger um physische Psychologie, als um Anatomie der centralen Nerven. Der vergleichend anatomische Theil ist dabei so gründlich und ins Einzelne gehend behandelt, daß selbst Aerzte noch vieles daraus lernen können, wie der Verfasser in der Vorrede es ausspricht, diese sogar viel mehr als andere. In England werden ihn sicher nicht einmal alle Aerzte verstehen können, gewiß nicht die niedern Klassen derselben, die wir nicht haben.

Besonders interessant ist die Beschreibung der stufenweise von den niedern zu den höhern Thieren bis zum Menschen fortschreitenden Entwickelung, der Differenzirung und Vergrößerung des Gehirns und des Rückenmarks, dann die der Eigenthümlichkeiten des Baues, resp. der Form bei den verschiedenen Rassen und Völkern, die der Gewichtsunterschiede bei beiden Geschlechtern u. s. w. Dem Laien werden auch die neuern Ergebnisse der Untersuchungen über die Functionen einzelner Gehirntheile sowie die Erklärung mancher höchst merkwürdigen Vorkommnisse in Krankheiten ganz neue Anschauungen bringen, ebenso die Vergleichung der Gehirnthätigkeit bei Thieren und Menschen.

Die Darstellung des Gegenstandes ist im allgemeinen klar, jedenfalls klarer und verständlicher, als ein deutscher Anatom sie zu Wege brächte. Schreiben die deutschen Gelehrten doch fast alle einen so verwickelten Stil, daß von populärer Darstellungsfähigkeit bei der Mehrzahl derselben keine Rede sein kann. Ihr Deutsch kämpft ewig mit dem Latein und Griechisch, das sie viel gründlicher gelernt haben als ihre Muttersprache, das sich deshalb in ihrem Stil auch stets geltend macht. Ciceronianische und Demosthenische Bandwurmperioden werden ins Deutsche übertragen: sind das doch auch die Meister, welche man deutschen Gymnasiasten vorhält! Selten gelingt es dann noch dem Manne, sich davon wieder frei zu machen und dem Muster eines Lessing, Goethe, Schiller — das beste Deutsch schreiben diese beiden Dichter in ihren Briefen —, Kleist, Strauß, Heine u. s. w. nachzustreben. Trotz der Klarheit der Darstellung wird aber dem Laien gar mancher technische Ausdruck unverständlich sein. Für solche wäre wol am besten ein kleines Lexikon angehängt worden. Welcher Laie kann wissen, was man unter kin-ästhetischen Centren, sensori-motorischer Association, ideomotorischer Bewegung und ähnlichen Ausdrücken, die sich auch bei Bastian finden, zu verstehen hat!

Auch sind von dem Bearbeiter manche Stellen offenbar nicht richtig übersetzt. So liest man z. B. „intelligente“ Bewegungen statt „bewußte“. Vielleicht ist derselbe nicht Fachmann.

4. Ueber das Gesundheitswesen und seine Regelung im Deutschen Reiche. Von Hermann Ploß. Leipzig, Gräbner. 1882. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Seit 1869 will die Frage nach der besten Regelung der ärztlichen Standesverhältnisse nicht zur Ruhe und noch weniger zur gedeihlichen Fortentwickelung kommen trotz aller Beschlüsse, die man schon gefaßt hat, und trotz aller Aufsätze, Schriften und Bücher, die darüber veröffentlicht wurden. An der ganzen Misère sind im Grunde nur jene wenigen berliner Aerzte schuld, welche, um einen lästigen Paragraphen der preußischen Medicinalordnung, wonach sie zu ärztlichen Dienstleistungen gezwungen waren, los zu werden, alle deutschen Aerzte in die Gesellschaft der Kappen-, Hut-, Schuh- und Kleidermacher versetzen halfen mittels eines Paragraphen der Gewerbeordnung. Doch sind die Aerzte viel schlimmer daran als ihre Kappen u. s. w. machenden Collegen; denn sie haben die Anzeigepflicht, die Taxen und noch einiges andere Unangenehme sich gefallen lassen müssen. Die Taxen gelten, wenn nicht vor

Ertheilung des ärztlichen Raths gegenseitige andere Vereinbarung getroffen ist: eine ebenso verirende wie entwürdigende Bestimmung. Als die schlimmste Neuerung aber muß die Freigabe des Pfuschens betrachtet werden.

Die vorliegende Schrift vermehrt die Zahl der vorhandenen, welche die Uebelstände der jetzigen ärztlichen Verhältnisse beseitigen wollen, um eine recht gründliche neue, deren Vorschlägen man beipflichten muß. Wer liest und überdenkt aber solche Schriften? Niemand als höchstens die Aerzte selbst. Die Reichstagsabgeordneten, die Regierungsbeamten haben viel, viel Wichtigeres durchzuberathen als Vorschläge zur Regelung der ärztlichen Standesordnung, die von einem Zweigverein oder gar einem Arzt ausgehen. Wir glauben daher auch nicht, daß diese Schrift etwas helfen wird, wünschen aber aus tiefstem Herzensgrunde, daß durch sie, wie der Verfasser hofft, „allseitig das Interesse für die Sache mehr und mehr erwache, und daß man überall erkenne, um was es sich bei derselben handle". Bis wir eine solche Reichsmedicinalordnung, wie sie das Buch vorschlägt, erhalten, ist aller Wahrscheinlichkeit nach das 19. Jahrhundert längst zu Ende gegangen.

Wem wir etwas pessimistisch-melancholisch gestimmt scheinen sollten, der bedenke, daß es notorisch ist, wie die praktischen Aerzte in Fragen des praktischen Lebens — auch ihres eigenen — die unpraktischsten Menschen sind, die wol reden, schreiben, petitioniren, zu einem einmüthigen consequenten Handeln aber nicht kommen. Oder sollte es doch möglich sein, daß einmal sämmtliche deutschen Aerztevereine sich über eine Normalstandesordnung einigen, die der Reichsregierung als Vorschlag unterbreitet werden könnte, sodaß diese genau wüßte, was die Aerzte denn eigentlich wollen? Hundert Vorschläge einzelner verhelfen uns zu keiner neuen Standesordnung; eine vollständig durchberathene, von allen deutschen Aerzten unterstützte aber müßte sicher berücksichtigt werden. Wenigstens ist dies die Ansicht eines Reichstagsabgeordneten, der ausnahmsweise für ärztliche Standesangelegenheiten Sinn hat und mit der Gesetzgebungsmaschinerie praktisch bekannt ist. Einen Vorschlag also und keine hundert Meinungsäußerungen, mögen diese auch noch so gut an und für sich und gut vorgetragen sein! Sonst könnte es leicht der ärztlichen Standesordnungsfrage ergehen wie dem ewigen Juden, daß sie nie zur Ruhe kommt.

5. Vorträge über Irrenpflege. Für Pfleger und Pflegerinnen, sowie für Gebildete jeden Standes. Von Friedrich Scholz. Bremen, Heinsius. 1882. Gr. 8. 2 M. 80 Pf.

Populäre Vorträge über Irrenpflege „auch für Gebildete jeden Standes"! Aber wo sollen denn in aller Welt Gebildete jeden Standes die ihnen in der Schrift gebotenen Belehrungen verwerthen? In Irrenanstalten? Zu Hause? Für diese allgemeine Adresse können wir das ganze, übrigens recht gute Buch nicht ohne weiteres acceptiren, wohl aber kann es unbedingt den Aerzten als Leitfaden der Irrenheilkunde und -Pflege empfohlen werden; denn sie gehören heutzutage ja bezüglich der letztern fast ganz allgemein noch nicht zu den Sachverständigen, sondern zu der großen Gruppe der „Gebildeten jeden Standes". Nur ein Kapitel kann auch den übrigen Laien nützen, wir meinen das, welches von den Anfangserscheinungen des Irrsinns handelt. Wie oft werden diese nicht übersehen oder falsch gedeutet! Und doch hängt von deren Kenntniß und früher Erkenntniß der Erfolg der Anstaltsbehandlung, die für Irre die einzig zulässige ist, in entscheidendem Maße ab. Und wie muß der Arzt in der Regel darum, daß man die Aermsten doch sofort einer Anstalt übergebe, wahrhaft betteln! Nirgends bedauert man mehr, daß dem Vorurtheil, dem falschen Ehrgefühl gegenüber den Aerzten so wenig Vollmacht zum Zwang gegeben ist, als wenn es sich um die richtige Zeit zur Verbringung von Irren in eine Anstalt handelt. Man kann mit Recht behaupten, daß die Hälfte der Kranken zu spät dahin verbracht wird. In Preußen allein gibt es mehr als 11000 Geisteskranke in den Irrenhäusern: wie viele von diesen ganz oder theilweise wieder gesund geworden wären, wenn man sie zu rechter Zeit in Behandlung gebracht hätte, läßt sich natürlich nicht feststellen, so viel aber ist anzunehmen, daß es ein nicht geringfügiger Procenttheil wäre. Der elfte Vortrag: über „Erkennung der Seelenstörungen in ihrem Beginn, Verbringung der Kranken in die Irrenanstalt", ist deshalb der wichtigste des ganzen Buchs für Laien wie für Aerzte.

Im Interesse der guten Sache wünschen wir dringend, daß das Buch die weiteste Verbreitung finden möge! Es liest sich gut und leicht und ist zum größten Theil für jedermann verständlich gehalten, auch deshalb schon, weil es nur wenige der unzähligen medicinischen Kunstausdrücke verwendet, für die doch meistens leider blos der Goethe'sche Satz vom „Worte ohne Begriff" Geltung hat. Wann wird die Zeit gekommen sein, wo die Deutschen das wissenschaftliche (?) Rotwelsch, welches uns zumeist vom 17. und der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts her noch anhaftet, ebenso wenig mehr in Anwendung bringen wie Franzosen und Engländer? In der Medicin wird es leider in dieser Beziehung nicht besser, sondern täglich schlimmer, seitdem es so viele „Forscher" gibt, die doch ihre „großen Resultate" mit eigenen lateinischen oder griechischen Benennungen vortragen müssen.

Neue Romane und Novellen.

1. Das Haus des Fabrikanten. Ein Roman aus der Wirklichkeit von Gregor Samarow. Zwei Bände. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 1882. 8. 8 M.
2. Pompejanische Novellen und andere von Woldemar Kaden. Stuttgart, Bonz u. Comp. 1882. 8. 6 M.

Gregor Samarow's Romane gehören zu den meistgelesenen unserer Tage, und es ist nicht schwer, zu ergründen, welchen Ursachen sie ihren ungewöhnlichen Erfolg zumeist zu danken haben. Sie waren auf einen jener Instincte des großen Publikums berechnet, an welche sich die mittelmäßige literarische und künstlerische Production mit Vorliebe zu wenden pflegt und auf welche sie bei der Aufwendung einigen Raffinements ihre Wirkung niemals verfehlt haben. Wem sollte es nicht einen ganz eigenen Reiz, ein gewisses prickelndes Behagen gewähren, für eine geraume Weile in den allerintimsten Verkehr mit den Großen dieser Erde gesetzt zu werden, einen genauen Blick zu thun hinter die Coulissen jener Bühne, auf der sich die Weltereignisse vollziehen, um dann am nächsten Tage dem an ihm vorbeirollenden Wagen eines Monarchen oder großen Diplomaten mit dem vertraulichen Schmunzeln des Eingeweihten nachschauen zu können, dem selbst die verborgensten Herzensfalten jenes Großen keine Geheimnisse mehr verhüllen? Es mag das eine etwas wohlfeile Art sein, literarischen Erzeugnissen eine „sensationelle" Wirkung zu sichern; aber immerhin war, so lange uns diese historischen Romane vorlagen, keine Berechtigung gegeben, über Samarow's Befähigung als Romanschriftsteller ein absprechendes Urtheil zu fällen. Man konnte über die Berechtigung der von ihm geschaffenen Gattung streiten; man mußte aber den Erzeugnissen dieser Gattung von vornherein das Zugeständniß machen, daß sie sich von mancher strengen Kunstregel ungestraft emancipiren dürften. Sie erhoben ja auch kaum ernsthaften Anspruch darauf, für wirkliche Romane zu gelten, und die Kritik konnte ihre Eintagserfolge um so bereitwilliger anerkennen, als Stoffe wie die hier behandelten dem Fluch der Kurzlebigkeit vom Augenblick der Geburt an unentrinnbar verfallen sind.

Doch Gregor Samarow selbst scheint der einzige gewesen zu sein, der für das Geheimniß seiner Erfolge nicht die rechte Deutung fand. Niemals würde er sonst den bequemen Weg verlassen haben, auf dem ihm, wenn auch keine Lorbern, so doch goldene Früchte wuchsen, und den er noch lange gefahrlos hätte wandeln können; niemals würde er sonst den verhängnißvollen Schritt auf ein Gebiet gewagt haben, auf welchem ein literarisches Erzeugniß nicht mehr nach seinem Aufputz an Rauschgold und bestechendem Flitterstaat, sondern nur noch nach seinem wahren innern Werthe beurtheilt werden kann. Der zweibändige Roman „aus der Wirklichkeit": „Das Haus des Fabrikanten" (Nr. 1), begibt sich freiwillig all jener äußern Vortheile, welche Samarow's historischen Romanen so viele Freunde gewonnen; keine der handelnden Personen hat es bis zu der kleinsten Krone oder dem unscheinbarsten Ministerportefeuille gebracht; nirgends werden Kriege angezettelt oder Revolutionen ausgebrütet, nirgends findet sich eine bedeutsame Anmerkung, die uns belehrt, daß diese oder jene Aeußerung eine historische sei; nicht in den höchsten, sondern nur in den mittlern Schichten der Gesellschaft vollzieht sich die Handlung, und es ist somit für den Verfasser keine jener Schranken vorhanden, die ihm in seinen frühern Erzeugnissen von der Nothwendigkeit einer gewissen geschichtlichen Treue überall gezogen wurden. Nicht der Chronist und Memoirenschreiber, sondern der Romanschriftsteller steht uns gegenüber, und — es muß gesagt werden — dieser Schriftsteller hat keinen Anspruch darauf, unter die Ersten seines Berufs gezählt zu werden. „Das Haus des Fabrikanten" ist ein Erzeugniß, wie man ihnen in illustrirten Familienblättern zweiten Ranges alljährlich zu Hunderten begegnen kann, und aus jeder Seite drängt sich dem Leser die unabweisbare Erkenntniß auf, daß der Verfasser nicht aus dem Born einer ursprünglichen und bedeutenden dichterischen Gestaltungskraft, sondern lediglich aus einem eng begrenzten Vorrath an Erfahrenem und Erlebtem und aus einer mehr zügellosen als reichen Phantasie geschöpft hat. Wohl finden sich einzelne Züge feiner Beobachtung und treffender Schilderung; aber sie sind gering an Zahl und verschwinden eindruckslos unter der Masse des Unbedeutenden, Oberflächlichen und psychologisch Unwahren. Wem es bei der Lektüre nur darum zu thun ist, eine Reihe von aufregenden Vorgängen kennen zu lernen, der mag immerhin auch bei diesem Roman Samarow's seine Rechnung finden; wer aber mehr sucht als schablonenhaft zurechtgestutzte Dutzendcharaktere, wer von einem guten Roman auch originelle Gedanken und interessante psychologische Probleme erwartet, der wird kaum ein unfruchtbareres Buch zur Hand nehmen können. Dazu kommt eine bisweilen hervortretende stilistische Unbeholfenheit, die eine mehr als gewöhnliche Nachsicht des Publikums voraussetzt. Ich citire als charakteristische Probe nur folgenden Satz:

> Fast hätte man ihn für einen der feindlichen Dämonen halten können, welche das liebliche Asyl der Frühlingsfee bedrohten und gegen welche die chinesischen Drachen ihre spitzen Greifenkrallen ausstrecken müßten, wenn nicht in dem Augenblick, in welchem er, unter den Bäumen hervortretend, Bianca's Gestalt in dem Rahmen der Thür erblickte, ein eigenthümliches, wunderbar sanftes Licht seine finstern Blicke erfüllte; ein Licht, in dessen Strahl Mitleid und Bewunderung, Glück und Kummer, Sorge und Liebe in wundersamer Mischung vereint schienen, wie ja so oft in einer einzigen Regung des menschlichen Herzens sich so vielfach scheinbar widersprechende Gefühle miteinander vermischen, vereinigen, welche dann erst die Kämpfe des Lebens voneinander scheiden, wie das Prisma den Sonnenstrahl in seine verschiedenen Farben zerlegt; nur überwiegend in dem Strahle, welcher aus dem menschlichen Herzen hervorschießt, die dunkeln Farben sich verdichten oft zu finsterer, undurchdringlicher Nacht, und nur für wenig Glückliche bleiben auch in den durch

das Prisma des Lebens gebrochenen Strahlen des Herzens die Töne des Lichts herrschend.

Dieses getreulich wiedergegebene Satzmonstrum, das vielleicht noch nicht einmal das ungeheuerlichste des Werks ist, überhebt mich wol der Aufgabe, auf Inhalt und Form des Romans noch ausführlicher einzugehen. Jedenfalls hat Gregor Samarow mit diesem Roman „aus der Wirklichkeit" seinen „ganzen Verehrern" — so wenigstens schreibt er selbst statt „allen seinen Verehrern" — eine nicht sehr angenehme Ueberraschung bereitet, und es ist zu fürchten, daß der Stern seines literarischen Ruhms rasch verbleichen werde, wenn er nicht noch zur rechten Zeit zurückkehrt in jenes geheimnißvolle Halbdunkel der Hofluft, das so manches Gebrechen seines schriftstellerischen Vermögens liebevoll verhüllte.

Eine ungleich bedeutendere und interessantere literarische Erscheinung ist es, die uns in Woldemar Kaden's „Pompejanischen Novellen" (Nr. 2) entgegentritt, wenngleich zu uneingeschränktem Lobe auch hier nicht Gelegenheit gegeben ist. Eine kurze Skizze von Karl von Thaler, überschrieben „Woldemar Kaden", geht der eigenartigen Novellensammlung voran. Sie gibt ein von Freundeshand entworfenes Bild des Schriftstellers, das in gewissem Sinne zugleich als Erklärung und Rechtfertigung für die Entstehung der vorliegenden Novellen dienen soll. Beseelt und erwärmt von dem innigen Wunsche, dem bisher noch zu wenig anerkannten redlichen Streben eines auf eigenen Pfaden wandelnden Talents zu der verdienten Würdigung zu verhelfen, schildert Karl von Thaler die sympathische Persönlichkeit Kaden's und sein rastloses, hingebendes Bemühen, dem deutschen Publikum die Kenntniß derjenigen italienischen Verhältnisse zu vermitteln, von denen der flüchtig beobachtende Tourist nur wenig oder nichts erfährt. Auf diesem Gebiete sind die Verdienste Woldemar Kaden's in der That nicht zu unterschätzen, und einige seiner früher erschienenen Werke, wie namentlich die „Wandertage in Italien", verdienen wohl, den prächtigen Arbeiten Ferdinand Gregorovius' an die Seite gestellt zu werden. Thaler citirt dann eine Episode aus Kaden's vorletztem Buche und knüpft an dieselbe die Bemerkung:

> Nun ist aber Donna Maria d'Avalos eine prächtige Gestalt für eine Novelle, und man muß bedauern, daß Kaden den dankbaren Stoff nicht in dieser Form behandelte, sondern als Rohmaterial einem spätern deutschen Bearbeiter zur Verfügung stellte. Er hätte das Talent, reizende Novellen aus Italien zu schreiben. Er besitzt lebhafte Phantasie, poetische Anschauung und Auffassung der Dinge, edeln und feinen Stil, dazu eine so genaue Kenntniß Süditaliens, daß nur wenig Einheimische ihm darin gleichkommen. Vielleicht wäre die Novelle das Feld, auf dem er sein Bestes leisten und erreichen würde, wonach er sich sehnt: ein nicht blos von einer ausgewählten Gemeinde hochgeschätzter, sondern im deutschen Volke anerkannter Schriftsteller zu werden.

Kaden hat den in diesen Worten liegenden Rath des Freundes befolgt; „mit großer Schüchternheit" — wie er selbst sagt — hat er sich auf das unbekannte Gebiet gewagt, und die vorliegenden „Pompejanischen Novellen" sind die ersten Früchte, welche er dem neuen Arbeitsfelde abgerungen. Unzweifelhaft wird sich ihnen ein größerer Leserkreis eröffnen als Kaden's frühern Werken; aber die Sehnsucht des Dichters, im ganzen Volke anerkannt zu werden, wird sich durch sie noch nicht erfüllen. Wohl sind diese novellistischen Arbeiten reich an Schönheiten und Vorzügen in Inhalt und Form, aber sie tragen den Stempel eines ersten Versuchs an der Stirn, sie leiden an Mängeln, welche die Gunst der großen Menge von ihnen abwenden müssen. Mit liebevoller Vertiefung der Charaktere, mit seltener Schärfe der Beobachtung, genauer Kenntniß der Verhältnisse und in den elegantesten stilistischen Formen geschrieben, entbehren diese italienischen Novellen doch bis auf einige kleine Ausnahmen jenes echten, warmen, rasch pulsirenden Lebens, jener knappen und energischen Zusammenfassung der Handlung, welche das Interesse und die Spannung des Lesers wach erhält und einen harmonischen Eindruck in seiner Seele hinterläßt. Der Verfasser ist gewohnt zu schildern, zu beschreiben, zu plaudern; der Charakter seiner frühern Werke hat ihm völlige Freiheit gelassen bezüglich der Wahl seiner Stoffe und ihrer Behandlung; es stand ihm frei, sich in eine liebevolle Betrachtung des Details zu vertiefen, ohne daß daraus ein Nachtheil für das Ganze erwachsen wäre; er konnte sprungweise von dem einen auf das andere übergehen, konnte jeden Gegenstand, jedes Thema fallen lassen, sobald es ihm nicht mehr zusagte, und konnte es an anderer Stelle wieder aufnehmen, wenn es galt, neue Farbentöne in das kaleidoskopisch bunte Bild zu bringen. Die Darstellung wurde durch alle diese Feinheiten nur frischer, lebendiger, anregender; denn wer vertrüge wol bei einer allgemeinen Schilderung von Land und Leuten die Einförmigkeit einer durchaus gleichmäßig durchgeführten Behandlung und systematischen Gliederung des Stoffs.

Ungleich strenger aber sind die Anforderungen, wenn die Kunstform eine andere wird, und dieselben Eigenthümlichkeiten der Darstellung, welche Kaden's frühere Werke so unterhaltend und schätzenswerth machten, bezeichnen einen Mangel seiner hier vorliegenden Novellen. Es fehlt ihnen allen ein einheitlicher organischer Aufbau; die Handlung zerfließt nach allen Seiten hin, ohne daß der Erzähler selbst es bemerkt; er verliert zuweilen die Herrschaft über seinen Stoff; mit gewaltigen Sprüngen muß er schließlich wieder nach den hierhin und dorthin zerflatterten Fäden haschen, und ihre erneute Zusammenfügung erhält etwas Gewaltsames und Unbefriedigendes, das durch alle Schönheit des Details nicht vollständig ausgeglichen werden kann. Am schärfsten treten diese Schwächen in der ersten Novelle: „In der Morgenröthe", welche die Hälfte des umfangreichen Bandes einnimmt, hervor, obwol sich andererseits auch gerade hier Kaden's bedeutendes und eigenartiges Talent im hellsten Lichte zeigt. Aber der Vorwurf, welchen der Dichter gewählt, ist zu groß und gewaltig für eine Novelle — wäre er doch fast zu gewaltig für einen bände-

reichen Roman! Die „Morgenröthe“ ist das langsam sich ausbreitende Licht des jungen Christenthums, dem die Finsterniß Neronischen Wahnsinns und Neronischer Schreckensherrschaft gegenübersteht. Der Stoff ist würdig und groß, und unter den vielen, welche ihn bisher in allen erdenklichen Formen der Dichtkunst zu behandeln versucht haben, ist Kaden vielleicht der Berufensten einer; aber an der Unmöglichkeit, diesen riesenhaften Stoff in dem engen Rahmen einer Novelle zusammenzufassen, mußte auch seine Kraft erlahmen. Die Arbeit, die er endlich geschaffen, ist kein einheitliches Kunstgebilde mehr, nur noch eine Zusammenfügung von Bildern und Episoden, denen die echte, innerliche Verbindung fehlt und die unverständlich sind ohne Kenntniß der Geschichte. Hätte er statt dieser großen Novelle nur die meisterliche Episode von Agathemeros und Chrysogene, die in der jetzigen Fassung fast ganz verloren geht, in leicht zu bewirkender Abrundung dargeboten, so wäre unsere Literatur um eine der reizendsten und werthvollsten Erzählungen bereichert gewesen.

Auch von der Novelle „Eine pompejanische Nike“, die im 16. Jahrhundert spielt, läßt sich Aehnliches sagen, und in größerm oder geringerm Maße haften die gerügten Fehler auch den drei letzten kleinen Novellen an, deren Stoffe den Tagen der Gegenwart entnommen sind. Der düstere, tragische Hintergrund dieser kleinen Erzählungen ist ein scharfer Gegensatz zu dem blendenden Colorit italienischen Himmels und italienischer Landschaft, welches Kaden mit bewunderungswürdigem Geschick über sie ausgegossen hat. In dieser unnachahmlichen Hervorzauberung einer durchaus lebendigen Illusion liegt ja die eigentliche Stärke des Verfassers; aber auch von seiner dichterischen Gestaltungskraft hat er in den „Pompejanischen Novellen“ so vollgültige Beweise gegeben, daß künftigen Arbeiten derselben Kunstart die allgemeine Anerkennung nicht fehlen wird, wenn der Verfasser nur für seine Darstellungsweise das Wort beherzigen möchte: „In der Beschränkung zeigt sich der Meister.“

Reinhold Ortmann.

Vermischte Schriften.

1. Erinnerungen (1841—1881) von Heinrich Laube. (Gesammelte Schriften, sechzehnter Band.) Mit Laube's Bildniß. Wien, Braumüller. 1882. 8. 4 M.

Der vorliegende Band bildet den Schluß der „Gesammelten Schriften“ und ist mit Laube's Bildniß geschmückt. Die literarische Bedeutung Laube's zu würdigen, ist hier wol nicht am Platze; es genügt, kurz den Inhalt dieses Bandes anzudeuten. Er enthält eine Reihe von Feuilletons, welche Erlebnisse des Autors behandeln und durchweg viel Interessantes bieten. Für die Zeit-, Literatur- und Theatergeschichte geben sie werthvolle Aufschlüsse. Die kräftige anschauliche Darstellung macht die Lektüre genußreich.

2. Sängerkrieg in Tirol. Erinnerungen aus den Jahren 1842—1844. Von Ludwig Steub. Stuttgart, Bonz u. Comp. 1882. 12. 5 M.

Das Buch ist ein Beitrag zur Detailgeschichte der deutschen Literatur, und zwar behandelt es ein bisher ziemlich unbeachtet gebliebenes, offen gestanden, auch wenig interessantes Gebiet. In der vormärzlichen Zeit gab es in Tirol Dichter und Literaten, die jedoch eine abgesonderte Stellung einnahmen. Den tiroler Localstandpunkt konnten auch die Aufgeklärtern nicht verlassen. Das Buch erzählt nun ausführlich und breit eine etwas unerquickliche Episode des literarischen Lebens in Tirol, nämlich den kleinlichen Streit zwischen den Dichtern Beda Weber, Joseph Streiter und Johannes Schuler, in welchen auch Ludwig Steub mit verwickelt war. In weitern Kreisen bekannt geworden ist nur Beda Weber, dessen Charakter uns in ziemlich ungünstigem Lichte dargestellt wird. Steub schildert ihn als eiteln, von Eigendünkel besessenen Ränkeschmied und erhärtet dies durch Briefe und Artikel. Man erhält einen sehr unerfreulichen Eindruck und möchte schließlich wünschen, dieser widerliche Streit wäre nicht ans Tageslicht gezogen worden. Weder die Affaire noch die Persönlichkeiten, die dabei eine Rolle spielten, sind bedeutend genug. Was in dem Buche interessirt, sind die Streiflichter auf die damaligen Cultur- und Gesellschaftszustände in Tirol; auch sonst finden sich noch einige für den Cultur- und Literarhistoriker interessante Bemerkungen. Eine ausgiebige Kürzung hätte dem Buche nur zum Vortheile gereicht.

3. Nippsachen. Allerlei Moquantes von Julian Weiß. Leipzig, Thiel. 1882. 12. 1 M.

Man braucht gerade nicht prüde zu sein, um sich doch gelegentlich über diese „Nippsachen“ zu ärgern, die in das Boudoir einer Hetäre passen. Der Autor will geistreich sein — er besitzt auch wirklich Witz und Geist, aber talmudisch geschult —, entbehrt indeß des ästhetischen Feingefühls und verwechselt bisweilen Zote mit Witz. Ist der Inhalt sehr oft geradezu gemein, so ist auch die Form nachlässig und geschmacklos. Schon das erste Gedicht (?) „Moderner Atavismus“ ist ein Bänkelsängerlied; „Geknickte Blüte“ beginnt:

> Es liebt ein Floh eine Flöhin,
> Und sie liebt ihn wieder retour (!) . . .

und endet mit der Moral:

> Und als Moral soll dir genügen
> Das Wort: „Wärst du nit auffi g'stiegen!“

Ebenso widerlich — und welch greuliche Reime! — ist „Ein verfluchter Kerl“.

Unter den Sprüchen und Epigrammen findet sich mancher gute Einfall. Der Autor hat aber auch nicht wenige als sein Eigenthum ausgegeben, die andere vor ihm gehabt haben.

Feuilleton.

Aus der Schriftstellerwelt.

In Leipzig, in jener Stadt, in welcher Deutschlands größter Dichter eine so schöne, von ihm selbst so reizend geschilderte Jugendzeit verlebt hat, starb am 20. Januar in tiefster Zurückgezogenheit und in wenig günstiger finanzieller Lage sein Enkel Freiherr Maximilian Wolfgang von Goethe, preußischer Legationsrath und sächsischer Kammerherr. Er war geboren am 28. October 1820, der Sohn August Walther von Goethe's und der geistig so regsamen Ottilie von Pogwisch. Er hatte die Rechte studirt, dann sich der diplomatischen Laufbahn zugewendet, und war bei den preußischen Gesandtschaften in Rom und Dresden thätig, bis er gegen 1860 den Staatsdienst aufgab und sich in das Privatleben zurückzog. Wolfgang von Goethe hat sich auch als Dichter versucht, und wie er schon in seiner Schrift „Der Mensch und die elementare Natur" (1845) sich als einen sinnigen und ernsten Betrachtungen zugewendeten Denker zeigte, so findet sich der gleiche Zug in seinen Gedichten wieder; doch der Name Wolfgang von Goethe forderte zu Parallelen heraus, welche auf den nachgeborenen Dichter entmuthigend wirken mußten. Seine Hauptdichtung „Erlinde" (1845) behandelt eine Sage von der Ilm, dem kleinen weimarischen Fluß, aus dem bisweilen ja auch die Muse des großen Dichters schöpfte. Erlinde, die Ilmnixe, lockt einen Ritter an, den sie aber nicht zu fesseln vermag, weil er ihr Wesen, das Wesen eines Naturgeistes, nicht versteht. Derselbe sinnige Zug, der durch diese Dichtung geht, findet sich auch in den „Gedichten" (1851), welche Maximilian Wolfgang von Goethe im Cotta'schen Verlag herausgab. Noch lebt Wolfgang's älterer Bruder Walter Wolfgang, der verschiedene Compositionen herausgegeben hat, in Weimar.

— Am 17. Januar starb in Göttingen Julius Tittmann, Facultäts-Assessor und Docent der Universität. Derselbe hat in Gemeinschaft mit Karl Goedeke die im Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden „Deutschen Dichter des sechzehnten Jahrhunderts" und „Deutschen Dichter des siebzehnten Jahrhunderts" herausgegeben und wesentlich dazu beigetragen, daß diese verdienstlichen Unternehmen, welche das Interesse für ältere Werke der deutschen Literatur in weiten Kreisen zu erwecken suchen, sich mehr und mehr in den Haus- und Familienbibliotheken einbürgern. Von ihm selbst herausgegeben wurden die „Schauspiele aus dem sechzehnten Jahrhundert", die „Spruchgedichte" und „Dramatischen Gedichte" von Hans Sachs, „Die Schauspiele der Englischen Komödianten in Deutschland", „Die Schauspiele des Herzogs Julius von Braunschweig", Martin Opitz' „Ausgewählte Dichtungen", Paul Fleming's „Gedichte", Johann Christian Günther's „Gedichte", die „Dramatischen Dichtungen" und die „Lyrischen Gedichte" von Andreas Gryphius, den „Simplicissimus" und die „Simplicianischen Schriften" von Grimmelshausen. Auch zwei Bände der „Bibliothek der deutschen Nationalliteratur des 18. und 19. Jahrhunderts": Bürger's „Gedichte" und „Die bezauberte Rose" von Ernst Schulze, hat er herausgegeben und mit Einleitung und Anmerkungen versehen. Tittmann vereinigte Fleiß, Gelehrsamkeit und guten Geschmack: dadurch war er zur Herausgabe älterer deutscher Schriftsteller wie wenige berufen.

Bibliographie.

Chronicon Islebiense. Eisleber Stadt-Chronik aus den Jahren 1520—1738. Nach der Urschrift mit erklärenden Anmerkungen und einem Ortsregister herausgegeben von H. Grössler und F. Sommer. Eisleben, Mähnert. 1882. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Faltson, F., Zwei Schweizer Fahrten. Flüchtige Blätter aus einem Reisetagebuche. Königsberg, Hartung. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Gottlob, A., Karls IV. private und politische Beziehungen zu Frankreich. Innsbruck, Wagner. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Haase, F., Ungeschminkte Briefe. Dresden, Minden. 8. 1 M. 50 Pf.

Eduard von Hartmann und das Christenthum. Eine Streitschrift. Von einem lutherischen Laien. Emden, Haynel. 1882. 8. 60 Pf.

Henschke, Ulrike, Eduard Cauer. Gedächtnißrede. Berlin, Springer. 8. 60 Pf.

Hiller, F., Goethe's musikalisches Leben. Köln, Du Mont-Schauberg. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Hölty, H., Gesammte Dichtungen. Hannover, Weichelt. 1882. Gr. 8. 6 M.

Hommel, F., Die semitischen Völker und Sprachen, als erster Versuch einer Encyclopädie der semitischen Sprach- und Alterthums-Wissenschaft. II. — A. u. d. T.: Die vorsemitischen Kulturen in Aegypten und Babylonien. Leipzig, O. Schulze. 1882. Gr. 8. 7 M.

Horst, A. Freih. von der, Das Garde-Schützen-Bataillon. Ein kurzer Abriß seiner Geschichte von der Stiftung bis zur Jetztzeit, bearbeitet im Auftrage und unter Mitwirkung des Bataillons-Kommandos. Mit einem Uniformbilde und 2 Holzschnitten. Berlin, Mittler u. Sohn. 1882. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Huyssen, G., Die Poesie des Krieges und die Kriegs-Poesie. Berlin, Maurer-Greiner. Gr. 8. 6 M.

Jäger, A., Geschichte der landständischen Verfassung Tirols. 2ter Bd. 1ster Thl. — A. u. d. T.: Die Genesis der Landstände Tirols von dem Ende des XIII. Jahrhunderts bis zum Tode des Herzogs Friedrich mit der leeren Tasche 1439. Innsbruck, Wagner. 1882. Gr. 8. 8 M.

Kautzmann van Osterzee, S., Fürstin und Frau. Ein Charakter- und Sittengemälde aus der holländischen Geschichte. Autorisirte Uebersetzung von Mathilde Karstens. Mit einem Vorwort von O. Funcke. Basel, Schneider. Gr. 8. 3 M.

Kiel, F., Die Venus von Milo. Ein neuer Versuch ihrer Ergänzung, Erklärung und Würdigung. Mit einer Holzschnitt-Tafel. Hannover, Hahn. 1882. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Kleinwächter, F., Die Kartelle. Ein Beitrag zur Frage der Organisation der Volkswirthschaft. Innsbruck, Wagner. Gr. 8. 5 M. 20 Pf.

Deutsche Kunst in Bild und Lied. Original-Beiträge deutscher Maler, Dichter und Tonkünstler, herausgegeben von A. Traeger. Lithographischer Druck der Kunstanstalt von J. G. Bach in Leipzig. 24ster Bd. Leipzig, Klinkhardt. Gr. 4. 20 M.

Künstle, G., Kohlenstoff-Skizzen. Ein organisch-chemisches hohes Lied. 2te Aufl. München, Th. Ackermann. 1882. 8. 1 M. 20 Pf.

Kuntze, J. E., Römische Bilder aus alter und neuer Zeit. Leipzig, J. Naumann. 1882. 8. 4 M.

Ladewig, P., Poppo von Stablo und die klosterreformen unter den ersten Saliern. Berlin, Puttkammer u. Mühlbrecht. Gr. 8. 3 M.

Lambert, Bethlehem. Aus den neuprovenzalischen Weihnachtsliedern ausgewählt und frei übertragen durch W. Kreiten S. J. Freiburg i. Br., Herder. 1882. 8. 1 M. 50 Pf.

Lange, J. P., Wie definirt man die Musik? Eine Kultur- und Kunstfrage, behandelt. Bonn, Hochgürtel. 1882. Gr. 8. 60 Pf.

Langwerth v. Simmern, H. Freih., Von 1790 bis 1797. Der Revolutionskrieg im Lichte unserer Zeit. Hannover, Brandes. 1882. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Lerchenfeld, M. Freih. v., Zur Geschichte des bairischen Concordats. Nördlingen, Beck. Gr. 8. 2 M.

Marriot, E., Die Familie Hartenberg. Roman aus dem Wiener Leben. Berlin, F. u. P. Lehmann. Gr. 8. 3 M.

Meißner, A., Norbert Norson. Leben und Lieben in Rom. 1810. 1811. Zürich, Schmidt. 8. 4 M.

Mickiewicz, A., Poetische Werke. Uebersetzt von S. Lipiner. 1ster Bd. — A. u. d. T.: Herr Thaddäus oder der letzte Eintritt in Lithauen. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1882. Gr. 8. 6 M.

Muff, K., Das 3. württembergische Jägerbataillon, jetzt Füsilierbataillon des Grenadierregiments „König Karl" (5. württembergisches) Nr. 123. Ein Erinnerungsblatt. Tübingen, Fues. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Müller-Suderburg, G., Aus stillen Stunden. Lieder für Haus und Herz. Hannover, Feesche. 12. 1 M. 50 Pf.

Nord, P., Auf der Woge des Lebens. Gedichte. Dresden, Pierson. 1882. 8. 1 M. 50 Pf.

Pape, J., Ehe Völker waren. Geschichte der Menschheit als Familie. Bremen, Heinsius. 1882. Gr. 8. 2 M. 25 Pf.

Quellen und Darstellungen zur Geschichte Niedersachsens. Herausgegeben vom historischen Verein für Niedersachsen. 1ster Bd. Hannover, Hahn. Gr. 8. 6 M. 40 Pf.

Ranke, L. v., Weltgeschichte. 3ter Thl.: Das altrömische Kaiserthum. Mit kritischen Erörterungen zur alten Geschichte. 2 Abtheilungen. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 21 M.

Rehmke, J., Der Pessimismus und die Sittenlehre. Eine Untersuchung. Leipzig, Klinkhardt. 1882. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Steinbach, J., Heimatsklänge. Dichtungen der hervorragendsten ungarischen Poeten, mit einem Anhang von National-Volksliedern, ins Deutsche umgedichtet. Gross-Kanizsa, Wajdits. 12. 2 M.

Stolz, C., Land und Leute auf der Westküste Indiens. Nach eigener Auschauung geschildert. Basel, Missionsbuchhandlung. 1882. 8. 50 Pf.

Stricker, S., Studien über die Association der Vorstellungen. Mit einer Abbildung in Lichtdruck. Wien, Braumüller. Gr. 8. 3 M.

Sylva, Carmen, Die Hexe. Zu der Statue von Carl Cauer. Mit einem Titelbild. Berlin, A. Duncker. 1882. 8. 2 M.

Theurer, K., Lebensblumen. Ein Gruß an die strebende Jugend. Gedichte. Mit Bildniß in Lichtdruck. Stuttgart, Greiner. 1882. 16. 1 M. 50 Pf.

Zur Phraseologie der Volksschulpädagogik. Von Quintus Fixlein II. Augsburg, Lampart u. Comp. 1882. 8. 2 M.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 7. — 15. Februar 1883.

Literarische Unterhaltungen.

Professor Faust.

„Goethe und kein Ende" — gewiß ist das ein berechtigter Ausruf jüngerer strebender Kräfte, über deren aufkeimende dichterische Blütengärten sich die Lawine der Goethe-Literatur wälzt. Literarischer Forschung sei jedes Recht und Verdienst eingeräumt; wo sie sich aber in einen Kleinkram verzettelt, in einen Dalailama-Cultus ausartet, wo sie gegenüber der Production der Gegenwart sich das Ansehen gibt, als habe ein Goethe'scher Waschzettel mehr Werth als das Werk eines neuern begabten Dichters, und als habe sich der Entdecker irgendeines bisher unbekannten Actenstücks aus der Goethe-Aera größeres Verdienst um die Nationalliteratur erworben als der Schöpfer eines neuen Dichtwerks, das ja, wie jene Herren meinen, mit dem Fluche des sogenannten Epigonenthums behaftet ist: da ist ein Protest am Platze, auch wenn er sich gegen namhafte Kathedermänner richtet, und man darf mit Achselzucken ausrufen: „Goethe und kein Ende".

Als wir die Rede, welche der namhafte Physiolog Emil du Bois-Reymond am 15. October 1882 bei Antritt des Rectorats der königlichen Friedrich Wilhelms-Universität zu Berlin gehalten, mit dem Titel: „Goethe und kein Ende" im Buchhandel (Leipzig, Veit u. Comp.) angekündigt sahen, da wunderten wir uns wol zunächst darüber, daß eine physiologische Magnificenz einen solchen Abstecher auf das Gebiet der schönen Literatur unternehme, glaubten aber dann, Professor Du Bois-Reymond habe es auf einen Feldzug gegen die überwuchernde Goethe-Literatur abgesehen. Dies ist indeß keineswegs der Fall. Abgesehen von einer Kritik des Naturforschers Goethe, der ja von jeher in den Augen der Naturgelehrten wenig Gnade fand mit seiner „Farbenlehre", während Philosophen wie Hegel sich gern zu den Grundsätzen derselben bekannten, enthält diese Rede nach einigen allgemeinen Betrachtungen über Goethe's Welt- und Lebensanschauung vorzugsweise einen Faust-Commentar, dem man Originalität nicht absprechen kann.

Der Standpunkt, von dem aus dieser Commentar geschrieben ist, muß als derjenige akademischer Collegialität bezeichnet werden: Seine Magnificenz sieht in dem Dr. Faust einen Collegen, der vielen Anlaß zur Unzufriedenheit gibt und wegen seines extravaganten Lebenswandels keine Aussicht hat, in den engern Senat aufgenommen zu werden. Es ist der „Professor" Faust, welchen Du Bois-Reymond einer sittlichen Censur unterwirft, indem er gleich von vornherein seinem Erstaunen über die psychologische Unwahrheit der Faust-Fabel Ausdruck gibt. Schon das erscheint ihm als poetische Uebertreibung, daß Faust sich das Leben nehmen will, weil er sieht, daß wir nichts wissen können. „In keines Menschen Brust", sagt Du Bois Reymond, „ist der Wissensdrang heftiger als die jedem Lebendigen eingeborene Lust zu leben, und ohnehin solche Verzweiflung durchaus nicht die ethische Frucht des Ignorabimus. Die Entsagung in diesem Bekenntniß kann mit der reinsten Beruhigung einhergehen, schon deshalb, weil zu wissen, daß und warum man nicht weiß, Wissen ist: wie denn Mathematik eine Aufgabe für bewältigt hält, deren Unlösbarkeit sie bewies." Es ist also klar, daß der Faust ein verzeichneter Charakter ist, oder zum mindesten nicht in die Universitätsschablone paßt: denn was sollte aus den Universitäten werden, wenn die Professoren wegen des Ignorabimus die Opiumtinctur hervorholen wollten?

Am unwahrscheinlichsten aber erscheint es Du Bois-Reymond, daß ein Mann, der so mit den Geistern verkehrt wie Faust, ein Mann von solcher spiritistischen

Erfahrung nicht blos den Glauben an Unsterblichkeit verleugnen, von der Gefahr sprechen, ins Nichts dahinzufließen, sondern auch zwischen Selbstmord und ungefesselter Genußsucht schwanken kann. Mit einem satirischen Ausfall auf die Zöllner'schen Untersuchungen und spiritistischen Entdeckungen sagt Du Bois-Reymond: „Man stelle sich vor (was ja nicht weit von Auerbach's Keller sich noch vor kurzem angeblich zutrug), wissenschaftlich gebildete Männer voll ernsten Erkenntnißtriebes und von sittlicher Haltung, deutsche Professoren wie Faust mit einem Wort, erführen Dinge, welche ihnen die Ueberzeugung vom Dasein einer übersinnlichen Welt mit der unbedingten Gewißheit einer naturwissenschaftlichen Thatsache aufdrängten. Man denke sich durch das Zeugniß unserer Sinne jeden Zweifel gehoben an der Wirklichkeit von Engeln, Teufeln, Gespenstern, an der Nähe der abgeschiedenen Seelen unserer Geliebten oder auch großer Männer der Vorzeit, die aber hoffentlich sich geistreicher äußern würden als bei frühern Gelegenheiten. Man träume sich nur wirklich einmal hinein in den Wahn, von theils unsichtbaren, theils unsern Sinnen wahrnehmbaren schrankenlosen Existenzen umgeben zu sein. Wer vermöchte den in unserer Weltanschauung bewirkten Umschwung zu schildern? Also es war doch so, und alle unsere Schulweisheit ging fehl! Würden wir unter der Gewalt solcher Katastrophe nicht zerknirscht, nicht anbetend zusammensinken? Kaum daß uns Lust bliebe, die leuchtenden Gestalten spectroskopisch zu studiren, oder etwas von ihrer Substanz für die chemische Untersuchung aufzufangen." Der Spiritist Faust, „der ernste deutsche Professor", konnte also nach seiner Rückkehr aus der vierten Dimension unmöglich sich ins wilde Leben, in ephemere, ja verbrecherische Freuden stürzen, zum Verführer und Todtschläger werden; er mußte entweder anbetend niederknien, oder den Erdgeist und vielleicht auch den Mephistopheles spectroskopisch untersuchen.

Leider begeht aber Professor Faust eine Todsünde, welche ihm die modernen Naturforscher nie verzeihen können, indem er von derartigen Untersuchungen und Instrumenten gering denkt und despectirlich spricht:

Geheimnißvoll am lichten Tag
Läßt sich Natur des Schleiers nicht berauben,
Und was sie deinem Geist nicht offenbaren mag,
Das zwingst du ihr nicht ab mit Hebeln und mit Schrauben.

Hinc illae lacrymae! Goethe hatte eine Abneigung gegen das Experiment und hegte Geringschätzung gegen die schulmäßigen Bemühungen der Naturforscher. Du Bois-Reymond belehrt ihn indeß, daß richtig gebaute Instrumente die Kenntniß und Macht des Menschen innerhalb der Grenzen des Naturerkennens fördern und dazu unentbehrlich sind. Wie hätte nun eine Faustiade von Du Bois-Reymond ausgesehen? Er hätte solchen Stoff sich nicht gewählt; denn die Faustsage ist der Hexenglaube in höherer Sphäre und gehört der Zeit der tiefsten Erniedrigung der Menschheit an; doch hätte er ein Faustgedicht geschaffen, so würde sein Held als ein um die Wahrheit redlich bemühter Mann nie einen Selbstmordversuch gemacht, sich mit den Geistern gut vertragen, sie gelegentlich wissenschaftlich untersucht haben. Hatte er nun einmal in verbrecherischem Leichtsinn den Liebesroman mit Gretchen angesponnen, obgleich das für einen Mann in Amt und Würden ein sehr unbedachter Handel ist, so hätte er doch wenigstens Gretchen geheirathet, sein Kind ehrlich gemacht und dann Elektrisirmaschine und Luftpumpe erfunden: das ist in der That ein Vorschlag, den Du Bois-Reymond für einen zweiten Theil des „Faust" macht. Dann wäre doch Professor Faust ein respectabler Mann wie die andern, und Mephistopheles wäre um eine Seele geprellt, ehe sie ihm die Engel aus den Klauen reißen.

Wir haben selbst in unserer „Nationalliteratur" den Bedenken Ausdruck gegeben, welche sich gegen die Lebensexperimente der schönen Seelen erheben, denen die eigene Bildung höchster Zweck ist und die daher reuelos in das Leben anderer eingreifen, oder sich mit Elfenthau das Gewissen aus der Seele baden lassen: aber die Prosa der spießbürgerlichen Lebensmoral, die sich in der Faustkritik Du Bois-Reymond's ausspricht, ist ein gänzlich ungeeigneter Maßstab für die großen Dimensionen einer solchen Dichtung wie der „Faust", und man begreift nicht recht, warum ein Physiolog, der in Deutschland nicht wie in England zu den Philosophen zählt, einen solchen Abstecher auf das ästhetisch-philosophische Gebiet gewagt hat. Gleichwol ist Du Bois-Reymond kein Goethe-Feind. Er sagt von dem Dichter: „Der Sänger so vieler beglückenden Lieder; der Schöpfer so vieler sei's ernster, sei's reizender Gestalten; der bald anmuthig bestrickende, bald gewaltig packende Erzähler; der Sehnsucht weckende Landschaftsmaler; der tiefe Ergründer und kluge Berather des menschlichen Herzens; der Verkünder heiter antiker Weltanschauung; endlich der freie hochschwebende Geist, der unwürdiger Fessel bar doch in Kunst und Leben sich mit schönem Maß bewegte, und ohne fromm zu sein selig war: das ist der Goethe, der mit Homer und Shakspeare uns nicht von der Seite kommt, an den wir in guten und bösen Stunden wie an einen Freund uns halten. Er ist's, dem jeder von uns auch unbewußt ein mächtig Theil seiner selbst verdankt, dem die Denkmäler gelten, den das Ausland feiert, den die fernste Zukunft nennen wird, von dem wir gern immer wieder auch das Kleinste vernehmen, und über dessen Größe kein Streit ist."

Dieser Panegyrikus mit seiner schönen und warmen Beredsamkeit mag uns mit den Schrullen des Naturforschers aussöhnen, der sich einen Faust zurechtmacht, wie er ihn als Collegen in der Facultät gern an seiner Seite sehen würde.

Rudolf von Gottschall.

Altdeutsches und Literarhistorisches.

1. Die ursprünglichen Lieder vom Ende der Nibelungen. Ein Beitrag zur Nibelungenfrage von Hugo Busch. Halle, Niemeyer. 1882. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Diese Arbeit verdankt wie manche ähnliche ihr Dasein einem Einfall des unerschöpflichen Professor Scherer in Berlin. Sie sollte eine Lanze für eine von Lachmann's Nibelungentheorien brechen, und sie hat dies mit jenem tragischen Erfolge gethan, der den Schriften der Liedertheoretiker immer treu geblieben ist; aus allerlei Hypothesen und Behauptungen, deren Restrictionen eine die andere immer in den Schwanz beißen, sind sie nie zu Beweisen gelangt. Scherer hatte Busch „angeregt", die Lieder 16 und 17 Lachmann'scher Währung, welche die Ankunft der Nibelungen im Ezel-Schlosse, Hagen's und Volker's trutziges Benehmen gegen die Königin und den feierlichen Empfang der Gäste durch Ezel selbst umfassen, einer „genauern Prüfung" zu unterziehen mit dem Geheiß, in den beiden von Lachmann willkürlich zugeschnittenen Segmenten „einheitliche Kunstwerke" zu entdecken. Statt dieses Begehren seines Auftraggebers zu erfüllen, hat nun Busch in dem angezogenen Theil nicht zwei geschlossene Lieder zu begrenzen und festzustellen vermocht, wohl aber Bruchstücke von drei Liedern darin erkannt; solches zwar an der Hand der Thidrekssage, eines Romans, welcher der Zeit nach bedeutend jünger ist als das Nibelungenlied. Innerhalb der Darstellungen desselben und denen der Sage bestehen nämlich Differenzen, mit Hülfe derer nun Busch Widersprüche, welche die genannten Lieder selbst enthalten sollen, zu lösen unternimmt. Die Kritik wird also zunächst diese letztern erwägen müssen.

„Uns ist in alten maeren wunders vil geseit", das ist das Programm des Nibelungendichters. Auf diesen „alten maeren", mögen es Erzählungen, kleinere Epen oder Romanzen — wer weiß es? — gewesen sein, hat der Dichter gefußt. Manche Darstellungen derselben Scenen u. s. w. mögen nun nicht unbeträchtlich voneinander abgewichen sein. Daß der Dichter unter dem Einfluß dieser Varianten gestanden hat, ist erklärlich, aber die Versuche, nachzuweisen, daß erihn besiegte, sind wenigstens Zarncke immer gelungen. So z. B. erscheint Wilmanns („Beiträge zur Erklärung und Geschichte des Nibelungenliedes") die Scene während des Empfangs im Schlosse, in welcher Hagen mit Volker sich vor Kriemhild's Saal niederläßt, während die Könige mit ihren Rittern sich auf dem Hof zum feierlichen Zug zu Ezel ordnen, „abgeschmackt". Zarncke replicirt („Literarisches Centralblatt", 1876): „Der Dichter wird wol ausreichend in der Anschauung der Vorkommnisse seiner Zeit gestanden haben. Tausend Ritter, eben von der Reise kommend, ehe sich das ordnet zum Aufzuge, zu einer feierlichen Audienz, da verläuft schon Zeit." Derartige haarscharfe und schlagende Erwiderungen wirft Busch freilich dem Gründer unserer unitarischen Nibelungenkritik als eine seiner gekünsteltsten vor und bemerkt dazu — ein Specimen seiner eigenen kritischen Qualität: „Nicht während der Scene, sondern erst nach derselben ordnen sich die Burgunden zum Aufzug." Das ist ein völliges Misverstehen der Situation. Sobald Hagen und Volker zurückkehren, setzt sich der Zug in Bewegung, der also während dieser Scene sich geordnet hat. „Und hätten überhaupt bei den Vorbereitungen zu demselben die Hauptphelden Hagen und Volker sich unbekümmert absondern und den Königen die Sorge darum allein überlassen dürfen?!" Gewiß! Hagen und Volker waren keine Kämmerer, und von Sorge ist nicht die Rede. Ohne Verzug nach seiner Begrüßung mit Dietrich drängt es Hagen in verwegenem Trutz, sich Kriemhilden allein zu stellen; nur um des Freundes Gegenwart bittet er. Wir sehen, Busch hat seine „Lieder" noch lange nicht genug verstanden, um an ihrer Substanz Secirversuche vorzunehmen; Professor Scherer hätte ihn dessen bedeuten sollen.

Derart nun sind alle Widersprüche, die Busch zu sehen und zu lösen meint. Diese Erörterungen aber gehören in germanistische Fachschriften, wo ich sie gern geben will, nicht in d. Bl. Hier sei nur noch bemerkt, daß er auch 1654, 2 „si warte nâch den mâgen so vriunt nâch friunden tuont" völlig misversteht. Denn was sagt das anders als: „sie schaute aus nach ihren Verwandten, wie es Verwandte nach Verwandten thun"? Hier kommt es ja eben nur auf die Thatsache selbst an, nicht auf die psychischen Affecte, unter denen sie vor sich geht. Busch's Verständniß seines „Liedes" ist ebenso dürftig, wie seine ästhetisch-kritischen Organe schwächlich sind. So z. B. sind die Burgunden bekanntlich abends angekommen. Busch stört das: „Denn wenn die Burgunden am Abend ankommen, kann Kriemhild (vom Thurme aus nach ihnen ausschauend, Str. 1655) unmöglich ihre Schilde und Rüstungen glänzen sehen." Es heißt aber doch:

Es war der Sonnwendabend licht entglommen,
Der Himmel stand in rosenheller Glut,
Da waren sie zum Ezelnschlosse kommen,
Die Herrn vom Rhein und ihre Ritter gut.

Und nun noch eins, das letzte. Die Verlobungsscene Giselher's und Dietlind's erscheint unserm Textkritiker fast komisch; sic — „fast komisch". „Giselher", heißt es hier, „der bisher nicht das geringste Interesse für Dietlind gezeigt hat" (Busch überhört völlig, wie fein der Dichter aus Volker's Munde den allbesiegenden Eindruck des Fräuleins motivirt), „sieht sich plötzlich vor der Alternative, entweder unhöflich zu sein oder sich mit der Jungfrau zu verloben. Man möchte sagen, er muß gute Miene zum bösen Spiel machen. Nirgends gibt er auch etwa seiner Liebe Ausdruck; bei der Verlobung heißt es nur (Str. 1623, 2—4):

vil schiere dô was dâ
mit sînen wîzen handen, der si umbeslôz,
Giselhêr der junge; swie lützel si sîn doch genôz."

Nun, wenn hier kein Liebes-Ausdruck ist, wenn er sie „vil schiere“ an sich drückt, dann weiß ich nicht, was unser Nibelungen-Lieder-Freund unter Liebes-Aus-druck versteht, wenn er nicht jenen Begriff meint, den jener Theil des Compositums bezeichnet, von dem einmal Kleopatra spricht („Antonius und Kleopatra“, V, 2).

So kann die Schrift vor unserer Kritik nicht bestehen; die Widersprüche, die ihr das Leben gaben, existiren nicht.

2. Die Leiche und Lieder des Schenken Ulrich von Winterstetten. Herausgegeben von J. Minor. Wien, Konegen. 1882. Gr. 8. 3 M.

Der Verfasser reicht uns eine gediegene, feinmethodische Ausgabe der Gedichte Ulrich's von Winterstetten, eines virtuosen Meisters des spätern Minnesangs, dessen Epoche kurz und anschaulich charakterisirt wird:

Auf die Periode der Classicität folgt immer und überall das Virtuosenthum der Epigonenzeit. Der innere Gehalt dieser Epigonenlieder steht freilich mit der äußern Form in umgekehrtem Verhältniß: je reicher und mannichfaltiger diese sich zeigt, um so ärmer, conventioneller und uninteressanter wird jener. Bei den schwäbischen Dichtern wird thatsächlich nur mehr die conversationelle Liebesphrase und Liebesklage mit unzähligen Reimvariationen in Verse gebracht. Nicht der Inhalt schafft sich die Form, sondern die Form den Inhalt: zu dem Reim wird der Gedanke gesucht. Daher die unzähligen, meistens durch den Reim veranlaßten Wiederholungen in ihren Liedern.

Den Texten selbst gehen sprachliche und metrische Bemerkungen voraus. Es heißt:

Auch die Anlage und Composition der Winterstetten'schen Lieder, besonders der Eingang, ist nach einem Schema verfertigt. Am häufigsten ist der Natureingang, wonach man Winterstetten's Minnelieder in Sommer- und Winterlieder unterscheiden könnte.

So wird der Dichter methodisch und mit sicherer, geübter Hand charakterisirt. Des Herausgebers Sprache ist klar und concinn. Seine Beobachtungen sind treffend, seine Behauptungen wohlgestützt und reichlich illustrirt. Der Einfluß Neidhart's wird betont; des Dichters „Tagelieder“ werden analysirt. Sie „sind alle dreistrophig und stimmen in der Anlage genau überein“. Eine schöne Belesenheit steht Minor hier zu Gebote. So weist er nach, wie sich das Motiv des Austausches der Herzen der Minnenden wie so viele andere (ich erinnere an den Falken Kürenberg's und Romeo's) bei Shakspeare erhalten hat; vgl. „King Richard II“: „Thus give I mine and thus take I thy heart“. Die Metrik Winterstetten's wird eingehend untersucht; seinen Alliterationen, Annominationen, Wortspielen, seinen Reimkunststücken besonders wird liebevoll nachgegangen, und die Mittel werden vorgeführt, durch welche diese liebenswürdigen Gaukeleien dem Künstler gelingen.

Dann folgt der wohlgeordnete, feingesäuberte, klar nach den Reimtendenzen des Dichters typisirte Text. Der volle kritische Apparat ist beigegeben; die Handschriften sind mit ungemeiner Sorgfalt abgewogen, nur mit Zartheit und immer mit hohem Geschick wurden eigenhändige Eingriffe unternommen.

So ist das elegante Buch allen Freunden unserer mittelhochdeutschen Poesie mit Wärme zu empfehlen, dem Verfasser aber für seine mühevolle Leistung aller Dank zu spenden.

Wie die vorige Arbeit dem Professor Müllenhoff gewidmet war, so ist es auch die folgende:

3. Wirnt von Gravenberg. Eine literarhistorische Untersuchung von Richard Bethge. Berlin, Weidmann. 1881. Gr. 8. 2 M.

Es ist eine schöne Freude, darf man einem verehrten Gönner oder Freunde eine Geistesarbeit bringen zum Gruße oder Dankesopfer. Aber kündigt sich diese Spende, wie hier die Bethge'sche, in einem so idolatrischen Dedicationsstile wie: „ehrfurchtsvoll gewidmet“ an, so ergreift mich ob solcher Selbstentäußerungsfähigkeit des Gebers ein frommer Schauder.

Das Buch selbst ist mit Fleiß und Gründlichkeit gearbeitet, wenn auch die Methode etwas handwerksmäßig gehandhabt ist. Eine nähere Würdigung desselben aber fällt gleichfalls in den Bereich der deutsch-philologischen Fachzeitschriften.

Der Verfasser theilt sein Buch in zwei Kapitel ein: „I. Die französische Quelle“ (des Wigalois); „II. Die Bearbeitung Wirnt's von Gravenberg“.

Die Resultate des ersten Kapitels gipfeln in dem Nachweis, daß kein anderes Werk als der „Bel Inconnu“ Renauld's de Beaujeu die Quelle gewesen sein kann. Das zweite erörtert, daß Wirnt nicht das französische Gedicht selbst gekannt oder theilweise etwa in einer Handschrift vor sich gehabt habe, sondern der einmaligen mündlichen, anfangs ungenauen, später immer lückenhaftern Erzählung eines Knappen gefolgt sei. Hieraus werden Wirnt's Abweichungen erklärt, viele aber auch als absichtliche Aenderungen. Des Dichters Weise wird als eine nüchterne, zur Didaktik und zu moralisirenden Reflexionen geneigte bezeichnet. Seiner Quelle steht er viel freier als andere Dichter gegenüber. „Bei all dieser Freiheit aber verräth er dennoch überall die Unsicherheit und Unselbständigkeit des Anfängers.“ Vorbildlich wirkten nach des Verfassers Untersuchung im Anfang besonders Hartmann, später Wolfram, durchgehends aber Veldeke's „Eneit“ auf ihn ein.

Das Endurtheil über Wirnt ist kein günstiges. Seine dichterische Begabung wird als eine geringe hingestellt; es wird betont, daß der Stoff so gar elend erst durch seine Bearbeitung geworden. Beide Vorwürfe sind ungegründet. Verse wie „Wigalois“ 163:

er zôch ir abe ein ringerlîn
und nam ir vürspan âne ir danc.
ein lützel er mit ir geranc
und kust si an ir rôten munt
âne sin: im was unkunt,
waz ez dem herzen fröude gît —

sind gewandt und dichterisch genug; und daß der Stoff erst durch ihn so elend geworden sei, ist völlig widersinnig, da es sich doch nur um den Stoff handeln kann, den der Dichter kannte, nicht um den, wie ihn die

späte Weisheit unsers Buches kennt. Bedauerlich aber ist folgender Ausspruch des Verfassers: „Die Dichtkunst des deutschen Mittelalters beruhte auf fester Tradition, innerhalb deren auch mäßig begabte Dichter in ihrer Art Treffliches leisten konnten.“ Ein mäßig begabter Dichter kann nie Treffliches leisten, und an Traditionen ist und bleibt seit je und für immer alle Poesie gebunden. Und auch der peremptorische folgende Passus: „Mit Wirnt von Gravenberg beginnt der Verfall des höfischen Epos zu derselben Zeit, wo es durch Wolfram zu seiner höchsten Vollendung emporgehoben wurde“, ist so wenig zutreffend, als wenn man sagen wollte, mit Kotzebue beginne der Verfall unsers Dramas zu einer Zeit, wo es durch Schiller, Goethe und Kleist beinahe classisch geworden sei.

So verräth das Buch löbliche philologische Dressur, die literarhistorischen Perspectiven aber sind verzeichnet; und dadurch, daß Wirnt zum Repräsentanten „der Durchschnittsbildung seiner Zeit“ gemacht wird, fällt auf den übel behandelten Helden der Monographie schließlich noch ein Schatten, in dem er sich mit Wolfram von Eschenbach und Ulrich von Lichtenstein die Hand schütteln darf; „der Durchschnittstalente seiner Zeit“, wollte der Verfasser sagen. Doch auch hierin irrt er; die Verse Wirnt's und seine Diction verrathen ein entschiedenes, wenn auch kein epochemachendes Talent.

Derlei fleißige Handwerksarbeit lichtet indeß immer mehr das Gestrüpp im altdeutschen Dichterwald und ebnet den Weg zu mancher Quelle, an der ein buntes Vöglein sein Gefieder sonnt und sein Liedchen trillert, dem nun nachgehen mag, wer daran sich erfreut.

Eine ähnliche Aufgabe beschäftigt das folgende Werk, in dem ein Arbeiter ausgesandt wird, den altdeutschen Parnassos zugänglich zu machen, von einer Firma, welche die Sache resolut nach allen Windrichtungen in Angriff nimmt. Es erschien nämlich als zehntes und elftes Bändchen der „Sammlung altdeutscher Werke in neuen Bearbeitungen“ und ist betitelt:

4. Der Edelstein von Ulrich Boner. Ausgewählt und sprachlich erneuert mit Einleitung und Erläuterung von Max Oberbreyer. Staßfurt, Förster. 1881. 8. 2 M.

Der Verfasser schickt Notizen über den Dichter und die einschlägige Literatur voraus: „Er verfaßte hundert Fabeln, darunter am Ende einige Schwänke, die er unter dem Titel «Der Edelstein» sammelte. Edelstein nannte er das Buch, weil es in sich Beispiele mancher Klugheit trage und wie der Edelstein eine innere Kraft habe.“ Der Dichter gehörte einem altangesessenen Geschlechte Berns an. Lessing zuerst wies („Zur Geschichte und Literatur“, I, 1—42; V, 1—42) nach, daß er 22 Fabeln aus dem Avian, 52 aus dem sogenannten Anonymus des Nevelet entlehnt habe; die Quellen der andern 26 Fabeln aufzusuchen, verhinderte ihn der Tod. Oberbreyer gibt uns eine Auswahl seiner Werke, doch befremdlicherweise ohne Angabe der bezüglichen Standorte in seinen Quellen. Betont wird das Princip „gewissenhafter Anlehnung an den Urtext“. „Eine größere Formschönheit“, heißt es, „hätte sich nur durch eine freiere Bearbeitung erreichen lassen.“ Eine solche aber wolle die Sammlung nicht bringen; nur eine „Auffrischung und Erneuerung des alten Textes“. „Zudem“, sagt der Uebersetzer im Anklang an ein bekanntes Pfeiffer'sches Dictum, „ist es meine Ansicht, daß man gerade mittelhochdeutsche Dichtungen nicht mit plumpem Finger berühren darf, weil ihnen sonst der Schmetterlingsstaub abgestreift wird.“

Sehen wir, wie viel des „Schmetterlingsstaubes“ der Erneuerung verblieben ist; vgl. z. B.:

Ein Fuchs zu hungern begann,
Unter einen hohen Baum er kam,
Auf den ein Rabe kam geflogen,
Mit einem Käs' er kam gezogen,
Den er geraubet hatte wo,
Deß ward der Fuchs ohn' Maßen froh.
Da ihn der Fuchs ansah erst,
Mit glatten Worten er da sprach.

Man sieht, hier ist von „größerer oder geringerer Formschönheit“ überhaupt keine Spur; hier regiert vielmehr gar keine Form. Weiter:

Auf einem Berge stand ein Eiche,
Die keinem Winde wol je weiche,
Weil sie war stark, lang und groß.
Unter dem Berge war ein Moos,
Durch das floß ein kühler Bach,
Da man manch Rohr wachsen sah.

Auch hier, sieht man, herrscht totale Formlosigkeit und wird die Sprache geradezu mishandelt. Ferner:

Wo ganze Treue bleiben soll,
Da soll man nicht glauben wohl
Allen Fremden, das rath' ich,
Wer Freund will sein, der hüte sich
Vor falschen Lügnern,
Die mit Lügenmären
Betrüben guter Leute Muth
Und scheiden manche Freundschaft gut.

Was soll man zu solcher Maschinenarbeit sagen? Ich selbst habe mich mehrfach, unter anderm gerade auch in meiner Kritik der in der gleichen Sammlung erschienenen „Minnesänger“ Pannier's im heidelberger „Literaturblatt für germanische und romanische Philologie“, über die Principien jener höhern Uebersetzungskunst, wie sie Wieland, Herder, Lessing, Goethe, Schiller und Schlegel geübt haben, ausgesprochen, und meine praktische Bethätigung derselben hat gerade auch in d. Bl. Billigung gefunden. An ihrer Richtschnur allein scheint es möglich, den Genuß unserer alten Poesie zu verallgemeinern.

Oberbreyer hat denn auf seinem Holzwege alle Correctheit des ursprünglichen Ausdrucks gebrochen, die sprachliche Reinheit verwischt, den metrischen Wohlklang vernichtet in jeder Schwingung.

5. Germanische Abhandlungen, herausgegeben von Karl Weinhold. I. Beiträge zum Leben und Dichten Daniel Casper's von Lohenstein von Konrad Müller. Mit einem Bilde des Dichters. Breslau, Koebner. 1882. Gr. 8. 3 M.

Den „Quellen und Forschungen", den „Beiträgen" Paul's und Braune's und andern cyklischen Publicationen der germanischen Philologie unter Karl Weinhold's berufener Führung sich anschließend, eröffnet ein Kreis jüngerer schlesischer Gelehrter mit oben angezeigtem Werk eine neue Serie germanistischer Untersuchungen und Textausgaben, die in zwanglosen Heften erscheinen soll.

Der Verfasser reicht uns sein Erstlingswerk, das er „der Heimat" gewidmet hat; es gibt eine nahezu erschöpfende Biographie und werthvolle Notizen zu der literarhistorischen Bedeutung Lohenstein's. Letztere freilich, deshalb reden wir nur von Notizen, mußte in einer Schrift von dieser Anlage weitaus umfänglicher und tiefgehender dargestellt werden.

Zu der Biographie möchten wir bemerken, daß es freilich dem Biographen geboten ist, nachzuspüren, was sein Held der Schule zu danken oder vorzuwerfen habe; ebenso aber muß er zu entdecken suchen, wo die Schule spurlos an dem Zögling vorübergegangen ist. Was z. B. verdankt Müllner's, Fichte's, Gaudy's Eigenart Schulpforte? Hier eruirt der Verfasser zu viel. Auch zu S. 41 sei bemerkt, daß sich die Thatsache, welche der Verfasser aus mangelnden Gegenangaben construirt, des Dichters Studentenleben sei „so gar auf der einförmigen Landstraße der Pflicht verlaufen", nicht aus der frühen Promotion schließen läßt. Sehr interessant ist die diplomatische Sendung Lohenstein's dargestellt. Der literarhistorische Theil aber schmeckt zu sehr nach der Schule und ist in sich zu zerstückelt. Den Vorwurf, von dem der Verfasser auf S. 93 spricht, hat die Literaturgeschichte Lohenstein nicht persönlich, sondern nur als einem Typus der schlesischen Poesie seiner Zeit gemacht. Sprachlich endlich scheint der Verfasser einigermaßen in die Fußstapfen seines Helden zu treten, denn wenn es in der, nicht durchaus treffenden Schlußkritik heißt: „Seine Muse ist eine kalte, berechnende Dirne, geschminkt mit Gelehrsamkeit, und es ziert sie nicht, daß sie ihre unförmlichen Reize buhlerisch aufdringt", so gemuthet mich das stark — Lohensteinisch.

Adalbert Schroeter.

Ein neugriechisches Trauerspiel.

Dukas. Tragödie in fünf Aufzügen von Alexander Rizo Rangabé. Aus dem Griechischen übertragen von O. A. Ellissen. Breslau, Schottländer. 1881. 8. 4 M.

Vielleicht nirgendwo sollte das rege Aufblühen der neugriechischen Literatur eine solche lebhafte und uneigennützige Theilnahme erwecken als in Deutschland, welches aus dem Geiste der altgriechischen immer neue Bildungsnahrung gezogen hat und noch zieht. Diese innige und uneigennützige Wechselwirkung zwischen den beiden Literaturen aber hat ihren vielleicht bedeutendsten, jedenfalls wärmsten Vertreter in der ehrwürdigen Person unsers Autors, der, Dichter und Staatsmann, Schriftsteller und Pädagog zugleich, wie wenig andere seines Volks auf ein ereignißreiches und thätiges Dasein zurückblicken und als eine verkörperte Chronik seines Zeitalters gelten kann. In Konstantinopel geboren, noch ehe der Funken der griechischen Freiheitsbewegung zur Flamme aufschlug, hat er alle die Stadien dieser Bewegung, als Knabe freilich und aus der Ferne, mit reger Theilnahme verfolgt, um als Jüngling, Mann und Greis selbstthätig am Wiederaufbau seines Volks mitzuarbeiten. Für Deutschland ist er längst kein Fremder mehr; denn wie er in dieser Adoptivheimat, und zwar in München, eine heitere Jugend verlebte, so war ihm vergönnt, im neuen deutschen Reich nun schon fast ein Decennium den griechischen Staat zu vertreten und mit einflußreichem Wirken ein lebhaft heiteres Greisenalter im thätigsten Zusammenleben mit der Wissenschaft — otium cum dignitate — zu verbinden. Von einer so interessanten Persönlichkeit würde jede Gabe des Interesses werth sein, wie viel mehr eine von solcher künstlerischen Bedeutung und in so vorzüglicher Uebersetzung, wie sie von einem so sorgsamen und tüchtigen Schriftsteller wie O. A. Ellissen nicht anders zu erwarten war. Die Tragödie „Dukas" behandelt die Eroberung von Konstantinopel durch die Kreuzfahrer im Jahre 1204, einen Stoff, gleich interessant für den Griechen wie für uns abendländische „Franken", denn in der Geschichte des griechischen Kaiserthums wie in derjenigen der Kreuzzüge bezeichnet sie einen gefährlichen Wendepunkt für beide Parteien. Freilich ist der Stoff ebenso verwickelt wie interessant, und wiewol schon die Jugend staunend von dem neunzigjährigen blinden Helden Dandolo und dem unglücklichen geblendeten Kaiser Isaak liest, so pflegt doch selbst die Kenntniß hochgebildeter Kreise nicht viel weiter zu reichen. Da war denn unser Autor wesentlich vor andern im Vortheil, indem vieles, was ein Fernerstehender mühsam und doch unzulänglich, allein schon was den Localton betrifft, sich theoretisch aneignen muß, ihm, dem Sohn des Phanariotenviertels *) von Byzanz, von Jugend an geläufig ist; und so war er wie kein anderer berufen, daß äußerst verwickelte Bild jener Zeit zu entwickeln, und zwar in Zügen, welche gleich weit entfernt sind von unwahrer Idealisirung — denn die Schwächen des Griechenthums, an denen seine Selbständigkeit zu Grunde ging, werden scharf und sicher gezeichnet und die Erbärmlichkeit des byzantinischen Höflingsdienstes erbarmungslos gegeißelt — wie auch von unkünstlerischer historischer Treue, die gerade hier crasser und unerträglicher sein müßte als

*) Der Name Rangabe kommt bereits 813 vor und zwar als Beiname des Kaisers Michael I., der aber keine Dynastie stiftete; ob die Familie unsers Dichters sich von ihm herleitet, wäre interessant zu erfahren.

sonst; da bekanntlich der Byzantinismus, an der Grenze zweier Zeitalter und zweier Culturen hart bedrängt, stellenweise in furchtbare Roheit ausartete. Nur der wahre Künstler kann die haarscharfe Mittellinie wandeln, die von beiden Polen gleich weit entfernt, beide gleich eng verbindet, und die Art, wie unser Dichter sicher und genau diese Linie innehält, zeigt, daß er ein wahrer Künstler ist.

Sollen wir sonst noch die künstlerische Stellung dieser Tragödie wie die verwandte seines Autors präcisiren, so wäre es für Griechenland die, daß hier eine unfruchtbare Nachahmung der Alten aufgegeben ist, ohne daß das Unvergängliche davon, der würdige Inhalt, aufgegeben ward, und daß die lebendige Handlung moderner germanischer Tragik auf classischen Boden verpflanzt ward, ohne jenen zu überwuchern. Es steht also das Drama ungefähr auf der Basis der Schiller'schen Kunstanschauung, welche hiermit ihr Heimatsrecht an der Wiege aller Künste findet; ein Pfropfreis vom veredelten Blütenstrauch auf den verwilderten, ureigenen Baum zurückoculirt; und sollen wir unbefangen unsere Ansicht aussprechen, in welchem Maße dieses deutsche Kunstelement für die griechische Literatur folgenreich sein müsse, so stehen wir nicht an, zu erklären, daß es für Griechenland von größtem Nutzen sein würde, diesen fruchtbaren Weg weiter zu verfolgen. Doch ist zunächst noch zu bezweifeln, ob das griechische Volk in seiner Majorität mit seinen beweglichen Elementen Stetigkeit genug besitzt, um diesem ruhigen Leitstern des nordischen abgeklärten Idealismus dauernd folgen zu können, von dem sich abzuwenden gleichwol für dasselbe stets ein Abirren bedeuten würde; genug daß es eine wenn auch kleine Anzahl ruhiger und besonnener Männer in Griechenland gibt, die auf diesen Leitstern hinweisen, wie Rangabé, und daß deren Stimme schließlich in den Zeiten der Gefahr hörbarer ist als das verworrene Geschrei derer, die keinen höhern Gesichtspunkt als das Parteigezänke kennen.

Für Deutschland wirft die Betrachtung dieses Stücks natürlich nicht so ernste und wichtige Schlagschatten in die Zukunft; wir können uns ungehindert an der klaren und künstlerischen Abrundung eines historischen Gemäldes erfreuen, welches, an unsere Art zu denken und zu dichten angelehnt, Entferntestes uns in verständliche Nähe rückt und als klares, formvollendetes Bild eines wichtigen, verwickelten Moments einen Ehrenplatz in der Galerie der historischen Dichtung beanspruchen darf.

Wenn wir hier von Schiller'scher Schule redeten, so sei auch eines sehr wesentlichen Unterschiedes gleich jetzt gedacht. Feuer und Idealismus im Sinne der jugendlichen Helden unsers großen Dichters wird man auch hier in schwungvoller Weise vertreten finden; nicht aber die eigentliche dramatische Leidenschaft, die unaufhaltsam zu gewaltig erschütternder Höhe sich emporgipfelt. Unser neugriechischer Dichter ist nämlich vor allem ein beschaulicher feinsinniger Geist, der aus der Fülle geistreicher psychologischer Beobachtung heraus seine Gestalten aufbaut, nicht aber von eigener innerer Leidenschaft erfüllt; wo nun dieselbe trotzdem zum Ausdruck kommt, ist sie mehr ethischer und rhetorischer Natur, hierin freilich von ihrem Vorbild nicht eben weit entfernt. Doch ist diese Rhetorik nicht eine kühle, anempfundene, sondern eine natürliche, warm aufquellende, und eine Figur wie die des Leo Sguras, in welcher die Vaterlandsliebe und die Hoffnung auf dessen Zukunft in glaubwürdiger Weise verkörpert worden, ist der beste Beweis dafür. Dennoch wird der Mangel dramatischer titanischer Wildheit und innerer unabwendbarer Nothwendigkeit des Conflicts stets den Eindruck schwächen, am meisten wol bei einer Aufführung selbst, während im übrigen die reichhaltigen Einzelheiten, die beim Lesen fast verwirren, lebhaft durch eine solche zur Anschauung gelangen mögen. Vor allem fehlt diese innere dramatische Nothwendigkeit der Hauptfigur; dem Alexios Dukas, der gleichwol eine tief durchdachte und wohlausgeführte Darstellung eines verhärteten Bösewichts uns bietet. Wie ist nun dieser Widerspruch zu erklären? Dukas, ein entfernter Verwandter des Kaiserhauses der Komnenen, wegen seiner düster zusammengewachsenen Augenbrauen von den Zeitgenossen „Murtzuflos" genannt, strebt nach der Kaiserkrone, aber auf sehr gewundenem Wege; auch hat er dem Alexios Komnenos geholfen, dessen Bruder Isaak vom Thron zu stürzen und zu blenden. Nun, da der Sohn Isaak's, der junge Alexios, mit Hülfe der Kreuzfahrer anrückt, den Usurpator zu stürzen, unterstützt ihn Dukas heimlich, um alsdann erst, wenn Alexios Kaiser geworden sei, und er ihn als „Lateiner" in Widerspruch mit der griechischen Kirche gebracht habe, vornehmlich aber nachdem erst die Franken, die ihn stützen, abgezogen seien, denselben zu entthronen und seine Stelle einzunehmen. Ein wohldurchdachter, aber allzu sehr gewundener Plan, der dem Zuschauer schwer verständlich gemacht werden kann. Es fehlt erstlich etwas in der Motivirung; denn zunächst wird kein näherer Grund angegeben, weshalb Dukas alle diese Pläne gefaßt hat. Freilich ist ja die Herrschsucht an sich Grund genug; aber dieselbe, wenn sie alleiniger Grund ist, tritt weit ungeduldiger und heftiger auf; so mußte sie, zudem Dukas persönlich als „Murtzuflos" einen unsympathischen Eindruck macht, schon gleich zu Anfang scharf, heftig und ungeduldig hervorbrechen; und wenn andere Gründe, so die Anwesenheit der Franken, ihn zum Zaudern und zu krummen Wegen veranlaßten, so mußte dies seine Ungeduld und Heftigkeit nur noch mehr stacheln und zu flammendem Ausbruch seinem Vertrauten gegenüber reizen. Hier aber erscheint Dukas durchaus als Weltmann mit überlegenem Humor und Sarkasmus, die Chancen abwägend, als ob ihn das gar nicht so anginge und er nur ein künstliches Schachspiel in aller Sicherheit durchspiele, allzu sicher seines verschlungenen Wegs. Das ist sicherlich eine echt griechische Darstellung des Intriguanten, und sie ist zweifellos klar und sicher durchgeführt; sie ist aber nicht diejenige Darstellung, welche den Zuschauer zu Furcht und Mitleid

hinreißt und also dramatisch im höhern Sinne wirkt. Erst im fünften Act, wo er den gefangenen Kaiser Alexios, d. h. den jungen, im Thurm selbst zu ermorden sich entschließt, da sein Gehilfe Comsantios sich davor entsetzt, kommt ein solches unmittelbar wirkendes dramatisches Motiv zur Anschauung; da wird Dukas erst ganz der blutige, finstere Mann der Leidenschaft, der er von Anfang sein müßte, um uns, wenn auch von der grausigen Seite, zu packen und unheimlich zu fesseln. Demnach ist denn auch dieser fünfte Act dramatisch der ausdrucksvollste des ganzen Stücks, obgleich oder vielleicht gerade weil die andern, während hier die rohe Naturgewalt durchbricht, so fein ausgearbeitet sind. In der That zeigt es von feinster satirischer Berechnung, wie Dukas die Kaiserin Euphrosyne belügt, deren Tochter Eudokia er zur Gemahlin fordert, und wie er den jungen Alexios in seine Netze zu ziehen weiß, sodaß derselbe ihn für seinen besten Freund hält; aber die zierliche, gewundene Schnitzarbeit seiner Intrigue ist zu fein, als daß sie nicht zerbrechen sollte; und sie zerbricht gerade dort, wo er sich am sichersten dünkt. Wenn er nämlich Eudokia zwingen zu können meint, so widersetzt sich diese freilich, wird aber durch die übermächtige Hinterlist zum Schweigen und zur Ergebung gezwungen; aber die Rückkehr der Franken, die er nie aus dem Kreise seiner Berechnung hätte lassen müssen, macht seiner kurzen Scheinherrschaft und seinen Projecten ein schnelles Ende. Der Kaiser Alexios Komnenos, schwach und großsprecherisch, dabei bereit zu beten, wo es der Gefahr ins Auge zu sehen gilt, und zu grausamen Thaten doch aus Schwäche geneigt — ein Widerspruch, der nur scheinbar ist —, ist sehr genau nach der Geschichte dargestellt, vielleicht zu genau, um interessiren zu können. Auch die Zeichnung des gefangenen und geblendeten Kaisers Isaak Angelos, der grausam und unentschlossen, schwelgerisch und charakterlos war, ist von historischer Treue, nur daß der arme Mann allzu sehr durch das Martyrium veredelt erscheint; und daß Isaak seiner Befreiung durch die Franken widerstrebt und seinen Sohn abhalten will, durch fremde Waffen das Vaterland anzugreifen, ist, soweit wir die Quellen kennen, nicht wol zu begründen, da er ihnen nachträglich im Namen seines Sohnes dankte. Es ist dieser Zug wol nur den innersten edeln Wünschen des Autors entsprungen, der, auch darin seinem Vorbilde Schiller nicht unähnlich, seinen Gestalten oft Worte in den Mund legt, die sie in dieser Weise nicht sagen konnten, wodurch dann allerdings ein fremder, wenn auch nicht unsympathischer Zug von Idealisirung in das Gemälde hineinkommt. Eine hübsche Zeichnung ist die des jungen Alexios, der immer vertrauensvoll und offen, zum Guten stets begeistert und ohne Ahnung der hinterlistig ihm gelegten Schlingen rettungslos in dieselben verfällt, „ein braves Werkzeug, nützlich und gefahrlos", wie Dukas sich ausdrückt; die Liebe, die er zu der nahe verwandten Eudokia faßt, wird ihm zum verderblichen Fallstrick, in den ihn Dukas allmählich verwickelt, sodaß dieser, nachdem er ihn dadurch auch mit der Kirche verfeindet hat, ihn leicht stürzen kann. Unter den Frauencharakteren ragt, was die Klarheit der Zeichnung anbetrifft, am meisten hervor der der Maria, der zweiten Gemahlin des gefangenen Isaak, deren Energie und Leidenschaftlichkeit scharf und sicher ausgeprägt ist, und die in dem edeln Markgrafen von Montferrat, dem Führer der Franken, ihrem zukünftigen Gemahl, ein würdiges Gegenbild findet; sehr interessant ist hier die neidlose Bewunderung fränkisch-abendländischer Rittertugend und Männlichkeit, die der patriotische Dichter seinem Volke geradezu als Vorbild aufstellt. Eudokia ist vielleicht etwas zu edel und kindlich aufgefaßt, wie es für die wenn auch schuldlose Witwe des grausamen Triballerkönigs wol nicht ganz paßt; und der Ausdruck ihrer Liebe zu Leo Sguras, dem Unterfeldherrn, ist so schwärmerisch unschuldig, wie nur je ein deutsches Mädchen, „blauäugig und blondlockig", die erste Liebe gestanden hat. Hier vielleicht ist am stärksten sichtbar, wie sehr der Dichter sich in deutsches Denken und Fühlen hineingelebt hat, auch wo es dramatisch weniger am Platze ist; übrigens ist der Ausdruck dieser Gefühle stets in edler, mannhafter Haltung gegeben. Auch die schöne Gestalt des Leo Sguras, ihres Geliebten, ist von dieser deutschthümlichen, etwas mädchenhaften Zartheit stellenweise nicht freizusprechen; dafür aber ist derselbe sonst, wo er in seiner schönen Männlichkeit allein den trotzigen Halt sucht, desto klarer und energischer gezeichnet, markig und fest als Mann der That und folglich der Zukunft, in schroffem Widerspruch allen diesen schalen, elenden Höflingen gegenüber, deren Zeichnung ebenso satirisch bitter als wahr. Verwunderlich übrigens ist beiläufig hierbei, daß der Dichter den Geschichtschreiber Nicetas unter diesen Höflingen aufgeführt hat, ohne ihm, im Guten oder im Schlechten, ein Wort in den Mund zu legen. In Leo Sguras aber, den frischen Jüngling, der, aufgewachsen im Lärm des Kriegs, fern der giftathmenden Luft des verführerischen Hofes, des „alten Ruhmes junge Triebe" um keinen lassen möchte, hat der Dichter sein innerstes Gefühl und Hoffen für Griechenlands Zukunft hineingelegt, und wie der Jüngling dem treulosen elenden Dukas im Kriege noch treu bleibt um Griechenlands willen, obwol er ihn verachtet, obwol er ihm erklärt, daß er ihm für später ewige Feindschaft anzukünden gesonnen sei: das ist die echte Zeichnung eines patriotisch gewaltigen Charakters, wie er des antiken Griechenland würdig wäre; und der stolze Schluß, in welchem Leo, nicht prahlend, die Gnade den Franken gegenüber abweist, um für sein Vaterland zu kämpfen, ist um so schöner gedacht, als, wie gesagt, die Haltung des Frankenführers Montferrat hier wie im ganzen Stück vom Autor neidlos und bewundernd in scharfer Gegenüberstellung ebenso kühn und geradezu vorbildlich in voller Größe vorgeführt wird: ein Zeichen zugleich der Unparteilichkeit wie der künstlerischen Reife des Dichters, dessen patriotische Intentionen wol werth wären, bei seinen Landesgenossen eindringlichste Beachtung zu finden.

Alexander Petrick.

Fredrika Bremer.

Romane und Erzählungen von Fredrika Bremer. Neue Ausgabe. 24 Theile. Leipzig, Brockhaus. 1882. 8. 20 M. (Auch in 40 Lieferungen à 50 Pf.)

Mit aufrichtiger Freude haben wir das Erscheinen einer neuen Ausgabe von Fredrika Bremer's „Romanen und Erzählungen" begrüßt. Vor unserer Erinnerung stieg eine lange Reihe guter und heller Stunden auf, unvergeßlicher Stunden reinsten Genusses, die uns in längstvergangenen Tagen durch die Lektüre jener trefflichen Schriften zutheil geworden sind. Die Zeit, in der man über den Freuden und Leiden der „Töchter des Präsidenten", der „Nachbarn", „Nina's", des „Hauses" sich selbst und alles um sich her vergessen konnte und vergaß, war in der That das, was nach der landläufigen Meinung ja die ganze Jugend ist: eine goldene Zeit! Nicht wie an verblaßte Romanfiguren, nein, wie an gute alte Bekannte aus glücklichen Tagen denken wir, und mit uns wol noch viele unserer Gebildeten, an alle jene lebenswarmen Gestalten zurück, deren frei von der Dichterin erfundenen Geschicke damals unsere Herzen bewegten. Aber nur wenige unter uns sind sich wol dessen bewußt, daß sie dem stillen Einfluß eben jener Gestalten gar manches von dem Besten verdanken, das sie heute in sich tragen: manches, das ihnen den Weg durch das Leben erleichtert, sie über Kleinliches erhoben, ihnen Kleines werth gemacht hat.

Meisterin in der liebenswürdigen Kunst, eindringlich und doch nicht aufdringlich zu predigen, zu moralisiren ohne langweilig zu sein, mit einer feinen Beobachtungsgabe und daneben mit dem glücklichsten Humor begabt, entfaltet Fredrika Bremer ihr eigenartiges Talent am vollkommensten in Schilderungen des Familienlebens mit seinen kleinen, oft spaßhaften Nöthen und Schwierigkeiten und seinen das Herz erwärmenden und stärkenden Freuden. Jeder falsche Idealismus, der uns die Wirklichkeit unterschätzen lehrt, ist ihr fremd; sie ist durchdrungen von der leider noch oft verkannten Wahrheit, daß die sogenannte Prosa des Lebens, von dem rechten Standpunkte aus betrachtet und im rechten Sinne erfaßt, die höchste Poesie sei, die größte Glückseligkeit bieten kann; sie weiß, „daß häusliches Glück oder Unglück mehr als alles andere geeignet ist, die Lose auf Erden auszugleichen". Die segensreiche Lehre von der heilenden und heiligenden Macht der Familienliebe, von der wohlthätigen Kraft der Arbeit, von dem freudigen Muth, der stärker ist als alles Unglück, ist der reine Grundton, der durch ihre sämmtlichen Schriften klingt. Kein Wunder daher, daß, als vor nunmehr vierzig Jahren die ersten dieser „Skizzen aus dem Alltagsleben" erschienen, sie als ein literarisches Ereigniß betrachtet wurden; daß sie nicht nur unter dem weiblichen Geschlecht, für das sie vorzugsweise bestimmt waren, ein begeistertes Publikum fanden, sondern daß auch ernsthafte Männer, große Gelehrte es nicht unter ihrer Würde hielten, der Verfasserin in die kleinen Kreise des durch eine höhere Auffassung verklärten häuslichen Lebens zu folgen, theilzunehmen an den Freuden und Schmerzen, dem Irren und Streben ihrer kräftig gezeichneten Figuren. Kein Wunder auch, daß der Erfolg dieser neuen Gattung des Familienromans, die man wol den Familienroman par excellence nennen könnte, bald eine Flut von Nachahmungen hervorrief. In England namentlich wurde das Genre eine Zeit lang mit besonderer Vorliebe cultivirt: kinderreiche Familien des gebildeten englischen Mittelstandes, in denen oft ein und das andere Mitglied eine unverkennbare, wenn auch vielleicht unbeabsichtigte Porträtähnlichkeit mit Bremer'schen Gestalten aufwies, waren die beliebtesten Vorwürfe für solche Romane, die nicht zum Genre der Sensationsliteratur gehörten. Auch bei uns in Deutschland fehlte es nicht an Schriftstellerinnen, die sich auf dem für eine weibliche Kraft ebenso geeigneten wie verlockenden Gebiete versuchten. Es waren zum großen Theil recht achtungswerthe Leistungen, die uns da geboten wurden: unschuldige, in ihrer Art treffliche Bücher, die wir ohne jedes Bedenken unsern jungen Töchtern in die Hand geben, aus denen dieselben auch mancherlei Gutes lernen konnten. Man vergleiche aber einmal diese moralischen Unterhaltungsschriften, diese „Daisy Chains", „Head of the family", „Clever woman of the family", „Hopes and fears" u. s. w., man vergleiche selbst (um auch hier nur die besten zu nennen) die Geschichten und Novellen Ottilie Wildermuth's mit den Romanen der schwedischen Schriftstellerin — welch ein himmelweiter Abstand zeigt sich da! Wo Fredrika Bremer ihre Charaktere mit wenigen kräftigen Zügen in überzeugender Wahrheit hinstellt, wo sie durch einige frisch und liebenswürdig skizzirte Scenen uns mitten in das Leben und die Anschauungsweise eines ganzen Kreises hineinversetzt: da halten die meisten ihrer Nachfolgerinnen die sogenannte „liebevolle Kleinmalerei" für unerläßlich, die peinlich genaue Schilderung, welche die Phantasie des Lesers des Vergnügens beraubt, etwaige Lücken in dem Gemälde nach eigenem Behagen auszufüllen. Wie leicht aber der Uebergang ist von dieser Detailmalerei zur flachsten Trivialität und zum unerträglichen Breittreten eines geduldigen Stoffs, und bis zu welchem Grade die einfachen Moralprincipien des Alltagslebens sich verwässern und für das schwerfälligste Verständniß mundrecht zurichten lassen, davon gibt die Mehrzahl jener harmlosen Bücher einen nicht gerade erfreulichen Beweis. Die leidenschaftlichen Charaktere und Verhältnisse, die „romanhaften" Episoden, welche Fredrika Bremer in ihre Erzählungen einzuflechten liebt, und für welche die jugendliche Leserin sich begeistert, sind dort sorgfältig und ängstlich vermieden; dagegen macht sich in ihnen oft eine an und für sich ja nicht verwerfliche, aber zu dick aufgetragene Tendenz, eine enge Weltanschauung oder gar ein ungesunder Quietismus geltend, die wol in gewissen Kreisen

dankbare Würdigung finden mögen, mit der Richtung der Bremer'schen Schriften aber nichts gemein haben. Denn für diese letztern ist es ja gerade charakteristisch, daß sie trotz des beschränkten Schauplatzes, auf dem ihre Handlung sich abzuspielen pflegt, und trotzdem sie das Wohl und Wehe dieses engbegrenzten Bezirks als einen Hauptfactor der irdischen Glückseligkeit darstellen, doch nichts von einer beschränkten Richtung an sich tragen. Ueberall öffnet sich in ihnen dem Leser der weite Horizont einer auf das Höchste gerichteten, wahrhaft christlichen Weltanschauung; überall treten ihm die wechselseitigen Beziehungen zwischen dem Einzelnen und der Allgemeinheit, zwischen dem kleinen Leben der Familie und dem großen Leben der Völker, der Menschheit entgegen.

Als echtes Kind ihrer Zeit und ihres Landes nahm Fredrika Bremer lebhaften Antheil an den großen Fragen, welche damals schon die Gemüther vielfach erregten und in Schweden namentlich mancherlei praktische Bestrebungen zur Heilung socialer Schäden hervorriefen. Eine dieser Fragen war es vornehmlich, der sie ihre Sympathie ganz und voll zuwandte: die Frage nach der Stellung, nach den Rechten der Frauen. In allen ihren Schriften kämpft sie bald mit ernsten Worten, bald mit dem feinen, liebenswürdigen Spott, der stets trifft, ohne zu verletzen, gegen das in Schweden damals noch allgemein gültige Vorurtheil, welches die Frauen zu absoluter Unselbständigkeit verdammte, ihnen jede freie Bewegung und am liebsten auch jede Möglichkeit einer über das Nothdürftigste hinausgehenden geistigen Ausbildung abschnitt. Befreiung aus dieser durch alte Sitte geheiligten Gebundenheit, Gewährung einer höhern, umfassenden Geistesbildung: das ist es, was sie für das weibliche Geschlecht verlangt und immer wieder verlangt, als sein erstes, vornehmstes Recht und zugleich als Mittel zu einer bessern Erfüllung seiner Pflichten, zu einem reichern, weil bewußtern Genuß seines Daseins. An den liebenswürdigsten Gestalten ihrer Romane führt sie es uns vor Augen, daß der hohe Bildungsgrad, den sie ihrem Geschlecht gewährt sehen will, keineswegs „die Verachtung gegen den so oft in die Acht gethanen unschuldigen Strickstrumpf, gegen Kochtöpfe und große Wäschen" mit sich bringen muß, daß er aber einerseits die Frauen im Hause zu gleichstehenden Gefährtinnen ihrer Gatten, zu verständigen Erzieherinnen ihrer Kinder, zu treuen selbstlosen Hüterinnen des häuslichen Herdes macht, und andererseits für die große Zahl derjenigen, die durch äußere Verhältnisse oder besondere Veranlagung darauf hingewiesen sind, ihrem Leben selber Gestaltung und Inhalt zu geben, manch schönes Feld der Thätigkeit öffnet, auf dem sie zum Wohle anderer und zu des eigenen Herzens Befriedigung wirken und schaffen können.

Heute, wo das Meiste von dem, was die schwedische Schriftstellerin für ihre Schwestern fordert, längst deren unbestrittenes Recht und Eigenthum geworden ist, wo ihnen die Wege zum Wissen offen stehen und ihre Leistungsfähigkeit auch auf anderm Gebiete als dem des Haushaltes anerkannt ist, liegt der Gedanke nahe, daß die Schriften, in denen so eifrig für die Gewährung dieses Rechts plaidirt wurde, einer Zeit angehören, deren Gedankenkreis für uns ein überwundener Standpunkt geworden sei. Und doch, so viel auch im Laufe der letzten Jahrzehnte und bis auf den heutigen Tag von berufenen und unberufenen Federn über das unerschöpfliche Thema der Frauenfrage geschrieben und — gesündigt worden ist, wüßten wir noch heute kein Buch, das wir den vielen unter unserer jüngern Frauen- und Mädchenwelt, die noch immer unter dem großen Zwiespalte leiden, so gern und so getrost als Anhalt und Richtschnur geben würden, wie gerade diese einfachen Erzählungen. Nicht als ob die nämliche liebenswürdige und gemäßigte Richtung, die freudige Klarheit, die in ihnen herrscht, nicht auch in gar manchen jener neuern und neuesten Schriften vertreten wäre — es sind zum Glück ihrer viele vorhanden, die außer „dem Rechte, das mit uns geboren ist," auch die ernsten Pflichten und den holden Beruf der Frauen ganz und voll anerkennen; aber daß die Bremer'schen Romane eben Romane sind, und zwar so anmuthige, unterhaltende Romane, in deren leidenden, kämpfenden und endlich siegenden Frauengestalten so manche über den rechten Weg ungewisse Seele sich selbst und ihre eigenen Erlebnisse wiederfindet: das gibt ihnen für den Zweck, den wir im Auge haben, den Vorzug selbst vor den besten jener theoretischen Schriften. Denn je klarer alle Vernünftigen sich darüber werden, daß die leidige Frauenfrage kein „vorübergehender Raptus" ist, sondern eine nothwendige Consequenz der Entwickelung unsers modernen Culturlebens, und als solche von demselben untrennbar; desto mehr wird es auch allgemein anerkannt werden, wie wichtig und nothwendig es ist, unserer weiblichen Jugend bei zeiten eine feste Richtung zu geben, die sie vor Extremen bewahrt und sie den Werth des Lebens da suchen und finden läßt, wo er durch äußere Zufälligkeiten nicht beeinträchtigt werden kann. Wie bestimmend aber ein Lieblingsbuch auf die Gemüthsrichtung und die Lebensanschauungen eines jugendlichen Menschen einwirken, wie viel mächtiger sein Einfluß sein kann als der jedes andern guten Rathgebers, das haben wol die meisten von uns an sich selbst erfahren — und so begrüßen wir denn auch in diesem Sinne die neue Ausgabe der Schriften Fredrika Bremer's als ein ungemein dankenswerthes Unternehmen des Brockhaus'schen Verlags, wohl wissend, daß jede Familie, die diese „Romane und Erzählungen" in ihre Hausbibliothek aufnimmt, mit ihnen zugleich einen reichen Vorrath an Freude und Segen bei sich einführt.

Wenn so manches Erzeugniß der modernen historisirenden Belletristik, das in Ermangelung anderer empfehlenswerther Eigenschaften von der schonenden Kritik als „bildende und anregende Lektüre für junge Leute" empfohlen zu werden pflegt, längst ad acta gelegt sein wird; wenn wir uns endlich über den problematischen Werth jener Bücher nicht mehr täuschen werden, in denen nur zu oft Unwahrheit, Unnatur und die Vorführung von zweifel-

haften Charakteren und Verhältnissen, die wir der Jugend sonst möglichst fern zu halten lieben, durch historische Namen, Gewänder und Hintergründe sanctionirt werden soll, werden die einfachen „Alltagsgeschichten" Fredrika Bremer's noch zu den gern und immer wieder gelesenen Lieblingsbüchern unserer Frauen und Mädchen gehören.

Wie aus den zahlreichen, mehrfach umgearbeiteten und verbesserten Auflagen hervorgeht, welche einige von ihnen („Das Haus", „Die Nachbarn", „Nina" u. m. a.) erlebt, haben diese nie aufgehört, ein dankbares Publikum zu besitzen; was die andern anbetrifft, die jahrelang scheinbar in Vergessenheit gerathen konnten, so waren sie, zum Theil wenigstens, ihrem Inhalte nach nicht minder vorzüglich als die obengenannten. Bei ihnen bildete die unvollkommene Form, die ungeschickte und mangelhafte deutsche Bearbeitung die Schranke, die sie von unserm auch in dieser Beziehung verwöhnten oder vorgeschrittenen jungen Geschlechte fern hielt. Es waren eben nachlässige, unbeholfene und vielfach lückenhafte Uebersetzungen, wie sie uns auf belletristischem Gebiete so lange geboten und wie sie — ein Beweis der Harmlosigkeit und Genügsamkeit der ältern Generation — geduldig und ohne Protest von vielen unserer Gebildeten gelesen wurden. Begnügte man sich damals mit der einfachen Anerkennung der Thatsache, „daß Romane in der Regel schlecht übersetzt würden", so ist das heute zum Glück anders geworden: man will die Feinheiten des Originals auch in der Bearbeitung nicht vermissen, man verlangt gute Sprache und wirklich deutsche Wendungen. Auch in dieser Hinsicht läßt die uns vorliegende Sammlung der Bremer'schen Schriften wenig zu wünschen übrig; die Mehrzahl der dreizehn Romane, aus denen sie besteht, ist für diese neue Ausgabe mit Vergleichung der schwedischen Originale gänzlich umgearbeitet und vervollständigt worden, und wer, wie wir, sich einmal damit beschäftigt hat, alle die von einem nachlässigen Uebersetzer abgebrochenen Zierathen wieder anzusetzen, wird den Werth der Arbeit zu schätzen wissen. Daß wir in mehrern der Bände, die nach früher schon verbesserten und gereinigten Bearbeitungen jetzt unverändert in die neue Ausgabe aufgenommen worden sind, noch gelegentliche Härten und kleine Sinnentstellungen aufgefunden haben, dürfen wir, der Wahrheit gemäß, nicht verschweigen. Wir machen aus dieser Wahrnehmung auch um so weniger ein Geheimniß, als wir fest überzeugt sind, daß wol schwerlich ein Leser durch die geringfügigen Mängel gestört oder beleidigt werden wird. Denn für jeden, der nicht gerade mit so lästig kritischem Blicke begabt ist, wie Beruf und Gewohnheit ihn nun einmal an uns ausgebildet haben, wird der Zauber des Inhalts gerade jener Bände die Aufmerksamkeit fast ganz von der Form ablenken.

Vielleicht hätten wir des unbedeutenden Umstandes gar nicht Erwähnung gethan, wenn wir nicht den naheliegenden Vorwurf eines zu unbedingten Lobens gefürchtet hätten. Und aus eben diesem Grunde erwähnen wir denn auch hier noch einer andern Thatsache, die bei einem so ungemein fruchtbaren Talente wie dem Fredrika Bremer's fast zu selbstverständlich ist, um besonderer Hervorhebung zu bedürfen: der Thatsache nämlich, daß die einzelnen Romane der vorliegenden Sammlung, die ja selbst schon eine Auswahl des Besten und heute noch Zeitgemäßesten aus den umfangreichen Werken der Schriftstellerin ist, einander an Werth nicht durchweg gleich sind. „Die Töchter des Präsidenten", „Das Haus", „Die Nachbarn", „Die Familie H." gehören der glücklichsten Periode ihres Schaffens an. Sie weisen eine solche Frische und Unmittelbarkeit der Darstellung auf, eine so leichte und geschickte Anordnung und Beherrschung des Stoffs, daß wir sie, ungeachtet mancher Scenen, die dem Geschmacke jugendlicher Leser eben heute noch mehr zusagen werden als dem unsern, als in ihrer Art mustergültig bezeichnen möchten. „Das Tagebuch", „Streit und Friede", „Geschwisterleben", „Sommerreise", „In Dalekarlien" bekunden schon ein weniger müheloses Schaffen, sind aber mit ihren anmuthigen Familienscenen, mit dem frischen Humor, der auch sie durchweht, kaum minder liebenswürdige Schöpfungen. Am wenigsten sagt uns heute „Nina" zu; die matte „ätherische" Heldin, die freilich früher einmal unsere ganze Sympathie besessen hat, erscheint uns jetzt fast zu unbedeutend neben den wie aus dem Leben geschnittenen andern Gestalten des Romans; mit seinem traurigen Ausgange, dem „allgemeinen Sterben der Tugendhaften", kommt uns dieses Werk fast wie ein verunglückter Versuch im sentimentalen Genre vor, das der ganzen Geistes- und Gemüthsrichtung der Verfasserin so durchaus fern lag. „Hertha" und „Vater und Tochter" gehören einer noch spätern Periode an, in der reiche Lebenserfahrungen und gereiftes Denken die schöpferische Kraft der jugendlichen Phantasie ersetzen mußten. Beide sind das, was wir einst von einem jungen Mädchen unserer Bekanntschaft als „Resignationsbücher" bezeichnen hörten, und da die Resignation ihrer Heldinnen wol ernst, aber keineswegs finster ist, werden gerade diese beiden Erzählungen sich immer noch viele Freunde erwerben und mancher unruhigen, unsichern Seele Segen bringen.

Zur historischen Literatur.

Die piemontesische Herrschaft auf Sicilien. Von Karl Querner. Bern, Haller. Gr. 8. 3 M. 50 Pf.

Daß im Utrecht-Rastatter Frieden dem Herzog Victor Amadeus von Savoyen aus der großen spanischen Erbschaft die Insel Sicilien, dem Kaiser Karl VI. die Insel Sardinien zugesprochen wurde und daß diese beiden Herrscher später diese Inseln vertauschten, Karl Sicilien, Victor Amadeus Sardinien erhielt, ist niemand, der sich einmal mit dem Spanischen Erbfolgekriege beschäftigt hat, unbekannt. Aber so schnell und so leicht, wie gewöhnlich geglaubt wird, ging der Tausch nicht vor sich. Die großen Schwierigkeiten, mit welchen Piemont bei der Besetzung Siciliens zu kämpfen hatte, eingehend zu beschreiben, ist der Zweck dieser Schrift. Nicht die Türkei allein verstand es schon längst, Friedensbedingungen zu unterschreiben und nicht zu halten; wir finden zu Anfang des vorigen Jahrhunderts die gleiche Virtuosität auch bei Spanien.

Die piemontesische Herrschaft auf Sicilien dauerte vier Jahre neun Monate. In dieser Zeit machte sich die Regierung des Königs Victor Amadeus bei den Sicilianern gründlich verhaßt, und zwar nicht etwa wegen eines Drucks, den sie auf dieselben ausgeübt hätte, sondern hauptsächlich darum, weil sie das System, das sie bisher in Piemont befolgt hatte, nun auch auf Sicilien übertrug, ohne zu bedenken, daß die Staatsverfassungen nach Ort und Zeit verschieden sind und sein müssen, und daß durch eine gewaltsame Uebertragung derselben nur Unzufriedenheit erzeugt wird. Während die prachtliebenden Südländer einen luxuriösen Hof und einige Anarchie in der Verwaltung wünschten, war Victor Amadeus an Sparsamkeit gewöhnt und konnte sich keine Regierung ohne Handhabung strenger Ordnung denken, daher er begreiflicherweise die obersten Verwaltungsposten nicht Sicilianern, sondern Piemontesen anvertraute. In diesen sahen jene nichts weiter als Fremde. Von nationalen Bestrebungen, welche in unserer Zeit die erste Rolle spielen, von einer Genugthuung darüber, daß die spanische Fremdherrschaft in Sicilien gebrochen und ein Stück italienischen Südens mit einem Stück italienischen Nordens verbunden sei: davon findet sich in jener Zeit des Länderhandels auch nicht die geringste Spur. Dazu kam ein heftiger Streit mit der päpstlichen Curie, in welchem es an Verhängung von Interdict und Excommunication, an Verbannung von Bischöfen und Sperrung der Temporalien nicht fehlte. Die Curie, welche sich seit Jahrhunderten als Lehnsherrn von Neapel und Sicilien ansah, erneuerte dem königlichen Emporkömmling gegenüber alle ihre Ansprüche auf die Insel, und so oft der König sich merken ließ, daß er das Ende dieses Kirchenstreites herbeiwünsche und zu Concessionen bereit sei, erhob die Curie noch größere Forderungen als vorher. Conflicte mit Spanien konnten schon deswegen nicht ausbleiben, weil in dem Abtretungsvertrag bestimmt war, daß die confiscirten Güter der Anhänger des Erzherzogs Karl auch in Zukunft der spanischen Krone verbleiben sollten, und weil die zur Schlichtung etwaiger Streitigkeiten in Palermo eingesetzte spanische Giunta auch nach der Abtretung in derjenigen Grafschaft, zu welcher jene Güter gehörten, eine förmliche Landesregierung ausüben wollte. Spanien, von dem unruhigen Minister Alberoni geleitet, schickte seine Flotte in den Hafen von Palermo, zwang die Piemontesen zum Abzug, bemächtigte sich fast der ganzen Insel und hielt seine Herrschaft 1 Jahr und 9 Monate aufrecht. Gegen diese Misachtung und Verletzung des Utrechter Friedensvertrags erhob sich die Quadrupelallianz, welche zwischen Oesterreich, England, Frankreich und Holland geschlossen wurde, und die beiden erstgenannten Mächte waren es, welche zu Land und zu Wasser Spanien bekämpften und zur Räumung Siciliens zwangen. Entscheidend für diese neue Wendung in der südeuropäischen Politik war der zwischen den vier Alliirten in London 1718 abgeschlossene Vertrag, in dem unter anderm bestimmt wurde, daß Victor Amadeus zu Gunsten des Kaisers Karl VI. auf Sicilien verzichten und von diesem als Ersatz dafür Sardinien erhalten solle. Victor Amadeus unterzeichnete nach kurzem Widerstreben; der Sturz Alberoni's erleichterte die Zustimmung Spaniens; jener nahm den Titel „König von Sardinien" an und hatte, als ihm zehn Jahre später die Krone von Sicilien noch einmal angetragen wurde, keine Lust mehr, durch die Besetzung einer so vielbegehrten Insel seine ursprüngliche Hausmacht zu schwächen.

Zur deutschen Aussprache.

Ueber die Aussprache von sp, st, g und ng. Ein Wort zur Verständigung zwischen Nord und Süd, von August Diederichs. Rostock, Werther. 1882. Gr. 8. 80 Pf.

Dies kleine, aber inhaltreiche und gewichtige Schriftchen sei der Beachtung aller derjenigen eindringlich empfohlen, welche die Einheitlichkeit auch in der Recht-Aussprache und -Schreibung Alldeutschlands als ein echt vaterländisches und mit aller Kraft zu erstrebendes Ziel anerkennen.

Der Standpunkt, welchen der Verfasser in seinem Schriftchen einnimmt, läßt sich am treffendsten kennzeichnen durch den Spruch Rückert's:

Willst du, daß wir mit hinein
In das Haus dich bauen,
Laß es dir gefallen, Stein,
Daß wir dich behauen —

und so tritt er der von ihm so genannten „Schnabelsprache“ entgegen, welche — für die einzelnen Volksmundarten voll berechtigt — doch auf dem Gebiete der allgemeinen deutschen „Hochsprache“ zurücktreten und sich einem gesetzmäßig dem Einheitsdrange gehorchenden Ausgleich fügen muß.

Der Verfasser geht von der Aussprache des sp und des st aus, für welche der vermittelnde Ausgleich sich bereits überwiegend und man kann wohl sagen entschieden und entscheidend vollzogen hat, wonach in der reinen, gebildeten Hochsprache, z. B. der Bühnen (auch in Hannover), anlautendes sp und st mit dem Zischlaut, in- und auslautendes ohne denselben gesprochen wird.

Ich darf mir wol erlauben, hier auf das zweite Heft meiner „Vorschläge zur Feststellung einer einheitlichen Rechtschreibung für Alldeutschland“ hinzuweisen, wo ich dieselbe Frage behandelt habe, um so mehr, als ich den Verfasser damit auf eine kleine Lücke aufmerksam machen möchte, über die ich gern seine Ansicht gehört haben und noch hören würde. Sie betrifft die Aussprache namentlich des sp in Fremdwörtern, die, je nach dem Grade ihrer größern oder geringern Eindeutschung, eine verschiedene Weise zulassen oder selbst erheischen. Während in gebildeter Rede z. B. Hospital fraglos ohne Zischlaut zu sprechen ist, das vollkommen eingedeutschte Spittel aber mit demselben, kann man doch bei Spital, welches im Volksbewußtsein ein Fremdwort geblieben, zwischen zischender und nicht zischender Aussprache schwanken, vgl. auch in den ganz volksüblichen Ausdrücken Spiritusfabrik, Spirituosen, wie in Sprit den Zischlaut, den doch der Pharmaceut in spiritus vini, der Philolog in spiritus asper, der Musiker in spirituoso vermeiden wird.

Doch betrifft dies nur Einzelheiten, die der Verfasser mit Recht außer Augen lassen konnte, da es sich ihm eben nur um einen allgemeinen Ueberblick handelte.

An diese Frage der Rechtaussprache knüpft er eine entsprechende der Rechtschreibung, für die er die Lauttreue als obersten Grundsatz unserer Schreibungsverbesserung hinstellt. Von diesem Standpunkt aus macht er den Vorschlag, das unbequeme Drillingszeichen sch für den einlautigen Zischer durch ein einfaches Zeichen, etwa ein Schleifen-ſ, zu ersetzen, und dies dann auch in den gezischt auszusprechenden Verbindungen mit p und t zu verwenden, während die Zeichen sp und st für die ungezischten Laute beizubehalten wären.

Ich kann mich hiergegen nicht grundsätzlich erklären, muß aber doch bemerken, daß ich zunächst gegen die Einführung neuer Schriftzeichen bin, um nicht für unsere Rechtschreibung die so erstrebenswerthe Einheitlichkeit zu erschweren, an deren Stelle durch einen verhängnißvollen Misgriff bekanntlich eine unselige Zweiheit getreten ist: eine Rechtschreibung für die Schulkinder und eine andere, die, wie für die gebildeten Erwachsenen, so auch amtlich für das Deutsche Reich gilt.

Bei weitem schwieriger als beim st und sp gestaltet sich die Frage nach einer einheitlichen gesammtdeutschen Aussprache des g und des ng, da hier die Verschiedenheiten durchaus noch nicht so überwiegend, weil weniger entscheidend zum Ausgleich gelangt sind.

Jedenfalls aber dürfen die Mittheilungen des Verfassers als ein höchst beachtenswerther Anlauf zum Ziel betrachtet werden.

Er unterscheidet unter den für g gehörten Lauten durch verschiedene Buchstaben des lateinischen und des deutschen Alphabets einen weichen und einen harten Verschlußlaut, einen weichen und einen scharfen Kehlreiber, einen weichen und einen scharfen Gaumenreiber und hebt noch einzelne Abschattungen durch kleine oder durch fette Schrift, wie durch Zusammenstellung zweier Zeichen u. s. w. hervor. Aber alle diese Zeichen sind doch für den nicht vollkommen Eingeweihten nur nothdürftige und kaum ausreichende Behelfe auf einem Gebiete, auf dem man eindringlich und erfolgreich nur von Mund zu Ohr verhandeln kann und sollte. Wenn nicht der Leser sich in einen Sprecher und Hörer zu verwandeln versteht, so werden diese Zeichen nicht viel mehr Werth für ihn haben als Worte über Farben für einen Blinden.

Man begreift leicht, daß ich, der ich hier selbst auf diese Nothbehelfe mit einer für den Verstehenden allenfalls ausreichenden Erklärung verzichten muß, nicht näher auf das Einzelne eingehen kann, sondern auf die vorliegende Schrift selbst und besonders auf die darin enthaltene „G-Karte Deutschlands“ verweise, mit der eindringlichen Mahnung, sich die dem Auge dargebotenen Zeichen richtig in hörbare Laute umzusetzen.

Dann — aber auch nur dann — wird man die Mittheilungen des Verfassers, die nach seinem eigenen Geständniß noch manche Lücke lassen, in dieser für den endgültigen und entscheidenden Abschluß noch nicht ganz reifen Frage mit Antheil und Erfolg lesen und verwerthen können.

Um aber den Lesern d. Bl. wenigstens das Hauptergebniß aus diesen Mittheilungen und Folgerungen nicht vorzuenthalten, sei bemerkt, daß danach, mitteldeutschem Ausgleich entsprechend, von den drei g in gegenwärtig das erste (anlautende) als tönender Verschluß- oder Schlaglaut (d. h. wie ein sogenanntes weiches k), das zweite (inlautende) als weicher, und das dritte (auslautende) als scharfer Kehlreiber, keins von den dreien aber wie j zu sprechen ist.

Das — nie im Anlaut, sondern nur im In- und Auslaut vorkommende — einlautige ng, das nicht zu verwechseln ist mit denselben Buchstaben in Zusammensetzungen, deren erste Hälfte mit n schließt, während die zweite mit g beginnt*), bezeichnet der Verfasser als „einfachen

*) Vgl. Wörter wie: angefangen, ungezwungen u. s. w., in denen das erste ng zweilautig, das zweite einlautig ist.

Kehl-Nasenlaut", ohne irgendeine Einmischung eines G-Lautes.

Nach dem bereits Bemerkten habe ich nur noch kurz zu erwähnen, daß der Verfasser noch besondere Buchstaben je für das harte und das weiche Reibe-g und für das einlautige ng wünscht.

Zum Schluß noch einige Einzelheiten: Am Schluß des zweiten Absatzes hätte als Beispiel für die scharfe Aussprache des Schluß-s nicht das apostrophirte Wies' gesetzt werden sollen, sondern etwa ein Wort wie Eis; vgl. hierzu meine oben erwähnten „Vorschläge".

Diederichs schreibt, wie in einer Anmerkung ausdrücklich, doch ohne Angabe von Gründen, bemerkt ist, statt Jot(t) „Jodd", wozu er die Form „verjoddeln" bildet; doch ist S. 15, Z. 2 wieder Jot gesetzt. Im übrigen verdient die Ausstattung Anerkennung, und so empfehle ich denn, wie im Anfang, auch hier am Schluß dringend das Schriftchen der Beachtung, wobei ich namentlich auch das hervorheben möchte, was über den Misbrauch von Fremdwörtern und über unrichtige oder wenigstens in ihrer Allgemeinheit unzutreffende Aussprache-Darstellungen sonst hochachtbarer Sprachgelehrten gesagt ist.

Daniel Sanders.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Eine Schrift von Friedrich Keil: „Die Venus von Milo" (Hannover, Hahn), bringt einen neuen Versuch zur Ergänzung, Erklärung und Würdigung sowie eine Kritik der bisherigen Ergänzungsversuche und ist bestrebt, die Eigenthümlichkeit dieser Statue in Haltung und Stellung durch die Annahme zu erklären, daß Aphrodite in beiden Händen eine Lanze gefaßt hielt. So sehen wir die Statue auf einer Holzschnittafel abgebildet. Gegen die Keil'sche Ergänzung — die übrigens vor allen bisherigen (der Spiegel, spiegelnde Schild, Apfel, Kamm u. s. w.) die das Gefühl am wenigsten beleidigende ist, läßt sich nur das Eine anführen, daß jeder Ruderer, jeder Ulan, jeder der einen Springstock hält, Ruder, Lanze, Stock mit der rechten Hand über der linken gefaßt hält, wenn er natürlich steht, und wenn dies nicht genug ins Gewicht fallen sollte, daß er jedenfalls Ruder, Lanze und Stock so hält, daß das Schaftende neben dem der obern Hand entgegengesetzten Fuße steht, die Lanze also quer vor der Gestalt herunterläuft. Danach müßte also die Venus, wenn sie eine Lanze hielte, entweder die rechte Schulter und Hand über die linke erhoben haben, was nicht der Fall ist; oder die Lanze, die sie mit der linken Hand hält, müßte neben dem rechten Fuß stehen. Ueberhaupt ist, die linke erhobene Hand und den linken Endpunkt der Lanze angenommen, der rechte Unterarm auf der Zeichnung zu lang, und wenn die als Stützpunkt dienende Lanze die Vorbeugung des Oberkörpers erklären soll, so muß die rechte Hand, von vorn gesehen, noch innerhalb der Körpercontour bleiben. In diesem Falle ist sowol der Schaftendpunkt in dem Loch des Fußgestells, als auch das dichte Anliegen des rechten Oberarms unmöglich. Abgesehen hiervon ist es entschieden unrichtig, daß die Venus die Augen zukniffe; die Augen sind klein, sehen aber offen träumerisch in die Ferne. Keil's Beweisführungen a simili: Dido's Bett, Immermann's Mädchens Busen, sind geschmacklos. Die Lanze an sich ließe sich ganz gut einfach als Attribut des Mars denken, wenn nicht auch gegen diese Conjectur die obigen Bedenken sprächen.

— Die „Vierteljahrsberichte der gesammten Wissenschaften und Künste", die früher im Hempel'schen Verlag in Berlin erschienen, sind jetzt in den Verlag von Friedrich Vieweg in Braunschweig übergegangen und haben in ihrer neuen Gestalt den frühern Nebentitel zum Haupttitel gemacht. Der Herausgeber Richard Fleischer hat sich die Mitwirkung hervorragender Gelehrter und Fachmänner gesichert. Die Zeitschrift soll durch fortlaufende und allgemein interessirende Berichte von hervorragenden Fachautoritäten die Leser über jeden wichtigen Berufszweig unterrichten. Das vorliegende erste Heft enthält Aufsätze und Notizen über Erdkunde, Nautik, Physik, Kriegswissenschaft, Augenheilkunde und Botanik; alle diese Abschnitte sind von namhaften Fachmännern redigirt.

Die „Deutsche Revue", welche Richard Fleischer ebenfalls herausgibt, ist aus dem Verlag von Otto Janke in Berlin in den von Eduard Trewendt in Breslau übergegangen.

— Der witzige leipziger Localdichter Edwin Bormann hat als Fastnachtsgabe einen „Liderabur-Hymnus" gedichtet und ihn „den Schornälern seiner geliebden Vaderstadt in ehrforchtsvoller Dankbargeet dargebracht". Wir theilen aus dem ergötzlichen Hymnus die folgenden beiden Strophen mit:

Hier winken uns de „Grenseboden"
Mit ihrer Hilse saft'gen Grien,
Dort warnt vor Emil Zola's Zoden
Uns väderlich das „Magazin".
Es sorgt fer nowle Frackgestaldungk
Ver „Modenzeidungk" Oddo Dirr,
Mit „liderar'scher Underhaltungk"
Geht F. A. Brockhaus ins Geschirr....

Nimmt mer, was Bols, was Freyer, Reische,
Was Deibner däglich druckt, derzu,
So gloow' ich gaum, daß ich mich deische,
Wenn ich's vergind'ge laut nanu —:
Wer Freidags anderwärts ze lewen
Als wie in Leibzig is bereit,
Der steht — ich will's en schriftlich gewen —
Nich „uf der Heehe" „unsrer Zeit"!

— Ueber „Theaterbrände und die zur Verhütung derselben erforderlichen Schutzmaßregeln" hat August Fölsch ein Ergänzungsheft veröffentlicht (Hamburg, O. Meißner). Schon im Jahre 1878 hat der Verfasser eine Schrift unter dem Titel „Theaterbrände" herausgegeben. Seitdem sind nahezu 100 Theater vollständig in Asche gelegt worden. Darum hielt er es für angezeigt, die neuesten Erfahrungen auf dem Gebiete der Theatersicherung in einem Nachtrag zusammenzufassen. Er beleuchtet mit ausgezeichneter Sachkenntniß die ergriffenen Schutzmaßregeln und stellt eine große Menge von statistischem Material zusammen. Allen denen, welche Veranlassung haben, sich amtlich mit der Theaterfrage beschäftigen zu müssen, können wir das Schriftchen dringend empfehlen.

— „Die monistische Erkenntnißlehre" sucht in allgemein verständlicher Darstellung zu begründen Dr. med. A. Mayer in Mainz (Leipzig, Thomas). Er behandelt den Monismus in den Hergängen der leblosen Natur, in den Lebenserscheinungen, in der Erkenntnißlehre, und widerlegt sodann den Dualismus. Hauptsächlich wendet er sich gegen Carriere und Wundt als Vertheidiger der dualistischen Weltanschauung. So gern wir die Gelehrsamkeit und Wahrheitsliebe des Verfassers anerkennen, so können wir ihm doch nicht darin folgen, die von einem philosophischen Grundsatz — eben dem des Monismus —

beherrschte Physiologie zur Universalwissenschaft zu erheben. Das von ihm beigebrachte Material ist ja sehr interessant, er verfällt aber zu oft in den Fehler des apodiktischen Urtheilens, als daß er irgendeinen seiner Gegner zu überzeugen vermöchte. — „Das deutsche Haus in seinen volksthümlichen Formen" hat August Meitzen (Berlin, D. Reimer) vortrefflich geschildert. Die Häuser geben nach ihm ein sprechendes Zeugniß der Hauptgrundlagen der Volksexistenz; sie sind die Verkörperungen des Volksgeistes. Dabei erscheint ihm von besonderer Bedeutung, daß das volksthümliche Haus in allen Ländern, und in Deutschland ganz vorzugsweise, das Bauernhaus ist. Der Typus des fränkischen Hauses ist der am allgemeinsten bekannte, seinen Eigenthümlichkeiten nach ist es fast ausschließlich Wohnhaus. Sodann ist zu nennen der Typus des friesisch-sächsischen Hauses, des Schweizerhauses, des nordischen Hauses. Diese Typen werden ausführlich beschrieben und durch Abbildungen erläutert. Geographen und Culturhistoriker finden höchst interessante Beobachtungen hier aufgespeichert.

Aus der Schriftstellerwelt.

Am 5. Februar starb in Berlin Ernst Dohm nach längern schweren Leiden, die eine Herzkrankheit ihm verursachte. Dohm war im Jahre 1819 in Breslau geboren, hatte sich anfangs dem Studium der Theologie gewidmet, auch schon als Predigtamtscandidat die Kanzel bestiegen, als er plötzlich umsattelte, sich in Berlin der Publicistik widmete und im Jahre 1848 den „Kladderadatsch" mitbegründen half, dessen Redacteur er bis zu seinem Tode, also 35 Jahre lang, geblieben ist. Sein Redactionsgenosse Kalisch ist lange vor ihm gestorben; doch der andere Mitredacteur Loewenstein und der erfindungsreiche Illustrator Scholz standen an seiner Seite während der ganzen Zeit. Das große Archiv, in welchem Dohm seine humoristischen Zeitprotokolle und poetischen Actenstücke niedergelegt hat, ist der „Kladderadatsch". Die Jahrgänge dieser Zeitschrift enthalten den reichen Schatz seiner humoristischen Ergüsse. Es gab eine Zeit, wo ein Theil der ernsten Literatur gegen das berliner Witzblatt Front machte, weil sein zersetzender Einfluß alle höhern geistigen Interessen gefährde. Diese Zeit ist vorübergegangen: man gönnt dem Witz, der sich an die Tagesereignisse heftet, sein gutes Recht. Und selten hat es einen so schlagfertigen treffenden Witz gegeben als denjenigen, der den Redacteuren des „Kladderadatsch" zu Gebote stand. Von Dohm's Feder hat dieses Blatt eine ganze Anthologie der treffendsten Epigramme gebracht: doch nicht dies allein. Ernst Dohm war auch ein formgewandter Dichter, der über den Schwung im Herwegh'schen Stil gebot. Davon legen eine große Zahl lyrischer Leitartikel und dichterischer Ergüsse auf der Vorderseite des „Kladderadatsch" ein rühmliches Zeugniß ab; ja es gab eine Zeit, wo die ganze deutsche politische Lyrik sich in den „Kladderadatsch" geflüchtet hatte. Den sterilsten Epochen unsers politischen Lebens wußte er noch eine poetische Seite abzugewinnen. Ernst Dohm hat sich zweimal auf dem Gebiete der Posse versucht, ohne äußern Erfolg, aber mit dem anerkennenswerthen Streben, diese Gattung auf ein höheres poetisches Niveau zu erheben. Und darauf wird die Zukunft immer wieder zurückkommen, um so mehr, als die Verflachung der Posse in jüngster Zeit so zugenommen hat, daß kaum ein weiterer Verfall denkbar ist. Wir haben diesen Versuch zur Hebung der Posse, das dreiactige Lustspiel „Der Trojanische Krieg" (1864), in d. Bl. (Jahrgang 1864, Nr. 44) eingehend gewürdigt: er erinnert an Shakspeare's „Troilus und Cressida"; der Witz ist schlagend, die ernstern Stellen der meist in Jamben verfaßten Dichtung sind von edler dichterischer Haltung. Eine zweite parodistische Posse: „König Lear" (1865), hatte am Friedrich Wilhelmstädtischen Theater kein Glück. Gleichwol ist Dohm als überaus formgewandter Verskünstler den deutschen Bühnen nicht fremd geblieben. Seine meisterhaften Uebersetzungen der französischen Operettentexte: der „Schönen Helena", der „Angot" u. a., welche den Fluß und Guß ursprünglichen Humors besitzen, haben sich in ihrer frappanten Fassung dem Gedächtniß aller Theaterbesucher eingeprägt.

Selbstberichtigung

zu dem Aufsatz „Eine Anthologie der Liebeslyrik" in Nr. 4: Das Sonett „Jakob war sieben Jahr als Hirt verdungen" u. s. w. ist nicht von Calderon, sondern von Camoëns, die Uebersetzung von A. W. von Schlegel. Konrad von Prittwitz-Gaffron.

Bibliographie.

Gregorovius, F., Wanderjahre in Italien. 1ster Bd.: Figuren. Geschichte, Leben und Scenerie aus Italien. 6te Aufl. — 9ter Bd.: Von Ravenna bis Mentana. 4te Aufl. Leipzig, Brockhaus. 8. Jeder Band 5 M. 40 Pf.

Locher, F., Wetterleuchten. Der Staatssozialismus und seine Consequenzen. 3ter Thl.: Die Brodfrage. I. Das Bürgerrecht. Zürich, Schröter. Gr. 8. 60 Pf.

Mayer, F. M., Die östlichen Alpenländer im Investiturstreite. Innsbruck, Wagner. Gr. 8. 4 M. 80 Pf.

Moleschott, J., Hermann Hettner's Morgenroth. Gießen, Roth. 8. 3 M.

Partsch, J., Die Gletscher der Vorzeit in den Karpathen und den Mittelgebirgen Deutschlands, nach fremden und eigenen Beobachtungen dargestellt. Mit 4 Karten. Breslau, Koebner. 1882. Gr. 8. 7 M. 60 Pf.

Perty, M., Ohne die mystischen Thatsachen keine erschöpfende Psychologie. Leipzig, C. F. Winter. Gr. 8. 1 M.

Poppe, F., Album oldenburgischer Dichter. Oldenburg, Bültmann u. Gerriets. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Ptaszynski, S. A., Die Topi-wallas. Ein Roman für Männer. Berlin, Dreyer. 1882. 8. 1 M. 50 Pf.

Quednow, M., Dorina. Roman. Hagen, Risel u. Comp. 1882. 8. 5 M.

Rein, W., Das Leben D. Martin Luthers, dem deutschen Volk erzählt. Leipzig, Reichardt. 8. 2 M. 40 Pf.

Rentzell, v., Geschichte des ostpreußischen Jäger-Bataillons Nr. 1 von seiner Errichtung bis zur Jetztzeit. Nebst einem Anhang: Die 3. Kompagnie des I. Reserve-Jäger-Bataillons im Feldzuge 1870/71. Im Auftrage des Bataillons bearbeitet. Mit einem Uniformbilde, Uebersichtskarten und Skizzen im Text. Berlin, Mittler u. Sohn. 1882. Gr. 8. 7 M.

Rittner, C. H., Zur Pathologie des modernen Strafvollzuges. Zwei Abhandlungen. Hagen, Risel u. Comp. 8. 60 Pf.

Roberts, Baron v., „Es" und Andres. Dresden, Minden. 8. 3 M.

Rohan, K. J., Eine Ansicht über die Ursachen der Judenfrage und über die Mittel zur Lösung derselben. Leipzig, O. Wigand. 1882. Gr. 8. 50 Pf.

Rohrscheidt, K. v., Sinnen und Weben. Märchen und Märchenartiges. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 12. 2 M. 70 Pf.

Rümelin, G., Die Theilung der Rechte. Freiburg i. Br., Mohr. Gr. 8. 8 M.

Rütimeyer, L., Die Bretagne. Schilderungen aus Natur und Volk. Basel, Georg. Gr. 8. 2 M. 80 Pf.

Saadi's Bostan, aus dem Persischen übersetzt von F. Rückert. Leipzig, Hirzel. 1882. 8. 4 M.

Samarow, G., Peter der Dritte. Roman. 3 Bde. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 8. 12 M.

Sartorius, E., Neue deutsche Heldenbücher. 1740—1880. Mit 26 Bildnissen auf 6 Tafeln. Leipzig, Buchhandlung des Vereinshauses. Gr. 8. 5 M.

Schmelzeis, J. P., Rüdesheim im Rheingau von seinen Anfängen bis zur Gegenwart. Rüdesheim. 1881. 12. 1 M.

Schneidewin, M., Drei populär-philosophische Essays. Hameln, Fuendeling. Gr. 8. 75 Pf.

Schüler, Geschichte des schwarzburg-rudolstädtischen Contingents in den Kriegsjahren von 1807 bis 1815. Rudolstadt, Bock. 1874. 8. 1 M.

Seidel, M., Zur Zeit Jesu. Darstellungen aus der Neutestamentlichen Zeitgeschichte. Leipzig, Drescher. 1882. 8. 2 M. 40 Pf.

Seitz, H., Reinhardsbrunn. Eine Mär vom Wald. Hildburghausen, Kesselring. 12. 1 M. 50 Pf.

Stadion, Graf E., und E. M. Vacano, Asta's Lieder. Die Herzensgeschichte einer Gräfin. Gesang von Graf E. Stadion. Miniatur-Ausgabe. Breslau, Schottländer. 1882. 12. 3 M. 50 Pf.

Uhrlaub, Lilly, In einsamen Stunden. Lyrische Dichtungen. Stuttgart, Greiner. 16. 1 M. 50 Pf.

Universal-Bibliothek. Nr. 1680: Kleine Humoresken von F. v. Schönthan und P. v. Schönthan. Leipzig, Ph. Reclam jun. Gr. 16. 20 Pf.

Vesta. Taschenbuch für Deutschlands Frauen und Jungfrauen. Herausgegeben von Elise Polko. 4ter Jahrg. Mit 3 Bildern nach P. Thumann aus Lebenslieder und -bilder von Chamisso. Berlin, Eckstein Nachf. 8. 4 M.

Werner, A., Kinder des Humors. Weimar, L. Werner. 8. 1 M. 80 Pf.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 8. — 22. Februar 1883.

Wilhelm von Humboldt und Charlotte Diede.

1. Briefe an eine Freundin von Wilhelm von Humboldt. Elfte Auflage. Mit einem Facsimile, neuem Vorwort und Sach- und Namenregister. Leipzig, Brockhaus. 1883. 8. 4 M. 50 Pf.
2. Briefe von Charlotte Diede, der Freundin Wilhelm von Humboldt's, an Karl Schulz. Mit einer Einleitung von Gustav Lothholz. Leipzig, Brockhaus. 1883. 8. 2 M. 40 Pf.

Wilhelm von Humboldt's „Briefe an eine Freundin" erschienen zuerst 1847, und nun, ein Drittheil eines Jahrhunderts danach, erscheinen sie in elfter Auflage und sind, wie uns das Vorwort berichtet, bereits in 30000 Exemplaren durch die deutsche Lesewelt verbreitet. Das ist viel für ein Buch, welches an die Beharrlichkeit und Denkkraft seiner Leser mehr als gewöhnliche Anforderungen stellt: es ist ein Beweis, daß wir Deutsche doch einen ganz erheblichen Kreis ernsthafter Leser besitzen und daß dieses Buch den Bedürfnissen derselben entspricht.

Zum Lobe eines Werks, welches zum elften male erscheint, etwas zu sagen, ist überflüssig; jeder welcher sich ernster mit den besten Hervorbringungen der deutschen Literatur beschäftigt hat, kennt Wilhelm von Humboldt's „Briefe an eine Freundin", und unsere Frauen nicht minder, auch wenn sie nicht zu den Kennern gehören; sie betrachten dasjenige, was an eine geistreiche Frau geschrieben worden, als an die Adresse aller gerichtet; sie dürfen es und freuen sich dessen. So sollen denn auch diese Zeilen keine Empfehlung eines Buchs sein, welches einer solchen nicht bedarf, sondern nur ein Hinweis darauf, daß dasselbe in neuer Gestalt abermals hinausgegangen ist, ein Frauenbrevier im besten Sinne des Wortes zu sein, ein Buch, in welchem man überall anfangen und überall aufhören, überall lesen kann und überall Schönes, Geistweckendes, Tröstliches, Erbauliches findet. Ein dieser Auflage zum ersten male beigefügtes Namen- und Sachregister macht es möglich, das Zusammengehörige von verschiedenen Orten zusammenzutragen. Wenn eine nächste Auflage aus dem gleich zu besprechenden Werke über das Leben der „Freundin" im Vorwort einige umfassendere Mittheilungen gäbe, so wäre das erwünscht.

Wir meinen die hier gleichzeitig mit einer Einleitung von Gustav Lothholz veröffentlichten Briefe von „Charlotte Diede an Karl Schulz" (Nr. 2), deren Originale sich im Besitz der Verlagshandlung befinden. Es war eine Seltsamkeit, daß Wilhelm von Humboldt den langjährigen Briefwechsel mit der Freundin sogar vor seinen nächsten Familienangehörigen in tiefstem Dunkel hielt und, ungeachtet ein Secretär zu seiner Verfügung stand, bis an sein Ende an Charlotte Diede selbst schrieb, oft mit kaum lesbarer Hand und großer Anstrengung. So hat er auch auf Charlottens Wunsch deren Briefe vernichtet. Als er im Frühling 1835 sein Lebensende nahe fühlte, war es ihm Bedürfniß, die fernwohnende Freundin, welche in der ersten Woche jedes Monats einen Brief erwartete, so schonend als möglich von seiner Erkrankung in Kenntniß zu setzen. Sein Secretär Ferdinand Schulz lag am Scharlachfieber darnieder; so ließ er dessen Bruder, den Justizsecretär und Archivar am berliner Stadtgericht Karl Schulz, zu sich berufen. Derselbe fand den schwerkranken Mann nicht allein; Alexander von Humboldt und Wilhelm's jüngster Sohn Hermann waren bei ihm; sie entfernten sich auf des Kranken Wunsch, und Wilhelm von Humboldt ertheilte Schulz den gegen andere zu verschweigenden Auftrag, der Freundin die Nachricht, daß er erkrankt sei, sowie auch den Verlauf seiner Krankheit in einer Weise mitzutheilen, die sie nicht in Aufregung setzen könne. Schulz schrieb am 4. April 1835 von „einer gewiß vorübergehenden

Erkrankung"; der Brief kam in Kassel am 8. April an; es war der Todestag Wilhelm von Humboldt's, wie Charlotte Diede alsbald danach durch die Blätter vernahm.

Charlotte war in tiefster Seele erschüttert durch die Kunde vom Tode des „angebeteten Freundes"; um sich über Humboldt's letzte Tage Nachricht zu erbitten, wandte sie sich an denjenigen, welcher, wie es schien, vom Verstorbenen selbst zum Tröster ausersehen war, an Karl Schulz, in stets erneuten leidenschaftlichen Briefen, und es erwuchs daraus ein Briefwechsel, welcher sich mit zeitweiligen Unterbrechungen zehn Jahre bis kurz vor Charlottens Tode weiter spann und sich fast ausschließlich mit Wilhelm von Humboldt und Charlottens Verhältniß zu ihm beschäftigte. Und wie früher Humboldt's Briefe an eine Freundin erschienen, diejenigen Charlottens aber im Dunkel blieben, so liegen uns nur Charlottens Briefe an Schulz vor, ohne dessen Antworten. Ehe wir derselben eingehender gedenken, ist es nothwendig, das Leben der eigenartigen Frau und ihre beim ersten Erscheinen der „Briefe an eine Freundin" so räthselhaften Beziehungen zu dem berühmten Staatsmann und Gelehrten näher zu betrachten.

Charlotte Hildebrand, geboren 1769 in dem unweit Rinteln gelegenen Dorfe Lüdenhausen im Fürstenthum Lippe-Detmold, war die Tochter des dortigen Pfarrers. Das begabte Mädchen wurde vom Vater unterrichtet, erlernte die neuern Sprachen bei einer Erzieherin; der sentimentale Roman jener Zeit, vornehmlich Richardson's „Clarissa", wirkten auf den empfänglichen Sinn des jungen Mädchens. Im Sommer 1788 verweilte die neunzehnjährige Charlotte mit dem Vater im Bade Pyrmont; der einundzwanzigjährige Wilhelm von Humboldt, welcher damals in Göttingen studirte, machte gelegentlich eines Ausflugs nach dem modischen Badeorte die Bekanntschaft des schönen und geistvollen jungen Mädchens; drei glückliche Tage verlebte das junge Paar miteinander; Humboldt schrieb der Freundin beim Abschied ein Stammbuchblatt, welches ihr lebenslang ein unschätzbares Besitzthum geblieben. Im folgenden Jahre verheirathete sich Charlotte, sehr gegen den Willen ihres Vaters und Bruders, mit einem reichen jungen Manne, Dr. jur. Diede, dessen Bekanntschaft sie zu Kassel im Hause einer Freundin gemacht hatte. Die Ehe war durchaus unglücklich und ward nach fünf Jahren auf Charlottens Antrag gerichtlich aufgelöst. Charlotte zog von Kassel nach Braunschweig; das ererbte väterliche Vermögen, welches ihr die Unabhängigkeit gesichert hatte, war in braunschweigischen Papieren angelegt und ging bei dem allgemeinen Umsturz infolge der Schlacht von Jena verloren. Ein paar Jahre lebte Charlotte in dürftiger Lage bei Verwandten; da kam ihr im October 1814 der Gedanke, sich an dem beim Wiener Congreß weilenden Jugendfreund, welcher unterdeß zum preußischen Staatsminister aufgerückt war, zu wenden und um seine Beihülfe zur Wiedererlangung ihres Vermögens zu bitten. So ward das seit einem Vierteljahrhundert zerrissene Band wieder angeknüpft; auf Humboldt's Wunsch siedelte Charlotte nach Göttingen über; später nahm sie ihren Wohnsitz wieder in Kassel, wo sie in ihrem Gartenhause vor der Stadt still und wenigen bekannt lange Jahre zubrachte, stets geistig weiter arbeitend, vom Freunde unterstützt und zugleich ihren Unterhalt gewinnend durch die meisterhafte Anfertigung künstlicher Blumen. Der Sonnenschein aber im Leben der alternden Frau waren die Briefe, welche sie seit jener erneuerten Berührung vom Jugendfreunde empfing, diese Briefe, in welchen er ihr nach Haym's Bemerkung „der liebevollste Seelsorger, der beste Beichtvater, der geduldigste Lehrer, der verständigste Rather und Helfer" war. Mit Wilhelm von Humboldt's Tode erlosch für Charlotte Diede die Sonne des Lebens. In ihrer leidenschaftlichen Aufregung wandte sie sich bei der Kunde von des Freundes Tode an dessen Bruder Alexander und gab dadurch selbst Anlaß zur Enthüllung eines Geheimnisses, welches Wilhelm von Humboldt sogar vor den Augen seiner nächsten Angehörigen eifersüchtig verborgen gehalten hatte; wol auf des vielvermögenden Alexander von Humboldt Fürsprache erhielt die betagte, mit Sorgen kämpfende Frau nach des Freundes Tode von König Friedrich Wilhelm IV. einen ihr Auskommen sichernden Gnadengehalt. Siebenundsiebzig Jahre alt, starb die merkwürdige Frau am 16. Juli 1846, nicht an Altersschwäche, sondern an den Folgen eines unglücklichen Falles. Therese von Bacheracht, ihre langjährige Vertraute, welcher sie die Briefe des Freundes hinterließ, sagt von ihr:

> Sie war gescheit, allein sie hatte ihre großen Eigenheiten. Man konnte von ihr sagen, was Goethe im „Wilhelm Meister" schreibt: sie war nicht liebenswürdig, wenn sie liebte . . . es war bis ans Ende der Tage eine flammende Unruhe in ihr, die auf mich selbst in ihren Briefen immer beklemmend einwirkte.

Wenn einen Mann von Wilhelm von Humboldt's geistiger Bedeutung und vielseitiger Thätigkeit eine Frau, die er in jungen Jahren vorübergehend kennen gelernt hatte und später im Laufe langer Jahrzehnte nur zwei mal flüchtig wiedersah, zwanzig Jahre hindurch dergestalt festzuhalten weiß, daß er mit ihr einen ununterbrochenen Briefwechsel unterhält, wenn er ihr seine innersten Gedanken über die höchsten Interessen der Menschen offenbart, so ist das zum mindesten ein Beweis, daß diese Frau von einer ganz ungewöhnlichen geistigen Bedeutung sein muß. Die Briefe Charlottens an Humboldt sind vernichtet, und wir können nur aus seinen Antworten schließen, daß sie in besonderm Maße die Kunst verstand, zu fragen und dadurch die innersten Gedanken des Menschen hervorzulocken. Auch in den vorliegenden Briefen, den einzigen, die wir von ihr besitzen, zeigt sich diese Fähigkeit der unruhigen, leidenschaftlich bewegten Frau, mit hastiger Unruhe, selbst nur weniges aus dem Schatz ihrer Erinnerungen und Erfahrungen offenbarend, doch unermüdlich zu forschen, zu fragen und dadurch den Antwortenden stets in Athem zu erhalten. Nur freilich war Karl Schulz bei aller seiner unbezweifelten Tüchtigkeit kein

Wilhelm von Humboldt, welcher in dem Verkehr mit der geistreichen Frau die willkommene Gelegenheit fand und festhielt, über zahllose Fragen, über die wir andern Menschen in schweigender Selbstprüfung uns klar werden oder auch nicht klar werden, unter dem Schleier des tiefsten Geheimnisses sich auszusprechen. Und Charlotte Diede ist auch nicht mehr die Correspondentin Humboldt's, sondern nur noch die alternde Frau, welche denjenigen, der durch viele Jahre der Mittelpunkt ihres Denkens und Empfindens gewesen, verloren hat und weiter nichts begehrt, als über ihn, welcher ihr den Abend des Lebens mit seiner liebevollen anregenden Theilnahme vergoldet hatte, so viel zu vernehmen als möglich. Es wird dadurch der Kreis von Gedanken und Interessen, in welchem sich diese Briefe bewegen, mehr beschränkt als wünschenswerth; aber die Schreiberin macht uns trotz ihres Alters den Eindruck einer rastlos geistesfrischen, gescheiten, bei allem Gleichmaß ihres äußern Lebens leidenschaftlich bewegten Frau; so haben die Briefe als einzig übriggebliebenes Lebenszeichen von Humboldt's „Freundin" Interesse und Werth.

Wilhelm Buchner.

Ernst von Wildenbruch's Novellen.

Novellen von Ernst von Wildenbruch. Berlin, Freund u. Jeckel. 1882. 8. 4 M.

Die meisten Leser dieser ungemein die Phantasie beschäftigenden Novellen werden ganz vergessen, schon während der Lektüre nach deutscher Art sich zu fragen, ob der dabei empfangene Genuß literarisch und ästhetisch gerechtfertigt sei. Diesen mächtigen Eindruck erreicht der Dichter hauptsächlich durch Ueberraschung, indem er aus scheinbar spröden, verschlossenen Naturen, denen wir ein tieferes Empfinden kaum zugetraut hätten, eine erstaunliche Glut heißer Leidenschaft hervorbrechen läßt, deren mit der Wildheit des Tigers aufzuckende Flamme ihre Opfer verzehrt.

Eine Vorliebe für außerordentliche, an sich selbst drastische Scenen reizt den Erzähler zu energischem Streben nach großer augenblicklicher Wirkung, sei es auch auf Kosten des Ganzen. Um den Effect einer beabsichtigten Situation zu erzwingen, muß Wildenbruch zuweilen der psychologischen Gliederung seiner Charaktere Gewalt anthun; er muß sie biegen und wenden, damit sie sich der ihnen aufgedrungenen, ihrem Wesen widersprechenden Handlungsweise mit einigem Schein von eigenem Willen fügen können. Daher kommt es, daß kein Charakter in diesen Novellen sich ganz entfalten und voll ausleben kann; der Dichter selbst drängt am Schlusse voll Ungeduld seine Personen aus dem ruhigen epischen Strome hinaus in das offene, von dramatischen Stürmen wild bewegte Meer und gibt sie dort dem tragischen Untergange preis. Seinen männlichen, durchweg unbedeutenden Helden überträgt Wildenbruch eine seltsame, ja eine klägliche Rolle. Sie können von sich nicht behaupten, „das ewig Weibliche zieht uns hinan", denn ihre Mannheit wird durch die Liebe entnervt anstatt erhöht; sie erobern das Weib nicht, sie werden von ihm unterjocht; sie sind in der Liebe nicht der handelnde, herrschende, gebende Theil, sondern sie leiden, dulden, empfangen. Gleichberechtigung mit dem Manne besitzt das Weib in der Poesie von alters her. Das Hinausschreiten über dieses Verhältniß, das Hinauswachsen der Frau zum grotesken Dämon, welcher dem Manne Ehre und Besinnung raubt, wie in der Novelle „Brunhilde", diese Umkehrung und Vertauschung des Wesens der Geschlechter würde komisch erscheinen, wenn es der Dichter weniger gut verstände, diesen Fehler durch seine gewaltige, blendende Darstellungskunst zu verdecken. Chacun a les défauts de ses vertus. Nach der offenen Darlegung der défauts erfüllt die Kritik die angenehme Aufgabe, die vertus des Verfassers rückhaltslos anzuerkennen. An dichterischer Kraft, an Macht und Pracht der gelegentlich von feinem Humor durchdrungenen Schilderung, an Unmittelbarkeit der Leidenschaft ist Wildenbruch den meisten Novellisten weit überlegen. Seine markige, ungestüme Sprache, reich an neuen, treffenden Bildern, hat etwas Bestrickendes, etwas von der elementaren Gewalt der Naturkräfte, etwas elektrisch Eindringliches, dem man so leicht nicht widersteht.

Indem ich dem Inhalt der Novellen näher trete, erwähne ich sogleich, daß die trockene Nacherzählung nur einen undeutlichen Begriff von dem großen, eigenartigen Talent des Dichters zu geben vermag, dessen Hauptstärke nicht in der Erfindung der Geschichte und Personen, nicht im Stoffe selbst, sondern in der stellenweise meisterhaften, hochpoetischen und warmen Behandlung wurzelt.

Die schöne Franziska von Maienberg, die Heldin der Novelle „Francesca von Rimini", wird von ihrem Vater, einem hochgestellten preußischen Civilbeamten, als ein „sonderbares" Mädchen, als ein „unglaubliches" Kind bezeichnet. Geistreich, selbstbewußt, vornehm vom Scheitel bis zur Zehe, ohne Verlangen nach geselligem Umgang, hegt Franziska keinen andern Wunsch, als wie bisher ungestört sich der Malerei hingeben zu dürfen. Keusch und kühl bis ins Herz hinein, scheint ihre verständige Natur jedes Liebesbedürfniß, jede Sinnlichkeit auszuschließen; der Gedanke zu heirathen liegt ihr gänzlich fern. Nur um ihrem Vater gefällig zu sein, begleitet ihn Franziska zu einem Ballfeste, welches die Provinzialstadt zu Ehren Sr. Excellenz des neuernannten Divisionscommandeurs veranstaltet. Die Excellenz, ein hervorragender, im Felde bewährter Soldat, ein vollendeter Cavalier von liebens-

würdigen Umgangsformen, sehr gebildet, trotz seiner 60 Jahre eine gewinnende Erscheinung, zeichnet Franziska vor allen Damen auffallend aus. Diese empfindet das Wohlthuende eines solchen Triumphes und verhehlt sich nicht länger, daß von allen ihr bekannten Herren der General ihrem Ideal eines Mannes, zu dem die Jungfrau verehrungsvoll aufblicken könne, am nächsten komme. Auf diesem Balle läßt sich ein junger Offizier mit dunkelm Haar und blassem Gesicht, welchem ein Paar große, schwarze Augen einen träumerischen Ausdruck verleihen, Franziska vorstellen. Des Verkehrs mit Damen ungewohnt, stammelt er die Bitte um einen Tanz hervor. Franziska — obwol es sie eigentlich interessiren müßte, den Lieutenant von Gartenhofen, der gleich ihr die Mußestunden der Malerei widmet, kennen zu lernen — lehnt seine Aufforderung sehr entschieden mit der Erklärung ab, daß sie überhaupt nicht tanze. Mit steifer Verbeugung zieht sich der Abgewiesene zurück. „Ein Ritter von der traurigen Gestalt", sagte sich Franziska, indem sie seinen unbeholfenen Rückzug mit innerm Lächeln beobachtete.

Sie trägt keinen Moment Bedenken, die Quadrille, welche sie Gartenhofen abschlug, mit dem General zu tanzen. Sie meint: „als ein an Subordination gewöhnter Offizier mußte er (Gartenhofen nämlich) ja aber selber fühlen, daß eine Aufforderung durch den General etwas ganz anderes bedeute."

Wie kommt die als so vornehm und edel gesinnt geschilderte Dame zu dieser neuen brutalen gesellschaftlichen Theorie? Die Subordination in allen Ehren, sie kann wohl den Lieutenant, aber nimmermehr das unabhängige, fremdes Urtheil geringschätzende Mädchen binden. Fast alle Offiziere tanzen nun mit der stolzen, exclusiven Franziska; nur der melancholische Gartenhofen hält sich ferne und verläßt tief betrübt den Ballsaal. Die gegenseitige Sympathie zwischen dem General und Franziska führt schnell zur Verlobung und Heirath. Jedoch schon auf der Hochzeitsreise fühlt sich Ihre Excellenz, die junge Frau Generalin, nicht mehr voll befriedigt. Als man sie für die Tochter des Generals hält, kann sie sich einer unangenehmen Empfindung nicht erwehren; sie zürnt sich selbst, daß sie sich nicht mehr ganz glücklich fühlt: es ist ja alles so, wie sie es selbst hatte haben wollen. Sie wollte ja kein „liebes Männchen" haben, wie ihre Freundin, mit dem sie „sich umhalsen und küssen" konnte, sondern einen bedeutenden Mann; und war es ein Wunder, daß ein solcher andere Gedanken und Verpflichtungen hatte als einer von jener Art? Und nun, wenn sie ehrlich gegen sich selbst war, mußte sie sich gestehen, daß sie sich danach sehnte, ihr Mann möchte sie umarmen und an sich drücken, sodaß sie sein Herz an dem ihren schlagen und seinen Mund auf dem ihrigen fühlte? So ganz anders hatte sie denken gelernt, blos weil der äußere Umstand eingetreten, daß sie nun eine verheirathete Frau war? Sonderbar!

Die Neuvermählten müssen die Reise unterbrechen, da der General vom Kriegsminister nach Berlin berufen wird. Eilig bringt er von dort die Gattin nach seiner Garnison und kehrt in die Residenz zurück. Franziska läßt den Sturm der neugierigen Gratulanten und der neidischen Besucherinnen über sich ergehen. „Die Erfahrung, die sie dabei an den Menschen machte, war schlimm — denn sie hieß Verachtung." Franziska will sich zerstreuen: sie meint jetzt, sie sei es ihrer Stellung schuldig, auch in Abwesenheit ihres Mannes Feste zu geben. (In welcher Stadt würde man einer Frau in ihrer Lage solches zumuthen?). Dazu braucht sie einen maître de plaisir und benutzt als solchen den sich dazu am besten eignenden Regimentsadjutanten. Werfen wir einen Blick auf ihre damalige Stimmung:

Je mehr die jungen Leute, die ihre augenblickliche Gesellschaft bildeten, sich bemühten, sie zu unterhalten, und je mehr sie dabei zu dem Glauben kamen, daß sie sie wirklich unterhielten, desto tiefer fühlte sie es, wie sie ihr im Grunde so gar nichts waren, wie ihre Gespräche fern an der Oberfläche ihrer Seele hinstreiften, und desto qualvoller empfand sie die dunkel gähnende Leere in ihrem Innern, die auszufüllen ihr Bedürfniß immer düsterer wuchs und die auszufüllen sie kein Mittel sah.

Von diesen ihr gleichgültigen Menschen läßt nun Franziska mit Hülfe des Adjutanten lebende Bilder stellen. Da man damit nicht zu Stande kommt, so schickt man nach dem Lieutenant Gartenhofen; er als Maler muß doch die künstlerische Gruppirung verstehen. Er kommt und löst seine Aufgabe vortrefflich; zum Schlußbilde, in welchem Franziska als Leonore sich von Tasso das „Befreite Jerusalem" vorlesen läßt, fehlte ein passender Vertreter des Dichters. Mit allgemeiner Zustimmung wird der Lieutenant Gartenhofen zur Uebernahme der Rolle des Tasso erwählt. Er führt sie meisterhaft durch; als am Abend der Vorstellung der Vorhang in die Höhe geht und Leonore zu Tasso, Franziska zu Gartenhofen, die Augen erhebt, glaubt sie einen fremden Mann zu sehen.

War das der schüchterne, verlegene Mann? Das der eckige Offizier, der jetzt dort über ihr stand im schwarzen Sammetkleid, schlank und mit so freiem Anstand, als hätte er mit der steifen, starren Uniform das Kleid abgelegt, das seine Natur in Fesseln schlug, als athmete er heute zum ersten male die Lebensluft, die die Natur ihm bestimmt und das Schicksal ihm versagt hatte? Sein bleiches Antlitz war zu ihr gesenkt, seine Augen blickten in die ihrigen. Heute ging sein Blick nicht an ihr vorüber, heute tauchten seine Augen in ihre Augen, als wollten sie darin ertrinken, so heiß in dunklem Feuer spielend, daß sie die Glut dieser Augen körperlich bis in ihr tiefstes Innere zu fühlen meinte. Hätte sie gewollt, sie hätte nicht hinwegzusehen vermocht, sie hing wie gebannt an diesem verzehrenden Blicke, der wie eine dunkle, geheimnißvolle Welt vor ihr aufging und ihre ganze Gestalt wie mit leidenschaftlich bebenden Armen zu umfangen schien. Es war ihr, als ob der Gram, der in diesen Augen wohnte, wie eine tödlich ansteckende Krankheit auf sie überging.

Von nun an weiß Franziska genau, was ihr zu ihrem Lebensglück fehlt. Sie erwidert die heiße, unausgesprochene Liebe Gartenhofen's; aber er darf dies nie erfahren, er muß fort. Sie betreibt selbst bei dem eifersüchtigen Gatten die Versetzung des gefährlichen Lieutenants nach einer

entfernten Garnison, und der General, den wir bisher für großherzig und ritterlich hielten, benutzt seine höhere Stellung, um den ihm unbequemen Anbeter seiner Frau los zu werden. Der Zufall will, daß der Adjutant die Wohnung des bereits abgereisten Kameraden besichtigt und miethet, wobei er unter dem Gepäck Gartenhofen's, das diesem morgen nachgeschickt werden soll, dessen Zeichenmappe entdeckt. Der Adjutant geräth auf den nichtswürdigen Einfall, diese Mappe, welche Gartenhofen bisher ängstlich vor jedermann geheim hielt, mit ins Wirthshaus zu nehmen und den Zechgenossen zu zeigen. Dort gehen die Bilder von Hand zu Hand; alle stellen Franziska in verschiedenen Auffassungen dar; auf dem letzten Blatt hat Gartenhofen sich selbst als Paolo Malatesta, die geliebte Frau als Francesca da Rimini abgebildet, die nackten Leiber in liebender Umschlingung von einem Schwert durchbohrt.

Die Sache wird ruchbar, der General läßt den Adjutanten holen und befiehlt ihm, die Mappe Gartenhofen's auszuliefern. Der erbärmlichste Sklave würde in solcher Lage seinem Herrn den Gehorsam verweigern, aber der Adjutant kennt die militärische Disciplin; er übergibt die Mappe, die er dem Kameraden gestohlen, dem General.

Ich hege die feste Ueberzeugung, daß es in Deutschland in Wirklichkeit kein Regiment gibt, dessen Offizierscorps einen solchen ehrlosen, diebischen Schuft von Adjutanten nicht mit Schimpf und Schande aus seinen Reihen stoßen und ihn für gänzlich satisfactionsunfähig erklären würde. In der vorliegenden Novelle verwundet der Adjutant den Lieutenant Gartenhofen tödlich im Zweikampf. Noch weiß Franziska von diesem Ausgang nichts. Sie schleicht sich nachts in das Arbeitszimmer ihres Gatten, sie findet die Mappe, sie sieht die Bilder:

Im Zimmer, in dem sie saß, wurde mit fortschreitender Nacht die Kälte immer empfindlicher, und eisig stieg es von ihren Füßen in ihren Gliedern empor — aber sie fühlte es nicht, denn aus den wunderbaren Blättern vor ihr quoll es empor wie der heiße Duft des sommerlichen Waldes, in dem die Blumen winken und den die süße Melodie der Nachtigallen durchtönt — jetzt war sie bis zum letzten Bilde gelangt, und jetzt mußte sie den Schrei hinunterwürgen, der sich ihr entringen wollte, als ihre Augen auf dieses Bild fielen. Sie war nicht mehr allein, auf diesem Bilde war noch einer — Er. Und wie war sie mit ihm vereinigt? In wilder, tödlicher Umarmung und Verschlingung, als Francesca von Rimini, die mit Paolo dem Geliebten dahinflattert in ewiger Nacht, in ewiger todvereinigter Liebe. „Ich verstehe dich", flüsterte sie leise vor sich hin — und wie das schreckliche Bild, als es entstand, das Herz dessen, dem es entsprungen, dereinst vergiftet hatte, so drang es nun wie ein tödlich berauschender Gifttrank auch in Franziska's Seele ein. Ein dunkler Mantel umrauschte die beiden Gestalten des Bildes, und der Wind, der seine Falten bauschte, schien es zu sein, der sie im Fluge emportrug; und plötzlich war es ihr, als hörte sie die Stimme des brausenden Sturms, als vernähme sie den stürmenden Lobgesang der schönheitsdurstigen Natur, als fühlte sie den Hauch der lodernden Seele, die sie umarmt gehalten hatte, überall, immerdar, zu jeder Zeit, an jedem Orte — und plötzlich begriff sie es, was es bedeutet, wenn sich dem Menschen die ganze allmächtige Welt vereinigt und verkörpert in einem einzigen, einem geliebten Menschen — sie rang die Hände ineinander. „Paul", sagte sie tonlos vor sich hin, und noch einmal „Paul", und es fiel ihr ein, daß sie ein vermähltes Weib war, die Frau eines alten Mannes. Von ihrem Sessel sprang sie auf, bis mitten in das Zimmer, und reckte die Arme aus, als müßte Einer hineinstürzen und sie umarmen, so wie sie ihn — es war ihr, als erstickte sie, und ohne zu wissen, was sie that, ging sie an das Fenster und riß es auf; die eisige Winterluft schlug ihr entgegen, und ein Augenblick, da sie den Fensterflügel geöffnet, sanken ihr die Arme wie leblos nieder — was war es, was sie dort unten sah? Unter der Laterne, die gerade gegenüber dem Hause sich befand, deutlich sich abhebend vom weißen, flimmernden Schnee, stand eine dunkle Gestalt, die zu ihr emporzublicken schien. Jetzt sah sie, wie die Gestalt den Arm erhob und ihr zuwinkte, und ein gräßlicher Gedanke schauderte ihr durch den Sinn; Gartenhofen war im Duell gefallen, und sein Geist kam, Abschied von ihr zu nehmen — aber nein, sie hatte nicht genau gesehen — es war ja die Gestalt einer Frau.

Diese Frau bringt ihr die Kunde, daß Gartenhofen im Tode liegt. Erhaben über jede kleinliche Rücksicht, eilt Franziska zu dem Geliebten, und dieser stirbt unter ihrem ersten und letzten vernichtungstrunkenen Kusse.

In der zweiten Novelle: „Vor den Schranken", wird der linkische, weltscheue, träumerische Referendar Heidenstein — ein stilles Wasser gleich Gartenhofen, aber nicht so tief — beauftragt, die der Hehlerei angeklagte Marie Lücke, die Geliebte des gefürchteten Räubers Schomburg, zu vertheidigen. Zur allgemeinsten Ueberraschung — weil alle Welt darüber einig war, daß der unpraktische, unbeholfene Anwalt sich blamiren werde — verschafft seine glänzende, zündende Rede dem angeklagten jungen Mädchen die Freiheit. Nach der Fällung des Wahrspruchs bekennt Marie ihrem Vertheidiger, daß sie ihn getäuscht, daß sie schuldig ist. Er hat also eine Verbrecherin der verdienten Strafe entzogen. Entrüstung, Abscheu, Scham und Reue erfüllen die Brust des jungen Anwalts; aber er hat schon zu tief in die wunderbaren Augen Mariens geblickt; die Schönheit seiner Clientin und die unbegrenzte Dankbarkeit, womit sie ihn abgöttisch verehrt, betäuben sein Rechtlichkeitsgefühl. Hingerissen von Mitleid mit der Unglücklichen, hält es Heidenstein für seine nächste Pflicht, Marie dem schädlichen Einfluß ihrer Umgebung zu entziehen, ihr Arbeit zu verschaffen und ihr so den Rückweg zu einem ordentlichen Leben zu ermöglichen. Um sich darüber näher mit ihr zu besprechen, schleicht er sich, sobald es dunkelt, zu ihr. Auf dem Wege dahin wird ihm klar, daß ihn nicht blos reine Absichten führen:

Mußte er auch fragen, wo der heiße Schauer herkam, der jetzt, indem er an Marie Lücke dachte, trotz Sturm und Nacht durch sein Herz rieselte? Zu wissen, daß dieses Weib seines Kommens wartete, bereit wie eine Sklavin sich allem zu fügen, was er verlangen würde? Allem! Er sah ihre kniende, demüthig hingebende Geberde, die ihm zu sagen schien: „Hier bin ich." Was hemmte ihn, daß er den Lohn für seine Mühe heischte?

Sein besseres Ich kämpft mit diesen niedern Trieben — wem der Sieg geworden wäre, bleibt unentschieden, denn kaum hat Heidenstein die Hütte Marie's betreten, da stürzt der dem Gefängniß entsprungene Räuber Schomburg herein;

der Referendar entgeht den Angriffen des Wüthenden nur durch die Aufopferung Marie's, die den todbringenden Dolchstoß des Räubers auffängt und nun in den Armen Heidenstein's stirbt.

Gegen diese reichbewegte Haupthandlung erscheinen die nebenherlaufenden und nachfolgenden Erlebnisse des begeisterten Vertheidigers der Räuberbraut matt und philiströs. Heidenstein heirathet seine erste Liebe, das ziemlich hausbackene Fräulein Lieschen Hainsberg und verwandelt sich in einen spießbürgerlichen, behaglichen Bureaumenschen.

Die dritte Novelle: „Brunhilde", hinterläßt wol einen tiefen, aber trüben, peinlichen Eindruck. Eine Löwen- und Pantherbändigerin, ebenso riesig in den Maßen ihres an Kraft jedem Manne überlegenen Körpers, als excentrisch und unberechenbar in ihrer Denk- und Gefühlsart, hat es dem schönen blonden Studenten Benno Rother angethan. Zwar fühlt der Jüngling in ihren Umarmungen ebenso viel Grauen und Entsetzen als Lust, aber er kann das fürchterliche Weib, welches ihn in der Raserei ihrer Liebe in die Schulter beißt und ihm das Blut aussaugt, nicht mehr entbehren. Erst als diese Löwenbraut in einem Anfall von Wahnsinn den Geliebten in den Käfig des Löwen zerren will in der Absicht, sich gemeinsam mit ihm von dem wüthenden Thiere zerfleischen zu lassen, reißt sich Benno los. Doch zieht es ihn noch einmal hin zum Circus, wo die schreckliche Brunhilde ihre Künste zeigt. Beim Anblick Benno's verliert sie die Kaltblütigkeit, und der diesmal schlecht gelaunte Löwe schlägt ihr, als sie aus dem Käfig entflieht, mit der Tatze so gewaltig in die Brust, daß sie sterbend zu Boden sinkt. Ihre letzten Worte zu dem herbeigeeilten Geliebten sind: „Ich gehe jetzt fort, kommst du nun bald nach?"

Die Erinnerung an dieses traurige Erlebniß liegt Benno wie ein Alp auf der Seele, seine Lebensfreude ist dahin.

Wie man durch die Hand, wenn man sie gegen die Sonne hält, den rothen Lebenssaft schimmern sieht, so schaut man bei der starken Beleuchtung, in welche der Dichter seine Heldin stellt, in deren Adern das wilde Toben ihres Blutes, den krankhaften, heftigen Schlag ihres leidenschaftlichen Herzens. Die Ueberspannung der grobsinnlichen, ungeheuerlichen Vorgänge dieser Novelle überträgt sich auf den Stil. Der aufs Aeußerste gesteigerte Aufschrei einer überreizten Leidenschaft ertönt manchmal zu grell in der drückenden Atmosphäre der Menagerie und des Circus.

Friedrich Karl Schubert.

Zur skandinavischen Literatur.

1. Anthologie der nordgermanischen (skandinavischen), dramatischen Literatur in deutschen Uebertragungen. Von P. F. Siebold. Drei Bände. Kassel, Kay. 1879—81. 8. 8 M.
2. Skandinavisches Novellenbuch. Uebersetzungen aus dem Norwegischen, Schwedischen und Dänischen von Wilhelm Lange. Berlin, Auerbach. 1881. 8. 3 M. 60 Pf.

Die politische Geschichte der drei skandinavischen Reiche Dänemark, Norwegen und Schweden weist bekanntlich weit ins graue Alterthum zurück und hat manche ruhmvolle Epochen zu verzeichnen; aber auch in culturhistorischer Beziehung sind diese Länder durchaus nicht zurückgeblieben. Kunst, Poesie und Wissenschaft werden dort eifrig gepflegt; dänische Fürsten haben sich wiederholt hervorragenden deutschen Dichtern gewogen und hold gezeigt, und der jetzige Träger der schwedisch-norwegischen Krone ist selbst literarisch thätig. Die Stammesverwandtschaft mit Deutschland macht sich trotz aller Spaltungen, welche durch politische Ereignisse hervorgerufen wurden, auf dem Gebiete der Literatur und Kunst durch mehrfach gleiche Richtung und Bildung geltend, und als vor einigen Jahren, im September 1877, die Universität von Upsala ihr vierhundertjähriges Bestehen feierte, da fehlten bei dieser seltenen Feier auch die Vertreter Deutschlands nicht. Die Söhne der drei skandinavischen Reiche besuchen gern und fleißig Deutschlands Universitäten und Lehranstalten, und das so bestehende geistige Band noch enger zu knüpfen, ist das anerkennenswerthe Bestreben der Verfasser der vorstehend genannten Schriften.

Bei der vorliegenden kleinen „Anthologie" (Nr. 1) war das Bemühen P. F. Siebold's in erster Linie darauf gerichtet, aus der dramatischen Literatur Skandinaviens solche Dramen in deutscher Uebersetzung zu bieten, die sich einerseits durch edle Sprache und Gediegenheit der Handlung auszeichnen, und in denen sich andererseits das dem betreffenden Volke eigene innerste Wesen möglichst klar wiederspiegelt. Aus der dänischen Literatur wählt er demgemäß J. L. Heiberg's dramatische Dichtung „Der Elfenhain". In Dänemark herrscht nach des Uebersetzers Ansicht wie in der Poesie überhaupt, so namentlich auch im Drama das lyrische Element vor. Dies mag theils in dem meist friedlichen Sinne der Bevölkerung, theils in der vorwiegend idyllischen Beschaffenheit des Landes seine Begründung finden. Besteht doch in der Regel zwischen dem Lande und seinen Bewohnern eine ganz natürliche Wechselwirkung. Die herrlichen Buchenwaldungen, die wogenden Saatfelder, die üppigen Wiesen, die sanften, meist wellenförmigen Bodenerhöhungen üben eine besänftigende, zum Frieden stimmende Wirkung aus, während die verhältnißmäßig öde Westküste und die nördliche Spitze Jütlands einen mehr melancholischen Charakter trägt. Dort brausen nur zu häufig rauhe Stürme über das friedlich-schöne, mit vorwiegend mildem Klima gesegnete Inselland dahin; schwere Wetterwolken verfinstern den Himmel, wild tost die Brandung, und zornig-laut schütteln majestätische Baumriesen ihre Häupter. Dieser Charakter

des Landes spiegelt sich denn auch vielfach wieder in der erwähnten Dichtung, einem fünfactigen Schauspiel mit Gesang. Der Dichter, Johann Ludwig Heiberg, zu Kopenhagen im Jahre 1791 geboren, war der Sohn des freisinnigen, 1841 in der Verbannung in Paris verstorbenen Schriftstellers Peter Andreas Heiberg, dessen Vater aus Norwegen stammte. Nachdem J. L. Heiberg in Kiel, wo er sich mit Vorliebe der Hegel'schen Philosophie hingegeben, seine Universitätsstudien vollendet hatte, verweilte er drei Jahre zu seiner weitern Ausbildung bei seinem Vater in Paris; in die Heimat zurückgekehrt, docirte er dänische Sprache und Literatur an der Universität zu Kiel, gab aber diese Stellung schon 1825 wieder auf, um sich in Kopenhagen literarischen Arbeiten theils philosophischer, theils dramatischer Natur zu widmen. Er hat eine ganze Reihe von Dramen, mehrere lyrische Dichtungen und ein polemisches Gedicht: „Eine Seele nach dem Tode", verfaßt.

Das bereits vor funfzig Jahren geschriebene Drama „Der Elfenhain" mag vielleicht von mancher Seite als etwas veraltet angesehen werden; dasselbe erzielte aber seinerzeit als ein national-romantisches Stück einen nahezu beispiellosen Erfolg. Der uns zugemessene Raum erlaubt ein näheres Eingehen auf die Dichtung nicht. Die Handlung des Stücks, welches in der Landschaft Tryggewälde auf Seeland spielt, schreitet im ganzen lebhaft vorwärts. Die Hauptcharaktere sind: König Christian IV., dessen Lehnsmann Albert Ebbesen, der Ritter Paul Flemming, Elisabeth Munk, Mündel des vornehmen Gutsherrn Erich Walkendorff, und Agneta, die natürliche Tochter Christian's IV.; aber auch die Nebenpersonen, wie der alte Haushofmeister Wolf, der Jäger Mogens und vornehmlich die in den Märchen und Sagen des Landes wohlbewanderte Bauernfrau Karen, sind trefflich gezeichnet und höchst wirkungsvoll. Die Rolle, welche der Dichter dem in Krieg und Frieden bei seinem Volke sehr populären Könige zuertheilt, ist friedlich schöner, oft erhabener Natur. Christian IV. darf übrigens auch in Wirklichkeit als einer der besten Könige Dänemarks bezeichnet werden; er begünstigte Künste und Wissenschaften und blieb seinem Wahlspruche „regna firmat pietas" fast immer getreu; als Fehler rechneten ihm seine Zeitgenossen eine etwas zu große Neigung für das schöne Geschlecht an. Einen vortrefflichen Gegensatz bilden die neckisch muntere Elisabeth Munk und die mehr ideal angelegte opfermuthige Agneta. Die Bauernscenen sind frisch aus dem Leben gezeichnet, und die romantische Sage von dem Elfenhain ist gut in die Handlung verwebt. Der Text der Gesänge, welche von dem aus Hannover stammenden Kapellmeister Kuhlau componirt sind und dem Stücke eine eigenartige Schönheit verleihen, ist von dem Uebersetzer Siebold überall in gleichem Versmaß wie das dänische Original wiedergegeben, sodaß er leicht den nationalen Melodien desselben untergelegt werden könnte.

Das zweite von Siebold in deutscher Uebersetzung dargebotene Drama trägt einen entschieden mystisch-religiösen Charakter, entspricht aber im übrigen dem ernsten, festen Sinn der Norweger und bringt in den Scenerien die norwegische Landschaft treffend zum Ausdruck. Henrik Ibsen, der lange Zeit in Deutschland, namentlich in Dresden und München lebte und dem gebildeten deutschen Publikum hinlänglich bekannt sein dürfte, hat es mit Meisterschaft verstanden, in seinem dramatischen Gedichte „Brand" die Ideen des dänischen Philosophen S. Kirkegaard durch originelle norwegische Gestalten zu verkörpern. Der Umstand, daß das Original bereits in mehrfacher starker Auflage erschienen ist, spricht wol am besten für die große Verbreitung und den Anklang, welchen die Dichtung im skandinavischen Norden gefunden hat. Der Held des fünfactigen Dramas, Brand, ist ein der strengsten Pflichterfüllung alles, seine theuersten Güter, zum Opfer bringender Priester, der in jeder Beziehung Wort und That zu vereinigen bestrebt ist. Ihm zur Seite steht sein Weib, eine herrliche Frauengestalt, die Heldenmuth mit innigster Hingebung und Sanftmuth verbindende Agnes. Den Gegensatz zu diesen beiden edeln, wenn auch überspannten Naturen bilden der gemein denkende und handelnde Vogt, ein norwegischer Beamter, und der heuchlerische, niedrigen Sinnengenüssen ergebene Propst. Schwankende Charaktere sind der Küster und der Schulmeister. Die Handlung spielt in den eisigen Schneegefilden des norwegischen Hochgebirges. Um den Haupthelden in etwas zu charakterisiren, mögen einige Citate genügen; so sagt Brand einmal zu seiner innig und wahr von ihm geliebten Frau, die ihm vorhält, daß sein hartes Losungswort „Alles oder Nichts" so viele Menschen zurückschrecke:

> Das, was die Menschen „Milde" nennen,
> Will ich nicht üben und nicht kennen.
> Fest sei der Wille — und mein Lieben,
> Nach Gottes Vorbild will ich's üben.

Dem Vogt, der ihn auf die äußern Ehren hinweist, die seiner warten, sobald er sich den Wünschen des herrschenden Kirchenregiments willfährig zeige, antwortet er im fünften Act folgendermaßen:

> Die Kirche, die dem Menschengeiste
> Aufs neue kräft'ge Schwingen leiht,
> Daß er, das Weltall kühn umfassend,
> Sich fühlt vom Erdentand befreit;
> Die Größe, die im Thatendrange
> Die Bahn des Guten innehält,
> Die Wahrheit, Licht und Schönheit, Stärke
> Sucht und erstrebt im Kampf der Welt:
> Seht, solche Kirche, solche Größe,
> Sie schwebt mir vor als Ideal.

Schließlich sagt sich Brand mit herben Worten von seiner bisher in der Kirche eingenommenen Stellung mit den Worten los:

> Und vor allem Volke hier
> Will ich's laut und frei bekennen,
> Daß den Geist der Harmonie
> Zwischen Pfaffen und Beamten
> Lernt' ich als satanisch kennen.

Von allen seinen bisherigen Anhängern, da seine Frau und sein Kind gestorben sind, verlassen, zieht der an sich edle und zu jedem Opfer bereite Held des Stücks fort auf die schneebedeckten Höhen des Gebirges, wo ihn eine Lavine begräbt. Dem rigorosen Fanatiker des Pflichtgefühls, der jede milde Regung des Herzens als Schwächheit unterdrückt, ruft zum Schlusse noch eine Stimme von oben die versöhnenden Worte zu: „Gott ist die Barmherzigkeit!"

Unzweifelhaft ist das in Rede stehende dramatische Gedicht voll erhabener Gedanken, auch dürften einige Scenen sich auf der Bühne als wirksam erweisen; im ganzen aber erscheint uns dasselbe mehr als ein sogenanntes Lesestück und weniger für die Aufführung geeignet.

Der dritte und letzte Band der Anthologie enthält August Blanche's fünfactiges Schauspiel „Engelbrecht und seine Dalekarlier", das in der That als eine echt national-patriotische Dichtung bezeichnet werden darf, was um so mehr zu beachten ist, weil die dramatische Literatur Schwedens hinsichtlich der Bearbeitung nationaler Stoffe gerade keinen allzu großen Reichthum aufzuweisen hat. August Blanche wurde im Jahre 1811 geboren und widmete sich gleich nach Beendigung seiner Studien in Upsala der schriftstellerischen Thätigkeit; er ist es gewesen, der das schwedische Drama wieder zu Ehren brachte und auch als Roman- und Novellendichter sich hohen Ruhm erwarb. Die meisten seiner Lustspiele sowie der ernstern dramatischen Dichtungen sind zur Aufführung gekommen, und von seinen zahlreichen Romanen wurden mehrere ins Deutsche übertragen. Seit 1857 gab er eine schwedische „Illustrirte Zeitung" heraus. Bei seinem warmen Gefühl für sein Vaterland und sein Volk, bei seinen ausgebreiteten Kenntnissen, seiner glänzenden Rednergabe konnte es nicht fehlen, daß Blanche in reifern Jahren auch eine politische Rolle in seinem Vaterlande spielte. Er wurde der ständige Vertreter im schwedischen Reichstage für denjenigen Stadttheil von Stockholm, in welchem seine Wohnung in idyllischer Abgeschiedenheit, eine echte Dichterstätte, sich befand. Als Blanche im November 1868 starb, war ganz Schweden von Trauer erfüllt, denn er war der Liebling seines Volks geworden. Sein Ideal war eine Union der drei skandinavischen Reiche, unter aufrichtiger Annäherung an ein freies und einiges Deutschland.

Das von Siebold trefflich übersetzte Stück spielt im Jahre 1436. Um diese Zeit herrschte über Dänemark, Schweden und Norwegen König Erich XIII., der Nachfolger der Königin Margaretha, die bekanntlich die drei nordischen Reiche durch die Kalmarische Union vereinigt hatte. Diese kluge Fürstin hatte Erich den auch von Blanche in seinem Drama citirten Rath gegeben, „sich mit Schweden zu nähren, mit Norwegen zu kleiden und mit Dänemark zu vertheidigen". Der ebenso feige wie grausame König suchte nun, den erhaltenen Rath wahrscheinlich falsch verstehend, Schweden und Norwegen möglichst auszusaugen und in Dänemark eine große Kriegsmacht zu Land und zu Wasser zu unterhalten. Auch seine Gemahlin Philippa, die uns vom Dichter im Einklang mit der wirklichen Geschichte als eine muthige und edelgesinnte Dame geschildert wird, behandelte er in roher und grausamer Weise. Unter Erich's XIII. Regierung brach nun in Schweden, wo viele Dänen als Landvögte eingesetzt waren, ein Aufstand aus, und zwar in Dalekarlien von Engelbrecht Engelbrechtson organisirt. Dieser Mann tauchte am politischen Himmel des Nordens wie ein glänzendes Meteor auf; von seinem ersten öffentlichen Auftreten bis zu seinem gewaltsamen Tode durch Mörderhand war seine Laufbahn durch Freiheit, Gerechtigkeit und Seelengröße bezeichnet. An der Spitze seiner Dalekarlier gab er der Willkürherrschaft der dänischen Vögte in Schweden den ersten tödlichen Stoß. Seine Schar, durch Bauern und Kriegsleute aus dem ganzen Reiche zu einem mächtigen Heere angewachsen, säuberte das Land. Engelbrecht erklärte König Erich den Krieg, wies den Adel und die Geistlichkeit in ihre Schranken, entäußerte sich selbst der höchsten Gewalt, um seinem Lande den Frieden zu sichern, erlag aber dennoch dem Hasse und Neide seiner Gegner. Durch die anhaltenden Beschwerden der Feldzüge bereits erkrankt, wollte er dem Rufe zum Reichstage nach Stockholm Folge leisten; er wohnte zu jener Zeit auf einem Schlosse bei Oerebro, dessen Ruinen noch jetzt sichtbar sind. Von Oerebro wollte er über den Hjelmarsee nach Stockholm reisen; er schiffte sich auf zwei Böten mit Frau und Tochter ein und kam gegen Abend bis in die Nähe des Schlosses Göcksholm, wo der schwedische Edelmann Bengt Stensson hauste, einer seiner größten Neider und Feinde, der sich aber kurz vorher anscheinend mit ihm ausgesöhnt hatte. Man warnte ihn vor demselben; Engelbrecht aber, frei von argwöhnischer Furcht, achtete nicht darauf. Sobald er jedoch auf einer kleinen Insel, später Engelbrechtsholm genannt, sein Nachtquartier aufgeschlagen hatte, wurde er von Måns Bengtsson, dem Sohne Bengt Stensson's, meuchlings überfallen und ermordet. Der Reichsverweser und spätere König Karl Knutson, dem Engelbrecht die höchste Macht überlassen, verbot die Verfolgung des Mörders, welcher indessen von dem ganzen Volke stets mit Abscheu angesehen und bis an sein Ende von schweren Gewissensbissen gepeinigt wurde. Blanche läßt ihn gleich nach verübter Mordthat als wahnsinnigen Selbstmörder sterben.

Ueber vierhundert Jahre waren seit Engelbrecht's Tode verflossen und fast schien es, als ob Schweden eines seiner edelsten Söhne vergessen hätte: da rief 1846 Blanche's Drama die Erinnerung an ihn wach. Das oft und stets unter großem Beifall gegebene Stück gab Veranlassung zu der Errichtung des Engelbrecht-Denkmals in Oerebro. Von des Bildhauers Quarnström's Hand modellirt, zeigt es uns Engelbrecht in heroischer Gestalt, die eine Hand an dem Griffe des Schwertes ruhend, die andere eine Streitaxt haltend.

Es ist Blanche trefflich gelungen, in seinem Stücke die Thaten und den Charakter Engelbrecht's im Einklang mit der Geschichte wiederzugeben; nicht minder läßt sich dies

von der Schilderung der kräftigen Bauernbevölkerung Dalekarliens und des Lebens und Treibens an dem Hofe Erich's XIII. sagen; auch die Charakteristik des herrschsüchtigen und falschen Bischofs von Linköping, Knut Boson, ist treffend und tadellos. Ergreifend und versöhnend wirkt die Liebesepisode zwischen dem jungen dänischen Ritter Abilgard und Engelbrecht's Tochter Ingeborg. Der Aufbau der Handlung ist folgerichtig und ohne Mangel, die Sprache edel und den Charakteren der handelnden Personen angemessen.

In Wilhelm Lange's „Skandinavischem Novellenbuch" (Nr. 2) ist die neueste Novellenliteratur der drei nordischen Reiche je durch zwei hervorragende Dichter vertreten: die norwegische durch Alexander L. Kielland und Jonas Lie, die schwedische durch Eduard Bäckström und Wilhelm von Braun, die dänische durch Hermann Frederik Ewald und den anonymen Autor von „Erste Liebe". Daß die norwegische einen unverhältnißmäßig großen Raum, nämlich über die Hälfte des Buchs, einnimmt, will der Autor damit rechtfertigen, daß A. L. Kielland ein junger, ganz besonders talentvoller Novelettendichter ist. Nach den dargebotenen Proben gestehen wir letzteres gern zu; aber auch die Leistungen der andern Dichter stehen den Kielland'schen Erzählungen kaum nach. Seine poetischen Genrebilder zeichnen sich durch geistvollen Humor, scharfe Satire und bei aller Realistik durch dichterischen Schwung aus; wir nennen hier nur die Novelletten „Ein gutes Gewissen", „Die Schlacht bei Waterloo" und „Das Torfmoor". Nicht minder beachtenswerth sind Ewald's „Der Beamtenkrieg in Riisby", Bäckström's „Die Nebenbuhler", Lie's „Susamel" und Wilhelm von Braun's „Ein Irrthum". Der Verfasser der kleinen Novelle „Erste Liebe" gehört der sogenannten literarischen Linken in der neuesten dänischen Literatur an, als deren kritischer Bahnbrecher Georg Brandes angesehen werden darf.

Von Interesse sind die kurzen, aber charakteristischen Mittheilungen, welche Wilhelm Lange über die einzelnen obengenannten Dichter in seinem Vorworte gegeben hat.

Rudolf Doehn.

Philosophische und allgemeine wissenschaftliche Literatur.

1. Kant's Pelagianismus und Nomismus. Darstellung und Kritik von Emil Hoehne. Leipzig, Dörffling u. Franke. 1881. Gr. 8. 3 M.

Die Entwickelung der neuern Theologie ist früher durch den Einfluß der Lehre Kant's in entscheidender Weise mit bestimmt worden. Die vorliegende gelehrte und gediegene Schrift liefert den Beweis, daß man auch jetzt wieder von theologischer Seite mit Kant und seiner Lehre Fühlung anzuknüpfen versucht. Es geschieht dies hier vorzugsweise in Rücksicht auf das praktische Moment der Sittenlehre bei Kant. Auch die Theologie muß sich sagen, daß mindestens der letzte Zweck aller Religion doch nur in der Moral oder in der Vervollkommnung des sittlichen Lebens des Menschen liegt, wenn auch die Frage, in welchem Sinne die Moral selbst Basis und Quelle der Religion sein könne, wol als zweifelhaft und bestritten erscheinen kann. Nach Kant aber lautete die Lehrformel jedenfalls dahin. Gewiß ist überall so viel, daß die Kant'sche Lehre im eminenten Sinne stärkend, reinigend und fortbildend auf das sittliche Leben ihrer Zeit gewirkt hat. Der kategorische Imperativ Kant's, mag er für sich allein auch noch als eine unbefriedigende Lehrformel gelten, muß doch unter allen Umständen als ein wesentliches und unentbehrliches Element aller wahren Sittlichkeit angesehen werden. Es war eine männliche und innerlich ernste Moral, die Kant lehrte. Die neuere Theologie möge nicht vergessen, was sie Kant und seiner Lehre zu verdanken gehabt hat, und wir freuen uns, bei dem Verfasser auch der Auffassung zu begegnen, daß der Gedanke Kant's seinem innern Wesen nach eine Fortsetzung des frühern Geistes und Werkes Luther's war. Ohne selbst als Religionsstifter gelten zu können, ist doch Kant einer von denjenigen Geistern gewesen, deren Lehre und Thätigkeit in dem historischen Fortgange der Religion eine wichtige und bezeichnende Epoche gebildet hat.

2. Die Reflexionsbegriffe. Eine philosophische Monographie von Gustav Knauer. Abdruck seiner Promotionsdissertation mit Jubelvorrede zum Centenarium der „Kritik der reinen Vernunft". Heidelberg, Weiß. 1881. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Auch diese Schrift hat einen Theologen zum Verfasser, der aber mit Fries und Apelt streng auf dem Boden der Kant'schen Lehre selbst stehen geblieben ist, und der in dem, wie uns scheint, seltsamen Wahn befangen ist, daß Kant durch die „Verbannung" von Raum und Zeit aus der Sphäre des Realen sich ein entscheidendes Verdienst um die Begründung einer religiösen Weltansicht erworben habe. Die ganze Kant'sche Kategorientafel ist freilich überall einer Erweiterung und Berichtigung fähig; wir können aber hierin überhaupt nur einen Irrthum Kant's und eine falsche Vorstellung erblicken, die sich noch von Aristoteles und der Scholastik her in der gemeinen Logik fortgepflanzt hat, den Irrthum, das wirkliche Denken durch ein System sogenannter Kategorien im voraus eintheilen und erschöpfen zu wollen. Kant würde richtiger und consequenter verfahren sein, wenn er ebenso wie in der Sphäre der Sinnlichkeit Raum und Zeit, in der des Verstandes nur das reine und einfache formale Denkgesetz an sich als das a priori gegebene Element der Vernunft angesehen hätte. Auch die hier versuchte Erweiterung des Systems der Re-

flexivbegriffe kann nicht befriedigen, wie ja überhaupt die wirkliche Bearbeitung der allgemeinen Begriffe eine Aufgabe ist, die nur in größerm Stil und auf einer umfassendern wissenschaftlichen Grundlage, als es hier geschieht, mit wahrhaftem Erfolg versucht werden kann.

3. Weltwirthschaft und die sie treibende Kraft. Vortrag, gehalten in der Generalversammlung des Westdeutschen Vereins für Colonisation und Export zu Köln, am 4. März 1882 von Hübbe-Schleiden. Hamburg, Friederichsen u. Comp. 1882. Gr. 8. 75 Pf.

Die hier behandelten Fragen sind für das Gesammtleben unserer Nation zur zeit wichtiger als jene der abstract metaphysischen oder erkenntnißtheoretischen Speculation. Der geistvolle und erfahrene Verfasser unterscheidet namentlich zwischen Colonisation und Cultivation und weist für diese letztere auf das äquatoriale Afrika als ein geeignetes Gebiet hin. Daß die ganze Frage der Auswanderung und allgemeinen nationalen Expansion mehr und mehr zu einer brennenden für uns wird, kann von keinem Einsichtigen mehr bestritten werden. Verhält sich die Regierung anscheinend zur zeit noch etwas kühl dieser Aufgabe gegenüber, so hat das seinen Grund wol nur in der tiefern Einsicht in die allgemeinen politischen Schwierigkeiten derselben. In früherer Zeit nahm die ganze deutsche Auswanderung ihren Zug in der Richtung nach Osten, und es dürfte insbesondere eigentlich schon die Länder der österreichischen Monarchie als ein vorgeschobenes und zu weiterer Einwanderung geeignetes deutsches Colonialgebiet angesehen werden. Der nach Amerika gehende Strom unserer Auswanderer fände dort an sich ein weit näher liegendes und in seiner Besiedelung für das alte Vaterland ungleich wichtigeres und fruchtbringenderes Ziel. Unsere politischen Verhältnisse im Osten sind zur Zeit freilich unsicher und schwankend, aber es wird auch hier irgendeinmal eine Wandelung eintreten müssen. Die nationale Expansionskraft aber ist jedenfalls groß genug, um sich allmählich sowol zu Lande als über das Meer hin die nothwendigen Abzugswege für ihren fortwährend zunehmenden Ueberschuß zu eröffnen.

4. Ueber den Satz des Widerspruchs und die Bedeutung der Negation. Von J. J. Borelius. Heidelberg, Weiß. 1881. Gr. 8. 1 M.

Was man in der Logik den Satz des Widerspruchs nennt, bezeichnet ein Verhältniß, nach welchem ein Begriff nicht auch zugleich sein eigenes Gegentheil sein, oder von ihm überhaupt nichts mit ihm selbst und seiner Idee Widersprechendes ausgesagt werden kann. Dieser Satz ist an sich so klar und selbstverständlich, daß er gar nicht erst ausdrücklich festgestellt und eingeschärft zu werden brauchte, wenn nicht factisch unser Denken sich zuweilen in solche wenigstens anscheinende Widersprüche verwickelte, daß die uneingeschränkte Geltung desselben doch vielleicht in der Wissenschaft nur mit Mühe aufrecht erhalten werden kann. Es kommen z. B. solche Sätze vor, wie der erste Satz in der Hegel'schen Logik: „das Sein ist das Nichtsein", welche jenem Grundsatz ganz offenbar widersprechen, und die doch wenigstens in einem gewissen Sinne berechtigt oder statthaft sind, indem hier die absolute Leerheit jeder nähern Bestimmung oder das Nichtsein alles Weitern in der That der eigene Wesensgehalt oder der wahre Charakter des Begriffs des Seins selbst ist. Durch Hegel und seine Dialektik ist sogar der ganze Satz des Widerspruchs offen gestürzt oder umgekehrt worden, indem nach ihm alle entgegengesetzten Begriffe wesenhaft identisch sind und einander selbst als Prädicate beigelegt werden können. Es ist dieses zuletzt der wichtigste Differenzpunkt zwischen der ältern gemeinen oder Aristotelischen Logik und der neuern speculativen Begriffsdialektik in den Schulen von Schelling und Hegel. Der Verfasser vorliegender Schrift, der sich schon durch mehrere frühere Arbeiten sowol in deutscher wie in schwedischer Sprache vortheilhaft bekannt gemacht hat — unter anderm durch eine Kritik der auf den ältern logischen Standpunkt zurückgefallenen Denkweise der Herbart'schen Philosophie —, sucht auch hier in anzuerkennender und besonnener Weise den Gegensatz der beiden Auffassungen zu vermitteln. Wer diese ganze Frage ohne schulmäßige Voreingenommenheit betrachtet, wird sich nicht dagegen verschließen können, daß die leider noch auf den Universitäten und sonst in der Wissenschaft herrschende Denklehre der gemeinen Logik zum Theil auf ganz unzureichenden, schiefen und außerhalb der wirklichen Verhältnisse der Begriffe und der wahren Natur des Denkens stehenden Voraussetzungen beruht. Jener Satz des Widerspruchs in seiner abstracten Gestalt oder Fassung enthält überhaupt nur eine durchaus einseitige und beschränkte Wahrheit in sich. Dem nothwendigen Bedürfniß einer umfassenden Reform der ganzen wissenschaftlichen Lehre vom Denken aber hat auch der Unterzeichnete in seinem Werke „Hegel und die logische Frage der Philosophie in der Gegenwart" (Leipzig 1878) nahe zu treten versucht.

5. Ueber das Grundprincip des Weltprocesses mit besonderer Berücksichtigung J. Frohschammer's. Von Friedrich Kirchner. Köthen, Schettler. 1882. Gr. 8. 4 M.

Was kann jetzt noch mit Fug und Recht ein neues System der Philosophie genannt werden? Daß der Verfasser dieser Schrift in der Lehre Frohschammer's ein solches aufgefunden und näher begründet zu haben glaubt, ist noch kein Beweis für das wirklich Neue, Entscheidende und Epochemachende dieser Lehre. Unter einem System der Philosophie kann in Wahrheit nur eine solche Lehre verstanden werden, welche für den allgemeinen Fortschritt der Wissenschaft und des menschlichen Geistes überhaupt eine unmittelbare und directe Bedeutung beanspruchen darf. Die Zahl dieser Systeme aber oder der wahrhaft neuen Gedanken in der Philosophie ist überall nur eine beschränkte gewesen. Wenn nun das Eigenthümliche der Lehre Frohschammer's wesentlich darin besteht, daß ihm die Phantasie als allgemeines Princip des Weltprocesses gilt, und

wenn Kirchner sich bestrebt, die Coincidenz dieser Auffassung mit einer Anzahl der wichtigsten philosophischen Lehren in der Geschichte zu erweisen, so wird das Neue hiervon doch zuletzt nur in der Substitution eines andern Ausdrucks für sonstige allgemeine Bezeichnungen der letzten metaphysischen Kraft oder Wesenheit in den Dingen erblickt werden können. Ob damit wirklich etwas gewonnen ist, wenn man der Welt oder der Natur eine schöpferische Phantasie bei der Entwickelung ihrer Erscheinungen zuschreibt, ist doch wol um so mehr fraglich, als gerade der Ausdruck der Phantasie für uns das Moment des Freien, Ungebundenen oder Zügellosen in sich einschließt, während in dem objectiven Weltproceß, möge dieser nun dynamisch, mechanisch oder teleologisch aufgefaßt werden, uns eine streng nothwendige und zwingende Logik des Verstandes entgegenzutreten scheint. Ein bloßes Spielen mit Worten ist niemals ein neues System; nur persönliche subjective Liebhaberei kann eine mehr oder weniger eingebildete Befriedigung daran finden.

6. Die Philosophie der Erlösung. Von Philipp Mainländer. Zweiter Band. Zwölf philosophische Essays. Erste Lieferung. Frankfurt a. M., Koenitzer. 1882. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Dieses ganze Werk steht gleichsam mit dem einen Fuße auf dem Boden des Occidents, mit dem andern auf dem des Orients. Die Phantasie des Verfassers ist zum Theil eine echt morgenländische, und er lehnt sich bei seiner verstandesmäßigen Kritik der philosophischen Lehren des Abendlandes entschieden an den religiösen Vorstellungskreis des Buddhismus an, der ja jetzt überhaupt in mehrfachen Erscheinungen auf unsern eigenen Boden verpflanzt worden ist. Der letzte der noch in Aussicht stehenden Essays wird eine Kritik der Hartmann'schen Philosophie des Unbewußten enthalten. Wahres ist überall mit Uebertriebenem und mit einer keck einherfahrenden Bildersprache sowie mit reichhaltigen religiösen Citaten vermischt. Allen pedantischen Schulstaub hat der Verfasser von sich geschüttelt; was er dafür an lebendiger Frische und farbenreicher Breite der Diction eingetauscht hat, ist freilich von der Art, daß es nur in gewissen, nicht gerade an strenges akademisches Denken gewöhnten Kreisen die gewünschte Anerkennung finden dürfte. Außer den allgemeinen philosophischen Fragen nach Idealismus, Realismus, Pantheismus wird in der Reihe dieser Essays namentlich auch das Dogma der Dreieinigkeit, die Erlösungsfrage und das sociale Problem behandelt werden.

7. Anti-Kant oder Elemente der Logik, der Physik und der Ethik von Adolf Bolliger. Erster Band. Basel, Schneider. 1882. Gr. 8. 8 M.

Selbst der größte Verehrer Kant's wird jetzt kaum mehr seine Lehre ihrem vollen Umfang nach als wahr und genügend anzuerkennen vermögen. Unter allen Umständen aber ist Kant eine Größe und ein Heros in der Geschichte, dessen Mängel und Unvollkommenheiten von seiner ganzen Aufgabe und Zeitstellung nicht wohl getrennt werden dürfen. Die Art, wie der Verfasser dieses mit ziemlicher Breite angelegten Buchs über Kant spricht, erinnert in ihrer Derbheit zuweilen an den historischen Stil Johannes Scherr's, ohne daß wir darum diese Parallele noch weiter ausdehnen wollen. Widersprüche und sogenannte Ungedanken lassen sich wol bei Kant ebenso wie bei andern Philosophen ohne besondere Mühe nachweisen. Es mag zuletzt vielleicht nichts im absoluten Sinne wahr sein bei Kant, ohne daß hierdurch seinem Werth und seiner Bedeutung überhaupt irgendein Eintrag zu geschehen brauchte. Ein philosophisches System muß überall aufgefaßt werden im Lichte einer großen historischen That, die mit allem behaftet ist, was damals die Zeit erfüllte, und die der Epigone nicht mit dem beschränkten Maßstabe des jetzigen Tagesverstandes beurtheilen darf. Kann denn überhaupt von einer reinen und bleibenden Wahrheit der Philosophie in der Geschichte bisjetzt gesprochen werden? Dasjenige, was uns der Verfasser als seine eigene Weltansicht zu geben und zu begründen versucht, möchte wol mindestens ebenso wie die Lehre Kant's einem Zweifel an der innern Bündigkeit oder genügenden Gewißheit unterliegen. Sein Begriff des Raums sowie der der Materie leidet für uns an einer gewissen Unfaßbarkeit, indem dem erstern die Eigenschaft der Energie, den einfachen Bestandtheilen der letztern aber diejenige von ausdehnungslosen Punkten, deren unendlich viele ineinander sein können, zugeschrieben wird. Vor allem aber hätten wir gewünscht, daß Kant, der doch einmal der Patriarch und Stammvater unserer neuern Philosophie bleibt, etwas mehr mit dem gebührenden Respect behandelt worden wäre.

8. Griechische Philosophinnen. Zur Geschichte des weiblichen Geschlechts. Von J. C. Poestion. Norden, Fischer Nachfolger. 1882. 8. 6 M.

Die Stellung der Frauen bei den Griechen ist, wie der Verfasser dieser gut geschriebenen und auf gründlichen Quellenstudien beruhenden Schrift mit Recht hervorhebt, keineswegs eine so unbedingt andere gewesen als bei uns. Das Naturverhältniß durchbricht auch hier überall die Grenze der formellen Convention oder der als allgemeine Regel feststehenden Sitte. Es werden hier kurze Charakteristiken und Lebensbeschreibungen aller nach irgendeiner Richtung hin bekannten griechischen Frauen nebst allgemeinen Excursen über die sociale Stellung der einzelnen Kreise des weiblichen Geschlechts, selbst des Hetärenthums u. s. w. gegeben. Das Buch darf als eine ebenso unterhaltende wie belehrende Lektüre, freilich nicht gerade für einen Standpunkt der prüden Voreingenommenheit, bezeichnet werden.

9. Die Grundlagen der Kant'schen Erkenntnißtheorie. Eine Einführung in die Kritik der reinen Vernunft. Von Wilhelm Münz. Breslau, Koebner. 1882. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Diese Schrift ist wiederum eine von denjenigen, welche den Ruf der Rückkehr zu Kant ertönen lassen, indem sie

im Sinne des sogenannten Neukantianismus eine nochmalige Prüfung des Verhältnisses des Subjects zur Objectivität auf Grundlage der neuern physiologischen Forschungen verlangt.

10. Die philosophische Wissenschaft. Ein apologetischer Versuch. Von Ernst Commer. Berlin, Germania. 1882. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Die Philosophie an sich hat ebenso wol ihre Freunde und Anhänger wie ihre Feinde und Gegner. Man kann sich leicht von der Philosophie irgendein Schema schaffen, das von der einen Seite vertheidigt, von der andern angegriffen werden mag. Es hätte wol kaum dieses Schildes eines wohlmeinenden und geistvollen Dilettanten bedurft, um die Philosophie an sich vor den gewöhnlich gegen sie gerichteten Anfeindungen oder Verdächtigungen zu schützen. Die wahre und einzige Rechtfertigung der Philosophie liegt zuletzt nur in ihrer Geschichte oder in dem, was nicht sowol sie überhaupt und an sich, als vielmehr die einzelnen großen Systeme und Gedanken derselben im allgemeinen Fortgang des menschlichen Lebens gewirkt, gestiftet oder sonst zur Folge gehabt haben. Man ziehe einmal die Namen Plato, Aristoteles, Kant von dem historischen Culturleben ab, und man wird sehen, wie alles Uebrige ohne sie kaum gedacht oder begriffen werden kann. Die Philosophie hat auch das Eigenthümliche, daß sie zu jeder Zeit neu und anders geartet sein muß, wenn sie überhaupt ihre Aufgabe für die Wissenschaft und das Leben wahrhaft erfüllen soll. Es gibt außerdem auch zu allen Zeiten immer ausgeartete oder krankhafte Erscheinungen in der Philosophie, ebenso wie es neben der guten Poesie auch schlechte Poesie gibt, die aber auch mit zu den Charakterzeichen der Zeit und ihres Geistes gehören. Eine Belehrung darüber, wie die Philosophie an sich eigentlich sein soll, erscheint wol überflüssig, weil dieselbe, wenn sie überhaupt weiter besteht, dann wol ihre weitern Ziele und Wege selbst zu finden im Stande sein wird.

11. Wille zum Leben oder Wille zum Guten? Ein Vortrag über Ed. von Hartmann's Philosophie von Alfred Weber. Straßburg, Trübner. 1882. Gr. 8. 1 M.

In dieser Schrift wird der Begriff des Willens im jetzt gebräuchlichen metaphysischen Sinne als Wille zum Guten aufgefaßt oder umzudeuten versucht. Wir halten jenen metaphysischen Gebrauch überhaupt für eine sprachliche Barbarei, indem hier der Begriff Wille etwas bedeutet, was seiner eigentlichen menschlichen psychologischen Idee vollkommen fremd oder entgegengesetzt ist. Der Wille in jenem Sinne aber ist nicht blos dumm, sondern eigentlich auch schlecht, indem sein Ziel überall nur in der Befriedigung seines ganz unvernünftigen sinnlich egoistischen Lebensdranges ohne jeden ethischen Gehalt bestehen kann. Es kann aber in der Philosophie zuletzt alles möglich gemacht werden, und wir gönnen daher dem Verfasser auch die Befriedigung, mit der er den Pessimismus der jetzigen Modephilosophie überwunden und aus der teleologischen Einrichtung dieser immerhin so unvollkommenen Welt auch jenem Willen die Tendenz zum Guten als eine Charaktereigenschaft vindiciren zu dürfen glaubt. Alles dieses aber ist wesentlich nichts anderes als ein Rechnen mit künstlich ersonnenen und eingebildeten Begriffen, welche ebenso wie in der Zeit der Scholastik jedes realen oder objectiven Werthgehalts entbehren.

12. Die Religion des Geistes. Von Eduard von Hartmann. Berlin, C. Duncker. 1882. Gr. 8. 7 M.

Dieses jüngste Werk Hartmann's schließt sich als ein drittes Glied an seine beiden letzten Arbeiten auf dem Gebiete der Religionsphilosophie an. Dasselbe enthält eine nähere Darlegung des von ihm als concreter Monismus bezeichneten Standpunktes der Zukunftsreligion. Es ist überflüssig, hier nochmals auf die ausgezeichneten und glänzenden Eigenschaften des Hartmann'schen Talents hinzuweisen; gerade in diesem Buche möchten wir über das einen gewissen Fortschritt zu größerer Reinigung und Läuterung des Denkens erblicken. Das Ganze zerfällt in die drei Abtheilungen: Religionspsychologie, Religionsmetaphysik und Religionsethik, und trägt insofern überhaupt den Charakter eines vollständigen philosophischen Systems auf religiös-theologischer Grundlage an sich. Alle eigentliche oder regelmäßig systematische Theologie hat irgendeine bestimmte Religion als ihr gegebenes Object oder ihre Grundlage zur Voraussetzung. Hierdurch ist auch der Freiheit der philosophischen Speculation in derselben überall eine bestimmte Grenze gesteckt. Hartmann aber ist in seiner eigenen Religionsanschauung wesentlich ein Art von Eklektiker, der mit dem einen Fuße auf dem Boden des Christenthums, mit dem andern aber auf dem der orientalischen Weltanschauung des Buddhismus steht. Dieses letztere Moment ist bei ihm wesentlich das entscheidende oder specifische, durch welches er sich von dem Standpunkt der gewöhnlichen oder christlichen Theologie unterscheidet. Wie eine Religion möglich sein soll, wenn dem Gottesbegriff die Eigenschaft der Persönlichkeit abgesprochen wird, ist für unsere und jede gewöhnliche oder natürliche religiöse Auffassung allerdings unbegreiflich. Daß dieses Hartmann'sche Dogma also für den Standpunkt des einfachen oder philosophisch ungeschulten Menschen jemals das Bedürfniß der wirklichen Religion zu ersetzen im Stande sein sollte, wird also in keiner Weise sich nehmen oder erwarten lassen. Wir sind aber der Meinung, daß auch für den Gebildeten oder philosophischen Denker dann jede Bedingung der Möglichkeit einer Religion hinwegfallen muß. Es ist einfach eine contradictio in adjecto oder ein innerer Widerspruch mit sich selbst. Man sage dann lieber gleich, daß für diesen Standpunkt überhaupt nicht mehr von Religion die Rede sein könne. Wir müssen insofern Protest einlegen gegen diese ganze buddhaisirende

Religionsphilosophie oder Theologie, indem dieselbe, abgesehen von manchen scharfsinnigen Analysen, doch immer nur den Werth eines geistreichen Spiels der speculativen Phantasie mit dem mystischen Räthsel des Verhältnisses des Menschen zu der ganzen ihn umgebenden Welt besitzt.

Konrad Hermann.

Eine französische Literaturgeschichte.

Geschichte der französischen Literatur von ihren Anfängen bis auf die neueste Zeit. Von Eduard Engel. (Band 1 der „Geschichte der Weltliteratur in Einzeldarstellungen".) Leipzig, Friedrich. 1883. Gr. 8. 7 M. 50 Pf.

Das Werk empfiehlt sich weitern Kreisen, welche methodischen Studien der französischen Literatur fern stehen, durch die elegante Leichtigkeit der Schreibart sowie durch die Wärme der Vortragsweise. Der Autor geht ganz auf in seinem Vorwurf, dessen universelle oder besondere Bedeutung er allerdings mannichfach überschätzt. Indeß auch dem erstgerühmten Vorzug folgt ein nicht unmerklicher Schatten. Die flüssige Glätte verliert sich zuweilen in journalistische Nonchalance; die Darstellung gestattet sich witzelnde conversationelle Wendungen, die ihre stilgemäße Gesammthaltung schädigen und, dem Ernst des Stoffes heterogen, ein gewagtes Spiel mit der Stimmung des Lesers treiben.

Inhaltlich charakterisirt das Buch eine flotte, oft nur zu forcirte Gangart. Der Verfasser durchsteuert die Jahrhunderte auf der Flugmaschine. Er zeigt uns die Höhen der literarischen Districte; ihre Thäler und Tiefen sind nicht da für ihn. Daher der superlative Grundton des Buchs. Gleichwol führt er uns Erscheinungen vor, die mit adäquatem Verständniß geschildert werden, dann aber um so mehr den Wunsch in uns rege werden lassen, länger bei ihnen verweilen zu dürfen in eindringenden Analysen. Jene Lieblingsstudienköpfe des Verfassers treten aus dem bibliographischen Arabeskenwerk dann freundlich hervor; zu ihnen zählen die sichergezeichneten Porträts Rabelais', Montaigne's, Montesquieu's, Béranger's, Alfred de Musset's. Die grimassenhafte Physiognomie Voltaire's ist zu schönfärberisch reproducirt; von seinem gewaltigen Pendant Rousseau erhalten wir nur eine Silhouette. Die „Neue Heloise" beispielsweise wird auf einer knappen Seite abgethan. Ueber die Hauptekliipsen im künstlerischen Wesen Voltaire's hätte übrigens der Goethe-Schiller'sche Briefwechsel den Verfasser belehren können: Tiefe und Gemüth sind es, welche unsere Dichter Voltaire, diesem Prototyp eines französischen Autors, absprechen, mithin die Grundfactoren allen höhern schriftstellerischen Adels. Auch scheint der Verfasser nicht zu wissen, daß Goethe neben dem „Mahomet" den „Tancred" übersetzte; desgleichen vermissen wir eine Berücksichtigung der zahlreichen Schlaglichter über die französische Literatur, welche sich bei Goethe und Lessing finden.

Leider sind nicht unwesentliche Lücken zu registriren. Chapelle, „ce dieu de l'imagination", wie ihn Chaulieu nennt, La Chapelle, Dufresny, Esménard sind nicht genannt. Gassendi, das philosophische Orakel der beaux esprits seiner Zeit, ist dem Verfasser unbekannt, ebenso die gesammte, so reizende Volkspoesie des 18. Jahrhunderts, der unser Hagedorn so viel verdankt. Die Werke Friedrich's des Großen, des Marschalls Daru bleiben unberücksichtigt. Auch Lamartine's „Rafael" wäre immerhin nennenswerth gewesen; das Werk Ségur's scheint mir unnöthig bekrittelt.

Die Wechselbeziehungen der italienischen und französischen Literatur sind nicht in erforderlichem Umfang verzeichnet; auch diejenigen zwischen der französischen und unserer Literatur hätten häufiger nachgewiesen werden sollen. Ich erinnere an die Bedeutung Rabelais' für die deutsche Literatur, an den großen Einfluß Chaulieu's auf unsere Anakreontik. Ebenso sind nicht alle jene Kreise angeführt, die für Molière von Bedeutung waren (vgl. Villemain, „Cours de la littérature française", I, 37). Ich erinnere weiter an Lessing-Diderot, an Goethe-Rousseau, an die Dacier u. s. w. Dagegen aber ist Walther von der Vogelweide von provençalischer Beeinflussung absolut freizusprechen. Amusant ist des Verfassers Plaidoyer pro Alfred de Musset contra George Sand und umgekehrt. Da heißt es auf S. 451: „Es geht doch . . . unzweideutig hervor, daß George Sand Alfred de Musset nie wahrhaft geliebt und ihn aufs unwürdigste hintergangen hat", und auf S. 482 wird dieses Erkenntniß contraponirt: „Gewiß, sie ist Musset untreu gewesen, aber erst nachdem er ihr das Beispiel gegeben und sie aufs unwürdigste behandelt hatte." Wer ist nun der Sünder? Lui oder Elle?

Trotz solcher Schwächen erscheint uns die Engel'sche „Geschichte der französischen Literatur" empfehlenswerth. Es ist uns keine andere bekannt, welche unter Ausschluß aller gelehrten Terminologie der Schule ihrer Kritik eine so leichte gefällige Form gäbe wie sie, welche die literarhistorischen Erscheinungen so anmuthig vorzuführen wüßte. Daß es mit einer gewissen virtuosen Hast geschieht, das ist ein Fehler, den der Verfasser corrigiren möge, damit eine zweite Auflage mit minder eingeschränktem Lobe begrüßt werden darf.

Adalbert Schroeter.

Feuilleton.

Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

Die „Saturday Review", Nr. 1403, bespricht Karl von Noorden's „Der Spanische Erbfolgekrieg" („Europäische Geschichte des 18. Jahrhunderts", dritter Band) und schließt mit diesen Worten: „Karl von Noorden ist keineswegs ein glänzender Historiker; er ist aber besonnen, unparteiisch und scharfsinnig, und seine Darstellung, wenn auch etwas matt, macht den Eindruck gründlicher Forschung und genauer Kenntniß."

Günstige Erwähnung findet auch „Feldmarschall Ernst Rüdiger Graf Starhemberg" von A. Grafen Türheim; ferner „Fabrizio Ruffo" von Freiherrn von Helfert, nur wird gesagt, daß letzteres Werk etwas durch Parteifärbung beeinträchtigt und der Fluß der Erzählung durch die Verwickelung und Dunkelheit in der Untersuchung vieler diplomatischen Schachzüge aufgehalten werde.

Als „interessanter Beitrag zur Biographie des Seemannes, dessen Heldenthaten Oesterreich eine Stelle in der Seegeschichte gegeben haben", wird die Schrift „Aus Wilhelm von Tegethoff's Nachlaß, herausgegeben von Adolf Beer", bezeichnet.

Es werden ferner in derselben Nummer besprochen: „Joseph von Sonnenfels" von Wilibald Müller, „Beiträge zur Kenntniß der Levante" von H. Löhnis, doch wird nur der Inhalt dieser Werke kurz zusammengefaßt, ohne daß eine Beurtheilung daran geknüpft ist. Mit Lob wird Max Ring's „Berliner Leben. Culturstudien und Sittenbilder" erwähnt.

Ueber „Der Widerspruch im Wissen und Wesen der Welt. Princip und Einzelbewährung der Realdialektik", von Julius Bahnsen, heißt es ebendaselbst: „Dieses Werk mit alliterirendem Titel ist vielleicht kein sehr werthvoller Beitrag zur Metaphysik, besitzt aber das allgemein menschliche Interesse, welches metaphysischen Werken so oft fehlt. Es ist einer Erörterung der Probleme des menschlichen Lebens und Charakters sehr ähnlich, wie wir sie in Romanen der psychologischen und selbst anatomisirenden Gattung zu begegnen pflegen, und dürfte fast als die Grundlage mehrerer solcher Dichtungen definirt werden, die von ihrem ideellen und concreten Außenwerke losgelöst ist und als bloße Abstraction dargeboten wird. Daher ist es lesbarer und anregender, als diese Art Werke es gewöhnlich sind. Bahnsen's philosophische Ansichten verrathen den Einfluß Schopenhauer's."*)

Ueber „Briefe von Charlotte von Kalb an Jean Paul und dessen Gattin", herausgegeben von Paul Nerrlich, sagt das Blatt: „Charlotte von Kalb ist durch ihre Verbindung mit Schiller eine interessante Persönlichkeit. An und für sich scheint sie beständig interessant werden zu wollen, wird es aber nie ganz. Wie Carlyle's «Lehmvulkane» bricht sie aus und ist dunkel. Es ist äußerst schwierig, irgendeine zusammenhängende Vorstellung von der Verfasserin dieser confusen und man möchte sagen vulkanischen (ejaculatory) Briefe an Jean Paul und dessen Gattin zu erlangen, während doch zugleich etwas in ihnen liegt, was einen zwar feinen, aber hoffnungslos verschrobenen oder gelähmten Geist verräth. Die Notizen über ausgezeichnete Zeitgenossen, wie Fichte, sind zuweilen interessant."

Ueber die jetzt zum ersten mal gedruckte Dichtung „Hermann" von C. M. Wieland heißt es: Da sie nach einer uncorrigirten, Bodmer zugesandten Abschrift gedruckt sei, so dürfe man sich nicht über das häufige Verfallen des Dichters in einen niedrigen Ton und über die erstaunliche Nachlässigkeit seiner Verse wundern. Trotz dieser Fehler aber sei die Dichtung im ganzen eine schwungvolle Leistung und ein anziehendes Denkmal des Nationalgeistes in Deutschland gegen die Mitte des 18. Jahrhunderts.

*) Natürlich, da er einer seiner eifrigsten Anhänger war! D. Red.

In derselben Zeitschrift werden „Aus Dante's Verbannung. Literarhistorische Studien" von Paul Scheffer-Boichorst als ein Werk von sehr bedeutendem Interesse bezeichnet und als ein Beweis, daß nach allem, was geschehen ist, das Leben des Dichters zu beleuchten, genug Gegenstände der Erörterung noch immer zurückbleiben. Als die zwei interessantesten Punkte werden der Streit über die Echtheit der Briefe Dante's an Guido da Polenta sowie des vom Mönch Hilarius an Uggucione della Faggiuola gerichteten Briefes und das Datum der Abhandlung „De Monarchia" hervorgehoben.

Ueber „Allgemeine Culturgeschichte" von J. J. Honegger sagt die „Saturday Review", Nr. 1408: „Eine allgemeine Culturgeschichte kann kaum etwas anderes sein als eine Compilation, vielleicht, wie im gegenwärtigen Falle, hinter einer gefälligen Form versteckt. Honegger schreibt gut und zeigt bedeutendes Geschick in der Aneignung der Forschungen von Sachverständigen und Specialisten. . . . Die Darlegung vieler der behandelten Gegenstände kann indessen jetzt wenig anderes als eine der umlaufenden Ansichten über sie sein."

„Die wirkliche und die scheinbare Welt: neue Grundlegung der Metaphysik" von G. Teichmüller, heißt es in derselben Nummer, zeichne sich durch den Scharfsinn aus, über den der Verfasser immer verfügt, sei aber zu abstrus für jeden, der nicht zu den eingeweihtesten Forschern gehört.

Ein allgemein verständlicheres und anziehenderes Thema habe E. Dreher behandelt in seinem „Der Darwinismus und seine Consequenzen", worin er die praktische Einwirkung der Evolutionstheorie auf Meinung und Sitten untersucht.

Ueber „Geschichte der deutschen Homer-Uebersetzung im 18. Jahrhundert" von Adalbert Schroeter sagt das Blatt: „Schroeter ist ein Bilderstürmer, der einen Angriff auf das macht, was patriotische Deutsche bisher einmüthig als einen ihrer hauptsächlichsten literarischen Vorzüge betrachtet haben. Die Geeignetheit der deutschen Sprache nämlich, den Homerischen Hexameter wiederzugeben, war bisher ein Glaubensartikel, und selbst diejenigen, welche versucht haben, die Voß'sche Uebersetzung zu verbessern, sind seiner metrischen Form treu geblieben. Schroeter hingegen tadelt den deutschen Hexameter als langweilig, eintönig und als gänzlich unfähig, den Homerischen Gang und die Homerische Musik wiederzugeben. Die Entdeckung würde, falls es eine solche wäre, unwillkommen sein; denn da der deutsche Blankvers, selbst Goethe's, wenig von der mannichfaltigen Harmonie hat, deren der englische in den Händen eines Meisters so fähig ist (?), während die heroische Strophe in Deutschland niemals eingebürgert worden, so würde kein passendes Metrum übrig bleiben als die Balladenstrophe, iambisch oder trochäisch, in welcher letztern Form, sonderbar genug, der erste ernstliche Versuch, den Homer zu übersetzen, von Gottsched gemacht wurde. In der That jedoch verfährt Schroeter viel zu streng gegen den deutschen Hexameter; denn gibt dieser auch das Homerische Original nur mittelmäßig wieder, so ist er dennoch ein wohlklingendes und fließendes Versmaß, das sich nicht minder gut zur Erzählung eignet als der heroische oder Balladenvers und eine weit größere Annäherung an den Geist Homer's zuläßt. Wir möchten dem deutschen Kritiker empfehlen, Mr. Arnold's Essay über Homer-Uebersetzung zu studiren und sich nicht durch das zweifelhafte Ergebniß seiner Praxis davon abhalten zu lassen, seine Theorie anzunehmen. Der englische Hexameter machte einfach deshalb Fiasco, weil die Sprache zu einsilbig ist, wogegen die deutsche ebenso reich an vielsilbigen Zusammensetzungen ist wie das Griechische selbst. Schroeter's historischer Ueberblick auf die Homer-Uebersetzungen ist zwar interessant, aber viel zu weitschweifig."

— Die „Academy" bespricht „Die Ethik der alten Griechen. Dargestellt von L. Schmidt", und sagt: „Die welche Plato, Aristoteles oder andere griechische Ethiker studiren, werden die Geschichte der Wörter, welche in diesen Schriftstellern krystallisirt sind oder zu einer bestimmten Bedeutung sich krystallisiren, nützlich finden, und die Herausgeber künftiger Lexika werden mit Schmidt's Citaten zu rechnen haben. Der Leser aber, der einen klaren Bericht über das, was die Griechen mit Hinsicht auf die Führung des Lebens gedacht haben, erwartet, wird ihn vergebens suchen. Er wird den Wald vor Bäumen nicht sehen können. Hat er aber ein ziemlich gutes Gedächtniß, so wird er nach Durchlesung des Buchs den Eindruck haben, daß man bisher den sittlichen Gefühlen der griechischen Welt nur wenig Gerechtigkeit hat widerfahren lassen. Punkt für Punkt wird er zur Ueberzeugung gelangen, daß Mr. Buckle's Paradoxon: die Griechen besaßen alle unsere sittlichen Grundsätze (wenngleich nicht die ganze Anwendung, die wir von ihnen machen), der Wahrheit näher kam als der ebenso paradoxe Essay, in welchem Hume auseinandersetzte, wie Athen alles billigte, was London oder Edinburgh verwirft, und selbst näher als das ungünstige Bild, welches Mr. Mahaffy vom griechischen socialen Leben entworfen hat. Alle Tugenden, die wir kennen, wurden von griechischen Ethikern gelehrt. Die Sittlichkeit der Bergpredigt, auf welche Schmidt sich hier und da bezieht, ist in allen Punkten oder doch in allen Hauptpunkten in den verschiedenen Citaten, die er gibt, anticipirt.... Schmidt hat sehr wenig Nachlese für seine Nachfolger zurückgelassen.... Niemand wird ihm gesundes Urtheil, ungewöhnlichen Fleiß und außerordentliche Gelehrsamkeit absprechen."

— Am Schluß einer ebenfalls eingehenden Besprechung von J. N. Madvig's „Die Verfassung und Verwaltung des römischen Staats" sagt das „Athenaeum": „Wir können zum Schluß sagen, daß diese zwei Bände in keinem Sinne für das Studium der römischen Alterthümer Epoche machen. Während sie wenig Neues dazu beitragen, bleiben sie in nicht wenigen Punkten sogar hinter der neuen Forschung zurück und sind zu oft ungebührlich conservativ und dogmatisch im Tone. Nichtsdestoweniger werden die glänzende Gelehrsamkeit, die sie durchweg enthalten, ihre fast durchgängige Freiheit von phantastischen Hypothesen und falschen Analogien und nicht im mindesten ihre Kürze sie zu einem nützlichen Bestandtheil des Apparats der Hörsäle machen."

Bibliographie.

Alberdingk Thijm, P. P. M., Philipp van Marnix Herr von Sanct-Aldegonde. Ein Lebensbild aus der Zeit des Abfalls der Niederlande. Köln, Bachem. 1882. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Almanach der Genossenschaft deutscher Bühnen-Angehöriger. Herausgegeben von E. Gettke. 11ter Jahrg. 1883. Kassel, Voigt. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Behla, R., Die Urnenfriedhöfe mit Thongefäßen des Lausitzer Typus. Eine Monographie. Mit 75 Abbildungen auf 2 lithographirten Tafeln. Luckau N.-L., Meißner. 1882. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Biberfeld, C., Gedichte. Breslau, Trewendt u. Granier. 1882. 16. 2 M.

Böhme, E., Vielliebchen. Eine Idylle in sieben Gesängen. Leipzig, Rasch u. Comp. 16. 2 M. 50 Pf.

Brandes, G., Die Literatur des 19. Jahrhunderts, in ihren Hauptströmungen dargestellt. 5ter Bd.: Die romantische Schule in Frankreich. Leipzig, Veit u. Comp. Gr. 8. 8 M. 60 Pf.

Brandstätter, F. A., Gedanensia. Beiträge zur Geschichte Danzigs. 2tes Bdchn. — A. u. d. T.: Danziger Sagenbuch. Sagen von der Stadt und ihren Umgebungen. In vollständiger Sammlung. Mit 5 Illustrationen nach Original-Zeichnungen von B. Laasner. Danzig, Bertling. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Deutscher Bühnen-Almanach. 47ster Jahrg. Herausgegeben von A. Entsch. Mit dem Porträt des Herrn Ludwig Barnay und Heinrich Conried. Berlin. 12. 5 M.

Buchmann, G. Freih. v., Graf Rudolf vor Basel. Historisches Volksschauspiel. Wien, Wallishauser. 1882. 12. 3 M. 20 Pf.

Campe, C. v., Sammelsurium. Erzählungen. 2ter Bd. Lingen, van Acken. 1882. 8. 2 M. 40 Pf.

Couring, Ida v., Fern von der Heimath! Gedichte. Norden, Fischer Nachf. 12. 2 M.

Corvus, M., In omnibus charitas. Roman. Breslau, Schottländer. 8. 3 M.

Deussen, P., Das System des Vedânta nach den Brahma-Sûtra's des Bâdarâyana und dem Commentare des Çañkara über dieselben als ein Compendium der Dogmatik des Brahmanismus vom Standpunkte des Çañkara aus dargestellt. Leipzig, Brockhaus. 8. 12 M.

Dietrich, K., Hamlet der Konstabel der Vorsehung. Eine Shakespeare-Studie. Hamburg, Nolte. Gr. 8. 2 M.

Erzählungen aus der rheinischen Geschichte. Mit Beiträgen von Jenny Fischer-Bach, C. Krauß, Foltz u. a. m. Leipzig, Lesimple. 8. 1 M. 25 Pf.

Gedichte von Georg v. Riesa. Königsberg, Beyer. 16. 2 M.

Gedichte aus dem Jenseits von Fr. Schiller, Th. Körner, Fr. Rückert und Prophezeiung von E. M. Arndt. Leipzig, Mutze. 12. 3 M.

Gesellhofen, J., Die Jungfrau vom Kynast. Ein Sang aus Schlesiens Bergen. Breslau, Max u. Comp. 8. 3 M.

Isenkrahe, C. T., Idealismus oder Realismus? Eine erkenntnisstheoretische Studie zur Begründung des letztern. Leipzig, F. Fleischer. Gr. 8. 3 M.

Kintel, G., Tanagra. Idyll aus Griechenland. Braunschweig, Westermann. 8. 4 M.

Lessing-Gedenkbuch. Dresden, Pierson. 16. 4 M.

Lichtenow, W., Gedichte. Landsberg a. W., Schaeffer u. Comp. 12. 3 M.

Lindau, P., Herr und Frau Bewer. Novelle. 7te Aufl. Mit einem Briefe von E. Augier an den Verfasser. Breslau, Schottländer. 8. 2 M. 50 Pf.

Deutscher Litteratur-Kalender auf das Jahr 1883, herausgegeben von J. Kürschner. 5ter Jahrgang. Stuttgart, Spemann. 16. 5 M.

Ludwigs, F., Das Heiligtum von Antiochien. Dramatisches Gedicht. Mit Männerchören, Soli und Klavierbegleitung, componirt von F. Koenen. Ohne Frauenrolle. Düsseldorf, Schwann. 12. 1 M. 20 Pf.

Mario, Ein neuer Glaube. In 14 Punkten dargelegt. Berlin, L. J. Heymann. 8. 50 Pf.

May, Sophie, Unsere Ellen. Roman. Aus dem Amerikanischen übersetzt von A. S. 2 Bde. Breslau, Schottländer. 8. 6 M.

Neumann, C., Das Zeitalter der punischen Kriege. Aus seinem Nachlasse herausgegeben und ergänzt von G. Faltin. Breslau, Koebner. Gr. 8. 12 M.

Pohl, R., Gesammelte Schriften über Musik und Musiker. 1ster Bd. — A. u. d. T.: Richard Wagner. Studien und Kritiken. Leipzig, Schlicke. Gr. 8. 7 M. 50 Pf.

Riegel, H., Geschichte der Wandmalerei in Belgien seit 1856. Nebst Briefen von Cornelius, Kaulbach, Overbeck, Schnorr, Schwind und Anderen an Godfried Guffens und Jan. Swerts. Berlin, Wasmuth. 1882. 8. 3 M. 60 Pf.

Riehl, B., Sanct Michael und Sanct Georg in der bildenden Kunst. München, Th. Ackermann. Gr. 8. 1 M.

Sacher-Masoch, Basil Hymen. Novelle. Leipzig, Morgenstern. 1882. 8. 2 M. 50 Pf.

— — Das Paradies am Dniester. Novelle. Leipzig, Morgenstern. 1882. 8. 2 M. 50 Pf.

Schlippenbach, A. Graf v., Gedichte. Berlin, A. Duncker. 8. 5 M.

Selchow, E. v., Des Kaisers Botschaft und das praktische Christenthum. Eine social-politische Trilogie. Breslau, Dülfer. Gr. 8. 50 Pf.

Stür, L. v., Aus alter Zeit. Zwei Erzählungen in Versen. Hagen, Risel u. Comp. 8. 75 Pf.

Sturm, A., Klingende Herzen. Erzählende Dichtungen. Rudolstadt, Hofbuchdruckerei. 16. 1 M. 80 Pf.

Das Tabaksmonopol. Eine Grabrede. Stuttgart, Kohlhammer. 1882. 8. 20 Pf.

Truxa, L. R., Aus dem Eisenbahnleben. Erzählungen und Geschichten aus dem Leben von Eisenbahnbeamten. Gesammelt und herausgegeben. Wien. 8. 1 M.

Vorträge, herausgegeben vom deutschen gesellig-wissenschaftlichen Vereine von New York. Nr. 7: Der Geist unserer Gesetze. Vortrag von C. Wehle. New York, Steiger u. Comp. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Voß, R., Der Mohr des Zaren. Schauspiel. Nach einem Fragment von Puschkin. Frankfurt a. M., Koenitzer. 8. 2 M.

Wagner, H. F., Die Volksdichtung in Salzburg. Salzburg, Mayr. 1882. 8. 40 Pf.

— — Das Volksschauspiel in Salzburg. Salzburg, Mayr. 1882. 8. 60 Pf.

Wagner, P., Ein Achtundvierziger. Erlebtes und Gedachtes. Leipzig, O. Wigand. 8. 6 M.

Waldstein, M., Bekenntnisse eines Hoftheater-Direktors. Theater-Roman. 2 Bde. Großenhain, Baumert u. Ronge. 8. 5 M.

Weber, H., Ulrich Zwingli. Ein Schauspiel. Frauenfeld, Huber. 12. 2 M.

Weitbrecht, R., Feindliche Mächte. Historische Erzählungen aus 17 Jahrhunderten. Barmen, Klein. 8. 5 M.

Wennemar, P., Der Postillion. Ein livländischer Roman. 3 Bde. Dresden, Minden. 8. 12 M.

Werner, E., Der Egoist. Roman. Stuttgart, Spemann. 12. 5 M.

Werner, R., Auf See und an Land. Vier Erzählungen. Berlin, Janke. 8. 4 M.

Wimmer, E., Sammelblätter zur Geschichte der Stadt Straubing. 1ftes Hft. (1881—1882.) Straubing, Attenkofer. 1882. Gr. 8. 3 M.

Winckelmann's Briefe an seine Züricher Freunde. Nach den auf der Züricher Stadtbibliothek aufbewahrten Originalen in vermehrter und verbesserter Gestalt neu herausgegeben von H. Blümner. Freiburg i. Br., Mohr. 8. 5 M.

Wirth, Z., Alte Wahrheit für die neue Zeit. Religiöse Reden und Betrachtungen. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8. 4 M.

Wolzogen, H. v., Richard Wagner und die deutsche Kultur. Ein Vortrag. Leipzig, Schloemp. 1882. Gr. 8. 1 M.

Zwei Worte über Colonial-Weisheit von Jemandem, dem dieselbe versagt ist. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 40 Pf.

Anzeigen.

Vollständig in 3 Bänden erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

15 Jahre in Südamerika
an den Küsten des Stillen Oceans
von **Paul Treutler.**

Mit zahlreichen Lichtdruckbildern. Eleg. in 1 Band gebunden. Preis 12 Mark.

Die gesammte Presse hat diesem überaus interessanten und reich ausgestatteten Werke volle Anerkennung ausgesprochen.

Weltpost-Verlag, Leipzig.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Briefe
an eine Freundin
von
Wilhelm von Humboldt.

Elfte Auflage.

Mit einem Facsimile, neuem Vorwort und Sach- und Namenregister.

8. Geh. 4 M. 50 Pf. Geb. 6 M.

Gegenwärtige elfte Auflage der Originalausgabe von Humboldt's „Briefen an eine Freundin" ist durch ein einleitendes Vorwort und ein Register bereichert, trotzdem aber wesentlich im Preise ermäßigt worden; das berühmte Buch wird in dieser neuen Gestalt gewiß noch zahlreichere Freunde und Freundinnen finden.

Briefe von Charlotte Diede,
der Freundin Wilhelm von Humboldt's,
an Karl Schulz.

Mit einer Einleitung von Gustav Lothholz.

8. Geh. 2 M. 40 Pf. Geb. 3 M.

Diese hier zum ersten male veröffentlichten Briefe von Charlotte Diede sind den zahlreichen Lesern von Humboldt's „Briefen an eine Freundin" als Ergänzung derselben zu empfehlen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Tristan und Isolde.
Von
Gottfried von Straßburg.

Uebersetzt von **Karl Simrock.**

Zweite mit Fortsetzung und Schluß vermehrte Auflage.

Zwei Theile. 8. Geh. 9 Mark. Geb. 11 Mark.

Karl Simrock's meisterhafte Uebersetzung der classischen altdeutschen Dichtung „Tristan und Isolde" liegt hier in zweiter sorgfältig durchgesehener Auflage vor, vermehrt durch fünf neue Gesänge, welche das im Original bekanntlich unvollendet gebliebene Werk abschließen und dessen sittliche Tendenz klar hervortreten lassen.

Die Allgemeine Zeitung
(mit wissenschaftlicher Beilage und Handelszeitung)
früher in Augsburg erschienen

ist in Deutschland und Oesterreich durch die Postanstalten für 9 M. vierteljährlich zu beziehen. Preis bei directer Versendung unter Streifband monatlich 4 M. (5 M. 60 Pf. für die anderen Länder des Weltpostvereins).

Quartalpreis bei wöchentlicher Versendung im Weltpostverein 14 M. 40 Pf., außerhalb desselben 19 M. 50 Pf.

Leitartikel, wissenschaftliche und handelspolitische Aufsätze ꝛc. ꝛc. in Nr. 37 bis 43.

Deutscher Reichstag. — Ein Blick auf Frankreich. — Zum austro-deutschen Bündniß. — Die Kilia-Arm-Frage. — Die Stellung des Cabinets Gladstone. (I/III.) — Montenegro's neueste Politik. — Die Dänen in Nordschleswig. — Die neueste Reform der directen Steuern in den Reichsrathsländern Oesterreichs. (I.)

Künstler und Kunstschreiber. Von E. Förster. — Zur Reform des neusprachlichen Studiums. Von H. Breymann. — Studienblätter aus Istrien und Friaul. Von Heinrich Noé. (I.) — Giordano Bruno's Weltanschauung und Verhängniß. Von M. Carriere. — Stahl-Bronze. — Die Oase von Merw. Von H. Vámbéry. — Ueber graphische Kunst. — Die „Heilsarmee" in Genf. — Die Sammlung Saburoff. Von Dr. A. Milchhöfer. — Andreas Gryphius. Von K. Borinski. — Erinnerungen aus der Jenaischen Studentenzeit von 1818—1819. Von E. Förster. (I.) — Vorschlag einer Rafael-Ausstellung. Von J. Schrott. — Der Streit um die Baupflicht am königlichen Hof- und Nationaltheater zu München.

Commerzielles aus den Vereinigten Staaten von Nordamerika. — Generalversammlung der Steuer- und Wirthschaftsreformer.

Aufträge für Streifbandsendungen an die
Expedition in München.

Eine feingebildete Dame wünscht Beschäftigung im **Uebersetzen** von englischen oder französischen Arbeiten ins Deutsche. **Probe-Uebersetzungen** werden gern geliefert.

Gef. Offerten befördert die Exped. des „Invalidendank", **Leipzig** unter **E. A. 659.**

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Parcival.
Von
Wolfram von Eschenbach.

Aus dem Mittelhochdeutschen von San-Marte (Albert Schulz).

Zweite Auflage.

Zwei Bände. Ermäßigter Preis: geh. 6 M., geb. 8 M.

Wolfram's von Eschenbach Heldengedicht „Parcival" liegt dem Text der gleichnamigen Oper Richard Wagner's zu Grunde, sodaß die Bekanntschaft mit diesem Meisterwerke aus der ersten Blütezeit unserer Poesie für das volle Verständniß der Oper unbedingt erforderlich ist. Die vorzügliche Uebersetzung ins Hochdeutsche von San-Marte, bereits in zweiter Auflage erschienen, macht das altdeutsche Epos jedem Gebildeten zugänglich; der Preis des zwei Bände umfassenden Werks ist auf die Hälfte des frühern Preises ermäßigt worden.

(Mit einer Beilage: **Literarischer Anzeiger**, Nr. 3.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 9. — 1. März 1883.

Literarische Unterhaltungen.

Ueber Bühnenbearbeitungen.

Karl Kräpelin, der seinerzeit mit vollem Rechte hochgefeierte Reuter-Vorleser, erzählte mir vor Jahren einmal, als er einst eine Stelle aus „Hanne Nüte“ dem Dichter mit besonderm Glück vorgelesen, sei Reuter aufgesprungen und habe gerufen: „Korl, dat steiht do jo gar nich!“; als ihm Kräpelin aber dann zeigte, daß es doch da stehe, habe Reuter ihm mit einer Thräne im Auge die Hand gedrückt und gesagt: „Ja, Korl, hast recht, aber dat harr' ick mien Dage nich glöwt, dat dat so schön wier!“ — Ein ähnliches Erstaunen, eine ähnliche freudige Ueberraschung mag wol auch manchen dramatischen Dichter überkommen, wenn er die Gestalten seiner Phantasie zum ersten male vom zauberischen Lichte der Bühne belebt leibhaftig vor sich hintreten und handeln sieht und er muß sich auch wol eingestehen, daß manches, was er in der Inspiration, im halb unbewußten Gefühl des Richtigen geschrieben, erst durch die Kunst des Schauspielers zur Geltung und zum bestimmten Ausdruck gelangt sei. Wenn er sich dann von dem Erfolge nicht blenden läßt und nicht gar zu bereitwillig alles Verdienst um denselben allein auf sein eigenes Conto setzt, so wird er es den Schauspielern und dem Regisseur gegenüber an warmem Danke nicht fehlen lassen dafür, daß sie seine Intentionen ausgeführt und vielleicht erst ins Klare gebracht haben.

Wie aber, wenn nicht Begeisterung und liebevoll eingehendes Studium der Bühnenkünstler, sondern Besserwisserei und Effecthascherei das Werk des Dichters so verändern, daß es ihm selbst fremd erscheint? Wie, wenn nicht eine feinfühlige Hand die Dichtung ins Relief hebt, sondern plumpe Dreistigkeit irgendeines alten Routiniers, der „den Rummel versteht“, täppisch hineinfährt und das zarte, durchsichtige Gewebe der Dichtung zerstört? Es wird heutzutage an den dramatischen Werken lebender und verstorbener Dichter so viel durch Bearbeitungen und sogenannte Einrichtungen gesündigt, daß es sich wohl lohnen möchte, diese Frage einmal näher zu beleuchten und die Stellung der Dichter zu Schauspielern und Bühnenleitungen in diesem Betracht etwas schärfer ins Auge zu fassen, als es im Oeffentlichen bisher geschehen ist.

Zunächst kann der Dichter wohl verlangen, daß sein Werk dem Publikum in der vollen Form und Gestalt vorgeführt werde, welche er selbst demselben gegeben hat. Denn er setzt seinen literarischen Namen und seine Ehre als Poet aufs Spiel und darf, selbst wenn es sich nur um die Aufführung einer Posse handeln sollte, gewiß fordern, daß mit seinem Namen und Ruf mit dem gebührenden Ernste umgegangen werde. Andererseits kann aber auch das Publikum verlangen, daß man ihm den Dichter so vorstelle, wie er ist, und nicht so, wie ihn vielleicht eine „bühnenkundige“ Hand aufschminkt und aufputzt. Von der heillosen Begriffsverwirrung, die durch solche Bühneneinrichtungen und Anbringung von Bühnenkniffen entstehen kann und entstanden ist, zeugt am besten die Unsicherheit und Unklarheit im ästhetischen und literarhistorischen Urtheil derer, welche die classischen Dramatiker weniger aus der Lektüre als von der Bühne her kennen. Wie oft gilt da nicht für höchst charakteristische Genialität Shakspeare's, was vielleicht ein launiger Einfall Dingelstedt's war, und fast könnte es sich ereignen, daß jemand, der ein selten gegebenes Stück Shakspeare's, etwa den „Timon von Athen“, in zwei verschiedenen Bearbeitungen nacheinander an zwei verschiedenen Orten sähe, ohne Hülfe des Theaterzettels oder der Zeitung sich einbildete,

er habe zwei ganz verschiedene Behandlungen desselben Stoffs gesehen. Und welche Mühe, welch ein Jammergeschrei hinter den Coulissen und namentlich in den Damengarderoben, wenn einmal irgendeine Größe gastirt, die ein anderes „Buch" hat! Wie sausen da oft Bodenstedt, Schlegel und Tieck, und andere Uebersetzer bunt durcheinander, sodaß, wenn es stenographirt würde, ein gar seltsamer „Shakspeare" herauskäme! Allerdings ist es nicht wohl möglich, Shakspeare pure et intacte auf die Bühne zu bringen, und deshalb sind gerade bei ihm Bearbeitungen nöthig und geboten, wie ja auch ein „ganzer" Schiller kaum von einem Theaterpublikum, und sei es noch so pietätvoll, ertragen werden dürfte. Aber bei diesen Werken ist zu verlangen und anzustreben, daß eine einheitliche Bearbeitung und Einrichtung von den bessern und besten Bühnen angenommen werde, damit die Confusion aufhöre und eine stabile Fassung zur Geltung komme. So lange das nicht geschieht, wird man immer noch mit seltsamen Ueberraschungen durch die Herren Bearbeiter und Regisseure auf recht zweifelhafte Weise beglückt werden und sich manchmal verdrießlich aus dem Theater entfernen, weil man die Verunstaltung eines Lieblingswerks nicht länger mit ansehen mag. Kommt man aber dann ins stille Heim und schlägt seinen Shakspeare oder Schiller auf, so ist der Verdruß bald gehoben. Denn was vorher verdreht und verklext vor dem Auge stand, das leuchtet hier auf einmal in seiner ewigen und unzerstörbaren Schönheit mit der vollen Kraft des Genius. Hier vertheidigt sich der Dichter durch sein in originaler Form jedem zugängliches Werk selbst. Wo aber bleibt das Recht des Lebenden, auch wenn seine Stücke schon gedruckt vorliegen? Dramen werden ja, ehe sie nicht den Stempel der Classicität erhalten haben, von so erstaunlich wenigen Menschen gelesen, und doch hat der Dichter, welcher glücklich einen Verleger für seine Dramen gefunden hat, immer noch Schutz und Wehr. Er kann sich wenigstens auf Band x, S. y seiner Opera berufen, aber der Dichter, dessen dramatisches Schmerzenskind nicht oder etwa nur „als Manuscript" gedruckt vorliegt, steht im Grunde völlig wehrlos da, und wenn es irgendeinem klugen Regisseur oder Director beliebt, ohne des Dichters Wissen und Wollen den Text der Dichtung in alberner Weise für irgendeine Effecthascherei zu verdrehen, so fliegt vielleicht sogar der giftige Pfeil böswilliger Kritik auf den Dichter, statt daß die Ruthe eines gerechten Richters auf die den Rothstift führende Hand klopfen müßte.

Zwar könnte man im gegebenen Fall gewiß eine „Entgegnung" bei der betreffenden Redaction durchsetzen, aber wie lästig und wie erschwert das ist und wird, weiß jeder nur oberflächlich in dergleichen Zustände Eingeweihte. Und — hat schließlich der Recensent nicht im Grunde recht? Auf dem Theaterzettel steht der Name des Verfassers, und letzterer allein hat Rede zu stehen für die Ladung des Schiffs, das unter seiner Flagge segelt. Wird dabei Contrebande an Bord gebracht, so ist es seine Sache, den Schuldigen auszuspüren; in der Anklage selbst hält man sich mit Fug und Recht an den Kapitän.

Wie aber soll sich der Autor gegen solches Unheil schützen? Es kommen hier zwar weniger die „Großen" in Betracht, deren Werke gedruckt vorliegen und immer mehr Nationalgut werden, sondern besonders die jungen aufstrebenden Talente, die des Schutzes und der Förderung bedürfen. Die Sache ist aber ein durch Verwöhnung und Kühnheit der großen und kleinen Mimen eingerissener Uebelstand, der Meister wie Gesellen, wenn auch nicht in gleichem Maße trifft. Wen es interessirt, der vergleiche einmal ein dramatisches Werk in seiner gedruckten Form und sehe es dann in einer abgeschliffenen Bearbeitung! Oder wer es bequemer haben will, der lese in Gutzkow's freilich nicht sehr rücksichtsvollen und nicht ungefärbten „Rückblicken" nach, was ihm mit und in seinem „Uriel Acosta" in Dresden geschehen ist. Dann wird jeder Einsichtsvolle die Existenz dieses Uebelstandes einräumen müssen. Wie dieser aber zu heben sei, das ist eine sehr schwierige und heikle Frage, zu deren Lösung, wie gesagt, hier nur die Anregung gegeben werden sollte; doch möchte ich folgende Punkte als die zunächst wichtigen bezeichnen und als solche, für die seitens der Autoren, wo irgend möglich, gesetzlicher Schutz zu erstreben ist.

Nicht blos dem Anstande sei es überlassen, sondern es werde gesetzlich normirt, daß ohne ausdrückliche Zustimmung des dramatischen Dichters keinerlei eingreifende Aenderungen an seinem Werke behufs der Aufführung geschehen dürfen, und daß gegebenenfalls ihm eine gerichtliche Entschädigungsklage zustehe, und ferner, daß auf willkürliche Aenderung seitens der einzelnen Schauspieler ohne Wissen und Wollen der Regie noch schärfere Strafen in den Bühnencontracten vorgesehen werden, als bisher auf Extempores u. s. w. gesetzt sind.

Wie aber, wenn der Schauspieler mit seiner Ansicht recht hat und der Dichter aus purem Eigensinn sich dagegen stemmt? So lasse man ihn die Folgen seines Eigensinns tragen! Besser daß einer verderbe mit eigenem Willen, als daß Hunderte geschädigt werden gegen ihren Willen! Immer gebührt dem Dichter über den Waffengang seines Werks das entscheidende Wort!

Reinhard Mosen.

Gedichte und Dichtungen.

I.

Der deutsche Parnaß wird nie veröden: die Begeisterung der Muse findet immer ihre Jünger; ob diese Jünger ein Publikum finden, ist freilich eine andere Frage; doch schlimmstenfalls sind sie sich selbst genug. Sie präsentiren das Gewehr, wenn auch niemand vorübergeht; wenn sie nur ein elegant angestrichenes Schilderhaus haben: und das schafft ihnen ja meistens die Gutmüthigkeit der deutschen Verleger.

Eine wesentlich neue Tonart ist in jüngster Zeit kaum angeschlagen worden; der Scheffel'sche Humor ist doch nur eine neue Variante der Studenten- und Vagantenlieder. Die Schiller'sche Richtung findet stets neue Vertreter; ebenso die Platen'sche und die im schroffsten Gegensatze zu ihr stehende Manier Heine's; nicht gering ist die Zahl derer, die einer genialen Ungebundenheit huldigen oder zu huldigen glauben; dazwischen findet sich Freiligrath'scher Buntdruck, lyrischer Duft aus der blauen Blume der Romantik; daß Mischungen dieser Elemente den Reiz der Neuheit haben können, wollen wir nicht leugnen; auch finden sich Talente, die Ansprechendes und Schönes schaffen; aber eine bewältigende Originalität, die eine neue Schule zu schaffen vermöchte, ist im letzten Jahrzehnt nicht aufgetaucht.

Wir wollen eine Zahl der jüngsterschienenen Gedichtsammlungen und Dichtungen hier die Revue passiren lassen; die Ueberschau wird keineswegs eine unerquickliche sein.

1. Lieder und Balladen von Konrad von Prittwitz-Gaffron. Reichenbach i. Schl., Hoefer. 1882. 8. 6 M.

Das schöne Schlesien hat zu jeder Zeit ein Contingent begabter Dichter zum Heerbann der deutschen Poesie gestellt, und nicht blos auf dem Gebiete der Lyrik; man braucht sich ja nur daran zu erinnern, daß Gustav Freytag und Heinrich Laube, beides namhafte Schriftsteller, denen indeß jede lyrische Ader fehlt, geborene Schlesier sind. Freilich Karl von Holtei war, obschon er zahlreiche Romane und Dramen geschrieben, doch im wesentlichen eine lyrische Natur, ein Gemüthsmensch, und gerade in ihrer Beschränkung auf das Gemüthsleben zeigte seine Muse ihre Meisterschaft. Anders Graf Strachwitz, Schlesiens vornehmster Lyriker, der seine Muse mit Platen'schem Schwung courbettiren ließ.

An Strachwitz lehnt sich Konrad von Prittwitz-Gaffron an, der bereits zwei Liedersammlungen erscheinen ließ, in denen ein erfolgreiches Streben nach Schönheit und Adel der Form unverkennbar ist. Beide Dichter stammen nicht wie Freytag aus der Wasserpolackei oder wie Laube aus dem flachen Niederschlesien, sondern ihre Wiege stand im Herzen Schlesiens, am Fuß der Eule, in den anmuthigen Hügellandschaften, welche die Vorberge dieses schönen Gebirgszugs bilden; Graf Strachwitz war im frankensteiner Kreise geboren, Prittwitz im reichenbacher, wo er noch jetzt ansässig ist.

Prittwitz ist ein Jünger Platen's; das beweist er auch in seiner neuen Sammlung „Lieder und Balladen". Man findet hier nirgends die oft etwas salope Muse der Hebungen und Senkungen, sondern stets eine gefeilte, strophische und strenge Metrik und dabei die verschiedenen lyrischen Formen von gewählter rhythmischer Architektonik: Sonette, Sicilianen, antike Strophen.

Daß Prittwitz indeß kein Platenide ist, welcher, der Kränze des Nachruhms sicher, den Beifall der Mitwelt verschmäht und sublimi vertice die himmlischen Gestirne berührt, beweist gleich das erste Sonett der Sammlung:

> Vom Brot verständ'gen Beifalls lebt der Dichter —
> Er ist ihm, was der Blume Thau und Regen,
> Ist ihm, was auf des Wandrers nächt'gen Wegen
> Des Mondes Glanz, der Sterne Angesichter.
>
> Ward deinem Schaffen ein gerechter Richter,
> So fließt aus Lob und Tadel neuer Segen,
> Dem Kühnsten reift dein Können rasch entgegen,
> Der Geist wird freier, schöpferischer, lichter.
>
> Ein Wort der Anerkennung, liebentsprungen,
> Entfesselt des Gedankens Götterglieder
> Und macht dich sprechen wie mit neuen Zungen.
>
> Klingt in des echten Künstlers Seele wieder,
> Was einsam du in Leid und Lust gesungen,
> Dann erst erblühn zu Rosen deine Lieder.

Die maßvolle Beschränkung auf „verständ'gen Beifall" muß in einer Zeit angenehm berühren, in welcher der maßlose und unverständigste Beifall kaum den Größenwahn befriedigt, der die Unsterblichkeit in der Tasche zu haben glaubt.

Immer mit der Masse zu gehen, ist der Dichter nicht gesonnen, wie er es in den Sonetten „Importirte Stoffe" ausspricht; er lehnt den „Beifall niedrer Seelen" ab, will sich nicht mit „gebundnen Gliedern" dem Zeitgeist verdingen, nicht „Astarte-Opfer in sinnetrunknen Liedern" darbringen. Und in dieser Gesinnung fühlt er sich nicht einsam; manch hohes Lied tönt im deutschen Lande; mögen sich die Edeln zusammenschließen. Der Kainsfluch der Dichtung gehört nicht zu den Mottos seiner Muse; er fühlt, daß ihm im Lied ein Kleinod beschieden ist, wie es in spätern Sonetten heißt:

> Der Seele Unrast ahnet Gottes Frieden . . .

und:

> Ich sang, weil mir Verstummen Sterben wäre,
> Weil Lied und Friede mir ein Gleiches scheint;
> Ich sang, damit mein Wesen sich verkläre,
>
> Werd' ich den Tag, den meine Sehnsucht meint,
> Noch schaun, wo jedes Glück und jede Zähre
> Sich zur begehrten Perle mir versteint?

In den Sonetten pflegt der Sänger sein ästhetisches Glaubensbekenntniß niederzulegen. In den übrigen Ge-

dichten überwiegen die Stimmungsbilder, Naturgefühle, wie „Herbstgedanken", „Mondnacht", „Mittagszauber"; leichtgeflügelt und kurzathmig ist das Gedicht „Die Frühlingsblume und der Dichter"; es erinnert an ähnliche Dipodien Rückert's:

Laue Lüfte,
Südgeborne,
Veilchendüfte,
Auserkorne,

Kaiserkronen,
Eisbezwinger,
Anemonen,
Frühlingsbringer,

Tulipanen,
Stolze, grüßt ihn,
Enzianen,
Sanft umschließt ihn!

Euch, Narcissen,
Liebt er herzlich,
Dichter missen
Euch nur schmerzlich.

Hyacinthe,
Längst ihm innig
Holdgesinnte,
Neig' dich minnig.

Blauer Flieder,
Küss' das Haupt ihm,
Bringe wieder,
Was geraubt ihm;

Was der Dränger
Winter schuldvoll
Nahm dem Sänger,
Gebt's ihm huldvoll.

Eure Schöne,
Bunt und prächtig,
Weckt ihm Töne
Zaubermächtig.

Blumengeister,
Drum im Lenze
Bringt dem Meister
Reiche Kränze.

Daß der Dichter sich auf den gemessenen Schwung der Ode versteht und den rechten Ton für diese getragene Dichtweise trifft, mögen folgende Strophen beweisen:

Schnelleren Schritts stürmst du daher, und gewalt'ger
Deucht mir dein Gang, als vordem, feindliche Moira,
Sturmzerrissene Wolken hangen
Ueber der zagenden Welt.

Heiliger Schlaf, schützender Traum, der du ehmals
Tröstend und mild, wie ein Freund, stärktest den Müden,
Kaum noch labt mich dein süßer Mohnkranz,
Küßt er mir flüchtig das Haupt.

Ach, schon zu oft schreckte mich jäh' von der Ruhstatt
Schreckliche Mär, und ins Ohr scholl mir die Kunde
Unerhörten Geschicks, die blitzgleich
Drang in das friedliche Haus!

Nicht aufdringlich zeigt sich des Dichters Frömmigkeit; man würde kaum aus diesen Gedichten ersehen, daß er ein Jünger Zinzendorf's ist, wenn auch aus vielen ein gottergebener Sinn spricht; das Vorbild antiker Schönheit, das dem Dichter stets vor Augen schwebt, läßt nichts Süßliches und Verschwimmendes zu.

In der Sammlung finden sich mancherlei Gnomen, Lehren der Lebensweisheit und auch einige Humoresken. Die Zahl der auf dem Titel angekündigten Balladen ist nicht groß; die Stoffe sind meistens dem Alterthum entnommen. Stilvoll ist „Odysseus Heimkehr"; die letzte Strophe des Gedichts zeigt uns zwar, daß der epische Vorgang nicht um seiner selbst willen gewählt wurde, sondern wegen der symbolischen Bedeutung, die ihm innewohnt, und die moderne Frömmigkeit will nicht recht zu dem antiken Stoffe passen; doch ist die Form eine dichterisch schöne, sodaß man diesen Hiatus, der zwischen der mythologischen Ausschmückung mit der Fackel der Eos, der dem Meeresgreise Phorkys geweihten Bucht und der glaubensvollen Schlußwendung klafft, weniger bemerkt; die drei letzten Strophen des Gedichts lauten:

Unter eines Oelbaums Schatten
Ruht der Held, dem Ufer nah,
Während längst nach Scheria
Sie den Kiel gewendet hatten. —
Unerwecklich, tief und fest
Ist der Schlaf des Laërtiden,
Und es säuselt Heimatfrieden
Ihm des Oelbaums grün Geäst.

Der der Fremde Leid erfahren,
Männerschlacht und Meergetos
Schlummert weiter ahnungslos,
Nahe seines Hauses Laren,
Ahnungslos, daß schon sein Weh'
Götterhuld zum Ende leite,
Daß im Myrtenwalde schreite
Morgenschön Penelope!

Götter mögen gnädig führen —
Wie sie führten schlummernd dort
Dich, o Held, zum Heimatsport —
Träumend mich durch Todesthüren;
Seligstes Erwachen dann,
Wenn ich seh' die Gipfel ragen,
Die dem Dulder grüßend sagen,
Daß er Ithaka gewann!

Einheitlicher sind die beiden Alexander-Balladen: „Der junge Alexander und seine Genossen" und „Alexander und Poros"; sie sind aus Einem Guß und haben beide eine prägnante Schlußwendung. Die erstere schildert, wie die Genossen den jungen Fürsten auffordern, sie zu den olympischen Spielen zu führen:

Doch der Königssohn erwidert:
Wißt, daß zur Athletengilde nie sich Fürstenblut erniedert.
Euch genügt's, in der Arena den Böotier wund zu schlagen.
Eines Alexander's Gegner müssen Königskronen tragen!

In der zweiten Ballade sagt der gefangene und geschlagene Poros dem Herrscher Macedoniens:

Dich krönt das Glück — mich traf unsäglich Leid:
Den Göttergleichen droht der Götter Neid.

Das schöne Haupt senkt Philipp's hoher Sohn,
Dann spricht er ernst: „Behalte Reich und Thron;
Wer so erkennt der Größe Trug und Schein,
Den acht' ich werth, Genosse mir zu sein!"

Schon durch die edle stilvolle Haltung, welche sie über die gebrechliche poetische Jahrmarktswaare erhebt, verdienen diese Gedichte allgemeine Beachtung.

2. Gedichte von Julius Grosse. In neuer, durchgesehener und vermehrter Auswahl, mit einer Zuschrift von Paul Heyse. Berlin, Grote. 1882. 8. 3 M.

Julius Grosse hat schon früher zwei Sammlungen: „Gedichte" (1857) und „Aus bewegten Tagen" (1869), erscheinen lassen, welche, wie wir aus der Zuschrift Paul Heyse's an den Dichter erfahren, nach dessen eigener Ansicht zum alten Eisen geworfen sind. Heyse gibt zwar zu, daß echte Poesie heutzutage ein Anachronismus sei, in welcher Form und unter welchem Namen sie auch auftreten möge: doch ist er keineswegs so kleinmüthig: „Sollen wir darum unser Dasein verleugnen, weil die klugen Leute die Nothwendigkeit nicht einsehen, warum wir existiren?" Nur meint er, Grosse sei der schlechteste Herausgeber seiner eigenen Gedichte, und bietet sich selbst dazu an:

Warum willst du nicht einmal probiren, wie weit ich es mit deiner bunten Schar bringe, wenn ich sie ein bischen examinire, je nach ihren Gaben und Anlagen in Klassen theile und die ganz undisciplinirbaren ausscheide? Du kannst es wahrlich ohne alle Gefahr; denn ich liebe sie ja, da sie Fleisch von deinem Fleisch und Blut von deinem Blut sind, und werde nicht mit übermäßiger Strenge verfahren. Gerade weil ich selbst bekanntlich kein Lyriker bin — ich habe es oft genug lesen müssen in weisen und wohlwollenden Beurtheilungen, um es nun endlich für ganz erwiesen zu halten —, kannst du ein hohes Maß der gerühmten und höchst nöthigen Objectivität bei mir voraussetzen. Ich möchte den Lyriker Julius Grosse den wenigen Freunden der Poesie zeigen, wie ich ihn mir längst im stillen aus den zerstreuten und vielfach durch jenen „heiligen Wahnsinn" verdunkelten Zügen zusammengesucht habe. Aber du scheinst nicht ganz damit einverstanden. Du fürchtest, in meiner Auslese möchte zu vieles fehlen, was für dich einen Erinnerungswerth, eine historische Bedeutung hat. Bedenke, Liebster, daß die Nachwelt unsern dichterischen Nachlaß doch immer nur cum beneficio inventarii antritt; daß der Sieb, mit welchem unsere opera omnia gesichtet werden, von Jahrzehnt zu Jahrzehnt enger und enger wird und endlich, wenn es hoch kommt, aus dicken Bänden eine karge Handvoll vielleicht nicht einmal von unsern besten Gedichten übrigbleibt, die in Chrestomathien und Literaturgeschichten unserm Namen noch eine bescheidene Dauer fristet. Warum sollen wir unsern Testamentsvollstreckern nicht selbst das Geschäft erleichtern?

In Gemeinschaft mit Wilhelm Hertz, der in zweifelhaften Fällen Rath ertheilte, hat nun Heyse die „sämmtliche lyrische Habe" Grosse's gesichtet:

Wir haben so manches zurückgelegt, was uns dichterisch nicht voll ausgereift schien, anderes, was, in leidenschaftlichen Stimmungen entstanden, an und für sich bedeutsam genug war, um stehen zu bleiben, und doch nur als Nachklang einer ganz ähnlichen lyrischen Ergießung, als eine Tautologie von geringerer Kraft erschien. Dagegen haben wir anderes aufgenommen, womit unser künstlerisches Gewissen nicht völlig einverstanden sein konnte, nur weil es für dich und dein Naturell in hohem Grade charakteristisch war. Denn es schien uns weniger darauf anzukommen, eine Auswahl von Gedichten zu geben, die sämmtlich kritisch unanfechtbar wären — und was wäre nicht von irgendeiner Seite zu bestreiten? —, als die Dichterpersönlichkeit, die sich hier offenbart, zu möglichst entschiedenem Ausdruck zu bringen. Daß der sogenannte „Erfolg" des Buchs dadurch nicht sonderlich gefördert, weit eher gefährdet würde, konnte uns nicht abschrecken. Wir wissen es ja: wir haben heutzutage noch Lyrik in Deutschland (mehr als genug!), aber keine Lyriker mehr. Statt der lyrischen Charakterköpfe, deren persönliche Physiognomie das Interessanteste ist, hat sich eine gewisse zunftmäßige Liederfabrikation zur Geltung gebracht, die nach fertigen Schablonen ihren krausen Singsang unter die Leute bringt und freilich spurlos vergehen wird zugleich mit andern Modekrankheiten in Tracht und Geräth, mit denen eine erfindungslose Zeit sich über ihre eigene Armuth betrügt.

Gewiß hat Heyse recht: in einer Gedichtsammlung ist das wahrhaft bedeutend, wodurch sich scharf die Persönlichkeit des Dichters ausprägt. Gleichwol wird auch diese verschieden unter dem verschiedenen Gesichtswinkel erscheinen, unter dem sie betrachtet wird. Uns tritt der lyrische Charakterkopf Grosse's am bedeutendsten in seiner Sammlung „Aus bewegten Tagen" entgegen: charakteristisch für seine Muse erscheint uns der pomphafte Ton, der rauschende Atlas des dichterischen Gewandes, ein os magna sonaturum in vornehmen Formen stolz sich verkündend. Gerade diesen Eindruck macht die neue Sammlung in erster Linie nicht. Zwar fehlen nicht die „Zeitklänge" aus den Jahren 1854, 1860 und 1870, „Die eherne Stimme", „Blut und Eisen", der kräftige „Generalmarsch", das Lied an „Den Cäsar": rühmliche Ergüsse unserer patriotischen Lyrik, auch nicht die „Tagebuchblätter" in Terzinen und die Gedichte „An die Verlorene", obgleich aus dem letztern Cyklus die schwer einherprunkenden Terzinen ausgeschieden sind. Die Ausscheidungen sind gewiß im Sinne eines geläuterten Geschmacks gemacht: doch ist mit den Mängeln auch manches, was zur Eigenart des Dichters gehört, mit ausgemerzt worden. Wir verweisen auf unsere eingehende Besprechung der Sammlung „Aus bewegten Tagen", die wir in Nr. 19 d. Bl. f. 1869 gebracht haben. Derjenige Theil unserer Ausstellungen, der sich gegen den Mangel eines taktvollen Stilgefühls, gegen gelehrten Bilderluxus, gegen die Gesuchtheit neuer, stolztönender Wortbildungen richtete, hat der neuen Sammlung gegenüber fast allen Anhalt verloren: abgeschwächt ist aber auch der durchgängige Grundton der Gedichte „Aus bewegten Tagen", derjenige einer „vornehmen Reflexion, die mit allen Lichtern geistiger und künstlerischer Verfeinerung ihre voll hereinströmenden Ergüsse schmückt". Die Lieder und Balladen sind meistens der ältesten Sammlung der Grosse'schen „Gedichte" entnommen: hier wäre nach unserer Ansicht eher manches auszuscheiden gewesen, weil es unbedeutend ist und wir möchten sagen physiognomielos. So z. B. „Tristan der Page": gerade in diesem alterthümelnden Genre haben Hertz, Scheffel u. a. in neuerer Zeit viel Besseres gedichtet. Auch der „Liedercyklus Emma" enthält vieles, was an Singsang gemahnt, an Schablonenhaftes aus „Des Knaben Wunderhorn". Dagegen finden sich in dem Ab-

schnitt „Junge Liebe“ einige sehr schöne Lieder, z. B. das Gedicht:

Die weite Welt ist nun zur Ruh'.

Die weite Welt ist nun zur Ruh',
Das Mondlicht kommt verstohlen
Und küßt die müden Augen zu.
Schatten kommen, so kommst auch du,
Schwebend auf leichten Sohlen.

Wie seh' ich dein Auge leuchten klar
Und Thränen darin stehen!
Ich weiß nicht, wie es geschehen war,
Das aber weiß ich immerdar,
Daß Leides uns geschehen.

Noch fühl' ich das Beben deiner Hand,
Als wir im Sommer schieden.
Der Winter kam, und der Winter schwand;
Ich wandre in fernem, fremdem Land
Und finde nimmer den Frieden.

Die ganze Seele füllt' ich dir aus,
Wärest du jetzt mein eigen;
Doch du schlummerst fern im grünen Haus,
Nachtfalter flattern herein, heraus,
Und im Garten wandelt das Schweigen.

Die Romanzen stammen auch meistens aus der ersten Epoche der Grosse'schen Dichterlaufbahn: der Romanzenton ist in den ungarischen, kosakischen, indianischen gut getroffen; sie enthalten einzelne Schönheiten, doch ist kaum ein glücklicher Wurf darunter, wir meinen eine Romanze, die sich durch Form und Inhalt dem Volksgedächtniß einprägen würde. Es ist dies zwar bei vielen, auch namhaften Balladendichtern nicht anders. Den Balladen schließen sich einige vermischte Gedichte an, von denen wir das folgende herausheben:

Was ist das Glück?

Was ist das Glück?
Ein süßer Traum der Gegenwart,
Den milde Genien aufgespart —
Vergessen der Vergangenheit
Mit ihrem Leid —
Vergessen aller Zukunft auch,
Verhüllt in goldnem Nebelrauch —
Ein reicher Wonnetag allein
Im Blitzesschein —
Des Weltengeists Anwesenheit,
Das Vollgefühl der Ewigkeit,
Kein Vorwärts mehr und kein Zurück —
Das ist das Glück!

Julius Grosse ist ein stilvoller Lyriker von ursprünglicher dichterischer Begabung. Mit leichtern Liederklängen beginnend, zeigt er in seiner spätern Sammlung die Vorliebe für getragene Gedankenpoesie, die sich bisweilen bei ihm zu echtem hinreißenden Schwung erhebt. Die neue Sammlung enthält beides und wird allen Verehrern des liebenswürdigen Dichters willkommen sein.

3. Gedichte von Hans Hopfen. Berlin, A. Hofmann u. Comp. 1883. 8. 6 M.

Aus den „Münchener Dichterbüchern“, aus vielen Anthologien ist Hans Hopfen als lyrischer Dichter rühmlich bekannt: gleichwol hat er bisher noch nie seine Gedichte in einer Sammlung herausgegeben, und die jetzt eben erschienenen „Gedichte“ bilden die erste Zusammenstellung seiner lyrischen Ergüsse. In einer Zeit, wo gerade die jungen Dichter alsbald ihr Bündel Lyrik schnüren und fertig auf den Markt bringen, muß diese Thatsache immerhin als eine ungewöhnliche betrachtet werden; sie läßt sich vorzugsweise damit erklären, daß die lyrische Muse Hopfen's nichts Expansives hat, sondern mehr die Eigenschaften geistigen Extracts besitzt, daß sie mehr zu den stillen Wassern gehört, die tief sind, als zu denen, die unaufhaltsam hervorsickern und hervorplätschern.

Die Sammlung beginnt mit einer Ouverture „Was ist das Glück?“: eine Frage, welche, wie wir eben gesehen, Grosse's Muse mit wenigen Zeilen beantwortet, während Hopfen sich darüber in einer langen Reihe von Terzinen ausläßt, die zuweilen den barock humoristischen Anstrich haben, den seine Muse liebt:

So dünkt mich oft, das Glück sei wie die Schnuppe,
Die Sommernachts von einem Sterne fällt:
Gesehn! Dahin! — Für eine Linsensuppe
Ward Esau um die Erstgeburt geprellt.
Und ist in jungen Jahren denn die Puppe,
Der Platz, den einer in der Schul' erhält,
Ein früher Bart als Schmuck des Angesichts
Kein Glück? . . . Das Glück ist alles und ist nichts!

Hopfen bekennt, daß er oft dem Glück im Schoße gesessen habe. Es handelt sich indeß hier nicht um ein lyrisches Frag- und Antwortspiel, sondern um ein dichterisches Vorwort, um eine Widmung, deren Schlußstrophen lauten:

Nehmt hin denn, was in Formen ich gegossen!
Es ist gedichtet, doch es ist erlebt.
Das Glück, dünkt mich, ich hab's voraus genossen,
Die Freude, die den Schaffenden umschwebt.
Doch glaubt mir, vielgeprüft und unverdrossen,
Oft strauchelt der, der nach dem Gipfel strebt.
Zur Flamme, die dir warm ins Antlitz lacht,
Hat fressend Feuer erst das Holz gemacht.

Der beste Leser achtet kaum darauf,
Aus welchem Elend seine Freuden stammen.
Aus wie viel Kummer baut ein Ruhm sich auf!
Aus wie viel Thränen fließt ein Lied zusammen!
Wohl jedem, den Geschick und Lebenslauf
Niemals zu den Erfahrungen verdammen,
Draus ich die meisten jener Verse machte,
Die ich just für die allerbesten achte.

Dennoch war Segen, was die Kraft mir gibt,
Der Seele Leid in Liedern auszuklagen,
Den Ruhm der schönen Frau, die ich geliebt,
So weit die deutsche Sprache klingt, zu tragen. —
Mein Büchlein, lang gehegt und oft gesiebt,
Wohlan, es gilt, sich auf die Reise wagen.
Gern rief' ich auf der Schwelle dich zurück.
Doch nein! Geh hin! Und mit dir sei . . . das Glück!

Der erste Abschnitt der Sammlung: „Jugendliebe“, bringt durchaus nicht schablonenhafte Lyrik aus der Zeit der ersten „grünen Liebe“. Es ist ein schlichter Cyklus;

nicht blos verduftende Empfindungen, anschauliche Bilder, kleine anmuthig eingerahmte Erlebnisse treten vor uns hin: die Geliebte ließ den Dichter im Stich und das Klagelied darüber gehört zu den stimmungsvollsten Ergüssen dieses Abschnitts:

Wenn du verrathen mich am Tage,
Und wenn du nimmer mein gedacht,
Was kommst du weinend dann, o sage,
Im Traume zu mir jede Nacht?

Was streichst du mit den kleinen Händen
Mir durch das Haar wie dazumal,
Als deiner Augen süßes Blenden
Mein Herz, mein Glück, mein Leben stahl?

Wenn's wahr, was deine Briefe stammeln,
Daß du mich lassen kannst und mußt,
Warum aufs Haupt mir Dornen sammeln,
Und Kohlen auf die wunde Brust?

Laß mich in meinem Gram versinken!
Laß mich in meinem Schmerz vergehn!
Laß ab, an's Ufer mir zu winken,
Wo meiner Hoffnung Gräber stehn!

Und doch, wenn dieses Scheinbilds Flehen
Herüberschwebt in meinen Traum,
Dünkt mich's wie goldner Schleier Wehen
Und meine Sehnsucht zwing' ich kaum.

Dann hör' ich, wie aus feuchten Kissen
Ein bitter weinend Nachtgebet
Von sehnsuchtsvollem Gram zerrissen
Nach meiner Ferne wandern geht;

Dann kommt das Licht der alten Zeiten
Und fließt um dich wie Glorienschein,
Wie Glockentöne klingt's von weiten
Und in mein Herz zieht Frieden ein.

Wenn du verrathen mich am Tage,
Und wenn du nimmer mein gedacht,
Wie käm' dein Denken dann, o sage,
Dein Sehnen zu mir jede Nacht?

Die Prägnanz der Hopfen'schen Muse hat oft etwas ungemein Anmuthendes:

Denn alles Erdenglück und jede Lust
Scheint mir von dir ein lächelnder Gedanke,
So daß ich alle Freuden meiner Brust
Nur deiner freundlichen Erinnrung danke.

Der zweite Abschnitt: „Alte Geschichten", enthält ein bedeutendes Gedicht: „Die Noth", das schon von früher her bekannt ist und das ich in den „Blütenkranz neuer deutscher Dichtung" mit aufgenommen habe. Es ist mehr lebendige Personification als trockene Allegorie. Kräftig und markig in Ton und Schilderung ist das Gedicht „Die Sendlinger Bauernschlacht", originell „Die Antwort des Silen", eine scharfe Satire auf den Pessimismus; denn Midas frägt den gefangenen Silen und seine göttliche Weisheit, was das Glück sei. Der Gott gibt eine sehr pessimistische Antwort à la Sophokles: das größte Glück sei, nie geboren zu werden oder als Jüngling zu sterben. Midas tröstet sich dann bei seinem Leibgericht über diese Antwort:

Das ist von der Geschicht'
Halt die Moral: quält ihn der Katzenjammer,
Und wär's ein Gott — um Weisheit frag' ihn nicht!

Das Gedicht „Vagabunden" gehört ganz der niederländischen Schule an; die Muse trägt hier gleichsam derbe Nagelschuhe: doch fällt ein leichtes Streiflicht des Gefühls in die Scene der Fuhrmannskneipe.

„Zwischenreich" enthält manche jener oft ungezwungenen und kecken Plaudereien, wie sie die Hopfen'sche Muse liebt, so in dem Distichon „Kleine Correspondenz"; aber auch einzelne Lieder von schöner Prägnanz, wie das „An Irene", dessen erste Strophe lautet:

Nachts, wenn alle Rosen weinen,
Weil der Lenz im Sterben liegt,
Möcht' ich dir im Traum erscheinen,
Der ob deiner Wimper fliegt.

Das Gedicht „Der Pinsel Mings", das in einer selbständigen Miniaturausgabe erschien, ist in Nr. 25 d. Bl. f. 1868 bereits von mir besprochen worden. Bekanntlich ist der Stoff nicht der chinesischen Sagendichtung entnommen, sondern einer frei erfundenen Ballade von Adolf Ellissen, welche Hopfen in einem kleinen humoristischen Epos von einem barock pagodenhaften Humor und neckischen, mit dem Kopfe nickenden Einfällen weiter ausgeführt hat. Das Gedicht behauptet nach wie vor seine Frische, da von eintägigen und mehrjährigen Berühmtheiten auch im neuen Deutschland sehr viel mit dem vermeintlichen „Pinsel Mings" geschrieben wird.

Zwei Causereien in poetischem Feuilletonstil: „Münchener Todtentanz" und „Die falsche Gräfin", reihen wir hier am besten an den „Pinsel Mings" an. Es sind ebenfalls Humoresken, doch der Ton ist ein anderer. „Münchener Todtentanz" vermischt die Erinnerungen frischen studentischen Lebens in der Isarstadt mit Schilderungen aus der Cholerazeit, deren erstes Opfer der Frau Wirthin holdseliges Töchterlein ist. Der Contrast zwischen dem studentischen Jubel und dem Jammer im Sterbegemach ist wirksam geschildert. „Die falsche Gräfin" behandelt Lebensreminiscenzen, die in etwas problematischer Beleuchtung auftauchen. Eine schöne Witwe hat dem Dichter in seiner Jugend vorübergehendes Glück gewährt: dann trifft er sie nach Jahren wieder, sie erzählt ihm ihre Schicksale; sie diniren zusammen, doch ohne aufgewärmte Liebe:

Was ich erzähle, wird niemand kränken.
Nicht daß ich seit gestern oder heute
Scheinheiliger worden als andere Leute.
Die schöne Frau mit den blonden Haaren
War freilich noch immer begehrenswerth.
Doch wer viel Gutes und Schlimmes erfährt,
Der macht sich allmählich mit den Jahren
Gewisse Regeln, besonders zwei,
Wie Leidenschaft zu genießen sei:
Die Rache mit abgekühltem Gemüth,
Denn sonst verbrennt man sich Mund und Magen;
Die Liebe, wenn alles noch wallt und glüht,
Sonst schmeckt sie schal und ist schwer zu vertragen.
Wer Kränkung allzu hastig rächt,
Macht seine Sache meistens schlecht;
Wer Liebe vertröstet auf kühlere Zeiten,
Den muß ein dummer Teufel reiten.

Und wer die entschlafne will wiederum wecken,
Dem wird es nicht immer zum besten klecken.

Diese schöne Freundin entpuppt sich aber gleich darauf als eine Betrügerin und Hochstaplerin.

Am meisten hat uns der letzte Abschnitt: „Gusti", angesprochen; er ist der verstorbenen Gattin des Dichters gewidmet. Ich selbst kannte die liebenswürdige Frau und habe mit dem jungen Ehepaar mehrere Wochen in Paris verlebt. Die schöne Grabschrift des Dichters leuchtet mir in diese Zeit herein:

Von Herzen schön und schön von Angesicht,
Vornehmen Geistes, treu in jeder Pflicht,
Und doch voll Anmuth, die die Welt entzückt,
Verehrt, geliebt, beglückend und beglückt,
Ging sie dahin noch in den Frühlingstagen.
Die Erde hat kein bessres Weib getragen.

Die Gedichte dieses Abschnitts sind alle empfindungsreich und sinnig, besonders die zwei Lieder „Symbole", deren Helden weiße Schmetterlinge sind; es vereinigt sich in diesen Liedern klare Sinnbildlichkeit mit lebhafter Naturanschauung. Schön ist das Sonett „Traurige Weihnachten", weil Empfindung und Bild sich in ihm vollkommen decken:

Traurige Weihnachten.

Am Markt erstand ich eine von den Föhren.
Die schmückt' ich, wie's der Mutter sonst gelang,
Mit Lichtern, Aepfeln, allerhand Behang
Und baute drum, was jedem soll gehören.

Dann ließ ich laut wie sonst die Klingel hören,
Und fröhlich stürmten sie den Flur entlang.
Doch als die Lust am allerlautsten klang,
Schlich ich hinaus, die Freude nicht zu stören.

Die Arme hab' ich um die Marmorbüste,
Die ihre schönen Züge trägt, geklammert
Und leise weinend auf den Stein gejammert.

Da fühlt' ich, daß man meine Kleider küßte.
Sechs Aermchen hielten plötzlich mich umfangen.
Die Kinder waren's, die mir nachgegangen.

Die Gedichte Hopfen's machen einen eigenartigern Eindruck als sehr viele neue Liedersammlungen; in vielen herrscht der Ton einer Causerie von ungezwungener Leichtigkeit vor, in andern ein barocker Humor, der nicht für alle gleich genießbar ist: doch was den Dichter macht, Geist und Gemüth ist bei allen unverkennbar, und einige sind so schön geprägt, daß sich das Gepräge nicht so leicht verwischen wird. Rudolf von Gottschall.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Zur deutschen Literaturgeschichte.

1. Georg Neumark nach Leben und Dichten. Zur Feier der zweihundertsten Wiederkehr des Todestages des Dichters am 8. Juli 1881 dem deutschen Volke und dessen reiferer Jugend dargeboten von Franz Knauth. Langensalza, Beyer u. Söhne. 1881. Gr. 8. 1 M.

Wer erinnert sich aus seiner Kindheit nicht „Georg Neumark's und seiner Gambe"? Stellt sich nun auch die zuerst 1744 von Amarantes (Herdegen) in Umlauf gesetzte Sage, Neumark habe in Hamburg während der Noth des Dreißigjährigen Kriegs sein geliebtes Instrument, die Kniegeige, viola di gamba, versetzen müssen, und als er durch die Gunst des schwedischen Residenten sie wieder einlösen gekonnt, habe er seinen Dank gegen Gott in dem Liede ergossen „Wer nur den lieben Gott läßt walten", als unwahr heraus, so hat sie doch nicht wenig dazu beigetragen, das Lied und seinen Verfasser bei uns populär zu machen. Mit Recht widmet daher der Verfasser der vorliegenden Schrift diesem Liede eine eingehende Besprechung. Er erzählt uns die Entstehung der eben erwähnten Sage, führt ihre Bearbeitungen vor: durch Nieritz, Fr. Kind (in einem Gedichte), J. D. Wörckel (im „Ehrengedächtniß evangelischer Glaubenshelden und Sänger") und A. Höhne („Kernlieder der evangelischen Kirche nach ihrer besondern Veranlassung", Erzählung in Prosa, für den Schulgebrauch bestimmt), und spricht über den Inhalt des Liedes, wobei er in einer Anmerkung besonders darauf hinweist, daß die Originallesart des Anfangs lautet:

Wer nur den lieben Gott läßt walten
Und hoffet auf Ihn allezeit,
Der wird Ihn wunderlich erhalten
In aller Noth und Traurigkeit.

Doch glaube ich es dem Verfasser nicht, daß „Der" auf „Wer", „Ihn" auf Gott zu beziehen und „erhalten" so viel als bekommen sei; ich meine, „Ihn" muß klein geschrieben und „Der" auf Gott bezogen werden; es ist ein Anakoluth. Ferner spricht er über Text und Melodie und beweist, daß er auf diesem Gebiete eingehende Studien gemacht hat. Der Verfasser gibt zu, daß die bekanntlich von Neumark selbst erfundene Melodie im ganzen nicht muthig genug sei für den Inhalt des Liedes;

doch muß auch gesagt werden, daß im zweiten Theil das sorgenüberwindende Gottvertrauen recht hellen, sogar triumphirenden Ausdruck erhält. Dazu gehört aber, daß sie in ihrer ursprünglichen rhythmischen Gestalt gesungen wird; im ausgeglichenen Takt ist sie matt.

Am Schluß gibt er die Melodie mit Vorspiel. Interessant ist Folgendes:

Um den, wie man meinte, zu düstern Ton zu mildern, wurden zahlreiche Nebenmelodien erfunden, die indeß Neumark's Melodie nicht verdrängen konnten. Sie hat sich erhalten bis heute, und wie Mendelssohn-Bartholdy sie in sein Oratorium „Paulus" aufnahm zu den Worten: „Dir, Herr, dir will ich mich ergeben", so hat derselbe Meister mit der ersten Zeile seiner schönen Composition des Reiseliedes: „Wem Gott will rechte Gunst erweisen", einen sehr feierlichen, wirkungsreichen Schluß gegeben. Bemerkenswerth ist endlich der Tonsatz, welchen Sebastian Bach zu dem Liede in einer Cantate gegeben hat. Er

streut dabei zwischen die einzelnen Verszeilen des Liedes andere, gleichsam paraphrasirende Verse ein.

Den Schluß machen: Verbreitung und Segensspuren des Liedes. Wie es scheint, ist dies ein Specimen eines Commentars, den der Verfasser über unsere berühmtesten Kirchenlieder veröffentlichen will, zu welcher Arbeit wir ihm von Herzen Glück wünschen. Daß er auf diesem Gebiete schon Arbeiten veröffentlicht hat, erfahren wir aus der Anmerkung zu S. 56.

Das übrige Leben und Wirken Neumark's ist von weniger Interesse. Er war bekanntlich Secretär der Fruchtbringenden Gesellschaft zu Weimar und entfaltete als solcher eine reiche, aber nicht sehr ersprießliche Thätigkeit. Ueber das Datum seiner Geburt setzt uns der Verfasser von neuem in Zweifel; hoffentlich nimmt er von dieser Notiz und von der Nähe seines Wohnorts Veranlassung, die Sache endgültig zu entscheiden. Bisjetzt mußten wir, gegen die Angabe vieler Literaturgeschichten und Lexika, nach Th. Hansen, „Johann Rist und seine Zeit" (Halle 1872), annehmen, daß er den 6. März 1621 geboren sei, und doch gibt unser Verfasser den 16. März an; ist das Datum bei Hansen etwa Druckfehler? (Vgl. Schnorr von Carolsfeld, „Archiv für Literaturgeschichte", XI, 587.)

2. Deutsche Literaturdenkmale des 18. Jahrhunderts. In Neudrucken herausgegeben von Bernhard Seuffert. Nr. 6: Hermann, von C. M. Wieland. Heilbronn, Henninger. 1882. 8. 1 M. 20 Pf.

Das mit vielem Eifer und Umsicht geleitete Unternehmen des Dr. Seuffert schreitet rüstig vorwärts und bringt in dem vorliegenden Hefte eine, wenn nicht werthvolle, doch wenigstens recht interessante Bereicherung unserer Literaturkenntniß. Denn eine Bereicherung ist es diesmal wirklich, nicht blos eine Erleichterung des Zugangs zu einem selten gewordenen Werke; das hier von Franz Muncker uns gebotene Jugendgedicht Wieland's, dessen im August 1751 an Bodmer gesandte Originalhandschrift sich jetzt in der züricher Stadtbibliothek befindet, war bisher noch nicht gedruckt worden. Eine Entschuldigung, wenn es für ein opus supererogatum überhaupt einer solchen bedarf, wegen der Aufnahme desselben unter eine Sammlung von Neudrucken findet der verdienstvolle Herausgeber in dem Umstand, daß einige kleinere Fragmente schon 1751 gedruckt waren, und daß Wieland 1755 selbst zwei Fragmente aus dem „verbesserten Hermann" veröffentlichte, dazu noch „etliche Verse aus der runischen Literatur", die sich im Manuscript nicht finden und, wie der Herausgeber bemerkt, vielleicht auch nie für den „Hermann" bestimmt waren. Sie lauten:

[5] Auf dem Schlachtfelde sterben, ist keine geringere Wollust,
Als die prächtigste Jungfrau im Bette neben sich haben.
Denn die Göttinnen, die in dem Saale des Vaters Odin sind,
Gehen von ihm gesandt den Erschlagnen entgegen und setzen
Sie zu dem Gott, der am obersten Ende der Tafel mit ihnen
Zechet, er Wein, sie Bier, sie lachen des irdischen Lebens.

[6] Schwarz wird alsdann die Sonn' aufgehen, das Meer wird den Erdball
Ueberschwemmen, dann werden die leuchtenden Sterne vom Himmel
Weggenommen, das Feuer wird dann den veralterten Erdbau
Wüthend ergreifen, die Flamme wird hoch gen Himmel auflecken.

Der Grund, weshalb Wieland sein Gedicht der Oeffentlichkeit vorenthielt, ist jedenfalls darin zu suchen, daß mittlerweile der Herr von Schönaich, der Anhänger Gottsched's, mit seinem viel, und mehr als er verdiente, geschmähten „Hermann" hervorgetreten war. Wieland besaß doch gewiß so viel Selbsterkenntniß, um einzusehen, daß mit seinem rasch hingeworfenen, in holprigen Hexametern sich bewegenden Jugendepos das Ansehen der Gottschedianer nicht erschüttert werden könne. Bodmer freilich war in dem Kampfe gegen Gottsched jede Waffe recht, und so wollte er auch diesen „Hermann" gegen Schönaich's Gedicht ins Feld rücken lassen; aber Wieland widerstrebte, und mit Recht. Er wollte ihn „nicht nur umschmelzen, sondern ganz verändern", kam aber nicht dazu.

Interessant war mir der Nachweis, den der Herausgeber nach einem Aufsatz von J. E. Riffert, „Die Hermannsschlacht in der deutschen Literatur", führt, daß Wieland sich in Betreff des Inhalts seiner Dichtung an Lohenstein's „Arminius" anlehnt. Wenigstens ist die Schändung der Tochter des Herzogs Melo, Walpurgis bei Lohenstein, Hulda bei Wieland, nicht aus der Geschichte, sondern aus diesem weitläufigen Romane entlehnt.

In der Form der Einkleidung schließt er sich theils an Virgil (die Sibylle erscheint im sechsten, nicht im neunten Gesang der „Aeneïs", S. XIX), theils an Klopstock an. Besonders lächerlich ist bei dem letztern die in seinen biblischen Dramen außerdem im Uebermaß angewandte Form nach ungefähr folgendem Schema: Geh! — Nein, bleibe! — So geh doch! — Bleib hier! Auch diese Schwäche des verehrten Meisters läßt sich Wieland nicht entgehen:

Stirb nur, Thusnelda, so sagt sie, von Schwachheit und Furcht noch verwirret:
Gib diese reine Seele der Tugend, die dir sie gegeben,
Eh sie verhaßte Empfindungen schänden und unwerth machen,
Dein, o göttlicher Hermann, zu sein und dein Bild zu tragen.
Doch nein! lebe! bis auf den Augenblick, der dich entseelet,
Hermann zu lieben.

Bei den Versen II, 758 fg. (von den Räubern der Thusnelda):

Dreimal gingen sie auf sie zu, sie schnell zu umfassen
Und in die Sänfte zu tragen, und dreimal wichen sie zitternd,
Da sie die göttliche Schöne, im Schlaf noch Unsterblichen ähnlich,
Sahen und eine geheime Ahndung sie schreckenvoll einnahm —

schwebt wol die Erzählung von der Gefangennahme Jesu in Gethsemane aus dem „Messias" vor. Der Text ist, wie in allen diesen Ausgaben, mit musterhafter Sorgfalt behandelt, nur erfordert der Sinn III, 427 „Holdin" oder „Huldin" statt „Helden", 531 „vereinigte" statt „verewigte".

3. Der Waldbruder. Von J. M. R. Lenz. Ein Pendant zu Werther's Leiden. Neu zum Abdruck gebracht und eingeleitet von Max von Waldberg. Berlin, Rühl. 1882. 8. 1 M. 80 Pf.

Sehr richtig sagt L. Geiger in einer Besprechung dieses Werks in der „Allgemeinen Zeitung" (Beilage zu Nr. 256): „Die Zeit ist längst vorbei, da man die Sturm- und Drangperiode der deutschen Literatur im 18. Jahrhundert als eine Epoche bloßer gewaltsamer, aber inhaltloser Anstrengungen kennzeichnete, und nicht ohne Verachtung von dem «tollen» Lenz redete; an Stelle der lange vorherrschenden Unterschätzung ist nun eine Ueberschätzung getreten, die, so ungerechtfertigt sie auch ist, doch eine sehr gute Folge, nämlich die Veröffentlichung neuen und die Untersuchung längst bekannten Materials hat." Besonders grassirt in Livland, Lenz' Heimat, eine Art Lenz-Fieber, das schon ganz sonderbare Paroxysmen erzeugt hat. Glücklicherweise gehört der jugendliche Herausgeber der vorliegenden Schrift nicht zu den Schwärmern, die Lenz Goethen an die Seite oder gar über ihn stellen möchten; er verhält sich ganz objectiv und betrachtet es zunächst als seine Aufgabe, die Verhältnisse aufzuhellen, aus denen die Schrift entstand. Diese Aufgabe hat er in mustergültiger Weise gelöst. Die unvollendet gebliebene Schrift ging aus den weimarischen und straßburger Verhältnissen hervor und wurde von Lenz während seines Besuchs in Weimar zu Berka, wohin er sich den 28. Juni 1776 zurückgezogen hatte, verfaßt. Harz und Rothe sind, mit Anklang der Namen, Lenz und Goethe; Stella, die Werther'sche Lotte, ist Fräulein Henriette von Waldner, später Baronin von Oberkirch, mit der Goethe im Briefwechsel stand (vgl. Strehlke, „Goethe's Briefe", II, 22) und in die sich Lenz in Straßburg verliebt hatte; ihr Bräutigam, von Plettenberg, ist eben jener Baron von Oberkirch; die „Schatouilleuse" ist Fräulein von Göchhausen, Hofdame der Herzogin Amalie von Weimar, die „Witwe Hohl" vielleicht Lenz' straßburger Hauswirthin Jungfer König, ihre Bezeichnung als Olinde ist aus Wieland's „Neuem Amadis" entlehnt (nach einer schönen Combination von W. Scherer); die Briefstellerin Honesta ist Frau von Stein; noch andere Beziehungen bleiben uns vielleicht unverständlich. Der Herausgeber stellt die beherzigenswerthe Vermuthung auf, daß wir in dem (zuerst aus Lenz' Nachlaß von Schiller 1797 in seinen „Horen" veröffentlichten) Texte nicht den ursprünglichen, sondern eine Revision, nicht Schiller's, wie man erwarten könnte, sondern Goethe's, durch dessen Hand er gegangen war, vor uns haben. Dies sucht er aus dem Fehlen aller kraftgenialen Schlagworte zu beweisen, sowie aus Analogien mit dem „Werther", die, da sie sich in der ersten Ausgabe nicht finden, Lenz selbst nicht vorgeschwebt haben können; der letztere Beweis scheint mir wenig stichhaltig. Beachtenswerth ist auch die Vermuthung, daß das Fragment nicht mit einem Selbstmord wie der „Werther" geendigt habe, sondern vielleicht mit einer Doppelehe, wie das Goethe'sche Drama „Stella" in der ersten Ausgabe, ehe es der Dichter umgearbeitet hatte.

Ist nun die Einleitung durchaus sachgemäß und lesenswerth, ja von hohem Interesse, so bleibt noch die Frage offen, ob der Wiederabdruck der Schrift selbst ein berechtigter war, da sowol der erste Druck in den „Horen" als der Wiederabdruck bei Dorer-Egloff: „J. M. R. Lenz und seine Schriften", leicht erreichbar sind. Den letztern erklärt freilich von Waldberg für „durchaus fehlerhaft und nachlässig"; wir wollen also die Frage offen lassen.

Der Herausgeber erwartet von Weimar aus noch neue Aufklärungen über die vorliegende Schrift; vielleicht wird er diese in der neuen Ausgabe der Lenz'schen Werke finden, die W. von Maltzahn vorbereitet und die noch unbekannte Briefe Goethe's an Lenz bringen wird.

4. G. E. Lessing's Werke. Herausgegeben von Heinrich Laube. Illustrirte Prachtausgabe. Wien, Bensinger. 1882. Lex.-8. In Lieferungen zu 50 Pf.

Seit die „Grenzboten" in einem geharnischten Artikel gegen den Hallberger'schen Goethe ihr Verdict über alle illustrirten Prachtausgaben ausgesprochen haben, ist es eine misliche Sache, den Panegyriker eines neuen Unternehmens der Art zu machen. Auch ist ein Literaturforscher, der aus Liebhaberei und Beruf sich bisher mit dem Text unserer Classiker beschäftigt hat, von vornherein wenig geneigt, einer andern Illustration des Textes das Wort zu reden, als die er selbst durch Worte, in Einleitungen und Anmerkungen, geben kann. Wer sich eine Classikerausgabe kauft, um die Bilder derselben zu betrachten, sie besuchenden Freunden und Freundinnen zu zeigen und sie in einem Prachteinband (auch für einen solchen hat die Verlagshandlung gesorgt; er ist zu dem Preis von 1 M. 70 Pf. nach Wahl in rehbrauner, rother und grüner Farbe bei derselben zu haben) in seinen Bücherschrank zu stellen, dem ist es nicht darum zu thun, sich in das Studium des Textes zu vertiefen, an dem hat also ein Commentator einen unaufmerksamen Schüler. Es ist daher am besten, beide Arten von Ausgaben, commentirte und illustrirte, voneinander zu trennen und, wo einmal ein Commentar vorhanden war, die Illustrationen wegzulassen, wie dies neuerdings die Grote'sche Verlagshandlung bei ihrem Lessing gethan hat. Man betrachte also das Folgende als eine bloße Anzeige, die das Publikum auf das interessante Unternehmen aufmerksam machen soll; zu einer Kritik der Illustrationen fühle ich mich ohnehin nicht competent.

Die meiste Empfehlung dürfte wol die Ausgabe des „Laokoon" verdienen, auch wenn sie nicht ganz im Sinne der von Lessing selbst in diesem Werke entwickelten Ansichten über bildende Kunst gehalten sein sollte. Dazu sind unter anderm zu viel allegorische Darstellungen darin. Aber es macht einen wohlthuenden Eindruck, daß die Einseitigkeit des Lessing'schen „Laokoon" gerade durch diese

Art von Illustration glücklich ausgeglichen ist. Lessing und Winckelmann gehen bekanntlich in ihrer Art, sich mit der bildenden Kunst der Alten zu beschäftigen, himmelweit auseinander. Für Winckelmann ist die Antike eine Geliebte, deren Schönheit er begeistert immer und immer wieder anschaut, und deren Reize er in seinem verliebten Rausche seinen Zeitgenossen schildert; für Lessing ist sie ein Lexikon zum Nachschlagen, ein neues Material zum Studium des Alterthums; er studirt sie wie ein Buch, aber freilich wie auch nur ein Lessing ein Buch studirt, und knüpft seine Combinationen daran. Vom Anschauen also geht der „Laokoon" aus, aber zu Gedanken leitet er über. Die vorliegende Ausgabe möchte uns aber auch beim Anschauen festhalten, und es gelingt ihr. Die herrlichsten Statuen des Alterthums werden uns vorgeführt, blühende Jünglinge, schöne Mädchen; wir lernen mit Lessing denken und mit Winckelmann anschauen und fühlen. Aber warum steht unter dem Borghesischen Fechter „Chabrias"?

Nächst dem „Laokoon" macht die Illustration der Sinngedichte und der scherzhaften Lieder den angenehmsten Eindruck. Ein Sinngedicht nimmt so wenig Raum ein, daß man leicht über eins wegliest; aber eine entsprechende launige Illustration prägt es dem Geiste für immer ein. Ueber die Bilder zu den Dramen kann ich nichts sagen; mir scheint hier die Illustrntion den Eindruck des Gelesenen geradezu abzuschwächen. Die einzige naturgemäße Illustration für das Drama ist die Darstellung auf der Bühne, und in deren Ermangelung thut die Erinnerung an eine frühere Aufführung, oder die Vorstellung, wie sich die Scene wol auf der Bühne ausnehmen würde, bessere Dienste als die Zuthat eines doch meist unbedeutenden Bildchens. Besonders verstehe ich nicht, was die Porträts (wie von Tellheim und Minna von Barnhelm) sollen?

Der Text ist von Heinrich Laube ausgewählt — aber auch wol nur gewählt, nicht revidirt, oder, da auch das im Prospect versichert wird, nur nach der jeweiligen Vorlage, nicht nach den Quellen revidirt. Zu Grunde lag die Grote'sche Ausgabe, was man aus den beibehaltenen Druckfehlern derselben (z. B. „Abraham und Logikus" statt: „ein Logikus") ersieht. Warum aber ist diese Ausgabe nicht auch bei der „Alten Jungfer" zu Grunde gelegt worden, da diese hier zum ersten mal nach dem Originaldruck gedruckt war? Dann wären Fehler wie I, 333: „Die Laus hat schon zehn Füße" statt: „sechzehn Füße", vermieden worden.

Dem Werke ist eine recht lesbare Biographie Lessing's von H. Laube beigegeben. Und so wird man anerkennen müssen, daß die Verlagsbuchhandlung, so wie es einmal bei derlei Ausgaben Sitte ist, ihre Schuldigkeit gethan hat. Aus dem Prospect erfahren wir, daß die Illustrationen von einer Reihe aus der wiener Akademie hervorgegangener Künstler herrühren, die „ihr Bestes geschaffen, um dem Werke eine wahrhaft künstlerische Ausstattung zu geben", und daß die Holzschnitte in der Anstalt von F. W. Bader in Wien ausgeführt worden sind.

5. Lessing's Laokoon. Für den weitern Kreis der Gebildeten und für die oberste Stufe höherer Lehranstalten bearbeitet und erläutert von W. Cosack. Mit einer Abbildung der Marmorgruppe, Einleitung und Namenregister. Dritte mehrfach verbesserte Auflage. Berlin, Haude und Spener. 1882. 8. 2 M.

Aus dem Vorwort erfahren wir, daß der Herausgeber, der sich auch um die Erklärung der „Dramaturgie" durch seine „Materialien" Verdienste erworben hat, wegen seines Unternehmens, den „Laokoon" auch einem ungelehrten Publikum, durch Uebersetzung der fremdsprachlichen Stellen und Weglassung rein philologischer Lessing'scher Anmerkungen, sowie der Schuljugend durch Streichung einiger auf sexuelle Verhältnisse bezüglicher Stellen nutzbarer zu machen, Vorwürfe hat ertragen müssen. Diesen gegenüber erscheint ihm nun mit Recht der Umstand, daß gegenwärtig eine dritte Auflage seiner Ausgabe Bedürfniß geworden ist, als ein Triumph seiner Sache. Hatte doch Heinrich Kurz in seinem vortrefflichen „Handbuch der deutschen Prosa" schon ein ähnliches Verfahren eingeschlagen, und sind doch Ausgaben genug vorhanden, die dem Bedürfniß, den „Laokoon" im Original zu studieren, völlig Genüge leisten. Kann man also mit dem Verfasser sowol in den Grundsätzen, nach denen er seinen Text gehandhabt, als in Hinsicht der Art dieser Handhabung im wesentlichen einverstanden sein, so wäre doch auch zu bedenken, ob er nicht besser gethan hätte, die alterthümlichen Formen und Wortfügungen, wie „furchte" statt „fürchtete" im Texte stehen zu lassen und in einer Anmerkung darauf hinzuweisen. Das Verfahren würde dann wenigstens gleichmäßiger ausgefallen sein als jetzt, da er alle veralteten Constructionen eben doch nicht aus dem Text wegzuschaffen gewagt hat. Auch geben gerade solche alterthümliche Formen und Wortfügungen Stoff zu lehrreichen Bemerkungen.

Was die Streichung sexueller Beziehungen betrifft, so wird man auch diese nur billigen können. Nur über das Wieviel? ließe sich streiten, denn einiges Bedenkliche ist denn doch noch stehen geblieben. Leider hätte ich gerade zu einer solchen ausgestrichenen Stelle, die S. 18 durch Gedankenstriche angedeutet ist, eine Anmerkung zu machen gehabt, die ich nun doch nicht unterdrücken will, da ich nicht weiß, wann sich mir die Gelegenheit wieder bietet. Lessing redet an dieser Stelle von einer Reihe von Müttern großer Männer, „des Aristomenes, des Aristodamas, Alexander's des Großen, des Scipio, des Augustus, des Galerius". Nun weist Blümner in seiner commentirten Ausgabe des „Laokoon" nach, daß es statt Aristodamas heißen muß Aratus, denn Aristodama war die Mutter des Aratus. Es wird also, wenigstens für Blümner, interessant sein zu wissen, daß Lessing nicht der einzige gewesen ist, der diesen Fehler gemacht hat. Daß Lessing's Bemerkung schließlich auf eine Nachricht des Pausanias zurückgeht, wie Blümner nachweist, ist offenbar; nur ist es nicht wahrscheinlich, daß Lessing diesen selbst hier vor sich gehabt hat. Jedenfalls hätte uns Blümner auch sagen

sollen, woher Lessing die Namen der Römer „Scipio, Augustus, Galerius“ entlehnte, die doch nicht im Pausanias stehen. Nun hat Lessing den „Arminius“ des Lohenstein gelesen, wie man aus seinem Wörterbuche zu Logau im Artikel „fürmeln“ und aus seinen Collectaneen unter „Philotas“ ersehen kann. Im „Arminius“, I, 159 heißt es, nachdem von der Olympias, der Mutter Alexander's des Großen, die Rede gewesen ist: „Ja, ich halte dafür, daß sowol des Scipio als des Augustus Mutter von der Olympias eben diesen Fürwand — gelernt.“ Und ebenda S. 1105: „Als da die Mutter des großen Alexander's und des afrikanischen Scipio, wie nichts weniger des Aristomenes bei den Messeniern, des Aristodamas bei den Sicyoniern von Drachen und Schlangen geschwängert zu sein ihnen einbildeten.“ Freilich fehlt nun immer noch die Mutter des Galerius.

Die Uebersetzungen aus fremden Sprachen rühren theils von andern Uebersetzern, theils vom Herausgeber selbst her. Auf die Correctur des Druckes hätte wol mehr Sorgfalt verwendet werden können (z. B. der Name Apollonius ist öfter falsch gedruckt; einmal steht, S. 94, „andern“ statt „sondern“, S. 104, Z. 4 fehlt „deshalb“ vor „soll“). Vorzüglich ist die Einleitung des Herausgebers, höchst anziehend besonders, was er über die spätere Geschichte der Gruppe seit ihrer Wiederauffindung beibringt. Er vertritt die Ansicht, daß der rechte Arm des Vaters falsch ergänzt sei, daß er nicht die Schlange von seiner Schulter abhalten, sondern am Haupte anliegen müsse, und demgemäß ist auf der beigegebenen Abbildung der Gruppe die für nothwendig erachtete Abänderung der Ergänzung durch Punkte angedeutet.

Wir dürfen das Werkchen in seiner neuen, anspruchslosen Gestalt allen Kreisen, für die es bestimmt ist, warm empfehlen.

6. Aphorismen aus Lessing's Hamburgischer Dramaturgie, für Dramatiker, Schauspieler und Kritiker zusammengestellt von Hans Ziegler. Erfurt, Bartholomäus. 1882. 8. 1 M.

Auch diese Schrift ist dem auf dem Titel genannten Publikum warm zu empfehlen. Bleibt bisweilen ein Gedanke dadurch haften, daß wir uns erinnern, bei welcher Gelegenheit er ausgesprochen worden ist, so nehmen wir ein aus lauter einzelnen Gedanken bestehendes Buch schon mit dem Vorsatz zur Hand, uns wenigstens einige derselben recht einzuprägen; das Bedeutsame wird näher an das Bedeutsame gerückt, es erläutert ein Gedanke den andern, und wenn es wahr ist, was der Herausgeber im Vorwort behauptet, daß die Dramaturgie „von allen, die das Theater angeht, nicht so gelesen und studirt wird, wie dies Buch es verdient“, so müßte wenigstens der Versuch gemacht werden, diesem Publikum das Buch in anderer Form mundgerecht zu machen. Wir wollen hoffen, daß es in Theaterkreisen recht viel gelesen und die goldenen Sprüche derselben beherzigt und in Praxis umgesetzt werden. Die Aphorismen sind nach den Kapiteln „Dichtung“ (die Unterabtheilungen für Trauerspiel und Lustspiel hätten wol auch einen besondern Titel verdient), „Spiel“ und „Kritik“ geordnet.

7. Gotthold Ephraim Lessing, der Apostel der Denkfreiheit. Von Hermann Dederich. Leipzig, Morgenstern. 1881. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Dederich's Schrift ist frisch und warm geschrieben und macht einen durchaus wohlthuenden Eindruck. Sie ist „allen denen gewidmet, die das Panier Lessing-Nathan's, des Pioniers der Wahrheit und Geistesfreiheit, der Toleranz und Humanität, furchtlos und unentwegt hochhalten“. Hervorgegangen ist sie aus einer Reihe von Vorträgen, welche der Verfasser vor einigen Jahren in Köln, „vor zahlreichem, gebildetem Publikum unter vielem Beifall“ gehalten hat. Er wünscht, „daß diese Blätter das Ihrige dazu beitragen mögen, Vorurtheile zu zerstreuen, Irrthümer aufzuhellen und vor allem zum eindringenden Studium unsers Geistesheroen und seiner unsterblichen Werke anzuregen, eines Mannes, dessen Andenken aus den Verunglimpfungen einer halb wahnsinnigen Rotte hell und ungetrübt hervorgehen und rein die fernsten Zeiten durchleuchten möge bis an das Ende der Tage!“ Zu einer Zeit, wo von seiten einer ultramontanen Clique eine Schrift nach der andern in die Welt geschickt wird, in der unsere großen Dichter und Denker systematisch verunglimpft werden, muß uns ein solcher rüstiger Bundesgenosse willkommen sein. Er scheint Lehrer an einem kölnischen Gymnasium zu sein; möge er nicht durch üble Erfahrungen in seinem Berufsleben sich abhalten lassen, auch fernerhin der guten Sache seine Geisteskraft zu widmen!

8. Lenau's sämmtliche Werke. Mit Biographie, Einleitungen und erklärenden Anmerkungen. Zwei Bände. Leipzig, Bibliographisches Institut. 1882. 8. 4 M.

Die Ankündigung dieser allerdings ganz schätzenswerthen Ausgabe des beliebten Weltschmerzdichters hatte wol etwas zu viel versprochen, indem sie erklärte, die Namen von Personen, zu denen Lenau in innigern Beziehungen gestanden, würden in dieser Ausgabe zum ersten mal genannt werden, während sein Biograph, sein Schwager Schurz, sie nur anzudeuten gewagt hatte. Es würde einer sehr sorgsamen Prüfung bedürfen, um festzustellen, inwieweit dieses Versprechen gelöst worden ist, d. h. inwieweit der Verfasser der Biographie aus andern Quellen als, vermittels Combinationen, aus unser aller Hauptquelle, der Schurz'schen Biographie, Beiträge zur Feststellung von Persönlichkeiten gebracht hat. Mir fielen bei der Lektüre der vorliegenden Biographie nur zwei dergleichen Persönlichkeiten auf, zunächst die stuttgarter Lotte, mit der man Lenau verheirathen wollte, und die ich durch Combination aus der Schurz'schen Biographie für Lotte Hartmann, Reinbeck's Schwägerin, erklären zu müssen glaubte (vgl. Hempel's Ausgabe von Lenau's Werken, V, 162), während hier die bestimmte Erklärung auftritt:

Lotte war die Tochter von Christian Heinrich Gmelin. Ihr Vater, geboren 1780 in Tübingen, 1801 Dr. jur. und Hofadvocat, 1805 Professor der Rechte in Bern, 1813 in Tübingen, kam 1824 als Oberjustizrath nach Ulm. Nach seinem noch in demselben Jahre am 13. December erfolgten Tod siedelte die Mutter, eine Tochter des berühmten Kupferstechers Johann Gotthard von Müller, mit Charlotten nach Stuttgart zu ihrem Vater über. Dieser starb nicht lange vor Lenau's Ankunft daselbst, am 14. März 1830. Charlotte heirathete später den Oberamtsarzt Hartmann in Göppingen und weilt gegenwärtig als Witwe noch unter den Lebenden. Wenn sie auch in der Jugend ihrem Aeußern nach keine eigentlich poetische Erscheinung war, so besaß sie doch den Vorzug einer zauberhaft schönen Stimme und eine Vortragsweise des Gesangs, von welchem noch jetzt alle in der Erinnerung entzückt sind, die sie in dieser Zeit gekannt und gehört.

Die zweite Persönlichkeit ist die Sophie in Wien, die Lenau, gerade weil er sie nicht besitzen konnte, so leidenschaftlich bis an sein Ende liebte. Ueber diese, deren Name allerdings schon von Holtei verrathen worden war (vgl. Hempel's Ausgabe, V, 178), erfahren wir:

Sophie, wie bereits erwähnt, die zweitälteste Tochter des Erzherzog Karl'schen Hofraths Kleyle, war um die Zeit, als Lenau sie zum ersten mal von Angesicht zu Angesicht sah, etwa 23 Jahre alt und seit einigen Jahren mit Max Löwenthal verheirathet. Dieser, 1799 geboren, der Sohn eines Kaufmanns in Wien, hatte in seiner Vaterstadt die Rechte studirt, danach eine größere Reise durch Frankreich, England und Schottland, die Niederlande und Deutschland gemacht und war seit 1823 als Conceptspraktikant bei der k. k. Hof- und niederösterreichischen Kammerprocuratur angestellt. Er wurde (um die kurze Skizze seiner Laufbahn hier gleich ganz zu geben) später Hofconcipist der allgemeinen Hofkammer, darauf Rath der obersten Hofpostverwaltung, 1849 Ministerialrath des Handelsministeriums, 1863 vom Kaiser in den Ritterstand erhoben und 1866 zum Generaldirector des Post- und Telegraphenwesens ernannt. Im Jahre 1825 veröffentlichte er „Skizzen aus dem Tagebuch einer Reise durch Frankreich, Großbritannien und Deutschland", 1826 ein Trauerspiel: „Die Caledonier" und 1831 „Der Cid, ein Gedicht". Löwenthal, ein achtungswürdiger Dichter und durch und durch Ehrenmann, kam bald in intimen Verkehr mit Lenau, und ist es (sic!) sehr zu bedauern, daß das Schurz'sche Buch von dessen Briefen an erstern nur sehr spärliche Auszüge bringt.

Andere Namen sind auch hier nur mit dem Anfangsbuchstaben, wie bei Schurz, bezeichnet. Ueberhaupt hat diese Biographie sich von Schurz nicht so sehr emancipirt, wie sie sich den Anschein geben möchte, und ich halte den Abdruck einiger Kapitel daraus in dem „Magazin für die Literatur des In- und Auslandes" für ungerechtfertigt. Auch war die völlige Emancipation von ihm nicht gut möglich, denn was noch sonst über Lenau veröffentlicht ist, von E. Niendorf und Karl Mayer, ist theils wenig bedeutend, theils auch schon von Schurz verwerthet. Ebenso gehen auf Schurz zurück die Erläuterungen zu den einzelnen Gedichten, die in den Anmerkungen stehen, und theilen auch mit diesem mehrere Ungenauigkeiten. So wurde das Gedicht „An die medisirenden Damen" in Castelli's „Huldigung den Frauen" für 1836 gedruckt, während der Herausgeber ungenau sagt: „jedenfalls vor 1835" (vgl. „Schurz", I, 317). Das Gedicht „An die Biologen" steht in Schiller's „Album" (Stuttgart 1837). Schurz irrte sich hier, und der Herausgeber schreibt ihm den Irrthum nach. Das folgende Gedicht, „Crucifix", steht in Duller's „Deutschem Stammbuch" (1838), das „An den Tod" ebendaselbst. „Das Kind geboren, die Mutter todt" steht mit bedeutenden Varianten in Castelli's „Huldigung den Frauen" für 1844. Diese Andeutungen mögen genügen, um zu zeigen, daß, ehe Goedeke's „Grundriß" hierin ein Wegweiser wird, in dieser Richtung noch mancherlei zu thun ist, obgleich wir auch für das bisjetzt Geleistete sehr dankbar sind. Uneingeschränktes Lob aber verdient die am Schlusse des ersten Bandes gegebene Zusammenstellung geistreicher Aussprüche aus Lenau's Briefen und Gesprächen, sowie die vortrefflichen Einleitungen zu Lenau's größern Dichtungen im zweiten Bande. Da auch das Aeußere des Buchs geschmackvoll ist, so wird niemand bereuen, es gekauft zu haben.

9. Anastasius Grün's Lehrer und Freund, der slowenische Dichter France Preschiren, als deutscher Poet. Biographisch-literarische Studie von P. von Radics. Leipzig, Webel. 1882. 8. 40 Pf.

Der bekannte Grün-Enthusiast, der, wenn wir nicht irren, schon in der „Gegenwart" auf jenen Freund Anastasius Grün's hingewiesen hatte, gibt uns hier (das Biographische ist unbedeutend) eine Blumenlese aus Preschiren's deutschen Dichtungen, von denen wir die letzte, der darin ausgesprochenen Gesinnung wegen, hier wiedergeben:

An die Slowenen, die in deutscher Sprache dichten.
(1838.)

Ihr, die entsprossen aus dem Slawen-Stamme,
Ihr, die der eignen Mutter lang' entzogen,
Die Bildung nicht an ihrer Brust gesogen,
Die man, wie mich, vertraut der deutschen Amme!

Nicht glaubet, daß ich euch deshalb verdamme,
Daß der Germanin dankbar ihr gewogen,
Nur daß sie wird der Mutter vorgezogen,
Das ist's, was in mir weckt des Zornes Flamme.

Der wahren Mutter, mein' ich, soll sie weichen,
Doch mein' ich, daß es ziemt dem Pflegesohne,
Der Pflegerin ein Dankgeschenk zu reichen;

Von edlem Erz, nicht von gemeinem Thone
Sei doch das, was er bringt der überreichen,
Die auf Armseligkeiten blickt mit Hohne.

Robert Boxberger.

Schriften zur Universalliteratur.

1. Allgemeine Geschichte der Literatur. Ein Handbuch in zwei Bänden, umfassend die nationalliterarische Entwickelung sämmtlicher Völker des Erdkreises. Von Johannes Scherr. Sechste, neu bearbeitete und stark vermehrte Auflage. Stuttgart, Conradi. 1880—81. Gr. 8. 14 M.

Nur weniger Jahre seit dem Erscheinen der fünften Auflage des vorliegenden Werks hat es bedurft, um eine sechste folgen zu lassen. Jedes Kapitel hat dabei zahlreiche Bereicherungen erfahren, ja ganz neue Abschnitte sind eingefügt worden. Bei unserer ruhig fortschreitenden Literaturforschung und Literaturproduction war das eben ein Bedürfniß. Nahezu 50000 Exemplare sind seit der ersten Veröffentlichung der „Allgemeinen Geschichte der Literatur" bisher abgesetzt worden: für ein wissenschaftliches Werk fürwahr ein nicht allzu häufig vorkommendes Ereigniß.

Keineswegs soll aber hiermit gesagt sein, daß das Scherr'sche Buch in seiner Conception unsern Ansprüchen Genüge leistete oder unserm Ideale einer „Allgemeinen Geschichte der Literatur" vollkommen entspräche. Es besteht eigentlich nur aus einer Reihe locker und ohne innern Zusammenhang aneinander gefügte Darstellungen der einzelnen Nationalliteraturen, der orientalischen, classischen, romanischen, germanischen u. s. w. Herausgenommen aus dem Ganzen würde die Geschichte der deutschen, der englischen und jeder andern Literatur ganz gut für sich bestehen können. Es fehlt also mit einem Worte der innere, geistige Connex der literarischen Strömungen untereinander; nirgends sind die Fäden aufgesucht, welche dieselben verbinden; nirgends die Einwirkungen, Beeinflussungen derselben aufeinander nachgewiesen. Wir haben, um uns so auszudrücken, keine pragmatische Geschichte vor uns, wie sie uns die Weltgeschichte im politischen Sinne bietet. Das geistige Leben der Völker steht aber in derselben Wechselwirkung, hat dieselben Berührungspunkte wie das politische.

Freilich, eine allgemeine Literaturgeschichte in unserm Sinne zu schreiben, ist keine leichte Aufgabe; wer weiß, ob uns das nächste Decennium eine solche bringen wird!

Abgesehen aber von diesem organischen Fehler des Scherr'schen Werks — und dieser findet seine Entschuldigung in der noch geringen Entwickelung unserer vergleichenden Literaturwissenschaft —, stehen wir nicht an, dasselbe von allen vorhandenen Büchern ähnlicher Art das unzweifelhaft beste, das empfehlenswertheste zu nennen. Scherr's Ansichten sind nicht immer die unserigen, insbesondere nicht seine politischen; er drückt sich bisweilen mit allzu großer Derbheit aus. Aber sein Pessimismus ist nicht blasirter Natur, er ist durchaus ideal. An die Erscheinungen der Außenwelt, an die sittliche Verderbtheit der Menschheit — und wo wäre diese nicht zu finden — legt er Maßstäbe an, welche ihm seine Ideale in die Hand geben, und er findet, daß alles von diesen so himmelweit verschieden ist. Er will bessern, will veredeln; sein Pessimismus negirt die Möglichkeit des Besserwerdens nicht, er weiß, daß die Menschheit läuterungsfähig ist. Daher seine rückhaltlose, warme, herzliche Anerkennung alles Edeln. Wir meinen, ein Pessimist in diesem Sinne, der, erfüllt von Idealen, für die Zukunft Vollkommenheit erstrebt, ist eine sittlichere, eine wahrere und aufrichtigere Natur als der Optimist, welcher in der Gegenwart alles paradiesisch findet. Kurz, das Scherr'sche Werk wird nicht verfehlen, auch weiter bildend einzugreifen; in seiner jetzigen Gestalt wird es seinen alten Freunden noch gar viele neue hinzufügen.

2. Illustrirte Geschichte der fremden Literaturen in volksthümlicher Darstellung, herausgegeben von Otto von Leixner. Mit über 300 Textillustrationen und zahlreichen Tonbildern. Leipzig, Spamer. 1882. Gr. 8. 27 Lieferungen zu 50 Pf.

Wir haben die ersten 19 Lieferungen dieses Werks bereits in Nr. 18 d. Bl. f. 1882 ausführlich besprochen; heute liegen uns die Schlußlieferungen vor. Wir befinden uns in der Zeit der Illustrationen! Wem es also weniger auf wissenschaftliche Erfassung der Geschichte der allgemeinen Literatur ankommt als darauf, die literarischen Vertreter in effigie vor sich zu sehen oder die bildliche Darstellung dieser oder jener dramatischen Situation nach der subjectiven Auffassung des Illustrators, dem sei das auch sonst verdienstliche Buch von Leixner empfohlen.

Otto Weddigen.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

„Ueber das realistische Princip der Autorität" hat Professor Frederichs in Berlin in der Philosophischen Gesellschaft daselbst einen Vortrag gehalten, welcher bei Pfeffer in Halle a. S. erschienen ist. Er behandelt die Frage, ob ein fremder, gebietender Wille ausschließlich die Quelle für den Inhalt des sittlichen Handelns des Menschen bildet, oder ob es noch eine andere ursprünglichere Quelle für denselben gibt. Der neuerdings wieder aufgetretene Realismus leite das Rechtliche und Moralische von den Geboten erhabener Autoritäten ab, weil er seine Gesetze nur der Beobachtung von äußern Thatsachen verdankt. Der Verfasser sucht nun nachzuweisen, daß die realistische Lehre nur für einige Erscheinungen oder Thatsachen paßt, daß dagegen die Mehrzahl derselben zu ganz andern Gesetzen führt. Bei Behandlung des Ethischen müsse man ausgehen von der Familie, die Pietätsgefühle bildeten das Urethos. Das Sittliche ist in der vernünftigen Natur des Menschen begründet und geht aus dem Gemeinschaftsleben der Menschen zunächst als Sitte

hervor, während die objective sittliche Lebensordnung erst der Niederschlag dieser Sitte ist. An die Ausführungen des Vortragenden schließen sich die Entgegnungen anderer Mitglieder der Gesellschaft.

— „Wahrheiten und Hypothesen" hat als zerstreute Betrachtungen über Religion und Theologie A. Th. Hammer herausgegeben (Berlin, Mrose). Da hier in 33 Kapiteln bunt durcheinander religiöse Themata besprochen werden, so ist es schwer, ein genügendes Bild von denselben zu geben. Einige Sätze indeß wollen wir zur Charakterisirung des Buchs herausheben. „Die religiösen Phantasmata haben im wesentlichen dieselbe Bedeutung und Bestimmung wie die der Kunst.... Die Meinung, daß die Seele unsterblich sei, ist nicht nur nichts nütze, sondern sie kann sogar unter Umständen gefährlich werden.... Die Feindesliebe ist im Grunde weit egoistischer als der Feindeshaß.... Gott ist in der Entwickelung der Welt das Ja', der Teufel das Nein.... Von Gott ist nicht das Wissen, sondern nur das Sein auszusagen." Die Schrift ist übrigens klar und selbständig geschrieben.

— „Die Versöhnung von Natur und Cultur" strebt Emil Schreiter in einer Reihe von Vorträgen an (Leipzig, Rohn). Der Verfasser verdankt seine Erlösung der reinen Vernunft, wie sie sich in den Naturgesetzen manifestirt. Das Naturgesetz hält er für das ausschließliche Moralprincip, er betet den Allgeist an in der Natur, in Kunst und Wissenschaft. Von der naturgemäßen Lebensweise des Vegetarianismus hält er sehr viel; er ist sehr belesen, allseitig angeregt, wohlwollend, ziemlich selbständig. Laien mögen manches Ansprechende in seinem Buche finden, der Gelehrte findet den Dilettanten auf jeder Seite.

— Aus der „Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge", herausgegeben von R. Virchow und F. von Holtzendorff (Berlin, Habel), liegen uns vor Heft 400 und 401, enthaltend: „Die neuesten Entdeckungen auf dem Planeten Mars" von F. Hoffmann, und „Livius und die römische Plebs" von Ed. Heydenreich. Beide sind in ihrer Art sehr interessant; insbesondere vermittelt der zweite Vortrag als „ein Bild römischer Geschichtschreibung" auch einmal den Laien einen Einblick in die Resultate der wissenschaftlichen Geschichtsforschung seit Niebuhr, und zeigt, mit welcher großartigen Schärfe und Sicherheit die deutsche Kritik in das Chaos römischer Geschichtschreibung Licht gebracht hat. Das Ganze ist mit großer Sachkenntniß geschrieben.

— Die „Deutschen Zeit- und Streitfragen", herausgegeben von Franz von Holtzendorff (Berlin, Habel), bringen in Heft 171 und 172 „Die Verantwortlichkeit der Schule nach Seiten der gesundheitlichen Volksinteressen" von H. Keferstein. Als ein Beitrag zur Frage der Entlastung unserer Jugend muß diese Abhandlung mit Freuden begrüßt werden. Sie ist mit eingehendster Sachkenntniß, mit der vollsten Reife eines durchgebildeten Pädagogen geschrieben und darf materiell wie formell als eine Musterleistung bezeichnet werden. Wir möchten diesen Vortrag in den Händen aller derer sehen, welche sich über jene in den letzten Jahren so viel ventilirte Frage gründlich orientiren wollen.

— Aus den „Zeitfragen des christlichen Volkslebens" (Heilbronn, Henninger) liegen uns vom siebenten Bande das sechste, siebente und achte Heft vor, enthaltend folgende Abhandlungen: „Goethe's Iphigenie. Ihr Verhältniß zur griechischen Tragödie und zum Christenthum", von H. F. Müller, ein äußerst sachlich gehaltener, tief eindringender, im besten Sinne des Wortes apologetischer Vortrag; sodann „Das Gewissen" von Fr. Reiff, in sehr gelungener populärer Darstellung das wissenschaftlich so schwierige Thema erörternd und stets die Beziehung auf die Praxis festhaltend; endlich „Ueber die dramatische Darstellung des Lebens Jesu" von Ludwig Kelber, mit echt evangelische Freiheit die äußerst zarte Frage behandelnd, natürlich ohne zu einem bestimmten unanfechtbaren Resultate zu kommen, denn allerdings ist der Heiland für die Kunst incommensurabel und aus der an sich gewiß möglichen christlichen Stimmung des Künstlers folgt noch nicht die Lösbarkeit der Aufgabe und die Berechtigung einer schauspielerischen Darstellung des Erlösers. Gewiß ist die Geschichte Jesu der höchste dramatische Stoff; aber über eine den alten Passionsspielen verwandte Dramatisirung der evangelischen Erzählung wird man es nie hinausbringen.

Bibliographie.

Amiet, J., Der Münzforscher Andreas Morellius von Bern. Ein Lebensbild aus der Zeit der Bastille. Nebst einem Anhang: C. Pantinus in Bern und die Berner Künstler 1673. Bern, Haller. 8. 2 M.

Bergner, R., Eine Fahrt durch's Land der Rastelbinder. Bilder und Skizzen aus Nordungarn. Leipzig, Morgenstern. 8. 1 M. 50 Pf.

Brandis-Zelion, Emma v., Prinzeßchens Irrfahrten. Ein Märchen für große und kleine Kinder. Mit Titel-Zeichnung von E. Monsé. Paderborn, Schöning. 16. 1 M. 20 Pf.

Brodbeck, A., Zeittafeln und Skizzen zur Geschichte der Musik, im Anschluss an Ludwig Stark's Vorträge am Stuttgarter Conservatorium entworfen. Stuttgart, Sulze u. Galler. Lex.-8. 1 M.

Frankfurter zeitgemäße Broschüren. Neue Folge, herausgegeben von Paul Haffner. 4ter Bd. 3tes Hft.: Die Sünden Englands an dem irischen Volke. Von J. B. Adler. — 4tes Hft.: Franz von Assisi und seine culturhistorische Bedeutung. Von J. B. Heinrich. Frankfurt a. M., Foesser Nachf. Gr. 8. à 50 Pf.

Chavanne, J., Afrikas Ströme und Flüsse. Ein Beitrag zur Hydrographie des dunklen Erdtheils. Mit einer hydrographischen Uebersichtskarte Afrikas. Wien, Hartleben. 8. 4 M.

Coquelin, C., Die Kunst und der Schauspieler. Uebersetzt und eingeleitet von F. Groß. Mit Coquelin's Porträt. Wien, Hartleben. 8. 1 M. 50 Pf.

Doll, K., Schwäbische Balladen. Stuttgart, Kohlhammer. 8. 3 M.

Einige Gedichte von C. D. v. Wirsén, Oscar II., B. E. Malmström, E. Sehlstedt, Z. Topelius, J. L. Runeberg u. a. Aus dem Schwedischen frei übersetzt von Decebe. Hamburg, J. F. Richter. 8. 1 M.

Gombert, A., Nomenclator amoris oder Liebeswörter. Ein Beitrag zum deutschen Wörterbuche der Gebrüder Grimm. Strassburg, Trübner. Lex.-8. 3 M.

Hartmann, A., Auf Schweizererde. Neue Novellen. 1stes Bdchn.: Autochthonen und Touristen. — Orgetorix. Bern, Wyß. 8. 3 M. 40 Pf.

Jungmann, E., Nordische Herbstblätter. Gedichte. Königsberg, Akademische Buchhandlung von Schubert u. Seidel. 16. 3 M.

Jürs, H., Die Tante Dibber. Soloscherz für eine Dame. Hamburg, Kramer. 8. 60 Pf.

Lacroma, P. M., Stürme. Roman. 3 Bde. Wien, C. A. Müller. 8. 7 M. 20 Pf.

Lackowitz, W., Bilder aus dem Vogelleben Norddeutschlands und seiner Nachbarländer. Nach Skizzen von P. M. Röper bearbeitet. Mit zahlreichen Holzschnitt-Illustrationen nach Zeichnungen von Rösener, Schwann und Tieffenbach. 1ste Lfg. Berlin, Ebhardt. Lex.-8. 50 Pf.

Liebmann, O., Ueber philosophische Tradition. Eine akademische Antrittsrede. Straßburg, Trübner. Gr. 8. 1 M.

Meigen, W., Die deutschen Pflanzennamen. Wesel, Kühler. 1882. Gr. 8. 60 Pf.

Müller, H., Armins Tod. Dramatisches Gedicht. Frankfurt a. M., Koenitzer. 8. 2 M. 40 Pf.

Müller, K. W. P., Die Prinzipien des Protestantismus. Straßburg, Trübner. Gr. 8. 80 Pf.

Noeldechen, W., Von Prettin-Lichtenburg nach Lichtenburg-Prettin via London-Paris. Torgau, Jacob. Gr. 8. 3 M.

Oberle, K. A., Ueberreste germanischen Heidentums im Christentum oder die Wochentage, Monate und christlichen Feste, etymologisch, mythologisch, symbolisch und historisch erklärt. Baden-Baden, Sommermeyer. Gr. 8. 3 M.

Perfall, K. v., Vornehme Geister. Roman. 2 Bde. Düsseldorf, F. Bagel. 8. 5 M.

Rahn, J. R., Kunst- und Wanderstudien aus der Schweiz. Wien, Faesy. 8. 6 M. 40 Pf.

Rittershaus, E., Für die Nothleidenden am Rhein. Barmen, Taddel. 1882. Lex.-8. 25 Pf.

Rühl, F., Glaubensstreit und Liebe. Historische Erzählung aus der Zürcher Reformationszeit. Nach Geschichtsquellen und unedirten Manuscripten bearbeitet. Zugleich als offene Antwort gegen die Verdächtigungen der Schweizer, beziehungsweise der Zürcher Frauen und Jungfrauen durch einen Italiener. Zürich-Hottingen, Selbstverlag. 1882. 12. 1 M. 50 Pf.

Sammlung musikalischer Vorträge. Herausgeber: P. Graf Waldersee. Nr. 49: Die Söhne Sebastian Bach's. Von C. H. Bitter. — Nr. 50: Der Ausdruck in der Musik. Von H. Riemann. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Lex.-8. à 1 M.

Schwicker, J. H., Geschichte der österreichischen Militärgrenze. Teschen, Prochaska. Gr. 8. 9 M.

Seventornen, A. v., Lessing in Wolfenbüttel. Authentische Beiträge zum Leben Lessings. 1stes Bdchn. — A. u. d. T.: Ein Nachmittag auf dem Weghause. Leipzig, Wartig's Verlag. 8. 2 M. 40 Pf.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. Nr. 10. 8. März 1883.

Schriften zur Molière-Literatur.

1. Molière und seine Bühne. Molière-Museum. Sammelwerk zur Förderung des Studiums des Dichters in Deutschland. Unter Mitwirkung von F. von Bodenstedt, A. Friedmann, Fritsche u. A. in zwanglosen Heften herausgegeben von Heinrich Schweizer. Erstes bis viertes Heft. Leipzig, Thomas. 1879—82. Gr. 8. Jedes Heft 3 M.

Die unter diesem Titel in zwanglosen Heften periodisch erscheinende Publication, eine Sammlung von selbständigen deutschen Arbeiten wie von Ergebnissen der neuesten französischen Forschung über Molière und seine Werke, bietet in ihren vier ersten Heften folgenden, höchst interessanten wissenschaftlichen Inhalt. Das erste Heft bringt zunächst aus der Feder des Herausgebers eine einleitende, in allgemeinen Zügen gehaltene Charakteristik Molière's, die in folgende Abschnitte zerfällt: a) die Signatur des Wesens und Wirkens Molière's. Als ein naiver Genius thront Molière unter den Geistern, die mit den Dämonen des Wahns und des Hasses immer im Kampf sein werden; er ist Kosmopolit; seine Poesie ist eine Predigt des allgemeinen Weltfriedens; auch hat dieselbe für eine werkthätige Gottesverehrung mehr gewirkt als die beredtesten Kanzelredner seiner Zeit. Hierauf beruht b) seine universelle Geltung, wie dieselbe aus der unermeßlichen Zahl der Aufführungen, Ausgaben und Uebersetzungen seiner Werke sich erweist. Allein die Erkenntniß des hohen Werths des Dichters ist nur ein Product der neuern Zeit, wie denn Molière selbst in seiner naiven Größe kein klares Bewußtsein von seiner hohen Bedeutung für die Welt haben konnte. Aus diesem Grunde folgt c) die biographische Behandlung, die Molière bisher geworden ist. Seine Zeitgenossen, Zeitungsschreiber und Kritiker, wie Loiret, Robinet, de Visé, dann der Arzt George Patin, Madame de Sévigné, der Duc de Grammont, haben wol seine Werke besprochen und zum großen Theil auch gepriesen, jedoch von seiner Person nur beiläufig oder nachträglich Notiz genommen. Chappuzeau (1625—1701) war der erste, der ihm nicht nur als Künstler, sondern auch als Menschen hohe Achtung erweist. Noch verdienter um ihn machte sich der Lieblingsschauspieler und Freund des Dichters, Charles Varlet de Lagrange. Indem derselbe den materiellen Ertrag jeder Vorstellung mit simpeln Zahlen in eine Art von Register eintrug und dieses bei außerordentlichen Vorkommnissen mit ebenso schlichten Worten illustrirte, ward er der Chronist des Dichters und seines Theaters; außerdem schrieb derselbe eine biographische Notiz zu seiner vollständigen Ausgabe Molière's, die allen spätern Biographien zur Grundlage diente. Das 18. Jahrhundert begann endlich in ausführlichen Biographien dem Leben und Streben Molière's die gebührende Aufmerksamkeit zu schenken. Der Verfasser bespricht in diesem Sinne die Werke von de Grimaret, der uns den Dichter sozusagen herzrecht gemacht hat, und von Voltaire, der in Molière wenigstens einen Vorkämpfer für Freiheit und Fortschritt begrüßt.

Das 19. Jahrhundert gelangte schließlich zur wahren historisch-kritischen Würdigung des Dichters, die in den Werken eines Beffara, Taschereau, Soulié, Lacroix, Moland ihren vorzüglichsten Ausdruck gefunden hat. Der vierte Abschnitt schildert d) den Cultus, mit dem zur Zeit Frankreich seinen Dichter umgibt, und der fünfte Abschnitt e) die hohe geistige Pflege, die der französische Dichter gegenwärtig in Deutschland findet.

Nach dieser kurzen einleitenden Charakteristik Molière's wendet sich der Herausgeber zweitens zur Biographie desselben, deren erster Abschnitt die Jahre 1622—41 umfaßt und uns Molière „im Aelternhause und in der Schule" zeigt. In der eingehendsten Weise werden hier die Fragen nach der Abstammung der Familie des Dichters, der ursprünglich

Poquelin hieß, nach dem Charakter und den Vermögensverhältnissen seiner Aeltern, nach der ersten Erziehung, die sie ihm gaben — Molière verlor seine Mutter schon im Alter von elf Jahren —, nach seinem Bildungsgange auf dem Jesuitengymnasium Clermont in Paris, besonders nach dem Einfluß, den hier der berühmte Philosoph Gassendi auf ihn übte, erörtert, und zugleich seine ersten Jugendfreunde Bergerac, Bernier, Bachaumont nach ihren Lebensschicksalen, Werken und Thaten vorgeführt und beurtheilt. Das Heft enthält endlich noch ein Verzeichniß der bemerkenswerthesten Ausgaben der Gesammtwerke Molière's, ferner eine Uebersicht der neuesten, den Dichter betreffenden literarischen Erscheinungen und ein Titelkupfer, Sixtus V. und Molière im Todtenreiche darstellend.

Das zweite Heft enthält zunächst die in rhythmische Form gefaßte Theaterrede Franz Dingelstedt's: „Zu Molière's Gedächtnißfeier am zweiten Säcularta seines Ablebens, 17. Februar 1873", hierauf eine vergleichende Studie: „Molière und Holberg", von Professor Adolf Laun, welcher folgende Gedanken ausführt: Beide Dichter sind Ermahner und Warner ihres Volks geworden, Molière jedoch in einer noch umfassendern Weise als der Däne, denn während dieser sich auf den Bauern-, niedern und mittlern Bürgerstand beschränkt, schildert Molière sein Land von der Bauern- und Bürgerstube bis hinauf zum vornehmen und schöngeistigen Salon. Molière liebt die tief angelegten Charaktere eines Alceste und Tartufe sowie eine reiche Galerie sinniger Frauengestalten; Holberg führt uns mit Vorliebe Matrosen, Viehzüchter, Handelsjuden vor, und seine weiblichen Figuren sind monoton und schablonenhaft. Der Dialog Molière's glänzt durch Eleganz und Witz, der Dialog Holberg's ist schwerfälliger, formloser, ob auch reich an guten Einfällen und burlesken Scherzen. Molière hat eine Menge von scharf ausgeprägten Charaktertypen geschaffen, die im Französischen eine sprichwörtliche Bedeutung gewonnen haben; Holberg hat in diesem Sinn nur den einzigen Kannengießer hervorgebracht. Während die Handlung bei Molière sich meist durch Gedankentiefe auszeichnet, ist sie bei Holberg rascher, lebendiger, reicher an lustigen Scenen. Aehnlich dagegen sind sich beide Dichter in den Vorgängen, Motiven und Charakteren derjenigen Charakter- und Sittenkomödien, die ins bürgerliche Leben führen, ebenso in der grotesken Weise, wie sie die Absonderlichkeiten verschiedener Stände persifliren, die Haarspalterei rabulistischer Advocaten, den Charlatanismus der Aerzte, ähnlich noch in der Anwendung des Contrastes, z. B. des Contrastes zwischen martialischer Großsprecherei und Feigheit, angemaßter Staatsweisheit und absoluter Unwissenheit. Wie endlich Molière vieles seinen mannichfachen Quellen und Vorbildern entlehnte, aber selbständig verwerthete und mit seinen Schöpfungen verschmolz, so erinnert uns auch Holberg fortwährend an sein Vorbild, nämlich Molière, dem er gleichfalls vieles entnahm, was seiner Nation angepaßt war, ohne ihn jemals sklavisch nachzuahmen.

Dr. Mahrenholtz ist mit dem Aufsatz vertreten: „Molière's Don Juan nach historischen Gesichtspunkten erläutert." Der erste Theil des Aufsatzes behandelt die Quellen des Stücks. Als erste dramatische Bearbeitung der Don Juan-Erzählung ist der spanische „Burlador" des Tirso de Molina anzuführen, als zweite das Stück des Franzosen Villiers, betitelt: „Le Festin de Pierre", als dritte eine Harlekinade, welche italienische Schauspieler 1657 in Paris aufführten. Fragen wir nun, inwieweit Molière diese drei Stücke für seinen „Don Juan" benutzt habe, so können wir hinsichtlich des ersten Stücks nicht mit Bestimmtheit ermitteln, ob überhaupt Molière von dem spanischen Stück Kenntniß gehabt habe; dasselbe hätte ihn aber insofern als ein Vorbild dienen können, als sein Hauptcharakter, der Burlador, ebenso wie der Don Juan Molière's, eine ganze Zeitrichtung getreu widerspiegelt. Was das französische Stück betrifft, so hat ihm offenbar Molière manche einzelne Züge entlehnt, wie z. B. die Aufforderung Don Juan's an Sganarelle, dem Commandeur vorzutrinken und vorzusingen (Act 4, Scene 12). Die Harlekinade endlich bot ihm als Motive die erheuchelte Besserung Don Juan's und die Verhöhnung des dadurch getäuschten Dieners. Im ganzen hat Molière diesen dramatischen Bearbeitungen nur wenig entlehnt und ist mit großer Selbständigkeit und Originalität verfahren. Sein „Don Juan" richtet sich nicht blos gegen die Unsitte des Adels seiner Zeit wie Tirso's „Burlador", sondern auch wie sein „Tartufe" gegen die innersten Schäden des kirchlichen Lebens; sein Don Juan ist ferner ein Typus raffinirtester Lasterhaftigkeit, während der Cavalier Tirso's nur infolge seines Temperaments von Laster zu Laster getrieben wird. Der Sganarelle im Stück Molière's bekennt sich zu einem auf Vernunftgründen beruhenden Deismus; die Diener im französischen und spanischen Stück huldigen einem mechanischen Köhlerglauben. Kurz, das französische wie das spanische Stück sind ohne Idee, ohne scharfe Charakterzeichnung, ohne wahre Komik, während Molière's „Don Juan" ein geistig hochstehendes politisches wie religiöses Glaubensbekenntniß enthält und ein Meisterstück der Dichtkunst ist. Der zweite Theil des Aufsatzes betitelt sich: „Zur Geschichte der Komödie." Sie hatte unbedingt ein recht ungünstiges Schicksal: die Pamphletisten und Kritiker der Zeit — wir nennen nur Rochemond unter denselben — beschuldigten sie der Untergrabung der Sitte und Religion, die kirchlichen Kreise am Hofe suchten sie zu unterdrücken, Thomas Corneille später benahm ihr in einer neuern Bearbeitung die alles beherrschende Tendenz und verwandelte sie in ein bühnengerechtes Zugstück, und so auch haben neuere französische Nachahmer, wie Rosimond, und außerfranzösische Nachahmer, wie Grabbe, Mozart, sie eines guten Theils ihres poetischen Werthes beraubt.

Knörrich gibt eine kurze Einleitung zu dem für die Don Juan- und Molière-Literatur nicht unwichtigen Stück Dorimond's: „Le Festin de Pierre", das uns in einem vollständigen Abdruck geboten wird. Hierauf folgt eine längere Ab-

handlung unter dem Titel: „Das Neueste auf dem Gebiete der Molière-Forschung“; Alfred Friedmann bespricht hier zuerst die Molière-Forschungen in Frankreich, besonders den Inhalt des fünften Hefts der dem Molière-Studium gewidmeten Publication „Le Molièriste“. Dann handelt Heinrich von Laukenau von den Molière-Forschungen in Rußland, im besondern von Alexei Wesselowsky's Werke: „Molière's Tartufe, Geschichte des Urbildes und des Stücks“ (Moskau 1879). Das erste Kapitel dieser höchst interessanten Studien sucht zu beweisen, daß der Abbé Roquette das Urbild des Tartufe ist; das zweite Kapitel bringt eine Geschichte der Typen der Heuchelei, wie dieselben von der römischen Poesie, den mittelalterlichen Fabliaux und Farcen sowie in den Literaturen Italiens, Spaniens und Englands aufgestellt worden sind; das vierte Kapitel enthält die mündlichen und literarischen Quellen, aus welchen der „Tartufe“ geschöpft ist, und das fünfte die Geschichte desselben. Jaeckel berichtet über die Molière-Forschungen in Deutschland, und zwar über die ausgewählten Lustspiele von E. Fritzsche, (Berlin 1877—79). Diese Ausgaben bieten in ausführlichen literarischen Excursen und einem fortlaufenden Commentar nicht nur alles, was zum unmittelbaren Verständniß dient, sondern unterziehen auch die Cultur- und Sittengeschichte der Zeit, die jene Lustspiele hervorgebracht, einer ausführlichen Betrachtung.

Hierauf gibt der Herausgeber des „Museum“ einige einleitende Bemerkungen zu einem „Lobgedicht auf Molière“ von dem Jesuitenpater Jean Maury (1625—97), mit freier metrischer Uebertragung von Eduard Mohr. Original wie Uebersetzung werden mitgetheilt. Dieser von Paul Lacroix 1876 aufgefundene Panegyrikus Maury's ist das einzige Denkmal, das zu Ehren Molière's ihm bei seinen Lebzeiten errichtet worden ist. Den Schluß bildet die Fortsetzung des ersten Abschnitts der Biographie Molière's vom Herausgeber. Derselbe schildert hier die Philosophie Gassendi's, inwiefern diese ganz dazu angethan war, den künftigen Lustspieldichter heranzubilden; sie erschloß nämlich Molière die komische Welt des Scheinwissens, das in den damaligen Philosophen und Medicinern so augenscheinlich zu Tage trat. Außerdem lernen wir hier auch einen Mitschüler Molière's kennen, den Prinzen von Conti, der dem Dichter vorgeschwebt haben soll, als er Act 4, Scene 1 des „Don Juan“ dichtete. Das Heft zeigt noch als Titelkupfer ein Porträt des Dichters, umgeben von drei neuen Denkmünzen.

Das dritte Heft bringt zunächst das bei Gelegenheit der zweiten Säcularfeier des Bestehens der Comédie française von M. François Coppée verfaßte und vom Schauspieler Got gesprochene Gedicht, „La Maison de Molière“ betitelt, sowie die höchst gelungene Uebersetzung desselben von Adolf Laun. Hierauf folgt eine Reihe interessanter und gediegener Aufsätze. Claes Humbert beweist aus den Werken Lessing's, daß dieser den Dichter Molière stets als ein wahrhaft dichterisches Genie erkannt und nur ihn, niemals Shakspeare, als Muster eines komischen Dichters angeführt habe; dann vertheidigt er Molière gegen die Vorwürfe des Plagiats und der Immoralität, welche nach Rousseau's Vorgang neuere Schriftsteller, wie Hettner, Kreyssig, W. von Schlegel, gegen ihn erhoben haben. H. Fritzsche gibt eine Einleitung nebst Anmerkungen zu dem in der Molière-Literatur vielgenannten Stück „Zélinde, Comédie ou La Véritable Critique de L'escole des Femmes et La Critique de la Critique“ (Paris 1873), welches der Herausgeber des „Museum“ nach einem auf der königlichen Bibliothek zu Dresden befindlichen Exemplar des Originaldrucks hat wieder abdrucken lassen. Fritzsche sucht besonders nachzuweisen, daß de Visé, der bekannte Gegner Molière's, Verfasser dieser Schmähschrift ist. Mahrenholtz gibt den Schluß seines im dritten Heft begonnenen Artikels: „Molière's Don Juan nach historischen Gesichtspunkten bearbeitet.“ Dieser Schluß ist nichts anderes als eine vervollständigende Aufzählung und Charakterisirung noch einiger Nachahmer „Don Juan's“. Der erste Nachahmer ist ein Mitglied des Théâtre du Marais mit Namen Rosimond, der ein Stück: „Le nouveau Festin de Pierre“, schrieb; dasselbe hat noch geringern Werth als das Stück Dorimond's und ist nichts als eine Verschmelzung des Villers'schen Dramas mit einer ungenauen Version des Molière'schen „Festin“ und eigenen mislungenen Anläufen originaler Fortbildung. Unter den außerfranzösischen Nachahmern sind noch nachzutragen: der Italiener Goldoni, der einen „Don Giovanni Tamorino“ verfaßte; das Stück, zum Theil in der stereotypen Form der französischen Modekomödie gehalten und ohne genügende Handlung, ist von sehr untergeordnetem Werth; ferner der Italiener Lorenzo da Ponte, der Librettist Mozart's, der für seinen „Don Juan“ einzelne Scenen aus dem spanischen „Burlador“ und aus Molière entlehnte. Die noch übrigen Bearbeitungen des Don Juan-Stoffs, wie die von Lord Byron, Zamora und Zorilla, haben nichts mit Molière's „Festin“ gemein.

J. Deutsch, ein geborener Ungar, bespricht in eingehender Weise die Pflege, die bisher das Studium Molière's in seinem Vaterlande gefunden hat. Dasselbe bekundete sich zuerst in Uebersetzungen: im Jahre 1792 erschien in Klausenburg in Siebenbürgen unter dem Titel „Probe, welche der unter den Nagy-Enyeder Studenten gebildete ungarische Verein über die Erlernung der Muttersprache abgelegt hat“ eine Sammlung, welche die Uebertragung zweier Komödien Molière's ins Ungarische enthielt, des „Mariage forcé“ und des „Médecin malgré lui“. Die bedeutendste Leistung des 18. Jahrhunderts auf dem Gebiete der Molière-Uebersetzung bietet Francz Kazinczy. Im Jahre 1821 ließ Gabriel Döbrentey eine Uebersetzung des „Avare“, und zwar, was bisher noch nie geschehen war, mit einer Vorrede und Anmerkungen versehen erscheinen. Der beste Uebersetzer Molière'scher Stücke ist aber Karl Szász. Auch einen Biographen hat Molière in Ungarn gefunden, Thomas Scana, der aber nur das Verdienst hat, das von andern Verfassern Festgestellte in geordneter Weise

vorzutragen. Deutsch hofft daher, daß der Molièrekundige Professor Greguß sein Vaterland noch mit einer wissenschaftlichen Biographie des französischen Dichters beschenken werde. Was ferner die Darstellung der Werke Molière's betrifft, so sind sie auf der ungarischen Bühne heimisch, seitdem es überhaupt ungarische Schauspieler gibt. Das Nationaltheater zu Budapest hat unter allen Bühnen Europas, mit selbstverständlicher Ausnahme der „Maison de Molière", die meisten Komödien des großen Dichters aufgeführt. Alfred Friedmann setzt seine Berichte über den Inhalt des französischen „Molièriste" fort, und zwar über die Hefte vom Mai 1880—81.

Knörrich gibt literarische Notizen über mehrere Schriften, welche das Verständniß des Dichters in culturgeschichtlicher, sprachlicher und metrischer Beziehung betreffen. Mangold bespricht in sehr anerkennender Weise das Werk Lotheisen's: „Molière, sein Leben und seine Werke", die erste vollständige Biographie Molière's, die in Deutschland erschienen ist. Der Verfasser hat seine Aufgabe, „ein Bild Molière's, seines Lebens und poetischen Schaffens im Rahmen der Zeitgeschichte zu bieten", mit künstlerischem Sinn gelöst. Fr. P. berichtet anerkennend über Adolf Laun's Uebersetzung ausgewählter Lustspiele von Molière. A. Hettler gibt ein Verzeichniß der Vorlesungen, welche im Wintersemester 1880—81 an den deutschen Hochschulen über Molière gehalten wurden. Der Herausgeber des „Molière-Museum" weist in einem sehr interessanten Artikel nach, daß Molière alle Kenntniß eines Advocaten hatte und, wie z. B. sein „Scapin", sein „Mr. de Pourceaugnac" zeigen, im civilrechtlichen Verfahren und im Criminalrecht bewandert war; dann berichtet er über mehrere Autographen, sowie über das Titelkupfer, das die Wappen Molière's und seiner Frau zeigt, und gibt den Abdruck einer Musiktafel, die Composition enthaltend, welche Franz Abt zu dem Liedchen machte, das Molière seinem Misanthropen in den Mund legt und das C. Schultes ins Deutsche übersetzte.

Das vierte Heft hat einen sehr reichhaltigen Inhalt. Zunächst bietet es in Form einer „Widmung" einige kurze Charakteristiken der Gönner und Mitarbeiter, welche das „Molière-Museum" seit einem Jahre durch den Tod einbüßte; Knörrich schildert das schaffensreiche Leben des Altmeisters der deutschen Molière-Freunde, des zu Oldenburg am 14. September 1881 verstorbenen Professors Adolf Laun, und der Herausgeber des „Museum" widmet Worte der Anerkennung dem Andenken des pariser Bibliothekars Paul Chéron, dann seiner heimgegangenen Jugendfreunde, des bekannten Humoristen Ludwig Kalisch und des Professors M. J. Schleiden, dieses Priesters der Natur, der die Wunder derselben zur Ausrottung des Aberglaubens, der Intoleranz und der Heuchelei zu benutzen suchte. Mahrenholtz kritisirt die Gegner Molière's, die Pasquillanten Somaize, de Visé, Villiers, Boursault, Rochemond, Roulès, welche dem obscuren Literaten Le Boulanger de Chalussay, dem berüchtigten Verfasser der Komödie „Elomire hypocondre", die Wege öffneten. Diese für die Molière-Literatur so wichtige Komödie folgt dann in einem vom Herausgeber veranlaßten Wiederabdruck nach einer Ausgabe vom Jahre 1670. Mahrenholtz gibt uns ferner noch eine kurze, sehr anerkennende Kritik von Mangold's neuem Werke: „Molière's Tartufe, Geschichte und Kritik" (Oppeln 1881). Claes Humbert bespricht die auf deutschen Bühnen 1877—79 gegebenen Vorstellungen der Werke Molière's; insbesondere handelt er von der günstigen Aufnahme, welche ein Cyklus von Vorstellungen im Sommertheater zu Nordhausen unter der Leitung des Kapellmeisters Kruse aus Leipzig fand. Knörrich bethätigt sich noch ein zweites mal durch ein Referat über „Molière's Leben und Werke" von Mahrenholtz. Dasselbe enthält eine kurze Angabe des Inhalts und einige unwesentliche Ausstellungen; es schließt mit dem richtigen Urtheil, daß die Biographie, die Mahrenholtz von Molière geliefert hat, durch ihren wissenschaftlichen Werth sich den analogen Werken von Taschereau, Bazin, Moland würdig an die Seite stelle. Professor Wesselowsky gibt eine Analyse seines Werks über Molière's „Le Misanthrope" in drei Abschnitten. Im ersten setzt er auseinander, daß der Misanthrop Molière's kein Menschenhasser im Sinne eines Timon, sondern eine jener seltenen, stets wahrhaften Naturen sei, die unfähig sind, ihre Meinungen und Ansichten zu verheimlichen, durch ihr extremes Verhalten jedoch in einem vorübergehend komischen Lichte erscheinen können; im zweiten Abschnitt gibt er eine Geschichte der literarischen Typen des Misanthropen und schildert denselben nach den Darstellungen der alten Dichter Phrynichus, Antiphanes, Menander, der alten Schriftsteller Lucian und Plutarch, der Autoren des Mittelalters und der neuern Zeiten. Im dritten Abschnitt behandelt er die Frage nach den Originalen der im Stück auftretenden Personen und hebt hervor, daß der Alceste ein Collectivbegriff sei; im vierten Abschnitt endlich stellt er eine Betrachtung über die große Veränderung der Urtheile an, welche die Nachwelt über den „Misanthropen" gefällt hat, und ist der Meinung, daß erst unsere Zeit den richtigen Weg eingeschlagen habe, nämlich den der historisch-kritischen Beleuchtung. Die Uebersetzung dieser Analyse aus dem Russischen ins Deutsche verdanken wir Laukenau, eine beistimmende Beurtheilung derselben Mangold.

Einen beträchtlichen Raum dieses Hefts nimmt das Referat des Herausgebers über den Inhalt des französischen „Molièriste" vom Jahre 1881 in Anspruch, aus dem wir jedoch nur einige Aufsätze hervorheben wollen: Edmond Thierry setzt zuerst die Vorzüge auseinander, welche Molière's „Festin de Pierre" vor den Verwerthungen desselben Stoffs bei des Dichters französischen Vorgängern Dorimond und de Villers hat, dann gibt derselbe zwei interessante Besprechungen der Stücke „Le Favori", einer Tragikomödie der Mademoiselle Des Jardins, welche die Truppe Molière's am 12. Juni 1665 in den Gärten von Versailles zur Aufführung brachte, und „L'amour médecin",

das ebenso viel vollendete Gemälde als Scenen habe. Der Philosoph Paul Janet bringt im Aprilheft des „Molièriste" einen geistreichen Artikel über die Philosophie Molière's; die Bühnenkünstler Livet und Regnier behandeln die schwere Frage, wie der Schauspieler den Tartufe in seinem Aeußern darzustellen habe. Lacroix theilt mit, wie vieler Anstrengungen es bedurfte, ehe die Académie française eine passende Aufschrift für die ihr von D'Alembert geschenkte Büste Molière's fand; dieselbe lautet bekanntlich: „Rien ne manque à sa gloire, il manquait à la nôtre." Außer diesen Mittheilungen aus dem „Molièriste" ist der Herausgeber noch vertreten durch eine kurze Biographie des mit Molière so innig befreundeten und aufgeklärten Arztes Mauvillain; ferner durch den Schluß seines im dritten Heft begonnenen Aufsatzes über die Autographen Molière's, er fügt denselben auf einer besondern Tafel einen neuen hinzu, der sich als der größte und älteste herausstellt, als Inhalt eine Quittung zeigt und von de la Pijardière im Archiv zu Montpellier 1873 gefunden worden ist; hierauf durch die Mittheilung zweier auf Molière's Beerdigung und Wanderzeit bezüglicher, von Truffier und Philoxène Boyer verfaßter Gedichte, und, wie in einem jeden der vorhergehenden Hefte, durch bibliographische Notizen. Schließlich machen wir noch auf die von Mangold mitgetheilten Auszüge aus dem Register von Lagrange aufmerksam, das bekanntlich für die Theatergeschichte Molière's höchst wichtige Notizen enthält.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Gedichte und Dichtungen.

I.

(Beschluß aus Nr. 9.)

4. Dichtungen von Kurt Falkenau. Aus dem Tagebuch eines Einsamen. (Ein Seelenleben in Fragmenten) und verschiedene Gedichte. Leipzig, Schloemp. 1883. 8. 3 M.

Der Dichter im Vorwort:

Es liegen hier zerstreute Blätter aus einem poetischen Tagebuch vor, welche vielleicht der rauhen Berührung der Oeffentlichkeit nicht preisgegeben werden sollten. Sie mögen zum Theil unklar erscheinen, Producte einer formlosen, nebelhaft ausschweifenden Phantasie, einer krankhaft gereizten Subjectivität, die den Leser nicht hinreichend interessiren, oder gar veranlassen könnte, sich satirisch dagegen zu verwahren.

Er spricht sich weiterhin über poetische Confessions und das Verhältniß des Dichters zum Publikum aus und sagt am Schlusse des Vorworts:

Sind die Poesien ein nichtsnutziges Gefasel, dann mag man sie immerhin zerzupfen und zerreißen und dem seinen Irrthum verzeihen, der, in der Idee, Verwandtes könne irgendwo anklingen, die unreife Waare auf den Markt brachte; aber man tadle nur die Waare und lasse den Verkäufer in Ruhe. Du aber, der du vielleicht den Autor zu kennen meinst und nun triumphirend glaubst, du habest in seinem Tagebuche gelesen; erspare ihm die Verlegenheit, einem indiscreten Blick oder einer halb spöttischen Frage mit vorsichtiger Verschlossenheit zu begegnen, und glaube, daß er mit liebevollem dankbarem Herzen nur dem strengen, aber ehrlichen Berather die Hand drücken wird, allenfalls auf seinem Wege wol auch einem nachsichtigen, theilnehmenden Freunde gern begegnen möchte.

Die Dichtungen Falkenau's sind durchaus nicht Producte einer nebelhaften Phantasie, noch weniger „nichtsnutziges Gefasel"; es sind der Mehrzahl nach Rhapsodien und Gedankensymphonien, und sie haben den Vorzug, den solche Dichtungen vorzugsweise in Anspruch nehmen dürfen, den Vorzug geistiger Bedeutung. Mögen sie bisweilen auch, um mit Rückert zu sprechen, „uferlos ergossen sein": bisweilen haben sie dagegen auch die schöne Prägnanz der versus memoriales, welche dem Gedächtniß sich einprägen.

Was die Form der Dichtungen betrifft, so könnte man an diejenigen Leopold Schefer's erinnert werden, denen auch der freie ungehemmte Erguß der Gedanken und Empfindungen eigen ist: nur ist die geistige Beleuchtung eine gänzlich verschiedene. Bei Leopold Schefer herrscht der volltönendste Optimismus, während bei Kurt Falkenau die vorherrschende Stimmung die einer innern, oft Faustischen Unbefriedigung ist, die sich zwar aus ihren Dissonanzen bisweilen zur Harmonie durchringt, doch gerade im Aufwühlen innerer Seelenschmerzen eine besondere Energie zeigt.

Der bedeutendste Abschnitt der Sammlung ist der erste: „Aus dem Tagebuch eines Einsamen", in welchem durchaus der rhapsodische Charakter herrscht; die verschiedenen Gedichte, die den zweiten Abschnitt bilden, sind von ungleichem Werth; ein sinniger Zug aber geht durch alle hindurch, oft geistreich spielend, oft aus den Tiefen der Empfindung herausquellend.

Die erste Abtheilung beginnt mit einem aus dem fünffüßigen Jambus in den Sechsfüßler etwas stillos überspringenden Gedicht, in welchem Falkenau erklärt, daß nicht die Liebe, nicht die Weisheit ihn getröstet habe, nur das dichterische Schaffen:

Offen klafft
Die Wunde, deren unversiegter Schmerzensquell
Den Dichter macht und ihn zum Schaffen rastlos treibt.
Wenn einmal recht der Töne Strom aus voller Brust
In übermächtigen Accorden brausend quillt,
Dann bin ich glücklich; oder wenn der Rede Fluß,
Zu strafen und zu rächen, aus ergrimmter Seele
Sich über die bewegten Lippen machtvoll wälzt;
Wenn mir ein liebeflüsternd Lied gelingen will;

Dann bin ich glücklich; denn es hat ein sel'ger Gott
Sich fühlbar mir genaht. Jedweder andre Trost
Ist meiner Seele fremd, und ich entbehr' ihn gern.

Die Stimmung vieler folgenden Gedichte ist die Grundstimmung des Byron'schen „Manfred"; auch erinnern die Dialoge mit den Geistern, welche mehrfach vorkommen, an das Werk des britischen Dichters, so im ersten: „Zwiegespräch", so in dem zweiten größern: „Die Stimme und der Dulder", in welchem der Wanderer sich in verwegenen Blasphemien ergeht, in denen oft eine gewaltige, an die großen prometheischen Muster anklingende Kraft des Ausdrucks sich zeigt. Die Stimme, welche bei dieser Debatte zwischen Himmel und Erde das Plaidoyer für die Theodicee übernommen hat, tritt, was die markige Kraft poetischer Argumentation betrifft, doch gegen den Dulder zurück, obwol sie manches Schöne sagt:

Wenn du das Ewige erkennen wolltest,
Was über der Geschichte waltend schwebt,
Das die Gestirne ihre Bahnen leitet,
Und das im Garten, wo du Morgens wandelst,
Im Thau der Gräser sich, im duft'gen Hauch
Der frischen Blüte lieblich offenbart;
Es schwölle dir das Herz von Seligkeit
Und heiße Thränen flössen dir vom Auge.
Das sind Gebete, die zum Himmel dringen....

Erkenne, was das Glück
Dir unverdient gewährte; freue dich
Der holden Gaben, welche die Natur
Auf deine Wege streute; schließe dich
Mit treuem Herzen still den Freunden an.

Die Dichtung „Charfreitag in Rom" hat einige sehr stimmungsvolle Stellen; der poetische Contrast ist scharf herausgearbeitet; doch die Schlußwendung ist nicht rein poetisch; sie hat einen etwas bigoten Beigeschmack. Der Liebesroman mit der Kriegserklärung an die Stolze hat kräftige Züge und oft echten Ausdruck der Empfindung; das Gedicht „Nächtliche Seefahrt" gleitet auf rhythmisch malendem Wogenschlage der Verse, die indeß in freier Bewegung nicht immer ganz dem reinen Taktgefühl entsprechen. „Pompeji und der Vesuv" ist ein Reisebild mit einem geschichtlichen Schattenspiele; Gestalten wie Byron und Napoleon ziehen in der Camera obscura der Phantasie vorüber.

In allen diesen Dichtungen finden sich Verse, deren Gepräge als ein lapidares bezeichnet werden kann. Dies ist besonders auch noch in zwei Gedichten der Fall, aus denen wir zum Belege Proben mittheilen wollen; das eine hat den Titel „Erinnerung" und beginnt mit den schönen Versen:

Ergieße dich, du freier goldner Strom,
Du meiner Lieder unversiegte Quelle,
Ergieße dich. Es blutet mir das Herz
Von tausend Wunden, und sie heischen alle,
Wie todte Krieger noch ein Denkmal fordern,
Des Liedes Ewigkeit von meinen Lippen.

Aus jeder Wunde schaut mich ein Gefühl,
Ein längstvergangnes, an wie eine Leiche,
Wie ein verdorrter Zweig am grünen Stamm,
Der alle Jahre seiner Blätter Schmuck
Zu Boden sinken und vergehen sieht,
Und doch, nach einer kurzen Leichentrauer,
Von neuem blüht und neuen Stürmen Trotz
Mit seinem unbezwungnen Wipfel bietet.

Mit nicht minder schöngeprägten Versen beginnt das Gedicht:

Nachwehen.

Wenn einem Menschen herbes Leid geschehn,
So hüllt er sich in Schweigen wie ein Gott
Und nagt an seinem Kummer.
Wer vermöchte
In seiner Seele Tiefen einzudringen,
Der würde schaudern wie der Alpengänger,
Der unter sich die Blitze leuchten sieht
Aus dunkler Wolke, aber rings umher
In Eis und Schnee die schnellverwischte Spur
Des eignen Fußes kaum erkennen mag.

In solcher Höhe, ohne Leid und Lust
Ist mir des Lebens freudenlose Wandrung
Fortan beschieden. Nur von untenher
Ergreift es mich wie eine Geisterhand
Und preßt die Seele mir im Busen ein.

Hier oben noch muß dem Entsagenden,
Der, Freiheit suchend und Vergessenheit,
Die traute Hütte hinter sich verbrannt
Und seiner Wälder Schatten ferne ließ,
Hier oben noch das traurige Gespenst
„Vergangenheit" an seine Seele greifen
Und ihn verhöhnen; aber bleich und stumm
Will ich ins Auge dir, Erinnerung,
Dir — ewig quälendes Gedächtniß schaun.
Du findest mich wie einen harten Fels,
An dem die Elemente lange schon
Sich in Verwüstung übersättigt.

Die Form fast aller dieser Rhapsodien ist meistens der fünffüßige reimlose blanc-vers; er wechselt nur selten mit den Formen hymnenartiger Rhythmik ab und nur wenige dieser Gedichte sind gereimt; dagegen fast alle der zweiten Abtheilung, unter denen sich auch anspruchslos Gelegentliches findet, Toilettendevisen, Widmungen an Schauspielerinnen, poetische Begleitbriefe zu Geschenken verschiedener Art. Das bedeutendste Gedicht dieser Abtheilung ist das letzte, in Distichen gefaßte: „Herbstidyll"; es ist in Goethesirendem Stil verfaßt, von anmuthiger Anschaulichkeit am Anfang, während später der Ausdruck schlichten unverfälschten Gefühls wohlthuend berührt.

Die Gedichte Kurt Falkenau's gehören durchaus nicht zur poetischen Alltagswaare; in ihren gelungenen Partien herrscht eine schöne Formvollendung, überall ein auf das Ganze und Große gerichtetes Sinnen und Empfinden, welches oft einen schwunghaften und prägnanten dichterischen Ausdruck findet.

5. Dichtungen von Prinz Emil zu Schönaich-Carolath. Stuttgart, Göschen. 1883. 8. 2 M. 40 Pf.

Wenn Kurt Falkenau an Byron anklingt, so Prinz Emil zu Schönaich-Carolath an Alfred de Musset: es ist bisweilen dieselbe grelle Farbengebung und Beleuchtung Musset's, bisweilen auch die Morbidezza des ganzen Tons

der Darstellung, sowie die Stimmungen der Blasirtheit unverkennbar. Freilich ist das durchaus nicht die Grundstimmung derjenigen Gedichte, welche der Dichter gleichsam mit seinem eigenen Federzug unterzeichnet, sondern sie beherrscht nur die poetischen Erzählungen, deren Helden mit denen Musset's oft eine auffallende Aehnlichkeit haben.

Die erste Erzählung „Angelina" beginnt in Rom, und zwar im Ton der Causerie. Zwei Fremde wollen einen dritten, einen Künstler, besuchen, der dicht am Thore wohnt. Dort ist eine lustige Gesellschaft beisammen; es werden Toaste ausgebracht, darunter auch einer auf das Wohl von Angelina: dies Blumenmädchen, das vor kurzem in Rom erschienen, erregt Aufsehen durch seine Schönheit und erscheint auch im Kreise der lustigen Zecher. Ein spanischer Maler, Don Gaston, ein Don Juan voll Geist, stellt ihr ein trauriges Horoskop, nachdem sie den Saal verlassen:

Mich aber treibt es, seh' ich dich im Glück
Der Jugend hingehn, einen düstern Blick,
Einen entgötterten, dir nachzusenden.
Du bist ja schön! Dein Herz ist stolzgeschwellt,
Und du bist gut! Genug — es ist gefällt
Schon längst dein Urtheil. Du wirst elend enden.

O Schönheit, Schönheit, Danaergeschenk!
Weh jedem, dem dein leuchtend Stirngehenk
Als blitzend Stigma ward ums Haupt geschlagen!
Weh ihm, dem Kind, das ausgesendet ward,
Ein reiches Kleinod wunderseltner Art
Durch einen Wald, einsam bei Nacht, zu tragen!

Wohl zieht es aus, singend im Abendroth,
Es kehrt nicht heim. Am Morgen liegt es todt,
Mit leeren Händen draußen im Gehege.
Das arme Kind, es weinte eh' es starb:
Ihr gabt ein Gut mir, das mich früh verdarb,
So muß ich enden nun seitab vom Wege!

Ueber die seltene Gemeinschaft von Schönheit und Tugend hat nicht nur Hamlet, sondern auch die Phorkyas im zweiten Theil des Goethe'schen „Faust" sehr übereinstimmende Ansichten ausgesprochen. Don Gaston schließt sich als dritter diesem Bunde an; er folgt mit dem Freunde Angelina's Spuren in engen Gassen; doch statt auf dem Pfade der Sünde finden sie dieselbe, wie sie ein armes krankes Kind pflegt: Gaston läßt deshalb nicht ab von seinen düstern Prophezeiungen:

Daß du dahin gingst, so du's wüßtest kaum,
Daß Engel dich einwiegten in den Traum,
Eh' Reu und Weh dein schönes Aug' getrübet;
Daß du dich löstest aus dem Erdenthal
Wie Glockenklang, fromm, ohne Wunsch und Qual,
Eh' du gekämpft, geweint, gefehlt, geliebet!

Du wirst es nicht. Eh' Schollen dich und Staub
Mitleidig decken, eh' ihr welkes Laub
Auf dich hinabwirft eine Kirchhofslinde,
Mußt leben du. Dein blumenhafter Leib
Muß in die Gosse — dann, verblühtes Weib,
Schlaf' aus die Qual, das Elend und die Sünde.

Auf deinen Scheitel wird den Judaskuß
Das Laster pressen, straucheln wird dein Fuß
In Schlamm und Asche. Du wirst früh verderben.
Was hier auf Erden wahrhaft rein und schön,
Verloren ist's und muß zu Grunde gehn —
Dies Los erfülle, Kind, dann magst du sterben.

Der zweite Theil der Dichtung spielt in Neapel. Dort sehen wir Gaston's Prophezeiung erfüllt. Angelina ist ein Kind der Sünde geworden: die wüsten Nachtwandler finden ihre Leiche in der Kirche ausgestellt.

Die Elegie der verlorenen Seelen, das ist der Grundton bei Musset; er ist es auch in diesem Gedicht. Die Schönheit ist dem Verderben, dem Elend geweiht; das ist der Grundgedanke des Gedichts „Angelina".

Das zweite Gedicht „Die Sphinx" hat zur Grundidee das Räthsel des Ewig-Weiblichen:

Das Weibliche ist die urdunkle Frage,
Die jedem, der hinaus ins Leben stürmt,
Als ernster Prüfstein sich entgegenthürmt.
Ob früh, ob spät, für jeden wird am Ende
Das Weibliche zur Lebenssonnenwende.
Das ist die Sphinx mit schöngeschwungnem Bug,
Schläfrig enttaucht dem gelben Sand von Theben,
Auf deren Mund in einem dunkeln Zug
Der Tod sich paart mit wildem Drang zum Leben:
Die rothen Lippen, leicht von Hohn gebäumt,
Neigt sie dir zu — zur Wahl beut sie indessen
In ihrer Hand dir einen dunkeln Strauß.
Den formen: Schmerz, Kampf, Arbeit und Vergessen.
O nimm ihn hin — und wisse, daß Cypressen
Auf Erden so recht eigentlich zu Haus.
Streifst du den Mund, der dir entgegenträumt,
In wildem Kuß — so ist es mit dir aus,
Auf ewig aus, ohn' Hoffnung, ohn' Erbarmen.

Das Gedicht beginnt mit einer warmen, echt poetischen Liebesscene zwischen Guy und Donna Santa. Guy zieht in den Krieg: am Bivuak hört er, daß die Geliebte ihm die Treue gebrochen und sich mit einem reichen Granden, Cesari Balbi, verheirathet hat. Er kehrt, ehe er seiner Rache folgt, bei einem Juden ein, Zephanja, dem großen Arzt, ihn um Rath zu fragen, und hier erhält er jene Offenbarungen über das Weib, von denen wir eine als den Grundgedanken der Dichtung mittheilten; eine andere lautet:

So weit der Sturm braust und die Sonne scheint,
Gibt es kein Plätzchen auf der blum'gen Erde,
Nicht eines nur, das frei erfunden werde
Von Thränen, die um eine Frau geweint.
Für so viel Schmerz, Entsagung, Kampf und Pein
Schufst du die Sphinx, schufst du das Weib zu klein;
Denn sie gewährt für der Begierden Sonne,
Die sie erweckt, zu wenig Labungswonne.
Vom Abglanz heißer Phantasie umkleidet,
Ist unwerth sie des Sturms von Groll und Schmerz,
Den oft ein großes, riesenstolzes Herz
Ums arme Lächeln einer Frau erleidet.
Das starre Lächeln deiner Sphinx, darum
Die Herzen bluteten, die Dichter sangen,
Und Völker im Vernichtungskampfe rangen,
Im Grund, mein Schöpfer — ist es grausam dumm.

Guy sucht Santa heim; sie wird die Seine; dann gibt er sich den Tod: Scenen wilder Liebeslust, grell be-

leuchtet, aber von einem leidenschaftlichen Zug durchdrungen, in dem ein echtes Dichterfeuer lebt, bilden den effectvollen Abschluß der Dichtung, welcher allerdings nicht ganz von Boulevardsromantik frei ist.

Die auf die beiden Erzählungen folgenden kleinern Gedichte schlagen zum Theil einen etwas verschiedenen Ton an: es finden sich darin auch einige Genrebilder von markiger Zeichnung. Das Liebes- und Lebensweh mit seinem schmachtenden Zug fehlt zwar nicht; doch es spricht sich hier nicht mit einer so poetisch sonoren Reflexion aus wie in den Erzählungen, sondern mehr mit innigen Klängen, oder es spitzt sich zu Heinisirenden Pointen zu. Das Localcolorit der Gedichte ist meistens das italienische: die Form ist oft glücklich, wie das Sonett „Altes Bild" beweisen mag:

Der Markusdom, der bunte, klangumtönte,
Hat seine Pforten gähnend aufgeschlagen;
Am Hochaltar, wo Priester Kerzen tragen,
Thront stolz der Doge, der vom Volk gekrönte.

Es lehnt an ihm in mädchenhaftem Zagen
Sein junges Weib, das holde, glückverschönte,
Ein Page, der an Schleppendienst gewöhnte,
Kniet stumm dabei in Puffenwams und Kragen.

Der Weihrauch dampft, zu Ende geht die Messe,
Es blickt verklärt die schöne Dogaresse ...
Doch sehen könnt ihr, wenn ihr näher tretet,

Daß tief im Sammt, dem dunkelvioletten,
Des Pagen Hand und ihre sich verketten —
Der alte Doge kniet im Stuhl und betet.

Andere Gedichte sind wieder sehr stimmungsvoll wie:

Gewitternacht.

Wir schritten zögernd durch den Park,
Es mochte kein Blatt sich regen,
Die Luft war schwer, es dufteten stark
Die Blumen an den Wegen.

Der Teich schlug Wogen schwarz und lau,
Im Schilfe riefen die Unken,
Glühwürmchen rannten, gelb und blau,
Umher wie irrwirre Funken.

Sie hatte im Dunkeln meinen Arm
Erzitternd angenommen,
So gingen wir hin, an Worten arm,
Tiefselig und beklommen.

Ihr Auge trübte sich, und es hob
Ihr Busen sich bang und traurig;
Durchs Wipfelgewirr schwerathmig stob
Gewitterwind warm und schaurig.

Es rieselten nieder, schwer an Duft,
Akazienblütenflocken,
Es wehte in Stößen die schwüle Luft,
Mir ins Gesicht ihre Locken.

Ein Wetterleuchten blaute auf
Im jagenden Wolkengetriebe —
Es stieg auch uns im Herzen auf
Das Lenzgewitter der Liebe.

In den Gedichten des Prinzen Carolath zeigt sich ein Talent, dem ein glutvoller Hauch der Empfindung eigen ist und das den dichterischen Formen ein Gepräge feiner Vornehmheit gibt.

6. Felicia. Ein Minnesang von Otto Franz Gensichen. Siebente Auflage. Berlin, Großer. 1882. 8. 2 M.

Die Dichtung von Gensichen hat viel von sich sprechen machen: die Staatsanwaltschaft hatte einige Stellen derselben beanstandet; der Dichter wurde indeß von den Gerichten, auch von dem Reichsgericht, von der Anklage freigesprochen, gegen die gute Sitte gesündigt zu haben. Mit Recht faßten die Richter die Dichtung als ein Ganzes auf, von dem sich einzelne Stellen nicht ablösen lassen: denn auch die dichterische Darstellung hat ihre Dissonanzen, und diese können auch sittlicher Art sein. Viele Anklänge an die Grundstimmung, welche die Dichtungen Musset's und des Prinzen Carolath beherrscht, finden sich auch in „Felicia": man mag bezweifeln, ob die Episode im Freudenhause zu Kopenhagen ein organisches Glied der ganzen Dichtung sei. Ihr Colorit ist jedenfalls etwas grell gerathen; die Peitsche, mit welcher die Kupplerin ihre nackten Sklavinnen züchtigt, geht wol selbst über das Maß realer Lebenswahrheit hinaus; doch das Ganze gehört nur vor den Gerichtshof der Aesthetik.

„Felicia" ist eine Novelle in Versen: die Heldin ist eine Ehebrecherin: sie liebt nicht ihren Mann, einen nüchternen Sportsman, sondern einen feurigen Liebhaber, Alfred. Als sie diesen indeß fragt, ob er sie heirathen würde, wenn sie sich von ihrem Manne scheiden ließe, bleibt er die Antwort schuldig. Auf dem nächsten Opernball begegnet sie ihm kühl, und Alfred, der ein besonderes Gelüsten hat nach seines Nächsten Frauen, liebelt mit einer andern, Beatrix, die ihm früher in Gnaden gewogen war. Inzwischen fühlt sich Felicia Mutter, und zwar Mutter eines Kindes, dessen Vater nicht ihr Gatte ist. Sie kommt zu Alfred, um ihm das Geständniß zu machen. Gleichzeitig aber trifft Beatrix bei ihm ein. Felicia ist vorher im Gemache, welches Alfred verlassen hatte, um ihr entgegenzueilen: als Beatrix mit ihm eintritt, verbirgt sie sich hinter dem Vorhange. Die Verwickelung complicirt sich indeß: der Gatte von Beatrix eilt ihr nach und stürzt ins Zimmer. Keine Rettung! Da tritt Felicia vor; sie ist bereit, sich für Alfred zu opfern, und Beatrix verschwindet hinter dem Vorhange. Der Gatte ist natürlich sehr beschämt und gelobt Schweigen. Alfred und Felicia verständigen sich indeß nicht: er frägt, warum sie zu ihm gekommen, ob sie ihn zwingen wolle zu dem verweigerten Ehebunde? Da fühlt sie, daß sie ihn für ewig verlor, und theilt ihm nicht die Kunde mit, um derentwillen sie gekommen.

Die dänischen Reisebilder mit landschaftlichen Veduten und historischen Skizzen schieben sich etwas breit in die poetische Erzählung ein. Dadurch wird nach unserer Ansicht die Stimmung unterbrochen und fast noch mehr als durch die Schilderung der kopenhagener Orgie, die doch mit der Poesie der verlorenen Seelen an den Grundton des Ganzen anklingt.

Der Ausgang der Dichtung ist, daß Alfred, nachdem Felicia's Gatte, Erich, zur rechten Zeit auf der Rennbahn

den Hals gebrochen hat, die Geliebte, welche durch der undankbaren Beatrix giftige Verleumdungen an ihrem gesellschaftlichen Rufe gelitten hat, heirathet, um diesen wieder herzustellen. Einige Skrupel und Gewissensbisse macht das Kind: zuerst grämt sich Felicia darüber, daß es nicht den Namen ihres Gatten, seines wahren Vaters, führen darf; dann hegt Alfred wieder Bedenken darüber, ob es auch wirklich sein Kind ist, ob Felicia sich nicht vielleicht einen Rechnungsfehler hat zu Schulden kommen lassen, ob ihr Kalender — sit venia verbo — auch gehörig stimmt? Mit diesem bescheidenen Maß von Gewissensbissen glaubt indeß der Dichter der sittlichen Nemesis Genüge gethan zu haben und stimmt dann Accorde vollen Glückes an.

Otto Gensichen hat bereits genugsam Proben seines dichterischen Talents abgelegt, sodaß man mit Recht erwarten darf, dasselbe auch in „Felicia“ bewährt zu sehen; es sind recht warme dichterische Schilderungen darin, auch das berliner Localcolorit ist glücklich getroffen und es sind ihm einige lyrische Farben abgewonnen; ein Opernhausball, ein Rennen in der Rennbahn Hoppegarten und andere berliner Lebensbilder werden uns vorgeführt. Doch vermissen wir die gleichmäßige dichterische Haltung; vieles gemahnt wie gereimte Prosa. Noch mehr gilt das von den Reflexionen, die mit Vorliebe heikelige Fragen des Geschlechtslebens behandeln. Einige gemahnen wie gereimte Sätze einer Abhandlung:

Wunderbares waltet viel auf Erden,
Doch der Wunder keines ist so groß
Wie das unenträthselbare Werden
In der Allnatur urew'gem Schos.
Niemals bringt in diese Dunkelheit
Fleiß und Forscherwissen Tageshelle;
Unergründet bleibt für alle Zeit
Die geheimnißvolle Lebenszelle.

Desto schwunghafter tönt die Schlußhymne:

Frauenschöne, niemals ausgesungen,
Das scheint deines Zaubers größter mir:
Was Unsterbliches der Kunst gelungen,
Hatte seinen Urquell nur in dir!
Nur was hold von deinem Reiz durchdrungen,
Trägt der Formvollendung reinste Zier,
Und was lebt durch Marmor, Farben, Töne,
Ist das Hohelied der Frauenschöne!

Frauenliebe! Herrlichste der Gaben,
Die Natur allgütig uns gewährt,
Staunend deinem holden Wunder, haben
Alle Völker göttlich dich verklärt.
Aphrodite, Freia, Valandinne, —
Wie dich auch benennen mag die Zeit,
Dir auf ewig bleibt mein Herz geweiht
Und mein Leben und mein Lied, Frau Minne!

Aus dem Reiche der problematischen Naturen und Tendenzen führt uns die folgende Sammlung in den Bereich einfacher schlichter Empfindungen zurück:

7. Neue Gedichte von Ernst Scherenberg. Leipzig, Keil. 1882. 12. 2 M. 60 Pf.

Wie in der größern Sammlung seiner „Gedichte“ zeigt sich Ernst Scherenberg auch hier als ein sinniger warmfühlender Lyriker, von ernster Kraft in seinen patriotischen Gesinnungen. Nur mischen sich hier mehr als früher elegische Stimmungen in die Gefühlsergüsse, so gleich in dem ersten Gedicht:

Junges Grün umspielt mein Haupt,
Neuen Frühlings holdes Grüßen —
Welkes Laub, vom Herbst geraubt,
Rauscht und klagt zu meinen Füßen.

Auch auf meines Lebens Pfad
Kreuzt sich Werden und Verwehen:
Lähmend in die Frühlingsthat
Greift das Herbstlied vom Vergehen.

Gern vergäß' ich, was ich litt,
Neuem Lenzesgruß zu lauschen —
Doch mit jedem Wanderschritt
Weck' ich welker Blätter Rauschen.

So auch in dem schönen Lied:

Nimmer zu durstig den blendenden Strahl
Darfst mit den Blicken du saugen!
Kürze die Wonne — kürze die Qual:
Schließe, schließe die Augen!

Netzt sie des Glückes berauschender Thau,
Netzen sie schmerzende Laugen —
Sammle dir Kraft in verschwiegener Schau:
Schließe, schließe die Augen!

Und wenn erloschen das innere Licht,
Nimmer zum Sehen sie taugen —
Fürchte das Dunkel, das ewige, nicht:
Schließe, schließe die Augen!

Ein ähnlicher elegischer Hauch durchweht die Gedichte „In der Krankheit“:

Was knistert und flüstert da draußen
Und stört mich im nächtlichen Traum? —
Das sind die fallenden Blätter
Am langsam sterbenden Baum.

Mir ist, als hört' ich von ferne
Des Todes raschelnden Schritt —
Als raunt' eine Stimme am Fenster:
„Komm' mit, komm' mit, komm' mit!“

Am Schluß aber ertönt in Distichen der Hymnus der Genesung.

Unter den „Vermischten Gedichten“ finden sich poetische Apostrophen an Emanuel Geibel, an Karl von Holtei, eine poetische Erinnerung an den verstorbenen Wolfgang Müller von Königswinter.

Die schönsten Gaben der Sammlung enthält der Abschnitt „Zeitgedichte“. Scherenberg gehört zu unsern politischen Lyrikern, welche, wie es der Lyrik der Gegenwart geziemt, ein bestimmtes Situationsbild zu erfassen wissen, während die politische Lyrik der vierziger Jahre, von Freiligrath abgesehen, nur in stimmungsvollen Hymnen schwelgte. Sehr schön ist gleich das Gedicht „Die Kaiserglocke“ (1874), dessen zwei erste Strophen lauten:

Du deutsche Glocke am deutschen Strom,
Was wird dein Klang bedeuten?
Du Riesenglocke im Riesendom
Sag' an, wem wirst du läuten? —

Dem Kaiser verdank' ich Trophäenmetall,
Des Kaisers Siege beweis' ich,
Dem Kaiser drum gilt mein gewaltiger Schall,
Die Kaiserglocke heiß' ich!

Wie das deutsche Reich nicht im ersten Guß
Bin auch ich erst im dritten gelungen,
Im dritten, im göttlich flammenden Kuß,
Der ins innerste Mark mir gedrungen.
Du pfälzische Werkstatt, du Meister, hab' Dank!
Gen Köln stromabwärts reis' ich;
Dort löst sich die Zunge: in jubelndem Drang
Des Kaisers Ehren preis' ich!

Schwunghaft ist das Gedicht „Zum Sedanfest" (1875) mit der ersten Strophe:

Tag des Sieges ohnegleichen!
Tag des höchsten Jubels voll!
Steigt empor, ihr Flammenzeichen,
Eines Volkes Opferzoll!
Baum der Freiheit, Baum der Einheit,
Breite schützend dein Geäst!
Wahre des Triumphes Reinheit,
Weihe uns das Sedanfest!

In dem Gedicht „Zum kölner Dombaufest" heißt es:

Du Wunderblume der deutschen Kunst,
Entsprossen aus sprödem Steine,
Nun hat dich lächelnde Himmelsgunst
Gereift in goldenem Scheine!
Ob dich umrauscht sechshundert Jahr'
In frostigem Wintersturme —
Die Blumenkrone, nun ragt sie klar
Und grüßt von Thurm zu Thurme.

Den Russen, welche den Deutschen für ihren Feind erklären, schleudert Scherenberg einen lyrischen Fehdehandschuh, eine kräftige deutsche Antwort zu. Warm und edel, von schöner Prägnanz des Ausdrucks ist das Gedicht:

Zum 18. Januar.

Ein Lenzgewitter in Schnee und Eis —
Welch' Blitzen, Donnern und Klingen!
Der blutige Thau, wie rann er heiß
Im grausigen Schlachtenringen!
Da — unter den warmen Tropfen schmolz
Des Ackers frostige Krume:
Aufsproß — o Wunder — stark und stolz
Die deutsche Kaiserblume.

Du Winterblüte, du Kind der Schlacht,
Geboren in Feindeslanden,
Dich rührt kein Sturm in der Herbstesnacht,
Dich schlägt kein Frost in Banden.
Du bist die Krone, du bist das Licht
In Deutschlands Heiligthume —
Wie königlich und doch wie schlicht,
Du deutsche Kaiserblume!

Laß zucken die Blitze aus Ost und West,
Dich wird die Wurzel tragen:
Du hast sie unzerreißbar fest
In Volkes Herz geschlagen.
Entsprungen aus heiligem Opferblut —
Eins mit des Reiches Ruhme —
So blüh' in Sturm und Sonnenglut,
Du deutsche Kaiserblume!

Der warme Herzschlag eines gesunden Empfindens charakterisirt diese Gedichte Scherenberg's, mögen sie das eigene innere Erlebniß schildern oder die Thaten des deutschen Volks preisen.

8. König Rother. Von Emil Taubert. Berlin, Walther u. Apolant., 1883. 8. 3 M.

Emil Taubert, der sein Talent für die Novelle besonders durch den sehr gemüthvollen und ansprechenden „Antiquar" bewiesen hat, ist auch mehrfach mit Novellen in Versen aufgetreten und hat diesen poetischen Erzählungen jetzt in seinem „König Rother" eine Neudichtung des mittelalterlichen Gedichts hinzugefügt. Die Form dieser Neudichtung ist die jetzt übliche: die epische Rahmenerzählung mit lyrischen Couplets, wenn man so sagen darf. Scheffel und Wolff haben diese Form der Dichtung bei uns eingeführt.

Emil Taubert hat sich in der ersten Hälfte seiner Erzählung ganz an die Dichtung angeschlossen. Die Brautwerbung König Rother's um die schöne Tochter des Kaisers Konstantin in Konstantinopel bildet den Inhalt der Dichtung. Rother zieht unter erborgtem Namen dahin mit seinen Riesen; des Kaisers Töchterlein verliebt sich in den wackern Recken, der ihr dann seinen wahren Namen sagt. Mit dem Kaiser zieht Rother in den Krieg gegen den Fürsten von Babylon, der um die Tochter des Kaisers freit, schlägt ihn in die Flucht, kehrt als Siegesbote zurück, entführt aber dann die Tochter übers Meer.

So weit schließt sich Taubert an das Rother-Gedicht an. Nun verfällt dasselbe aber in unkünstlerische Wiederholungen: der Kaiser läßt seine Tochter wieder durch Kaufleute entführen; Rother zieht nochmals nach Konstantinopel und erobert sie sich zum zweiten male. Mit künstlerischer Feinfühligkeit ist Taubert hier nicht der poetischen Ueberlieferung gefolgt, und in dem, was er an ihre Stelle gesetzt, hat er vielleicht das Beste seiner Dichtung geliefert. Die Aussöhnung zwischen Rother und dem verbannten Kaiser ist hier weit wirksamer als in der alten Dichtung inscenirt und übt jene glückliche Wirkung auf das Gefühl aus, welche Taubert's Novellen in Versen und Prosa zu erreichen pflegen.

Die Darstellungsweise ist schlicht und einfach, ohne ins Alterthümelnde und Manirirte zu verfallen; viele Schilderungen sind anschaulich und lebendig, die eingelegten Lieder stimmungsvoll, wie das folgende beweisen mag:

Einsam gähnen Hof und Hallen,
Starrt ein König unverwandt
Auf der Fluten schläfrig Wallen
In des Mittags Sonnenbrand.
Wer erfrischt ihm Stirn und Wangen?
Ohne Bangen
Fortgegangen
Ueber Meer ist, ach, sein Kind,
Dessen Athem ihn umfangen,
Kühlend wie der Morgenwind.

Einsam irrt im Mondenstrahle
Nachts ein König; trüb an Muth,
Prüft er seiner Wunden Male,
Und sie brechen auf mit Blut.
Ach, wer fühlt der Schmerzen Brennen?
Ihn verkennen,
Konnte trennen
Sich die Maid, die bang allstund
Seine Lippen flüsternd nennen?
O, wie sank sein Glück zu Grund!

Und den Schmerz nur wiegt er trauernd
Als sein Kind auf leerem Schos,
Dehnt die Arme, jäh erschauernd:
Nur des Windes Hauch und Stoß
Gibt ihm Antwort auf der Klagen
Trübe Fragen.
Heimverschlagen
Durch die Lüfte seufzt ein Flehn:
„Könnt' ich einmal nur dir sagen:
Traure nicht! Auf Wiedersehn!"

Die poetische Gabe wird in ihrer anspruchslosen Haltung und Fassung gewiß die Zahl der Freunde, welche Taubert's Muse schon besitzt, vermehren.

Rudolf von Gottschall.

Schriften über die Frauenfrage.

1. Zur Frauenfrage von Sophie von Hardenberg. Leipzig, Reichardt. 1882. Gr. 8. 1 M.
2. Die Frauenfrage im Mittelalter. Vortrag, gehalten am 28. März 1882 im Liebig'schen Hörsaale zu München, von Karl Bücher. Tübingen, Laupp. 1882. Gr. 8. 1 M.

Wie sich doch die Zeiten ändern — oder der Geist der Zeiten! Welch ansehnliche Zahl von Schriften über die Frauenfrage ist gegen Ende der sechziger und in der ersten Hälfte der siebziger Jahre hier in d. Bl. von uns besprochen worden. Wie hat die Flut sich verlaufen — wie still ist es auf diesem Gebiete der Literatur geworden. Ist die Frauenfrage gelöst, hat die sogenannte Emancipation sich vollzogen? Wer mit unbefangenem Blicke die jüngsten zwei Jahrzehnte überschaut, wird wol finden, daß manches anders geworden: er wird namentlich eine früher in diesem Umfange nicht gekannte Regsamkeit der Frauen auf dem Felde der Vereinsthätigkeit erblicken, er wird eine Anzahl von Instituten für weibliche Erziehung und Bildung wahrnehmen; aber er wird doch, sobald ihm diese Frage als eine allgemeine Menschheitsfrage erscheint, seufzend sagen: „Die Welt wird alt und wird wieder jung, doch der Mensch hofft immer Verbesserung." Eine bekannte Thatsache tritt uns auch hier entgegen: die alten Götter und die alten Vorurtheile sind nur scheinbar todt, sie kehren unter andern Formen immer wieder zurück. Unsere Zeit liefert für diese Erfahrung mehr Belege, als hier zu erörtern unsere Aufgabe sein kann.

Die Schrift: „Zur Frauenfrage" von Sophie von Hardenberg (Nr. 1), ist eben im großen und ganzen nur ein blasser Widerschein des Inhalts derjenigen früher erschienenen Schriften, die sich gegnerisch zu der neuen Bewegung verhielten. Es kann der Verfasserin nicht nachgerühmt werden, daß sie ein bisher ungekanntes oder ein nicht bereits vielfach ausgesprochenes Argument beigebracht habe, ja, wir können nicht einmal finden, daß sie die Angelegenheit so gründlich und vielseitig erörtert, als dies selbst von ihrem Standpunkte aus früher geschehen ist.

Selbst dem Motto von Goethe, das der Schrift zu Grunde liegt: „Erziehet die Mädchen zu Müttern, so wird es überall wohl stehen", ist von anderer Seite viel mehr Recht geschehen. Die Schriften und die Institute, die von den Vertreterinnen der Fröbel'schen Erziehungsweise herrühren, sind lebendige Zeugnisse für die Erkenntniß denkender Frauen, daß die Ausübung des erziehlich-mütterlichen Berufs nicht dem theilweise durch Hypercultur verloren gegangenen Instincte der Frau zu überlassen sei, sondern einer Vorbereitung und tiefern Auffassung von seiten des weiblichen Geschlechts bedarf. Sophie von Hardenberg klagt die jetzigen Mütter wegen ihrer mangelnden Einsicht in Bezug auf die Erziehung an, und dennoch sollen diese nämlichen Mütter ihre Töchter anleiten, daß sie einst wahrhaft deutsche Mütter werden; sie gibt zu, daß die jetzigen Hausfrauen nicht viel von der Hauswirthschaft verstehen, und dennoch sollen diese nämlichen Hausfrauen ihre Töchter zu guten Hausfrauen erziehen — denn sie (die Verfasserin) ist eine Feindin der Schulen, in denen Haushaltungskunde, Kochkunst, ja sogar „Gesundheitslehre" gelehrt wird.

Es ist fraglos, daß sich schon in verschiedenen Kreisen die Einsicht Bahn zu brechen beginnt, daß Haushaltungskunst, Kochen, Gesundheitslehre für die Mädchen-Erziehung nothwendig sind; aber seltsam, die meisten wollen diese weiblichen Wissenschaften in Schulen lehren! Sie reden von Koch- und Landwirthschaftsschulen für Frauen, „weil die dermaligen Mütter nicht im Stande sind, ihre Töchter richtig fürs Haus anzuleiten". Der Zusatz fällt schwer ins Gewicht! Trotzdem glaube ich, daß alle diese Methoden, die Frauen en masse anzulernen, unpraktisch und resultatlos sein werden, weil sie dem eigentlich weiblichen Charakter zuwiderlaufen.

Hier ist offenbar eine Lücke in dem Gedankengange der Verfasserin, die durch eine Apostrophe an die Frauen, „halt zu machen auf dem verkehrten Wege", nicht ausgefüllt ist. Das Wort des Nationalökonomen Roscher scheint uns vielmehr in Rücksicht auf alle diese „Koch-, Wirthschafts-, namentlich aber auf Berufsschulen für die erziehliche Aufgabe" des weiblichen Geschlechts höchst beachtenswerth. „Die Uebel, welche innerhalb der Ent-

wickelung der Menschheit entstanden, können nur durch die Hülfsmittel beseitigt werden, welche die fortgeschrittene Cultur geschaffen." Und so wird es wol folgerichtig sein, den Töchtern „in Schulen" dasjenige zu lehren, was sie befähigt, später ihren Töchtern gegenüber mütterlich erziehliche Pflichten zu erfüllen. Die Frauen, welche Schulen in dem eben angedeuteten Sinne errichten, dürften den Zweck, der Sophie von Hardenberg vorschwebt, eher erreichen; denn seit uralten Zeiten wendet man sich an das Geschlecht der Zukunft, wenn man reformiren will. Noch weniger logisch und sehr lückenhaft ist die mit den eben angeführten Auseinandersetzungen im Zusammenhange stehende Frage der Erwerbsthätigkeit behandelt, namentlich in Rücksicht auf die unverheirathet bleibenden Mädchen:

> Das Mädchen muß von klein auf gewöhnt werden, den Schwerpunkt ihres Lebens in der Pflege der Häuslichkeit zu finden, sie muß zu ernstlicher Arbeit, zum Denken für das Wohl anderer angehalten werden. Es ist dann gleichgültig, ob die Einzelne sich verheirathet oder nicht, sie wird in jeder Lebenslage eine brauchbare tüchtige Person sein.

Wir können mit einer kleinen Aenderung der eben ausgesprochenen Meinung der Verfasserin beipflichten. In jeder ähnlichen Lebenslage würde ein solches, zu häuslicher Arbeit, „zum Denken für das Wohl anderer" erzogenes Mädchen sich bewähren, aber bei weitem nicht in *jeder* Lebenslage. Die Verfasserin scheint nicht zu wissen, daß von 100 Mädchen nur 60 heirathen. Die übrigen 40 von jedem Hundert können sich nicht durch wirthschaftliche Tüchtigkeit ernähren; namentlich wäre das unmöglich, wenn die verheiratheten Frauen — was die Verfasserin ja vor allem anstrebt — wirkliche Hausfrauen sein würden. Sophie von Hardenberg citirt mit Vorliebe Goethe. Aber man kann von demselben Gewährsmanne mit demselben Rechte Aussprüche citiren, die zu ganz andern als den von der Verfasserin gezogenen Resultaten führen; z. B. „diejenige Frau sei die beste, die ihren Kindern den Vater ersetzen könne". In der Welt, in der wir uns bewegen, ist die verwitwete Frau sammt den Kindern nicht vor Noth geschützt, wenn sie nur zu wirthschaften und sparsam zu sein versteht; sie wird eins der von unserer Cultur geschaffenen Erwerbsgebiete aufsuchen müssen und mithin der Versuchung nicht widerstehen dürfen, „auf geistigem oder wissenschaftlichem Gebiete mit dem Manne zu rivalisiren". Wir müssen es, abgesehen von unserer persönlichen Ansicht, als einen großen Mangel der vorliegenden Schrift, die den Titel „Zur Frauenfrage" führt, betrachten, daß die Verfasserin diese wichtigste Seite der Frauenfrage fast unerörtert läßt. Sie verbreitet sich über den Unterschied des katholischen und evangelischen Diakonissenwesens; sie bedauert, daß so viele Mädchen unverheirathet bleiben; aber sie verweist die unverheiratheten auf „das demüthige Schaffen und Dienen für andere". Dieses bringt sie auch Gott gegenüber in die richtige Gemüthsstimmung, in der sie sich mit innerer Wahrheit sagt: „Gott hat mir das Glück des eigenen Herzens versagt. Er weiß es besser wie ich, warum er es so gefügt."

Wir wollen gegen die Richtung des Gemüths auf Demuth, Ergebung in den göttlichen Willen nichts einwenden, nur finden wir, daß diese Demuth und Ergebung in das Unabänderliche, in Gott, allen Menschen in jeder Lebensstellung nothwendig ist und nicht allein den unverheiratheten Jungfrauen. Ebenso ist aber auch das Gebet „Unser täglich Brot gib uns heute" von dem weiblichen Geschlecht an Gott, den Schöpfer, Geber und Erhalter, zu richten. Die Frau ist ein Kind Gottes wie der Mann und soll in keinem andern Sinne abhängig sein von Gaben aus Menschenhand als dieser.

Trotz dieser Ausstellungen enthält die Schrift manches gute, beherzigenswerthe Wort. Frauen, deren Leben gedankenlos im Strome der Gesellschaft dahinfließt, Jungfrauen, deren Phantasie durch die Lektüre der Sensationsromane (nicht nur der französischen, sondern auch der einheimischen) auf Irrwege gelockt wird, könnten durch die gut gemeinten Ansichten der Verfasserin belehrt werden. Aber wir fürchten, die schriftstellernde Frau, die eine ernste Frage behandelt, wird von jener sich selbst echt weiblich dünkenden Species von Frauen als „unweiblich" betrachtet und denjenigen zugesellt werden, die sie ihrer Aufmerksamkeit nicht werth halten, weil sie der Versuchung nicht zu widerstehen vermochte, „auf geistigem oder wissenschaftlichem Gebiete mit dem Manne zu rivalisiren".

Einen ganz andern Inhalt als die eben besprochene Schrift bietet uns „Die Frauenfrage im Mittelalter" von *Karl Bücher* (Nr. 2), nicht etwa in Rücksicht auf die in ihr zutage tretende Tendenz — hier ist im Gegentheil eine Congenialität vorhanden —, sondern in Rücksicht auf die wissenschaftliche Behandlung. Wir haben es mit einem historischen Material zu thun, das, ganz abgesehen von dem Standpunkte des Verfassers in Bezug auf die heutige Frauenfrage und auch abgesehen von einer Frauenfrage überhaupt, die Lektüre der Schrift zu einer anregenden, belehrenden gestaltet. In knapper Form wird uns hier ein Bild von der Stellung der Frauen im Mittelalter gegeben, die Ansicht des Verfassers bestätigend, „daß man zu einer durchaus schiefen Beurtheilung der mittelalterlichen Gesellschaft gelangt, wenn man jenes Verhältniß immer nur in dem rosig schimmernden Lichte betrachtet, mit dem es der ritterliche Minnesang und Frauendienst verklärt hat". Dürfen wir diese Anschauungen über mittelalterliche Zustände trotz der jetzt sehr starken Hinneigung, in Kunst und Poesie, in Musik, auch in häuslichen Einrichtungen zu ihnen zurückzukehren, als allgemein bekannt voraussetzen, so möchten wir annehmen, es sei dem weitaus größern Theile selbst der Gebildeten unbekannt, daß der Verfasser mit Fug und Recht von einer „Frauenfrage im Mittelalter" sprechen kann; d. h. wenn man den Widerspruch nicht beachtet, der in der Bezeichnung „Frauenfrage" liegt. Die „Frage" ist das Zeichen der zum Bewußtsein gekommenen oder wenigstens ins

Bewußtsein tretenden Auffassung eines Verhältnisses — von einer solchen „Frage“ konnte selbstverständlich im Mittelalter nicht die Rede sein. Indeß mag immerhin der geistreich gewählte Titel der gediegenen Schrift zur Einführung in größere Kreise, namentlich in Frauenkreise dienen. Können wir ihren wissenschaftlichen Inhalt als einen höchst interessanten Beitrag zur Kenntniß der mittelalterlichen Culturzustände bezeichnen, so dürfte diese Anerkennung doch eine Einschränkung dadurch erleiden, daß der Verfasser Resultate aus dem geschichtlichen Material zieht, die wir am besten mit den Lessing'schen Worten kennzeichnen: „Ich höre dich erweisen, was du widersprechen willst.“

Wenden wir uns zunächst den Thatsachen zu. Der Verfasser weist darauf hin, daß das Misverhältniß zwischen männlicher und weiblicher Bevölkerung bereits im Mittelalter (13.—15. Jahrhundert) sehr groß gewesen sei, sodaß beispielsweise in den drei bedeutendsten mittelalterlichen Städten: Nürnberg, Frankfurt, Basel, ein Ueberschuß von Frauen in folgenden Zahlen constatirt ist. Eine Zählung der Bevölkerung, gegen Ende des Jahres 1449 in Nürnberg vorgenommen, ergab, daß auf 1000 männliche Personen 1207 weibliche kamen. Weiterhin ist auch aus dem frankfurter Stadtarchiv des 15. Jahrhunderts zu ersehen, daß ein großer Theil selbständiger Steuerzahler alleinstehende Frauen waren. Nach zahlreichen statistischen Ermittelungen, welche die Jahre 1354—1463 umfassen, machten in diesem Zeitraum die Frauen den sechsten bis den vierten Theil aller Steuerpflichtigen aus. Der Verfasser erzählt, daß die Frauen die meisten Gewerbe betrieben. Wir erfahren, daß während des ganzen 14. und 15. Jahrhunderts es in Frankfurt niemals an weiblichen Aerzten gefehlt, ja, daß zwischen 1389 und 1497 nicht weniger als 15 Aerztinnen mit Namen nachgewiesen werden können. Trotz der Selbsthülfe, deren sich demnach die Frauen des Mittelalters bedienten, gaben außer den Klöstern die sogenannten Gotteshäuser oder Beghinenanstalten und andere Vereinigungen alleinstehenden Frauen nicht nur Schutz, sondern gesicherte Unterkunft.

Die letztern, die Beghinenanstalten unterschieden sich von den Klöstern wesentlich dadurch, daß sie nicht das Gelübde der Ehelosigkeit verlangten, sondern Mädchen, kinderlose Witwen, Töchter kinderreicher Handwerker, alte treue Dienstboten aufnahmen. Wir verweisen die Leser auf die Lektüre der Schrift, namentlich in Rücksicht auf die Kenntniß der Einrichtung dieser Gottes- und Beghinenhäuser, sowie in Rücksicht auf die verschiedenen Culturbilder des Mittelalters, die in den „fahrenden Frauen, in den Rettungshäusern und den Häusern der Reuerinnen“ uns entgegentreten.

Abgesehen von diesen, Theilnahme und Wohlwollen für das schwächere Geschlecht bekundenden Einrichtungen, erfahren wir aber auch, daß ein Kampf gegen den selbständigen Erwerb der Frauen von seiten der Männer geführt wurde. Der Verfasser des ältesten Compendiums des Handwerkerrechts, Adrian Beyer, spricht sich gegen die Zulassung der Frauen in die Zunftgenossenschaft aus, weil das Mädchen zum Heirathen bestimmt sei. „Man könne nicht wissen, wen sie einmal heirathen werde; eine gelernte Schusterin sei aber dem Schmiede nichts nütze.“

Ob Adrian Beyer das Verhältniß gekannt hat, in dem die weibliche Bevölkerung sich zur männlichen befunden? Die Statistik, deren Ergebnisse sich heutzutage jedermann aufdrängen, war in jenen Tagen eine unbekannte Wissenschaft, und so können wir mit dem seligen Adrian Beyer nicht rechten, daß er jedes Mädchen auf das Heirathen verwies, obgleich auf 1000 männliche Personen 1246 weibliche Personen gleichen Alters kamen. Dr. Bücher aber kennt nicht nur die Statistik des Mittelalters, er kennt gewiß noch besser die statistischen Ergebnisse über das Verhältniß der Geschlechter in der Gegenwart. Er wird wissen, daß nur 60 Procent der Mädchen heirathen (von 100 bleiben 40 unverheirathet), und dennoch steht er in Rücksicht auf die Frauenfrage auf dem Standpunkt Adrian Beyer's, denn auch er sagt: „Als Gehülfin des Mannes (des Ehemannes) im Rahmen der Familie mag die Frau zum eigenen und allgemeinen Besten auch in der eigentlichen Erwerbswirthschaft thätig sein, nimmermehr aber als Concurrentin des Mannes außerhalb dieses Rahmens.“

Wie soll man es verstehen, daß der Verfasser die Frauen auffordert, mit den Männern dahin zu arbeiten, „daß die gewiß nicht unvermeidbaren Ursachen beseitigt werden, welche in der modernen Gesellschaft noch so viele Frauen an der Erfüllung ihres natürlichen Berufs hindern“ — aber diese „nicht unvermeidbaren Ursachen“ gar nicht näher bezeichnet. Wir müssen, um dem Verfasser gerecht zu werden, die Ursachen der Ehelosigkeit im Mittelalter aufsuchen. Er führt sie auf folgende vier Punkte zurück:

1) Die zahlreichen Bedrohungen, welchen das männliche Leben in den mittelalterlichen Städten infolge der fortwährenden Fehden, der blutigen Bürgerzwiste und der gefahrvollen Handelsreisen ausgesetzt war; 2) die größere Sterblichkeit der Männer bei den oft sich wiederholenden pestartigen Krankheiten. Mindestens weisen auf eine derartige Vermuthung hin die stärkern Ziffern für die Frauen, welche regelmäßig nach Pestjahren in den frankfurter Steuerlisten auftreten; 3) die Unmäßigkeit der Männer in jeder Art von Genuß; 4) das Cölibat der zahlreichen Geistlichkeit, welche durchweg in den angeführten Zahlen nicht einbegriffen ist.

Bis auf die nicht erklärten und vielleicht auch nicht zu erklärenden Ursachen, daß die Pest mehr Männer als Frauen dahinraffte, sind die Ursachen des Ueberschusses von Frauen, wenn auch in etwas anderer Form, noch heute dieselben.

Gleich verhängnißvoll in Rücksicht auf die Eheschließungen wie die blutigen Bürgerzwiste des Mittelalters und das Cölibat der Geistlichen ist das Militär- und Beamtenwesen unserer Tage. Die Unmäßigkeit der Männer, die durch die modernen Einrichtungen geschaffene Unbequemlichkeit des Junggesellenlebens, neben einer aufreibenden Thätigkeit, wie sie das Mittelalter nicht kannte: sollten das alles „nicht unvermeidbare Ursachen“ sein, gegen die nicht Männer und Frauen gemeinschaftlich den Kampf auf-

nehmen könnten?! Wir wünschen mit dem Verfasser, daß dieser Kampf von beiden Geschlechtern bewußtvoll aufgenommen werde. Siegreich aber kann er nur geführt werden, wenn die Frau die Gehülfin des Mannes „nicht nur im Rahmen der Familie", sondern innerhalb der Culturarbeit des Volks- und Staatslebens ist. Die Stellung aber, die die Verfasser beider Schriften der Frau anweisen, befähigt sie nicht einmal, die Verhältnisse kennen zu lernen, gegen die sie mit dem Manne gemeinschaftlich den Kampf aufnehmen soll.

Wenn der Verfasser mit derselben Sorgfalt, mit der er die Frauenfrage im Mittelalter geprüft, sich der heutigen Frauenfrage zugewendet hätte, so würde er gefunden haben, daß „Frauentagsreden" (von denen übrigens kaum ein Dutzend gedruckt ist) zu dieser Arbeit, der Bekämpfung socialer Misstände, auffordern, und daß infolge dieser Frauentage in den meisten deutschen Städten Institute geschaffen werden, die im Sinne unserer Zeit und unsern Culturverhältnissen angemessen dem Nothstande zu begegnen suchen. Er würde sich überzeugt haben, daß die „Gedanken, welche in der Tiefe des deutschen Volksgeistes schlummerten", und denen die Bibel in dem Lob eines frommen Weibes so warmen Ausdruck und Luther die deutsche Uebersetzung gegeben hat, nicht zum wenigsten bei denjenigen Frauen vorhanden sind, deren Schriften und Reden zu schätzen dem subjectiven Ermessen anheimfallen mag, deren beinahe zwanzigjährige Wirksamkeit aber eine objective Darstellung verdient.

Die so lehrreiche, beachtenswerthe Schrift rechtfertigt indeß die Meinung des Professors Franz von Holtzendorff, daß die Männer die Frauenfrage nach ihren Empfindungen beurtheilen. Ein Urtheil, das nur von subjectiven Empfindungen bestimmt wird, ist das Recht des Menschen, doch nicht des Schriftstellers.

Feuilleton.

Theater und Musik.

Betreffs unserer „Literarischen Unterhaltung": „Ueber Dichterhervorrufe" (Nr. 49 f. 1882) werden wir auf eine Stelle in Lessing's „Hamburgischer Dramaturgie" aufmerksam gemacht, die uns bei der Abfassung unserer Causerie nicht gegenwärtig war, und die nicht blos das Urtheil des großen Kritikers über diese Unsitte wiedergibt, sondern auch einen interessanten Beitrag zur Geschichte der Hervorrufe enthält. Die Sitte ist also älter, als wir annahmen, wenn sie auch in späterer Zeit wieder aus der Uebung gekommen ist. Lessing spricht am 1. September 1767 über Voltaire's „Merope" und sagt dann: „«Merope» fand den außerordentlichsten Beifall, und das Parterre erzeigte dem Dichter eine Ehre, von der man noch zur Zeit kein Exempel gehabt hatte. Zwar begegnete ehedem das Publikum auch dem großen Corneille sehr vorzüglich; sein Stuhl auf dem Theater ward beständig frei gelassen, wenn der Zulauf auch noch so groß war, und wenn er kam, so stand jedermann auf; eine Distinction, deren in Frankreich nur die Prinzen vom Geblüte gewürdigt werden. Corneille ward im Theater wie in seinem Hause angesehen; und wenn der Hausherr erscheint, was ist billiger, als daß ihm die Gäste ihre Höflichkeit bezeigen? Aber Voltairen widerfuhr noch etwas ganz anderes: das Parterre ward begierig den Mann von Angesicht zu kennen, den es so sehr bewundert hatte; wie die Vorstellung also zu Ende war, verlangte es ihn zu sehen, und rief, und schrie und lärmte, bis der Herr von Voltaire heraustreten und sich begaffen und beklatschen lassen mußte. Ich weiß nicht, welches von beiden mich hier mehr befremdet hätte, ob die kindische Neugierde des Publikums, oder die eitle Gefälligkeit des Dichters. Wie denkt man denn, daß ein Dichter aussieht? Nicht wie andere Menschen? Und wie schwach muß der Eindruck sein, den das Werk gemacht hat, wenn man in eben dem Augenblick auf nichts begierig ist, als die Figur des Meisters dagegen zu halten? Das wahre Meisterstück, dünkt mich, erfüllt uns so ganz mit sich selbst, daß wir des Urhebers darüber vergessen; daß wir es nicht als das Product eines einzelnen Wesens, sondern der allgemeinen Natur betrachten. Young sagt von der Sonne, es wäre Sünde in den Heiden gewesen, sie nicht anzubeten. Wenn Sinn in dieser Hyperbel liegt, so ist es dieser: der Glanz, die Herrlichkeit der Sonne ist so groß, so überschwenglich, daß es dem rohern Menschen zu verzeihen, daß es sehr natürlich war, wenn er sich keine größere Herrlichkeit, keinen Glanz denken konnte, von dem jener nur ein Abglanz sei, wenn er sich also in der Bewunderung der Sonne so sehr verlor, daß er an den Schöpfer der Sonne nicht dachte. Ich vermuthe, die wahre Ursache, warum wir so wenig Zuverlässiges von der Person und den Lebensumständen des Homer wissen, ist die Vortrefflichkeit seiner Gedichte selbst. Wir stehen voller Erstaunen an dem breiten rauschenden Flusse, ohne an seine Quelle im Gebirge zu denken. Wir wollen es nicht wissen, wir finden unsere Rechnung dabei, es zu vergessen, daß Homer, der Schulmeister in Smyrna, Homer, der blinde Bettler, eben der Homer ist, welcher uns in seinen Werken so entzückt. Er bringt uns unter Götter und Helden; wir müßten in dieser Gesellschaft viel Langeweile haben, um uns nach dem Thürsteher so genau zu erkundigen, der uns hereingelassen. Die Täuschung muß sehr schwach sein; man muß wenig Natur, aber desto mehr Künstelei empfinden, wenn man so neugierig nach dem Künstler ist. So wenig schmeichelhaft also im Grunde für einen Mann von Genie das Verlangen des Publikums, ihn von Person zu kennen, sein müßte (und was hat er dabei auch wirklich vor dem ersten dem besten Murmelthiere voraus, welches der Pöbel gesehen zu haben ebenso begierig ist?): so wohl scheint sich doch die Eitelkeit der französischen Dichter dabei befunden zu haben. Denn da das pariser Parterre sah, wie leicht ein Voltaire in diese Falle zu locken sei, wie zahm und geschmeidig so ein Mann durch zweideutige Caressen werden könne: so machte es sich dieses Vergnügen öfter, und selten ward nachher ein neues Stück aufgeführt, dessen Verfasser nicht gleichfalls hervormußte, und auch ganz gern hervorkam. Von Voltaire bis zum Marmontel, und vom Marmontel bis tief herab zum Cordier haben fast alle an diesem Pranger gestanden. Wie manches Armesündergesicht muß darunter gewesen sein! Die Posse ging endlich so weit, daß sich die Ernsthaftern von der Nation selbst darüber ärgerten. Der sinnreiche Einfall des weisen Polichinell ist bekannt. Und nur erst ganz neulich war ein junger Dichter kühn genug, das Parterre vergebens nach sich rufen zu lassen. Er erschien durchaus nicht; sein Stück war mittelmäßig, aber dieses sein Betragen desto braver und rühmlicher. Ich wollte durch mein Beispiel einen solchen Uebelstand lieber abgeschafft, als durch zehn Meropen ihn veranlaßt haben."

— Von dem „Almanach der Genossenschaft deutscher Bühnenangehöriger“ (Leipzig, Voigt) ist der elfte Jahrgang (1883) erschienen. Auch in diesem Jahrgange bewährt der Herausgeber Ernst Gettke, gegenwärtig Oberregisseur des Stadttheaters zu Leipzig, denselben großen Fleiß, mit dem er alle frühern Jahrgänge zusammengestellt hat. Zuerst finden wir ein Verzeichniß verstorbener bedeutender Persönlichkeiten auf dem Gebiete des Theaters und der Musik mit Angabe der Geburts- und Todesjahre; dann folgt ein Kalender mit biographischen und theaterhistorischen Daten, dann die Jahreschronik des deutschen Theaters mit Berücksichtigung der auf verwandten Gebieten und im Auslande bemerkenswerthesten Vorgänge von Theodor Mehring. Diese reichhaltige Jahreschronik bringt zunächst einen Bericht über die Gedenktage und Jubiläen, die sich bisweilen in die literargeschichtliche Abhandlung verwandelt und durchaus nicht blos eine chronikartige Uebersicht gibt. Wir verweisen z. B. auf das hundertjährige Jubiläum der Schiller'schen „Räuber“ und die daran geknüpfte hundertjährige Bühnengeschichte des Stücks. Dann folgt ein Verzeichniß der Neuaufführungen, eine Todtenschau mit gewissenhafter Benutzung aller Daten. Einzelne dieser Nekrologe sind eingehend und mit vieler Wärme abgefaßt und nicht unwichtige Beiträge zur Kunstgeschichte. Der neunte Abschnitt: „Allgemeines zur Geschichte und Statistik des Theaterwesens“, bringt eine Menge von Mittheilungen aus allen Gebieten dramatischer Kunst, namentlich auch was die Statistik der verschiedenen Genossenschaften betrifft, die dem Theater angehören, ein Verzeichniß der dramatischen Autoren und Componisten mit Angabe ihrer wichtigsten Werke, ihrer Adressen und ihres Bühnendebuts. Dann folgt das Verzeichniß der deutschen Bühnen und ihrer Mitglieder. Der „Almanach“ ist jedenfalls ein unentbehrliches Handbuch für alle Angehörigen und Freunde des Theaters.

— Ein neues Lustspiel von L'Arronge: „Die Sorglosen“, welches in Breslau, Leipzig, am hamburger Thaliatheater und an andern Bühnen mit Beifall zur Aufführung gekommen ist, geißelt das Parasiten- und Schmarotzerthum und den modischen Luxus, den einzelne Familien über ihre Verhältnisse hinaus treiben. Das Stück ist etwas locker in seiner Composition, enthält aber einige gutgezeichnete Charakterbilder. Die komisch wirksamste Scene ist diejenige, in welcher der alte Ehegatte, das Vorbild seines leichtfertigen Schwiegersohnes nachahmend, sich eine falsche Depesche bestellt, um auf Grund derselben seiner Ehegattin aus dem Wege reisen zu können, unglücklicherweise aber einen fingirten Absender auf dieselbe setzen läßt, der zwei Tage vorher gestorben ist.

— Das wiener Burgtheater hat in letzter Zeit mehrere Stücke von wiener Autoren zur Aufführung gebracht, unter denen sich zwei Veteranen unserer dramatischen Literatur befinden. Eduard Bauernfeld hat eine Tragikomödie geschrieben: „Des Alcibiades Ausgang“, in welcher außer Alcibiades auch Timon von Athen eine Rolle spielt. Der Held, der für die hellenische Einheit plaidirt, verwandelt sich gegen den Schluß hin in einen sentimentalen Liebhaber. Einige tendenziös schwunghafte Stellen sowie einige Sarkasmen Timon's blieben nicht ohne Wirkung; der Erfolg galt aber mehr dem Dichter als seinem Werke. Dasselbe gilt von Heinrich Laube's „Schauspielerin“. Der Inhalt des Stücks, dessen Motiv ein anderer Schriftsteller, Müller von Guttenbrunn, ihm an die Hand gegeben, ist die Bekehrung eines principiellen Gegners der Schauspielkunst, der sich sogar weigert, eine tugendhafte Darstellerin zu heirathen, obschon ihm durch testamentarische Bestimmung ein großes Erbe für diesen Fall vermacht ist. Die Ausführung ist matt und interesselos. Warm aufgenommen wurde Adolf Wilbrandt's „Assunta Lioni“, ein Künstlerdrama, dessen Hauptinhalt darin besteht, daß ein Künstler sein liebendes Weib verläßt, weil er sich einreden ließ, dieses Weib verstehe nicht seine Bedeutung und werde ihn an seinem Fortkommen hindern, und daß er nach manchen Schwankungen sich die aufgegebene Gattin wiedererobert.

Bibliographie.

Aristoteles, Organon. Uebersetzt und erläutert von J. H. v. Kirchmann. 5 Thle. in 1 Bd. Heidelberg, Weiss. Gr. 8. 6 M.

Bar, O. v., Die Noth der Productivstände. Osnabrück, Wehberg. 8. 30 Pf.

Berger, M., Der Materialismus im Kampfe mit dem Spiritualismus und Idealismus. Gemeinfasslich dargestellt. Triest, Dase. Gr. 8. 6 M.

Brentano, F., Offener Brief an Herrn Professor Dr. Eduard Zeller aus Anlass seiner Schrift über die Lehre des Aristoteles von der Ewigkeit des Geistes. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 1 M.

Brischar, J. N., Papst Innocenz III. und seine Zeit. Freiburg i. Br., Herder. 8. 2 M.

Caroli, C., Humani nil a me alienum. Lieder aus der Hauptstadt. Berlin, Freund u. Jeckel. 12. 3 M.

Cassel, P., Die Symbolik des Blutes und „der arme Heinrich“ von Hartmann v. Aue. Berlin, Hofmann u. Comp. 1882. 8. 3 M.

Commer, E., System der Philosophie. 1ste Abth. Münster, Nasse. Gr. 8. 2 M. 80 Pf.

Engelmann, M., Eros und Psyche. Dramatische Dichtung. Breslau, Langmann. 8. 1 M. 60 Pf.

d'Espiney, K., Don Bosco. Aus dem Leben eines berühmten Zeitgenossen. Nach der 5ten Auflage des Französischen frei übertragen von Caroline Freiin v. K..... Mit dem Bildniß Don Bosco's und einem Vorwort des Bischofs T. Laurent. Münster, Nasse. 16. 2 M.

Förster, B., Parsifal-Nachklänge. Allerhand Gedanken über deutsche Cultur, Wissenschaft, Kunst, Gesellschaft, von Mehreren empfunden, aufgezeichnet von B. F. Leipzig, Th. Fritsch. 8. 1 M. 50 Pf.

Frensdorff, F., Reinhold Pauli (geb. 1823 Mai 25., gest. 1882 Juni 3). Rede. Göttingen, Dieterich. 1882. Gr. 4. 60 Pf.

Girndt, O., Lustige Geschichten. Drei Humoresken. Berlin, Goldschmidt. 8. 50 Pf.

Haller's, A., Tagebücher seiner Reisen nach Deutschland, Holland und England 1723—1727. Mit Anmerkungen herausgegeben von L. Hirzel. Anhang: Ein bisher unbekanntes Gedicht aus dem Jahre 1721. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Harberts, H., Ueber Dies und über Das. Kleine Geschichten und allerhand Plauderkram. Leipzig, Rühle u. Rittinger. 8. 2 M.

Hartner, E., Unter dem schwarzen Kreuz. Historischer Roman. 2 Bde. Leipzig, Reißner. 8. 6 M.

Hengst, H., Friedrich Wilhelm, Kronprinz des Deutschen Reiches und von Preußen. Ein Fürstenbild aus dem 19. Jahrhundert. Berlin, Paetel. Gr. 8. 5 M.

Höchstetter, W., Die Stadt Lörrach. Ihre Entstehung, Gegenwart und 200jährige Jubelfeier. Urkundenbuch und Chronik. Nebst Situations-Plan der Stadt und Gemarkung. Lörrach, Gutsch. 1882. Gr. 8. 2 M. 30 Pf.

Hübner, H., Friedrich Wöhler. † (Geb. den 31. Juli 1800, gest. den 23. September 1882.) Rede. Göttingen, Dieterich. 1882. Gr. 4. 60 Pf.

Hülsen, Helene v., Nemesis. Roman. Berlin, Janke. Gr. 8. 5 M.

Juliane, Drei Novellen. Hamburg, Grädener u. Richter. 1882. 16. 3 M.

Frankfurter Novitäten-Bühne. Nr. 8: Ein Reise-Abenteuer. Schwank von E. Peschkau. Frankfurt a. M., Koenitzer. Gr. 8. 90 Pf.

Plett, C., Jakob von Essen. Ein Lebensbild, gezeichnet zum Andenken an den Heimgegangenen. Ahrensburg, Ziese. 8. 50 Pf.

Puttkamer, A. v., Kaiser Otto der Dritte. Schauspiel. Glogau, Flemming. 8. 2 M.

Schumacher, H. A., Petrus Martyr, der Geschichtsschreiber des Weltmeeres. Eine Studie. Mit einer Karte aus dem Jahre 1510. New York, Steiger u. Comp. 1879. Lex.-8. 4 M.

Segesser, A. P. v., Ludwig Pfyffer und seine Zeit. Ein Stück französischer und schweizerischer Geschichte im 16. Jahrhundert. 3ter Bd. — A. u. d. T.: Die Zeit der Ligue in Frankreich und in der Schweiz. 1585—1594. 2 Abtheilungen. Bern, Wyss. 1882. Gr. 8. 13 M.

Smets, M., Wien in und aus der Türken-Bedrängniß. (1529—1683.) Wien, Gottlieb. Gr. 8. 2 M.

Triebel, F., Militär-Novellen. Berlin, Goldschmidt. 8. 50 Pf.

Tuch, G., Schutzzoll und deutsche Waarenausfuhr. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 2 M.

Turgenjew, J., Senilia. Dichtungen in Prosa. Uebersetzt von W. Henckel. Leipzig, F. Duncker. 12. 1 M.

Unserer Frauen Leben. 31 Essays von der Verfasserin der „Pädagogischen Briefe“. Berlin, Ebhardt. Gr. 8. 4 M.

Philosophische Vorträge, herausgegeben von der philosophischen Gesellschaft zu Berlin. Neue Folge. 3tes Hft.: Die Entwickelung des religiösen Bewusstseins der Menschheit nach E. v. Hartmann. Von A. Lasson, nebst der dabei stattgehabten Diskussion. Halle, Pfeffer. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Wildenbruch, E. v., Opfer um Opfer. Schauspiel. Berlin, Freund u. Jeckel. 8. 2 M.

Wolff, M., Kleine Abenteuer. Baden-Baden, Wild. 1882. 12. 2 M.

Zeller, E., Ueber Begriff und Begründung der sittlichen Gesetze. Berlin, Dümmler. Gr. 4. 1 M. 50 Pf.

Zimmermann, M. B., Das Jahr 1882, seine bedeutsamsten Ereignisse und ihre Vorgeschichte. Mit 13 Illustrationen. Wien, Hartleben. 8. 60 Pf.

Zobl, J., Vinzenz Gasser, Fürstbischof von Brixen, in seinem Leben und Wirken dargestellt. Mit Porträt. Brixen, Weger. Gr. 8. 7 M. 20 Pf.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

// Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 11. — 15. März 1883.

Literarische Unterhaltungen.

Die schöne Sprache.

Selten hat eine kritische Wendung eine so verschiedenartige Auffassung erfahren, ist bald als Lob, bald als Tadel gebraucht worden, wie der Ausdruck: die schöne Sprache, der in verschiedenen literarischen Epochen eine ganz verschiedene Bedeutung hatte und auch noch heutigentags nach zwei Seiten hinüberschielt.

In der poetischen Restaurationsepoche, die sich nach der verlöschenden und verloschenen Romantik aufthat, in der Zeit, in welcher die Raupach und Houwald die Bühne beherrschten, war dieser Ausdruck das kritische Zuckerbrot, womit die Lieblinge des Publikums und des Theaters verzogen wurden. Es war der übliche Gemeinplatz für die Bewunderung der Logen und Sperrsitze, das begeisterte Stichwort der ästhetischen Thees.

Dagegen wandten sich nicht nur die kraftgenialen Dramatiker, wie Grabbe, welche mit der Hyperbel und dem Cynismus in diese blinkernden Porzellanpagoden der schönen Bühnendiction Bresche schossen, sondern auch die jungdeutschen Reformers. Hebbel, der eine oft urwüchsige, oft forcirte Großartigkeit besaß, erklärte es für ein Zeichen des Reichthums, an einzelnen Schönheiten arm zu sein. Als nun gar der Realismus mit dramatisirten Dorfgeschichten, französischen Sensationsstücken und Sittenbildern seinen Einzug in die deutsche Bühnenwelt hielt: da wurde die schöne Sprache ganz zum alten Eisen geworfen. Niemand erwähnte dieselbe anders als achselzuckend, wenn sich irgendein „beiseitegeschobener" Autor noch in solchen Reminiscenzen an die „frühere Pracht" erging, während ein zukunftsvolles junges Geschlecht mit seinen Salonstücken und der ganzen Herrlichkeit der neufranzösischen Technik die Bühnen eroberte. Da war höchstens noch von geistvollem Dialog, aber nicht mehr von schöner Sprache die Rede.

Man ist, wie dies oft in Uebergangsepochen geschieht, nach der andern Seite hin zu weit gegangen. Die „schöne Sprache" ist allerdings eine bequeme Waffe in der Hand der Kritiklosigkeit, weil der Begriff ein vager und unbestimmter ist. Man hat als „schöne Sprache" die Declamation in den Dramen der Restaurationsepoche bezeichnet, die zum Theil nichts war als eine Nachahmung des Tons unserer classischen Dichter, ohne charakteristischen und geistigen Gehalt. Es ist nun eine wohlfeile Erschleichung einer böswilligen oder ungebildeten Kritik, den Begriff dieser inhaltleeren Sprachschönheit auch auf Dichtungen zu übertragen, in denen die schöne Sprache die Blüte echten Talents ist und aus dem innersten Wesen der Dichtung selbst herauswächst.

Man ist in Deutschland überhaupt geneigt, das Kind mit dem Bade auszuschütten. Wohin gerathen wir, wenn aus Dichtwerken höhern Ranges die schöne Sprache verbannt werden soll? In die bare Prosa! Nur aus solcher falschen Theorie lassen sich die Triumphe erklären, welche die Talentlosigkeit oft mit Hülfe der kritischen Reclame feiert.

Die schöne Sprache wird für ein Dichtwerk als nöthiges Erforderniß nicht erst heute oder gestern verlangt. Schon Aristoteles hält für die Tragödie den ἡδυσμένος λόγος für unerläßlich, und die griechischen Tragiker hatten für seine Theorie ihm die glänzendsten Muster gegeben. Dichteten sie doch in einer Sprache, welche in hohem Maße ausdrucksfähig, von großem Reichthum und schöner Plastik war, und vor einem Publikum, welches für die Schönheiten dieser Sprache so empfänglich war, daß es eine einzelne glückliche Wendung mit lebhaftem Beifall begrüßte.

Doch mag auch unser Theaterpublikum sich hierin nicht

an die Athener erinnern und, dank der Anleitung durch unberufene Tageskritik und der mangelnden Geschmacksbildung auf den höhern Lehranstalten, von Tag zu Tag böotischer werden: wir besitzen dennoch in unsern Classikern einen unvergänglichen Schatz des sprachlich Schönen, der durch den Vandalismus von Generationen nicht verwüstet werden könnte.

Und dieser Schatz wird ja auch noch gepflegt; diese Ueberlieferungen sind noch in unserm Volke lebendig: auf den Schulen wird die Jugend mit ihnen vertraut gemacht … ob aber in der rechten Weise? Man möchte es bezweifeln, wenn man die Indifferenz unsers Publikums gegenüber den dichterischen Schönheiten beobachtet, die auch in den Werken unserer nachclassischen Epoche nicht fehlen.

Verächtlich wird von den neunmal Weisen über die schöne Sprache der Stab gebrochen; man erinnert an Raupach und Houwald; doch warum denn nicht an Schiller und Goethe? Man nehme aus der „Jungfrau von Orleans", aus „Maria Stuart", aus „Iphigenie" und „Tasso" die schöne Sprache fort: und man wird ja sehen, was für die Classicität übrigbleibt. Die schöne Sprache, nicht als hohle Phrasendrescherei, nicht als declamatorische Stilübung, sondern als das Dictat der Inspiration, welche den Dichter macht, mit der Prägnanz des „einmal Gesagten" das sich forterbende Wort der Weihe den Geschlechtern überliefernd, ist das A und O, das ἓν καὶ πᾶν der Dichtkunst. Mit Recht sagt Platen vom Dichter: „Er lockt der Sprache Zierden ab, daß alle Welt erstaunet."

In der Lyrik ist dies wol allgemein zugegeben; auf dem Gebiete des Dramas aber sieht man fortwährend Erfolge erringen von Dichtwerken, welche mit der sprachlichen Schönheit sogar bisweilen auf gespanntem Fuße leben, wie überhaupt hier die Bühnenschriftsteller, nicht die Dichter das große Wort führen. Das mag nun für das bürgerliche Drama und allenfalls das Salonstück in der Ordnung sein, obschon der geringere oder höhere Rang auch dieser Stücke wesentlich von den Vorzügen des Dialogs abhängt, der hier, wenn auch nicht dichterischen Schwung, doch attische Grazie und Feinheit besitzen soll. Die Tragödie und das Schauspiel höhern Stils werden aber nicht auf Dauer Anspruch machen können, wenn ihnen jener dichterische Athemzug der Inspiration fehlt, der die Gestalten beseelt und die Wunder der sprachlichen Schönheit schafft. Dafür können die trotzigen Cynismen und athletischen Hyperbeln der kraftgenialen Dramatik nicht entschädigen: es sind das nur Verrenkungen der Phantasie: der Purzelbaum bleibt Purzelbaum, ob er an einem in der Erde festgerammten Reck oder hoch in den Lüften an einem Trapez geschlagen wird.

Nun fehlt es freilich heutzutage nicht an Dichtungen, in denen eine unechte schöne Sprache mit ihrem geborgten Flitter prunkt; doch es ist eben Sache der Kritik, das Echte und Unechte zu unterscheiden. Wir müssen freilich bekennen, daß die Durchschnittskritik, welche in den Tagesblättern über dichterische Schöpfungen, die auf der Bühne erscheinen, referirt, dieser Aufgabe durchaus nicht gewachsen ist. In der Regel betrachtet sie die Sprache als ein ἀδιάφορον, um welches sie sich nicht weiter zu kümmern braucht; geht sie aber näher darauf ein, so passirt es ihr sehr leicht, daß sie ein Werk, welches das sprachliche Gepräge des hervorragenden Talents trägt, als werthlose deklamatorische Studie beiseite wirft, und irgendein Bühnenfabrikat mit elegantem sprachlichen Firniß wegen dieses Anstrichs in den Himmel erhebt.

Es ist wahr, in der heutigen Zeit des überall grassirenden Dilettantismus ist es nicht leicht, die echten Juwelen von der Imitation zu unterscheiden. Der Kritik fehlt aber auch oft die Absicht der Prüfung, und bisweilen, bei den leider nur zu oft herrschenden persönlichen Tendenzen, ist es ihr ein willkommener Misgriff, der beides verwechselt und das schöne Bildwerk eines Poeten, dem sie etwas am Zeuge zu flicken sucht, zu den zerbrochenen Töpfen des Jahrmarktes wirft.

Die echte schöne Sprache wird stets die Eigenart des Dichters, seine geistige Physiognomie und Bedeutung widerspiegeln; sie wird mit jenem Aroma gesättigt sein, das nur ihm eigen ist! Die falsche schöne Sprache wird nur das Echo des Dagewesenen, nur der Widerhall irgendeines Vorbildes sein und deshalb bei aller Gewandtheit geistig bedeutungslos und oft in die leere Phrase austönend. Im Drama wird die schöne Sprache, die diesen Namen verdient, auch durchweg charakteristisch sein, ohne die allgemeine ideale Haltung zu verleugnen. Ein wahrhaft schöpferischer Dramatiker schreibt zunächst seinen eigenen Stil, der unverkennbar und unnachahmlich sein muß; dann aber sind die von ihm geschaffenen Gestalten von so eigenartigem Leben erfüllt, daß auch sie ihre eigene, aus ihrem innersten Wesen herausgeborene Sprache reden, die mit dem Stil des Dichters charakteristisch verschmilzt. Die Dilettanten und Halbtalente, die eigentlichen Schönredner der Bühne, haben selbst keinen eigenartigen Stil und streichen alle ihre Gestalten mit derselben Farbe aus dem großen Farbentopf an, in welchem die gebildete Sprache, die für sie dichtet und denkt, die Hülfsmittel des landesüblichen Colorits zusammengerührt hat.

Die schöne Sprache ist das Kennzeichen des geborenen Dichters. Doch wer legitimirt heute den geborenen Dichter? Das Wappen des Talents und des Genies wird ja von der nachdringenden Menge des profanum vulgus in den Staub getreten, welche die ganze Breite und Tiefe des Musentempels für sich in Anspruch nimmt.

Rudolf von Gottschall.

Romane und Novellen.

1. Pepita Jimenez. Ein andalusischer Roman von Don Juan Valera. Aus dem Spanischen übersetzt von Pauline Schanz. Mit einer Einleitung von H. und J. Hart. Berlin, Auerbach. 1882. 8. 1 M. 80 Pf.

„Der für den jüngsten Entwickelungsproceß der jüngsten Literatur Spaniens geradezu typisch gewordene Tendenzroman" — wie H. und J. Hart in der erklärenden Vorrede zu dem Buche sagen, welches protestantische Deutsche eigenthümlich berührt — zeigt in den warmen Farbentönen des Südens den Sieg des Menschlichen über die starre Form eines orthodoxen Glaubens, der Natürlichkeit und Freiheit über die Unnatur geschraubter Verhältnisse. Es ist die Geschichte eines für den Priesterstand bestimmten jungen Spaniers, Don Luis de Vargas, der durch seine Liebe zu der ebenso schönen als feurigen Pepita Jimenez, einer ihre Umgebung überragenden Frau, seinem Entschluß untreu gemacht wird und dem Berufe zugeführt, für den er so ausgesprochene Anlage besitzt, dem eines liebenden Mannes und glücklichen Familienvaters. Er bewirthschaftet seine Güter, theilt seinen Reichthum mit den Armen, dient seinem Gotte und den Heiligen fröhlich und, last not least, beglückt seine Gattin unendlich. Doch hat sich dieses schöne Menschenthum, das unter den Weingärten, Feigen- und Granatbäumen Andalusiens so üppig gedeiht wie diese, nicht ohne Stürme entfaltet; eine bange Leidenszeit, deren psychologische Ursachen vom Dichter in den in Briefen des Don Luis an seinen ehrwürdigen Oheim, Erzieher und Beichtvater, den Dekan der Kathedrale zu B., niedergelegten Selbstbekenntnissen mit Feinheit entwickelt werden, stellt die beiden Liebenden auf eine harte Probe. Doch siegt zuletzt die Liebe, die, zur Leidenschaft gesteigert, nicht auslöscht, sondern als warme, strahlende, Frohsinn und Helle verbreitende Flamme weiter brennt. Die andern in das Schicksal Pepita's und des Don Luis verflochtenen Personen der Handlung sind, wie das Liebespaar selbst, mit festen Pinselstrichen gezeichnet; wir nennen hier nur den Vater des priesterlichen Freiers, den lebenslustigen Don Pedro, die ehemalige Amme und spätere Haushälterin Pepita's, die resolute, derbe Antoniotta, welche bei dem spanischen Romeo und seiner Julie die Rolle einer Vermittlerin mit komischer Grandezza spielt, den ehrwürdigen Padre Vicar, der Pepita's Beichten so tolerant entgegennimmt, den ländlichen Vetter des Don Luis, Currito, den hochmüthigen Grafen von Genazahar, der in die spanische Idylle von Philemon und Baucis einen Zug großstädtischer Gewandtheit und Schlechtigkeit bringt, welcher das helle Bild nur um so schärfer hervortreten läßt. Die breit gemalten, aber spannenden Situationen, aus denen der heiße Odem südlicher Leidenschaft weht, fesseln den Leser; man vergleiche hier nur das Gespräch des Don Luis mit Pepita in der Waldeinsamkeit, oder den „Abschiedsbesuch" des angehenden Priesters bei der Geliebten, der die Katastrophe und endliche Befreiung herbeiführt. Die Naturschilderungen sind als poetische Beigaben des gut übersetzten Romans zu betrachten; Leser, welche vor Weitschweifigkeit nicht zurückschrecken, werden das von einem talentvollen, fein beobachtenden Dichter geschriebene Buch nach seinen besondern Vorzügen würdigen, um so mehr, als darin eine große, reine Leidenschaft vertheidigt, für einen gesunden Optimismus kühn eine Lanze gebrochen wird.

Ebenfalls auf heißen Boden und unter eine wärmere Sonne versetzen uns die unter dem folgenden Titel veröffentlichten Novellen:

2. Südlicher Himmel. Novellen von E. Vely. Herzberg a. H., Simon. 1882. 8. 5 M.

Die von Kritik und Publikum geschätzte Verfasserin gibt uns in der ihr eigenen fesselnden Darstellungsweise mit den beiden Novellen, welche unter dem Titel „Südlicher Himmel" vereinigt sind, nicht nur ein feines Gemälde von Land und Leuten, sondern auch spannend angelegte und geschickt durchgeführte Verwickelungen und Lösungen des interessantesten und ältesten Problems der Welt: der Liebe. So wird in der ersten Novelle „Josa Dario" (welche zuerst in „Unsere Zeit" erschien und auch bald darauf in der florentinischen „Rivista internazionale" in italienischer Uebersetzung) eine stolze, heißblütige Schönheit aus vornehmem Geschlecht, von heftiger Neigung zu dem ihr an Rang, aber nicht an äußern Vorzügen und nicht an sittlichem und geistigem Werth nachstehenden Jugendgenossen Nico ergriffen und muß, ihrem auf Wahrheit und Treue gegründeten Charakter gemäß, diese Liebe bekennen und sich ihrer Macht unterwerfen. Ihr hoher Sinn wird durch den eiteln Vater, der eine gefallsüchtige unebenbürtige Gemahlin aus Deutschland in zweiter Ehe heimgeführt hat, durch die Stiefmutter selbst, am meisten aber durch den schönen Bruder Carle gedemüthigt, der alle Anlage zu einem Don Juan besitzt und die Ruhe im Palazzo Dario durch eine bedenkliche Komödie à la Carlos und Elisabeth erschüttert, bis die Liebe das versöhnende Wort spricht. Zu dem meist ernsten Ton dieser Novelle bildet die mehr rührend-humoristisch gehaltene zweite Novelle: „Die Chiozzotta", einen wirksamen Contrast. Die Heldin derselben ist eine arme, niedriggeborene Klöpplerin von Chioggia (im Volksmunde Chiozza), ein Naturkind voll Glut und Leidenschaft, an dem eine deutsche Professorin ihre Erziehungsversuche macht, indem sie die südliche Blume in den nordischen Boden verpflanzt und die ländliche Kleidung der einem Fischer abtrünnig gewordenen Checca in moderne Tracht verwandelt. Aber sie wird vom Tode abberufen und hinterläßt die schöne, doch unbequeme Fremde ihrem Sohne, dem gelehrten Sanskritprofessor Wolf Hollweg, als Erbtheil. Eine fein empfindende und fein

gebildete Verwandte, das „deutsche Clärchen“, wird von der „wilden Checca“ aus dem Herzen des Gelehrten scheinbar verdrängt; allein die Italienerin reißt sich von den Fesseln eines langweiligen Brautstandes, einer ihr bevorstehenden Ehe voll Zwang, einer kalten Umgebung los, entflieht und wird das Weib des schönen Toffolo in der Heimat, und vermacht bei ihrem frühzeitigen Tode ihr Kind dem deutschen Freunde, den sie kurz vor ihrem Ende herbeigerufen, um ihr „bambino“ zu retten. Und auf dieser merkwürdigen Reise erkennt Wolf, daß er eigentlich Cläre geliebt hat und noch liebt; Checca öffnet ihm selbst die Augen und stirbt beruhigt, da sie ihr Kind geborgen, den Freund und Bruder „professore“ an Clärens Seite glücklich weiß.

Die in Dialog und Ausführung der landschaftlichen, nationalen und individuellen Momente charakteristisch abgefaßten Novellen, die uns auch interessante, dem dalmatinischen und italienischen Volksleben fein abgelauschte Scenen vorführen (z. B. in der ersten Novelle die Kreuztragung, in der zweiten die Auction auf der Straße in der alten Fischerstadt), werden einem höhern Geschmack gerecht und verdienen die Beachtung gebildeter Leser in hohem Grade.

Auch in die Fremde und in Kreise, die mit unsern Anschauungen und Lebensformen wenig gemein haben, versetzt uns ein zierliches Büchlein:

3. Geschichte meiner Kindheit von Graf L. N. Tolstoy. Aus dem Russischen übersetzt von Ernst Röttger. Leipzig, Steinacker. 1882. 12. 3 M.

Die in 28 Kapiteln mitgetheilten „Erinnerungen aus der Jugendzeit“ eines den höchsten Kreisen der russischen Aristokratie angehörenden Mannes geben in dem Rahmen eines mit kindlicher Feder geführten Tagebuchs einfache, aber immerhin anziehende Genrebilder aus dem Leben einer vornehmen Familie. Kein historisches, politisches, diplomatisches Element, keinerlei „Hofgeschichten“, wie sie der Leser vielleicht erwartet, finden sich in diesen „dissolving views“, die dem Manne Knabenjahre, Heimat, Mutter, Bruder, Vater, Großmutter, Hauslehrer, die treue Hausverwalterin u. s. w. in rückwärts schauender Betrachtung zeigen. Eine Kindergeschichte mit heitern und ernsten, meist charakteristischen Zügen (z. B. das Leben und die Feste im Hause der Großmutter zu Moskau, die Schilderung des Landlebens, das Bild des Vaters, eines echten Welt- und Lebemannes, der Tod und das Begräbniß seiner sanften, liebenswürdigen Gemahlin), mit der naiven, oft rührenden Treuherzigkeit eines David Copperfield erzählt, nicht den ganzen Roman eines Lebens, sondern nur die ersten Kapitel, die erste Jugend behandelnd, wird das in Sprache und Ton originelle, durch den Uebersetzer gut übertragene russische Büchlein Freunden von „Familienhistorien“ willkommen sein.

Keinerlei russische Reminiscenzen bietend, aber von der königlichen Dichterin auf einem Nachbarthrone des Zarenreichs geschrieben, obwol an Stelle des Selbsterlebten die Fülle poetischer Fiction tritt, ist die merkwürdige Geschichte:

4. Ein Gebet. Von Carmen Sylva (Elisabeth, Königin von Rumänien). Berlin, A. Duncker. 1882. 8. 2 M.

Die mit einem reichen Talent begabte Dichterin, die sowol in der Wahl ihres Stoffs wie in Behandlung desselben und auch in der Sprache sich über das Hergebrachte erhebt, liebt es, sich mit schwermüthigen, räthselhaften Fragen zu beschäftigen, ja zuweilen durch grelle Effecte zu wirken. So ist „Ein Gebet“ die alte und immer neue Geschichte von einem katholischen Priester, der seiner Liebe zu einem schönen und reinen Mädchen, das ihn innig wieder liebt, entsagen, die ihm Verlorene sogar dem Manne vermählen muß, dem sie auf Wunsch der Mutter die Hand reicht, und der sie, nachdem der Haß einer dämonischen Nebenbuhlerin die holde Editha dem Tode geweiht, in der Erinnerung als seine Heilige verehrt, während ihre Mörderin, die „böse Bertha“, sich in Schweigen und dem Dunkel eines Klosters verbirgt. Ganz im Charakter einer mittelalterlichen Tragödie von Hexenglauben, Klosterzwang, Selbstkasteiung und strenger Buße gehalten, zeigt „Ein Gebet“ alle Vorzüge, welche die Muse der Königin von Rumänien schmücken, ist aber als eigenartiges Product einer düstern Lebensanschauung, einer Faust'schen Gedankentiefe nur einem besondern Geschmack zusagend.

Aus dem Halbdunkel klösterlicher Leiden und Irrthümer führt uns mitten hinein ins frische Menschenleben die volksthümliche Culturnovelle:

5. Die Miesenbacher. Ein Culturbild aus dem bairischen Hochgebirge von Maximilian Schmidt. Mit einer Einleitung von Joseph Kürschner. Stuttgart, Spemann. 1882. 8. 1 M.

Das liebenswürdige Buch, welches dem verdienstvollen Unternehmen der „Collection Spemann“ eingereiht ist, hat ein Recht auf einen Platz in der deutschen Haus- und Hausbibliothek, denn es gibt uns ein anschauliches Bild aus dem Volksleben im oberbairischen Gebirge, zeigt eine Reihe jener charakteristischen Gestalten aus derbem Holz mit harten Köpfen und originellen Zügen. Die Landschaftsbilder sind ebenso anziehend, wie die Durchführung der Haupthandlung mit ihren Episoden fesselnd ist. Der Streit der Bauern mit den Forstbeamten wegen der Wald- und Jagdgesetze und die Parteinahme des Volks für Wilddiebe und die von ihnen verübten Frevel sind Conflicte, die der beliebte, leider verstorbene Volksschriftsteller Hermann von Schmid in ähnlicher Weise behandelt, wie sein würdiger Nachfolger und Namensvetter dies in den mit echter Localfarbe gezeichneten „Miesenbachern“ thut. Zwei Liebesgeschichten, die zwischen der bildsaubern reichen Jesenbeckerin Moni und dem tapfern Forstwart Baltl (zuletzt ein glückliches Paar) und zwischen der sanften unglücklichen Rauschenbergerin Madai und dem braven Förster Korner, die vom Schicksal getrennt werden, bilden den

Inhalt der Culturnovelle, welcher der naturwahre, treuherzige Dialekt einen besondern Reiz verleiht. Wenn auch als Kunstproduct nicht vollendet, erscheint diese Dorfgeschichte als frisches Waldkind, das, am Quell der Natur und Poesie geboren, einen nachhaltigen Zauber auf unsere vom Stadtleben und geistiger Anspannung angekränkelte Ideenwelt auszuüben vermag.

Dem gleichen löblichen Streben der modernen Novellistik nach einer gesunden neuen Richtung auf dem Gebiete der Unterhaltungsschriften, besonders für mittlere und untere Klassen, haben wir ein Buch zu verdanken, das sich etwas seltsam unter seinen vornehmern Geschwistern ausnimmt:

6. Opfer modernen Frondienstes. Von Rudolf Ranneck. Gekrönte Preisschrift. Basel, Bahnmaier. 1882. 8. 2 M. 40 Pf.

Dieser sociale Roman entstand infolge der Aufforderung des Internationalen Vereins für die Sonntagsfeier und will „die Bedeutung der Sonntagsruhe für alle Angestellte öffentlicher Dienstzweige und vor allem der Eisenbahnen, unter dem dreifachen Gesichtspunkte der Gesundheit, des Familienlebens und des sittlich-religiösen Zustandes" darstellen, eine Aufgabe, deren Lösung dem Verfasser einen Preis eingebracht hat. Allerdings ist derselbe nicht unverdient, wenn wir die ziemlich alltäglich geschriebene Erzählung als das Kleid für die obenangeführten Tendenzen ansehen und seinen Zweck, in den arbeitenden Klassen Belehrung zu verbreiten, nicht aus dem Auge verlieren; nur scheint uns das religiöse Moment zu oft, zu deutlich betont und das Wort Bete! Gebet! zu pedantisch wiederholt, während die Leiden einer bescheidenen Beamtenfamilie, deren Versorger durch den „Frondienst unausgesetzter Arbeit" an den Bettelstab, ja zum Verbrecherthum gebracht wird, mit einfach ergreifenden Zügen beschrieben werden. Besonders ist das Bild der sanften, duldenden, fleißigen, aber doch zuletzt ihrem Kummer und ihrer Sorge erliegenden Else Liebmann voll mahnender stummer Klage. „Ohne die Sonntagsfeier so weit zu treiben wie die strengen Engländer, würde doch ein wenig mehr «Ruhe» dem Organismus unsers Staatslebens nur wohlthun; auch könnten Kirche, Schule und Haus in freundlicher Wechselwirkung der moralischen und intellectuellen Entwickelung der Arbeiter mehr entgegenkommen, wenn nicht «der Kampf ums Dasein» alle Kräfte des Ringenden aufzehrte": in diesen Principien liegt die sociale Bedeutung des betreffenden Romans, während sein literarischer Werth, seine künstlerische Form nur untergeordneten Ansprüchen genügen.

Einer ähnlichen erziehlichen, zugleich didaktischen Richtung, aber in belletristischer Beziehung einer höhern Gattung des Romans angehörend erscheint uns:

7. Ein Wort aus Kindesmund. Roman von Ernst Lingen. Köln, Bachem. 1882. 8. 3 M. 60 Pf.

Der Verfasser der preisgekrönten Novelle „Vergib und vergiß" folgt auch in dem vorliegenden, augenscheinlich auf katholische Kreise berechneten Roman dem schönen Grundgedanken, daß „Liebe der Sünden Menge deckt", und zeigt uns in einem, leider zu breit ausgeführten Familiengemälde die Geschicke zweier aristokratischer Häuser, in welchen Liebe und Schuld ihren Fluch auf Aeltern und Kinder werfen, bis die Enkel sühnen, was das alte Geschlecht verbrochen. Häufung verwickelter Situationen, Weitschweifigkeit in der Erzählung (sie findet sich besonders in den Erinnerungen des alten Walther, in Madeleine's Bekenntnissen, den vielerlei Correspondenzen) thun der Klarheit des Bildes oftmals Eintrag und lassen die an sich treffend gezeichneten Charaktere der Handlung in schwankender Beleuchtung erscheinen. Auch der Stil ist nicht tadellos. Andererseits aber ist die obenangedeutete Tendenz gut durchgeführt und sind besonders die Frauengestalten: Doraline, Angelika, Ernestine und vor allen die Versöhnerin Dora, hervorzuheben, die durch das Wort aus Kindesmund die Häuser Elsen-Taura-Bergan zum Frieden führt. Unter den Männern, die uns aus dem etwas verbrauchte sensationelle Momente enthaltenden Buche entgegentreten, nennen wir Graf Bergan, Graf von Elsen-Taura, den Pfarrer, den harten, aber biedern Theodor und den Majoratserben Paul, vieler Nebenfiguren der überladenen Handlung nicht zu gedenken, deren unerquicklicher historischer Hintergrund die Zeit von 1812 und die Revolution von 1849 ist und die durch eine prägnantere Form nur gewonnen haben würde.

Aus demselben Verlag hervorgegangen, einer ähnlichen sittlich-reinen, strenggläubigen, aber nicht aufdringlichen Gesinnung entspringend, einfacher in der Anlage, aber künstlerischer, abgerundeter in der Durchführung, frei von historischer Zuthat, kurz, als bessere Novelle aus den Lebenskreisen der „obern Zehntausend" anzusehen, ist:

8. Gabriele. Novelle von Josephine Flach. Köln, Bachem. 1882. 8. 2 M. 70 Pf.

Die „Eisjungfrau", Gräfin Gabriele, ist ein schönes Mädchen, dessen Hauptfehler ein unermeßlicher Stolz ist, der sie zwar vor Trivialität und Flachheit schützt, ihr aber die Krone frommer, hingebender Weiblichkeit raubt, bis die Liebe zu einem hochgesinnten Mann, den sie in ihrem Uebermuth tief verletzt hat, sie zu Gott und dem Glück einer befriedigenden, idealen Ehe führt. Ihr Herz ist erwacht, durch Prüfungen geläutert, durch den Hohn der Welt, als deren elegante Vertreter Gabrielens Stiefmutter, die herrschsüchtige Gräfin Melanie Königshofen, und ihre Freunde und Freundinnen des high life gelten, belehrt und gefestigt. Fern vom Geräusch der Residenz findet Gabriele das wahre Leben in der Hingabe an ihre Pflichten als Schloßherrin, Hausfrau und Mutter. Ihr Gemahl ist ein edler, hochstrebender Mann, der seine Würde nicht in hohlen Cavaliersfreuden verloren hat; stolz und tüchtig, überragt er seine Sphäre und zieht auch die Geliebte zu reinern Daseinsformen empor. Die aristokratische Gesellschaft, in welcher wir uns hier bewegen, ist treffend geschildert, wie in ihren Licht- in ihren Schattenseiten; einen frischen Zug von Waldluft und

Freiheit bringt die Episode der verarmten Baroneß Hermine von Strahlen, welche einen bürgerlichen Ehrenmann liebt und zum Horreur ihrer hochadelichen Mutter heirathet, in die von dem Parfüm des Salonlebens durchdrungene Novelle. Der Stil ist, einige Ausstellungen abgerechnet, ebenso nobel wie die Gesinnung der Verfasserin. Die Novelle ist daher unsern Frauen und Töchtern, welche beim Lesen auch denken wollen, als eine gesunde, interessante Lektüre ohne allen unschönen sensationellen Aufputz zu empfehlen.

An den Schluß unserer heutigen kritischen Uebersicht stellen wir das relativ Beste, was wir bei der Auslese gefunden, den in kostbarer Ausstattung uns vorliegenden Band:

9. Jorinde und andere Geschichten von Heinrich Seidel. Leipzig, Liebeskind. 1882. 12. 3 M.

Es sind reizende, liebenswürdige Bilder aus dem äußern und innern Leben der Menschen, welche der Dichter mit echt künstlerischer Kraft vor unsere Seele zaubert. Neckische holde Kobolde treiben ihr Wesen zwischen den Zeilen, ob wir mit Rothkehlchen lieben und glücklich werden, mit dem genügsamen, allezeit vergnügten Hühnchen am bescheidenen Gartenfest theilnehmen, oder mit den frohen Kindern und Liebenden im Walde uns verirren, um die schöne Blume reiner Zuneigung zu pflücken, die an arm und reich, hoch und niedrig ihren Duft verschwendet. Satire und Humor, Wehmuth und stille Resignation, Uebermuth der Jugendjahre, Kampf des Mannesalters und philosophische Betrachtung der Lächerlichkeiten und Unebenheiten unsers Lebens (z. B. in „Eugen Kniller", in der „Sperlingsgeschichte", in „Hedwig"), alle diese Strahlen laufen in einem schönen Kranze zusammen. Von den reizenden Skizzen hat gerade „Jorinde", die erste, uns am wenigsten angezogen, während wir fast alle die übrigen mit großem Genuß gelesen haben. Als angenehme Festgabe, als „literarisches Dessert" seien Seidel's holde Dichtergaben hier mit warmer Anerkennung hervorgehoben!

Schriften zur Molière-Literatur.

(Beschluß aus Nr. 10.)

2. Molière's Leben und Werke vom Standpunkt der heutigen Forschung von R. Mahrenholtz. Heilbronn, Henninger. 1881. Gr. 8. 12 M.

Der als Kenner Molière's vortheilhaft bekannte Verfasser gibt uns in diesem Werke die möglichst sichern Resultate alles dessen, was fremde und eigene wissenschaftliche Forschung über das äußere und innere Leben Molière's sowie über den Charakter seiner Dichtung bisher an das Licht gefördert hat. Es ist uns hier jedoch nur erlaubt, in allgemeinen Zügen diesen interessanten Inhalt zu resumiren.

„Die geistige Entwickelung des heranwachsenden Knaben bis zu seinem vierzehnten Jahre ist uns ein verschlossenes Buch", sagt der Verfasser; ebenso wenig besitzen wir eine wissenschaftlich ganz gesicherte Kenntniß des Bildungsganges, den der junge Poquelin, denn dies war sein wahrer Name, auf dem Jesuitencolleg de Clermont in Paris nahm; auch kennen wir die Motive nicht, die ihn bestimmten, das 1640 in Orleans begonnene Studium der Rechte aufzugeben und einer wandernden Schauspielertruppe, der Truppe des sogenannten Illustre Théâtre, als Mitglied beizutreten, in welcher Eigenschaft wir ihn 1643 in Rouen finden. Mit diesem Zeitpunkt beginnt daher erst die wahre Biographie Molière's. Zunächst lernen wir die höchst interessanten äußern Verhältnisse des genannten Wandertheaters kennen, seine Einnahmen, sein Repertoire, die gute oder schlimme Aufnahme, die es an den verschiedenen Orten der Provinz findet; dann den Geist, der unter den einzelnen Mitgliedern der Truppe herrscht, ihre lockern Sitten und die wenig moralischen Beziehungen, in welche Molière zur Directrice der Truppe, Madeleine Béjart, und später zu ihrer Nichte Armande Béjart tritt, von deren verführerischem Reize er für immer umstrickt wird. Die innern seelischen Erfahrungen, die Molière in seiner unglücklichen Liebe zu dieser Treulosen macht, sowie die mannichfachen Erlebnisse, welche ihm die Wanderzüge mit der Truppe bieten, bilden einige der Hauptmomente in seiner dichterischen Entwickelung. So sehen wir ihn denn auch bald als Verfasser mehrerer noch im italienischen Geschmack der commedia dell' arte verfaßter Lustspiele auftreten, deren Erfolg wesentlich beiträgt, die Leitung der Truppe in seine Hände zu bringen. Im Jahre 1658 gelingt es ihm, mit derselben nach Paris zurückzukehren und im Gardesaal des Louvre die erste Vorstellung zu geben.

Hiermit beginnt die Schilderung der dritten Periode; auch sie führt uns zuvörderst in die äußern Verhältnisse der Truppe ein, die seit den Tagen von Rouen finanzielle und künstlerisch sich sehr gehoben hatte, und gibt überhaupt ein interessantes Bild vom pariser Theaterwesen der damaligen Zeit; dann aber zeigt sie uns vor allem den Dichter in seinem reichen Schaffen wie in seinem unermüdlichen Kampfe gegen literarische Angreifer und kabalenspinnende Parteien des Hofs und der Kirche, zuletzt in seinem Verhältniß zu dem ihn beschützenden König, zu seinen Freunden Racine, Boileau, Lafontaine u. s. w., und mit Vergnügen verweilen wir bei den Triumphen, die ihm durch die Aufnahme seiner Stücke zutheil werden. Molière war ausgerüstet mit allen Geistes- und Gemüthsgaben, die den originellen Poeten von Gottes Gnaden auszeichnen; er erkannte nicht nur die Menschennatur, wie sie

im allgemeinen nach allen ihren Schatten- und Lichtseiten auftritt, sondern auch wie sie im Besondern in den Charakteren seiner Nation sich darstellte; er verband mit dieser doppelten Menschenkenntniß eine tiefe Einsicht in die gegebenen Zustände und Verhältnisse des realen Lebens und besaß jene Gattung der schaffenden Phantasie, in welcher Witz und Humor die herrschenden Elemente sind. Dieser genialen Begabung entsprach nun auch seine Dichtung. Die Charaktere, die sie uns vorführt, sind keine abstracten Gestalten, sondern lebenskräftige Individuen, die aber in ihren dem Lächerlichen verfallenden Schwächen und meist auch in ihren Vorzügen die Eigenthümlichkeiten ihres Berufs und ihres Standes reflectiren; die komischen Contraste und Situationen, obwol der Phantasie entsprungen, sind wie der Wirklichkeit abgelauscht, und die Ideen, welche sich aus der Handlung ergeben, erscheinen in der Form von erheiternden Persiflagen, durch welche die Verkehrtheiten ganzer Stände und Zeitrichtungen gegeißelt werden. „Niemand hat vor Molière seine Satire gegen das gesammte politische, religiöse und sociale Leben gerichtet"; er hat in seinem „Tartufe" und „Don Juan" die scheinheilige Frömmigkeit und den junkerlichen Uebermuth der Hof- und Adelsparteien gegeißelt, er hat die Hoffahrt und Unbildung der Bourgeoisie dem Gelächter preisgegeben, er hat die Entsittlichung der untern Stände an den Pranger gestellt, er hat in seinem „Misanthrope" die Gegensätze und Widersprüche des gesammten Menschenlebens mit tiefem Humor vorgeführt und so im ganzen eine dichterische Welt geschaffen, deren heiter-schöne Scenen wahrer Humanität und geistiger Befreiung dienen.

3. Molière's Tartufe. Geschichte und Kritik von Wilhelm Mangold. Oppeln, Franck. 1881. Gr. 8. 5 M. 60 Pf.

Im ersten Abschnitt dieses durch Wissenschaftlichkeit und klare Darstellung ausgezeichneten Werks sucht der Verfasser aus dem Bildungsgange Molière's und aus den religiösen Verhältnissen seiner Zeit den ersten Gedanken zur Schöpfung der Komödie „Tartufe" abzuleiten. Zu diesem Zweck schildert er in eingehender Weise die Unterrichtsverhältnisse im Jesuitencolleg de Clermont in Paris, das der junge Molière von 1636—43 besuchte, und hebt besonders als von großem Einfluß auf den letztern die Philosophie Gassendi's hervor, der das Princip der Tugend in die Freiheit von Leidenschaften setzte und das freie Denken pflegte, ohne mit dem kirchlichen Glauben zu brechen. Hier legte der junge Molière offenbar den Grund zur Erlangung jener Freiheit des Geistes und Urtheils, die es ihm ermöglichte, „immer klar um sich zu schauen und mehr über Ungereimtheit zu lachen, als über Bosheit zu zürnen"; dann waren, wie der Verfasser zeigt, die Lebenserfahrungen, die er seit 1643 als Mitglied einer wandernden Schauspielertruppe machte, ganz geeignet, seinen Wahrheits- und Rechtlichkeitssinn zu bestärken und ihn in einen Gegensatz zu seiner Zeit zu bringen, die frivol, unwissend und scheinheilig war. Der Verfasser entwirft nun ein anschauliches Bild dieses frivolen, verfolgungssüchtigen Zeitalters, in welchem der Hof und die höchste Geistlichkeit auf seiten der Jesuiten gegenüber den nach einer Vertiefung des Lebens strebenden Jansenisten standen, in welchem der Jesuit Le Moine sein berüchtigtes Buch von der „Bequemen Frömmigkeit" schrieb und die Illuminaten alle Schändlichkeiten für erlaubt hielten, sobald sie nur keinen Skandal hervorriefen. Aus dem Gegensatz also, in welchen Molière's schlichte Natur, Wahrhaftigkeit und aufgeklärte Religiosität zur Heuchelei und Scheinheiligkeit seiner Zeit zu stehen kam, erklärt es sich leicht, wie in ihm der Gedanke reifen konnte, die Verspottung des Religionsheuchlers zum Thema einer Komödie zu wählen.

Im zweiten Abschnitt weist nun der Verfasser in höchst interessanter Weise nach, wie Molière nicht nur in der Literatur seiner Zeit, sondern auch in der des Mittelalters eine weitere Aufforderung zur Durchführung seines Themas finden konnte; die Geschichte dieser Literatur — man denke an die Fabliaux des Mittelalters, an die Werke eines Boccaccio, Machiavelli, Rabelais, Pascal, an Scarron's Komödie „Montufar" — zeigt nämlich, wie zu allen Zeiten der Religionsheuchler den Spott und die Satire herausgefordert hat, sodaß Molière's „Tartufe" als der letzte und gelungenste Ausdruck eines Gedankens einer mehrhundertjährigen Literatur angesehen werden kann. So bestimmte sich in der Seele des Dichters aus seinem Bildungsgang, aus dem Charakter seiner Zeit und aus den Aufforderungen, die er in der Literatur der Gegenwart, z. B. in Pascal's „Lettres provinciales", sowie in der der Vergangenheit fand, die Tendenz seines Werks, das ist vor allem der Charakter des Religionsheuchlers, dann der Entwurf und der Gang der Komödie, d. h. die Darstellung und Entlarvung des Tartufe.

Im dritten Abschnitt gibt der Verfasser die Geschichte des Stücks; er schildert hier zunächst den fünfjährigen heftigen Kampf, den der Dichter gegen die Geistlichkeit und die Hofpartei zu bestehen hatte, ehe ihm die Genugthuung zutheil ward, sein Stück am 5. Februar 1669 in Paris zur ersten öffentlichen Aufführung bringen zu dürfen; hierauf gibt er die Geschichte derjenigen Angriffe und Anfechtungen, welche das Stück seit jenem Tage bis auf unsere Zeit erfuhr, und hebt aus derselben ganz besonders die Ausstellungen hervor, die in Frankreich die Kanzelredner Bossuet und Bourdaloue, dann Rousseau und Napoleon I., endlich in der Gegenwart Veuillot, der vielgenannte Herausgeber des „Univers", an dem Stücke machten. Alle Anfechtungen jedoch verdunkelt der immer wachsende Ruhm des Werks, der in immer erneuten Ausgaben und in zahlreichen Nachahmungen und Uebersetzungen sich erweist.

Im vierten Abschnitt setzt der Verfasser das Psychologische und Dramatische der Charaktere auseinander, vertheidigt dieselben gegen die Bemängelungen eines Markwardt, Gustav Freytag u. a., und zeigt, wie die dramatische Handlung nach Exposition, Steigerung, Contrasten und Lösung allen Anforderungen der dramatischen Technik entspricht.

Im fünften Abschnitt bespricht zuerst der Verfasser die wichtige Frage von der Behandlung der Religion auf dem Theater; er stimmt Lessing und Schiller wie dem aus dem Freundeskreis Molière's hervorgegangenen unbekannten Verfasser des Briefs „Sur l'imposteur“ bei, welche alle der Meinung sind, daß die Religion auf dem Theater oft eine größere Wirkung hervorbringe als auf der Kanzel. Dann weist er nach, wie Molière's „Tartufe“ der Theorie des Komischen ganz entspreche; derselbe führe uns durch eine spannende Handlung mit musterhaft gezeichneten Charakteren zu einem gesunden Urtheil über eine verkehrte Richtung des Willens: die religiöse Heuchelei.

Culturgeschichte und Verwandtes.

1. Ueber den Gottesdienst und den Götterglauben des Nordens während der Heidenzeit. Eine antiquarische Untersuchung von Henry Petersen. Autorisirte Uebersetzung von Minna Rieß. (Anhang. Ueber einige Hauptpunkte der germanischen Mythologie veranlaßt durch Henry Petersen's Abhandlung von E. Jessen.) Gardelegen, Manger. 1882. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Das kleine, aber inhaltreiche Buch, dem, wie der Titel besagt, eine Art Kritik von seiten eines andern Verfassers beigegeben ist, zerfällt in drei Theile: 1) „Die Verwaltung und Ordnung des Gottesdienstes“; 2) „Der Tempel (Gudehovet)“ und 3) „Götter und Götterglauben“. Die zwei ersten Theile, specielle antiquarische Untersuchungen über die priesterliche Organisation und die Tempelbauart der alten nordischen Germanen, sind von geringem Umfang und bringen nichts wesentlich Neues. Mehr und allgemeiner wird der dritte Theil interessiren, indem er in der nordischen Mythologie eine eigentliche Revolution vollbringt, die freilich früher schon vielfach versucht worden ist, wenn auch nicht in so ausgedehntem Maße. Es handelt sich nämlich um nichts Geringeres, als den alten Odin (Wotan) von seinem nach Sage und Dichtung so lange innegehabten Vorsitz in Asgard herabzustürzen und an seiner Stelle den Donnergott Thor (Donar) als wahrhaft ältesten und bis zur Zerstörung des Heidenthums höchsten Gott aller Germanen nachzuweisen. Man hat verschiedene alte Nachrichten über die Aufstellung von Götterbildern in den heidnischen Tempeln des Nordens; nach allen ist Thor's Bild das mittelste und das reichst geschmückte unter dreien, dasjenige Odin's kommt selten und nur in untergeordneter Stellung vor. Häufig wurden im Norden Personennamen mit dem Namen eines Gottes zusammengesetzt, damit er den Trägern des Namens Heil bringe; kein Gottesname aber ist dazu auch nur annähernd so oft verwendet worden wie derjenige Thor's. Im isländischen „Landnamabok“ finden sich unter achthundert Männer- und dreihundert Frauennamen dreißig männliche und einundzwanzig weibliche mit Thor, zwei männliche und ein weiblicher mit Freyr, und gar keine Namen mit Odin zusammengesetzt. Ebenso finden sich auf den Runensteinen Schwedens und Dänemarks viele Namen mit Thor, wenige mit Freyr und nur einer mit Odin zusammengesetzt; auch in andern Fällen ist letzteres höchst selten. Aehnlich verhält es sich mit den Ortsnamen. In Dänemark, Schonen und Schleswig zusammen finden sich neben vielen Ortsnamen mit Thor's nur wenig mit Freyr's und mit Odin's Namen zusammengesetzte, ebenso in Schweden, Norwegen und den übrigen von Skandinaviern bewohnten oder besiedelten Ländern. In der Normandie finden sich zehn Turville oder Tourville und zwei Freville, aber nichts von Odin. Die angelsächsischen Schriftsteller berichten einstimmig, Thor sei der höchste Gott der Dänen. Die Edda selbst, in welcher Odin die höchste Stelle errungen hat, bezeichnet Thor als den Weiher (Véurr) Midgards, d. h. der Menschenwelt, also als deren Beschützer, und für diese Auffassung zeugen auch dänische und schwedische Runensteine, auf denen neben der Anrufung Thor's dessen Hammer abgebildet ist. Bei der nordischen vorchristlichen Taufe wurde Thor angerufen und derselbe auch in Krankheit, Hungersnoth und Lebensgefahr; Brautpaare wurden symbolisch mit Thor's Hammer geweiht, so auch der Scheiterhaufen bei Leichenverbrennungen. Thor leitete nach dem Glauben der Nordmänner deren Landbesitzergreifungen, und sein Bild befand sich am Vordertheil der Wikingerschiffe sowie an den Hochsitzen der Häuser, d. h. am Platze des Hausherrn. Daß Thor auch der Beschützer der Thinge war, geht aus der Thatsache hervor, daß weitaus die meisten dänischen Thinge ihre Versammlungen am Donnerstag hielten, welcher auch in andern Rücksichten als ein glücklicher Tag galt. Die Verehrung des Hammers als Symbol kam in christlicher Zeit dem ihm ähnlichen Kreuz zugute, das häufig an seine Stelle trat. Auch als Schmuck wurde der Hammer vielfach angewendet.

Außer Thor finden sich in nordischen Quellen nur noch zwei angebetete Götter: Odin, der Gott des Kampfes und Sieges, und Freyr, der die Fruchtbarkeit befördernde Sonnengott. Auch in der „Edda“ spielen diese drei Götter allein eine Rolle, die übrigen sind nur Nebenfiguren. Daß indessen die Vorstellungen dieser Liedersammlung, in welcher Odin an der Spitze der Götter steht, spät entstandene sind, zeigt schon die Annahme, daß die Gefallenen zu Odin nach Walhall kommen, während alle Spuren darauf deuten, daß früher auch für diese, wie für alle Menschen, Hel der jenseitige Ort war, womit, wie Petersen sagt, die Odinslehre ihre Bedeutung für das Volksleben verliert. Selbst als Kampfgott tritt Odin sogar in der „Edda“ hinter Thor zurück, der ja alle Kämpfe gegen die Feinde der Götter führen muß. Die Opferstätte von Odinsvi (jetzt Odense) auf Fünen soll von sehr spätem Ursprung sein. Wir finden auch bei den finnischen Völkern Spuren des zu ihnen

gedrungenen Glaubens an Thor als den höchsten Gott, der bei ihnen Thurm, Tora, Tarat u. s. w. heißt. Durch dieses Resultat der Forschung ist denn auch das Band zwischen den indoeuropäischen Völkern, welche alle den Donnergott als den höchsten Gott ehrten (Indra, Zeus, Jupiter, Thor), wieder fester geknüpft. Die Eddalieder können demnach nicht mehr als die wahren Quellen der altgermanischen Mythologie betrachtet werden; übrigens hat die neueste Forschung des dänischen Gelehrten Sophus Bugge sie in keine ältere Zeit als das 9. Jahrhundert gesetzt. Die Auffassung Odin's als des höchsten Gottes nach der „Edda" zu erklären, fällt indessen Petersen nicht leicht. Schließlich erklärt er sie dahin, daß zur Wikingerzeit die kriegerischen Kreise Odin als den Kriegsgott immer mehr feierten und besangen und so in ihren Heldenliedern nach und nach zum höchsten Gott erhoben, der er jedoch nur für die Fürsten wurde, die ihr Geschlecht von ihm ableiteten, nicht aber für das Volk, das dem alten Thor treu blieb, bis das Christenthum kam und dann viele Züge des alten Gottes auf den neuen übertrug.

Jessen stimmt in seiner kleinen Schrift den Ausführungen Petersen's im ganzen bei und fügt noch die Erinnerung hinzu, daß auch bei den Kelten der höchste Gott Tanar (auch Taran), der Donnergott, also Donar, Thor war. Er glaubt, daß der ursprüngliche allgemeine Lichtgott der Indo-Europäer (Dyaus, Zeus, Jupiter, Ty, Ziu) sich in der Folge in mehrere Gestalten gespalten habe, so bei den Germanen in Thor, Odin und Tyr, unter denen der Vorrang dem Donnerer zukam. Eine religiöse Odinspartei der Fürsten und Vornehmen nimmt er nicht an, sondern blos eine Trennung der Hofdichtung vom Volksglauben. Auf die Ausbildung der eddischen Odinsmythe haben nach ihm das Christenthum und die absterbende römische Cultur eingewirkt, und diese Verschmelzung konnte nur im 4. oder 5. Jahrhundert geschehen und mußte vom Süden der deutschen Lande aus nach dem Norden wandern. Jessen leitet die Walhalla- und die Ragnarök-Mythe ganz aus dem Christenthum ab. Ist es aber nicht wahrscheinlicher, daß wenigstens letztere auf gemeinsamen arischen Grundlagen beruhte, als daß sie den Umweg aus dem Parsen- durch das Juden- und Christenthum nach dem Norden genommen habe? Für die Walhalla scheint uns aber im Christenthum nichts zu sprechen; denn daß die Nordmänner aus den christlichen Märtyrern heidnische Helden gemacht, ist doch sehr weit hergeholt; es dürfte sich eher um eine durch die Odinsmythe hervorgerufene Veränderung der arischen Jenseitslehre handeln, wie sie auch die Inder und Perser kannten.

2. Das Leben der Vorfahren. Das Wesentlichste einer deutschen Culturgeschichte ältester Zeit. Dem Volke erzählt von Julius Lippert. Herausgegeben vom Deutschen Verein zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag. Prag, Deutscher Verein. 1882. Gr. 8. 2 M.

Das Buch ist der Hauptsache nach eine Darstellung der ältesten bäuerlichen Grundbesitzverhältnisse in Deutschland, der Titel also trotz versuchter Rechtfertigung, daß diese das Wesentlichste in der Culturgeschichte seien (?), wol zu weit gefaßt; doch finden auch Politik und Religion immerhin einige Berücksichtigung. Die Haltung ist ganz populär, stellenweise sogar trivial, und durchaus dem Verständniß auch des Ungebildeten angepaßt, trotzdem aber auf wissenschaftlichen Studien beruhend. Wir lernen in dem Buche zuerst die alten Germanen als Nomaden kennen; es folgen: die Völkerwanderung, die ersten festen Ansiedelungen, die Vertheilung der Felder und Aecker, erst auf bestimmte Zeit, ohne anderes festes Grundeigenthum als das Grab, was sich jedoch nach und nach änderte, sodaß das Angebaute des Anbauenden Eigenthum wurde, die Bauart des Wohnhauses, das in ältester Zeit der Witterung und ihren Einflüssen offen stand und dessen Mobiliar kein mobiles war, das älteste Familienrecht, das noch auf dem Mutterrecht beruhte, die Behandlung der Frauen, die trotz ihrer untergeordneten Stellung sich durch die Arbeit Achtung errangen, der Glaube der Vorfahren, namentlich an Ahnen und Hausgeister, an deren Stelle später Götter und Göttinnen traten, welchen man Malstätten widmete, bei denen man sich auch zum gemeinen Besten besprach. Der Verfasser hat die Tendenz, von dem Ursprung der Götter aus der Natur nichts wissen zu wollen, sondern denselben in veralteter euhemeristischer Weise an Erlebnisse des geselligen Verkehrs zu knüpfen; es ist jedoch hier nicht der Ort, die allgemein anerkannten Thatsachen der Naturreligion, aus welcher alles Ethische erst abstrahirt wurde, zu vertheidigen und die nüchternen Deutungen des Verfassers zu widerlegen, der sich auch bald wieder seiner eigentlichen Aufgabe zuwendet und von der Bildung der deutschen Volksstämme und ihren ältesten Verfassungen handelt, die allerdings noch immer viel umstritten sind und der Combination viel Raum lassen. Der Verfasser dürfte jedoch wenig Beifall damit finden, daß er den deutschen König aus einem ständig gewordenen Herzog ableitet. Es folgen dann die Anfänge des Gerichts, die schon auf festerm Boden stehen, und die Formen des Gerichtsverfahrens, die Bekleidung, die Waffen und die Kriegführung, der Einschluß des Waldes in das Grundeigenthum, die Regelung der Bienenzucht, dann die geselligen und wirthschaftlichen Sitten und Gewohnheiten, der Uebergang von der Sklaverei zur Leibeigenschaft, der nicht gerade klar dargestellt ist, der Ursprung des Lehnswesens, des Adels und der Rechte desselben, der Verlust der Bauernfreiheit. Einen Ruhepunkt in der Darstellung bildet dann Karl der Große; es werden dessen landwirthschaftliche und gewerbliche Anordnungen ausführlich geschildert, sodann das Leben am Königshofe, das bäuerliche Leben und Treiben, namentlich was Handwerke betrifft, die Einführung königlicher Gerichte, der Gottesurtheile und der Femgerichte, die Umwandlung der Malstätten zu Marktplätzen, die Entstehung der Städte und ihrer Verfassungen und Rechte, die Gestaltung der Markgenossenschaften und ihrer Bodentheilungen, die planvollern Ansiedelungen seit dem 9. Jahrhundert, die Einrichtung der Bauernhöfe, ihrer

Räumlichkeiten der Oefen, Fenster und Möbel, endlich die Bildung der deutschen Personen- und Ortsnamen. Die zahlreichen saubern Abbildungen helfen das hübsche Büchlein zu einem recht nützlichen Volksbildungsmittel gestalten.

3. Hexen in der Landvogtei Ortenau und Reichsstadt Offenburg. Ein Beitrag zur Sittengeschichte von Franz Volk. Lahr, Schauenburg. 1882. Gr. 8. 2 M.

Bearbeitungen von Hexenproceßacten aus den Jahren 1557—1630 nebst einem culturhistorischen Anhang, reich an interessanten Einzelheiten. Es spricht gesundes Urtheil und edle Gesinnung aus dem Buche.

4. Die deutschen Landsknechte. Ein Culturbild von Friedrich Blau. Mit 52 Holzschnitten, 5 photolithographirten Tafeln nach A. Dürer, H. Holbein, V. Solis, Jost Ammann u. a. und einem Titelblatt nach Hans Holbein. Zweiter Abdruck. Görlitz, Starke. 1882. Lex.-8. 6 M.

Ein Prachtwerk, das, nach Quellen des 16. Jahrhunderts bearbeitet, die Verhältnisse und die Thaten jener tapfern und rauhen Kriegsknechte ausführlich schildert. Nach einer geschichtlichen Einleitung über das deutsche Kriegswesen bis zum Ursprung der Landsknechte unter Maximilian I. bespricht es deren Werbung, Musterung und Vereidigung, militärische Aemter, Gerichtswesen, Bewaffnung und Kampfweise, Kriegsthaten, Führer, Lagerleben, Trachten, ihr Leben in Bild, Sang und Schwank, endlich ihren Niedergang am Ende des 16. Jahrhunderts. Die Ausstattung in Druck und Bild ist glänzend.

5. Kanteletar, die Volkslyrik der Finnen. Ins Deutsche übertragen von Hermann Paul. Helsingfors, Edlund. 1882. Gr. 8. 4 M.

Eine willkommene Ergänzung der unsterblichen „Kalewala", dieses Kleinods volksthümlicher Dichtung, das für sich allein schon geeignet ist, den Finnen den Rang eines Culturvolks zu verleihen. Lange Zeit war die finnische Sprache und Literatur von den schwedischen und russischen Elementen nach den entlegensten Gegenden jenes kalten, aber romantischen Fels- und Seenlandes verdrängt, bis ihr am Anfang unsers Jahrhunderts eine schöne Auferstehung beschieden war. „Kanteletar" (von Kantele, dem finnischen Nationalinstrument, göttliche Personification der finnischen Dichtung) wurde von Lönnrot, dem verdienten Wiedererwecker der Poesie seines Vaterlandes, schon 1828 zu sammeln begonnen und 1840 im Original herausgegeben; sie enthält 652 Gedichte, welche der deutsche Bearbeiter auf etwas über 300 beschränkte. Die ältesten dieser Lieder, welche noch heidnischen Ursprung verrathen, mögen vor dem 12. Jahrhundert, in welchem Finland christlich wurde, entstanden sein; die spätern haben an Werth verloren, daher auch jene Verminderung der Sammlung räthlich erschien. Die Uebersetzung ist zwar keine directe, sondern durch Vermittelung des Schwedischen bewirkt; aber der langjährige Aufenthalt des Uebersetzers in Finland und seine Lehrerstellung dort bürgen für die Treue seiner Arbeit. Alle finnischen Gedichte sind ursprünglich improvisirt, und es ist wirklich überraschend, zu wie hohen Gedanken sich ein aller geistigen Hülfsquellen entbehrendes Volk aufschwingen konnte. Resignation, sowol schmerzliche als fröhliche, ist der Grundzug der ganzen finnischen Volksdichtung, welche auf kräftige Thaten verzichtet und ihr Glück am heimischen Herd und in der Natur findet. Dennoch fehlen selbst kriegerische Klänge nicht in der vorliegenden Sammlung, deren Gedichte in folgender Weise angeordnet sind: Sänger-, Mädchen-, Braut- und Hochzeit-, Frauen-, Wiegen- und Kinder-, Männer-, Hirten- und Jagdlieder, Balladen, Fabeln, Gedichte vermischten Inhalts und Beschwörungsrunen. Den Schluß bildet die bekannte wunderschöne Schlußrune aus „Kalewala", die der Vollständigkeit wegen in die Sammlung gehörte. Wir geben hier einige den Geist des Ganzen bezeichnende Proben:

Trost im Gesange.

Alle wundern sich im Dorfe,
Jeder staunt und spricht darüber,
Daß ich armes Kind noch singe,
Am Gesang noch Freude finde,
Daß ich spät und in der Frühe
Singend durch das Dörfchen ziehe.

Mancher denkt vielleicht im stillen,
Glaubt von mir gar üble Dinge,
Meint, daß ich aus Lust zum Trinken
Oder gar im Rausche singe.

Ach, ich singe meine Lieder,
Summe halblaut die Gesänge
Nicht im Kreise heitrer Zecher,
Nicht im Rausch und nicht beim Becher;
Nein, ich sing' in meinen Sorgen,
Mit gebeugtem schweren Herzen,
Lindre in betrübten Tagen
Durch Gesang die bittern Schmerzen.

Laßt das Vöglein fröhlich flattern,
Laßt die Trunkenbolde lärmen;
Doch den Traurigen laßt singen,
Töne werden Trost ihm bringen.

Die Erwartung.

Sang ein Vögelchen im Walde,
Zwitscherte im Laub der Linde;
Sag', was singst du, liebes Vöglein,
Sprich, was zwitscherst du im Walde?

Wüßtest du, daß er sich nahte,
Daß er käme, der Geliebte,
Deckt' mit Seide ich die Brücken,
Und mit Sammet die Moräste,
Legt' auf Sümpfe woll'ne Tücher,
Leinene auf rauhe Wege,
Baute eine eich'ne Hütte,
Richtete von Eichen Wände,
Eich'ne Dielen sollten schimmern,
Wollte eich'ne Pfosten zimmern,
Schmückte sie mit Wasserlilien,
Ziert' die Decke aus mit Schuppen;
Einen Tisch von reinem Golde

Formt' ich und von Silber Bänke,
Nähm' zum Ofen neue Steine,
Feine Fliesen zum Kamine.

Bände dann mit seidnem Zügel
Ihm ein Rößlein an die Brücke,
Führte meinen Auserwählten
In die Hütte, hin zum Tische,
Wollt' auf seinem Schos mich wiegen,
Sanft an seinen Hals mich schmiegen.

Wenn ich König wäre.

Hätte ich hier zu regieren,
Und das Regiment zu führen,
Hielt' ich mir ein weißes Pferdchen,
Führe in das Land der Mädchen,
Daß ich drei auf einmal freite;
Jung die eine, alt die zweite,
Und die dritte wohlerfahren.
Die wird hauszuhalten wissen,
Rathen wird die Alte müssen,
Und die Junge bleibt zum Küssen.

6. Der Orden der Odd-Fellows, dessen Geschichte, Organisation und Wesen. Bearbeitet von Andräas. Leipzig, Grimm. 1882. Gr. 8. 6 M.

In der ersten Hälfte und um die Mitte des vorigen Jahrhunderts finden sich die ersten Spuren einer Gesellschaft oder Loge der Odd-Fellows in England, und aus dem Jahre 1788 existirt von dem Dichter Montgommery ein Lied, das ein Bundeslied jener Gesellschaft gewesen zu sein scheint. Den Namen des Bundes leitet der Verfasser nicht von der sonst geläufigen Bedeutung „sonderbare Gesellen" ab, er scheint zu glauben, daß die Odd-Fellows ursprünglich „überzählige hülfeleistende Gesellen" der Bauhütten gewesen seien, wovon jedoch die Geschichte der Freimaurerei nichts weiß, mit welcher auch der fragliche Orden in keinerlei Verbindung steht. Die ersten Zeiten seines Bestandes sind in Dunkelheit gehüllt und darüber nur Traditionen vorhanden; so viel scheint gewiß, daß er sich aus ärmlichen Verhältnissen zu seiner jetzigen bedeutenden Verbreitung und günstigen Lage emporgeschwungen hat. Am Anfang unsers Jahrhunderts bestand bereits eine größere Logenverbindung mit dem Centralsitz in London. Das älteste bekannte Datum der Geschichte des Ordens scheint das der Gründung einer Loge in Manchester 1809 zu sein. Seit 1813 schon rissen jedoch Spaltungen im Bunde ein, da verschiedene Abtheilungen desselben abweichende Ansichten über den Zweck und die Aufgabe des Ordens hatten. Unter ziemlich zahlreichen Bruchstücken ist der Independent Order of Odd Fellows das bedeutendste geblieben; seine Oberleitung befand sich seit 1825 in Manchester; er scheint auch der einzige Theil des Ordens zu sein, der, während die übrigen sich auf die Bedeutung von Kranken- und Sterbekassen beschränken, sein Ziel in höhern sittlichen Principien erblickt.

Bedeutender und einheitlicher wurde der Orden in Amerika, wo schon seit 1802 Logen erscheinen, aber erst 1819 der Apostel des Ordens, Thomas Wildey, denselben in Baltimore förmlich organisirte, worauf dann 1821 die Gründung der Großloge für die Vereinigten Staaten erfolgte, welche 1826 von der Manchester-Union des Ordens anerkannt wurde. Der letztere verbreitete sich nun in den Vereinigten Staaten wie auch in Canada und andern Ländern Amerikas rasch und zählte hier 1874 schon 46 Großlogen einzelner Staaten, beinahe 6000 einzelne Logen und über 400000 Mitglieder. Von 1830 bis 1874 wurden von 55 Millionen Dollars Einnahmen $20\frac{1}{2}$ Millionen für Unterstützungen von Mitgliedern, Witwen und Waisen ausgegeben. Im Jahre 1869 wurde die Verpflanzung des Ordens nach Deutschland in Amerika, wo die deutschen Brüder sehr zahlreich sind (etwa 40000), angeregt und schon Ende 1870 ausgeführt. Die erste Loge entstand in Stuttgart, die zweite 1871 in Berlin, und 1872 wurde hier die Großloge des Deutschen Reichs gegründet. Eine besondere Großloge der Schweiz entstand 1874. Jetzt bestehen in Deutschland 47, in der Schweiz 7, in Holland 3, in Dänemark 4 Logen der Odd-Fellows. Auch in Australien und Polynesien ist der Orden verbreitet, und noch fortwährend sucht er sein Gebiet auszudehnen. Die „Geheimnisse" desselben werden stets von Amerika aus geleitet; sie bestehen aber lediglich in den Erkennungszeichen der Mitglieder und in den Ceremonien des Ordens.

Seine Wirksamkeit bewegt sich in Wohlthätigkeit und sittlicher Vervollkommnung und enthält sich religiöser und politischer Fragen, ist also derjenigen der Freimaurer sehr ähnlich. Wir empfehlen das reichhaltige Buch besonders freimaurerischen Kreisen.

7. Geschichte der schweizerischen Volksgesetzgebung. (Zugleich eine Geschichte der schweizerischen Demokratie.) Von Theodor Curti. Bern, Dalp. 1882. 8. 4 M.

Die demokratischen Bestrebungen in der Schweiz haben in neuester Zeit eine solche Ausdehnung und Bedeutung gewonnen, daß es von großem Interesse sein muß, ihre geschichtliche Darstellung durch einen an denselben thätig mitwirkenden Publicisten unternommen zu sehen. Das vorliegende Buch berichtet über diese Bestrebungen seit den Anfängen der schweizerischen Eidgenossenschaft bis auf die Gegenwart in gedrängter, aber dennoch sehr vollständiger und klarer Weise, sodaß es namentlich auch dem Ausländer zu empfehlen ist, der sich über die schweizerischen Verhältnisse, die trotz der Kleinheit des Landes so oft schon nach außen hin Einfluß übten, näher unterrichten möchte. Die Wurzel aller demokratischen Bestrebungen in der Schweiz liegt natürlich in den Landsgemeinden der kleinern Cantone. Die älteste urkundlich bekannte Landsgemeinde ist die zu Schwyz im Jahre 1294, welche den Güterverkauf an Fremde oder an Klöster verbot. Die Landsgemeinde hieß in ältester Zeit „Landtag"; ihr jetziger Name kam erst um die Mitte des 15. Jahrhunderts in Gebrauch. In dieser Einrichtung wurde die sonst überall unterdrückte echt germanische Volksfreiheit Jahrhunderte hindurch erhalten, und lange blickten deutsche Völker-

schaften mit Sehnsucht nach den Alpen und wußten in ihren Sagen vom kommenden großen Kampfe um die Freiheit zu erzählen. Auch in den größern Cantonen finden sich in älterer Zeit, ja noch bis zur Reformation Spuren von Zuratheziehung des Volks bei wichtigen Fragen, namentlich im mächtigen Canton Bern, sie fielen aber später der Befestigung der Herrschaft des Patriciates zum Opfer und wurden vergessen. Nur die aufständischen Bauern der Cantone Bern, Luzern, Solothurn und Basel im Jahre 1653 hielten große Landsgemeinden, aber ihre Erhebung wurde blutig unterdrückt. Weitere kleinere Bewegungen zur Erlangung der verlorenen Volksrechte folgten sich, ohne günstigern Ausgang, bis zum Zusammenbruche der alten Eidgenossenschaft im Jahre 1798. Rousseau's „Gesellschaftsvertrag" trug viel dazu bei, die demokratischen Grundsätze in den Gemüthern so zu befestigen, daß die Aristokratie ohne viel Bedauern fiel, um so mehr, da sie nicht von der Einheit des Landes getragen wurde, sondern in viele kleine Theile zersplittert war. Die an der Stelle der alten Eidgenossenschaft durch die französischen Waffen errichtete Helvetische Republik führte wohl eine demokratische, d. h. auf allgemeiner Rechtsgleichheit beruhende Verfassung ein, aber nur eine repräsentative, in welcher das Gesetzgebungsrecht des Volks der kleinen Cantone ganz verschwand. Das letztere misfiel den Betheiligten in hohem Grade, und der fremde Ursprung des neuen Staatsgebildes wie auch der Verlust der Cantonssouveränetät stieß den größten Theil der Schweizer ab. Es folgten fünf Jahre voll von Parteikämpfen, Krieg, Noth und Verwirrung, bis Napoleon 1803 durch seine Vermittelung (Mediation) den Föderalismus herstellte. Vom Volksgesetzgebungsrecht, das die kleinen Cantone wieder erhielten, war in der übrigen Schweiz keine Rede, ja nicht einmal von directen Wahlen und von vollständiger Rechtsgleichheit zwischen Stadt und Land, und dies dauerte bis 1830 (die Restauration von 1814 war noch weiter zurückgegangen). Nach der Julirevolution, welche auf die Schweiz so mächtig einwirkte, wurde in allen nicht mit der Landsgemeinde oder ähnlichen Einrichtungen begabten Cantonen, außer Neuenburg und Genf, gleiche Vertretung aller Landestheile eingeführt; nur Basels Widerstand bewirkte die Trennung von Stadt und Land. Den Anfang zum Volksgesetzgebungsrecht außerhalb der Landsgemeinden machte das Veto, d. h. das Recht des Volks, über die Annahme oder Ablehnung von Gesetzen zu entscheiden, wenn eine gewisse Anzahl von Bürgern die Abstimmung verlangte. Das Veto wurde 1831 in St.-Gallen eingeführt, um weitergehenden demokratischen Planen die Spitze abzuschneiden, 1832 in Basel-Land, 1839 in Wallis, 1841 in Luzern. Es währte nicht lange, so begann sich das Veto zum facultativen Referendum zu entwickeln (siehe den Unterschied zwischen beiden in dem Artikel „Die Verfassungen der Schweiz", vom Verfasser dieser Zeilen in „Unsere Zeit", 1881); dasselbe fand 1844 in Wallis, 1845 in Waadt und 1846 in Bern Eingang, und in Waadt kam bereits die Initiative dazu, d. h. das Recht der Bürger, von sich aus die Einführung von Gesetzen zu beantragen. Die Bundesverfassung von 1848, welche die bis dahin fehlende, von den Freisinnigen längst ersehnte Einheit in der Schweiz herstellte, verlieh dem Volke das Recht, wenn 50000 Bürger es verlangen, über die Frage abzustimmen, ob eine Revision der Bundesverfassung stattfinden solle oder nicht. Nach 1848 schafften Schwyz und Zug die Landsgemeinde ab, die ersteres durch das obligatorische Referendum (Vorlage jedes Gesetzes zur Volksabstimmung) ersetzte. Mit dem alten Veto hinkten Thurgau 1849 und Schaffhausen 1852 nach. Aargau führte 1852 die Initiative ein, Neuenburg 1858 ein beschränktes Referendum, Basel-Land 1863 das obligatorische Referendum, Zürich, Thurgau, Bern und Solothurn 1869 dasselbe, ebenso Aargau 1870, Luzern 1869 nur das facultative. In Zürich und Thurgau traten noch die Initiative und die Wahl der Regierung durch das Volk dazu. Die Bundesverfassung von 1874 endlich führte auch für eidgenössische Fragen das facultative Referendum ein; es ist zu seiner Vornahme ein Begehren von 30000 Bürgern erforderlich. Alles Nähere wolle man in dem besprochenen Buche selbst nachsehen.

8. Archiv für Geschichte des deutschen Buchhandels. Herausgegeben von der historischen Commission des Börsenvereins der deutschen Buchhändler. Redacteur: F. H. Meyer. Siebenter Band. Leipzig, Kirchner. 1882. Gr. 8. 4 M.

Dieser Band enthält: „Buchdruck und Buchhandel in Brandenburg-Preußen, namentlich in Berlin, 1540—1740", von Friedrich Kapp; „Ambrosius Froben in Basel als Drucker des Talmud", von H. Pellmann; „Primus Tauber, Hans Freiherr von Ungnad und Genossen", von F. H. Meyer; „Die Anfänge des leipziger Meßkatalogs", von A. Kirchhoff; „Streitigkeiten über die Gewerbsbefugnisse in Leipzig 1598 fg.", von demselben; „Zur ältern Geschichte der kursächsischen Privilegien gegen Nachdruck", von demselben; „Die Entwickelung des Buchgewerbes in Dorpat", von Professor Wilhelm Stieda; „Der deutsche Buchhandel gegen Ende des 18. und zu Anfang des 19. Jahrhunderts", von F. H. Meyer, sowie mehrere Miscellen.

Otto Henne-Am Rhyn.

Handbuch für Alpenreisende.

Handbuch des alpinen Sport von Julius Meurer. Mit sieben Abbildungen und einer Karte der Alpen. Wien, Hartleben. 1882. 8. 5 M. 40 Pf.

In Hartleben's Verlag erscheint seit längerer Zeit eine „Sportbibliothek", von der das vorliegende Buch Nummer 9 bildet. Bisher war es freilich nicht üblich, den Alpentouristen oder gar den Sommerfrischler im Hochgebirge zu den Sportsmen zu zählen. Bedenkt man jedoch, daß der Sinn des unübersetzbaren englischen Wortes einen Mann bezeichnet, der sich mit Vorliebe einer speciellen körperlichen Uebung im Freien, im wesentlichen zu Vergnügungszwecken, widmet, so ist der als tüchtiger und gewiegter Alpenfahrer wohlbekannte Verfasser allerdings berechtigt, auch von einem alpinen Sport zu reden. Er betrachtet den Sport überhaupt als ein treffliches Mittel, um den verderblichen Folgen einseitiger aufregender Geistesarbeit und sitzender Lebensweise, der Nervosität unsers Zeitalters, der schnellen Abnutzung der Lebenskraft, der früh eintretenden Abstumpfung, der immer häufiger erscheinenden Geisteskrankheiten, erfolgreich entgegenzuwirken. Daß von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet der alpine Sport eine besonders hohe Stelle einnimmt, ist unleugbar. Wird es doch immer häufiger, daß Aerzte ihre an Ueberreizung oder Uebermüdung der Nerven leidenden Patienten ins Hochgebirge senden, wo zu der geistigen Aus- und körperlichen Anspannung, die jeder Sport bietet, noch als wesentliches hygieinisches Element die reine, dunst- und staubfreie, leichte Luft hinzukommt. Ist doch seit den dreißig Jahren, wo man überhaupt von alpinem Sport reden kann, der Besuch des Hochgebirges vom Triglav (Terglou) bis zum Col di Tenda, und vom Zugspitz bis zur Marmolada in solch riesigen Verhältnissen gewachsen, daß im Hochsommer die überall, selbst an den unwirthbarsten Orten wie Pilze aus der Erde schießenden Gasthöfe dem Bedürfnisse nicht mehr zu genügen vermögen, und der Touristenstrom seine Arme selbst in die wildesten und entlegensten Schluchten sendet. Da erscheint es wohl gerechtfertigt, eine theoretisch-praktische Anleitung für das Reisen in den Alpenländern und für den Aufenthalt im Gebirge zu veröffentlichen, wie sie das vorliegende Buch enthält.

Der Verfasser berücksichtigt alle Gattungen von Alpenreisenden, vom Sommerfrischler bis zum Hochalpinisten, der das Matterhorn im Sturme nimmt und den Uebergang über die Strahlegg als einen angenehmen Spaziergang betrachtet. Nachdem er im ersten Kapitel den Alpensport im allgemeinen charakterisirt, gerechtfertigt und seine Wirkungen auf Körper und Geist gepriesen hat, ertheilt er im zweiten Anweisung, wie Reise und Aufenthalt am zweckmäßigsten einzurichten, belehrt im dritten über die entsprechende Ausrüstung, läßt im vierten die verschiedenen Alpenländer und Gebirgsregionen Revue passiren, um nachzuweisen, welche Gegenden, welche Orte, welche Höhenlage sich für die verschiedenen Arten von Touristen am besten eignen, und gibt endlich im fünften eine vollständige Uebersicht und theilweise Charakteristik der vielen in der neuesten Zeit gegründeten Gesellschaften zur Erforschung und Bereisung des Hochgebirges.

Die Sommerfrischler werden besonders gewarnt, die gewohnte heimatliche und städtische Lebensart und Tageseintheilung nicht mit in die Berge zu schleppen, sondern inmitten der Natur auch naturgemäß zu leben. Die Unterscheidung zwischen dem Touristen in den Gebirgsländern und dem Fußtouristen in den Bergen ist allerdings ziemlich willkürlich und deshalb die Charakteristik beider eine ziemlich vage. Die ihnen wie den Hochalpinisten gegebenen Reiseregeln sind etwas dürftig und beschränken sich auf das allgemein Bekannte, ausgenommen die dem Güßfeldt'schen Aufsatze „Ueber das Wandern im Hochgebirge"*) entnommene Anweisung. Um so eingehender und specieller ist die Bekleidung und Ausrüstung behandelt. Daß die zumal den Hochalpinisten in dieser Beziehung ertheilten Rathschläge im ganzen zweckmäßig sind, läßt sich bei einem so erfahrenen Touristen wie der Verfasser nicht anders erwarten, wenn wir uns auch nach eigenen Erfahrungen nicht mit allen seinen Toilettevorschriften einverstanden erklären können. Sehr beachtenswerth sind seine Vorschriften betreffs der Verproviantirung; schade nur, daß die betreffenden Nahrungsmittel meist an Ort und Stelle nicht zu beschaffen sind, und nur wenige Hochalpinisten die Vorsicht, beziehungsweise die Mittel haben dürften, die bezeichneten Fleischconserven sowol wie die Waterproof-coats, Gummiflaschen u. s. w. von London oder Wien kommen zu lassen.

Das erste Kapitel des vierten Theils, eine kurze Charakteristik der sieben Zonen, in welche der Verfasser das Alpengebirge eintheilt, ist nothwendig sehr summarisch und deshalb eigentlich überflüssig, da sich jeder Tourist doch vorher über die Wahl seines Excursionsgebiets und dessen Charakter genauer informiren muß und dazu in den betreffenden Reisebüchern und wissenschaftlichen Werken ausreichendes Material findet. Wichtiger ist dann das folgende Kapitel über die zu wählenden Standquartiere. Hier möchten wir vor allem, auf langjährige Erfahrungen gestützt, dringend mahnen, den Rath des Verfassers beherzigend, mindestens zu Anfang der Alpenreise ein wohlgeeignetes festes Standquartier für längere oder kürzere Zeit zu wählen, um sich dort gleichsam erst zu acclimatisiren und an die eigenthümliche neue Lebensweise sowie die Anstrengungen der Hochgebirgstouren allmählich zu gewöhnen. Wer nicht mehr jung und kräftig ist, wer nicht

*) Vgl. „Zeitschrift des deutsch-österreichischen Alpenvereins", Jahrgang 1881, I, 73 fg.

die Absicht hat, Gletschertouren zu machen und schwierige Hochgipfel zu erklimmen, wird überhaupt den größten Genuß wie den größten Vortheil für seine Gesundheit haben, wenn er, statt täglich den Ort zu wechseln, nur zwei bis drei besonders günstig gelegene Standquartiere aufsucht, um von dort in aller Bequemlichkeit, frei von dem lästigen Gepäck, die schönsten Punkte der Umgebung in längern oder kürzern Streifzügen zu besuchen — ganz abgesehen davon, daß diese Art des Reisens weit billiger ist als der stete Wechsel des Aufenthalts.

Statt der immerhin sehr willkürlichen und zu häufigen Wiederholungen oder unnatürlichen Trennungen nöthigenden Eintheilung der Standquartiere in solche für bequeme Reisende, für Fußtouristen und für Hochalpinisten, hätte der Verfasser besser gethan, in einer Gesammtaufzählung diejenige Gattung von Reisenden, für die sich das betreffende Quartier besonders eignet, durch Buchstaben oder Ziffern zu bezeichnen. Warum, um ein Beispiel anzuführen, der Schröcken, die so leicht zu erreichende Glanzpartie des Bregenzer Waldes, für den Hochalpinisten reservirt worden, ist absolut unerkennbar. Natürlich kann man an eine solche Aufzählung nicht den Anspruch der Vollzähligkeit stellen. Auch daß bei der raschen Uebersicht über ein so ungeheueres Terrain einzelne Irrthümer mit unterlaufen, ist nicht zu verwundern, wie z. B. wenn der Verfasser sagt, die Simplonstraße sei von dem Thale der Saaser Visp durch „den gewaltigen Saaskamm“ geschieden, während doch der letztere seine ungeheuere Steilwand zwischen die beiden Vispthäler einschiebt und ostwärts zwischen den Thälern der Saaser Visp und denen der Diveria und Tosa, welche die genannte Heerstraße durchzieht, die Kette des Fletschhorns sich erhebt, dessen Doppelgipfel, so stolz und schön er aufragt, sich mit den mächtigen Mischabelhörnern, dem Culminationspunkte des Saasgrates, nicht zu messen vermag.

Nach den Standquartieren für die Touristen bespricht Meurer kurz die Höhenluft-Curorte, die bekanntlich in der Therapie jetzt eine so bedeutende, freilich in neuester Zeit von einigen Seiten wieder bestrittene Stelle einnehmen. Mit Recht verlangt er, daß solche Curorte mindestens 800 Meter Seehöhe und eine gegen die Nord- und Ostwinde geschützte Lage haben, daß sie weder auf einem freien Hochplateau noch auf einem isolirten Gipfel, ebenso wenig aber in einem engen geschlossenen Thalkessel liegen dürfen. Davos am Platz ist bisjetzt das unerreichte Muster für solche Zwecke. Daß unser Verfasser sich begnügt, diesen Ort und Sanct-Moritz im Engadin anzuführen, hat wol seinen Grund darin, daß überhaupt eigentlich das ganze Kapitel sich in einem „Handbuch für den alpinen Sport“ etwas seltsam ausnimmt.

Am Schlusse des vierten Abschnitts werden die nicht zahlreichen Standquartiere für die Besucher der im letzten Jahrzehnt sehr in Aufnahme gekommenen Hohen Tatra, der nordwestlichen, die höchste Erhebung des ganzen Gebirges darstellenden Gruppe der Karpaten aufgezählt. Den Schluß des Buchs bildet, wie bereits erwähnt, eine Uebersicht über die bestehenden Alpenclubs und sonstigen Gebirgsvereine nebst den Statuten der bedeutendsten derselben: des englischen, österreichischen, schweizer, französischen, italienischen Alpenclubs, des deutsch-österreichischen Alpenvereins und des ungarischen Karpatenvereins. Auch ein amerikanischer, spanischer und skandinavischer Gebirgsverein werden aufgeführt.

Die Sprache des Buchs verräth den Oesterreicher. Ausdrücke wie ein aperer Berg (mons asper?), Spagat (für Bindfaden) werden diesseit des Böhmerwaldes und Erzgebirges kaum verstanden werden. Der mit Vorliebe angewandten Fremdwörter hätte sich der Verfasser besser enthalten. „Für einen séjour in Betracht ziehen“, lautet nicht hübsch, und orthographische Irrthümer wie „de rigeur, par préférance, Cumulitivname“ dienen nicht zum Schmuck des Buchs. Dergleichen Kleinigkeiten werden nicht hindern, daß das Werk, dem eine gute Uebersichtskarte der Alpen im Maßstabe von 1 : 250000 beiliegt, seinen Weg macht; zumal ihm in Oesterreich schon der Name seines Autors eine gewisse Verbreitung sichert. Selbstverständlich kann und soll dasselbe weder einen speciellen Reiseführer noch ein wissenschaftliches Werk über die Alpen ersetzen, von deren Bau so wenig die Rede ist wie von ihren mineralogischen, floristischen und faunistischen Schätzen oder ihren ethnographischen Verhältnissen.

Otto Speyer.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Von Ernst Eckstein's Roman „Die Claudier“, den wir in d. Bl. nach Verdienst gewürdigt haben, ist bereits die vierte Auflage erschienen. Auch ist der Roman ins Holländische und ins Englische übersetzt worden, und die auswärtige Presse, namentlich die amerikanische, spricht sich sehr günstig über denselben aus. — Das Aufsehen, welches Richard Wagner's Bühnenweihfestspiel „Parsifal“ erregte, hat die allgemeine Aufmerksamkeit noch mehr als früher auf den mittelalterlichen Stoff und die Dichtung Wolfram's von Eschenbach hingelenkt. Der größte Kenner des „Parcival“ in Deutschland ist San-Marte, der unsere Parcival-Literatur mit den bedeutendsten Schriften bereichert hat; wir erwähnen nur seine „Parcivalstudien“ (3 Bde., Halle, Waisenhaus 1861—62) und die Uebersetzung von Wolfram's von Eschenbach „Parcival“ (2 Bde., Leipzig, F. A. Brockhaus). Neuerdings hat San-Marte in der „Allgemeinen conservativen Monatsschrift“ (Jahrgang 1883, erstes Heft) einen interessanten Aufsatz über Wolfram's von Eschenbach „Parcival“ veröffentlicht, in welchem er den Grundriß des großen Gedichts einfach und klar aufzeichnet und nachweist, wie der Charakter des großen dichterischen Gemäldes durch drei Gruppen bestimmt wird, welche ihrem Wesen nach scharf voneinander gesondert sind: „1) das beseligende Gralreich, dargestellt durch den heiligen Gral und seine Angehörigen, die Berufenen und Auserwählten des Herrn;

2) das Reich des Bösen, repräsentirt durch Teufel, höllische Dämonen, Zauber und Heidenthum in Sekundille und Klinschor mit seinem Anhange; 3) das Weltreich mit seiner Herrlichkeit in Schildesamt und Minnedienst, als dessen Mittelpunkt König Artus mit seiner Tafelrunde erscheint." Den nähern Nachweis der Bedeutung dieser drei Gruppen möge man in der gründlich eingehenden Abhandlung selbst nachlesen.

— Von den „Verhandlungen des deutschen Gesellig-Wissenschaftlichen Vereins zu Neuyork" liegt uns das sechste Heft vor. Dasselbe enthält die Protokolle der im Jahre 1882 bis zum 7. Juni stattgefundenen Plenarversammlungen des genannten Vereins. Wir entnehmen hieraus die Themata einiger Vorträge: „Leben und Sitten in der Regentschaft Tunis", „Linné's Beziehungen zu Neugranada", „Das englische Recht und das römische Recht als Erzeugnisse indogermanischer Völker", „Die politische Beredsamkeit in Athen", „Kunstpflege und Kunsterziehung in den Vereinigten Staaten", „Ein Blick auf die Südostslawen und ihre Volksliteratur", „Savonarola", „Die Darwin'sche Theorie". „Ueber den Geist unserer Gesetze" hat Charles Wehle in jenem neuyorker Verein einen Vortrag gehalten, welcher bei Steiger u. Comp. daselbst 1882 in Druck erschienen ist. Man muß bekennen, daß der Geist, in welchem diese Broschüre geschrieben ist, dem Deutschthum nur zur Ehre gereicht; gibt es viel solcher Landsleute jenseit des Oceans, so werden sie je länger je mehr der Sauerteig der dortigen Bevölkerung sein. Ueberhaupt sieht man, daß unsere Landsleute drüben den Geist deutscher Wissenschaftlichkeit pflegen und dadurch unter sich einen Zusammenhang wie für die nordamerikanische Cultur ein Ferment bilden. Es verdient höchste Anerkennung, daß sie drüben im Prakticismus nicht untergehen, sondern echte Universalität mit Gründlichkeit im Dienste des deutschen Idealismus verbinden.

— „Das Buch vom Wetter oder Das Wetter im Sprichwort" betitelt sich eine Schrift von Rudolf Mültdener, welche im Verlag von Bacmeister in Bernburg erschienen ist. Der Verfasser meint, daß viele unserer im Volke lebenden Wetterregeln auch eine unleugbare praktische Wahrheit enthalten und darum deren Sammlung dem Volke vom Nutzen sein könne. Es werden nun die auf das Jahr, die Monate, die Woche, die Jahreszeiten, die beweglichen Feste, den Mond, Regen, Schnee, Wolken, Gewitter und Wind bezüglichen Sprichwörter behandelt. Der auf die Arbeit verwendete große Fleiß verbirgt sich hinter einer großen Uebersichtlichkeit und Durchsichtigkeit des aus allen Enden zusammengetragenen Materials; wer nach einer möglichst vollständigen Quellensammlung der volksthümlichen Wetterregeln verlangt, der darf getrost zu diesem Büchlein greifen. Die überaus intensive Beziehung des Volksgeistes zum Wetter wird ihm daraus in überzeugender Weise entgegentreten, und er wird für den hier gelieferten Beitrag zur Psychologie eben dieses Volksgeistes nur dankbar sein.

— Eine von großer Belesenheit zeugende, fesselnd und humoristisch geschriebene kleine Schrift ist „Die niedere Thierwelt im Dichter- und Volksmunde" von Wilhelm Mediens (Leipzig, Thiel). Nach der angedeuteten Seite hin werden charakterisirt: die Würmer, Raupe, Puppe, Schmetterling, Wespe, Hummel, Hornisse, Biene, Ameise, Fliege und Mücke, die Spinne, Grille, Motte, der Floh, die Laus, der Krebs, die Schnecke, die Perle. Die Initialen eines jeden Abschnitts enthalten vortreffliche Illustrationen, die Ausstattung ist vortrefflich, die Lektüre im besten Sinne des Wortes amusant.

— Unter dem Titel „Unter welfischem Scepter" hat Otto Borchers Erinnerungen eines Hannoveraners aufgezeichnet, welche 1882 in dritter Auflage bei Lion in Hof erschienen sind. Die hier gegebenen Mittheilungen eines tief Eingeweihten sind außerordentlich pikant und interessant; im großen und ganzen entrollen sie ein düsteres Gemälde, einen abschreckenden Spiegel der Zeit vor 1866 in Hannover. Der Verfasser beweist, wie die damals vollzogene Annexion des Königreichs Hannover an Preußen eine Nothwendigkeit und ein Segen war; fern von aller Liebäugelei mit der jetzt herrschenden Macht, liefert er einen höchst schätzenswerthen Beitrag zur Geschichte jener welthistorischen Krisis und zu den Schattenseiten der deutschen Kleinstaaterei.

— Zwei vortreffliche Abhandlungen über die „Mythologie und Civilisation der nordamerikanischen Indianer" hat Karl Knortz herausgegeben (Leipzig, Frohberg). Dieselben beruhen auf gründlichen Studien und eingehender Sachkenntniß und sind allen, welche sich für die im Titel angegebenen Fragen interessiren, sicher von hohem Werth.

Bibliographie.

Aus der Heemte! Humoresken, Scizzen und Gedichte in schlesischer Mundart von Philo vom Walde. Berlin, A. Senff. 8. 1 M. 50 Pf.

Brand, H., Heinrich von Brabant, das Kind von Hessen. Eine Erzählung aus dem 13. Jahrhundert. 2 Thle. in 1 Bd. Kassel, Wigand. 8. 5 M.

Byr, R., Lydia. Roman. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 8. 5 M.

Crome-Schwiening, C., Dramatische Solo-Scenen. Erfurt, Bartholomäus. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Deckert, E., Ueber die geographischen Grundvoraussetzungen der Hauptbahnen des Weltverkehrs. Verkehrsgeographische Studie. Leipzig, Frohberg. Gr. 8. 80 Pf.

Dehn, P., Deutschland und die Orientbahnen. München, Franz. Lex.-8. 2 M.

Dewall, J. van, Ein Mann. Roman. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 8. 5 M.

Dincklage, Emmy v., Die Amsivarier. Heimat-Geschichten. Leipzig, Friedrich. 8. 5 M.

Ganghofer, L., Der Jäger von Fall. Eine Erzählung aus dem bayerischen Hochlande. Stuttgart, Bonz u. Comp. 12. 3 M. 50 Pf.

Gedenkblätter für das k. k. Dragoner-Regiment Feldmarschall Erzherzog Albrecht Nr. 4, gewidmet den Unteroffizieren und Dragonern des Regiments. Wien, Seidel u. Sohn. 1882. 8. 1 M. 60 Pf.

Hosäus, W., Ernst Wolfgang Behrisch. (1738—1809). Ein Bild aus Goethe's Freundeskreise. Dessau, Reißner. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Indiscretionen. Aus den Erinnerungen eines patriotischen Reptils. 1. Berlin, Hofmann u. Comp. Gr. 8. 7 M.

Kirchmann, J. H. v., Erläuterungen zu dem Organon des Aristoteles. 5 Thle. in 1 Bd. Heidelberg, Weiss. Gr. 8. 6 M.

Knortz, K., Amerikanische Gedichte der Neuzeit. Frei ins Deutsche übertragen. Leipzig, Wartig's Verlag. 8. 2 M. 70 Pf.

Kulemann, R., Golo. Eine Tragödie. Dresden, Barth u. Comp. 8. 2 M.

Kuenen, A., Volksreligion und Weltreligion. Fünf Hibbert-Vorlesungen. Vom Verfasser autorisirte und durchgesehene deutsche Ausgabe. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 5 M.

Lau, Kurzer Abriß der Geschichte des 2. Hannoverschen Infanterie-Regiments Nr. 77. Nach den Akten und Kriegstagebüchern für die Unteroffiziere und Mannschaften zusammengestellt. Mit 1 Bildniß und 7 Terrainskizzen. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Lübeck, H., Maximilian von Mexiko. Trauerspiel. Leipzig, Mutze. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Merwart, K., Madame Ackermann. Eine literarhistorische Skizze. Wien, Hölder. 1882. Gr. 8. 50 Pf.

Morgenstern, Lina, Victoria, Kronprinzessin des deutschen Reichs, Prinzeß Royal von Großbritannien. Festschrift. Leipzig, Kempe. 8. 1 M. 20 Pf.

Wiener Neudrucke. Nr. 1—3. Wien, Konegen. 8. 2 M. 60 Pf.

Riffert, J., Kaiser Heinrich der Vierte. Eine Trilogie. 3 Bde. Leipzig, Reißner. 8. à 2 M.

Rizzi, V., Dorfgeschichten aus Kärnten. Herausgegeben vom Grillparzer-Literatur-Verein. Wien. 1882. Gr. 8. 1 M.

Schröter, C., Die Flora der Eiszeit. Mit einer Tafel. Zürich, Wurster u. Comp. 1882. 8. 2 M.

Schuster, H., Friedrich von Hagedorn und seine Bedeutung für die deutsche Literatur. Eine literarhistorische Abhandlung. Leipzig, Fock. 1882. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Schwerin, Josephine Gräfin, Rodanseck. Berlin, Goldschmidt. 8. 1 M.

Saegert, C., Pädagogisch-didaktische Erläuterungen zur Frage des höheren Schulwesens. Schleswig, Bergas. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Skowronnek, F., Quellenkritische Beiträge zur Wallensteinfrage. Königsberg, Nürnberger. 1882. Gr. 8. 40 Pf.

Stolz, C., Land und Leute auf der Westküste Indiens. Nach eigener Anschauung geschildert. Basel, Missionsbuchhandlung. 1882. 8. 50 Pf.

Süpfle, T., Ueber den Kultureinfluss Deutschlands auf Frankreich. Metz, Scriba. 1882. Gr. 4. 1 M.

Ziehen, E., Gaston von Ronac. Schauspiel. Leipzig, Mutze. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Anzeigen.

Die Allgemeine Zeitung

(mit wissenschaftlicher Beilage und Handelszeitung)

früher in Augsburg erschienen

ist in Deutschland und Oesterreich durch die Postanstalten für 9 M. vierteljährlich (**pro März für 3 Mark**) zu beziehen. Preis bei directer Versendung unter Streifband monatlich 4 M. (5 M. 60 Pf. für die anderen Länder des Weltpostvereins). Quartalpreis bei wöchentlicher Versendung im Weltpostverein 14 M. 40 Pf., außerhalb desselben 19 M. 50 Pf.

Leitartikel, wissenschaftliche und handelspolitische Aufsätze ꝛc. ꝛc. in Nr. 58 bis 64.

Das Cabinet Ferry. — Päpstlicher als der Papst. — Die neueste Reform der directen Steuern in den Reichsrathsländern Oesterreichs. (III. Schlußartikel.) — Die montenegrinische Grenzregulirung. — Die Wiedereinführung der Todesstrafe im Kanton Zürich. — Der tripolitanische Zwischenfall. — Das Costümfest im königlichen Schlosse zu Berlin. — Die neue Lage in Frankreich. — Der neue Orient.

Neue staatswissenschaftliche Literatur. — Richard Wagner. (III/IV.) — Von der römischen Kunstausstellung. (III.) — Die Heilsarmee in Genf. — Shakspere's Geheimniß und Bacon's „Promus". — Fridericiana. Von W. Wiegand. ((I/II.) — Die handelspolitische Stellung Oesterreichs in der Levante. Von F. X. von Neumann-Spallart. (III.) — Eine magyarische Kriegserklärung. Von R. Heinze. — Erckmann-Chatrian. Von L. Pfau. XI. Plenarversammlung des Deutschen Landwirthschaftsraths.

Aufträge für Streifbandsendungen an die Expedition in München.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Romane und Erzählungen

von

Fredrika Bremer.

Neue Ausgabe.

24 Theile. Geh. 20 M. Geb. (9 Bde.) 30 M.

Die neue wohlfeile Ausgabe von Fredrika Bremer's Romanen liegt vollständig vor und ist allen deutschen Familien, in welchen diese ansprechenden Schilderungen aus dem häuslichen Leben sich noch nicht heimisch gemacht haben, aufs wärmste zu empfehlen.

Die Sammlung enthält:

Die Töchter des Präsidenten. 7. Auflage.
Die Familie H. 4. Auflage.
Das Haus. 2 Theile. 8. Auflage.
Die Nachbarn. 2 Theile. 8. Auflage.
Nina. 2 Theile. 5. Auflage.
Ein Tagebuch. 2 Theile. 4. Auflage.
Streit und Friede. 6. Auflage.
In Dalekarlien. 2 Theile. 2. Auflage.
Kleinere Erzählungen. 3. Auflage.
Geschwisterleben. 3 Theile. 3. Auflage.
Sommerreise. Eine Wallfahrt. 2 Theile. 2. Auflage.
Vater und Tochter. 2 Theile. 2. Auflage.
Hertha. 3 Theile. 3. Auflage.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Neu erschienen im Verlage von **Eugen Grimm** in Leipzig und zu beziehen durch jede Buchhandlung:

Der Orden der Odd-Fellows,

dessen Geschichte, Organisation und Wesen.

Octav, gebunden 6 Mark.

Inhalt: Ursprung — Namensanfänge — der Orden in England — der Orden in Amerika — der Orden in Deutschland — Verzeichniss der Logen — Statistische Notizen — Organisation des Ordens — Wesen des Ordens.

Eine Bibliothek,

bestehend in Werken der **Bibliographie, Bibliothekswissenschaft, Litteraturgeschichte, Gelehrten- und Universitätsgeschichte,** wird gegen sofortige Baarzahlung zu kaufen gesucht. Offerten mit Preisangabe unter **H. J. 641. Invalidendank, Leipzig.**

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

DAS SYSTEM DES VEDÀNTA

nach den Brahma-Sûtra's des Bâdarâyaṇa und dem Commentare des Çaṅkara über dieselben als ein Compendium der Dogmatik des Brahmanismus vom Standpunkte des Çaṅkara aus

dargestellt von

DR. PAUL DEUSSEN.

8. Geh. 12 Mark.

Eine eingehende Darstellung des religionsphilosophischen Systems des Vedânta, welche den Anforderungen der Sanskritgelehrten entspricht, wie auch allen Freunden philosophischer und theologischer Forschung zugänglich ist. Der Verfasser weist namentlich auf die Analogien mit dem Kantianismus und mit den Dogmen des Christenthums hin, die in der Vedântalehre sich vorfinden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Arabischer Dragoman.

Grammatik, Wörterbuch, Redestücke

der neu-arabischen Sprache.

Ein Handbuch für Reisende in Ägypten, Palästina und Syrien, sowie für Studierende der arabischen Sprache.

Von

Dr. Philipp Wolff.

Dritte Auflage. 8. Geh. 5 M. 50 Pf. Geb. 6 M. 50 Pf.

Die vorliegende dritte Auflage dieses praktischen Sprachbuchs, das für jeden Orientreisenden unentbehrlich, aber auch Studierenden der arabischen Sprache bestens zu empfehlen ist, wurde vom Verfasser wesentlich vermehrt und verbessert. Namentlich hat das deutsch-arabische Wörterbuch noch sehr an Reichhaltigkeit gewonnen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 12. —— 22. März 1883.

Romane von Hans Wachenhusen.

1. Der Schweden-Schatz. Roman von Hans Wachenhusen. Drei Bände. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 1883. 8. 12 M.
2. Was die Straße verschlingt. Socialer Roman von Hans Wachenhusen. Drei Bände. Berlin, Hofmann u. Comp. 1882. 8. 10 M.

Es ist so viel Manierirtheit und Künstelei in die neue Romanschreibung eingedrungen; aus verkehrten Mustern ist so viel verkehrte Theorie herausdestillirt worden, daß mehr als je eine umfassende und zugleich geläuterte Aesthetik des Romans von berufener Seite erwünscht sein müßte. Man möchte fast sagen, daß diejenigen Autoren, welche ohne alle Prätensionen frei dem Hang zum Fabuliren folgen, noch das rechte Princip der Romandichtung aufrecht erhalten, während die in Form und Inhalt gleich anspruchsvollen, von der Mode begünstigten Doctrinäre der gelehrten Romanschreiberei das ganze Genre auf einen falschen Ton gestimmt haben.

Es gibt Menschen, die nie eine Feder in die Hand genommen haben, die aber das Talent besitzen, das vielen hochgefeierten Romanschriftstellern fehlt und doch für die Romandichtung das unerläßlichste ist: die Gabe zu erzählen. Häufiger findet man diese bei beliebten Unterhaltungsschriftstellern, die, ohne classische Aspirationen, schreiben, wie ihnen der Schnabel gewachsen ist: ein Vorzug, den man erst schätzen lernt, wenn man mit unbefangenem Blick viele von der Mode gestempelte Dichtwerke betrachtet, in denen sich die Musen in femmes précieuses verwandelt zu haben scheinen.

Zu diesen Naturalisten des Romans, nicht im Sinne Emile Zola's, im Sinne einer in Romandichtung umgesetzten Physiologie, sondern im Sinne einer natürlichen ungeschminkten Darstellungsweise, gehört auch Hans Wachenhusen: er kennt die Welt und das Leben; er erzählt frisch und lebendig; er weiß mit seinen Romanen eine Spannung zu erregen, die sich an gut erfundene Motive knüpft, was einigen der gefeiertsten Romanschriftsteller durchaus nicht gelingen will. Er mag vielen nicht stilvoll, nicht vornehm, nicht geistig bedeutend genug erscheinen; aber seine Darstellungsweise entspricht den Aufgaben, die er sich stellt, sprengt nirgends den Rahmen der Erzählung durch weitergehende Tendenzen, nimmt nirgends ein gelehrtes Air an, schöpft nirgends aus dem Borne tiefsinniger Brahmanenweisheit; er erzählt Vorgänge des wirklichen Lebens aus allen Gesellschaftskreisen mit ungezwungener Glaubwürdigkeit und einer gewissen weltmännischen Gewandtheit, nicht ohne satirische Beleuchtung und poetischen Anflug.

Freilich, in seinem vorletzten Romane steckt er auch die Fahne der Tendenz auf. Die Lorbern Emile Zola's ließen ihn nicht schlafen. Er sagt in seinem Vorworte:

> Ist es dem Romantiker gestattet, die Wahrheit zu schreiben, oder ist in der Wahrheit keine Romantik? Ich meine, dem Manne, der jeden Morgen, fester gerüstet als ehedem, für sich und die Seinen in den Kampf um die Existenz treten muß, bietet die letztere der Conflicte oft so arge und ungeheuerliche, daß es der Erfindung nicht bedarf. Ein aufmerksames Ohr hört auch durch den Lärm der großen Städte das Commandowort des Schicksals und die Klagelaute seiner Opfer. Die eigene Schuld des Romantikers also ist es, wenn er so oft den Vorwurf hören muß: Deine Helden sind keine Menschen von Fleisch und Blut, sie handeln nicht als solche!

Und weiterhin bekennt er, daß er geschrieben habe, wie etwa der Staatsanwalt den Lebenslauf eines Verbrechers zusammenstellt, um daraus die Schuld desselben zu resumiren. „Versteht man unter dem Roman etwas Erfundenes, das straffreie Gegentheil der Wahrheit, so ist in diesem Sinne das Nachfolgende kein Roman, sondern ein wahres Lebensbild ohne Retouche.“ „Daß ich mit diesem Stoff“, fügt er hinzu, „einmal aus dem romantischen

Gehege des Idealismus ausgebrochen bin, geschah aus Ueberdruß an der Schönfärberei unserer romantischen Schule." Wir meinen, daß das poetisch Erfundene allerdings nicht das straffreie Gegentheil der Wahrheit sein darf — dann wäre es ästhetisch sehr strafbar; sondern die Wahrheit, angesehen mit dem Auge des Dichters und gestaltet von seiner Hand. Darin liegt die Idealität alles künstlerischen Schaffens, und niemand kommt darüber hinaus, daß hier die Eigenart des Talents und Genies das allein Ausschlaggebende ist. Dies ist bei Zola ebenso der Fall wie bei jedem andern Romanschriftsteller. Nicht sein Princip, sondern seine Persönlichkeit bestimmt seine Darstellungsweise: ein scharfer einschneidender Verstand, eine etwas blutdürstige Neigung für den Sectionstisch. Seine sanglante Manier ist unnachahmlich, sie gehört zu seinem eigensten Wesen, das er in seiner ästhetischen Doctrin gleichsam nur in Paragraphen gebracht hat. Wachenhusen deckt sich nur mit diesem Schilde, weil er sich in dem Roman, dem er dies Vorwort vorausschickt, einen Stoff gewählt hat, der sich, wie schon der Titel andeutet, etwas im Schmuze der Straße verliert. Es kommt indeß alles auf die Darstellungsweise an, und Wachenhusen ist weit entfernt von Zola's brüskem Ton.

Wenn es ein gutes Recht romanhafter Erfindung ist, gleich in den Vordergrund einen dunkeln Vorgang zu stellen, der mit seinem Geäder gleichsam im ganzen Roman durchschimmert und auf dessen Aufhellung die Spannung der Leser geht, so hat Wachenhusen in seinem Roman „Der Schweden-Schatz" (Nr. 1) von diesem guten Rechte gleich am Anfang Gebrauch gemacht. Ein Baron von Porsberg, mit drei Knaben aus der Fremde kommend, pachtet das Gütchen Ostroi am Seestrande. Die See zerstörte hier immer mehr das Ufer. Die Fischer hatten sich mehr landeinwärts ihre Hütten gebaut; nur ein Kirchlein war übrig geblieben am Strande, bedroht von der Flut; die Pfeiler hatten sich gesenkt; auch der Boden begann sich zu senken. Die großen Sandsteinplatten mit den Namen und Wappen der alten Ritter versanken ins Grabgewölbe. Der Altar, die Kanzel brachen zusammen und eines Nachts während eines furchtbaren Orkans die ganze Kirche. Alles eilt herbei, um die Verwüstung in Augenschein zu nehmen. Die Söhne des Barons klettern in die Gruft hinab und finden dort drei Goldstücke. Doch das Suchen aller andern ist vergeblich. Die eine mit dem Beil gesprengte Truhe war jedenfalls, nach dem bis oben an den Rand gehenden goldgelben Schimmer der innern Wand zu urtheilen, mit Goldstücken angefüllt gewesen. Die einzelnen gefundenen Goldmünzen stammten aus der Schwedenzeit. Nicht lange darauf findet man an der Stelle der zertrümmerten Kanzel den Leichnam eines seit einigen Tagen vermißten Fischers, eines armen Mannes, der sich damit ernährte, die Netze zu flicken und die Kinder der Fischer zu bewachen, und der oft zur Nachtzeit im Sande der Düne schlief. Ihn mußte ein herunterfallender Stein erschlagen haben.

Der Küstenwächter erzählt indeß seinem Freunde, dem Lootsencommandeur, daß er einige Nächte vor dem Einsturz der Kirche in derselben eine Gestalt mit einer Laterne in der Hand bemerkt habe, in welcher er geglaubt, den Baron zu erkennen, obschon er dies nicht beweisen noch beschwören kann. Auch den erschlagenen armen Fischer habe er damals um die Kirche schleichen sehen; doch er will nicht gegen den Baron zeugen, da er nicht weiß, ob er nicht eine täuschende Vision gesehen. So führt die gerichtliche Untersuchung des Vorfalls zu keinem Resultat.

Das ist die dunkle Vorgeschichte der spätern Handlung, eine Geschichte, die im übrigen sehr lebendig erzählt und in stimmungsvoll beleuchtete Marinebilder verwebt ist. Diese Kapitel zeugen von dem glücklichen Darstellungstalent des Autors; sie geben außerdem einen gewissen Vorrath unaufgeklärter Vorgänge, von dem die Spannung der Leser lange zehren kann, um so mehr, als die Enthüllungen erst kurz vor dem Schluß des Ganzen gemacht werden.

Die Erzählung selbst setzt wieder ein, nachdem seit jenen Vorgängen fünfundzwanzig Jahre verflossen sind. Baron von Porsberg ist ein reicher Mann geworden; er besitzt im südwestlichen Deutschland große Kohlenwerke. Der älteste seiner Söhne, Berthold, ein Maler von frommer Richtung, ist in Rom verschollen, nachdem er einen Palast in der süddeutschen Residenz seinem Bruder Erhard geschenkt hat. Dieser steht im Mittelpunkte der Handlung. Ernsten Studien zugewendet, ein Spiritist, sonst nur für Musik empfänglich, hat er sich von den musikalischen Talenten eines Fräuleins Anna von Altenstein blenden lassen und diese geheirathet. Die Ehe ist nicht glücklich: die kokette Frau hat herausfordernde Ballabenteuer; ein junger Fähnrich Grünwald, der Bruder ihrer Freundin Veronika, schlägt sich um ihretwillen mit ihrem ihr feindlich gesinnten Schwager; der Gatte aber, über alle diese Vorgänge entrüstet, nimmt seinen Sohn Johannes mit sich und wandert in die Fremde.

Wiederum vergehen zwölf Jahre: die Tochter Ella, die bei der Mutter geblieben, wird aus der Pension genommen und in die Gesellschaft eingeführt. Das Verhältniß zwischen Mutter und Tochter ist recht pikant illustrirt, auch die sich stets einmischende Freundin Veronika. Inzwischen kommt Baron Erhard zurück ohne seinen Sohn Johannes, der in der Fremde in räthselhafter Weise verschwunden ist. Die Vergangenheit greift jetzt ein in das Leben all dieser Menschen; ein Landstreicher, der Sohn des frühern Lootsenkapitäns Balker, der sich in der Welt herumgetrieben und zuletzt Rathhausschreiber geworden ist, verbreitet die Kunde von den Vorgängen in der Strandkirche, stellt den alten Baron als Mörder hin und macht Erpressungsversuche bei der Familie, indem er gleichzeitig in einer Kammer des Rathhauses alte Papiere entdeckt hat, welche von Wichtigkeit sind betreffs des gefundenen Schwedenschatzes, indem sie eine testamentliche Bestimmung darüber ent-

halten. Auch Grünwald, der sich einst für die Baronin Anna geschlagen, ist zurückgekehrt als englischer Offizier und verliebt sich jetzt in ihre Tochter Ella.

Wir können hier der Verknüpfung der einzelnen Fäden, welche den Einschlag im Gewebe der Handlung bilden, nicht näher folgen. Die Erpressungsversuche Balker's, der wegen eines Criminalverbrechens verhaftet wird, scheitern: doch er hat die Bergarbeiter gegen den alten Porsberg aufgereizt, und in einem Tumult derselben wird dieser durch einen Steinwurf getödtet. Aus seinem Nachlaß geht hervor, daß er allerdings mit eigener Gefahr aus der zusammenbrechenden Kirche das Gold der alten Sargtruhe nach Hause gebracht, am Tode des armen Fischers aber unschuldig ist.

Andere Enthüllungen gelten den Vorgängen in Amerika: der Heirath des alten Barons Porsberg mit der Tochter eines dortigen Ansiedlers, sowie auch den Erlebnissen des Barons Erhard und seines Sohnes Johannes, der glücklich aus der Ferne zurückkehrt; dadurch kommt ein exotischer Reiz in die Handlung. Den Schluß derselben bildet die Vermählung Ella's mit Grünwald und das aus jenem Testament hervorgehende Ergebniß, daß die Grünwalds, zu deren Familie auch der amerikanische Ansiedler gehörte, dessen Tochter Baron Porsberg geheirathet, alle jener alten schwedischen Grafenfamilie angehören, welche den Schatz in der Kirche damals vergraben hat.

Das Grundmotiv der Erzählung, dieser alte Schwedenschatz, mag an „Die Ritter vom Geiste" und den „Ewigen Juden" erinnern; denn um das geheimnißvolle Gold gruppirt sich die ganze Handlung und die verschiedenen socialen Lebensbilder, welche der Roman schildert. Es sind vielleicht etwas zu viele Antecedentien darin verwerthet, wenngleich die exotische Romantik nirgends über das Episodenhafte hinausgeht; das Interesse wird dadurch etwas zersplittert, hierhin und dorthin gelenkt, was die nachhaltige Spannung schwächt.

Im übrigen hat der Roman nur den Zweck der Unterhaltung, den er durch die Darstellung wunderbarer Schicksalsfügungen zu erreichen sucht. Die harmonische Verknüpfung der Geschicke der beiden Familien gibt einen befriedigenden Abschluß. Die Charaktere sind aus dem Leben gegriffen; außer dem alten Porsberg sind am besten Anna und Erhard gezeichnet: jene kokett, selbstsüchtig, unliebenswürdig, stets bereit das Geschick der Tochter ihren Launen zu opfern; dieser düster, verschlossen, ein Mystiker, dessen Leben erst durch die Kinder wieder in freundliche Beleuchtung gerückt wird.

Die Schilderungsweise Wachenhusen's ist eine lebendige, wie besonders die Strandscene, einige Scenen in den Salons und bei den Bergarbeitern beweisen. Diese Schilderungen sind oft stimmungsvoll, z. B. die folgende eines Sonntags im Bergwerksdistrict des alten Porsberg:

> Sonntag war's. Ueber der ganzen Ebene tiefe Ruhe und Stille in den düstern Schachten. Hellauf in den von leichtem Morgennebel noch überdämmerten blauen Horizont stiegen aus den Schornsteinen der Hunderte von Arbeiterhäuschen, die Würfeln gleich über das weite Thal zerstreut, die kleinen Wölkchen; die auf Seilen hängende Wäsche in den Gärtchen flatterte im Morgenwind über den blühenden Nägelchen, wetteifernd mit dem Schneeblütensegen der Faulbäume und Dornhecken. Die großen Schlote, die ihre langen Hälse über die von Rauch und Ruß geschwärzte Häuser- und Schuppenmasse des Etablissements herausstreckten, sie feierten heute; die braungelben Ballen des Qualms, die sich die ganze Woche hindurch über der Zeche zusammenknäuelten, waren verdunstet; nur vom Strom auf stieg der weißgraue Nebel, mit der über das jenseitige Gebirge aufsteigenden Sonne kämpfend. Von fernher tönte das Geläute der Dorfkirche. In ganzen Gruppen, festtäglich angethan, zogen die Familien der Arbeiter zum Gotteshaus. Dazwischen schrillte das helle Läuten des Dampfers, der zu Füßen des Dorfs auf die Landebrücke zusteuerte. Baron Porsberg trat eben auf die Terrasse hinaus. Die Hände auf dem Rücken, stand er da; schmeichelnd leckte der Leonberger hinter ihm die Finger seines Herrn. Auf der Terrasse stand das Frühstück servirt. Ein Diener harrte des Befehls. Ein flüchtiger Blick aus dem kalten Auge galt dem herrlichen Morgenpanorama, das sich jenseit des Flusses zu seinen Füßen ausbreitete, ein anderer dem Haufen von Briefen und Zeitungen, die auf einer Tablette neben dem Frühstückstisch lagen. Der Duft des unter ihm von der Schwelle der Terrasse langsam zum Strom abfallenden, im ersten Sommerschmuck stehenden Gartenparadieses, der den Altan garnierenden Orangerien, getragen von der Brise, die so frisch über dem Strom heraufwehte, das Blitzen des Sonnenlichts auf dem bewegten Wasserspiegel, das Kreisen eines Flugs weißer Tauben im blauen Aether, das melancholische Geläute der Dorfglocke, die festtägliche Feierlichkeit, die sich über das ganze Thal gebreitet — keins von alledem, was sonst des Menschen Gemüth so versöhnend, so wohlthuend bewegt, schien auf die Seele dieses Mannes die geringste Wirkung zu üben.

Alles Sentenziöse, geistvoll Abschweifende liegt der sachlichen Darstellungsmanier unsers Autors fern; er will in erster Linie unterhalten und erreicht dies, indem er immer bei der Stange bleibt.

In seinem vorletzten Roman: „Was die Straße verschlingt" (Nr. 2), hat er sich freilich ein bestimmtes Ziel gesteckt; doch auch hier handelt es sich nur um eine Darstellung von Lebensverhältnissen, aus denen sich von selbst ein Resultat für die Moral und Pädagogik ergibt. Er sagt in den „paar Vorworten", die er dem Roman vorausschickt:

> Mein Buch spricht namentlich von den Opfern des weiblichen Geschlechts und der zunehmenden Entwerthung desselben durch die Unnatur unserer gesellschaftlichen und bürgerlichen Verhältnisse, durch eigene Schuld, durch Vernachlässigung der Erziehung, durch das Bedürfniß nach Luxus und das steigende, leichtfertige Angebot auf dem Markte des Lebens. Es spricht von der wachsenden Ueberzähligkeit dieses Geschlechts, die täglich hoffnungsloser macht was geboren wird, aussichtsloser was heranwächst; wie alles, was nicht rechtzeitig durch Glück oder eigene Willenskraft Anker zu werfen im Stande ist auf festem Grund, von dem Sturm unter die Spreu gewirbelt und von der Lieblosigkeit der Welt unter die Füße getreten wird. Unsere Epoche ist die eines beunruhigenden moralischen Niedergangs des weiblichen Geschlechts. Ein neuer Athem weht wol seit zehn Jahren durch Deutschland, aber leider auch desto mehr Moschus in der Gesellschaft. Die Scheinsucht bei all der Theuerung der Lebensbedürfnisse und all den Ernährungssorgen, die Nothwendigkeit des unnöthigsten Luxus, die Genußsucht, in die eines das

andere mit fortreißt, machen den Erhaltungskampf zu einem Handgemenge, in welchem viel von Natur Edles oder Gutes zu Grunde geht, und die Sitten unserer Tage werden auf dem großen geschäftlichen und gesellschaftlichen Schlachtfeld vom Leichengeruch der Gefallenen inficirt. Die kaltherzige Lebsucht der Männer, die Gefallsucht der Frauen stellen jedem die unabweisbare Anforderung, Geld zu machen, gleichviel aus was. Jeder bietet hierzu auf, was er hat, was er kann. Nur aus der Tugend läßt sich das heute nicht mehr herausschlagen, und diese entschließt sich denn nach den Grundsätzen der Alchemie zur Umwandlung ihres seelischen Metalls — immer an der Spitze das weibliche Geschlecht, das die meistbegehrten Genüsse dieser Welt zu vergeben hat und sie hingibt für seidene Kleider, während sie doch ohne diese genossen werden. Die Zeiten, sagte ich, sind auch bei uns andere geworden — besser kaum, denn geschäftlich drückt uns die Steuergarotte, und gesellschaftlich sind wir bis an die Knie in das Grundwasser der Corruption gewatet, denn Entsittlichung schafft Entnervung.

Wachenhusen will uns also die weibliche Corruption schildern, die von Stufe zu Stufe herabsinkt. Die Heldin im ersten Haupttheil des Romans ist die Tochter einer Amerikanerin, Eliza, die den Sohn eines reichen Fabrikherrn, Lenning, heirathet. Bald darauf wird dieser bankrott und muß sich in untergeordneten Stellungen sein Leben fristen; Eliza aber, die schon früher einem ältern Prinzen Interesse eingeflößt hat, wird die Maitresse desselben und erhält von ihm eine schöne Villa zum Geschenk. Der Gatte macht durch diese Protection Fortschritte in seiner Carrière und erhält höhere Posten: doch er braucht Geld, und da er das von der Fürsprache seiner Frau verlangt, brechen Mishelligkeiten zwischen den beiden Ehegatten aus.

Für den Anfang eines Romans sind diese Situationen grell genug: in Bezug auf die Corruption ist kaum eine Steigerung denkbar; der Autor erreicht dieselbe auch nur, indem er die nächste Generation ins Treffen führt und die Geschicke der Tochter mit denen der Mutter verknüpft. Stella ist in einer Pension aufgewachsen; sie verkehrt nachher in der Wohnung ihres Vaters mit allerlei Mädchen aus dem Volke, die sie in die Geheimnisse der Fabrik und der Straße einweihen. Bei einer Freundin macht sie die Bekanntschaft eines Kammerjunkers, Erwin von Fürth, zu dem sie in heißer Liebe entbrennt. Er gilt für reich; doch das ist Schein und Trug, und als er sich überzeugt hat, daß er von Stella's Vater, dem alten Lenning, der inzwischen durch Börsenspeculation wieder zu einem etwas unsichern Reichthum gelangt ist, keine Kapitalien erhalten kann, sagt er sich los von Stella und heirathet Hanna, welche schon lange mit eifersüchtiger Regung sein Verhältniß zu Stella betrachtet hat. Diese aber heirathet einen „positiven" Mann, einen tüchtigen, ehrenwerthen Kaufmann, Richter, ohne die alte Liebe in ihrem Herzen ertödten zu können. Sie gibt sich Erwin hin: Richter sagt sich von seiner Frau los. Diese Scenen sind alle sehr lebendig geschildert: die Orgie in der Villa nicht in ihrem Verlauf, sondern in der wüsten Beleuchtung des folgenden Morgens. Hier ist kühner Farbenauftrag, der etwas an die Zola'sche Schule erinnert. Als Stella von ihrem Mann geschieden ist, läßt Erwin sie im Stich: da reicht sie einem Jugendgespielen ihre Hand, Karl Holstein, einem Fabrikbesitzer, der von jeher eine schwärmerische Neigung für sie gehegt hat: doch sie ruinirt ihn durch ihren Luxus, hat Verhältnisse mit einem Engländer Norton, einem Sänger Donato, dem frühern Liebhaber ihrer Mutter, und endet mit der Prostitution auf der Straße und mit dem Selbstmord. Die Mutter, von jenem Donato verlassen, ist immer tiefer ins Elend gerathen, erscheint zuletzt als Aufwärterin in einem Affentheater und stirbt im Lazareth an der Schwindsucht. Daneben finden sich verlorene Frauen jeder Art, Speculantinnen, auch eine Gattenmörderin.

Es ist ein grelles Gemälde der Prostitution in allen Kreisen der Gesellschaft, das uns Wachenhusen hier entrollt: erst das Finale spielt auf der Straße; die Liebe in unseligem Zusammenhang mit dem Gelde, die Liebe, die sich verkauft gegen den verschiedensten Preis, steht im Mittelpunkt des Bildes, das im ganzen mit markigen Zügen hingestellt ist. Es liegt in der Art eines solchen pessimistischen Romans, daß der Contrast fehlt, was jedenfalls ein künstlerischer Mangel ist. Es ist alles schwarz in schwarz gemalt: alle diese Frauen fast ohne Ausnahme flechten ganz etwas anderes als himmlische Rosen ins irdische Leben. Einzig ausgenommen ist Helmine, welche aber nur als pädagogischer Chorus eine Rolle spielt. Mit der leichtsinnigen Tochter Stella mag man immerhin noch mehr Mitleid haben als mit der Mutter: jene ist doch verführt worden und auf eine schiefe Bahn gebracht, da sie mit ihrer hingebenden echten Empfindung einer Täuschung zum Opfer fiel; die Mutter ist aber eine Speculantin von Hause aus; mit der Prostitution in der Ehe beginnt ja ihr Lebenslauf in dem Roman. Nachdem Stella freilich auf diese schiefe Ebene gelangt ist, bewegt sie sich in abschüssiger Richtung mit einer schwindelerregenden Geschwindigkeit von einem Ehebruch zum andern.

Wachenhusen hält sich übrigens, mit ganz geringen Ausnahmen, von der üppigen Detailmalerei bedenklicher Scenen fern, die wir bei Zola finden: denn wie viel man auch von dem Secirmesser fabuliren mag, womit dieser Autor die wunden Flecke der Gesellschaft als unerbittlicher Anatom herausschneidet: einzelne seiner Schilderungen sind durchaus nicht durch den ethischen Zweck gerechtfertigt, auch nicht durch das Streben nach Lebenswahrheit in höchster Potenz: es sind üppig-sinnliche Schilderungen von einem seltenen luxuriösen Raffinement, die sich selbst Zweck sind; wir brauchen blos an die Treibhausscene in „La curée" und an die Spiegelscene in „Nana" zu erinnern. Dergleichen findet sich bei Wachenhusen nicht, eine einzige Stelle ausgenommen; er nennt alle Dinge rückhaltslos bei ihrem Namen, aber er vertieft sich nicht in Gemälde von sinnlich prickelndem Reiz.

Seine Charaktere sind aus dem Leben gegriffen, aber da dieser sociale Roman die Tendenz hat, die Nachtseiten der Gesellschaft schonungslos aufzudecken, etwas brüsk hingestellt, lauter scharfe Silhouetten. So Lenning, der reiche

Kaufmannssohn, der untergeordnete Beamte, der Börsenspeculant; so die Gräfin Mompach, von den Marions und Julianen zu schweigen; die Gesinnung aller dieser Helden und Heldinnen kann man nur als eine ordinäre bezeichnen: Mutter Eliza leuchtet freilich hierin allen voran. Doch der Dichter will's ja so: sein poetisches Parfüm soll ja der Leichengeruch sein: die Sitten unserer Tage werden auf dem großen geschichtlichen und gesellschaftlichen Schlachtfelde vom Leichengeruch der Gefallenen inficirt.

Keineswegs ist dieser Roman Wachenhusen's indeß poesielos: die Elegie der verlorenen Seelen gewinnt am Schlusse einen das Gemüth ergreifenden Aufschwung. So gehört die Schilderung von Stella's Selbstmord zu den gelungensten und geradezu poesievollen Partien des Werks; wir theilen hier eine Probe mit, welche die arme verfolgte Stella und die Situation kurz vor ihrem Selbstmord schildert:

Der Wind blies durch ihr dünnes, fadenscheiniges Kleid auf der Höhe, von der sie oft an Helminens Seite über die weite Umgebung geschaut, ohne der Freundin warmes, poetisches Empfinden beim Anblick der schönen Fluren, des großen im Westen liegenden Häusermeers zu theilen. Niemand begegnete ihr hier. Sie huschte durch den Graben, pflückte die vom Reif versilberten Brombeeren, trat in den Wald und schaufelte mit dem zerrissenen Schuhzeug das feuchte, modernde Blattwerk auf. Immer tiefer schritt sie hinein. Der Herbst hatte den dichten Dom über ihr gelichtet; gleich Schmetterlingen, vom Winde getrieben, flatterten die gelben Blätter auf sie herab, die Raben krächzten in den Wipfeln, erhoben sich und zogen über den Wald dahin. Dann war's wieder Todesstille. Die grauen Buchen- und die weißen Birkenstämme, sie standen so ungastlich da; nur der Fuchs huschte, die Blätter hinter sich aufstiebend, durch das Waldrevier, und die Elster, die einsame, wippte in den Zweigen. Drüben im Osten hinter der Waldung und dem daranstoßenden Park lag der Herrenhof. Niemand hatte ihr gesagt, daß der alte Auer sich schlafen gelegt. Sie empfand nichts, was sie an schönere Zeiten hätte erinnern können, als sie die ihr einst wohlbekannten Waldwege zum Park durchschritt; das Elend hatte jede Empfindung in ihr abgestumpft; auch der Hunger war ihr eine Gewohnheit schon. Sie hatte selbst das Bedürfniß des Erbarmens von seiten anderer für sie nicht mehr; nur in Sicherheit ausruhen für wenige Tage, um das Fieber zu beschwichtigen, das war ihr Gedanke. Ein breiter Chausseeweg trennte den Park von der Waldung. Das Gehege desselben war niedergetreten; das Wild war hier ausgebrochen. Sie schritt hinüber. Niemand begegnete ihr auch hier. Tiefe Sabbatruhe herrschte überall. Hier im Park war's ihr, als dämmerten ihr alte Erinnerungen. Wie oft war sie hier umhergewandelt. Aber sie sah sich selbst nicht mehr, wie sie als übermüthiges Mädchen hier gespielt. Das konnte ebenso gut eine andere gewesen sein. Nur Hanna trat ihr deutlicher ins Gedächtniß ... Hanna, ihre Feindin! Sie hatte sich gerächt an ihr. Der Gedanke führte ihr auch die Ursache ihrer Feindschaft näher, als sie den Pavillon durch die Bäume schimmern sah. Sie hielt inne; furchtsam blickte sie umher. Aber niemand war auch hier. Der Weiher lag vor ihr. Die kalte, blasse Sonne schien auf die Lichtung über demselben, sie bestrahlte die Doppelgruppe Amor und Psyche zwischen den entlaubten Trauerweiden, die gleich Bindfäden ihre Zweige herabsenkten. Es war etwas geschehen damals mit diesen Statuen! Der Sturm hatte sie hinabgeworfen in jener Nacht, als Hanna ... Die Erinnerung dämmerte ihr immer klarer. Regungslos stand sie da, die herabhängenden, vom Frost gerötheten, kalten Hände ineinander legend. Und jetzt ward's allmählich lebendiger in ihr. Bilder zogen in ihrem kranken, fast gelähmten Gehirn, vor ihren wie im Traum schauenden, glanzlosen Augen vorüber, Bilder, die ihr fremd geworden, seit sie der Welt des Elends angehörte, die so weit von jener, in der sie einst gelebt. Es war der Traum einer halb Bewußtlosen, Hallucination, die auf wirklicher Vergangenheit ankerte. Sie empfand die Kälte nicht, die durch ihre Glieder schlich; sie starrte hierhin, dorthin, erkennend, wie im Halbschlaf bewußt und doch unfähig des wirklichen Empfindens, die Statue einer Unglücklichen, die eben durchlebt, was der Künstler an ihr dargestellt.

Der Roman „Was die Straße verschlingt" ist entschieden spannend, unsers Erachtens spannender als „Der Schweden-Schatz", und wir halten dies für einen ästhetischen Vorzug. Die langweiligen Romane erfüllen nicht den Zweck ihrer poetischen Gattung: sie sind verfehlt; mögen ihre Autoren noch so gelehrt sein und als noch so talentvoll gepriesen werden: das Talent zur Romandichtung besitzen sie nicht.

Rudolf von Gottschall.

Religiöse Schriften.

1. Das Evangelium von Jesu in seinen Verhältnissen zu Buddha-Sage und Buddha-Lehre, mit fortlaufender Rücksicht auf andere Religionskreise untersucht von Rudolf Seydel. Mit zwei Registern. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1882. Gr. 8. 8 M.
2. Die religiöse Weltstellung des jüdischen Volks. Von C. F. Heman. Leipzig, Hinrichs. 1882. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.
3. Christenthum und jüdische Presse. Selbsterlebtes von Franz Delitzsch. Erlangen, Deichert. 1882. Gr. 8. 80 Pf.
4. Vernunft als Christenthum. Von Heinrich Romundt. Leipzig, Veit u. Comp. 1882. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.
5. Mensch und Gott. Physiologische Betrachtungen über den Menschen, seinen Ursprung und sein Wesen. Nebst einem poetisch-philosophischen Anhang. Von J. M. A. Perot. Auf Wunsch des Verfassers in das Deutsche übertragen. Leipzig, Thomas. 1882. 8. 3 M.

„Das Evangelium von Jesu in seinen Verhältnissen zu Buddha-Sage und Buddha-Lehre" von Professor Rudolf Seydel (Nr. 1) ist ein Buch, das der Evangelienforschung und dem Leben Jesu neue Wege eröffnen wird, wenn es ihm gelingt, die hier ausgesprochenen Ansichten als richtige zu erweisen. Schon seit langer Zeit, besonders aber seit bewährte Sprachkenner uns in Uebersetzungen die Literatur der Völker des östlichen Asien zugänglich machten und die vergleichende Religionswissenschaft ihre Arbeiten begann, hatte man sich gewöhnt, auf die beiden Religionen, welche die meisten Anhänger zählen, auf das Christenthum und den Buddhismus, vergleichende Blicke zu werfen, und man glaubte in beiden auffallende Züge der Aehnlichkeit

zu gewahren. In der That, wenn man die Grundanschauungen der beiden Religionen und namentlich auch deren Moral nach ihrem einfachen Kerne prüft, kann man sich schwer der Erkenntniß verschließen, zwei geistesverwandte Erscheinungen vor sich zu haben. Karl Hase, der jenenser Theolog, nennt Buddha geradezu den geistigen Halbbruder Jesu. Trotzdem hatte man noch nicht gewagt, die eine der beiden Religionen in ihrem Entstehen und ihrer Weiterbildung durch die andere beeinflußt zu denken; der hergebrachte Standpunkt, den man bei ihrer Betrachtung einnahm, war der, sie als autochthonische Erscheinungen anzusehen, von denen jede, unabhängig von der andern, auf eigenem Boden und aus eigenen Bedingungen erwachsen wäre. Diese herkömmliche Ansicht wird durch das Buch von Rudolf Seydel in Zweifel gezogen. Er stellt zwar nicht die Geburt des Christenthums selber, wohl aber dessen erste Literatur unter den Gesichtspunkt des Völkerverkehrs, der die Brücke geschlagen, durch die ein Geben und Empfangen vermittelt werden konnte. Da jedoch der Buddhismus um ungefähr fünf Jahrhunderte älter ist als das Christenthum und seine Literatur in ihren Hauptwerken bereits abgeschlossen war, als die ersten christlichen Aufzeichnungen begannen, so kann, wenn eine Beeinflussung stattgefunden haben sollte, dieselbe nur von dem erstern ausgegangen sein. Das Resultat der hierüber angestellten Untersuchungen spricht Seydel in den Worten aus: „Die Annahme eines Einwirkens buddhistischer Vorbilder auf die christliche Evangelienliteratur und auf die sich zunächst anschließenden alttestamentlichen Schriften hat große Wahrscheinlichkeit für sich." Gewonnen wird dieses Resultat durch Aufstellung einer buddhistisch-christlichen Evangelienharmonie, die zu Thatsachen aus dem Leben Jesu ihre Vorbilder aus dem Leben Buddha's aufweist. Der Verfasser versichert, daß er bei dem Beginn seiner Arbeit keine Ahnung davon gehabt, wohin er werde geführt werden, und daß er durch die Macht der Thatsachen sich zu den Ergebnissen unter fortwährendem Widerstreben geradezu habe zwingen lassen. Es mag sein, daß ihm unter dem Einfluß einer ihn beherrschenden Idee manches nur Aeußerliche allzu bedeutsam erschienen ist, und daß anderes auf eine natürliche Weise sich von selbst erklärt, wenn man einmal der Erkenntniß Raum gegeben hat, daß beide Religionen sich in der Wurzel berühren. Dennoch aber bleibt, abgesehen hiervon, sehr vieles übrig, was einer sorgfältigen Prüfung und Auseinandersetzung bedarf. Auf Einzelnes in der Untersuchung glauben wir bei dem zur Verfügung gestellten Raum nicht eingehen zu dürfen; wohl aber kann die Berichterstattung bei der Wichtigkeit des Gegenstandes nicht unterlassen, darauf aufmerksam zu machen. Zudem hat das Buch, das ernst und maßvoll zu Werke geht und sich seine Ergebnisse vorsichtig prüfend erkämpft, ein Recht zu verlangen, daß man seinen Untersuchungen Schritt für Schritt folge. Der Verfasser nimmt zwar das Verdienst in Anspruch, die erste Anregung zu einem Unternehmen gegeben zu haben, das nach allem Voraufgegangenen seiner Meinung zufolge jetzt kommen mußte, aber er meint nicht, das letzte Wort in der Sache gesprochen zu haben. „Ich bin zufrieden", schreibt er, „wenn ich von allen Seiten dasselbe höre, was mir ein bekannter holländischer Theolog schrieb: ich habe noch große Bedenken gegen Ihre Resultate, aber daß die Sache aufs ernstlichste untersucht werden muß, und daß Sie dabei gehört werden müssen, das steht mir fest." Ihm selber ist die Werthschätzung des Christenthums gegenüber dem Buddhismus durch die unternommene Untersuchung nicht beeinträchtigt worden. Hören wir ihn hierüber zuletzt noch sich selbst aussprechen:

> Schon zu wiederholten malen hatte die christliche Sibylle große Theile ihres uns zum Kauf gebotenen Werks den Flammen überliefert, und dann nicht nur den gleichen, sondern einen höhern Preis gefordert. Sie wird dies auch in unserm Falle thun, wenn es mir gelungen sein sollte, sie zu überzeugen, daß abermals etwas verbrannt werden muß.

Durch die Judenfrage veranlaßt sind die beiden Schriften: „Die religiöse Weltstellung des jüdischen Volks" von C. F. Heman (Nr. 2) und „Christenthum und jüdische Presse" von Franz Delitzsch (Nr. 3). Beide sind von Theologen geschrieben, heben in der Erörterung der Judenfrage die religiöse Seite derselben hervor, gehen jedoch in sehr verschiedener Weise zu Werke. Die Schrift von C. F. Heman ist die Ergänzung einer andern Schrift desselben Verfassers: „Die historische Weltstellung der Juden und die moderne Judenfrage" (vgl. Nr. 22 d. Bl. f. 1882), die es zur Lösung der Judenfrage nach ihren mehr äußerlichen Seiten den Völkern und Staaten überließ, einen modus vivendi mit den Juden zu finden. Im Unterschied hiervon will die vorliegende Schrift zeigen, daß die Judenfrage, die im Grunde eine religiöse Frage sei, nach ihrer religiösen Seite endgültig und befriedigend nur von den Juden selbst gelöst werden könne. Aber durch welches Mittel soll das geschehen? Mit der Verwerfung Jesu als seines Messias hätte das jüdische Volk, so meint der Verfasser, die Stunde seiner Entscheidung verscherzt und die Zeit seines Niedergangs und seiner Prüfungen eingeleitet; seine religiöse Mission aber bestehe trotzdem fort und könne nur erfüllt werden, wenn es das nachhole, was es damals freventlich versäumt, d. h. wenn es en masse in das Christenthum übertrete. Das werde vielleicht zu einer Zeit geschehen, wenn der Abfall vom Christenthum in der Christenheit selbst vollendet sein werde; die Juden würden dann als Retter des Christenthums eintreten und sich um den Größten ihres Volks scharen. Der Gedanke ist immerhin groß gedacht, das Mittel der Lösung jedoch nicht neu, obwol der Verfasser es gut begründet und die Motivirung mit manchem neuen Gesichtspunkt bereichert. Um den erwähnten Schritt als das nothwendige Ende der religiösen Mission des jüdischen Volks zu erweisen, wird nun seine religiöse Weltstellung im Gange ihrer Entwickelung in großen Zügen und aus großen Gesichtspunkten gezeichnet. Das Fundament der religiösen Weltstellung, der Kampf mit dem Heidenthum, die Zeit der Entscheidung, der Erniedrigung

und des Verfalls, die religiöse Krisis der Neuzeit, das Endziel der Geschichte des jüdischen Volks: das ist der Inhalt der einschlägigen Kapitel. Die kurz und knapp gehaltene Geschichtserzählung wird durch eingehendere Schilderungen belebt. Wir erinnern beispielsweise an das, was der Verfasser über die Bedeutung der alttestamentlichen Propheten sagt. Auch fehlt es seiner Darstellung nicht an phantasievollen Perspectiven. Er wirft an geeigneter Stelle die Frage auf, was aus dem jüdischen Volke geworden wäre, wenn es Jesum als seinen Messias angenommen hätte. Dann wäre seine religiöse Weltstellung wieder die dominirende geworden, der Stuhl Petri hätte zu Jerusalem gestanden, und dieses letztere als Wallfahrtsort aller Völker die Stelle des mittelalterlichen Rom eingenommen. Mit dem 19. Jahrhundert sei für die Juden eine neue religiöse Krisis angebrochen; der ethische Monotheismus, durch den das Volk religiös groß geworden, sei bei den hervorragendsten Geistern des Judenthums zu einem philosophischen Monismus abgeblaßt, die Messiasidee auf das schmachvollste preisgegeben durch die Erklärung jüdischer Schriftsteller, daß der Messias keine Persönlichkeit, sondern das in den Leuchtthurm der Nationen umgewandelte Israel, daß er das Anbrechen einer großen Epoche vom religiösen, socialen und moralischen Gesichtspunkt aus, daß er die ideale Zukunft, die zu männlicher Reife gelangte menschliche Vernunft, daß er die Revolution, die Emancipation der ganzen Menschheit sei. Tiefer kann nach der Meinung des Verfassers das Judenthum nicht erniedrigt werden als durch diese Erklärungen, in denen die modernen Orthodoxen mit den modernen Reformern übereinstimmen. Damit sei die jüdische Religion auf ihren Nullpunkt gekommen und stehe in der größten Sonnenferne. Bei dieser innern religiösen Entleerung handle es sich für die Juden um Sein oder Nichtsein, die Rettung liege nur in dem Eintritt in das Christenthum. Um ihnen das Bittere dieses Gedankens zu mildern, wird in der Broschüre der Ton eines wohlwollenden Entgegenkommens innegehalten, wie denn die Schrift den Denkenden unter Christen und Juden als eine Gabe zum Frieden gewidmet ist.

Einen ungleich schärfern Ton schlägt die Broschüre „Christenthum und jüdische Presse" von Franz Delitzsch an. Zwar ist auch ihm in tiefster Seele jener Antisemitismus zuwider, der nur für die Schattenseiten des jüdischen Volks offene Augen hat, nicht aber für dessen Tugenden; er ist nicht der Meinung, daß ein Jude, weil er ein Jude sei, kein Deutscher sein könne; dem Motto folgend, das er seiner Schrift vorangesetzt: „Treugemeint sind des Liebenden Schläge", gibt er zwar seiner Sympathie für die Sache der Juden manchen unzweideutigen Ausdruck, aber trotzdem sind doch auch seine Schläge wuchtig ausgefallen. Der Titel der Schrift ist mit Bedacht gewählt, er heißt „Christenthum und jüdische Presse", nicht die jüdische Presse; denn die jüdische Presse in ihrem ganzen Umfang kennt er nicht; auch ist es nicht seine Absicht, auf die jüdische Schriftstellerei und insbesondere die Journalistik im allgemeinen einzugehen; dagegen zieht er zur Charakterisirung der jüdischen Presse ein weniger bekanntes Material heran: das sind die in überaus großer Fülle in den verschiedenen Ländern und deren Landessprachen geschriebenen jüdischen Zeitschriften, von denen besonders die hebräisch geschriebenen sich der publicistischen Controle gänzlich entziehen. Was er aus denselben mittheilt, das athmet allerdings einen Haß gegen das Christenthum und zeigt namentlich auch eine Beschimpfung des Stifters der christlichen Religion, die kaum glaublich erscheinen. Ihn berührt diese Feindschaft um so schmerzlicher, als er in dem Judenthum die Mutter-Religion des Christenthums sieht, für die er wiederholt mit Wort und Schrift eingetreten ist. Diese religiöse Liebe zu dem Volke der Juden haben auch die neuesten Vorgänge nicht erschüttern können, vielmehr begrüßt er mit Interesse jede Lebensäußerung des jüdischen Geistes in Kunst und Wissenschaft und nennt mit Anerkennung die drei Koryphäen unter den jüdischen Novellisten: Berthold Auerbach, Ludwig Kompert und Emil Franzos. Endlich ist er mit C. F. Heman in dessen vorher besprochener Schrift der Ueberzeugung, daß die Kluft zwischen Judenthum und Christenthum keine ewige sein werde.

Was die Lektüre der Schrift von Heinrich Romundt: „Vernunft als Christenthum" (Nr. 4), einigermaßen erschwert, das ist die nicht immer glücklich gewählte Ausdrucksweise des Verfassers. Schon der Titel des Buchs ist ohne Nachdenken nicht zu verstehen; ebenso ist in der Schrift selbst der Stoff in einer Weise disponirt, die das Verständniß verzögert, wenn sie es auch nicht verhindert. Um von der Form auf den Inhalt überzugehen, so erstrebt die Schrift einen Ausgleich von Wissenschaft und Religion, oder von Vernunft und Christenthum. Der Verfasser gehört zu den Männern der Wissenschaft, die auch der Religion die Berechtigung des Daseins zugestehen, nur wünscht er die Vorstellungen der letztern unter die Controle der Naturwissenschaft und Philosophie gestellt zu sehen. Er beabsichtigt zugleich einen neuen Aufbau der Lehre Kant's über Seele, Freiheit und Gott, zu dem er schon in einem früher von ihm herausgegebenen Buche: „Antäus", den Plan veröffentlicht hat. Dabei stützt er sich auf einen Grundgedanken der Philosophie von Kant, mit dem sich allerdings zu dem angedeuteten Zweck in glücklicher Weise operiren läßt. Bei der durchgeführten Weltanschauung des Materialismus ist für die Religion kein Platz mehr übrig. Anders dagegen wird es, wenn man, wie die Kant'sche Philosophie es thut, die natürliche Welt, die vor unsere Sinne tritt, als das Ding in seiner Erscheinung auffaßt, während das Ding an sich, das darunter verborgen ist, uns ein Geheimniß bleibt. Hier läßt sich die aus der Welt vertriebene Religion mit Leichtigkeit wieder in dieselbe einführen. Der Verfasser bekennt, die Naturwissenschaft lasse Raum für ein Reich der Religion, das außerhalb der Grenzen des natürlichen Wissens liege. In drei besondern Gebieten, die ungefähr den drei Gebieten der Dogmatik, Ethik und der Lehre von der Ge-

meinde oder Kirche entsprechen, in denen die Theologen den Inhalt ihrer Religion auseinanderzulegen pflegen, wird dann das Gebäude einer natürlichen Religion oder eines natürlichen Glaubens aufgeführt, wobei zugleich bemerkt wird, man solle das Wort „natürliche Religion" nicht etwa in dem Sinne gebrauchen, wie wir von einem natürlichen Kinde reden. Wir bezweifeln, daß der vorliegende Ausgleich alle Wünsche befriedigen wird; in einer Zeit jedoch, wo Religion und Wissenschaft noch um ihre Grenzen streiten, ist jede ernste Ansicht, die sich zu begründen vermag, der Erwägung werth.

Das Buch des Franzosen J. M. A. Perot: „Mensch und Gott" (Nr. 5), das Victor Hugo gewidmet und auf den Wunsch des Verfassers ins Deutsche übersetzt ist, bildet in mancher Beziehung das Gegenstück zu der Schrift von Heinrich Romundt. Während nämlich die letztere neben der Wissenschaft noch die Religion und den Glauben frei ließ, will das Buch von Perot, viel exclusiver, nichts gelten lassen, was nicht durch die Wissenschaft erwiesen wird, die ihm auch als das einzige Rettungsmittel der Menschheit gilt. Doch wir haben von vorn anzufangen und in den Inhalt des Buchs einzuführen. In dem kurzen Vorwort kündigt der Verfasser an, er glaube in seinem Buche mit dem Finger auf die Ursachen des Uebels auf der Erde hingewiesen und gezeigt zu haben, wie demselben abzuhelfen und Friede und Eintracht unter den Menschen herzustellen sei; zum zweiten glaube er, der Wissenschaft und Philosophie einige neue Gesichtspunkte eröffnet zu haben. Das sind zwei wichtige Leistungen, die uns in Aussicht gestellt werden, deren nähere Kenntniß deshalb unserer Prüfung werth erscheint. Was die neuen Gesichtspunkte des Verfassers betrifft, so beziehen sich dieselben vornehmlich auf die Lehre vom Ursprung des Menschen, in der er Darwin und Haeckel ergänzt und überboten zu haben sich bewußt ist. Während nämlich Darwin die Abstammung des Menschen bis auf die Würmer zurückverfolgt, Haeckel aber bis auf die Moneren, findet er in der Elektricität das große atomistische Urprincip, die letzte Ursache sowol des organischen Lebens als der anorganischen Bildungen. Wir versagen es uns, über diesen Theil des Buchs ein Urtheil abzugeben, das wir vielmehr naturwissenschaftlichen Fachmännern überlassen müssen; wir haben es hier vornehmlich mit dem zweiten Theil zu thun, in welchem der Verfasser Anlaß nimmt, sich über religiöse Gegenstände auszusprechen. Die physiologischen Betrachtungen, die er über den Menschen anstellt und in die er auch die psychischen Vorgänge einordnet, kennzeichnen seinen materialistischen Standpunkt. Danach gestaltet sich auch seine Ansicht über Gott und Seele. Gott ist ihm als oberste Ursache „das große Weltlebens-Fluidum", die Seele ein Theil davon im Menschen. Alle Uebel in der Welt — und damit kommen wir zu dem ersten der beiden Punkte, von denen in dem Vorwort die Rede war — rühren ihm her von dem Glauben an den metaphysischen und mystischen Gott, der die Quelle des Fanatismus und der Grausamkeit gewesen ist. Man zeige die oberste Ursache wissenschaftlich, wie Galilei das wahre System der Erde gezeigt hat, und alle Verschiedenheiten der Meinungen mit ihren traurigen Consequenzen werden schwinden. Wenn der Verfasser sein Buch ins Deutsche übertragen ließ, so ist das vermuthlich aus dem Grunde geschehen, weil er sich in seinen Ansichten der Berührung mit den Aeußerungen deutschen Geistes bewußt ist, und weil ihm darum zu thun war, von hier aus ein Urtheil über sein Buch zu hören. Es ist in demselben manches zu unserm Lobe gesagt; wir erinnern z. B. an das, was er über die Bildung der protestantischen Geistlichkeit sagt, während er von den katholischen Nationen behauptet, daß sie sämmtlich im Niedergange begriffen seien; auch erkennen wir gern an, daß ihn ein edler Eifer belebt, zur Bildung und Gesittung der Menschheit beizutragen; was jedoch seine religiösen Ansichten und Meinungen betrifft, so müssen wir bekennen, daß dieselben schon halb zu den überwundenen Standpunkten gehören.

Im übrigen ist das Buch nach französischer Manier leicht, flott und interessant geschrieben, von deutscher Schwerfälligkeit keine Spur; dafür entbehrt es jedoch auch deutscher, gerecht abwägender Gründlichkeit. Wenn er Jesus mit Voltaire und Rousseau zusammen in die Reihe der deistischen und rationalistischen Philosophen setzt, so ist das eine Leistung, wie sie bei uns in Deutschland nicht leicht vorkommt; nicht als ob sie uns etwa zu frei wäre, sondern weil sie Dinge zusammenbringt, die nach unserer Ansicht keine Parallele bilden.

Dem Buche angehängt sind zwei Erzählungen poetisch-philosophischen Inhalts, die, ungleich vielen andern, die aus Frankreich zu uns herüberkommen, sich durch Reinheit der Gesinnung auszeichnen.

Liebeslieder und Novellen von Rom und Hellas.

1. Die Elegien des Albius Tibullus. In modernen Rhythmen von Georg Fischer. Ulm, Kerler. 1882. 12. 2 M.
2. Milesische Märchen. Novellen und Gedichte aus Alt-Hellas von Oskar Linke. Leipzig, Reißner. 1881. 8. 5 M.

Albius Tibullus und Oskar Linke! „Wie sich in einer Recensentenstube nur zwei auf den ersten Blick einander so fern stehende Collegen zu Gaste laden können?" So höre ich schon manche literaturgeschichtskundige Leserin kopfschüttelnd ausrufen. Wer wüßte nicht, daß Tibull etwa von 54—19 vor Christi Geburt lebte und ein wahrer echter Heide von altem römischen Schrot und Korn war, Oskar Linke dagegen für die meisten ein homo novus ist,

ein Germane, der noch jetzt unter den Sterblichen weilt, und vielleicht ein christlicher Germane obendrein. Beide indeß feiern, Tibull in Versen, Linke in Prosa, jeder auf seine Art die herzenberückende Göttin Cypria; hiermit ist das einende Band zwischen beiden gefunden, und nach dem Schauplatz, wo der erste von ihnen dichtete, und nach dem, wohin uns der zweite versetzt, ergibt sich da die Ueberschrift nicht ganz von selbst: „Liebeslieder und Novellen aus Rom und Hellas"? Und außerdem, tritt nicht auch der römische Dichter trotz seines ehrwürdigen Alters in einem, wie schon der Titel des erstern Buchs besagt, durchaus modernen deutschen Gewande auf. So ganz fremdartig stehen daher dieser Tibull und Oskar Linke schon deshalb einander nicht gegenüber.

Indeß so ganz Arm in Arm wollen wir sie doch nicht an uns vorüberziehen lassen, dem ältern von beiden Poeten gebührt jedenfalls der Vortritt. Doch je näher ich mir diesen Tibull beschaue, um so mehr beschleicht mich ein eigenartiges Gefühl, ein Gefühl des Befremdens, ja ich möchte fast sagen des Unbehagens. Das soll Tibull sein, derselbe Tibull, von dem die Alten der Begeisterung voll waren und unsere neuern Literarhistoriker es noch sind? Derselbe Tibull, dem Quintilian den reinen, ungeschminkten Ausdruck der Gefühle, die Klarheit, Leichtigkeit, Weichheit und Glätte in Composition und Rhythmus nachrühmt? Dieser schwerfällige Gesell, den uns Georg Fischer vorführt, das wäre in Wahrheit der alte Elegiendichter noch, auf den sich vorstehende Worte Quintilian's anwenden lassen? Ich denke: nein. Vielmehr hat Fischer sich in dem kleinen, aber recht bedenklichen Irrthum befunden, daß das Sprichwort „Kleider machen Leute" überall und in allen Fällen anwendbar sei. Hier aber ist das doch keineswegs der Fall, und wenn auch allerdings Tibull in diesem neumodischen deutschen Gewande nicht wieder zu erkennen ist, so gebührt demjenigen, der ihn in dieses Gewand hineingenöthigt, gerade nicht das Lob, daß er ein Meisterstück gemacht. Mir wenigstens ist Tibull in seinem alten Kleide unbedingt lieber. Nun ist es ja allerdings richtig, daß die Sprache des Tibull zu verstehen für viele ihre Schwierigkeiten hat, für Literaturfreunde, die des Lateinischen nicht mächtig sind, überhaupt unmöglich ist. Ebenso richtig und unbestritten bleibt, daß die Gedichte eines antiken Dichters in modernen Rhythmen zwar an ihrem ursprünglichen Reiz etwas verlieren, aber dafür in um so weitern Kreisen Eingang finden werden. Es fragt sich nur, wie die moderne Uebertragung solcher antiker Gedichte ausgefallen ist. Und stellen wir diese Frage angesichts der vorliegenden Fischer'schen Arbeit, so bin ich in Verlegenheit, wenn ich sie nach Wunsch des Autors beantworten soll. Denn mich dünkt, als werde die Arbeit, so wohlgemeint sie sein mag und so gelungen sie in Einzelheiten ist, als Ganzes nicht eben dazu beitragen, Tibull in Deutschland populärer zu machen, als er es trotz der eigenthümlichen Gegenstände seiner Begeisterung, zweier Hetären und eines Knaben, dank seinem wirklichen dichterischen Talent und der solchen Liebesobjecten gegenüber geradezu staunenswerthen Decenz seiner Ausdrucksweise bisher schon gewesen ist.

Ehe ich aber auf die Verdeutschung selbst zu reden komme, möchte ich noch ein Wort über die ganze Sammlung der unter Tibull's Namen erhaltenen Gedichte sprechen und behaupten, daß für deutsche Leser, um Tibull ihnen näher zu rücken, nur eine Auswahl aus diesen Gedichten hätte gegeben werden sollen. Glaubt Georg Fischer wirklich, dem Dichter dadurch einen Dienst erwiesen zu haben, daß er unter anderm den frostigen „Lobgesang auf Messala", ein in jeder Beziehung werthloses, stellenweise geradezu triviales Gelegenheitsgedicht, das noch dazu gar nicht einmal von Tibull zu sein scheint, in seine Verdeutschungen mit aufgenommen hat? Dann dürfte er mit dieser seiner Ansicht so ziemlich allein dastehen. Ja ich gehe, selbst auf die Gefahr hin, für einen grausamen Barbaren gehalten zu werden, und trotz des Lobes Quintilian's und anderer, so weit, mich auch gegen die Uebersetzung der Gedichte an Marathus, ja selbst gegen die derjenigen, die an Delia und Nemesis gerichtet sind, zu erklären. Freilich bleibt da vom Liebesdichter Tibull wenig übrig, da das ganze an die edle Römerin Neära gerichtete dritte Buch der Elegien wol nicht mit Unrecht von Voß, Eichstädt, Bernhardy, Passow, Nipperdey und andern competenten Kennern der römischen Dichter dem Tibull abgesprochen wird und auch Tibull's Autorschaft hinsichtlich der im vierten Buch enthaltenen Gedichte, welche sich an die Namen Cerinthus und Sulpicia knüpfen, nicht überall feststeht, wir vielmehr allen Grund haben, mehr als die Hälfte dieser Gedichte, wie es Wilbrandt in der „Deutschen Rundschau" (1. Jahrg., Heft 10) thut, der Sulpicia selbst zuzuschreiben. Immerhin haben wir nach Ausscheidung alles dessen, was dem Dichter nachweislich nicht gehört, und dessen, was wol für seine Zeit passen mochte, für unser feiner fühlendes Jahrhundert indeß doch etwas anstößig ist, noch eine kleine Reihe Gedichte, welche unstreitig echt sind und dabei werth, der Nachwelt überliefert zu werden; so vor allem im ersten Buch die schöne zehnte Elegie, welche das Glück des Friedens besingt, und die stimmungsvolle erste Elegie des zweiten Buchs, die unter dem Namen „Die Feldweihe" oder „Frühlingsfeier" bekannt ist, und einige Liebeslieder im vierten Buch, welche Tibull für seinen Freund Cerinthus an Sulpicia gerichtet hat. Alles dies zusammen würde nun freilich keinen Band bilden, jedenfalls aber dazu beitragen, Tibull weitern Kreisen lieb und werth zu machen, und das ist immerhin schon etwas. Dabei soll nicht gesagt sein, daß die Gedichte an Neära gerade schlecht seien, nur Tibullisch sind sie nicht und hätten daher auch, wenn sie einmal in vorliegender Sammlung mit Platz finden sollten, von den echten Gedichten Tibull's getrennt erscheinen müssen, statt daß Georg Fischer einfach die Reihenfolge des unter Tibull's Namen uns erhaltenen Corpus beibehielt. Das Recht, so zu thun, wie er gethan, ebenso das Recht, auch Gedichte, die Tibull's unwürdig sind, mit aufzunehmen, wie

jenen nichtssagenden, von rhetorischen Floskeln strotzenden Panegyrikus auf Messala: dies Recht wird dem Herausgeber natürlich niemand bestreiten; nur erreicht er auf seine Weise gerade das nicht, was seine Absicht zu sein scheint und, da er keine streng philologische Arbeit liefern wollte, es auch sein mußte, nämlich diese Gedichte für weitere Kreise genießbar zu machen und eben diesen Kreisen durch seine freie Uebertragung einen ungetrübten Genuß zu bereiten. Dieser Vorwurf mag dem Herausgeber wehe thun; daß er trotzdem voll berechtigt ist, werden mir — so hoffe ich — gerade die Freunde Tibull's zugeben, und da Georg Fischer sich gewiß in erster Linie zu denselben rechnet, auch dieser selbst.

Und nun, nachdem wir von dem Corpus der Tibull'schen Gedichte die ihm nicht gehörigen oder kranken Glieder losgetrennt haben, wird Quintilian's Ausspruch von den Vorzügen der Tibull'schen Muse auf das noch Uebriggebliebene sich voll und ganz anwenden lassen und uns ein Dichter entgegentreten, von dem wir zwar wenige Gedichte, aber um so trefflichere überkommen haben, und wer da nicht sowol zählt als wägt, wird dem Tibull auch für das Wenige von Herzen dankbar sein. In unserer Zeit haben wir kurzlebigen Menschen ja so viel des Lesestoffs zu bewältigen, daß nur das Beste ein Anrecht darauf hat, berücksichtigt zu werden.

Haben wir nun im Vorstehenden Georg Fischer den Vorwurf machen müssen, daß er in unangebrachter Pietät zu wenig wählerisch gewesen ist, so kehren wir jetzt zu dem gleich schwerwiegenden Vorwurf zurück, daß seine Verdeutschung überhaupt ihrem Zweck nur unzureichend entspricht. Ich rechne es ihm im Grunde nicht weiter an, daß er nicht zu peinlich sich an den Originaltext gehalten, vielmehr sich darauf beschränkt hat, nicht das Wort, sondern nur den Sinn getreulich wiederzugeben; es deckt sich eben nicht immer Wort für Wort in zwei Sprachen wie die deutsche und die lateinische. Da Fischer aber einmal davon abgesehen, eine Arbeit zu liefern, welche vor allem dem Philologen durchweg genügt, so hätte er noch einen Schritt weiter thun und uns Gedichte liefern sollen, welche sich auch wie deutsche lesen lassen. Nun habe ich zwar noch keine Uebertragung des Tibull in modernen Rhythmen zu Gesicht bekommen; zu den Unmöglichkeiten gehört indeß eine solche, wohlgemerkt eine gute, nicht; einer schlechten oder mittelmäßigen ziehe ich aber auf alle Fälle die mehr oder weniger gelungenen metrischen vom alten Strombeck, von Voß, E. Günther, Gruppe, Teuffel und Wilbrandt (die von Koreff, Bauer, F. W. Richter und Nürnberger kenne ich nicht) vor, so schwierig und unzureichend in vielen Einzelheiten naturgemäß eine wortgetreue und dabei ungezwungene Wiedergabe der alten Distichen in unserer Sprache ist, wie sie zur Abwechselung auch Fischer selbst in dem Buche, und zwar mit Glück, ein paar mal versucht hat.

Ein paar kleine Proben mögen beweisen, ob der Vorzug Fischer's modernen Rhythmen gebührt oder seinen Vorgängern, welche das Versmaß des Originals beibehalten. Ich greife zunächst beliebig aus dem ersten Gedicht des ersten Buchs ein paar Verse heraus, welche bei Fischer die vierte Strophe bilden, so lautend:

Blonde Ceres, deines Tempels
Pforte schmückt mein Aehrenkranz,
Und vom Obstgut scheucht für fromme
Gabe mit der Sichel Glanz
Mir Priap, der rothgeschminkte,
Schreckend all der Vögel Schwarm.
Euch auch, Laren, winkt das Opfer
Meines Guts, jetzt klein und arm.

Nun halte man gegen diese Uebertragung die wörtliche Uebersetzung von Strombeck, welche noch kein deutsches Vorbild hatte wie die Fischer'sche und ziemlich hundert Jahre vor derselben (1789) erschienen ist:

Goldene Ceres, ein Kranz von Aehren des eigenen Feldes,
Schmückend des Tempels Thür, sei dir zur Gabe geweiht;
Und der rothe Priap, mit drohender Sichel, bewache
Mir in den Gärten das Obst, scheuchend die Vögel hinweg.
Ihr des glücklichen einst, jetzt dürftigen Ackers Beschützer,
Eure Geschenke nun sollt, Laren, empfangen auch ihr.

Ich dächte, die Strombeck'sche Uebersetzung wäre in einem gerade so guten, wenn nicht besseren Deutsch abgefaßt als die Fischer'sche, die besonders dem Reim Concession über Concession macht und so schließlich in den reinen Bänkelsängerton verfällt; denn wie hier geht es durch die ganze Sammlung, nicht durchweg zwar, aber doch so häufig wiederkehrend, daß die Absicht zu reimen sich oft in geradezu empfindlicher Weise bemerklich macht und man unwillkürlich Vers um Vers skandirt. Da aber muß nothwendig der ästhetische Genuß beeinträchtigt werden. Man schöpfe nur nach Versen wie der erste und dritte (und deren kehren in Ueberfülle wieder) etwas Luft, und das Ohr wird sofort die Pause wahrnehmen, welche der Uebersetzer hier zwischen zwei zusammengehörigen Worten macht. Verständlich werden ja auch die Fischer'schen Worte; doch sollten sie das sein, ohne daß man erst sich den Satz mehr oder weniger zusammenconstruiren muß. Dazu hat Fischer, was eigentlich schon über die Freiheit einer freien Uebertragung hinausgeht, sich auch erlaubt, so ungenau zu übersetzen, daß einem der Sinn der Worte oft beim besten Willen nicht recht klar wird. Man vergleiche nur obige Stelle bei ihm und bei Strombeck, welcher sich getreulich an das Original gehalten hat, und man findet auf den ersten Blick heraus, wie Fischer ohne irgendwelchen Grund vom Original abgewichen, indem er statt der Wunschform „schmücke“ und „scheuche“ die Indicative „schmückt“ und „scheucht“ setzt u. dgl. m.

Ein anderes mal spricht Tibull seinem Freund Cerinthus Muth ein, als dessen Braut Sulpicia von einer Krankheit befallen ist; es ist dies die dritte Elegie des vierten Buchs, welche mit der Anrufung des Apoll beginnt. Da schreibt Fischer:

O komm, Apoll, und herbe Krankheit wende
Von meinem Lieb! Du, den die Locken krönen
In ew'ger Pracht, komm schnell und meiner Schönen
Leg' auf — nicht reut dich's — zaubermächt'ge Hände. . . .

Diese Worte übersetzt Adolf Wilbrandt auf seine Weise ebenso schön als wortgetreu und deutlich, wie folgt:

Hierher komm' und verscheuche dem zarten Mädchen die Krankheit,
Hierher, stolzer Apoll mit dem entwallenden Haar!
Glaub' mir, eile herab: nie wird's dich reuen, Apollo,
Legst du die heilende Hand auf ihre holde Gestalt.

Von dem „zarten Mädchen", dem „stolzen" Apoll, dem „Glaub mir", der „holden Gestalt" u. s. w., die alle in dem Original dieser beiden Distichen vorkommen, findet sich bei Fischer kein Wort. Aus dem Apoll mit ungeschorenem (bei Wilbrandt entwallendem) Haar macht Fischer einen Apoll, den die Locken krönen, allerdings in ewiger Pracht. Wenn das kein Schwulst ist! Die heilenden Hände des Originals verwandelt Wilbrandt, was gewiß kein Fehler, in den Singular; Fischer läßt Apoll „zaubermächtige Hände" auf die Schöne legen, allerdings pathetischer, aber zumal bei Weglassung des Artikels nicht schöner. Das Futurum von „reuen" verwandelt er in das Präsens; das zarte Mädchen, die Braut des Cerinthus, macht er frischweg und misverständlich zu Tibull's eigenem Lieb! Statt dem nachdrücklichen, die Krankheit „verscheuchen", das Wilbrandt wörtlich dem Original nachbildet, läßt Fischer sie „wenden"; im übrigen aber sind diese vier Verse durchweg richtig übersetzt! Wenn nur noch viel übrig geblieben wäre, was nicht Tadel verdient! Nein, da lobe ich mir doch die correctere und nebenbei schönere und einfachere Uebersetzung von Wilbrandt. In manchem hat indeß, was nicht verschwiegen werden darf, allerdings auch Fischer eine ganz glückliche Hand gehabt, doch wüßte ich keine einzige Elegie anzugeben, die ihm durchweg gelungen wäre, diejenigen ausgenommen, in denen er das alte Metrum beibehielt, wie die Anfangsverse der zehnten Elegie des ersten Buchs beweisen mögen („Preis des Friedens"):

Wer doch war's, der zuerst die grimmigen Schwerter geschmiedet?
Traun, ein trutziger Mann war es, mit ehernem Sinn.
Da kam über die Welt der Mord, da wütheten Schlachten,
Thaten dem finsteren Tod kürzere Wege sich auf.
Doch, nicht ihn klagt an! Er gab für reißendes Wild uns
Waffen, daraus wir selbst schufen das eigene Leid. . . .
Heimische Laren, o schützet mich jetzt, wie einst ihr es thatet,
Da zu Füßen ich euch hüpfte, ein blühendes Kind.

Hätte es Georg Fischer gefallen, seinen Tibull uns durchweg im Originalmetrum zu verdeutschen, und hätte er sich nicht durch die, wie er sagt, competentesten Männer zur Herausgabe seiner freien Uebertragungen ermuthigen lassen, so hätte er meines Bedünkens das bessere Theil erwählt.

Nun aber von Georg Fischer und seinem römischen Tibull zu Oskar Linke und mit ihm in das Land der alten Hellenen! Es dürfte nicht allzu vielen bekannt sein, daß mit dem Titel „Milesische Märchen" sich ein ganz besonderer Begriff verbindet. Diese Milesiaka oder Fabulae Milesiae, wie sie der römische Annalist Sisenna ins Lateinische übertragen hat, sind einer wahren Geschichte ähnliche Erzählungen in lasciver Form, wie sie ein gewisser Aristides aus Milet im 1. oder 2. Jahrhundert n. Chr. verfaßt hat; diese „Märchen" behandelten in Gestalt von kurzen Novellen, ähnlich denen des Boccaccio, hauptsächlich Scenen aus Milet, der Heimat des Hetärenwesens, von der sie auch den Namen entlehnt haben. Die Linke'schen Novellen und Geschichten nun haben zum Schauplatz ihrer Handlung nur theilweise Kleinasien, zum größern Theil Athen, zeichnen sich vor denen des Aristides auch dadurch aus, daß sie fast alle zwar gleichfalls um Frauenschönheit und Liebe sich drehen, dabei aber keineswegs ins Lascive verfallen; wiewol sie die Grenze des ästhetisch Erlaubten mitunter streifen, so kann man doch nicht sagen, daß sie dieselbe je überschreiten; vielmehr weiß Linke die Schranken des Schicklichen bei aller Sinnlichkeit streng zu beobachten. Die Sammlung zerfällt in drei größere Novellen und zwölf kleinere Geschichten, deren jede einen bestimmten Gedanken, ohne besondere Verwickelung, aber in künstlerisch schöner und edler Form zumeist recht wirksam zum Ausdruck bringt und die alle von echt griechischem Geist beseelt sind. Daß auch bei Linke das Hetärenthum eine hervorragende Stelle einnimmt, darf uns nicht eben wundernehmen; standen doch diese kleinasiatischen Dämchen, wenn auch leider nicht an Sittlichkeit, so wenigstens an Bildung und Chic weit über den meisten edeln Frauen Griechenlands, welche mehr auf ihr stilles Heim angewiesen waren. Doch auch wo derartige Hetären in diese Novellen verwebt sind, haben letztere nichts Beleidigendes, da Linke eben selbst in diesen Wesen uns noch die reine, schöne Menschlichkeit zu verkörpern weiß. Vor allem aber ist es dem Verfasser gelungen, gleich von vornherein uns in die rechte Stimmung zu versetzen, indem er uns in die Blütezeit der hellenischen Welt einführt und diese zwar idealisirt, indeß dennoch, wie es den Anschein hat, durchweg naturgetreu vor unsern Augen wieder heraufzaubert; dabei weiß er den Schein der Aufdringlichkeit oder Absichtlichkeit beim Auftragen seiner Farben geschickt zu vermeiden, und man sieht es ihm an, daß er in dieser alten griechischen Welt sich heimisch fühlt und aus innerm Schaffensdrang diese Novellen gedichtet hat.

Das erste der Märchen, eine Novelle in Briefen, schildert, wie ein junger Bildhauer, ein Schüler des Phidias, um eines schönen Weibes willen seiner Kunst untreu, aber von demselben wieder auf den Weg der Pflicht und des Ruhmes zurückgeführt wird, nachdem er mit dem Mädchen mondenlang der Liebe Glück mit vollen Zügen genossen und ihm diese ein lebendes Pfand ihrer Zärtlichkeit geschenkt hat. Der Verfasser hat hier mit den glühendsten Farben gemalt, ohne indeß selbst in den kritischen Momenten das rechte Maß zu vergessen. Sogar die schöne Hetäre ist trotz ihrer, ja in ihrer Zeit begründeten und entschuldbaren Fehler ein Wesen, dem wir unsere Sympathie nicht versagen können.

Gleich gelungen ist die zweite Novelle: „Menon, der Schwärmer". Der Held dieser Novelle ist ein Narr und Schelm zugleich, der einen eiteln Fabrikanten im Peiräeus beredet, mit ihm „Gründer" zu werden und am Pontos

ein Groß=Athen zu errichten; die Tochter des Fabrikanten soll der Preis sein, den der beschränkte Vater dem genialen Schelm für seinen Rath verspricht. Diese aber, Theia, hat sich bereits ihrem Sklaven Chares ergeben, den sie vom Vater nie zum Manne erhalten würde. Beide müssen mit der ganzen Sippschaft dem reichen Laos und dem egoistischen Menon auf das Schiff folgen, das Laos vertrauensvoll die Hoffnung getauft hat, das aber unterwegs mit Mann und Maus zu Grunde geht.

Nicht ganz so rein ist der Genuß der dritten Novelle, „Frau Aphrodite" betitelt. Daß eine Frau, welche ihrem Manne zu Liebe sich einem Fremden als Modell zur Statue einer nicht gerade gewandreichen Liebesgöttin hergibt und von dem Gatten trotz ihrer an sich guten Absicht deshalb verlassen wird, hat Linke uns ganz glaubhaft geschildert; daß dasselbe Weib aber dann, zur Hetäre herabgesunken, ihren Mann wieder nächtlich aufsucht, nur um denselben lächerlich und unmöglich zu machen, das scheint mir, zumal wie es hier geschildert ist, ebenso wenig deutsch als griechisch zu sein.

Von den kleinern Erzählungen sind die erste: „Phantasus", und die letzte: „Der Thronerbe", zu unbedeutend, um mit den übrigen concurriren zu können. Auch Nr. 10 und 11: „Lysis, der Malerphilosoph" und „Die große Göttin", wollen nicht so recht sich in den großartigen Rahmen der andern Erzählungen einfügen und sind beide mehr phantastisch als schön. Von tiefer Empfindung und als einer der besten Würfe des Autors erscheint „Die Pest in Athen", in welcher Erzählung eine Hetäre sich aufopferungsfreudiger als die Gattin beweist und daher mit Recht nachher deren Stelle einzunehmen gewürdigt wird: ein vortreffliches Seelengemälde ohne jeden sinnlichen Beigeschmack; ebenso „Hermione", eine Spartanerin, die, ihren Vater zu retten oder zu rächen, sich zum feindlichen Feldherrn als Mann verkleidet begibt, entdeckt und entkleidet und schließlich das Weib dessen wird, den sie erst zu ermorden kam, aber durch ihre Seelengröße wie den Reiz ihrer Erscheinung entwaffnete. Diese Erzählung zumal ist von ganz besonderer Zartheit und Keuschheit und macht einen tiefen Eindruck. Auch „Das Grab zu Ephesus" und „Agamedes und Polydora" sind in ihrer Art kleine Musterstücke eines gottbegnadeten Poeten. Selbst die Erzählungen zweiten Ranges: „Die goldenen Ohren des Phrynikos", „Die eleusinischen Mysterien" und „Das getheilte Herz", beweisen wenigstens, daß sie ein wahrer Künstler voll Geist und Phantasie geschaffen, wenn auch diese Phantasie manchmal noch recht wunderliche Sprünge macht. Dies gilt namentlich von der Erzählung „Die Afrikaner", deren Held erst unsere ganze Sympathie erregt, um plötzlich sich als erbärmlicher Feigling zu entpuppen. Hier ist die Phantasie auf Unkosten des berechnenden Verstandes mit dem Verfasser durchgegangen; wäre der Charakter dieses Mago harmonischer gestaltet oder wenigstens seine Feigheit etwas besser motivirt, so würde auch diese Erzählung sich den besten des Verfassers ebenbürtig anreihen; der darin ausgedrückte Gedanke, daß ein Weib am Manne nichts mehr verabscheut als die Feigheit, ist so wahr, wie er trefflich von Linke zur Geltung gebracht wird.

Auch die Diction dieser Novellen und Erzählungen ist poetisch, fließend und correct, ich wüßte nur wenig daran auszusetzen. Jedenfalls offenbart der Verfasser in diesem Buche ein so schönes, jugendfrisches Talent, daß es ungerecht wäre, demselben nicht volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen; es sei daher dies Werk dem Publikum, das von Prüderie frei ist, bestens empfohlen!

Karl Siegen.

Vermischte Schriften.

1. Bausteine. Gesammelte kleine Schriften von Felix Dahn. Dritte Reihe und Vierte Reihe, erste Schicht. Berlin, Janke. 1882. Gr. 8. 12 M.

Es ist uns schlechterdings unerfindlich, welchen Zweck es für irgendjemand, ausgenommen für den Verfasser selbst, haben kann, ältere Recensionen und andere Artikel aus Zeitungen und Zeitschriften in einer Sammlung zusammenzustellen und neu herauszugeben. Der erste Band dieser Sammlung enthielt manches Interessante; er hätte aber füglich der einzige bleiben sollen. In dem vorliegenden dritten haben wir leider nichts gefunden, dessen Reproduction ein Bedürfniß genannt werden könnte. Vieles, vielleicht gar das meiste, ist geradezu veraltet; beinahe alles hatte seine Berechtigung entschieden nur in der periodischen Presse. Den Inhalt bilden: „Eine Reise in Tirol und Oberitalien vor zwanzig Jahren", „Bilder aus dem französischen Feldzug 1870", den der Verfasser als Transportführer von Lebensmitteln mitgemacht, im übrigen fast lauter Recensionen meist von poetischen Werken. Wir glauben kaum, daß die Herausgabe dieser Sammlung zu dem Ruhm des äußerst vielseitigen und fruchtbaren, namentlich als Rechtshistoriker geschätzten Verfassers wesentlich beitragen werde oder zur Krönung dieses Ruhms noch gefehlt hätte.

Der Inhalt der ersten Schicht der vierten Reihe verfällt weniger dem oben ausgesprochenen Urtheil. Ihn bilden zwölf Aufsätze über Rechtsphilosophie, Naturrecht und Ethik, sowie drei biographische Skizzen über Hobbes, Sidney und Locke, welche letztern wol die interessanteste Partie des Bandes ausmachen.

2. Wendisches Volksthum in Sage, Brauch und Sitte. Von Wilibald von Schulenburg. Berlin, Nicolai. 1882. Gr. 8. 4 M.

Ein höchst dankenswerther Nachtrag zu den in d. Bl. bereits angezeigten „Wendischen Volkssagen" desselben Verfassers. Die Eintheilung ist ganz dieselbe wie in jenem Buche. Das vorliegende ist auch ebenso reichhaltig und macht in allen seinen Theilen den Eindruck gewissenhaftesten Forschens und Sammelns, namentlich in den Gebieten des Aberglaubens, der Volks- und Kindersprüche und der Volksbotanik. Es ist jedenfalls erfreulich, daß trotz unserer materiellen Zeitrichtung die Literatur der Sagen und Sitten immer neue Bereicherungen erfährt.

3. Züricher Taschenbuch auf das Jahr 1881. Herausgegeben von einer Gesellschaft züricherischer Geschichtsfreunde. Neue Folge. Vierter Jahrgang. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. 1881. 8. 5 M.

Dieser Jahrgang, dessen Vorgänger in Nr. 11 d. Bl. f. 1882 angezeigt sind, enthält: das Leben des 1880 verstorbenen Professors Salomon Vögelin von Professor Meyer von Knonau, Mittheilungen über die Erwerbung des Bürgerrechts im alten Zürich, sowie mehrere kleinere Beiträge über Episoden aus der Geschichte Zürichs von mehr localem Interesse.

4. Das Börsen-Raubritterthum in Verbindung mit dem Antisemitenthum unserer Zeit. Die Mittel für (!) ihre Besiegung (!). Ein wohlgemeinter und rechtzeitiger Mahnruf an das deutsche Judenthum, von A. Maurer. Zweite Auflage. Weinheim, Ackermann. 1882. Gr. 8. 40 Pf.

Die kleine Schrift wendet sich gegen das unmoralische Börsenspiel, zugleich aber auch sowol gegen die Judenhetze als gegen die Fehler, welche auf jüdischer Seite zum eigenen Schaden begangen werden.

5. Moderne Quellenforscher und antike Geschichtschreiber. Von L. A. Bröcker. Innsbruck, Wagner. 1882. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Eine mit großem Aufwand von Gelehrsamkeit abgefaßte Polemik gegen Nissen, welcher den spätern antiken Geschichtschreibern, namentlich Diodor, den Vorwurf gemacht, ihre Vorgänger einfach ausgeschrieben zu haben, wogegen der Verfasser dieselben in Schutz nimmt. Ein näheres Eingehen auf die Schrift ist wol nur Aufgabe philologischer Fachzeitschriften.

6. Geschichte der russischen Literatur. Von K. Haller. Dorpat, Schnakenburg. 1882. Gr. 8. 6 M.

Gegenüber gewissen Versuchen Unberufener, über die in neuester Zeit immer mehr an Interesse gewinnende Literatur des gewaltigen Rußland zu schreiben, ohne etwas von der Sprache zu verstehen, ist der vorliegende Band eine hochwillkommene Erscheinung. Er erfüllt alle Anforderungen, welche an ein compendiöses, also zugleich bündiges und vollständiges Buch gestellt werden können, und dürfte selbst für den größten Theil der Gebildeten neue Aufschlüsse und richtigere Vorstellungen bringen, da er durchaus den Eindruck macht, aus einer competenten und sachkundigen Feder zu stammen. Er behandelt die russische Literatur von ihren ersten mündlichen und mythischen Aeußerungen bis auf die neueste Zeit eines Turgenjew, Aksakow und ihrer Zeitgenossen. Ein alphabetisches Register wäre bei dem großen Reichthum an Namen äußerst erwünscht.

7. Der Geist der Freimaurerei in Erzählungen, Biographien, Licht- und Schattenbildern, Abhandlungen, Reden und Gedichten, von Karl Pilz. Leipzig, Zechel. 1882. Gr. 8. 5 M.

Das hübsch ausgestattete Buch des in maurerischen Kreisen rühmlich bekannten Verfassers ist vorzüglich geeignet, über die noch jetzt vielfach falsch beurtheilte Freimaurerei in weitern Kreisen richtigere und freundlichere Anschauungen zu verbreiten.

8. Immanuel Pyra und sein Einfluß auf die deutsche Literatur des 18. Jahrhunderts. Mit Benutzung ungedruckter Quellen. Von Gustav Waniek. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1882. 8. 4 M. 50 Pf.

Der früh (mit 29 Jahren, 1744) dahingeschiedene Pyra, zwar ein wirklicher Dichter, aber von nicht hoher Begabung, den der hallesche Pietismus, in dem er erzogen wurde, auf ausschließlich christliche Bahnen führte und ihn verleitete, mit der Gottsched'schen französirenden Nachahmung der Antike auch die letztere selbst zu verwerfen, dabei ein abgesagter Feind des Reims, ist weniger durch seine eigenen Leistungen als durch den Einfluß, den er auf andere Dichter, wie Gleim, Uz, Ramler, Wieland und namentlich auf Klopstock, ausübte, des Schicksals theilhaftig geworden, nicht ganz vergessen zu werden, wenigstens in der literarischen Wissenschaft; der Nation im ganzen wird er wol auch durch das vorliegende fleißige und gründliche, seinen Gegenstand mit Liebe behandelnde Buch nicht näher gerückt werden.

Ein Lehrbuch des Neugriechischen.

Die hellenische oder neugriechische Sprache. Studien zur Kenntniß derselben, nach ihrem Wesen, ihrer Entwickelung und ihrem jetzigen Bestande, mit vielen Sprachproben aus allen Stilarten und den wichtigsten Dialekten, nebst eigener deutscher Uebersetzung. Von August Boltz. Darmstadt, Brill. 1881. Gr. 8. 4 M.

Der Verfasser will diese „Studien" als ein Handbuch und Lehrbuch der hellenischen Sprache in ihren Hauptformen und Stilarten betrachtet wissen. Er versichert, die „vielgliedrige kleine Schöpfung" mit aller „Vertiefung" ausgemeißelt und „bis in jedem Halm gepflegt und mit seinem Gehirn genährt" zu haben. Diese und ähnliche Ueberschwenglichkeiten abgerechnet, kann man die formelle

Ausführung des Verfassers sich gefallen lassen, aber der reale Inhalt, den er verspricht, kann doch nur mit der — sehr großen — Beschränkung und Voraussetzung als wirklich vorhanden gelten, daß die Leser mit der altgriechischen Sprache vertraut seien. Für solche enthält das Buch allerlei brauchbare Winke. Nur darf der Verfasser sich nicht mit dem Wahne tragen, als ob er einen griechisch geschulten, diesseit des Balkan wohnenden Europäer (also Nichtgriechen) zu seinen Ansichten im Punkte der Aussprache des Altgriechischen bekehren werde — außer vielleicht einem solchen, der vor lauter Philhellenenthum nicht sehen und nicht hören will. Die Neugriechen sollten einstweilen sich damit begnügen, daß man in ihren legalen Heimats- und Geburtsschein keinen Zweifel setzt und nicht Fallmerayerisch gesinnt ist, daß man ferner ihre Sprache als legitimes Kind des Althellenischen betrachtet; dagegen sollten sie ihre gelehrten und gebildeten Mitweltbürger mit der Zumuthung verschonen, ihnen aufs Wort zu glauben, daß im Laufe der Jahrhunderte und Jahrtausende sich kein Iota und kein Tüpfelchen an der Sprache geändert habe, daß diese fleckenrein aus dem Schmelztiegel der Zeiten und Kämpfe hervorgegangen sei. Insbesondere sollten sie das Märchen von der unbefleckten Aussprache, das Steckenpferd ihrer Gelehrsamkeit oder vielmehr ihres Patriotismus, für sich behalten. Besagtes Steckenpferd reitet nämlich auch unser Verfasser, aber mit Gründen, die es wirklich nicht verdienen, widerlegt zu werden.

Vielleicht erleben wir es noch, daß irgendein heißblütiger Italiener oder gar Franzose mit der Behauptung ins Feld rückt, die alten Römer hätten accurat so ausgesprochen wie ihre Landsleute heutzutage. Wer Sinn hat für literarische Curiosa, dem empfehlen wir zur Lektüre Seite 60 u. fg. der vorliegenden Schrift, wo er die Lehre von einer „nahezuen" (sic!) Identität mit dem Altgriechischen näher ausgeführt finden wird. Die Wahrheit, von der Aussprache abgesehen, ist praeter propter Folgendes: Die echte neugriechische Sprache (die man nicht auf Kathedern und bei Gelehrten, sondern im Volke findet) geht in eine Unzahl von Dialekten auseinander, welche unter sich ziemlich verschieden sind, in einem Punkt aber wieder zusammenstimmen, nämlich in ihrer verhältnißmäßig starken Abweichung von den reinen Formen und Normen des Altgriechischen, mag man nun als Repräsentanten desselben das Ionische, Attische, Dorische oder Aeolische zu Grunde legen. Diese Abweichung ist kaum geringer als die des heutigen Italienischen vom alten Latein. Das jetzt als Schriftsprache fixirte (wiewol noch immer flüssige), von den Gelehrten und Gebildeten gesprochene und geschriebene, auch von den Kunstdichtern gebrauchte Neugriechisch, die Sprache der Prosa, ist allerdings dem Altgriechischen sehr ähnlich (was Wortschatz und Formen betrifft, obschon auch hier noch im Einzelnen, in Rection und Flexion, starke Idiotismen vorkommen), und man ist mit Erfolg bestrebt, sie immer mehr dem classischen Griechisch anzupassen; aber dieser ganze Proceß ist eben ein künstlicher, kein natürlicher, immerhin merkwürdig genug und in der Sprachgeschichte vielleicht beispiellos. Im Satzbau allerdings hat es selbst diese akademisch gefärbte Sprache, „die schönste und vollständigste aller neuern" (nach Rangabé's Meinung), nicht vermocht, das altgriechische Gleis inne zu halten, sie steht hier so ziemlich auf demselben Boden wie die romanischen Sprachen. Kann man auch nicht gerade sagen, daß die vorliegende Schrift ihrem im Titel gegebenen Versprechen, „Studien" zu bieten „zur Kenntniß der neugriechischen Sprache nach ihrem Wesen, ihrer Entwickelung und ihrem jetzigen Bestande", nicht nachkomme, so ist dies doch nicht in rein wissenschaftlichem Sinne geschehen; vielen wird deswegen der zweite Theil der Leistung, d. h. die „vielen Sprachproben aus allen Stilarten und den wichtigsten Dialekten nebst eigener deutscher Uebersetzung" (des Verfassers), willkommener sein.

J. Mähly.

Feuilleton.

Ausländische Literatur.

Aus den neuern und neuesten Bänden der Tauchnitz-Collection heben wir die folgenden als die ausgezeichnetern hervor. Band 2065, 2066: „John Inglesant" von J. Henry Shorthouse. Der Verfasser, nicht Literat von Profession, der aber große Belesenheit und Talent besitzt, der auch viel gereist ist, hat hier einen großartigen historischen Roman aus der Zeit Karl's I. geliefert, der in England gerechtes Aufsehen erregt. Er selbst nennt ihn zwar einen philosophischen Roman; dafür jedoch wird er in Deutschland kaum anerkannt werden, da wir andere Begriffe von der Philosophie haben als die Engländer, die wenigstens dem Worte eine weitere Ausdehnung geben als wir. Eher würden wir ihn als einen religiösen oder speciell religions-philosophischen Roman bezeichnen; vor allem aber ist er historisch: er enthält die Memoiren Inglesant's, des einstmaligen Dieners Karl's I., nebst einem Bericht über seine Erziehung durch die Jesuiten und die geheimen Dienste, zu denen er von ihnen verwendet worden, besonders in Verbindung mit dem damaligen irischen Aufruhr, ferner eine Geschichte seiner religiösen Zweifel und Erfahrungen, die Geschichte der Molinisten oder Quietisten in Italien, in welchem Lande er viele Jahre gelebt hat, und mancher Ereignisse jener Epoche. Es ist viel, vielleicht zu viel in dem Werke zusammengedrängt, was dem künstlerischen Werthe desselben allerdings Abbruch thut. Der Inhalt indessen ist so bedeutend, die Darstellungsgabe des Verfassers so glänzend und sein Wissen so tief, daß man es trotz der Breite der Anlage mit Spannung liest und nicht geringe Belehrung daraus schöpfen kann. Der edle und standhafte Charakter des Helden ist übrigens so einnehmend und fesselnd, daß man schon um seinetwillen das Buch liebgewinnt.

Band 2077 bringt uns wieder eine Sammlung kleiner Humoresken: „The Stolen White Elephant, and other Tales", von Mark Twain (Samuel L. Clemens). Freunden launiger, mitunter zwerchfellerschütternder Unterhaltung kann diese

neue Schöpfung des beliebten Verfassers bestens empfohlen werden.

Band 2087 enthält eine nicht minder empfehlenswerthe Sammlung kurzer Erzählungen von Bret Harte unter dem Titel „Flip and other Stories", von denen der ersten der Vorzug gebührt.

Band 2090 ist ein anonym erschienener politisch-satirischer Roman: „Democracy, an American Novel", der ungemeines Aufsehen in Amerika erregt und großen Beifall auch in England gefunden hat. Es ist eine scharfe, doch nicht feindselige Schilderung des politischen Treibens in Washington nach Art des Daudet'schen „Le Nabab" und entrollt ein düsteres Bild der Corruption, die dort herrscht. Mit großem Geschick hat der Verfasser (oder, wie manche glauben, die Verfasserin) es verstanden, trotz der offenbaren Tendenz des kurzen Romans, ihm eine durchaus künstlerische Gestaltung zu geben.

Band 2091 ist abermals eine Sammlung kleiner Erzählungen: „The Gifts of the Child Christ, and other Tales" betitelt, von dem begabten Geo. MacDonald, deren Werth verschieden ist, die Genialität des Verfassers aber nicht verkennen läßt.

In Band 2102, 2103 ist wiederum die amerikanische Literatur vertreten, die jetzt überhaupt mehr in den Vordergrund tritt, seitdem die englischen Größen auf dem Felde des Romans eine nach der andern heimgegangen sind. Die Bände enthalten „A Modern Instance" von William D. Howells. Es ist dies ein vielleicht nur zu treues und realistisches Charaktergemälde aus dem neuesten amerikanischen Leben, das jedoch auch andern Ländern entnommen sein könnte, insofern die Menschennatur sich überall gleich bleibt: eine Bemerkung, womit das Verdienst des Werks jedoch nicht geschmälert sein soll, als ob es nicht trotzdem einen specifisch amerikanischen Anstrich hätte.

Band 2104: „Robin" von Mrs. Parr, behandelt das sogenannte Bohemian life oder Zigeunerleben, wie es auch unter Künstlern vorkommt, in gelungener Weise. Robin, die Heldin, ist ein besonders anziehender und liebenswürdiger Charakter, und die Handlung empfiehlt sich durch ihre Einfachheit. Man kann die Verfasserin zu dieser ihrer neuesten Schöpfung beglückwünschen.

„The Curate's Home" von Agnes Giberer (Bd. 2106) ist die Schilderung des Familienlebens eines niedern englischen Geistlichen, wie sie treuer nicht gedacht werden kann. Das Buch hat seinerzeit in England einen gewaltigen Eindruck hervorgebracht, und es steht zu hoffen, daß, wie Hood's berühmtes Lied vom Hemd zur Verbesserung der Lage der Näherinnen beigetragen hat, auch dieser treffliche Roman das Seinige thun werde, die Zukunft der so schlecht besoldeten Unterpfarrer einigermaßen günstiger zu gestalten. Niemand wird die Schrift ohne Mitleid und Erschütterung und ohne Achtung vor dem Talente der Verfasserin zu lesen vermögen.

Band 2107: „Kept in the Dark. A Novel" von Anthony Trollope, sollte leider die letzte Leistung dieses beliebten und vielseitigen Schriftstellers sein, den nun selbst „das Dunkel" des Grabes „gebannt hält". Dieser neue Roman ist ein unterhaltendes Gemälde aus den höhern englischen Gesellschaftskreisen, mit vortrefflich gezeichneten Charakteren, wie dem der Lady Grant, des Sir Francis Geraldine, des Mr. Western und der Miß Altifirra mit ihren italienischen Ahnen, den Fiascos und Disgrazias. Der echte englische common sense, der diesen Schriftsteller stets ausgezeichnet hat, ist auch hier überall ausgeprägt und, was ja eine natürliche Folge desselben ist, ebenso seine prosaische Lebensauffassung, die in so scharfem Gegensatze z. B. zu seiner Zeitgenossin Ouida steht. Hat er indessen sich auch nie ins Idealistische verstiegen wie diese geniale Dame, so wird man ihm doch stets mit Genuß als einen der besten Schilderer der Sitten seiner Zeit, namentlich der geistlichen Welt, lesen und dürfte man ihm wol nicht mit Unrecht in dieser letztern Hinsicht einen Rang neben den ersten Romanschriftstellern Englands anweisen.

— Band 195, 196 von Asher's Collection of english authors bringen „God and the Man. A Romance" von Robert Buchanan. Dies ist zwar nicht der erste Roman, den der als Dichter ausgezeichnete Schriftsteller veröffentlicht hat, aber der erste, den es uns vergönnt war, zu lesen. Aus der Fehde zwischen zwei Nachbarn, deren einer begütert, während die Familie des andern herabgekommen ist, entspinnt sich im zweiten Bande, dem à la Romeo und Julie ein Liebesverhältniß zwischen der Tochter des letztern und dem Sohne des erstern Hauses vorangeht, eine Art Robinsonade, indem die beiden Söhne dieser Familie zusammen auf eine Insel im Eismeer verschlagen werden, wo der Haß, der lange zwischen ihnen bestanden, sich schließlich in Versöhnung auflöst. Die hohe Begabung des Verfassers ist in seinen Schilderungen nicht zu verkennen, allein sie gehen ins Ungeheuerliche; es fehlt das Maß, er häuft den Pelion auf den Ossa, sodaß man sich mit Grausen von den Schreckensscenen abwendet und sich über sie eher empört als von ihnen angezogen fühlt. Doch ist die Erzählung spannend, und man muß sie zu Ende lesen. Jedenfalls gehört dieser Roman zu den bedeutendern Erscheinungen und sein Autor ist von ungewöhnlicher Begabung.

Bibliographie.

Baumgarten, H., Treitschke's deutsche Geschichte. Straßburg, Trübner. Gr. 8. 1 M.

Bettin, A., Generalfeldmarschall Prinz Friedrich Karl von Preußen. Militairische Beschreibung. Mit dem Porträt in Lichtdruck und dem Facsimile. Frankfurt a/O. 1882. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Conrad, M. G., Madame Lutetia! Neue Pariser Studien. Leipzig, Friedrich. 8. 6 M.

Eggers, A., Der Duometallismus. Bremen, Roussell. Gr. 8. 1 M.

Wienerisches Ehrenkränzlein von 1683. Unparteiische Prüfungen der Anschuldigungen des Herrn Onno Klopp durch eine Vereinigung von Wiener Bürgern. Herausgegeben als erste Vereinsgabe der „Bürgervereinigung Liebenberg". Wien, Fleischmann. Gr. 8. 60 Pf.

Geschichte der königlichen Residenzstadt Potsdam. Auf Grund der „Mittheilungen des Vereins für die Geschichte Potsdams" und unter Benutzung amtlicher Quellen herausgegeben von A. R. Potsdam, Rentel. 8. 1 M. 50 Pf.

Humbert, C., Deutschlands Urteil über Molière. Oppeln, Franck. Gr. 8. 6 M. 50 Pf.

Imsig, Dienstpflicht und Bildung. Berlin, Liebrecht. Gr. 8. 60 Pf.

Jungmann, E., Nordische Herbstblätter. Gedichte. Königsberg, Schubert. 12. 3 M.

Kluckhohn, A., Aus dem handschriftlichen Nachlasse L. Westenrieder's. 2te Abth.: Briefe Westenrieder's. Mit einem Anhang: Tagebücher aus den Kriegsjahren 1805 und 1809. München, Franz. 1882. Gr. 4. 2 M. 20 Pf.

Kölm, M., Kraumsel und Reimsel. Lütt putzig Geschichte ut Paumre, Pose und Westpreuße, i Reimselform. Elberfeld, Born. 1882. 16. 1 M. 50 Pf.

Die demokratische Partei und die Handwerker. München. Gr. 8. 30 Pf.

Pasqué, E., Vierzig Jahre aus dem Leben einer musikalischen Zeitung. Eine Chronik der „Signale" von 1843—1883. Leipzig, B. Senff. Gr. 8. 1 M.

Scherr, J., Menschliche Tragikomödie. Gesammelte Studien, Skizzen und Bilder. 11ter u. 12ter Bd. Leipzig, O. Wigand. 8. à 1 M.

Schneider, J., Die alten Heer- und Handelswege der Germanen, Römer und Franken im deutschen Reiche. Nach örtlichen Untersuchungen dargestellt. 1stes Hft. Düsseldorf, Schaub. 1882. Gr. 8. 1 M.

Schröder, A., Des Königs Grenadiere. Historisches Volksstück. Oldenburg, Hintzen. Gr. 8. 75 Pf.

Sylva, Carmen (Königin Elisabeth von Rumänien), Pelesch-Märchen. Mit 3 Illustrationen und Facsimiles. — A. u. d. T.: Aus Carmen Sylva's Königreich. Leipzig, Friedrich. 8. 5 M.

Tottmann, A., Kurzgefaßter Abriß der Musikgeschichte von der ältesten Zeit bis auf die Gegenwart. 1stes Bdchn. Leipzig, Lenz. 64. 75 Pf.

Allgemeiner Verein für deutsche Literatur. 7te Serie. 3ter Bd.: Gedichte von H. Hopfen. Berlin, A. Hofmann. 8. 6 M.

Voß, R., Regula Brandt. Schauspiel. Leipzig, Friedrich. 8. 1 M.

Volkswirthschaftliche Zeitfragen. Vorträge und Abhandlungen, herausgegeben von der volkswirthschaftlichen Gesellschaft in Berlin und der ständischen Deputation des Congresses deutscher Volkswirthe. 31stes Hft.: Die Buchdruckerkunst und der Kulturfortschritt der Menschheit. Von K. v. Scherzer. — 32stes Hft.: Die praktischen Versuche zur Lösung der socialen Probleme. Vortrag von V. Böhmert. Berlin, Simion. 1882. Gr. 8. à 1 M.

Ziegelhain, B. v., Margarethe. 2 Thle. Stuttgart, Metzler. 8. 6 M.

Anzeigen.

(Mit einer Beilage von **G. Freytag** in **Leipzig** und **F. Tempsky** in **Prag** und dem **Literarischen Anzeiger** Nr. 4.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

// Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 13. — 29. März 1883.

Literarische Unterhaltungen.

Zum Schopenhauer-Denkmal.

Aus Anlaß des herannahenden hundertsten Geburtstags Schopenhauer's fordert Ludwig Noiré in der „Frankfurter Zeitung" auf, dem großen Philosophen in Frankfurt a. M., seinem langjährigen Wohnort, ein Denkmal zu errichten. Eine Anregung dazu ist bereits vor einigen Jahren in der Klausenburger Zeitschrift für vergleichende Literatur gegeben worden. Als sein einziger noch überlebender „Apostel" darf ich mir wol gestatten, in dieser Frage Stellung zu nehmen und hier ein Wort darüber zu reden.

In Frage nämlich dürfte der Vorschlag insofern kommen, als man zu bedenken hat und manche Verehrer des Verstorbenen einwenden dürften, daß er selbst, wie aus Gwinner's Biographie zu ersehen, verlangt hat, sein Grabstein solle keine andere Inschrift tragen als seinen Namen Arthur Schopenhauer, „nichts weiter, kein Datum, noch Jahreszahl, gar nichts, keine Silbe". In seinem stolzen, aber vollberechtigten Selbstbewußtsein, welches trotz der langjährigen Nichtbeachtung und Vernachlässigung, die er seitens seiner Zeitgenossen erfahren mußte, in der Stille durch zwar vereinzelte, aber ebenso klare wie zuverlässige Zeichen unterstützt wurde, mußte und durfte er sich sagen, er habe sich in seinen Werken das beste, unvergänglichste Denkmal, ein wahres monumentum aere perennius gesetzt, und so durfte er auch mit Recht seinem Freunde Gwinner antworten, als dieser ihn fragte, wo er ruhen wolle: „Es ist einerlei, sie werden mich finden."

Was er in seinem Briefe an mich vom 13. April 1858 (auch von Gwinner S. 598 citirt) über sein, von mir veranlaßtes, Bildniß in der leipziger „Illustrirten Zeitung" sagte, werde ich durch weitere Belege aus seinen Briefen zu entkräften suchen. Wol aber dürfte die Betrachtung des Inhalts seiner Lehre, seiner bekannten besondern Weltanschauung hier am meisten ins Gewicht fallen. Denn daß man denen, die sich durch ihre Werke verewigt haben, nebenbei doch noch Denkmäler errichtet, dafür sprechen zahlreiche Beispiele, wie das eines Goethe und Schiller, Kant und Spinoza u. a. m. Sollte man aber einem Philosophen, dem diese Welt als die schlechteste galt, der die Menschen verachten lehrte, der die Vernichtung des Daseins als das höchste Ziel pries, ein Denkmal in dieser dem Jammer und Elende preisgegebenen Welt errichten, in die er nun, wenn auch nur bildlich, für alle Zeiten hineinzuschauen hätte? Wäre das nicht gleichsam eine Ironie? Und müßte man nicht fürchten, daß, wenn er der Rede fähig wäre, er von seinem Piedestal herab laut dagegen protestiren würde, daß man ihn so hingestellt habe, um in alle Ewigkeit Zeuge dieses Weltjammers und Elends zu sein? Dies, wie gesagt, wäre ein ernstes Bedenken und könnte dem Anschein nach gegen die Errichtung eines Denkmals sprechen. Doch suchen ja bekanntlich selbst die, welche gegen den Ruhm schreiben und ihn zu verachten vorgeben, nichts anderes als eben Ruhm. Der Widerspruch haftet ja allem Irdischen an, wenn er auch nicht, wie Bahnsen lehrt, das Wesen der Dinge ist; und so finden wir ihn auch bei Schopenhauer: ich meine hier nicht seine Lehre, die vielen allerdings nur allzu widerspruchsvoll erscheint, sondern den Menschen, wie er sich in seinen Briefen offenbart. Hören wir ihn nun selber.

In einem Briefe an Frauenstädt vom 15. October 1853 schreibt er in Erwiderung auf dessen Mittheilung, „daß den Wünschen derer, die ihn zu sehen brennen, ein Bild-

niß von ihm in der leipziger «Illustrirten Zeitung» nebst kurzer Biographie entgegenkommen würde", wie folgt: „. . . Ich will nicht mit meiner Person dem müßigen Lesepöbel zur Kurzweil dienen. Auch ein Porträt vor Werken geziemt sich erst nach dem Tode des Verfassers." Er citirt sogar bei der Gelegenheit das alte Epigramm:

Sorgt ja, daß doch von euern Zügen
Ein treues Bild der Nachwelt übrig ist:
Da sieht sie euch, Autoren, mit Vergnügen,
Wenn sie euch lange nicht mehr liest.

Jedoch schon im Juni 1852 hatte er an Frauenstädt geschrieben: „Soeben war der Buchhändler Hirschwald bei mir, um mich, im Namen des Dr. Kormann (Ihr mentionirter Ungar), zu bitten, daß ich sitze zu zwei Photographen (sic!), eins en face und eins in Profil, die er auf seine Kosten gemacht haben will: natürlich soll's geschehen: ich denke aber lieber Daguerreotypes machen zu lassen, weil sie viel treuer und authentischer sind." Und geschehen war es; denn einen Monat darauf schreibt er an Fauenstädt, der ihm gemeldet hatte, daß sein Daguerreotyp bei ihm zwischen den beiden Reliefs „Tag und Nacht" von Thorwaldsen hänge: „Sie müssen den Tag vor mir, und die Nacht hinter mir aufhängen; weil geschrieben steht: «vor mir der Tag und hinter mir die Nacht. Faust». — Sie werden doch wol eine Wallfahrt zum heiligen Bilde bei Kormann gemacht haben, und mir melden, ob es Wunder thut."

Von diesem und andern Daguerreotypen ist ferner die Rede in seinen Briefen an Frauenstädt vom 24. August, 12. September 1852 und 31. März 1853.

In einem Schreiben an ihn vom 2. Mai 1855 begegnen wir der ersten Mittheilung über das bekannte Oelgemälde von Luntenschütz. Es heißt da: „In Oel gemalt werde ich schon jetzt, von einem sehr vorzüglichen Maler.... Er hat schon im Winter (wol absichtlich) sich zu mir an der Table-d'hôte gesetzt und ist sehr oft dahin gekommen, sodaß er mich oft im lebhaften Reden gesehen hat, weil ich allmählich, da er ein guter Kerl ist, mit ihm vertraut wurde und loslegte: dadurch kennt er meine wahre Physiognomie genau. . . . Es wird ebbes Rores (etwas Rares) werden: habe schon zweimal gesessen, gegen zwei Stunden, Vormittags. . . . Es kommt erst hier auf die Galerie zur Ausstellung, dann nach Berlin auf die Ausstellung. Gott, was werden die Philosophieprofessoren sich daran weiden! und dann meine alten Bekannten und meine neuen Freunde in Berlin."

Auf dieses Bild kommt er dann wiederholt zurück, in seinen Briefen vom 29. Juni, 17. August und 7. September 1855. In dem vom 17. August schreibt er: „Mein Bild ist fertig und verkauft. Wiesike hat sich zu rechter Zeit eingefunden und hat es von der Staffelei weggekauft für 250 Fl. — Das Unerhörteste aber ist, daß er mir und dem Maler sehr ernsthaft gesagt hat, er wolle für dieses Bild ein eigenes Haus bauen, darin es hängen soll! — Das wäre dann die erste mir errichtete Kapelle. Recitativo: «Ja, ja! Sarastro herrschet hier.» Und Anno 2100?"

In dem Briefe vom 7. September lesen wir, nachdem von dem Bilde die Rede war: „Besagter Professor Bähr hat mir eröffnet, daß von Launitz, der hiesige Phidias, meine Büste zu machen wünscht: dabei setzte er mir dringend zu, ich möchte einmal hingehen, das Atelier des Launitz besehen: habe am Ende «ja, ja» gesagt. aber ich halte auf Etikette; der Launitz muß zu mir kommen."

In spätern Briefen spricht er von seinem zweiten, von Hamel gemalten Bilde, welches der Besteller „vortrefflich" findet, er aber (S. 703) als eine „Caricatur" bezeichnet.

In einem Briefe vom 31. October 1856 erzählt er Frauenstädt, daß der damals berühmteste frankfurter Maler, Göbel, sich gemeldet habe, sein „Porträt zu machen", welches er gern zugestanden habe, und fügt hinzu: „Das aber wird ein rechtes, echtes Porträt werden." Unter dem 16. December 1859 theilt er ihm mit, daß das Porträt vollendet sei und Göbel selbst es in Kupfer steche.

In demselben Briefe, sowie in dem an mich unter dem 10. November desselben Jahres (vgl. mein „Arthur Schopenhauer. Neues von ihm und über ihn", S. 31), ist zuerst von der jungen Ney die Rede. „Dazu andererseits", schrieb er mir, „die Bildhauerin Ney (Großnichte des Marschalls) aus Berlin hergekommen, meine Büste zu machen; diese ist soeben vollendet und ausgestellt: alle finden sie unübertrefflich ähnlich, dazu schön gearbeitet."

Trotz seines Misfallens an dem Bildniß in der leipziger „Illustrirten Zeitung" schrieb er mir (ebenda, S. 25) unter dem 3. Januar 1859: „Wenn Sie für mich ein Exemplar der Illustrirten erhalten können und mir es schicken wollen (unter Kreuzcouvert), wird es mir sehr lieb sein, ich habe es blos auf dem Casino gesehen und gelesen."

In seinem letzten Briefe an mich, soviel ich weiß der letzte, den er überhaupt geschrieben, vom 18. August 1860, schreibt er: „Die Büste der Ney ist endlich gekommen; sie wird in Berlin in der großen Ausstellung nächstens paradiren. Desgleichen in Wien, auch in Leipzig. Die Ney wendet sich deshalb selbst an Brockhaus." Sie wünschte nämlich eine Anzeige der Büste in einem der Blätter dieses Hauses zu erwirken.

Nun, ich glaube, hier sind der Beweise genug, daß Schopenhauer für seinen Theil nichts gegen die Errichtung eines Denkmals einwenden würde, falls man ihn selbst befragen könnte; ja man darf wol nach allem, was ich hier angeführt habe, mit Gewißheit annehmen, daß es ganz nach seinem Wunsche wäre. Es handelt sich also nur darum, daß es schön und des großen Philosophen würdig ausfalle und der Stadt Frankfurt, wenn sie und nicht seine Geburtsstadt Danzig dazu bestimmt sein soll, zur wirklichen Zierde gereiche. Zum Schluß dieser Betrachtungen gestatte ich mir noch, das von mir zu seinem siebzigsten Geburtstage ihm gewidmete Gedicht, welches er selbst als „glorios" in einem seiner Briefe an mich bezeichnet hat, hier zum ersten male zu veröffentlichen, weil es, bereits im Jahre 1858 geschrieben, nun gewissermaßen einen prophetischen Charakter angenommen hat.

An Arthur Schopenhauer
zu seinem siebzigsten Geburtstage.

Ergraut' auch dir das Haupt in Jahren,
So blieb doch frisch dein Heldengeist;
Jetzt sammeln Jünger sich in Scharen
Um dich, den weit und breit man preist.

Vom nebelgrauen Meeresstrande
Zu uns herüber drang dein Ruhm,
Nachdem im deutschen Vaterlande
Gehuldigt ward dem Hegelthum.

Man fragt befremdet nach „dem Weisen“,
Der hausen soll an jenem Ort,
Wohin die Goethomanen reisen,
Im Eifer für des Dichters Wort.

Und kennet niemand den Propheten,
Ward nie sein Name noch genannt?
Muß Deutschland nicht vor Scham erröthen,
Daß sein Verdienst es nicht erkannt?

O nein, die Herrn vom Fache rühmen
In ihren Schriften seinen Geist,
Den freien, kühnen, ungestümen —
Für sie jedoch nur allzu dreist.

Wie wäre diesem beizukommen,
Wie bricht man so gewalt'ge Kraft?
Hier will Sophisterei nicht frommen,
Wer ist's, der jetzt uns Rath hier schafft?

Den Sonderling fein ignoriren —
Das schien die beste Politik.
So wird die Dunkelheit floriren,
So dringt in sie kein Sonnenblick!

Umsonst! Die Wahrheit, sie muß siegen
Und bricht trotz allem sich die Bahn;
Ihr könnt in Träume fort euch wiegen,
Es schwindet doch zuletzt der Wahn.

Das Licht, das furchtlos du entzündet,
Es hat den Nebel nun zerstreut;
Auf Wahrheit nur hast du gegründet,
Und sie zu reden nicht gescheut.

Was du versprachst, der Welt zu werden,
Der große Dichter hat's erkannt;
Wie auch die Kleinen sich geberden,
In Ehren wirst du stets genannt.

Und weigern sie, das Knie zu beugen —
In tausend Herzen ist dein Thron;
Sind jene deines Ruhmes Zeugen,
Wird dieser Liebe dir zum Lohn.

David Asher.

Zur Romanliteratur.

1. Alte Ketten. Roman von Levin Schücking. Zwei Bände. Breslau, Schottländer.. 1883. 8. 6 M.
2. Die Schloßfrau. Roman von Friedrich Friedrich. Drei Bände. Leipzig, Friedrich. 1883. 8. 12 M.
3. Getrennt. Roman von Elise Polko. Breslau, Schottländer. 1883. 8. 3 M.
4. Toggenburg und andere Geschichten. Von Paul Lindau. Breslau, Schottländer. 1883. 8. 3 M.
5. Ein politischer Schachzug Friedrich's des Großen. Historischer Roman von Hans von Zollern. Zwei Bände. Dresden, Minden. 1883. 8. 7 M. 50 Pf.
6. Moderne Wohlthätigkeit. Erzählung von der Prinzessin ***. Dresden, Minden. 1883. 8. 2 M.
7. Treue Liebe. Erzählung von Fanny Lewald. Dresden, Minden. 1883. 8. 3 M. 60 Pf.
8. Gräfin Lenore. Roman von A. Godin. Leipzig, Schulze u. Comp. 1882. 8. 4 M.
9. Ausgewählte Werke von Erckmann-Chatrian. Autorisirte Uebersetzung. Eingeleitet und zusammengestellt von Ludwig Pfau. Stuttgart, Rieger. 1882. 8. In Lieferungen zu 50 Pf.
10. P. K. Rosegger's Ausgewählte Schriften. Wien, Hartleben. 1883. 8. In Lieferungen zu 50 Pf.

Zu den fruchtbarsten unserer ältern Romandichter zählt ohne Zweifel Levin Schücking, „der Mann mit den Gespensteraugen“, wie Ferdinand Freiligrath ihn zu nennen liebte; und in der That trägt auch die vorliegende Dichtung „Alte Ketten“ (Nr. 1) einen etwas gespensterhaften Charakter, insofern lange Zeit das Glück einer jüngern Generation durch Schuld und Vergehen einer ältern getrübt erscheint. Als Grundgedanke zieht sich gewissermaßen durch den ganzen Roman die an einer Stelle desselben ausgesprochene alte Wahrheit, „daß des Menschen Glück nicht von seinem Schicksale abhängt, sondern von der Art und Weise, wie er dasselbe auffaßt und trägt“. Zum Hauptschauplatz der Erzählung hat der Verfasser ein kleines deutsches Herzogthum und dessen Residenzstadt gewählt. Eine solche Wahl ist zwar nicht mehr neu und originell, und die an kleinen Fürstenhöfen vorkommenden Intriguen und Verwickelungen haben schon häufig den Stoff für Novellen und Romane hergeben müssen, allein Schücking versteht es doch, die Spannung und Theilnahme des Lesers von Anfang bis zu Ende seiner Erzählung wach zu erhalten. Freilich spielen sich, wie gleich bemerkt werden muß, wichtige Partien der geschilderten Begebenheiten und zwar solche, die einen Wendepunkt in dem Schicksale der Hauptpersonen hervorrufen, in Italien ab, z. B. in Rom, in Neapel und auf der Insel Ischia.

Der Roman beginnt mit einem Feste, welches der durch seine Excentricitäten bekannte Freiherr Degenhard Adolf von Vornholz auf seinem Gute arrangirt hat. Zu den Theilnehmern an diesem Feste zählen der Herr des Landes, Herzog Ludwig, der durch seine schwerverständlichen, sibyllinisch klingenden Aussprüche bekannte Fürst von Barenstein, dessen junge und liebenswürdige Tochter Elisabeth, deren Freundin Irma Bender, der junge Freiherr Helmbrecht von Vorholz, der Adjutant des Herzogs, Rudolf Bender, Irma's Cousin, und mehrere andere Personen, z. B. ein Fräulein von Steckenreuth, welche die Honneurs

des Hauses macht, da der alte Freiherr von Vornholz bereits Witwer war. Es stellt sich bald heraus, daß Helmbrecht von Vornholz eine tiefe und innige Neigung für die Prinzessin Elisabeth empfindet, während Rudolf Bender sich in ähnlicher Weise zu Irma hingezogen fühlt. Da die Neigung von beiden Seiten warm erwidert wurde und dem Anscheine nach keine besondern Hindernisse der Vereinigung der liebenden Paare entgegenstanden, so hätte die Sache schnell einen befriedigenden Abschluß finden können. Allein das Schicksal hatte es anders bestimmt. Kurze Zeit nach dem Feste hörte Helmbrecht durch Zufall von einer mysteriösen Angelegenheit, die einen dunkeln Schatten auf die Ehre seines Vaters warf und dessen rechtmäßigen Besitz des Gutes in Frage stellte. Als der junge Freiherr sich veranlaßt fühlte, von seinem Vater Aufklärung über die Angelegenheit zu verlangen, entbrannte dieser in hellem Zorn, und es fand ein vollständiger Bruch zwischen Vater und Sohn statt, wodurch die Verbindung mit der Prinzessin Elisabeth gehindert wurde. Auch das Verhältniß zwischen Rudolf Bender und seiner Cousine Irma erlitt aus einem doppelten Grunde eine arge Störung. Zunächst wurde ersterer wegen eines fatalen Versehens, das ihm kaum zur Last gelegt werden konnte, von dem Herzoge aus seinem Adjutantendienste entlassen und durfte nun, da weder er noch Irma mit Glücksgütern gesegnet waren, nicht daran denken, sie an den Altar zu führen. Außerdem aber stellte sich auch heraus, daß Irma die Tochter des Herzogs und der Hofdame Antonie von Rotbrecht war, und daß von hoher Stelle beabsichtigt wurde, zwischen ihr und Helmbrecht von Vornholz ein Ehebündniß zu schließen. Der Herzog und Antonie hatten sich nämlich vor langen Jahren kennen und lieben gelernt, und als jener den Thron bestiegen, hatte er nicht gezögert, die begangene Jugendsünde dadurch zu sühnen, daß er dem Fräulein von Rotbrecht wiederholt ein Ehebündniß antrug. Antonie aber hatte diesen Antrag stets von sich gewiesen. Es war ihr Glück und ihr Unglück gewesen, daß sie sich, wie sie es ausdrückte, „an ihrem Stolze wieder hatte aufrichten müssen“. Der Stolz war nach und nach über sie Herr geworden. Es war eine Unversöhnlichkeit des Gewissens mit sich selber in ihr entstanden durch den Widerspruch zwischen ihrer Schuld und ihrem Charakter. „Wer vom Zuge seines Charakters verführt eine Schuld auf sich lädt, verzeiht sich leicht“, meint Schücking, „wer mit der Schuld seinem Charakter, sich selber untreu geworden ist, schwer.“ Der Gedanke an ihre Schuld wurde für Antonie die Schatzkammer ihres innern Lebens, und je mehr sie daraus entnahm, desto stolzer wurde sie. Dieser Stolz mußte, nach des Dichters Darstellung, infolge seines Ursprungs, zum Tugendstolz werden; und je mehr derselbe sich ihrer bemächtigte, desto unmöglicher wurde es ihr, sich die Schwäche einer Stunde zu verzeihen. Man konnte alles von ihr verlangen, nur nicht, daß sie sich selbst verzeihe. Und darin lag ihr Irrthum, ihr Unglück.

> Man muß sich selbst verzeihen können, wenn man ehrlich bereut hat; eine unversöhnliche Härte gegen uns selbst ist ungesund, krankhaft. Aber die menschliche Eitelkeit birgt sich unter tausend Masken; auch in der Ueberschätzung, in der tragischen Aufbauschung einer Schuld.

Antonie verlangte von Irma, die vor der Welt als die Tochter von Antoniens Schwester, welche an den Rittmeister Bender verheirathet war, galt, daß sie Rudolf Bender entsagen und damit für eine Schuld büßen sollte, die nicht sie, sondern ihre wirkliche Mutter, Antonie, auf sich geladen hatte. Es bedurfte bitterer Erfahrungen und Leiden, bevor die tugendstolze Dame zur richtigen Erkenntniß gelangte.

Es würde zu weit führen, den Inhalt des Romans hier noch weiter mitzutheilen; es genügt zu constatiren, daß Schücking die oft bunt durcheinander laufenden Fäden seiner Erzählung stets geschickt und passend wieder miteinander zu verknüpfen weiß. Die Dinge wenden sich schließlich so, daß sowol Helmbrecht die Prinzessin Elisabeth heirathet, als auch Rudolf Bender mit der Einwilligung ihrer Aeltern Irma als seine Gattin heimführt; nur der Herzog und Antonie werden nicht glücklich. Letztere näherte sich zwar reumüthig und mit einem offenen Bekenntniß ihrer Sinnesänderung dem Herzoge, doch dieser erklärt ebenso offen, daß Antonie sich gegen die Liebe, die er für sie hege, zu schwer versündigt habe. Er sagt zu ihr:

> Als Sie sich losrissen, von mir losrissen, von Irma, als der Gedanke an Irma's Glück nicht einmal Sie halten konnte, sondern Sie es mit allem andern auf den Altar ihrer „Buße“ legten —, da fühlte ich einen Riß durch mein Herz und mein Leben gehen; ich fühlte, daß wir innerlich getrennt seien — für immer. Wir haben uns einander zu wehe gethan, Antonie; dafür gibt es keine Heilung.

Wir können Schücking's Roman „Alte Ketten“ nicht als ein Meisterwerk belletristischer Dichtkunst hinstellen; aber was die Schönheit der Sprache, die Feinheit der Charakterzeichnung und die kunstvolle Verschlingung und Lösung der Fäden der Erzählung anbetrifft, so erhebt sich derselbe weit über das Mittelmaß der gewöhnlichen Erscheinungen in unserer so fruchtbaren Romanliteratur. Nicht nur die obengenannten Hauptpersonen, auch die Träger der Nebenrollen, wie Ulrich Bender, der gutmüthige, polternde Onkel aus Amerika, das intriguante Fräulein von Steckenreuth, deren gewissenloser Bruder Philipp, ja selbst der katholische Pfarrer, der Jäger Klaus und der Schäfer Gerd: sie alle sind treffend und mit Lust und Liebe in ihrer Eigenart geschildert.

In mancher Beziehung ähnlich der Schücking'schen Dichtung und doch auch wieder ganz verschieden von ihr erscheint uns der Roman von Friedrich Friedrich: „Die Schloßfrau“ (Nr. 2). Auch hier wird uns eine ganze Anzahl von Personen, vorzugsweise aus den höhern Ständen der Gesellschaft, vorgeführt; die Handlung spielt an verschiedenen Orten und die Fäden der Erzählung

kreuzen sich nicht selten; aber der Autor hat es trotzdem verstanden, überall Klarheit und Uebersichtlichkeit walten zu lassen. Als leitender Gedanke darf wol der Conflict zwischen falsch verstandener Standesehre und übergroßer Sparsamkeit einerseits und grenzenlosem, ungebändigtem Leichtsinn andererseits bezeichnet werden. Versöhnend treten dazwischen Erkenntniß und Buße der Schuld im Bunde mit reiner, schuldloser Liebe. Friedrich's Dichtungsweise ist mehr praktischer, realistischer Natur, während Schücking sich durch ein tieferes Eingehen auf die Seelenzustände der von ihm dargestellten Persönlichkeiten auszeichnet. Der Hauptinhalt der Erzählung ist etwa folgender: Der leichtsinnige und verschwenderische, sonst aber gutmüthige Hauptmann Heino von Golnow heirathet gegen den Willen der Freifrau Thekla von Esche, der Gattin des letzten Freiherrn von Esche, deren Tochter und einzige Erbin und gelangt dadurch in den Besitz der reichen Herrschaft Haideburg. Als jedoch die Tochter der Freifrau und deren kleiner Sohn auf einer Waldpartie verunglückten und kurz nacheinander starben, kam Thekla von Esche durch einen von ihr angestrengten Proceß wieder in den Besitz der Haideburg, und zwar nur auf Grund eines falschen Zeugnisses, welches ein gewisser Konrad Barthel, Besitzer einer Waldschenke, und dessen Ehefrau dahin ablegten, daß das Kind früher gestorben sei als die Mutter. Konrad erhielt von der Freifrau eine runde Summe Geldes und zog damit nach einem süddeutschen Staate in der Nähe der Schweiz.

Inzwischen lernte der Hauptmann Heino von Golnow, der in der Blüte der Mannesjahre stand, auf dem Gute seines Bruders Alexander von Golnow ein junges Mädchen kennen, mit dem er entfloh. Es lag in niemandes Interesse, den Flüchtigen besonders nachzuforschen, die ihrerseits nichts von sich hören ließen und schon nach wenigen Jahren vergessen waren: sie galten als verschollen und gestorben. Allein nach einiger Zeit kam die Frau des unterdeß wirklich verstorbenen Hauptmanns von Golnow in größtem Elende mit einer kleinen Tochter, Namens Ruth, zu Konrad Barthel, der sich der Witwe und des Kindes freundlich annahm. Nach dem bald erfolgten Tode der Witwe ersah Konrad aus deren Papieren, daß sie die rechtmäßige Frau des Hauptmanns von Golnow gewesen und die kleine Ruth die legitime Erbin der Haideburg sei. Er erzog Ruth als sein eigenes Kind, fühlte sich aber nach Verlauf von etwa funfzehn Jahren durch sein Gewissen gezwungen, in die alte Heimat zurückzukehren und die Schuld seines Meineids dadurch wieder in etwas gut zu machen, daß er die stolze, herrschsüchtige und geizige Freifrau von Esche zwang, Ruth von Golnow als die rechtmäßige Besitzerin der Haideburg anzuerkennen, unbekümmert darum, daß ihn die Strafe des Meineids treffen mußte.

In anziehender und spannender Weise ist nun das Leben auf der Haideburg und auf dem Waldhofe, dem Gute Alexander von Golnow's, geschildert, dessen Sohn Erich von Golnow den Leichtsinn und die Verschwendungssucht seiner Vorfahren geerbt hatte. Als intriguante Charaktere treten auf der Baron von Velten, dessen Frau Edith, eine frühere Schauspielerin, und deren Bruder Leo Fetzka; ein Gegenstück zu diesen bilden der brave Verwalter des Waldhofs, Gruber, dessen schöne und edle Tochter Marie und der Torffabrikbesitzer Bertram. Die beiden eigentlichen Lichtgestalten des Romans aber sind Ruth von Golnow und der talentvolle Maler Eckenberg, der auch schließlich mit Ruth's Hand in den Besitz der Haideburg gelangt, um dort, wo so lange dunkle Sorge und Trauer geherrscht, Licht und Sonnenschein zu verbreiten. Die „Schloßfrau" Thekla von Esche und das Geschlecht der Golnows gehen unter, wie sie es verdient haben.

In diesem Roman waltet allerdings, wie bereits angedeutet, der Realismus vor, doch selten oder nie in verletzender und abstoßender Weise; das ideale Element fehlt nicht, es trägt sogar schließlich den Sieg davon. Die Zeichnung der Charaktere ist scharf und sicher. Der Autor entrollt uns ein ergreifendes Gemälde menschlicher Leidenschaften und Irrthümer; wir finden wenig Reflexion, aber desto mehr Handlung. Die Sprache ist fast durchweg edel und gewählt, der Dialog lebhaft und frisch. Alles Gesuchte und Gekünstelte ist vermieden.

Der aus zwei Abtheilungen bestehende Roman „Getrennt" von Elise Polko (Nr. 3) ist mit großer Wärme der Empfindung geschrieben und darf halb als ein Künstler-, halb als ein Familienroman bezeichnet werden. Der zwischen den beiden in geistiger und körperlicher Beziehung so verschiedenen Schwestern Regina und Madelaine bestehende Unterschied ist consequent und mit Geschick durchgeführt, ebenso der Gegensatz zwischen dem hochbegabten, poesievollen Maler André und dem philisterhaften, jedes höhern Aufschwungs unfähigen Ralph von Hollenburg. Der Aufbau der Handlung läßt wenig zu wünschen übrig; der Stil ist leicht und fließend, und da der Gang der Erzählung niemals erlahmt, so wird auch das Interesse des Lesers stets wach erhalten.

Unter dem Titel „Toggenburg und andere Geschichten" (Nr. 4) bietet uns Paul Lindau drei Novelletten, die wol eine routinirte Fertigkeit im Schreiben, aber wenig dichterisches Talent verrathen. Die erste der drei kleinen Erzählungen spielt in Berlin. Ein junger, doch bereits lebensmüder Roué, Namens Gustav Wöhringen, der „mit sich und der ganzen Welt zerfallen ist und seit Monaten jeden Morgen mit der neuen Sorge aufsteht, wie er den kommenden Tag todtschlagen soll", wird durch das Lesen „des ersten Satzes eines Romanfeuilletons" zu dem Entschlusse getrieben, „irgendetwas Ungewöhnliches" aufzusuchen. Er geht deshalb nicht in den Club, nicht ins Theater, nicht in den Circus oder an andere Orte, wo er seine Bekannten finden würde, sondern folgt einem „schmuzigen Dienstmann", der ihn Unter die Linden zu den Schaukästen eines Photographen bringt. Nachdem er dort längere Zeit das Bildniß eines jungen und schönen Mädchens angeschaut hat, geht er in den

Thiergarten; aber auch dort bietet sich ihm lange nichts Auffälliges, bis er endlich von einem altmodisch gekleideten ältlichen Herrn angeredet wird, der ihn fragt, ob er nicht einer Dame „mit lichtblondem Haar und großen schönen dunkelblauen Augen“ begegnet sei. Diese Beschreibung erinnert Gustav an die Photographie, welche er vorhin so aufmerksam betrachtet hatte, und der fremde Herr, mit dem er übrigens nur wenige Worte gewechselt, erscheint ihm plötzlich als „kein gewöhnlicher Mensch“; „es mußte festgestellt werden, wer der Mann sei, was er treibe, wie es um die Blondine stehe, die er im Thiergarten erwartet, mit einem Worte, der ganze geheimnißvolle Roman mußte entschleiert werden“. Auf diese leichte und bequeme Weise leitet Paul Lindau seine Erzählung ein, in der von Handlung kaum die Rede ist. Nachdem Gustav Währingen von einem Freunde erfahren hat, daß der altmodisch gekleidete Herr unter dem Namen „Daniel Toggenburg“ den Besuchern des Thiergartens längst bekannt sei und seit Jahren in der Nähe der Luiseninsel auf jemand warte, beschließt er, die Sache näher zu untersuchen, da es darauf ankomme, „eine Menschenseele zu ergründen“. Gleich am nächsten Tage kaufte er einen sogenannten Apostelkrug, mit dem er den alten Herrn, einen leidenschaftlichen Sammler alter Thonwaaren, in dessen Wohnung am Marienkirchhofe aufsuchte. Mit einer ziemlichen Unverschämtheit dringt er bei dem Sonderling, dessen wirklicher Name Daniel Möllmann war, ein und erfährt von demselben, daß er seit 23 Jahren auf ein Rendezvous mit einem jungen Mädchen warte, das er im Kroll'schen Locale einmal zufällig kennen und lieben gelernt hatte. Möllmann hatte die Dame niemals wiedergesehen, war aber trotzdem fest davon überzeugt, daß dieselbe ihr Wort halten und er sie eines Tags an der verabredeten Stelle im Thiergarten zu der bestimmten Stunde treffen werde. Diese fixe Idee beherrschte ihn bis zu seinem Tode, der plötzlich eintrat, als Gustav Währingen ihn mit seiner Braut, der Tochter jenes Mädchens, welches der alte Möllmann so lange vergeblich erwartet hatte, besuchte.

Die vorstehend skizzirte Geschichte hat einen stark sentimentalen Beigeschmack, und das Sentimentale gelingt Paul Lindau, da ihm das wirklich Gemüthvolle ebenso fremd ist wie ein gesunder Humor, durchaus nicht. Er hascht nach Esprit, vergreift sich dabei aber zu oft und wird trivial oder manierirt. Die Mache ersetzt nicht das Stimmungsvolle, wodurch sich die Werke eines wahren Künstlers oder Dichters auszeichnen.

Die zweite Erzählung, „Elise“ betitelt, entrollt uns das Lebensbild eines jungen unglücklichen Mädchens, das, von allerlei Widerwärtigkeiten verfolgt, Schauspielerin wird, obschon sie weder Lust noch Talent dazu besitzt. Sie sinkt als Künstlerin immer tiefer und tiefer, bis sie schließlich durch Selbstmord ihrem unglücklichen Dasein ein Ende macht. Ein Pendant zu dieser Geschichte ist Fanny Lewald's Dichtung „Die Erlöserin“; vielleicht hat dieselbe dem Autor vorgeschwebt.

Die dritte Novellette, „Henri“, spielt in Paris und schildert das traurige Schicksal des letzten Sprossen einer der stolzesten und edelsten Familien Frankreichs. Henri de Féligaix, das ist der Name des Helden der Geschichte, war ein Freund des Autors und bewohnte mit diesem den fünften Stock einer der kolossalen Miethskasernen in der Rue d'Hauteville. Henri liebte die sogenannte „kleine Herzogin“, welche zu den gefeiertsten Schönheiten des zweiten Kaiserreichs zählte und eine Jugendgespielin der Kaiserin Eugenie war. Diese Liebe, welche von der Herzogin erwidert wurde, führte zu einem Duell zwischen Henri und seinem Nebenbuhler, einem als Duellanten gefürchteten Grafen. Henri de Féligaix wurde auf den Tod verwundet und starb kurze Zeit nach dem Zweikampfe. Die sonst nicht üble Erzählung verliert dadurch wesentlich an Interesse, daß in ihr eine bedauernswerthe Unklarheit über manche Vorkommnisse herrscht, deren Kenntniß nothwendig erscheint zu einem vollen Verständniß des Hergangs der ganzen Geschichte. Geradezu komisch, nicht etwa humoristisch, wirkt der Umstand, daß der Autor in seiner „Eitelkeit“, wie er selbst sagt, sich einmal einbildete, die kleine Herzogin nehme an ihm selbst ein besonderes Interesse.

Alles in allem genommen können wir Paul Lindau als Roman- und Novellendichter nicht gerade sehr hoch stellen; er hat auf diesem Gebiete noch viel von seinem Bruder Rudolf zu lernen.

Ein glücklicher Wurf ist der historische Roman „Ein politischer Schachzug Friedrich's des Großen“ von Hans von Zollern (Nr. 5). Der Verfasser schildert die Zeit, in welcher die freie Reichs- und Handelsstadt Danzig, die bisher unter polnischer Oberhoheit gestanden hatte, durch die erste Theilung Polens (1772) zwar im Besitz ihrer Privilegien blieb, aber von preußischem Gebiet ganz umschlossen und durch starke Zölle so hart bedrückt wurde, daß Handel, Kunstfleiß und Bevölkerung schwer darunter litten. Die von Friedrich II. gebilligte Politik des Ministers Herzberg ging dahin, die ohnehin stark geschwächte Souveränetät Danzigs völlig zu brechen und im Interesse der Sicherstellung Preußens gegen Osten die Stadt dem preußischen Staat als integrirenden Theil einzuverleiben. Nach einem hartnäckigen, mehr als zwanzig Jahre dauernden, wenn auch unblutigen Ringen mit der preußischen Macht wehte endlich am Gründonnerstag des Jahres 1793 der preußische Adler von einer der wichtigsten Festungen und der bedeutendsten Hafenplätze der Ostsee. Danzig versöhnte sich übrigens bald mit der neuen Herrschaft, denn Preußens Regierung verfuhr bei allen Neuerungen mit Weisheit und Milde; sie sorgte für die Verbesserung der commerziellen Hilfsmittel, der See- und Wasserstraßen, des Hafens, der Landwege und Anlagen in der Stadt, sie ließ Recht und Gerechtigkeit gleichmäßiger, als es früher geschehen, in allen Schichten der Gesellschaft walten; sie ließ sogar, so viel es anging, die frühern Beamten der alten Reichsstadt in ihren Functionen, denn bewährte Männer wie die Con-

radi, Weickhmann, Gralath und Groddeck blieben noch lange Jahre an der Spitze der städtischen Verwaltung.

Den historischen Schilderungen sind natürlich interessante Sittengemälde und Liebesaffairen beigefügt, so namentlich die Herzensgeschichte, die zwischen Magda von Zora, die längere Zeit in Wien und Berlin als Schauspielerin unter dem Namen Zorina glänzende Triumphe feierte, und dem braven Max Bertling spielt, welcher vieler Herren Länder gesehen und den Sonnenbrand der südlichen Zonen kennen gelernt hatte. Auch die äußere Ausstattung des Buchs verdient mit Anerkennung hervorgehoben zu werden.

Der Gegenwart näher als der Kampf Danzigs um seine politische Selbständigkeit steht der Inhalt der Erzählung „Moderne Wohlthätigkeit" (Nr. 6) von einer ungenannten Prinzessin. Die Verfasserin ist mit Erfolg bemüht, in Form einer Novelle die Gründung sogenannter Wohlthätigkeitsvereine zu bekämpfen, welche in Wahrheit nicht wohlthätig wirken, sondern nur der Eitelkeit dienen und einer scheinheiligen Selbstsucht Vorschub leisten. Es ist in der That erfreulich, wenn auch von höhern und höchsten Kreisen der Kampf gegen das herz- und sinnverwirrende Muckerthum durch die Presse aufgenommen wird. Wahrhafte Frömmigkeit kann nie genug gefördert werden, der pietistischen Heuchelei jedoch ist in keiner Weise Vorschub zu leisten. Die Erzählung „Moderne Wohlthätigkeit" hat, wenn man will, eine gewisse Tendenz; diese Tendenz stört und verringert aber durchaus nicht die schöne Klarheit der Darstellung und den ästhetischen Werth der vorliegenden Geschichte.

Die Novelle „Treue Liebe" von Fanny Lewald (Nr. 7) fordert unwillkürlich zu einem Vergleich mit dem obenerwähnten Roman Nr. 3 von Elise Polko heraus, wobei jedoch der letztere nicht gerade gewinnt. Während die letztgenannte Dichterin nur zu gern und zu sehr einem weichlich-sentimentalen Zuge folgt, der sie nahezu auf Abwege führt, tritt Fanny Lewald mit geistiger Kraft und Schärfe, ohne die Gesetze der Schönheit zu verletzen, für den Sieg der wahren Freiheit und Sittlichkeit in die Schranken. Der Reiz der Erzählung „Treue Liebe" beruht nicht auf einer gesuchten Zuspitzung des Conflicts, sondern auf einer innern, mit logischer Nothwendigkeit aus der Natur und Beschaffenheit der geschilderten Situationen und Charaktere sich wie von selbst ergebenden Schürzung und Lösung des Knotens. Die an sich sehr einfache, dem wirklichen Leben nachgebildete Composition übt doch überall einen ebenso anziehenden wie wohlthuenden Eindruck auf den Leser aus. Diese natürliche Einfachheit, welche eine feine Charakterzeichnung nicht ausschließt, verleiht der in Rede stehenden Dichtung einen nicht geringen poetischen Werth. Die Heldin der Erzählung, Urika, ist eine ebenso fein besaitete wie sittlich starke Natur, die gerade durch ihre Pflichttreue über alle Wirrnisse den Sieg davonträgt; ganz ähnlich ist in seiner Art der westfälische Gutsbesitzer Chlodwig Manhard. Meisterhaft ist das Leben und Treiben auf dem Gute Osterhof in Westfalen geschildert.

Der einbändige Roman „Gräfin Lenore" von A. Godin (Nr. 8) gehört in die Reihe der sogenannten Familienromane und schildert mit lebhaften Farben stimmungsvoll und spannend das Unglück, welches durch eine schöne, aber eitle und genußsüchtige Tochter über eine ehrenwerthe Familie heraufbeschworen wird. Die Verfasserin dieses kleinen Romans, der eigentlich nur als eine Novelle bezeichnet werden kann, liebt es übrigens etwas zu sehr, schwarz in schwarz zu malen.

Von den „Auserwählten Werken" der Schriftsteller Emil Erckmann und Alexander Chatrian (Nr. 9) liegen uns achtzehn Lieferungen vor, welche die vierbändige „Geschichte eines Bauern" und die Marketendererzählung „Frau Therese" enthalten. Sowol Erckmann wie Chatrian sind elsaß-lothringischer Abstammung und zählen als romantische Schilderer der politischen und socialen Vorgänge und Begebenheiten in Frankreich während der ersten französischen Revolution und des ersten Kaiserreichs zu den beliebtesten Schriftstellern Frankreichs. Mit einer ziemlich getreuen Auffassung und Darstellung großer historischer Ereignisse verbinden sie eine warme, man möchte sagen deutsche Gefühlsweise in der Beschreibung idyllischen Stillebens im Elsaß und zeichnen sich durch jene liebevolle Kleinmalerei aus, welche an die französische Technik erinnert. Man kann daher den Herausgebern nur Dank dafür wissen, daß sie die Schriften von Erckmann-Chatrian dem deutschen Publikum in deutscher Uebersetzung zugänglich gemacht haben. Erwähnt sei noch, daß ein von den beiden Autoren der spannenden Erzählung „Frau Therese" nachgebildetes Militärschauspiel vor nicht langer Zeit zu Paris im Châtelettheater glänzend durchfiel.

Schließlich mag noch darauf hingewiesen werden, daß von P. K. Rosegger's „Ausgewählten Schriften" (Nr. 10) die einundsechzigste bis siebzigste Lieferung erschienen sind. Diese Hefte enthalten Gedichte in steirischer Mundart, hochdeutsche Gedichte, Aufsätze über Kinder, Parabeln, Legenden und Weltbetrachtungen, sowie die Erzählungen: „Die Dorfschöne", „Die Gefallene", „Die Zuflucht der Sünder", „Der Dorfkaplan", „Die Unrechte", „Die Buhlerin" und „Der Flößer-Hans". Wir können über diese Schriften Rosegger's im Wesentlichen nur dasselbe sagen, was wir bereits in Nr. 14 und in Nr. 44 d. Bl. f. 1882 über andere Arbeiten dieses talentvollen und eigenartigen Schriftstellers gesagt haben.

Rudolf Doehn.

Neue dramatische Arbeiten.

Heute liegt uns nur eine kleine Anzahl dramatischer Arbeiten zur Besprechung vor, die jedoch Gutes enthält. Den Vortritt wollen wir einem dramatischen Werke des berühmten Florentiners Niccolo Machiavelli gönnen:

1. Mandragola. Komödie in fünf Aufzügen von Niccolo Machiavelli. Aus dem Italienischen übersetzt und eingeleitet von Albert Stern. Leipzig, O. Wigand. 1882. 8. 1 M.

Wir haben eigentlich nur die vorzügliche deutsche Uebersetzung dieser classischen Komödie anzuerkennen, denn die kritischen Acten über das Stück sind ja längst abgeschlossen. Nur einige kurze Bemerkungen erlauben wir uns zu machen. An die Aufführung dieses Lustspiels auf einer deutschen Bühne ist des gewählten Vorwurfs wegen nicht zu denken ohne eine Vergewaltigung des Dramas. Es bietet allerdings ein Culturbild seiner Zeit, aber es würde bei uns wenig Verständniß finden. Selbst viele, die eben erst an der laxen Moral und den Frivolitäten einer französischen sogenannten Sittenkomödie sich höchlichst ergötzt haben, würden über „Mandragola" die Nase rümpfen und für moralische Ungeheuerlichkeiten halten, was solchem Tadel durchaus nicht verfällt. Doch wir enthalten uns jedes nähern Eingehens auf den Inhalt der Komödie aus den bereits angeführten Gründen und geben nur das über sie gefällte kurze und treffende Urtheil des Literarhistorikers Johannes Scherr wieder: „Was die «Mandragola» betrifft, so ist sie ohne Frage die bedeutendste Komödie der italienischen Literatur, einer der glücklichsten Würfe, die jemals einem Komöden gelungen sind, eine Genialität im Entwurf, ein vollendetes Kunstwerk in der Ausführung." Wir können dies classische Werk als vortreffliche Lektüre bestens empfehlen, allerdings nur denen, die eine gesunde kräftige geistige Kost lieben.

Auf die Bezeichnung dramatischer Kunstwerke dürfen wol kaum einigen Anspruch erheben:

2. Volksthümliche Krippen-Spiele. Von Wilhelm Pailler. Mit einer musikalischen Beilage von Bernhard Deubler. Zweite vermehrte Auflage. Linz, Ebenhöch.

Das Heft enthält: „Großes Weihnachts- und Drei-König-Spiel" (in vier Abtheilungen), „Frohe Botschaft" (in vier Abtheilungen), „Die heilige Nacht" (in einem Aufzug), „Hirten und Könige" (in vier Aufzügen und Schlußbild) und „S. Joseph in Bethlehem" (in drei Aufzügen). Es sind dramatische Spiele, zur Aufführung in Privatkreisen vor einem frommkatholischen hypernaiven Publikum bestimmt, welche eine eigentlich kritische Besprechung nicht vertragen. Wenn sie ihre harmlose Bestimmung, Kinder und Kindlichgläubige zu unterhalten, erfüllen, so ist ja ihres Daseins Zweck nicht verfehlt.

Nach dem bescheidenen Selbstgeständniß des Verfassers liegt uns eine dramatische Erstlingsarbeit vor in:

3. Die Kinder des Hauses. Ein Trauerspiel von Gustav Köhler. Straßburg, Astmann. 1882. Gr. 8. 2 M.

Die Motive zu diesem Trauerspiel sind weder neu noch klar verarbeitet und sind überdies ganz interesselos. Das Stück selbst ist eine Sensationsgeschichte gewöhnlicher Art. Die erste Hälfte wird fast ganz durch eine Discussion über die sociale Frage ausgefüllt, die wenig Positives zu Tage fördert und die Handlung selbst fast erdrückt, daher höchst ermüdend wirkt. Bis in die Mitte des dritten Acts pulsirt in dem Drama überhaupt kein Tropfen warmes dramatisches Lebensblut, aber von da ab beginnt sich die Handlung zu überstürzen, da sind eine Menge von Unmöglichkeiten und die crassesten Motive gehäuft, und ein Knalleffect widerlichster Art bildet den Schluß. Aus derartigem Material ist kein wahrhaft gutes Trauerspiel aufzubauen, und selbst für eine Novelle ist der Stoff schon zu verbraucht. Ohne Zweifel war das Wollen des Verfassers ein ernstes und seine Absichten die besten; auch blitzt hier und da ein Funke von Talent hervor, aber das rechtfertigt ihn nicht, wenn er mit einer derartig verfehlten dramatischen Arbeit vor das Publikum tritt. Ihm schwebte offenbar ein edleres Ziel vor Augen als der Beifall der großen urtheilslosen Menge, und deshalb wird ihm auch unser abfälliges Urtheil über diese verfehlte Arbeit nur ein Sporn sein, bessere und gelungenere Werke zu schaffen. Ob eine Bühne den Versuch wagen wird, „Die Kinder des Hauses" darzustellen, möchten wir bezweifeln. Bühnen zweiten und dritten Rangs verlockt vielleicht das Sensationelle des Stoffs, ihrem Publikum, welches stärkere Nerven besitzt, ein neues Reizmittel zu bieten.

Das Werk eines poetisch begabten Talents ist:

4. Eine mediceäische Hochzeitsnacht. Trauerspiel in fünf Acten. Von Alfred Friedmann. Leipzig, Friedrich. 1882. 8. 2 M.

Der Titel ist nicht gut gewählt; es liegt in der hier gebrauchten Anwendung des Worts eine Herabwürdigung seiner eigentlich schönen und ahnungsvoll süßen Bedeutung. In diesem Trauerspiel offenbart sich zwar das Ringen des Talents, aber es ist noch nicht zur Klarheit über seine dramatische Begabung gelangt und befindet sich noch im Stadium der Unfertigkeit und des Versuchs. Die „Mediceäische Hochzeitsnacht" ist eine bunte Reihe von Scenen, die nur lose aneinandergeknüpft sind und in denen sich eine verwirrende Fülle von Personen drängt. Auch drückt der historische Ballast zu gewaltig auf die Handlung, und dadurch, daß der Dichter specielle Geschichtskenntnisse beim Publikum voraussetzt, hindert er das Verständniß und raubt dem Drama das Hauptinteresse.

Das Trauerspiel hat zwei, oder richtiger einen in zwei Personen zertheilten Helden. Die stärkere Hälfte ist der

Herzog Alessandro von Medici, in dessen Gestalt der Don Juan des Verfassers nach seinem letzten Abenteuer auferstanden zu sein scheint; die schwächere an äußerer Begabung, aber an vertieftern Charaktereigenschaften reichere Hälfte bildet Lorenzino von Medici: der eine ein Wüstling, der keine Schranke anerkennt, der andere ein verliebter, muthloser und neidvoller Schwächling. Alessandro ist ein Mann, der weder Furcht noch Rücksichtnahme kennt, der jedes schöne Weib in Florenz als sein Eigenthum betrachtet und das Volk vom Bürger bis zum Edelmann aus Herzensgrund verachtet. Dazu hat er auch Ursache, denn es ist ein ziemlich erbärmliches Gesindel, was uns unter der Maske der edeln Florentiner vorgeführt wird. Um Alessandro für die Wiederherstellung der Freiheit von Florenz zu gewinnen — ein seltsames Unternehmen bei einem derartigen Charakter —, opfern Männer ihre Würde und Weiber ihre Tugend und Unschuld, aber Alessandro genießt die dargebotene Frucht, ohne an Erfüllung ihrer Wünsche zu denken. Auch Lorenzino von Medici spielt um deswillen den Hofnarren; er verlockt Alessandro zu lasterhaften Thaten und Verbrechen, um dadurch die edeln Florentiner zur Empörung und zur Abschüttelung des Tyrannenjochs zu entflammen. Aber die Florentiner murren zwar und ballen die Faust im Sack, doch fehlt ihnen sammt und sonders der Muth zur offenen That. Ueberhaupt ist Lorenzino ein seltsames Charaktergemisch mit bekannten Zügen, die an Victor Hugo's Triboulet und Shakspeare's Jago erinnern, wie andererseits Alessandro dem Cäsar Borgia der Elise Schmidt Charakterzüge entlehnt zu haben scheint. Lorenzino zittert vor jeder blanken Waffe, spottet über seine eigene Feigheit und Schwäche, hat aber die Keckheit, prahlend von sich zu behaupten: „Ich bin die Freiheit.“ Er liebt Luisa Strozzi, aber sie weist seine Liebe zurück, was seinen Haß zu dem überall siegreichen Alessandro steigert, obgleich auch dieser von Luisa abgewiesen wird. Aber der plötzliche Tod Luisa's durch Gift, das ihr ein geheimnißvoller Diener in einem Becher Wein kredenzt hat, wie ja in diesem Drama viel Geheimnißvolles und Unerklärliches geschieht, bringt Lorenzino's Entschluß, Alessandro zu tödten, vollends zur Reife. Alessandro findet an Katharina Ginori, einer Tante Lorenzino's, Wohlgefallen und begehrt sofort ihren Besitz, wozu ihm Lorenzino verhelfen soll. Dieser willigt ein, um bei dieser Gelegenheit sein mörderisches Vorhaben auszuführen, das er zuvor in allen Straßen laut ausschreit, als wünschte er, daß man ihn zurückgehalte. Alessandro findet sich zur bestimmten Stunde bei Lorenzino ein, wirft sich in Erwartung der seiner harrenden süßen Freuden auf ein bereit stehendes Ruhebett und schläft ein. Schlafend wird er von Lorenzino gemordet, wonach dieser ausruft:

> Welch weise Lebenslösung ist das Sterben!
> Des Lebens letzte Linie schreibt der Tod!

Mit dieser That schließt der vierte Act, und eigentlich ist damit auch das Trauerspiel zu Ende. Der fünfte Act ist nur ein mattes Nachspiel, in dem man die Kunde von der Ermordung der andern Heldenhälfte erhält.

Dem Drama fehlt eine einheitliche, festgeschlossene Handlung; der Held desselben ist keine edle große Natur, die im Kampf mit widerwärtigen Schicksalsmächten unterliegt, sondern ein Gemisch von Tyrann und Wüstling, der wie ein Opferthier abgestochen wird. Durch die Menge historischer Personen wird, wie schon gesagt, das Drama zu schwer mit Historie belastet, ohne daß man einzusehen vermag, warum. Auch laufen die an sich recht hübschen Volksscenen zu breit in die Handlung hinein, und es geschieht zu viel, was das Interesse zersplittert. Es ist weder von einer menschlichen Großthat noch einem grandiosen Verbrechen die Rede.

Die Diction ist zwar poetisch und auch hier und da nicht ohne dramatische Schlagkraft, aber sie klingt stellenweise zu gesucht und nimmt oft den Mund zu voll, sodaß sie sonderbare Aussprüche thut, wie:

> Die Menschen, die in freier Wahl gezeugt
> Und nicht in vorgeschriebener Umarmung —
> Ist denn das Ei so viel des Gackerns werth.

Wir haben so eingehende Ausstellungen nur gemacht, weil wir es mit dem Werke eines Dichters zu thun haben, der schon Gutes auf dem Gebiete der Lyrik geschaffen und von dem auch die deutsche Bühne Besseres erwarten darf, als ihr die „Medicäische Hochzeitsnacht“ bietet.

Karl Nissel.

Neuere philosophische Literatur.

1. Metaphysik in Wissenschaft, Ethik und Religion. Eine philosophische Untersuchung von Paul Carus. Dresden, von Grumbkow. 1881. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Der Verfasser dieser kleinen Schrift hat, wie uns scheint, für dasjenige, was er eigentlich beabsichtigt, nicht den richtigen Ausdruck gefunden. Trotz aller Zerstörung des Trugbildes einer Metaphysik liegt doch in den Bestrebungen des menschlichen Geistes mehr oder weniger etwas Metaphysisches, d. h. ein Versuch der Erkenntniß und Stellungnahme zum letzten Uebersinnlichen, enthalten. Wir werden dieses Element im wirklichen Leben nie wahrhaft los, und es hängt eben hierdurch auch die Philosophie, die sich an sich direct auf das Uebersinnliche richtet, mit allem übrigen Menschlichen zusammen. Das hat dem Verfasser dieser Untersuchung vorgeschwebt; wir können aber hierbei den Wunsch nicht unterdrücken, daß manche gute und edle Kräfte sich doch lieber der unbefangenen Erforschung des wirklichen menschlichen Culturlebens in der Ge-

schichte zuwenden möchten, als einen neuen Ikarusflug in die durch die Lehren einzelner großer Systeme doch immerhin fest begrenzten Regionen der abstracten philosophischen Speculation zu versuchen.

2. Der Darwinismus und seine Consequenzen in wissenschaftlicher und socialer Beziehung. Von Eugen Dreher. Halle, Pfeffer. 1882. Gr. 8. 2 M. 25 Pf.

Die Lehre Darwin's hat allmählich aufgehört, als ein Schreckbild für schwache und des Glaubens an eine höhere Welt bedürftige Gemüther umherzugehen. Daß diese Lehre nicht einfach identisch ist mit dem, was man sonst den Monismus und Materialismus nennt, geht aus der vorliegenden gediegenen, reichhaltigen und besonnenen Schrift hervor, deren Verfasser, obgleich durchaus auf dem Boden jener Lehre stehend, sich doch unumwunden zu einer freiern oder dualistischen Weltansicht bekennt. Die Wissenschaft kann und muß versuchen, alles Wirkliche aus bestimmten ihm immanenten natürlichen Gesetzen und Ursachen zu erklären; der Darwinismus ist eine Lehrformel, durch welche dieses in Bezug auf einen weiten Umfang von Erscheinungen mit zwingender Sicherheit geschieht. Man thut dem Interesse einer idealen Weltbetrachtung keinen wahrhaften Dienst, wenn man sich gegen die Anerkennung eines natürlichen Zusammenhangs in allem Wirklichen sträubt und sogar eine Unterbrechung desselben durch irgendein mystisches Eingreifen von oben statuirt. Es hat dieser ganze Zusammenhang selbst Seiten und Beschaffenheiten an sich, die als Fundamente einer höhern idealistischen Weltbetrachtung angesehen werden können, und es wird hieraus mit Recht das Abstoßende der Darwin'schen Lehre für andere abweichende Standpunkte oder Voraussetzungen vom Verfasser zu entkräften versucht.

3. Die Macht der Vererbung und ihr Einfluß auf den moralischen und geistigen Fortschritt der Menschheit. Von Ludwig Büchner. Leipzig, E. Günther. 1882. Gr. 8. 2 M.

Auch in dieser Schrift des durch frühere Arbeiten hinreichend bekannten Verfassers wird der darwinistische Grundgedanke in den mannichfachen Erscheinungen der Vererbung und durch zahlreiche Beispiele in geistvoller und zugleich von jeder Voreingenommenheit freier Darstellung vorgeführt. Daß diese Erscheinungen im Leben des Menschen complicirtere sind als in dem der Thiere und Pflanzen, thut der wissenschaftlichen Geltung der hierbei an sich wirksamen Gesetze keinen Eintrag. Dieselben bergen aber des Phänomenalen und Wunderbaren so viel in sich, daß die letzten Gründe und Gesetze alles natürlichen Geschehens durch die Phantasie mehr nur geahnt, als durch den Verstand wirklich erkannt und festgestellt werden können.

4. Die Grundsätze der Freimaurerei im Völkerleben. Ein geschichtsphilosophisches Erbauungsbuch von J. G. Findel. Leipzig, Findel. 1881. Gr. 8. 4 M.

Das allgemeine Menschheitsideal des Freimaurerbundes hat namentlich schon in den Schriften und dem System F. Chr. Krause's seine Darstellung gefunden. Hieran schließt sich auch die gegenwärtige Darlegung des Kampfes dieses Ideals des geistigen Fortschritts und der Aufklärung mit den ihm feindlichen Mächten in den einzelnen Perioden der Geschichte an. Der Verfasser dieser Schrift hat sich durch seine „Geschichte der Freimaurerei" und andere verdienstliche Werke mit Recht einen Namen gemacht; dieselbe erscheint hiernach einfach als ein Kampf des Lichts mit der Finsterniß. Mit den bloßen freimaurerischen Phrasen allein aber wird das wahre Ideal der Menschheit in der Geschichte noch nicht verwirklicht, ebenso wie auch die letztere uns hier in einem etwas künstlich gefärbten Lichte erscheint.

5. Grundlegung zur Dynamik des Geistes von Oskar Waldeck. Leipzig, Mutze. 1881. 8. 1 M.

Auch diese Schrift wird von einer bestimmten allgemein menschlichen Idealanschauung getragen, für welche der Titel vielleicht nicht ganz glücklich gewählt ist und die durch eine weniger abstract metaphysische Sprache wol auch an Deutlichkeit gewonnen haben würde. Dieselbe gehört in das Gebiet der wissenschaftlichen Pädagogik und verfolgt, wie es scheint, das Ziel, daß die individuelle menschliche Seele, von dem auf ihr lastenden Drucke eines falschen Unterrichts und unnatürlicher socialer Verhältnisse befreit, sich dem Gesetz ihrer eigenen Kraft gemäß ausbilden oder entwickeln solle. So berechtigt auch dieses Ziel gegenüber der schablonenmäßigen Dressur und Ueberbürdung unsers gegenwärtigen Unterrichtssystems sein mag, so wird doch eine bloße allgemeine Naturlehre dieser Dynamik des Geistes an sich in dem sonst ernst angelegten Versuch des Verfassers noch nicht als geeignet erscheinen, für die wirkliche Erreichung dieses Ziels als praktischer Wegweiser oder Führer zu dienen.

6. Der Kampf ums Unbewußte. Von O. Plumacher. Nebst einem chronologischen Verzeichniß der Hartmann-Literatur als Anhang. Berlin, C. Duncker. 1881. Gr. 8. 3 M.

Daß das Unbewußte zunächst nichts ist als ein Wort, dessen gegenständliche Realität doch immer nur als eine höchst zweifelhafte erscheinen muß, ist ein Satz, den man sich bei allen Streitigkeiten hierüber stets deutlich vor Augen halten sollte. Diese Streitigkeiten sind in Rücksicht ihres wissenschaftlichen Formcharakters vollkommen ähnlich denjenigen der Scholastiker, bei denen auch einem Wort oder einer subjectiven Begriffsvorstellung ohne weiteres die Eigenschaft einer Realität zugeschrieben wurde. Die Begriffe, um die es sich hier handelt, Unbewußtes, Wille, Vorstellung u. s. w., sind an sich sämmtlich von psychologischer Art, die aber als Ausdrucksformen eingebildeter metaphysischer Elemente oder Wesensbeschaffenheiten gebraucht werden. Es gibt auch hier orthodoxe oder strenge, und freisinnige oder auf ketzerischen Bahnen wandelnde Anhänger oder Vertreter jener in bloßen abstracten Begriffsspeculationen über das letzte Unbekannte bestehenden Lehre, und der Verfasser dieser Schrift, der sich selbst zu der erstern jener Kategorien zählt, hat sich

das immerhin anzuerkennende und nicht mühelose Verdienst erworben, eine kritische Uebersicht der einzelnen Differenzpunkte in der Auffassung der Natur dieses neuerschaffenen Absoluten zusammenzustellen.

7. Jakob Böhme. Theosophische Studien. Von H. Martensen. Autorisirte deutsche Ausgabe von A. Michelsen. Leipzig, Lehmann. 1882. Gr. 8. 6 M.

Die beiden Begriffe der Theosophie und der Theologie stehen an sich in einem bestimmten Gegensatz zueinander. Die Theologie glaubt sich im Besitz der allgemeinen Wahrheit über die höchste Wesenheit Gottes zu befinden, während Theosophie das an sich unendliche Streben der persönlichen subjectiven Erkenntniß oder Erhebung zu derselben bedeutet. Innerhalb der Theologie selbst ist daher auch die Theosophie immer ein freisinniges und über den bloßen orthodoxen Buchstabenglauben hinaus sich zu einer innerlich geistigen Erkenntniß der Gottesidee emporhebendes Element gewesen. Jakob Böhme, die wichtigste Erscheinung der neuern Theosophie, ist deswegen auch von der Theologie seiner und der spätern Zeit nicht gerade immer mit günstigen Augen angesehen worden. Er stand ganz außerhalb der gelehrten theologischen Zunft, wenn auch seine eigene Genialität wieder im Banne des niedern handwerksmäßigen Zunftcharakters seiner Stellung lag. Er ist späterhin von seiten einzelner Richtungen der Philosophie mehr anerkannt, gewürdigt und in seinem Denken weiter zu bilden versucht worden. Neben der Schrift von R. von Harleß: „Jakob Böhme und die Alchymisten", müssen auch die vorliegenden theosophischen Studien eines hervorragenden Theologen als ein wichtiger Beitrag zur nähern Kenntniß dieses originellen und bahnbrechenden Geistes angesehen werden.

8. Die wirkliche und die scheinbare Welt. Neue Grundlegung der Metaphysik. Von Gustav Teichmüller. Breslau, Koebner. 1882. Gr. 8. 9 M.

Das Charakterzeichen der gegenwärtigen Philosophie besteht darin, daß es in ihr fast gar keine allgemein herrschenden Schulen oder Richtungen des Denkens mehr gibt. Wir haben es daher fast nur mit rein individuellen Standpunkten und persönlichen Auffassungen der Welt zu thun. Auch der Verfasser dieses Buchs ist ein solcher einzeln stehender Denker, der uns hier mit einer Weltauffassung beschenkt, die in dem, was sie Neues bieten will, doch auf so eigenthümlichen und besondern Voraussetzungen des Denkens beruht, daß hierdurch das Verständniß desselben nicht gerade begünstigt oder erleichtert werden dürfte. Der Verfasser setzt sich nach allen Seiten hin kritisch auseinander, ohne daß doch hierdurch die Präcisirung der Eigenart seines Standpunktes in genügendem Grade erreicht würde. Seine Metaphysik gründet sich in erster Linie auf eine Bearbeitung des Begriffs des Seins, welcher durch einen Act der innern Intuition vom Geiste erfaßt werden soll. Es sind dieses Principien und Arten der Speculation, die jetzt wol nicht mehr als berechtigt angesehen sein möchten, sowie überhaupt die neuere Wissenschaft durchaus ein unbefangenes, objectives und allgemein verständliches Denken verlangt.

9. Willenswelt und Weltwille. Studien und Ideen zu einer Weltanschauung. Von Karl Peters. Leipzig, Brockhaus. 1883. Gr. 8. 8 M.

Schon der Titel des vorliegenden Werks weist auf den Zusammenhang desselben mit dem Schopenhauer-Hartmann'schen Ideenkreis oder der neuern Willensphilosophie hin. Dieser ganze Ideenkreis ist jetzt einmal da, und es handelt sich zunächst darum, wieder glücklich aus ihm herauszukommen. Ein solches Bedürfniß fühlt auch der Verfasser, wenn er sich gleich im Princip noch als einen Anhänger jener Lehren bekennt und sein eigentliches Ziel sich an sich nur auf eine Ergänzung oder Erweiterung derselben bezieht. Wir sind jetzt bereits unverkennbar in ein zweites Stadium des Verhältnisses zu dieser Gedankensphäre eingetreten. Das erste war dasjenige der einfachen Anerkennung und blinden, sich oft bis zum bacchantischen Taumel steigernden Bewunderung, während das jetzige dasjenige der allmählich erwachenden nüchternen und selbstbesonnenen Kritik des Einseitigen jenes Standpunktes ist. Das vorliegende Buch verdient durchaus rühmende Anerkennung wegen des ernsten Fleißes und der von echter Gesinnung für das Wahre getragenen, zugleich geist- und geschmackvollen Art, in welcher hier die einzelnen Principien und Dogmen der Vertreter jener Schule kritisch beleuchtet und durchgearbeitet werden. Freilich muß man sich sagen, daß diese ganze Arbeit mit dem Sturz der Voraussetzungen jener Schule selbst ihren Boden verloren haben dürfte. Die Zeit ist vielleicht und hoffentlich nicht mehr fern, wo man nicht mehr ohne weiteres vom Willen als von einer metaphysischen Realität oder einem Dinge an sich reden wird. Der Verfasser strebt ganz entschieden danach, den Bann dieses ganzen Spiels mit eingebildet subjectiven, in die Welt hinausgetragenen Vorstellungen und Kategorien zu durchbrechen, und sehnt sich zurück nach der gesunden Frische einer das Subject wieder mit der Objectivität vereinigenden und zusammenfassenden Formel des ἓν καὶ πᾶν. Das Motiv dieses seines Strebens ist wesentlich ethischer Art. Wir können indeß unsere Ueberzeugung nicht verbergen, daß wir jenen ganzen Standpunkt nicht blos für wissenschaftlich verkehrt und unfruchtbar, sondern auch für moralisch falsch und verderblich halten. Wir glauben in dem schätzbaren Werke des Verfassers eine Art von immanenter Kritik dieses ganzen Standpunktes erblicken zu dürfen, welche zuletzt doch nur zu einer allgemeinen Weiterbildung und Zersetzung desselben hinführen muß.

10. Die Lehre Kant's und der Ursprung der Vernunft. Von Ludwig Noiré. Mainz, Diemer. 1882. Gr 8. 9 M.

Die Werke Noiré's tragen alle denselben Charakter einer übersprudelnden Phantasie und Gedankenfülle: Eigenschaften, die aber für sich allein noch nicht zur Auffindung einer vollkommen klaren und gediegenen Weltanschauung genügen können. Noiré sieht in der Sprache mit Recht

das wesentliche Merkmal und den bezeichnenden Grundtypus der menschlichen Vernunft. Vom Boden unsers jetzigen Wissens von der Sprache aus aber müssen wol alle frühern und auch die Kantischen Lehren über die Vernunft noch in einer ganz andern Weise reformirt und berichtigt werden, als dieses hier geschieht. Noiré ist zugleich ein überschwenglicher Verehrer und Bewunderer Kant's, der zu seiner Zeit doch immer die Vernunft nur ganz an sich oder abstract genommen vor Augen hatte, während wir durch die neuere Sprachwissenschaft über das wirkliche oder concrete Leben und Wachsen derselben in einer ganz andern und sicherern Weise belehrt worden sind. Ist denn auf Kant überhaupt gar nichts weiter in der Philosophie und Wissenschaft gefolgt, wodurch der ganze von ihm eingenommene Standpunkt nur als ein im Princip überschrittener angesehen werden kann? Auch Noiré erkennt, wie es scheint, nur Schopenhauer als einen würdigen Nachfolger Kant's an. Die neuere Sprachwissenschaft und unser ganzes weiteres Wissen von der Geschichte aber hängt auch mit der sonstigen nachkantischen Philosophie und deren Anschauungen untrennbar zusammen, und wir können diese übertriebene Vergötterung und Werthschätzung Kant's nur als einen Rückfall in eine frühere, jetzt hinter uns liegende und mit dem allgemeinen, mehr auf das Reale und Objective gerichteten Charakter der gegenwärtigen Wissenschaft nicht mehr zu vereinbarende Entwickelungsstufe der Philosophie betrachten.

11. J. Kant's Kritik der Vernunft und deren Fortbildung durch J. F. Fries. Mit besonderer Beziehung zu den abweichenden Ansichten des Herrn Professor Dr. H. Ulrici. Von Grapengießer. Jena, Pohle. 1882. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Die Darlegung der persönlichen Differenzen des Verfassers mit Ulrici wegen verweigerter Aufnahme seiner Artikel in dessen Zeitschrift hätte dem Publikum wol erspart bleiben können. Der Verfasser gehört der jetzt selten gewordenen Kategorie der strengen oder Altkantianer an, welche Richtung unter seinem Meister Fries, dann unter Apelt u. a. in Jena noch eine Art von Nachblüte gehabt hat. Was hier geboten wird, sind im ganzen nur einzelne Abhandlungen: 1) „Philosophische Kritiken und Kriticismus"; 2) „H. Ulrici's gänzliches Misverständniß der Lehren Kant's und Fries'"; 3) „Bemerkungen zu Dr. Moritz Steckelmacher's Schrift: Die formale Logik Kant's in ihren Beziehungen zur transscendentalen"; 4) „Jakob Friedrich Fries. Ein Gedenkblatt an die Säcularfeier seiner Geburt in Jena am 23. August 1873." Das Gemeinsame dieses altkantischen Standpunktes mit dem jetzigen Neukantianismus ist überall dieses, daß aller weitere Fortschritt der wissenschaftlichen Philosophie über Kant hinaus vollständig ignorirt wird. Der wahre Werth und die eigentliche Bedeutung der Kantischen Lehre ist aber eben nur in diesen aus ihr hervorgegangenen Folgen und Wirkungen offenbar geworden, und es kann darum nur im Zusammenhang hiermit die historische Stellung Kant's wahrhaft begriffen und gewürdigt werden.

12. Ohne die mystischen Thatsachen keine erschöpfende Psychologie. Von Maximilian Perty. Leipzig, C. F. Winter. 1883. Gr. 8. 1 M.

Von dem Verfasser dieser Schrift sind schon mehrere in dasselbe Gebiet einschlagende Werke erschienen. Es setzt aber alles dieses bereits den Standpunkt des gläubigen Spiritismus voraus, und es kann auch nicht gesagt werden, daß hier etwas besonders Neues über jene ganze Frage beigebracht würde. Der Spiritismus gehört mit zu den charakteristischen Erscheinungen der Zeit und mag auf eine bestimmte unausgefüllte Lücke in unserm gegenwärtigen Phantasieleben hinweisen; alle Versuche seiner wissenschaftlichen Begründung werden aber doch nur in den besonders hierfür disponirten Kreisen einen Anklang und ein Interesse zu finden vermögen.

Konrad Hermann.

Pohl's Gedichte.

Gedichte von Richard Pohl. Zweite, sehr vermehrte Auflage. Baden-Baden, Sommermeyer. 1883. 12. 4 M.

Vor fünfundzwanzig Jahren gab Richard Pohl, der rühmlichst bekannte Musikschriftsteller, seine Gedichte zum ersten male heraus. Diese frühern Gedichte machen etwa die Hälfte der vorliegenden Sammlung aus, deren andere Hälfte die seit jener Zeit entstandenen neuen Gedichte bilden. Die letztern zeigen, daß Pohl auch in reifern Jahren und bis auf die jüngste Zeit auf dem poetischen Gebiete in erfreulicher Weise thätig geblieben ist.

Pohl ist eine künstlerisch veranlagte Natur, er besitzt reiche Phantasie, tiefe Empfindung und feinen Schönheitssinn — die drei Grundeigenschaften der Künstlernatur — und dies zeigen auch seine Gedichte, welche deshalb wirklichen künstlerischen Werth besitzen und sich über die dilettantischen Productionen erheben, an denen unsere Zeit leider Ueberfluß hat. Pohl ist sodann vor allem eine musikalische Natur, und durch diese wird auch sein poetisches Schaffen vielfach bestimmt: er ist in erster Linie Lyriker und leistet das Beste in sangbaren Liedern; Empfindung und Stimmung weiß er am schönsten zum Ausdruck zu bringen; seine Sprach-, Vers- und Reimbehandlung zeichnet sich, von einigen kleinen metrischen Härten abgesehen, durch musikalischen Wohllaut aus. Auch daß er die künstlerische Form im weitern Sinne, d. h. nicht blos die Metrik, sondern auch die ganze innere Gestaltung und Composition trefflich behandelt, hängt wol mit der tüchtigen formalen Schulung und dem harmonischen Ge-

fühle des Musikers zusammen. Sie ist es gerade, die den Künstler von dem Dilettanten unterscheidet, der die Formgesetze vernachlässigt.

Pohl's Gedichte sind deshalb zum großen Theil sehr geeignet für die Composition, und von seinen früher erschienenen sind auch bereits eine ganze Reihe componirt worden, zum Theil von hervorragenden Componisten; wie denn auch dieselben bisjetzt unter den Musikern die meiste Verbreitung gefunden haben. Im Inhalte treten die Beziehungen zur Musik ebenfalls mehrfach hervor; einige seiner Gedichte verherrlichen die Musik, andere ihre Meister (so z. B. Mozart, Schubert, Lißt, Wagner), wieder andere sind durch musikalische Werke angeregt worden.

Im übrigen ist der Inhalt der Gedichte ein mannichfaltiger. Im ersten Abschnitte: „Baden-Baden", besingt der Dichter die romantischen Punkte der Umgebung des berühmten Badeorts, indem er theils den Stimmungen, welche die Plätze erzeugen, theils den historischen und sagenhaften Erinnerungen, die sich an dieselben knüpfen, Ausdruck verleiht. Diese Gedichte über Baden-Baden, von denen die auf das alte Schloß Hohen-Baden (speciell Nr. 2: „Aeolsharfe") besonders hervorzuheben sind, gehören mit zu den schönsten der Sammlung. Sie sind, begleitet von den trefflichen landschaftlichen Darstellungen von der Hand des rühmlich bekannten Malers G. Amberger, vor kurzem separat erschienen, unter dem Titel: „Lieder und Bilder aus Baden-Baden".

Der folgende Abschnitt bringt Gedichte, die in ähnlicher Weise an verschiedene Punkte des Rheinthals anknüpfen, worunter manches treffliche. Den Inhalt der nächsten vier Abschnitte: „Helle Tage", „Getrennte Liebe", „Dunkle Nächte" und „Wanderbuch", bildet der Liebe Lust und Leid. Hier finden wir eine Reihe äußerst poesievoller und sehr ansprechender Gedichte, so z. B. das musikvolle Lied „Tönende Liebesgrüße", welches zum Trio der ersten Polonaise von Lißt (in Es-dur) gedichtet ist, oder das romantisch-duftige „Waldmärchen" (nach einem Gemälde von Grund), welches Pauline Viardot-Garcia componirt hat, oder das humoristische Gedicht „Schlimmer Trost", das Heine's würdig wäre u. a. m.

Der Abschnitt „Kunst und Leben" enthält hauptsächlich Gelegenheitsgedichte, darunter manches hübsche, aber auch manches weniger gelungene. Die kühle Reflexion und Verstandesdichtung macht sich hier geltend. Viel Schönes und tief Empfundenes — offenbar Erlebtes — bieten die „Verwehten Blätter", die Liebeslieder auf und an „Fastrade", „Brünnhilde" und „Lena". Die zarten, sinnigen „Elsa-Lieder", seinem Kinde zum Gedächtnisse gewidmet, schließen diese Sammlung, die wir hiermit allen Freunden der Poesie bestens empfehlen.

Friedrich von Goeler-Ravensburg.

Krylow's Fabeln.

Iwan Krylow's sämmtliche Fabeln. Nach Versmaß und Reimfolge aus dem Russischen übersetzt von C. von Gernet. Leipzig, O. Wigand. 1881. 8. 2 M. 50 Pf.

Die Fabeln von Iwan Andrejewitsch Krylow sind gegenwärtig weltbekannt. Wir verdanken die erste deutsche Uebersetzung Ferd. Torney (1842); dann folgte die von Ferd. Löwe (Leipzig 1874). Aber auch die Franzosen, Engländer, Italiener, Schweden, Ungarn, Polen und Serben haben sie in ihre Sprache übertragen. Schon im Jahre 1825 veranstaltete Graf Orlow eine mit einer französischen und italienischen Uebersetzung versehene Prachtausgabe. Rußland ehrte den 1844 im Alter von 76 Jahren verstorbenen Dichter auf mannichfache Weise, im Jahre 1862 noch dadurch, daß sein Bild unter den Basreliefs eine Stelle fand, welche das zum Gedächtniß des tausendjährigen Bestehens des Reichs zu Nowgorod errichtete Denkmal schmücken.

Aber auch dem Lebenden ward der Dank seines Kaisers und seines Vaterlandes zutheil. Seine Jugend verschönte ihm der liebenswürdige Mäcen Fürst Galizyn, sein Alter beglückte die Huld Nikolaus' I., der ihn mit Ehren und Würden überhäufte. Im Jahre 1811, so erzählt sein Biograph, unter der Regierung Alexander's I. bereits ward Krylow zum Mitglied der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu Petersburg, 1812 zum Beamten der kaiserlichen Bibliothek ernannt; 1830 beförderte ihn Nikolaus I. zum wirklichen Staatsrath u. s. w. Seinen siebzigsten Geburtstag ehrte die russische Nation durch die Stiftung eines großartigen Stipendiums, das seinen Namen trägt. Fürwahr eine Anerkennung geistiger Bedeutung und dichterischen Verdienstes, die nachahmungswerth genannt werden darf!

Die von C. von Gernet, einer Dame, herrührende, uns vorliegende neue Uebersetzung ist der Königin Olga von Würtemberg, einer Tochter Nikolaus' I., gewidmet. Wenn auch ein nicht unbeträchtlicher Theil der Krylow'schen Fabeln Versionen oder Nachdichtungen sind — wie auch das Inhaltsverzeichniß nachweist —, so bleibt doch immer eine stattliche Zahl eigener Schöpfungen übrig. Die Uebersetzerin handhabt die Sprache und vor allem den Reim nicht immer ganz glücklich. Reime wie „Falle und Neu-Vandale" („Die Krähe und das Huhn"), „Leiden und Leuten" („Der Hecht und der Kater") überschreiten das Maß des Erlaubten. Die Uebertragung von „Hundefreundschaft" ist gelungen.

S. 17 begegnen wir dem Reim „Geschlafen und Schaffen"; die Wendung „Zudem wollt' er sich gerne etwas prahlen", ebendaselbst, und S. 40: „und prahlte sich mit dem, was in der Welt er schon gesehn", ist un-

deutsch. Ergötzlich und zugleich bedeutsam ist, weil ersichtlich tendenziös: „Fuchs und Murmelthier". Die Fabel lautet nach C. von Gernet:

„Wo läufst du, Bäschen, hin auf deinen flinken Füßen?"
Zum Fuchse spricht das Murmelthier.
„Ach, gold'nes Bäschen, man hat mir,
(Es heißt um Sportelsucht) — die Thüre just gewiesen!
Verleumdung! Ich war ja, wie ihr es alle wißt,
Im Hühnerstalle jetzt als Richter. Eingebüßt
Hab' ich Gesundheit, Schlaf und Friede,
Nebst meinem Appetite
Im Amt. So kränkt man mein Gemüthe,
Verleumdet mich! Du mußt dir selber eingestehn,
Daß vor Verleumdern kann kein Sterblicher bestehn.
Von Sporteln wüßt' ich was? Wär' ich von Sinnen?
Bin ich in diesem Licht denn je vor dir erschienen?
Hab' ich, gesteh' es selbst, jemals auch nur im Traum
So furchtbar Schlimmes schon begangen?"
„Nein, Bäschen; aber oft, kamst du gegangen,
War wohl an deinem Schnäuzchen — Flaum."

Gar manchen hört im Amt man klagen,
Und sich um jeden baaren Rubel plagen.
Arm sei er, hört man alle sagen.
Daß ohne Mitgift seine Frau,
Weiß man genau;
Und doch kann jeder schauen,
Wie er ein Gütchen kauft, ein Haus beginnt zu bauen.
Sein Soll und Haben stimmt, wie man behauptet, kaum,
Doch ignoriren's die Gerichte,
Und jeder weiß von diesem Wichte,
Daß gleichfalls ihm am Schnäuzchen sitzt der Flaum.

Gewiß recht hübsch — nur schaden auch hier Reime wie: Friede, Appetite, Gemüthe, der sonst lobenswerthen Uebertragung nicht unerheblich.

Als gelungen heben wir hervor: „Der Elephant und der Mops". Die Fabel „Der Sack" soll nach Krylow's ausgesprochenem Willen die Aufmerksamkeit auf das Treiben der heimischen Branntweinpächter lenken — überhaupt blickt die Absicht, mangelhafte russische Zustände zu kennzeichnen, in den Originalschöpfungen des Dichters fast überall durch. Was würde er zu den heutigen sagen? „Der Fuchs" und „Das Mittagsmahl beim Bär" verdienen, sowol was den Dichter, als was seine Interpretin anbetrifft, besonders hervorgehoben zu werden.

Jedenfalls ist der ziemlich umfangreichen und nicht mühelosen Arbeit von C. von Gernet Verbreitung und freundliche Würdigung zu wünschen.

Je mehr wir hoffen, daß alle Schätze der Weltliteratur Gemeingut auch der deutschen Nation in nicht zu ferner Zukunft zu werden bestimmt sind, um so mehr ist ein weiterer Schritt, der uns diesem Ziele näher bringt, mit aufrichtigem Danke zu begrüßen.

Konrad von Prittwitz-Gaffron.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Von Max Duncker's „Geschichte des Alterthums" liegt der siebente Band in dritter, vierter und fünfter Auflage vor (Leipzig, Duncker u. Humblot). Dieser Band, welchem ein ausführliches Register der bisher erschienenen Bände beigegeben ist, bringt eine eingehende und lebendige Darstellung des großen Kriegs der Griechen gegen die Perser und Hellenen, der ein kurzes Kapitel über den Bildungsgang und die Lage der letztern vorausgeschickt ist; dann mit dem Aufstande der Jonier werden wir auf die große weltgeschichtliche Bühne geführt, auf welcher die Gestalten des Dareios und Xerxes, Miltiades, Aristides und Themistokles in scharfgezeichneten Umrissen erscheinen und die Schlachten von Marathon, Salamis, Platää und Mykele in lebendiger Schilderung. Daß die Kunst der Geschichtsdarstellung in Deutschland, wo tiefgehende Geschichtsforschung immer zu Hause war, neuerdings große Fortschritte gemacht hat, beweist vor allem das Duncker'sche Werk und am meisten wol in dem vorliegenden Bande, in welchem allgemein bekannte geschichtliche Vorgänge in ihrem innern Zusammenhange klar erfaßt und in ihrer äußern Erscheinung lebensvoll dargestellt werden.

— Seit den Werken von Stahr haben keine andern deutschen Schriften über Italien sich so in allen Kreisen eingebürgert, wie die „Wanderjahre in Italien" von Ferdinand Gregorovius (Leipzig, F. A. Brockhaus), von denen der erste Band: „Figuren, Geschichte, Leben und Scenerie aus Italien", in sechster Auflage, der vierte Band: „Von Ravenna bis Mentana", in vierter Auflage erschienen ist. Genaue Kenntniß, lebendige Anschauung, geistvolle Auffassung und eine stilistisch meisterhafte Darstellung verleihen diesen Schriften von Gregorovius den Vorzug vor allem, was die touristische Literatur in den letzten Jahrzehnten über Italien ans Licht gefördert hat.

— In zwölf Lieferungen abgeschlossen liegt vor uns das in Bezug auf Illustrationen und stilistischen Schmuck der Darstellung hervorragende Werk: „Frühlingsblumen" von Aglaja von Enderes, mit einer Einleitung und methodischen Charakteristik von Professor M. Willkomm (Leipzig, G. Freytag). Auf 40 Farbendrucktafeln sind 71 der schönsten und interessantesten Frühlingsblumen aus der deutschen und österreichischen Flora abgebildet und außerdem noch 108 Abbildungen in Holzschnitt beigegeben. Besonders die nach lebenden Pflanzen gemalten Tafelbilder sind höchst geschmackvoll ausgeführt. Die Darstellung der Verfasserin ist sehr lebendig und erinnert an ähnliche Schriften von Roßmäßler; die Blumen sind nach ihren Lieblingsstandorten zusammengestellt und in ihrer Eigenart geschildert. Professor Willkomm läßt sie dann noch nach botanischer Ordnung in Reih und Glied aufmarschiren und gibt damit der Schrift einen wissenschaftlichen Halt.

— Bekanntlich ist unsere periodische Literatur reich an Sammlungen von Vorträgen und Abhandlungen über interessante Themata, welche mehr oder weniger populäre Form mit wissenschaftlichem Gehalt vereinigen. Der Raum gestattet uns nicht, aus der Fülle solcher Vorträge jeden einzelnen so gebührend zu würdigen, wie wir es gern möchten; wir müssen uns daher begnügen, aus den einzelnen Sammlungen die Titel einiger besonders interessanter Hefte anzugeben, es unsern Lesern überlassend, daraus je nach Bedürfniß ihre Auswahl zu treffen. Aus der von W. Frommel und Friedrich Pfaff herausgegebenen „Sammlung von Vorträgen" (Heidelberg, Winter) heben wir hervor: „Die angelsächsische Herrschaft in England" von H. Geffcken, worin wir ein kurzes Bild der englischen Staatsund Kirchenverfassung empfangen; „Zur Charakteristik des deutschen Volksliedes der Gegenwart" von Friedrich Zimmer, worin das Verstummen unsers

Volksliedes nachgewiesen wird. Aus der „Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge“, herausgegeben von Rudolf Virchow und Franz von Holtzendorff (Berlin, Habel), heben wir folgende noch im Jahre 1882 erschienene Hefte hervor: „Gedächtnißrede auf James Cook“ von A. B. Meyer, „Das deutsche Haus zur Zeit der Renaissance“ von Theodor von Huber-Liebenau, „Die römischen Katakomben“ von Ludwig Meyer, „Amy Robsart und Graf Leicester“ von Hermann Isaac, „Ueber die Erdbeben“ von J. Roth, „Ueber die Darstellung der Frauen in der griechischen Tragödie“ von K. Bruchmann, „Zur Geschichte des östlichen Mittelmeerbeckens“ von M. Neumayr, „Die Besiedelung von Ostdeutschland durch die zweite germanische Völkerwanderung“ von Max Beheim-Schwarzbach, „Die Brille“ von Adolf Szili, „Hadrian und Florus“ von F. Eyssenhardt. Ferner aus den „Deutschen Zeit- und Streitfragen“, herausgegeben von Franz von Holtzendorff, folgende Hefte, die ebenfalls noch im Jahre 1882 erschienen: „J. C. Bluntschli und seine Verdienste um die Staatswissenschaften“ von Franz von Holtzendorff, „Die Münzfrage“ von N. G. Pierson, „Moderne Stadtbäder“ von Hugo Marggraff, „Die Sprache in ihrer Beziehung zum Nationalcharakter“ von Friedrich Stehlich, „Die Sonntagsfeier in Deutschland“ von A. Lammers, „Ueber die den unschuldig Angeklagten oder Verurtheilten gebührende Entschädigung“ von Professor A. Geyer. Die Namen sowol der Herausgeber wie der aufgeführten Mitarbeiter verbürgen eine gediegene Behandlung der gewählten interessanten Themata.

— Im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig erscheint die berühmte „Geschichte der Kunst im Alterthum“ von Georges Perrot und Charles Chipiez in einer autorisirten deutschen Ausgabe. Die erste Abtheilung umfaßt Aegypten in ungefähr 20 Lieferungen mit ungefähr 600 Abbildungen im Text, 5 farbigen und 11 schwarzen Tafeln. Sie ist bearbeitet von Richard Pietschmann und eingeleitet von Georg Ebers. Das Werk darf als eine epochemachende Erscheinung auf dem Gebiete der Kunstgeschichte bezeichnet werden, denn es bietet zum ersten mal eine dem heutigen Stande der Wissenschaft entsprechende, von berufenster Seite unternommene Geschichte der Kunst im Alterthum — in Aegypten, Assyrien, Persien, Kleinasien, Griechenland, Etrurien, Rom — in geschmackvollster Fassung, mit werthvollen Abbildungen ausgestattet, ebenso brauchbar für den Archäologen, den Kunstgelehrten und Künstler, als lehrreich für Kunstfreunde. Die zu ihrer Zeit epochemachenden Werke von J. J. Winckelmann: „Geschichte der Kunst des Alterthums“, und K. O. Müller: „Handbuch der Archäologie der Kunst“, sind längst überholt; namentlich ist der Orient in Bezug auf die Kunstgeschichte erst in den letzten Jahrzehnten wirklich für uns erschlossen worden. Seit uns die Kunstformen der alten Völker des Morgenlandes genauer bekannt geworden, vermögen wir aber erst uns ein richtiges Urtheil über deren selbständigen Werth und über die eigenartige Größe der griechischen Kunst zu bilden. Georges Perrot ist einer der angesehensten französischen Archäologen, welcher den Orient aus eigenster Anschauung kennt, Charles Chipiez ein berühmter Architekt, welcher für die Illustrationen des Werks einsteht. Bei aller Anerkennung des von ihnen Geleisteten dürfen wir freilich nicht verschweigen, daß sie die bezüglichen Forschungen deutscher Gelehrten nicht gebührend würdigen. Ihre Auffassung der Kunsterzeugnisse im Zusammenhang der ganzen Cultur ist aber meist feinsinnig und richtig; jedenfalls verdient die deutsche Ausgabe des Werks energische Förderung durch das Publikum.

— Unter dem Titel „Dolce far niente. Hochzeitsreisebriefe von südwärts der Gotthardbahn“ ist im Verlage von Adolf Bonz u. Comp. in Stuttgart ein Büchlein erschienen, das denjenigen, der einmal darin angefangen zu lesen, nicht leicht loslassen wird. Der gewandte Feuilletonist und Schriftsteller Johannes Proelß zeichnet uns hier eine Reihe Stimmungsbilder, die zu dem Schönsten gehören, was in dieser Art in neuerer Zeit geboten worden ist. So lebendig sind seine Schilderungen jener ewig schönen Gärten Italiens, daß wir, die Leser, gleichsam den ganzen Zauber fühlen, der über dieses Eden Europas ausgegossen ist. Ist es doch ein Poet, der uns die Eindrücke, die er empfunden, schildert, und dazu ein Poet, der in den Weihestunden eines jungen Eheglücks, am Arme der soeben Heimgeführten die Eindrücke jenes poesiereichen Landstrichs in sich aufgenommen hat. Wir wüßten nicht, welchem Abschnitt des Büchleins wir den Vorzug geben sollten, das aber wissen wir, daß sie alle gleich fesseln, gleich erfreuen, und daß sie ganz dazu angethan sind, in uns die Sehnsucht nach jenem an historischen Erinnerungen so reichen und mit allen Reizen der Natur ausgestatteten Lande zu wecken. Die Ueberschriften der einzelnen Abschnitte lauten: „I. Durch den Gotthard“; „II. Am Lago-Maggiore“; „III. Vom Lago-Maggiore zum Comersee“; „IV. Dolce far niente“; „V. Von Como bis Mailand“. Tief empfunden sind die eingestreuten Barkenlieder und Liebeslieder, Zeugen der glücklichen Stimmung, in welcher jene Briefe entstanden sind.

Bibliographie.

Brenning, E., Geschichte der deutschen Litteratur. 1ste Lfg. Lahr, Schauenburg. Lex.-8. 1 M.

Brinckmann, J., Kunst und Kunstgewerbe in Japan. Vortrag. Hamburg, Boysen. Gr. 8. 1 M.

Frankfurter zeitgemäße Broschüren. Neue Folge, herausgegeben von P. Haffner. 4ter Bd. 5tes Hft.: Die deutschen Hexenprozesse. Von P. M. Baumgarten. Frankfurt a. M., Foesser Nachf. Gr. 8. 50 Pf.

Deutsche Bühnen-Genossenschaft. Officielles Organ der „Genossenschaft deutscher Bühnen-Angehöriger“. Redacteur: M. Mannstaedt. 12ter Jahrg. 1883. 52 Nrn. Berlin, Günther. Imp.-4. Vierteljährlich 4 M.

Burk, C., Martin Luther. Stuttgart, Krabbe. Gr. 8. 3 M.

Staats- und socialwissenschaftliche Forschungen. Herausgegeben von G. Schmoller. 4ter Bd. 4tes Hft.: Der christlich-sociale Staat der Jesuiten in Paraguay. Von E. Gothein. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Heilige Funken. Langensalza, Schulbuchhandlung. 8. 2 M.

Hellinghaus, O., Freudvoll und leidvoll. Neuere deutsche Lyrik, ausgewählt. Mit 6 Illustrationen und Widmungsblatt. Paderborn, F. Schöningh. 8. 5 M.

Hübner, J., Reliquien Friedrichs des Großen. 24 Sonette. Mit einer Zeichnung nach der Todtenmaske Friedrichs des Großen. Berlin, Hertz. Gr. 8. 2 M.

Jókai, M., Geliebt bis zum Schaffot. Historischer Roman aus der Rakoczy-Zeit. 3 Bde. Berlin, Janke. 8. 12 M.

Joest, W., Ein Besuch beim Könige von Birma. Köln, Du Mont-Schauberg. Gr. 8. 80 Pf.

Jüngst, A., Conradin, der Staufe. Episches Gedicht in 20 Gesängen. Paderborn, F. Schöningh. 12. 3 M.

Kolb, G., Schutz der nationalen Arbeit. Bayreuth, Gießel. Gr. 8. 10 Pf.

Kresse, O., Der Verklärte. Dramatische Dichtung. Leipzig, G. A. Schmidt. 8. 1 M. 50 Pf.

Lindner, A., Der Reformator. Dramatische Dichtung in 3 Tln. Leipzig, Weber. 8. 2 M.

Livland und Irland. Ein Briefwechsel. Leipzig, Duncker u. Humblot. 8. 3 M.

Löhn-Siegel, Anna, Aus der alten Coulissenwelt. Mein Engagement am Leipziger und Magdeburger Stadttheater in den Jahren 1847 und 1848. Leipzig, Friedrich. Gr. 8. 6 M.

Prowe, L., Nicolaus Copernicus. 1ster Bd.: Das Leben. 2 Thle. Berlin, Weidmann. Gr. 8. 24 M.

Der Reichskanzler und die brennenden Fragen der Gegenwart. Eine ernste Mahnung zur Jahreswende an das deutsche Volk. Von einem Liberalen. Leipzig, E. M. Starke. Gr. 8. 50 Pf.

Roeber, F., Kaiser Friedrich der zweite. Tragödie. Iserlohn, Bädeker. 8. 2 M. 50 Pf.

Robert, C., Gasparo Luigi Pacifico Spontini. Eine biographische Skizze. Berlin, Latte. 8. 1 M. 20 Pf.

Rohrer, F., Feierabend. Kleine Sammlung von Gedichten. Zürich, Meyer u. Zeller. 8. 80 Pf.

Ruete, H., Ludwig Heinrich Christoph. Hölty. Sein Leben und Dichten, dargestellt. Guben, Berger. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Steffen, M., Die Landwirthschaft bei den amerikanischen Kulturvölkern. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 3 M. 20 Pf.

Zürcher Taschenbuch auf das Jahr 1883. Herausgegeben von einer Gesellschaft zürcherischer Geschichtsfreunde. Neue Folge: 6ter Jahrgang. Mit 2 Abbildungen. Zürich, Höhr. Gr. 8. 5 M.

Anzeigen.

(Mit einer Beilage: Mittheilungen von F. A. Brockhaus in Leipzig. 1883 Nr. 1.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. Nr. 14. 1. April 1883.

Die **Blätter für literarische Unterhaltung** erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 7 M. 50 Pf. vierteljährlich, 15 M. halbjährlich, 30 M. jährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Gedichte und Dichtungen.

II.

1. Agnes. Liebeslieder und Gedankendichtungen von Moriz Carriere. Leipzig, Brockhaus. 1883. 8. 4 M.

Der Aesthetiker und Kunsthistoriker, der so anregend, so lebensvoll uns in die Theorie des Schönen und in die Geschichte seiner wechselnden Gestaltungen einzuführen weiß, Moriz Carriere, hat auch mehrfach Dichtungen veröffentlicht, in denen seine Denk- und Empfindungsweise einen poetischen Ausdruck, eine höhere ideale Weihe findet. Zu diesen Dichtungen gehört besonders „Die letzte Nacht der Girondisten", die, im Jahre 1848 gedichtet, durch ihren Gedankenreichthum und Schwung dem Dichter viele Freunde verschaffte. Sie ist wieder aufgenommen in die neue Sammlung „Agnes", mit welcher der Dichter sich jetzt an das große Publikum wendet, nachdem er sie anfangs für einen engern Kreis von Freunden bestimmt hatte.

Agnes war der Name der geliebten Gattin des Dichters, welche am 6. Juni 1829 zu Gießen als die älteste Tochter Justus Liebig's geboren war und mit er sich 1853 vermählte: sie starb im December 1862. Anfangs hatte er ihr nur ein Erinnerungsblatt für Freunde geweiht: er reihte später Gedankendichtungen ein, die den Ideenkreis bezeichneten, in welchem sie sich beide miteinander bewegten. In der Vorrede heißt es:

> Wenn die Gedichte aus dieser Sphäre hinaus in die Oeffentlichkeit gelangen, so richten sie sich doch nur an Gleichgesinnte; sie wenden sich an solche, die mir persönliche Theilnahme zollen, ohne von Angesicht zu Angesicht bekannt zu sein. Ich habe als Schriftsteller wie als akademischer Lehrer stets mich ganz gegeben; ich habe mit den Kräften des Gemüths und Geistes zugleich gearbeitet, und neben Verkennung und Enttäuschung auch die Freude gehabt zu vernehmen, daß in meinen wissenschaftlichen Büchern nicht todte Lettern, sondern ein lebendiger Mensch den Lesern entgegentrete. Solchen Lesern und Hörern glaubte ich diese Herzensergießungen nicht vorenthalten zu sollen. Sie werden finden, daß ich vieles dichterisch angeschaut, bevor ich es philosophisch dargelegt. Sie erfahren nun, wem ich die schönheitfreudige Stimmung in meiner Aesthetik, in meinem Kunstbuch verdanke.

Den Kern der Sammlung haben wir also in dem Abschnitt „Glück und Leid der Liebe" zu suchen; hier wird uns die erste Begegnung der Liebenden, die glückliche Stimmung der Jugend, das Glück einer Liebe geschildert, die in ihren Kreis auch hohe geistige Interessen zieht; dann aber folgen wehmüthige, ergreifende Nänien am Grabe dieses Glücks. Anmuthig ist das Gedicht „Der Todten Bild" in dem Schlußverse:

Ros' und Lilie sah ich kränzen
Einmal noch dein blondes Haupt,
Als der Tod nach wenig Lenzen
Dich aus meinem Arm geraubt;
Hoffnungsgrüne Epheuranken
Hüllten ein den zarten Leib,
Und verklärt von Lichtgedanken
Lagst du schlummernd, liebes Weib,
Wie ein heilig Marmorbild
Unter Blumen ernst und mild.

Und zu den schönsten lyrischen Blüten der Sammlung gehört wol:

Geheimniß.

Worte, die dein Mund gesprochen sonnenwarm und sonnenhell,
Küsse, die dein Mund gespendet, unversiegter Wonne Quell,

Sind zum Liede mir geworden, und ich preis' es immerdar
Wie so selig deine Seele und dein Leib so lieblich war;
Doch das Süßeste, das Tiefste zeigt kein Bild und faßt kein Reim,
Und es bleibt unausgesprochen zwischen Gott und uns geheim.

Da die Liebe ganz die Seele des Jünglings bei seinem Streben nach ernsten Zielen und seinen Wanderungen durch die Welt erfüllt, so finden sich in diesem Liebescyklus auch ernste Gedankendichtungen, eine sogar, „Immanenz", von fast zu großer philosophischer Schwere, die schon dem Titel ein wenig anhängt, andere, wie „Hymne" im Schiller'schen Stil, drei Worte des Lebens: „Muth, Demuth, Anmuth" in alcäischen Strophen, biblische und antike Bilder vermischend. Am schwunghaftesten erscheint uns in diesem Abschnitte die in freien Rhythmen gedichtete Ode „Taormina":

Der Aetna donnert.
Tief aus umdampftem Mund
Wirft flammende Stein' er zum Himmel empor.
Tief aus glühender Brust
Drängt sich durch kühn aufragende
Braune Felswände der Glutstrom.
Die alten Eichen schütteln die Wipfel.
Es beben die Berge, die breitgelagerten,
Blau und blauer in reizender Form
Ferner tretend im Dufte des Meers;
Staunend empfängt das wogende
An krystallnem Busen die heiße Flut.
Stolzer erhebt der zürnende Riese
Das Haupt, und dichtet
Vom Feuer ein Lied.

Dem Feuer rief Gott, und es ward Licht!
Da funkelten durch die Nacht
Die lieblichen Sterne des Himmels,
Da gor's in der Erde finsteren Gründen,
Da stiegen die schneeigen Alpen empor,
Da sproßten die Pflanzen, und blühend gossen
Das eingesogene Feuer sie aus,
Da schmetterten jubelnd die Vögel des Hains,
Da erhob der Mensch das Antlitz zu Gott,
Und dankend sang die junge Welt
Vom Feuer ein Lied.

Und an das Lob des Feuers und Lichts knüpft der Dichter den Preis des alten Hellenenthums. Religiös weihevoll ist der „Dreiklang des Lebens" mit seinen Reflexionen, die in die verschlungenen Versguirlanden der Terzinen eingeflochten sind.

Eine „Elegie" in Distichen schließt den Abschnitt ab; auch sie steht in der optimistischen Beleuchtung, welche der Glaube an das Ideal über Lust und Schmerz der Erde ausgießt. Der zweite Abschnitt: „Lebensbilder", bringt zunächst eine wohlgelungene Uebersetzung der Sonette der Vittoria Colonna, der berühmten Freundin Michel Angelo's, welche den reformatorischen Tendenzen Occhino's und der Gleichgesinnten huldigte und ihrem verstorbenen Gatten ein treues unvergängliches Andenken bewahrte. Dann folgen „Lyrische Phantasien nach Beethoven's C-moll-Symphonie"; sie bewegen sich durch alle Tonarten von Kampf und Liebe; natürlich haben solche Phantasien, die sich an eine musikalische Grundlage und Architektonik anlehnen, etwas Uferloses; denn das dichterische Programm, das zu einer Symphonie hinzugeschrieben wird, welche mit Programmmusik nichts gemein hat, kann sehr verschieden lauten. Diese Gedichte stammen aus den Jahren 1838 und 1840; man findet bisweilen darin Herwegh'sche Anklänge, Mahnungen zum Kampfe für die Freiheit, Wendungen gegen die Franken und gegen Rußland: merkwürdig, daß die damalige politische Lyrik bereits später sich oft wiederholende Situationen der Politik mit poetischer Fraktur- und Feuerschrift an die Wand schrieb.

Ueber den Gedichtcyklus „Eros und Psyche" sagt Moriz Carriere selbst:

Ich habe versucht im Anschluß an griechische Statuen und Vasenbilder sowie im Hinblick auf Rafael's Gemälde in der Farnesina aus der etwas breiten märchenhaften Erzählung des Apulejus den Mythus dichterisch klarzustellen, im hellenischen Sinn das Geschick der Menschenseele in ihrer Beziehung zur göttlichen Liebe: Glück der Unschuld, Schuld und Buße, Versöhnung und Beseligung.

Der Cyklus, der sich in den verschiedensten Rhythmen und Strophen bewegt, enthält einige recht anmuthende Verse von plastischer Bildlichkeit. Dennoch erscheint uns die hellenische Sage etwas zu sehr ins Christliche umgedichtet. Interessant ist eine Vergleichung der Carriere'schen Dichtung mit derjenigen Hamerling's, welche allerdings mehr hellenischen Geist athmet und weniger nach christlichen Erlösungstheorien hinüberschielende Reflexionen enthält.

Der Abschnitt „Stimmen der Zeit" enthält verschiedenartige Friedens- und Kriegsgedichte, an Zeitereignisse anknüpfend. Ein Lob des Friedens ist zur Feier der Industrieausstellung des Krystallpalastes dem „Sohn des Menschen" selbst in den Mund gelegt:

Doch abgewandt von Christi Friedensworte
Blieb durch Jahrtausende der Heiden Schar,
Und seine (?) Diener öffneten die Pforte
Dem Gott des Kriegs und brachten Opfer dar,
Ja Menschenopfer, wild entstellt und blutig,
Die auf dem Feld der Schlachten löwenmuthig
Hinsanken an des Hasses Hochaltar.

Wenn blutige Kriege ein Zeichen des Heidenthums sind, dann steht das Heidenthum freilich jetzt wieder in der schönsten Blüte; doch schon in dem nächsten Gedicht: „Die Todten von Magenta an den Kaiser", schlägt der Dichter selbst an den Schild des Kampfes:

Was leis der Frieden flüsterte in jahrelanger Klage,
Der Krieg der macht es offenbar mit einem Wetterschlage;
Der rechte Mann dem rechten Platz, der Kraft die Bahnen offen,
Vertraun und Raum dem freien Geist, sonst ist kein Heil zu hoffen!

Dann singt er ein frisches Kriegslied: „Anfang August 1870", und im „Trinkspruch am Friedensfeste 1871" heißt es:

Was wir geträumt, gehofft, wofür gelitten,
Gesprochen wir im ernsten Männerrath,
Nun auf der Walstatt ist das Reich erstritten,
Des neuen Reiches Anfang war die That.

Der Abschnitt „Personen gewidmet“ enthält einen „Sonettenkranz zur Säcularfeier der Universität Göttingen“ mit lyrischen Votivtafeln für Haller, Lichtenberg, Bürger, Voß, Friedrich August Wolf, Hölty und Ernst Schulze, Himly, Krause, Wilhelm und Alexander von Humboldt, Blumenbach, Gauß, Dahlmann, Gebrüder Grimm, Ewald, Otfried Müller, Oesterley, Gervinus. Es gehört eine nicht unbedeutende Gewandtheit auf dem Gebiete akademischer Rhetorik dazu, um in den vierzehnzeiligen Eloges diesen verschiedenartigen Verdiensten gerecht zu werden: der letzte in der Schar auf den Fauteuils der göttinger Unsterblichen ist ein sehr problematischer Heiliger, der Dichter, welcher das Perrükenthum der Georgia Augusta mit böswilligem Humor geschildert und, wie er selbst wenigstens sagt, über die Füße der Göttingerinnen eine Abhandlung geschrieben hat, Heinrich Heine: er wird freilich in den letzten Dreizeilern des ihm gewidmeten Sonetts etwas heruntergekanzelt und erhält dort ein eventuelles Pereat:

Von edlen Blüten melden uns die Sagen,
Die aus dem besten Herzblut aufgeschossen,
Die aus dem Grab versunkner Freuden sprossen
Und auf den Blättern Schmerzenslaute tragen.

So mahnen mich, o Dichter, deine Klagen,
Die aus dem tiefsten Weh der Brust ergossen
Bald hold und zart, bald stark und wild entflossen
In schläfrigen und düster bangen Tagen.

Der du den Schleier wagtest aufzuheben
Von bunten Lappen und geschminkten Leichen,
Du hast gethan, was dir der Geist geboten.

Auf aus dem Schlummer, dem du dich ergeben!
Nun gilt's, mit Ernst das Höchste zu erreichen!
Sonst sei hinweggeworfen zu den Todten.

Die „Geschichtsbilder“ sind mehr oder weniger ausgeführte Fresken. Außer dem bekannten und besten Gedicht dieses Abschnitts: „Die letzte Nacht der Girondisten“, ist das umfangreichste „Muhammed“, eine geschichtliche Skizze in poetischer Form. Die alcäische Ode auf „Alexander“ feiert die Großmuth des Macedoniers dem Arzte gegenüber, der beschuldigt wurde, ihn vergiften zu wollen, und seinen Soldaten gegenüber, deren Los er theilte, indem er das Wasser ausschüttete, das sie im Helm ihm brachten, um nichts vor ihnen voraus zu haben und mit ihnen zu dulden. Die Schlußstrophe lautet:

Dem Meister, der den Jüngern die Füße wusch,
Ihm waren treu die Jünger in Noth und Tod;
Dein Heldenschwert, es brach die Bahn ihm:
Schwängst du es heute doch, Alexander!

Wir meinen, daß sie nicht mit Prägnanz ausdrückt, was der Dichter sagen will, und leicht dahin gedeutet werden kann, daß wir einen Welteroberer mit dem Heldenschwert brauchten. Schwunghafter ist das Gedicht auf Mauritius und seine Thebaner und das Märtyrerthum, das er mit seinen gläubigen Truppen am Lemansee erlitt, als sie sich, treu ihrem Christenglauben, weigerten, zum Gotte Mars zu beten.

In der geschichtsphilosophischen Freske „Allen Heiligen“, welche die Helden der That und der Kunst feiert, freilich nicht chronologisch und in etwas bunter Nebeneinanderstellung — die Begeisterung für Kosciuszko und die Polen deutet auf die frühe Entstehungszeit des Gedichts (1838) hin —, prägt sich die Physiognomie der ganzen Sammlung aus: die dichterische Thätigkeit des Autors ist eine die kunsthistorische und ästhetische Wirksamkeit begleitende, eine zu den von ihm erfaßten Idealen gleichsam emporsingende, weniger aus ursprünglichem Schöpfungsdrang hervorgegangen, als aus dem Streben, auch in der idealen und weihevollern Form der Dichtung demjenigen Ausdruck zu geben, was er sich als Resultat langjähriger wissenschaftlicher Arbeit errungen, und die Früchte am Baum der Erkenntniß in goldener Schale der Dichtung zu credenzen.

2. Gesammte Dichtungen von Hermann Hölty. Hannover, Weichelt. 1882. Gr. 8. 6 M.

Wenn die Gedichte von Moriz Carriere fast alle, wir möchten sagen einen religiösen Augenaufschlag haben, so fern auch der Dichter von jeder Orthodoxie ist: so tritt in den „Gesammten Dichtungen“ von Hermann Hölty dieser Harfenschlag religiöser Weihe mehr zurück, obschon der Dichter Theolog und Geistlicher ist: nur die zwei biblischen Dramen, welche die Sammlung enthält, erinnern uns daran, obschon auch sie freie Dichtungen sind, mit Anlehnung an die biblischen Stoffe, und nichts Predigerhaftes zur Schau stellen.

Durch die Dichtungen Hölty's geht ein touristischer Zug: wir finden viele lyrische Reisebilder in der Sammlung, ja auch einige Reisebilder in Prosa: „Alpenlandzauber und Bilder aus Italien“, in denen sich besonders ein lebhafter Sinn für landschaftliche Schönheit in der beredten Schilderung derselben kundgibt. Auch das Volksleben, besonders das neapolitanische, wird lebendig dargestellt. Diese Skizzen sind schon von früher bekannt, ebenso die meisten der Gedichte, die in ihrer schlichten Einfachheit, mögen sie nun Tag- und Jahreszeiten besingen, oder einzelne Naturbilder darstellen, durchaus stimmungsvoll gehalten sind. Hymnenartigen Charakter haben die Gedichte „Die Naturverklärung“ und „Der Schwarzwald“. Die „Seebilder“ führen uns vom schwarzwalder Mummelsee zum Lago Maggiore und ans Gestade der Ostsee. Es ist viel lebendige Anschauung in diesen Gedichten, z. B.:

Unter und nach dem Gewitter.

Die See ist still! Ein regungsloses Schweigen!
Zuweilen nur ein Zittern und ein leises
Beklommnes Athmen, und ihr dunkles Auge
Schaut bang nach oben, wie um Gnade flehend.

Denn eine dunkle schwere Wetterwolke
Droht auf die See herab in finsterm Zorne.
Ihr Auge scheint zu sprechen: Rühr' dich nicht!
Und keinen Laut! sonst blitz' ich auf dich nieder.

Es hat die Sonne und der Wind geschlagen
Nach langem schweren Kampf das Wolkenheer;
Und seine letzten Schatten fliehen, jagen
Wie irrende Gespenster übers Meer.

Das Licht verfolget sie mit güldnen Pfeilen
Und grüßt hernieder: See, du bange Maid,
Sieh, wie die Finstern in die Weite eilen!
Wir haben sie besiegt! du bist befreit!

Und tief aufathmet sie, und doch noch bebt sie.
Denn daß sie nun erlöst, sie faßt's noch nicht,
Das blaue Auge aber dankbar hebt sie
Nach oben zu der Sonne Angesicht.

Diese „Seebilder" hat der Dichter, wie wir aus seinen „Reiseskizzen" erfahren, auf dem Mittelländischen Meere, auf einer Fahrt zwischen Genua und Neapel, gedichtet.

Was die „Balladen" betrifft, so gehören die Helden derselben, wie Herakles, Don Juan und Albertus Magnus, den verschiedensten Zeiten an. Ein größerer Cyklus von Balladen: „Aus der deutschen Götterwelt", ist altgermanischer Sage entnommen. Es sind schwunghafte Phantasiebilder, in einem meist knappen Stil gehalten und ausgemalt ohne den modernen Lackfirnis, mit welchem unsere Dichter zuweilen die gewaltigen Gestalten der Edda uns näher zu bringen suchen, während sie die poetischen Fresken damit nur entstellen. In dem, was Hölty hinzugedichtet oder weiter ausgeführt hat, ist der alte Ton gewahrt: es sind keine fremdartigen Zuthaten. Die Hauptrolle spielt im ersten Cyklus Loki, der Entführer der Iduna, der Göttin mit den Schönheitsäpfeln, der Mörder Paltar's (Baldur's) mit dem aus dem Mistelzweig geschnitzten Pfeil. Zu den gelungensten Gedichten dieser Cyklen gehört „Nanda", ein Hohes Lied der Treue, „Die Götterdämmerung" und „Die wilde Jagd der entthronten Götter"; ein Nachtbild, in dessen tiefschwarzes Grauen ein leises elegisches Licht fällt.

Was die beiden biblischen Tragödien betrifft, so behandelt „König Saul" einen Stoff, der von unsern neuern Dramatikern mit Vorliebe gewählt wird: wir erwähnen nur die Dramen von Karl Gutzkow, Karl Beck und J. G. Fischer: der Schwerpunkt der meisten liegt auf dem Conflict zwischen Saul und Samuel, zwischen Königthum und Priesterthum, Staat und Kirche, und besonders Gutzkow, der sein Stück zur Zeit der kölner Wirren dichtete, wollte in demselben der damaligen Zeit ein Spiegelbild vorhalten. Hölty's Stück beginnt zwar auch mit dem Streit zwischen Saul und Samuel; doch ist dieser bei ihm mehr der Ausgangspunkt der dramatischen Verwickelung, die sich um das Verhältniß von Saul zu David dreht, welchen Samuel schon im ersten Act zum König von Israel krönt. Im ganzen schließt sich das in einfach kräftigem Ton gehaltene Stück, dessen einzelne Scenen nicht ohne dramatisches Leben sind, der biblischen Ueberlieferung an. Mehr als in dieser tritt Michal, Saul's Tochter und David's Weib, hervor, welche nicht nur den Gatten rettet und statt seiner ein Wachsbild in sein Bett legt, sondern auch David's eifersüchtigen Bruder Eliab, der ihn an Saul verräth, ersticht. Die verschiedenen Scenen, die zwischen Saul und David spielen und in keinem der Saul-Dramen fehlen, finden sich auch hier: einige in etwas anderer dramatischer Beleuchtung, wie die Scene, in welcher David den Zipfel vom Rock Saul's schneidet, statt ihn zu tödten; durch das Eingreifen der rebellischen Feldhauptleute, welche David dazu anspornen, daß er den König tödte, und außer sich sind darüber, daß er ihn verschonte, gewinnt die Scene an Lebendigkeit. Im übrigen ist David der fromme Knabe Isai's, zu dem ihn die priesterliche Legende gemacht hat, und durchaus nicht der Rebell und Vaterlandsverräther, der Prätendent und grausame Usurpator, wie er auf Grund der von der Chronik gegebenen Thatsachen erscheint.

Das zweite Drama: „Lonoda", ist jedenfalls interessanter und origineller. Der Held ist unserm Dichter zufolge der Poet, der das Buch Hiob gedichtet hat, und wenn man sonst das Entstehen dieses Buchs in die Zeit des Jesaias verlegte, so macht unser Dichter den Verfasser zum Zeitgenossen des Königs Salomo. Das Buch Hiob wandte sich bekanntlich gegen die Lehre, daß das Elend die Strafe der Sünde sei, wie es der Priester verkündet:

Wen Pein und Elend in die Gruft gebracht,
Der ist vom Herrn gebrandmarkt als ein Frevler;
Der starb in seinen Sünden ohne Buße;
Der taugt nicht für ein ehrliches Begräbniß;
Er werde auf dem Walkerfeld bestattet,
Wie solche, die sich feige selbst entleibt.

Gegen dieses Gebot verstoßen Lonoda und Ariam, zwei Leviten, indem sie den verstorbenen Gatten der Elisabeth begraben, der nach jahrelangem Siechthum verschied. Beide lieben die Tochter dieser Witwe, Johanna: sie schenkt dem Lonoda ihre Neigung, doch der Genosse sucht ihn zu verdrängen, indem er in die Seele des Mädchens den Argwohn legt, Lonoda, der Psalmendichter, liebe den Ruhm mehr als die Geliebte. Lonoda sieht ein, daß diese Vorwürfe etwas Wahres enthalten; er beschließt, die Autorschaft seiner Dichtung, des Buchs Hiob, zu verschweigen, um nur dem Herrn die Ehre zu geben; er thut deshalb im Tempel ein feierliches Gelübde, welches von Ariam belauscht wird. Der eifersüchtige Nebenbuhler sucht das Geheimniß zu verwerthen, in dessen Besitz er gelangt ist, indem er sich selbst für den Verfasser des Buchs Hiob ausgibt, während Lonoda ihn frecher Lüge zeiht. Ariam beschwört feierlich seine Lüge, und als er Lonoda vor allem Volk verhöhnt, greift dieser zum Opfermesser, um ihn zu tödten; doch er verwundet ihn nicht tödlich. König Salomo soll nun in seiner Weisheit entscheiden, wer der Autor des Buchs ist; er sagt:

Zwei Mütter stritten gestern um ihr Kind;
Ich hab' die rechte Mutter ausgefunden.
Zwei Väter streiten heute um ihr Kind;
Glaub' mir: ich finde auch den rechten Vater.

Wenn der Dichter also das Buch Hiob zur Zeit des Königs Salomo entstehen läßt, so lag hierin nicht das Resultat einer kritischen Forschung, es handelte sich nicht um eine Conjectur: der Dichter brauchte die Weisheit des Königs, und die geistvolle Parallele war ihm willkommen für die Durchführung seiner Erfindung. Salomo in seiner

Weisheit erräth denn auch bald, daß Lonoda der Dichter sei, und versteht es, ihm dann das Geheimniß zu entlocken, ohne daß jener durch ein Geständniß sein Gelübde bricht:

Salomo (in anregender Herzlichkeit zu Lonoda).

Soeben sang dein Mund ein schönes Lob
Dem Herrn, doch gibt es kaum gewalt'gern Preis,
So stolzen, wie ihn kein Psalmist gesungen,
Als da, wo Gott sich selber rühmt vor Hiob.
(Die Pergamentrollen des Buchs Hiob hoch emporhaltend.)
Vernimm das schönste Wort der ew'gen Dichtung!
So spricht Jehovah, kündend seine Größe:
Auf, gürte, waffne dich gleichwie ein Held!
So frage ich, und sage du mir an:
Wo warst du, als ich gründete die Erde?
Verkünd' es, wenn du kluge Einsicht hast!
Sag an, wer hat geordnet ihre Maße?
Wer hat die Meßschnur über sie gezogen?
Worauf sind ihre Gründe eingesenkt?
Wer hat gelegt der Erde einen Eckstein?

Lonoda (außer sich in trunkener Begeisterung einfallend).

Als jauchzten allesammt die Morgensterne
Und jubelten die Gottessöhne alle?
Wer hat das Meer mit Pforten eingeschlossen,
Da aus dem dunkeln Schos die Woge brach,
Als ich Gewölk des Himmels ihm zum Kleide
Und Nebelnacht ihm zur Umhüllung gab?
Da ich den Lauf ihm brach mit meinem Damm,
Und Grenze ihm und Thür und Riegel setzte
Und sprach: Bis hierher kommst du und nicht weiter,
Hier sei das Ziel dem Stolze deiner Fluten?
(Er fährt wie vor sich selber erschrocken zusammen und schweigt.)
(Allgemeines sprachloses Erstaunen.)

Ariam (für sich).

Verflucht!

Salomo (für sich).

Gerechter Gott, dir Lob und Preis!
Ein Priester.
Ein Räthsel!

Hoherpriester (auf Lonoda zeigend).

Wie kennt der des Buches Inhalt?
(Gemurmel in der Versammlung.)

Ariam behauptet, Lonoda habe ihm heimtückisch die Worte abgelauscht, als er sie im abendlichen Hain mit Begeisterung sprach. Da fordert ihn Salomo auf, dort fortzufahren, wo Lonoda geendigt . . . und als Ariam schweigend zusammenbricht: da ist er gerichtet und wird zum Tode verurtheilt.

Der Streit um die Autorschaft eines Werks mit so tragischem Ausgang ist nur auf dem Hintergrunde altjüdischer Institutionen möglich, welche der Gegenwart fern liegen. Die Dichtung selbst aber hat Kraft und Schwung und einige dramatisch lebendige Situationen, wie die Verhaftung Lonoda's und seine Streitscene mit Ariam, und stellt dem Talent des Dichters ein günstiges Zeugniß aus.

3. Die Ideonen. Ein Gedicht in funfzig Liedern von Ernst Rudolf Neubauer. Hamburg, J. F. Richter. 1882. 8. 3 M.

Der Verfasser dieses Gedichts hat sich in Leipzig vor kurzem als gewandter Improvisator bewährt, der jedes gegebene Thema alsbald in regelrechten Versen, sogar in antiken Odenstrophen zu behandeln wußte und vielen eine geistreiche Seite abzugewinnen verstand. Spuren dieses Improvisationstalents in eingeflochtenen Causerien trägt auch das vorliegende Gedankenpoem, eine kosmogonisch-theosophische Dichtung mit Balladen aus der jenseitigen Welt, der Welt der himmlischen Geister, mit romantisch-märchenhaften Abenteuern des Helden, und zwischen hindurch eine Philosophie mit heftiger Polemik gegen wirkliche oder vermeintliche Irrlehren und mit satirischen Improvisationen oft merkwürdiger Art.

Das Gedicht ist ein Tragelaph in des Wortes verwegenster Bedeutung, was seinen Gedankeninhalt betrifft, und in seiner Form eine befremdliche Mischung von dichterischen Schönheiten und unerhörten Geschmacklosigkeiten. Eine Faustiade, die mit bedächtiger Schnelle vom Himmel zur Hölle wandert, hat zwar gewaltige Dimensionen, doch sie kann sich mit den Ideonen hierin nicht messen, denn der Dichter singt:

Beginnen will ich vor der Schöpfung Tagen,
Und enden mit dem jüngsten Tag allhier.
Verwegne Fahrt!

Die Vorgeschichte im Himmel behandelt das Geschick zweier Engel, Arda und Ardur, welche an die Grenze seines Reichs geschickt wurden, wo die empörten Geister Datan, Abiram und Adramelech hausen, um den Sphärenreigen schützend zu bewahren; doch sie ließen sich durch Abbadona's Reden zum Mitleid bewegen: nur ein Blick des Mitleids; das genügte; sie wurden abberufen, sie sollen getrennt dahinziehen, den Gesetzen unterthan:

Nun zieht hinaus! Durchfliegt des Weltraums Weiten!
Nicht seh'nd „wohin“; doch eingedenk „von wannen“!
Kraft meines Worts gebannt an Stoff und Zeiten,
Bannt wieder selbst, und laßt euch wieder bannen!
Der Liebe Glutendrang soll euch begleiten;
Die Himmelsahnung nehmet mit von dannen,
Daß ihr als Blitz sie gegen jene sendet,
Die frevelhaft von mir sich abgewendet.

Bald verwandelte sich ihr reiner Geist in Glutenkörper, welche durch den Raum irren; Arda verwandelt sich in die Erde, und aus ihrem Schos wird der Mensch geboren.

An diese Ueberlieferung aus den Lehren Zoroaster's und der Magier knüpft sich dann eine Geschichtsphilosophie, die mit dem Paradies beginnt, sich gegen den Darwinismus wendet, die Sündflut schildert, und dann eine Flut von Reflexionen oft begeisterter, oft nüchterner Art über Wissenschaft und Kunst ausgießt, Mittelalter und die Staaten der Neuzeit in den Kreis der Betrachtungen zieht, und sich in einer Polemik gegen die Lehre von Kraft und Stoff, gegen das Weltprincip der „Zweiheit“, gegen die Selbstvergötterung der Menschen kehrt und außerdem in seinen ottave rime de omnibus rebus et quibusdam aliis plaudert. Der Dichter faßt gelegentlich selbst sein mit ihm durchgehendes Musenroß am Zügel:

Wie hast du mich im hehren Kampfgetose
So weit verführt, entbrannte Phantasie!
Vertrauend hielt ich dir den Zügel lose;
Und nun, voll Sorge, seh' ich, was gedieh.
Nicht Blumenschmuck, nicht Reiz und Duft der Rose,
Nein, Dörnicht nur, das seine Stachel lieh,
War schließlich dir der Sporn zu wildem Rennen. —
Wird es die Welt als Wahrheit anerkennen?

Mit der Nummer XXXVII beginnt eine Autobiographie mit einer Menge symbolischer Märchen und Sagen, welche an die mittelalterlichen Rittergedichte erinnern, und manchen poetisch schönen Schilderungen.

Am Schluß aber wird in großartiger Weise der Untergang der alten Erde und die Geburt einer neuen geschildert, die Vereinigung Arda's und Ardur's. Arda sehnt sich schon lange nach ihm, und grollt dem Kreise, in dem sie festgebannt ist: da klingt der Ruf der Ewigkeit:

Es schnauben die empörten Elemente;
Die Fessel bricht der wüthende Orkan;
Die Erde krampft, als ob sie sich zertrennte,
Und schäumend braust der weite Ocean.
Es tauchen Flammen auf am Firmamente;
Die Welt entbrennt in schwindelnd wilder Bahn;
Und durch des Schreckens grauenvolle Nächte
Ertönt der Kampf der lauten, wilden Mächte.

Und Donnerstimmen rollen aus dem Brande;
Zur Bergeshöhe wächst der Wogenschwall;
Und ledig der äonenlangen Bande,
Stürmt es hinaus ins unbegrenzte All.
Der alte Bau im letzten Widerstande
Zusammenkrachend, stürzt im jähen Fall; —
Die Erde, lechzend von dem Kampf der Gluten,
Löscht ihren Durst versinkend in den Fluten.

Und es verhallt, wie sterbendes Gewimmer.
Und Todesstille herrscht in dunkeln Räumen.
Da weht ein Hauch! Ein rosenfarb'ner Schimmer
Beginnt der Fluten Chaos zu umsäumen.
In ihnen lebt's, und ruht und rastet nimmer,
Und läßt nicht ab, zu kreisen und zu schäumen; —
Es drängt ans Licht der Ewigkeit hervor:
Und eine neue Erde taucht empor:

Doch schöner, größer, herrlicher gestaltet,
Birgt sie im Glanz der Auferstehung Glück,
Verschwunden ist, was hemmend einst gewaltet,
Und nur die ew'ge Liebe blieb zurück.
Und wie sie nun bei Sphärenklang entfaltet
Ihr Feierkleid, der Schöpfung Meisterstück,
Da können es die Sonnen all' erkunden:
Daß „Arda“ sich mit „Ardur“ neu verbunden; —

Der Allgeist hat vereint die Liebesmächte
Zu Heil und Glanz der Sprößlinge des Lichts.
Vergessen ist der Schmerz der Leidensnächte:
Dem neuen Bund ein unbekanntes Nichts.
Verschwunden sind die Spuren der Gefechte;
Die ew'ge Liebe, allumfassend, spricht's:
„Hinfort soll nimmermehr am Rund der Erden
Das höchste Glück ein Kampf des Daseins werden!“ —

Wer diese jedenfalls bedeutenden, phantasie- und schwungvollen Strophen gelesen und von dem Talent des Dichters keine geringe Meinung gewonnen hat, der wird über die Menge poetischen Unkrauts erstaunen, die in vielen frühern ottave rime wuchert: diese prosaischen Wendungen, in denen man die dürrsten Gebeine der Metaphysik klappern hört, und eine oft aus jedem dichterischen Ton herausfallende Persiflage, die mit unmöglichen Fremdwörtern agirt, wie die eine Strophe, die wir aus einer Reihe ähnlich lautender hervorheben:

Gott ist die freie Psychipantität;
Das ist: eskatische Causalität:
Zugleichen auch monale Pegität
Der Urnomie, die das Pneumatische
Mit dem Hyleischen; wie das Kinatische
Mit dem Argeischen; und das Zontatische
Mit dem Nekreischen äonisch führt,
Und synaptirt, und stets metokesirt.

Offenbar hat in diesem Werke der Improvisator dem Dichter geschadet; denn es fehlt die Meisterschaft der Beschränkung; der Dichter gibt sich seinen Gedankengängen blindlings hin und beutet selbst unmögliche Tonweisen und Stillosigkeiten bis aufs äußerste aus. Jedenfalls ist die Dichtung commentarbedürftig; vielleicht würde ein Commentar die Fugen der Gedankenentwickelung, wie sie der Dichter beabsichtigt hat, nachweisen können: dem Auge der von außen hereinkommenden Kritik bleiben viele Verknüpfungen der Ideen undurchsichtig.

4. Mirjam. Hohes Lied der Liebe von Ernst Harmening. Mülhausen i. E., Bufleb. 1881. 8. 5 M.

Diese Dichtung schließt sich an Salomo's „Hohes Lied der Liebe“ an, wenigstens was den mehr lyrischen Theil betrifft; der erzählende ist vom Verfasser frei erfunden. Salomo erblickt bei der Tempelweihe die Rose von Saron, die schöne Mirjam, und entbrennt in leidenschaftlichem Verlangen nach ihr; doch sie bleibt ihrem Geliebten, dem Hirten Azim, treu. Dieser macht ein Attentat auf König Salomo, weigert sich, um irgendeinen Preis seine Liebe hinzugeben. Als er dem Tode geweiht ist, entdeckt der König an einem dreifach gewundenen Reif, daß es der Sohn seiner frühern Geliebten Schön-Jessa ist, und er gönnt ihm die schöne Mirjam.

Dies wird in wechselnden Rhythmen, gereimten iambischen Fünffüßlern, in trochäischen und daktylischen Versmaßen in den verschiedensten strophischen Verschlingungen, erzählt und ausgemalt. Einige Abschnitte: „Liebespsalter“ und „In die Ferne“, sind kleine Liedersammlungen; andere, wie „Liebesprüfung“, haben eine mehr dramatische Form. Der Schlußgesang „Liebe in Ewigkeit“ ist ein daktylischer Hymnus.

Ernst Harmening zeigt ein ansprechendes lyrisches Talent, das weniger durch den Reiz der Neuheit besticht, als durch die Gewandtheit der Form und die Wärme der Empfindung. Der Zug von Sinnlichkeit, der durch das Hohelied geht, ist auch diesen Gedichten eigen. Aus dem „Liebespsalter“ theilen wir hier das letzte Gedicht mit:

Sind die Blumen nur geschaffen,
Sie zu schaun und nicht zu brechen?

Soll der Rosen duftig Blühen
Einsam in der Luft verglühen?

Eine Rose stand im Haine,
Aufgeblüht, doch unbeachtet;
Näher trat ich mit Entzücken,
Um die Blume mir zu pflücken.

Doch ich sah die Blätterfülle
Unberührt in ihren Reizen,
Sah sie thau'ge Perlen trinken:
Und ich ließ die Hand rasch sinken.

Falsches Mitleid, das mich abhielt!
Als ich wenig Tage später
Nach der Blume wollte sehen,
War sie welk und im Vergehen.

Auch das Weib ist eine Rose
Und wie diese leicht verwelklich:
Darum achtet auf ihr Blühen,
Pflücket ab sie vorm Verglühen!

Lasset Mirjam zu mir kommen:
Laßt die voll erblühte Rose,
Eh' die Blätter welk sich senken,
Mir noch Lust und Liebe schenken!

Elegisch, gegenüber dem Glutverlangen des üppigen Königs, ertönen Azim's empfindungsvolle Liebeslieder in Wehmuth und Sehnsucht, z. B.:

Vom nächtlich blauen Himmel fällt
In heller Flut des Mondes Schein:
Wie war so schön die stille Welt
Mit Mirjam und im Blumenhain.

Zu Häupten sprüht der Sterne Heer
Geheimnißvollen Flimmerglanz:
Wie war die Welt so wonneschwer
Mit Mirjam und im Reigentanz.

Der Morgen graut: das Frühroth grüßt
Den jungen Tag mit warmem Strahl;
Die Sonne, die das Berghaupt küßt,
Sie scheint mir bald zum letzten mal.

Ach, könnt' ich nach dem Herzeleid
Das Haupt ausruhn an Mirjam's Brust:
Dann schwände alle Bitterkeit,
Dann wär' selbst Sterben eine Lust.

Die Dichtung ist durch ihren warmen Ton ansprechend.

Rudolf von Gottschall.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Zur deutschen Alterthumskunde.

Reallexikon der deutschen Alterthümer. Ein Hand- und Nachschlagebuch für Studirende und Laien. Bearbeitet von Ernst Götzinger. Leipzig, Urban. 1881—82. Gr. 8. 20 M.

Eine Wissenschaft, welche so recht das Kind des 19. Jahrhunderts genannt werden kann, ist die Kunde des deutschen Alterthums. Gerade in dem Zeitalter, welches das classische genannt werden kann, wenn man die deutsche Dichtkunst ins Auge faßt, beschäftigten sich nur wenige Forscher mit der Kenntniß der Sitte und Lebensweise, der Literatur und Kunst unserer deutschen Vorfahren, während über das griechische und lateinische, ja selbst über das orientalische Alterthum lange schon Werke tüchtiger Forscher vorlagen, fortwährend eingehende Studien in dieser Richtung getrieben und immer mehr Bücher über das Leben und Gebaren, über Sitten und Gebräuche der alten Römer und Griechen auf den Büchermarkt gebracht wurden. Für das deutsche Alterthum aber bezeigte die Gelehrtenwelt des 18. Jahrhunderts merkwürdigerweise wenig Interesse. Die commentirten Ausgaben der „Germania" des Tacitus, des „Gallischen Kriegs" von Julius Cäsar und einiger anderer lateinischer und griechischer Schriftsteller, welche hier und da der alten germanischen Völker gedenken, waren so ziemlich die einzigen Bücher, welche über die deutsche Urzeit berichteten; bezüglich der Kenntniß des Mittelalters war man noch schlimmer daran, hier fehlte es selbst an den dürftigsten Mittheilungen. Freilich war diese für uns heute so auffallende Erscheinung vor allem der damaligen geringen Kenntniß der Originalquellen zuzuschreiben. Die deutschen Dichter des Mittelalters kannte man vor dem Erscheinen von Bodmer's und Breitinger's Ausgaben der „Minnesänger" (1758 fg.) nicht einmal dem Namen nach, und selbst nachdem diese Sammlung der besten Gedichte des deutschen Mittelalters erschienen war, unterschätzte man dieselben vielfach, ja ließ das trotz aller Mängel für die deutsche Philologie epochemachende, grundlegende Unternehmen fast ganz unbeachtet. Erst die ersten Decennien des 19. Jahrhunderts sahen jene bedeutenden Werke erstehen, welche die Grundlage für die heutige Kenntniß des deutschen Alterthums bildeten; Büsching und von der Hagen, Docen und die Gebrüder Grimm wendeten sich mit besonderm Interesse der Untersuchung des deutschen Culturlebens älterer Zeit auf allen seinen Gebieten zu, veranstalteten Sammlungen und gaben jene trefflichen Monographien heraus, welche wie diejenigen von Jakob und Wilhelm Grimm heute noch als mustergültig dastehen, wenn auch inzwischen eifriges Forschen neuerer, ihren Spuren nachgehender Germanisten manches in den Schriften der Genannten als antiquirt nachgewiesen hat. Andere traten bald diesen ersten Bahnbrechern zur Seite, E. G. Graff, Mone gaben ihre Zeitschriften, welche der Kenntniß des deutschen Alterthums gewidmet waren, heraus; Hoffmann von Fallersleben wandte sich dem deutschen Volksliede zu, auf dessen Werth zuerst Arnim's und Brentano's „Des Knaben Wunderhorn" aufmerksam gemacht hatte, und es begannen nun auch Ausgaben der Hauptwerke, bald auch der minder bedeutenden Werke deutscher Dichter

des Mittelalters zu erscheinen; auf dem Gebiete der Kunst- und Culturgeschichte, der Volkskunde, der Sagenforschung und der deutschen Mythologie, auf dem Felde grammatikalischer Forschung, so weit sie die deutsche Sprache und deren verschiedene Mundarten betrifft, entwickelte sich ein immer regeres Leben, und nicht lange danach war eine Literatur geschaffen, welche für die deutsche Alterthumskunde von immer größerer Bedeutung wurde, ja in den letzten Jahrzehnten außerordentliche Dimensionen angenommen hat, sodaß vor kurzem Bader einen „Grundriß der deutschen Philologie" (Paderborn 1882) veröffentlichen konnte, welcher gegen 500 Seiten nur mit den systematisch geordneten Titeln der hierher einschlägigen Werke und größern Abhandlungen füllt und dabei nicht einmal auf absolute Vollständigkeit Anspruch macht.

In dieser Art wurde die Wissenschaft der Alterthumskunde unserer Nation begründet, und es erschien nun nothwendig, daß auch eigentliche Handbücher dieser Wissenschaft verfaßt würden; heute liegt deren eine Anzahl vor. Diese Handbücher umfassen aber keineswegs das ganze Gebiet: einige behandeln nur die Urzeit, und dies ist die größere Zahl, andere die spätere Periode, zumeist aber wieder nur einzelne abgegrenzte Gebiete derselben. An einem Werke, welches das gesammte deutsche Alterthum mit Rücksicht auf Cultur-, Sitten- und Rechtsgeschichte, auf literarisches Leben, auf profane und kirchliche Einrichtungen, auf die Ergebnisse der mythologischen Forschung, auf Volkskunde und überhaupt mit Rücksicht auf alle Elemente cultureller Entwickelung behandelt, hat es bisher gefehlt. Es kann daher mit gerechter Freude begrüßt werden, daß Ernst Götzinger, ein genauer Kenner der deutschen Alterthümer in jeder Richtung, wie das vorliegende Werk am besten beweist, in diesem „Reallexikon der deutschen Alterthümer" ein Buch geliefert hat, das in encyklopädischer Form das gesammte Gebiet unserer Alterthumswissenschaft umfaßt und, selbst in Details eingehend, eine Fülle von Belehrung darbietet.

Götzinger's Handbuch ist, wie schon aus dem oben Angeführten erhellt, einem wirklichen Bedürfnisse entgegengekommen und das erste Werk, welches die deutsche Alterthumskunde von der Urzeit an bis weit über den Ausgang des Mittelalters hinaus, wenn auch in lexikalischer Weise behandelt. Selbstverständlich ist diese Art der Anlage nur ein Vorzug des ganzen Werks, das hierdurch als Nachschlagebuch sowol dem Studirenden wie auch dem Laien überhaupt, jedoch auch zumeist dem Fachmanne jede mögliche wünschenswerthe Auskunft ertheilt. Allerdings bot eben diese Form der Anlage ihre ganz besondern Schwierigkeiten, welche jeder, der sich mit ähnlichen lexikalischen Arbeiten befaßt hat, gar wohl zu würdigen wissen wird. Da Wiederholungen schon im Interesse des Umfanges zu vermeiden waren, so erschien es als eine Hauptschwierigkeit, in diesem Punkte den Anforderungen gerecht zu werden und doch jedem Artikel die nothwendige Vollständigkeit zu wahren. Das Ineinandergreifen der Materie machte die Arbeit in dieser Richtung besonders mühevoll, und es dürfte deshalb auch bei oberflächlicher Betrachtung scheinen, als ob sich hier oder dort Lücken ergäben. Solche Lücken sind aber nur scheinbar vorhanden. Das genaue Sachregister am Ende des Buches weist nach, wo Artikel, die etwa vermißt werden, da sie in den Rahmen eines andern Artikels mit einbezogen wurden und werden mußten, zu finden sind. Selbstverständlich wird noch immer die eine oder andere Detailfrage nicht berührt erscheinen; es wäre jedoch lächerliche Splitterrichterei, wollte man dergleichen dem mit so großem Fleiße und mit so außerordentlicher Aufmerksamkeit und Kenntniß seines Gegenstandes ausgerüsteten Verfasser zum Vorwurfe machen. Es ist bei dem Werke zu betonen, was der Verfasser wörtlich in der Vorrede bemerkt, daß es nämlich „von vorn herein nicht auf Gelehrte von Beruf abgesehen war, sondern auf Freunde und Liebhaber des deutschen Alterthums, welche, ohne besondere Studien dieser Art zu pflegen, einen in seiner Art ausgiebigen Rathgeber gern zur Seite haben. Gab ich mir Mühe", schreibt Götzinger weiter, „diesen im allgemeinen das anzubieten, was nach meiner Erfahrung gewünscht und erwartet wird, und in einer Form, welche den Leser anspricht, so sollte doch auch der Ernst einer wissenschaftlich-historischen Methode nicht zu verkennen sein."

Diesem Programm wird der Verfasser in der That vollkommen gerecht: durch das ganze Buch weht ein wissenschaftlicher Geist, und doch ist die Darstellung jedes einzelnen Artikels nicht etwa nur dem Verständnisse des Fachpublikums angepaßt. Häufig illustriren Citate zeitgenössischer Schriftsteller den Text, oft sind ausführlichere Citate eingefügt von solchen Quellenstellen, welche dem größern Kreise der Gebildeten überhaupt verständlich erscheinen, von ganz besonderer Wichtigkeit und etwa überdies seltenen Werken entnommen sind. Als ein Beispiel sei hier der Artikel „Germania" erwähnt, welcher eine Uebersetzung der vollständigen „Germania" des Tacitus und der einschlägigen Kapitel aus Cäsar's „Gallischem Kriege" enthält, und überdies aus Sebastian Franck's seltenem „Weltbuch" vom Jahre 1534 einen Auszug der hierher gehörigen Partie mit den Textworten des Originals auf 17 Spalten hinzufügt, sodaß der Leser mit allen wichtigen Angaben über die germanische Urzeit und das deutsche Mittelalter nach diesen authentischen Mittheilungen bekannt und vertraut gemacht wird.

In ähnlicher Weise, wenn auch natürlich nicht so umfangreich, sind auch andere wichtigere Artikel behandelt, welche ein besonderes Interesse beanspruchen. Es bilden dieselben mitunter förmliche kleine Abhandlungen über den besprochenen Gegenstand, die ebenso belehrend wie anregend wirken und kaum irgendetwas Wichtiges vermissen lassen. Leider ist es hier nicht gestattet, auch nur einen dieser Artikel als Probe zum Abdruck zu bringen, doch dürfte die Anführung einer Reihe von Schlagwörtern, über welche in Götzinger's Reallexikon eingehender gehan-

delt wird, schon aus dem Grunde hier von Interesse sein, weil sie zugleich die verschiedenen Richtungen andeutet, welchen dieses Handbuch Aufmerksamkeit schenkt. Solche Schlagworte sind etwa: Adel, Altar, Artillerie, Astrologie, Basilika, Benedictinerorden, Bibelübersetzungen, Bilder (religiöse), Bücher, Burg, Campus Martius, Cistercienser, Ding (thing), Donar, Drama, Du, Duzen, Edda, Ehe, Eid, Epos, Erziehung, Fahne, Farbensprache, Fastnacht, Faust (Dr.), Fechtkunst, Femgericht, Feste, Formelsammlungen, Frauen, Freia, Friede, Fron, Garten, Gast, Gaunerthum, Geißler, Geographie, Geschichtschreibung, Glasmalerei, Gotische Baukunst, Götterdämmerung, Gottesurtheile, Gral, Gudrun, Heerwesen, Heilige Thiere, Heldensage, Hildebrandslied, Holzschneidekunst, Humanismus, Jesuiten, Juden, Kirchenlied, Kloster, Königthum, Kriegswesen, Kupferstechkunst, Landsknechte, Leges barbarorum, Leichenbestattung, Mahlzeiten, Malerei, Marienenltus, Münzwesen, Musik, Namen, Narren, Nibelungenlied, Opfer, Pfahlbauten, Predigt, Rechtssymbole, Renaissance, Ritterorden, Ritterthum, Romanische Baukunst und Bildnerei, Schrift, Schulwesen, Städte, Strafen, Tanz, Teufel, Thierkunde, Thiersage, Tracht, Unehrliche Leute, Volkskrankheiten, Wappen, Wein, Wodan, Zimmerausstattung, Zunftwesen.

Diese flüchtige Auslese gibt beiläufig einen Begriff davon, welche verschiedenartige Unterabtheilungen unserer deutschen Alterthumskunde der Verfasser ins Auge gefaßt hat, sie zeigt, daß die Rechts- und Kunstgeschichte ebenso wie die Heraldik, Archäologie, Mythologie, Literaturgeschichte, Sitten- und Sagenkunde, die Geschichte des Volksthums unserer Vorfahren überhaupt, weltliche und geistliche Alterthümer, kurz culturgeschichtliche Fragen in des Wortes weitester Bedeutung in den Kreis der Behandlung einbezogen worden sind. Am Schlusse ausführlicher behandelter Artikel findet sich stets eine Zahl von Werken citirt, welche der Verfasser benutzt hat und die von besonderer Wichtigkeit namentlich für denjenigen erscheinen, welcher noch eingehender sich über den bezüglichen Gegenstand belehren will. Die vollständige Literatur bei jedem Artikel anzuführen, lag nicht im Plane des Verfassers. Daß nicht alle Artikel von Götzinger selbst bearbeitet wurden, sondern — dies ist übrigens bei der Minderzahl der Fall — von Spezialforschern für dieses Lexikon abgefaßt worden sind, gereicht demselben zu noch weiterm Vortheile, zumal die Anlage und Sichtung des massenhaften Materials allein die Mühe des Verfassers, beziehungsweise Herausgebers reichlich in Anspruch nahm und die eigene Bearbeitung jedes einzelnen Artikels von größerm Umfange die Kräfte eines Einzelnen übersteigen würde.

Es kann zum Schlusse nicht unterlassen werden, auch auf die nationale Seite des werthvollen Unternehmens hinzuweisen. Deutschlands Jugend und Volk können an dem Spiegelbilde der Vorfahren, das so getreu aus diesen Blättern entgegentritt, warme Liebe zum Vaterlande mit seiner so großen und reichen Vergangenheit gewinnen, ihren nationalen Sinn kräftigen und stählen, damit sie für die Zukunft wirken und schaffen, wie es ihre Ahnen vor Jahrhunderten und Jahrtausenden gethan haben, um dem deutschen Volke die Früchte zu hinterlassen, welche dasselbe heute genießt.

Anton Schlossar.

Martin's „Illustrirte Naturgeschichte der Thiere".

Illustrirte Naturgeschichte der Thiere. In Verbindung mit F. Heincke, F. Knauer, E. Rey herausgegeben von Philipp Leopold Martin. Mit Separatbildern und zahlreichen in den Text gedruckten Abbildungen in Holzschnitt nach Zeichnungen von H. Braune, R. Friese, A. Göring, R. Kretschmer, L. Martin jun., E. Schmidt, F. Specht, A. Thieme u. A. Leipzig, Brockhaus. 1881—83. 8. Zwei Bände in je zwei Abtheilungen. In Heften zu 30 Pf.

Bei dem allgemein empfundenen Bedürfniß nach Belehrung hat sich als sehr fühlbar der Mangel an wirklich praktischen Handbüchern der Naturwissenschaften herausgestellt, an Werken, die bei aller Wissenschaftlichkeit doch bei dem unbefangenen Laien keine gelehrten fachwissenschaftlichen Kenntnisse voraussetzen. Hierin Abhülfe zu schaffen, den auf das Praktische gerichteten Anforderungen unserer Zeit Rechnung zu tragen, ist der Zweck dieser populären Naturgeschichte.

So lauten des Herausgebers eigene Worte. Aus seiner Feder liegen bisher vollendet vor die Säugethiere in einem starken Bande von 631 Seiten und von den Vögeln, welche die zweite Abtheilung des ersten Bandes bilden, ungefähr die Hälfte.

Ferner sind vollendet die Kriechthiere und Lurche, von Knauer, und die Fische, von Heincke bearbeitet, welche zusammen die erste Abtheilung des zweiten Bandes bilden. Die zweite Abtheilung desselben soll alle wirbellosen Thiere umfassen. Davon liegen uns die Insekten, Spinnenthiere und Tausendfüße von Rey ebenfalls vollendet vor, während Heincke in seiner Bearbeitung der „Krebse und niedern Thiere" nach einer umfassenden Einleitung bei den Krustern steht.

Da die einzelnen Abtheilungen dieses reichhaltigen Werks verschiedene Verfasser haben, so wird es gerechtfertigt erscheinen, dieselben auch einzeln zu besprechen, zumal auch durch die Verschiedenheit in der Artenzahl der Gebiete eine ungleiche Behandlung des gesammten Stoffs nothwendig hervortreten muß. Wie schon aus der angeführten Eintheilung des Werks hervorgeht, beginnt die Darstellung des Thierreichs mit den höchst entwickelten Formen. Es wird in der Einleitung zum ersten Bande nur in Kürze auf die Unterschiede der Wirbelthiere und Wirbellosen hingewiesen, die erstern werden auch nicht in ihrer Gesammtheit auf ihre Organisation hin besprochen,

sondern das Wichtigste der letztern ist bei den einzelnen Klassen beigebracht, ein Verfahren, welches mit dem allgemeinen Zwecke des Buchs durchaus im Einklange steht. Nichtsdestoweniger konnte der Verfasser eine Anzahl allgemeiner Bemerkungen nicht entbehren und bringt diese unter der Ueberschrift „I. Bau und organische Verrichtung des Säugethierkörpers", sowie auch bei spätern Gelegenheiten eingestreut, während sie auf alle Thiere Bezug haben. Das über die Gewebe Gesagte hätte etwas besser geordnet und zum Theil auch richtiger gegeben werden können. Die Organe werden in zwei Gruppen eingetheilt: 1) Organe des Stoffwechsels (Verdauungsorgane, Blut, Blutkreislauf, Lymphe und Lymphgefäße, Athmungsorgane, Nieren und Harn, Haut); 2) Organe des Kraftwechsels (Bewegungsorgane: Knochen, Muskeln, Nerven; Sinnesorgane: Gesicht, Gehör, Geschmack, Geruch, Gefühl). Dann folgt: „II. Ernährung", „III. Zur Entwickelungsgeschichte der Säugethiere", „IV. Bezeichnende Momente aus dem Säugethierleben".

Die Organisationsverhältnisse hätten in mancher Beziehung klarer und übersichtlicher geschildert werden können; auch vermissen wir entschieden einige erläuternde Abbildungen, ohne welche manche schwierige Dinge dem Laien völlig unverständlich bleiben müssen, während andererseits verschiedene chemisch-physiologische Bemerkungen ruhig fehlen konnten, zumal wenig zur Erklärung des eigentlichen Lebensprocesses gesagt ist. Zuweilen finden sich Bemerkungen, welche ausschließlich auf den Menschen Bezug haben (wie die gebräuchlichsten Gewürzmittel), der doch vom Verfasser sonst nicht erwähnt wird. Hier und da sind Unrichtigkeiten untergelaufen (so werden z. B. die Hautschilder der Gürtelthiere für Verhornungen angesehen) oder unklare Ausdrücke gebraucht.

Da ein so umfangreiches Buch in Schulen nicht eingeführt werden kann, überhaupt nicht für Kinder bestimmt ist, so sehen wir keinen Grund ein, warum die Geschlechtsorgane gänzlich unberücksichtigt geblieben sind. Dagegen hätten wir in einer „praktischen Naturgeschichte" gern die für einen Laien völlig unklaren und zusammenhangslosen Bemerkungen über die phylogenetische Entwickelung der Säugethiere vermißt.

Bei einer etwaigen zweiten Auflage wäre eine gründliche Durch- und Umarbeitung dieser Einleitung zu wünschen, welche entschieden hinter denjenigen für die übrigen Thierklassen zurücksteht.

Das für die Säugethiere benutzte System ist nach unserm heutigen Standpunkte veraltet; es würde der „praktischen Naturgeschichte" keinen Eintrag gethan haben, wenn in dieser Beziehung den der Entwickelungsgeschichte, vergleichenden Anatomie und Paläontologie zu dankenden Resultaten Rechnung getragen worden wäre, namentlich da der Verfasser in seiner Vorrede sagt: „Die urweltlichen Thierformen habe ich genauer berücksichtigt, weil nur durch sie die Entstehung und Entwickelung der heutigen Thierwelt verständlich wird." Sehr richtig! Dann möchten wir aber auch die Beutelthiere nicht zwischen Nagern und Edentaten, unter den letztern nicht das Schnabelthier sehen, und möchten die alte Eintheilung der Hufthiere verlassen. Indessen ist es schließlich Nebensache, in welcher Reihenfolge uns die Säugethiere vorgeführt werden, wenn die Art und Weise, wie es geschieht, unsern Anforderungen entspricht. Und da müssen wir dem Verfasser volle Anerkennung zutheil werden lassen. Er ist hier, wo es sich um Darstellung der äußern Erkennungszeichen und der Lebensweise der Thiere handelt, seiner Aufgabe durchaus gewachsen und liefert uns einen sehr reichen Stoff in gedrängter und doch ansprechender Form.

Die Säugethiere zerfallen in folgende zwölf Ordnungen Quadrumana, Chiroptera, Insectivorae, Ferae, Pinnipedia, Glires, Marsupialia, Edentata, Solidungula, Ruminantia, Multungula, Cetacea. Die Veränderung der Bezeichnungen „Familie und Gattung" in „Gruppe und Familie" war überflüssig und, weil gegen den allgemeinen Gebrauch, nicht „praktisch"; dagegen ist es sehr verständig, daß die neuerdings so beliebte und übertriebene Zersplitterung der Genera und Arten, sowie die Einführung neuer Namen für die ihrem Zweck durchaus entsprechenden ältern vermieden worden ist. Der Verfasser ist bemüht gewesen, ein möglichst vollständiges Bild aller bekannten Säugethiere zu geben; nur bei den tropischen Fledermäusen und kleinen Nagern hat er sich wegen des zu großen Artenreichthums auf die wichtigsten Formen beschränkt. Außer den Kennzeichen ist, wo etwas darüber bekannt, auf die Lebensweise, auf Schaden und Nutzen, Jagd u. dgl. stets Rücksicht genommen; die Varietäten und namentlich die zahlreichen Rassen unserer Hausthiere werden ausführlich berücksichtigt und ebenso werden die ausgestorbenen Formen namhaft gemacht, theilweise sogar näher besprochen, wie z. B. das Mammuth, das Borkenthier u. v. a.

Von den Vögeln liegt uns bisjetzt erst der kleinere Theil in fertiger Bearbeitung vor. Die vorausgeschickte Einleitung enthält einen Ueberblick über die Organisation und Lebensweise in ähnlicher Anordnung wie bei den Säugethieren. Obgleich auch hier mancherlei etwas anders zu wünschen wäre, so ist doch das Gegebene im allgemeinen richtig und auch durch einige Abbildungen erläutert. Wenn der Zweck des Buchs eine genauere Schilderung des innern Baues nicht nothwendig erscheinen läßt, so hätten wir doch eine etwas ausführlichere Berücksichtigung der für die Systematik wichtigen Bezeichnungen, welche sich auf die verschiedenen Körperregionen und namentlich die verschiedene Ausbildung der Füße und Schnäbel beziehen, erwartet. Unsere Verwunderung müssen wir darüber aussprechen, daß der Verfasser, welcher bei den Säugethieren die Systematik nicht auf entwickelungsgeschichtliche und paläontologische Befunde gründet, dies bei den Vögeln thut oder richtiger zu thun meint, wo doch eine sehr viel geringere Grundlage dazu vorliegt. Der Verfasser sagt, „daß individuelle Anschauungen stets den größten Einfluß auf die Gestaltung des Systems ausgeübt haben,

weil es an natürlichen Anhaltspunkten bisjetzt noch fehlte. Diese sind uns aber nun in der Auffindung der Urvögel in so überraschender Weise geworden, daß eine Nichtbeachtung derselben großen Tadel verdienen würde." Und wenige Zeilen darauf heißt es von dem „Stammbaum" der Vögel, wie er sich nach den bisher vorhandenen geologischen Funden und nach der Entwickelung der gegenwärtigen Vögel im Ei aufstellen läßt, daß er „eine feste natürliche Basis" sei, „die uns aller Unsicherheiten individueller Beurtheilung überhebt". Wir erlauben uns dieser idealen Ansicht nicht beizupflichten und halten trotz der sehr interessanten Funde fossiler Vögel das natürliche System gerade dieser Wirbelthierklasse für sehr schwach begründet.

Die Eintheilung der Vögel geschieht in zwei Kreise: 1) Nacktvögel (Nesthocker) mit den Ordnungen der Papageien, Kukuke, Spechte, Langhänder, Sperlingsvögel und Tauben; 2) Dunenvögel (Nestflüchter und Nesthocker) mit den Ordnungen der Kurzflügler, Hühner, Sumpfläufer (Laufvögel), der Raubvögel, Water, Ruderfüßer, Langschwinger (Räuber), der Leisten- und Bartenschnäbler (Schwimmvögel), der Schwimmtaucher und Flossentaucher (Taucher). Diese Eintheilung zeugt zur Genüge von der individuellen Auffassung des Vogelsystems. Im einzelnen finden wir die gleiche sorgfältige Behandlung der Arten wie bei den Säugethieren; der Ausdruck „Familie" für Gattung fällt weg, ohne durch letztere ersetzt zu werden. Natürlich kann bei der viel größern Zahl der in diese Wirbelthierklasse gehörigen Formen die Berücksichtigung derselben nicht so weit gehen wie bei den letztern. Diese belaufen sich etwa auf 2300, die Vögel auf ungefähr 10000 Arten. In den letzten der bisher erschienenen Hefte, welche von den Vögeln handeln, sind die Sperlingsvögel bis zu den Kreuzschnäbeln (Loxia) behandelt. Wir wollen nicht unerwähnt lassen, daß am Eingang dieser Familie ein Abschnitt dem Vogelschutze gewidmet ist.

Daß Knauer seinen Gegenstand (Kriechthiere und Lurche) wissenschaftlich behandelt, beweist er bereits dadurch, daß er Reptilien und Amphibien streng scheidet und die Gründe dafür in das richtige Licht stellt. Ein Gleiches zeigt sich in der allgemeinen Charakteristik der beiden Klassen. Bei der systematischen Schilderung im Einzelnen, welche mit derselben Sorgfalt wie in den frühern Abtheilungen durchgeführt ist, wurde mit vollem Recht den europäischen Formen eine besondere Ausführlichkeit gewidmet, über deren Lebensgeschichte dem Verfasser langjährige eigene Erfahrungen zu Gebote stehen. Daß die Bearbeitung des Ganzen dadurch keine Einbuße erlitten hat, versteht sich von selbst; denn den exotischen Arten ist systematisch durchaus Genüge geleistet, und wenn es in biologischer Beziehung nicht überall geschehen konnte, liegt der Grund lediglich in der bisherigen Unkenntniß der Zoologen überhaupt. Besonders willkommen werden dem Freunde der hochinteressanten und oft mit Unrecht so verachteten Reptilien und Amphibien die Abschnitte sein über das Leben derselben in Gefangenschaft, das Gift der Schlangen und dessen Wirkung, das Freileben unserer heimischen Kriechthiere, die Färbung und der Farbenwechsel, die Metamorphose der Lurche, deren Leben in der Freiheit und Gefangenschaft, der Dimorphismus der Geschlechter u. dgl. Die vorweltlichen Formen sind in ebenfalls sehr passender Weise in zusammenfassenden Kapiteln behandelt worden. Zum Schlusse der trefflichen Bearbeitung ist noch eine Uebersicht der europäischen Reptilien- und Amphibienformen gegeben worden.

Die von Heincke bearbeiteten Fische reihen sich würdig den zuletzt besprochenen Klassen an: der Verfasser steht durchaus auf dem Boden der neuern Forschung und weiß die systematische Schilderung, welche bei dieser Thiergruppe mit besondern Schwierigkeiten verbunden ist, in trefflicher Weise mit der Darstellung der Lebensweise, des Fischfangs, der Verwerthung der einzelnen Arten, der künstlichen Fischzucht, der Aquarienliebhaberei u. s. w. zu vereinigen.

Das für Reptilien, Lurche und Fische benutzte System ist das von den meisten Forschern anerkannte und bedarf darum keiner weitern Bemerkungen.

Da dem unendlichen Heere der wirbellosen Thiere nur die zweite Abtheilung eines Bandes gewidmet worden ist, so muß ihre Behandlung, den Wirbelthieren gegenüber, skizzenhaft erscheinen, und doch ist dafür gesorgt, daß der Laie auch über das System und die Lebensweise der kleinen und kleinsten Wesen einen erfreulichen Ueberblick gewinnt. Ist er selbst Sammler von Insekten, so wird er freilich zur Bestimmung seiner Lieblinge Specialliteratur nothwendig haben. Diese zu ersetzen kann aber unmöglich in der Absicht einer auf zwei Bände ausgedehnten illustrirten Naturgeschichte des gesammten Thierreichs liegen; es ist noch nicht einmal möglich, in dem vorgeschriebenen Rahmen allen denjenigen Arten genügende Rechnung zu tragen, welche als Feinde des Menschen und namentlich seiner Culturen eine nähere Bekanntschaft verdienen. Es liegt uns deshalb auch durchaus fern, dem Verfasser einen Vorwurf daraus zu machen, wenn seine Behandlung der Gliederfüßler nicht in der gleichen Weise praktischen Interessen dienen kann wie diejenige der Wirbelthiere.

Einer kurzen Charakteristik sämmtlicher Gliederfüßler folgt die allgemeine und besondere Schilderung der von Rey bearbeiteten Insekten, Tausendfüße und Spinnen. Die Insekten werden in folgender Anordnung behandelt: Coleoptera (mit eigenthümlicher Reihenfolge der Gruppen), Lepidoptera, Hymenoptera, Diptera, Neuroptera, Orthoptera, Rhynchota. Es sind überall, wo sie bekannt sind, die Larven erwähnt und interessante biologische Notizen eingefügt, sodaß nicht nur in die unendliche Mannichfaltigkeit der Gestalten, sondern auch der oft so wunderbaren Lebensweise dieser kleinen Wesen ein Einblick verschafft wird, welcher wol geeignet ist, denselben unter den Laien Freunde zu erwerben und zu erhalten.

Von den übrigen Wirbellosen, deren Bearbeitung wieder Heincke übernommen hat, liegt uns bisher nur eine Einleitung und ein Theil der Krebse vor. Die erstere ist aber so reichhaltig und belehrend, daß wir ihr unsere

volle Anerkennung darbringen müssen und mit Zuversicht auf eine gute Durchführung der Arbeit dem Schlusse des ganzen Werks entgegensehen dürfen. Es gehörte ein gewisser Muth dazu, nachdem das Brehm'sche „Thierleben" allgemeine Anerkennung gefunden hat, die Herausgabe eines ähnlichen Werks zu unternehmen. Das außerordentliche Verdienst, das gesammte Thierreich zum ersten mal in einer auf wissenschaftlicher Grundlage aufgebauten, allgemein verständlichen und anziehenden Darstellungsweise den Gebildeten aller Stände näher gebracht zu haben, wird dem Brehm'schen „Thierleben" nie genommen werden können. Wir erkennen aber gern an, daß daneben die „Illustrirte Naturgeschichte" von Martin eine würdige Stellung in unserer populär-naturwissenschaftlichen Literatur einnimmt und als eine Quelle reicher Belehrung für den Laien begrüßt werden muß. Ihr großes Verdienst beruht nicht am wenigsten auf dem verhältnißmäßig sehr billigen Preis (es sind ungefähr 50 Hefte à 30 Pf. in Aussicht genommen), welcher auch weniger Bemittelten die Anschaffung ermöglicht.

Zum Schlusse noch ein Wort über die Abbildungen des gesammten Werks, welche von F. Specht, R. Friese, E. Schmidt, R. Kretschmer, H. Braune, L. Martin jun., A. Thieme u. a. angefertigt sind. Dieselben bestehen theils aus großen Separatbildern, welche gruppenweise Zusammenstellungen verwandter Thiere enthalten, theils sind sie in den Text gedruckt. Sie sind sehr zahlreich vorhanden und zum größten Theil als vortrefflich zu bezeichnen. Hier und da fällt auch einmal eine mislungene Zeichnung auf, wie die der Unke und ganz besonders der Filzlaus. Alles in allem genommen, können wir das Werk dem deutschen Volke mit gutem Gewissen empfehlen.

Unterhaltungsliteratur.

1. Prinz Tantalus. Erzählung von A. Forstenheim. Berlin, Janke. 1882. 8. 4 M. 50 Pf.
2. Der Ring der Wahrheit. Roman von A. Leschivo. Zwei Theile. Leipzig, Klinkhardt. 1882. 8. 6 M.
3. Asphodel. Roman von M. E. Braddon. Aus dem Englischen. Drei Bände. Berlin, Janke. 1882. 8. 10 M.

Der Titel „Prinz Tantalus" verräth die Tendenz der Erzählung von A. Forstenheim (Nr. 1). Ob der moderne Darber, ein junger Doctor, immer ein Recht zur Klage gegen das Schicksal hat, möge der Leser selbst entscheiden. „Alles was er gewollt, erstrebt, ersehnt hatte, war ihm immer greifbar nahe gekommen, und wesenloser Schatten geworden, in nichts zerronnen, wenn er danach greifen wollte."

Jedenfalls hätte ein Mann unserer Zeit, mit so viel Verstand und geistigen Gaben bedacht, oft klüger und besonnener im Kampfe um sein Glück handeln können. Die Handlung hat überraschende Momente, aber der Schluß wird den Leser nicht befriedigen, da Tantalus am nahe geglaubten Ziele scheitert und durch den befreienden Tod nicht erlöst wird.

> Es ist ein ungewöhnlicher Mensch — der ein glücklicheres Los verdient hätte — doch sein romantischer Sinn — der immer nach den Wolken greift — und über den Stein am Wege strauchelt — paßt nicht in die materielle Zeitströmung — drum muß er elend untergehen — wenn — wenn eine mächtige Hand ihn nicht ergreift.

Ob diese Worte einer sterbenden Gönnerin einmal seine Leichenrede werden, oder ob die Zukunft ihrem letzten Wunsche Rechnung tragen wird, bleibt dahingestellt.

Die symbolische Bedeutung des Romans „Der Ring der Wahrheit" von A. Leschivo (Nr. 2) mag der Verfasser selbst erklären:

> Der Ring der Wahrheit stammt aus grauer Vorzeit Tagen, er erbte fort, er kam von Hand zu Hand. Die Auserlesensten der Frauen an Schönheit, Klugheit, Frömmigkeit erhielten ihn, um des Ringes Spruch an sich zu erproben. Die Männer meinten zwar, daß jene ohne diesen Ring auch schon fähig seien, den Erwählten zu beglücken. Sobald nun eine Frau den Ring am Finger trug, spürte sie geheimen Zauber. Es war, als wenn ein neuer Geist ihr aufgegangen, sie lernte sehen. Was sie für Liebe hielt, zeigt sich ihr nun als Eigennutz. An Reichthum, der ihr Auge geblendet, sah sie Motten und Rost auch fressen, die Schönheit schien als Maske ihr, dahinter Roheit sich gar oft verbarg, und alle Lebenslust, gesehen durch den Ring der Wahrheit, erschien ihr hohl, geschaffen nur, sie abzuziehen von dem hohen Streben nach Vollendung. Vollendung kann man nur erreichen, wenn man der Welt entsagt! Sie gingen alle noch ins Kloster, die den Ring getragen. Wie kann der Spruch dann passen? . . . Und doch er paßt. Wenn der Erwählte, der mit nach der Vollendung strebte, welche der Ring geoffenbart, vor dem Blick der Wahrheit noch bestehen konnte, so durfte die Besitzerin des Ringes diesen weiter tragen und brauchte niemals, um ihrem Streben treu zu bleiben, der Welt zu entsagen. Dies war bisher noch nicht geschehen, und so wechselte der Ring die Besitzerin sehr oft. Im Kloster verlieren Zaubermittel ihre Macht: man läßt sie vor demselben zurück, denn wer von dem Baume der Erkenntniß gekostet, ist nicht mehr blind und kann deshalb den Ring entbehren. Nur sehende Frauen können voll glücklich machen. Aber wenn die Frauen sehen lernten durch den Ring der Wahrheit, so fanden sie wol selten jemand würdig, den sie beglücken mochten! Die Erkenntniß der Wahrheit tödtet leicht, wie niemand versuchen mag, der Sphinx Räthsel zu lösen, der dem Wagniß nicht gewachsen! Ein misglückter Versuch stürzt ihn in den Abgrund. Sehr selten ist eine Frau stark genug, die Wahrheit zu ertragen.

Die Trägerinnen des Ringes müssen im Verlauf der Geschichte diese Wahrheit an sich erfahren. Eine Schlußstelle mag den Ausgang andeuten:

> Das Glück, das sich aus Thränen aufbaut, ist so theuer erkauft, daß nichts es jemals zertrümmern darf. An euerm Streben wird es liegen, es euch zu erhalten. Ihr blicktet durch den Ring der Wahrheit, aber nicht nur, um Zweifel und Grausen zu erkennen, zu denen der Skepticismus hinführt, nein, weiter über diesen hinweg, ihn besiegend. Lehrt nicht das Wirrsal, uns

nach der Harmonie zu sehnen? Und was ist Wahrheit, wenn nicht die höchste Harmonie? Wer nicht den Muth hat, sich bis zu dieser hindurchzukämpfen, der schaue niemals durch den Ring der Wahrheit! Die Erkenntniß würde ihm statt der Erlösung die Vernichtung bringen. Per aspera ad astra!

Vortheilhafter wäre es, wenn die vielfachen reifen wie interessanten Urtheile über Kunst und psychologische Fragen in eine fesselndere, mit geübter Hand geführte Handlung verwebt wären, um den Personen, die sie aussprechen, auch ein charakteristisches Gepräge zu verleihen. Auch würde dann die Tendenz mit einer schärfern Pointe und größerer Klarheit hervortreten.

Der dreibändige Roman „Asphodel" von M. E. Braddon (Nr. 3) ist ein Werk voll Tiefe und Herzenskenntniß, das mit psychologischer Ausführlichkeit manches erklärt, was auf den ersten Augenblick unbegreiflich scheint. Eine Handlung mit den einfachsten Motiven ist durch dichterische Kraft, Phantasie und Menschenkenntniß zu einem ergreifenden Seelengemälde gestaltet. Der Schauplatz ist England, dann die Schweiz. Ein junges Mädchen, ihres mattgoldenen Haares wegen Asphodel genannt, lernt, zwischen Kind und Jungfrau stehend, in romantischen Verhältnissen einen jungen, aber geistig reifen Mann, Gerald Goring, kennen, dem sie interessant erscheint, mit dem auch sie nach seiner Entfernung sich noch in Gedanken beschäftigt und der sie schließlich lieben lernt. Nach Jahresfrist sieht sie ihn wieder. Sie möchte keinem andern als Frau angehören; allein Goring ist mit ihrer Stiefschwester Madeline schon seit längerer Zeit verlobt. Ein anderer junger Gentleman, Edgar Turnhill, der von derselben früher einen Korb erhalten, wird von Asphodel's Wesen so bezaubert, daß er um ihre Hand anhält. Sie weist ihn anfangs ab, willigt aber dann aus Liebe zu ihrer Stiefschwester ein, seine Gattin zu werden, obgleich sein Charakter ihrem Ideale nicht entspricht. In Goring, dem Gegenstand ihrer Neigung, erwacht nun wieder die Liebe zu ihr; er läßt sich in einem Augenblick des Rausches auf einem Ball zu einer Erklärung hinreißen, die auf das Mädchen einen tiefern Eindruck macht, als man für ihr Glück wünschen möchte. Goring schlägt bei einer heimlichen Zusammenkunft mit der Geliebten ihr vor, sich heimlich mit ihm trauen zu lassen. Die Scene wird belauscht und Asphodel's Vater verrathen. Nun zeigt es sich, wie die Schicksalsmächte über den Häuptern der Menschen anders entscheiden, als ihre Opfer es erstreben, und in traurigen Ausgang, nach unerforschlichem Rathschluß, umändern, was mit lobenswerthem Streben der menschliche Wille nicht zu verhindern vermochte. Asphodel's Vater wirft alle Schuld auf seine herzlose Tochter, die ihrer Schwester Glück vernichten wolle. Nach einem eingehenden Gespräch der beiden Schwestern über ihr Verhältniß zu Gerald, beschließt die unglückliche Liebende, zu sterben. Sie endet in den Fluten des Sees, während Gerald auf einer Gebirgsreise sich den Tod gibt. Ein erschütterndes tragisches Ende, wie es tief angelegte Naturen oft finden.

Des unglücklichen Mädchens Gemüthszustand wird von Gerald folgendermaßen geschildert:

Sie ging noch lange Zeit im Zimmer auf und ab, die Seele von namenloser Seligkeit erfüllt. Ja, sündhaft, falsch, verrätherisch, undankbar — dies alles zu sein war sie sich nur zu wohl bewußt, und dennoch konnte sie das wilde Bewußtsein des Glücks, die Wonne, sich von dem Manne geliebt zu wissen, den sie liebte, nicht ersticken. Nichts als Unheil konnte dieser Liebe je entspringen, nichts als Kampf, Kummer und tiefes Weh, und doch war es namenlose Wonne, sich geliebt zu wissen, die einzige vollkommene Freude, welche ihr auf dieser Welt noch beschieden sein konnte. Sie zu missen, wäre: nie gelebt zu haben; nun mochte der Tod an sie herantreten, wann er wollte. Sie hatte ihr Leben gelebt, sie hatte ihren Tag gehabt. Daß diese Liebe eine schwere Schuld, ein Skorpion war, welchen man mit Füßen treten mußte, setzte sie nicht in Frage. Nicht auf einen Augenblick kam es ihr in den Sinn, daß sie aus Gerald's Untreue Nutzen ziehen, daß sie sich den Geliebten aneignen könne, dessen Treue durch die heutige Offenbarung gebrochen worden war. Nicht einmal kam ihr der Gedanke, daß irgendwelche Veränderung seiner oder ihrer Zukunft aus jenen Geständnissen entstehen könne, welche sie einander gemacht hatten. „Er weiß, daß ich ihn liebe; er weiß, wie schwach und erbärmlich ich bin", sagte sie sich. „Wenn es Madeline auch erführe? Wenn sie mich ohne Maske sähe, als welches Ungeheuer an Undank und Verrath würde ich ihr erscheinen! Oh, ich stürbe vor Scham. Ich könnte die Entdeckung nie überleben. Und sie unglücklich machen — sie, der ich so viel verdanke, die Beste, Theuerste, der Schutzengel meines Lebens! O Lina, wenn du wüßtest!" Sie warf sich neben ihrem Bett auf die Knie, und mit gefalteten Händen betete sie inbrünstig: „Laß mich heute Nacht sterben. O du, der du weißt, wie sündig und schwach ich bin, laß mich heute Nacht sterben."

4. Stürme im Frühling. Novelle von Victor Wodiczka. Wien, Konegen. 1882. 8. 1 M. 60 Pf.
5. Die Schwiegertochter von Sophie Junghans. Berlin, Goldschmidt. 1882. 8. 1 M. 50 Pf.
6. Drei Novellen von Juliane. Hamburg, Grädener u. Richter. 1882. 16. 1 M. 80 Pf.
7. Das Gespenst des Zaren. Erlebtes und Erträumtes aus dem Reisetagebuche eines Buchhändlers. Zusammengestellt während einer Schlittenfahrt von Moskau nach Warschau im Jahre 1860 von E. Sartorius. Zweite vollständig umgearbeitete Auflage. Leipzig, Buchhandlung des Vereinshauses. 1882. 8. 3 M.
8. Eli. Erzählung aus dem Leben einer Schwergeprüften von Matthias Höhler. Steyl, Missionsdruckerei. 1880. 8. 2 M. 50 Pf.

„Stürme im Frühling" von Victor Wodiczka (Nr. 4) sind ein Blick aus dem reifern Leben auf die Drangsale in der Jugend, denen die Menschen mehr oder weniger ausgesetzt sind. Gewöhnliche Schicksale sind in anmuthig fesselnder Weise erzählt und durch poetische Darstellungsweise sinnig gehoben. Das Gleiche kann man von der „Schwiegertochter" von Sophie Junghans (Nr. 5) nicht sagen. Es ist eine hausbackene Familiengeschichte, und die Verfasserin hat es nicht begreiflich zu machen vermocht, wie ein reifer, gebildeter Mann eine so unzerstörbare Liebe zu einer wenig anziehenden Persönlichkeit haben kann. „Drei Novellen" von Juliane (Nr. 6): „Der alte Spiegel", „Der Hochzeitsschmuck", „Das Schlößchen", sind anspruchslose stimmungsvolle Bilder, die Rückblicke auf Erlebtes bieten und daran passende Betrachtungen knüpfen. „Das Gespenst des Zaren" (Nr. 7), ein viel verheißender Titel,

verspricht mehr, als es hält, doch gibt es neben historischen Erinnerungen auch zeitgemäße Urtheile über russische Verhältnisse. Auch thut die warme patriotische Begeisterung eines deutschen Gemüths wohl, dessen Hoffnungen für die Zukunft wenigstens theilweise erfüllt werden.

Schließlich gibt uns die literarisch unbedeutendste Erzählung: „Eli" von Matthias Höhler (Nr. 8), Anlaß zu einer kurzen Erörterung. Der Verfasser spricht in einer längern Vorrede ein offenes Wort in Sachen der katholischen Erzählungsliteratur. Das vorgesetzte Motto: „Es gibt keinen andern Weg zum Leben und zum wahren innern Frieden als den Weg des heiligen Kreuzes und der täglichen Selbstüberwindung", kann ein aufrichtiger Christ wol unterschreiben. Ebenfalls die ersten Worte der Vorrede:

Eine gut erzählende Literatur ist unbestreitbar ein überaus wichtiges Mittel zur religiös-sittlichen Hebung des Volks. Denn jeder Mensch ist von Natur aus geneigt, sich durch Schilderung fremder Thätigkeit zu deren Nachahmung bewegen und durch das lebendige Beispiel der Tugend eher zum Guten hinreißen zu lassen, als durch blos theoretische Auseinandersetzung der Sittengebote. Daher ist auch die Roman- und Novellenliteratur in sich vollkommen existenzberechtigt, und wirkt der Verfasser eines guten, der Förderung christlicher Tugend gewidmeten Romans im edelsten Sinne des Worts als Lehrer und Erzieher des Volks, dessen ewigen Interessen er in hervorragender Weise dient.

Aber wie entspricht die That so löblichem Vorhaben? Die Erzählung steht auf der untersten Stufe der Literatur und ist augenscheinlich auf unentwickelte, zu eigenem Denken und Urtheilen unfähige Naturen berechnet. Der confessionelle, der katholische Standpunkt wird schärfer betont als der christliche, der den Bekennern der Reformation nicht verloren gegangen ist. Auf kirchliche Anschauungen sich einzulassen, ist hier nicht am Platz, doch kann nach solcher Herausforderung, wie sie hier zuweilen zu Tage tritt, die erwiesene Wahrheit nicht laut genug wiederholt werden: Kirchlich und sittlich sind nicht immer Begriffe, die sich decken. Das confessionelle Band so stark betonen, mag für rohe, beschränkte Naturen, die sich nicht selbst führen können, nöthig sein; nicht für den geistig höher stehenden Menschen. Ferner ist es bedauernswerth und im höchsten Grade unklug, jetzt den Zwiespalt im Schose der christlichen Kirche zu vermehren und gegen den Protestantismus Front zu machen, noch dazu mit kindischen Verleumdungen. Bei den uns heute bedrohenden Gefahren auf socialem Gebiete thäte ein Zusammenhalten aller Bekenner des Christenthums noth, und es wäre heilsamer, in „christlichem", als ausschließlich „römischem" Sinne zu wirken.

Richard Weiland.

Feuilleton.

Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

Ueber „Indische Reisebriefe" von Ernst Haeckel sagt die „Saturday Review", Nr. 1421: „Wenn Professor Haeckel's Reise nach Ceylon der Zoologie sich ebenso vortheilhaft erweist, wie sie für den Reisenden selbst angenehm war, so werden ihre wissenschaftlichen Ergebnisse nicht unbedeutend sein. Während Haeckel die Seltenheit absolut neuer Lebensformen in den singalesischen Gewässern beklagt, versichert er doch, eine hinlängliche Zahl Proben der Seefauna mitgebracht zu haben, ausreichenden Stoff zur Forschung für den Rest seines Lebens. Es steht zu hoffen, daß sie wirklich so großen Zeitaufwandes werth seien, wie er erwartet. Unterdessen sind die Briefe, in denen der Naturforscher seine Reise von der minder strengwissenschaftlichen Seite geschildert hat, eine gefällige und geschmackvolle, wenn auch nicht sehr solide Frucht der Reise. Haeckel besitzt eine glückliche Fähigkeit, die Charakteristik von Oertlichkeiten und Personen wiederzugeben, ohne zu bloßer Wortmalerei zu greifen. Die Landschaft scheint in ihre geeignete Atmosphäre getaucht zu sein, und trotz der eleganten und malerischen Diction ist der Eindruck derjenige vollkommener Wirklichkeit. Auch sind die Schilderungen durchaus nicht gewöhnlich. Die Natur und der Mensch sind sehr nahe Nachbarn in Ceylon, doch es ward dem Reisenden möglich, während er wenig Gefahr lief und wenig Bequemlichkeiten aufgab, eine Wohnung in einer ungeheuern Wüstenei zu miethen und in der alleinigen Gesellschaft seiner wissenschaftlichen Sammlungen und eingeborenen Diener zu leben. Das Bild, welches er von den eingeboren Singalesen sowie von ihren englischen Herrschern entwirft, ist im ganzen ein recht freundliches. Ceylon scheint bisjetzt noch frei zu sein von den Gefahren sich vermindernder Fruchtbarkeit und zunehmender Bevölkerung, welche Indien bedrohen. Mögen auch Entzücken über die Schönheit der Natur und Dankbarkeit für die Gastfreundschaft, der er begegnete, Haeckel's Urtheil etwas zu rosig gefärbt haben, so kann man ihn doch als einen im allgemeinen zuverlässigen Zeugen für das Gedeihen eines orientalischen Volks unter europäischer Herrschaft ansehen. Das Werk verdient jedoch bleibende Beachtung hauptsächlich wegen der darin enthaltenen Schilderungen: solche Gemälde, wie das der Korallenlager zu Belligemma und seines eingeborenen Dieners, des Knaben Gamameda, werden in der Reiseliteratur neben den besten Meisterstücken eines Forster oder eines Wallace ihren Platz behaupten."

Ueber „Deutsches Dichterbuch aus Oesterreich", herausgegeben von Karl Emil Franzos, heißt es ebendaselbst: „Wenn die österreichische Poesie bisher keine relativ hohe Stellung in der Weltliteratur eingenommen hat (?), so muß der Grund in der Qualität vielmehr als in der Quantität des Stoffs liegen." Es wird dann erzählt, wie Emil Franzos durch Rundschreiben 62 Dichter zu Beiträgen einlud, wie 59 von ihnen Folge leisteten und ihm 1300 Dichtungen zusandten, von denen 70 Dramen oder epische Gedichte waren; wie, nachdem die beabsichtigte Veröffentlichung bekannt geworden, Franzos in einen Briefwechsel mit 304 nicht zu Beiträgen eingeladenen Dichtern verwickelt wurde, die ihm zusammen 2500 Gedichte zur Aufnahme darboten, darunter 114 als Beitrag eines einzigen tapfern Majors, und wie 30 von diesen Freiwilligen wirklich Eintritt in die Sammlung sich verschafft haben. „Hiernach", fährt das Blatt dann fort, „wird der einsichtige Leser darauf gefaßt sein, zu erfahren, daß das herrschende Kennzeichen der Sammlung eine betrübende Mittelmäßigkeit ist. Wenig darin ist entschieden schlecht, und noch weniger entschieden gut. Ausnahmen hiervon unter den Erzeugnissen bisher wenig bekannter Dichter bilden nur Hermann von der Gilm's muthige Invectiven gegen die

tiroler Jesuiten und Richard Kralik's einziger Beitrag: «Tarantella», eine sowol von Erato wie Terpsichore inspirirte Dichtung. Die meisten wirklich ausgezeichneten Dichter Oesterreichs weilen nicht mehr unter den Lebenden und sind hier nur durch eine Nachlese aus hinterlassenen Ueberresten vertreten. Unter den lebenden österreichischen Dichtern zeichnet sich nur Robert Hamerling aus; die Proben seines unveröffentlichten Epos und Dramas zeigen große Beherrschung der Sprache und eine gewaltige Phantasie *); wenngleich jenes, wenn es ganz vorliegen wird, sich wahrscheinlich zu ausgedehnt für die ihm zu Grunde liegende Handlung, und dieses zu excentrisch in der Auffassung erweisen dürfte."

Ueber den siebenten Band der „Geschichte des Alterthums" von Max Duncker sagt dieselbe Wochenschrift, Nr. 1425, er vervollständige ein Werk, dessen Vorzüge in England hinlänglich anerkannt seien und keine detaillirte Aufzählung benöthigten. „Auf die höchsten Gaben des Historikers", heißt es dann, „macht Duncker zwar keinen Anspruch; es mangelt ihm Feuer und Beredsamkeit und er versucht nie eine Charakterschilderung. Man sollte sein Werk eher vom Gesichtspunkte des Gelehrten betrachten, und in dieser Hinsicht hätten wenige Historiker so viel Kenntnisse, so viel Fleiß, so große Begabung, die vielfältigen Zweige eines umfassenden Gegenstandes zu ordnen, und eine so standhafte und aufgeklärte Unparteilichkeit in sich vereinigt. Auch ist die Darstellung, wenngleich nicht sehr belebt, doch klar und gefällig. Die wunderbare Geschichte (des Kampfes der Griechen mit den Persern ist gemeint) verliert in seinen Händen nichts von ihrer Anziehungskraft, und wir fühlen uns sicher unter der Leitung eines Schriftstellers von seltener Nüchternheit und Urtheilsfähigkeit, der es verstanden hat, die Mittelstraße zwischen Leichtgläubigkeit und Skepticismus zu finden."

Ferner lesen wir daselbst: „In seinem «Tagebuch der unglücklichen Schottenkönigin Maria Stuart während ihres Aufenthalts zu Glasgow vom 23. bis 27. Januar 1567», herausgegeben von Bernhard Sepp, versucht der Verfasser zu beweisen, daß die viel bestrittenen Briefe an Bothwell der Wahrheit nach ein Tagebuch seien, welches durch Einschiebungen seitens eines Fälschers, der die Absicht hatte, Maria anzuschwärzen, in eine Reihe von Briefen verwandelt wurden. Man entferne alles mit dieser Hypothese Unvereinbare aus den Urkunden, und sie sind ganz in der Ordnung und werden vollkommen unschuldig, was für Sepp Beweis genug ist. Wir fürchten indessen, die englische Nation werde zwingendere Beweisgründe verlangen, ehe sie sich entschließt, wie Sepp es verlangt, am 8. Februar 1887 Trauer anzulegen, weil sie vor 300 Jahren die Königin Maria hingerichtet hat, nicht, wie Sepp ernsthaft behauptet, weil sie die Musik und den Tanz geliebt, sondern weil sie, wie England und Schottland einig sind zu glauben, den König des einen Landes ermordet und Pläne geschmiedet hat, die Königin des andern zu ermorden. Die Echtheit der Chatoullenbriefe wird stets ein streitiger Punkt bleiben, kein Verständiger aber wird glauben, daß ohne Zulassung und Unterstützung ihrer Gattinnen, welche über ihr Leben unumschränkt herrschten und durch ihren Tod zu gewinnen hofften, Darnley in die Luft gesprengt oder Peter III. von Rußland erdrosselt worden wäre."

*) Augenscheinlich hat der Referent der „Saturday Review" hier zum ersten mal von Hamerling gehört.

Bibliographie.

Bloch's, E., Theater-Correspondenz. Nr. 163: Makart. Schwank von E. Engelhardt. — Nr. 164: Telephonisch verbunden. Lustspiel von E. Stein. Berlin, Lassar. 8. à 2 M.

Bret Harte's neueste Novellen, 1882—1883, übersetzt von Bettina Wirth. Vom Verfasser autorisirte Ausgabe. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 8. 3 M.

Briefwechsel zwischen Arthur Schopenhauer und Johann August Becker. Herausgegeben von J. K. Becker. Leipzig, Brockhaus. 8. 4 M.

Crome-Schwiening, C., Kaiser's Geburtstag. Festspiel. Leipzig, Licht u. Meyer. 8. 2 M.

Cruel, R., Die Sprachen und Völker Europas vor der arischen Einwanderung. Streifzüge auf turanischem Sprachgebiete. Detmold, Meyer. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Dahn, F., Der Kurier nach Paris. Lustspiel. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 8. 3 M.

Daudet, A., Die Evangelisten. Pariser Roman. Autorisirte Uebersetzung mit dem Porträt Daudet's. 2 Bde. Dresden, Minden. 8. 7 M. 50 Pf.

Ein Ceterum censeo der Steuerpolitik und dem Kulturkampf! Köln, Heyn. Gr. 8. 50 Pf.

Kriegsgeschichtliche Einzelschriften. Herausgegeben vom Großen Generalstabe, Abtheilung für Kriegsgeschichte. 1stes Hft. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Erbach, L., Ondolina. Romantische Oper. Mit Benutzung einer Grillparzer'schen Dichtung. Musik von Th. Müller-Reuter. Straßburg, Trübner. 12. 50 Pf.

Franzos, K. E., Mein Franz. Novelle in Versen. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 12. 1 M. 50 Pf.

Friese, E., Vendetta. Roman. 3 Bde. Berlin, F. Luckhardt. 8. 10 M.

Fulda, L., Die Aufrichtigen. Lustspiel in Versen. Heidelberg, Weiß. 12. 1 M.

Heiden, E., Gedichte. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 8. 3 M.

Hellwald, F. v., Amerika in Wort und Bild. Eine Schilderung der Vereinigten Staaten. 1ste Lfg. Leipzig, Schmidt u. Günther. Fol. 1 M.

Herrig, H., Nero. Drama. Berlin, F. Luckhardt. 8. 2 M. 40 Pf.

Jahn's, F. L., Werke. Neu herausgegeben, mit einer Einleitung und mit erklärenden Anmerkungen versehen von C. Euler. 1ster Bd. 1ste Lfg. u. 2ter Bd. 1ste Lfg. Hof, Grau u. Comp. 8. à 60 Pf.

Johannestriebe. Gedichte von B. J. D. S. Berlin, Entrich. 8. 1 M. 50 Pf.

Kappes, K., Zur Schulfrage. Karlsruhe, Reuther. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Kirchbach, W., Kinder des Reiches. Ein Romancyclus. 2 Bde. Leipzig, Friedrich. 8. 8 M.

König, E. A., Der Findling. Roman. 2 Bde. Jena, Costenoble. 8. 9 M.

Köstlin, J., Luther und J. Janssen, der deutsche Reformator und ein ultramontaner Historiker. Halle, Niemeyer. Gr. 8. 1 M.

Kretzer, M., Die Verkommenen. Berliner Roman. Mit einem Vorwort des Verfassers. 2 Bde.. Berlin, F. Luckhardt. 8. 10 M.

Krieg, O., Ueber die Dobschauer Eishöhle und über Gletscherspuren im Riesengebirge. Vortrag. Hirschberg, Richter. Gr. 8. 1 M.

Mevert, E., Reisebriefe aus Paraguay. Wandsbeck, Mencke u. Comp. Gr. 8. 75 Pf.

Milchhoefer, A., Die Anfänge der Kunst in Griechenland. Studien. Mit zahlreichen Abbildungen. Leipzig, Brockhaus. 8. 6 M.

Normann, H., Perlen der Weltliteratur. Aesthetisch-kritische Erläuterung klassischer Dichterwerke aller Nationen. 1ste Lfg. Stuttgart, Levy u. Müller. 8. 50 Pf.

Obersteiner, H., Nach Spanien und Portugal. Reise-Erinnerungen aus den Jahren 1880 und 1882. Wien, Lechner. 8. 4 M.

Ohnet, G., Sergius Panin. Roman. Von der französischen Akademie preisgekrönt. Autorisirte Uebersetzung. Basel, Bernheim. 8. 4 M.

Oertzen, G. v., Pera bei Poetenlicht. Breslau, Trewendt. 8. 2 M.

Petöfi's Buch des Lebens. Gedichte. Mit Beiträgen namhafter Uebersetzer. Herausgegeben von L. Aigner. Budapest, Aigner. 8. 4 M.

Rimpler, O., Die Berliner Bürgerwehr im Jahre 1848 von ihrer Organisation am 19. März bis zu ihrer Auflösung am 11. November. Aus den hinterlassenen Papieren. Bearbeitet von H. Schaffert. Brandenburg, Koch. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Roedenbeck, S., Der Zweikampf im Verhältnis zu Tötung und Körperverletzung. Halle, Niemeyer. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Rohlfs, G., Meine Mission nach Abessinien. Auf Befehl Sr. Maj. des Deutschen Kaisers im Winter 1880/81 unternommen. Mit 20 Separatbildern und 1 Karte. Leipzig, Brockhaus. 8. 12 M.

Rosenberg, E., Die Lyrik des Horaz. Aesthetisch-kulturhistorische Studien. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 3 M.

Ruith, M., Der königlich bayerische Militär-Max-Joseph-Orden. Kriegsgeschichtliche Skizze. Ingolstadt, Ganghofer. 8. 1 M. 20 Pf.

Schimmelmann I., A. v., Geschichte des 8. westfälischen Infanterie-Regiments Nr. 57. 1860—1882. Im Auftrage des Regiments bearbeitet. Mit einem Titelbilde und 4 Karten in Steindruck. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 7 M.

Scheube, B., Die Ainos. Mit 9 lithographirten Tafeln. Yokohama. 1882. Fol. 2 M. 50 Pf.

Spitzer, H., Ueber das Verhältniss der Philosophie zu den organischen Naturwissenschaften. Vortrag. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 80 Pf.

Stenger, E., Der Hamlet-Charakter. Eine psychiatrische Shakespeare-Studie. Berlin, Dobberke u. Schleiermacher. Gr. 8. 90 Pf.

Neues Wiener Theater. Nr. 112: Der erste Brief. Original-Lustspiel von F. Groß. — Nr. 113: Krieg mit Marokko. Lustspiel. Von E. J. Andor. Wien, Rosner. 8. à 1 M. 20 Pf.

Toifel, K., Die Türken vor Wien im Jahre 1683. Ein österreichisches Gedenkbuch. 1ste Lfg. Prag, Tempsky. Gr. 8. 50 Pf.

Varnbüler, T. v., Die Lehre vom Sein. Leipzig, Freytag. Gr. 8. 2 M.

Wieser, J. C. v., Tiefe Ebbe, hohe Flut. Ein Schauspiel nach indischen Sagen. Brünn, Winiker. Gr. 8. 2 M.

Die Zauberer in Hessen. Eine phantastisch-reale Erzählung von Cardenio, Verfasser der „Groteske". Melsungen. 8. 4 M.

Anzeigen.

Die Allgemeine Zeitung
(mit wissenschaftlicher Beilage und Handelszeitung)
früher in Augsburg erschienen

ist in Deutschland und Oesterreich durch die Postanstalten für 9 M. vierteljährlich (6 M. für die 2 letzten Monate, 3 M. für den letzten Monat des Quartals) zu beziehen. Preis bei directer Versendung unter Streifband monatlich 4 M. (5 M. 60 Pf. für die anderen Länder des Weltpostvereins). Quartalpreis bei wöchentlicher Versendung im Weltpostverein 14 M. 40 Pf., außerhalb desselben 19 M. 50 Pf.

Probenummern nebst neuestem Quartal-Register gratis.

Leitartikel, wissenschaftliche und handelspolitische Aufsätze &c. &c. in Nr. 79 bis 85.

Die Protokolle der Londoner Donauconferenz. — Staat und Gesellschaft. (V/VI.) — Militärisches aus Italien, der Schweiz und Rußland. — Ein Vierteljahrhundert deutscher Geschichte 1858—1883. (I—II.) — Die Orientbahnen. — In der Osterpause.

Die Ashburnham-Handschriften und ihr Verkauf. — Zur amerikanischen Romanliteratur. — Durch das Samhárr zum Debre Sina in Hamasién. Von John Freiherrn von Müller. (Fortsetzung und Schluß.) — Klopstock und Goethe. — Aus Richard Wagners Pariser Zeit. Von Fr. Pecht. — Persepolis. Von A. Bauer. — Gedächtnißrede Giov. Battista Giuliani's auf Karl Witte. — Alfred Escher. Von J. Scherr. (Nekrolog I—IV.) — Römische Annalen. (XIII.) — Die Nephrit-Frage. — Wiener Briefe. (CLVI.)

Der Welthandel. Allgemeine Notizen. — Der neue Zolltarif der Vereinigten Staaten. — Handels-, Bank- und Börsenzustände in Frankreich. (Das Budget pro 1884 und die Renten-Convertirung.)

Aufträge für Streifbandsendungen an die Expedition in München.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Illustrirte Naturgeschichte der Thiere.

In Verbindung mit Dr. Friedrich Heincke, Dr. Friedrich Knauer, Dr. Eugen Rey
herausgegeben von
Philipp Leopold Martin.
Zwei Bände in vier Abtheilungen.

Zweiter Band. Zweite Abtheilung: **Kriechthiere und Lurche. Fische.**
Mit 13 Separatbildern und 315 in den Text gedruckten Abbildungen in Holzschnitt.
(38 Bogen.) 8. Geh. 4 M. Geb. 5 M. 50 Pf.

Martin's „Illustrirte Naturgeschichte der Thiere" nimmt unter den zoologischen Handbüchern eine hervorragende Stellung ein; indem sie Wissenschaftlichkeit mit Leben und Praxis in gelungener Weise verbindet, ist sie zugleich ein systematisches Lehr- und ein unterhaltendes Lesebuch, ein Buch für die Schule wie fürs Haus. Außer der obigen Abtheilung liegt auch die erste Abtheilung des ersten Bandes, „Säugethiere", vollständig vor (43 Bogen, mit 19 Separat- und 322 Textbildern, geh. 5 M., geb. 6 M. 50 Pf.). Die zweiten Abtheilungen des ersten und zweiten Bandes befinden sich im Druck.

Das Werk erscheint auch in Heften (ungefähr 50) zum Subscriptionspreise von 30 Pf. für das Heft: 44 Hefte sind bereits erschienen.

WESER-ZEITUNG
(Bremen)
Täglich 3 Ausgaben.

Bei allen Postanstalten
pr. Quartal 7 Mark.
Inserate pr. Zeile 25 Pf.
Probenummern versendet gratis
Die Expedition der „Weser-Zeitung", Bremen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Agnes.
Liebeslieder und Gedankendichtungen
von
Moriz Carriere.
8. Geh. 4 M. Geb. 5 M.

Die zahlreichen Leser der wissenschaftlichen Werke des verdienstvollen Aesthetikers wird es gewiß lebhaft interessiren, in vorliegendem Buche den dichterischen Ausdruck seines Seelenlebens, gleichsam die poetische Ergänzung zu seinen Prosawerken zu erhalten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

DIE ANFÄNGE DER KUNST IN GRIECHENLAND.
Studien von
DR. A. MILCHHOEFER.
Mit zahlreichen Abbildungen.
8. Geh. 6 M. Geh. 7 M.

Der Verfasser, Docent der Archäologie an der Universität Göttingen, hat sich im vorliegenden Werke die Aufgabe gestellt, die frühesten Erscheinungen der Kunst in Griechenland als einen Theil der gesammten nationalen Cultur aufzufassen. Als Material für seine Untersuchungen dienten ihm, ausser einer grossen Anzahl geschnittener Steine, vornehmlich auch die Schliemann'schen Funde in den Gräbern von Mykenae. Das reich illustrirte Werk darf auf die regste Theilnahme aller Archäologen, bildenden Künstler und Kunstfreunde Anspruch machen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Album der neuern deutschen Lyrik.
Zehnte Auflage.
In elegantem Leinwandband 5 M.
Prachtausgabe in reichem Lederband 7 M. 50 Pf.

Dieses bereits in zehnter Auflage vorliegende „Album" nimmt mit seinem wohlgewählten Inhalt, geschmackvollen Aeußern und sehr billigen Preise unter den Anthologien seit lange einen hervorragenden Platz ein und zählt zu den empfehlenswerthesten und willkommensten literarischen Festgeschenken.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 15. — 12. April 1883.

Literarische Unterhaltungen.

Die Dichter und ihr heimatlicher Boden.

Das Wort: Le style c'est l'homme hat seine unzweifelhafte Berechtigung, und wir möchten den Begriff „Stil" nicht nur in dem eingeschränkten Sinne etwa der Diction, des sprachlichen Ausdrucks, sondern als pars pro toto nehmen, sodaß er also neben einem äußern Momente auch ein inneres umfaßt und zugleich den Reichthum und die Fülle oder die Armuth der Ideen, Schönheit und Vollendung oder Gebrechen bezeichnet.

Wir möchten dem obigen geflügelten Worte unsererseits ein anderes zur Seite stellen. Dieses Wort heißt: „Der Mensch gleicht seiner Scholle", oder: „Es gleicht der Mensch dem Boden, der ihn zeugte." Die Wahrheit desselben läßt sich an unzähligen Beispielen nachweisen.

Die Umgebung, die Landschaft, die Heimat in ihrer charakteristischen Erscheinung trägt in den Dichter — denn von diesem kann hier nur die Rede sein —, in sein Gemüth, in sein Seelenleben, in seinen Stil als Ausfluß desselben so specifisch eigenthümliche Züge, so scharf markirte Ingredienzen hinein, daß dieses dem scharfsinnigen Beobachter nicht entgehen kann. Es ist eine psychologische Erscheinung, die unschwer zu erklären ist. Für das ganze Leben nachhaltig sind die Eindrücke, welche das Kind, welche die Jugend in sich aufnimmt. Das endlose schäumende Meer, das zerklüftete Gebirge, die grüne Waldung, die weite einsame Heide erzeugen charakteristische Stimmungen des Gemüths, weisen die Phantasie auf ganz bestimmte Sphären hin und lassen in der Seele verschiedene Stimmungen entstehen, welche dann, um uns so auszudrücken, locale Färbung an sich tragen.

Unsere Behauptung, die äußern Eindrücke auf das menschliche Gemüth seien nachhaltig für das Leben, hat auch im Volke eine breite Basis, wobei man freilich übersieht, daß das Genie nicht erzogen, sondern geboren wird. Aber in bestimmte Bahnen, Dispositionen und Anschauungen wird es doch durch das umgebende Aeußere geleitet.

Die Landschaft insbesondere gibt seiner Empfindungsart nicht nur eine bestimmte Richtung, sondern sie ist auch nicht so ganz ohne Einwirkung auf die Erzeugung phantasiebegabter Menschen. Der Boden ist gewissermaßen dafür prädisponirt. Niemand wird es entgangen sein, daß Schwaben und Schlesien, diese reizvollen Länder mit ihren farbenprächtigen landschaftlichen Scenerien, eine besonders große Anzahl Dichter auf den deutschen Parnaß geschickt haben. Reges geistiges Leben findet sich ja auch in andern Ländern; aber in jenen beiden hat das Phantasievolle, das ihrer Natur eigen ist, offenbar seine Einwirkung auf die Menschen ausgeübt.

Eigenartige landschaftliche Reize hat das Land der rothen Erde, Westfalen, bei dem wir noch einige Augenblicke verweilen möchten. Sein Charakter ist derjenige stiller Anmuth, eine Fülle elegischer Poesie liegt ausgegossen über den versteckten, von Föhren umrauschten Heiden. Das Interesse hat sich dieser Gegend Deutschlands wenig zugewandt, obschon ein wichtiger Theil seiner Geschichte sich gerade auf diesem Boden abgespielt hat. Westfalen ist für viele noch eine terra incognita, wenn auch die bekannten Worte Voltaire's über seine Bewohner wol nur noch ein Lächeln abgewinnen können. Seine Dichter sind mit wenigen Ausnahmen nicht hinausgedrungen auf den weiten und lauten Markt des Lebens; alle ihre Gedanken haften — wie die seiner Söhne überhaupt — fest und zäh im heimatlichen Boden. Sie sind still wie die Landschaft, die sie umgibt. Wer wird diese Züge nicht in Annette von Droste-Hülshoff wiederfinden?

Und doch hat die rothe Erde so manches Blatt zu dem reichen Lorberkranz geliefert, welchen die deutsche Dichtung sich gewunden hat. Auf dem Boden Westfalens entstand die im Jahre 830 gedichtete altsächsische Messiade „Der Heliand", hier die nächst „Reineke Vos" bedeutendste Dichtung der mittelniederdeutschen Literatur, die Sammlung von Fabeln und Erzählungen Gerhard's von Minden; Osnabrück gab dem Vaterlande Justus Möser, die Grafschaft Tecklenburg zeugte den deutschen Parabelndichter Adolf Krummacher, die Grafschaft Ravensberg den gemüthvollen geistlichen Oden- und Liederdichter P. F. Weddigen, das Münsterland die schon erwähnte unübertreffliche Balladendichterin Annette von Droste-Hülshoff und Levin Schücking, den Walter Scott Westfalens; in Detmold erblickten Christian Dietrich Grabbe und Freiligrath das Licht der Welt; das Paderbornische ist die Heimat des trefflichen Epikers und Lyrikers F. W. Weber, des Verfassers von „Dreizehnlinden", sowie Joseph Pape's und Franz von Löher's; die Grafschaft Mark brachte Gisbert von Vincke und den musterhaften Uebersetzer der Dichtungen Camoëns' und mittelhochdeutscher Minnelieder hervor. Jüngere Kräfte schließen sich an.

Auch auf dem Gebiete der Dialektdichtung hat Westfalen Nennenswerthes geleistet, so Hermann Landois in seinem „Hans Essiek", Karl Prümer in seinem „Westfälischen Ulenspeigel", ferner F. Zumbrook und A. Brinkmann.

Interessant genug ist das Studium des westfälischen Dialekts. Woeste's „Wörterbuch der westfälischen Mundart" gibt ein Bild seiner zahlreichen localen Nuancirungen. Trefflich ist sodann die Sammlung „Westfälische Volkslieder", herausgegeben von Professor Reifferscheid, und der Erwähnung werth ist auch „Der Sagenschatz Westfalens", herausgegeben von dem Unterzeichneten. Die rothe Erde und ihre Geschichte hat schließlich auch andern Dichtern Stoffe und Motive zu ihren Dichtungen geliefert; wir erinnern nur an den Sieg des Cheruskerfürsten Hermann im Teutoburger Walde, der viele dramatische Bearbeitungen erfahren, an die Heldengestalt des Sachsenherzogs Wittekind, an Immermann's „Münchhausen", an Hamerling's „König von Sion", ein Epos, welches die Wiedertäufer in Münster zum Gegenstande nimmt, an Rudolf von Gottschall's Drama „Auf rother Erde", an Fanny Lewald's Novelle mit gleichem Titel, an Georg Rapp's Roman „Witukind" u. s. w.

Aus diesen Dichtungen wird man eine eigenartige zähe Volksart schätzen lernen, aus den Schöpfungen der Söhne Westfalens selbst einen innigen Zusammenhang zwischen dem Charakter der Dichter und demjenigen ihres heimatlichen Bodens.

Otto Weddigen.

Neue Romane und Novellen.

Wenn der sogenannte Gebildete sich auch nur ein Bruchtheil von jenen Novitäten des Büchermarkts zueignen wollte, die nach dem Wortlaut der Buchhändleranzeigen in dem Bücherschrank keines Gebildeten fehlen dürfen, so würde sich seine Privatbibliothek der Quantität nach sehr bald mit dem Britischen Museum messen können.

So oft ein neuer Strom von Druckerschwärze Deutschland überschwemmt, gedenke ich der Scene, wie Ehren-Mephisto Faust's alten Doctorpelz schüttelt und aus den Falten desselben ein Heer von Grillen und Motten herausschwirrt, so eine tolle Brut, wie Staub und gelehrte Stubenluft sie zu erzeugen pflegt. „Wie mich die junge Schöpfung freut": dieses sarkastische Lob des höllischen Philosophen verdient sicherlich auch jener Mottenschwarm auf dem Gebiete der schönen Literatur, welcher sein Dasein nicht einem mit poetischem Gestaltungsvermögen begabten Geiste, sondern einer gelehrten Laune oder dem producirenden Dilettantismus zu verdanken hat.

Auch während der Lektüre jenes Bücherstoßes, welcher zur kritischen Prüfung vor mir auf dem Schreibtisch liegt, hörte ich mehr als einmal das höhnische Beifallgeklatsch Mephisto's; aber hier oder dort verstummte es auch, und statt des cynischen Gesellen trat die holdselige Gestalt der ewig jungen Muse Deutschlands in meinen Gedankenkreis und lächelte mir freundlich und verheißungsvoll aus diesem oder jenem Redactionsexemplar entgegen.

Da ist z. B. gleich eine Gabe aus ihrer Hand, betitelt:

1. Unvergeßbare Worte und andere Novellen von Paul Heyse. Fünfzehnte Sammlung der Novellen. Berlin, Hertz. 1883. 8. 6 M.

Ob jene gegenwärtig so beliebten und salonfähigen Romane, in welchen die lahme Gestaltungskraft des Autors auf den von der Wissenschaft erborgten Krücken mühselig einherhinkt, in den Interessenkreis künftiger Zeiten sich hinüberretten werden, erscheint mir mehr als zweifelhaft; sicher ist dagegen, daß die von Paul Heyse gleichsam geschaffene und mit seltener Virtuosität gehandhabte „Novelle", in welcher die erotischen Empfindungen der menschlichen Seele mit einer Art von psychologischer Feinschmeckerei poetisch wirksam dargestellt werden, von den Nachgeborenen als eine werthvolle Kunstform geschätzt und weiter gebildet werden wird.

Aus dem neuesten Blütenkranze Heyse'scher Novellistik hebe ich als ein kleines Meisterstück die Novelle „Das Glück von Rothenburg" hervor. Alle glänzenden Seiten dieses im besten Sinne modernen Schriftstellers, meisterhafte Charakteristik der Personen und Verhältnisse, plastische Schilderung und vornehm gedankenreiche Sprache, offen-

☞ Aufträge zu richten an: **H. W. Silomon,** Buchh., Bremen, Obernstrasse 44.

(Gef. aufzubewahren. Es dürfte wenige geben, die nicht mindestens eins der hier besproch. 31 Werke notwendig brauchten.)

Mitteilungen an Freunde neuerer Sprachen

(Eingetragene Schutzmarke)

Methode Toussaint-Langenscheidt

ausgegeben von der **Langenscheidtschen Verlags-Buchh.** (Prof. G. Langenscheidt) Berlin, SW. 11, Möckernstr. 133.

Spezial-Verlag von Original*-Hülfsmitteln für das Studium neuerer Sprachen und Litteraturen, unter besonderer Berücksichtigung des phonetischen Systems der

* Die Meth. T.-L. ist Eigentum der Langenscheidtschen Verl.-Buchhdlg. Sie wurde von ihren Begründern, bzw. berufenen Mitarbeitern bis jetzt nur angewandt auf Franz. für Deutsche, Engl. für Deutsche, Deutsch für Deutsche. Sämtliche nach dieser Meth. vorhandenen Originalwerke sind im diesseit. Verlage erschienen und tragen auf ihrem Haupttitel d. nebensteh. Schutzmarke. — Zu allen, behufs Erregung von Irrtum unter der unrechtmäßig usurpierten Bezeichnung „Meth. Toussaint-Langenscheidt" oder unter ähnl. Benennung erschien. Nachahmungen stehen wir in keiner Beziehung.

Methode Toussaint-Langenscheidt.

1. Original*-Unterrichtsbriefe f. d. Selbststud. Erwachsener.

A. Englisch oder Französisch für Deutsche.

Englisch

von

Dr. C. van Dalen

Dozent an der Berliner Akad. f. moderne Philologie, Professor am Königl. Kadettenkorps u. Mitglied der Königl. Akademie gemeinnütziger Wissenschaften

Henry Lloyd und **G. Langenscheidt**

Professor, Mitgl. d. Universität zu Cambridge } Professor, Mitgl. d. Ges. f. neuere Sprachen zu Berlin.

(849 S.) == **30. Auflage.** == (gr. 8°.)

I. Kursus: Brief 1 bis 18 (Lekt. 1 bis 36).
II. Kursus: Brief 19 bis 36 (Lekt. 37 bis 72), u. ein, ca. 12 000 Nachweise enthaltendes, alphabet. *Wort- u. Sach-Register.*

Gratis-Beilagen zum 36. Briefe:

I. Beil.: *Grundriss der engl. Sprache und Litteratur* (32 S.).
II. Beil.: *Der engl. Briefstil* (28 S.).
III. Beil.: *Dictionary of English Synonyms* (16 S.).
IV. Beil.: *Anglizismen*, etc. (36 S.).

Empfohlen vom Staatsminister Dr. v. Lutz, Exc., v. Staatssekr. Dr. Stephan, Exc., von den Prof. DDr. Diesterweg, Herrig, Schmitz, Stædler, Viehoff und anderen Autoritäten.

Seit 1856 alljährl. neu aufgelegt.

In Deutschl. vielfach nachgeahmt und von fast allen Kultur-Völkern adoptiert.

Französisch

von

Ch. Toussaint und **G. Langenscheidt**

Professeur de langue et de littérature françaises } Professor, Mitgl. d. Ges. f. neuere Sprachen zu Berlin.

(1050 S.) == **30. Auflage.** == (gr. 8°.)

I. Kursus: Brief 1 bis 18 (Lekt. 1 bis 36).

Gratis-Beilagen zum I. Kursus:

zu Brief 2: I. Beil.: *Le Répétiteur* (80 S.).
zu Brief 4: II. Beil.: *L'Aide-Copiste* (32 S.).
zu Brief 16: III. Beil.: *Konj.-Muster* (44 S.).

II. Kursus: Brief 19 bis 36 (Lekt. 37 bis 72), und ein, circa 12 000 Nachweise enthaltendes alphabet. *Sachregister.*

Gratis-Beilagen zum 36. Briefe:

IV. Beil.: *Darstell. d. frz. Ausspr.* (24 S.).
V. Beil.: *Gallicismes* (16 S.).
VI. Beil.: *Germanismes corrigés* (16 S.).
VII. Beil.: *Der franz. Briefstil* (16 S.).
VIII. Beil.: *Coup d'œil* sur la littérature française (16 S.).

Jede Sprache zwei Kurse à 18 Mk. (auch in Raten à 3 Mk. durch Post-Einzahlung). Kursus I u. II einer Sprache zusammen (auf einmal) bezogen, statt 36 nur 27 Mk. (Kursus I legt den Grund für das eigentliche, erst im II. Kursus mögliche Eindringen in den Geist der fremden Sprache.) Probebriefe à 1 Mk.
Da das Studium jedes Briefes bei täglich ca. 2stündiger Arbeit 14 Tage, jeder Kursus also etwa 9 Monate beansprucht, so beträgt hiernach — die Gratis-Beilagen nicht mitgerechnet — das Honorar für den Unterricht

== **wöchentlich nur 38 Pfennig.** (Näheres Seite 8, im Bestellzettel.) ==

Eine billigere Art und Weise, sich eine fremde Sprache gut und gründlich anzueignen, existiert nicht!

Seit einem Menschenalter hat die Sprachwissenschaft, früher fast ausschließlich den alten klassischen Sprachen zugewandt, erst die deutsche, dann die anderen lebenden Kultursprachen in ihr Bereich gezogen und dadurch einen nie geahnten Aufschwung genommen. Die auf solchen Studien fußenden Lehrer haben in unseren Unterrichtsanstalten allerdings das grammatische Wissen bedeutend gefördert; allein das Können, die lebendige Handhabung der fremden lebenden Sprache, blieb doch — rühmliche Ausnahmen abgerechnet — hinter den Bedürfnissen der Zeit zurück. Die Schule kann, bei der Vielseitigkeit ihrer Aufgabe, meist nur den allerersten Grund für neuere fremde Sprachen legen.

Dem in der Regel auf einer nicht so hohen wissenschaftlichen Stufe stehenden Privat-Unterricht gelang es nur selten, diese Lücke zu ergänzen, so daß eine Fertigkeit im Gebrauche der Sprache fast nur in gereifterem Alter zu erwerben war, und zwar entweder durch den Aufenthalt im Lande selbst oder, in den weitaus meisten Fällen, durch Selbststudium.

Für letzteres aber fehlte es an brauchbaren Hülfsmitteln.

Die Erkenntnis dieser Mängel rief vor 26 Jahren die nachstehend besprochenen Original-Unterrichtsbriefe hervor.

Die wichtigste Errungenschaft derselben beruht in der (durch tausendfältige Anerkennung bestätigten) Thatsache, daß die Methode jedem, der lernen will, die Möglichkeit bietet,

sein eigener Lehrer

zu werden, ohne an kostspieligen Privat-Unterricht, bestimmte Lehrstunden ꝛc. gebunden zu sein.

Eine der Hauptursachen dieses Resultates war augenscheinlich die, nur dieser Meth. eigene, wirkliche Vertretung der betreff. Nationalitäten in der Person der Verfasser: Jede Sprache ist von einem Engländer, bzw. Franzosen und zweien, bzw. einem Deutschen von vornherein gemeinschaftlich bearbeitet.

Von diesen Verfassern wirkten die Professoren Lloyd, bzw. Toussaint hier in Berlin seit länger als 25 Jahren als Lehrer ihrer Muttersprache; ihre prakt. Erfahrung im Sprach-Unterricht an Deutsche brachte den Werken großen Nutzen. Prof. Langenscheidt dagegen vertrat das deutsche Element und diente der Sache mit seiner method. Erfahrung. Prof. Dr. van Dalen, durch seine früheren sprachwissenschaftlichen Werke bereits rühmlichst bekannt, kam außerdem dem englischen Unterrichte, als eigentlicher Autor desselben, mit seiner wissenschaftlichen Sprachkenntnis zu Hülfe: sodaß von seiten der praktischen und gelehrten Kenntnis der Sprache, von seiten der Grammatik und Methodik alles geschehen ist, um beide Werke möglichster Vollkommenheit entgegen zu führen.

Die „Allg. Schulztg." (1864, 31) sagt hierüber:

„Wie nur immer ein tüchtiger Lehrer den Unterricht mit „der lebendigen Stimme" erteilt, so verhandeln die Verfasser aufs gründlichste mit ihren Schülern und überbieten dabei noch den besten Lehrer dadurch, daß sie, was in der lebendigen Persönlichkeit unmöglich ist, zwei Sprachmeister zu gleicher Zeit sind, indem beide Nationalitäten zu einer Persönlichkeit zusammenschmelzen, wodurch eine doppelte Lehrkraft zu einer mächtigen Potenz wie zusammengewachsen ist, die so das rein Unmögliche leistet."

Eigentümlichkeiten dieses Unterrichts.

1) Es wird dem Schüler keine jener großen trockenen Grammatiken in die Hand gegeben, deren Anblick allein manchen entmutigt, — sondern der Lehrstoff wird ihm in kleinen Quantitäten, aber stets in großer Mannigfaltigkeit, geboten.
2) Ein sittenreiner Roman dient dem Unterrichte zur Grundlage und macht das ganze Studium spannend und unterhaltend.
3) Der Schwerpunkt liegt in der Angabe der Aussprache nach dem T.-L.schen System, das für die Sprache das ist, was die Notenschrift für die Musik. Jeder, der deutsche Druckschrift richtig liest, vermag danach auch die fremde Sprache zu sprechen. (Man vergleiche die Urteile auf Seite 3 u. 4.)
4) Vortrag einfach und allgemein verständlich.
5) Sprechen, Lesen und Schreiben der fremden Sprache wird v. der 1. Stunde an gleichzeitig geübt.
6) Jed. Brief bringt die Lösungen d. Aufg. des vorigen.
7) Gründl. Vervollkommnung auch im Deutschen.
8) Die Benutzung anderer Lehrbücher ist unnötig.
9) Vorkenntnisse od. bes. Fähigkeiten werden nicht vorausgesetzt. Dagegen wird Anstrengung u. Einsetzung der edelsten Kräfte des Selbststudierenden verlangt.
10) Jede Sprache ist für sich besond. bearbeitet, so daß die Wahl frei steht, mit Engl. oder Franz. zu beginnen.
11) Auch Geübteren bringt die Meth. Vervollkommnung.
12) Durch ein ausführliches Register bleiben die Briefe ein zuverlässiger Ratgeber für das ganze Leben.

Erfolge der Meth. Toussaint-Langenscheidt.

Die Verfasser können mit Genugthuung konstatieren, dass der von ihnen vertretenen Sache die **denkbar grössten Anerkennungen** geworden sind:

von seiten des Staates und **von höchster Stelle aus** wurden dem (vom Königl. Preuss. Unterrichts-Ministerium zum Professor ernannten) Begründer der Methode vielfache Auszeichnungen verliehen*;

von der Jury der Ausstellung deutscher Unterrichtsmittel wurde die Meth. ausgezeichnet: Wien, 1873, „Verdienst-Medaille", — Altona, 1869, „ehrenvolle Anerkennung", — Dresden, 1879, I. Preis, „silb. Medaille", — Berlin, 1879, „Ehrendiplom";

von seiten der fachwissenschaftlichen Kritik und des studierenden Publikums endlich hat die Meth. T.-L. u. namentlich das **Aussprache-Bezeichnungs-System** derselben eine Anerkennung erfahren, die wir wohl ohne Überhebung als noch nie vorgekommen bezeichnen dürfen.

Einen genaueren **Nachweis** hierüber enthält folgende Broschüre, die gratis versandt wird:

„Statistischer Nachweis der Verbreitung, welche die Orig.-Unterrichtsbriefe nach der Meth. T.-L. in dem 25jähr. Zeitraum von 1856 bis 1881 in circa 6000 Orten der Erde gefunden haben."

Aus allen diesen Orten können Pers. nachgewies. w., welche die Unt.-Briefe für sich bzw. ihre Angehörigen bezogen haben u. die in der Lage sind, über die erzielten Erfolge Auskunft zu geben.

---

* U. a.: Ritterkreuz I. Klasse des Bayr. Verdienstordens; — Ritterkreuz des Kgl. Griech. Erlöserordens; — Ritterkreuz in Gold des Großh. Mecklenb. Hausordens d. Wend. Krone; — Kgl. Rum. Gold. Med. „Bene merenti" I. Kl.; — Herz. Goth. Verdienstmed. f. Kunst u. Wissenschaft; — Gold. Hohenzoll. Verdienstmed., ꝛc. ꝛc.

Dieses Verzeichnis bringt gleichzeitig: die Angabe von ca. 650 **Organen** der fachwissenschaftl. und polit. Presse, sowie die Namen von ca. 600 **Schulmännern u. Männern der Wissenschaft** überhaupt, welche diese Unt.-Briefe **empfehlen.** — In der Expedition zu Berlin liegen überdies viele Anerkenntnisse solcher ehemaligen Schüler vor, die jetzt, zum teil in weiter Ferne, in angenehmen Stellungen leben, welche sie nur den durch diese Methode erworbenen Sprachkenntnissen verdanken.

Bestandene Examina.

Alljährlich machen Hunderte das Examen als Lehrer des Englischen oder Französischen lediglich auf Grund des durch das Studium unserer Unterrichtsbriefe hierin erworbenen Wissens und Könnens.

Hier ein Nachweis mehrerer derartiger Fälle:

Herr Lehrer A. Cordes zu Harburg: ... „Ich habe das Studium Ihrer unschätzbaren engl. und franz. Unterrichtsbriefe vollendet und nach vorheriger Prüfung das Zeugnis sowohl a) der schriftlichen Mächtigkeit, als b) voller Geläufigkeit im mündlichen Gebrauche beider Sprachen erlangt: a) von dem Gymn.-Direktor Herrn Dr. Classen in Hamburg, b) von dem Herrn Direktor Dr. Kohlrausch in Lüneburg."

Herr Lehrer Haderer zu Klagenfurt: „Schüler Ihrer Briefe, erhielt ich das Lehrbefähigungszeugnis No. 1; auch wurde während der Prüfung namentlich meine engl. Aussprache um so mehr anerkannt, als hier kein geborener Engländer lebt. Ich hatte Mühe, die Prüfungskommission zu überzeugen, daß ich im Englischen vom Anfang bis zum Ende Autodidakt sei."

Herr Studienlehrer K. Hollidt zu Speier: „Durch das Studium Ihrer Unterrichtsbriefe habe ich 1878 in München das Examen im Engl. u. Franz. gut bestanden."

Herr Rektor Landau zu Creutzburg in O/S.: „Das eifrige Studium Ihrer franz. und engl. Original-Unterrichtsbriefe hat seinen Abschluß in einem von mir mit Erfolg bestandenen Examen gefunden."

Herr Kuhnel, Lehrer an der höheren Bürgerschule zu Gumbinnen: „Durch das Studium Ihrer Briefe habe ich es erreicht, daß die Königl. Wissenschaftl. Prüfungskommission mich für befähigt erklärte, im Engl. in mittleren Klassen höherer Lehranstalten zu unterrichten."

Herr Rektor Meier zu Oranienburg: „Im Engl. und Franz. ausschließlich durch Ihre Unt.-Briefe gebildet, habe ich auf Grund des von mir abgelegten Examens für beide Sprachen das Prädikat „sehr gut" erhalten."

Herr Subrektor Römer zu Pelzin: ... „Dieser Kollege (der das Franz. nur aus den Toussaint-L.schen Briefen erlernt hatte) hat nun vor zwei Jahren in Stettin sein Examen gemacht und ist heute Konrektor in N. Oft erinnert er sich unseres ersten Zusammenseins und bricht dann häufig in die Worte aus: ‚Was wäre ich heute ohne meinen Toussaint-Langenscheidt.' Solcher Beispiele könnte ich noch mehrere anführen."

Weitere Anerkennungen.

Anmerkung: Es liegt die Frage nahe, warum ein Unterrichtsmittel, das die Erfolge eines Vierteljahrhunderts aufzuweisen hat, es gegenüber seinem anerkannten Rufe nicht verschmäht, noch durch Beibringung von Empfehlungen — so zu sagen — eine offene Thür einzurennen. Man begegnet indessen immer noch ab und zu da, wo die Methode noch nicht näher gekannt ist, dem Vorurteile, es sei unmöglich, das Sprechen einer fremden Sprache ohne mündlichen Unterricht zu erlernen. Diesem Vorurteil gegenüber mußte von den überreich vorhandenen Beweisen des Gegenteils wenigstens einiges angeführt werden. (Wer sich für ein Mehr interessiert, lasse sich den Seite 2 erwähnten statistischen Nachweis kommen.) — Andererseits glaubten wir es der Sache schuldig zu sein, in Hinsicht auf die zahlreich grassierenden Nachahmungen zu konstatieren, daß kein anderes derartiges Werk weder eine gleiche universelle Verbreitung, noch vor dem Forum der Wissenschaft eine gleiche Anerkennung gefunden hat.

Spezielle Urteile über die Aussprache-Angabe.

Herr Ober-Studiendirektor, Geheimrat Prof. **Dr. von Willich,** Darmstadt: „Sie haben Sich, hochgeehrter Herr, unstreitig ein bleibendes Verdienst um strebsame und ausdauernde Autodidakten erworben, indem Sie denselben ermöglichen, ohne das lebendige Wort des Lehrers fremde Sprachen zu erlernen. Das haben Sie durch die scharfsinnige Bezeichnung der Aussprache erreicht. Ihre Sprachwerke werden einen bleibenden Wert behalten." (Herrn Prof. Langenscheidt.)

Zeitschrift f. d. Gymnasialwesen, Berlin, XXXIV, 5: „T.-L.s Original-Unterrichtsbriefe haben sich einen Weltruf erworben, namentlich durch die vortreffliche Bezeichnung der Aussprache."

Herr Dr. Uhlemann (Univ. Göttingen): „Die Aufgabe, die Aussprache durch das Auge zu lehren, ist von den Verfassern auf eine überraschende Weise gelöst."

Öst. päd. Wochenschr.: „In (Darst.) der Ausspr. haben die Verfasser Unübertroffenes geleistet."

Litt. Rundschau: „Eine d. geistreichsten Erfindungen der Neuzeit, ein ebenso wichtiger Triumph des menschlichen Scharfsinns, wie Dampfmaschine u. Telegraphie."

„Alphabetologie", von Dr. W. Bethe; S. 70: „Wie möchte es vorher jemand gewagt haben, eine annähernde Genauigkeit der Aussprache-Angabe durchzuführen, wie diejenige, welche durch Toussaint und Langenscheidt eine glorreiche Verwirklichung findet?"

Herr Dr. ꝛc. H. von Sterst, Kais. Hofgerichts- und Rats-Advokat zu Riga: „Im Gespräche mit Engländern bin ich häufig gefragt worden, wie lange ich mich in England aufgehalten habe, um mir eine so gute Aussprache anzueignen. Wenn ich dann der Wahrheit gemäß erklärte, daß ich auch die Aussprache einzig und allein Ihren Briefen verdanke, wollte mir niemand glauben."

Allgemeine Urteile über die Methode überhaupt.

Der Königl. Bayr. Staats- und Unterrichtsminister Herr Dr. **von Lutz,** Excellenz: „Meiner Überzeugung nach hat die Meth. T.-L. wesentlich dazu beigetragen, den Austausch der Ideen unter den betreffenden Nationen zu erleichtern und zu befördern."

Herr Geheimrat Dr. Feodor Wehl im Feuilleton der „Dresd. Konst. Ztg.": „Hier ist es der Erfolg, der für die Sache spricht, und wenn wir eine Beifügung uns zu machen erlauben, so ist es nur die, daß wir unsere Bewunderung aussprechen über die Art und Weise, mit welcher die Sprachlehre gewissermaßen

in den Geist der Zeit aufgegangen ist und sich da mit imponierendem Geschick die Intelligenz zu eigen gemacht hat, die in der heutigen Welt Gemeingut der Menschen geworden ist. Auf sie basierend, handhabt diese Meth. die Regeln der Grammatik und Aussprache mit einer in Erstaunen setzenden Leichtigkeit, ja, wir möchten sagen, mit einer gewissen Anmut des Geistes, derart, daß alles Steife und Verknöcherte der Sprachlehre daraus verloren geht und diese einem jung und frisch, gleichsam lebenquellend, entgegentritt 2c. Die Lehrmethode von T.-L. tritt ohne vieles Gepäck wie ein Weltmann und Reisender bei uns ein. Sie hat einen leichten Umgangston und gefällige Manieren. Sie spricht einfach, kurz und schlicht, aber immer so, daß der Geist dadurch angeregt wird, und man gewissermaßen bei dem Sprechenlernen auch zugleich denken lernen kann. Das Organisatorische und Gymnastische der Meth. beschäftigt und stählt den Sinn; sie hat entschieden ein philosophisches Element in sich oder doch etwas von den Errungenschaften eines solchen. Das hebt sie über viele hinaus und giebt ihr jenes gehobene geistige Leben, das sie vor vielen anderen auszeichnet und ihr die großen Erfolge verschafft, die sie hatte und noch haben wird."

Allgem. Deutsche Lehrerztg.: „Diese Unterrichtsbriefe verdienen die Empfehlung vollständig, welche ihnen von Staatsminister Dr. von Lutz, Exc., von Staatssekretär Dr. Stephan, Exc., von Sem.-Direktor Dr. Diesterweg, Dir. W. Freund, Prof. Dr. Herrig, Prof. Dr. Scheler, Prof. Dr. Schmitz, Prof. Dr. Städler, Dir. Dr. Viehoff und anderen Autoritäten geworden ist."

Diesterwegs Rheinische Blätter für Erziehung und Unterricht: „Selbst Kenner der Sprache werden eine Menge schätzbarer Bemerkungen finden." — „Die Korrektheit des Druckes ist ebenfalls für ein Werk dieser Art von der äußersten Wichtigkeit, und auch in dieser Beziehung muß die außerordentliche Sorgfalt und Aufmerksamkeit, welche die Verfasser darauf verwandt haben, rühmend erwähnt werden" 2c.

Herr Prof. Dr. G. Büchmann, Verf. der „Geflügelten Worte": „Ich bezeuge gern, daß ich kein besseres Werk zum Selbststudium des Englischen kenne."

Herr Sem.-Dir. Dr. Schlecht, Eichstädt: „Bewundere die ausgezeichnete Meth. Ihres Unterrichts."

Herr Prof. Dr. Koch, a. d. Universität zu Berlin: „Praktischeres und Besseres giebt es gewiß nicht."

Herr Schulrat Prof. Dr. Hermann zu Wien: „Der Lehrer wird bei diesem Unterricht überflüssig."

Herr Pfarrer Gratzmeier, Ingolstadt: „Während der Belagerung von Paris lernte ich einen bayr. Unteroffizier kennen, der es durch Ihre franz. Unt.-Briefe ohne jegliche fremde Anleitung soweit gebracht hatte, daß er als Dolmetscher verwandt werden konnte."

Herr O. Schmieden, Manchester, 19, Greenwood Street: „Herzlichen Dank für Ihren Unterricht, dem ich meine jetzige Lebensstellung verdanke."

Herr Dr. Hilgard in Dürkheim (Pfalz): „... Aus Ihren Briefen habe ich in den letzten 5 Monaten mehr Franz. erlernt, als f. Z. in 6 Jahren auf dem Gymnas."

Herr Prof. Merkel in Freyburg im Br.: „Der Druck der Unt.-Br. ist eine besondere, großartige Leistung."

Nachbildungen.

In Deutschland ist es bis jetzt ca. 20 mal vergeblich versucht worden, die Methode nachzuahmen. Keine einzige dieser Nachahmungen hatte irgend einen Erfolg; sie dienten alle nur dazu, das Verdienst der Methode Toussaint-Langenscheidt in das gehörige Licht zu stellen.

Im Auslande wurde die Meth. T.-L. von fremder Hand für fast alle Kultursprachen bearbeitet, z. B. lernen jetzt Engländer, Franzosen, Russen, Italiener, Holländer, Ungarn, Dänen, Schweden, Polen 2c. 2c. nach dieser Methode Deutsch, Engl., Franz. u. s. w.

Die auf Seite 1 genannten Begründer der Methode haben ihre Schöpfung nach dem Grundsatze „wenig, dieses Wenige aber möglichst vollkommen" bis jetzt nur auf Franz. und Engl. für Deutsche angewandt. (Gefälligst zu vergleichen die neben der Schutzmarke auf Seite 1 befindliche Note.)

Welchen Eindruck die von Deutschen durch die Meth. Toussaint-Langenscheidt erzielten Erfolge im Auslande machen — darüber hier nur zwei Stimmen:

1) Aus Frankreich: ... „Havre, 20. 6. 74. (Orig. franz.): überrascht durch die Aufsehen erreg. Resultate Ihrer Meth., welche ich im Verkehr mit Deutschen zu beobachten Gelegenheit hatte, frage ich, ob nicht eine Meth. für Franzosen zur Erlernung des Deutschen existiert? Ich habe letzteres nach ... studiert, bin auch dadurch zum Lesen und Verstehen gelangt, aber nicht zum Sprechen, — was mich geradezu erbittert, wenn ich die Resultate betrachte, die Ihr Landsmann bezüglich des Französischsprechens ohne irgend einen Lehrer durch Ihre Methode erlangt hat" 2c.

„L. Fenouil, 17, rue de la Caserne, Havre (Seine-Infér.)."

2) Aus England: „Manchester, 15. 12. 72. (Orig. engl.): Da einige meiner deutschen Freunde durch Ihre Meth. es im Engl. zu einer gewissen Vollkommenheit gebracht haben, so erlaube ich mir die Anfrage, ob Sie nicht für Engländer ein Werk" 2c.

„J. Ireland, care of Mr. Ireland, Datton Str., Meills, Manchester."

Die Notwendigkeit

der Kenntnis mindestens einer fremden Sprache (namentlich der engl. oder franz.) für jeden gebildeten Deutschen braucht wohl niemand nachgewiesen zu werden, der ein Verständnis für die Anforderungen der Gegenwart hat, der nicht nur den mannigfachen praktischen Nutzen, sondern auch die, mit einem derartigen Wissen verknüpfte geistige Veredelung u. Vervollkommnung berücksichtigt.

Probebriefe.

Eine Einsicht in den (nebst ausführl. Prospekt 1 M. kostenden) Probebrief wird jedem, der ohne Vorurteil prüft, darthun, daß diese Briefe dem Selbstunterrichte Vorteile bieten, welche keinem anderen Hülfsmittel zur Seite stehen. Diese beruhen besonders in jener Vervollkommnung, zu welcher die seit 26 Jahren mit Tausenden von Lernenden aller Stände geführte Korrespondenz einen wertvollen, eigenartigen, ja in vielen Beziehungen merkwürdigen Stoff lieferte; der Ausdehnung des, diesem Unterrichte eigentümlichen Aussprachebezeichnungs-Systems auf anderweite Lehrmittel im Gebiete des Sprachwissens, welche dem Lernenden von der Schule an bis in die gesteigerten Bedürfnisse des praktischen Lebens hinein in dieser Richtung ein; in sich übereinstimm. Ganzes bieten.

Es kann übrigens jedem, auch dem Vorgerückteren, garantiert werden, daß er aus den Probebriefen ganz gewiß „für eine Mark Engl. oder Franz." erlernt.

B. Deutsch für Deutsche.

Deutsche Sprachbriefe von Prof. Dr. D. Sanders. 3. Aufl. Ein Kursus in 20 Briefen zu je 16—24 Seiten, nebst Abriß der heutigen deutschen Silbenmessung. Gratis-Beilagen: Geschichte der dtsch. Sprache u. Litteratur. Wörterbuch der Zeitwörter. Register. 560 S., gr. 8°. Nur komplett, in Mappe, 20 Mark. (Einrichtung ꝛc. wie die der engl. und franz. Original-Unterrichtsbriefe). Einzelne Briefe werden — ausgenommen Brief 1 zur Probe à 1 Mark — nicht abgegeben.

„Alles muß der Mensch **lernen**, der auf Bildung Anspruch macht; nur seine Sprache will der Deutsche nicht lernen: die soll ihm von selbst kommen!“ (E. M. Arndt.)

„Deutsche Sprachbriefe für Deutsche? Was sollen diese nutzen? Unsere Muttersprache verstehen wir ja! Mit dem, was wir davon wissen, kommen wir durchs Leben, — und das genügt“, — so ungefähr wird mancher sprechen, wenn er obigen Titel liest.

Ja wohl, wer so spricht, hat recht. Aber doch nur gewissermaßen, beinahe. Denn einige Unbequemlichkeiten, — das müssen wir zugeben, sobald wir die Sache ordentlich überlegen — hat es doch, wenn wir im Gebrauche unserer Muttersprache nicht recht taktfest sind.

Sei z. B. der beste Mensch von der Welt, tüchtig im Berufe, gesund, wohlhabend, — sei gegen jedermann liebreich und entgegenkommend, besitze alle Vorzüge, die ein Mensch haben kann, nur nicht den richtigen Gebrauch deiner Muttersprache — und man wird, verkehrst du in gebildeter Gesellschaft, mit einem „Schade, recht schade!“ die Achseln hinter dir zucken.

Kleide dich wie ein Gentleman; du wirst als solcher nur so lange gelten, als du den Mund nicht aufthust, sofern es mit dem Deutschen bei dir hapert.

Sei der treueste, liebreichste Gatte, trage deine Lebensgefährtin auf Händen: muß diese in guter Gesellschaft vor deinem Deutsch erröten, — so fehlt viel, sehr viel am Glücke deines Hauses!

Seid der edelste Vater, die treueste Mutter: könnt ihr euren Kindern nicht auch im Gebrauche der „Mutter“(!!)-Sprache ein Vorbild sein, — so hat das hehre Bild des Vaters, der Mutter im Auge der Kinder doch eine dunkle Stelle. —

Sei ein Aufstrebender im besten Sinne des Wortes, suche durch eigene Kraft empor zu kommen: gelingt dir dies ohne genügende Kenntnis der deutschen Sprache, so bist du ein Wunderkind — und doch keins: denn oben angekommen, wirst du immer fremd bleiben jenen Kreisen, die sich nur der Bildung erschließen.

Darum hat D. Sanders sich bereit finden lassen, seinen Landsleuten diese „Sprachbriefe“ zu schreiben.

„Wer ist aber Daniel Sanders?“

So kann wohl nur der fragen, dem die neueren Errungenschaften der deutschen Sprachwissenschaft unbekannt geblieben sind.

Dieser Gelehrte ist nicht mehr und nicht weniger als die erste zeitgenössische Autorität im Bereiche deutschen Sprachwissens; es ist der Mann, der dem deutschen Volke das größte Wörterbuch geschrieben hat, welches wir vollständig besitzen.

Dieser Mann, lieber Leser, der **Meister in Pflege und Kunde des Deutschen**, tritt heute an dich heran, dir die Hand bietend, dir sagend:

„Freund, vertraue dich meiner Führung an. Ich bringe dir das Forschen und Streben eines ganzen Lebens entgegen; ich werde mit dir deutsch, d. h. verständlich sprechen — nicht im Stile eines trockenen Grammatikers, nicht wie ein pedantischer Schulmeister der alten Zeit, sondern wie ein unterhaltender, deinen Geist anregender, belehrender Genosse. Unter meiner Führung wirst du, bringst du mir nur die nötige Liebe zur Sache entgegen, nicht bloß deine Muttersprache so sprechen, wie man es von jedem wirklich Gebildeten **verlangen kann**, — du wirst auch schärfer und schneller denken lernen und dann ein bedeutenderer Mensch sein, als du vorher warst. Keine gelehrte Bildung ist es, die ich in dir voraussetze, — nur das Vermögen, deutsche Druckschrift zu lesen.“

„Ja“ — wird dieser oder jener Leser endlich denken — „diese „Sprachbriefe“ möchte ich schon studieren, — wo aber die Zeit dazu hernehmen? Und dann schäme ich mich auch gewissermaßen, mir derartiges zu kaufen.“

Zeit? Diese hat wohl ein jeder, der die moralische Kraft in sich verspürt, etwa 6 bis 9 Monate lang täglich eine Stunde früher aufzustehen als sonst.

Schämen? Das wäre geradezu lächerlich. „Wer sich rein fühlt, werfe den ersten Stein!“ Bei der Thatsache, daß die Entwickelung unserer Sprache noch nicht abgeschlossen ist, — bei den mannigfachen Zweifeln, mit welchen selbst der Gebildetste im Gebrauche des Deutschen noch zu kämpfen hat —

möchten wir den (gleichviel, ob **Fachmann**, ob Laie) kennen lernen, der behaupten wollte, die „Sprachbriefe“ seien für ihn überflüssig; ihn könne ein Sanders nichts mehr lehren.

Will man sich durchaus schämen, so schäme man sich des etwa mangelnden Dranges nach Vervollkommnung:

„Es ist keine Schande, nichts zu wissen,
Wohl aber, nichts lernen zu wollen.“ Sokrates.

Von den vielfachen, zum Teil im diesseit. Verlags-Katalog abgedruckten Empfehlungen hier nur einige:

„Wem es ehrlich darum zu thun ist, die deutsche Sprache in ihrem Reichtum und in ihrer Schönheit ganz kennen zu lernen, sie sich völlig zu eigen zu machen, und dabei in die Entwickelungsgeschichte unserer Litteratur eingeführt zu werden, der wird Sanders' Sprachbriefe bald zu den besten Kleinodien seiner Häuslichkeit zählen“ (**Die Gartenlaube**, Leipzig). — „Wer sich 6—9 Monate täglich eine Stunde mit Ausdauer und Gewissenhaftigkeit dem Studium der Deutschen Sprachbriefe widmet, wird als Preis seiner Mühe die Fähigkeit erlangen, die Meisterwerke unserer Litteratur mit größerem Verständnis, daher auch mit größerem Genuß zu lesen u. seine eigenen Gedanken in klarer und anregender Form auszudrücken“ (**Daheim**, Leipzig). — „Man wird dadurch leicht die Lücken ausfüllen können, die man etwa dem mangelhaften Gymnasialunterrichte in der Muttersprache verdankt“ (**Zeitschrift für mathemat. und naturwiss. Unterricht**, Freiberg i. S.). — „Verfasser setzt außer gutem Willen gar nichts voraus“ (**Hannoversches Tageblatt**, Hannover). — „Ebenso unterhaltend als zugleich belehrend“ (**Rhein. Kurier**, Wiesbaden). — „Ein ganz ausgezeichnetes Werk, das wir namentlich Seminaristen und Lehrern angelegentlichst empfehlen“ (**Deutsche Schulzeitg.**, Berlin).

NB. Das Kaiserl. Generalpostamt hat 40 Exemplare der Sprachbriefe für die Ober-Postdirektions-Bibliotheken angekauft.

2. Wörterbücher.

SACHS-VILLATTE, Encyklopädisches Wörterbuch der französischen und deutschen Sprache.

Große Ausgabe.
Teil I, franz.-deutsch. Von Prof. Dr. Karl Sachs. 4., nach der 1878er „Académie“ durchgesehene Ster.-Aufl. 1640 S. groß Lex.-Format. Brosch. 28 M.; in eleg. Halbfranzb. mit Golddruck 32 M.
Teil II, deutsch-franz. 4. verb. Ster.-Auflage. Von Prof. Dr. Césaire Villatte und Prof. Dr. Karl Sachs. 2160 S. groß Lex.-Format. Brosch. 38 M.; in eleg. Halbfranzb. mit Golddruck 42 M.

Sachs-Villattes Wörterbuch ist im Vergleich zu allen ähnlichen Werken durchaus neu und eigentümlich, namentlich in folgenden Punkten:

1. Die Aussprache ist bei jed. Artikel nach d. phonet. System der Meth. T.-L. angegeben; ebenso das Nötige über die schwierige Verbindung der Wörter untereinander.

„Aber eine Angabe der Aussprache ist doch überflüssig“, heißt es in der Regel — „man kennt dieselbe ja schon“. Nun, man vergleiche doch nur das Franz. eines Sachsen, Westfalen ꝛc. mit dem eines Süddeutschen ꝛc. und urteile dann, ob wir missen können, was dem Franzosen für seine eigene Muttersprache in fast allen in Frankreich erschienenen Wörterbüchern gegeben wird.

2. Wissenschaftliche und technische Wörter sind, unter Berücksichtigung des deutschen Bedürfnisses, in einer bisher in derartigen Werken noch nicht erreichten Vollständigkeit erklärt; desgl. die Synonymen, die Etymologie, die Homonymen, die Antonymen ꝛc.; ferner: provinzielle Eigentümlichkeiten, vertrauliche Redewendungen, die Groß- und Kleinschreibung der Wörter, ꝛc.

3. Vollständigkeit. S.-V. Wtbch. ist das vollständigste aller bis jetzt in Deutschland erschienenen Wörterb. Nicht nur enthält es an einzelnen Artikeln etwa $1/3$ mehr als die umfangreichsten seiner Vorgänger, sondern es ersetzt zugleich mehr od. weniger: jed. spez. Fach-Lexikon; Fremdwörterbuch; Werke über Aussprache, Argot, ꝛc. ꝛc.

Einige Beurteilungen:

Herr Prof. Dr. **Bartsch** (Universität Rostock): „An einem solchen Wtbch. des Französischen hat es uns längst gefehlt.“

Herr Prof. Dr. **Breitinger** (Univ. Zürich): „Die großartigste Leistung a. d. Gebiete d. internat. franz. Lexikographie.“

Herr Prof. Dr. **F. Diez** (Verf. d. etym. Wtbchs. d. roman. Sprachen, Univ. Bonn): „Ich habe kein ähnliches, mit so sorgsamem Fleiße ausgearbeitetes, so vielseitiges, die Wünsche des Lesers so sehr befriedigendes Werk dieser Art kennen gelernt!“

Herr Prof. Dr. **Tobler** (Universität Berlin): „Mögen die Eigenschaften, um deren willen ich unlängst Gelegenheit hatte, Ihr Werk dem Kgl. Ministerio zu empfehlen, Ihnen jene dankbare Anerkennung bringen, ꝛc.“ (Herrn Prof. Dr. S.)

Herr Prof. Dr. **G. Büchmann**: „Sachs-Villattes Wörterbuch erhebt die franz.-deutsche Lexikographie auf eine bisher noch nicht erreichte Höhe.“

Herr Prof. **Merkel** in Freiburg i. Br.: „Läßt alles bisher auf diesem Gebiete Dagewesene weit hinter sich.“

Herr Dr. **Ad. Strodtmann**: „Behauptet unter allen internationalen Wörterbüchern weitaus die erste Stelle.“

Herr Dr. **Paul Lindau**: „Es ist vorzüglich.“

Allgem. Schulztg.: „Eine Musterleistung schwieriger und korrekter typographischer Ausstattung.“

Bohemia, 1869, Nr. 221: „In dem großen Kapital, welches für das Werk aufgewendet wurde (ca. 500,000 M.), liegt auch schon eine Bürgschaft für die Gediegenheit desselben.“

SACHS-VILLATTE, Hand- und Schul-Ausg.

Teil I, franz.-deutsch, 768 Seiten.
Teil II, deutsch-franz. 920 Seiten.
Beide Teile in einem Bd.: geb. 13,50 M., br. 12 M.
Jeder Teil einzeln: geb. 7,25 M., br. 6 M.

Amtlich empfohlen von den Unterrichtsministerien Frankreichs, Österreichs und der meisten Staaten Deutschlands.

Auszug aus dem Großen Sachs-V.schen Wtbch. Ganz nach dem Plane desselben unter möglichster Beibehaltung aller seiner Vorzüge bearbeitet. Berücksichtigt zwar zunächst die Bedürfnisse der Schule, nimmt indessen auch, als ein „Hand-“Wörterbuch, thunlichst auf die Anforderungen des praktischen Lebens Bedacht.

☞ Wie ein besonders gedrucktes (gratis zur Verfügung stehendes) Flugblatt nachweist, steht diesem Auszuge eine Anerkennung zur Seite, wie sie wohl in der Lexikographie noch nicht vorgekommen ist, nämlich die auf genaue Kenntnis des Werkes beruhende Empfehlung von mehr als 500 angestellten Gymnasial- bzw. Realschullehrern!

NB. Selbststudierenden muß die Große Ausgabe empfohlen werden, da für sie die größte Ausführlichkeit erforderlich.

Wörterbuch der Hauptschwierigkeiten

in der deutschen Sprache. Von Prof. Dr. D. Sanders. 13. Aufl. 425 S. 8°. 3 M., geb. 3 M. 50 Pf.

Der hochverdiente Herr Verf. bietet in diesem Werke dem deutschen Volke ein billiges u. darum jedermann zugängliches Buch, das — in wissenschaftlichem Geiste u. doch in allgemein verständl. Form — die vielfachen, im mündlichen wie schriftl. Verkehr sich darbietenden sprachl. (von der Grammatik nicht behandelten) Schwierigkeiten dem hinweggräumt, der sich nur die leichte Mühe geben will, im Falle der Verlegenheit nachzuschlagen.

Parisismen.

Alphabetisch geordnete Sammlung eigenartiger Pariser Ausdrucksweisen mit deutscher Übersetzung. Von Prof. Dr. Césaire Villatte. (Noch unter der Presse.)

Alle, welche einen „richtigen“ Pariser, bzw. irgend ein im Volkston geschriebenes franz. Journal verstehen wollen, werden dem Verf. für diese Gabe Dank wissen. Glauben doch Deutsche, die sonst ganz geläufig französisch sprechen, oft in Peking und nicht in Paris zu sein, wenn sie dort eine Menge von Ausdrücken absolut nicht verstehen, die jeden Augenblick, selbst von Gebildeten, gebraucht werden: „Il ne faut pas confondre notre langue parisienne avec la langue française.“

(Dumas fils, *Paris-Guide*, p. 721.)

3. Litteraturgeschichten.

Grundriss der Geschichte der engl. Spr. u. Litteratur. Von Prof. Dr. C. van Dalen. 6. Aufl. 40 Seiten, gr. 8°. 75 Pf.

Coup d'œil sur le développement de la langue et de la littérature françaises. 4^me^ éd. 16 pages, gr. 8°. 75 Pf.

Diese kleinen, besonders für die Prima d. Realschul. bestimmt. Litt.-Gesch. (bes. Abdrucke aus d. Unt.-Brief.) bringen auf 1-2 Bog. vom Wichtigen d. Wichtigste.

Leitfaden der Geschichte der engl. Litteratur von Stopford A. Brooke, M. A. Nach dem engl. Original deutsch bearbeitet von Dr. A. Matthias. Autorisierte deutsche Ausgabe. 120 S. gr. 8°. 1 M. 50 Pf., geb. 2 M.

Geschichte der deutschen Sprache und Litteratur von Prof. Dr. Dan. Sanders. 2. Aufl. 155 S. 2 M., kart. 2,50.

Ein Werk, wie es gerade das größere Publikum braucht, dem es darauf ankommt, aus dem unendlich reichen Schatze unserer Litterat. das Charakteristische und Wissenswerte kennen und beurteilen zu lernen.

4. Vokabularien.

Phraseologie d. franz. Sprache. Nebst Vocabulaire systématique. Von Prof. Dr. B. Schmitz. 5. verb. Aufl. 2 M., kart. 2 M. 50 Pf.

Phraseologie der engl. Sprache. Nebst Syst Vocabulary. Von Dr. H. Löwe. Seitenstück z. nebenst. Werke. 2 M., kart. 2 M. 50 Pf.

Viele, welche zwar die engl., bzw. franz. Grammatik kennen, auch über einen reichen Wortschatz verfügen, können die fremde Sprache doch nicht sprechen: selbst für die allergewöhnlichsten Dinge fehlt ihnen die übliche, nationale Redewendung. Die Phraseologieen von Schmitz und Löwe kommen diesem Bedürfnisse in einem übersichtlichen Lehrgebäude entgegen, das in systematischer (nicht in alphabetischer) Ordnung die zum geläufigen Sprechen unentbehrl. Redefiguren in leicht erlernbarer Weise bringt. Schmitz 188, Löwe 220 Seiten.

Urteile: „In der L.schen Verlagsbuchh. erschienen. Dies allein kann dem Buche bei dem zur Empfehlung dienen, der da weiß, mit welchem Bedacht genannte Firma nur wirklich gediegene Werke unter peinlichster Obsorge für korrekte Herstellung auf den Markt der Litteratur treten läßt" (**Morgenpost**, Brünn, 24. April 1877). — „Beide Vokabulare empfehlen sich für solche, welche auch die Feinheiten, den Geist der Konversationssprache sich aneignen möchten" (**Der Bund**, Bern, 22. April 1877).

English Vocabulary, A choice collection of English words and idiomatical phrases. The pronunciation marked after the method Toussaint-Langenscheidt. By Charles van Dalen, Dr. — Fifth edition. Thoroughly revised. 196 Seiten Taschenformat. 1 Mark, kartonniert 1 Mark 20 Pfennig.

Petit Vocabulaire français. Donnant la prononciation exacte de chaque mot d'après le système phonétique de la méthode Toussaint-Langenscheidt. Par G. van Muyden, docteur ès lettres. En deux parties: 1^re^ partie: 11 Bog. Taschenformat, 1 M., geb. 1 M. 20 Pf. 2^e^ partie: 11 Bog. Taschenf., 1 M., geb. 1 M. 20 Pf.

Bringen, unter Wiederholung des Gegebenen in Gesprächen, die für die Umgangssprache notwendigsten engl. bzw. franz. Vokabeln mit deutscher Übersetzung und Angabe der Aussprache nach der Methode Toussaint-L.

„Zweckentsprech., sauber, empfehlenswert" (**Thür. Schulztg.**). „Praktisch, übersichtl., reich an Inhalt" (**Allg. dtsch. Lehrerztg.**).

5. Schulgrammatiken (Nicht für den Selbst-Unterricht).

Lehrbuch der franz. Sprache für Schulen. Von Toussaint u. Langenscheidt. 4 Abteilungen: Vorschule: 75 Pf.; Kurs. I: 1 M. 50 Pf.; K. II: 2 M.; K. III: 3 M.

Den Grundsätzen des Anschauungs-Unterrichtes gemäß unterstützt dieser, in seinem I. Kursus bereits in 12. Aufl. erschienene Lehrgang den Lehrer in dem schwierigen Punkte der Aussprache, indem er durch die Toussaint-L.sche Lautbezeichnung d. vom Lehrer gehörten und eingeübten Laut für den Schüler bildlich fixiert und eine häusliche Präparation auch für die Aussprache ermöglicht. Kurs. I u. II in neuer Orthographie.

„Das Prinzip der Toussaint-Langenscheidtschen Aussprache-Bezeichn. ist das einzig wissenschaftliche, die T.-L.sche Meth. der Aussprache-Bezeichn. die einzige, die ohne Gefahr schulmäßig verwendet werd. kann" (Herr Prof. Garrecht a. Gymn. zu Wertheim).

Lehrbuch der engl. Sprache für Schulen. Von Prof. Dr. A. Hoppe, Verf. des „Engl.-deutsch. Suppl.-Lexikon". 352 S. 2 M. 40 Pf., geb. 2 M. 90 Pf. Wendet der Schule für das Gebiet d. Engl. die Fortschritte zu, welche das T.-L.scheAusspr.-System unstreitig erzielt h.t.

Lehrbuch der deutschen Sprache für Schulen. Von Professor Dr. Daniel Sanders. 5. Aufl. Nach offizieller Schreibweise und in drei Stufen: 1. Stufe, 45 Seiten, kart. 40 Pf.; — 2. Stufe, 100 Seiten, kart. 80 Pf.; — 3. Stufe, 65 Seiten, kart. 50 Pf.

6. Diverse sonstige Hülfsmittel.

The Cricket on the Hearth (*D. Heimchen am Herde*). A Fairy Tale of Home by CHARLES DICKENS. Von Prof. Dr. A. Hoppe. 4. Aufl. 134 S. 8°. 1 M., geb. 1 M. 50 Pf.

Urteile: „Trefflich, gründlich" (Litt. Anz.). — „Empfehlenswert" (N. Fr. Presse). — „Vorzüglich" (Schwz. Lehrerztg.).

Jeder, der mehr oder weniger Englisch versteht, findet bei der Lektüre dieses Buches Gelegenheit, das Erlernte anzuwenden, zu befestigen und zu ergänzen. Gleiches gilt für Französisch von dem nachfolgenden Werke:

Mosaïque française ou Extraits des prosateurs et des poètes français. A l'usage des Allemands par A. de la Fontaine. 4° éd. Avec vocabulaire. 288 S., 8°. 2 M., geb. 2 M. 50 Pf.

Urteile: „Das Beste seiner Art" (Bl. f. bayr. Gymn.). — „Ein wahrhaft gutes Buch" (Biene). — „Sein pädagogischer Wert sichert dem Buche eine weite Verbreitung" (Berl. Fremdenbl.). — „Eine Fundgrube f. den denkenden Schüler u. eine wertvolle Zuthat für die Lehrer" (St. Galler Blätter). — „Gelungen, anregend, unterhaltend und belehrend" (Milit. Litteratur-Ztg.).

Répertoire dramatique des écoles et des pensionnats de demoiselles, par M^me Catherine Dræger, née SIGEL (de MORGES). 3. Aufl. 164 S. in-16. 1 M. 50 Pf., geb. 2 M.

Enthält 13 kleine Lustspiele, die sich zur Aufführung in Familienkreisen, Pensionaten ꝛc. eignen.

Englisch für Kaufleute. Von Prof. Dr. C. van Dalen. Ca. 100 S. gr. 8°. 2 M., kart. 2 M. 50 Pf.

Französisch f. Kaufleute. Von Toussaint u. Langenscheidt. 3. Aufl. 96 S. gr. 8°. 2 M., kart. 2 M. 50 Pf.

Bietet deutschen Kaufleuten, welche die franz. bzw. engl. Umgangssprache bereits kennen, jenes technische Material, dessen man noch bedarf, um auch die fremde Geschäftssprache zu beherrschen.

Urteile: „Die anerkannten Vorzüge der T.-L.schen Lehrb. finden sich auch hier" (N. Frkf. Presse, 99, 77). — „Unentbehrliches Hülfsbuch für jedes Kontor, dem wohl nur wenige Werke an praktischer Bedeutung und Brauchbarkeit gleichkommen" (Der Geschäftsreisende, Teschen, No. 12, 1877). — „Verständlich, praktisch, empfehlenswert" (Kölnische Zeitung, No. 157, 1877).

Schwierige Übungsstücke zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Französische. Von A. Weil, Oberlehr. 2. Aufl. 8°, 144 S. Preis 1 Mark 50 Pf., geb. 1 Mark 70 Pf.

Schlüssel hierzu: (82 S.) Mark 1,50, geb. M. 1,70. (Nur für Lehrer).

Eine sorgfältige Auswahl des Besten, was die neuere franz. Litteratur bietet, in deutscher Übertragung, mit sachgemäßen Andeutungen für d. Rückübersetzung. Interessantes Vervollkommnungsmittel für jed. Kenner des Franz.

„Jede Zeile der Übersetzung ist, das Orig. in der Hand, von vier Fachmännern sorgfältigst durchgesehen worden. Man sieht, die Verlagshandlung, rühmlichst bekannt durch ihre übrigen Erzeugnisse, hat auch hier keine Kosten gescheut, um etwas Tüchtiges bieten zu können" (Korrespondenzblatt f. d. Gelehrten- und Real-Schulen Württembergs, Stuttgart, 1877).

Abriss der heutigen deutschen Silbenmessung und Verskunst. Von Professor Dr. Daniel Sanders. 145 Seiten groß Oktavformat. 2 Mark 50 Pfennig, gebunden 3 Mark.

„Alle, welche über das Wesen der deutschen Verskunst belehrt sein möchten, werden in dem Sandersschen „Abriß" einen Wegweiser finden, der mit Strenge und doch mit Anmut zum Ziele führt" (Die Gartenlaube XXIX, 18).

Konjugationsmuster für alle Verba der **französischen Sprache**, regelmässige wie unregelmässige. Von Prof. G. Langenscheidt. Mit Angabe der Aussprache jeder aufgeführten Zeitform und Person. In neuer Orthographie. 56 S. gr. 8°. Preis 1 Mark, geb. 1 M. 40 Pf.

Druck u. Verlag d. Langenscheidtschen Verlags-Buchh. & Buchdruckerei (Prof. G. Langenscheidt). Berlin, SW. 11, Möckernstr. 133.

Bestell-Zettel. Unter Einsendung von ___M. ___Pf. bestelle, was ich nachstehend unterstrichen habe; — gebunden? — ungebunden?

NB. ☞ Bei Einzahlung per Post-Anweisung, welche als am sichersten zu empfehlen, ist dieser Bestellzettel unnötig: es genügt Angabe des Gewünschten auf dem Coupon der Post-Anweisung.

1 engl.? franz.? Unt.-Br. v. T. u. L., Kurs. I u. II kompl., auf einmal, in Kart. 27 M.
1 engl.? franz.? Unt.-Br. v. T. u. L. Kurs. I komplett, auf einmal, in Karton, 18 M.
1 engl.? franz.? Unt.-Br. v. T. u. L., in frank. Einzelsendungen, alle 14 Tage 1 Brief, gegen sechswöchentl. Ratenzahl. von je 3 M. (ev. Postnachnahme gestattet), unter Verpflichtung zur Abnahme mindestens des I. Kurs. innerhalb Jahresfrist.
1 deutsche Sprachbriefe v. Sanders, 20 M.
1 Probebrief (engl.? franz.? deutsch?) nebst Verlags-Kat. u. ausf. Prosp., à 1 M.
1 Sachs-V., Gr. Wtbch. I, br. 28 M., geb. 32.
1 „ „ II, br. 38 M., geb. 42.
Deutliche Unterschrift, zugleich Adresse:

1 Sachs-V., klein. Wtbch., br. 12, geb. 13,50.
1 Sanders, Wtb. d. Hauptsch. 3 M., geb. 3,50.
1 Villatte, Parisismen.
1 Dalen, Grundr. d. engl. Litt.-Gesch., 75 Pf.
1 Touss.-L., Coup d'œil, 75 Pf.
1 Brooke, Leitfaden, 1,50 M., geb. 2 M.
1 Sanders, dtsch. Lttt.-G., 2 M., kart. 2,50.
1 Schmitz, frz. Phraseol., 2 M., kart. 2,50.
1 Löwe, engl. Phraseol., 2 M., kart. 2,50.
1 Dalen, Engl. Vocabul., 1 M., kart. 1,20.
1 Mayden, Pet. Voc. franç., 2 Teile: jeder Teil 1 M., geb. 1 M. 20 Pf.
1 Touss.-L., Lehrb. der franz. Sprache für Schulen. Vorsch.: 75 Pf., — K. I: 1,50 M., — K II: 2 M., — K. III: 3 M.

1 Hoppe, Lehrb. d. engl. Spr. f. Sch., 2,40 M.
1 Sanders, Lehrb. d. dtsch. Spr. f. Schul. 3 Stufen, kart.: I 40, II 80, III 50 Pf.
1 Hoppe, The Cricket, 1 M., geb. 1,50.
1 la Fontaine, Mosaïque, 2 M., geb. 2,50.
1 Dræger, Répert. dram., 1,50 M., geb. 2 M.
1 Dalen, Engl. f. Kaufl., 2 M., kart. 2,50.
1 Touss.-L., Frz. f. Kaufl., 2 M., kart. 2,50.
1 Weil, Schw. Übungsst., 1,50 M., gb. 1,70.
1 „ do. do. Schlüssel, 1,50 M., gb. 1,70.
1 Sanders, Verskunst, 2,50 M., geb. 3 M.
1 Langenscheidt, Konj.-M., 1 M., geb. 1,40.
1 Statistischer Nachweis ꝛc. (s. S. 2) gratis.
1 kompletter Verlags-Katalog, gratis.

baren sich hier wieder an dem einen großen Problem, welches fast allen Heyse'schen Dichtungen zu Grunde liegt, an der Idee von der menschlichen Glückseligkeit, und zwar ist es hier das in den engen Schranken bürgerlicher Zucht und Sitte wurzelnde „kleine" Glück, welches der Autor in einem urfrischen, vom Sonnenschein echten Humors umschlossenen Bilde zur Darstellung bringt.

Eine abenteuernde russische Schönheit von jener emancipirten Pikanterie des Geistes, welche auf naive Männer bezaubernd zu wirken pflegt, lernt im Eisenbahncoupé einen talentvollen jungen Maler kennen, der in Rothenburg an der Tauber lebt, einem Nest, welches die Russin nicht einmal dem Namen nach kennt, daselbst eine kleine Frau nebst Kindern besitzt und nichts weiter malt als rothenburger Ansichten. In der Absicht, den jungen Künstler als ihren Reisebegleiter nach Italien zu entführen und seine Talente, die in dem spießbürgerlichen rothenburger Philisterium natürlich versauern, für die Kunst und die große Welt zu retten, begleitet die Russin den Maler nach Rothenburg, und dieser schöne Mephisto mit seinen lockenden Vorspiegelungen von freiem Künstlerthum und genialer Ungebundenheit verrückt den Kopf des etwas charakterlosen Familienvaters dermaßen, daß er wirklich sein kluges, kleines Frauchen, seine rothbäckigen Kinder und sein stilles rothenburger Glück verlassen will, um, geleitet von dem schönen Dämon, einem erhabenern Glück nachzujagen.

Das geschieht nun aber nicht; denn dieser Dämon hat sich das rothenburger Glück, über welches er höhnisch das Näschen gerümpft hatte, etwas näher besehen und plötzlich gefunden, daß es eigentlich gar nichts Lieblicheres und Ehrwürdigeres gibt als dieses weltverlorene Nest des Malers mit dem herzigen Frauchen, den blühenden Kindern, den ehrsamen Spießbürgerlein und dem gothischen Gerümpel von Mauern, Erkern, Schießscharten und Thürmchen, ja die Fremde blickt mit dem Neide der Heimatlosen, die einsam ein gebrochenes Herz durch die Welt tragen und nirgends das wahre Glück gefunden haben, auf dieses Stillleben, gegen dessen Reize ihre eigene unselige Existenz mit ihrem falschen Schimmer von Unabhängigkeit und Freiheit ihr wie ein Selbstbetrug erscheint.

Und wie ihr nun der junge Künstler folgen will, um statt des gothischen Gerümpels das Colosseum und die Thermen des Caracalla zu malen und nach „Höherm" zu streben, da sagt ihm die Fremde, daß sie in der weiten Welt nichts Höheres gefunden habe als „den klugen, warmen Blick seiner kleinen Frau, den Frieden seiner altmodischen Wohnstube und jene glückliche Hand in der Blumen- und Kinderzucht, die beiden so frische Farben anzaubert".

Die Folge davon ist, daß der Ernüchterte seinem „rothenburger Glück" treu bleibt und die Russin allein abreist. Wie er aber sein kluges Frauchen fragt, ob sie nicht ein bischen eifersüchtig gewesen sei auf die Fremde, lacht diese herzhaft und meint:

O du blinder Hans, hast du denn gar nicht bemerkt, daß diese gefährliche Moskowiterin über und über gepudert war und einen dicken falschen Zopf hatte? Aber wenn auch alles echt an ihr wäre, glaubst du, daß ich mir nicht zutraute, es mit ihr aufzunehmen? Und dann — die Tiber mag ein ganz schöner Fluß sein — aber mit der Tauber läßt sie sich doch gewiß nicht vergleichen.

Von eigenartigem Reiz ist ferner die Novelle „Getheiltes Herz", schon wegen ihres interessanten Problems. Ein Mann von strengen Grundsätzen, begeisterter Vertheidiger des Princips der Ehe, liebt seine schöne, geistvolle Frau mit aufrichtiger Leidenschaft, hegt aber gleichzeitig für ein zweites weibliches Wesen ein nicht minder intensives Gefühl, das er vergebens niederzukämpfen sucht. So ist sein Herz gleichsam getheilt; zwei gleichstarke Effecte haben sich desselben bemächtigt, indem beide sich das Gleichgewicht halten und nur unter gewissen äußern Einflüssen der eine oder der andere stärker auf die Seele wirkt. Heyse hat diesen merkwürdigen Fall, von dem er selber sagt, „daß er nur schwer begreiflich zu machen sei, weil die psychologische Constellation, unter der er sich ereignet, nur selten zu Stande komme und fast nie wie andere Experimente mit ruhigem Blick beobachtet werde", allerdings mit überzeugender Kraft ad hominem demonstrirt, aber schon aus diesen Vorbemerkungen des Autors erhellt, daß hier der raisonnirende Psychologe oft recht nüchtern zwischen den Zeilen hervorschaut.

Den Titel gaben der Novellensammlung die „Unvergeßbaren Worte".

So vorzüglich Heyse es auch in dieser Novelle versteht, Denken, Thun und Lassen seiner Personen als logische Consequenz ihrer Charaktere erscheinen zu lassen — Heyse ist ein Meister in der Zeichnung vornehmer Frauen von aristokratischem Geiste, deren Empfinden mehr im Verstande als im Herzen sitzt, und junger Doctoren, die den Fluch des Epigonenthums mit sich herumtragen und, von des Gedankens Blässe angekränkelt, sich zum kategorischen Imperativ des Handelns nicht emporschwingen können —, so ist doch das Schauspiel, daß zwei einander liebende und einander werthe Menschen, „durch einen schnöden Streich des Zufalls geschieden", voneinandergehen müssen, ein zu jammervolles, als daß der Ausklang dieser Novelle im Gemüth des Lesers etwas anderes als Verstimmung sein könnte.

Noch deutlicher tritt ein gewisser pessimistischer Zug in Heyse's Weltanschauung in der Novelle „Die Eselin" zu Tage, in welcher der Autor mit meisterhaften Strichen, aber grau in grau, ein Bild des höchsten psychischen und physischen Menschenelends entrollt, ohne durch einen humoristischen Ausblick auf irgendeine lichte Ferne das Gemüth des Lesers von der Wirkung des Gräßlichen zu entlasten.

Doch auch in diesen letztgenannten Schöpfungen, denen der Sonnenschein fehlt, welcher Heyse's beste Novellen verklärt, sind die geistige Bedeutung des Autors und seine poetische Kraft unverkennbar.

2. Drei neue Novellen von Ferdinand von Saar. Heidelberg, Weiß. 1883. 8. 3 M.

Es genügt nicht, daß der Novellist etwas zu erzählen

weiß; er muß auch etwas zu „sagen“ haben, wenn er über mittelmäßige Vielschreiber hinausragen will.

Daß ein Schriftsteller wie Ferdinand von Saar diese vornehmste Eigenschaft des Novellisten in seinen neuen Novellen theilweise vermissen läßt, ist um so bedauerlicher, als hier ein wirklich bedeutendes Talent sich auf dem besten Wege befindet, in Nüchternheit zu versanden. Doch lassen wir den Autor sich selber richten.

In „Vaë victis“ erzählt derselbe in trocken chronikenhaftem Stil, wie ein österreichischer General sich erschießt, weil die Regierung ihn zum alten Eisen werfen und seine Gattin, ein wahrer Ausbund von sittlicher Roheit, sich ihrem Cicisbeo zu Liebe von ihrem zukunftslosen Gatten scheiden lassen will.

Der General, welcher die herz- und gesinnungslose Ehebrecherin mit ekelhafter Schwäche immer abgöttischer liebt, je mehr diese ihn en canaille behandelt, wird in seinem Salon unfreiwilliger Zeuge folgenden Gesprächs zwischen ihr und ihrem Amoroso:

> Sie: „Es bleibt dabei, ich reise für einige Zeit nach Paris. So wird jedes Aufsehen vermieden. Auch ist es mir nicht länger möglich, mit ihm unter einem Dache zu leben.“ — Er: „Und wenn er Einwendungen erhebt?“ — Sie: „Er wird es nicht, denn er besitzt den Stolz der Schwäche.“ — Er: „Allerdings, aber die gerichtliche Scheidung, auf die es doch allein ankommt, könnte durch Ihre Abwesenheit erschwert und verzögert werden. Uebrigens bin ich in der Lage, Ihnen mittheilen zu können, daß er schon in den nächsten Tagen außer Dienst gesetzt wird. Ich habe es heute zufällig im Kriegsministerium erfahren.“ — Sie: „Das ist gut; ich habe nur darauf gewartet. Nun ist es aus mit ihm, und er soll sehen, wie er sich zurecht findet.“

Es folgen noch einige weitere zartsinnige Bemerkungen dieser Dame, welche notabene die Tochter „eines höhern Staatsbeamten“ ist, worauf sich der General, den der Autor als einen Mann von Ehre und sittlichem Adel schildert, für den er die Sympathie des Lesers offenbar gewinnen will, spornstreichs in sein Zimmer begibt und ungefähr folgenden Monolog hält: „Fordere ich den Hallunken, so lehnt er entweder die Forderung als seinen Grundsätzen zuwiderlaufend ab, oder er schießt mich — das weiß ich ganz genau — kaltlächelnd über den Haufen. Warum aber so dem Feind das Gefühl der Ueberlegenheit verdoppeln? Ich könnte ihn auch ohne jede Erklärung niederschießen, aber dann verdammt mich die kurzsichtige Welt als seinen Mörder, und ihn umgibt die Glorie des Märtyrers. Enfin — es bleibt nichts weiter übrig, als mich selbst schleunigst um die Ecke zu bringen.“ Wenn der gute Herr nach dieser köstlichen Probe seiner Logik wenigstens frisch ans Werk ginge, aber nein, er wühlt erst noch in — vergilbten Liebesbriefen? Bewahre, das wäre zu romantisch! Aber in vergilbten Offizierspatenten und Fortschrittszeugnissen der Militärakademie.

Nachdem er sich von dem „rüstigen“ und „unentwegten“ Lebenslauf (sic!) seiner Ahnen und von seiner eigenen Erbärmlichkeit nochmals ausreichend überzeugt hat, erschießt er sich, und zwar, als ein bis in den Tod rücksichtsvoller Gemahl, vollkommen geräuschlos, sodaß seine bereits in Morpheus' Armen ruhende bessere Hälfte nicht gestört und erst am nächsten Morgen auf das angenehmste überrascht wird. Die Witwe heirathet ein Jahr später den Mann ihrer Liebe, wird mit zwei prächtigen Kindern gesegnet und scheint über Gewissensskrupel erhaben zu sein, denn, wie der Autor lakonisch sagt: „Starke Naturen haben in der Regel kein Gewissen.“

Das Relief, welches Saar dieser innerlichst unwahren Skizze zu geben sucht, indem er den General als den Typus eines nicht mehr lebenskräftigen, vermorschten Standes und als Opfer des „Vae victis“ hinstellt, gibt dem fadenscheinigen Stoff keine Existenzberechtigung, ja vermehrt nur den unerquicklichen Eindruck des Ganzen, dieser blutlosen Gestalten, die wie Irrlichter auf dem Sumpf allgemeiner Corruption hin- und herschwanken.

Weit glücklicher ist der Autor in der Novelle „Tambi“. Ein ungewöhnlich begabter Mensch mit subalternen Charaktereigenschaften wird im Hinblick auf ein von ihm verfaßtes Stück von voreiligen Kritikern als moderner Shakspeare begrüßt, ohne daß der von seiner Schaffenskraft im Stich gelassene Dichter es vermag, außer dieser „zerstückten Talentprobe“ jemals wieder etwas zu vollenden und seine hochfliegenden Pläne in eine That umzusetzen.

Es hat entschieden etwas Tragisches und Sympathie Erweckendes, das Schicksal dieses Epigonen, aus dem die Menschen etwas machen wollten, was er nicht war, und der, von dem schneidigen Gegensatz zwischen seinem Wollen und seinem Können innerlichst verwundet, die Menschen mit ihren Ansprüchen flieht, einen alten, räudigen Hund zu seinem letzten und liebsten Genossen erwählt, und als ihm dieser erschossen wird, die Erlösung von des Daseins Jammer in den Fluten sucht und findet.

In der Novelle „Ein Excellenzherr“ erzählt ein pensionirter österreichischer Staatsbeamter mit möglichster Breite seine unsäglich nüchterne Lebensgeschichte, welche durch eine saft- und kraftlose Herzenscalamität im wesentlichen nicht interessanter wird. Wie sagt doch Scheffel's trefflicher Vater?

> Zürnend klingt euch in die Ohren
> Hiddigeigeis Geisterwarnung:
> Rettet euch, unsel'ge Thoren,
> Vor der Nüchternheit Umgarnung.

3. Aus zwei Welttheilen. Novellen von Emmy von Dincklage. Lingen, Veldmann. 1882. 8. 2 M.

Schon der Titel dieser Novellensammlung deutet auf den etwas äußerlichen Reiz hin, den diese mit geschickter Hand aus aller Herren Länder zusammengetragenen Federzeichnungen der beliebten Erzählerin auf den Leser ausüben wollen. Von einem Blockhause am „Old Kentucky River“ führt die vielgewanderte und bewanderte Schriftstellerin den Leser nach Dalmatien in die Hütte einer morlakischen Schönheit, von der rothen Erde Westfalens nach dem sonnigen Vaterlande Petrarca's, von Virgil's Tumulus in eine kleine deutsche Residenz mit gepuderten und bezopften Hofkutschern und legendenreichen Krönungswagen,

und versteht es vortrefflich, jedem ihrer Bilder das charakteristische Gepräge nationaler Eigenart zu geben. Dabei ist ihre Schilderung farbenprächtig, ihr Stil elegant und ihre Charaktere meist wahr, wenn auch selten von besonderer Tiefe.

Von wirklich ergreifender Wirkung ist eine mit schlichter Einfachheit erzählte Geschichte aus dem Emslande, jenem Boden, auf dem die Schriftstellerin am meisten heimisch ist, betitelt „Wenn't Glücke kummt", die den Niedergang einer Bauernfamilie in plastischen Bildern von einer eigenthümlich düstern Heidestimmung veranschaulicht. Ein Genrebild in niederländischer Manier sind „Die rothen Schuhe", von vornehmem Reiz ist „Edith" und „Ein friesischer Tannhäuser"; „7000000 Dollars", eine Liebes- und Geldgeschichte — eigentlich hätte ich umgekehrt sagen sollen, denn das Geld spielt die Hauptrolle — aus dem Vaterlande der Greenbacks, behandelt einen Sensationsstoff von zu ehrwürdigem Alter, als daß er ein besonderes Interesse erwecken könnte.

4. Launiger Zuspruch und ernste Red'. Kalendergeschichten von L. Anzengruber. Lahr, Schauenburg. 1883. 8. 3 M.

Die Kalendernovellistik, welche ohne Zweifel als ein berechtigter Bildungsfactor im Volksleben gelten darf, wird gemeinhin von recht Unberufenen bebaut, da sich die Berufenen meist vornehm von dem Kalendermanne abwenden und ihre Geistesproducte nur für jenes exclusive Publikum berechnen, welches sich als Aristokratie des Geistes aufzuspielen beliebt.

Um so erfreulicher, wenn ein Schriftsteller von Gottes Gnaden sich dieses vernachlässigten Literaturzweigs einmal annimmt, wie Ludwig Anzengruber das mit seinen jetzt in einer stattlichen Sammlung vorliegenden „Kalendergeschichten" gethan hat. Wenn es die Aufgabe der Kalendernovelle ist, die in weiten Schichten des Volks eingewurzelten bildungsfeindlichen Vorurtheile auszuroden und neben einer Geißelung jener nebulosen Hirngespinste, die zur Verdummung und zum Rückschritt führen, die ewigen und vernunftgemäßen Ideale der Menschheit in gemeinverständlicher Form darzustellen, so ist zu diesem Aufklärungswerk vermöge seines urwüchsigen, auf praktische Ziele gerichteten Talents niemand berufener als Anzengruber, der die Unarten des Volks mit jenem Humor geißelt, welcher in dem Glauben an die sittliche und intellectuelle Kraft desselben seine starke Wurzel hat.

Und so entsprechen denn Anzengruber's „Kalendergeschichten" in der That dem, was der Autor in seiner launigen Vorrede zu dem Werklein von einer echten Kalendergeschichte verlangt; sie bieten des „Belehrsamen" eine Fülle und sind alles Erzählungen, „die man gern des Oeftern liest, wo über das letzte Wort hinaus Gedanken sich fortspinnen und Gefühle nachklingen". Als wahre Perlen der Sammlung sind aber jene tiefsinnigen Märchen zu bezeichnen, welche Anzengruber einer populären Gestalt aus seinem in Deutschland noch wenig bekannten Drama: „Die Kreuzelnschreiber", dem Steinklopferhans, in den Mund legt, kurze Erzählungen im naiv humoristischen Tone Till Eulenspiegel's, aus denen der gesunde Menschenverstand und der warme Schlag eines unverkrüppelten Menschenherzens urgewaltig hervorbrechen.

5. Allerlei Sang und Klang. Erzählungen und Skizzen von Emil Frommel. Berlin, Wiegandt u. Grieben. 1883.

In diesen „Skizzen und Erzählungen" offenbart sich ebenso sehr das von dem Inhalt der christlichen Ethik begeisterte und tief durchdrungene Gemüth des Autors wie der einseitig confessionelle Standpunkt desselben. Mit salbungsvoller Kanzelberedsamkeit spricht Frommel in einem längern Aufsatz über die rechte Art des Gebens, und setzt bei seiner Einreihung der Gebenden in concentrische Kreise diejenigen in das innerste Centrum, welche aus der Liebe Christi heraus wohlthun und denen die Bibel die magna charta für das Geben ist. Außer dieser „evangelischen Centrumsfraction", wie der Autor diese Leute sehr bezeichnend nennt, dürfte es doch auch Wohlthäter geben, die aus dem einfachen Bewußtsein ihres Menschthums heraus die sittliche Pflicht und das Beseligende des Gebens im innersten Kern zu erfassen vermögen. In begeisterten Reden über Musik preist der Verfasser diese Kunst, sofern sie ernsten und heiligen — hier ziemlich identisch mit kirchlichen — Interessen dient, nimmt sie mit vollem Recht als ein veredelndes Element gegen diejenigen Zeloten in Schutz, welche sie als „sinnlich" und „aus dem Fleisch geboren" aus dem Tempel des Herrn verbannen wollen, und behauptet endlich im Hinblick auf eine Bibelstelle, daß ebenso wenig wie die Liebe die Musik je aufhören werde. „Alle andern Künste und Erfindungen werden oben feiern, aber Lieder wird man singen in Ewigkeit." Nun freilich, einen solchen Freipaß für die Ewigkeit hat keine der Schwesterkünste aufzuweisen, und ließen die Herren Aesthetiker, bekanntlich arge Spötter und Zweifler, dieses biblische Argument gelten, dann wäre freilich die Musik die himmlische Kunst, die Kunst κατ᾽ ἐξοχήν.

In dem Aufsatz „In der Dämmerstunde" widmet der Verfasser den „frommen Festen" einige sehr beherzigenswerthe Worte, welche in dem Lager derjenigen, die ihr Christenthum da am liebsten bekennen, wo es gut zu essen und zu trinken gibt, nicht ungehört verhallen mögen.

Die Novelle „Das fünfte Rad am Wagen" schildert ein modernes Aschenbrödel und die Schicksale einer Bauernfamilie, welche zu hoch hinaus will, ohne tieferes Erfassen der Charaktere, welche ohne individuelles Leben das gute oder böse Princip einseitig verkörpern und didaktischen Zwecken dienen. Das Buch ist dem Oberhofprediger Karl von Gerock gewidmet.

6. Auf dem Wolfsbühel. Erzählung aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts von Marie Hanstein. Bonn, Hanstein. 1882. Gr. 8. 2 M.

Aus dem literarischen Nachlaß von Marie Hanstein, auf deren hervorragendes episches Talent und tiefsinniges Erfassen altgermanischer Glaubenslehren von Männern wie

Karl Simrock und Alexander Jung rühmend hingewiesen worden ist, stammt die vorliegende Prosaerzählung „Auf dem Wolfsbühel", ein Werk von eigenartiger Bedeutung und großen Licht- und Schattenseiten. Die Erzählerin führt uns in eine „wildschöne Einöde" an der pommerschen Küste und dort in das Stammschloß der Freiherren von Ebenroth. Zur Zeit wohnt auf demselben der Freiherr Diepolt mit Enrika, seinem schönen jungen Weibe, das er sich in der lieblichen Lombardei gefreit hat, und seinem kleinen Söhnchen Enriko. Diepolt ist ein trotziger, eigenwilliger Charakter, ein herrischer Geist, der nach Wissen ringt und das fromme Glauben seiner Gattin belächelt, deren Wahlspruch es ist:

Ich denke — führt vors Himmelsthor;
Ich glaube — lockt draus die Englein hervor.

Enrika ist eins jener feinfühligen und zartnervigen Wesen, denen die ganze Natur von geheimnißvollen Kräften beseelt erscheint und die in Märchen und Sagen tiefen Sinn ahnen. Meister Antonio Allegri in ihrer Heimat Parma war durch sie zu einem Madonnenbilde begeistert worden. Aber in den Augen ihres Gatten hat Enrika eine böse „Norneugabe", sie ist ihm „zu fügsam". Da ist die kleine Hexe Ursa, die entlaufene Nichte Grot von Trosso's, mit ihrem heiter trotzigen Wesen und ihren taubenartigen Nixenaugen doch ein ganz anderes Weib!

Diepolt's Bruder, Eckhard, ein sanfter, edler Charakter, von stiller Liebe zu Enrika erfüllt, kommt zur rechten Zeit, um zu entdecken, daß Diepolt seiner Gattin untreu ist. Es ist der Geburtstag des kleinen Enriko. Die Mutter, festlich geschmückt, erwartet den Gatten, doch umsonst. Abends findet Eckhard die Unglückliche, scheinbar entseelt, mit blutender Stirnwunde im Zimmer Diepolt's.

Ohne den nächsten Morgen abzuwarten, nimmt Eckhard den kleinen Enriko und führt ihn hinweg nach Parma in das großväterliche Haus.

Ein Zeitraum von sieben Jahren ist verflossen. Eckhard und Enriko kehren nach dem Wolfsbühel zurück, um Enrika's Grabhügel zu besuchen. Der Knabe ist ein Ausbund von Trotz und Hoffart; wild und ungezähmt wie einen jungen Wolf hat ihn der Großvater aufwachsen lassen. Und wer empfängt die beiden im freiherrlichen Schlosse? Enrika, die Todtgeglaubte! An jenem verhängnißvollen Abend hatte sie infolge eines Sturzes ein Starrkrampf befallen, aus welchem sie am nächsten Tage zu neuem Leben erwacht war. Daß sie keine Kunde von Eckhard und dieser keine von ihr empfangen hatte während sieben Jahren, ist durch die Intrigue eines Boten motivirt, aber nicht hinreichend wahrscheinlich gemacht. Aber auch Diepolt, den Enrika als todt beweint, ist noch am Leben; er weilte sieben Jahre ungekannt in der unmittelbaren Nähe seiner Gattin als ein Büßender. Nachts trifft er mit seinem Sohne Enriko zusammen, der in wildem Trotz seine Mutter nicht anerkennen will und im Walde umherstreift. Ungekannt bändigt der Vater seinen wilden Buben, der ihn für einen elenden Holzknecht hält. Als charakteristische Probe der urwüchsigen Darstellungsweise der Verfasserin möge eine Stelle aus dieser sonderbaren Zähmungsprocedur hier ihren Platz finden:

Die Nachtvögel flogen mit Gekreisch von den Zweigen. Der Knabe stand auf dem Eisspiegel mit flatternden Haaren. Sein lichtgrünes, gold- und perlendurchwebtes Sammtkleid funkelte im Mondesstrahl, der, durch windgetriebene Schneewolken scheinend, seinen Schatten in anmuthig bewegter Bildung auf die flimmernde Fläche zeichnete. Ein kleines Weilchen ließ der „Unbekannte" sich Zeit, ihn in achtsamer Nähe anzuschauen, dann schritt er ihm auf das gefrorene Wasser nach. Enriko, ganz verwildert, holte mit der Holzwaffe zu schnellem Schlage nach ihm aus. Aber im nämlichen Augenblick fühlte er sich am Arm gepackt und seiner Kindesfaust den Spießschaft entwunden. „Knechte müssen den Stock bekommen, sagt Großvater", schrie er, sich ingrimmig sträubend. „Und böse Buben den Strick", tönte es dumpf unter dem tiefen Fallschirme hervor. Der Knabe fühlte sich niedergeworfen und an Händen und Füßen gebunden. Nun dies gethan war, schwang sein Ueberwinder ihn auf den Rücken und machte sich mit ihm auf den Weg. Der Hund trottete bedachtsam neben den beiden her.

Gewiß eine originelle erste Begegnung zwischen Vater und Sohn. Enrika setzt nun die Zähmung des Knaben fort, und der „getreue Eckhard" führt die Wiedervereinigung des Aelternpaares herbei. Dieses etwas strapaziöse Versöhnungswerk kostet ihm indessen das Leben, er stirbt an einem hitzigen Fieber. Wiederum sind neun Jahre verflossen. Vereinigt mit der durch siebenjährige Buße errungenen Gattin und dem Sohne lebt Diepolt in dem sonnigen Parma, aber als ein ernster, stiller Mann; die Schuld an dem Tode seines Eckhard drückt schwer auf sein Herz; für ewig erscheint er ihm verloren, denn ihm fehlt der tröstende Glaube an ein Wiedersehen nach dem Tode. Enriko ist unterdessen ein talentvoller Bildhauer geworden; sein erstes größeres Werk ist vollendet, ein Todesengel auf das Grab Eckhard's. Wie aber Diepolt und Enrika das Werk ihres Sohnes zum ersten male erblicken, erstaunen sie: dieser Flügelknabe mit dem aufwärts gerichteten lächelnden Antlitz ist nicht der Thanatos der Hellenen, „ein Bild der Trauer, für die kein Trost mehr ist", sondern ein Lichtbringer, ein Lebensbote.

Ich denke — führt vors Himmelsthor;
Ich glaube — lockt draus die Englein hervor.

Im Anblick dieses beflügelten Knaben ist Diepolt plötzlich die geheimnißvoll-beseligende Wahrheit von Enrika's Wahlspruch aufgegangen, die erdrückende Last des trostlosen Schmerzes weicht von seiner Brust, er ist zum ersten male wieder glücklich.

Was dieser Erzählung als einer Prosanovelle merklich abgeht, ist eine sorgfältige Motivirung der Begebnisse und eine klare geordnete Darstellung. Die Verfasserin hat so manches, was als poetische Licenz im Epos verziehen werden kann, ja unter Umständen von echt poetischer Wirkung ist, in die Prosadarstellung herübergenommen; ihre Sprache ist oft wie das Räthselgeflecht der Nornen, deutet gleichsam nur an und läßt errathen wie der Spruch der nordischen Sibylle: „Wißt ihr, was das bedeutet?" Leid r

trifft dieser Tadel nicht mehr ein frisch schaffendes Talent, dem er als Sporn zu rastlosem Weiterstreben dienen könnte: Marie Hanstein ist bereits aus dem Leben geschieden, viel zu früh für die deutsche Literatur, wie ihre von echt deutschem Geiste und keuscher Poesie durchdrungenen Dichtungen: „Des Knappen Siegwart goldenes Buch", „König Dietrich und Königin Gotelind", „Die Aslaugsage" u. a. m. beweisen. Und so trete ich gern dem Wunsche bei, welchen Karl Schrattenthal in einer sehr warm geschriebenen Vorrede zu dem vorliegenden Werke der Dahingegangenen äußert:

Möge ein freundliches Geschick die hinterlassenen Werke Marianes bald der Oeffentlichkeit übergeben — möge sich wenigstens der traurige Erfahrungssatz bewahrheiten, daß der deutsche Dichter vorerst sterben müsse, um den Siegeskranz der Anerkennung zu erreichen.

Hermann von Beguignolles.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Gedichte und Dichtungen.

II.

(Beschluß aus Nr. 14.)

Aus dem Gebiete der ernsten Dichtungen und der oft schwerwuchtigen Gedankenpoesie treten wir jetzt hinaus in den Bereich einer leichtern Poesie, in welcher das oft humoristisch gefärbte Genrebild überwiegt und auch die ernstere Tendenz mehr aus heitern Arabesken heraustritt.

In die erste Reihe dieser leichtgewaffneten Musenkinder stellen wir:

5. Bruder Rausch. Ein Klostermärchen von Wilhelm Hertz. Stuttgart, Kröner. 1882. 16. 2 M. 20 Pf.

Die drei ersten „Abenteuer" dieser Dichtung waren im „Münchener Dichterbuch" abgedruckt, welches wir in Nr. 33 d. Bl. f. 1882 bereits besprochen haben. Der kleine Bruder Rausch im rothen Hemd und mit rothem Hut ist einer jener Holden, ein Geist, der im Klosterkeller entdeckt ward, wo er seit siebenhundert Jahren einen Rausch verschlief. Von dem Guardian des Klosters gefunden, erhält er die dreifache Würde eines Oberkämmerers, eines Truchseß und eines Wassermanns der Schenke. Unter seiner Leitung beginnt ein tolles Schlaraffenleben im Kloster, feine Labekost und munterer Zeitvertreib; ja er organisirt im Klostergarten eine kleine Orgie: zwölf zarte Bürschlein im Kleid der fahrenden Scholaren erscheinen, er spielt dazu eine Zauberweise:

Mit allberauschender Gewalt
Ergreift die Weise jung und alt
Und reißt sie fort im Siegerschritt:
Sie springen auf und singen mit.
Die Schüler zwängt ihr Brustgewand:
Sie werfen's ab mit wilder Hand,
Und schwanweiß taucht aus schwarzer Hülle
Magdlicher Glieder schlanke Fülle,
Und wen noch Traumesweh umwunden,
Fühlt im Entzücken sich gesunden.
Der Erde liebstes Lenzgebild,
Das Lieb und Lust entgegenschwillt,
Lichtäugig Leben jugendwarm
Schmiegt sehnend sich in ihren Arm.

Wie glüht ihr Blick im Flammenglanz!
Und horch, die Weise ruft zum Tanz.
Verzaubert muß sich alles drehn;
Kein Halten gibt's, kein Widerstehn.
Sie fassen sich im Ringelreihn
Und rasen um den Feuerschein,
Bis im Gewog die Kette reißt
Und Paar um Paar im Wirbel kreist.
Das scherzt wie Bräutigam und Braut,
Neckt, flieht und hascht mit Jubellaut.
Sie schließen fester sich zusammen
Und springen jauchzend durch die Flammen,
Um sich in lauschigen Revieren,
In dunkeln Lauben zu verlieren.

Nur noch ein einz'ger Ton erscholl,
Der süß und immer süßer schwoll,
Bis alle Sinnen und Gedanken
In ihm ertranken und versanken.

Und sieh, da wallt die Königin,
Frau Minne, durch die Mondnacht hin.
Sie blickt umher: Des Himmels Dach
Umwölbt ein großes Brautgemach.
Sie segnet mild die ärmste Stätte,
Weiht jedes Blatt zum Hochzeitbette. —

Und rückwärts spielt nach Elbenpflicht
Sein Zauberlied der kleine Wicht,
Bis daß es leise, wie's begann,
In einen Seufzerhauch verrann.

Still ist es. Nur die Flamme saust,
Die tobend in den Aether braust.
Nun sinkt sie jäh, mit Rauch vermischt,
Zuckt, sprüht und flackert und erlischt.
Sacht glitt der Mond dem Walde zu,
Und Thal und Hügel kehrt zur Ruh.
Die Rose, üppig aufgeblüht,
Die Lilie neigt sich schlummermüd.
Da taumeln aus den Kelchen
Verschlungene Libellchen.
Es regnen Käfer liebesmatt
Wie Tropfen Gold von Blatt zu Blatt.
Die Vögel stecken wieder
Die Köpflein ins Gefieder.
Glühwürmchen tippt sein Lichtlein aus;
Still sucht das Wild sein grünes Haus.

Nun huscht der Träume Schattenschwarm,
Und Lieb' entschläft in Liebesarm.
Nichts wacht mehr als der Sternenreigen;
Der wandelt fort in sel'gem Schweigen.

Es war geschehen. Der schnöde Zwerg hatte das Gotteshaus in einen Venusberg verwandelt. Im Kloster ging alles drunter und drüber, die Mönche prügelten sich mit den verschiedenartigsten Waffen. Zuletzt einigten sie sich darüber, daß Bruder Rausch das Kloster verlassen, daß er exorcisirt werden muß, sie bedrängen ihn mit Reliquienschreinen und Crucifixen. Doch er läßt sich nicht in Schrecken jagen und sagt ihnen unverblümt die Wahrheit. Nach einem Gespräch mit dem Guardian, das in schlichter Form viele dichterische Schönheiten und schwerwiegende Gedanken enthält, beschließt Bruder Rausch, sich ins Weltgetümmel zu stürzen, um sich zu überzeugen, ob in der That alles, was er mit seinen Brüdern für das Volk gethan, wie der Guardian behauptet, vergessen sei. In den folgenden Abenteuern werden uns nun die Schicksale geschildert, welche Bruder Rausch auf seiner Wanderung erlebt hat. Da vertauscht er sich selbst mit einem vor dem Försterhause schlummernden Kinde, das er dem Pfarrer ins Bett legt: der Lohn ist eine Tracht Prügel, die ihm der Pfarrer ertheilt. Dann kommt er in ein Dorf: ein Bauernsohn soll die Geliebte, die Tochter eines reichen Bauern, nach dem Willen des letztern nur dann erhalten, wenn er ein mit Disteln bewachsenes Feld im Laufe einer Nacht umrodet; Bruder Rausch will's für ihn thun, wenn er nachher im Hause desselben gepflegt wird. Der junge Bauer sagt's ihm zu: das Feld wird gerodet, die Hochzeit findet statt. Anfangs wird auch das Versprechen eingehalten; dann fällt der Kleine bald zur Last; man sägt ihm einen Ahornzweig durch, auf dem er zu sitzen pflegt; er fällt hinunter und verletzt sich. Noch schlimmer ergeht es ihm bei einem materialistischen Professor und bei den Studenten, in deren Kreis er eingeführt worden, indem einer derselben, Suffian, sich das Füchslein fing. Man trinkt lustig mit ihm, doch als der Senior kommt, ergeht's dem Füchslein schlecht:

Vernimm der Weisheit Wort, mein Sohn!
Wem nicht der freie Burschenorden
Nach Musenbrauch verliehen worden,
Der bleibt in seiner schönsten Zier
Doch nur ein unvernünftig Thier.
Man muß ihn fangen erst und zähmen
Und ihm der Bosheit Gift benehmen;
Man muß an Hörnern ihn und Klaun
Wie einen groben Klotz behaun;
Man muß ihn kneten, muß ihn putzen
Und ihm die langen Ohren stutzen.
So wird er fein und wohlgelitten
In aufrecht ehrenfesten Sitten;
So lernt er Praktika und Schliff
Und den heroisch sichern Griff,
Und so wird aus dem borst'gen Thoren
Ein Akademikus geboren.
Das sollst an Haut und Haaren
Du selber gleich erfahren! —

Der Kleine sah sie mit Entsetzen
Grausame Instrumente wetzen,
Sprang auf — doch war er schon gepackt
Und ward gehudelt und gezwackt,
In einen Schraubstock eingeklemmt,
Gefegt, gestriegelt und geschwemmt;
Er ward gemeißelt und gekeilt,
Gebohrt, gehobelt und gefeilt,
Mit einem Ziegelstein balbirt
Und mit dem Küchenbeil rasirt.
Zuletzt kam Suffian gerannt
Mit einer Bettscher' in der Hand
Und zwickt ihn grinsend in die Nase.
Da schrie er wie ein wunder Hase,
Brach durch die runden Scheiben aus
Und räumt mit Hülferuf das Haus.
Es stürzt mit Lachen und mit Schrein
Die tolle Meute hinterdrein,
Indeß vom Thurme vorwurfsvoll
Das heis're Narrenglöcklein scholl.

Weiter wandernd trifft er das Feuermännlein, seiner Basen Kind, aus dem Geschlecht der Elben; auch dieser Zwerg jammert über die Leiden seiner Genossen; doch den großen Herren ging's noch schlimmer: die wilde Jagd der alten Götter braust vorüber. Wir werden hier an die Hölty'sche Dichtung erinnert, welche den gleichen Stoff behandelt, doch stilvoller, wir möchten sagen mehr im Stil der Freske, während die Schilderung von Hertz eine genrebildliche ist, aber ein wüstes Leben athmet, von einer oft grellen Anschaulichkeit:

Hier harre still! Sie nahen schon.
Hörst du der Eule Jammerton?
Spürst du, wie alles, was da lebt,
In dumpfen Aengsten bangt und bebt?
Das Waldweib stöhnt im Hagedorn;
Windkatzen laufen durch das Korn.
Die Wolkenwölfe ziehn in Rotten
Mit ihren grauen Wetterzotten.
Der ganze Wald erknarrt und kracht:
Sieh hin, da kommt's! Es flammt die Nacht! —
Und durch die Lüfte braust im Flug
Ein greulicher Gespensterzug,
Ein Galgenvolk, zu Haufen
Dem Rabenstein entlaufen:
Gehenkte Diebe mit dem Strick
Um das gebrochene Genick,
Geköpfte, ein gedrängter Schwarm,
Zu Roß, ihr glotzend Haupt im Arm,
Geräderte, durchs Rad geschlungen,
Zerschellt, mit ausgereckten Zungen,
Schnapphähne mit zerschlitzten Lippen,
Den Pfahl des Schinders in den Rippen,
Ein Mordgesindel ohne Zahl,
In Leichenstarre, fahl und kahl,
Von Krähen jämmerlich zerhackt,
In blut'gen Fetzen schmählich nackt,
Verwest, verwittert und verzaust,
Mit Nattern in der Knochenfaust,
Und Weiber kommen mitgefahren
In wüstem, buhlendem Gebaren,
Sturmhexen, die auf Besen sitzen,
Mit dürrem Leib und schlaffen Zitzen.

So jagt mit rasendem Geschrei
Das wilde Todtenheer vorbei.

Bruder Rausch kehrt ins Kloster zurück, läßt sich ruhig exorcisiren, übt aber des Versuchers Pflicht:

Und goß auf ihr verarmtes Haus
Der Erde Herrlichkeiten aus.
Sie ließen duldsam ihn gewähren,
Doch nicht aus weltlichem Begehren,
Nein, um zum Spott den Pfuhl der Sünden
In seiner Seichtheit zu ergründen.
Wie bald im Ueberdruß erschlafft
Des Bösen Trieb, des Bösen Kraft!
Dann fromm empört ergriffen sie
Die Waffen heiliger Magie.
Man schwang in sittlicher Ekstase
Das Räucherfaß ihm vor der Nase.
Er ward beschworen und gebannt,
Bis er in seinem Berg verschwand.

Doch er kommt immer wieder und verschafft dem Kloster großen Ruf, weil seine Insassen so tapfer die Versuchungen bestehen.

Das Gedicht ist jedenfalls die beste Schöpfung von Wilhelm Hertz: der Ton ist von Anfang bis zu Ende ein durchweg gleichartiger, man findet nur selten alterthümlich verschnörkelte Initialen und Majuskeln, während einzelne Verse eine köstliche Naivetät athmen, andere wieder in leichtem Erguß doch Gedanken von großer Tragweite streifen.

Bruder Rausch im Kloster ist sehr erquicklich und ganz an seinem Platze; hier macht er seinem Namen Ehre. Anders steht es mit seiner Weltwanderung: hier hört er auf Bruder Rausch zu sein, wird nur ein wohlthätiger und dafür gemarterter Elbe. Diese Weltwanderung erscheint uns als eine Art von Aneurysma des Grundgedankens, als eine abschwächende Erweiterung des eigentlichen Herzens der Dichtung. So ungern wir die vielen drollig geschilderten Abenteuer, die der kleine Held in der Welt erlebt, missen möchten: erst durch den Verzicht darauf würde die Dichtung die innere Einheit gewinnen, die sie zu einem abgeschlossenen Kunstwerk machte. Wo Bruder Rausch erscheint, mußte er den Rausch des Weins, der Liebe, des Genusses vertreten: nach unserer Ansicht fällt er aus der Rolle, wenn er Eulenspiegeleien treibt, wie mit dem Kind, das er dem Pfarrer ins Bett legt, oder wenn er als Heinzelmännchen den Sterblichen schwere Arbeit erspart.

6. Mein Frühjahr. Gesammelte Gedichte aus „Enzian. Ein Gaudeamus für Bergsteiger" von Rudolf Baumbach. Viertes Tausend. Leipzig, Liebeskind. 1882. 12. 2 M. 80 Pf.

7. Von der Landstraße. Lieder von Rudolf Baumbach. Zweites Tausend. Leipzig, Liebeskind. 1882. 12. 2 M.

Rudolf Baumbach vertritt die neueste, mit Erfolg gekrönte Miniaturlyrik, die sich von der frühern, in welcher der Blütenflor zarter Empfindsamkeit seine duftigen Kelche wiegte, wesentlich unterscheidet. Hier ist alles frisch, munter, genrehaft. Immerhin ist es erfreulich, daß wir wieder einmal einen Erfolg auf dem Gebiete der Lyrik zu verzeichnen haben, und es soll uns dabei nicht kümmern, daß er dem leichtern Genre zufällt, während die schwerwiegenden Gattungen der Lyrik nach wie vor mit der Ungunst der Zeit zu kämpfen haben. Aus seinem „Enzian", dem ersten Blütenstrauß, den Baumbach auf dem Gebiete der Lyrik gepflückt, gibt er uns hier eine allerdings sehr reichhaltige Auswahl. Der Verleger sagt im Vorwort:

Die vorliegende Sammlung enthält die Gedichte Baumbach's, welche in „Enzian, ein Gaudeamus für Bergsteiger" veröffentlicht wurden. Ausgeschieden sind nur solche, deren Inhalt sich ausschließlich auf Alpenvereinsangelegenheiten bezieht, sowie diejenigen, welche bereits in Baumbach's „Lieder eines fahrenden Gesellen" Aufnahme gefunden haben. Der Verleger glaubt einem häufig ihm zu Gehör gebrachten Wunsche zu entsprechen, wenn er diese Gedichte gesondert von den sonst im „Enzian" enthaltenen, nur für Mitglieder der Alpenvereine Interesse habenden Beiträgen herausgibt, wie er auch denkt, den Freunden des geschätzten und beliebten Dichters die Möglichkeit zu bieten, dessen Schöpfungen möglichst vollständig und in gleichem Format zu besitzen. Fernerhin ist diese Sammlung geeignet, sich ein Bild des Schaffens des Dichters vom ersten Keim an zu vergegenwärtigen, denn sie umfaßt die Zeit seiner dichterischen Thätigkeit von 1874—76, einiges sogar, wie z. B. „Edelweiß", fällt in eine noch frühere Zeit. Die so verschiedenartigen Vorwürfe, welche sich der Dichter wählte, gestatteten nicht, diese in chronologischer Folge zu bringen. Dem Dichter selbst erschien es unumgänglich nothwendig, eine Anzahl Verbesserungen und Veränderungen anläßlich dieses Neudrucks vorzunehmen, der Verleger aber gibt sich der Hoffnung hin, daß damit seine eingangs erwähnten Absichten nicht wesentlich beeinträchtigt werden können.

Uns erscheint Baumbach in diesen Erstlingsgedichten noch abhängig von fremden Mustern: namentlich der Stil Scheffel's im „Gaudeamus" färbt vielfach in den Gedichten des „Enzian" ab. Da haben wir die bekannte naturwissenschaftliche Gelehrsamkeit, die sich nicht ohne ein gewisses Befremden in dichterischen Strophen wiederfindet: die Dichtung nimmt die Miene der Forschung an, für welche es nur Objecte gibt, gleichgültig, wie sie sonst uns erscheinen mögen. Freilich mag sich Baumbach mit Goethe's Mephisto decken, wenn er in dem Gedicht „Floh und Gletscherfloh" sich einer entomologischen Poesie hingibt und mit der Strophe beginnt:

Die Sennerin, die junge, am Gletscherrande ruht,
Sie hat dahin getrieben der Mittagssonne Glut,
Und wie sie liegt am Boden und träumt von ihrem Schatz,
So springt ein Floh behende aus ihrem Busenlatz.

Das Gedicht „Fleischfressende Pflanzen oder der bekehrte Vegetarier" ist ebenfalls eine naturwissenschaftliche Humoreske. Der Vegetarier erzählt:

Ich las vom Sonnenthau, dem mordbegier'gen,
Der an der Blätter Rande Wimpern trägt,
Die über unvorsicht'ge Mückenthierchen
Mit Schadenfreude er zusammenschlägt,
Ich las, wie er — dem Gourmand zu vergleichen,
Der Austern schlürft zu edelm Firnewein —
Einsaugt die kleinen, zarten Kerbthierleichen;
Ich las, sann nach und nickte schließlich ein.

Nun träumt er, daß die Pflanzen alle mordbegierig werden:

„Auf Brüder!“ scholl es aus dem nahen Garten,
„Der heiß ersehnte Rachetag ist da;
Erhebt zum Kampf ums Dasein die Standarten,
Ermannt euch, Rübe, Kohl, Endivia!
Auf, dicker Kürbis, nicht so träg gesessen!
Der Kampf beginnt, der Spieß wird umgekehrt:
Die einst uns aßen, werden jetzt gefressen,
Denn eine Ehre ist der andern werth.“
Ein grün Getümmel sich alsbald erhob,
Und jeder Grashalm Wuth und Rache schnob.

Und weiterhin heißt es:

Entsetzen faßt mich armen Vegetarier,
Ich möchte fliehn, doch bleischwer ist mein Bein.
Da kommen sie, die Pflanzenproletarier,
Blutdürstend dringen sie zu mir herein.
Der Kohlkopf schnaubt und bläst aus vollen Wangen,
Die biss'ge Zwiebel grinst voll Mörderlust,
Und Spargel gleich beschuppten Riesenschlangen
Umwinden langsam Beine mir und Brust.
Ein schwarzer Rettig springt auf mich hinauf —
Barmherzigkeit! — Da wach' ich plötzlich auf.

Diese Humoreske ist ergötzlich und hat eine sehr einleuchtende Pointe: andere erscheinen uns etwas fade: so „Aus dem Reisetagebuch des Fräulein Adele Backfisch“, Mittheilungen, die ziemlich witzlos sind. Dasselbe gilt von dem Gedicht „Dichteritis alpina“.

Sonst finden sich in der Sammlung auch einige recht frische Alpenlieder. Ein Abschnitt trägt den Titel „Vom Durste“. Es ist keine Frage, daß diese neue volksthümliche Poesie immer sehr durstig ist und sich überaus wohl in der Kneipe fühlt. Dies Wohlleben erreicht zwar nicht die Höhe des „Kannibalischen“ in Auerbach's Keller; doch man wird gleichwol bisweilen an die Verse erinnert:

Mit wenig Witz und viel Behagen
Dreht jeder sich im engen Cirkeltanz,
Wie junge Katzen mit dem Schwanz.

Auch wirkt der fortwährende Saufcomment in der Poesie zuletzt ermüdend. Baumbach vermeidet diesen unerwünschten Erfolg durch eine gewisse Zierlichkeit und Grazie seiner Muse. Gerade im „Enzian“ finden sich indeß doch einige Pointen, bei denen einem etwas katzenjämmerlich zu Muthe wird. Wenn die Sennerin auf der Höhe ihren Schatz, den Jäger, erwartet, und es dann in den Schlußversen heißt:

Sein Haar ist wirr, sein Antlitz ist bleich,
Als wär' er erstanden dem Todtenreich,
Und irren Fußes wankt er einher
Und sinkt aufs Lager und athmet schwer
In der Nacht, in der Nacht, auf der Höhe.

Auf stiller Alm bei Sternenlicht
Verhüllt die Sennrin ihr Angesicht.
Dem liebenden Mädchen ward es klar,
Daß — ach — der Jäger — betrunken war
In der Nacht, in der Nacht, auf der Höhe —

so ist das doch eine sehr triviale, auch durchaus keinen komischen Eindruck machende Pointe, deren sich der ungezogene Liebling der Camönen niemals schuldig gemacht hätte.

Weit graziöser sind die „Lieder von der Landstraße“ (Nr. 7). Zwar fehlen auch hier nicht Trinklieder, wie „Zieh, Schimmel, zieh“, und die Kellerjungfrauen erhalten den schuldigen Tribut: doch ist die Mehrzahl der Gedichte nicht in honorem Bacchi und Gambrini gedichtet, sondern es sind oft sehr anmuthige Genrebilder und allerliebste Gnomen; irgendein drolliger Einfall oder ein aus dem Kleinleben glücklich aufgegriffenes Bild wird durch ebenso glückliche Behandlung eine poetische Miniature von größter Zierlichkeit. Wie ansprechend ist das Vagantenlied „In der Fremde“:

Wenn die fremde Welt mich hat,
Freut mich eins am meisten:
Keiner kennt in Land und Stadt
Mich, den Zugereisten.
Wie ein Junker hochgemuth
Trag' ich meine Stirne,
Kecklich schau' ich untern Hut
Jeder hübschen Dirne.

Manches Mädchenauge licht
Blinzelt durch die Lider.
Gelt, ihr kennt den Vogel nicht
Diesmal am Gefieder?
Manche aus der Mädel Schar
Denkt wol auch im stillen:
Kam der Bursch am Ende gar
Her um meinetwillen?

Daß ich ein Vagante bin
Ohne rothen Stüber,
Kommt nicht einer in den Sinn,
Geh' ich stolz vorüber.
Ob mir Geld im Säckel klirrt,
Ob mir's fehlt am Baaren —
Fragt ihr morgen früh den Wirth,
Könnt ihr's leicht erfahren.

Wie allerliebst ist die Situation „Unter dem Regendach“:

Daß uns von des Schirmes Rand
Nicht die Güsse näßen,
Muß ich dich mit starker Hand
Fester an mich pressen.
Schau, wie rings das Wasser rinnt,
Wie die Bäume tropfen.
Deutlich spür' ich, armes Kind,
Deines Herzens Klopfen.

Da erscheint die Sonne wieder:

Sieghaft kommt sie wie ein Held
Durch das Blau gezogen.
Ueber dem getränkten Feld
Steht ein Regenbogen.
Daß der Himmel mild gesinnt,
Will er uns verkünd'gen,
Und wir dürfen, holdes Kind,
Noch ein Weilchen sünd'gen.

Auch „Katertücke“ ist ein niedliches Bildchen, das einen Genre- oder Thiermaler wohl inspiriren könnte. Ein Kater als Liebesbote soll der Geliebten einen ans Halsband gebundenen Brief bringen:

Als ich ihr am Nachmittag
In die Kammer schaute,
Saß sie bleich am Fensterschlag,
Und ihr Auge thaute.

Vor ihr stand mit meinem Brief
Zornesroth ihr Vater,
Und mit grünen Augen schief
Sah mich an der Kater.

Unerreichbar bist du mir,
Aber aufgeschoben,
Du verwünschtes Katzenthier,
Ist nicht aufgehoben.
Hab' ich dich einmal, Gesell,
Bist du auch verloren,
Und ich ziehe dir das Fell
Ueber Kopf und Ohren.

Lebendig ist auch das Gedicht „Betrogen", von erfreulicher Anschaulichkeit. Sehr humoristisch ist „Der Tintenfisch". Die erste Strophe des Gedichts lautet:

Ich kenne einen Tintenfisch,
Der schreibt in Hast und Eile
An einem vielbeklexten Tisch
Um kargen Lohn die Zeile.
Und fein ist selten, was er schreibt,
Doch hält man's ihm zugute. —
Dem Grauen, der die Mühle treibt,
Ist selten wohl zu Muthe.

Dieser grämliche, mäkelnde Geselle sah schon in der Jugend nichts als Flecken in der Sonne, fand, daß der Finke ohne Schule singe, der Wirthin Töchterlein schiele, der weiße Wein schal sei, der rothe nach Erden schmecke:

Die Suppe war ihm viel zu fett,
Zu mager war der Braten,
Zu hart war ihm das Lotterbett
Und auch zu kurz gerathen.
Am Morgen hat er einen Wisch
Mit Gall' und Gift beschrieben
Und ist ein armer Tintenfisch
Bis heutzutag geblieben.

Einzelne Lieder, wie „Ueberall blühendes Maienglück", „Am Meer", haben lyrischen Duft; das Lied „Wenn die Knospen brechen" variirt das schon von Heine besungene Maienglück der Liebe für alle Jahreszeiten. Die Liedersammlung „Von der Landstraße" wirbelt keinen Staub auf, sondern athmet frische Wanderlust.

In Baumbach's und Scheffel's Spuren wandelt ein jüngerer Dichter:

8. Schelmenlieder von Edwin Bormann. Leipzig, Liebeskind. 1883. 12. 3 M.

Edwin Bormann hat sich durch seine Dichtungen im sächsischen Dialekt viele Freunde erworben; er beherrscht nicht nur diesen Dialekt mit großer Sicherheit, sondern er weiß damit auch recht ergötzliche Wirkungen zu erzielen. Jedes solche Idiom hat einen eigenartigen Duft, und es kommt darauf an, nicht blos die sprachlichen Formen wiederzugeben, sondern eben diesen Duft, der uns mit einer Ursprünglichkeit berührt wie der Erdgeruch der Ackerscholle. Jeder Dialekt hat gleichsam seinen spiritus familiaris, dessen possirliche Mätzchen der Dialektdichter in seinen Versen abspiegeln muß.

In der neuen Sammlung von Edwin Bormann findet sich nur ein einziges Gedicht im sächsischen Dialekt: „Schützenkönigs Toilette", mit der sehr ergötzlichen Strophe:

Wo is der Säwel? Wo de Kedde?
Liegt ooch der Federhut barat?
De weeßt, es is nischt Kleenes, Jedde,
Um so ä Schitzenkeenigstaat.
Was das fer äune Oogenweide
Gans auf'en ff gewen soll!
Ich fiehle mich — weeßkneppchen! — heide
Ä Keenig jeder Värdelzoll!

Von den übrigen Gedichten kann ein Theil als Ableger der Scheffel'schen Muse und ihres gelehrten Humors betrachtet werden. Unter diesen befinden sich die besten Gedichte der Sammlung. Wir rechnen dazu die hochzeitlichen Herzensergüsse eines jungen, aber medicinisch wohlerfahrenen Ehemannes, der seine wissenschaftlich gebildete Liebeserklärung mit den Worten beginnt:

Sag', o sag', sind's Hallucinationen?
Halt' ich dich als Eheweib umspannt?
Ziehn der Arme Muskelcontractionen
Dich als Gattin an die Thoraxwand?
Ist dies Glück, dies wahrhaft grenzenlose,
Frag' ich skeptisch, ist es wirklich mein?
Keine Stickstoffoxydulnarkose
Wiegt mein Herz in süße Träume ein?

Die Jammercantate über die deutsche Bücherflut enthält sehr wohlgelungene Strophen, wie die folgenden:

Und ist verdaut das ABC,
Schifft „Robinson" heran,
Höchst bubenhaft von Renommée
Stürmt „Max und Moritz" an;
Und während noch von Scheußlichkeit
Der junge Schädel brummt,
Steht „Ploetz" mit père und mère bereit
Und ach! mit mensa „Zumpt"!

Bald sproßt am Kinn der erste Flaum,
Das Herz hüpft sehnsuchtsvoll
Und weiß vor lauter Goldschnitt kaum,
Wie es sich lassen soll.
Sein Minnefrühling brach herein,
Die Lyrik naht en gros,
Von innen eitel Liebespein,
Von außen Calicot.

Ebenso gelungen ist der „Gesang der Geister aus der vierten Dimension", „Das Entdeckungslied für Afrikareisende und solche, die es werden wollen". In letzterm wird die Freude, mit der die Creaturen des schwarzen Erdtheils die Entdecker begrüßen, sehr lebendig geschildert:

Sanft wedeln die Löwen des Senegals,
Und die Krokodile, sie schmunzeln,
Es legt das Rhinoceros ebenfalls
Sein Antlitz in freundliche Runzeln —
Denn heiter wird jegliche Seele gestimmt,
Wenn Europa Notiz von selbiger nimmt.

Und das Menschengewimmel in Afrikas Schos
Das jubelt höchst polyglottisch;
Auf Nubisch und Koptisch ruft es: famos!
Und auf Zulusch und Hottentottisch.
Und der Buschmann lauert im Kaktus versteckt,
Daß endlich einmal die Cultur ihn beleckt.

Auch wirft sich die holdeste Bantu-Maid
Uns zu Ehren in Festtoilette
Und salbt sich in löblicher Emsigkeit
Die Glieder mit Hammelfette.
Sie glänzet, sie duftet vom Scheitel zur Zeh'
Und spiegelt kokett sich im Njassasee. —

Eine gleiche Tendenz haben die Gedichte „Generalpauke der Natur an ihre irdischen Verehrer" und „O schaudre, holde Harmonie der Sphären"; sie wenden sich humoristisch gegen die leidige Wissenschaft, welche die Natur von vorn und hinten begafft.

Mit seinem Gedicht „Als die Römer toll geworden" hat Scheffel den Ton angegeben für die historische Humoreske; ihr eigen ist der Geschichtsstil, der mit den Händen in den Hosentaschen einherflanirt, und der gewagteste Anachronismus. In diesem Stil ist „Nebukadnezar's Klagelied", „Das Lied vom Hunyad", „Pyrrho der Skeptiker", „Plato oder der Triumph der Idee", „Ein culturhistorischer Fund", nämlich ein Brief der Karolingerin Emma an ihren Einhard, und andere Gedichte abgefaßt: nicht alle indeß mit gleich glücklichem Humor; namentlich die beiden zuletztgenannten haben doch etwas Forcirtes und Manierirtes.

Außerdem enthält die Sammlung eine Menge kleinerer Gedichte, die freilich nicht alle so zierlich in ihrem Bau und so graziös in ihrer Pointirung sind wie diejenigen von Baumbach; namentlich fehlt den Epigrammen bisweilen der gefiederte und sicher treffende Pfeil der Pointe. Im ganzen aber nimmt unter den Jüngern Scheffel's Edwin Bormann einen beachtenswerthen Platz ein: besonders auf dem Gebiete der behaglich plaudernden Humoreske ist ihm mancher glückliche Wurf gelungen.

Rudolf von Gottschall.

Geschichtliche Werke.

1. Historisches Taschenbuch. Begründet von Friedrich von Raumer. Herausgegeben von Wilhelm Maurenbrecher. Sechste Folge. Zweiter Jahrgang. Leipzig, Brockhaus. 1883. 8. 8 M.
2. Der Neue Plutarch. Biographien hervorragender Charaktere der Geschichte, Literatur und Kunst. Herausgegeben von Rudolf von Gottschall. Neunter Theil. Leipzig, Brockhaus. 1882. 8. 6 M.
3. Der Altkatholicismus. Eine Denk- und Schutzschrift an das evangelische Deutschland. Von Willibald Beyschlag. Zweite Auflage. Halle, Strien. 1883. Gr. 8. 1 M.

Der neue Jahrgang des „Historischen Taschenbuch" (Nr. 1) reiht sich den bisherigen Bänden in würdigster Weise an, und unter den Autoren der diesmaligen Beiträge sind Namen vom edelsten Klange in der historischen Wissenschaft; sie haben gerade aus den Gebieten geschöpft, auf denen sie unbestritten Herren und Meister sind. Verbindet sich mit dem Namen Wilhelm Maurenbrecher ganz unwillkürlich für den Historiker der Gedanke an Karl V. und Philipp II., deren berufenster Darsteller er ist, so ist Wilhelm Oncken einer der gründlichsten Kenner der Zeit der deutschen Befreiungskriege. Wilhelm Oncken bespricht in „Aus den letzten Monaten des Jahres 1813. Archivalische Mittheilungen", Metternich's und Aberdeen's Unterredungen über Deutschlands zukünftige Lage und die Nothwendigkeit einträchtigen Wirkens beider Cabinete gegen Napoleon, wovon die preußischen Staatsmänner keine Kunde erhielten; er zeigt, wie Metternich auch mit Saint-Aignan verhandelte, ohne aber zu erwarten, daß Napoleon auf die vorgeschlagenen Friedensbedingungen eingehen würde; wir sehen, daß damals in Frankfurt bei den Alliirten gar keine Neigung zum Frieden mit Napoleon herrschte, daß man vielmehr nicht nur Neapel, die Schweiz, Dänemark u. s. w. von Frankreich ablösen, sondern sein eigenes Volk durch Verlockungen von ihm trennen, ihn allein bekriegen und stürzen wollte. Karl Lamprecht entwirft vorwiegend nach den Rechtsaufzeichnungen ein Bild der fränkischen Stammescultur nach ihren Hauptrichtungen, zeigt in „Wirthschaft und Recht der Franken zur Zeit der Volksrechte", wie die salischen Franken in der Politik die Oberhand unter den andern Franken erhielten, und die Franken trotz mancher Verschiedenheiten spätestens im 8. Jahrhunderte ein wesentlich einheitliches materielles Recht ausbildeten, in dem sich ihre ganze Cultur wiederspiegelte. In erster Linie auf eigenen gediegenen Forschungen, denn auf den Arbeiten Paul Schweizer's beruht der Aufsatz des bekannten Biographen Maximilian's, Karl Klüpfel: „Der Schwäbische Bund", in welchem nicht nur dessen Geschichte, sondern auch sein allmähliches Beginnen und die seit 1453 auftretenden Bestrebungen nach Reform der Reichsverfassung entwickelt werden. Adalbert Horawitz entwirft in lebendigen Farben ein erschöpfendes Bild des „Humanismus in Wien", wohin zur Zeit der Renaissance Handelsinteressen und sichere Aussicht auf Lebensgenuß die Reisenden lockten; in Maximilian I., dem letzten Ritter, begegnen wir dem Augustus und Mäcen, der mitten durch die Ueppigkeit und den Schlendrian der wiener Gelehrtenwelt dem Humanismus eine glänzende Straße bahnte, voll Verständniß für denselben war, im innigsten Verkehre mit Gelehrten und Künstlern lebte; herrschte vor und nach ihm Dämmerung und Finsterniß, so waltete im maximilianischen Zeitalter ein äußerst reiches Geistesleben; beredt ist der Einfluß eines Balbi, Camers, Cospi, Fuchsmagen, Watt, Krachenberger, Cuspinian u. a., vor allem Celti's geschildert, mit dem die eigentliche Seele aller gelehrten Studien von Wien schied. Reinhold Koser, der sich mit ganzer Seele dem Studium Friedrich's des Großen weiht, gibt besonders mit Hülfe der berliner und pariser Archive in weitern Umrissen eine vorzügliche Darstellung

der verwickelten Staatshändel und der diplomatischen Irrgänge der zehn Friedensjahre vor dem Siebenjährigen Kriege. „Die Lehrjahre Philipp's II. von Spanien" von Wilhelm Maurenbrecher zeigen, wie begreiflicherweise bei dem spanischen Anstriche des Karolinischen Weltreichs Philipp II. in allererster Linie zum Spanier und bigotten Katholiken erzogen wurde; mit Bewunderung sah man auf seine in Italien entfaltete Gewandtheit, auf die Großthat, England dem Katholicismus wieder zu erobern und hier unter einem fremden Volke und ganz verschiedenen Verhältnissen Fuß zu fassen, und da seine Lehrjahre so ehrenvoll waren, durfte man hoffen, er werde ein großer Monarch werden. Ueber Philipp's Regierungszeit wird uns Maurenbrecher hoffentlich bald ein größeres Werk schenken.

Im neunten Bande des „Neuen Plutarch" (Nr. 2) treten drei Autoren auf, die schon wiederholt der gediegenen und in Deutschland einzigartigen Sammlung ihre gewandte und competente Feder geliehen haben: Hans Prutz, Adolf Beer und Friedrich Althaus. Hans Prutz versucht keine Rettung Moritz' von Sachsen und ist weit davon entfernt, ihn zum Tugendhelden stempeln zu wollen, aber er will seine verrufene Politik vielfach durch die gegebenen Verhältnisse erklären. Auch er sieht in Moritz den Schüler Karl's V. und Granvella's, der schließlich seine Lehrer überflügelt und stürzt, den Machiavellisten ohne Moral, und entwickelt meisterhaft, wie in ihm nichts von religiösem Glaubenseifer lebendig war, wie seine nach Ehrsucht und Machtgenuß drängende Natur und sein staatsmännisches Handeln niemals von Gefühlen berührt oder gar bestimmt wurden; er war durch und durch Staatsmann, berechnete mit Kälte, wo für ihn der größte Vortheil sei, und schlug sich zum Protestantismus, da ihm dieser im Gegensatze zum Katholicismus als die Macht erschien, der die Zukunft gehöre. Um zu wachsen, lehnte er sich trotzdem an Karl V., den mächtigsten Feind des neuen Evangeliums, an und verließ aus niedriger Ehrsucht, keineswegs aus moralischen oder religiösen Beweggründen, die protestantische Sache. Als er dann erkannte, durch den sieggewaltigen, hochmüthigen Kaiser werde das deutsche Fürstenthum gefährdet, verließ er auch ihn, dem er den schnöde erbuhlten Kurhut verdankte, und wurde der Alliirte Frankreichs. Prutz möchte ihn von dem Vorwurfe freisprechen, dadurch zum Verräther an Deutschland geworden zu sein, und meint, er habe nicht an die verderblichen Folgen der französischen Intervention im Reiche gedacht: ein Staatsmann von Moritz' Gaben wußte, was er that und was daraus entstehen mußte. Trat er schließlich gegen Karl V. nochmals auf und jagte ihn bis Villach, so that er dies gewiß weit mehr in seinem Interesse als für die Rettung der Reformation und des deutschen Volks, die ihm Prutz als schönsten Lorber um die Schläfe winden will. Mag Moritz immerhin das Verdienst besitzen, zuerst den deutschen Fürsten die Verderblichkeit des spanischen Absolutismus für das Reich enthüllt zu haben, so kann ich doch in ihm nur den gewissenlosen Mann erblicken, der gewohnt war, einen Verrath mit dem andern zuzudecken; nimmermehr kann ich glauben, daß er für eine nationale deutsche Politik gegen Oesterreich-Spanien sich erwärmt, oder gar daß seine Allianzen gegen Karl V. irgendwelche Aehnlichkeit mit dem von Friedrich dem Großen geschlossenen Fürstenbunde gegen das Haus Habsburg gehabt habe.

Diesem unter allen Umständen trüben Charakter steht strahlend und klar Joseph II. gegenüber, den einer der kundigsten Meister österreichischer Geschichte, Adolf Beer, uns mit warmer Begeisterung und herzgewinnender Sympathie vorführt. Selten ist jemand so unbarmherzig verdammt, selten so über alles Maß gepriesen worden, wie der große Revolutionär auf dem Throne, und zwar begegnet man dieser verkehrten Beurtheilung besonders in Oesterreich. Beer hat die Jugend Joseph's gar zu kurz erwähnt, eine Darstellung seiner Anfänge wäre gewiß nicht uninteressant. Ziehen wir die Summe des reichen und doch so tragischen Lebens, so wollte Joseph II., sobald er seiner großen Mutter auf dem Throne folgte, sein vielseitiges Wissen zu Gunsten seiner Unterthanen verwerthen, im Gegensatze zu der allmählich und sicher fortschreitenden Kaiserin mit einem Schlage Oesterreich umgestalten, den Staat von der Kirche emancipiren und, trotz der Reise des Papstes nach Wien, den Nichtkatholiken Toleranz gewähren, dem vielsprachigen Oesterreich ein deutsches Gepräge geben, da er selbst ganz und voll Deutscher war. Joseph war in eminentem Maße Absolutist, aber in dem Sinne, daß er alles an das Wohl des Staats und der Unterthanen setzte und wie Friedrich der Große der erste Diener seines Staats sein wollte; und diesem edelsten aller Habsburger fiel das beklagenswerthe Los, mit brechendem Auge das Scheitern aller Bestrebungen seines arbeitsvollen Lebens erblicken zu müssen.

Wenigen Sterblichen hingegen hat wol das Glück so sehr gelächelt wie Benjamin D'Israeli, Lord Beaconsfield, den uns der in englischer Geschichte und englischem Leben ungemein bewanderte Friedrich Althaus mit großem Geschicke schildert, so wenig abschließend auch sein Urtheil über die noch zu unmittelbar wirkende Persönlichkeit sein muß, da die ergiebigsten Quellen zur zeit noch verschlossen sind. Beaconsfield schuf sein Schicksal selbst innerhalb des Rahmens der Dinge, wie sie eben lagen, indem er in hervorragendstem Grade geniale Begabung besaß und sie mit leidenschaftlichem Ehrgeize und eiserner Willenskraft zur durchschlagenden Wirkung brachte. Auf seine jüdische Herkunft stolz, war er der erste Sohn Israels, der — freilich nach seiner Taufe — ein Weltreich lenken durfte, seitdem Juda zu Grunde gegangen. Weit entfernt von der Ruhe und Würde Gladstone's, „vereinte er mit dem Cynismus eines weltlichen Verstandes das abenteuerliche Wesen einer romantischen Phantasie", war stets ein Freund des Effects, und wenn er in jüngern Tagen an Lord Palmerston den stolzen Imperialismus verhöhnt hatte, so ließ er am Abende seines Lebens sich doch gleichfalls davon völlig beherrschen,

machte ihn zu seiner leitenden politischen Idee und entfremdete infolge dessen Großbritannien ganz der souveränen Ruhepolitik, der vornehmen Isolirung, um es zu Abenteuern und Kriegen zu verleiten, bis die Reaction hiergegen nicht ausblieb und der Tod dem Staatsmann und Schriftsteller Scepter und Feder aus der Hand nahm.

Inmitten der schwankenden Stellung, welche der Staat in Deutschland gegenüber Rom und den Altkatholiken einnimmt, ertönt aus dem protestantischen Lager eine Stimme: „Der Altkatholicismus, eine Denk- und Schutzschrift" von Willibald Beyschlag (Nr. 3), welche dem Altkatholicismus nicht nur die Bewunderung der Protestanten ausspricht und in ihm den Genossen gegen die Curie begrüßt, sondern ihn dem Staate als treue Stütze und wahrhaft katholische Richtung gegenüber dem staatsfeindlichen Neukatholicismus empfiehlt. Mit überzeugender Wärme zeigt der gefeierte protestantische Theologe, welche verderbliche Wirkung das Vaticanische Concil von 1870 auf die Stellung der Katholiken, der Bischöfe und des Papstes zu den Regierungen übt, und wie dieselbe mit der Zeit immer vergiftender wirken muß, wie die römische Kirche durch die Maigesetze und die scheinbare Verfolgung, die ihr den Nimbus des Martyriums verlieh, eminent gewonnen, und die Theilnahme der Massen an dem auftretenden Altkatholicismus sich dadurch rasch vermindert hat. Er betont, wie verkehrt es sei, im Zeitalter des Ultramontanismus einerseits und des noch gefährlichern Indifferentismus andererseits Vergleiche zwischen der Reformation mit ihrer Ausbreitung und dem Altkatholicismus mit der seinigen anzustellen; man müsse sich vielmehr wundern, daß bei der absoluten Ungunst der Verhältnisse das bisherige Resultat des nirgends begünstigten, überall hintangesetzten oder verfolgten wahrhaft katholischen Glaubens gegenüber Rom und dem Neukatholicismus ein so günstiges sein konnte. Er legt dem Staate, dessen Feinde die Römlinge sind, voll Bruderliebe die treuen Unterthanen und echten Deutschen des Altkatholicismus, die dem Kaiser geben was des Kaisers ist, ans Herz und warnt ihn beredt vor dem vergiftenden Einflusse Roms; aus dem christlichen Gewissen entstand einst die Reformation, jetzt der Altkatholicismus, der nicht dulden will, daß der Katholicismus im Romanismus untergehe und im Papste keinen neuen Gott und Heiland anerkennen kann. Beyschlag begrüßt im Altkatholicismus einen evangelischen Katholicismus, Geist von unserm Geiste, und weist darauf hin, daß die Tradition den Altkatholiken den Uebertritt zum Protestantismus unmöglich mache. Er prophezeit ihnen eine Zukunft voll Erfolg, indem er für Bischof Reinkens die höchste erdenkliche Verehrung äußert. Mir scheinen indeß seine Erwartungen wenig gerechtfertigt, mich beschleicht schwere Sorge um Bestand und Propaganda der neuen Lehre, die nicht durchgreifend und energisch genug zu sein scheint, um dem vollendetsten Organismus, den die Weltgeschichte kennt, der römischen Hierarchie, den Sieg zu entwinden oder auch nur sich ehrfurchtgebietend neben ihm zu behaupten.

Arthur Kleinschmidt.

Feuilleton.

Theater und Musik.

In Leipzig ist Ernst Wichert's Schauspiel „Peter Munk" mit Erfolg zur Aufführung gekommen. Das Stück ist auch im Buchhandel erschienen, und wir werden dasselbe demnächst eingehender besprechen. Hier genüge die Bemerkung, daß der Dichter das Motiv zu seinem Drama aus einem Hauff'schen Märchen genommen, daß er aber die Handlung selbst auf eigener Erfindung aufgebaut hat. Das Glück und Unglück der Herzlosigkeit wird uns an einem Mann von Eisen dargestellt, der sein Herz in märchenhafter Weise einem geheimnißvollen Fremdling dahingab. Doch daß in diese Handlung nur gleichsam ein Schimmer des Märchenhaften hineinfällt, während alles andere sich auf einer realistischen Grundlage mit strenger Lebenswahrheit aufbaut, läßt das Stück nicht ganz aus einem Guß erscheinen.

Bald nach dem Wichert'schen Stücke kam am leipziger Theater das historische Schauspiel von Eduard Tempeltey „Hie Welf, hie Waiblingen" zur Aufführung, und zwar zum ersten male, obschon das Datum seines Entstehens um Jahrzehnte zurückreicht. Der Autor hatte das Schauspiel bald nach seiner „Klytämnestra" verfaßt, welche mit so vielem Erfolg über die Bühnen gegangen war; doch diese hatten sich dem antiken Stoff günstiger gezeigt als dem mittelalterlichen — und „Hie Welf, hie Waiblingen" ging nirgends in Scene. Jetzt verschaffte Director Stägemann in Leipzig dem Drama eine späte Première, die indeß einen lebhaften Erfolg hatte. Tempeltey wohnte der Aufführung bei, wie auch Wichert derjenigen seines „Peter Munk", und beide Autoren wurden mit Hervorrufen und Lorberkränzen belohnt. Der Stoff des Tempeltey'schen Dramas ist der Conflict zwischen Friedrich Barbarossa und Heinrich dem Löwen: ein Stoff, den schon Grabbe und Raupach und Albert Lindner (in seinem grabbesirenden Drama „Stauf und Welf") behandelt hatten. Von großem Wurf und sehr wirksam ist in dem Tempeltey'schen Drama die Scene, in welcher der Bruch zwischen den beiden Fürsten stattfindet. Auch die Schlußscene, der Abschied des verbannten Löwen vom Kaiser auf dem Reichstag zu Erfurt, ist wirkungsvoll. Dazwischen zersplittert sich die Handlung etwas historienhaft: eine Zersplitterung, welche der Zwischenvorhang der zahlreichen Verwandlungen noch merkbarer macht. Die Sprache ist poetisch, sentenzenreich, oft lyrisch duftig, in wechselnden Rhythmen, die häufig gereimt sind.

— An den Hoftheatern zu Hannover und Karlsruhe kam mit Erfolg das neue Schauspiel von Richard Voß: „Der Mohr des Zaren", zur Aufführung. Da auch dies Stück im Buchhandel erschienen ist, wird es in d. Bl. ausführlicher recensirt werden. Es ist nach einem Fragment von Puschkin gedichtet. Der Held des Stücks ist der Mohr Peter's des Großen, kein Othello Shakspeare's und kein Berdoa Grabbe's, sondern ein treuer Diener seines Herrn, der ihm das Leben rettet und dann mit der Hand einer Hofdame belohnt wird, die er schon lange liebt, und die zuletzt ihre Gegenliebe bekennt, nachdem anfangs „die schattige Livrée der glühenden Sonne" diese Liebe nicht zu Worte kommen ließ.

— Ein älteres Trauerspiel von Otto Roquette: „Sebastian", ist am darmstädter Hoftheater mit großem Erfolg zur Auf-

führung gekommen. Das Drama ist in den „Dramatischen Dichtungen" von Otto Roquette (1867) enthalten und in Nr. 33 d. Bl. f. 1867 bereits eingehend besprochen worden. Der Stoff hat Verwandtschaft mit Demetrius und Warbeck; der Pseudo-Sebastian ist nach Roquette's Erfindung ein Freund des echten. Einzelne Scenen, besonders im zweiten Act, sind von dramatischer Wirkung, im ganzen ist der Stil indeß mehr graziös und gefällig, als dramatisch energisch.

— Am berliner Hoftheater ist Otto Gensichen's „Frau Aspasia", ein neues Lustspiel, in Scene gegangen und hat beifällige Aufnahme gefunden. Frau Aspasia ist eine junge Ehefrau, die mit einem Hausfreund ungenirt verkehrt, dadurch aber Argwohn und Befürchtungen erweckt. Dieser Hausfreund hat einen Nachahmer, der überall in seine Fußstapfen tritt. Beide müssen beseitigt werden, damit das Glück der Ehe ungestört bleibe und Frau Aspasia, die übrigens mit der ionischen Hetäre sehr wenig gemein hat, nicht aus dem rechten Gleis gerathe. Zwei Töchter eines Professors sind die zu diesem Zweck Auserwählten, und zufällig finden sich die Herzen der Liebenden zusammen. Gensichen hat seiner „Märchentante", der Frau Frieb-Blumauer, auch in diesem Stück eine Rolle geschrieben, eine liebenswürdige Schwiegermutter, und die meisterhafte Darstellung dieses weißen Raben trug zum Erfolg des Lustspiels nicht wenig bei. Auch bringt er einen jener für jeden Waschzettel Goethe's schwärmenden Goethe-Forscher in seinem Professor auf die Bühne. Die Kritik tadelt indeß das Mosaikartige des Stücks, dem der energische Zusammenhalt fehle.

Geringern Erfolg hatte am Wallner-Theater in Berlin das Lustspiel von Otto Girndt: „Wir Marionetten", in welchem berufene und unberufene Schriftsteller auftreten. Einzelne Charakterzeichnungen finden bei der Kritik Anerkennung.

— In Königsberg ist ein Lustspiel von Felix Dahn: „Der Kurier nach Paris", in Scene gegangen, welches das nicht mehr neue Verkleidungsmotiv benutzt, um einige erheiternde Situationen zu schaffen, die zugleich den Gegensatz zwischen innigem, biederm deutschen Wesen und französischer Glätte und Geschmeidigkeit illustriren. Die Kritik meint, daß ein Mädchen als Husarenlieutenant, das wie ein solcher ficht, schießt und flucht, sich im Lustspiel überlebt habe und nur für die Operette noch zuzulassen sei. Dahn's dichterisches Talent verleugnet sich natürlich in einzelnen Scenen nicht.

— In Hamburg ist eine neue Oper von Karl Grammann: „Thusnelda", in Scene gegangen. Der Text von Hermann Dickmann wird gerühmt; dagegen wird der Composition tönende Formlosigkeit nachgesagt; die Kritik spricht von Beobachtung gewisser Observanzen eines modernen Opernjargons, von einem rastlos fortdämmernden Orchestergeplauder. Die Oper „Gudrun" von E. Klughardt fand im berliner Opernhause eine vorwiegend günstige Aufnahme, durch einfache Musik, bei der die Gesangsstimmen überwiegen, durch das reine und sachliche Streben des Componisten; ebenso gefiel die Oper „Vornehme Wirthe" von Bernhard Scholz in Leipzig, besonders einzelne Nummern dieser mit feiner musikalischen Technik geschaffenen Oper, die allerdings aber in Bezug auf den Zeitgeschmack allzu sehr gegen den Strom schwimmt.

Bibliographie.

Beer, A., Die orientalische Politik Oesterreichs seit 1774. Prag, Tempsky. Gr. 8. 24 M.

Bernard, E., Léon Michel Gambetta. Vom Krämersohn bis zum Dictator oder der Ruf der Sylvesternacht. Historisch-romantische Erzählung aus Frankreichs jüngster Vergangenheit. 1stes Hft. Elbing, Neumann-Hartmann. Gr. 8. 10 Pf.

Politische Betrachtungen eines Unabhängigen. Wien, Rosner. Gr. 8. 1 M.

Kritische Blicke auf die Finanz-Politik des deutschen Reichskanzlers von einem Unparteiischen. Dessau. Gr. 8. 60 Pf.

Bonar, H., Lieder des Glaubens und Hoffens. Aus dem Englischen übertragen von Elis. Erbkam. Leipzig, Böhme. 8. 1 M. 60 Pf.

Brandt, M. G. W., Insel und Seebad Juist an der ostfriesischen Küste. Kleine Reiseerinnerungen und Studien. Mit einer Ansicht des Inseldorfes und einer Situationskarte der ostfriesischen Inseln. Norden, Soltau. 8. 1 M. 20 Pf.

Frankfurter zeitgemäße Broschüren. Neue Folge, herausgegeben von P. Haffner. 4ter Bd. 6tes Hft.: Das Ignoramus und Ignorabimus der neueren Naturforschung. Von P. Haffner. Frankfurt a. M., Foesser Nachf. Gr. 8. 50 Pf.

Buch, M., Finnland und seine Nationalitätenfrage. Stuttgart, Cotta. 8. 1 M. 20 Pf.

— — Die Wotjäken, eine ethnologische Studie. Helsingfors. 1882. Gr. 4. 10 M.

Dewall, J. van, Madame Pauline. Eine Erzählung aus der Zeit der Invasion. Berlin, Janke. 8. 1 M.

Bunte Dichtungen von einem Livländer. Riga, Kymmel. 1882. 8. 3 M.

Engel, E., Geschichte der englischen Litteratur. Mit einem Anhang: Die amerikanische Litteratur. 1ste Lfg. Leipzig, Friedrich. Gr. 8. 1 M.

Friedrich Frey-Herose, Bundesrath. Aus der handschriftlich hinterlassenen Autobiographie. Aarau, Sauerländer. Gr. 8. 2 M.

Friedenstein, W., Die Kinder der Verbannten. Roman. Liban, Puhze. 8. 2 M.

Fries, A. de, Der Kampf um die Schule. Ein Wort zur Orientirung. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Fugmann, A., Vor 250 Jahren. Episch-romantisches Zeitstimmungsbild aus dem 30jährigen Kriege. Coburg, J. G. Riemann. 1882. 8. 1 M. 50 Pf.

Gaedke, W., Hertha. Ein Trauerspiel. Berlin, Freund u. Jeckel. 8. 2 M.

Heckel, C., Richard-Wagner-Gedenkfeier. Dichtung. Mannheim, Bensheimer. Gr. 8. 30 Pf.

Heiberg, H., Ernsthafte Geschichten. Leipzig, Friedrich. 8. 6 M.

Helbig, F., Die Wacht am Osterstein. Festspiel. Gera, Burow. Gr. 8. 40 Pf.

Hesekiel, Ludovica, Prinz Wilhelm. Eine Erzählung aus stiller Zeit. Berlin, Janke. Gr. 8. 5 M.

Hinrichsen, A., Wohre Geschichten. Ludwigslust, Hinstorff. 8. 1 M. 50 Pf.

— — Twei Leiwsgeschichten. Ludwigslust, Hinstorff. 8. 2 M.

Das zwanzigste Jahrhundert. Organ für natürliche Welt- und Lebens-Anschauung. Redigirt von M. Engelmann. 1ster Jahrg. 1883. 24 Nrn. Breslau, Langmann. Gr. 4. Vierteljährlich 1 M. 75 Pf.

Kleser, H., Die deutsche Währung und ihre Gegner. Kritische Erörterungen über Währungsfragen. Köln, Du Mont-Schauberg. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Lang, J., Gedichte. Zürich, Schmidt. 8. 2 M.

Laßwitz, K., Die Lehre Kants von der Idealität des Raumes und der Zeit, im Zusammenhange mit seiner Kritik des Erkennens allgemeinverständlich dargestellt. Gekrönte Preisschrift. Berlin, Weidmann. Gr. 8. 6 M.

Latendorf, F., Aus der Zeit für die Zeit. Vaterländische Dichtungen aus Mecklenburg. Ludwigslust, Hinstorff. 8. 75 Pf.

Macke, R., Einiges aus der Geschichte und Sage von Ploen. Ein Vortrag. Ploen, Hahn. 4. 40 Pf.

Magewirth, J., Glockentöne. Geistliche Dichtungen. Frankfurt a. M., Gebr. Knauer. 12. 5 M.

Mallery, G., Forschungen und Anregungen über die Zeichensprache der Indianer Nord-Amerikas. Uebersetzt von Agnes Brauer. Mit Anmerkungen von W. Keil. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 1882. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Manteuffel, Ursula Zöge v., Mark Albrecht. Roman. 2 Bde. Leipzig, Böhme. 8. 7 M.

Melde, F., Akustik. Fundamentalerscheinungen und Gesetze einfach tönender Körper. Mit 87 Abbildungen in Holzschnitt. (Internationale wissenschaftliche Bibliothek, 56. Bd.) Leipzig, Brockhaus. 8. 7 M.

Nitzsch, K. W., Geschichte des deutschen Volkes bis zum Augsburger Religionsfrieden. Nach dessen hinterlassenen Papieren und Vorlesungen herausgegeben von G. Matthäi. 1ster Bd. — A. u. d. T.: Geschichte des deutschen Volkes bis zum Ausgang der Ottonen. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 7 M. 20 Pf.

Ouida, In den Maremmen. Roman. Frei nach dem Englischen. 3 Bde. Berlin, Janke. 8. 10 M.

Proch, H., Die Alpenhütte. Komische Oper nach Scribe und Melesville. Musik von A. Adam. Wien, Wallishausser. 8. 60 Pf.

Riegel, H., Ein Hauptstück von unserer Muttersprache. Mahnruf an alle national gesinnten Deutschen. Leipzig, Grunow. Gr. 8. 1 M.

Schnitzer, J., Muzeddin. Romantisch-komische Oper. Musik von S. Bachrich. Wien, Wallishausser. 8. 70 Pf.

Schönthan, F. v., Der Schwabenstreich. Lustspiel. Berlin, Freund u. Jeckel. 8. 2 M.

Teuber, O., Geschichte des Prager Theaters. Von den Anfängen des Schauspielwesens bis auf die neueste Zeit. 1ster Thl.: Von den Keimen des Theaterwesens in Prag bis zur Gründung des gräflich Nostitz'schen Theaters, des späteren deutschen Landestheaters. Prag, Haase. Gr. 8. 5 M.

Turgeniew, J., Gedichte in Prosa. Mit Autorisation des Verfassers übersetzt von R. Löwenfeld. Breslau, Trewendt. 8. 1 M. 50 Pf.

— — Klara Militsch. Novelle. Uebersetzt von W. Henckel. München, Stroefer. 12. 1 M.

Ulrich, W., Ximenes, der große Kardinal und Reichsverweser Spaniens. Ein Lebensbild, nach historischen Quellen entworfen. Langensalza, Schulbuchhandlung. 8. 75 Pf.

Wallner's allgemeine Schaubühne. 72ste Lfg.: Hut ab! Dramatischer Scherz von A. Kistner. — 73ste Lfg.: Der erste Maskenball. Dramatischer Scherz von C. A. Paul. Erfurt, Bartholomäus. Gr. 8. à 75 Pf.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. Nr. 16. 19. April 1883.

Schriften über Goethe.

1. Goethe's Werke. Mit Einleitungen und Anmerkungen von G. von Loeper. Erster Band: Gedichte. Erster Theil. Zweite Ausgabe. Berlin, Hempel. 1882. Gr. 8. 5 M.
2. Ausgewählte Schriften von Bayard Taylor. Zweiter Band: Goethe's Faust, erster und zweiter Theil. Erläuterungen und Bemerkungen dazu. Leipzig, Grieben. 1882. 8. 3 M. 60 Pf.
3. Cyprian von Antiochien und die deutsche Faustsage. Von Theodor Zahn. Erlangen, Deichert. 1882. Gr. 8. 3 M.
4. Goethe's Briefe. Verzeichniß derselben unter Angabe von Quelle, Ort, Datum und Anfangsworten. Uebersichtlich nach den Empfängern geordnet, mit einer kurzen Darstellung des Verhältnisses Goethe's zu diesen und unter Mittheilung vieler bisher ungedruckter Briefe Goethe's. Von Fr. Strehlke. Zweite bis zehnte Lieferung. Berlin, Hempel. 1881—82. Gr. 8. Jede Lieferung 1 M.

Von Goethe's Werken in der neuen Hempel'schen Ausgabe, mit Einleitungen und Anmerkungen von G. von Loeper (Nr. 1), liegt der erste Band vor, der Gedichte erster Theil. Die frühere, von Strehlke besorgte, seit 1867 erschienene Hempel'sche Goethe-Ausgabe darf füglich als bekannt gelten. Dieselbe enthält in ihren vier ersten Bänden die Gedichte, mit möglichster Feststellung der richtigen Lesarten, über welche in einem Schlußabschnitt Rechenschaft abgelegt wird; wo es möglich erschien, wird in einer Fußnote des Textes die Zeit der Entstehung angegeben. Diese kritischen und erläuternden Beigaben, im ersten Bande auf ein verschwindend geringes Maß beschränkt, werden im zweiten etwas reichhaltiger; im dritten erscheint zum ersten male Georg von Loeper neben Strehlke als Erläuterer; vom vierten Bande ab, welcher den „Westöstlichen Divan" bringt, nennt sich von Loeper als Herausgeber und waltet seines Amtes mit seitdem bewährter Gediegenheit, sodaß damals schon die Kritik sich dahin äußerte, eine neue Ausgabe der drei ersten Bände in der Weise des vierten erscheine wünschenswerth. Mit dem vorliegenden ersten der vier Bände, welche Goethe's Lyrik umfassen wird, beginnt die Verlagshandlung diesem Wunsche zu entsprechen; derselbe gleicht in Format und Ausstattung durchaus den bereits vorliegenden beiden Bänden des „Faust", mit dem Unterschiede indessen, daß in dem letztern die Anmerkungen unter den Text gesetzt sind, dagegen im vorliegenden ersten Bande der Lyrik, welcher im wesentlichen die Lieder, Geselligen Lieder, Balladen, Antiker Form sich nähernd, die Elegien und Epigramme umfaßt, die Anmerkungen an den Schluß verwiesen werden, wo dieselben, der frühern Kärglichkeit völlig entsagend, vierzehn von den dreißig Bogen des ersten Bandes in Anspruch nehmen. Es bedarf nur dieses Hinweises, um zu zeigen, wie reichhaltig die neuen Erläuterungen zu Goethe's Lyrik sind. Daß man sich dabei in Bezug auf Correctheit der Texte wie auf Zuverlässigkeit des Commentars an der Hand eines Führers wie von Loeper allezeit auf festem Boden befindet, ist selbstverständlich; nur mit größter Schüchternheit möchte ich meinen Zweifel daran aussprechen, daß Goethe's allbekannte Gedichte „Der Strauß, den ich gepflücket", „Zwischen Weizen und Korn", „Tage der Wonne" deshalb, weil sie erst seit 1810, beziehungsweise 1804 nachweisbar sind, auch erst um diese Zeit entstanden seien; der ganze Wurf dieser Gedichte, sowie der Umstand, daß Goethe dieselben mitten zwischen Lieder aus der Lili-Zeit hineinsetzte, möchte doch wol auf eine Entstehung in jener frühern Periode deuten. Ebenso möchte ich zur nähern Feststellung, woher Goethe wol den Anfang seines Epiphaniasliedes nahm, verweisen auf Biedermann, „Goethe und das Erzgebürge", S. 196 fg. Doch das sei nur gelegentlich zu freundlicher Erwägung gesagt. Eine solche durchaus zuverlässige Sammlung von Goethe's Lyrik, zugleich mit Beifügung der zum Verständniß nothwendigsten Erläuterungen, ist eine wahre Wohlthat für

die engere Goethe-Gemeinde nicht nur, sondern für den weiten Kreis derer, welche sich an diesen unsterblichen Liedern erfreuen und doch so manchesmal die Frage aufwerfen möchten: wann hat Goethe das gedichtet? Auf wen bezieht es sich? Was hat dieses seltene Wort, diese verkürzte Satzstellung zu bedeuten? Wir begrüßen diese neue Hempel'sche Goethe-Ausgabe mit lebhafter Freude.

Von der auf etwa zehn Bände veranschlagten Sammlung von Bayard Taylor's ausgewählten Schriften (Nr. 2), welche Marie Hansen-Taylor herausgibt, liegen die beiden ersten Bände vor, von welchen hier der zweite uns beschäftigen wird. Der berühmte nordamerikanische Reisende und Faust-Uebersetzer fühlte das Bedürfniß, seinen Landsleuten durch die schwer verständliche Dichtung ein Führer zu sein; seine etwa 1870 in englischer Sprache niedergeschriebenen Bemerkungen zu „Faust" erster und zweiter Theil erscheinen nunmehr hier in deutschem Gewande.

Es kann uns Deutschen nur schmeichelhaft sein, wenn unser größtes Dichterwerk auch auf dem Boden Nordamerikas einen Erläuterer findet; ob es aber Bedürfniß war, dasjenige was Bayard Taylor seinen Landsleuten darbot, auch auf deutschem Boden zu verbreiten, darüber darf man wol einen Zweifel äußern. Bayard Taylor hat allem Anschein nach die vor 1870 erschienenen Werke über „Faust" fleißig studirt, wie dies aus zahlreichen Anführungen auch solcher Schriften erhellt, die wir heutzutage nicht mehr als besonders bedeutsam ansehen; es ist dagegen in den letzten Jahren gerade in Deutschland an erläuternden Schriften im ganzen und einzelnen, an Forschungen über die Entstehung der Faust-Sage und der Goethe'schen Faust-Dichtung so Mannichfaltiges und Neues zu Tage gekommen, daß ein vor zwölf Jahren zunächst für einen nordamerikanischen Leserkreis bestimmtes Buch uns im Grunde nicht viel Neues zu bieten im Stande sein möchte. Es ist ja ganz richtig, was die Herausgeberin im Vorworte bemerkt, daß hier zum ersten mal ein Dichter von Bedeutung es unternahm, das Werk des großen Dichters zu erläutern, und so fehlt es nicht an feinen Bemerkungen, welche des Dichters Hand verrathen; hin und wieder hat Bayard Taylor mit Geschick zur Erläuterung mündliche und briefliche Aeußerungen Goethe's oder Parallelstellen englischer Dichter herangezogen, welche ich in deutschen Commentaren mich nicht entsinne gelesen zu haben; ebenso theilt er, besonders zu den Bemerkungen im zweiten Theile, öfter die Deutungen verschiedener Erläuterer mit, sodaß uns, statt einer maßgebenden letzten Deutung, die Wahl zwischen verschiedenen Auffassungen freisteht. Dies alles ist ja schätzenswerth genug, um auch diesem jüngsten Faust-Commentar Beachtung zu sichern; der Deutsche aber wird wohlthun, vor oder doch neben Bayard Taylor unsere neuern Erklärer, beispielsweise Loeper und Schröer, zu Rathe zu ziehen. Die beiden am Schlusse beigefügten Anhänge über die Faust-Sage und die Chronologie des „Faust" bringen ohne Zweifel den englischen und amerikanischen Lesern mannichfaltige Belehrung; der deutsche Leser, vornehmlich der mit den Forschungen unserer Tage vertraute, möchte wol hier kaum Neues finden.

Die Frage über die Entstehung der Faust-Sage hat seit geraumer Zeit die Forscher beschäftigt. Gemeiniglich nahm man an, daß dieselbe ihrem Kern nach auf der etwa um 538 n. Chr. vorgefallenen Geschichte des Theophilus beruhe, welcher, als Geistlicher zu Adana in Cilicien ungerechterweise seines Amtes entsetzt, dasselbe mit Hülfe des Teufels wieder gewinnt, dann aber in sich geht und durch die Fürbitte der heiligen Jungfrau vom ewigen Verderben gerettet wird. Auch die neuesten Erläuterer des „Faust", deren Commentare mir zur Hand sind, von Loeper und Schröer, gedenken nur der Theophilus-Sage als eines Vorbildes. Nun ist es auffallend, daß Calderon in seinem „Wunderthätigen Magus" eine ähnliche, aber in mancher Hinsicht verschiedene Sage von Cyprianus zu Antiochien dramatisch verwerthet hat, ohne daß doch erwiesenermaßen eine Bekanntschaft des Spaniers mit dem Faust-Roman der Reformationszeit oder Goethe's mit Calderon vorhanden wäre. Man darf wohl vermuthen, daß Calderon eine andere Quelle hatte, und daß diese Quelle, die Geschichte des Cyprianus von Antiochien, der Gestaltung der Faust-Sage ebenfalls zu Grunde liegt, zumal wenn es sich nachweisen ließe, daß die Cyprianus-Sage erheblich älter ist als die Theophilus-Sage.

Theodor Zahn nun hat in dem unter Nr. 3 genannten Buche es unternommen, nachzuweisen, daß in dieser bisjetzt von der Goethe-Forschung nicht oder kaum beachteten Cyprianus-Sage „die wesentlichsten Wurzeln der Faust-Sage liegen". Die beiden berühren sich in mancher Hinsicht erheblich näher als Faust und Theophilus. Während der letztere durch geistlichen Ehrgeiz zum Bündniß mit dem Teufel geführt wird, hat Cyprianus alle heidnische Weisheit erschöpft und große Zaubermacht gewonnen; als er aber seine Dämonen ausschickt, um für einen Freund die Liebe einer spröden christlichen Jungfrau Justina zu gewinnen, schlägt diese durch das Zeichen des Kreuzes die Widersacher in die Flucht; Cyprianus erkennt, wie sehr der Christengott seinen heidnischen Göttern überlegen ist, bittet um die Taufe und stirbt mit Justina den Märtyrertod. Nach einer andern Gestalt der Sage verliebt sich Cyprianus selber in die Jungfrau, welche er zuerst einem andern zuführen wollte, und scheitert an ihrer Frömmigkeit; der Schluß ist derselbe. Wenn auch der Engländer Baring-Gould zu viel sagt, indem er in der Geschichte von Cyprianus und Justina die Keime von Faust und Gretchen enthalten findet, so ist doch die Cyprianus-Sage jedenfalls reicher ausgebildet und ganz anders motivirt als die Theophilus-Sage.

Die Geschichte von dem schließlich für das Christenthum gewonnenen antiochenischen Zauberer fand frühzeitig Darstellungen in Prosa, welche bereits um 450 n. Chr. durch die gelehrte Kaiserin Eudokia eine dichterische Bearbeitung erfuhren. Zahn gibt uns im vorliegenden Buche

zunächst eine deutsche Uebersetzung jener drei ältesten Prosadarstellungen der Cyprianus-Geschichte und schließt daran eine Untersuchung über deren Entstehungszeit und gegenseitiges Verhältniß wie über die frühzeitige Vermischung der antiochenischen Sage mit der Geschichte des bekannten karthagischen Bischofs Cyprian und die Verwandtschaft mit andern ähnlichen kirchlichen Sagen des christlichen Morgenlandes; es sind das Ausführungen, welche bei ihrer ausschließlichen Bedeutung für den Forscher der Kirchen- und Legendengeschichte hier nicht eingehender betrachtet werden können; den Schluß bildet die nach zwei pariser Handschriften abgedruckte, bisher noch nicht veröffentlichte erste Cyprianus-Legende. Jedenfalls werden diejenigen, welche fortan über die Entstehung der Faust-Sage sich und andere eingehender belehren wollen, das Werk von Zahn nicht unbeachtet lassen dürfen.

Die erste Lieferung der von Fr. Strehlke herausgegebenen „Goethe-Briefe" (Nr. 4) haben wir in Nr. 20 d. Bl. f. 1882 besprochen. Es liegen nunmehr die weitern Lieferungen bis zur zehnten vor, welche den ersten, nahezu 500 Seiten starken Band schließt. So ist wol anzunehmen, daß das ganze Werk mit zwei starken Bänden abgeschlossen sein, und zugleich, daß es in erfreulicher Weise rascher, als derartige Veröffentlichungen pflegen, gefördert werden wird. Die vorliegenden neun Hefte bieten abermals reichen Stoff und den Beweis, daß Goethe mit einer unglaublich großen Menge von Menschen jeden Standes in brieflichem Verkehr stand, wenn dieser auch vielfach vorübergehend sein mochte. Unter den Persönlichkeiten, welche uns in den vorliegenden neun Heften begegnen, möchten wir als die interessantesten oder doch als die am meisten durch Briefe Geehrten bezeichnen: Sulpiz Boisserée, K. A. Böttiger, Graf Brühl, Bürger, C. G. Carus, J. Fr. Cotta, Coudray, Döbereiner, Eichstädt, Einsiedel, Johanna Fahlmer, Frommann, die Räthin Goethe, K. Göttling, Grüner, Herder und Frau, die Gebrüder Humboldt, F. H. Jacobi, Iffland, der Musiker Kayser, das Haus Kestner, Kirms, Klinger, Knebel, Chr. Gf. Körner, Krafft, Sophie la Roche, Lavater, Leonhard, Merck, J. H. Meyer, Kanzler von Müller. Und dazwischen noch zahllose andere, deren Briefe aufzuspüren eine fast übermenschliche Arbeit war, welcher gegenüber der Hinweis auf diese oder jene, von dem Sammler übersehenen Briefe nicht gerade erheblich erscheint. Möge das verdienstvolle Werk in der bisherigen Weise rasch und gediegen fortschreiten!

5. Goethe's Verhältniß zu Klopstock. Ihre geistigen, literarischen und persönlichen Beziehungen. Von Otto Lyon. Leipzig, Grieben. 1882. Gr. 8. 3 M.

6. Goethe-Jahrbuch. Herausgegeben von Ludwig Geiger. Dritter Band. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 1882. Gr. 8. 12 M.

7. Göthe's Lehr- und Wanderjahre in Weimar und Italien (1775—1790). Von Alexander Baumgartner, S. J. Freiburg i. Br., Herder. 1882. Gr. 8. 4 M. 80 Pf.

„Goethe's Verhältniß zu Klopstock" von Otto Lyon (Nr. 5) ist eine reife Frucht der umfänglichen Studien, welche vornehmlich in den letzten Jahrzehnten sich mit dem Zeitalter unsers classischen Schriftlebens beschäftigt haben. Es möchte auffällig erscheinen, daß unter den zahllosen Schriften über Goethe bisher nur zwei Einzeldarstellungen über sein Verhältniß zu Klopstock zu finden sind, von H. Düntzer und dem Pseudonym Freimund Pfeiffer, und diese erscheinen so unzulänglich oder auch so beeinflußt durch Gervinus' Urtheil von der völligen Verschiedenheit der beiden Dichter, daß es sehr an der Zeit ist, nicht sowol die mehr oder weniger bekannten Thatsachen ihres persönlichen und brieflichen Zusammentreffens, als die geistigen und künstlerischen Beziehungen verbindender und trennender Art zwischen den beiden Dichtern einer erneuten gründlichen Prüfung zu unterziehen. Dieses ist die Aufgabe, welche sich die vorliegende Schrift von O. Lyon gestellt hat, ursprünglich eine Inauguraldissertation, aber eine sehr stattliche von mehr als acht Bogen, in ihrer Gediegenheit und umschauenden Zusammenfassung ein sehr schätzenswerther Beitrag zu vollerer Erkenntniß unserer Literatur und des seit hundert Jahren sie beherrschenden Genius, Goethe.

Der Verfasser geht mit vollem Recht davon aus, daß man Klopstock nicht vom Standpunkt unserer, seinem Gedanken- und Gefühlskreise um ein Jahrhundert entrückten Zeit, sondern vom Standpunkte seines eigenen Zeitalters aus beurtheilen müsse. Er schildert mit kurzen Zügen die Zeit eines Brockes, Günther, Haller und Gellert:

> Mitten in diese Epoche, in der die Plattheit und Weitschweifigkeit überwog, trat plötzlich Klopstock's Riesengestalt. Das Große und Erhabene, das er zuerst vor die Augen des erstaunten Volks stellte, reinigte die sittlich verderbte Atmosphäre wie ein Wetterstrahl, an die Stelle überlieferter Redewendungen trat der Ton gesunder wahrer tiefer Empfindung; seine Poesie zeigte neue Gedanken in neuen poetischen Formen, Kühnheit und Schwung der Sprache und der Gedanken, süße schwellende Fülle des Ausdrucks; die Dichtkunst war nicht mehr ein Nachahmen poetischer und rhetorischer Muster, sondern der lebendige Ausdruck einer vollendeten, in sich ruhenden, edeln Natur. Die alte, wohlerkannte Wahrheit „poëta non fit, sed nascitur", die zwar wol als todte Regel in jeder Poetik eingesargt war, trat gleichsam in lebender Gestalt unter das Volk und machte seine Rechte den Uebergriffen pedantischer Theorien gegenüber geltend. So stand Klopstock als Dichter von vornherein auf einer ganz andern Stufe als Haller und Gellert und bildete den Ausgangspunkt für eine ganz neue Entwickelung unserer Dichtung, die zu den letzten und höchsten Zielen der Kunst führen sollte.

Schon der Knabe Goethe stand, wie aus „Dichtung und Wahrheit" bekannt ist, unter der machtvollen Einwirkung des vom etwas allväterischen kaiserlichen Rath verworfenen „Messias"; das erste erhaltene Gedicht Goethe's, „Christi Höllenfahrt", zeigt im Gedankenkreise und theilweise auch im Ausdruck die deutlichen Spuren eifrigen Lesens des damals allgefeierten Gedichts; der ganze darmstädter Kreis, in welchem Goethe seit Herbst 1771 verkehrte, stand unter der machtvollen Einwirkung von Klopstock's Dichterpersönlichkeit; Klopstock gehörte mit Shakspeare und Ossian zu den großen Dichtergestalten, welche im Anfang der siebziger Jahre auf den jugendlichen Genius Goethe's in

tiefster Weise einwirkten. Klopstock war keineswegs, wie wir ihn wol uns vorzustellen geneigt sind, ein lediglich „seraphischer" Dichter; er war bei allem Idealismus, bei aller christgläubigen Frömmigkeit ein weltfreudiger Mensch, welcher das Schlittschuhlaufen über alles liebte, einen guten Rheinwein nicht verachtete und in Zürich viel lieber nach jungen hübschen Mädchen als nach den Alpenfirnen ausschaute; noch im Alter war er ein wagemuthiger Reiter; der wildeste Fußweg im Wald über Stock und Wassergräben bei seinen Wanderungen mit übermüthiger Jugend ihm der liebste. Diese Neigung zu frischem Lebensgenuß war ein Zug, in welchem Klopstock und Goethe sich begegneten; während aber der dichterische Genius bei Klopstock den klaren angemessenen Ausdruck nur selten findet, sondern gemeiniglich gleich ins Unendliche, Unbegrenzte hinausschweift, findet Goethe, nachdem er in den frankfurter Studienjahren mehrfach auf den gleichen Bahnen gewandelt, mehr und mehr das Maß und die plastische Abrundung des Gedankens wie der Form. Für beide Dichter gilt in vollem Sinn das Wort Goethe's: „Das Erste und Letzte, was vom Genie gefordert wird, ist Wahrheitsliebe." Klopstock stellt seine Dichtung mit ganzer Entschiedenheit in den Dienst der höchsten Menschenfragen, der Religion, der Veredlung der Menschheit; Goethe steht mit einem Theil seiner Gedichte aus der frankfurter Zeit völlig in demselben Kreise des Denkens, Empfindens und Strebens, wie seine Gedichte aus dieser Zeit vielfach nach Inhalt und Form, obwol bereits abgeklärter, an Klopstock erinnern. Klopstock hat das unschätzbare Verdienst, die Liebe nicht wie bisher lediglich von der sinnlichen, sondern zum ersten mal seit langer Zeit wieder von der geistigen Seite aufgefaßt zu haben, auch darin der große Bannerträger des Idealismus; Goethe, dessen leipziger Gedichte noch sehr deutlich an die frühere Anschauungsweise erinnern, steht im Anfang der siebziger Jahre sichtlich unter dieser Einwirkung von Klopstock's Dichtung, wie besonders im „Werther" offenbar wird:

> Dabei hat aber Goethe die Gefahr, das Sinnliche zu vergessen oder gering zu schätzen, was namentlich die Nachahmer Klopstock's in einseitiger Uebertreibung thaten, vollständig vermieden; im „Werther" befreite er sich zugleich von der Herrschaft Klopstock's, wie er sich im „Götz" von der Shakspeare's frei gemacht hatte. Seine Liebesdichtung ist eine Vermählung des Sinnlichen mit dem Sittlichen, wie sie vollendeter nicht gedacht werden kann; das Sinnliche ist verklärt durch das Geistige, das Geistige ruht auf dem festen Grunde des Sinnlichen; gesunde Sinnlichkeit und gesunde Sittlichkeit athmet jede Zeile seiner Liebesgedichte.

So sind die Jahre 1770—75, um runde Zahlen zu wählen, die Zeit einer tiefen und glücklichen Einwirkung Klopstock's auf Goethe, und zwar besonders der Odendichtung; nur die Vaterlandspoesie des begeisterten Sängers fand bei Goethe keinen Wiederhall; seinem klaren künstlerischen Sinne widerstrebte die an Klopstock angeknüpfte backenaufblasende Bardenpoesie ohne wirklichen Inhalt.

Die erste briefliche Berührung der beiden Dichter, des unbeschränkten Herrschers auf dem Parnaß und des genialern Erben der Macht, fällt in den Frühling 1774. Goethe vernahm durch einen Freund, daß Klopstock eine poetische Spottschrift gegen die Jacobis zu lesen gewünscht, und schickte ihm dieselbe im Mai mit einem warmen verehrungsvollen Briefe, wie ihn der Schüler dem Meister schreibt. In demselben Herbst 1774 besuchte Klopstock bei der Durchreise nach Karlsruhe den jungen Dichter, und ebenso im Frühling des folgenden Jahres auf der Rückreise nach Hamburg; Goethe theilte ihm die neuesten Scenen des „Faust" mit, welche Klopstock wohl aufnahm, so wenig eine unbefangene Würdigung eines dramatischen Werks und vornehmlich dieses so genial formlosen seiner Art entsprechen mochte. Gleich danach schickt Goethe an Klopstock seine Rechtfertigung, demzufolge die Flugschrift „Prometheus, Deukalion und seine Recensenten" nicht von Goethe, sondern von H. L. Wagner herrühre, und redet Klopstock dabei „Lieber Vater" an; kurz, das Verhältniß zwischen den beiden Dichtern war ein Verhältniß gegenseitiger Werthschätzung, wenn auch Klopstock als der Aeltere und seit Jahrzehnten Gefeierte gegenüber dem jüngern Nachstrebenden einen gewissen überlegenen väterlichen Ton wahren mochte. Es folgt dann Goethe's Schweizerreise, die unerquicklichen Lili-Quälereien, die Uebersiedelung nach Weimar, und die beiden Dichter kamen einander zeitweilig aus den Augen. Als dann von einer Anstellung Fr. Leopold Stolberg's in Weimar die Rede war, da richtete Klopstock, besorgt gemacht durch den allmächtigen Klatsch, welcher damals über das Leben Karl August's und seines genialen Freundes in die Welt hinausposaunt ward, an Goethe im Mai 1776 den bekannten Brief, und Goethe antwortete in der ebenso bekannten schroff ablehnenden Weise. Klopstock erwies sich in seinem Briefe allerdings nicht pedantisch oder selbstüberhebend, wie man gemeint hat, sondern väterlich wohlmeinend, wenn auch übel unterrichtet; Goethe hat nach meinem Urtheil dem hochgefeierten Dichter, dem ältern Manne in einer Weise geantwortet, wie sie dem hastigen Wesen seiner Jugend entsprach, vielleicht auch durch manche unberechtigte Mahnung erklärt, wenn auch nicht entschuldigt werden mag; ich finde es jedenfalls durchaus erklärlich, wenn sich Klopstock durch diese, eine berichtigende Feststellung des Thatbestandes nicht einmal versuchende Abweisung tief beleidigt fühlte und fortan jeden Verkehr für sein ganzes Leben abbrach.

Im übrigen war ein freundschaftlicher Verkehr, je mehr Goethe aus den Knabenschuhen herauswuchs, im Grunde nicht wol möglich gegenüber einem Dichter, welcher in den Anschauungen seiner so viel weiter zurückliegenden Jugend stehen blieb. In Scherz und Ernst äußern sich fortan Klopstock und Goethe übereinander, wenn auch der Schall der Worte nur ausnahmsweise ins gegnerische Lager hinüberdrang; Klopstock machte gegen seine Eingeweihten etwas frostige Späße über Goethe und Schiller oder, wie er schreibt, „Gothe und Schüler"; er ereifert sich in einem Epigramm, und zwar mit vollem Recht, über die Mis-

achtung der deutschen Sprache, wie sich dieselbe in Goethe's „Venetianischen Epigrammen" ausspricht; er ist so eingenommen gegen Goethe, daß er „Hermann und Dorothea" weit unter Voß' „Luise" setzt und über die Zutheilung der neun Gesänge an die Musen schulmeisterlich nergelt; „Iphigenie" ist ihm eine steife Nachahmung der Griechen, alles briefliche Aeußerungen vornehmlich an Böttiger, welcher der geheime Zwischenträger des literarischen Klatsches zwischen Weimar und Hamburg gewesen zu sein scheint. Wir haben keine Gegenäußerung ähnlicher Art von Goethe; er bewahrt gegenüber dem Altmeister, wie die bekannte Stelle in „Dichtung und Wahrheit" erweist, die gleiche gemessene Anerkennung:

So zeigt sich, wie Goethe in seiner Jugend sich gründlich an Klopstock gebildet, genau so wie an Herder, Lessing, Winckelmann, und wie er in seinen spätern Jahren Klopstock's hervorragende geschichtliche Stellung und seine Verdienste um die deutsche Dichtung vollständig anerkannt hat. Eine historisch-kritische Ausgabe von Klopstock's Briefen und Dichtungen wird das allgemeine Urtheil über Klopstock berichtigen und dadurch auch zur Klarstellung von Goethe's Verhältniß zu Klopstock wesentlich beitragen. Namentlich wird der Irrthum schwinden, daß Klopstock ein längst überwundenes Zeitalter der Dichtung abschließe, und daß infolge dessen eine tiefe Kluft zwischen ihm und Goethe bestehe. Vielmehr wird die Wahrheit allgemeinere Anerkennung finden, daß Klopstock der Dichtung eine ganz neue Grundlage gegeben, daß Goethe, wenn er auch weit über Klopstock hinausschreitet, diese Grundlage selten verläßt, daß vieles, was er zu herrlicher Blüte entfaltet, sich, wenn auch oft nur im Keime, bereits bei Klopstock findet. Vielleicht bricht sich dann auch die Erkenntniß Bahn, daß die Entwickelung der Dichtung auf Klopstock's Grundlage in Goethe keineswegs ihren vollen, letzten Abschluß gefunden hat, sondern daß wir noch mitten in dieser Entwickelung leben, und daß diese noch ganz ungeahnte, herrliche Früchte zeitigen kann.

Im Vorstehenden ein kurzer Abriß des Inhalts dieser Schrift, welche das in unserer Zeit unbedingter Goethe-Verehrung doppelt schätzenswerthe Verdienst hat, daß sie beiden Dichtern gerecht wird und Klopstock wieder die Stellung anweist, welche er als größter Vorläufer Goethe's verdient, andererseits ebenso gediegen darlegt, wie dieser an Klopstock heranwuchs und erst nach und nach sich von dessen geistiger Herrschaft frei machte. Das Buch ist schön und lehrreich.

Das „Goethe-Jahrbuch", herausgegeben von Ludwig Geiger (Nr. 6), von welchem der dritte Jahrgang 1882 vorliegt, fährt in der bisherigen Weise fort, Goethe's Leben und Dichtungen in Einzelaufsätzen zu beleuchten, bisher unbekanntes Material mitzutheilen, alles, was an neuen Veröffentlichungen über den Dichter erscheint, zu verzeichnen und kurz zu besprechen und auf diese Weise als Mittelpunkt der gesammten literarischen Arbeit über Goethe zu dienen. Auch der vorliegende dritte Band ist ungemein reichhaltig. Er bringt zunächst unter der Ueberschrift „Abhandlungen und Forschungen" sechs Aufsätze. In dem ersten beleuchtet L. von Urlichs Goethe's Beziehungen zur Antike; A. Brandl entwickelt in fesselnder Weise, wie Goethe's Dichtungen unter mancherlei Hemmnissen nach und nach in England Eingang, Bewunderung, Nachahmung fanden. Ganz besonders anziehend ist der dritte Aufsatz „Faust und das 16. Jahrhundert" von Emil Schmidt. H. Düntzer beleuchtet Goethe's Ansicht über das Wesen der Tragödie. Der Aufsatz von W. Scherer über die Anordnung Goethe'scher Schriften hat nur für einen engern Kreis Interesse, allgemeineres wieder Jakoby's Abhandlung „Goethe und Schiller", vornehmlich wegen der darin enthaltenen Parallelen zwischen einzelnen Dramen der beiden Dichter.

Unter der Ueberschrift „Neue Mittheilungen" folgen sodann eine Reihe zum ersten mal veröffentlichter Briefe, von geringerer Bedeutung die an Silvie von Ziegesar und den Physiker Leopold von Henning; bedeutsamer dagegen sind die vom Herausgeber mitgetheilten vier Briefe an H. Meyer und ebenso viele an den Kanzler von Müller, von besonderm Werth die aus den Schätzen des Goethe-Hauses im Auftrage der Familie durch Bratranek herausgegebenen Briefe an und von Klinger. Sind die von Goethe geschriebenen Briefe auch weder zahlreich noch inhaltlich schwerwiegend, so bieten diejenigen Klinger's eine werthvolle Bereicherung unserer Kenntniß vom Leben dieses bedeutsamsten Jugendgenossen unsers großen Dichters, einen erfreulichen Beweis zugleich, daß das Verhältniß der beiden lange getrennten Jugendfreunde während der drei letzten Jahrzehnte ihres Lebens durchaus ungetrübt war. Ebenso ist der hier mitgetheilte Briefwechsel Goethe's mit Amalie von Galitzin besonders für die Charakteristik der letztern wichtig. Die zahlreichen kurzen Miscellen können hier keine Betrachtung finden, ebenso wenig die den Schluß des Buchs bildende Aufzählung und Beurtheilung neu erschienener Goethe-Schriften. Das Buch ist dem Goethe-Forscher unentbehrlich. Besondere Hervorhebung verdient noch das ganz meisterhafte Porträt des Dichters aus dem Jahre 1832, nach einer Zeichnung von Schwerdgeburth.

Der Berichterstatter hat das zweifelhafte Vergnügen, alle ein bis zwei Jahre in d. Bl. mit Alexander Baumgartner S. J. zusammenzutreffen. So zum ersten mal 1878 gelegentlich der Besprechung von Baumgartner's Buch über Lessing, und abermals im Mai 1880, als es sich um eine Beurtheilung von Baumgartner's Schrift über Goethe's Jugend handelte. Der Berichterstatter schrieb damals: „Es ist wol gestattet anzunehmen, daß der Dichter von «Hermann und Dorothea», «Alexis und Dora», der Dichter des «Tasso» und der «Iphigenie» in einem demnächstigen rothen Heft gleichermaßen verarbeitet werden wird wie hier der Dichter des «Götz», «Werther» und «Faust»." Das ist Wahrheit geworden, wenn auch nicht binnen so kurzer Frist; Alexander Baumgartner, ein in vielen Sätteln gerechter, vielbelesener Mann, hat mittlerweile zur Erholung von der Beschäftigung mit der deutschen Genieperiode in seinem Buche über den Holländer Joost van den Vondel einen Dichter nach seinem Herzen gezeichnet, d. h. einen Dichter, welcher schließlich zum römischen Bekenntniß übertrat, und kehrt nun wieder zurück zu seiner ersten Liebe,

d. h. zum Schlechtmachen der großen Dichter deutscher Nation, zunächst zu Goethe, dessen Lehr- und Wanderjahre 1775—90 in dem vorliegenden Bande (Nr. 7) vom Standpunkte der Gesellschaft Jesu aus betrachtet werden.

Der Berichterstatter hat in zwei frühern Besprechungen dem ungeheuchelten Bedauern Ausdruck gegeben, daß ein so begabter kenntnißreicher Schriftsteller wie Alexander Baumgartner doch zugleich so befangen in seiner Anschauung sein könne, um von der geistigen Bedeutung zweier Erscheinungen wie Lessing und Goethe, überhaupt von dem eigenthümlichen Wesen eines genialen Menschen, wie vornehmlich Goethe war, keine blasse Ahnung zu haben. Und nun will ein seltsames Geschick, daß der Berichterstatter auch über Baumgartner's zweite Schmähschrift über Goethe ein Urtheil ausspreche. Ich muß darauf verzichten. Es würde auch gar keinen Zweck haben. Man kann jenen Goethe-Cultus, welcher vor jedem Werk des Dichters auf die Knie fällt, für jede Thorheit und jeden Fehler seines Lebens nur ein Mäntelchen poetischer Genialität oder christlicher Liebe bereit hat, unberechtigt finden und doch vor einer Darstellung des Dichters, wie sie Alexander Baumgartner S. J. verübt, einen gründlichen Widerwillen haben. Ich stehe durchaus nicht auf dem Standpunkte, dem Genie alles zu gestatten; wenn man aber sieht, wie eine ausbündige Gelehrsamkeit nur dazu benutzt wird, stets aufs neue des großen Dichters schwarze Wäsche zu waschen, wie von einer vorurtheilsfreien Würdigung eines Genius, welcher für Millionen die höchsten Offenbarungen der Kunst hingestellt hat, auch nicht eine Spur zu finden ist, dagegen eine um so ausgiebigere Liebhaberei, jeden Klatsch über ihn zusammenzutragen und breit zu treten; wenn man sieht, wie dieser gewaltige Mensch mit innigem Behagen zu einem erbärmlichen Lumpen, zu einem wahren Hampelmann herabgewürdigt wird, so wirft man schließlich ein solches Buch von sich wie ein ekles Gewürm. Aber es ist ein tief niederschlagender Gedanke, daß durch eine Reihe solcher Bücher, von Freiburg aus in Tausenden von Häusern verbreitet, nach und nach ein erheblicher Theil der Gebildeten geflissentlich dem deutschen Geistesleben nicht blos entfremdet, sondern ihm offen feindselig gemacht wird. Daß Baumgartner die Beurtheilung seiner Schriften in d. Bl. liest, habe ich aus verschiedenen Seiten seines Buchs mit Vergnügen ersehen; wenn Baumgartner gegenüber der Bemerkung des Berichterstatters, daß er Goethe's Namen falsch „Göthe" schreibe, sich auf des Dichters Zeitgenossen und eine Anzahl neuerer Schriftsteller beruft, so beweist das weiter nichts, als daß dieselben die richtige Schreibung des Namens nicht beachteten oder nicht kannten. Die letztere Schreibart ist durchaus nicht jetzt „Mode", wie Baumgartner meint; die Hälfte derer, die über Goethe schreiben, wissen leider nicht, wie er gleich seinem Vater lebenslang seinen Namen schrieb; wer es aber weiß, der hat auch die Pflicht, in einem Buch über Goethe des Dichters Namen richtig zu schreiben.

Wilhelm Buchner.

Reisebilder aus Nordamerika und dem Norden Europas.

1. Mississippi-Fahrten. Reisebilder aus dem amerikanischen Süden von Ernst von Hesse-Wartegg. Mit zahlreichen Abbildungen. Leipzig, Reißner. 1881. Gr. 8. 8 M.
2. Nordische Reiseskizzen von Fr. von Seydlitz. Dresden, Burdach. 1883. 8. 3 M.
3. Schottische Landschaftsbilder von Konstanze Heisterbergk. Dresden, Burdach. 1883. Gr. 8. 2 M.

Die Literatur über die im Stromgebiet des Mississippi gelegenen Südstaaten der nordamerikanischen Union ist in mehr als einer Beziehung noch immer als eine mangelhafte zu bezeichnen, und doch haben diese Staaten durch die infolge des Bürgerkriegs von 1861—65 hervorgerufene gänzliche Umgestaltung der dortigen socialen, ackerbaulichen und industriellen Verhältnisse nicht nur für das Inland, sondern auch für das Ausland ungemein an Interesse gewonnen. Die Einwanderung nach Arkansas, Texas, Louisiana, Alabama und den beiden Carolinas von seiten deutscher Elemente, der Exodus der Neger von dort nach den Präriestaaten des Westens der Union, die socialen Errungenschaften der frühern Sklaven, die Stellung der Baumwollenkönige und des Creolenthums, endlich der immer mehr geförderte Eintritt des Mississippi in den Weltverkehr sind Fragen, die ungeachtet ihrer hohen Bedeutung noch immer einer genügenden Beantwortung harren. Hierzu kommen noch viele andere Punkte von allgemeinem Interesse, von denen nur die Regulirung des „Vaters der Ströme", die Schiffbarmachung seiner Mündungen und die bösen Gelbfieberepidemien, welche den amerikanischen Süden so oft verheeren, hervorgehoben werden mögen. Fragen der gedachten Art waren es, die Ernst von Hesse-Wartegg, den Autor der „Mississippi-Fahrten" (Nr. 1) veranlaßten, im Laufe von vier Jahren zwei Reisen von mehrmonatlicher Dauer durch diese Länder zu unternehmen, deren Ergebnisse uns nunmehr, bis auf die neueste Zeit ergänzt und vervollständigt, in dem genannten Werke vorliegen. Die Darstellung trägt einen entschieden feuilletonistischen Charakter, doch sind manche wichtige Punkte auch mit wissenschaftlichem Ernst behandelt. Wenn aber der Verfasser die von ihm bereisten Südstaaten „das Herz der Vereinigten Staaten" nennt, so muß dies doch mehr als eine oratorische Floskel bezeichnet werden, die sich weder geographisch noch geschichtlich begründen läßt. Nie zuvor hat ein Geograph oder ein Historiker von Bedeutung die Südstaaten, in denen so lange die Sklavenpeitsche geschwungen wurde und die der Negersklaverei wegen die Union zu zerstören bemüht waren, als das Herz dieser Union zu bezeichnen gewagt.

Das Buch, dem eine große Zahl illustrirender Abbildungen beigegeben ist, zerfällt in zwei Haupttheile, von denen der erste die Baumwollregion, der zweite den Staat Louisiana näher behandelt. Der Verfasser beginnt sein Werk mit einer Schilderung der Stadt St.-Louis im Staate Missouri und bezeichnet dieselbe mit Recht als „die Hauptstadt des Mississippithals". Was von dieser mächtig aufstrebenden Stadt gesagt wird, kann ich, der ich eine Reihe von Jahren daselbst meinen Wohnsitz hatte und dieselbe beim Beginn des Secessionskriegs in der Legislatur von Missouri vertrat, in der Hauptsache als richtig unterschreiben. In St.-Louis leben gegenwärtig bei einer Gesammtbevölkerung von mehr als 350500 Einwohnern gegen 150000 Deutsche, die einen verhältnißmäßig sehr bedeutenden Theil des Handels und der Industrie wie des Kapitals in Händen haben. „Wol in keiner Großstadt Amerikas", sagt der Autor der Wahrheit gemäß, „ist das deutsche Element so sehr ausgeprägt als in St.-Louis; und die Geselligkeit, die unter den Deutschen daselbst herrscht, das Vereinsleben, die Pflege von Kunst und Musik, die tüchtige, energische Presse werden dieses kräftige, emporstrebende Deutschthum auch unter dem es umringenden angloamerikanischen Element zu wahren wissen." Dies hat sich noch kürzlich gezeigt, als das verbissene Amerikanerthum den Versuch machte, den Unterricht in der deutschen Sprache aus den öffentlichen Schulen zu verbannen.

Nach einer anziehenden Beschreibung der Fahrt auf dem Mississippi bis nach Memphis im Staate Tennessee schildert der Autor die schrecklichen Wirkungen des Gelben Fiebers, Yellow Jack genannt, und die historisch interessanten Gegenden des Yazoogebiets. Hierauf folgt die Besprechung der Reise durch den Staat Mississippi, der durch seine reichen Baumwollernten alle andern Unionsstaaten übertrifft. Bei dieser Gelegenheit erfahren wir Näheres über den Geheimorden der „Ku-Klux", über die Lynchjustiz und den Exodus der Neger. Den Schluß des ersten Haupttheils des Buchs bildet eine Charakteristik des Staats Arkansas, dessen Bevölkerung sich allerdings noch vielfach in einem halbbarbarischen Zustand befindet. „Besonders sind es die westlichen, an das Indianer-Territorium grenzenden Gebiete", sagt der Autor, „in denen es sehr böse zugeht. Whiskey, Bowieknife und Revolver sind die drei Lebensbedürfnisse der dort hausenden Border-Ruffians (Grenzgesindel), und wenn sie einander nicht selbst ausrotten, der Staat wird und kann es vorderhand nicht thun."

Der zweite Haupttheil des Werks enthält eine ausführliche Besprechung des Staates Louisiana und der dort herrschenden Sitten und Gebräuche im Privat-, wie im öffentlichen Leben. Von besonderm Interesse sind die drei Kapitel: „Meine Dampferfahrt nach dem Zuckerdistrict", „Plantagenbilder aus dem südlichen Louisiana" und „Frauenleben im Lande der Creolen". Der Stadt Neuorleans vindicirt der Verfasser eine goldene Zukunft: „Mit dem Westen der Union wird und muß auch der Haupthafen Neuorleans in gleichem Verhältniß emporwachsen; der Handel wird seine natürlichen Wege einschlagen, und fürwahr, es gibt heute keinen Hafen Nordamerikas, dem die Zukunft so viel bringen kann und wird wie Neuorleans." Diese Ansicht hat ohne Zweifel manches für sich; doch, abgesehen von dem dort während einer geraumen Zeit des Jahres herrschenden gelben Fieber, werden noch viele Jahre vergehen müssen, bevor Neuorleans der Haupthandelsplatz der Union ist; einstweilen wird es in dieser Beziehung noch weit übertroffen von San-Francisco, Baltimore, St.-Louis, Chigaco, Boston, Philadelphia und vor allem von Neuyork. Das vorletzte Kapitel enthält die Schilderung einer Reise nach Mobile, der Hauptstadt des Staates Alabama. Wenn der Verfasser es der Regierung der Vereinigten Staaten als „eine schwere Sünde" anrechnet, daß der Hafen von Mobile während des Secessionskriegs (wunderbarerweise bezeichnet der Autor diesen Krieg fast immer als den „Sklavenkrieg") stark versandete und noch immer nicht auf Kosten der Union wieder vollständig geöffnet ist, so scheint er zu vergessen, daß Mobile, welches übrigens nach dem letzten Census nur 31205 Einwohner und nicht, wie der Autor angibt, 35000 hat, und der Staat Alabama zu den ärgsten Feinden der Union gehörten und letztere in dem von dem Süden sündhaft heraufbeschworenen Kriege zerstören wollten. Sobald der Staat Alabama selbst der Stadt Mobile gegenüber seine Schuldigkeit thut, werden der Congreß und die Regierung der Vereinigten Staaten sicherlich ihre Beihülfe nicht versagen.

In dem Schlußkapitel wird der industrielle Aufschwung der Südstaaten der Union, wie er nach Beendigung des Bürgerkriegs, der bekanntlich den Negern bürgerliche Rechte verlieh, stattfand, im wesentlichen richtig dargestellt. Nur dagegen möchten wir eine kleine Verwahrung einlegen, daß gerade in den Südstaaten den europäischen Einwanderern „der Weg zu großem Wohlstande" offen stehe. Allerdings spricht E. von Hesse-Wartegg in dieser Beziehung von Einwanderern, „die genügende Mittel besitzen"; solchen Einwanderern aber steht, wenn sie es klug anfangen, überall in den Vereinigten Staaten, namentlich aber im Westen, der Weg zu großem Wohlstande offen. Daß jedoch den ärmern, zu harter Arbeit gezwungenen Einwanderern in den meisten Südstaaten jetzt noch schwere Hindernisse entgegentreten, dafür liegen Beweise in genügender Anzahl vor.

Ein Gegenstück zu dem vorstehend besprochenen Werke bilden in mancher Hinsicht die „Nordischen Reiseskizzen" von Fr. von Seydlitz (Nr. 2); denn wenn der Leser der „Mississippifahrten" den sonnigen Süden der Vereinigten Staaten näher kennen lernte, so führen uns die „Nordischen Reiseskizzen" Bilder aus dem eisigen Norden Europas vor. Das Buch enthält außer einer kurzen Einleitung vier Abschnitte, von denen der erste eine Vergnügungsreise um das Baltische Meer, der zweite Reisen in Finland, der dritte eine Reise nach Norwegen und der vierte eine Reise nach Gothenburg und Holstein zur Darstellung bringt. Die Schreibweise des Verfassers ist einfach und ungekünstelt; er verräth eine gute Beobachtungsgabe, wes-

halb seine Schrift stets unterhält, nicht selten auch belehrt. Zum Beweise hierfür lassen wir eine Stelle aus seiner Reise nach Norwegen folgen:

Der Norweger ist gutmüthig, ehrlich und genügsam; ist er ja in der Regel arm. Er besitzt aber großen Nationalstolz, ohne sich indeß anders als freundlich und gefällig zu zeigen; hierin gerade das Gegentheil der Engländer. Das Volk liebt und achtet sein Vaterland und dessen freie Verfassung über alles; darin besteht sein Stolz. Religiosität und einfaches Wesen liegen im Volkscharakter. Das Familienleben ist dem Norren ans Herz gewachsen, deshalb ist er öffentlichen Vergnügungen wenig zugänglich; zu Hause aber will er gut essen und trinken. Die Städter sind civilisirt; hingegen kennt die Bevölkerung des Landes da, wo sie ganz auf sich selbst beschränkt lebt, städtische Sitten und Gebräuche in geringem Grade. Das Volk ist lernbegierig; sogar der entfernt und einsam lebende Bauer kann gewiß lesen, oft auch schreiben. Er unterrichtet sich durch Zeitungen und Zeitschriften, die allgemein bei den Bauern gehalten werden. Die Buchhändler fahren auf dem Lande umher, denn dort findet ihr Hauptabsatz an Büchern statt. Selbst in der Politik sind die Landleute gut bewandert. Da die jungen Leute viel auf den Handelsschiffen in allen Welttheilen herumreisen, bilden sie sich zeitig zu tüchtigen, praktischen Menschen aus und lernen sich leicht in alle Lebensverhältnisse schicken. Der Norweger ist höchst gastfrei und freimüthig; er macht kein Hehl aus seinen Vermögensumständen und spart gern sein Geld in harter Münze. Auf ihren Hochzeiten, die Feste für die ganze Umgegend sind, treiben sie großen Aufwand. .

Der Verfasser hat seinem Buche, welches Oskar II., König von Schweden und Norwegen, gewidmet ist, eine orientirende Landkarte beigegeben.

Die Verfasserin der „Schottischen Landschaftsbilder“ (Nr. 3), Konstanze Heisterbergk oder, wie ihr wirklicher Name lautet, M. Konstanze Hoch, besitzt unzweifelhaft eine große Empfänglichkeit und ein tiefes Verständniß für Naturschönheiten; auch verbindet sie damit die Fähigkeit, die empfangenen Eindrücke frisch und lebendig wiederzugeben. Letzteres gelingt ihr um so mehr, als sie allem Anscheine nach sich mit der Geschichte und Literatur Schottlands in vieler Hinsicht wohlvertraut gemacht hat. Die hier und da den Naturschilderungen eingeflochtenen Sagen und Legenden sind theils den im Volksmunde erhaltenen Traditionen und Balladen, theils auch Beattie's „erläuterndem Texte zu Schotland in Bildern“ entlehnt worden; die eingestreuten Citate aus englischen Dichtern aber sind nicht bereits vorhandenen Uebersetzungen entnommen, sondern von der Verfasserin selbst aus dem Originale übertragen. Zu den besonders gelungenen Partien der kleinen Schrift zählen wir unter anderm die Schilderung der auf einem tiefzerspaltenen Felsen gelegenen Bergruine Dunbar, welche in den Kämpfen um die schottische Krone wiederholt eine wichtige Rolle spielte und kurz vor ihrer Zerstörung der unglücklichen Königin Maria Stuart zweimal zum Zufluchtsort diente; dann die Besprechung von Abbotsford, dem Lieblingssitze Walter Scott's, die Beschreibung des Schlachtfeldes und der Schlacht bei Bannockburn, in welcher der tapfere Robert Bruce das Heer Eduard's II. besiegte, und schließlich die Wanderungen durch Edinburgh, das, wie fast ganz Schottland, an Naturschönheiten, historischen und culturgeschichtlichen Erinnerungen überreich ist. Die Verfasserin, welche sich mit den vorliegenden „Landschaftsbildern“ nicht zum ersten mal als Schriftstellerin versucht, hat ihr Werk der Gräfin Elisabeth Einsiedel, geb. Campbell, die Robert Bruce zu ihren Vorfahren zählt, gewidmet.

Rudolf Doehn.

Leopold von Ranke's „Weltgeschichte“.

Weltgeschichte. Von Leopold von Ranke. Dritter Theil: Das altrömische Kaiserthum. Mit kritischen Erörterungen zur alten Geschichte. Zwei Abtheilungen. Erste und zweite Auflage. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1883. Gr. 8. 21 M.

Am 21. December 1882 hat Leopold von Ranke, umgeben von vier Generationen dankbarer Schüler und begeisterter Verehrer, sein siebenundachtzigstes Lebensjahr vollendet, und wenige Wochen zuvor war der dritte Band seiner „Weltgeschichte“ im Drucke abgeschlossen und dem deutschen Volke als eine kostbare Weihnachtsgabe dargeboten worden: der beste Beweis für die ungeminderte Jugendfrische und Geisteskraft, welcher der Vater der modernen Geschichtschreibung sich in einem wahrhaft gottbegnadeten Alter zu erfreuen hat, ein Unterpfand zugleich dafür, daß es ihm vergönnt sein wird, das große Werk einer zusammenfassenden Darstellung der gesammten menschheitlichen Entwickelung, das er unternommen hat in einem Alter, wo andern die Schaffenslust und die Fähigkeit zum Schaffen längst abhanden gekommen zu sein pflegen, noch um den einen oder den andern großen Schritt dem am Abschlusse winkenden Ziele näher zu führen.

Mit diesem dritten Bande der „Weltgeschichte“ betritt Ranke ein Gebiet, das von der historischen Forschung verhältnißmäßig stiefmütterlich behandelt worden ist, indem man die emsige wissenschaftliche Thätigkeit mehr auf Sammlung und Sichtung des reichen neu erschlossenen Materials als auf Verarbeitung desselben zu einer für das große Publikum berechneten Darstellung gerichtet hat. Denn die so oft als nahezu vollendet angekündigte Fortsetzung von Th. Mommsen's „Römischer Geschichte“ ist bisher doch noch immer nicht erschienen; was aber auf diesem Gebiete während der letzten Jahre von größern wissenschaftlichen Arbeiten publicirt wurde, wendet sich ausnahmslos an den enggeschlossenen Kreis der Fachleute; einige populär angelegte Bücher aber, wie die ihrer Zeit viel besprochenen Arbeiten von Adolf Stahr, stellten sich durch ihre Tendenz und die ganze Art der Arbeit außerhalb der hier

füglich allein in Betracht kommenden literarischen Sphäre. Mit um so größerer Spannung wird man daher den neuesten Band von Ranke's „Weltgeschichte" zur Hand nehmen, mit um so größerm Genusse und mit um so reicherm Gewinn wird man ihn nach beendeter Lektüre aus der Hand legen.

Die Sicherheit Ranke'scher Methode und die Kunst Ranke'scher Darstellung bewähren sich gerade an diesem schwierigen, ungeordneten und in mancher Hinsicht recht widerstrebenden Stoffe besonders glänzend. Im allgemeinen nämlich wird auch der Freund einer etwas schwerern historischen Lektüre zu dem zweck- und ziellosen Wirrwarr, den die römische Kaisergeschichte zunächst darzubieten scheint, so leicht kein näheres Verhältniß gewinnen und an mehr als einer Stelle an der Herrschaft der Vernunft in der Geschichte zu zweifeln sich versucht fühlen: nur sehr aus der Ferne gesehen und nur in ihrem Gesammtverlauf betrachtet, wird sich in der römischen Kaisergeschichte überhaupt ein Fortschritt in der Entwickelung der Menschheit erkennen lassen. Willkür und Laune, Leidenschaft und Tollheit scheinen da alle Gesetze historischer Entwickelung zu durchbrechen und gelegentlich geradezu auf den Kopf zu stellen. Und wie klar und natürlich, wie organisch und vernünftig stellt sich das wirre Durcheinander bei der lichten und dabei so ganz ungesuchten, ungekünstelten und natürlichen Auseinandersetzung Ranke's dar! Es offenbart sich da in dem vermeintlichen Chaos eine ungeahnte Gesetzmäßigkeit und Ordnung, eine Zweckmäßigkeit und Zielrichtigkeit, welche um so mehr überrascht und erfreut, je weniger sie in die Ereignisse hineingetragen und ihnen aufgenöthigt, sondern durch sachliche Erwägung aus ihnen gewonnen und im Werke selbst als beherrschend erwiesen wird. Die feinsinnige Gewinnung großer, weithin herrschender Gesichtspunkte, von denen aus das in sich Widerspruchsvolle und die unvereinbar scheinenden Bildungen als demselben Boden erwachsen und auf dasselbe Ziel hinweisend und hinleitend begriffen werden, diese Seite der Ranke'schen Geschichtschreibung ist es, welche sich gerade an dem vorliegenden Stoffe aufs glänzendste bewährt und dem dritten Bande der „Weltgeschichte" fast ein noch höheres und eigenartigeres Interesse verleiht als seinen Vorgängern.

Ranke beginnt mit einer Erörterung über das Wesen des römischen Kaiserthums, wie dasselbe dem bisherigen Gange der römischen Weltherrschaft entsprechend sich gestalten mußte. Gewiß ist es richtig, daß das Bestehen einer einheitlichen Autorität über Rom und zugleich über die demselben unterworfenen Völker eine Nothwendigkeit geworden war, denn die Herstellung der Ordnung in Rom und die feste Aufrechterhaltung derselben war, wie die letzten Ereignisse der republikanischen Epoche gezeigt, die Bedingung, von welcher die Erhaltung der weltherrschenden Stellung der Stadt durchaus abhing. „Hätte Rom den Gehorsam verweigert, so würde es seiner Weltherrschaft verlustig gegangen sein.... Das Principat über die Stadt, das Imperium über die benachbarte Welt fallen in der Idee zusammen." Wie sehr man darin die Erfüllung eines nothwendigen Geschicks sah, lehrt die Thatsache, daß sich die Verehrung der Roma, welche die Hauptstadt symbolisirt, vereinigte mit der Verehrung des Augustus, der in Rom selbst herrschte, daß in den Provinzen beiden zugleich Tempel und Altäre errichtet wurden. Dadurch wurde nun wiederum das Verhältniß in maßgebender Weise bestimmt, in welchem die weltherrschende Stadt und das weltherrschende Volk zu den abhängigen Ländern und Völkern standen. Denn die bezwungenen Völker gingen nicht einfach in dem römischen auf; während sie ihre Souveränetät verloren hatten, bewahrten sie doch andere wichtige Bestandtheile des nationalen Lebens, namentlich ihre eigenen Religionen und Culte, ja an Ort und Stelle huldigten letztern die Römer selbst. So charakterisirt Ranke das Verhältniß des römischen Kaiserthums zu den Provinzen nicht als eine eigentliche Monarchie, sondern als eine Art von Hegemonie, deren Machtbefugniß aber hinreichte, jedes Widerstreben zu unterdrücken, und welche die Idee der Gesammtheit repräsentirte. In der Entstehung und der lang andauernden Wirksamkeit einer solchen Autorität sieht Ranke geradezu die Bedingung für die Fortentwickelung der Welt. Daher spricht er dem altrömischen Kaiserthum eine universalhistorische Aufgabe von weitestem Umfange zu.

Diese bestand in der Vereinigung der ursprünglich voneinander sehr verschiedenen Nationalitäten, wie sie sich um das Mittelmeer her entwickelt hatten, zu einer homogenen Gesammtheit. Ein langes stetiges Ineinandergreifen der friedlichen Interessen dieser Völkerschaften gehörte dazu, wenn die schon begonnene Verschmelzung derselben vollendet und der gräco-römische Geist, der die Oberhand bereits gewonnen hatte, im Occident zu voller Herrschaft gelangen sollte. Das aber bedingte wieder die Bildung einer vollen Culturwelt, deren Bestehen für das menschliche Geschlecht von unendlicher Bedeutung gewesen ist.

Daraus ergibt sich nun nach Ranke's Auffassung ein zweites wesentliches Moment. Roms Weltstellung war durch Waffengewalt geworden, sie konnte auch nur durch Waffengewalt behauptet werden. Es entspringt hier die unaufhörliche Wechselwirkung zwischen den äußern Kriegen und der Autorität der Imperatoren in den innern Angelegenheiten; darin aber liegt die Schwäche des römischen Kaiserthums, insofern es doch immer nur die Ausnahme sein konnte, daß der Kaiser, im Besitze der Gewalt und an den unbedingten Gehorsam des Kriegslagers gewöhnt, dabei doch den Grad von Mäßigung besaß, ohne den die Geschäfte des Friedens und das Walten im Innern nicht ersprießlich geführt werden konnten. Es entsprang hieraus auch der Glaube an die Nothwendigkeit immer weitergreifender Eroberungen, der Wahn von dem Berufe Roms zur Weltherrschaft im eigentlichen Sinne des Worts. Gerade hier findet Ranke den Punkt, in dem Rom auf den entscheidenden Widerstand stieß, welcher den schließlichen Zusammenbruch seiner Weltherrschaft herbeiführte. Der Anstoß dazu ging aus von den Germanen: sie haben Roms Heeren zuerst einen unbesiegbaren Widerstand ge-

leistet und damit die Welt vor einer Knechtschaft bewahrt, die auch für ihre geistige und namentlich ihre religiöse Entwickelung verhängnißvoll geworden wäre. Und um dieselbe Zeit, wo dieses Ereigniß eintrat, entstand im Innern des römischen Reichs eine Religion, welche das Menschengeschlecht als ein zusammengehöriges Ganzes begriff und demselben eine unmittelbare Beziehung zu der Gottheit und den göttlichen Dingen vindicirte, die nicht mehr in den Kreis localer Anschauungen gebannt war.

Mit einfachen und sichern Strichen ist damit die welthistorische Entwickelung in ihren wesentlichsten Momenten umrissen, welche den Inhalt der römischen Kaisergeschichte ausmacht und in Rücksicht auf den Ranke in der von ihm gegebenen Darstellung derselben gerade diese Ereignißgruppen hervorhebt und eingehend behandelt, jene dagegen nur flüchtig streift oder unerörtert läßt. Er faßt seinen Standpunkt schließlich kurz dahin zusammen:

Der Fortgang der Welteroberung und der Widerstand, auf den sie stieß, die Entwickelung der Alleinherrschaft inmitten der innern Schwierigkeiten und mannichfach widerstrebenden Elemente, endlich der Gegensatz der particularen Religionen, welche das Reich beherrschten, und der Idee der allgemeinen Religion, die innerhalb desselben emporkam, bilden den Inhalt .... des in der welthistorischen Bewegung sich kundgebenden und vollziehenden Lebens.

In der Geschichte des cäsarischen Hauses, welcher die ersten Abschnitte dieses Bandes gewidmet sind, betont Ranke vornehmlich den Versuch, den dasselbe zur Eroberung Deutschlands machte, der aber nicht zu dem erstrebten Erfolge führen konnte. In großen Umrissen wird der Verlauf der daraus entsprungenen Kämpfe geschildert, dabei der arge Irrthum scharf betont, in welchem die Römer sich bei dem ganzen Vorgehen befanden, daß nämlich bei dem ihnen vorschwebenden idealen Ziele der Welteroberung ein auf etwas Unerreichbares gerichteter Ehrgeiz, der ihre Phantasie erfüllte, in Verbindung trat mit einem andern Moment, welches den dringendsten militärischen Erwägungen entsprang. Bei der Behandlung der innern Geschichte Roms weist Ranke namentlich auch auf die Bedeutung hin, welche für die Entstehung und allmähliche Festigung des Augusteischen Principats die Verschwägerung des neuen Herrscherhauses mit den angesehensten und edelsten Familien Roms erlangt hat: aus ihr erklärt sich die hervorragende Rolle, welche eine Livia, eine Agrippina u. s. w. gespielt haben.

Von höchstem Interesse ist die Schilderung solcher Charaktere wie Tiberius und Nero. Daß Ranke sich nicht an Rettungsversuchen abmüht, wie sie wol von anderer Seite versucht worden sind, braucht kaum noch bemerkt zu werden. Doch übt er an der Tradition durchweg eine scharfe Kritik, die namentlich die an sich meisterhafte, aber doch entschieden tendenziöse Darstellung dieser Charaktere bei Tacitus, dem „Psychologen des Verbrechens", vielfach erst in das richtige Licht setzt und zeigt, wie mancher historisch nicht hinreichend beglaubigte Zug trotzdem in der landläufigen Darstellung ein kaum noch angefochtenes Bürgerrecht erworben hat. Namentlich Tiberius erscheint hier doch in einem etwas andern Lichte, als man ihn gewöhnlich zu sehen bekommt; nicht als ob alle Flecken von ihm abgewaschen würden, aber die Gesammtheit seines Wesens wird uns doch näher gerückt und menschlich verständlich gemacht; auch das Eigenartige und Bedeutende, was seine Art zu herrschen charakterisirt und ein wesentliches Moment in der Entwickelung der römischen Monarchie ausmacht, kommt dadurch erst zur rechten Geltung. Es mögen einige besonders bezeichnende Bemerkungen Ranke's über Tiberius mitgetheilt werden:

Er nahm häufig eine Haltung an, bei der die senatorische Autorität hervorgehoben wurde und die eigene zurückzutreten schien. Den Senatoren hat er einmal gesagt, er danke ihnen für die ausgedehnte Autorität, die ihm zugestanden werde, wogegen er dann verpflichtet sei, den Senat und den Bürgern zu dienen — ein Wort, wobei man daran erinnert wird, daß ein großer Fürst späterer Zeit sich als den ersten Diener des Staats bezeichnet hat. Von der rein monarchischen Idee, die sich in diesen Worten ausspricht, konnte bei Tiberius nicht die Rede sein. Was er hervorhebt, ist seine Verpflichtung, die ihm zugefallene höchste Gewalt zum Besten des römischen Gemeinwesens, durch das sie ihm anvertraut worden sei, zu gebrauchen. . . . Denn so heilsam sich auch die factische Alleinherrschaft für das Ganze erweisen mochte, so erweckte sie doch, wie es ja in der alten Republik nicht anders sein konnte, einen tiefen Widerwillen, der dann und wann hervorbrach und ihr wieder gefährlich zu werden drohte. Tiberius scheute sich nicht, ein System der Regression einzuführen, welches ihm um so schlechtern Ruf gemacht hat, da er doch dabei die an die alte Freiheit erinnernden Ausdrücke und Formeln beibehielt und betonte. Nicht in Handlungen der Willkür erschien diese Regression; sie hatte immer den Anschein eines legalen Verfahrens. Unter Tiberius gewannen die Majestätsprocesse eine furchtbare Ausdehnung. Man wird dem Principat wol nicht ganz gerecht, wenn man es für eine Magistratur erklärt; es war eine Gewalt jenseits aller Magistraturen. Die Majestät des römischen Volks, ein Gedanke, der im Tribunat entsprungen ist, war auf den Inhaber der höchsten Gewalt übergegangen. . . . Das den Vorstellungen der Alten Welt gemäß in der Alleinherrschaft, d. h. dem durch die Ereignisse begründeten Bestand der höchsten Macht, liegende göttliche Element war in dem religiösen Cultus des Augustus zur Erscheinung gekommen. Tiberius lehnte es ab, eine ähnliche Verehrung für sich selbst zu gestatten; sein Standpunkt war der menschliche, wenn der Ausdruck gestattet ist, staatliche; Tiberius wollte nichts als ein Sterblicher sein — aber alle Rechte, die ihm aus dem Begriff der Majestät entsprangen, machte er schonungslos geltend.

Auf den hier statuirten Unterschied zwischen Majestät und Divinität, der in der Entwickelung des römischen Kaiserthums eine so große Rolle gespielt hat, kommt Ranke bei der Skizze noch einmal zurück, die er von der kurzen Regierung des Cajus Caligula entwirft. Er hebt treffend hervor, daß die Majestät ursprünglich auf dem Begriff des römischen Volks, der Souveränetät desselben beruhte, die nur in einem Einzigen ausgedrückt sein sollte, womit ein gesetzlicher Zustand durchaus vereinbar war, während die Divinität über alle Gesetze erhob. Des Cajus Caligula Regiment wurde unmöglich, gefährdete die nächsten Angehörigen und kam infolge dessen eben durch diese zu Fall,

als der Kaiser die maßlosen Ansprüche, die sich aus seiner Divinität ergaben, durchsetzen und allgemein zur Anerkennung bringen wollte.

Auch in der Geschichte Nero's finden sich feine kritische Bemerkungen, und ohne in eine eigentliche gelehrte Untersuchung einzugehen, stellt Ranke auch da die Widersprüche in ein helles Licht, an denen die von Tacitus formulirte Ueberlieferung leidet, und sucht ihr gegenüber den historischen Thatbestand zu eruiren: das geschieht von ihm z. B. gegenüber der Art, wie Nero zum Thron gelangt sein soll, wo Ranke das Ende des Claudius durch Gift anzweifelt: er meint mit Recht, in der Taciteischen Darstellung „athme alles Hörensagen und Gerücht". Aehnlich skeptisch verhält er sich gegenüber den bekannten Erzählungen von Nero's Betragen bei dem Brande Roms u. a. m.

Doch können wir hier nicht in ähnlich eingehender Weise über den ganzen reichen, anregenden Inhalt des neuen Bandes der Ranke'schen „Weltgeschichte" referiren. Wir möchten aus der Fülle desselben nur noch das Kapitel besonders hervorheben, in welchem der Ursprung des Christenthums behandelt wird, das wir nicht anstehen, dem Schönsten und Tiefsten zuzuzählen, was Ranke überhaupt geschrieben hat und das ihn ganz auf der Höhe seiner universalhistorischen Aufgabe zeigt.

Wir begnügen uns, noch mit zwei Worten auf die in der zweiten Hälfte dieses Bandes zusammengestellten „Analekten" hinzuweisen, in denen eine Reihe von „kritischen Erörterungen zur alten Geschichte" mehrere der bisherigen Ausführungen Ranke's im einzelnen genauer begründen und zunächst namentlich den Fachgenossen gegenüber rechtfertigen sollen. Aber auch der Laie wird in einigen dieser Abhandlungen des Anregenden und Belehrenden viel finden und reichen Gewinn daraus ziehen; es gilt das namentlich von dem Aufsatz „Würdigung und Kritik der Geschichtschreibung des Cornelius Tacitus", welcher für Ranke's Darstellung der ersten Perioden der römischen Kaiserzeit geradezu grundlegend ist.

Schließlich bleibt uns auch diesmal nichts übrig, als dem hochverehrten Altmeister deutscher Geschichtschreibung den wärmsten Dank auszusprechen für die herrliche Gabe, die er uns geboten, mit dem Wunsche, daß ihm ein gütiges Geschick die Fortführung der Arbeit vergönnen und er uns in Jahresfrist mit einem vierten Bande der „Weltgeschichte" erfreuen möge.

Hans Prutz.

Neue Romane und Novellen.

(Beschluß aus Nr. 15.)

7. Der Egoist. Roman von E. Werner. Stuttgart, Spemann. 1883. 12. 5 M.

Als E. Werner, die beliebte Erzählerin der „Gartenlaube", ihre ersten Romane: „Am Altar", „Ein Held der Feder", „Glück auf", in rascher Folge veröffentlichte, war es nicht blos das oberflächlich urtheilende, sensationsdurstige Lesepublikum, welches der Schriftstellerin Beifall zollte, sondern auch bedingungsweise die nüchtern abwägende Kritik. Verstand es doch die Dame, thatkräftige Helden zu zeichnen, große Leidenschaften packend darzustellen, spannende Situationen zu erfinden und durch Verflechtung ihrer Stoffe mit brennenden Tagesfragen ihnen ein starkes und allgemeines Interesse zu sichern.

Von diesen Vorzügen ihrer Erstlingswerke ist in dem neuesten Roman E. Werner's, „Der Egoist", wenig mehr zu bemerken und ein Fortschritt nur in der Zunahme einer gewissen Routine der Schilderung zu erblicken. Der Stoff desselben ist ebenso wenig neu, als die Darstellung von besonderer Originalität.

Ein kleiner deutscher Beamter, Franz Sandow, hat Unglück in der Ehe gehabt. Seine junge Gattin hat ihn betrogen, und er hat den Räuber seines Glücks zu Boden geschlagen. Die Consequenzen dieser Katastrophe, welche allerdings zum Theil nicht in der Wirklichkeit, sondern nur in der Phantasie der Romanschreiberin bestehen, haben ihn aus Deutschland vertrieben. Nachdem er sein einziges Kind, ein kleines Mädchen, von sich gestoßen hat, weil er an seinem Vaterrechte zweifelt, geht er nach Amerika, wirft alle deutsche Sentimentalität von sich und gelangt durch kühne und rücksichtslose Speculationen zu Glanz und Reichthum. Der Beginn des Romans zeigt ihn uns als vielbeneideten Chef eines amerikanischen Bankhauses, mit seinem Pflegekind Jessy, der Tochter seines verstorbenen Compagnons und Erbin von Millionen, zusammen lebend. Er ist indessen nicht der Held des Romans, sondern sein jüngerer Bruder, ein in Deutschland lebender Journalist, Mitarbeiter der K . . . Zeitung. Dieser hat sich des verstoßenen Töchterchens seines Bruders angenommen und es nach dem Tode der Mutter in einem Pensionate erziehen lassen; das Mädchen ist sechzehn Jahre alt geworden, und der Journalist möchte nun Vater und Kind vereinigen. Da aus diesem Versöhnungswerk ein Roman werden soll, so läßt es sich natürlich nicht anders durchführen, als vermittels einer Intrigue, welche den guten Doctor im Lichte eines ausgefeimten Egoisten erscheinen läßt. Er geleitet Frida nach Amerika, schmuggelt sie unter fremdem Namen in das Haus des Vaters ein und spielt seine Rolle als Egoist mit einem ganz leidlichen Humor. Vater und Kind finden sich natürlich, und Jessy verliebt sich in den deutschen Journalisten, welcher nach erreichtem Zweck seinen Egoismus an den Nagel hängt und sich zur Freude seiner Zukünftigen als

ein Nonplusultra von Edelmuth entpuppt. Derselbe hat nämlich nicht nur Vater und Kind zusammengebracht, sondern seinen saubern Herrn Bruder an dem Betrieb eines Kehlabschneidergeschäfts verhindert, welches sich auf die Leichtgläubigkeit deutscher Auswanderer gründete.

Wie steht es nun aber um die innere Ausgestaltung dieses Stoffs? Die Charaktere an sich gehören zu den abgegriffensten Modefiguren des Familienromans und interessiren nur durch die romanhaften und pikanten Situationen, in die sie die Verfasserin zu bringen weiß. Damit ist aber gesagt, daß „Der Egoist" keinen höhern Werth zu beanspruchen hat als den eines geschickt zusammengeleimten Situationsromans, welcher nur ein oberflächliches Unterhaltungsbedürfniß zu befriedigen vermag.

8. Frau Ludwike. Eine Erzählung von Anna von Werder. Leipzig, Hinrichs. 1883. 8. 2 M. 40 Pf.

In dieser Erzählung zeichnet die begabte und religiöse Schriftstellerin Anna von Werder das Bild eines edeln Frauenlebens von tiefster Innerlichkeit und gesundester Empfindung. Wir verfolgen darin mit Interesse alle Einflüsse, welche auf einen weiblichen Charakter epochemachend und bestimmend einwirken, den poetischen Rausch einer ersten Liebe, die alle knospenden Empfindungen der Mädchenseele zu lieblicher Entfaltung bringt, die schweren Stunden der Entsagung, wo das weibliche Herz zu brechen vermeint, bis der willensstarke Charakter sich mit dem Schicksale zurechtfindet, die Schließung einer Ehe, bei welcher der Verstand das Herz ins Schlepptau nimmt, und endlich jenes stille harmonische Glück, welches ein edles Frauenherz in der Erfüllung der Gatten- und Mutterpflichten findet, als die reifste Frucht und die Quintessenz weiblicher Bestimmung. Sehr bezeichnend drückt die Verfasserin diesen Standpunkt ihrer Heldin folgendermaßen aus:

> Sie war jetzt eingeweiht in das Geheimniß, daß das eigentliche Glück des Weibes darin liegt, sich ganz hinzugeben an andere, in einem von Gott verliehenen Berufe, in dem sie ihre von ihm verliehenen Gaben verwerthen kann. Jugend, Liebeszauber, Poesie — dagegen war das alles noch gar nichts gewesen.

Zeugt die Charakteristik Ludwikens von einem tiefen Studium des weiblichen Herzens, so sind die männlichen Charaktere der Erzählung, der ideal-romantische junge Engländer, der wortkarge, innerlich feinbesaitete Herr Traun, und der alte Junggeselle Doctor Wiesling, nicht mit gleicher Kennerschaft gezeichnet und daher ohne das volle individuelle Leben. Schade auch, daß sich die Verfasserin in der Schilderung der letzten Epoche von Frau Ludwikens Leben nicht einer größern Knappheit der Darstellung befleißigt hat. Die Schicksale der Kinder Ludwikens, welche durchaus nicht zu vollen Persönlichkeiten heranwachsen, wenigstens nicht im Roman, sind von zu ephemerem Interesse. Man kann sich eines leisen Gähnens nicht erwehren, bis der Nachwuchs glücklich unter die Haube gebracht ist. Dagegen muß die Schilderung des gesellschaftlichen Rococo gegen den Schluß des vorigen Jahrhunderts und des spießbürgerlichen Kleinlebens in der Provinzialstadt Salzwedel als höchst charakteristisch hervorgehoben werden.

9. Thron und Reich. Bilder und Skizzen von Karl Neumann-Strela. Oldenburg, Schulze. 1883. 8. 2 M.

Dieses von patriotischem Geiste durchwehte Büchlein bietet der Hauptsache nach eine Sammlung von Essays über wichtige Ereignisse im Familienleben unsers deutschen Kaisers. Der etwas süßliche Stil des Verfassers, welcher auf die Dauer wie Zuckerwasser wirkt, verleidet die Darstellung jener mehr oder minder wichtigen Familienereignisse, welche im Hinblick auf ihre Bedeutung für unser kaiserliches Haus für jeden Deutschen etwas Ehrwürdiges und Anziehendes haben müssen. In dem Aufsatze „G. Conrad" gibt Verfasser eine Schilderung des unter diesem Pseudonym schreibenden hohenzollerschen Dichterprinzen und eine Beurtheilung seines dichterischen Schaffens, welche freilich mehr vom Standpunkte des patriotischen Schwärmers à tout prix als vom Standpunkte des nüchternen Kritikers aus verfaßt ist.

Von den zwei Jugendschriften, die mir zur Beurtheilung vorliegen, ist die eine:

10. Williram. Eine Erzählung aus dem 11. Jahrhundert von Elsbeth Kühne. Zweite Auflage. Wolfenbüttel, Zwißler. 1882.

der reifern Jugend gewidmet und kann derselben als anregende und bildende Unterhaltungslektüre anstandslos seitens der Kritik empfohlen werden. Das Büchlein ist mit drei wohlausgeführten Lichtdruckbildern aus der Kunstanstalt von J. Baeckmann in Karlsruhe ausgestattet.

Die andere führt den Titel:

11. Märchen aus der Heimat und Fremde. Dem Volksmunde und andern Quellen frei nacherzählt von Karl A. Krüger. Mit 4 Buntdruckbildern und 49 Originalholzschnitten u. s. w. Königsberg, Schubert u. Seidel. 1882. 8. 2 M. 50 Pf.

Die Sammlung enthält neben manchem Trivialen auch recht viel Gelungenes in poetisch-humoristischer Darstellungsweise, die sich dem Auffassungsvermögen des Kindes geschickt anpaßt. „Widewau", „Hicke, das kleine Schneiderlein" und „Goldvögelchen" zählen zu den besten Gaben der Sammlung, welche manchem Kinderherzen Freude bereiten wird. Nur sollte ein Theil der recht mangelhaften Illustrationen in Wegfall kommen. Wenn der Märchenillustrateur keine wirklich poetischen Intentionen hat, so mag er das Illustriren der duftigen Gebilde getrost der Phantasie unserer Kleinen überlassen, die seinen Griffel beschämen wird.

12. Die Kastellanin und ihre Tochter. Erzählung von P. Lang. Stuttgart, Bonz u. Comp. 1882. 12. 80 Pf.
13. Kirschenblüte. Erzählung von P. Lang. Stuttgart, Bonz u. Comp. 1882. 12. 1 M. 20 Pf.

Diese beiden Erzählungen zählen zu jenen ephemeren Producten, welche höchstens durch eine unfreiwillige Komik

ergötzen. Als Beleg für diese Behauptung und zur Erheiterung des geschätzten Lesers eine kleine Probe aus der „Kirschenblüte". Ein Candidat, welcher einem ländlichen Auditorium ein selbstverfaßtes Gedicht vorgetragen hat, soll von zwei Schönen mit einem Epheukranze gekrönt werden. Als die Mädchen mit dem frisch gewundenen Kranze herbeieilen, sagt der Förster mit tiefsinniger Miene zu dem pfarrherrlichen Tasso:

Sehen Sie einmal die beiden Jungfrauen an; erinnern sie nicht an Schiller und Goethe, wie sie auf dem Schloßplatze in Weimar stehen? Nur ist hier die Männlichkeit, wie sie Meister Rietschel den beiden Geisteshelden aufgeprägt hat, ins Jungfräuliche übersetzt.

Mit dieser Geistesblüte des Verfassers der „Kirschenblüte" sei mein kritischer Streifzug beschlossen.

Hermann von Bequignolles.

Neuere volkswirthschaftliche Literatur.

1. Ueberseeische Politik, culturwissenschaftliche Studien mit Zahlenbildern. Von Hübbe-Schleiden. Zweiter Theil: Colonisations-Politik und Colonisations-Technik, eine Studie über Wirksamkeit und Rentabilität von Colonisationsgesellschaften, im Auftrage des „Westdeutschen Vereins für Colonisation und Export" ausgearbeitet. Hamburg, Friederichsen u. Comp. 1883. Gr. 8. 5 M.
2. Ueber die volkswirthschaftlichen Fragen in den Vereinigten Staaten. Vortrag, gehalten am 16. Mai 1876 von J. Schönhof. Neuyork, Steiger u. Comp. 1882. Gr. 8. 1 M. 40 Pf.
3. Der corporative Hülfskassenzwang. Von A. E. F. Schäffle. Tübingen, Laupp. 1882. Gr. 8. 3 M.
4. Die Altersversorgung der Arbeiter in Deutschland. Von Franz Kretzschmann. Leipzig, Brockhaus. 1882. 8. 1 M.
5. Die Anlage von Arbeiterwohnungen von R. Manega. Zweite Auflage. Mit 1 Atlas. Weimar, Voigt. 1883. Gr. 8. 7 M. 50 Pf.
6. Zur Reform der preußischen Klassen- und Einkommensteuer. Berlin, von Decker. 1883. Gr. 8. 1 M. 25 Pf.
7. Der Real-Credit und die politische Gemeinde. Von B. Bleicken Heilbronn, Henninger. 1882. Gr. 8. 1 M.
8. Die sociale Frage, die Socialdemokratie und die Kathedersocialisten in Deutschland. Versuch einer Kritik derselben von S. Emele. Sigmaringen, Tappen. 1883. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Noch finden sich in unsern Gebräuchen Erinnerungen daran vor, daß man früher die rasche Vermehrung der Bevölkerung an und für sich wünschenswerth hielt, so z. B. der Brauch, daß der König beim siebenten Knaben Pathenstelle annimmt; heutzutage aber sinnt man eifrig darüber nach, wie man die rasch anwachsende Bevölkerung am besten los wird. Man bedauert, daß Deutschland bei der Vertheilung der überseeischen Länder so gar nicht dabei war, und macht Pläne, wo und wie noch ein Fleckchen zu bekommen sei. Es bildet sich eine förmliche Wissenschaft der Colonialpolitik aus, zu deren hervorragendsten Vertretern der Verfasser des Buchs „Colonisations-Politik und Colonisations-Technik", Hübbe-Schleiden (Nr. 1), gehört. Mit Recht betont derselbe, daß die Colonialpolitik nur ein Theil der überseeischen Politik sei; denn in der Heimat Platz zu schaffen, ist nur eine der Aufgaben in diesem Theil der auswärtigen Politik; eine andere ist, dem Mutterlande aus den Colonien Gewinn zu sichern; und hier berührt sich dieselbe mit derjenigen der Förderung des überseeischen, beziehungsweise auswärtigen Handels überhaupt. Das Buch behandelt, leider in einem das Verständniß recht erschwerenden Schematismus, die bei der Anlage von Colonien verschiedener Art in Betracht kommenden Gesichtspunkte mit großer geschichtlicher und technischer Sachkenntniß, ist sehr geeignet, anregend und praktisch fördernd zu wirken, und trägt auch für eine spätere wissenschaftliche Bearbeitung dieses Stoffs mancherlei Bausteine herbei.

Wer aus dem Vortrage „Ueber die volkswirthschaftlichen Fragen in den Vereinigten Staaten" von J. Schönhof (Nr. 2) etwas zu erfahren hofft, wird sich arg getäuscht sehen; er findet weiter nichts als das uns zum Ueberdruß bekannte Raisonnement der für den Freihandel schwärmenden Leute, unterstützt von einigen zu dem Zweck gruppirten Ziffern. Die Broschüre ist unter dem Eindruck der wirthschaftlichen Depression in der Mitte des vorigen Jahrzehnts geschrieben und mit einigen neuern Daten versehen wieder herausgegeben; dem Verfasser ist es keinesfalls gelungen, zu beweisen, daß die Vereinigten Staaten nur trotz des Schutzzolls zu ihrem großartigen Aufschwunge gelangt seien.

Ueber eine andere jetzt auf der Tagesordnung stehende Frage, die der Arbeiterversicherung, liegen uns zwei Schriften vor. Die von A. E. F. Schäffle: „Der corporative Hülfskassenzwang" (Nr. 3), ist, wie sich erwarten läßt, voll bedeutender Gedanken und erörtert die Grundfragen der Altersversorgung, der Invaliden-, Witwen- und Waisenversicherung und der Nothstands- (Erwerblosigkeits-) Hülfe in systematischer Weise, sodaß dem Leser die Stellung dieser Fragen zur Volkswirthschaft und ihr Zusammenhang deutlich wird. Schäffle will Kassenzwang und Zwangskassen für die obligate Mindestversorgung, Kassenfreiheit und freie Kassen für die Versicherung über den Minimalbedarf hinaus.

Die Schrift „Die Altersversorgung der Arbeiter in Deutschland" von Franz Kretzschmann (Nr. 4) beschäftigt sich nur mit dem einen Zweige des Hülfskassenwesens und entwickelt einen zahlenmäßig detaillirten Plan für Alters- und Witwenkassen.

Nach einer andern Seite sucht Manega in der Schrift „Die Anlage von Arbeiterwohnungen" (Nr. 5) eine Handhabe zur praktischen Lösung der Arbeiterfrage zu geben, oder vielmehr, er gibt sie in der That. Nach einer kurzen geschichtlichen Skizze über die Versuche, zweckmäßige Ar-

beiterwohnungen zu schaffen, bringt er ein äußerst reiches bautechnisches Material über die Anlage von Arbeiterwohnungen bei. Der Interessent und Fachmann erhält vollkommenen Aufschluß über die verschiedenen Systeme, deren Kosten und Anwendbarkeit unter verschiedenen Verhältnissen. Eine Sammlung von Plänen der besten Arbeiterhäuser Englands, Frankreichs und Deutschlands vervollständigt diese sehr dankenswerthe Veröffentlichung, welche ganz dazu angethan ist, bei Arbeitgebern, Baugenossenschaften und Baumeistern unmittelbar nützlich zu wirken.

Die Reform der directen Steuern hat man heutzutage auch als einen Theil der socialen Reformfragen anzusehen gelernt. Vielleicht nirgends ist man klaren, einfachen Reformgedanken in dieser Beziehung schwerer zugänglich als in Preußen, wo man sich seit Jahrzehnten mit einem ganz verzwickten „System" von Ertrags- und Einkommensteuern plagt. Die preußische „Klassen- und klassificirte Einkommensteuer" ist ein Monstrum, an dem man herumflickt, ohne die in der Existenz dieser Steuer neben den indirecten und den Ertragssteuern und in ihrer eigenen innern Structur liegenden Mängel zu bewältigen. In letzterer Hinsicht sind die Abschaffung der untersten Stufen aus steuertechnischen Rücksichten — nicht als Befreiung des „Existenzminimums" —, die Einführung der einfach procentualen Veranlagung und der Selbsteinschätzung — die immerhin zu gerechtern und jedenfalls zu einträglichern Einschätzungen führt als die nur durch Schätzungscommissionen bewirkte — so unzweifelhafte Verbesserungen, daß nur die Steuergewohnheit und die Besorgniß der Steuernden vor künftig höherer Steuer von der Reform in diesem Sinne zurückhalten kann. Die Broschüre „Zur Reform der preußischen Klassen- und Einkommensteuer" (Nr. 6) acceptirt wenigstens einen Theil dieser klar vorgezeichneten Ziele, vielleicht in dem Bewußtsein, daß der Erreichung des Ganzen noch zu kräftige Vorurtheile entgegenstehen, und entwickelt, gestützt auf sehr eingehende Kenntniß anderer Steuersysteme, einen beachtenswerthen Reformplan.

Schließlich haben wir noch auf ein paar Schriften mit allgemeinen Gedanken über Socialpolitik aufmerksam zu machen. Diejenige von B. Bleicken: „Der Real-Credit und die politische Gemeinde" (Nr. 7), scheint zwar dem Titel nach ein ganz specielles Thema zu behandeln, indessen wird der im Titel angedeutete Gedanke: die Communalisirung des Realcredits, d. h. die Vermittelung und Beherrschung des Realcredits durch die politische Gemeinde, doch nur ganz flüchtig entwickelt; er soll, wie es scheint, ein Heilmittel für die Uebelstände angeben, die sich seit dem „Mislingen der Reformbewegung des 16. Jahrhunderts" gezeigt haben. Den verschiedenen in der Schrift angeregten Gedanken zu folgen, ist dem Referenten nicht gelungen, und er wagt daher kein Urtheil über den Werth derselben zu fällen. Zuversichtlicher glaubt er hingegen von S. Emele's Werkchen: „Die sociale Frage, die Socialdemokratie und die Kathedersocialisten in Deutschland" (Nr. 8), sagen zu dürfen, daß die darin geübte Kritik an den volkswirthschaftlichen Lehren keineswegs überall zutrifft. Wenn Emele gegen die Aufnahme ethischer Gesichtspunkte in die Volkswirthschaftslehre anführt, daß die Volkswirthe „durch Herübernahme der Ethik in ihre eigene Disciplin diese mit einem Ballast beschweren, der die Lehren der Volkswirthschaft complicirt", so zeigt dies nur zu deutlich, daß er über das Verhältniß von Ethik und Volkswirthschaft gar nicht recht nachgedacht haben kann; wenn Emele die Socialdemokratie damit widerlegt, daß er sagt, ihre Sätze: die Arbeit sei die Quelle des Werths und dem Arbeiter gebühre sein Arbeitsproduct, führten auf Sondereigenthum und nicht auf Collectiveigenthum hin, so übersieht er, daß die Socialisten, ganz unbesorgt um seine zwingende Schlußfolgerung, eben durch das Collectiveigenthum, beziehungsweise die Cooperation, den werthschaffenden Arbeitern ihr Product voll sichern möchten; wenn er die von ihm immer noch so genannten Kathedersocialisten, also die neuere wissenschaftliche Nationalökonomie überhaupt, deshalb verurtheilt, weil ihre Mittelstellung zwischen Individualismus und Socialismus sie an der wissenschaftlichen Forschung verhindern müsse, so können sich die Angegriffenen über diesen Vorwurf wol beruhigen.

H. von Scheel.

Feuilleton.

Ausländische Literatur.

Der neueste Band der Serie „English Men of Letters" ist „Macaulay" gewidmet und hat J. Cotter Morison zum Verfasser. Der Vollständigkeit halber und in Anbetracht seiner hervorragenden Bedeutung unter den englischen Schriftstellern durfte er freilich in der Reihe nicht fehlen, sollte sie nicht eine empfindliche Lücke haben; allein überflüssig war die Biographie dennoch neben der so ganz kürzlich erschienenen ausführlichen, unübertrefflichen und allgemein als musterhaft anerkannten seines Neffen Trevelyan. Uebrigens steht der Verfasser auf einem pedantischen Standpunkte und thut Macaulay mehrfach Unrecht, sowol in der Beurtheilung seines Charakters wie in der seiner Eigenschaft als Historiker und Dichter. Weil er es verstanden, seine Geschichte von England so anziehend wie einen Roman zu machen, sucht man jetzt ihren wissenschaftlichen Werth zu verkleinern. Dasselbe Schicksal muß sein Nachfolger, der soeben in seinem fünfundvierzigsten Jahre verstorbene Green seitens der Pedanten erfahren, die nur trockene Darstellung der Thatsachen verlangen.

Eine nothwendigere und verdienstvollere Leistung auf dem literarhistorischen Gebiete war und ist „The Life of Jonathan Swift, Dean of St. Patrick's, Dublin", von Henry Craik; nothwendiger, weil die Biographie Forster's unvollendet geblieben, und verdienstvoller schon deshalb, weil es eine viel ausführlichere Arbeit ist und der Verfasser ohne Voreingenommenheit geschrieben hat. Die englische Kritik spricht sich rühmend über das Werk aus und erklärt es als ein Standard work oder maßgebend für alle Zeiten, was auch noch über Swift geschrieben werden möge.

Ein ebenfalls dankenswerthes und verdienstvolles Werk ist „American Literature: an Historical Sketch, 1620—1880“ von John Nichol, da es an einer vollständigen amerikanischen Literaturgeschichte bisjetzt gemangelt hat und die Leistung auch wirklich eine sehr tüchtige ist. Sie ist das Ergebniß vieljähriger Studien; auch hat der Verfasser Amerika besucht und dort mit den hervorragendsten Männern verkehrt.

Weniger tüchtig vielleicht, aber durchaus nicht verdienstlos ist Bayard Tuckerman's „History of English Fiction“, besonders was das 18. Jahrhundert, also die Hauptperiode der Entstehung des heutigen englischen Romans, betrifft. Wenn er das 19. Jahrhundert nur unzulänglich behandelt, so hat er es vielleicht nicht anders beabsichtigt, insofern er wol die Bekanntschaft seiner Leser mit den Erzeugnissen desselben vorausgesetzt hat.

„Landmarks of English Literature“ von H. J. Nicolls beschränkt sich darauf, wie der Titel besagt, nur die hervorragendsten Erscheinungen der Literatur oder die epochebildenden Autoren zu behandeln und läßt sich ihm Genauigkeit in den Daten und Thatsachen nachrühmen, wenn auch nicht immer richtiges Urtheil. Im ganzen jedoch ist auch diese Leistung ein ansehnlicher Beitrag zur englischen Literaturgeschichte.

— Als eine vorzügliche Anthologie wird „French Lyrics“ von George Saintsbury, dem ausgezeichneten Kenner der französischen Literatur, gerühmt. Besonders lehrreich soll auch seine Einleitung zu der Sammlung sein.

— Freunden der russischen Literatur dürfte „Studies in Russian Literature“ von Charles Edward Turner, englischem Lector an der petersburger Universität, nicht unwillkommen sein, besonders da es der Verfasser nicht versäumt hat, Proben aus den Werken zu geben, deren Verfasser er behandelt.

— Die Hypothese, welche die Autorschaft der Shakspeare'schen Dramen dem Kanzler Bacon zuschreiben möchte, hat in einem neuen Werke Unterstützung gefunden, oder vielmehr eine neue Anhängerin; Mrs. Henry Pott sucht sie durch ihre Edirung eines Werks von Bacon zu erhärten. Es ist dies seine vor nicht langer Zeit im Britischen Museum entdeckte Schrift „The Promus of Formularies and Elegancies: being Private Notes circ. 1594, hitherto unpublished, by Francis Bacon“. Mehrere der darin enthaltenen Notizen hat die Herausgeberin nämlich mit Parallelstellen aus Shakspeare beleuchtet und verglichen, freilich nicht immer oder nur selten mit Erfolg und Ueberzeugungskraft, da die Aehnlichkeit oft nur eine sehr entfernte ist. Auch hat es ihr an der nöthigen Gelehrsamkeit zur Bearbeitung eines sonst so interessanten Werks des berühmten Philosophen gefehlt. Der Shakspeare-Forscher E. A. Abbott hat übrigens ein Vorwort zu demselben geschrieben, was immerhin nicht unerwähnt bleiben darf. Jedenfalls ersieht man aus dieser neuesten Erscheinung, daß die Literatur, welche sich bereits um die gedachte Hypothese angesammelt hat, noch immer im Wachsen ist.

— Von Robert Browning liegt eine neue Gedichtsammlung unter dem Titel „Jocoseria“ vor, die zwar zeigt, daß das Feuer in ihm noch nicht erloschen und der Humor ihm noch nicht ausgegangen, andererseits aber auch, daß er, was seine Dunkelheit und seine Sucht, Räthsel aufzugeben, betrifft, unverbesserlich sei. In der längsten im Bande enthaltenen Dichtung in Terzinen „Jochanan Hakkadosch“ („Jochanan der Heilige“), sowie in einer kürzern: „Solomon and Balkis“, entfaltet der Dichter wiederum, wie bereits in einigen frühern, Kenntniß der rabbinischen Weisheit, die in ersterer aber auf weiter nichts als die Salomonische hinausläuft: „Alles ist eitel“, während die letztere mit einer Pointe endet, indem die Königin von Saba auf Salomon's Frage, ob sie wirklich gekommen sei, um geistigen Verkehr mit ihm zu pflegen, ihm antwortet, das möge für oben gut sein, hienieden verlange sie — einen kleinen Kuß.

— Aus den neuesten Uebersetzungen aus dem Deutschen erwähnen wir Jahn's Biographie Mozart's von Pauline D. Townsend und Ebers' „Ein Wort“ von C. Bell. Beide werden als vorzüglich gerühmt.

— Eins der bedeutendsten Werke der neuesten französischen Literatur auf dem Gebiete der Kunstgeschichte ist „Benvenuto Cellini, Orfèvre, Medailleur, Sculpteur. Récherches sur sa vie, sur son œuvre et sur les pièces qui lui sont attribuées“, von Eugène Plon. Das lang erwartete Werk soll allseitig befriedigend ausgefallen sein und außer durch schöne Illustrationen sich auch durch ein ausführliches Register auszeichnen. Keine öffentliche Bibliothek, kein Kunstfreund wird es entbehren können.

Bibliographie.

Buschmann, H., Bilder aus dem alten Rom. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Geigel, M., Die sociale Frage und die Herstellung volkswirthschaftlich gesunder Zustände in Deutschland. München, Franz. Gr. 8. 50 Pf.

Henne am Rhyn, O., Die Kreuzzüge und die Kultur ihrer Zeit. Prachtausgabe mit 100 ganzseitigen Illustrationen von G. Doré und verschiedenen ganzseitigen Illustrationen deutscher Künstler, und über 100 Text-Illustrationen. 1ste Lfg. Leipzig, Bach. Fol. 2 M.

Jansen, K., Aleander am Reichstage zu Worms 1521. Auf Grundlage des berichtigten Friedrichschen Textes seiner Briefe zur 4. Säcularfeier von Luthers Geburt dargestellt. Kiel, Lipsius u. Tischer. Gr. 4. 3 M. 60 Pf.

Kekulé, R., Zur Deutung und Zeitbestimmung des Laokoon. Mit 2 Doppeltafeln in Lichtdruck und einigen Zinkätzungen. Stuttgart, Spemann. Lex.-8. 4 M.

Lynden, Else v., Ein Moll-Akkord. Eine Waldgeschichte. Schwerin, Schmiedekampf. 12. 1 M. 80 Pf.

Meer, A., Robert Herzog, Fürstbischof von Breslau. Würzburg, Woerl. Gr. 8. 50 Pf.

Melusine. Ballet in 2 Akten und 3 Abtheilungen nach dem Bilder-Cyclus M. v. Schwind's von *. Musik von F. Doppler. In Scene gesetzt von C. Telle. Wien, Wallishausser. 1882. 8. 1 M.

Riehl, A., Ueber wissenschaftliche und nichtwissenschaftliche Philosophie. Eine akademische Antrittsrede. Freiburg i. Br., Mohr. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Schmeil, R., Lutherlieder. Jubiläumsgabe an Lutherfreunde. Leipzig, Buchhandlung des Vereinshauses. 8. 1 M. 80 Pf.

Schröer, K. J., Die Aufführung des ganzen Faust auf dem Wiener Hofburgtheater. Nach dem ersten Eindruck besprochen. Heilbronn, Henninger. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Sen-Mare, Zum Opfer gefallen! Roman aus Marinekreisen. Berlin, Janke. 8. 5 M.

Söltl, J. M. v., Gustav Adolf. München, Franz. 12. 3 M.

Spir, A., Studien. (1. Zwei Naturforscher über das Naturerkennen. 2. Was sehen wir? 3. Versöhnung von Wissenschaft und Religion. 4. Gehirn und Seelenleben.) Leipzig, Findel. 8. 1 M. 20 Pf.

Stavenow, B., Das Caviarfäßchen. Humoresken. Görlitz, Foerster. 8. 2 M.

Stecher, C., S. J., Die Belagerung Wiens von 1683. Ein historisches Schauspiel. Wien, Mayer u. Comp. 8. 1 M. 20 Pf.

Sternau, L., Ein Advocat als Schwiegersohn. Lustspiel. Wien, Frick. 8. 80 Pf.

Sturm, A., Auf Flügeln des Gesanges. Ein deutsches Liederbuch. Neuhaldensleben, Besser. 8. 1 M. 50 Pf.

Sturm, J., Ich bau auf Gott! Eine Festgabe. Neue religiöse Gedichte. Bremen, Heinsius. 8. 3 M. 50 Pf.

Sylva, Carmen (Königin Elisabeth von Rumänien), Pelesch-Märchen. Mit 3 Illustrationen und Facsimile. Leipzig, Friedrich. 8. 5 M.

Taylor, G., Klytia. Historischer Roman aus dem 16. Jahrhundert. Mit einem Titelkupfer. Leipzig, Hirzel. 8. 6 M.

Telle, C., An der Beresina. Ballet. Nach dem Italienischen: „Carlo il Quastatore“ von J. Rota. Musik von P. Giorza. Wien, Wallishausser. 8. 60 Pf.

Uphues, K., Grundlehren der Logik. Nach Richard Shute's Discourse on truth bearbeitet. Breslau, Koebner. Gr. 8. 7 M. 20 Pf.

Vely, E., Herodias. Roman. 2 Bde. Herzberg a/H., Simon. 8. 8 M.

Voß, R., Rafael. Eine Festgabe zur Feier seiner 400jährigen Geburt den 6. April 1883. Frankfurt a. M., Koenitzer. Gr. 8. 80 Pf.

— — Rolla. Die Lebenstragödie einer Schauspielerin. 2 Bde. Leipzig, Friedrich. 8. 8 M.

Wachenhusen, H., Nemi. Eine Erzählung. Berlin, Janke. 8. 1 M.

Wagner, R., Bisher ungedruckte Briefe an Ernst von Weber. Dresden, Buchhandlung des Internationalen Vereins zur Bekämpfung der wissenschaftlichen Thierfolter. Gr. 8. 40 Pf.

Winterfeld, A. v., Neue humoristische Soldatengeschichten. 5ter u. 6ter Bd. Jena, Costenoble. 12. à 1 M.

Anzeigen.

Die Allgemeine Zeitung
(mit wissenschaftlicher Beilage und Handelszeitung)
früher in Augsburg erschienen

ist in Deutschland und Oesterreich durch die Postanstalten für 9 M. vierteljährlich (6 M. für die 2 letzten Monate, 3 M. für den letzten Monat des Quartals) zu beziehen. Preis bei directer Versendung unter Streifband monatlich 4 M. (5 M. 60 Pf. für die anderen Länder des Weltpostvereins). Quartalpreis bei wöchentlicher Versendung im Weltpostverein 14 M. 40 Pf., außerhalb desselben 19 M. 50 Pf.

Probenummern nebst neuestem Quartal-Register gratis.

Leitartikel, wissenschaftliche und handelspolitische Aufsätze rc. rc. in Nr. 93 bis 99.

Der Staatsrath in Preußen. (I/II.) — Prenk Bib Doda, der neue Gouverneur des Libanon. — Eine Rede aus dem ungarischen Abgeordnetenhaus. — Das deutsche Reichsheer und der Wechsel des preußischen Kriegsministers. — Zum Hülfscassenwesen. — Deutscher Reichstag. — Der Libanon und die Großmächte.

Ein Umschwung im Theater-Costümwesen. Von Prof. Dr. P. F. Krell. — Die Reform unserer Aussprache des Lateinischen. Von A. Ausfeld. — Die Reliefs für das Nationaldenkmal auf dem Niederwald von Prof. Joh. Schilling. Von Hauptmann Zernin. — Nach Friaul! Von E. Förster. — Zur Geschichte des bayerischen Concordats. — Briefe aus Thule. Von F. Dahn. (I.) — Joseph Ludwig Gerstner. (Nekrolog.) — Zur Busato-Frage. — Darwinismus und Christenthum. Von W. Bender. (I.) — Bei Richard Wagner. Von R. Pohl. (I.) — Die anormale Wärmebewegung im Monat Mai. — Festgedicht zum vierhundertjährigen Gedächtnißtage Rafaels. Von H. Lingg.

Der oberrheinische Schifffahrtscanal. — Handels-, Bank- und Börsenzustände in Frankreich. (Die Lage der Börse im Hinblick auf die Renteneonvertirung.)

Aufträge für Streifbandsendungen an die Expedition in München.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

DIE ANFÄNGE DER KUNST IN GRIECHENLAND.

Studien von

Dr. A. MILCHHOEFER.

Mit zahlreichen Abbildungen.

8. Geh. 6 M. Geh. 7 M.

Der Verfasser, Docent der Archäologie an der Universität Göttingen, hat sich im vorliegenden Werke die Aufgabe gestellt, die frühesten Erscheinungen der Kunst in Griechenland als einen Theil der gesammten nationalen Cultur aufzufassen. Als Material für seine Untersuchungen dienten ihm, ausser einer grossen Anzahl geschnittener Steine, vornehmlich auch die Schliemann'schen Funde in den Gräbern von Mykenae. Das reich illustrirte Werk darf auf die regste Theilnahme aller Archäologen, bildenden Künstler und Kunstfreunde Anspruch machen.

Das Wesen der Burschenschaft auf geschichtlichem Grunde und mit Hilfe vieler Originalbeiträge für alle Gebildete insonderheit Eltern, Erzieher und Studenten dargestellt von Ulrich Rudolf Schmid, Jenaischem Burschenschafter von 1827—1832, **Komitee-Mitglied und Festredner beim Wartburgsfeste 1867 und bei der Feier des 60jährigen Jubiläums der Burschenschaft 1875.** Zweite Ausgabe. München 1880. **Theodor Ackermann.** Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Mit Berufung auf die Recensionen 1) 1875 **Nationalzeitung**, Nr. 429 (Beibl.); **Deutschland** (Weimar), Nr. 212; **Berliner Deutsche Schulzeitung**, Nr. 46, Beil.; **Hauk's Theol. Jahresbericht**, Novemberheft. 2) 1878 **Neue bad. Schulzeitung**, Nr. 3, S. 45. 3) 1881 **Theol. Literaturblatt von Luthardt**, Nr. 36, den 9. Sept.; **Allgemeine deutsche Lehrerzeitung**, Nr. 32 — wird diese Schrift zur Orientirung über die Burschenschaft für gegenwärtigen passenden Zeitpunkt empfohlen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Altersversorgung der Arbeiter in Deutschland.

Von

Franz Kretschmann.

8. Geh. 1 M.

Die überaus wichtige, auch schon von der Reichsregierung ins Auge gefaßte Frage der Altersversorgung der Arbeiter wird in dieser Schrift von dem Director der ostpreuß. ländl. Feuersocietät, Regierungsrath Kretschmann in Königsberg, der während dreißigjähriger Amtsthätigkeit die Armenpflege gründlich kennen gelernt hat, in praktischer und eigenartiger Weise behandelt. Seine Vorschläge, durch ziffermäßige Aufstellungen und Tabellen erläutert, verdienen die allgemeinste Beachtung.

Brockhaus' Conversations-Lexikon.

*Der **4. Band** der neuen (13.) illustrirten Auflage, 60 Bogen Text mit 70 eingedruckten Holzschnitten, 11 Tafeln Abbildungen und 4 Landkarten enthaltend, **ist soeben erschienen und geheftet (7 M. 50 Pf.) oder gebunden (in Leinwand 9 M., in Halbfranz 9 M. 50 Pf.) in allen Buchhandlungen zu haben.***

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

La Gerusalemme liberata

di

Torquato Tasso.

Riveduta nel testo e corredata di note critiche ed illustrative, e di varianti e riscontri colla conquistata per cura di

G. A. Scartazzini.

Seconda edizione intieramente rifatta.

8. Geh. 3 M. 50 Pf. Geb. 4 M. 50 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. Nr. 17. 26. April 1883.

Literarische Unterhaltungen.

Schiller's Lacherfolge.

Ueber die humoristische Ader bei den großen weimarischen Dioskuren gehen die Anschauungen der Literarhistoriker auseinander. Goethe hat einige Opuscula, meist in dramatischer Form, veröffentlicht, die man wol als Humoresken oder satirische Schattenbilder bezeichnen könnte und welche für seine Gabe, mit der Silhouettenschere scharf, kenntlich und ergötzlich auszuschneiden, das beste Zeugniß ablegen. Im übrigen braucht man blos an die genrehaften Scenen im „Faust“: an die Schülerscene, an Auerbach's Keller und die Hexenküche, zu erinnern, um jeden Zweifel an Goethe's Begabung für das Komische zu beseitigen. Diese Scenen des „Faust“ haben auch stets auf der Bühne den Erfolg gehabt, welchen die Aesthetik der Theateragenturen als Lacherfolg bezeichnet.

Den gleichen Erfolg hat Schiller schwerlich mit seinen beiden aus dem Französischen übersetzten Lustspielen erreicht, ebenso wenig konnte ein solcher jener etwas derben und auch ein wenig platten Humoreske zutheil werden, die er auf dem Weinberg in Loschwitz abgefaßt hat. Gleichwol wird niemand diesem großen Dichter die humoristische Ader absprechen können; ja man wird nur bedauern müssen, daß er nie in einem selbständigen Werke von irgendwelcher Bedeutung seinem Humor die Zügel schießen ließ. Die Charaktere der Räuber in seinem Erstlingsdrama, der Mohr im „Fiesco“, der Hofmarschall Kalb in „Kabale und Liebe“ sind jedenfalls prächtige, mit frischem Humor entworfene Bühnenfiguren; der ideale Stil seiner spätern Dramen und das Vorbild der Antike, dem er nachstrebte, duldete nicht die Mischung des Tragischen und Komischen, und nur einmal noch hat er einen ungezwungenen und köstlichen Humor entfaltet in den Genrebildern von „Wallenstein's Lager“, wo besonders die nach Abraham a Sancta-Clara's Muster entworfene Kapuzinerpredigt stets eine zündende Wirkung ausübt und sich eines Lacherfolgs rühmen darf, wenn der Kapuziner nur irgend vis comica besitzt.

Doch nicht von diesen Lacherfolgen Schiller's sprechen wir hier: sie sind keinesfalls ausreichend, um ihm einen Platz zu sichern auf dem komischen Parnaß der Deutschen: wir sprechen von andern, minder berechtigten, welche aus dem Misverständniß der Zeitgenossen gegenüber einem bedeutenden Dichter hervorgingen und die alte Lehre immer von neuem illustriren, daß nicht nur nemo propheta in patria, sondern auch niemand in seiner Zeit ein Classiker ist.

Eine reiche Quelle der Belehrung hierüber bietet die von Julius W. Braun herausgegebene Sammlung: „Schiller und Goethe im Urtheile ihrer Zeitgenossen“, von welcher jetzt vier Bände vorliegen.*) Sie füllt in der That eine Lücke aus, auf welche wir schon früher öfters hingewiesen haben, und erscheint uns als der wichtigste Beitrag zur Geschichte unserer classischen Literatur. Im Jahre 1801—5 stand Schiller auf der Höhe seines Ruhms: war er damals ein Classiker? Wohl hatte er warme Verehrer, welche sein Talent und Genie auf ein hohes Piedestal stellten: aber die Zahl derjenigen, die an ihm herumkrittelten, als ob seine Meisterwerke die Arbeiten eines Schülers wären, welchem die rothen Censuren nicht erspart werden dürfen, war nicht gering.

Mit der „Braut von Messina“ besonders ging die berliner Kritik sehr unbarmherzig ins Gericht. Was wurde diesem Trauerspiel nicht alles vorgeworfen: Ueberspannung, unwahrscheinliche Abenteuer, ein Gemisch von Antikem und

*) Schiller im Urtheile seiner Zeitgenossen umfaßt drei Bände; von Goethe im Urtheil seiner Zeitgenossen ist der erste Band (1773—86) erschienen, die andern Bände sind schon früher besprochen.

Modernem in einer Welt, die nie existiren konnte, und rhetorischer Pomp in Scenen voll der höchsten Leidenschaft. Das Stück wird ein Product eines auf falsche Pfade verirrten Genies, eine wilde Schöpfung der entflammten Phantasie nach misverstandenen Regeln genannt. Auch die heutige Kritik kann sich mit der Mischung des Antiken und Modernen, wie sie in diesem Trauerspiel herrscht, nicht einverstanden erklären; sie äußert auch gegen die Einführung des Chors gerechte Bedenken; aber jene Chorgesänge erklärt sie doch für lyrische Meisterwerke. Und gerade diese wunderbaren Chöre verschafften dem Stück in Berlin zum Theil einen Lacherfolg, wenigstens wenn wir der Berichterstattung in den gestrengen „Berlinischen Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen" vom 16. Juni 1803 glauben sollen, in denen es in Bezug auf die erste Aufführung der „Braut von Messina" heißt: „Die Chöre rissen viele unwillkürlich zum Lachen hin." Freilich sagt das geflügelte Wort: Du sublime au ridicule il n' y a qu'un pas. Doch oft erscheint das Erhabene lächerlich, wenn es nicht im Spiegel klarer und edler Seelen, sondern im Vexirspiegel ungebildeter und roher Geister aufgefangen wird.

Diesen Lacherfolg der Chöre in der „Braut von Messina" kann man auf die Unbildung des Publikums schieben, welches eine Neuerung auf der Bühne komisch fand, ohne den idealen Schwung jener schönen Verse würdigen zu können, die sich seitdem dem Gedächtniß der Nation unvergänglich eingeprägt haben. Was soll man aber dazu sagen, wenn Gedichte, welche wir gegenwärtig als ein werthvolles Nationaleigenthum hochhalten, bald nach ihrem Erscheinen von ästhetisch feingebildeten Frauen als ein Gegenstand fröhlichen Gelächters betrachtet wurden?

Allerdings waren diese Kunstrichterinnen im feindlichen Lager, im Lager der Schlegel, welche aus anfänglichen Bewunderern Schiller's entschiedene Apostaten und burschikose Kritiker des Dichters geworden waren. Und es ist nicht zu leugnen, daß es noch heute genug vornehme Aesthetiker gibt, welche es als ein Zeichen höherer Bildung betrachten, von Schiller mit einem gewissen Achselzucken zu sprechen, ihn der Jugend und dem Volke zum Genuß zu überlassen, sich selbst aber von dieser Schullektüre und Volksdramatik als von einem persönlich längst überwundenen Standpunkte abzuwenden. Gleichwol werden sie solche Anschauungen mit dem nöthigen Respect vor einem Classiker deutscher Nation aussprechen; denn wenn ein Volk einmal einen Poeten in seine Walhalla aufgenommen hat, da vermeidet es auch die Ketzerei, ihm gegenüber einen herausfordernden Ton anzuschlagen, und zieht erst beim Vorübergehen den Hut, ehe es ihm einen geringschätzigen Blick zuwirft.

Das war natürlich anders bei den Zeitgenossen, und wenn Goethe sagt: „ein Werdender wird immer dankbar sein", so glaubt das Publikum doch einem Werdenden gegenüber nicht dankbar sein zu müssen. In literarischen Kreisen kamen persönliche Reibungen dazu, und so war es die Coeurdame der Romantiker, Karoline Böhmer-Schlegel-Schelling, die vor allen an Schiller's Dichtungen ihren Witz ausließ. Dieser hatte sie einmal wenig glimpflich behandelt. Ueber die „Horen" stand eine ungünstige Kritik in der Zeitschrift der Romantiker, „Deutschland": man hielt Karoline Schlegel für die Verfasserin; da schrieb Schiller an A. W. Schlegel: „Versichern Sie Madame Schlegel, daß ich von dem lächerlichen Gerüchte, sie sei die Verfasserin jener Recension, nie Notiz genommen habe, und sie überhaupt für zu verständig halte, als daß sie sich in solche Dinge mische." Karoline wollte sich aber in solche Dinge mischen und sah in jener Entschuldigung nur eine absichtliche böswillige Geringschätzung. Kein Wunder, daß sie an Schiller's Dramen seitdem eine kritische Ausstellung nach der andern machte. „Wallenstein" ist ihr ein Werk der Kunst, ohne Instinct; in „Maria Stuart" findet sie den gesammten schlechtern Wallenstein; sie hat bei der Lektüre einiger Langeweile nicht entgehen können, Mortimer fällt mit seiner Katholicität wie mit der Thür ins Haus; alles poetische Drum und Dran des Stücks macht in Summa keine Poesie. Das Mädchen von Orleans ist nichts als eine sentimentale Jeanne d'Arc.

Trotz dieser feindseligen Stimmung wird die folgende Mittheilung, die ein Brief Karoline's an ihre Tochter Auguste vom 21. October 1799 enthält, bei uns Nachgeborenen immerhin kein geringes Befremden erregen: „Ueber ein Gedicht von Schiller, «Das Lied von der Glocke», sind wir gestern Mittag fast von den Stühlen gefallen vor Lachen; es ist à la Voß, à la Tieck, à la Teufel, wenigstens um des Teufels zu werden."

Das war in der That ein merkwürdiger Lacherfolg Schiller's, von dem er sich gewiß nichts träumen ließ: dies ernste Gedicht mit seiner würdigen sittlichen Haltung, mit seiner bürgerlichen Lehrhaftigkeit, mit seinem edeln Schwung ... ein Gegenstand vergnüglichen Gelächters? Ces dames der Romantik glaubten weiß Gott wie hoch über diesen Ergüssen der Schiller'schen Muse zu stehen ... und der Kehrbesen der Literaturgeschichte hat diesen romantischen Kram längst in den Winkel gefegt, während „Das Lied von der Glocke" neben Schiller's andern Dichtungen dauernd im Gedächtniß der Nation fortlebt.

Man kann also sogar von den Besten seiner Zeit — denn dafür hielten sich die Romantiker und das waren sie in mancher Hinsicht — ausgelacht werden und doch für alle Zeiten unsterblich fortleben.

Rudolf von Gottschall.

Zur philosophischen Literatur.

1. Philosophische Vorträge, herausgegeben von der philosophischen Gesellschaft zu Berlin. Neue Folge. Zweites Heft. Halle, Pfeffer. 1882. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Das vorliegende Heft dieser Sammlung enthält zwei Vorträge, einen von Professor Michelet: „Herbert Spencer's System der Philosophie und sein Verhältniß zur deutschen Philosophie", und einen zweiten vom Rector Julius Rau: „Ueber das Princip des Schönen in der Kunst". Aus dem ersten Vortrag heben wir folgende Hauptgedanken heraus. Herbert Spencer huldigt als Engländer der experimentalen Methode und hat auf dem Boden des Kant'schen Kriticismus ein positives System der Philosophie aufzuführen versucht. Ausgehend von der „reinen Principienlehre", läßt er die Biologie, Psychologie, Sociologie, Moral in zehn Bänden folgen. Unser Vortrag hat es nur mit der ersten zu thun, welche lehrt: wir haben keine absoluten Begriffe, sondern das Relative ist das allein für uns Erkennbare. Das unfaßbar Absolute müssen wir als allgegenwärtige schöpferische Macht fassen; die Persönlichkeit Gottes und die Vorsehung verschwinden in der allgemeinen Immanenz. Der Ursatz der Philosophie als des vollkommen einheitlichen Wissens lautet: „Die Welt und das Bewußtsein sind die beiden Verzweigungen der Offenbarung des Unerkennbaren. Die Kraft ist das Princip der Principien, die Materie unverwüstlich, die Bewegung continuirlich. Die Evolution ist eine Integration der Materie, welche von einem Nachlassen der Bewegung begleitet ist, während dessen die Materie von einer unbestimmten incohärenten Homogeneität zu einer bestimmten und cohärenten Heterogeneität übergeht und die aufgehaltene Bewegung auch eine analoge Umgestaltung erleidet." Das Urtheil Michelet's über Spencer geht dahin, daß letzterer sämmtliche Grundsäulen des Kant'schen Kriticismus beim Aufbau verwendet hat, doch den Riß überbrückte, welchen Kant zwischen Noumenon und Phänomenon übrig ließ.

Den Rau'schen Vortrag lassen wir in folgenden Sätzen sich selbst charakterisiren:

> Gewährte die Religion den gläubigen Menschen die Ueberzeugung, daß der Druck des Unendlichen hinweggenommen werden könne, so trat die Kunst den Beweis für die Sinne an, daß er in der That beseitigt sei; Princip des Schönen in der antiken Kunst ist die Erlösung vom Druck des Unendlichen und Erhebung des Gemüths zu dem Gefühle göttlicher Ruhe im Besitz der ungestörten Herrschaft über das Endliche; Princip der christlichen Weltanschauung war: Erlösung vom Drucke des Endlichen und Erhebung des Gemüths zur Ruhe und Klarheit im Besitz des Unendlichen. Während die antike Auffassung epische Breite, die mittelalterliche lyrische Gefühlstiefe zeigt, trägt die der neuern Zeit in ihrem Kampfe mit der Tradition vorzugsweise den Charakter des Dramatischen. Nicht die Nachahmung der Natur führt in das Wesen der Kunst, sondern die freie künstlerische Composition. Das Princip des Schönen in der Kunst beruht demnach allein in der erlösenden und erhebenden Ueberzeugungskraft ihrer Werke.

2. Leibniz und Herbart über die Freiheit des menschlichen Willens von Ludwig Bräutigam. Heidelberg, Weiß. 1882. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Der Verfasser erwähnt zunächst Leibniz' metaphysische und psychologische Beweise gegen die absolute Willensfreiheit. Leibniz weist darauf hin, wie die niemals ruhende Seele durch unmerkliche Eindrücke und Schmerzen Antriebe für den Willen empfange. Unser Wille folge immer bestimmten Motiven und zwar stets den stärksten. So verwirft Leibniz die absolute Freiheitslehre, und hält doch zugleich an dem Satze fest: ohne Freiheit keine Sittlichkeit. Der mit Freiheit Handelnde muß Einsicht und Selbstthätigkeit besitzen; er trägt die Motive seines Handelns nur in seiner Seele, sodaß ein böser Mensch sich allmählich in einen guten verwandeln kann. Trotz dieser möglichen Umbildung bleibt das Individuum dasselbe. Herbart stimmt principiell in seiner Auffassung der Willensfreiheit mit Leibniz überein; ein Wille aber, der sich völlig grundlos für das Gute entschiede, wäre ohne sittlichen Werth. Beide Philosophen nehmen in der Freiheitstheorie eine Mittelstellung ein, sie verneinen sowol die absolute Freiheit wie den äußern Determinismus. Die Leibniz'sche Lehre aber von der präſtabilirten Harmonie ist der Freiheitslehre ungünstig, ebenso seine Prädestinationslehre. Mit diesen Lehren im Widerspruch steht der Leibniz'sche Satz, daß der Wille immer den stärksten Motiven folge, aber doch durch diese nicht genöthigt werde. Das Schlußkapitel des von großer Belesenheit zeugenden Schriftchens läuft auf den Nachweis aus, daß Herbart's Freiheitslehre die brauchbarste sei.

3. Selbsterkenntniß nach wissenschaftlichen Principien, nebst einer offenen Frage an die Gebildeten unserer Zeit. Von Eduard Raschig. Leipzig, Barth. 1882. 8. 2 M.

Dem Verfasser ist die Wissenschaft der Leuchtthurm auf dem Meere der Unendlichkeit. Wenn alle Individuen in einem Punkte der Anschauung vereinigt sind, werden sich ihre Handlungen nicht mehr feindlich kreuzen; es muß eine Weltuniversität und ein technisches Centralorgan für die Menschheit hergestellt werden. Die widerstreitenden Elemente der Gelehrtenwelt werden sich am besten einigen durch Festsetzung eines Normalmenschen und normalen Menschenlebens, und eines davon unzertrennbaren Normalstaats u. s. w. Unsterblichkeit im Jenseits ist Täuschung; die Frage aber muß endlich (?) gestellt werden, was denn das Ziel der Menschheit sei. Das Sein ist von Ursprung her ein Ganzes, Ungetheiltes, in welchem Trennungen nur durch entgegengesetzte Richtungen der Entwickelung und durch verschiedene Richtungen der Anschauung vorkommen und erscheinen. Das Sein strömt in ununterbrochenem Flusse aus der Zerstreuung und Zertheiltheit des Entgegengesetzten, aus der Ausdehnung des Objectiven in den Iden-

titätspunkt; in diesem angelangt schnellen aber die Gegensätze mit ursprünglicher Energie wieder hinaus in die Unendlichkeit. Man kann sich im Anschauungsvermögen wol den Impuls einer vorzunehmenden Eigenbewegung oder Erregung, einer Selbstentwickelung in das Räumliche, nicht aber die Ausdehnung eines Fremden denken. Substanz ist eine, wenigstens relative, Einheit von Gegensatz und Identität, physisch ein gewisses inneres und äußeres Gleichgewicht. Haec hactenus!

4. Ueber den Weg, zum Wissen und zur Gewißheit zu gelangen. Eine Confession von Hugo Delff. Leipzig, Grunow. 1882. Gr. 8. 2 M.

Die bisher eingeschlagenen Wege, um Ursprung und Zweck des menschlichen Daseins zu finden, sind nach Ansicht des Verfassers falsch. Darum führt uns derselbe auf folgenden Standpunkt. Aus dem sinnlichen Anblick läßt sich keine Erfahrung von objectiv allgemeingültigem Charakter gewinnen. Niemals nehmen wir blos sinnlich wahr, sondern immer zugleich nach bestimmten Kategorien. Letztere haben ihr Wesen nicht im Subject, sondern das Subject hat sein Wesen in ihnen. Einheit ist der Grund des Bewußtseins, aber wiederum für sich ist sie auch nur dieses. Es ist nicht an dem, daß die Thatsachen nur eine Erklärung zulassen; Thatsachen sind überhaupt indifferent und vieldeutig. Es gibt nur ein wahrhaft Gewisses: das Sittliche; auf der unbedingten Autorität und Geltung desselben beruht alles menschliche Vereinsleben. Von der Wissenschaft aus dringt heutzutage oft die Willkür zerstörend in das Sittliche. Wenn Darwin recht behalten soll, wenn alles Menschliche nur eine Steigerung des Thierischen ist, so verliert das Sittliche nothwendig seine selbständige apriore Gültigkeit und seine eigenthümliche Superiorität. Die Religion ist die Quelle der Sittlichkeit. Das Gemüth ist die objectiv-subjective Centralkraft des Menschen; in der Phantasie des Künstlers geht dieses schöpferisch hervor, vermag aber auch intuitiv zu erkennen und ist der Springpunkt der sittlichen Freiheit. Das realistische oder materialistische System ist so wenig wie das idealistische oder spiritualistische ein Ergebniß der Forschung, sondern das eine wie das andere sind nur Entwickelung eines Glaubens. Nur Leben, nur Erfahrung und Anschauung erzeugt wiederum Leben. Wozu überhaupt Philosophie, da wir ja im Evangelium alle die Fülle der Gewißheit haben, welche die Philosophie der antiken Welt suchte. Unsere Zeit krankt an dem Wahne, daß das Wissen frei und unbedingt sei. Früher hieß es: Roma locuta est; jetzt heißt es: die Wissenschaft hat gesprochen — beides mit demselben Recht. Unsere heutigen wissenschaftlichen Formeln treten auf in meisterhafter Klarheit der Definition; der Inhalt aber ist meist oberflächlich.

5. Von Lebensidealen. Ein Vortrag von L. Wiese. Zweite Auflage. Berlin, Wiegandt u. Grieben. 1883. 8. 80 Pf.

Charakteristisch für den Standpunkt des geistvollen Verfassers ist der Satz: „Es ist eine Ordnung im Reiche Gottes, daß man sich dem Ideal am sichersten nähert, wenn man die gegebene Wirklichkeit richtig schätzt und benutzt. Wir haben uns ebenso sehr vor der resignirenden Verzagtheit zu hüten, wie vor dem ungeduldigen Idealismus, der schon hier die Verwirklichung des Höchsten und Besten sehen will." Die geschichtlich wohl fundamentirte Beweisführung des Verfassers läuft aus in eine Nutzanwendung für die Pädagogik.

6. Geist und Stoff. Erläuterungen des Verhältnisses zwischen Welt und Mensch nach dem Zeugniß der Organismen. Von Wilhelm H. Preuß. Oldenburg, Schulze. 1883. Gr. 8. 4 M.

Auf Grund von umfassenden Studien und empirischen Beobachtungen bietet der Verfasser hier eine neue und beachtenswerthe Naturphilosophie, deren Grundzüge folgende sind: Die Materie ist nicht blos Bewegung, sondern im Grunde etwas Geistiges, nämlich Empfindung. Letztere hat auch den Menschen gebildet nach einem überall im Universum herrschenden strengen Gesetz. Die ganze unveränderliche Summe der Weltenergie war im Anfange unsers Weltprocesses organische Energie. Der Mensch ist das erstgeborene Wesen des ganzen Kosmos; ihm folgte die Thier- und Pflanzenwelt, und nach dem Erlöschen aller Zeugungskraft verwandelt sich die Kraft der geschlechtlichen Liebe in die welterhaltende Schwerkraft der unorganischen Materie. Leben kann nur aus Leben geboren werden. Das Lebendige tritt immer individuell auf; es gibt nur lebende Körper. Alle Erkenntniß wird im Grunde aus unserm Innern geschöpft. Keine Bewegung ist möglich ohne Ueberführung einer bestimmten Stoffsumme in einen andern Zustand. Es hat einst eine Zeit gegeben, wo alles Unorganische organisch war. Unter den Organismen in den kosmischen planetarischen Nebeln trat Zeugung ein, sobald zwei oder mehrere collidirten. Dann ging aus einem solchen Complex von Organismen ein neuer durch Zeugung hervor. Sämmtliche sogenannte Naturgesetze sind von der Zeit abhängig und darum nicht unveränderlich. Die Generationsfolge der Menschen läßt sich in ununterbrochener Reihe verfolgen bis hin zum Weltanfange, bis zu den biologischen Einheiten, aus welchen er sich mit allem, was in der Welt ist, entwickelt hat.

Diese Sätze spricht der Verfasser nicht etwa als willkürlich hingeworfene geistreiche Einfälle aus, sondern er sucht sie an vielen Stellen durch einen wissenschaftlichen Unterbau zu begründen. Jedenfalls ist er ein selbständiger und kühner Denker und sein Werk reich an fruchtbaren Keimen.

7. Der Pessimismus und die Sittenlehre. Eine Untersuchung von Johannes Rehmke. Leipzig, Klinkhardt. 1882. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Der Verfasser behandelt zuerst den Pessimismus und die Sittenlehre in Indien. Da der dortige Brahmanismus die Forderung der Ascese und die Abweisung des Selbstmordes enthalte, so gründe sich die Sittenlehre desselben durchaus nicht auf den Pessimismus; dennoch läuft letzterer widerspruchslos nebenher. Der Pessimismus Buddha's hat in keiner Weise einen metaphysischen Hintergrund. Die Sittenlehre Buddha's verdient allerdings eine

pessimistische genannt zu werden, da alle ihre Forderungen, sei es direct (Enthaltsamkeit und Geduld), sei es indirect (Barmherzigkeit), dem pessimistischen Lebenszweck, der Vernichtung der Seele, unterstellt sind. Während der indische Pessimismus den Grund des Leids im Ich suchte, finden A. Schopenhauer und E. von Hartmann das Leid im Wesen der Welt begründet. Die einzige Norm, welche Schopenhauer's Pessimismus dem einzelnen an die Hand gibt, lautet: morde dich, dann entrinnst du dem Leid und erfüllst damit deinen Lebenszweck. Die Sittenlehre E. von Hartmann's entwickelt sich aus dem Dogma von dem im Zustande der Unseligkeit sich befindenden, wollenden Unbewußten. Das ewig Unbewußte soll von der Welt, von seinem Wollen erlöst werden. Zweck der Sittlichkeit ist völlige Hingabe der Persönlichkeit an den Weltproceß und völliges Aufgeben aller persönlichen, individuellen Zwecke. Nicht die Vernichtung des Wollens des Individuums, sondern diejenige des Wollens des All-Einen ist die Erlösung. Hartmann's Sittenlehre erhebt sich voll und ganz aus dem metaphysischen Pessimismus des Absoluten; was am Ende des Weltprocesses bei ihm übrigbleibt, ist nicht das reine Nichts, sondern das reine Sein, also etwas Positives. Die Sittlichkeit des bewußten Individuums besteht in der Mitwirkung an der Abkürzung des Leidens- und Erlösungswegs des Absoluten. Der Verfasser kritisirt nun die genannten Systeme des Pessimismus in ausgezeichneter Weise und stellt dabei folgende Sätze auf: Ohne Optimismus wäre die Selbstverleugnung, also auch das Ethische überhaupt, eine Unmöglichkeit. Das sittliche Streben hat die Glückseligkeit nicht als Ziel, aber das sittlich handelnde trägt diese Glückseligkeit in sich. Glückseliges Wollen und sittliches Wollen sind ein und dasselbe. Für den sittlichen Menschen bleibt das Leben auf dieser Welt stets ein Kampf, aber dieser ist der freudige Kampf eines in Gott seligen Menschen. *)

8. Gemüth und Charakter. Sechs Vorträge von Hermann Wolff. Leipzig, Gerhard. 1882. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Der Verfasser, welcher in seinem Werkchen eigentlich eine ganze Ethik entfaltet, bewegt sich in folgenden Darlegungen. Die Vernunft hängt mit dem intellectuellen Leben des Menschen zusammen, aber sie ist weder ein eigenes Vermögen noch neben dem Verstande, sondern sie ist nur ein Gattungsname für gewisse dem Menschen allein eigenthümliche Errungenschaften des geistigen Lebens. Diese sind Vergangenheit und Zukunft, darum ein planvolles, überlegtes Handeln, Wissenschaft, Kunst, Religion, Moralität. Der Intellect mit Verstand und Vernunft sind nur das Forum, vor dem alle unsere Handlungen zur Entscheidung gelangen. Im Reiche der Seelenfunctionen sind Gemüth und Charakter das Centrum; zur wahren Bildung gehört auch die Ausbildung der beiden letztern. Streng genommen gibt es in der Seele nur eine Lust nur einen Schmerz. Lust ist nicht das, was Schmerz ist, und Schmerz ist nicht das, was Lust ist. Der Verstand des Menschen ist die Gesammtheit der in dem menschlichen Intellect entwickelten Denkvorgänge (etwa funfzig bis sechzig an der Zahl), Geist ist ein Gattungsname für gewisse in des Menschen Seele vorwiegend scharf entwickelte Denkvorgänge, verbunden mit hervorragendem Gedächtniß und lebhafter Phantasie. Die Psychologie ist die alleinige Disciplin der Psychologie. Eine Weiterentwickelung der Metaphysik ist die Theologie. Die Kunst entwickelt sich aus dem synthetischen Denken und speciell dem künstlerischen Schaffen; ihre Aufgabe ist das geistig-seelische Leben im Weltentwickelungsproceß. Es gibt in der Seele gerade so viele einfache Grundaffecte, als es einfache Gefühlsvorgänge gibt. Aus der Gleichgültigkeit gegen Kunst und Wissenschaft erwachen die Neigungen zum Nichtsthun, zum Faulenzen und zum Vagabondiren. Aus der Lust am Wissen folgen die Leidenschaften der Büchermanie und der Klatschsucht. Gemüth ist thatsächlich nur der Gesammtausdruck für die Gesammtheit dieser theils elementaren, theils in Complicationen auftretenden Seelenvorgänge, unter ihm sind also gleichmäßig zusammengefaßt sowol die einfach normalen Seelenvorgänge wie die Kehrseite des menschlichen Daseins. Dies und vieles Aehnliche kann man in dem Wolff'schen Buche lesen.

9. Anti-Savarese von Anton Günther. Herausgegeben mit einem Anhange von Peter Knoodt. Wien, Braumüller. 1883. 8. 6 M.

Gegen die Angriffe der Jesuiten hatte der berühmte katholische Philosoph A. Günther eine fulminante Gegenschrift gerichtet, welche er jedoch auf die Bitten seiner Freunde im Pulte liegen ließ. Lange nach Günther's Tode veröffentlicht nun Knoodt dieselbe und zwar mit so viel Erläuterungen und Zusätzen, daß diese gewissermaßen als eine Darstellung der Günther'schen Philosophie betrachtet werden können. Wir empfehlen das nur für Philosophen und Dogmenhistoriker verständliche Buch als eine Schatzkammer von schneidiger deutscher Kritik, als einen hochinteressanten Beitrag zur katholischen, in ihrem innersten Wesen unselbständigen Philosophie. Es sind so außerordentlich viele der subtilsten Fragen hier zusammengedrängt, daß ein Auszug den Leser nur irreführen könnte. Die geistige Bedeutung Günther's sowie die liebevolle Erörterung der Günther'schen Gedanken durch Knoodt verdient jedenfalls hohe Anerkennung.

10. Das Studium der Sprachen, besonders der classischen, und die intellectuelle Bildung. Von Adolf Lichtenheld. Wien, Hölder. 1882. Gr. 8. 5 M. 40 Pf.

Wenn diejenige Vorbereitung, welche jetzt durch die classischen Studien erreicht wird, durch andere Mittel mit geringerm Aufwand von Zeit und Kraft und vielleicht sogar besser zu erreichen wäre, dann möchten jene immerhin aufgegeben werden. Unbestritten ist, daß an Vielseitigkeit der geistigen Interessen die moderne Cultur weit hinausgediehen ist über die der Alten. Unsere Wissen-

*) Eduard von Hartmann hat sich mit dem Verfasser dieses Werks in Nr. 1 d. Bl. f. 1883 selbst auseinandergesetzt. D. Red.

schaften, Künste und Fertigkeiten mit allen ihren Verzweigungen sind denen der Alten mindestens gleichwerthig. Die Methode der Erlernung der classischen Sprachen ist eine wesentlich andere als früher; aber der geistige Gehalt der in jenen Sprachen niedergelegten Literatur hat in pädagogischer Hinsicht eine hohe Bedeutung. Von diesem Standpunkte aus gibt der Verfasser eine ganz ausgezeichnete, wissenschaftlich ebenso umfassende wie tiefe Untersuchung, zu deren Studium wir Philologen, Schulmänner und alle, welche an der Bildung unserer Jugend ein Interesse haben, nicht dringend genug einladen können. Wir kennen kein Werk, in dem so wahrhaft geistesfrei eine Frage behandelt würde, welche gerade in unserer Zeit zu den brennenden gehört. Gustav Portig.

Neue Dramen.

Mit der Uebersetzung des Werks eines berühmten verstorbenen polnischen Dichters beginnen unsere Besprechungen:

1. Balladina. Tragödie in fünf Aufzügen von Julius Slowacki. Uebersetzt von Ludomil German. Krakau, Kryzanowski. 1882. Gr. 8. 2 M.

Ein hochpoetisches Werk, zu welchem jedoch eine grausenhafte Sage aus vorgeschichtlicher Zeit den Stoff hergibt, welcher nur für Polen ein besonderes Interesse hat und uns Deutsche durch seine phantastische Art fremdartig anmuthet. Wie ein Märchenspuk beginnend, führt es durch eine Fülle von Greuelthaten, die indeß logisch verknüpft sind, zu entsetzlichem Abschluß und läßt die Sühne an der großen Verbrecherin durch einen Blitzstrahl vollziehen. Es ist ein erschütterndes Gemälde auf blutdunkelm Hintergrunde.

Die Tragödie erinnert nur zu sehr an Shakspeare, indem eine Menge bekannter Gestalten aus dessen Dramen an uns vorüberziehen; bald ist es der Ariel aus dem „Sturm", bald die Elfen aus dem „Sommernachtstraum", die uns umschwirren, und schließlich erscheint in Balladina selbst eine wohlgetroffene Copie der Lady Macbeth. Die dramatische Composition ist gut, der Inhalt trotz aller seiner Schrecken fesselnd; doch hat die stellenweise sehr unbeholfene Uebersetzung die Poesie des Ganzen geschädigt. Der deutschen Bühne wird es durch die Wahl seines Stoffs ein Fremdling bleiben.

Eine von Beruf und Talent des Dichters zeugende Arbeit, aber nach Form und Inhalt kein Trauerspiel, ist:

2. Messalina. Trauerspiel in fünf Acten von Emil Mauerhof. Leipzig, T. O. Weigel. 1882. 8. 2 M.

Diesem Stück mangelt in erster Reihe Concentration der Handlung und ein eigentlich tragischer Kern und Mittelpunkt, denn keins der vielen Motive, welche die Handlung verbinden, besitzt die hierzu nöthige dramatische Macht und Stärke. Ein durch Verbrechen an dem heiligsten Gefühl, durch Untreue, beflecktes Weib wie Lady Holland ist keine Heldin eines Trauerspiels; sie unterliegt nicht dem Kampf mit widerstrebenden Schicksalsmächten, sie fällt auch nicht als Opfer, um das gestörte moralische Gleichgewicht wiederherzustellen, denn dies ist der Gesellschaft, in der sie sich bewegt, fremd, sie sühnt durch ihren Untergang keine begangene Schuld, nein, sie sucht den Tod aus verletzter Eitelkeit, aus Blasirtheit und Abspannung, aus einem Anflug von Reue, der ihr ebenso schlecht zu Gesicht steht wie ihre Reflexionen und ihre Philosophie. Ihre rege Sinnlichkeit findet keine Sättigung mehr und sie beginnt sich selbst zu verachten. Sie weiß ebenso wenig, was Unschuld und Tugend ist, wie die ganze vornehme Gesellschaft um sie her, unter der sich nur ein anständiger Mann befindet, und die einen förmlichen Lasterpfuhl bildet. In diesen hocharistokratischen Kreisen wird ein Unterhaltungston angeschlagen, der jedem halbwegs unbefangenen und unverdorbenen Menschen die Röthe der Scham in das Antlitz treiben muß. Für eine sittenreine Dame wäre es geradezu eine Unmöglichkeit, in solcher Umgebung auch nur vorübergehend sich zu bewegen. Die Maskenscene zeigt das Laster ohne Maske, und für die in dieser Scene geführte Conversation ist das Wort cynisch eine sehr verschämte Bezeichnung. Die Sünde erscheint splitternackt und ohne Reize. Ein so kluges Weib wie Lady Holland würde, obgleich sie ihrer Sinnlichkeit niemals Schranken gesetzt hat und dieselbe für Liebe hält, kaum in eine Falle gehen wie diejenige, welche ihr zwei von ihr zurückgesetzte Liebhaber stellen; sie würde nicht zu Ende lesen, wo ihr die Absicht aus jedem Worte in die Augen springt, sondern sie würde das Buch zur Seite schleudern oder gar den Anstiftern des Complots gegen sie ins Angesicht; am allerwenigsten würde sie sich selbst opfern, sondern für den ihr angethanen Schimpf Rache nehmen, wie es ihre Art und ihre Natur erheischt. In ihrem Tode liegt keine Sühne für begangene Schuld, und obendrein ist in ihrer ganzen Umgebung, mit Ausnahme des Grafen Burton, kein Mensch besser als sie. Doch zeugt das Drama von nicht unbedeutendem Talent, aber dieses ist noch in der Gärung begriffener Most, der möglicherweise einen edeln Trank geben kann. Einzelne Scenen sind unstreitig von großer dramatischer Wirkung, wenn auch oft zu treue Nachbildung Shakspeare'scher Vorbilder, wie beispielsweise die Todtengräberscene, die eine große Aehnlichkeit mit derjenigen in „Hamlet" hat. Die Sprache ist nicht ohne Geist und Pointen, stellenweise sogar voll Poesie; nur macht sich darin hier und da ein Haschen nach Bildern und Gleichnissen bemerkbar, welche nicht zur gegebenen Situation passen und dadurch unwahr erscheinen. Die Art und Weise, wie über die tiefsten und zartesten Geheimnisse des Menschenherzens gesprochen wird, ist geradezu unerhört. Eine so durch und durch von sitt-

licher Fäulniß angefressene blasirte Gesellschaft, die gar nichts Heiliges achtet und nur in der Stillung sinnlicher Begierden den Zweck des Daseins erblickt, der sogar das Feigenblatt eine überflüssige Hülle scheint, dürfte doch schwer in der Hocharistokratie Englands noch zu finden sein. Für die Bühne ist diese „Messalina" in ihrer gegenwärtigen Gestalt eine Unmöglichkeit, und zur Lektüre für Damen möchten wir das Stück keineswegs empfehlen, so interessant es ist. Von einem Dichter mit so unleugbarem Talent erwarten wir für die Zukunft Gereifteres und Besseres.

Eine dramatische Composition von packender Gewalt ist:

3. König Ludwig XI. von Frankreich. Trauerspiel in fünf Acten von Lothar Clement. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1882. 8. 3 M.

Die Charakterzeichnung in diesem Trauerspiel ist eine sehr sorgfältige, besonders die des Hauptthelden des Trauerspiels, Ludwig XI., die meisterhaft bis in die feinsten Details ausgeführt ist und dem denkenden Schauspieler von Beruf und Talent eine sehr dankbare Aufgabe bietet. Das dramatische Gesammtbild des Trauerspiels ist freilich ein wenig zu düster gehalten, doch trägt es das Colorit jener düstern Zeit. Die Handlung ist eine durchweg spannende und interessante; nur die Nemours-Episode erscheint hemmend und überflüssig; sie setzt zwar dem Charakterbilde des Königs einen dunkeln Ton mehr auf, doch bedarf die ohnehin dunkle Färbung desselben keine derartige Vertiefung mehr. Die Diction zeigt zwar keine genialen Gedankenblitze, keine Glut auflodernder Leidenschaft; aber sie ist geistvoll, gewandt und charakteristisch, phrasenlos und nicht ohne dramatische Schlagkraft. Die festgegliederte Handlung schreitet rasch vorwärts, ohne bis zu dem echt tragischen Abschluß zu ermatten. Unzweifelhaft bietet die Inscenirung dieses Trauerspiels den Bühnenleitern eine ebenso dankbare als interessante Aufgabe.

Ein Drama ohne jegliches dramatisches Talent, mit geistloser Satire und witzloser Parodie ist:

4. Im Socialistenstaat. Schauspiel in drei Aufzügen von Adolf Huber. Achern 1882.

Zur dramatischen Composition scheint der Verfasser dieses „Socialistenstaats" wenig Befähigung zu besitzen; eine Reihe von Dialogen, die beliebig und ohne innere logische Nothwendigkeit aneinander geknüpft und in Acte eingetheilt sind, ist noch lange kein Drama. Eine Satire kann man dies sogenannte Schauspiel aber ebenso wenig nennen, dazu mangeln ihm alle Ingredienzen. Das Vollbringen blieb weit hinter dem Wollen zurück, und der Verfasser hat offenbar seine geistige Kraft überschätzt. Eine Idee von so weittragender Bedeutung und unleugbar schöpferischem Inhalt, wie die, welche den in der Läuterung begriffenen Socialismus beherrscht, läßt sich nicht auf so wohlfeile Art abthun oder gar verspotten, und nur ein Genie, ein überlegener Geist darf gegen die Auswüchse derselben die Geißel des Humors schwingen. Zwar scheint es, als hätte der Verfasser seine stumpfen Geistespfeile auf einzelne bestimmte Personen gerichtet, die eine hervorragende Rolle auf unserer politischen, insbesondere parlamentarischen Bühne spielen; aber dazu sind sie nicht genug im Feuer des Gedankens geschmiedet und durch den Witz geschärft, prallen also, ohne zu verwunden, auf den Schützen zurück. Die Gedankenarmuth verödet diesen „Socialistenstaat" und erzeugt in ihm der Uebel größtes, die Langeweile. Für die Bühne unmöglich, wirkt das Werk auch ermüdend auf den Leser und verfehlt so gänzlich seinen Zweck.

Nicht blos ein dilettantischer, sondern ein sehr schwacher Versuch in der höchsten und edelsten Form der Dichtung ist:

5. In schlechter Gesellschaft oder der verlorene Sohn. Drama in fünf Aufzügen von Adolf Erlenbach. Leipzig, Mutze. 1882. 8. 1 M.

Diesem „verlorenen Sohn" fehlen Bildung und Erziehung. Der Verfasser des Dramas beherrscht nicht einmal die Sprache und behandelt die Kunstform wie etwa ein Kind die blanken Elfenbeinfiguren eines Schachspiels, dessen gedankenvoller Zweck ihm gänzlich fremd ist. Ohne Zweifel hätte er klüger gehandelt, wenn er seinen „Verlorenen Sohn" in das geheimste Fach seines Schreibtisches gesperrt hätte.

Als dramatischen Erstlingsversuch bietet uns eine den bevorzugtern Gesellschaftskreisen angehörende junge Dame:

6. Auf geradem Wege. Dramatische Skizze in einem Act von Gola Luigi. Hamburg 1882.

Auf dramatischem Gebiet ist die Bezeichnung Skizze ominös, denn sie deutet auf Unfertiges, und Unfertiges gehört nicht auf den Markt der Oeffentlichkeit. Die Verfasserin hat sicherlich große Freude daran gehabt, ihre Dilettantenarbeit gedruckt zu sehen, und ihr Bekanntenkreis hat dies Gefühl ohne Zweifel getheilt; aber um sich in den reinen Aether der Kunst emporzuschwingen, müssen ganz andere Schwingen gewachsen sein, als sie dieser Geistesfalter trägt. Die Situationen sind verbraucht; die mit schwanker Hand gezeichneten Figuren haben kein Mark und keinen Charakterausdruck, und der Dialog ist ohne allen Esprit, ermüdendes Geschwätz. Wir wollen gänzlich über die Verarbeitung der Motive schweigen, wenn wir auch das berechtigte Verlangen stellen könnten, daß diese eine bessere und vertieftere wäre.

Ein Dichter von Beruf und Talent tritt vor uns in:

7. Bühnendichtungen von Theodor Piderit. Zweite vermehrte und verbesserte Ausgabe. Norden, Fischer's Nachfolger. 1882. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Der ziemlich starke Band enthält 1) „Charlotte von Wolfenbüttel", Schauspiel in drei Aufzügen. Piderit hat zu seinem Schauspiel dasselbe Sujet benutzt, was Heinrich Zschokke in seiner „Prinzessin von Wolfenbüttel" novellistisch behandelt hat: die tragische Ehegeschichte des Sohnes Peter's des Großen, des Großfürsten Alexis mit Charlotte von Wolfenbüttel. Nach unserm Dafürhalten eignet sich diese dunkle, ein wenig romantisch aufgeputzte Geschichte ungleich mehr für die Novelle als das Drama, obgleich

Piderit's Arbeit bis zu einem gewissen Grade fesselt und sich als wirkungsvoll auf der Bühne erweisen muß, wenn auch die poetische Zuthat noch manches zu wünschen läßt. Der Charakter des unglücklichen Alexis ist zu tief grau in grau gemalt, ohne einen einzigen lichten und freundlichen Farbenton, und seine Gemahlin Charlotte zu farb- und wesenlos gehalten; dagegen treten Peter der Große und seine Umgebung frisch und kräftig, sogar letztere ein wenig zu kräftig hervor. Doch ist die Handlung eine rasch fortschreitende, der es nicht an effectvollen Scenen fehlt, und das Stück verdient unzweifelhaft, daß ihm ein Plätzchen auf der Bühne eingeräumt werde.

2) „Die Stedinger", Trauerspiel in vier Aufzügen. Dieses Trauerspiel enthält eigentlich nur die Schlußscenen des heldenhaften Freiheitskampfes der Stedinger, und zwar Scenen voll Kraft und Mark; aber es ist kein fest abgeschlossenes Drama, wozu sich auch der Stoff weniger eignet, der ungleich vortheilhafter für das Epos ist. Nicht der heiße Kampf eines Menschen mit den Schicksalsmächten, sein verzweifeltes Auflehnen gegen ihm widerstrebende Gewalten, nicht das Ueberspringen der dem Individuum gezogenen sittlichen Grenzen und die dadurch bedingte Nothwendigkeit seines Unterliegens, um das gestörte moralische Gleichgewicht wiederherzustellen, wird uns in diesem Trauerspiel vorgeführt: die tragische Heldenperson ist ein ganzer Volksstamm, der seine Rechte und seine Freiheit vertheidigt und nur der Uebermacht und dem mit List gepaarten Verrath unterliegt. Deshalb ist am Schluß der Schauplatz mit Leichen und Sterbenden bedeckt, und das Trauerspiel hinterläßt keinen die Seele erhebenden und befreienden, sondern einen mehr niederdrückenden, beängstigenden Eindruck.

Trotzdem ist die Handlung ebenso interessant als spannend und muß von der Bühne aus sehr wirkungsvoll sein. Dabei sind die Charaktere gut gezeichnet, nur Detmar und Else sind von unserer modernen Bildung angehaucht. Die Diction ist frisch und stellenweise auch schwungvoll.

3) „Schön-Rotraut", Schauspiel in zwei Acten. Eine bunte Reihe ernster und komischer Scenen, durchflochten mit einem schimmernden Stückchen Romantik, das sich darin ein wenig seltsam ausnimmt, halb Wirklichkeit, halb in die Sage schillernd. Man darf das Ganze nicht ernst nehmen, keine großen künstlerischen Ansprüche daran stellen und nicht allzu genau nach der Verarbeitung der Motive fragen. Dann ist das kleine Schauspiel wol im Stande, eine Stunde zu unterhalten.

4) „Gründlich curirt", Lustspiel in drei Aufzügen. Das Lustspiel ist zwar nicht besser, aber auch nicht schlechter als manches unserer Modelustspieldichter mit oder ohne Compagnieschaft. Jedenfalls werden uns auf dem gleichen Tafeltuche fast dieselben Speisen aufgesetzt, freilich ohne neue pikante Würze; auch wird uns dasselbe Dessert präsentirt, an dem wir uns längst den Magen verdorben haben. Immer der alte Rührbrei: ein wenig Liebe, eine Dosis Médisance, ein harmloses Misverständniß und die obligate versöhnende Auflösung zum Schluß. Die Kritik hat mit dergleichen Dingen nicht gern und nicht viel zu schaffen; denn auf diesem Gebiet ist ihr Kampf ein vergeblicher, weil man ihr stets die Ansprüche des Publikums als Entschuldigung vorhält. Das Lustspiel darf mit dem gleichen Recht an die Thüren der Theater klopfen und Einlaß begehren wie alle die Ephemeriden der Mode, vor deren vielen es sogar noch ein gut Theil poetische Zuthat voraus hat.

Einen zwar drastischen, doch gänzlich poesielosen und nüchternen Dialog besitzt:

8. Der Prinz im Incognito. Lustspiel in drei Aufzügen. Von Joseph Matly. Aachen, Cremer. 1882. 12. 1 M. 20 Pf.

Dem Verfasser dieses Stücks scheint die Kunst der dramatischen Composition ziemlich unbekannt zu sein; er hat zur Noth die Eintheilung in Acte gemacht, ohne sich dabei von der logischen Nothwendigkeit leiten zu lassen. Spuren von Talent für den derben Schwank trägt zwar der „Prinz im Incognito" an sich, aber für die Bühne genügt das nicht, denn auf so primitivem Standpunkte steht keine Bühne mehr, um nach einem derartigen Stück zu greifen. Zur Aufführung auf Liebhabertheatern dürfte es noch am geeignetsten sein; etwas höhern Ansprüchen wird es in keiner Weise gerecht.

Poesie und Witz in reichem Maße enthält:

9. Erika. Düsseldorfer Malkasten-Tragödie in fünf Aufzügen von Edmund Henoumont. Leipzig, Mutze. 1882. 8. 1 M.

Obwol ein von dichterischer Phantasie entworfenes und ausgeführtes Gemälde, trägt das Stück doch zu sehr die Bedeutung des Gelegenheitgedichts zur Schau, um auch anderweitige Verwendung zu finden. Doch gewährt es eine höchst ergötzliche Lektüre und soll auch zu diesem Zweck von uns empfohlen sein.

Dramatisches Geschick beweist:

10. Agda Sjöström. Historisches Gemälde in fünf Aufzügen von Heinrich Swoboda. Leipzig, Mutze. 1883. 8. 50 Pf.

Die Bezeichnung „Gemälde" ist für ein Drama eine sehr eigenthümliche, bei der man sich mancherlei denken kann. Das vorliegende Gemälde ist ein Intriguenstück, in dem zu viel Versteckens gespielt wird, zu viel Geheimnißvolles mit unterläuft und sogar höchst Wichtiges unaufgeklärt bleibt, wie die Verwechselung der Agda, die von König Gustav Adolf zur Gemahlin erhoben wird, obgleich sie seine Schwester sein soll, wovon der König selbst allerdings keine Ahnung hat. Der Schluß des Stücks läßt uns über dieses wichtige Geheimniß, welches ein Verbrechen der schwersten Art einschließt, im Dunkeln, und das ist vom Uebel.

Sonst ist die Handlung belebt, die Diction frisch, die Charakterzeichnung eine ziemlich gelungene zu nennen, wenn auch das Sujet nicht gerade zu den interessanten gehört.

Eine auf das Niveau der Gegenwart visirte Römertragödie aus der Kaiserzeit bietet desselben Verfassers:

11. Ein Vandale. Historisches Gemälde in fünf Aufzügen von Heinrich Swoboda. Leipzig, Mutze. 1883. 8. 50 Pf.

Der Stoff dieses Dramas gehört nicht zu den allgemein bekannten, das moderne Colorit desselben steht zu sehr im Gegensatz zum Zeitalter eines Alarich und Stilicho. Doch zeugt das Drama von Talent und der Fluß der Handlung geräth nicht ins Stocken. Allerdings fehlt allen Römern in diesem Gemälde das Römische; denn ihr Römerthum ist nur Maske, und sie sind alle mehr oder weniger pessimistisch angekränkelt; nur die heißblütige Tullia macht eine Ausnahme, doch ist sie wol etwas zu heißblütig. Der Verfasser hat sich in der Wahl des Stoffs vergriffen.

Ein Drama eigenthümlicher Art bietet ein junger deutscher Dichter in:

12. Sedan. Eine Tragödie in fünf Acten. Von Heinrich Hart. Mit einem Prolog. Leipzig, O. Wigand. 1882. Gr. 8. 2 M.

Die Katastrophe gibt dieser Tragödie den Titel, deren eigentliche Hauptacteure Lüge, Meineid, Verrath und Sünde sind. Das ist ohne Zweifel schön und groß gedacht, aber das vor der Bühne sitzende Publikum will nicht blos mit moralischen Größen rechnen, will ;nicht die begangene Schuld vor die Handlung verlegt und sie nur vor seinen Augen als überreife Frucht abfallen sehen, sondern es will dieselbe werden und wachsen sehen, bis unter ihrer großen Last der sie tragende Held zusammenbricht. Im Mittelpunkt der Tragödie steht Napoleon III. Aber der Held, den wir da vor uns sehen, ist nicht der Napoleon, welcher, den Meineid auf der Lippe und die napoleonische Legende im Herzen, durch Ströme von Blut über den Präsidentenstuhl der Republik hinweg den wiederaufgerichteten Kaiserthron bestieg und sich kühn emporrichtend dem ihn anstaunenden Europa alljährlich neue Räthsel zum Lösen gab; es ist nicht der dem französischen Volke schmeichelnde und dessen Launen zuweilen Opfer bringende Imperator; es ist der bereits alternde, sich an den wankenden Kaiserthron gewaltsam anklammernde und wechselsweise von Furcht und Reue gepeitschte Mann, der von heute zu morgen das Leben genießen will. Die Lüge bebt ihm zwar noch auf der Lippe, aber der kühne Muth ist ihm abhanden gekommen und läßt ihn unstet schwanken. Züge von Hamlet und Richard III., von Tiberius und Victor Hugo's Napoleon dem Kleinen wechseln in rascher Folge und lassen den Charakter keine Festigkeit vor unsern Augen gewinnen. Seine ganze Umgebung verkehrt in einem sehr respectswidrigen Tone mit ihm. Diese Rouher, Bazaine, Pietri geberden sich Napoleon gegenüber wie die Spießgesellen eines von ihnen gewählten Banditenchefs. Alle sind verderbt und verworfen. Die Kaiserin Eugenie ist unwissend und bigot und begehrt mit Feuereifer den Krieg gegen das ketzerische Preußen; Gramont, der ihr Begehren unterstützt, ist ein Schwachkopf. Der Jesuitenpater St.-Mauriee erscheint unter dieser kaiserlichen Umgebung als der einzige anständige Charakter trotz seines fanatischen Eifers. Napoleon wird von allen Seiten bestürmt: das französische Volk verlangt Freiheit, die Kaiserin, Gramont und St.-Maurice begehren, auf haltlose Gründe gestützt, den Krieg gegen Deutschland, Rouher und Bazaine haben einen neuen Staatsstreich geplant, zu dessen schleuniger Ausführung sie rathen, weil Gefahr im Verzuge sei und der Ungestüm des Volks in seinem eigenen Blut erstickt werden müsse. Und was thut Napoleon diesen Drängern gegenüber? Er ruft ihnen mehr leichtsinnig als unmuthig zu:

> Geht, morgen laßt uns suchen, was zu thun.
> Dem Tag die Sorge, träumende Lust der Nacht!

Dann eilt er fort, um ein fleckenloses, schönes und tugendhaftes Weib um Unschuld und Ehre zu betrügen, die sie ihm als Preis für die Freilassung ihres Gatten opfern soll.

Daß über diese durch und durch von der Fäulniß der Sünde und des Lasters zerfressene Gesellschaft die Katastrophe von Sedan vernichtend hereinbricht, empfindet man zwar als Genugthuung; aber diese Katastrophe kommt zu jäh und unvorbereitet, und so tragisch der Abschluß auch ist, so ist es doch kein dramatisch-tragischer Abschluß, weil der Vorwurf überhaupt mehr epischer als dramatischer Natur ist und der Handlung die feste Geschlossenheit mangelt. In diesem „Sedan" ist die eigentliche Tragödie die Bernhard Sutro-Geschichte, die einen wahrhaft tragischen Verlauf nimmt. Bernhard Sutro ist der Sohn eines Deutschen, der 1848 als politischer Flüchtling sein Vaterland verlassen mußte und in Paris als Kämpfer gegen den Staatsstreich vom 2. December den Tod fand, wobei gleichzeitig sein Weib Anna, Bernhard's Mutter, durch einen Schuß das Augenlicht verlor. Anna hegt einen unauslöschlichen Haß gegen Napoleon und will es deshalb nicht glauben, daß ihr Sohn mit Napoleon im Auftrage des Volks unterhandelt, wobei die schöne Gräfin Testres mit Liebesverlockungen bereitwilligst Hülfe leistet. Aber die Unterhandlungen scheitern, Napoleon läßt Sutro einkerkern; da er jedoch Wohlgefallen an Sutro's Weibe, Desirée, gefunden hat, so verlangt er von dieser als Preis für die Freilassung ihres Mannes ihre Hingebung. Um Sutro vor der entsetzlichen Verbannung nach Cayenne zu retten, opfert sich Desirée; aber sie stirbt an diesem Opfer, von Sutro verächtlich zurückgestoßen, obgleich dieser auch nicht rein von Schuld ist, da er den Lockungen der Buhlerin Testres nachgegeben hat. Ueber Mutter, Sohn, Frau und Buhlerin bricht zugleich das tragische Verhängniß herein, dem allesammt unterliegen.

Inmitten der erschütternden Seenen des vierten Acts zeigt sich Napoleon erbärmlich und hält visionäre Monologe. Die Verwünschungen des wahnsinnigen Sutro, der Tod der Gräfin Testres, welche die für Napoleon bestimmte Kugel mit ihrer Brust auffängt, die Flüche der blinden Mutter Sutro's, die sie dem Kaiserpaar zuschleudert, die Napoleon durch St.-Mauriee zugesagte Unterstützung Roms

im Fall des Kriegs mit Deutschland drängen den bereits willenlos gewordenen Kaiser zum Kriege mit dem Ausruf:

> Kann nur der Krieg unbrechbar meine Krone schmieden,
> Dann sei es Krieg, dann, Himmel, donnre Krieg!

Damit wäre eigentlich die Tragödie abgeschlossen, aber das entspräche ihrem Titel nicht. Was nun noch folgt, ist der Zusammenbruch des mit allen Verbrechen besudelten und belasteten Kaiserthums Napoleon's III., der uns zwar die moralische Genugthuung gewährt, daß jeder Schuld die Strafe folgt, aber in unserer Brust kein Mitleid für den Träger der Hauptschuld erweckt. Ohne Bedauern sehen wir Napoleon vom Schauplatz verschwinden, nachdem der als letztes Opfer an seiner Seite fallende St.-Maurice seinen Irrthum eingesehen hat und die französischen Soldaten nur noch Beschimpfungen und Verwünschungen für ihren Kaiser haben. Als die Opfer gefallen sind, reinigt das plötzlich hereinbrechende Gewitter von Sedan die verpestete Luft. Die Diction des Dramas ist kraft- und schwungvoll, nur steht das tragische Pathos der Mehrzahl der auftretenden Personen schlecht zu Gesicht, und an einen Napoleon glauben wir nicht, der so vor uns tritt wie dieser Hart'sche. Die Tragödie enthält eine Fülle ergreifender und packender Situationen, die von der Bühne aus große Wirkung erzielen müssen. Jedenfalls verdient „Sedan" die Berücksichtigung der deutschen Bühnenleiter.

Seiner dramatischen Werke vierten Theil bietet uns ein noch ziemlich unbekannter Dichter in:

13. Der Materialist. Lustspiel in zwei Acten von Richard Heinzelmann. Berlin, Lassar. 1882. 8. 1 M. 50 Pf.

Wir haben über die ersten drei Bände der dramatischen Werke Heinzelmann's an derselben Stelle bereits unsere Ansichten ausgesprochen, und da dieser vierte Theil seinen drei Geschwistern täuschend ähnlich sieht und keinerlei Vorzüge aufzuweisen hat, sondern nur denselben Blödsinn weiter spinnt, so verweisen wir auf das früher Gesagte und ersparen uns jede weitere Bemerkung.

Eine werthlose Gabe ist:

13. Blinde Liebe. Lustspiel in einem Act von Eduard Bloch. Berlin, Lassar. 1882. 8. 90 Pf.

Es behandelt das schon tausendfach variirte Liebesthema, doch ohne den Reiz der Neuheit. Nur Futter für Dilettantenbühnen, für die es auch bestimmt ist. Karl Nissel.

Zur Geschichte der Erde.

Die paläontologische Entwickelung des Pflanzenreichs. Die Kryptogamen. Von G. de Saporta und A. F. Marion. Mit 85 Abbildungen. Autorisirte Ausgabe. (Internationale wissenschaftliche Bibliothek. 54. Band.) Leipzig, Brockhaus. 1883. 8. 5 M.

Die Frage nach der Entstehung des organischen Lebens und der Vorgeschichte der Pflanzen- und Thierwelt auf der Erde ist zwar schon seit geraumer Zeit der Gegenstand eifrigen Forschens gewesen, hat aber erst in den letzten Decennien, nämlich seit dem Erscheinen von Darwin's bahnbrechendem Werke „Ueber die Entstehung der Arten", eine methodische Behandlungsweise erfahren, welche man bekanntlich die phytogenetische nennt. So lange die Naturwissenschaft an dem von Linné mit apodiktischer Bestimmtheit ausgesprochenen, auf die Mosaische Schöpfungsgeschichte gegründeten Lehrsatz festhielt, daß am Anfange der Dinge von jeder Art (species) lebender Wesen ein Geschlechtspaar erschaffen worden sei, konnte von einer Entwickelungsgeschichte der Pflanzen- und Thierwelt überhaupt keine Rede sein. Als sodann durch die Ergebnisse der geologischen und paläontologischen Forschung festgestellt wurde, daß die feste Erdrinde aus Gesteinsschichten bestehe, welche während unmeßbar langer Zeiträume sich periodisch gebildet haben müssen, und daß jede Periode der Erdrindenbildung die Reste untergegangener Faunen und Floren enthält, welche mit den jetzt lebenden wenig oder auch gar keine Uebereinstimmung zeigen, suchte man im Einklang mit den geologischen Perioden das successive Auftreten immer höher organisirter Pflanzen und Thiere, das Aufeinanderfolgen verschiedener Faunen und Floren sammt dem jetzigen Thier- und Pflanzenreich auf ebenso viele Schöpfungsacte durch eine höhere Macht zurückzuführen. Bei dieser Anschauungsweise beharren noch gegenwärtig viele und darunter sehr namhafte Forscher, während allerdings die Mehrheit der Paläontologen sowie der Botaniker und Zoologen der Gegenwart die Darwin'sche Descendenzlehre, zufolge deren alle Pflanzen und Thiere, die ausgestorbenen wie die noch jetzt lebenden, durch eine im „Kampfe ums Dasein" und bei der „Anpassung" an die auf sie einwirkenden Verhältnisse der sie umgebenden Natur bedingte „Differenzirung" aus wenigen Urtypen sich entwickelt haben sollen, welche auf einen gemeinsamen Ursprung allen organischen Lebens zurückzuführen seien, für die allein zulässige Theorie erklären. Je mehr im Laufe der letzten Jahrzehnte über diese inhaltschwere Frage geforscht, geschrieben und veröffentlicht worden ist, je umfangreicheres Material die paläontologische Untersuchung der Erdrinde zu Tage gefördert hat, je weiter die Kenntniß von der Entwickelung des Pflanzen- und Thierorganismus und seiner einzelnen Theile vorgeschritten ist: desto schwieriger ist es geworden, zumal für den gebildeten Laien, eine klare Einsicht in den so complicirten Entwickelungsgang des Thier- und Pflanzenlebens auf der Erde zu gewinnen. Es muß daher gewiß mit Dank und Freude als ein höchst verdienstliches Unternehmen begrüßt werden, daß einer der hervorragendsten Forscher der

Gegenwart auf dem Gebiete der Phyto-Paläontologie, nämlich der französische Graf Gaston de Saporta, sich der schwierigen Aufgabe unterzogen hat, unter gewissenhafter Berücksichtigung der paläontologischen Funde, auf Grund der Descendenztheorie und an der Hand der phytogenetischen Methode den Ursprung des Lebens in der fernsten Vergangenheit der Erdgeschichte und die Entwickelung der Pflanzenwelt seit jener Zeit bis auf die Gegenwart in großen Zügen anschaulich und allgemein verständlich zu schildern. Diesem verdienstvollen Unternehmen verdankt das vorliegende Buch seine Entstehung.

Wenn dasselbe auch außer dem Namen des Grafen Saporta noch den eines andern verdienstvollen Phyto-Paläontologen, des Professors Marion zu Marseille, auf dem Titel trägt, so glaubt Referent doch nicht zu irren, wenn er annimmt, daß der eigentliche Verfasser dieses bedeutenden und überaus anziehend geschriebenen Buchs einzig und allein der ihm persönlich bekannte Saporta ist. Dasselbe soll, wie in der Vorrede bemerkt wird, nur für Anhänger der Descendenztheorie bestimmt sein, nicht für solche, welche diese leugnen. Doch werden seine Verfasser schwerlich verhindern können, daß auch die Gegner jener Theorie sich mit ihrem Buche beschäftigen und die darin enthaltenen Schlußfolgerungen zu widerlegen suchen. Müssen doch selbst dem Anhänger der Descendenzlehre bei der Lektüre der ebenso geist- wie phantasievollen Darstellungen der Verfasser mancherlei und gewichtige Bedenken auffallen, denen auch am Schlusse dieses Referats Ausdruck gegeben werden soll. Versuchen wir zunächst, den Inhalt des lesenswerthen Buchs kurz wiederzugeben.

Nachdem die Verfasser im ersten Kapitel die Vegetationsperioden besprochen und festgestellt haben, welche von den früher angenommenen nicht wesentlich differiren, indem sie auf eine „archäophytische“, die azoische (thierversteinerungslose) Urgneis- und Urschieferformation umfassende Periode eine primäre oder „paläophytische“ (Epoche der Kryptogamen), eine secundäre oder „mesophytische“ (Epoche der Gymnospermen) und eine tertiäre oder „neophytische“ (Epoche der Angiospermen) folgen lassen, handeln sie im zweiten Kapitel von den Entwickelungsstadien des pflanzlichen Lebens und suchen sodann in den fünf folgenden Kapiteln auf Grund der Ergebnisse der paläontologischen Forschung den wahrscheinlichen Entwickelungsgang des Pflanzenreichs darzulegen. Mit anerkennenswerther Bescheidenheit, welche gegen die Anmaßung vieler Darwinisten, alle Lebenserscheinungen auf bekannte Naturgesetze zurückführen zu können, angenehm absticht, sind die Verfasser ehrlich genug, bezüglich des Ursprungs des Lebens auf der Erde ihre völlige Unkenntniß einzugestehen:

> Da wir bisjetzt noch nie die Urzeugung eines Organismus beobachtet haben, so können wir auch nichts über die Ursache aussagen, die ihn zum ersten male erzeugt hat. Wenn wir aber sehen, wie jedes Wesen, welches entsteht, seine Existenz einem vorhergegangenen verdankt, so liegt nichts näher als die Annahme, daß alle lebenden Formen aus einer Anfangserzeugung hervorgegangen sind, über deren Zustandekommen wir nichts wissen.

„Anfangserzeugung!“ Ist dieser Ausdruck nicht synonym mit „Schöpfung“ oder „Erschaffung“: Ausdrücke, welche so viele Darwinisten in ihren Darstellungen ängstlich zu vermeiden suchen? Warum also nicht lieber das Kind bei seinem rechten Namen nennen und offen erklären, daß die Urtypen der Pflanzen und Thiere, oder was auf dasselbe hinausläuft, daß ein mit unbegrenztem Bildungstrieb und dem weitgehendsten Differenzirungsvermögen begabtes Protoplasma als Ursprung alles organischen Lebens durch eine höhere Macht erschaffen worden sei?

An der Hand der Entwickelungsgeschichte des Organismus der jetzt lebenden Pflanzen suchen die Verfasser die Entwickelung der Vegetation der Erde aus den unbekannten Protophyten, welche das Urmeer belebten, nachzuweisen. Daß die ersten jener Protophyten aus formlosen nackten Protoplasmen bestanden, welche den noch gegenwärtig auf dem Meeresgrund lebenden Amöben geglichen haben mögen, ja vielleicht mit denselben identisch waren, darf wol als gewiß angenommen werden, ebenso daß aus denselben die ungeheuer formenreiche Klasse der Algen allmählich hervorgegangen ist. Durch besondere Anpassung an das parasitische Leben (welche aber erst in einer viel spätern Zeit, nach der Entstehung landbewohnender Pflanzen eingetreten sein könnte) sollen sich aus Algen die Pilze und durch Vergesellschaftung (Symbiose) von solchen mit einzelligen Algen die Flechten entwickelt haben. Aus den Algen, welche sämmtlich dem Reiche der Protophyten angehören, entwickelten sich während der primären Periode, und zwar aus solchen, welche durch die Emporhebung einzelner Stücke der Erdrinde über den Meeresspiegel zu Landpflanzen geworden waren, die ersten „Metaphyten“, zunächst Moose (Leber- und Laubmose). Mit diesen Gewächsen begann ein Wechsel zwischen einer geschlechtlichen (Geschlechtsorgane erzeugenden) und einer ungeschlechtlichen (unmittelbar Sporen oder Sporenfrüchte tragenden) Generation, welcher von nun an bei allen weiter zur Entwickelung gelangenden Kryptogamengruppen ausgeprägt erscheint und selbst noch bei den Gymnospermen (nacktsamigen Phanerogamen) nachweisbar ist. Während aber bei den Moosen die geschlechtliche Generation, d. h. die aus dem Vorkeim der Spore durch Knospung hervorgehende Moospflanze, welche ihrerseits erst die Geschlechtsorgane erzeugt, von langer Dauer und die zweite Generation, das aus der befruchteten Eizelle des weiblichen Organs (Archegoniums) entstandene „Sporozon“, nur eine vorübergehende Bildung ist und nur als eine Sporenfrucht entwickelt erscheint, ist bei allen höhern (gefäßführenden) Kryptogamen der hier unmittelbar Geschlechtsorgane erzeugende Vorkeim (das Prothallium) ein vorübergehender, hinfälliger, die aus der befruchteten Eizelle hervorwachsende zweite Generation dagegen ein bleibender, oft viele Jahrzehnte ausdauernder Organismus, nämlich eine beblätterte Pflanze, welche die Sporenfrüchte hervorbringt.

Ein Theil dieser höher differenzirten Kryptogamen (Equisetaceen, Farne) soll sich unmittelbar aus hoch dif-

ferenzirten Algen (Ulvaceen u. a.), ein anderer, wie die Hautfarne (Hymenophyllaceen), die Traubenfarne (Osmundaceen), aus Lebermoosen entwickelt haben. Die am höchsten differenzirten und daher vollkommensten Kryptogamen, die Lycopodiaceen (Bärlappgewächse) und Rhizokarpeen (Wurzelfrüchtler), sollen aus Spaltfarnen (Ophioglossaceen), und aus vorweltlichen Lycopodiaceen endlich die ersten Phanerogamen, die Gymnospermen, hervorgegangen sein. Alle diese Gewächse werden im Gegensatz zu den Protophyten (Urpflanzen) unter dem Namen Metaphyten (spätere Pflanzen) zusammengefaßt. Zu den letztern gehören natürlich auch alle Phanerogamen, deren Entwickelungsgang darzustellen einem eventuellen zweiten Bande vorbehalten bleibt. Im siebenten Kapitel wird zum Schluß ein allgemeiner Ueberblick über den Entwickelungsgang sämmtlicher Kryptogamen gegeben.

Es läßt sich nicht leugnen, daß der Inhalt dieses Buchs, dessen Verständniß durch naturgetreue Illustrationen gefördert wird, einen überzeugenden Eindruck auf den unbefangenen Leser macht. Die Pflanzenwelt der Erde kann, ja muß sich auf die von dem geistvollen Verfasser geschilderte Weise entwickelt haben, möchte man unwillkürlich ausrufen. Auch bestätigen die paläontologischen Funde, daß in der ersten Periode der Erdrindenbildung die Algen entstanden, daß in der Steinkohlenperiode die Moose und Gefäßkryptogamen auftraten, unter welchen die Farne, Equisetaceen (in den Calamiten) und Lycopodiaceen (in den Lepidodendreen) ihre höchste Vollkommenheit erreichten, worauf diese Gewächse im Kampfe ums Dasein allmählich wieder abnahmen und zum Theil (die Calamiten und Lepidodendreen) ganz unterlagen und ausstarben; daß in der Trias die ersten Gymnospermen zur Entwickelung und bald zur entschiedenen Herrschaft gelangten, diese aber in der Juraperiode den Kampf mit den dann auftretenden Angiospermen bestehen mußten, welche schließlich (schon während der Kreideperiode) das Uebergewicht über alle Pflanzen erlangten, welches sie noch jetzt besitzen. Aber eben nur dieses successive Auftreten der durch fortschreitende Differenzirung mehr und mehr vervollkommneten Pflanzengruppen und das theilweise Zurückgehen und Unterliegen einzelner bestätigen die paläontologischen Funde, nichts weiter. Die bisjetzt aufgefundenen Reste vorweltlicher Pflanzen sind, wenige Mittelformen zwischen nahe verwandten Gattungen und Gruppen ausgenommen, selbständige Typen, welche weder denjenigen Gewächsen, die ihre Stammältern sein sollen, noch denjenigen, welche sich angeblich aus ihnen entwickelt haben, so ähnlich sind, daß sie als Uebergangsformen betrachtet werden könnten. Angenommen z. B., daß die Traubenfarne (Osmundaceen), deren Prothallium eine unverkennbare Aehnlichkeit mit dem Marchantiathallus hat, aus marchantiaähnlichen Lebermoosen sich entwickelt haben, so müßten doch zahlreiche Uebergangsformen und zwar in einer großen Menge von Exemplaren gebildet worden sein, und wäre es doch geradezu undenkbar, daß keine einzige aus dieser langen Reihe von Uebergangsformen sich in den Schichten der Erdrinde erhalten haben sollte. Denn wenn auch das gleichmäßig feuchtheiße Klima der Steinkohlenperiode eine überaus rasche Entwickelung und Differenzirung des pflanzlichen Organismus begünstigte, so kann man doch nicht annehmen, daß aus einem Marchantiathallus urplötzlich ein so hoch differenzirter Organismus wie Osmunda hervorgewachsen sei. Das wäre ja eine sprungweise Entwickelung, die nicht nur mit dem alten Lehrsatze: „Natura non facit saltus", sondern auch mit der Descendenzlehre selbst im grellsten Widerspruch stände. Es müßten da nothwendig Entwickelungsstadien gebildet worden sein, welche die fortschreitende Differenzirung vom Lebermoos bis zum typischen Traubenfarn vermitteln. Solche Uebergangsformen fehlen aber gänzlich, und nicht blos in diesem concreten Falle, sondern überhaupt zwischen allen Hauptgruppen des Gewächsreichs. Möglich, daß dergleichen Uebergangs- oder Entwickelungsstadien noch aufgefunden werden; wahrscheinlich ist es nicht! Dieses bisjetzt gänzliche Fehlen der Uebergangsformen zwischen den angenommenen Hauptentwickelungsstadien des Gewächsreichs ist der Descendenzlehre ebenso wenig günstig wie die Thatsache, daß gewisse Typen sich von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart trotz des Kampfes ums Dasein fast unverändert erhalten haben. So sind die ersten echten Equiseten, welche schon in der Steinkohlenzeit mit den Calamiten, aus denen sie keineswegs hervorgegangen sein können, auftreten, von den jetzt lebenden, ebenso die ersten fossilen Lycopodien und Selaginellen, welche auch schon in der Steinkohlenperiode vorhanden waren, von den gegenwärtigen nur wenig verschieden. Jedenfalls bedarf die Descendenzlehre, so sympathisch dieselbe auch dem Naturforscher sein muß, zu ihrer Begründung noch vieler paläontologischer Funde, bevor sie etwas mehr sein wird, als was sie gegenwärtig ist, nämlich — eine geistvolle Hypothese!

Moritz Willkomm.

Zur Gesundheitslehre.

1. Des Weibes Gesundheit und Schönheit. Aerztliche Rathschläge für Frauen und Mädchen von C. Reclam. Mit eingedruckten Holzschnitten. Zweite Auflage. Leipzig, C. F. Winter. 1883. Gr. 8. 5 M.

Der Einfluß der „Gartenlaube" läßt sich seit etwa zwanzig Jahren häufig an der Wahl pointirter Büchertitel nachweisen; die große Zahl der populären Bücher mit ähnlichen Titeln wie „Das Buch vom gesunden und kranken Menschen" folgt ihrem Vorbild ohne Zweifel. Auch der Verfasser hat hier wieder einen sogenannten Garten-

lauben-Titel gewählt. Welches Mädchen- und Frauenherz könnte der Anschaffung und dem Lesen eines Buchs widerstehen, das Gesundheit und Schönheit, zumal Schönheit, vielleicht gar zu erlangen, wenigstens aber zu erhalten lehren will? Besonders wenn noch ein geschmackvoller Titeldruck und Umschlag lockt? Die zweite Auflage, die uns vorliegt, beweist den Erfolg des Buchs. Kleider machen nicht allein Leute, sondern bekanntlich auch Bücher heutzutage; zu des Buches Kleid gehört aber in erster Linie der Titel; sagte dem Referenten doch einmal ein erfahrener Verleger, gar viele Bücher litten Schiffbruch an übel gewählten, wenn auch vielleicht sachgemäßen Titeln, und umgekehrt!

Bei unserm Buche finden wir übrigens das „und Schönheit" nur sehr bedingt durch dessen Inhalt berechtigt, nur dann nämlich, wenn man mit dem Verfasser annimmt, daß Schönheit des Weibes gleich sei der Wahrung der vollen weiblichen Eigenthümlichkeit und der Naturgemäßheit. Wie viele Frauen wahren aber beides im vollsten Sinne des Worts und zeigen doch von Schönheit keine Spur! Ja, so geht's, wenn ein Mediciner „von seinem Standpunkte" aus in die Aesthetik greift und die Schönheit definirt! Rafael hat also wol „die volle weibliche Eigenthümlichkeit und Naturgemäßheit" in seinen göttlichen Bildern gemalt, und deshalb ist er der Schönheitsmaler κατ᾽ ἐξοχήν. Und so die meisten andern großen Maler und Bildhauer!

Sehen wir aber von der Schönheit des Weibes ab, so können Frauen aus dem gut geschriebenen und empfehlenswerthen, weil im ganzen seiner Absicht vollkommen entsprechenden, wenn auch nicht überall widerspruchsfreien Buche lernen: wie sie sich waschen, kämmen, die Zähne putzen, wie sie Wohn- und Schlafzimmer nebst ihrem Boudoirtisch, der abgebildet ist, einrichten sollen, auch die Kinderstube sammt vorausgegangenem Wochenbett (Nägelpflege ist vergessen); wie sie kochen, lüften, sich vergnügen und parfümiren, was für Musikstücke sie spielen müssen, um weiblich zu bleiben — Beethoven und Chopin sollen nur für Männer sich eignen —, wie sie in der Ehe und beim „Unwohlsein", bei Bleichsucht, Hysterie u. s. w. sich ver- und reinhalten, sich ärztlich untersuchen lassen sollen, aber auch wie sie sich geistig und körperlich durch und zur Arbeit stärken müssen. Außerdem wird ein geschichtlicher Abriß über die Stellung der Frauen gegeben — kurz das Buch wird und muß Mädchen und Frauen gefallen; denn jede wird etwas darin finden, da es so vielerlei bringt. Auch ist die Ausstattung wirklich schön und der Druck groß und correct, nur könnten die Holzschnitte zuweilen besser sein, namentlich die, welche die drei empfohlenen Frisuren (für Mädchen, Frauen und für den Ball) bildlich wiedergeben.

2. Die menschliche Ernährung und die culturhistorische Entwickelung der Kochkunst. Ein Geschenk für Frauen und Mütter und unentbehrliches Handbuch für Fortbildungs- und Kochschulen von Lina Morgenstern. Berlin, Stuhr. 1882. Gr. 8. 2 M.

Wir hätten es vorgezogen, wenn das vorhergenannte Buch zur Hälfte von einer Frau, dieses dagegen zur Hälfte von einem Manne, und zwar von einem Arzt, der mit der Kenntniß der Physiologie eine reiche Erfahrung verbindet, geschrieben worden wäre. Aber man muß ihm das Zeugniß geben, daß es ein ernstes und gutes und in seinem zweiten Theil („Culturhistorische Entwickelung der Kochkunst") auch interessantes, vor vielen sich auszeichnendes Buch ist, wenn auch ein wenig mehr Ordnung und flüssigere Darstellung gerade bei diesem Theil in einer zweiten Auflage räthlich erscheinen dürfte. Der erste, diätetisch-physiologische Theil umfaßt funfzehn Vorträge, der zweite, geschichtliche vierzehn. Es dürfte den Hausfrauen und die es werden wollen ein nützlicher theoretischer Leitfaden sein, dessen Lehren sie dann auf die Praxis des Lebens, soweit dies angeht, übertragen mögen. Wir sagen mit Bedacht: soweit dies angeht! Denn auch in der Ernährungsfrage lassen sich Theorie und Praxis nur schwer in Einklang bringen. Wäre dem nicht so, dann müßten wir bei der Flut von Büchern über Stoffwechsel, Diät u. s. w., welche seit Jahren den Büchermarkt heimgesucht haben, seien sie nun aus der Initiative der Verfasser und Verfasserinnen allein oder aus der Speculation hervorgegangen oder durch Vereine hervorgerufen, eine so wissenschaftliche Ernährungsweise in weiten Volksschichten finden, daß wenig mehr in dieser Beziehung zu wünschen wäre. Es ist aber im alltäglichen Leben fast ganz beim Alten geblieben und wird wol immer dabei bleiben, d. h. Besitz und Ortsgelegenheit, Liebhaberei und Gewohnheit und wie alle die Einflüsse heißen, welche das Leben, also auch das Essen regieren, werden auch in Zukunft entscheiden, womit und wie die Leute sich nähren. Referent wenigstens hat noch nirgends einen dauernden Einfluß der sogenannten Ernährungsliteratur aufs Leben wahrnehmen können und hält sie, soll er seine Meinung sagen, im großen und ganzen deshalb für verlorene Liebesmühe! Die große Masse erfährt von derselben nichts und würde sie auch gar nicht verstehen, selbst wenn das der Fall wäre; die Gebildeten aber, resp. die Wohlhabenden, folgen ihrem Gaumen, nicht der Chemie und Physiologie: so lehrt das Leben auch in unserer „naturwissenschaftlich erleuchteten" Zeit.

Karl Bartsch.

Gesammelte Vorträge und Aufsätze von Karl Bartsch. Freiburg i. Br., Mohr. 1882. Gr. 8. 8 M.

Der Verfasser stellt seinen hier im Druck erscheinenden „Vorträgen und Aufsätzen" eine selbstbiographische Darstellung seiner Kinderzeit voraus. Es ist ohne Frage anziehend, die Entwickelung einer bedeutenden Existenz in ihre Anfänge zurückverfolgen zu dürfen: um so willkommener werden diese Schilderungen der ersten Bartsch'schen

Jugend denjenigen sein, die ihm als Schüler oder Freunde näher standen. Doch treten diese Darstellungen aus intimern in weitere Kreise hinaus, wenn auch das Dargestellte über den Bereich des Alltäglichen hinaus keine Ausdehnung gewinnt.

Die übrigen Vorwürfe des Buchs sind den mittelalterlichen Cultur- und Literatursphären entnommen; es versteht sich bei Bartsch von selbst: mit Geschmack und feiner Wahl. Tritt aber ein Vortrag wie hier in den Druck, so gewinnt er den Charakter eines Essay. Von einem solchen fordern wir zunächst innerhalb seiner umschriebenen Grenzen ein völliges Erschöpfen. Diese Anforderungen sind hier nicht erfüllt. So wäre ein näheres Einführen in die Arbeiten Geibel's, Hebbel's, Jordan's in dem Aufsatze „Die dichterische Gestaltung der Nibelungensage" angezeigt gewesen. Es ist unterblieben: die verschiedenartige Gruppirung und Motivirung des Stoffs seitens der Modernen versagt uns der Verfasser, selbst das schematische Verzeichniß der Bearbeitungen des Liedes ist nicht gegeben, deren es neben den Uebersetzungen doch so manche gibt. Die Bartsch'sche Auffassung betreffs der Beweggründe Kriemhilde's im Liede theilen wir nicht. Die Figur leidet an Schwächen der Charakteristik, das Folgende aber ist ersichtlich: Siegfried kennt Kriemhilde, ihre Person, ihr Wesen; er aber ist ihr unbekannt. Um ihre Blicke von seiner Gunther tief in Schatten stellenden Erscheinung von vornherein abzulenken, läßt er sich von den Gefährten schwören, daß sie ihn als Gunther's Eigenmann ausgeben wollen. Sobald er ihr selber diese Erklärung gegeben hat, ist er für sie in seiner untergeordneten Stellung nicht mehr da. Ihr Weinen beim Hochzeitsmahle anders zu erklären, als sie selbst es thut, ist durch nichts erlaubt. Diese Motivirung ist freilich um sehr vieles matter als die der Edda-Romanzen, aber sie ist ohne Frage ausreichend. Im Nibelungenliede ist eben jeder Schatten einer Erinnerung an das ursprüngliche Verhältniß Kriemhilde's und Siegfried's verwischt. Obiger Vorwurf, daß der Verfasser die Neudichtungen alter Stoffe ignorirt, wiederholt sich in dem Aufsatz „Tristan und Isolde": Wilhelm Hertz' schöne Arbeit ist nicht genannt; auf die R. Bechstein's kommt er nicht zurück; es sind somit interessante Ausführungen unterblieben.

Sonst zeichnet indessen alle diese Aufsätze jene Gründlichkeit und gediegene Kernigkeit, jene geschmackvolle und ruhige Gestaltungsgabe aus, welche man an Karl Bartsch gewohnt ist: Vorzüge, die man rühmen darf, ohne in Principienfragen, z. B. bezüglich Guiot's, seiner Meinung zu sein. Nur freilich wäre der Schreibweise selbst ein feinerer Glanz, etwas von jener Vilmar'schen erwärmenden und fortreißenden Farbengebung zu wünschen. Die Strahlen der Dichtungen brechen sich bei Bartsch zu sehr in der Prosa des Gelehrten, die poetischen Lichter sind zu sehr entfärbt. Aehnliches gilt von den zahlreichen mühevollen Uebersetzungen mittelhochdeutscher und romanischer Gedichte, welche gelegentlich die Sammlung bietet; die Formen sind gewahrt, die Poesie ist verflogen. Und nicht das alterthümliche Colorit ist es etwa, welches so disharmonisch in diesen Wiedergaben berührt. Man vergleiche beispielsweise folgendes originale Gedicht, welches das Buch uns mittheilt:

> Bist du so lang geflogen
> Wol um den Willen mein,
> Komm heut um halbe Mitternacht,
> So laß ich dich herein.
> Ich will dich decken also warm,
> Ich will dich freundlich schließen
> An meinen weißen Arm —

mit einer der vom Verfasser übersetzten Strophen aus einem der schönsten Lieder Heinrich's von Morungen:

> O weh, soll mir nicht wieder je
> Hell leuchten in der Nacht
> So weiß wie frischer Schnee
> Ihr Leib in lichter Pracht?
> Der trog die Augen mein:
> Ich wähnt', es sollte sein
> Des lichten Mondes Schein:
> Da tagte es.

Ueber beiden liegt ein alterthümlicher Hauch: dort aber ist er echt, hier imitirt; dort ist er alterthümlich in der That, hier erkünstelt: ein neuer Beweis, wie man, um das eigentlich stets undankbare Problem einer poetischen Uebersetzung zu lösen, selten der Entscheidung enthoben bleibt, entweder die Originalform oder die Poesie zu opfern.

Das sind aber schließlich Bagatellen dem hier sonst von Bartsch Gegebenen gegenüber, und so spenden wir auch diesen Gaben der Bartsch'schen Gelehrsamkeit und seines verdienstvollen Forschereifers unser Lob und unsern Dank und empfehlen das Buch jeder höher und weiter angelegten Hausbibliothek.

Adalbert Schroeter.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Von den „Gesammelten Werken des Grafen Adolf Friedrich von Schack" liegen jetzt vierzehn Lieferungen vor (Stuttgart, Cotta). Die Gesammtausgabe ist auf sechs Bände berechnet: die bisher erschienenen Lieferungen umfassen die beiden ersten Bände und den größten Theil des dritten. Der erste Band enthält Lieder und einzelne Gedichte, der zweite den in vierter Auflage erscheinenden Roman in Versen „Durch alle Wetter" und das in dritter Auflage vorliegende Gedicht „Lothar". Beiden Dichtungen hat der Verfasser ein Nachwort mit auf den Weg gegeben. Was das erstere komische Epos betrifft, so verwahrt er sich gegen die Anklage, Byron's „Don Juan" nachgeahmt zu haben, indem er darauf hinweist, daß die Gattung halb ernster, halb komischer Ottave rime fast so alt ist wie die neuere Poesie und ihren Ursprung in Italien nahm, wo bereits im 15. Jahrhundert Pulci seinen „Morgante" in solcher Weise dichtete. Später seien Berni und Fortiguerra mit Erfolg in seine Fußstapfen getreten. In England schrieb nach ihrem Muster zuerst Whistlecraft ein humoristisches Epos: „Auster fair", und Byron selbst sagte von seinem „Beppo" und „Don Juan", sie

eien im Bernesken- oder Whistlecraft-Stil geschrieben. Außerdem sagt Schack: „Daß in «Durch alle Wetter» stellenweise, wenn auch keineswegs durchgehends, die modernen Sensationsromane parodirt werden, kann wol keinem entgehen und ist in einigen Strophen deutlich an den Tag gelegt. Ich bin daher höchst überrascht gewesen, von verschiedenen Lesern «Unwahrscheinlichkeiten» hervorgehoben zu sehen, die sie in dem Roman entdeckt zu haben glauben. Worin dieselben bestehen, weiß ich nicht recht; aber auch wenn ich es wüßte, würde ich nichts daran ändern; denn ich möchte beinahe bedauern, die schöne Gelegenheit nicht benutzt zu haben, um die Unwahrscheinlichkeiten bergehoch zu thürmen, wozu mir die parodische Form sicher das Recht gegeben hätte. Man könnte auf diese Art einer Erzählung aus dem modernsten Leben durch Häufung der unglaublichsten Abenteuer den höchsten Reiz des Wunderbaren verleihen, hinter dem selbst Ariost's Epos zurückbliebe."

Was „Lothar" betrifft, so lehnt Schack es ab, in diesem Gedicht nur eigene Erlebnisse geschildert zu haben; persönliche Erinnerungen an seine Reise habe er allerdings in das Gedicht verwebt, auch einige in demselben vorkommende Figuren seien nach dem Leben copirt. „So hat zu dem enthusiastischen Hugo, abgesehen von den Abenteuern, durch die ich ihn führe, ein Jugendfreund von mir Modell gestanden. Ich führe dies an, weil es unglaublich gefunden worden ist, daß ein junger Student eine solche Fülle von Kenntnissen besessen habe. Nun besaß aber mein Freund solche Kenntnisse in allen möglichen Fächern in wirklich erstaunlichem Maße. Dieselben waren gewiß nicht sehr gründlich und tief, allein wenn er sie mit seiner hinreißenden Beredsamkeit vortrug, machte er dadurch einen blendenden und berauschenden Eindruck." Der dritte Band enthält die „Episoden" und den Roman in Versen „Ebenbürtig". Die Dichtungen selbst, die sich durch Gedankenfülle und Schönheit der Form auszeichnen, sind alle in d. Bl. bereits eingehend gewürdigt worden.

— In C. F. Amelang's Verlag in Leipzig erschienen Joseph Freiherrn von Eichendorff's „Sämmtliche poetische Werke". Der vorliegende erste Band enthält die „Gedichte" unter den folgenden Rubriken: „Wanderlieder", „Sängerleben", „Zeitlieder", „Frühling und Liebe", „Todtenopfer", „Geistliche Gedichte", „Romanzen", „Aus dem Spanischen", außerdem die erzählenden Gedichte „Julian", „Robert und Guiscard" und „Lucius".

— Das in Otto Spamer's Verlag in Leipzig erschienene „Buch der Erfindungen, der Gewerbe und Industrien", bisher in sieben Auflagen oder in mehr als einer halben Million von Bänden verbreitet, erscheint in einer neuen achten Auflage, die in textlicher und illustrativer Hinsicht ganz wesentliche Verbesserungen erfahren soll. Geheimer Regierungsrath Professor F. Reuleaux in Berlin, ein ausgezeichneter Fachmann, ist bei der Redaction dieser neuen Auflage wesentlich mit betheiligt.

— Von einem neuen Prachtwerke: „Die Kreuzzüge und die Cultur ihrer Zeit" von Otto Henne-Am Rhyn (Leipzig, Bach), liegen die ersten zwei Lieferungen vor. Der rühmlich bekannte Culturhistoriker will, mit Benutzung der neuesten besten Quellenforschungen eines Sybel, Kugler, Röhricht, Prutz, Riegler u. a., nicht blos die eigentlichen Kreuzzüge im 12. und 13. Jahrhundert darstellen, sondern die gesammte moralische, intellectuelle und ästhetische Cultur ihrer Zeit. Gustav Doré, der verstorbene geniale Künstler, hat die Hauptillustrationen geliefert, 100 ganzseitige Bilder; außerdem wird das Werk 100 Compositionen von deutschen Künstlern bringen. Die dem Text beigegebenen Bilder werden Gebäude, Trachten, Geräthe, Waffen, Siegel darstellen; außerdem sollen Karten des Heiligen Landes und Pläne der von Kreuzfahrern belagerten Städte beigegeben werden. Die beiden ersten Lieferungen beweisen die klare und kräftige Darstellungsweise des Autors; von den Bildern erwähnen wir: Fulko von Anjou, Peter von Amiens den Krieg predigend, Gott will es, Zusammenrottung der Bulgaren, Sturm auf Weiselburg.

— Im Verlage von T. E. M. Fritsch in Altona erschien ein kleines Kunstblatt: „Hervorragende Bühnendichter der Gegenwart", auf welchem sich folgende wohlgetroffene Porträts befinden: L. Anzengruber, E. von Bauernfeld, F. Dahn, G. Freytag, Otto Girndt, C. A. Görner, R. von Gottschall, R. Kneisel, A. L'Arronge, H. Laube, Paul Lindau, Hugo Lubliner (Hugo Bürger), G. von Moser, G. zu Puttlitz, O. von Redwitz, J. Rosen, Franz von Schönthan, J. Weilen, Ernst Wichert, A. Wilbrandt, Ernst von Wildenbruch. Wir vermissen noch einige Autoren, wie Paul Heyse; auch der preisgekrönte Richard Voß hätte einen Platz auf dem Bilde verdient.

— Mit gewohnter Wärme und Innigkeit, wie nicht minder treffender Beredsamkeit befürwortet Paul Möbius in seinem neuesten Vortrag „Ueber die Gemüthspflege in der Volksschule" (Gera, Ißleib u. Rietzschel) die Pflege des Gemüths und empfiehlt sie Lehrern und Aeltern als von besonderer Wichtigkeit in der Gegenwart, wo die Kinder mit allerlei Wissensstoff überbürdet werden. Nur gründliches Wissen, sagt er mit Recht, könne innere Befriedigung gewähren, deshalb habe die Schule dem Kinde die letzten Gründe dauernder, echter Befriedigung möglichst begreiflich und fühlbar zu machen. Sie, die Schule, müsse jene Freudigkeit hervorrufen, die stets die unmittelbare Folge treuer Pflichterfüllung und sichern Vorwärtsschreitens ist, und der Lehrer habe durch sein eigenes Beispiel die Wirkungen eines echten Gemüthslebens zu offenbaren. Der Verfasser hebt dann die Disciplinen hervor, welche besonders geeignet sind, das Gemüth zu veredeln, und empfiehlt schließlich noch die Pflege der Reinlichkeit.

Bibliographie.

Baumbach, R., Das Lied vom Hütes. Meiningen, Löffler. Gr. 8. 20 Pf.

Bolle, G., Der Schleier der Maja. Freie Dichtung. Konstantinopel, Lorentz u. Keil. Gr. 8. 6 M. 50 Pf.

Drei-Mark-Bibliothek. Jahrg. 1883. 1ste Serie. Nr. 1: Die kleine Prinzessin. Blond muß sie sein. Novellen von H. Laube. Breslau, Schottländer. 8. 3 M.

Eckstein, E., Herr Braubach. Humoreske. Mit 7 Illustrationen von A. Schmitz. Leipzig, Reißner. 8. 1 M.

Frohschammer, J., Ueber die Genesis der Menschheit und deren geistige Entwicklung in Religion, Sittlichkeit und Sprache. München, A. Ackermann. Gr. 8. 10 M.

Henne am Rhyn, O., Gottfried Kinkel. Ein Lebensbild. Mit einem Porträt Kinkels in Kupferstich. Zürich, Schmidt. Gr. 8. 2 M.

Jókai, M., Ein Spieler, der gewinnt. Roman. 2 Bde. Budapest, Révai. 8. 6 M.

Leipzig und die Leipziger. Harmlose Plaudereien. 1stes Stündchen. Leipzig, Licht u. Meyer. 8. 1 M.

Lubbock, Sir J., Ameisen, Bienen und Wespen. Beobachtungen über die Lebensweise der geselligen Hymenopteren. Mit 31 Abbildungen und 5 lithographirten Tafeln. Autorisirte Ausgabe. (Internationale wissenschaftliche Bibliothek. 57. Bd.) Leipzig, Brockhaus. 8. 8 M.

Müller, J., Franz Liszt. Vortrag. Erlangen, Deichert. Gr. 8. 40 Pf.

Ölzelt-Newin, A., Die Unlösbarkeit der ethischen Probleme. Wien, Braumüller. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Pereira, A. Freih. v., Im Reiche des Aeolus. Ein Bordleben von 100 Stunden an den Liparischen Inseln. Reiseskizzen. Mit 36 Illustrationen und 1 Karte. Wien, Hartleben. Lex.-8. 4 M. 50 Pf.

Portig, G., Das Christusideal in der Tonkunst. Heilbronn, Henninger. 8. 1 M. 20 Pf.

Reinkens, J. H., Lessing über Toleranz. Eine erläuternde Abhandlung in Briefen. Leipzig, Grieben. 8. 3 M.

Rosario, Streusand. Parchim, Wehdemann. 16. 2 M. 25 Pf.

Sammlung musikalischer Vorträge. Herausgeber: P. Graf Waldersee. Nr. 53 u. 54: Richard Wagner. Von R. Pohl. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Lex.-8. à 1 M.

Schlagintweit, R. v., Neue Pfade vom Missouri-Strom zum Stillen Meere. Ein Wegweiser durch Kansas, Colorado, Neu-Mexiko und Arizona nach Californien. Köln, Mayer. Gr. 8. 80 Pf.

Seydlitz, F. v., Nordische Reiseskizzen. Mit einer Karte. Dresden, Burdach. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Stern, D., Hypatia. Roman. Berlin, Janke. 8. 3 M.

Wrangell, F. v., Die russisch-baltische Frage. Aus dem Russischen übersetzt von A. R. St. Petersburg. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Anzeigen.

(Mit einer Beilage: **Literarischer Anzeiger**, Nr. 5.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 18. — 3. Mai 1883.

Romane, Novellen und Märchen.

1. Das Vermächtniß einer Sterbenden. Roman von Emile Zola. Deutsch von Johannes Calovius. Großenhain, Baumert u. Ronge. 1882. 8. 1 M. 50 Pf.

Ohne Wissen des Herrn von Rionne sorgt seine Frau für die Erziehung des bei einem Brande vater- und mutterlos gewordenen Knaben Daniel Raimbault. Dieser verehrt seine Wohlthäterin schwärmerisch; er kennt keinen höhern Wunsch,, als sie einmal von Angesicht sehen und ihr aus vollem Herzen danken zu dürfen. Allein erst auf ihrem Sterbebett ruft Frau von Rionne den nun achtzehnjährigen Jüngling zu sich; sie vertraut ihm an, daß sie ihre kleine sechsjährige Tochter Jeanne ihrem sittenlosen verworfenen Gatten nicht überlassen könne, vielmehr das Kind dem Einflusse eines solchen Vaters entziehen wolle.

Daniel schwört, er werde über Jeanne wachen, ihre Tugend beschützen und dafür einstehen, daß sie einst nur einen ihrer würdigen Mann heirathet.

Der Leser vermag den zuversichtlichen Glauben der Sterbenden, daß Daniel sein Versprechen halten wird, nicht zu theilen, denn Frau von Rionne unterläßt jede Maßregel, welche dem großherzigen Daniel die praktische Durchführung seines Gelöbnisses ermöglichen könnte; sie überträgt ihm weder die Vormundschaft über Jeanne, noch stattet sie ihn, den ganz Besitzlosen, mit den nöthigen Geldmitteln aus, ja sie macht den Jüngling nicht einmal mit ihrem Gatten bekannt. Ueberdies hätte Frau von Rionne für die schwierige Aufgabe, ein junges Mädchen vor den Gefahren der Welt zu hüten, keine ungeeignetere Persönlichkeit wählen können als den zwar geistig entwickelten, aber körperlich sehr zurückgebliebenen, ebenso häßlichen wie unbeholfenen, schüchternen Daniel. Ohne daß er es wagt, sich Herrn von Rionne vorzustellen, verläßt er nach der Beerdigung der Frau, von der Dienerschaft verspottet, das Trauerhaus. Die kleine Jeanne wird der Schwester des Herrn von Rionne, der Frau des reichen Fabrikanten und Deputirten Tellier übergeben; diese entledigt sich des Kindes, indem sie es in ein Pensionat schickt. Zwölf lange Jahre, während er immer an seinen der Verstorbenen geleisteten Eid denkt und von der von ihm getrennten Jeanne träumt, erwirbt sich der in allen Wissenschaften bewanderte Daniel mühsam sein Brot in literarischem Frondienste, im Umgange mit seinem sehr gelehrten, aber etwas praktischern Freunde Georges die einzige Erholung findend. Jeannne verläßt endlich das Institut und führt im Hause ihrer gefallsüchtigen, nur für Toilette und äußern Luxus empfänglichen Tante Tellier das oberflächliche Leben einer Dame der großen Welt. Nun rafft sich Daniel auf und tritt, um in die Nähe seines Schützlings zu gelangen, als Secretär in die Dienste des Deputirten Tellier. Der nun ermöglichte häufige Verkehr mit Jeanne hat für den armen Daniel nur die Folge, daß er sich leidenschaftlich in das schöne Mädchen verliebt, welches den Bewerbungen des wohlhabenden, charakterlosen Herrn Lorin geneigtes Gehör schenkt. Der eifersüchtige Daniel versichert, er werde nie zugeben, daß Jeanne diesen Lorin heirathe. Gleichwol thut er nicht den kleinsten Schritt, diese Ehe zu hindern. Erst nachdem Jeanne die Gattin Lorin's geworden, schämt er sich seiner Unthätigkeit und beschließt, das ihrer Mutter gegebene Wort einzulösen. Jetzt sieht er ein, daß er seine Mission bei Jeanne nicht erfüllen konnte, weil ihm Rang und Ansehen in der Gesellschaft fehlten. Er holt nun diese Versäumniß nach, indem er im Handumdrehen seinen Namen als Schriftsteller berühmt macht; als solcher findet er, sowie sein Freund Georges, ehrenvolle, schmeichelhafte Aufnahme im Hause Lorin's. Um die von ihrem Manne sehr vernachlässigte Jeanne auf dem Wege der Tugend zu erhalten, schreibt er ihr anonym überschwengliche Liebesbriefe, und die junge Frau, mit

dem Besitze eines unbekannten Anbeters zufrieden, widersteht allen bösen Lockungen. Der Dichter beseitigt jetzt den überflüssig gewordenen Herrn Lorin durch den in solchen Fällen aus jeder Verlegenheit helfenden Tod. Die Witwe ruft Daniel zu sich —, er eilt zu ihr. Schon wähnt er, sie erwidere seine treue Neigung — da stürzt ihn die Eröffnung, daß sie Georges, den sie für den anonymen Briefschreiber hält, innig liebe, aus allen seinen Himmeln. Daniel beherrscht sich, er verräth mit keinem Worte die Wahrheit; er selbst überbringt Georges die Kunde seines Glücks. Nach ihrer Hochzeit mit Georges entdeckt Jeanne den Zusammenhang; die Neuvermählten suchen den edelmüthigen todkranken Daniel auf; dieser legt ihnen segnend die Hände aufs Haupt und stirbt, der Worte der Mutter Jeanne's gedenkend: „Wenn meine Tochter einem ihrer würdigen, geliebten Manne die Hand reicht, ist deine Aufgabe beendet."

Mein beschränkter deutscher Verstand sagt mir, daß Daniel's Auftreten nach der Heirath Jeanne's und Lorin's viel zu spät kommt. Zudem fehlt uns deutschen Barbaren leider die rechte Sympathie für die nachträgliche Seelenrettung von Frauen, die sich durch eine unüberlegte, ohne wahre Liebe eingegangene Ehe prostituirt haben. In Frankreich bilden auch für die ledigen Männer die Frauen den Angelpunkt der Gesellschaft — die Mädchen zählen kaum mit. In Deutschland verhält es sich umgekehrt: die Unverheiratheten widmen ihre Huldigung in erster Reihe den Mädchen; die Frauen, welche ihr Lebensziel in der Ehe schon erreicht haben, stehen bescheiden zurück. Dieser sociale Fundamentalunterschied spielt natürlich in die Literatur hinüber. Wir Deutsche — in großer Mehrheit wenigstens — verlangen von einer Romanheldin, daß sie noch Jungfrau, oder doch daß ihr Herz noch frei sei. Ja, wir gestatten eigentlich der Romanheldin nur eine einzige Liebesgeschichte; es bedarf schon einer über das Durchschnittsmaß sich erhebenden Dichterkraft, um uns für eine Frau, die zum zweiten oder dritten mal ihr Herz entdeckt, zu interessiren. Eine solche hervorragende Kraft besitzt Emile Zola keineswegs. Seine scharfe Beobachtungsgabe befähigt ihn zur realistischen Darstellung im einzelnen. Er verhöhnt z. B. ganz treffend die lächerliche Nichtigkeit der Conversation auf Bällen; er liefert mit wenig Strichen ein satirisches Porträt des langsam denkenden Deputirten Tellier, der mit einigen liberalen Phrasen um sich wirft, und obwol er nichts zu sagen hat, ein großer Redner sein möchte. In um so auffallenderm Contrast zu der Gegenständlichkeit der Episoden steht die schwache, hyperromantische Fabel des Romans. Die unwahrscheinlichen Voraussetzungen, auf denen sie ruht, bekunden eine bedenkliche Schwäche der Erfindung; erkünstelte Sentimentalität, fieberndes Pathos der Rede entschädigen nicht für den Mangel an Poesie und die Abwesenheit wahrer Leidenschaft. Die Schranken zwischen den Literaturen der Völker verschwinden immer mehr. Um so strenger sollte, damit die Freizügigkeit uns nicht mit werthlosen Producten überschwemme, ein idealer Zollwächter an den Grenzen seines Amtes walten — der gute Geschmack.

2\. Gott mit uns. Vaterländische Erzählungen von Ludovika Hesekiel. Berlin, Janke. 1883. 8. 4 M. 50 Pf.

Der historische Hintergrund der acht Erzählungen umfaßt den Zeitraum von der Erstarkung Brandenburgs unter dem Großen Kurfürsten und der nachfolgenden steten Machtentfaltung Preußens unter seinen Königen bis zur Wiederaufrichtung des deutschen Kaiserthums in der Gegenwart. Warme Liebe zum Vaterland, treue Anhänglichkeit der Unterthanen an ihre Fürsten bilden die Pfeiler dieser Geschichten. Die naheliegende Gefahr, durch die etwas tendenziöse Grundfarbe unbedingter Loyalität schließlich allzu einförmig zu wirken, weiß die Verfasserin zu umgehen, indem sie für bunte Abwechselung der Handlung sorgt. Preußische Tüchtigkeit und Thatkraft kommen ohne Wortgepränge in den Erzählungen zur Geltung. Das Werk zählt zu den lesbaren Volksbüchern, welche patriotische Gesinnung pflegen und heben.

3\. Detta. Novelle von Klara Jäger. Straßburg, Schmidt. 1882. 8. 1 M. 50 Pf.

Das große Haus des wohlhabenden Rheders und Kaufmanns van der Mölen ragt mit seiner Straßenfronte um eine gute Fensterbreite über den kleinen Anbau hervor, in welchem die Familie des wenig bemittelten Landesgerichtsraths Hammer wohnt. Die Eckzimmer der zwei Gebäude liegen in dem einspringenden Winkel sich so nahe, daß man sehen und bei offenem Fenster hören kann, was beim Nachbar vorgeht und gesprochen wird.

Von dieser zur Beobachtung günstigen Beschaffenheit des Ortes macht der sechs Jahre alte Philipp Hammer häufig Gebrauch. Sein Spielkamerad Siegfried, das Söhnchen des Kaufmanns, hat ihm mitgetheilt, daß demnächst dem van der Mölen'schen Hause ein kleines Kind beschert werden würde, und Philipp lauert nun fleißig an seinem Fenster, um zu erfahren, ob der Storch oder ein Engel das Kind bringen werde. Das übernaive Zwiegespräch der wißbegierigen Knaben über diese Frage sowie über die Art der ersten Ernährung eines jungen Weltbürgers stellt die Geduld des Lesers schon hart auf die Probe. Als nun gar nach der Geburt eines Mädchens im van der Mölen'schen Hause der widerlich altkluge Philipp für die in den Windeln liegende kleine Schwester seines Freundes, die Benedetta getauft wurde, gleich einem erwachsenen Romanhelden allen Ernstes zu schwärmen beginnt, als er sich gar nicht satt sehen kann an dem reizenden kleinen Wesen — da schüttelt wol die nachsichtigste Leserin über die affectirte Unnatur und Frühreife unmuthig das Haupt. Der Knirps denkt sogar schon an seine Hochzeit mit Benedetta und hält folgenden Monolog:

Jetzt, sagte ich mir, bin ich ja auch nur noch ein Knabe. Aber wir werden ja beide, die Detta und ich, alle Tage älter und größer. Und wenn wir erwachsen sind, warum sollen wir

dann nicht ein Paar werden? In der großen Glaskutsche des Herrn van der Mölen fahren wir dann in die Kirche. O wie schön sieht Detta aus! Wie eine Königin; nein, wie eine holde Fee, wie ein Gebild aus einer höhern Welt. Und ich im schwarzen Frack und riesigem Cylinderhut an ihrer Seite.... pfui, der Rabe neben der weißen Taube!

Nach dieser Einleitung unterliegt es keinem Zweifel mehr, daß Philipp und Detta für einander bestimmt sind, daß sie am Schluß der Novelle ein Ehepaar werden. Vorher aber hat Philipp Gelegenheit vom Fenster seiner Stube aus, allerlei für ihn recht unangenehme Vorgänge, die sich im Zimmer bei van der Mölen abspielen, mitzuerleben. So wird er Augen- und Ohrenzeuge, was sein Bruder mit der koketten Frau des liederlichen Siegfried van der Mölen treibt, während er außerdem erfolgreich um Detta's Liebe wirbt. Philipp stellt nun den pflichtvergessenen Bruder zur Rede; dieser kann seine sträflichen Beziehungen zu Siegfried's Gattin nicht in Abrede stellen. Detta, vermöge der bequemen Lage des Eckzimmers, belauscht das Gespräch der Brüder; sie erkennt den Irrthum ihres Herzens und wendet es Philipp wieder zu.

Einmal äußert sich der als Gatte Detta's überglückliche Philipp: „Ich bete sie an, diese himmlische Erscheinung hier auf Erden!"

Auf den Leser macht diese durchaus gewöhnlich handelnde Detta keinen so erhabenen Eindruck. Die Novelle schließt mit den Worten:

Wir wohnen in der alten, lieben Einrichtung der seligen Mutter Detta's, unser Heim ist unser Himmel auf Erden. Alles in diesen Räumen ist genau so, wie es einst in den Tagen unserer Kindheit war, nur das Eckfenster haben wir zumauern lassen. Ich glaube, man wird es begreiflich finden.

Im Gegentheil, man wird es unbegreiflich finden. Das durch das Eckfenster angerichtete Unheil ist geschehen, die Novelle zu Ende — jetzt nützt das Zumauern niemand mehr.

4. Badenweiler Novellen von M. Adelmi. Zweites Bändchen: Die Wette. Schopfheim, Uehlin. 1882. 8. 1 M. 50 Pf.

In einer fröhlich beim Champagner sitzenden Gesellschaft junger Leute kommt das Gespräch auf die schöne Lucia Wolter, die Königin der heurigen Badesaison. Lothar von Oertzen rühmt die Sittenstrenge des Mädchens, ihre Unnahbarkeit für galante Huldigungen, und die Freunde stimmen ihm bei. Der Assessor Dr. Julius Landeck nennt diese begeisterten Lobpreisungen übertrieben. Da versteigt sich Lothar zu der Aeußerung: „Donna Lucia steht in meinen Augen so hoch, daß du dich nie bis zu ihr emporschwingen wirst." Dies reizt die Eitelkeit Landeck's, er behauptet, Lucia werde sich seine Aufmerksamkeiten gern gefallen lassen, und als man ihm lebhaft widerspricht, ruft er aus: „Aber nun erst recht nehme ich den Handschuh gegen euch auf. Was gilt die Wette, in acht Tagen stelle ich euch Donna Lucia als meine Braut vor." Ein Lieutenant Forster nimmt die Wette an. Keinem der anwesenden Biedermänner, die doch den gebildeten Ständen angehören, fällt es ein, ernstlich gegen den unwürdigen Handel aufzutreten; im Gegentheil, die allgemeine Parole dieser feinen Herrchen lautet: „Ein Ehrloser, wer eine Silbe verräth!"

Es ist mir völlig unfaßbar, wie in unserer schönen Literatur dieser widrige und noch dazu gänzlich undankbare Stoff immer wieder auftauchen kann. Einem Verbrecher könnte der Leser vielleicht noch etwas Sympathie schenken, wenn der Dichter die Motive seiner Thaten ergreifend zu beleuchten versteht; den erbärmlichen Prahlhans Landeck aber, der den Doctorgrad erworben und ein Amt verwaltet, macht seine Handlungsweise moralisch und ästhetisch todt. Dazu kommt noch, daß die Bearbeitung des Stoffs nicht viel höherwerthig ist als das unglücklich gewählte Thema selbst.

Landeck gewinnt die Wette; er feiert seine Verlobung mit Lucia, welche einen Heirathsantrag Lothar's abgewiesen hat, durch ein Festmahl, zu dem er die Freunde einladet. Am nächsten Morgen erhält die nichtsahnende Braut folgendes Billet:

Geehrtes Fräulein! Es ist mir leid, Ihnen mittheilen zu müssen, daß meine gestrige Verlobung mit Ihnen nur ein Scherz infolge einer Wette gewesen. Selbst wenn es mir Ernst wäre, gestatten meine Verhältnisse mir nicht, schon jetzt an eine Verheirathung zu denken. Hoffentlich wird Ihnen mein Verlust keinen allzu großen Kummer bereiten. Um Sie nicht zu compromittiren, reise ich schon heute ab, und wenn diese Zeilen in Ihre Hände gelangen, habe ich Badenweiler längst verlassen. Mit aller Hochachtung Dr. Julius Landeck, Assessor.

Es bedarf wol keiner nähern Begründung, daß nach solcher Handlung keine Buße, keine Reue den Assessor in der Achtung des Lesers wieder herstellen kann; das weitere Schicksal des in der anständigen Welt unmöglich gewordenen Menschen interessirt niemand mehr. Worin besteht nun die Strafe, welche der Autor über Landeck verhängt? Er verkehrt unangefochten mit der beau monde des Bades; er verliebt sich in Mercedes, eine jüngere Schwester Lucia's; dieses Mädchen, obwol Landeck's schmähliches Vergehen gegen Lucia kennend, duldet seine Annäherung, und erst als Lothar von Oertzen auf dem Schauplatz erscheint und sich als Verlobten der Mercedes ankündigt, räumt Landeck, jedoch im besten Einvernehmen mit beiden das Feld. Schließlich berichtet der Erzähler von dem zum Regierungsrath ernannten, durch Erbschaft reich gewordenen Landeck:

Ein Orden ziert seine Brust, und viel Gunst und Ehre wird ihm zutheil. Aber sein Herz ist leer geblieben. Er gehört zu jenen seltenen Menschen, die nur einmal wahrhaft lieben können. Mercedes ist noch immer das Ideal seiner Seele, und kein anderes Weib wird je ihr Bild verdunkeln oder ihre Stelle in seinem Herzen einzunehmen vermögen.

Das leer gebliebene Herz des Regierungsraths erfüllt von der Liebe zu Mercedes!

5. Novellen von Karl Stelter. Elberfeld, Bädeker. 1882. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Dieser Erzähler greift ins volle Menschenleben, das bekanntlich, wo man es packt, auch interessant ist. Zunächst

aber doch nur als Rohmaterial für den Dichter, der es erst geistig durchdringen und im Kunstwerk neu gestalten muß, wenn es auch den Leser interessiren soll. Die Schilderung der Erlebnisse in den vorliegenden Novellen, deren Stoffe auf den ersten Blick gut gewählt und dankbar zu sein scheinen, begnügt sich vielfach nur mit einer rein äußerlichen Abschrift der Wirklichkeit.

Die relativ unterhaltendste Novelle „Wunderenren" führt uns in das Bad Mariabrunn zu der vielgenannten Doctorbäuerin Amalie Hoheneſter, bei den Leichtgläubigen hoch berühmt als Wohlthäterin der leidenden Menschheit, bei den Zweiflern als Schwindlerin und Pfuscherin berüchtigt. Wir erfahren, daß Amalie in ihrer Jugend von einem Grafensohn verführt und dann von ihm verlassen wurde. Um sich an der verhaßten Aristokratie zu rächen, bemüht sich die Doctorbäuerin, ihren vornehmsten Badegast, einen Reichsgrafen, zur Verheirathung mit einem bürgerlichen Mädchen, Mathilde Senden, zu bestimmen. Es kommt auch zur Verlobung; die Braut jedoch, welcher man die Zustimmung halb aufgezwungen, halb abgelistet hat, erhält nun den schriftlichen Heirathsantrag eines Assessors, den sie seit langem liebt. Schnell entschlossen zerreißt Mathilde Senden die Fesseln, die sie an den Grafen binden, und sucht Schutz im Hause ihres Vaters, welcher die Wendungen und Krisen im Seelenleben der Tochter in Gelegenheitsgedichten besingt. Nach einigem Hangen und Bangen, nach Aufklärung obwaltender Misverständnisse wird Mathilde Senden die glückliche Frau des ehemaligen Assessors, nunmehrigen Regierungsraths. Vorher läßt der Autor ohne zureichenden Anlaß und ohne nähere Aufklärung einen Bruder Mathildens im Duell fallen. Als Recensent stand ich mittrauernd schon an zahllosen Leichen der im Roman von den Poeten hingemordeten Helden. So völlig gleichgültig aber wie der Hingang des Bruders von Mathilde Senden ließ mich noch kein Todesfall. Ich würde meiner Hartherzigkeit zürnen, wenn ich mir nicht entschuldigend sagen dürfte, daß der Autor mir von dem armen Menschen, der hier so plötzlich sterben muß, vorher nie etwas Näheres erzählte, daß er mich nie mit ihm bekannt machte. In der Wirklichkeit ereignen sich, wie wir ja leider erfahren, solche unvorhergesehene Unglücksfälle nicht selten; die Dichtung kann aber einen als unvermittelte Episode hereingeschneiten Zufall nicht ohne weiteres gebrauchen. In der Willkür und Leichtfertigkeit, womit schlechte Dramatiker ihre Personen aufs Schaffot schicken oder zum Selbstmord zwingen, dürfte großentheils die Ursache der Abneigung des heutigen Publikums gegen die Tragödie zu suchen sein. Wie auf der Bühne, so ist jetzt in Büchern das menschliche Dasein viel kostbarer als vor Zeiten. Frägt auch die Natur nichts nach dem Einzelwesen, in der Dichtung ist das Individuum der Gattung gegenüber vollauf existenzberechtigt, und mit Recht macht der Leser den Dichter verantwortlich, wenn ein Mensch gemordet wird, so lange noch die Möglichkeit eines anständigen Weiterlebens für ihn denkbar ist.

Aus dem Gesagten erklärt es sich, weshalb man an dem traurigen Ende der Institutslehrerin Klara Werner in der Novelle „Drei Weihnachtsabende" nur sehr bedingt Antheil nehmen kann. Mit einem jüngern Manne, dessen poetische Huldigung sie rührte, verlobt, unterliegt Klara dem dämonischen Zauber, den ein älterer Freund ihres Bräutigams auf sie ausübt. In dem Kampf zwischen Pflicht und Liebe greift die Verzweifelnde zum Revolver und entleibt sich selbst. Derartige Stoffe, so abgebraucht sie auch sind, müssen immer wieder auf den gefühlvollen Leser wirken, wenn der Zwiespalt im Innern des Selbstmörders mit ergreifender Wahrheit und Tiefe veranschaulicht wird. Die Novelle vernachlässigt jedoch die psychologische Begründung; die nackte Thatsache steht realistisch im Vordergrund; die poetische Befriedigung will nicht eintreten.

Auch an den übrigen Novellen ließen sich ähnliche Ausstellungen machen. Man kann sie nicht eigentlich scharf tadeln, sie rufen aber auch keinen nachhaltigen Eindruck hervor, weil es ihnen zu sehr an richtiger Vertheilung von Licht und Schatten und an Abwechselung im Tonfall gebricht; das Wesentliche und Hauptsächliche hebt sich nicht genügend von dem Nebensächlichen ab.

6. Waldblumen. Acht Novellen von W. Heimburg. Leipzig, Gebhardt. 1882. 8. 6 M.

Das Talent dieser Erzählerin bekundet sich vornehmlich in recht liebenswürdiger, wenn auch etwas breiter Plauderei; die glatte, conventionelle Sprache erhebt sich nur selten zu unmittelbarem poetischem Feuer; man meint, eine gute, etwas schalkhafte alte Tante zu hören, die aus dem Schatz ihrer Erinnerung mit redseligem Behagen einem jugendlichen Zuhörerkreis allerlei Geschichten auftischt, wie ein Mädchen unter die Haube kommen oder auch sitzen bleiben kann, je nachdem es das Schicksal will. Als die gelungenern unter den acht Novellen dürften die beiden: „Sommerfäden" und „Und Friede auf Erden", zu bezeichnen sein.

In der ersten gelangt ein harmloser Humor am meisten zur Geltung; die Freude am Familienleben und am heimatlichen Herd verleiht der freilich viel zu gedehnten Geschichte ein trauliches Colorit. Zwei Lieutenants, der brave, schlichte, gesetzte Freben und der schlimme, verwöhnte, leichtfertige von Krosky, werden gelegentlich einer Einquartierung auf dem Lande mit zwei Cousinen bekannt, nämlich mit der wohlhabenden Gutsbesitzerstochter Hedwig und mit Klara, eines pensionirten Hauptmanns Kind. Der redliche Freben verlobt sich mit Hedwig; von Krosky aber, schön wie Apollo und unwiderstehlich gleich Don Juan, flattert, nachdem er der holden Klara den Frieden geraubt, davon. Die Verlassene grämt sich darüber beinahe zu Tode; glücklicherweise nur beinahe. Der böse Lieutenant, des leichtsinnigen Umherschwärmens müde, kehrt bereuend zu Klara zurück. Den Nebenpersonen, besonders dem mit unermüdlicher Zudringlichkeit, ungeachtet wiederholter Abweisungen

um Klara sich bewerbenden Herrn von Brennenberg, gestattet die Verfasserin viel zu viel Raum.

„Und Friede auf Erden", mehr Skizze als Novelle, beschreibt die Versöhnung zweier bitter verfeindet gewesenen Schwestern. Der Sohn der einen heirathet die Pflegetochter der andern. Die Führung der Handlung, die gemüthvollere und dabei knappere Darstellung bringt die einfache Geschichte zu guter Wirkung.

Friedrich Karl Schubert.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Abgelagerte Humore.

1. Champagner. Ein Kapitel aus meinem Wein-Brevier. Von Karl Braun-Wiesbaden. Leipzig, Reißner. 1881. 8. 1 M. 50 Pf.
2. Weisheit und Witz in altdeutschen Reimen und Sprüchen. Gesammelt vom Herausgeber von „Altdeutscher Witz und Verstand". Berlin, Enslin. 1881. 8. 2 M. 50 Pf.
3. Blaue Blätter für Humor, Witz, Laune und Satire. Von M. G. Saphir. Aus seinen Schriften gepflückt. Fünfte Auflage. Mit dem Bildniß des Verfassers. Wien, Hartleben. 1882. 8. 2 M. 25 Pf.
4. Meinen Sie mich? Launige Fragen, launig beantwortet von H. Stökl. München, Bassermann. 1881. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.
5. Richtig und flüchtig. Skizzen von Ferdinand Groß. Leipzig, Pfeil. 1880. 8. 3 M.
6. Neue humoristische Soldatengeschichten von A. von Winterfeld. Erster und zweiter Band. Jena, Costenoble. 1881. 12. 2 M.
7. Allotria. Komische Geschichten und Plaudereien von A. von Winterfeld. Vierter Band. Leipzig, E. J. Günther. 1881. 16. 1 M.
8. Amor in Frack und Uniform. Humoresken von E. von Wald. Leipzig, Eckstein. 1881. 8. 1 M.
9. Aus der Zeit — für die Zeit. Bunte Skizzen aus dem Leben bekannter und unbekannter Tagesgrößen. Von Paul Lindenberg. Stuttgart, Bonz u. Comp. 1881. 8. 1 M. 20 Pf.

Ach, daß doch Horazens weltgeläufiges Nonumque prematur in annum nicht nur auf die Veröffentlichung von Büchern Anwendung finden, sondern vor allem auch der Kritik neu erschienener zugute kommen möchte! Welch eine Fülle der kostbarsten Zeit, des weißesten Papiers, der schwärzesten Tinte würde gespart, wenn es seitens der ethischen Polizei (bei all unserm europäischen Polizeiüberfluß: wo bleibt diese noch immer?!) aufs unnachsichtlichste untersagt und mit den schärfsten Strafen bedroht wäre, irgendeinem gedruckten Werke eine Geburtstagsgratulation oder ein Wiegenlied zu widmen, ehe dasselbe sein neuntes Lebensjahr zurückgelegt und sich dadurch in der That als daseinsfähig erwiesen hat! Ich will nicht übertreiben: aber neunundneunzig Hundertstel der Neuerscheinungen unsers Büchermarkts „erlebte" diesen Ehren- und Festtag sicherlich auf dem ... Kirchhof der Makulaturräume.

Leider aber ist an eine so günstige Wendung unserer kritischen Verhältnisse gerade heutzutage am allerwenigsten zu denken, wo wir uns der Schnellrecension mit aller Inbrunst in die Arme geworfen haben, wo Theaterreferate sich bereits in den Händen der Setzer befinden, während der Vorhang noch nicht über dem drittletzten Act gefallen, und Bücherbesprechungen schon nicht mehr gelesen werden, wenn die Bogen des besprochenen Werks von dem Recensenten noch kaum zur Hälfte aufgeschnitten sind.

Trotzdem hatte ich mir es in den Kopf gesetzt, wenigstens für meine Person einmal einen kleinen Versuch in der Richtung des „Ablagernlassens" von Büchernovitäten zu machen, um mich von dem praktischen Erfolge einer Theorie zu überzeugen, für die ich nun einmal eine an Manie grenzende Schwärmerei im Busen hege. Allerdings ist es mir nicht gelungen, meinen Versuch der Recensionsverhaltung bis in das von dem großen römischen Satiriker festgesetzte neunte Jahr auszudehnen; davon wollte die geschätzte Redaction der „Blätter für literarische Unterhaltung" absolut nichts wissen. Aber schon das in einigen Fällen zu Stande gebrachte dreijährige Experiment hat Resultate ergeben, welche die absolute Richtigkeit meines Systems außer allen Zweifel setzen. Mein dabei beobachtetes Verfahren war übrigens durchaus einfach und, wie ich meine, rationell, und da ich nicht beabsichtige, ein Patent darauf zu nehmen, deute ich es hier in Kürze an, in der stillen Hoffnung, es werde doch ein oder der andere College auch seinerseits einen Versuch machen und so meine Theorie langsam, aber desto sicherer ihren Uebergang in die Praxis finden.

Ich nahm mir eben die zum Behuf der Besprechung eingegangenen und von mir für dieses Verfahren speciell ausgewählten Bücher allsemesterlich vor, las sie mit Aufmerksamkeit durch und ließ durch befreundete Sachverständige die jedesmalige Wirkung der Lektüre auf meinen innern und äußern Menschen mit möglichster Genauigkeit feststellen. Bei einigen der Versuchswerke „fiel" ich bereits während der zweiten Lesung vollkommen „ab", um mich eines auf andern, weniger ernsten Gebieten der menschlichen Thätigkeit üblichen technischen Ausdrucks zu bedienen; ich wurde unruhig, gerieth in nervöse Zuckungen und das betreffende Buch mehrfach in die Gefahr, meinen zitternden Händen zu entfliegen; nach männlicher Ueberwindung dieses ersten Stadiums trat dann Erschlaffung und hochgradige Müdigkeit ein, bis ein in manchen Fällen mehrstündiger Schlaf — vermuthlich magnetischen Charakters — die Krisis beendete.

Man wird zugeben, daß diese Form des Experimentirens immerhin ziemlich zeitraubend und mit manchen Unbequemlichkeiten für mich verbunden war, aber die Ueberzeugung, durch meine Forschungen der kritischen Wissenschaft späterer

Jahrhunderte einen unschätzbaren Dienst erwiesen zu haben, entschädigt mich reichlich für die gehabten Mühen.

Bereits nach Ablauf des zweiten Jahres hatte sich der ursprünglich sehr umfangreiche Bücherhaufen, von welchem natürlich die schlummererregenden Werke sorgfältigst ausgeschieden wurden, in staunenswerther Weise verkleinert. Die fünfte Lesung ließ denselben auf etwa ein Drittel seiner anfänglichen Ausdehnung zusammenschrumpfen, und bei der soeben vorgenommenen sechsten blieben eben nur noch die neun oben verzeichneten Bücher zurück, die ich denn auf Andringen der Redaction einer weitern „Abdampfung“ nicht ausgesetzt habe.

Betreffs einiger derselben habe ich übrigens die Ueberzeugung gewonnen, daß sich ihre vollständige Narkotinfreiheit auch bei fortgesetzter Prüfung evident herausstellen würde, während andere immerhin noch gewisse Bedenken in dieser Richtung hegen lassen.

Zur erstern Kategorie gehört unzweifelhaft: „Champagner. Ein Kapitel aus meinem Wein-Brevier“ von Karl Braun-Wiesbaden (Nr. 1). Das wenig umfangreiche Bändchen darf trotz dieser äußern Einschränkung als ein Kosmos der Schaumweine gelten, in welchem der rühmlich bekannte Parlamentarier und Essayist in prickelndem, also seinem Thema entsprechendem Feuilletonstil die Geschichte des Champagners von den Uranfängen erzählt, eine fein- und weingeistige Charakteristik der verschiedenen Sekt-Sekten gibt und schließlich unter Assistenz eines Fachmannes sogar die Bereitung und Pflege des Schaumweins in nuce vorführt. Hätte mich übrigens bei den spätern „Probelesungen“ nicht das Interesse an dem Werkchen wach gehalten, so würde es der Aerger über die Geringschätzung gethan haben, mit welcher der Nestor unter unsern vaterländischen Weinkennern im Grunde genommen den Gegenstand seiner Abhandlung betrachtet. Denn mein persönliches Verhältniß zum Champagner ist von je ein herzlich intimes gewesen; ich habe ihn im Feuer der Leidenschaft besungen, und ich bin sogar „Rothhaut“ (wie Braun sagt) genug gewesen, die Pfropfen sich mit dem bekannten hörbaren Ruck aus der Flasche „entwickeln“ zu lassen. Eins aber tröstet mich. Ich glaube nämlich, für so glaubwürdig ich sonst das treffliche Werkchen halte, ich glaube nicht recht an des Autors „naßkalte“ Gesinnung gegen den Champagner; dafür ist die Skizze offenbar mit zu viel Liebe geschrieben und allzu eingehend und vertieft. „An eine Geliebte, mit der man brechen will, schreibt man nicht so ausführlich!“ sagt irgendwo ein unsterblicher College; und über einen uns gleichgültigen Gegenstand ebenso wenig.

Zur Kennzeichnung des frischen, liebenswürdigen Tons, welchen Braun in seinem Champagner-Brevier anschlägt, sei hier eine köstliche Episode aus demselben wiedergegeben, die zugleich dem schlechten Schaumweinpatrioten zu denken geben mag, welcher die moussirenden Rheinweine allzu tief unter die sogenannten „echten Marken“ Frankreichs zu rangiren gewöhnt ist. Der Autor schreibt einem Freunde:

Im übrigen will ich dir ein Beispiel erzählen, wie wenig, und vor allem in Champagner-Geschmacksangelegenheiten, selbst die besten Zungen für unfehlbar gelten können. Zugleich mag es ein Beweis sein, wie sehr jener alte Oberappellations-Gerichtspräsident recht hatte, als er ausrief: „Wenn schon der Einzelrichter irren kann, um wie viel mehr nicht ein ganzes Collegium!“

Es sind wol schon drei Lustra. Ich wohnte damals noch in Wiesbaden. Eines Abends hatte sich in unserer Gesellschaft ein Streit über Champagner erhoben. Die Streitenden theilten sich in zwei große Heerhaufen: auf der einen Seite war das Feldgeschrei „Frankreich“, auf der andern „Deutschland“. Aber jeder dieser Heerhaufen theilte sich wieder und barg in seinem Schos einen Krieg aller gegen alle. Der war für „Veuve Cliquot“, der andere für „Montebello“, der dritte für „Roederer carte blanche“ u. s. w. Auf deutscher Seite schwärmte der erste für Ewald in Rüdesheim, der zweite für Müller in Eltville, der dritte für Hochheim, der vierte für Grünberg, der fünfte für Koblenz u. s. w. Der siebente endlich versicherte, in dieser Fragstellung lasse sich die Sache gar nicht entscheiden; man müsse auch die Zuthaten mit in Betracht ziehen, welche möglicherweise mit dem Schaumwein gemischt werden könnten. ... Endlich, um des Streitens ein Ende zu machen, schlug ich vor, wir wollten einen Tag bestimmen, an dem wir zusammenkämen, um ein Wettrennen und ein Preisgericht über die verschiedenen Sorten von Weinen zu halten; jeder möge das Beste, was er habe, eine Sorte oder mehrere, wie er wolle, mitbringen, und ein Collegium von drei Preisrichtern möge entscheiden. Der Vorschlag wurde angenommen, und ein jeder sah mit Spannung dem großen Tage entgegen und wählte das beste Pferd aus seinem Stalle, d. h. den besten Champagner aus seinem Keller. Mein verstorbener Freund Fritz Lang aber hatte einen kostbaren Einfall. Er hatte viel Sinn für harmlosen Schabernack und liebte es vornehmlich, renommirende Would-be-Kenner auf das Glatteis zu führen. Ohne jemand außer mir mit in das Geheimniß zu ziehen, fuhr er nach einer benachbarten Champagnerfabrik, welche damals noch alle Etiketten Frankreichs und „alle Wohlgerüche Arabiens“ gebrauchte. Er kaufte dort sechs Flaschen Schaumwein und ließ, obgleich der Inhalt derselben all von einem Jahrgang und sogar von einem und demselben Gebräu (beim Schaumwein nennt man es Cuvée) war, auf jede Flasche eine andere Etikette aufkleben, eine schöner, eine wohllautender, eine glorioser als die andere. Der Gesammteindruck war, wenn nicht herzzerreißend, dann doch sinnbethörend. Der Tag kam. Es wurden im ganzen fünfundzwanzig Sorten vorgeritten, und sowol von den drei Preisrichtern, die wir mittels Stimmzetteln gewählt hatten — denn die Sache wurde in der That sehr parlamentarisch und ernsthaft betrieben —, als auch von uns andern, das ist von dem „Umstand“ oder dem „profanum vulgus“, mit Sorgfalt geprüft und gekostet. Dann schritt man zur Klassificirung. Seltsam! Von den sechs Flaschen meines Freundes Lang — alle derselbe Wein, nur mit verschiedenen Etiketten — erhielt eine Flasche die erste und eine andere die letzte der fünfundzwanzig Qualificationsnummern; die übrigen waren dazwischen zerstreut. Es war also der nämliche Wein der beste und der schlechteste, und es war überhaupt dieser deutsche Wein durchschnittlich höher arbitrirt als der französische, obgleich von den drei Preisrichtern zwei dem französischen Champagner par principe den Vorzug einräumten. Nachdem die von den Preisrichtern festgesetzte Rangordnung feierlich verkündet war, erbat sich Fritz Lang das Wort, bekannte den Schabernack, den er verübt hatte, und legte zum Beweise desselben eine Bescheinigung des Schaumweinfabrikanten vor, bei welchem er die sechs Flaschen von einerlei Inhalt und verschiedenen Etiketten gekauft hatte. Er schloß seine von den Preisrichtern mit Unwillen und von uns andern mit phrenetischem Beifall aufgenommene Rede mit einem Citat aus dem unsterblichen Buch von

Cervantes, in welchem Sancho Pansa sich des spanischen Sprichworts bedient: „Sie haben zwar verschiedene Halsbänder, aber es sind immer die nämlichen Hunde!“

„Weisheit und Witz in altdeutschen Reimen und Sprüchen“ (Nr. 2) darf ebenfalls unbedenklich zur Klasse der durchaus chemisch morphiumreinen Werke gezählt werden. Der Herausgeber spricht in der Vorrede in kurzen Worten die Absicht aus, welche ihn dahin geleitet, dem früher erschienenen und inzwischen weit verbreiteten Werke „Altdeutscher Witz und Verstand“ in dem vorliegenden ein formales Gegenstück zu schaffen, das trotzdem inhaltlich mit jenem erstgenannten vollkommen harmonire. Es hat ihn dabei der Gedanke geleitet, ein auch größern Leserkreisen zugängliches Hausbuch zu schaffen, das durch den darin niedergelegten reichen Schatz deutschen Witzes und deutschen Gemüths der Vorzeit zu einer Quelle der Lust und Erquickung für die Epigonen werden solle.

Die grundehrliche Treuherzigkeit, die gutmüthige Laune, der durch und durch gesunde Mutterwitz, der schalkhafte Humor, die kindliche Spaßlust, welche die folgenden Sprüche ebenfalls kennzeichnen, werden, so meinen wir, unsere Hoffnung auf eine warme Theilnahme nicht zu Schanden werden lassen —

schließt der Sammler sein Wort an die Leser, und ich theile diesen Glauben desselben durchaus.

Die Spruchweisheitsfülle unserer Altvordern ist eine so reiche und köstliche, daß es nicht wol thunlich erscheint, hier Proben zu geben; begänne man einmal damit, es wäre kein Ende zu finden, denn auf jeder neuen Seite zeigt sich eine oder die andere Perle, werthvoller als alle jene, denen man auf den vorhergehenden den Preis ertheilte. Ein Sinnspruch nur möge hier seinen Platz finden, nicht weil ich ihn gerade für das unschätzbarste Kleinod des Buchs halte, sondern weil mir seine Pointe jetzt so außerordentlich zeitgemäß erscheint:

Kommt Kunst gegangen für ein Haus,
So sagt man ihr: der Wirth sei aus;
Kommt Weisheit auch gezogen dafür,
So find't sie zugeschlossen die Thür;
Kommt Zucht und Ehr' derselben maß,
So müssen sie gehen dieselbe Straß;
Kommt Lieb' und Treu', die wär' gern ein,
So will niemand ihr Thorwart sein;
Kommt Wahrheit dann und klopfet an,
So muß sie lang vor der Thüre stahn;
Kommt G'rechtigkeit auch für das Thor,
Sie findet Ketten und Riegel vor;
Kommt aber der Pfennig geloffen,
So find't er Thür und Thore offen!

Die Hartleben'sche Verlagshandlung in Wien erklärt in der Vorrede zur fünften Volksausgabe von M. G. Saphir's „Blauen Blättern für Humor, Witz, Laune und Satire“ (Nr. 3), daß sie „durch die Veranstaltung dieser Auflage im gleichen Maße eine Pflicht gegen das Lesepublikum wie gegen den unvergeßlichen Humoristen zu erfüllen glaube“; und sie hat recht. Nur wäre es gut gewesen, wenn sie diese Pflichten noch pietätvoller geübt, d. h. noch eifriger bestrebt gewesen wäre, aus dem blauen Blätterstrauß die dürren und trockenen auszusondern und so die wirklich unverwelklichen, das eigentliche „Immerblau“ zu vollerer Geltung, zu nachhaltigerer Wirkung zu bringen. Daß sich unter den zahlreichen Schriften Saphir's manche Blätter so kostbarer Art finden, ist unbestreitbar; aber es sind nicht jene, auf denen sich der flache Wortwitz spreizt, auf denen die Carikatur des Humors, der sogenannte Kalauer (den Namen kannte man zu Saphir's Zeit wol noch nicht, aber die Sache um so besser), seine Cancansprünge vollführt. Vom Augenblick geboren, verfliegen diese luftigen Schöpfungen mit ihm; sie fixiren und auf die Nachwelt bringen wollen, heißt einen Frühlingsrain mit den Blumen eines Herbariums bevölkern: Duft und Glanz sind dahin, nur die äußere Form blieb erhalten und gibt vielleicht ab und zu einem „Fachmann“ einmal Gelegenheit, sich in der Klassificirung zu üben.

Von einigen nicht unbekannten Kritikern ist Saphir jener höhere, richtiger: jener tiefere Humor, dessen Devise das Lächeln unter Thränen und dessen Bannerträger in Deutschland Jean Paul ist, so ziemlich ganz abgesprochen worden; sie haben entweder Saphir gar nicht gelesen, oder sie haben überhaupt kein Verständniß für den Humor — beides allerdings Momente, welche die Rigorosität jenes Urtheils vollauf rechtfertigen würden!

Zum Beweise, daß Saphir in der That ein Humorist in des Wortes echter Bedeutung war, bedarf es kaum mehr als die Lektüre der kurzen, „Meine Memoiren“ betitelten Skizze, welche die „Blauen Blätter“ eröffnet, und deren Eingangspassus wenigstens hier Platz finden möge:

An der Schwelle meines sechzigsten Lebensjahres, welches am 8. Februar 1855 getagt hat — Gott und der Geldmangel erlaubten es —, sehe ich vor und zurück durch den langen Corridor von sechzig Jahren, durch den langen Lebensgang, und sehe die Wiege und sehe den Sarg, und höre im Geiste meine Wiegenlieder und meinen Grabgesang, und an der Wiege steht eine Mutter mit dem Thränentuch des diesseitigen Kreuzganges, und am Sarge steht ein Vater, ein ewiger Vater mit dem Lichte des jenseitigen Lichtganges! In dem Maße, wie das physische Auge und Ohr im Alter kurzsichtig und schwerhörig wird, wird das innere Auge und Ohr weitsehend und scharfhörig, und jenes sieht alle Gestalten der Kindheit und Jugend, und dieses hört alle Kinderechos und alle Waldgesänge und alles Bachgeriesel aus dem Lande der Jugend! Und so liegt an der Ausgangsthür aus dem Leben vor dem Menschen eine Auferstehung und hinter dem Menschen eine Auferstehung, und der sterbende, der absterbende Mensch steht zwischen zwei Auferstehungen, und bevor die Seele der Auferstehung vorwärts zustrebt, pilgert Herz, Geist, Erinnerung so gern noch einmal zurück zur Auferstehung des vergangenen Lebens, und die Seele wird zur Willi, und aus den Gräbern der Vergangenheit steigen die Gestalten als lauter Willis heraus und tanzen mit ihm den langen, süßen, tödlichen Willistanz! In meinem sechzigsten Jahre gehe ich daran, meine Lebensgeschichte niederzuschreiben. — Für wen? Wozu? — Für wen? Nicht für diejenigen, die fragen: wozu? Wozu? Nicht dazu, daß man frage: für wen? Ich und die Maria Stuart wir sind „viel geliebt und viel gehaßt“ worden; sie ist viel gehaßt worden, weil sie — schön war, deshalb bin ich gottlob nicht gehaßt worden! Für die, so mich geliebt, für die, so mich gehaßt, schreib' ich meine Lebensgeschichte nieder auf die Gefahr hin,

daß mich nach Lesung meiner Biographie jene, so mich lieben, weniger lieben, und die, so mich hassen, weniger hassen dürften! Die zweite Gefahr ist die größere! — Wozu? Zum Besten meines Ichs! Das „Ich" muß, wenn es lange liegt, aufgeschaufelt werden, es muß gewendet werden, dann sieht es wieder eine lange Zeit aus wie neu, wie frisch.

Andererseits zum Beweise, wie wenig der „Freund", welcher — nach Mittheilung der Verlagshandlung — mit der Redaction der neuen Auflage der „Blauen Blätter" betraut war, sich in diesem Sinne als wahrer Freund gezeigt, finde schließlich auch das gereimte „Motto" eben jener Memoiren hier eine Stelle:

Recept zu einer Selbstbiographie.

Nimm ein großes schwarzes Küchenmesser,
Den Secirtisch hol' vom Krankenhaus,
Und daneben stell' zwei leere Fässer,
Salz und Pfeffer gehe dir nicht aus.
Schneide dann dich selbst in Stücken,
Und was Gutes an dir ist, das werfe fort,
Denn sich selbst zu loben wird sich nicht schicken,
Davon glaubt man dir ja doch kein Wort!
Doch das Schlechte, was aus Leib, Gehirn und Seele
Du von dir herauszuschneiden nur vermagst,
Das nur nimm, füll' die Fässer, nichts verhehle,
Und man glaubt dir mehr noch als du sagst!
Dann bestreu, selbstverleugnend, heldenmuthig,
— Nicht mit Mandeln, Butter, Zucker oder Schmalz —
Diese Stücke, lebend, zuckend noch und blutig,
Schon mit Cayenne-Pfeffer und mit Salz.
Wenn du so, was du gethan, gefühlt, gedichtet,
Deines Lebens Inhalt und dich selbst dazu
Hast zerstückt, eingepfeffert, zugerichtet,
Dann erst sag' zum Publikum: „Greif zu!"

Wer möchte in diesen nach Inhalt und Form gleich geschmacklosen Strophen den Autor jener obigen fein empfundenen Prosa wiedererkennen? Wenn der „Freund" es für ein Freundschaftsstück gehalten, dies Gereimsel weiterhin zu conserviren, so hätte man besser gethan, einen sachverständigen Feind des Dichters mit der Herausgabe der „Blauen Blätter" zu betrauen: bei diesem würde sicher die Liebe zur Sache den Groll gegen einen Dahingeschiedenen überwogen, und er würde jenen Auswuchs und einige ähnliche beseitigt haben.

Wär's nicht schon allgemein bekannt, daß sich hinter dem H. Stökl kein Hermann, Hans, Heinrich oder Hildebrand — sondern eine Helene verbirgt: die unter dem etwas barocken Titel „Meinen Sie mich?" (Nr. 4) gesammelten humorvollen Skizzen könnten wiederum im Leser den Glauben hervorrufen, daß ein Angehöriger des sogenannten starken Geschlechts sie in die Welt gesetzt habe! Werden Sie nicht ungehalten, meine Damen, das soll nach einer Seite keine Schmeichelei, nach der andern keine Kränkung sein! Ohne eine intensive Vorliebe für farbige Beinbekleidungen zu besitzen, unterschätze ich das Schaffen der Frau auf literarischem Gebiet nicht im geringsten — im Gegentheil: gerade das schöngeistige Terrain erscheint mir für den Wettkampf der Geschlechter, der doch nun einmal dem Geiste unserer Zeit entspricht, am geeignetsten. Aber, vom Werth oder Unwerth ganz abgesehen, die Mehrzahl der Producte weiblicher Federn zeigt eine gewisse Eigenart — sie zu erörtern, ist hier nicht der Platz —, welche mit mehr oder weniger Sicherheit auf deren Ursprung „von schöner Hand" schließen läßt. Die Ausnahmen gehören im allgemeinen ebenfalls nicht hierher, genug, daß Frau Helene Stökl im Speciellen zu diesen gehört und es in den meisten der vorliegenden heitern Feuilletons aufs evidenteste bekundet. Am wenigsten noch in der Humoreske „Schopenhauer in Theorie und Praxis", deren immerhin etwas „niedrig gewachsener, schmalschultriger, breithüftiger und kurzbeiniger" Stil dem großen Pessimisten sicher ein ingrimmiges Lächeln entlockt haben würde. Dagegen sind die Betrachtungen über das „Küssen", die Skizze über Nahrungsmittel-Verfälschung: „Was sollen wir essen? Was sollen wir trinken?", und vor allem der den Beschluß bildende Excurs über „Schriftstellerei" von einer erquickenden Frische, von einer echt — unweiblichen Kernigkeit und Kraft.

Tiefer begründet als Frau Helene Stökl's launige Skizzen und — wenigstens zum großen Theil — gereifter nach Inhalt und Form sind die unter dem Titel „Richtig und flüchtig" (Nr. 5) gesammelten Feuilletons von Ferdinand Groß, den der meisterliche Schilderer „Halb-Asiens", K. E. Franzos, vor einigen Jahren in die Literatur eingeführt durch eine Einleitung zu der Groß'schen „Kleinen Münze". Gegen diese erste Publication des Autors bekunden die zur vorliegenden Sammlung vereinten Artikel einen hoch erfreulichen Fortschritt; des Verfassers Blick hat sich geschärft für die kleinern und größern Schwächen unserer Civilisation, der Kreis seiner Menschenkenntniß hat sich erweitert, und mit sicherer Hand führt er uns — im feuilletonistischen Geschwindschritt freilich — durch manch lachende oder groteske „schöne Gegend" des seelischen Mikrokosmus.

Von packender Lebenswahrheit ist unter anderm die Skizze „Er ist genial", worin der Autor eine Klasse von künstlich gemachten „Genies" silhouettirt und sie den cachirten Circus-Elefanten aus Gummistoff vergleicht, die mit nichts als verdünnter Luft gefüllt sind und von Kindern und naiven Galeriebesuchern für „wirklich" gehalten werden, bis ein leichter Schlag mit der flachen Hand den ganzen Koloß spurlos zur Arena hinaustreibt. Auch das Genus der „Arroganten" und der „Schuldenmacher" schildert Groß in ergötzlicher Weise; nur hätte er in dem Register der erstern, unter der Rubrik der liebenswürdig Arroganten nicht jene Autoren vergessen sollen, die mit dem hyperbescheidenen Titel „Richtig und flüchtig" eine Sammlung von Skizzen belegen, deren Mehrzahl von dem Geiste nicht der Langenweile, sondern der längern Dauer erfüllt ist.

Um aber, nach dem Maßstabe parlamentarischer Gerechtigkeit, auch die Minderheit „zu Wort kommen zu lassen", will ich nicht verschweigen, daß die drei Artikel „Was ein Frack erzählt", „Bei dem wiener Vortragsmeister"

und „Ein Abenteuer“ dem Buch durch ihre Abwesenheit nur hätten von Nutzen sein können. Das erstgenannte Kleidungsstück bildet einen originalitätsfreien Bestandtheil jener umfassenden Trödelkammer, deren zahllose Gegenstände — vom alten Lehnstuhl bis zur Lichtputzschere, vom rothschillernden Cylinder bis zum aufgeplatzten Gummischuh, vom zerbrochenen Kaffeesieb bis zur einsaitigen Kindergeige — ihre verschiedenen Lebensschicksale einem hohen Adel und verehrten Publiko schon bis zur Erschlaffung oft in den verschiedensten Tonarten vorgetragen haben. Und was die beiden andern Skizzen zur höhern Ehre des wiener „Vortragsmeisters“ Herrn Strakosch und des Fräulein Klara Ziegler anbetrifft, so sehen sie — nicht Herr Strakosch und Fräulein Ziegler, sondern die Skizzen — einer Theaterreclame erster Klasse so ähnlich wie zwei Eier dem dritten. Und das thut mir leid um des Buchs und nicht minder um des reichbegabten Autors willen!

Die Nummern 6 und 7 tragen die beste Empfehlung schon an der Stirn — in ihrem Verfassernamen. Ohne von blindem Autoritätsglauben beseelt zu sein, darf man einem Büchlein, das die Firma „A. von Winterfeld“ aufweist, immerhin das Vertrauen auf eine Stunde heiterer Unterhaltung entgegenbringen. Winterfeld ist der Situationshumorist par excellence, vorzugsweise allerdings des Offizier-Casinos und der Wachtstube. Auf diesem Gebiet ist auch seinen Gestalten Lebenswahrheit nicht abzusprechen: ein Vorzug, den die Civilbevölkerung seiner Novellen und Romane keineswegs immer theilt. Aber Winterfeld ist, wie gesagt, der Beherrscher der Situation; seien die geschilderten Figuren noch so „problematisch“, die Logik ihrer Handlungsweise noch so mikroskopisch, der Autor weiß sie drastisch genug zu gruppiren, ihre Lage komisch genug zu gestalten, um uns durch den Effekt solcher Situation völlig vergessen zu machen, daß ein halbwegs „glaubhafter“ Mensch schwerlich jemals in dieselbe gerathen dürfte. Die mir vorliegenden Bände 1, 2 der „Neuen humoristischen Soldatengeschichten“ (Nr. 6) enthalten wieder eine Fülle lustiger und überlustiger Skizzen aus dem Kriegs- und Friedensleben der Armee: Skizzen, in denen der kecke Fähnrich, der sorglose Secondelieutenant, der schneidige Hauptmann, der verbissene Major und der verknöcherte Oberst ihre wirksamen Rollen spielen und namentlich auch der hirnlose Offizierbursche seine ewigen Rechte des höhern Blödsinns übt. Uebrigens reihen sich diesen burlesken Scenen auch einzelne von feinerm Humor getragene ein, unter denen die glänzend erzählte Skizze „Des Königs Ordre“ einen hervorragenden Platz verdient.

Entschieden zurück im Werth gegenüber den zwei Bänden der „Neuen humoristischen Soldatengeschichten“ steht der Inhalt des vierten Bändchens der „Allotria“ (Nr. 7) von demselben Verfasser: es sind eben „Civil-Humoresken“, und da . . . siehe oben!

Nr. 8 hat einen, wenigstens an Productionsjahren jüngern Humoristen zum Verfasser, den reichbegabten Major von Z. . . . pardon, fast hätte ich einen Bruch des Pseudonymitätsgeheimnisses begangen! — also den reichbegabten Herrn E. von Wald, der übrigens bereits mit bestem Erfolg auch auf dem Terrain der Reiseskizze und des Lustspiels „manövrirt“ hat. Das zierliche Büchlein betitelt sich „Amor in Frack und Uniform“ und enthält zwei frisch und spannend erzählte, dabei eines echten poetischen Hauchs keineswegs ermangelnde heitere Liebesgeschichten, in denen allerdings der befrackte Amor gegenüber dem „in zweierlei Tuch“ bedeutend den kürzern zieht. Die anmuthigen Novelletten sind eben etwas pro domo geschrieben, werden aber trotzdem auch vom Civil sicher mit Genuß gelesen werden.

Auch Paul Lindenberg's „Aus der Zeit — für die Zeit“ (Nr. 9), diese bunten Skizzen aus dem Leben bekannter und unbekannter Tagesgrößen, werden ja wol ihren theilnehmenden Leserkreis finden. Wen es interessirt, daß im Frühling des Jahres 1848 in einem „dichten Laubwalde“ in der Nähe der „ewigen Stadt“ Friedrich Bodenstedt, Levin Schücking und Wilibald Alexis („den leider so unverdient vergessenen“, nennt ihn der Autor; aber doch wol nur von einem Häuflein „Modernster“, das überhaupt nur an sich denkt!) bei einem Glase feurigen Toskaners die ersten Kundgebungen über Gustav zu Putlitz' Bühnenerfolge aus einem Einwickelpapier genießen; wer sich dafür zu erwärmen vermag, daß die dramatische Künstlerin Friederike Bognar auf der österreichisch-deutschen Grenzstation Liebau seitens eines Zollinspectors zehn Minuten lang für eine Juwelendiebin gehalten worden; wer einen höhern Grad der Theilnahme dafür empfindet, daß der Lustspieldichter Gustav von Moser bereits mehrere Kapitel seiner Bühnenerinnerungen fertig im Kasten liegen hat, und wen endlich der Begleitbrief zu elektrisiren vermag, mit welchem der heitere Dramatiker Franz von Schönthan sein Lustspiel „Das Mädchen in der Fremde“ der Direction des hamburger Thalia-Theaters einsandte: der wird den Kauf der sauber ausgestatteten Broschüre sicher nicht zu bereuen haben. Erzählt sind die kleinen Skizzen elegant und mit gutem Geschick; betreffs des gewählten Stoffs der meisten aber (das ernstere Charakterbild „Künstlers Erdenwallen“ macht eine rühmliche Ausnahme) ist dem Verfasser die treffliche parodistische Satire „Ich und Berthold Auerbach“ (in Emil Peschkau's „Ein- und Ausfälle“) aufs angelegentlichste zur Lektüre zu empfehlen!

Richard Schmidt-Cabanis.

Zur theologischen Literatur.

1. Predigten aus der Gegenwart. Von Karl Schwarz. Achte Sammlung. Leipzig, Brockhaus. 1883. 8. 5 M. 40 Pf.
2. Real-Encyklopädie der christlichen Alterthümer. Unter Mitwirkung mehrerer Fachgenossen bearbeitet und herausgegeben von F. X. Kraus. Siebente Lieferung. Freiburg i. Br., Herder. 1882. Lex.-8. 1 M. 80 Pf.

Der freisinnige Verfasser der vielverbreiteten Schrift „Zur Geschichte der neuesten Theologie", Karl Schwarz, bietet uns in den „Predigten aus der Gegenwart", deren achte Sammlung jetzt vorliegt (Nr. 1), Früchte aus seiner amtlichen Thätigkeit als Oberhofprediger in Gotha. Predigtsammlungen werden in einer literarischen, die fachwissenschaftlichen Bestrebungen anderer Gebiete ausschließenden Zeitschrift nur dann eine entsprechende Würdigung finden können, wenn sie sowol durch ihre Form zeigen, daß sie auch ästhetischen Anforderungen zu genügen wissen, als auch nach ihrem Inhalt lebendige Fühlung suchen mit dem Leben ihrer Zeit. Daß wir diesen doppelten Erweis einer kunstgemäßen Form und eines zeitgemäßen Inhalts in den Predigten von Karl Schwarz antreffen werden, liegt zum Theil schon in ihrem Titel angedeutet. Diese „Predigten aus der Gegenwart" wenden sich nicht blos an die gebildeten Kreise der modernen christlichen Gesellschaft, sondern machen sich ebenso sehr zum Organ ihrer Bestrebungen; zudem reden sie die Sprache der Gegenwart und halten sich frei von dem Ton einer antiquirten und deshalb unverständlichen Ausdrucksweise, die eine pietätvolle Liebhaberei für die Kanzel so gern festzuhalten sucht. Sieben, zum Theil in wiederholten Auflagen erschienene Sammlungen haben sich bereits einen weiten Leserkreis erworben und stellen das Werk schon um dieses äußern Erfolgs willen in die Reihe der literarischen Erscheinungen; mit der vorliegenden achten Sammlung, die nach der Erklärung des Verfassers wol die letzte wird sein müssen, findet das Werk seinen voraussichtlichen Abschluß. Eine doppelte Aufgabe scheint da dem Berichterstatter obzuliegen, nämlich zuerst, den einheitlichen Charakter, das gemeinsame Ziel des ganzen Werks noch einmal hervorzuheben, und dann zuzusehen, wodurch etwa diese achte und letzte Sammlung sich von den vorhergegangenen unterscheidet.

Das Programm für die Predigt unserer Zeit ist bereits in dem Vorwort zur ersten Sammlung mit aller Schärfe und Rückhaltlosigkeit hingestellt und durch alle später erschienenen Sammlungen festgehalten worden. Karl Schwarz nennt den Standpunkt, den er von vornherein eingenommen, oder das Ziel, dem er unablässig nachgestrebt hat, den christlichen Idealismus. Dieser Ausdruck soll einerseits den Gegensatz gegen die einseitig moralische und dogmatische Richtung und andererseits die Verschmelzung des Religiösen und Sittlichen bezeichnen. Christlicher Idealismus ist der Standpunkt, der die ganze Wirklichkeit des Weltalls unter das Licht der christlichen Ideen stellt oder sie danach zu gestalten trachtet. Dabei soll das Christenthum nach einem Ausdruck des Verfassers, der jedoch nicht misverstanden sein will, wahrhaft und völlig humanisirt werden. In anderer Weise will er damit doch nur dies sagen, es solle sich in die Welt menschlich einbürgern, um so besser auf sie wirken zu können. Das Christenthum hat zu allen Zeiten die kluge pädagogische Regel beobachtet, sich den Bedürfnissen und dem Bildungsstandpunkt der Zeiten und Völker anzupassen; dann ist es aber auch für unsere Zeit selbstverständlich, daß Christenthum und Geistesbildung der Gegenwart sich durchdringen. Neu ist dabei nur die stark hervorgehobene Forderung, daß bei dieser Wechselwirkung das Christenthum nicht blos geben, sondern ebenso sehr empfangen solle; während es nämlich in die Verhältnisse der Menschen den bleibenden Gehalt christlicher Gedanken hineintrage, solle es, indem es sich in den Dienst der sittlichen Zeitbestrebungen stelle, dadurch selber eine neue vergeistigte Form empfangen. Mit Vorliebe wendet sich denn auch der Redner den Culturaufgaben der Gegenwart zu, sie in den Kreis seiner Betrachtungen ziehend. Auch der Theologe wird eingestehen müssen, daß ihm in der hier gebotenen Darstellung mancher Gedanke heller und deutlicher geworden und mancher alte Streit in einer Weise geschlichtet sei, die seine Anerkennung fordert. Um nur eins zu erwähnen, so ist dies der Fall mit dem vielbesprochenen Verhältniß von Kirche und Staat. Die Kirche des Mittelalters hatte den Anspruch erhoben, die Erzieherin und Lehrerin der Völker, die Pflegerin ihres geistigen Lebens zu sein, während sie dem Staat nur die äußerlichen Dinge überließ, den Schutz des Eigenthums und der Person. Karl Schwarz zeigt, daß der Staat seit der Reformation gewachsen und auch ein Gebiet des sittlichen Lebens nach dem andern sich erobert habe, und läßt schließlich Kirche und Staat in derselben Weise zusammengehören, wie Religion und Sittlichkeit. Kann das Verhältniß auf eine einleuchtendere und zugleich für beide Theile würdigere Weise festgestellt werden? Es könnte nach dem Angeführten scheinen, als ob die Predigten sich vorzugsweise an den Intellect der Zuhörer wenden. Dem ist jedoch nicht so; der sittliche Nerv, der in ihnen zu Tage tritt, sucht in gleicher Weise den Willen zu bestimmen, und endlich, was den dritten Factor betrifft, der durch die Predigt befriedigt sein will, das religiöse Gefühl, so zeigen namentlich die angehängten Casualreden, in welcher von Herzen kommenden und zu Herzen gehenden Weise der Redner persönliche Verhältnisse zu besprechen vermag.

Die Charakterisirung der Grundsätze, nach denen das ganze Werk bearbeitet ist, hat uns schon in die Beurtheilung der letzten Sammlung herübergeführt, und wir haben jetzt unserer vorhin angekündigten Aufgabe gemäß zu zeigen, was dieselbe von den frühern Sammlungen unterscheidet. Seit dem Erscheinen der ersten Sammlung sind 24 Jahre

verflossen. In solcher Zeit pflegt ein Autor eine Entwickelung durchzumachen, und seine letzte literarische Kundgebung wird in der Regel Zeugniß ablegen von einer modificirten Gestaltung seines Werks. Das ist auch hier der Fall. In den ersten Sammlungen hatte Karl Schwarz einen ziemlich ausgiebigen Gebrauch von der Kritik und Polemik gemacht. Er hält sie auch jetzt noch für eine reinigende Kraft, deren wir nirgend entbehren können. Daß ihnen auch auf der Kanzel eine Stelle gebühre, liegt schon in der Natur der Aufgabe der Predigt; es kommt nur darauf an, daß sie das rechte Maß nicht überschreite. Im Laufe der Jahre jedoch, und nachdem er seinen Standpunkt hinlänglich ausgesprochen und verfochten, ist er immer mehr dahin gedrängt worden, das zu betonen, was den Seelen noththue, um sie zu erbauen, zu trösten und geistig zu erheben. Er ist mit einem Wort praktischer geworden und zugleich positiver — positiv nicht in dem Sinne des Dogmatisch-Positiven, sondern im Sinne des Religiös-Positiven. Wer die ersten Sammlungen kennt und sie mit der letzten vergleicht, wird nicht umhin können einzugestehen, daß in ihr ein vertiefteres Christenthum zur Aussprache kommt. Möge nun das Werk, das mit der letzten Sammlung abgeschlossen vorliegt, sich die Geltung behaupten, die es nach seinem äußern Umfang wie nach seiner innern Bedeutung zu beanspruchen hat.

Nur wenige Worte der Erwähnung fordert das folgende Werk: „Real-Encyklopädie der christlichen Alterthümer" von F. X. Kraus (Nr. 2). Wir haben uns schon bei Gelegenheit der früher erschienenen Lieferungen wiederholt über das verdienstliche Unternehmen ausgesprochen. Da die vorliegende siebente Lieferung keine neuen Seiten des Werks aufweist, auf welche die Besprechung einzugehen hätte, so dürfen wir uns für dieselbe auf unsere frühern Urtheile berufen.

Esaias Tegnér.

Esaias Tegnér's lyrische Gedichte. Herausgegeben zum hundertjährigen Geburtstag des Dichters und übersetzt von Gottfried von Leinburg. Zwei Theile. Mit dem Porträt des Dichters. Leipzig, Leiner. 1882. Gr. 8. 5 M.

Die hundertjährige Wiederkehr von Tegnér's Geburtstag hat schon im vorigen November die Presse aller Länder so vielfach beschäftigt, daß in Bezug auf das Leben des Dichters hier nur kurze Notizen gegeben zu werden brauchen. Geboren am 13. November 1782 in dem schwedischen Dorfe Kyrkerud, verlor der kleine Esaias, kaum vierzehn Jahre alt, seinen Vater, einen armen Landprediger. Nach seiner Confirmation kam er in das Haus eines väterlichen Freundes in der malerisch schönen Provinz Wermland. F. M. Franzén sagt darüber: „Schon als vierzehnjähriger Knabe war Tegnér sozusagen der unzertrennliche Begleiter und Gefährte seines Pflegevaters, des königlichen Steuereinnehmers Branting, auf dessen regelmäßigen Amtsreisen durch den Gau; und so lernte er denn schon in sehr jungen Jahren die hohe Schönheit kennen und bewundern, womit Wermland in seinen vielen Seen seine Wälder und Berge abspiegelt; hiervon zeugt sein schönes Gedicht «An meine Heimat», nebenbei gesagt das erste, womit er seinen Namen in die Welt einführte." — „Von Branting's ländlichem Wagen herab", heißt es in Böttiger's Lebensbeschreibung einmal, „sah er die Schönheit Wermlands. Mit unauslöschlichen Farben drückten sich seinem jungen Herzen die wechselnden Landschaftsbilder jenes wunderschönen Gaues ein: seine blumenreichen Thäler, seine schroff hereinhängenden Bergeshöhen, seine klaren Seen und schäumenden Ströme, seine lachenden Gehölze und melancholischen Wälder. Der aus den einsamen Kohlenmeilern emporwirbelnde Rauch, der Schlag des emsigen Eisenhammers im Gebirge, das rege Gesäusel der Waldeswipfel, der herzerfrischende Anblick eines arbeitsamen, kräftigen Geschlechts an Pflug und Spaten, bei Axt und Säge, bei Amboß und Schlägel: was er da sah, erhöhte seine Theilnahme für Natur und Menschen und trug dazu bei, sein Gemüth zu reifen für größere und tiefere Eindrücke."

Tegnér selbst sagt: „Die wilde, majestätische Natur dieser ungeheuern Wälder, Gebirgsseen und Felsen riß mich vollständig hin, und obgleich ich von Ossian damals noch nichts wußte, so schuf sich meine Phantasie doch wie von selbst die nämlichen Gleichnisse und Bilder, die ich später zu meinem Erstaunen in seinen Gesängen wiederfand."

Aber welches Dichters Herz würde nicht auch früh durch weibliche Anmuth entzündet? Im Hause des Bergwerkbesitzers Myhrman zu Rämen fand er in dessen jüngster Tochter diejenige, die doch noch ganz anders als Wälder, Gebirgsseen und Felsen mit Blicken und Worten seine Seele in Aufruhr zu bringen bestimmt war, glücklicherweise nicht ohne daß auch sie selbst in ihm das Idol ihres jungen Herzens erkannte. „Noch jetzt", sagt C. W. Böttiger in seiner Lebensbeschreibung des Dichters, „kann der Wanderer, wenn er in die Nähe von Rämen kommt, im Nadelgehölze am Wege einen einfachen Stein sehen mit den Buchstaben E. T. und A. M. Bei diesem Steine schwuren sich eines schönen Abends im August 1803 zwei Herzen ewige Treue."

Aus jener von Wonne und schmerzlichem Sehnen erfüllten Liebeszeit, die bald darauf dem Dichter die Freuden des eigenen Herdes bereiten sollte, stammt das Gedicht:

An die Braut,
als sie einmal in der Stadt auf Besuch war.

Du meiner Tage Licht, du Mondglanz meiner Nacht,
Wer lockte dich hinweg von unserm Busch und Hage?
O Oede ringsumher! — Gleichwie's der Tauber macht,
Dem seine Schöne fehlt, so girr' ich nun und klage.

Wie leer und öde ist's in deinem Kämmerlein,
Gleich einem Tempel, den der Gottheit man beraubte!
Bei jedem Schritt erwacht mir neue Sehnsuchtspein,
Und seine Flügel schlägt der Gram ob meinem Haupte.

In deinem Spiegel such' ich dich betrübt und still,
Doch nicht ein Zug von dir mehr glänzt auf seiner Fläche;
Ach, daß dein Conterfei selbst mich nicht trösten will,
Denn stumm ist's wie das Grab, und horcht nicht, wenn ich spreche!

Zu deinem Steine wall' ich still und schwergemuth,
Wo ich so oft mit dir geruht in vor'gen Tagen;
Doch blos des Windes Wehn und nur das Wall'n der Flut
Vernehm' ich da, und nicht die Spur von einem Wagen.

Nach deinem Garten lockt's mich dann mit Lust und Qual,
Zu deinen Lilien hin, die deine Pflege nährte: —
Doch hängen sie ihr Haupt voll Schwermuth allzumal,
Weil jede gramvoll schon, wie ich, nach dir begehrte.

Dann irr' ich in den Wald, wo freundlich manches E
Mir winkt und A, und rings Erinnerungen lauschen;
Nach deines Eilands Grün hinschiff' ich durch den See
Und höre ringsumher nur deinen Namen rauschen.

Dein Wiegenfest begehst, den Tag du in der Stadt,
Wo Gott mir auf mein Glück den Anwartsbrief gegeben: —
O nur noch einmal wenn geblüht der Frühling hat,
Tritt er in Kraft, und du reichst mir die Hand fürs Leben.

Der glückliche Bräutigam war nämlich im Jahre 1802 zur Magisterwürde gelangt, nachdem er im Herbst 1799 die Universität Lund bezogen und daselbst Theologie, als Nebenfächer Mathematik und Philosophie studirt hatte; 1812 wurde er in Lund Professor für griechische Sprache und Literatur. Auch übernahm er ein Predigtamt. Zwei in der Nähe gelegene Gemeinden thun sich noch heute etwas darauf zugute, daß ihnen der später so berühmt gewordene Mann an Sonntagen etwas vorpredigen mußte. Im Jahre 1818 wurde er unter die „Achtzehn" der schwedischen Akademie aufgenommen. Zwölf Jahre lang hatten die Unsterblichen sich's überlegt, ob ihm sein „Strafgedicht an einen Freund und an die Adresse der schwedischen Akademie" verziehen werden dürfe. Höflich war es freilich nicht gewesen. Hier der Eingang desselben:

Sei still! Du überredst in keinem Fall mich mehr,
Nach keinem Preis und Lob steht ferner mein Begehr;
Du lockst mich nicht hinaus, das schwör' ich dir zur Stunde,
Zum schwed'schen Helikon aus meinem schatt'gen Grunde,
Um demuthvoll dem Fest da droben zuzusehn,
Wo statt der heil'gen Neun — blos unsre Achtzehn stehn.
Ich weiß noch wohl, wie ich so voll Respect im Herzen
Erblühn die Lorbern sah zur Zeit der Weihnachtskerzen
Und jene Namen, die man durch die „Post" erwirbt
(Unsterblichkeiten von der flücht'gen Art, die stirbt).
Geboren, dacht' ich mir, wird man zu Ruhm und Thaten: —
Wer weiß, ob ich's nicht bin zu zwanzig Stück Dukaten? —
Und bin ich oft recht platt, so hab' ich ja, potz Blitz,
An Leuten wie Regnér das beste Präjudiz:
Man ist nicht allzu streng. — So griff ich denn zur Feder,
Und bald lag ein Gedicht vorm kritischen Katheder,
Und hoffend schon vernahm als Lohn ich des Talents
Den holden Klang des Golds und manches Compliments.
Doch leider ging's zuletzt genau im vor'gen Gleise,
Und wieder schob Wallin in seinen Sack die Preise.
Dem armen Kullberg schmiß man mit partei'schem Sinn
Brosamen blos ein paar vom Tisch des Reichen hin;
An einem Markbein sog Tranér in gift'gem Harme,
Und Wuth und Schmerz und Gram war groß im ganzen Schwarme.
Gesprochen war damit mein Urtheil, und mit Hohn
Pfiff lächelnd man hinaus mich arme Hundsperson.
Was soll ich thun, nachdem der Directeur mir dorten
Vor meiner Nase just zuschlug des Tempels Pforten?
Ich mag nicht mehr, wie ich's nun wiederholt gethan,
Vorm Thor mich heiser krähn wie ein gerupfter Hahn
Und rasen dichterisch — ich selbst muß lachen drüber —,
Bis gnäd'gen Blicks auch mir man hinwirft einen Stüber.

In diesem Tone geht es fort, bis der Dichter endlich Arm in Arm mit dem Freunde auch ohne akademischen Lorber sich des Lebens zu freuen beschließt:

Nein, vom Gewühl der Welt zurückgezogen, laß
Uns zusehn still dem Streit und eifersücht'gem Haß
Und vorziehn, ungerührt von Zunftgeschmacksmandaten,
Die Nachtigall des Walds den höfischen Castraten.
Mit jedem Glücklichen laß jubeln uns beglückt,
Und Hilfe bringen, wo da sitzt von Schmerz erdrückt
Ein armes Menschenbild, ein ängstliches und zages,
Um selig dann zuletzt, wenn eines schönen Tages
Zu Ende der Termin der ird'schen Brunnencur,
Zu trinken von dem Wein der elysä'schen Flur.

Keiner hat später der schwedischen Akademie bessere Dienste geleistet als Tegnér. Nicht nur durch seine Dichtungen, deren weithin reichende Verbreitung ihr ja Ehre und Ruhm eintragen mußten, sondern namentlich auch durch die tiefdurchdachten poetischen Antworten auf einige der herkömmlichen Antrittsreden neu eingeführter Akademiker. Die französische Akademie hat von solchen Gelegenheitsreden nichts Gediegeneres aufzuweisen als Tegnér's Antworten an Professor Agardh, Professor Atterbom, Professor A. A. Grafström. Wie sehr solche Institute verknöchern können, ist bekannt. Im zweiten Gesange seines Gedichts „Pygmalion" spricht Herder nicht ohne Unrecht von Akademien als von Ruhmeshallen, „wo Schmeichelei und Falschheit dich umknien". Tegnér hat den Beweis geliefert, daß durch sie, unter dem Einfluß eines genialen Mitglieds, zeitweilig eine ganze Literatur gleichsam der Zauberwirkung einer elektrischen Beleuchtung theilhaftig werden kann.

Wie sehr seiner Begabung überhaupt die Gelegenheitsdichtung entsprach, davon legen eine Menge der in der Sammlung enthaltenen Gedichte Zeugniß ab; so namentlich der seinem Schwager O. Myhrman gewidmete Nachruf. Einige Stellen daraus mögen hier Platz finden:

O Zeit von Rämen, maienglückumglänzte,
Wo ringsum unsern Weg der Wald noch kränzte,
Wo rastlos an dem See des Pochwerks Schlag
Noch schlug den Freudentakt zu jedem Tag!
Du warst der Fröhlichste in unserm Kreis:
Ins Bett der Wogen, und durch Schnee und Eis,
Ja übers glüh'nde Erz den Sprung zu wagen,
Trieb's tollkühn dich mit täglich neuen Fragen.

Wie oft doch zogst du, wenn ihr sorgenleer
Und heiter euch herum im Freien triebt,
Mich weg von meinem Maro und Homer, —
Noch nicht verstanden, um so mehr geliebt —
Hinaus zum Wettkampf mit dem Maserball,
Der da im Blau beschrieb den luft'gen Bogen,
Und von der Höhe dann herabgeflogen,
Den König niederschlug in seinem Fall.
Die Zeit war glücklich. Doch der Tag erwachte,
Der dir das Eichlaub, mir den Lorber brachte.
Dann kam der Schmerz, die Sorgen kamen dann,
Die grimm den Jüngling schmiedeten zum Mann.
Wir zogen aus auf zwei verschiednen Wegen,
Und jeder kämpfte, jeder litt und stritt,
Und jeder machte mit gezognem Degen
Den langen Feldzug durch das Leben mit.

Eingeschaltet sei hier aus Tegnér's Lebensbeschreibung von C. W. Böttiger die Mittheilung über Tegnér's Art, Naturgenuß und Bücherstudien zu verbinden: „Da er beim Lesen, wenn er sich mit seinen Büchern unter dem Arm in Wald und Feld begab, gewöhnlich im Grase zu liegen pflegte, war ihm das Nachschlagen im Wörterbuche zu umständlich und unbequem und er schien es auch kaum nöthig zu haben. Blos bei seinem Homer machte er hiervon eine Ausnahme und zog dabei das Lexikon fleißiger zu Rathe; bei diesem seinem Liebling in Folio lag er mit dem Gesicht und dem Körper vornüber gebeugt, während er Bücher kleinern Formats auf dem Rücken liegend las. In seinen Homer las er sich mit einer Begeisterung hinein, welche an Andacht grenzte, und war böse, wenn man ihn dann und wann fast mit Gewalt davon wegzog."

In seinem Gedichte an O. Myhrman gedenkt er ferner seines eigenen nur zu erregbaren Naturells und der wohlthuenden Wirkung, welche die Besonnenheit des Freundes auf ihn äußerte:

Mit schwerem Herzen an so manchem Morgen
Kam ich zu dir, bedrückt von jenen Sorgen,
Ach, deren Schwarm gewöhnlich dichtgedrängt
Am Himmelsfluge des Phantasten hängt;
Und wenn der Wirrwarr dann allmählich schwand
Vor deiner ordnenden und sichern Hand,
Wenn dir's gelang, die Angst von mir zu scheuchen,
Worin du still mich sahst und schmerzlich keuchen,
Dann gabst du mir noch vatergüt'gen Rath,
Dann sprachst du freundlich von dem Mann der That,
Der thut und weiß, was er da will hienieden,
Der nicht nach täuschenden Phantomen späht,
Der selber sein Geschick sich weiß zu schmieden
Und freiheitsstolz auf eignen Füßen steht.
Verlorne Mühe: — Leben und Gedicht,
Sie haben nun einmal kein gleich Gewicht,
Von Winden ist ihr Meer nicht gleich durchweht,
Und durch die Welt auf Einem Wege geht
Doch mit den Klugen und Verständ'gen nie
Der arme Märtyrer der Phantasie.

Im Jahre 1824 war Tegnér Bischof von Wexiö geworden, eine Stellung, in welcher er sich besonders um die Hebung des Schulwesens Verdienste erwarb. Aber „der arme Märtyrer der Phantasie" ging inmitten der Liebe, die sein häuslicher Kreis und nicht minder seine Nation, ja über diese hinaus die ganze gebildete Welt ihm in reichem Maße bekundete, einem traurigen Lebensabend entgegen. Wie man weiß, hat schon im Jahre 1840, als von Altersschwäche Tegnér's noch keine Rede sein konnte, sein Geist sich bis zum Irrereden getrübt, und erst sechs Jahre später ist ihm durch den Tod Erlösung geworden. Nicht umsonst hatte er in jenem Nachrufe gefleht:

O nimm mich mit hinauf in jene Helle,
Wo jeder Schmerz erlischt in Lethe's Welle,
Bald nimm mich mit, wohin der Herr mir winkt,
Wo meine Sehnsucht Licht und Leben trinkt!

Nur im Zusammenhange mit diesem seinem Fremdwerden auf Erden sind die zahlreichen Ergüsse bittern Mismuths zu verstehen, durch welche seine Muse, trotz der ihr allseitig gewordenen begeisterten Anerkennung, die Ideen der nachwachsenden Generation weit von sich wies. So in dem Prolog bei der Magisterpromotion 1829:

Doch für die Zeit, drin leider wir leben, ist nicht mehr das Große,
Ach, denn der Größe gedenkt sie nicht mehr und hascht nach den Mängeln
Thöricht nur noch des Tages. O seht, wie sie hinkt, wie sie hinschwankt
Zwischen dem Thun rathlos und dem Denken, unfähig zu beidem,
Hermaphroditisch, nicht Weib und nicht Mann, nicht Gedicht und nicht Wahrheit,
Jedes Emporschwungs bar, und zum Gehen die Füße gelähmt selbst.

Oder in der Antwort auf Professor Agardh's Antrittsrede:

Indeß was ist im Grund, so muß ich fragen,
Ein solches Erbtheil noch, was ist es, sprecht,
Für epigon'sche Zeiten wie die unsern,
Für einen Pöbel, welcher von vergangnen
So wenig wie von künft'gen Tagen weiß,
Und der dem Augenblick blos thierisch lebt? —
Des Tages Infusorien, wie sie prahlen,
Wie sie sich blähn! Sie spielen Freiheitskampf,
Muthwill'gen Knaben gleich, und gehen unter
In lauter Eigenlob und Größenwahn.
Nach Freiheit lechzt das heutige Geschlecht,
Und jede Macht, und wär's die mildeste,
Ja wär's die himmlische und höchste selbst,
Die in der Welt des Geistes lenkt und lehrt,
Sie wird gehaßt, sowie man sie bemerkt.
Denn nicht mehr einer blos soll herrschen jetzt,
Und mehrere noch minder, — sondern jeder,
Und nur das Gleichmaß gilt des platt Gemeinen.
Da es im Staat bereits Gesetze gibt,
Warum im Freistaat nicht sogar der Dichtung? —
Für jedermann ist dorten offne Hut,
Des Schafstalls nicht bedarf's und nicht des Hirten.
Es geht ein Ruf nach Gleichheit durch die Welt.
Man macht die Höhn dem Boden gleich und deckt
Mit Schutt und Asche Gruft und Graben zu
Und will's nicht leiden, daß der eine rage
Um einen Kopf blos höher als der andre;
Man ist noch unparteiischer als selbst
Der Mann des Kirchhofs, als der Todtengräber,
Denn der weiß jedem zu genügen baß,
Und fröhlich ist er im Gemüthe, daß

Das hohe Denker-, daß das Dichterhaupt
In Moder hin zuletzt wie seines staubt.

Zum Schlusse noch einige Worte über das poetische Verdienst des Uebersetzers. Wie die mitgetheilten Proben beweisen, hat die G. von Leinburg'sche Verdeutschung beinahe das Fließende von Originaldichtungen, obschon zahlreiche Gedichte Tegnér's mit dem Reime beschwert sind. Daß derselbe zuweilen zu abschwächenden Nothbehelfen zwingt, versteht sich von selbst, und wir dürfen uns nicht daran stoßen, wenn beispielsweise G. von Leinburg die berühmte Stelle aus dem Gedicht „Karl XII.":

Han kunde icke vika,
Blott falla kunde han *)

wie folgt übersetzt:

Ihn zwang zuletzt zum Weichen
Sein Fall blos und sein Tod.

Andere leicht verbesserungsfähige Ausdrücke stoßen hier und da beim Lesen auf, sind aber ohne Zweifel von dem Uebersetzer schon für die hoffentlich nicht ausbleibende zweite Auflage notirt worden, z. B. erster Band, S. 38: „rachvoll"; S. 67: „Doch die Liebesglut zwei(er) treuer sel'ger Herzen löscht kein Meer"; S. 86: „wölbige Buchen", von denen es dann, wenn sie entblättert sind, heißt: „doch wenn dahin die Gewölbe"; S. 94: „Wie manches Knie, noch nicht vorhanden, wird Da am Altare liegen im Gebete!"

Im ganzen verdient diese mit Liebe, Sachkenntniß und Geschick durchgeführte Arbeit eine warme Empfehlung.

Robert Waldmüller.

*) Er konnte nicht weichen, er konnte nur fallen, d. h. kämpfend unterliegen.

Feuilleton.

Aus der Schriftstellerwelt.

Am 21. April starb in Paris Jules Sandeau, ein Romanschriftsteller und Dramatiker, der von der neuen naturalistischen Richtung wol beiseite geschoben, aber was Grazie und Feinheit der Darstellung betrifft, von ihr nicht erreicht worden ist. Léonard Sylvain Jules Sandeau war am 19. Februar 1811 zu Aubusson geboren, ging nach Paris, um Jura zu studiren, und machte dort die Bekanntschaft der Baronin Aurora Dudevant, die sich kurz vorher von ihrem Gatten getrennt hatte. Beide schrieben zusammen im Jahre 1831 den Roman „Rose et Blanche". Der Schriftstellername der George Sand ist dem Namen ihres Mitarbeiters entlehnt. Später schrieb Sandeau noch allein zahlreiche Romane, von denen „Mariana" und „Sacs et parchemins" den meisten Erfolg hatten. Das sehr anmuthige, Scribe's besten Stücken ebenbürtige Lustspiel „Mademoiselle de La Seiglière" (1851), welches Sandeau nach einem seiner Romane verfaßt hatte und welches besonders durch Friedrich Haase's vorzügliche Darstellung des alten Marquis sich auf deutschen Bühnen eingebürgert hat, ist wol Sandeau's bestes Bühnenwerk; später schrieb er mit Augier zusammen einige erfolgreiche Stücke: „Der Schwiegersohn des Herrn Poirier", „Die Goldprobe" u. a. Im Jahre 1858 war Sandeau zum Mitglied der Akademie ernannt worden.

— Am 20. März wurde in Landsberg a. W. zu Ehren des hochverdienten Philologen und Literarhistorikers Gottfried Bernhardy die auf Veranlassung des Buchhändlers Hermann Schönrock gestiftete Gedenktafel am Geburtshause Bernhardy's angebracht. Dieselbe, in Stein gehauen, ist mit einem von Professor Junck in London modellirten Medaillonporträt geschmückt und trägt in goldenen Lettern die Inschrift: „In diesem Hause wurde der Philologe Gottfried Bernhardy am 20. März 1800 geboren."

Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

Die „Revue des deux Mondes" vom 15. Januar d. J. enthält einen sehr eingehenden Artikel: „La Décadence de la Prusse après Frédéric II" von Albert Sorel, der sich dabei auf M. Philippson's „Geschichte des preußischen Staatswesens" stützt, und sagt: „Ein deutscher Geschichtsforscher, M. Philippson, hat mit ebenso viel Gelehrsamkeit wie Kritik diesen plötzlichen, wenn auch nicht unerwarteten Verfall erforscht und dessen Ursachen und Entwickelung sehr klar auseinandergesetzt." Der französische Recensent läßt übrigens Friedrich dem Großen größere Gerechtigkeit widerfahren als der Engländer Macaulay. Besonders interessant ist, was er über den Eindruck sagt, den des Königs Hinscheiden in Berlin hervorbrachte. Man weiß nicht, ob Sorel diese Schilderung auf den jetzt dort herrschenden Staatsmann beziehen will. Er sagt nämlich: „Friedrich gewann dabei, wenn er von der Ferne beurtheilt wurde. Man kann sagen, daß Berlin der Ort in der Welt war, wo man den König von Preußen am wenigsten bewunderte. Das Sträuben gegen das Joch lähmte dort die Begeisterung. Friedrich wurde zu sehr gefürchtet, um geliebt zu werden; sein Volk beweinte ihn nicht. Die große Leere, die sein Tod hinterließ, erschien anfangs wie eine Befreiung. Es geschah in Berlin etwas Aehnliches, wie man es in Frankreich nach dem Hintritt Richelieu's erlebt hatte. Die Gemüther waren zugleich beunruhigt und beschwichtigt.... Friedrich hatte seine Unterthanen über das Fortbestehen seines Werks ebenso getäuscht wie sich selbst. Die Preußen verstanden nicht, wie weit ihre Macht eine persönliche ihres Königs war. Stolz bis zur Verblendung auf die Rolle, die er sie hatte spielen lassen, bildeten sie sich ein, sie gälten etwas und die Seele Friedrich's lebe in ihnen fort. Sie erwarteten von einer neuen Regierung denselben Ruhm im Auslande, dieselbe Sicherheit im Innern, denselben relativen Wohlstand mit einem weniger harten Joche und einer weniger strengen Disciplin."

— In der Besprechung von „Ein Vermächtniß" von Anselm Feuerbach sagt die „Saturday Review", Nr. 1425, die nachgelassene Autobiographie sei häufig werthvoll, besonders wenn er die Schranken der deutschen Malerschulen beurtheilt. „Der Künstler", heißt es weiter, „erscheint sein ganzes Leben hindurch als ein schwer bedrängter und vielfach misverstandener Mann, das beständige Opfer, sei es der Unwissenheit des Publikums, oder der Ränke seiner Rivalen, oder seiner eigenen indiscreten Leidenschaft und herausfordernden Stellung gegen seine Gönner und gegen Kenner. Die Hindernisse auf seinem Pfade waren durchaus nicht eingebildete; doch ist es zugleich klar, daß sie durch sein eigenes ungeduldiges und kampflustiges Temperament vergrößert, wenn nicht geschaffen wurden, und daß ein reichlicheres Maß von der zum Ideal des künstlerischen Charakters nöthigen Heiterkeit ihn besser über alles hinweggebracht hätte. Der Kleinmuth eines so feurigen Geistes ist

auch bemerkenswerth und nur aus der Annahme zu erklären, daß Feuerbach in der Regel zur Feder griff, wenn Niedergeschlagenheit und Reaction ihn zur Malerei unfähig gemacht hatten. Der Maler hätte nicht so leicht verzweifeln sollen, der zu einer verhältnißmäßig frühen Zeit in seiner Laufbahn die von solcher Majestät und Poesie erfüllte Iphigenia geschaffen hatte und über den ein so unparteiischer ausländischer Kenner wie Beavington Atkinson das Urtheil gefällt hat, er sei «zufrieden damit, auf ernsten Pfaden zu wandeln, entschlossen, sich immer weiter auszubilden, und einer strengen, aber erhabenen Kunst ergeben»."

„«Die Literatur des 19. Jahrhunderts in ihren Hauptströmungen» von Georg Brandes", sagt der Referent der „Saturday Review", „ist ein vortreffliches Beispiel von der «höhern Kritik» im besten Sinne des Wortes — weder gänzlich literarische noch gänzlich persönliche Kritik, sondern eine glückliche Verschmelzung beider. Die besprochenen Werke werden nicht mit ermüdender Genauigkeit gemustert, sondern müssen dazu dienen, die allgemeine Wirkung des Porträts zu unterstützen, während andererseits die persönlichen Einzelheiten den Zwecken der Kritik streng untergeordnet werden. Das Ergebniß ist eine Reihenfolge geistvoller Porträts vom Gesichtspunkte des Literarhistorikers, die frei sind von trivialen Einzelheiten und doch alles Charakteristische wiedergeben, was Interesse an den Werken der hervorragenden Schriftsteller einflößt, abgesehen von deren literarischem Verdienst."

H. Groß' „Deutschlands Dichterinnen und Schriftstellerinnen" habe einen gewissen Werth, meint derselbe Referent, indem es dazu diene, die Thätigkeit der deutschen Schriftstellerinnen, ungeachtet der Entmuthigungen, die ihr durch die Feindseligkeit der öffentlichen Meinung und den Neid der männlichen Schriftsteller entgegengesetzt werden, ans Licht zu stellen.

Ueber „Aus den Memoiren einer Fürstentochter", herausgegeben von R. Waldmüller, lesen wir ebendaselbst: „Die Prinzessin Amalie von Sachsen, einer gebildeten und liebenswürdigen königlichen Familie angehörig, theilte ihren dramatischen, musikalischen und literarischen Geschmack, und wie der verstorbene König erlangte sie als Schriftstellerin bedeutenden Ruf.... Ihre Lustspiele, wie allgemein zugestanden wird, sind ebenso verdienstvoll als Bühnen- wie als Lesestücke. Es sind in der Regel Bilder deutscher Sitten. Nach ihrem Ableben entdeckte man, daß sie ein bändereiches Tagebuch geführt habe, von welchem einzelne Theile durch Robert Waldmüller veröffentlicht werden dürften. Diese sind sehr interessant und lesenswerth. Die anziehendsten Stellen sind die Erinnerungen aus der Jugendzeit der Prinzessin. Recht scharf gezeichnet sind die Schilderungen Napoleon's. Die Prinzessin war eine echte deutsche Patriotin, und der Kampf zwischen den Interessen ihrer Familie und ihres Vaterlandes war ein sehr schmerzlicher."

Ueber „Nikolaus Kopernicus" von Leopold Prowe sagt die „Saturday Review", Nr. 1429, es sei das Verdienst des Verfassers, daß er die hervorragende Bedeutung des Kopernicus in allen Zweigen seiner vielfachen Thätigkeit vollkommen ans Licht gestellt habe. Es gebe zwar keine großen Krisen oder romantische Zwischenfälle im Leben des Astronomen; die beständige Wiederkehr literarischer und wissenschaftlicher Probleme indessen halte die Aufmerksamkeit des Lesers fortwährend wach, und Prowe, ein langjähriger Forscher auf diesem Gebiete, habe seinen Gegenstand so behandelt, daß er nichts von seiner Anziehungskraft verlieren konnte.

In der Besprechung von „Deutsches Bürgerthum von seinen Anfängen bis zum Jahre 1808" von Oskar Schwebel heißt es, es sei eine ganz vorzügliche Probe einer etwas zweifelhaften Art Werke. „Populäre Wiederbelebungen alter Geschichte unterliegen häufig dem Vorwurf der Ungenauigkeit und dem Verdachte, Tendenzschriften zu sein. Schwebel's Versuch würde uns nicht weniger gefallen haben, hätte er weniger oft die Ansprüche des Fürsten Bismarck, Deutschland zum Erben der Hansestädte zu machen, verblümt betont; diese Ansicht jedoch, wenn auch nicht ganz richtig, mag unter den jetzigen Verhältnissen in Deutschland als loyal betrachtet werden, und sie wird hier nicht in so aufdringlicher Weise befürwortet, daß der sonstige Reiz dieser historischen und socialen Skizzen dadurch etwa beeinträchtigt würde.... Schwebel's Bilder sind sämmtlich farbenreich und voller Leben, und wenngleich ausschließlich für deutsche Leser bestimmt, würde das Buch dennoch sich sehr wohl zur Uebersetzung ins Englische eignen. Von besonderm Interesse für englische Leser ist die Schilderung des Stahlhofes der Hansa im mittelalterlichen London, neben welcher die der Niederlassung des sich weit verbreitenden Bundes in Nowgorod genannt werden kann."

Bibliographie.

Althans, A., Erörterungen über Lessings Minna von Barnhelm. 1ster Thl. Berlin, Gaertuer. Gr. 4. 1 M.

Bossert, G., Die historischen Vereine vor dem Tribnnal der Wissenschaft. Heilbronn, Henninger. 8. 60 Pf.

Braasch, E., Comparative Darstellnng des Religionsbegriffes in den verschiedenen Anflagen der Schleiermacher'schen „Reden". Kiel, Lipsius u. Tischer. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Brahm, O., Gottfried Keller. Ein literarischer Essay. Berlin, Auerbach. 8. 1 M. 50 Pf.

Briefe aus der Hölle von ***. Leipzig, Lehmann. 8. 3 M.

Contra Richter und Genossen. Einige Bemerkungen über die gegen die Armee gerichteten parlamentarischen Angriffe. Potsdam, Döring. Gr. 8. 50 Pf.

Erckmann-Chatrian, Ausgewählte Werke. Autorisirte Uebersetzung. Eingeleitet und zusammengestellt von L. Pfau. 12 Bde. Stuttgart, Rieger. 1882. 8. 22 M.

Eremita, V. H., Rütger Eding. Eine Kulturkampfsgeschichte aus der Reformationszeit. Steyl, Missionsdruckerei. 1882. 12. 2 M. 25 Pf.

Falb, R., Wetterbriefe. Meteorologische Betrachtungen mit besonderer Bezugnahme auf die periodischen Ueberschwemmungen im Jahre 1882. Wien, Hartleben. Gr. 8. 2 M. 25 Pf.

Feddersen, A. F., 1483—1883. Lutherlieder. Eine Jubiläumsgabe. Garding, Lühr u. Dircks. 8. 60 Pf.

Festschrift zur 600jährigen Gedenkfeier der Belehnung des Hauses Habsburg mit Oesterreich. Von den historischen Vereinen Wiens. Wien, Braumüller. 1882. Gr. 4. 15 M.

Flasch, F. M., Ferienausflug nach Palästina. Würzburg, Bucher. 12. 1 M. 50 Pf.

Harnack, O., Das Kurfürstencollegium bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts. Nebst kritischem Abdrucke der ältesten Ausfertigung der Goldenen Bulle. Eine von der philosophischen Facultät der Universität Göttingen mit dem ersten Preise der Beneke-Stiftung gekrönte Abhandlung. Gießen, Ricker. Gr. 8. 6 M.

Hartmann, H., Das badische Volksschulwesen in der Gegenwart. Gütersloh, Bertelsmann. 8. 60 Pf.

Herchenbach, W., und H. A. Reuland, Geschichte des Limburger Erbfolgestreites. Die Schlacht bei Worringen und die Erhebung Düsseldorfs zur Stadt. Mit 5 lithographirten Tafeln über die Insiegel der Herzöge von Limburg und mehrerer aus dem herzoglichen Geschlechte von Limburg abstammenden Grafen von Luxemburg. Düsseldorf, F. Bagel. Gr. 8. 2 M.

Hofmeister, G., Adalbert von Chamisso. Berlin, Gaertner. Gr. 4. 1 M.

Hunziker, J., Augustin Keller. Ein Lebensbild, dem aargauischen Volke gewidmet. Aarau, Sauerländer. Gr. 8. 1 M. 40 Pf.

Krech, G., Photometrische Untersuchungen. Berlin, Gaertner. Gr. 4. 1 M.

Lange, H., Der Aether als Träger gewisser Naturerscheinungen. Berlin, Gaertner. Gr. 4. 1 M.

Lehmaun, F. W. P., Herder in seiner Bedeutung für die Geographie. Berlin, Gaertner. Gr. 4. 1 M.

Meyer, C., Friedrich der Große und der Netzedistrikt. Posen. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von R. Virchow und F. v. Holtzendorff. 409tes, 410tes Hft: Die Farbenwelt. Ein neuer Versuch zur Erklärung der Entstehung und der Natur der Farben, nebst einer praktischen Anleitung zur Auffindung gesetzmäßiger harmonischer Farbenverbindungen. Von M. Schasler. 1ste Abth.: Die Farben in ihrer Beziehung zu einander und zum Auge. Mit einer Figuren-Tafel. — 411tes Hft.: Schriftsprache und Volksmundart. Von H. Osthoff. Berlin, Habel. Gr. 8. 2 M. 80 Pf.

Stöhr, A., Vom Geiste. Eine Kritik der Existenz des mentalen Bewusstseins. Wien, Hölder. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Strauch, P., Pfalzgräfin Mechthild in ihren litterarischen Beziehungen. Ein Bild aus der schwäbischen Litteraturgeschichte des 15. Jahrhunderts. Tübingen, Laupp. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Wershoven, F. J., Smollett et Lesage. Berlin, Weidmann. 8. 60 Pf.

Wünsche, A., Die Räthselweisheit bei den Hebräern, mit Hinblick auf andere alte Völker dargestellt. Leipzig, O. Schulze. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 19. — 10. Mai 1883.

Literarische Unterhaltungen.

Talent und Dilettantismus.

Bei der hochgehenden Flut der lyrischen Production ist es begreiflich, daß die Frage nach dem Unterschied zwischen Talent und Dilettantismus von den kritischen Stimmen stets von neuem auf die Tagesordnung gesetzt wird; denn gerade dem Dilettantismus schieben sie die Schuld an jener lyrischen Hochflut zu, die allerdings in den Kassen der Verleger meistens eine große Ebbe zurückläßt. Mag man sich im allgemeinen auch über die Principien verständigen, welche für jene Unterscheidung maßgebend sind: im einzelnen Falle werden sie keineswegs immer sichere Resultate ergeben, und bei der fortgeschrittenen Bildung, der weit verbreiteten An- und Nachempfindung für dichterisches Schaffen ist die kritische Goldprobe eine sehr schwierige Aufgabe. Poetisches Kupfer mag man schon vom Gold trennen; aber das Silber von ihm zu scheiden, dazu bedarf es einer geistigen Salpetersäure, welche nur ein geringer Theil der Kritiker zur Hand hat.

Der Dilettantismus ist nicht von heute, obwol er heute mehr als früher in Blüte steht. Unser großer Dichter Goethe hat sich mit ihm sehr eingehend beschäftigt. Im Jahre 1799 schrieb er jene, allerdings nur hingeworfenen Gedankenskizzen „Ueber den sogenannten Dilettantismus oder die praktische Liebhaberei in den Künsten", die sich meistens auf Inhaltsangabe einzelner Abschnitte und aphoristische Gedankenblitze beschränken, die aber so reichhaltig sind, daß sie bei vollständiger Ausführung ein eigenes Opusculum gebildet hätten. Goethe beschränkt sich nicht auf allgemeine Bemerkungen; er beleuchtet auch den Dilettantismus in den einzelnen Künsten und weist in jeder den Nutzen und den Schaden desselben nach.

Den Kernpunkt trifft Goethe wol mit folgenden Bemerkungen: „Die Kunst gibt sich selbst Gesetze und gebietet der Zeit; der Dilettantismus folgt der Neigung der Zeit. Weil der Dilettant seinen Beruf zum Selbstproduciren erst aus den Wirkungen der Kunstwerke auf sich empfängt, so verwechselt er diese Wirkungen mit den objectiven Ursachen und Motiven und meint nun den Empfindungszustand, in den er versetzt ist, auch productiv und praktisch zu machen, wie wenn man mit dem Geruch einer Blume die Blume selbst hervorzubringen gedächte. Ueberhaupt will der Dilettant in seiner Selbstverkennung das Passive an die Stelle des Activen setzen, und weil er auf eine lebhafte Weise Wirkungen erleidet, so glaubt er mit diesen erlittenen Wirkungen wirken zu können. Was dem Dilettanten eigentlich fehlt, ist Architektonik im höchsten Sinne, diejenige ausübende Kraft, welche erschafft, bildet, constituirt. Er hat davon nur eine Art von Ahnung, gibt sich aber durchaus dem Stoff dahin, anstatt ihn zu beherrschen."

Was den Dilettantismus in der lyrischen Poesie betrifft, so hebt Goethe dessen „Impudenz" hervor, welche durch Reminiscenzen aus einer reichen cultivirten Dichtersprache und durch die Leichtigkeit eines guten mechanischen Aeußern geweckt und erhalten werde; er citirt dafür eine Menge Beispiele: Frauenzimmergedichte, Belletristerei auf Universitäten, Balladen- und Volksliederepoche, und weist auf einige Dichter hin, die einen großen Dilettantenschweif im Gefolge hatten; er citirt das Barden- und Odenwesen Klopstock's, Wieland's Laxität, Bürger's Einfluß „auf die Leierei". Einen großen Nutzen räumt er dem lyrischen Dilettantismus ein: Ausbildung der Sprache im Ganzen, der Gefühle und des Sprachausdrucks, Idealisirung der Vorstellungen bei Gegenständen des gemeinen Lebens,

Cultur der Einbildungskraft, welche dadurch zu den höchsten Functionen auch im praktischen Leben erweckt und gestimmt werde, Ausbildung des Sinns für das Rhythmische. Sehr treffend sind die Bemerkungen Goethe's über den Schaden des Dilettantismus in der lyrischen Poesie: er rufe hier belletristische Flachheit und Leerheit hervor. „Es ist hier eine größere Gefahr als bei andern Künsten, eine bloße dilettantische Fähigkeit mit einem echten Kunstberufe zu verwechseln, und wenn dies der Fall ist, so ist das Subject übler daran als bei jeder andern Liebhaberei, weil seine Existenz völlige Nullität hat: denn ein Poet ist nichts, wenn er es nicht mit Ernst und Kunstmäßigkeit ist. Dilettantismus überhaupt, besonders aber in der Poesie, schwächt die Theilnehmung und Empfänglichkeit für das Gute außer ihm, und indem er einem unruhigen Productionstriebe nachgibt, der ihn zu nichts Vollkommenem führt, beraubt er sich aller Bildung, die ihm durch Aufnahme des fremden Guten zuwachsen konnte. Alle Dilettanten sind Plagiarii. Sie entnerven und vernichten jedes Original schon in der Sprache und im Gedanken, indem sie es nachsprechen, nachäffen und ihre Leerheit damit ausflicken. So wird die Sprache nach und nach mit zusammengeplünderten Phrasen und Formeln angefüllt, die nichts mehr sagen, und man kann ganze Bücher lesen, die schön stilisirt sind und gar nichts enthalten. Kurz, alles wahrhaft Schöne und Gute der echten Poesie wird durch den überhand nehmenden Dilettantismus profanirt, herumgeschleppt und entwürdigt."

Diese goldenen Worte Goethe's haben heute noch dieselbe Geltung wie damals. Nur eine Bemerkung möchten wir ergänzen. Gewiß schwächt der Dilettantismus die „Theilnehmung für das Gute außer ihm", insofern er nur dem eigenen unruhigen Productionstriebe folgt. Dennoch bildet heutzutage die große Zahl der Dilettanten eine sehr beachtenswerthe poetische Gemeinde, welche auch der lyrischen Production anderer mit Antheil folgt. Möglich, daß sich der Dilettant mit dem echten Talent auf gleichen Fuß stellt; aber er kümmert sich wenigstens um dessen Producte; der Funken des poetischen Interesses in der Gegenwart wird vorzugsweise durch den Dilettantismus wach gehalten; er mag der Poesie schaden, wo er productiv auftritt; aber er nützt ihr wiederum durch seine Empfänglichkeit. Was der Dilettant als Dichter sündigt, macht er wieder gut als Publikum.

Uns ist aufgefallen, daß A. Goerth in seiner Schrift „Einführung in das Studium der Dichtkunst" (Leipzig, J. Klinkhardt, 1883), wenig auf jene so bedeutsamen Goethe'schen Fingerzeige Rücksicht genommen hat, und zwar deshalb aufgefallen, weil die Haupttendenz jenes Werks in einer Polemik gegen den Dilettantismus liegt. A. Goerth nimmt es sehr ernst mit der activen und passiven dichterischen Thätigkeit. Das Dichten ist ihm ruhiges, sorgfältiges, leidenschaftsloses Arbeiten, und auch für den Genuß der Dichtwerke verlangt er ein ernstes Studium. Von einem allgemeinen feinen ästhetischen Urtheil dürfe man bei den meisten Menschen gar nicht reden. Das Bild des Gedichts solle sich zum Leben erweitern. Es sei klar, daß dies einem jugendlichen Menschen nicht möglich sein wird, daß dazu neben tieferer Bildung eine gereiftere Lebenserfahrung gehört. Goerth unterscheidet zwischen dem dilettantischen und dem durch wissenschaftliche Studien gebildeten ästhetischen Urtheil über Dichtwerke. Es gibt also nicht blos einen Dilettantismus des Schaffens, sondern auch des Empfangens. Damit wird eigentlich die unmittelbare Wirkung der Dichtung gerade abgeleugnet: ein Hörerkreis, wie ihn etwa Homer oder Ossian um sich versammelte, begeisterte Sänger von Dichtungen, wie die Gondoliere in Venedig, welche mit den Strophen Tasso's das Echo der Paläste des großen Kanals wecken, gehörten doch zu den empfangenden „Dilettanten", da ihnen ja das nöthige Studium fehlt, und bei einem zündenden Dichterwort von der Bühne herab würde man stets erst fragen müssen, ob man es nicht mit einem Kunststück der Rhetorik zu thun habe.

Ohne Frage ist eine verfeinerte Geschmacksbildung eine wichtige Frage der Zeit; der Mangel an einer derartigen Schulung auf Gymnasien und Universitäten hat zur Folge, daß auch die gebildeten Stände den Werken der Dichtkunst gegenüber oft eine staunenswerthe Verrohung des Geschmacks zeigen, die sich in auffallender Gleichgültigkeit gegen das dichterisch Hervorragende und in wohlgefälliger Hingabe an das Werthlose zeigt, wie dies besonders bei der Aufnahme dramatischer Dichtwerke seitens des Publikums zu bemerken ist; doch der erste unbefangene Eindruck wird stets sein gutes Recht behalten. Goerth gibt eine Menge praktischer Winke für Mädchenschullehrer, um an solchen Erziehungsanstalten eine Bildung des ästhetischen Urtheils auf dem richtigen Wege zu erzielen. Was er über das Zerpflücken von Gedichten, das Hineintragen von Grundgedanken, das Uebersetzen der Verse in Prosa sagt, ist gewiß vollkommen berechtigt: befremdend dagegen sein Haß gegen die Literaturgeschichten und Anthologien, aus dem er durchaus kein Hehl macht. Verhaßt sind sie ihm, „weil sie neben herrlichen Gedichten die kläglichsten Machwerke vieler Dichterlinge geben". Ueberhaupt hat Goerth bisher noch niemand gefunden, der in Bezug auf die Lyrik ein sicheres Kennerurtheil besäße. Daß unserer Literatur das Heil von Insterburg kommen solle, war auch nicht zu erwarten.

Obschon die erste Abhandlung des Werks „Künstler und Dilettant" heißt, so finden wir in ihr doch nicht den durchgreifenden Unterschied zwischen beiden in faßlicher Weise hingestellt. Der Verfasser gibt einzelne Recepte dazu; wenn er aber behauptet, daß der Dichter den Stoff mit Ideen verarbeiten und daß das unbewußt geschehen müsse, so ist diese richtige Behauptung viel zu allgemein gehalten, um für die Kritik des Dilettantismus einen ausreichenden Maßstab zu geben. Das wird um so mehr erschwert, als auch begabte Dichter nach Goerth's Ansicht nicht immer glücklich sind im unbewußten Idealisiren und daher neben echten Kunstschöpfungen auch Dilettantisches liefern.

Zu den Größen des modernen Parnasses tritt aber Goerth heran, um unter ihnen eine fürchterliche Musterung zu halten. Die Schafe werden von den Böcken mit jenem sichern Urtheil gesondert, das dem einzigen wahren Kenner deutscher Lyrik zu Gebote steht. Zu den Böcken, d. h. zu den Dilettanten, werden folgende Dichter gerechnet: Wilhelm Jordan, dessen „Nibelungen" in Frack und Glacéhandschuhen als eine Geschmacksverirrung bezeichnet werden; Oskar Redwitz, dessen „Amaranth" ganz gefärbt ist von den Ideen ungesunder, hochmüthiger und verfolgungssüchtiger Frömmelei; Simrock, der nur dilettantische Reimereien verfaßt hat; Ferdinand Gregorovius, dessen „Euphorion" ein Dilettantenstück genannt wird; namentlich aber Victor von Scheffel, Albert Träger und Gottfried Kinkel. Scheffel wird als Verfasser witziger Kneiplieder anerkannt; doch er habe kein Gedicht geschaffen, das ihn berechtige, sich zu den lyrischen Dichtern zu zählen. Die Gedichte der „Frau Aventiure" seien größtentheils herzlich langweilige Reimereien. Von Albert Träger heißt es, er sei kein Dichter, so hoch er auch in der „Gartenlaube" gepriesen werde; auch die am meisten gepriesenen Stücke seien nur gereimte Betrachtungen über das schöne Verhältniß zwischen Mutter und Kind. Die vierzehn Auflagen verdanke die Sammlung nicht ihrem wahren künstlerischen Werth, sondern dem mangelhaften stofflichen Genuß der großen Menge. Wenn es den Leutchen beim Lesen weich ums Herz werde, so seien sie gleich entzückt und meinten wunder was Schönes vor sich zu haben. Am schlechtesten ergeht es Gottfried Kinkel, dessen Gedichte zum Theil in seitenlanger Zergliederung als dilettantische Spielereien zerpflückt werden. Viele dieser Dichter nun gelten kundigen Aesthetikern und zum Theil auch der Nation für Zierden des Parnasses. Für Goerth sind es Dilettanten: ein schlagender Beweis, daß die Grenze zwischen dem Dilettantismus und dem echten Talent noch eine sehr fließende ist. Das verlangte Monopol für Kunstkennerschaft in der Lyrik wird man dem insterburger Schuldirector doch schwerlich ertheilen, so viele feine und treffende Bemerkungen auch sein Werk enthält, und so sehr man ihm dort, wo er über Heine, Lenau, Geibel, Freiligrath und andere Dichter sich anerkennend äußert, beipflichten muß. Der individuelle Geschmack steckt eben hinter allen ästhetischen Maskeraden.

Der Dilettantismus mag ein Unglück für die Literatur sein, aber es ist schwer zu sagen, wo er beginnt und aufhört. Der echte Dichter kann in schlechter Stunde zum Dilettanten, der Dilettant in guter Stunde zum Dichter werden. Man mag sich über das Princip einigen; im einzelnen Falle wird es immer heißen: Sub iudice lis est. Rudolf von Gottschall.

Aus Europas Südost und Südwest.

1. Montenegro. Schilderung einer Reise durch das Innere, nebst Entwurf einer Geographie des Landes. Von Bernhard Schwarz. Mit Illustrationen nach eigenen Aufnahmen und einer Karte. Leipzig, Frohberg. 1883. Gr. 8. 12 M.

Tschernagora, das Land der „Schwarzen Berge" und jener tapfern Serben, welche diese Berge tapfer lange Jahrhunderte hindurch gegen den türkischen Ansturm vertheidigten, war bisher einer der unbekanntesten Räume unsers heimischen Erdtheils. Wohl besaßen wir Bücher, die ihrem Titel nach „ins Innere von Montenegro" uns geleiteten; jedoch ihre Verfasser waren regelmäßig nicht über die kleine, im Süden des Landes gelegene und von der Adria bequem erreichbare Hauptstadt Cetinje hinausgekommen. Daher waren ihre Schilderungen immer höchst einseitiger Natur oder, falls sie verallgemeinerten, ganz irreführend.

Darum begrüßen wir es mit aufrichtiger Freude, daß einer unserer rüstigsten, wanderlustigsten Geographen, der Docent der Erdkunde an der altberühmten Hochschule zu Freiberg in Sachsen, Montenegro zum Gegenstand einer gründlichen Durchforschung gemacht hat und uns die Frucht seiner Bereisung des Landes in dem vorliegenden Werke darbietet. Mit Landschaftsbildern nach eigenen photographischen Aufnahmen vortrefflich ausgestattet, enthält dasselbe eine umfassende und gehaltreiche Darstellung der Kreuz- und Querzüge des Verfassers mit einer Fülle schätzbarer Einblicke in die montenegrinische Landes- und Volksart, sodann eine systematische, aber nichts weniger als trockene Zusammenfassung der Ergebnisse eigener Forschung und der wenigen Arbeiten anderer zur Landeskunde von Tschernagora. Den eigentlichen Grundbau einer solchen führte eben in diesem Schlußtheil seines Werks unser Verfasser selbst aus. Der nur etwa 50 Quadratmeilen umfassende Westen des Ländchens ist eine durchschnittlich nur 800 Meter hohe Plateaumasse mit einzelnen kürzern Gebirgskämmen, welche mäßig diese Grundfläche überragen, eine kalkige Fortsetzung Dalmatiens und der Herzegowina, öfters gleich dem Karst mit verschwindenden Flußläufen, wie sie die leichte Kluft- und Höhlenbildung rein kalkigen Gesteins durch die einsickernden Tagewasser begünstigt. Erst ostwärts der Ceta erheben sich kühnere Gebirgszinnen, gewöhnlich mit kleinen Gipfelplatten abschließend, für welche die Slawen den bezeichnenden Ausdruck „Planina" (kleine Plattform) verwenden. Doch auch kühne Spitzgipfel finden sich, so im Norden die Krone des Landes, der 2483 Meter hohe Dormitor, „wie ein scharfer Eberzahn" alle Höhen ringsum überragend.

In manchem wohlgelungenen Stimmungsbild wird uns der ganz mit Unrecht als eintönig düster verschriene Landschaftscharakter geschildert. Der etwas räthselhafte Name „Schwarze Berge" mag mitschuldig sein an der unter uns weit verbreiteten, aber irrigen Vorstellung, Montenegro bestehe nur aus nackten schwarzen Felsen. Die sanftern

Reize des Mittelgebirges vermählen sich dort mit der großartigern Romantik des Hochgebirges sogar zu einer eigenthümlichen Mannichfaltigkeit. Oft schweift der Blick von dem nämlichen Standort über sanfte Berglehnen mit einem prachtvollen saftgrünen Gewand von Rothbuchenwald bis zu den steilen Graten, wo aus dunkelm Nadelholzgrün helle Almwiesen schimmern, aus mancher Schattenkluft noch tief im Sommer Schneestreifen erglänzen, Gemsrudel vor dem Tritt des Wanderers aufspringen.

Mit echt deutscher Wärme, doch ohne jede Ueberschwenglichkeit oder Voreingenommenheit wird auch das Volk der Schwarzen Berge gezeichnet:

Im Aeußern tritt naturgemäß der Typus der südslawischen, serbischen Rasse hervor, der sich von dem Typus der nördlicher oder östlicher wohnenden übrigen Slawen namentlich durch schärfer geschnittenes Profil, dunklere Haut- und Haarfarbe und schlankere, längere Statur abhebt. Es bedarf aber kaum der Erwähnung, daß bei der durch die geographische Lage und die stete Kriegsbereitschaft gegen den früher wenigstens fast ringsum das Ländchen einengenden Erzfeind bedingten langen Isolirung der Crnagorsen sowie infolge der herrschenden Monogamie jener allgemein serbische Typus besonders rein und allgemein erhalten werden mußte. Die Nase erscheint besonders kühn geschwungen, und auch der Blick des funkelnden Auges hat etwas vom Adler der Gebirge. Kühnheit, Unerschrockenheit, Kampfesfreudigkeit, im Affect selbst auflodernde Wildheit spricht aus dem Antlitz des Volks. Die Gesichtsfarbe ist gesund, mindestens in der Regel lebhafter als bei den Romanen der Apenninischen und Pyrenäischen Halbinsel. Die Zähne zeigen sich infolge des vielen Aufenthalts in frischer Luft und der einfachen Lebensweise, besonders des Genusses des harten Maisbrotes, von glänzender Weiße. Die große Mehrzahl der Bewohner erscheint hager. Nichtsdestoweniger muß der Crnagorse als äußerst muskulös bezeichnet werden. Namentlich gilt dies betreffs der Waden, deren außergewöhnliche Entwickelung dem Fremdlinge ohne weiteres in die Augen fallen wird. In der That steht auch unter allen körperlichen Leistungen die wahrhaft erstaunliche Marschfähigkeit obenan. Zwanzig und mehr Stunden fast ununterbrochener Wanderung gehören hier durchaus nicht zu den Seltenheiten. In dieser Beziehung dürfte der Crnagorse in Europa einzig dastehen. Und dabei erweckt dieses forcirte Wandern nicht einmal den Eindruck des Mühsamen. Höchst gemächlich reihen diese Bergbewohner, gleichviel ob bergauf oder bergab, einen Schritt an den andern oder springen mit der Leichtigkeit der Gemse von Stein zu Stein. Aller Gelenkigkeit der Glieder jedoch, aller Leidenschaftlichkeit auch, die den Mann der Schwarzen Berge selbst im unblutigen Kampf der wohlgesetzten Rede, den er gleichfalls leidenschaftlich liebt, seine Arme zu lebhaften Bewegungen erheben läßt, ungeachtet, bewahrt er für gewöhnlich eine imposante Ruhe und Würde, wobei ihm seine lange Statur nicht wenig Vorschub leistet. Zu dem Eindruck des Stolzen, Majestätischen trägt aber auch die Tracht, namentlich das lange, von den Schultern rechts und links bis auf den Boden niederhängende Plaid viel bei. Ich wurde oft genug an die prachtvollen Figuren der Araber erinnert, deren natürliche Grandezza ich in Nordafrika manchmal bewundern mußte.

Wie der Leib, so ist die Seele: ungekünstelt natürlich, stark und edel, aber freilich wohnen bei alterthümlichen Tugenden gleich deren Schatten auch seltsam abstoßende Züge uralter, von der Cultur noch nicht verwischter Menschenart: so neben Treue, Ehrenhaftigkeit, unverbrüchlicher Gastfreundschaft Grausamkeit gegen den Feind, Zurückgebliebenheit in der Arbeitsleistung, selbst auf landwirthschaftlichem, geschweige denn auf gewerblichem Gebiete, und eine so vielen Naturvölkern eigene Niedrigstellung der Frau. Der Sohn der Schwarzen Berge würde sich dem Spott aussetzen, wenn er sich nicht kalt und barsch zeigte gegen die treue Gefährtin seines Lebens. Und doch führt uns der Verfasser eine reizende Scene echt herzlichen Familienlebens vor, die er im Haus eines montenegrinischen Helden erlebte, der aus „Etikette" gewiß vor der Oeffentlichkeit nicht minder den spartanischen Haustyrannen spielen muß.

Wir lenken ein in die engen Gassen von Podgoriza, dem wichtigen Städtchen der Südebene, wo man im dunkeln Laub die Goldorange schaut. Da liegt auf einer mäßigen Erhöhung inmitten des kleinen Häuserchaos das umfangreiche, jedoch ganz schmucklose Gebäude, welches einer der berühmtesten aller jetzt lebenden Crnagorsen bewohnt. Es ist Marko Miljanov, der seinerzeit die Häupter der Türken wie Distelköpfe mähte, eine Hünengestalt mit einer Masse vernarbter Wunden auf seinem Riesenleib, würdig, der oberste Befehlshaber zu sein auf dem bedeutsamen Posten, die Thorpforte zu den nordwärts führenden Thalgezweigen des Gebirges zu bewachen:

Nachdem wir eine Weile neben dem prächtigen Manne gesessen hatten, stand er plötzlich auf und sprach: „Um Euch die größte Ehre, die es im Morgenlande gibt, zu erweisen, will ich Euch nun auch in meinen Harem führen." Ich muß gestehen, ich war äußerst betroffen von dieser Rede. Trotzdem folgte ich dem Voranschreitenden nach. Ueber einen schmalen Gang gelangten wir in einen andern Flügel des Palastes. Der Gouverneur klopfte dort an eine Thür, und auf ein vernehmliches „Herein" traten wir in den „Harem". Aber was sahen unsere Augen? Nicht phantastisch aufgeputzte, gold- und juwelenbehangene Odalisken, die in träger Ueppigkeit auf schwellenden Polstern ruhten; nein, im Hintergrund eines ganz einfach, aber modern behaglich ausgestatteten Zimmers saß ein weibliches Wesen an einer — Nähmaschine. Statt der nationalen, gerade in Bezug auf die Frauen wenig hübschen Tracht umhüllte ein braunwollenes Kleid mit einem schwarzen Sammtjaquet den feinen, zierlichen Körper. Auf unsern ehrerbietigen Gruß wandte die Frau uns das Antlitz zu, und wir sahen hinein in jugendlich angenehme, sanfte Züge. Bescheiden, aber ohne alle Schüchternheit trat sie uns dann entgegen und bot uns herzlich die kleine Hand. Dies einnehmende Wesen, dem so ganz und gar der Typus einer bürgerlich-deutschen Hausfrau aufgeprägt erschien, war die Gemahlin des gewaltigen montenegrinischen Kriegsmannes, des Häuptlings der wilden Kutschi, und das kleine Kindlein, das in einer ganz simpeln Wiege unter einer bunten türkischen Decke schlummerte, sein Söhnlein, der Erbe seines Namens und hoffentlich auch seiner edeln Kraft. Möchten die Männer der Schwarzen Berge, die der kriegerischen Laufbahn dieses mächtigen Recken nacheifernde Bewunderung zollen, doch auch jenes sein schönes häusliches Leben sich zum Vorbild erwählen! Ja, wahrlich, das ganze Volk hätte es sehen müssen das liebliche Bild, das sich unserm Auge bot, als jetzt der gewaltige Woiwode die schwielige Hand auf den Scheitel des schwachen Weibes legte und mit hergewinnendem Lächeln sagte: „Ich diene nur noch meiner Frau", während sie, schamhaft erröthend und doch freudigen Stolz in den leuchtenden Augen, zu ihm aufschaute und mit weißer Hand seine gebräunte Wange streichelte! So rankt

sich die zarte Rebe empor am knorrigen Eichbaum, der schützend seine starken Aeste über sie ausbreitet.

2. Wanderungen in Spanien und Portugal 1881—82. Von E. Bark. Berlin, Wilhelmi. 1883. Gr. 8. 5 M.

In bekanntere Lande führt uns dies mehr feuilletonistisch gehaltene Skizzenbuch. Es ist ein Kind augenblicklicher Reiseeindrücke, nichts Neues bietend, aber ganz hübsch zu lesen oder doch zu durchblättern, da die Frische des Inhalts fesselt; nur mitunter finden sich Härten im Stil, wie „die sich herausgebildeten Antipathien" u. a.:

Für Touristen sind wol die Schweiz und Tirol unvergleichlich viel lohnender als die Pyrenäen. In der Schweiz und in Tirol hat man auf Schritt und Tritt veränderte herrliche Scenerien; namentlich zeichnen sie sich vortheilhaft vor den Pyrenäen durch ihren Reichthum an Seen, Flüssen und Wasserfällen aus. In den Pyrenäen leidet alles an einer trostlosen Dürre; infolge der Entwaldung der Bergabhänge strömt der Regen sofort von den Bergen herab, Schutt und Geröll mit sich führend und über Felder und Wiesen breitend; die Feuchtigkeit findet nicht wie in den schweizer und tiroler dichten Tannenwäldern einen Sammelpunkt, von welchem sie sich dann allmählich über Wiesen und Felder ausdehnt und das Klima feucht und die Vegetation frisch erhält. Die Sonne brennt hier auf den röthlichen Felsen und auf die kahlen, vom Regen zerwühlten und von Felsgeröll bedeckten Abhänge; für blühende Almen und friedlich weidende Herden mit ihrem in den Alpen Tirols und der Schweiz so poetischen und melodischen Geläute ist kein Platz, hier und da sieht man ärmliche Hütten, vertrocknete Wiesen, auf denen einige Kühe weiden, oder man sieht die Schafe und Ziegen mühsam ihr Futter zwischen den Steinen suchen. Doch wen sein Weg an den Pyrenäen vorbeiführt, der wird gewiß nicht bereuen, einige Tage einem Ausflug in dieselben zu widmen: die Hochgebirgsnatur ist stets so reich an großartigen Scenerien, daß man nie ganz enttäuscht von ihr scheidet.

Aus den Schluchtenthälern der Pyrenäen heraustretend, begann der Verfasser seine Rundreise durch fast alle Küstenprovinzen der Iberischen Halbinsel mit gelegentlichen Abstechern weiter ins Innere. In den Städten verweilt er mit Vorliebe bei deren seltenem Reichthum an Kunstschätzen. Oefter hat er aber auch die Gewohnheit, die Eisenbahnstraße zu verlassen, um zu Fuß Land und Leute auf nicht so ausgetretenen Pfaden kennen zu lernen. Dann lauschen wir seinen Worten am liebsten:

Bald hinter Vittoria tritt man ins Herz Spaniens, in die Provinz Castilien; die Landschaft bleibt unverändert dieselbe: weite ausgedörrte Ebenen, umsäumt von mäßig hohen Bergen, deren nackte Felsabhänge starr und leblos sich erheben, hier und da ein Dorf mit der Kirche in der Mitte, um die sich die hohen, oft zu zwei bis drei Stock aufgebauten, mit Ziegeln gedeckten Häuser lagern; große Schafherden suchen ihr Futter auf den scheinbar ganz ausgedörrten Ebenen; dürftig gekleidete, mit Schaffellen umwundene Schäfer braten sich in der Sonne; ab und zu sieht man Feldarbeiter langsam und bedächtig in der glühenden Sonnenhitze ihre Arbeit verrichten. Von Bäumen, grünen Feldern, Wiesen ist fast nichts bemerkbar, alles hat eine monotone braun-graue Erdfarbe — das ist die Signatur der weiten castilischen Provinzen.

Im Flug geht's aus der dürren, im Sommer so öden, staubdurchwirbelten Hochfläche des Binnenlandes nach dem ewig in Seeluft gebadeten Küstengelände, das im natürlichen Gegensatz zu seinem Hinterland und der Einigung seiner einzelnen Theile durch Küstenschiffahrt und schiffbare Flußunterläufe das einzige aller Staatengebiete der politischen Karte Europas darstellt, welches seit dem 12. Jahrhundert ohne jede Grenzverrückung geblieben ist: nach Portugal. Außer seiner etwas später erst eroberten Hauptstadt der Gegenwart besuchen wir die alte Metropole, die dem Königreich den Namen stiftete:

Oporto liegt inmitten von Weinreben und Fruchtbäumen, wie Neapel breitet es sich auf einem Bergabhange aus und wird am Fuße vom Wasser bespült, das seinen Bewohnern auf eine leichte Weise Nahrung verschafft; wie die Neapolitaner, so liebt auch das Volk von Oporto das dolce far niente, Musik, Wein, Tanz und Frauen. Wie in Neapel lebt die Masse der Bevölkerung ein reines Naturleben; die Genüsse, welche ihnen ein schönes Klima, ein fruchtbarer Boden und ein fischreiches Meer gestatten, genießen sie mit dankbarer Genügsamkeit; wenn ihnen auch ihre schönen und heißblütigen Frauen sehr rasch altern, so trösten sie sich mit einem kurzen, aber desto schönern Lebensfrühling. Ihr Interessenkreis ist infolge dessen nicht sehr ausgebreitet; von Kunst und Wissenschaft haben diese Naturkinder keine Idee, auch um Staat und Politik kümmern sie sich erst, wenn ihre Interessen direct im Spiele sind; das ist eine sich vollständig genügende Welt, die sich gegen alles ihr Fremde passiv verhält, unbekümmert nach der Väter Sitte weiter lebt und ruhig die höher stehenden Gesellschaftsklassen im Nachstreben nach den fortgeschrittensten Nationen Europas gewähren läßt, ohne sich viel an sie sowie an Europa zu kehren.

In Sevilla kommen wir gerade zur Carnevalsfeier an, die bekanntlich nur im romanischen Südwesten Europas recht urwüchsig fröhlich und ausgelassen ist, sodaß die ganze Stadtbevölkerung zeitweise im Mummenschanz aufgeht:

Am hübschesten waren die Masken in der andalusischen Nationaltracht, der farbenprächtigen, vielleicht graziösesten Tracht, die es gibt: die Frauen mit den kurzen bunten Röcken und dem zarten Spitzenschleier über Haupt und Schultern, das volle schöne Haar mit Blumen und Schmuck verziert; die Männer mit den enganschließenden Kniehosen und den mit reichem Gold- und Silberbrokat geschmückten kurzen grünen, rothen oder weißen Jacken. Leider sieht man diese allerliebste Nationaltracht niemals mehr in den Straßen Sevillas; die langweiligen französischen Moden scheinen den Bürgerstöchtern schöner oder wenigstens „distinguirter".

In einer vielbehandelten Frage, der nach dem volkspsychologischen Charakter der Stiergefechte, stellen wir uns rückhaltlos auf die Seite des Verfassers. Nachdem derselbe einen markerschütternden Vorgang aus der Stierkampf-Arena erzählt hat, macht er das Wort des Russen Botkin zu dem seinen: „Glaubt mir, kein Schauspieler, kein Drama kann auch nur einen Schatten der außerordentlichen Erschütterung geben, welche die Seele hier erfaßt und mit der sie von der blutigen Wirklichkeit ergriffen wird." Die Freude am sieghaften Kampf menschlicher Gewandtheit mit der überlegenen Kraft eines gewaltigen, ja absichtlich in Wuth versetzten Thiers hat sich von den alten Römern allein auf die Spanier vererbt. Wohl haben diese Schaukämpfe grausige Seiten, aber man sollte darüber nicht die stählende Wirkung auf das Gemüth, auf die

Thatenlust der Zuschauer vergessen. Nur ein an sich schon kräftiges Volk wird die fast allgemein menschliche Neigung nach zeitweiser Aufregung durch so blutig grandiose Augenweide befriedigen mögen; aber es hat auch in ihr einen immer neuen Quickborn seiner angeborenen Kraft. Die Schaulust unsers Volks bei Bereiterkunststücken oder Seiltänzereien ist etwas Verwandtes, doch Niedrigeres. Wer aber sentimental die Spanier und Spanierinnen der Lust am Blutvergießen zeiht, weil sie allerdings nichts lieber sehen als das Duell ihrer „Degen" mit den Stieren, der mag nur auch solche zarte buddhistische Sittlichkeit voller Entrüstung an den Tag legen, wenn das unschuldige Hochwild unserer Forsten gehetzt wird.

Zum Schluß noch einen Blick von der Ebene Granadas auf Spaniens erhabenste, wenn auch nur kurze Gipfelreihe im Süden, auf die „Schneekette":

> Man würde eine falsche Vorstellung erhalten, wenn man sich die Schneegipfel der Sierra-Nevada etwa ähnlich denkt wie die berühmten Bergriesen in der Schweiz; während dort Schnee und Eis den ganzen Berg bedeckt, erblickt man hier recht spärliche Schneefelder, welche, von der Ferne gesehen, wie schmale Schneestreifen den Gipfel bedecken. Man erhält nicht den Eindruck von eisstarrenden erhabenen Wächtern schweigsamer Hochalpennatur, auch fehlen die muntern Gebirgsbächlein, die, Erfrischung bringend, von der Höhe ins Thal rauschen; der Charakter der Dürre fehlt auch der Landschaft Granadas nicht.

Alfred Kirchhoff.

Romane, Novellen und Märchen.

(Beschluß aus Nr. 18.)

7. Ein Familiendrama. Erzählung von Levin Schücking. Berlin, Goldschmidt. 1882. 12. 1 M.

Der Kaufmann Karlstein verlobt sich in Paris mit Henriette Ricou und schließt mit ihr, weil sein Vater sowie Gaston, Henriette's Bruder, die Einwilligung zur Ehe verweigern, ohne Standesamt und Kirche den Bund für das Leben. Infolge der Austreibung der Deutschen im Jahre 1870 muß Karlstein Frankreich verlassen; er verspricht der zurückbleibenden Henriette, bald Nachricht zu geben, wohin sie ihm nachfolgen solle. In seiner Heimat in Deutschland angelangt, erhält Karlstein durch Gaston die briefliche Anzeige vom Tode Henriette's. Er beweint den Verlust der Geliebten aufs innigste; endlich aber kann er dem Drängen seines Vaters nicht mehr widerstehen und vermählt sich mit einer reichen Patricierstochter. Diese Heirath fällt sehr unglücklich aus; die kränkliche, äußerst reizbare Frau Karlstein bildet sich nämlich ein, ihr Mann warte nur darauf, daß sie die Augen schließe, um dann ihre Schwester Marie zur Frau zu nehmen. In der Absicht, diesen Plan zu vereiteln, vermacht sie schon bei Lebzeiten, Marie enterbend, ihr Vermögen testamentarisch ihrer Gesellschafterin und Pflegerin Clotilde, einer scheinheiligen Intriguantin.

Der Gleichgültigkeit und sichtlichen Verstimmung Karlstein's liegen jedoch ganz andere als die von seiner Frau geargwohnten Ursachen zu Grunde. Die todtgeglaubte Henriette Ricou lebt noch; sie meldet ihren Besuch an und erscheint bald darauf in Person. Karlstein betrachtet Henriette als sein Weib vor Gott, das die nächsten, die ältesten Rechte auf ihn hat. Da er nicht wagen darf, seiner gesetzmäßigen Frau die Wahrheit zu gestehen — dies würde ihr sofort den Tod geben —, so bringt er Henriette heimlich in einem nahe gelegenen Landschlößchen unter, das Weitere der Zukunft anheimstellend.

Nun stirbt Frau Karlstein plötzlich; ihr Hausarzt, zugleich Bräutigam ihrer Schwester Marie, Dr. Velsen, entdeckt sogleich, daß die Verstorbene vergiftet worden ist, und weil er durch Zufall von den Beziehungen Henriette's zu Karlstein Kenntniß erhielt, zweifelt er nicht, daß der letztere den Mord beging. Um der geliebten Marie die öffentliche Schande eines Criminalfalls in der Familie zu ersparen, unterläßt Dr. Velsen die gerichtliche Anzeige, zu der er als Arzt und Bürger verpflichtet wäre, und geht als Mitwisser und Hehler eines Verbrechens ohne jede Aufklärung in die weite Welt. Karlstein heirathet nach Ablauf der Trauerzeit Henriette.

Erst nach Jahren, unter dem Druck sehr abenteuerlicher Ereignisse, sehen sich der energielose Dr. Velsen und die kühlherzige Marie am Krankenbette des von Gaston Ricou schwerverwundeten Karlstein wieder. Es stellt sich heraus, daß die ehemalige Gesellschafterin Clotilde, nunmehrige Frau eines Apothekers, die erste Frau Karlstein's vergiftet hat, um früher in den Besitz der Erbschaft zu kommen. Merkwürdigerweise verzichten auch jetzt Dr. Velsen und Marie auf jede weltliche Verfolgung der Schuldigen und vertrauen ausschließlich auf „das Strafgericht des Himmels" und auf „die Macht der sittlichen Weltordnung". Diese höhern Gewalten sind nun wirklich so gefällig, die schiefe und laxe Moral des Dr. Velsen zu bestätigen. Clotilde selbst denuncirt vor ihrem Tode ihren Mann als den Anstifter des Mordes.

Die Kritik, welche schon oft dem berühmten Erzähler für seine Gaben dankte, muß anerkennen, daß er sich redlich bestrebte, diesem unerquicklichen Familiendrama zum Erfolge zu verhelfen. Aber selbst der bedeutenden schriftstellerischen Routine gelingt es nicht, dem Leser eine wärmere Theilnahme für die auftretenden Personen einzuflößen. Dem Dichter sind diese Helden wol selbst nicht sympathisch; er hat sich aber einmal mit ihnen eingelassen und findet sich mit ihnen ab, so gut es geht.

8. Die beiden Marien. Memento vivere. Prinzessin Sonnenscheinchen. Drei Novellen von Otto von Leixner. Berlin, Janke. 1882. 8. 1 M.

Hartmut Walter, Kassirer eines Bades, trauert seiner verstorbenen Frau, Marie, aufrichtig nach. Endlich aber sehnt sich sein junges Herz wieder nach Liebe. Zu dem innern Verlangen gesellt sich die äußere unverschiebbare Nothwendigkeit, seinem Knaben Ottmar eine Mutter zu geben. Da es der wieder erwachten Liebeslust Hartmut's an einem bestimmten Gegenstande fehlt, läßt er sich, zum ersten mal wieder mit den Freunden beim Wein sitzend, von dem Doctor Grading bereden, eine Heirathsofferte in den Zeitungen zu veröffentlichen; hinterher schämt er sich jedoch, daß er in einem Augenblick des Vergessens einem solchen Schritte zustimmen konnte, und die fünfundsechzig Briefe und Photographien, welche als Antwort auf seine Annonce einliefen, wandern an die Absenderinnen zurück. Da trifft nachträglich ein sechsundsechzigster Brief ein, dessen Ton Hartmut's Interesse und Vertrauen erweckt; die beiliegende Photographie unterstützt diese günstige Meinung. Rasch entschlossen reist Hartmut zu Marie Schlüter, dem Original des Bildes, und verlobt sich mit ihr. Diese zweite Marie lebte im Hause ihrer Mutter in unerträglichen Verhältnissen: ihr Stiefvater lag vor ihr auf den Knien und sprach ihr von Liebe. Da las sie die Anzeige Hartmut's in der Zeitung und sah darin den Wink des Schicksals zu ihrer Befreiung.

Alle Motive, welche die zweite Marie veranlassen, sich Hartmut zur Frau anzubieten, werden stark und anschaulich betont; der Leser würde aber den kühnen, immerhin unweiblichen Entschluß Mariens viel eher entschuldigen, wenn dessen Gründe vom Dichter blos erzählt würden. Die ihren Angehörigen zur Unehre gereichenden Enthüllungen aus dem eigenen Munde der zweiten Marie, die sie Hartmut mittheilt, wirken peinlich. Auch der unerfahrenste Freier müßte darüber stutzig werden, daß das fremde Mädchen ihm, dem völlig Unbekannten, hauptsächlich nur deshalb in die ungewisse Zukunft folgt, um der bekannten traurigen Gegenwart zu entrinnen. Auch fühlt Hartmut sofort Mistrauen, führt aber dennoch Marie als seine Gattin heim. Obwol sie nun seinem Söhnchen Ottmar eine gute Mutter wird und sich ergeben in alle Eigenthümlichkeiten Hartmut's fügt, kann sie seine Achtung nicht erringen; das junge Ehepaar weiß sich nicht zu verstehen und zu verständigen. Die psychologischen Stimmungsbilder, welche der Dichter hier mit feinen und wohl abgestuften Farben ausmalt, verdienen unbedingtes Lob. Jeder der Gatten wirft dem andern im Stillen vor, leichtfertig, ohne Liebe geheirathet zu haben, und beide denken zu stolz, die gegenseitig aufkeimende Neigung einander zu verrathen. Anstatt daß nun die liebebedürftigen Herzen sich finden, entfremden sie sich in Misverständnissen mehr und mehr. Hartmut trennt sich endlich von seiner Frau — und nur der Vermittelung einer edeln Freundin und des Dr. Grading ist es zu danken, daß die Geschiedenen, die, ohne es selbst gewußt zu haben, ein Herz und eine Seele sind, sich wieder vereinen.

Die sonst vortreffliche, in schönem Stil geschriebene Novelle, würde sehr gewinnen, wenn das gebildete und so ungewöhnlich feinfühlende Menschenpaar sich nicht auf dem freilich nicht mehr ungewöhnlichen Wege durch die Zeitung fände. Dieser Gegensatz zwischen dem gemein realistischen Bindemittel und der vornehmen Anlage der Charaktere fordert eigentlich zur humoristischen Behandlung des Stoffs heraus.

Die Begabung des Verfassers für sichere Zeichnung seelischer Vorgänge beurkundet in noch höherm Grade die Novelle „Memento vivere". Ein Jüngling, in seine Stiefmutter sündhaft verliebt, geht in ein Trappistenkloster; doch ringt er vergebens in strengen Bußübungen nach der verlorenen Seelenruhe. Er kehrt in die Welt zurück und sühnt seine Schuld durch praktische, nützliche Thätigkeit. Die Geschichte endet etwas unvermittelt durch die gewaltsame Herbeiziehung des deutsch-französischen Kriegs von 1870—71.

Schließlich erzählt der geschätzte Schriftsteller ein anmuthiges Märchen: „Prinzessin Sonnenscheinchen", aber eins für große Kinder, dessen Moral lautet: „Das größte Glück ist es, einen Menschen zu haben, der uns von ganzem Herzen liebhat." Diese Wahrheit ist über jede Kritik erhaben.

9. Berliner Schattenrisse. Skizzen von Ernst Lehmann. Berlin, Sonntag. 1882. 8. 2 M.

In diesen harmlosen Bildern und Skizzen, zumeist den kleinbürgerlichen Schichten der Großstadt entnommen, steckt eine milde und doch tüchtige Moral. Man kann dem Verfasser einen offenen Blick für das Volksleben nicht absprechen; der Vortrag, nur selten von leisen Anklängen des Humors belebt, bleibt etwas nüchtern. Allerdings darf man nie vergessen:

> Es trägt Verstand und rechter Sinn
> Mit wenig Kunst sich selber vor.

Aber doch nicht ohne alle Kunst. Gerade die Schilderung enger Verhältnisse und unbedeutender Ereignisse bedarf, um auch die gebildeten Leser anzuregen, der sorgfältigsten, künstlerischen Form. Am gelungensten unter den fünf Schattenrissen erscheinen mir „Frühreif" und „Der Gemeindelehrer".

10. Die Knappenlisl vom Rauschenberg. Erzählung aus dem bairischen Hochgebirge von Maximilian Schmidt. Stuttgart, Krabbe. 1882. 8. 3 M.

Der Ingenieur Johannes Petzold, Tiroler von Geburt, nimmt ein vor vielen Jahren eingegangenes Bergwerk am Rauschenberg im bairischen Hochland wieder in Angriff, in der Hoffnung, dadurch in kurzer Zeit ein so großes Vermögen zu verdienen, daß er um die Hand von Ernestine Mortens, der Tochter eines für ungeheuer reich geltenden Speculanten, anhalten könne. Trotz seines mo-

dernen Durstes nach raschem Erwerb ist Petzold kein gemeiner Glücksjäger, vielmehr ein ebenso edel denkender als thatkräftiger Mann. Voll berechtigten Selbstgefühls, aber auch voll Menschenliebe, kann er kein Unrecht dulden und nimmt sich männlich der Bedrohten und Schwachen an. Hierzu findet er schon am Abend seiner Ankunft im Mauthhäusl bei Reichenhall Gelegenheit. Ein ungeberdiger Bauernbursche, Namens Muckl, fordert die schöne Knappenlisl, das Kind eines ehemaligen Bergmanns, zum Tanze auf. Weil ihr Vater schwer krank darniederliegt, weist sie den Antrag ab; der rohe Bursche will nun mit Gewalt seinen Willen durchsetzen und wird handgreiflich. Petzold kommt dem sich sträubenden Mädchen zu Hülfe, Muckl stürzt sich mit dem Messer auf ihn; die Knappenlisl rettet, dazwischen springend, ihrem Beschützer das Leben, erhält aber selbst eine Wunde im Arm. Der verwegene Angreifer Muckl erliegt im Ringkampfe der Riesenkraft des Ingenieurs und bittet um Gnade; der großmüthige Sieger läßt den Gegner laufen und bringt auf seinem Wagen die Knappenlisl nach Hause. Während der Fahrt vertraut ihm das Mädchen, daß ihr Vater vor Zeiten einen Silberstollen auf dem Rauschenberge entdeckt und die genaue Lage desselben in ein Buch eingezeichnet habe; ein heiliger Eid verpflichte jedoch den Vater, bei Lebzeiten nichts davon zu verrathen, erst nach seinem Tode dürfe das Geheimniß offenbar werden. Diese Exposition ist mit großem Glück entworfen, sie erweckt — da der Vater der Knappenlisl dem Tode nahe ist — mit einfachen Mitteln große Spannung.

Der alte Bergmann stirbt, allein die Erwartung des Lesers, die Knappenlisl werde nun dem Ingenieur durch einen Einblick in das vom Vater hinterlassene Buch die Ausbeutung der Silberader ermöglichen, erfüllt sich nicht, da die Mutter des Mädchens die betreffenden Notizen aus dem Buche herausschneidet und versteckt. Petzold muß sich vorerst mit dem Zink und Bleierz seines Bergwerks begnügen. Nebenbei versäumt er jedoch nicht, in den Bergen nach Silber zu suchen, und beim Umherstreifen gelangt er auf die Spitze des Rauschenbergs.

Hier beschreibt Max Schmidt mit tiefem Gefühl für die Schönheit der Alpen zuerst die herrliche Pracht des Sonnenuntergangs, dann die Dämmerung und die hereinbrechende Nacht in ergreifenden, der Natur verständnißvoll abgelauschten Farben. Die Begegnung Petzold's mit einem greisen Ameisensammler, dem „Amois'nwast'l", verleiht der stimmungsvollen Scene einen neuen, geheimnißvollen Reiz. Die Sagen von Bergmännchen, welche die Gold- und Silberschätze in den Tiefen des Gesteins hüten, sowie der hochpoetische Glaube an das wehmüthig liebliche Walten der Hochlandsfeen, der Bergfräulein, ragen verklärend in die Wirklichkeit herein.

Der Amois'nwast'l führt den verirrten Ingenieur nach der Riesgrab'n-Alm, wo die hübsche Sennerin, die Bleibauernkathl, ihnen gastfreundliche Unterkunft bietet. Hier schildert uns der Dichter ungemein lebensfrisch die Ausdrucks- und Gefühlsweise des Bergvolks. Die von heller Schaffensfreudigkeit zeugende Darstellung regt die Phantasie des Lesers ungewöhnlich an.

So viele humor- und gemüthvolle Genrebilder und Skizzen auch Max Schmidt in die epische Handlung einstreut, läßt er doch den Fortgang und die Steigerung der letztern nicht aus den Augen. Der rachsüchtige Muckl ist dem Ingenieur in der Absicht, ihn zu erschießen, nachgegangen, hat aber seine Spur verloren und kommt nun nachts auf die Alm zur Kathl, seiner einstigen Geliebten, ohne Ahnung, daß der gehaßte Bergwerksherr nun unter einem Dache mit ihm ruht. Doch bleibt zuletzt der gewaltsame Zusammenstoß nicht aus; wieder bezwingt Petzold den Bauernburschen; dieser kriecht nun zu Kreuz und wird nach Ueberstehung einer Gefängnißstrafe (wegen der Verwundung der Knappenlisl) Knappe im Petzold'schen Bergwerk. Auch im weitern Verlaufe der Erzählung beherrscht Max Schmidt seinen Stoff im ganzen mit Sicherheit. Das immer inniger werdende Herzensbündniß zwischen der Knappenlisl und dem durch die Pflicht an seine hoffärtige Braut gefesselten Petzold hält das Interesse des Lesers wach; die etwas zu durchsichtigen, nur vorübergehend von Erfolg gekrönten Intriguen der Neider und Feinde des Ingenieurs verbreiten sich allzu sehr ins Einzelne; auch dürfte der Dialog der nicht den bäuerlichen Kreisen angehörigen Personen da und dort im Ton etwas feiner gegriffen werden. Gegen Schluß der Erzählung gewinnt der Dichter die volle Spannkraft wieder. Muckl, der sich heftig in die Knappenlisl verliebt und sich einbildet, ohne sie nicht mehr leben zu können, sinnt auf Petzold's Verderben; er bohrt ein großes Loch am Eingang eines Stollens, macht es schußfertig und entzündet die Mine, während der Ingenieur und hundert Arbeiter im Schachte sich befinden. Die unter der Erde sind nun verschüttet; die Rettungsarbeiten erweisen sich als unzulänglich. Da erinnert sich die Knappenlisl der Aufzeichnungen ihres Vaters; jetzt kann die Mutter deren Herausgabe nicht mehr verweigern; man findet den Eingang zu dem alten Silberstollen, und auf diesem kürzern Wege gelingt es, die Verschütteten wieder zu Tage zu fördern. Muckl endet durch einen Sprung von einer Felsenwand sein Leben; Petzold, von Ernestinens Treulosigkeit längst überzeugt, führt die Knappenlisl zum Altar.

Warmherzig und frei von Sentimentalität, besitzt der Dichter dieser Erzählung eine gute Erfindungsgabe — heutzutage die Achillesferse der Poeten — sowie einen ungekünstelten Humor; die kleinen Ecken und Härten der zuweilen zu realistischen Darstellung wird die Feile des guten Geschmacks und der Selbstkritik gewiß abschleifen.

Das eigentliche Gebiet des Dichters ist die Dorfgeschichte; er hat aber ganz richtig erkannt, daß die Zeit der exclusiven Bauernnovelle vorüber ist, und wendet sich mit verdientem Erfolg Stoffen zu, welche in der Berührung von Stadt und Land eine reiche Fundgrube neuer Conflicte liefern.

11. In sternenheller Sommernacht. Märchen von Emil Jung-hans. Frankfurt a. M., Grobel. 1883. 12. 2 M.

Die duftige Wunderblume des Märchens gedeiht am kräftigsten auf dem Boden der Volkspoesie; die Volksseele träumt die schönsten Märchen, der bewußten Kunstdichtung gelingt daher nur selten ein richtiges Märchen. Als ein solches kann eigentlich nur „Das Muschelprinzeßchen" — das dritte des vorliegenden Buches — gelten, und es darf seinen Platz in jeder guten Märchensammlung mit Ehren einnehmen, da es sich nicht an die nüchterne Vernunft, sondern an die naiv gläubige Phantasie wendet. Das Märchen, unabhängig von den Gesetzen und Bedingungen der Wirklichkeit, löst sich doch nie von der letztern gänzlich los; es bedarf einer, wenn auch noch so schmalen Brücke zwischen seiner Zauberwelt voll übersinnlicher Mächte und dem Alltagsleben. Diesen Bedingungen wird das genannte Märchen gerecht.

Die zweite Dichtung „Edelgeboren", schildert mit geistreichem Humor den Rangstreit zwischen Hals- und Taschentuch. Das letztere siegt. Der ganz amüsanten Parallele fehlt nur die eigentliche Actualität, ohne die das Märchen nicht bestehen kann.

Bei den übrigen, in der Form anmuthigen und zum Theil gemüthstiefen Dichtungen des Buchs tritt manchmal an Stelle des unbefangenen, kindlichen Tons ein reflectirender, symbolisirender und überzart sentimentaler Zug. Außerdem wäre noch zu bemerken: das Märchen glaubt das im realistischen Sinne Unmögliche ohne Widerrede; ja es lebt davon und kennt keine Schranken der Zeit, des Ortes und der Form; es verwandelt und verzaubert Menschen in Thiere und Steine, es verleiht den Thieren und Pflanzen eine Sprache, es fliegt von Stern zu Stern und ist überall zu Hause.

Dennoch hat diese Ungebundenheit eine feine Grenze; das Wunderbare darf psychologisch nicht ins Naturwidrige ausarten. So finde ich z. B. die geschlechtliche Liebe zwischen Menschen und Pflanzen auch im Märchen ganz unhaltbar; die vollendetste, süßeste Darstellung eines derartigen, in meinen Augen undenkbaren Verhältnisses ändert meine Meinung nicht. Ich kann es nicht glauben, „Wie die Wasserlilie ihren Duft verlor", wenn ich auch gerade in diesem Gedicht die Schönheit der Sprache des Erzählers anerkenne. Die Wasserlilie zieht den sie heiß liebenden Königssohn hinab in die Flut; der unglückliche Vater verflucht die Blume, welche nun für ewig des Duftes beraubt wird. In einer Variante desselben Themas, „Wo der Duft der Wasserlilie geblieben ist", walten Liebesbeziehungen zwischen der Blume und den Vögeln. Das Thier steht der Pflanze näher als der Mensch — dennoch ist die Kluft noch groß genug; das Märchen kommt nicht darüber hinweg, und es ist nur scheinbar poetisch, wenn die Nachtigall noch heute gern am Wasser, nahe der Lilie lebt, weil die Blume einst ihren Duft hinopferte, um den geliebten grauen Vogel vom Tode zu erretten.

12. Ein indisches Märchen auf seiner Wanderung durch die asiatischen und europäischen Literaturen. Von Hermann Varnhagen. Mit einer Tafel. Berlin, Weidmann. 1882. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Die älteste aufgezeichnete Fassung des Märchens gibt der Autor dieser Studie auf der ersten Seite:

Vikramâditya regierte lange ruhm- und siegreich und zum Heile seines Volks. Dann folgte den Rosen der Jugend der Sturm des Alters: seine Gestalt krümmte sich, Falten durchfurchten sein Gesicht, sein Augenlicht erlosch, die Zähne fielen ihm aus, seine Ohren hörten nicht mehr, sein Gedächtniß wurde schwach, seine Sinne stumpf, sein Körper magerte ab, er bestand nur noch aus Haut und Knochen. Unter diesen Umständen gelang es dem Zauberer Samandra-Pâla, der unter anderm die Kunst kannte, seinen eigenen Körper abzulegen, sich in die Gesellschaft des Königs einzuführen. Eines Tages sprach er arglistig zum Könige: „Dein Körper ist durch das Alter schwach und gebrechlich geworden und hat nicht mehr die Kraft, sich zu bewegen. Ich rathe dir, nachdem du von mir die Kunst, deinen eigenen Körper abzulegen, erlernt haben wirst, diese abgenutzte Hülle zu verlassen und in den kräftigen Körper eines jungen Mannes, der eben gestorben ist, zu fahren, wo du zum zweiten male Jugend und sinnliche Freuden genießen wirst." Der König ging sofort auf den Rath des Zauberers ein und ließ, nachdem er von ihm die Kunst gelernt hatte, seine Seele in den Körper eines jung gestorbenen Mannes fahren. Sofort versetzte der Zauberer seine eigene Seele in den Körper des Königs, tödtete den letztern in dem Körper des Jünglings und bestieg an seiner Statt den Thron.

In einer andern Version wird die Seele eines Brahmanen, die in den Leib des soeben gestorbenen Königs einzog (nicht aus Herrschbegierde, sondern um in Königsgestalt zwei Freunden die benöthigte Geldsumme anzuweisen), wider Willen im Körper des Fürsten festgehalten. Der Brahmane muß nun König bleiben.

Eine dritte Fassung läßt die Seele eines seines eigenen Körpers beraubten Königs mit Hülfe eines schlauen Ministers wieder zu ihrer ursprünglichen Hülle und damit zum Throne gelangen.

Mehr und mehr ändert das wandernde Märchen seine anfängliche Gestalt. Die Uebertragung von Seelen in fremde Leiber und aus diesen zurück in die eigenen macht die Handlung reicher; Humor und heitere Sinnlichkeit mischen sich dem Ernste bei. Die Juden verwandeln den Zauberer des Märchens, welcher der Seelenübertragung kundig ist, in den Dämonenkönig Aeschma, später in einen Engel und bilden so das Märchen zur Legende um. Diese nimmt im Abendlande eine moralisirende Tendenz, in den entarteten Ausläufern einen lasciven Zug an. Verwechselung durch Aehnlichkeit der Körper tritt an Stelle der Seelenübertragung. Während ein hochmüthiger Herrscher, der sich Gott gleich dünkt, ein Bad nimmt, bemächtigt sich ein ihm ähnlich sehender Mann (sein Schutzengel) seiner Kleidung und besteigt den Thron. Niemand erkennt den rechten König, der nun seine Ueberhebung schwer büßen muß und erst, nachdem er aufrichtig sich gebessert hat, die Krone wieder erhält.

Der Verfasser weist mit großer Gründlichkeit, soviel

ich, auf diesem wissenschaftlichen Gebiete ein Laie, beurtheilen kann, die Wege nach, welche das Märchen auf seiner Reise über die Erde genommen, zuerst in mündlicher Ueberlieferung, dann handschriftlich beglaubigt, später als Volksbuch bei den Gebildeten eingeführt und als Drama die Bühne gewinnend. Den Einfluß, welchen der Charakter der verschiedenen Nationen auf die Gestalt des Märchens ausübte, findet der denkende Leser mehr oder minder klar aus der vorliegenden Abhandlung selb heraus; dennoch wäre eine Beleuchtung des Stoffs gerade nach dieser Seite hin vielleicht dankbarer gewesen.

Friedrich Karl Schubert.

Zwei lyrische Sammlungen.

1. Jugendtage. Gedichte von N. G. H. Berlin, Plahn. 1882. 8. 4 M.

Im Prologe sagt Anonymus:

Meist Stimmen aus der Kinderstube,
Gereimt in jugendlicher Hast
Und niemals für den Druck geschrieben,
Sind, was dies Büchlein in sich faßt.

Und wenn auf Wunsch von meinen Freunden
Es nun entsteigt des Dunkels Schos:
So soll's an eure Thüren klopfen,
Bescheiden, schlicht und anspruchslos.

Nach dieser bescheidenen Empfehlung des Gegebenen sind wir doppelt zu freundlicher Beurtheilung verpflichtet, und es wird uns solche auch nicht allzu schwer gemacht. Wenn auch auf den 288 Seiten, die das Buch enthält, so manches Gedicht noch recht sehr der Feile oder der Ueberarbeitung bedarf, ja vielleicht ohne Schaden hätte wegbleiben können, so bietet die Sammlung doch immerhin auch Erfreuliches, was wir nicht allein auf Rechnung der edeln Tendenz von N. G. H. zu setzen haben. Hierzu zählen wir die folgenden Lieder:

Der Reiz des Neuen.

Der Frühling hätte keinen Reiz
Und keinen Zauber mehr,
Ging' nicht des Winters rauher Hauch
Erstarrend vor ihm her.

Für all die Blumen hätten wir
Wol längst mehr keinen Sinn,
Wär' nicht die holde Farbenpracht
So schnell dahin, dahin.

Nach neuen Bildern immerdar
Begehrt des Menschen Herz,
Drum sendet ihm nach kurzer Lust
Der Himmel langen Schmerz.

Der Todesengel.

Es wallt ein bleicher Engel
Des Abends durch die Welt,
Er breitet seine Flügel
Weit über Flur und Feld.

Er klopft an manche Pforte,
Da öffnet sie sich sacht;
Es schwankt herein der Engel
Zur stillen Mitternacht.

Er löst vom Arm der Mutter
Das schlafbefangne Kind,
Und aufwärts trägt es flüsternd
Der linde Abendwind.

Das schöngeschmückte Mädchen
Im zarten Festgewand,
Er küßt es auf die Stirne
Und faßt es bei der Hand.

Er führt den Mann von dannen,
Der Seinen treuen Hort,
Im vollsten Drang des Schaffens
Führt er ihn lautlos fort.

Der Greisin, welche seufzend
Sich sehnt nach später Ruh',
Drückt er mit leisem Finger
Das müde Auge zu.

Paläste gleich wie Hütten
Sucht dieser Engel auf,
Er lenkt in alle Lande
Den nimmermüden Lauf.

Ob feucht von vielen Thränen
Auch seine Schwingen wehn,
Er schweift durch alle Tiefen,
Er schwebt ob allen Höhn.

O wohl dem Staubgebornen,
Der ihn als Freund begrüßt,
Der freudig in die Arme
Den Friedensboten schließt!

Der Stoff ist ein bunter und reichhaltiger. Da wird Körner, Annette Droste, Goethe auf der Eisbahn, Kaiser Maximilian von Mexico, der kaiserliche Prinz Ludwig Napoleon besungen. Das Lied Seite 111 schildert „eine Schleppjagd", und Seite 112 ein anderes das schlesische „Schloß Tworkau an einem Mondscheinabend".

Aus dem Abschnitt „Uebersetzungen" erwähnen wir das Lied von Victor Hugo: „Das Grab und die Rose". Es lautet:

Es sprach das Grab zur Rose:
„O Blume der Liebe, sag' mir,
Was machst du mit all jenen Thränen,
Es weiht jeder Morgen sie dir."

Da wandte sich die Rose
Zurück zur dunkeln Gruft:
„Was machst du aus allen den Wesen
In deiner verborgenen Kluft?"

Und wieder sprach die Rose:
„In dämmernder Abendluft
Verwandle ich all jene Thränen
In süßen, berauschenden Duft." —

„Ich wandle jegliche Seele,
Die meine Tiefe verschlang,
In einen Engel des Himmels",
Des Grabes Antwort klang.

Auch „Der Sohn des Admirals", frei nach dem Englischen von Mrs. Hemans, ist geschickt nachgedichtet.

Bei strengerer Sichtung würde der Eindruck der Sammlung, wie wir schon oben andeuteten, ein bei weitem günstigerer geworden sein. Das Goethe'sche Wort: „Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen", ist nicht in allen Fällen richtig.

2. Das Gscheidtlinger Dichteralbum. Poetischer Blütenstrauß gesammelt im Schose einer süddeutschen Kleinstadt von Emil Faller. Aarau, Sauerländer. 1882. 12. 2 M. 80 Pf.

Von Gscheidtlingen sagt Emil Faller in der „Einführung", die er an die Spitze seines Albums stellt:

Dieses Nest, mein lieber Leser,
Dieses Nest, das dich so störet —
Sei nur ruhig! — ist unfindbar,
Und es liegt gar nicht auf Erden.

Er beantwortet hiermit die Frage:

Mir ist, traun! Zeit meines Lebens
So ein Nest nie vorgekommen;
Möcht' nur wissen, wer's entdeckt hat,
Und wo's liegt, in welchem Lande.

Diese „Reichsstadt Gscheidtlingen, über die kein Reisehandbuch Aufschluß gibt und die in Utopien zu suchen ist", birgt nach Faller eine Fülle von Sängern und Sängerinnen. „Der Bürger spricht in Versen." Wir wollen es ihm glauben. Da finden wir: den Stadtpoeten Bardenstein, den Dekan Frommherz, den Doctor Mohnhaupt, den Magister Süßholz, Pepi den Studenten u. s. w.; Frau Liebetraut, Madame Pumpernickel, Gackeline Meier, Tante Immergrün, Schwester Angelika, Fräulein Herzkirsche u. s. w. „Wer zählt die Völker, nennt die Namen!"

Daß so heterogene Elemente, selbst wenn sie sich zu einem Zwecke, nämlich zu dem der gemeinsamen Arbeit an einem Dichteralbum, zusammenthun, nicht gerade Harmonisches schaffen, ist erklärlich. Es hat dies wol auch nicht in der Absicht des „Sammlers" dieses „poetischen Blütenstraußes" gelegen. Wenn der „Stadtpoet Bardenstein" in der vierzeiligen „Abendträumerei" singt:

Der Garten duftet in Mondespracht,
Und Funken sprüht die Fontaine;
Am Himmel mit schwärmenden Träumen ziehn
Die Wolken wie stille Schwäne —

so ist gegen diese Naturanschauung, die er allerdings mit vielen nicht in Gscheidtlingen ortsangehörigen Sängern theilt, wirklich nicht das Geringste einzuwenden. Eine weniger umgängliche Persönlichkeit scheint aber schon der Dekan Frommherz zu sein. Er leidet zeitweise an einer gewissen Gereiztheit und läßt sich in seinem Gedicht „Mensch, wirf das Henkerschwert aus deiner Hand" zur Begründung seines Zorns über die noch immer als ultima ratio zu Recht bestehende Todesstrafe also vernehmen:

Auch im Verbrechen schlummert noch der Gottesfunken,
Der tief in jeder Menschenseele ruht.

Durch die Entdeckung des Dekans, daß auch im „Verbrechen" noch der Gottesfunke schlummere, wird wol die Frage, ob die Todesstrafe abzuschaffen sei, noch nicht spruchreif werden. Oder soll es etwa Verbrecher heißen? Mehr einverstanden sind wir mit der Frommherz'schen These: „Sprich dich nie aus, bevor deine Gedanken reif vom Baum der Erkenntniß fallen! Unreife Gedanken schmecken fad und verderben den Magen."

Doctor Mohnhaupt's „Sommernacht" ist nicht ohne dichterischen Schwung. Er sagt:

O Sommernacht, so still und hehr,
Wie ergreift deine Schönheit
Mit heiligen Schauern!
In Ehrfurcht verstummt Bewundrung vor dir,
Die Lippe flüstert nur leise dein Lob,
Und tief durch die Seele geht schauernd die Ahnung:
Du bist keine Nacht, wie die andern Nächte,
Kein Dunkel des Abgrunds, das Unheil brütet;
Ein Wunder bist du:
Der Schatten Gottes,
Der segnend sich über die Erde beugt,
Und die schlummernden Kinder küßt
Mit thaufeuchtem Munde.

Nicht übel ist auch des Doctors „Eiserner Graf"; nur sind wir der Meinung, daß die vier Schlußzeilen eine überflüssige Mahnung an den „Reiter im Stahlküraß" enthalten. Der eiserne Graf kennt den „germanischen Geist" sicher mindestens ebenso gut wie der Doctor Mohnhaupt. Facta loquuntur.

Magister Süßholz, „der Sänger der Liebe" schlägt nicht eben neue Töne an. Am besten hat uns gefallen „Blumenorakel":

Es schläft die rothe Rose,
Mein Herz fragt hörbar kaum:
„Gibt es ein Glück der Liebe?"
Sie nickt in süßem Traum —

und „Waldhornklang".

Pepi der Student, vulgo Spottdrossel, führt sich folgendermaßen ein:

Nun bau' mir, schwärmende Phantasie,
Ein Haus von blühenden Träumen!
Und was mein fröhliches Herz erfreut,
Laß brausen, glühen und schäumen!

Vor allem fülle mit Lebenslust
Und Sang die heitere Klause!
Und naht die Sorge sich meiner Brust,
So sag', ich sei nicht zu Hause!

In den Gedichten „Der Louisdor", „Amor's Rache", „Eduard und Kunigunde", „Alpenkräuter-Magenbitter" haben wir das sal atticum nicht zu entdecken vermocht. Ergötzlich dagegen ist „Die akademische Ballade: der gespenstische Accusativ" und „Das wilde Heer Scheffel'scher Gestalten" (zu des Dichters funfzigster Geburtstagsfeier, 16. Februar 1876), wo es heißt:

Es ist was Schönes ums Dichten,
Insonderheit wenn man es kann.

Wir stimmen dieser Ansicht von Herzen bei. „Das nächt-

liche Collegium": „Und wenn's in Heidelberg Mitternacht schlägt" u. s. w., wird manchen alten Studenten in eine tragische Stimmung versetzen.

Aus den Leistungen „anderer Dichter verschiedener Art" heben wir anerkennend hervor: „Das kranke Kind"; aus den Beiträgen der Damen von Gscheidtlingen den von Schwester Angelika. Dies schöne Lied preist den Segen der Barmherzigkeit. Man sieht, daß die Vielseitigkeit der „in Versen sprechenden Bürger und Bürgerinnen der Reichsstadt" in der That eine große ist — für uns eine zu große. Ob nicht auch der Herausgeber schließlich unserer Meinung werden sollte? Konrad von Prittwitz-Gaffron.

Musikliteratur.

Wie vorauszusehen war, hat die Aufführung des „Parsifal" in Baireuth im Jahre 1882 die Wagner-Literatur wieder um einige, zum Theil recht bedenkliche Publicationen vermehrt.

Als „Festgabe zum baireuther Bühnen-Weihfestspiel" erschien:

1. Richard Wagner's Leben und Wirken. In sechs Büchern dargestellt von Karl F. Glasenapp. Zwei Bände. Neue vermehrte Ausgabe mit Namen- und Sachregister. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1882. Gr. 8. 12 M.

Der Verfasser ist einer jener Wagner-Enthusiasten, die alles, was der Meister ihnen bietet, mit heiligem Enthusiasmus aufnehmen, denen jede Kritik seiner Thätigkeit als strafenswerthes Verbrechen erscheint. Da er in der Darstellung des Lebens und der Wirksamkeit Wagner's unzweifelhaft dem sichersten Gewährsmann folgt, so darf man diesen Theil seiner Arbeit wol als authentisch bezeichnen, und insofern ist das Werk nicht ohne Werth; sonst aber bringt es nichts weiter als die kritiklosesten Verhimmelungen des Meisters und die unvermeidlichen herben Anschuldigungen gegen alle die, welche nicht in den wüsten Chorus dieser Wagner-Anbeter mit einstimmen. Dabei verfährt Glasenapp mit einer wahrhaft rührenden Naivetät. Wagner hat erreicht, was bisjetzt noch keinem andern Sterblichen unter entsprechenden Verhältnissen möglich geworden ist, und was auch wol nicht leicht wieder jemand möglich werden dürfte: die Gewaltigen der Erde und die besten Kräfte der Nation haben sich seinen kühnsten Wünschen willfährig erwiesen — und trotzdem soll die Nation nach der Meinung Glasenapp's immer noch schwerwiegende Schulden an den Meister abzutragen haben. Mit solchen Schwärmereien Biographie schreiben, erscheint doch als ein seltsames Unterfangen.

Daß Edmund von Hagen ein ebenso blinder Wagner-Enthusiast ist, wurde schon früher in d. Bl. gezeigt. Seine neueste Schrift:

2. Die Bedeutung des Morgenweckrufs in Richard Wagner's Bühnenweihfestspiel „Parsifal". Von E. von Hagen. Berlin, Th. Barth. 1882. 8. 1 M. 20 Pf.

gibt zugleich wieder einen Beweis für die früher von uns ausgesprochene Ansicht, daß der Verfasser nur deshalb Wagnerianer geworden ist, weil ihm die ganze Richtung des Meisters Gelegenheit gibt, sein philosophisches Wissen an ihr zu bethätigen. Zu seinen Betrachtungen: „I. Ueber die Bedeutung des Morgens." „II. Ueber das Erwecken". „1) Ueber den Schlaf"; „a) Die ästhetische Seite des Schlafs", „b) Die ethische Seite des Schlafs", „c) Die symbolische Seite des Schlafs", „d) Die historische Seite"; „2) Ueber die Art der Erweckung"; „3) Ueber das Wachen und die Wachsamkeit": „a) Das Achten auf die Weltgeschichte", „b) Das Achten auf die Symbolik des Lebens", „c) Das Achten auf die Intellectualität der eigenen Persönlichkeit", „d) Das Achten auf die Moralität der eigenen Persönlichkeit", „e) Das Achten auf die Leiblichkeit." „III. Ueber die Lehre von der Berufung" — hätte ihn auch jeder andere Vorgang, wie der Morgenruf des Nachtwächters oder der Hahnschrei u. dgl., veranlassen können. Dazu bedurfte es nicht des „Morgenweckrufs aus Parsifal", über den wir denn auch nichts weiter erfahren, als was aus dem Textbuch herauszulesen ist. Von welcher Art aber die Betrachtungen von Hagen's sind, das mögen gleich die ersten Sätze erweisen:

> Posaunengetön verkündet von der Gralsburg her einen feierlichen Morgenweckruf. Das ist die Pforte zu dem Bühnenweihfestspiel-Baue „Parsifal", ein lichtes Morgenthor des Schönen. Durch dieses Thor betreten wir den Marmortempel. Das ganze Christenthum ist selbst ein Morgenweckruf, ein Völker-Auferstehungsklang. Die Weisheit, welche die Weisen aus dem Morgenlande uns gebracht haben, ist eine Religion des Mitleids, aus Mitleid den Menschen zum Wissen gegeben. Für uns bedeutet indeß der Morgenweckruf weit mehr als alles Christenthum. Er ist für uns ein Ruf zum Geiste, ein Ruf zur Freiheit, und zwar ein Ruf zur vollen Selbständigkeit und Selbstherrlichkeit des Geistes, welche wir uns durch keine Religion und durch keinen Staatszwang beeinträchtigen lassen wollen.

Ich denke, diese im Zusammenhang mitgetheilten Sätze charakterisiren hinreichend von Hagen's Art zu denken und zu schreiben.

In neuester Zeit hat Edmund von Hagen noch:

3. Beiträge zur Einsicht in das Wesen der Wagner'schen Kunst. Gesammelte Aufsätze von E. von Hagen. Berlin, Th. Barth. 1883. 8. 4 M.

veröffentlicht, welche noch schlagendere Belege für seine — gelind bezeichnet — recht seltsame Denk- und Schreibweise liefern. Von allen Aesthetikern ist die Kunst bisher als eine der Mächte behandelt worden, welche der ganzen Menschheit gegeben sind, um sie zu entwildern, um an ihrer Erziehung den durchgreifendsten Antheil zu nehmen. Davon will Hagen nichts mehr wissen. Nur in der Kunst Wagner's sieht er noch echte Kunst — ihm ist Richard

Wagner dieser allgewaltige Sophokles und Platon, Shakspeare und Bacon, Schiller und Kant, Goethe und Schopenhauer in einer einzigen, weltüberragenden Person. Um diese zu begreifen, hält Hagen die drei Erfordernisse: philosophischen Sinn, die Tugend der Heiligkeit und ästhetische Bildung, für absolut nöthig und weist alle, welche dieser Forderung nicht entsprechen, unbarmherzig hinaus aus dem Tempel der Kunst, in wenig liebenswürdiger Weise sogar die sogenannten vornehmen Frauen. „Für unzarte und rohe Naturen", heißt es in der Vorrede, „für kleinliche, unbesonnene und unweise Menschen ist das Aesthetische nicht lehrbar. Möchten daher alle groben und rohen Menschen der Kunst überhaupt fern bleiben, namentlich die «deutschen Flegel», sowie auch die sogenannten vornehmen Frauen, welche dem zarten, wahrhaft gebildeten und milden Philosophen gegenüber rüde Knotinnen sind."

Außer einem Aufruf und einem Bericht des Akademischen Wagner-Vereins in Göttingen, Kritiken und Aphorismen enthält die Schrift noch Abhandlungen über einzelne Takte und ganze Scenen aus Wagner's Opern, durchaus im Sinne der oben besprochenen. Zur Sache erfahren wir auch hier wenig mehr, als was der flüchtigste Einblick in Textbuch oder Partitur gewährt; die oft recht unphilosophischen Betrachtungen aber, die der Verfasser anknüpft, stehen mit den analysirten Sätzen meist in so losem Zusammenhange, daß man an ihre Stelle ein Decorationsstück oder irgendeinen andern Gegenstand setzen könnte. Derartige Phantasien haben weder für die Erkenntniß der Kunst im allgemeinen noch der Wagner'schen im besondern auch nur die geringste Bedeutung; sie sind höchstens nur geeignet, die herrschende Confusion ins Maßlose zu steigern.

Ein neuer Biograph Wagner's, der sich ebenso wie Glasenapp aller Kritik als des Meisters unwürdig enthält, ist erstanden in Hermann Stohn:

4. Richard Wagner und seine Schöpfungen. Für die Frauenwelt dargestellt von Hermann Stohn. Dritte Auflage. Mit Richard Wagner's Bildniß in Stahlstich. Leipzig, Gebr. Senf. 1882. 8. 2 M. 50 Pf.

Nach einer kurzen, recht oberflächlichen Einleitung, die von der Entwickelung und der Bedeutung des Dramas handelt und die zu dem Schluß kommt: „daß im musikalischen Drama die edelste und vollkommenste dramatische Form, welche die menschliche Kunst zu schaffen fähig war, und wie sie uns die griechische Tragödie in unvergleichlicher Reinheit und Erhabenheit zeigt, gewonnen ist", gibt der Verfasser die bekanntesten Thatsachen aus des Meisters Leben und bespricht dabei zugleich die Werke desselben mit der hinlänglich bekannten Phraseologie, ohne auch selbst diese um etwas zu vermehren, wie das doch durch Glasenapp und manchen andern geschieht. Die deutsche Frauenwelt, für welche die Schrift berechnet ist, muß recht genügsam sein, wenn sie wirklich zwei Auflagen derselben aufgebraucht hat.

Ueber die Aufführung des „Parsifal" in Baireuth liegen mir vor:

5. Baireuther Briefe. Augenblicksbilder aus den Tagen der Patronatsaufführungen des „Parsifal". Leipzig, Schloemp. 1882. 8. 1 M.
6. Richard Wagner's Parsifal. Briefe aus Baireuth von Max Goldstein. Berlin, Freund u. Jeckel. 1882. Gr. 8. 1 M.
7. Richard Wagner's Parsifal. Erste Aufführung am 26. Juli 1882 zu Baireuth, besprochen von Max Kalbeck. Breslau, Schletter. 1882. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.
8. Richard Wagner's „Ring des Nibelungen" und „Parsifal" von Gustav Portig. Heilbronn, Henninger. 1882. Gr. 8. 1 M.

Der Verfasser der erstgenannten Schrift (Nr. 5) ist Vollblut-Wagnerianer reinster Qualität, dem das Werk und die Aufführung im wunderbarsten Lichte erschienen sind, und der von dem hehren Eindruck, welchen beide auf ihn machten, in beredten Worten Kunde gibt. Irgendwelchen Werth können derartige subjective Ergüsse nicht beanspruchen.

Bemerkenswerth ist die Zwiespaltigkeit, in welcher sich Max Kalbeck (Nr. 7) augenscheinlich dem Meister gegenüber befindet. Im Grunde ist er ein heftiger Gegner desselben, und seine Abneigung macht sich oft in derben, selbst unhöflichen Worten Luft. Fast ebenso oft aber zieht ihn der alte Zauberer von Baireuth in seine Kreise, und dann schwärmt Kalbeck trotz einem in der Wolle gefärbten Wagnerianer. Der Dichter stellt hier dem Kritiker ein Bein; jener läßt sich in „Stimmung" versetzen ziemlich mit denselben Mitteln, welche dieser schließlich doch verwirft.

Kühler und mehr kritisch verhält sich Max Goldstein (Nr. 6) dem Werke gegenüber. Er gibt zunächst den Verlauf des Stücks auf der Bühne in recht anschaulicher Weise, bespricht dann weiter das Verhältniß des „Parcival" von Wolfram von Eschenbach zu Wagner's „Parsifal". Der folgende Abschnitt behandelt „Das Drama des Mitleids" und kommt dabei zu dem Resultat, daß „Parsifal" ebenso wenig ein Drama des Mitleids sei wie eine klare Dichtung überhaupt. Der nächste Abschnitt behandelt „Die Oper", der nach Goldstein „das reine Naturlicht menschlicher Liebesleidenschaft fehlt". „Das Stück hat nur übermenschlichen Glorienschein und untermenschliches Sinnlichkeitsfeuer: alles Exaltation." Ein letzter Abschnitt bespricht die Aufführung. Jedenfalls ist das Heft lesenswerth.

Besonders aber kann die Schrift von Gustav Portig (Nr. 8) empfohlen werden, weil sie sich nicht nur auf das Kunstwerk Wagner's erstreckt, sondern auch dessen Principien einer sehr eingehenden Kritik unterwirft. Der Verfasser ist einer der entschiedensten Gegner des Meisters, und zwar nicht nur, weil ihm das Kunstwerk der Zukunft persönlich nicht gefällt, sondern weil er dessen Principien für falsch hält, und er weist dies oft mit überzeugenden Gründen nach:

Der Ansicht Wagner's, daß die genannten beiden Werke von Mozart und Beethoven („Don Juan" und die neunte Symphonie) vollendet in ihrer Art seien und Höhepunkte der musikalischen Entwickelung bezeichnen, stimmen wir zu, nur ziehen wir aus diesem Vordersatz ganz andere Schlüsse wie jener. Nach un-

serer Meinung wäre es am verdienstlichsten, wenn nachgeborene Genien sich durch das Vorbild jener beiden Musikheroen begeistern ließen, etwas Aehnliches zu schaffen. Wäre es denn nicht etwas Großes, wenn wir mehr solche Opern wie „Don Juan", mehr solche Symphonien wie die neunte hätten? Wem würde es denn einfallen, auf dem Gebiete des recitirenden Dramas eine völlig neue Form zu suchen, weil Shakspeare, Lessing, Goethe, Schiller in einzelnen ihrer Dramen das ihnen mögliche Höchste geleistet haben?

In ähnlicher Weise ruhig und verständig weist der Verfasser einzelne Cardinalsätze der zukunftlerischen Theorie zurück, und auch was er dann über die Trilogie „Der Ring des Nibelungen" wie über „Parsifal" sagt, ist so, daß man fast immer zustimmen kann. Die Schrift ist zudem anziehend geschrieben und kann allen denen empfohlen werden, welche sich ein möglichst klares und wahres Urtheil über den „Meister und sein Musikdrama" bilden wollen.

In die Kategorie der Kalbeck'schen Schrift gehört auch eine andere der mir vorliegenden:

9. Der Messias von Baireuth. Feuilletonistische Briefe an einen Freund in der Provinz von Theodor Göring. Stuttgart, Richter u. Kappler. 1881.

Der Verfasser spricht nur von den Eindrücken, welche die Musik auf ihn hervorbringt, und dabei kommt ab und zu auch einmal ein guter Gedanke zum Vorschein; aber im allgemeinen haben doch solche Bekenntnisse nur dann einigen Werth, wenn sie von wirklich technisch und ästhetisch durchbildeten hervorragenden Geistern ausgehen, und dazu zählt sich der Verfasser ja selbst nicht. Sein Buch liest sich ganz gut, aber das dürfte auch alles sein, was ihm nachzusagen ist. Aufklärung wird man bei ihm nicht finden. Derartige Stimmen verdienen nur insofern Beachtung, als eine Reihe derselben einen Chorus machen, der dann den jeweiligen Stand der allgemeinern Kunstbildung kennzeichnet.

Von Liszt's „Gesammelten Schriften" liegt der fünfte Band vor:

10. Streifzüge. Kritische, polemische und zeithistorische Essays von Franz Liszt. Deutsch bearbeitet von L. Ramann. (Gesammelte Schriften. Fünfter Band.) Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1882. Gr. 8. 6 M.

Der Band enthält: „Zur Goethe-Stiftung" (1850); „Weimars Septemberfest zur Feier des hundertjährigen Geburtstages Karl August's" (1857); „Dornröschen, Genast's Gedicht und Raff's Musik gleichen Namens" (1856); „Marx und sein Buch: Die Musik des 19. Jahrhunderts und ihre Pflege" (1855); „Kritik der Kritik", „Ulibischeff und Seroff", „Zum Jahreswechsel" (1858); „Ein Brief über das Dirigiren; eine Abwehr" (1853).

Es ist dies jedenfalls der Band, der unter allen Schriften Liszt's wol das geringste Interesse beansprucht. Die geplante Goethe-Stiftung ist niemals ins Leben getreten, Raff's „Dornröschen" und Marx's Buch „Die Musik des 19. Jahrhunderts" sind fast vergessen, und es lohnt sich daher wol kaum zu erfahren, wie Liszt darüber dachte, und da auch Liszt's „Abwehr" heute nur noch wenig Interesse beanspruchen darf, so bleibt nur sein Bericht über „Weimars Septemberfest" übrig, der allerdings auch heute noch lesenswerth ist.

11. Musikalische Studienköpfe von La Mara. Fünfter Band: Die Frauen im Tonleben der Gegenwart. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1882. 8. 4 M.

Dieser Band bringt: Klara Schumann, Sophie Menter, Anna Mehlig, Mary Krebs, Pauline Fichtner-Erdmannsdörfer, Laura Kahrer-Rappoldi, Wilhelmine Clauß-Szarvady, Arabella Goddard, Erika Lie-Nissen, Ingeborg von Bronsart, Annette Essipoff-Leschetitzky, Vera Kwanoff, Wilhelmine Neruda-Norman, Pauline Viardot-Garcia, Désirée Artôt, Zelia Trebelli, Adelina Patti, Christine Nilsson-Rouzaud, Marie Wilt, Amalie Joachim, Pauline Lucca, Marianne Brandt, Therese Vogl und Amalie Materna — welche uns von der Verfasserin in lebendig geschriebenen Biographien vorgeführt werden. Da sie augenscheinlich das Material von den Betreffenden selbst erhielt, so ist ihre Schrift jedenfalls ein zuverlässiges Nachschlagebuch, und als solches allen denen, welche sich für die genannten Damen interessiren, zu empfehlen.

12. Sammlung musikalischer Vorträge. Herausgegeben von Paul Graf Waldersee. Nr. 40—48. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1882. Gr. 8. Jedes Heft 75 Pf.

Von dieser Sammlung liegen wieder mehrere Hefte vor. Sie enthalten: Nr. 40: „Die Natur der Harmonik" von Hugo Riemann; Nr. 41, 42: „Ludwig van Beethoven", von Hermann Deiters; Nr. 43: „Pauline Viardot-Garcia", von La Mara; Nr. 44, 45: „Nicolo Paganini", von A. Niggli; Nr. 46: „Die Ahnen moderner Musikinstrumente", von H. M. Schletterer; Nr. 47, 48: „Gioachino Antonio Rossini", von Joseph Sittard.

Die Abhandlung von Hugo Riemann bestätigt nur, was bereits früher hier angedeutet wurde, daß seine Erkenntniß vom Wesen der Musik zu seinen Ansprüchen nicht in richtigem Verhältniß steht. Die Confusion, in welcher das Erlernte sich bei ihm noch befindet, zeigt sich schon in den ersten Sätzen seines Vortrags. Auf der ersten Seite weist er die Harmonik als einen Theil der Musikwissenschaft speciell der musikalischen Naturforschung zu, mit welcher die Kunstlehre nur insoweit etwas zu thun habe, als sie aus ihren positiven Ergebnissen Nutzen ziehen kann; im nächsten Satz aber ergeben sich „die Elemente einer exacten Theorie der Natur der Harmonik aus den Resultaten der Untersuchung auf allen drei Arbeitsfeldern, dem der Physik, Physiologie und der Psychologie". Es bleibt also dem Hörer, resp. Leser überlassen, wohin er die Harmonik verweisen will. Während weiter Riemann auf der zweiten Seite noch die Kunstlehre aus den Ergebnissen der Naturforschung „positiven Nutzen ziehen läßt", gesteht er auf der dritten Seite dem praktischen Musiker das Recht zu, zu fragen: „Was nützt es der Kunst und den Künstlern, zu wissen, daß die Saitenlängen zweier im Verhältniß der Octave stehenden Töne sich bei gleichem Gewicht und gleicher Spannung verhalten wie 1 : 2, oder die der

Quinte wie 2 : 3 und die der Quarte wie 3 : 4?", und erklärt dabei selbst: „Allerdings erwächst der Praxis aus der Kenntniß dieser Zahlen selbst kein directer Nutzen: nur der Instrumentenmacher kann daraus für die richtige Mensur der Instrumente und der Spieler eines Instruments für die Auffindung der Applicatur profitiren." Die ganze Unfruchtbarkeit des Unternehmens, speciell unsere Harmonik, hier mit Mehrstimmigkeit gleichbedeutend, aus diesen Zahlenverhältnissen wissenschaftlich zu begründen, wird einfach dadurch bewiesen, daß sie geradezu veranlaßt, von diesen fest bestimmten Zahlenverhältnissen abzuweichen, zu temperiren, d. h. alle Intervalle mit Ausnahme der Octave abweichend von der mathematischen Reinheit zu construiren. Die Völker, welche am genauesten die Intervallenverhältnisse berechneten, wie Griechen und Araber, seien nicht einmal zu Tonsystemen gelangt, welche eine wirklich bleibende künstlerische Production ermöglichten. Diese Berechnungen verlieren sich meist in Zahlenspielereien, und in dieselbe Kategorie gehört wol auch der „harmonische Dualismus", namentlich die Weise, wie Zarlino den Moll-Accord findet. Es erinnert das stark an jene Spielereien mit „Eva" und „Ave", die im Mittelalter im Gange waren und dazu benutzt wurden, um daraus die Erlösung von der Erbsünde zu erweisen. Was soll man aber zu einer Definition sagen wie die Riemann's von Consonanz und Dissonanz? Sie heißt wörtlich:

Consonanz ist die einheitliche Auffassung der einen und denselben Klang vertretenden Töne im Sinne dieses Klangs; Dissonanz dagegen der Widerspruch gegen den den Hauptinhalt der Vorstellung bildenden Klang, die Störung der Einheitlichkeit desselben durch einen oder mehrere Töne, welche andere Klänge vertreten. Die im dissonanten Accord gleichzeitig vertretenen Klänge erscheinen also nicht coordinirt, sondern einer erscheint als der Hauptinhalt der Vorstellung und der andere als bloße Modification derselben. Je nach der Verwandtschaft des als Dissonanz vertretenen Klangs ist natürlich diese Modification eine andere.

Ich beneide jeden, der nach dieser Definition sich einen Begriff vom Wesen der Consonanz und Dissonanz machen kann. Riemann hält sie für die von Physikern und Psychologen vergeblich gesuchte und scheint stolz auf seinen glücklichen Fund zu sein, namentlich auch deshalb, „weil seine Definition zugleich die von Lotze verlangten qualitativen Unterscheidungen der verschiedenen Arten der Dissonanz gibt". Es ist wol nicht zu fürchten, daß das auch andere Leute finden und seine Definition acceptiren; sie ist ja doch als keine haltbare Variante der allgemein bekannten anzusehen, nach welcher Consonanzen alle beruhigend und befriedigend wirkenden Klänge genannt werden, die für sich allein stehen können; Dissonanzen aber alle, welchen diese beruhigende Wirkung fehlt und die deshalb von den Consonanzen abhängig sind, solche zu ihrer Vorbereitung verlangen, ebenso wie zu ihrer Auflösung.

Die Abhandlungen biographischen Inhalts der andern Hefte entsprechen ihrem Zweck und werden allen denen willkommen sein, die sich über den Lebensgang der betreffenden Künstler und Künstlerinnen unterrichten wollen.

Ein seltsames Büchlein, dessen Zweck ich nicht recht begreife, ist:

13. Musikalische Gesichtspunkte. Aphoristische Bemerkungen zur Tonkunst von Otto Klauwell. Leipzig, Gerhard. 1882. 8. 1 M. 50 Pf.

Es enthält eine Reihe von Gedanken, die als Theile zusammenhängender Abhandlungen wol zu verwerthen wären, so aphoristisch hingestellt aber doch zu unbedeutend erscheinen, um für sich zu wirken. Dabei sind sie meist zu weitschweifig ausgedrückt, um als Sentenzen gelten zu können, und zu alltäglich, um tiefer anzuregen.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Der verdienstvolle, auch als Schriftsteller sehr thätige Architekt Baurath Oskar Mothes in Leipzig läßt bei H. Costenoble in Jena ein Werk erscheinen, auf welches wir die Aufmerksamkeit aller Baumeister und Kunsthistoriker hinlenken möchten. Die beiden ersten starken Lieferungen liegen uns vor von der Schrift „Die Baukunst des Mittelalters in Italien von der ersten Entwickelung bis zu ihrer höchsten Blüte". Ungefähr 200 Holzschnitte und 6 Farbendrucke in gediegenster Ausführung erhöhen den Werth des prachtvollen Drucks; vor allen Dingen aber enthält die Arbeit selbst eine staunenswerthe Fülle von Quellenstudien, kunstgeschichtlicher Gelehrsamkeit, Anschauungen und Originalaufnahmen an Ort und Stelle. Mothes füllt eine Lücke in der Geschichte der italienischen Baukunst aus; dazu war er vor andern berufen, weil er den praktisch geschulten Architekten mit dem Gelehrten in seltener Weise vereinigt. Er hat die neuesten, einschlagenden Forschungen italienischer Gelehrter sorgfältig verwerthet, urtheilt aber stets selbständig und unbefangen. Das Buch behandelt die Zeit von circa 260 bis ums Jahr 1050 mit ganz besonderm Eingehen, dann die Werke der Zeit von 1050 bis zum Ende des Mittelalters, in die Hauptgruppen nach den hervorragenden Schulen geordnet; auch bringt es vorwiegend noch nicht veröffentlichte Abbildungen. Nach Erscheinen des ganzen Werks werden wir ausführlicher auf dasselbe zurückkommen.

— Von der „Geschichte der Kunst im Alterthum" von Georges Perrot und Charles Chipiez, deutsche Ausgabe von Richard Pietschmann (Leipzig, F. A. Brockhaus), ist wieder eine Reihe von Lieferungen, bis zur vierzehnten, der ersten Abtheilung: „Aegypten", erschienen. Wir empfangen in ausgezeichnetem Farbendruck die Reliefwand der Granitgemächer von Karnak, sowie viele andere Abbildungen im fortlaufenden Text, das Basrelief zu Abydos „Seti I.", ausgezeichnete Darstellungen ägyptischer Tempel, Sarkophage u. s. w. Da wir in der ganzen kunstgeschichtlichen Literatur ein auch nur annähernd vollständiges und ausgezeichnetes Werk nicht besitzen, so empfehlen wir dasselbe aus vollster Ueberzeugung als eine glänzende Bereicherung der Wissenschaft.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 20. —— 17. Mai 1883.

Militärische Schriften.

1. Die Schlachten bei Freiburg (Breisgau) im August 1644, Enghien (Condé) und Turenne gegen Mercy, dargestellt von August Lufft. Mit einem Plan. Freiburg i. B., Mohr. 1882. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Im Laufe der vierten, schwedisch-französischen Periode des Dreißigjährigen Kriegs (1635—48), während welcher bekanntlich nur politische Tendenzen zur Geltung kamen, waren die Franzosen, als sie sich nach dem Tode Bernhard's von Weimar seines Heeres bemächtigt hatten, zwar bis ins Würtembergische vorgedrungen, wurden indeß unter ihrem Führer, dem Grafen von Rantzau, am 24. November 1643 bei Tuttlingen glänzend geschlagen und hinter den Rhein zurückgetrieben. Nunmehr trachtete der Cardinal Mazarin danach, sowol hierfür Revanche zu nehmen, als auch das französische Uebergewicht in Süddeutschland wieder herzustellen, und übergab zu dem Zwecke 1644 dem als talentvoll bekannten Marschall Turenne den Oberbefehl über die Truppen. Obwol derselbe auf seinem Streifzug gegen Baiern anfänglich wenig Widerstand fand, so wich er doch, sobald Mercy, der bairische Feldmarschall, auf die Kunde davon ihm entgegenmarschirte, einem Zusammenstoße mit diesem aus und zog sich wieder hinter den Rhein zurück, nicht ohne zuvor die Besatzung von Freiburg verstärkt zu haben. Mercy aber entschied sich jetzt dafür, diese Stadt zu nehmen, und setzte, während er durch Demonstrationen rheinabwärts Turenne über seine Absicht täuschte, das bairische Heer, welches nach Vereinigung mit Johann von Werth sich auf 8000 Mann Infanterie und 7000 Reiter belief und 28 schwere Geschütze mit sich führte, am 24. Juni in Marsch. Schon am 25. Juni traf die Vorhut vor Freiburg ein; das Gros folgte so schnell, daß es bereits am 28. vor dieser Stadt versammelt war, wogegen die Belagerung Tags vorher durch den herbeigeeilten Mercy begonnen wurde. Als dieser sehr bald in Erfahrung brachte, daß Turenne die französische Armee bei Breisach versammle, säumte er nicht, das südwestlich von Freiburg gelegene Terrain durch zweckmäßig angelegte Verschanzungen und Verhaue zu verstärken, um etwaige Versuche zum Entsatze der Stadt mit Aussicht auf Erfolg abwehren und die Belagerung ungestört durchführen zu können. Wider Erwarten unternahm indeß Turenne, obwol er alsbald vor den verschanzten Linien erschien, nicht nur nichts Erhebliches, sondern zog sich wieder so weit zurück, daß Mercy, unbehindert in seiner Thätigkeit gegen die Stadt, deren Uebergabe am 28. Juli zu erzwingen vermochte. Inzwischen war der dreiundzwanzigjährige Herzog von Enghien (Condé) an der Spitze von 6000 Mann Infanterie, 4000 Mann Cavalerie und 15 Geschützen zu Turenne gestoßen, hatte den Oberbefehl auch über dessen auf 5000 Mann Infanterie, 5000 Mann Cavalerie mit 20 Geschützen verstärkte Armee übernommen und entschied sich nach genauer Recognoscirung der bairischen Stellung für deren sofortigen energischen Angriff, durch den er die völlige Vernichtung des Gegners herbeizuführen wähnte. Die Ausführung dieses Entschlusses hatte die beiden Schlachten bei Freiburg am 3. und 5. August 1644 im Gefolge, welche den Gegenstand der vorliegenden Schrift bilden. Der Verfasser hat es sich zur lohnenden Aufgabe gemacht, durch seine Darstellungen gegenüber den frühern Berichten und Plänen „die mehr oder weniger verletzte historische Wahrheit bestmöglichst festzustellen". Es ist ihm dies vollkommen gelungen; er darf sich versichert halten, daß die aufgewandten Mühen von Geschichtsforschern und Freunden der Geschichte dankbar anerkannt werden. Denn sicherlich ist es von großem Interesse, eine auf Grund sorgfältiger Besichtigung der Schlachtfelder und eines eingehenden Studiums zahlreicher von französischer wie von deutscher Seite ausgegangenen

Schriften über die Vorgänge in und nach den beiden Schlachten abgefaßte, dem wirklichen Verlaufe derselben entsprechende Schilderung zu lesen, in welcher die mit französischer Oberflächlichkeit, Einseitigkeit und Ruhmredigkeit gemachten, auch von deutschen Verfassern gläubig nachgeschriebenen Angaben mit kritischer Schärfe widerlegt und die Leistungen der gegen die Franzosen fechtenden Deutschen, der Führer wie der Truppen, in das wahre Licht gestellt werden. Indem wir betreffs dieser Schilderungen auf das Buch selbst verweisen, erwähnen wir nur, daß die erste Schlacht am 3. August eine Doppelschlacht war, in welcher der Herzog von Enghien die verschanzte Stellung der Baiern angriff, während Turenne nach einer weiten Umgehung mit seiner Armee eingreifen sollte. Ersterm gelang es unter großen Opfern, den tapfern Baiern die Hauptstellung zu entreißen, womit für sie die Schlacht hier verloren war, während dieselbe auf dem linken Flügel, wo dem Vorgehen Turenne's in dem zu passirenden Engpaß rechtzeitig und kräftig entgegengetreten wurde, unentschieden blieb. War sonach der Plan Enghien's, den Baiern mit seiner Uebermacht eine gänzliche Niederlage zu bereiten, in der Hauptsache vereitelt, so kam noch hinzu, daß Mercy während der Nacht in aller Stille sowol aus einer besetzt gehaltenen Sternschanze wie auch Turenne gegenüber, der durch fortgesetztes Scharmützeln getäuscht wurde, den Rückzug seines Heeres nach dem für die Vertheidigung günstig gestalteten Lorettoberg bewerkstelligte und die Sicherung der neuen Stellung durch zweckmäßig angelegte Verschanzungen und Batterien herbeizuführen nicht verabsäumte. Er verwandte dazu den 4. August, da er aus den wiederholten Recognoscirungen des Herzogs auf einen für den 5. beabsichtigten Angriff schließen konnte. Derselbe erfolgte denn auch an diesem Tage und führte zu der zweiten Schlacht, in welcher von beiden Seiten mit höchster Leidenschaft und außerordentlicher Hartnäckigkeit gekämpft wurde, sodaß sie als eine der verhältnißmäßig blutigsten des Dreißigjährigen Kriegs zu bezeichnen ist. Die Wirksamkeit der bairischen Artillerie wird durch die schweren Verluste der Franzosen bestens bezeugt; auch ist den Baiern der Sieg zuzuschreiben, denn sie schlugen sowol im ersten Momente der Schlacht den zweimaligen Sturm der Franzosen ab und behaupteten ihre Stellung, als sie auch später dem mit breiten Colonnen der feindlichen Regimenter unternommenen Angriff tapfern Widerstand leisteten und denselben durch das entschlossene Eingreifen der abgesessenen Reiter Kaspar von Mercy's, Bruders des Feldmarschalls, eine blutige Niederlage beibrachten. Obwol in den folgenden Tagen die unter Enghien stehende Armee Verstärkungen an sich zog und neuen Proviant aus Breisach erhielt, während Mercy's Streitkräfte beträchtlich geschwächt waren und namentlich seine Cavalerie an Futtermangel litt, war letzterer doch entschlossen, seine Stellung festzuhalten, und er verstärkte sie während der Unthätigkeit des Feindes in der Zeit vom 6. bis 9. August. Der Herzog von Enghien zog aus diesem Verhalten den richtigen Schluß auf Mercy's Absicht, und da er seinen Feldherrnruf nicht in einem nochmaligen blutigen Kampfe aufs Spiel setzen wollte, glaubte er dem Feldzuge dadurch eine günstige Wendung geben zu können, daß er seinem Gegner die Zufuhr aus Villingen abschnitt. Daher setzte er seine Armee nach dem auf dem Wege dorthin gelegenen St.-Peter am 9. August in Marsch, sah aber seinen Operationsplan bald von Mercy's Feldherrngeist durchschaut und vereitelt, indem dieser ohne Säumen seine Stellung auf dem Lorettoberge verließ, vor ihm St.-Peter erreichte und, nachdem er einer Schwadron der ihm entgegenrückenden feindlichen Cavalerie eine Schlappe beigebracht, den Marsch nach Villingen ungehindert zu vollziehen vermochte.

Wir schließen mit der aus dieser Schrift gewonnenen Ueberzeugung, daß der Verfasser alle Fälschungen der Vorgänge vom 3. bis 10. August 1644 erfolgreich widerlegt und die Wahrheit zur Geltung gebracht hat, und würdigen mit ihm Mercy's Feldherrngröße neben Turenne und dem Prinzen Condé, der einem solchen Gegner auf der Stätte, wo er den Tod fand, die ehrende Grabschrift setzen ließ: Sta viator, heroem calcas.

2. Geschichte des 2. königlich sächsischen Husarenregiments „Kronprinz Friedrich Wilhelm des Deutschen Reichs und von Preußen" Nr. 19. Von M. von Süßmilch genannt Hörnig. Als Manuscript gedruckt. Leipzig, Brockhaus. 1882. Gr. 8. 9 M.

Aus der Einleitung ersehen wir, daß schon im Laufe des Nordischen Kriegs von Kurfürst August dem Starken in Polen einige Husarencompagnien errichtet wurden, welche bei glänzender bunter Uniform anfänglich nur für den Dienst als Haustruppen bestimmt waren, später aber nach Auflösung der adelichen Compagnie zu einem Regiment vereinigt wurden und den Eid auf die sächsischen Kriegsartikel zu leisten hatten. Später fand das Regiment im Felde ehrenvolle Verwendung, wurde dann aber aus Ersparnißrücksichten aufgelöst.

Während des Siebenjährigen Kriegs finden sich zum zweiten male sächsische Husaren, unter den Truppen, welche Prinz Xaver von Sachsen in französischem Solde gegen Friedrich den Großen befehligte. Dieses kleine Streifcorps führte der Rittmeister von Schill, der Vater des berühmten preußischen Husaren- und Streifcorpsführers; nach dem Friedensschluß ging dasselbe wieder ein.

Als während des Bairischen Erbfolgekriegs der Mangel an leichter, den Husarenregimentern ähnlicher Cavalerie deutlich erkannt ward, faßte man den Plan zu der dritten Aufstellung von Husaren, welcher eine längere Dauer beschieden sein sollte. Die Ausführung des Plans verzögerte sich aus ökonomischen Rücksichten beinahe 10 Jahre; erst 1791 wurde zur Errichtung des Husarenregiments geschritten, dessen Bestimmung sein sollte: zu „Vorposten, Feldwachen, charmuciren, Avant-, Arrieregarde, patrouilliren, recognosciren, Ueberfällen, Embuscaden, kurzum stets am Feinde zu hängen und ihn nie aus den Augen zu

lassen". Einem tüchtigen und schneidigen Commandeur unterstellte man das Regiment in der Person des Oberstlieutenants von Süßmilch genannt Hörnig, Urgroßonkel des Verfassers vorliegender Geschichte des Regiments; die Auswahl der Offiziere und Mannschaften erfolgte mit besonderer Sorgfalt; von den erstern erreichten fünf später den Generalsrang, unter ihnen Thielmann, der nachherige preußische commandirende General.

In den Kriegen des Reichs gegen die französische Republik nahm das Regiment 1793 und 1794 unter preußischer Führung mit je 2 sich ablösenden Schwadronen, 1795 und 1796 unter österreichischer Führung mit 4 Escadrons, welche zu je 2 aus den 8 vorhandenen Escadrons combinirt wurden, an den Feldzügen auf beiden Seiten des Rheins theil und fand Gelegenheit sich auszuzeichnen. Für den Krieg 1806 trat der Kurfürst von Sachsen als Verbündeter Preußens in den Kampf ein; bei Saalfeld war es, wo an der Spitze von 4 Schwadronen des Husarenregiments der Prinz Louis Ferdinand die französische Infanterie des ersten Treffens mit Erfolg attackirte, ehe er bei dem nachherigen Rückzuge den Heldentod fand. Nachdem ein Theil des Regiments bei Jena noch tapfer mitgefochten hatte, mußte es sich von den preußischen Truppen trennen, da der Kurfürst nach abgeschlossenem Waffenstillstande auf Napoleon's Seite getreten war. Die übermüthigen Verbündeten zwangen die Husaren zur Abgabe ihrer Pferde und Säbel.

Von 1807 bis 1813 focht das Regimen unter französischer Führung, 1809 in Oesterreich und Sachsen, 1812 in Rußland, 1813 in den Schlachten bei Bautzen, Großbeeren und Dennewitz mit stets gleicher Tapferkeit, jedoch je länger desto mehr erfüllt von Mismuth und tiefem Groll gegen die das sächsische Land muthwillig und rücksichtslos verwüstenden Franzosen. Zum ersten mal trat die lang verhaltene Bitterkeit und der innere Grimm, mit dem man schon längst alles, was von Napoleon und von den Franzosen kam, ansah, offen und unverhüllt hervor, als am 9. October 1813 Napoleon die versammelten Offiziere und Unteroffiziere des Regiments in einer von Caulaincourt in schlechtes Deutsch übersetzten Rede zu Muth und Ausdauer ermahnte, und diese mit tiefem Schweigen anstatt des erwarteten Vive l'empereur! eine beredte Antwort gaben.

War die schon im Mai 1813 erweckte Hoffnung, mit den Deutschen gegen die Franzosen zu kämpfen, nicht in Erfüllung gegangen, und folgten die Husaren auch in Pflichttreue gegen ihren König mit verhaltenem Groll den französischen Adlern, so glaubten sie doch am 18. October morgens auf die Billigung ihres Herrn, von dem sie indeß nicht rechtzeitig eine bestimmte Antwort erhielten, rechnen zu dürfen, als sie sich von den Franzosen trennten und unter Führung des Majors von Fabrice zu den Russen unter General Emanuel übergingen, auf die sie kurz vorher noch eine Attacke ausgeführt hatten, während der Regimentscommandeur und zwei Stabsoffiziere sich zum Könige begaben. Hiernach nahm das Regiment auf seiten der Verbündeten 1814 an dem Feldzuge in den Niederlanden theil, dann wurde es am 17. Juni 1815 entsprechend der Landesabtretung in zwei Theile geschieden, von denen der an Preußen übergegangene als Thüringisches Husarenregiment Nr. 12 noch heute die alten sächsischen Farben trägt. Der sächsische Theil der Truppen mußte nach der Rückkehr von der Occupationsarmee in Frankreich, als aus Rücksichten der Sparsamkeit und Einfachheit bei der Reorganisation der sächsischen Truppen an die Stelle von Kürassieren, Ulanen und Husaren eine Einheitscavalerie trat, im Jahre 1822 die Husarenuniform ablegen und führte von da ab den Namen „2. leichtes Reiterregiment Prinz Johann".

Aus der fast funfzigjährigen Friedenszeit verdient Erwähnung, daß dem Regiment der spätere Hauptmann und Lehrer der Kriegskunst und Kriegsgeschichte am Cadettencorps, Pönitz, welcher 1822 als Unterwachtmeister ausschied, angehört hat, „einer der fruchtbarsten Militärschriftsteller aller Zeiten und unter den fruchtbarsten der gründlichste, der es verstand, immer das Zeitgemäße zu erfassen und demselben die praktische Seite abzugewinnen". Uebrigens fand das Regiment vielfach zur Verhütung und Unterdrückung von bürgerlichen Unruhen Verwendung und dabei Gelegenheit, Zeugniß abzulegen, daß in hohem Maße Disciplin, Ehr- und Pflichtgefühl und Entschlossenheit in seinen Reihen herrschten.

Seine kriegerische Tüchtigkeit zeigte das Regiment dann reichlich in den Feldzügen von 1866 und von 1870—71; in ersterm wurde es theils im Verbande der sächsischen Cavaleriedivision, theils als Divisionskavalerie verwendet, im deutsch-französischen Kriege als Divisionskavalerie der 24. Infanteriedivision, mit der es bei Gravelotte-St.-Privat, Beaumont, Sedan und vor Paris focht, ohne jedoch in einem der beiden Kriege als geschlossenes Ganzes eingreifen zu können.

Am 17. December 1875 wurde das Regiment in das 2. königlich sächsische Husarenregiment Nr. 19 umgewandelt, mit dessen neuer Uniform es zum ersten male am 23. April 1876 ausrückte, nachdem es schon am 17. Februar desselben Jahres seinem jetzigen hohen Chef verliehen worden war.

In die Darstellung der durch zahlreiche Beilagen erläuterten Geschichte der Organisation und der Kriegserlebnisse des Regiments, welche letztern bei weniger eingehender Berücksichtigung der mit ihm zusammen wirkenden Truppen mehr hervorgetreten wären, hat der Verfasser in größern und kleinern Abschnitten an verschiedenen Stellen des Buchs auch die Schilderung der Verhältnisse im Innern der Truppe eingeflochten und durch diese Mittheilungen, welche über Menschen und Pferde, über deren Aufbringung und Ernährung, über ihre Bekleidung, Ausrüstung, Bewaffnung, über ihre Eigenschaften, über Ausbildung und Unterricht, über Disciplin und Strafen Auskunft geben, den Werth des Werks erhöht. Wenn der Verfasser hierin gerade eine Schwäche

seiner Arbeit zu erkennen glaubt, so meinen wir im Gegentheil, daß er in dieser Schilderung, für welche das nöthige Material zu finden sehr schwierig war, mehr geboten hat, als sonst Regimentsgeschichten aufzuweisen pflegen. Bezeichnet er in großer Bescheidenheit seine Leistung nur als eine compilatorische, so bleibt ihm doch das Verdienst, das reichliche Material, über welches er verfügte, in sehr ansprechender Art zu einem Ganzen gestaltet zu haben, und dafür wird ihm das Regiment wie der Leser zu Dank verbunden sein.

3. Geschichte des königlich preußischen 1. nassauischen Infanterieregiments Nr. 87 und seines Stammes, des herzoglich nassauischen 1. Infanterieregiments. 1809—1874. Im Auftrage des Regiments nach den vorhandenen Quellen zusammengestellt durch Alfred von Rößler. Mit 10 Karten und Plänen in Steindruck. Berlin, Mittler u. Sohn. 1882. Gr. 8. 7 M. 50 Pf.

Unter den zahlreichen Regimentsgeschichten, welche sämmtlich ebenso viele Denkmäler des Ruhmes sind, zeichnet sich das obige Werk als besonders werthvoll aus; denn nicht allein bietet es durch die interessanten Erlebnisse des Regiments, welche ebenso die wechselvollen Geschicke seiner nassauischen Heimat widerspiegeln, wie sie den inhaltreichsten Theil nassauischer Specialgeschichte in den letzten 70 Jahren bilden, eine Fülle lehrreichen Inhalts, sondern das Bild des Regiments hebt sich auch durch die unter geschickter Benutzung eines reichen Quellenmaterials klar und anschaulich abgefaßte Darstellung und Schilderung der großen Ereignisse, insbesondere des letzten Krieges, in erforderlicher Schärfe deutlich ab.

Der Verfasser beginnt mit einem kurzen Ueberblick über die ältesten, sehr complicirten Wehrverhältnisse in dem spätern Herzogthum Nassau, woraus die großen Schwächen eines aus zahlreichen Contingenten kleiner Reichsstände gebildeten Truppenkörpers entspringen, und geht dann im ersten Theile des Buchs zur Geschichte des nassauischen 1. Infanterieregiments über, welches als die Stammtruppe des jetzigen Infanterieregiments Nr. 87 anzusehen ist. Die Errichtung des Regiments erfolgte am 16. März 1809, um den Verpflichtungen des Rheinbundes nachzukommen; nach kurzer Zeit muß es Wiesbaden verlassen, um auf Befehl Napoleon's im Verbande einer französischen Division (Rouyer) an dem Kriege gegen Oesterreich theilzunehmen; im Verlaufe desselben gelangt es nach Wien, wo es vier Monate lang Garnisondienste zu leisten hat. Ende October 1809 marschirt es von dort nach Passau; am 22. December muß es von hier infolge der Ereignisse auf der spanischen Halbinsel zur Verstärkung der Armee in Catalonien abrücken. Am 6. März 1810 betrat es den spanischen Boden und erreichte endlich unter fortwährendem Geplänkel mit den catalonischen Parteigängern am 16. März seinen Bestimmungsort Barcelona. Während des fast vierjährigen Aufenthalts daselbst hatte es bei den verschiedenen Expeditionen zahlreiche Gefechte und einen unausgesetzten Guerrillakrieg zu führen, wobei es sich durch Tapferkeit und hartnäckige Ausdauer die größte Anerkennung seiner französischen Vorgesetzten erwarb; es mußte auch in der Stadt gegen geplante Ueberfälle und Vergiftungsversuche im großen auf der Hut sein. Die hingebende Pflichttreue des braven Regiments lohnte ihm im November 1813, nachdem die nassauischen Fürsten nach den Siegen der Verbündeten dem Bunde gegen Napoleon beigetreten waren, dieser dadurch, daß er es entwaffnen und kriegsgefangen nach Frankreich führen ließ. Erst der Einzug der Verbündeten in Paris befreite auch das 1. nassauische Infanterieregiment aus der Gefangenschaft, aus der es im Sommer 1814 in die Heimat zurückkehrte.

Kaum war dort seine Neuformation beendet, als der wieder ausbrechende Krieg es neuen Thaten entgegenführte. Der englisch-niederländischen Armee zugetheilt, erreichte es am 7. Juni 1815 Brüssel; am 18. Juni befand es sich im Centrum der englischen Schlachtenstellung unter dem Befehl des Prinzen von Oranien, gerade da, wo die Entscheidung der Schlacht stattfand, und behauptete die anvertraute Stellung mit ausdauerndster Tapferkeit gegen die wiederholten Angriffe des Feindes bei einem Verluste von 24 Offizieren und 619 Mann.

Nach mehrfachen Umformungen in der folgenden langen Friedenszeit führten 1848 der Aufstand in Baden das Regiment als Besatzung nach Manheim; die kriegerischen Ereignisse in diesem und dem folgenden Jahre nach Schleswig-Holstein und wieder nach Baden; am Feldzuge 1866 nahm es im 8. deutschen Bundescorps theil, ohne jedoch in den Gefechten, denen es beiwohnte, Gelegenheit zu hervorragender Thätigkeit zu finden.

Zufolge des abgeschlossenen Vertrags kehrte das herzoglich nassauische 1. Infanterieregiment am 10. September nach Wiesbaden zurück, wurde seines Eides gegen den bisherigen Kriegsherrn, an den die alten erinnerungsreichen Fahnen abgesandt wurden, entbunden und bis auf den jüngsten Jahrgang entlassen.

Der zweite Theil des Buchs geht zu der Geschichte des heutigen 1. nassauischen Infanterieregiments Nr. 87 über, in welches jenes aufging. Die Formation wurde am 5. November vollzogen; nach vierthalbjähriger Friedensthätigkeit, als der König rief, um dem übermüthigen Erbfeinde entgegenzutreten, finden wir das Regiment als einen Theil des 11. Corps im Verbande der Dritten Armee an der französischen Grenze bereit, die jungen Fahnen zum Kampfe zu entfalten, und sehen es, würdig der frühern Thaten der Stammtruppe, sieg- und ruhmreich an den entscheidendsten Kämpfen der Kronprinzen-Armee theilnehmen. Der erste Ehrentag des Regiments 87 war das Treffen von Weißenburg, in dem es zu der Ueberwältigung der festen Stellung des Feindes auf dem Gaisberge in hervorragender Weise und mit einem Verluste von 11 Offizieren und 166 Mann beitrug.

Es folgte als zweiter Ehrentag die Schlacht bei Wörth; das siegreiche Vordringen bis Fröschweiler in diesen Schlüsselpunkt der Schlachtstellung, sowie die errungenen

Trophäen bezahlte das Regiment aber mit dem Verluste von 27 Offizieren und 382 Mann. Von hier wurde es in unaufhaltsamem Marsche vor Sedan geführt, wo ihm an dem denkwürdigen 1. September das glückliche Los beschieden war, an den entscheidenden Punkten der Schlachtlinie, welche im Westen den eisernen Ring um den Feind schloß, einzugreifen, zahlreiche Trophäen zu erobern und so sich den alten Kämpfern von Waterloo ebenbürtig zu erweisen.

Das vierte Feld der sieg- und ruhmvollen Thätigkeit des Regiments lag vor Paris; nach Abführung der bei Sedan gefangenen Franzosen betheiligte es sich während vier Monaten zuerst im Süden, dann im Westen an der Einschließung und gehörte mit dem Füsilierbataillon zu den Truppen, welche nach Bezwingung der Hauptstadt am 1. März 1871 den siegreichen Einzug in dieselbe hielten. Unter den ersten Truppen, welche in die Heimat zurückkehrten, befand sich das 87. Regiment; wie es im Fußmarsch dem Feinde entgegengezogen war, so gelangte es auch zu Fuß in seine Friedensgarnison Mainz zurück.

Aus den Friedensjahren ist noch anzuführen, daß es im Verein mit dem 88. Regiment in Wiesbaden den 1870—71 gefallenen Tapfern in dankbarer Erinnerung ein würdiges Denkmal setzte.

Das mit zehn Karten und Plänen ausgestattete und mit interessanten Beilagen versehene Werk empfehlen wir allen denen, welche Interesse an der Geschichte der Armee nehmen.

4. Geschichte des 1. niederschlesischen Infanterieregiments Nr. 46 von Errichtung des Regiments bis zum Jahre 1882. Auf Befehl des königlichen Regiments bearbeitet von Münnich. Mit 4 Plänen. Berlin, Mittler u. Sohn. 1882. Gr. 8. 9 M.

Das junge Regiment verdankt seine Entstehung der im Jahre 1859 beschlossenen Reorganisation der preußischen Armee und ist zu dem, was es werden sollte, nach und nach aus Landwehrformationen umgebildet worden. Bei der 1859 allmählich ausgeführten Demobilisirung wurden aus den jüngsten Jahrgängen der zu den Fahnen einberufenen Wehrleute und aus solchen Mannschaften, welche weiter zu dienen wünschten, sogenannte Landwehrstammbataillone formirt. Die derartig am 10. August aus den drei Bataillonen des 6. Landwehrregiments aufgestellten Bataillone Görlitz, Freistadt und Glogau bildeten unter Führung des bisherigen Commandeurs des genannten Landwehrregiments und nach Commandirung von 12 Hauptleuten und 12 Lieutenants des 6. Linienregiments zu den dem besoldeten Stamm angehörenden Offizieren den neuen Truppentheil und erhielten sofort Rekruten. In schneller Folge und immer entschiedener vollzog sich im Frühjahr 1860 die Ablösung dieser Stammbataillone von der Landwehr. Zunächst erhielten sie am 5. Mai die Bezeichnung 6. combinirtes Infanterieregiment, demnächst wurde am 7. Mai die Abgabe der Landwehrfahnen verfügt und am 10. Mai bestimmt, daß die combinirten Regimenter die Uniform der bezüglichen Landwehrtruppen, aber mit den für die Linie befohlenen Abzeichen tragen sollten. Den Abschluß bildete die Cabinetsordre vom 4. Juli 1860, welche dem Regiment die Benennung als 1. niederschlesisches Infanterieregiment Nr. 46 verlieh, und hiermit beginnt die eigentliche Geschichte desselben.

Aus den Friedensjahren 1861—66 ist anzuführen, daß das Regiment, nachdem ihm gleich den andern neuformirten Truppentheilen Fahnen übergeben waren, in den Jahren 1863 und 1864 bei Absperrung der Grenze gegen das insurgirte Königreich Polen Verwendung fand und durch den hierfür erforderlichen beschwerlichen und mannichfaltigen Dienst eine fast kriegsmäßige Ausbildung und eine vorzügliche Vorübung für den Krieg von 1866 gewann, da die meisten der hierzu eingezogenen Reserven an der Grenzbesetzung theilgenommen hatten.

Dem 5. Armeecorps angehörend, erhielt das Regiment in dem Feldzuge 1866 seine Feuertaufe in der Schlacht bei Nachod am 27. Juni und bewährte sich, im Wetteifer mit den alten Truppentheilen um den Sieg ringend, durch Ruhe und kräftige Ausführung der ihm ertheilten Aufgaben. Fand es auch am folgenden Tage bei der Wegnahme von Skalitz nicht mehr Gelegenheit thätig einzugreifen, so war es ihm doch vorbehalten, am 29. bei Schweinschädel unter schweren Verlusten Zeugniß von seiner hingebenden Tapferkeit abzulegen, womit seine active Betheiligung an den Kämpfen dieses Kriegs ihren Abschluß fand.

Im Deutsch-Französischen Kriege trug das Regiment mit den andern Truppentheilen des 5. Corps bei Wörth durch zähe Ausdauer zur günstigen Entscheidung des hartnäckigen Kampfes bei und verhalf im entscheidenden Augenblick zum Siege, indem es an der Einnahme von Fröschweiler theilnahm; die Früchte des tapfern Verhaltens, etwa 600 Gefangene und 2 Geschütze, wurden theuer erkauft durch den Tod von 15 Offizieren, 33 Unteroffizieren und 330 Mann und durch die Verwundung von 22 Offizieren und Aerzten, 53 Unteroffizieren und 414 Mann.

Bei Sedan focht das Regiment im Westen der Umschließung und drang siegreich bis auf die letzten Anhöhen vor der Festung vor, bezahlte aber den fast unglaublichen Erfolg des Tags mit dem Leben von 10 Offizieren, 84 Unteroffizieren und Gemeinen, während 70 Offiziere und 50 Mann verwundet wurden, sodaß es nur noch 1590 Köpfe unter dem Gewehr zählte, die die Zahl der Offiziere aber so zusammengeschmolzen war, daß sogar Porteépéefähnriche und Vicefeldwebel Compagnien führen mußten. Die bewiesene Tapferkeit belohnte der allerhöchste Kriegsherr durch die beim Anblick der furchtbar gelichteten Reihen gesprochenen Worte: „Das sind also die Bataillone, welche, ach, ich sehe es nur allzu gut, ihre Pflicht gethan haben; ihr habt meine Erwartungen bei weitem übertroffen!"

Vor Paris stand das Regiment westlich in der von Bougival bis St.-Cloud reichenden Einschließungslinie, welche das 5. Corps gegenüber allen Ausfällen und besonders dem mit überlegenen Kräften am 19. Januar 1871 unternommenen Durchbruchsversuch siegreich behauptete. Am

Abend dieses Tags führte das Regiment noch den ihm ertheilten ehrenvollen Auftrag, die in die Hände der Franzosen gerathene Montretout-Schanze wiederzunehmen, mit größter Entschiedenheit und ohne einen Schuß zu thun, aus und beschloß mit diesem anerkennenswerthen Erfolge seine kriegerische Thätigkeit.

So weit die skizzenhaften Umrisse der vorliegenden Regimentsgeschichte. Da eine solche nicht nur die ruhmvolle Vergangenheit des Truppentheils zu allgemeiner Kenntniß bringen und das Gedächtniß seiner Heldenthaten für spätere Zeiten erhalten, sondern auch in der jüngsten Generation desselben einen gleichen Heldengeist erwecken soll, so muß jede tapfere That und jeder hervorragende Charakterzug einzelner, jedes den in der Truppe herrschenden Geist darthuende Vorkommniß ausführlich verzeichnet werden. Darum ist der Verfasser bei völliger Wahrung der Unparteilichkeit gegenüber andern Truppen in der Darstellung sehr ins Detail gegangen; er hat aber auch den Werth seines empfehlenswerthen Buchs noch dadurch zu erhöhen gewußt, daß er an verschiedenen Stellen desselben Angaben über die Bewaffnung, über kleine taktische Details, über Marsch-, Quartier-, Verpflegungs- und Gesundheitsverhältnisse, woraus Belehrung geschöpft werden kann, eingestreut und auch der Friedensübungen als Vorbereitung für den Krieg gedacht hat.

Vier gut ausgeführte Planskizzen von den Hauptactionen, an denen das Regiment theilgenommen hat, dienen zum bessern Verständniß des Textes. Den zahlreichen Beilagen, Listen und Personalien der Offiziere, Verlustlisten, ist eine Gedenktafel hervorragender Leistungen von Unteroffizieren und Soldaten im Frieden hinzugefügt.

5. Garnison- und Manövergeschichten. Erzählungen aus dem Soldatenleben von G. Ecknah. Hannover, Helwing. 1882. 8. 1 M. 50 Pf.

Die vier Erzählungen, deren Helden dem Soldatenstande angehören, sind erfreuliche Erzeugnisse eines künstlerisch beanlagten und mit reicher Phantasie begabten Verfassers; derselbe läßt die verschiedenen Herzensgeschichten bei ungesuchter natürlicher Composition und rascher Handlung in einfachem, gewandtem, jeder Prätension fremdem Stil ansprechend sich abspielen.

Den Anfang macht unter dem Titel „Der Herr Baron" eine humoristische Manövergeschichte. Ein hochmüthiger reicher Färbermeister einer kleinen Stadt erhält als Einquartierung einen Avantageur von den Kürassieren zugewiesen; der junge Baron verzichtet aber auf dies Quartier und schickt dahin seinen Burschen, einen unternehmungslustigen Färbergesellen. Dieser spielt die Rolle des Barons, läßt sich die reiche Bewirthung gefallen, bewirbt sich mit schnellem Erfolg um die hübsche Tochter und verlobt sich mit ihr unter freudiger Zustimmung des Vaters auf dem veranstalteten Balle. Die Kunde davon gelangt durch die Kammerzofe an eine junge Gräfin, welche in Herzensbeziehung zu dem wahren Baron steht; in der Annahme, daß dieser einen Jugendstreich ausgeübt habe, weicht sie ihm am andern Tage im Bivouak aus, ihre vertraute Freundin aber verspottet ihn wegen seiner Verlobung. Als dies der Bursche bei der Bedienung der Gäste zu seinem Schrecken hört, gesteht er seinem Herrn den gespielten Streich, und dieser nimmt, als auch nach einiger Zeit der Färbermeister mit Familie erscheint, um auf Befragen seinen Schwiegersohn, den Herrn Baron, zu besuchen, die Gelegenheit wahr, unter allgemeiner Heiterkeit das Quidproquo des Burschen aufzuklären, worauf der erzürnte Färbermeister sich versöhnen und den jungen Färber als Schwiegersohn sich gefallen läßt.

In der „Manöveridylle" lernt ein Reserveoffizier, Sohn eines reichen Domänenpächters und selbst tüchtiger Landwirth, in dem Marschquartier auf dem Schlosse eines alten Majors dessen liebliche Tochter kennen und lieben und nimmt beim Abschied die Hoffnung auf Gegenneigung mit. Nach einem Jahre will ihn sein Vater durch Ueberweisung eines gekauften Gutes selbständig machen, bestimmt ihm aber auch eine Cousine als Gattin; nach dem Geständniß des Sohnes, schon anderweit gewählt zu haben, läßt sich der Vater das Geheimniß des Namens der Erwählten gefallen, verschweigt aber dagegen den des neuen Besitzthums. Am Ende der Reise dahin erkennt der Sohn in dem Gute das vormalige Marschquartier und gesteht nun dem Vater, daß er die Tochter des frühern Besitzers liebe; der alte Amtsrath läßt ihm aber nur die Wahl zwischen dem Gut oder seiner Erwählten. Ungewiß, ob die frühern Inhaber des Schlosses dasselbe schon verlassen haben, begibt sich der erregte Sohn in den Park, trifft dort die Geliebte, gesteht ihr seine Gefühle, die sie erwidert, und als er mit der Braut sich dem Schlosse nähert, erblickt er erstaunt seinen Vater, der mit dem Vorbesitzer Arm in Arm einhergeht. In diesem hat der Amtsrath seinen besten Jugendfreund, der einst sein Lebensretter aus Wassersgefahr gewesen ist und inzwischen einen adelichen Namen angenommen hat, wiedergefunden; beide Alten segnen freudigst den Herzensbund ihrer Kinder.

Der Inhalt von „Taktische Reformen" ist kurz folgender. Ein strebsamer Lieutenant, der anonyme Verfasser einer Broschüre, betitelt „Taktische Reformen", welche auf Empfehlung der höhern Vorgesetzten seinem Regimentscommandeur beim Felddienst als Anhalt dient, liebt die Tochter desselben, wird auch von ihr ausgezeichnet, wogegen der Vater, der seine Wünsche erfahren, ihm wenig Wohlwollen kundgibt. Während einer Uebung im Sinne der „Taktischen Reformen" versäumt der unglückliche Liebhaber, in Gedanken versunken, den richtigen Moment zum Eingreifen und greift dann noch dazu in fehlerhafter Art ein. Bei der ihn tadelnden Kritik fordert ihn der Oberst auf, die „Taktischen Reformen" zu studiren, erstaunt aber nicht wenig, als gleich darauf der erscheinende General ihm im Vertrauen mittheilt, daß der getadelte Lieutenant der Verfasser der Broschüre sei. Da dieser in seiner Anonymität beharrt, wandeln sich die Gesinnungen des alten Herrn zu seinen Gunsten; er fordert ihn bei einem Gartenfest zur

Annäherung an die Tochter auf, und als der junge Hauptmann sie als Gattin heimführt, bringt der Oberst ein Hoch auf die „Taktischen Reformen“ aus.

Weniger einfach ist das Schlußstück „Wiedergefunden“. Der Held desselben, ein kunstliebender Offizier, wird der erhörte Geliebte einer reichbegabten Schauspielerin, findet aber einen Nebenbuhler in einem Collegen derselben; dieser unterschlägt während der dienstlichen Abwesenheit des Offiziers die beiderseitigen Briefe; die Getäuschte wähnt sich vom Geliebten verlassen, folgt nach dem Tode ihrer Mutter und stellenlos in der Verzweiflung dem Rathe des Schauspielers, jenseit des Meeres ihre Kunst zu verwerthen, wohin er sie begleitet. Nach mehrern Jahren kehrt sie, um den Bewerbungen des Verhaßten zu entgehen, nach Europa zurück; er folgt ihr dahin; von seinen Zudringlichkeiten befreit sie ein junger Edelmann, den sie einst als Gouvernante bei seiner Mutter kennen gelernt. Den Geliebten als verloren betrauernd, wird sie Frau ihres Befreiers; der verschmähte Schauspieler rächt sich durch die Mittheilung seiner Schurkenstreiche gegen sie und den Offizier. Dieser hat nach dem französischen Kriege den Abschied genommen, sucht bei dem Director einer Actiengesellschaft eine Anstellung und findet in dessen Frau die gesuchte Geliebte. Im Schmerz darüber tritt er an einem entlegenen Orte in den Eisenbahndienst; als Bahnhofsinspector findet er hier zum zweiten male die Geliebte, welche Witwe geworden, schwer erkrankt in einem verunglückten Zuge wieder; seine Mutter, der er sein Geheimniß anvertraut hat, pflegt die Leidende und gewinnt sie so lieb, daß sie einen andern Heirathsplan aufgibt und die Wiedergefundene als zukünftige Schwiegertochter betrachtet. Aber eine indiscrete Mittheilung jenes vortheilhaften Heirathsprojects veranlaßt diese, sich dem vermeinten Glücke des noch immer Geliebten zu opfern und sich, während er abwesend ist, zu entfernen. Der durch diesen neuen Schlag Niedergebeugte begibt sich, nachdem alle Nachforschungen sich als vergeblich erwiesen haben, auf eine Erholungsreise zu einem alten Freunde am Rhein, und dort findet er in der Residenz die abermals Verlorene als Debutantin auf der Bühne zum dritten male wieder, um nun dauernd mit ihr vereint zu werden.

Indem wir das Buch mit großer Befriedigung aus der Hand legen, empfehlen wir dasselbe jedem Leser als eine angenehme Lektüre und sprechen den Wunsch aus, uns noch öfter an Producten des Verfassers erfreuen zu können.

Neue Erzählungen und Romane.

1. Gesammelte Erzählungen von Magdalene Thoresen. Frei nach dem Norwegischen von Walter Reinmar. Fünfter Band: Bilder von der Westküste Norwegens. Berlin, Guttentag. 1883. 8. 3 M.
2. Schiffer Worse. Roman von Alexander L. Kielland. Uebersetzung aus dem Norwegischen von Mary Ottesen. Berlin, Auerbach. 1882. 8. 3 M.
3. Leopold Kompert's gesammelte Schriften. Berlin, Gerschel. 1882. 8. In Lieferungen zu 50 Pf.
4. Im Banne Fortuna's. Eine Erzählung von Ph. Holitscher. Budapest, Grill. 1883. Gr. 8. 5 M.
5. Hohe Gönner. Eine Komödie in sechzehn Kapiteln von Ernst Wichert. Leipzig, Reißner. 1883. 8. 4 M.
6. Das Manöver bei Alt-Klücken. Komischer Soldaten-Roman von A. von Winterfeld. Drei Bände. Jena, Costenoble. 1882. 8. 13 M. 50 Pf.

Zwei Werke aus dem norwegischen Natur- und Volksleben; markante Specialstudien aus dem jüdischen Leben; ein großes Sensationsgemälde; eine mehr satirisch ausklingende Zeichnung aus dem modernsten Welttreiben; endlich ein komisches Stück Soldatenleben im Frieden — das bringen die uns vorliegenden sechs Sammlungen und Romane.

Wer sich an die prächtigen Novellen des Naturphilosophen Steffens erinnert, wer überdies weiß, daß die skandinavischen Felsenküsten und Hochlande die großartigsten Naturbilder aufweisen, nach denen sich auch der neueste Touristenzug unserer reiselustigen Generation hinzuwenden begonnen hat, der nimmt norwegische Erzählungen mit nicht wenig gespannter Erwartung auf; denn er denkt in ihnen etwas Besonderes, nicht Alltägliches zu finden, den im Volksgeist niedergeschlagenen Reflex einer an gewaltigen, fremdartigen Eindrücken fast überreichen Natur. Mit dieser Erwartung habe ich den vorliegenden Band von Magdalene Thoresen's „Gesammelten Erzählungen“ (Nr. 1) zur Hand genommen, und bin enttäuscht worden. Erzählungen sind es übrigens gar nicht; dieser Titel ist für die ganze Sammlung gewählt worden; im fünften Bande erhalten wir, wie der Specialtitel sagt, blos Bilder, Naturbilder von Norwegens Westküste, und zwar acht Nummern mit einem allgemeinen Schlußstück; nicht zwar, daß das erzählende Element ganz aus ihnen verschwunden wäre, aber es tritt in einem Grade hinter die Schilderung zurück, der es nicht erlaubt, von Erzählungen zu reden.

Diese Bilder setzen sich aus drei Elementen zusammen: das erste ist wirkliche Naturzeichnung, lauter Küstenlandschaften in Sturm und Sonnenschein. Aber die Feder unserer Verfasserin ist zu zahm, um den Eindruck des Grandiosen, durchaus Eigenartigen lebendig vor unsere Seele zu zaubern; wer ihn nicht schon aus andern Studien in sich trägt, wird ihn hier höchstens ganz vereinzelt empfangen; die eigenartigen Bildungen, Formen und Farben sind nicht fest und stark genug, nicht klar zugeschnitten, sie imponiren nicht. Das zweite Element sind Geschichten aus dem Volke, meist Sagen, manchmal in ganz eigenthümlicher Art erzählt, stückweise, im Conversationston, sehr

selten ein Ganzes bildend. Ob diese Art populär sein, das Natürliche im Volkston treffen soll, weiß ich nicht; mir hat sie nur den Eindruck hinterlassen, daß sie keine ganzen und vollen Lebensbilder gibt. Um so weniger, als sich fast überall das dritte Element hindurchzwängt, eine breite Reflexion mit oft ganz wunderlich auklingenden Gedanken, die zu häufig erscheint und durchaus nicht immer am rechten Platz ist. Magdalene Thoresen gibt sich darin als eine sinnige, denkende Natur; aber ihr Denken drängt sich vorlaut auf; wir suchen mehr lebendige Gestalten und anschaulich sprechende Thatsachen. Jedenfalls ist die Mischung aus den drei Stoffen nicht richtig getroffen; es fehlt der Composition an Rundung und Einheit, ebendarum an Anschaulichkeit.

Einige seltsame Gestalten allerdings haben einen eigenen psychischen Reiz; der in der todesstarren Natur despotisch gewordene Pfarrherr; so besonders die harte holländische Kapitänswitwe, die in ihre kalte Heimat zurückgekehrt ist, dazu die tief innerlich angelegte Tochter derselben, Andrea, der reiche Lehnsmann und seine zwei Söhne, welche drei alle nach der Hand des befremdend schönen und verschlossenen Mädchens verlangen. Diese letztere Geschichte, die einzige größer angelegte, ist auch die einzige voll und rund zugeschnittene.

Nur ein Beispiel von den höchst wunderlich zusammengewürfelten Gedankenspänen der Verfasserin. Sie hat eben ein auffallendes Lebensbild entworfen und fährt dann fort:

Das ist das Leben in seinen kleinen Zügen, das Leben in seinem Verhalten zu der Natur, in der es wurzelt, der Natur, welche nur große Züge aufweist; es ist die Schöpfungsgeschichte, welche stets die gleiche Ueberschrift trägt: danach, wenn die Lust empfangen hat, gebiert sie die Sünde; die Sünde aber, wenn sie vollendet ist, gebiert sie den Tod. Es könnte fast scheinen, daß dem Rest der Poesie, welche noch immer das Leben verschönt, Gefahr droht, wenn die Cultur alles gleich macht und alles ebnet. Wo findet sich schließlich der Stein am Wege, der Licht und Schatten bedingt und trennt? Es hat keine Noth. Herz und Gemüth bleiben doch Sieger im Lebenskampf. Denn wenn auch die harten Steine die weichen zermalmen und zerreiben, es sind doch wieder andere Steine vorhanden, andere Charaktere, so stark an Kraft und Glauben, daß sie die Schwachen aufzurichten und zu schützen vermögen.

Was soll das zusammen heißen?

Die Sprache der Uebersetzung ist unschön, ganz ordinär, weder Kraft noch Anmuth entfaltend; hoffentlich ist das Original besser geschrieben.

Ein eigenthümliches Lebensbild bietet der Roman „Schiffer Worse" von Alexander L. Kielland (Nr. 2). Worse ist Kapitän der Brigg eines Kaufmannshauses von Sandsgaard, ein tüchtig erfahrener Mann und der erste, der sich aus dieser Gegend bis Rio gewagt hat. Von dieser Fahrt, seiner letzten, rühmlich heimgekehrt, fällt der bis dahin so gesund und klar denkende, dabei nichts weniger als kirchlich gesinnte Mann in die Hand der Haugianer. Die ehrgeizige Vorsteherswitwe der Sekte, Madame Torvestad, versteht den ältern Mann zur Heirath mit ihrer ältesten Tochter Sara zu bringen, einer fanatischen Sektirerin, die überdies schon eine Liebe im Herzen trägt. Das thut nicht gut und kann nicht gut thun. Der einfache schlichte Mann wird durch die frömmelnden geistlichen Einwirkungen so sehr außer Rand und Band gebracht, so unklar, mit sich, Gott und der Welt uneins, in die Furcht vor dem Teufel so hineingejagt, daß er zusehends abmagert und bald im Delirium stirbt. Henriette, der Madame Torvestad zweite Tochter, hat ihr noch gesundes, nicht von dem Sektenkram verrücktes Herzchen Worse's keckem Schiffsjungen Lauertz geschenkt, soll aber mit Gewalt einen der Heiligen heirathen und — ertränkt sich. Das ist also das Leben in einer hervorragenden Familie unter den Frommen, ein jedenfalls eher widerlicher als anmuthender Gegenstand der Schilderung.

Das Buch gibt sich eigentlich mehr als ein Gemälde jener Sekte, und zwar schildert es hervorragend die schlimme Seite an den Erleuchteten, wenn auch ganz objectiv die sittlichen Vorzüge hervorgehoben werden, welche hier und dort aus der strengen Lehre hervorgegangen sein mögen. So erklingt denn nur im ersten Kapitel ein frischer Lebenston; vom zweiten bis zum verhängnißvollen Schluß liegt über dem Ganzen der graue Himmel der Kopfhängerei mit dem doppelten Zubehör Fanatismus und Heuchelei. Nur ein einziges mal noch geht ein belebender Luftzug hindurch, bei jenem heitern Festmahl der zwei alten befreundeten Kapitäne Worse und Rundulf, wobei sie so recht von Herzen ihrer jugendlichen Seemannsabenteuer gedenken; es ist eine frische Brise in der Stickluft, die bittere Lection hinkt aber hinterher.

Wunderliche Leute sind es diese „Brüder und Schwestern", und doch wieder von der Sorte wie überall, wo das frömmelnde Wesen den Charakter einer geschlossenen Gemeinde der Heiligen annimmt. Wunderliche Leute in allen Abstufungen, von dem pfiffigen Rechner und Handelsmann Sievert Geschwind an, dem Gottes Wort und der Heiland im Herzen nicht verbieten, den Nächsten um diese oder jene Ladung Waaren zu betrügen, bis zu dem unerbittlich harten Sektenprediger Nilsen Fennefos, der eine heftige Liebe zu Sara im Herzen trägt, aber energisch diese Versuchung des Teufels austreibt und zur Sicherheit in die Heidenmission geht. Eine schwüle Atmosphäre und muffige Luft in diesen Gemeinden und Betsälen, diesen Cirkeln und Familien! Dem gesunden Magen vergeht der Appetit an dem überreich mit frommen Sprüchen gesegneten, übrigens ziemlich frugalen Gastmahltische der Sektirer.

Nebenbei blicken wir in das ganz eigenthümliche Treiben eines stillen norwegischen Küstenstädtchens, halb in enger Abgeschlossenheit altconservativen Stils, halb aber doch wieder welterschlossen durch Handel und Schiffahrt; für unsere Ideen ganz seltsame Sitten und Thätigkeitsformen; das Allerinteressanteste, ein universelles Volksbild eigensten Stils, ist um Weihnachten der große Heringsfang im Fjord mit ganz seltsam alterthümlichen Scenen aufgeregten Tag- und Nachtlebens, welches auch die Heiligen ergreift.

Es ist wenig anmuthende Lektüre, und auch die Kunst des Schriftstellers scheint mir nicht eben groß.

In eine nicht minder fremdartige Welt ganz anderer Art führt **Leopold Kompert** ein mit seinen „Gesammelten Schriften" (Nr. 3), einer umfassenden psychischen Studie über das Judenthum, ein Feld, auf dem er ohne Zweifel vollständig bewandert ist. In den beiden Bänden: „Aus dem Ghetto" — es sind fünf Erzählungen von sehr verschiedenem Umfang und am Schluß eine Anzahl Märchen — und den „Böhmischen Juden" tritt uns in gleicher Weise nach seiner religiösen und social-politischen Seite das Leben und Weben der jüdischen Gemeinde und Familie entgegen, der ganze eigenartige Denkkreis dieser ausnahmsweise gestellten und gestalteten Gesellschaft, ihr Gebaren unter sich und gegenüber den Christen, intensiv bis ins Einzelste der charakteristischen Grundzüge hinein. Daß er dabei unmittelbar aus lebendiger Beobachtung und realer Kenntniß schöpft, ist auf den ersten Blick zu erkennen, wird aber noch im Besondern durch die Masse der für uns fremdartig klingenden und direct aus dem Hebräischen genommenen Bezeichnungen von allerlei Lebensformen, Gebräuchen und Gebrauchsgegenständen und Riten bezeugt, zumal soweit sie mit religiösen Fragen in engerm oder weiterm Zusammenhang stehen. Der Verfasser hat mit diesem specifischen Object sofort einen wesentlichen Vortheil gewonnen; er führt auf ein so eigenartiges und gerade in diesem Ton so wenig bebautes Feld, daß er mühelos den Anschein des durchaus Originellen gewinnt. Wer nicht schon sehr viel und eben auch über diese Kreise gelesen hat — und unter Hunderten der gewöhnlichen Leserwelt mag das achtundneunzig Personen treffen —, der fühlt sich in eine so eigene, so von allen gewohnten Anschauungen abweichende Welt und Weltanschauung hineinversetzt, daß sich seiner sofort eine gewisse Spannung bemächtigt: die Anregung ist von selber mit dem Object da.

Es sind gar seltsame, in ihrer Art markante Gestalten — wir befinden uns zunächst in Preßburg und zwar während der Besetzung der Stadt durch die Franzosen nach der wagramer Schlacht — dieser kaiserlich gesinnte, praktisch speculirende Leb Rother, in Compagnie mit seinem Freunde, dem „langen Christoph", Wirth zum Goldenen Kreuz auf dem Schloßberge, seines Zeichens halb Christ und halb Jude; oder der Gegner dieser beiden, der französirende Chajim Fränzos, Winkellehrer und Schacherer, mit seiner schönen Braut Blümele. Und mindestens ebenso wunderlich ist die Geschichte. Chajim hat den Leb an die Franzosen verrathen; dafür ist er im Ghetto mit seiner Braut förmlich verfemt. Da entschließt sich Blümele, bei dem französischen General Leb's Leben dadurch zurückzukaufen, daß sie das Opfer bringt, welches der bekannten Erzählung von Judith und Holofernes zu Grunde liegt, nur daß sie den Herrn am Schlusse nicht tödtet. Das Opfer wird vollzogen und die Geschichte ist aus. Oder es sind, um das am weitesten ausgesponnene dieser Lebensbilder anzuführen, wunderliche Leute: dieser wohlhabende Randar, d. i. Pächter einer herrschaftlichen Dorfschenke, die denkende Frau desselben, und die Kinder Hannele und Moritz. Letztere kämpfen einen innern Conflict durch: Moritz ist von der Mutter zum Studiren bestimmt worden, wird Mediciner und schwankt eine Zeit lang in seinem Glauben; Hannele, die als Jugendgespielin zu dem talentvollen Christenknaben Honza, welcher katholischer Priester wird, Liebe gefaßt hat, ist nahe daran, durch ihn zur Christin sich bekehren zu lassen. Beide fechten aber den Kampf durch und bleiben beim Glauben der Väter. Die alleroriginellste Figur der Erzählung ist der Schnorrer, d. i. der unruhig umherziehende Bettler oder Landstreicher, Menzel Wilna, ein religiöser Phantast, der sich zu der Idee verstiegen hat, daß er berufen sei, Jeruschalaim wieder aufzubauen, und wirklich einmal nach Paläftina pilgert. Man nehme ferner jenen Schlemihl, dem von früher Jugend an alles misglückt, am allerärgsten die Brautfahrt; die kurze Geschichte führt consequent bergab, bis der ungeschickte Tropf sein Haus einem längst schon aus Familienrache auf den Besitz lauernden pfiffigern Glaubensbruder abtreten muß und verunglückt. Oder man wende sich jenen zwei Geschichten zu, in denen es sich um das schwerste Verbrechen handelt, den Abfall vom Glauben. Im „Dorfgeher" ist es der lang in der fremden Welt draußen den Studien ergebene, in der Familie als verschollen geltende älteste Sohn, der, von einem nicht zu überwindenden Zuge getrieben, als Unbekannter ins Aelternhaus heimkehrt und nun von dem Treiben und Denken der traulich in sich geschlossenen Familie, Vater und Mutter, Schwester und Brüderchen, so nachhaltig berührt wird, daß er darüber die ganze ferne Welt fahren läßt, auch die christliche Geliebte, um wieder zum Glauben und Leben mit den Seinen zurückzukehren. Schlimmer steht es mit der „Verlorenen"; das ist die Tochter des Dorfjuden, die wirklich vom Glauben abgefallen ist und einen Bauern geheirathet hat, zwei in den Augen ihrer Familie unbegreifliche, vor zehn Jahren begangene Verbrechen, die noch nicht gebüßt oder gesühnt wurden. Es sind wieder ganz eigene Leute, diese Juden: die steinalte Großmutter Marjim, der unerbittlich starre und bis auf den Tod gegen die Abtrünnige erbitterte Bruder Joseph und dessen Söhnchen Fischele. Wir stehen da in einer Atmosphäre, die uns fast zwingend halb mit widerwillig empörten und halb mit mitleidigen Gefühlen festhält; es ist eine Gedankenwelt, halb unverständlich, fremd, dumpf uns umspinnend. Erst ganz langsam, nach schwerfälligsten Denkprocessen und erschütternden Gemüthsbewegungen, wird es in Joseph's hartem, fanatisch vom alten Talmudglauben befangenem Kopf licht. Der Schluß, wie die alte Mutter versöhnt stirbt und die so lange in fast tödlicher Feindschaft auseinandergegangenen Geschwister an ihrem Bett sich die Hände reichen, ist menschlich schön. Zu den allerseltsamsten Gestalten zählt der halbstudirte Bauer Stephan Parzik, „der Dechant" genannt, ein ingrimmiger Feind der Geistlichen, der sich in seinem Haß sogar an dem

heiligen Nepomuk vergreifen will, was zu einem gefährlichen nächtlichen Streit mit dem Juden führt, denn gerade der will auffallenderweise diese Profanation nicht geschehen lassen. Dazu des Dechanten Tochter Anegka, erst als freundlich gehaltene Dienerin des Judenhauses eigentlich ein Glied desselben geworden, dann durch des katholischen Pfarrers Einflüsterungen aus diesem Heim vertrieben, von da an unglücklich und verschollen. „Ohne Bewilligung" führt die Frieden und Familienglück störenden Ehehindernisse vor; „Trenderl" die für einen Juden erheblichen Schwierigkeiten, in den tüchtig kräftigen Arbeiterstand einzutreten. Dort überwindet eine recht couragirte Frau, welche die Reise nach Wien zum Kaiser wagt und Glück hat, die Schwierigkeiten; hier bleibt ein gut erzogener und über die herrschenden Vorurtheile hinweggeschrittener junger Mann Meister; er schafft sich durch eigene Kraft eine geachtete Lebensstellung und gewinnt nebenbei eine reiche und passende Frau. In manchen dieser Geschichten geschieht eigentlich wenig von Bedeutung, doch sind ganze Lebens-, Herzens- und Familienbilder in ihnen gezeichnet; so ist „Alt-Babele" nur ein Genrebildchen ohne Handlung.

Kompert's Erzählungen aus dem Judenthum sind eine Specialität. Daß sie jenes Leben treu, nach reiflicher Erfahrung widerspiegeln, daran kann gar kein Zweifel sein. Er will uns wirklich das innere Wesen, den Geist jener immer noch für uns befremdenden Sitten, Gebräuche, Lebensanschauungen, jener religiös determinirten Lebensführung darlegen, die das geschlossene Judenthum bis auf den heutigen Tag wie eine Welt für sich erscheinen läßt. Seine Stärke sucht und hat er auch in den eingehend durchgeführten psychischen Zeichnungen eines Kampfes, den diese Personen in sich durchfechten, eines schweren und harten Kampfes zwischen unversöhnlichen Weltanschauungen, einer weltfremden, dogmatisch eingeschnürten Jugenderziehung und den nachfolgenden Berührungen mit dem neuzeitlichen Leben; man nehme als die eindringlichst durchgeführten Beispiele jenen Randarssohn Moritz oder den schachernden Dorfjuden Joseph. Es ist der innere Kampf zweier Seelen, eine Logik und Gefühlsweise, die uns so fern als möglich steht. Da ragt eine mit dreitausendjährigem Rost überdeckte Welt in unsere Kreise herein, die uns wie ein beklemmendes Räthsel drückt. Alle Achtung vor der intensiv geistigen Kraft, mit welcher Kompert die innersten Fasern dieser Seelen zersetzt. Aber bei den Lebensbildern wird uns nicht wohl; schwer und dunkel wird uns in dieser talmudisch befangenen Atmosphäre; die halb unverständlichen bittern Seelenkämpfe, durch welche wir uns mit seinen Gestalten hindurchschlagen müssen, hemmen die Freiheit unseres Geistes, beengen den Athem, schnüren die Brust ein; es sind gefesselte Seelen, die ihre Ketten sprengen wollen. Wir warten mit Bangen auf eine erträgliche Lösung und sind schließlich froh, wenn wir das Buch weglegen und wieder im freien, frohen, hellen Sonnenlicht wandeln.

Mit Holitscher's „Im Banne Fortuna's" (Nr. 4) geht es wieder in die moderne Zeit hinein. Zunächst haben wir uns da mit einer Vorbemerkung des Autors auseinander zu setzen: er sagt, er habe sich im ganzen getreu nach den Memoiren aus dem Leben eines ungarischen Gutsbesitzers gehalten und nur weniges daran umgestaltet; nur „in ihren unwesentlichsten Theilen" habe er die Wahrheit der Dichtung geopfert. Einleuchten will mir diese Notiz durchaus nicht; denn, um es kurz zu sagen, ich halte den ganzen Lebenslauf in seinen Grundzügen für unmöglich, unmöglich sogar in den Zeiten unserer neuesten schwindelhaften Speculation, für das Product einer bis auf den romantischen Siedegrad erhitzten Phantasie. Von Einzelstücken aus derartigen Carrièren, die mit der Geschwindigkeit und zur vollen Höhe des Dampfmaschinenzeitalters aufsteigen, bis irgendeine verunglückte Combination, eine Schicksals- oder Zufallslaune sie ebenso rasch herunterwirft oder gar zerschmettert, von Einzelthatsachen dieser Art hören wir in allen Ländern und aus allen Gesellschaftskreisen; daß aber so viele auf Ein Leben sich mit solcher Wucht concentriren — dazu auf ein kurzes Leben, denn die active Rolle ist relativ früh ausgespielt —, das ist fast eine physische Unmöglichkeit und bedingt eine ganze Reihe von Mängeln der psychischen Motivirung, die sich auch mit Leichtigkeit aufzeigen lassen.

Im ganzen ist die Tagesliteratur über die nervenzerreißenden Effect- und Sensationsstücke hinweggeschritten, die nach dem bestechenden Vorgang der Franzosen und Engländer auch unter uns Deutschen eine Zeit lang Mode waren; ein solches Sensationsstück ist aber der vorliegende Roman in seinen beiden Theilen, gewaltsam, freud- und ruhelos, überstürzt, die Saiten bis zum Springen spannend und die Nerven aufregend, das Auge blendend und bethörend, vom elektrischen Lichtstrahl zum grauenhaften Nachtdunkel überspringend.

Die Action zeigt übrigens eine consequent dramatische Bewegung: sie steigt im erschreckenden Schnellschritt bis zu fabelhaften Höhen aufwärts, und da ist die Peripetie; noch schneller geht sie von da abwärts, bis wir erschüttert, aus allen Gleisen geworfen, an allen Gliedern zitternd, vor den Abgründen des Menschenlebens und Menschenherzens stehen bleiben. Es ist ein erschreckendes Todthetzen gewaltsamster Motive, eine Fata Morgana!

Dieser Stephan Virag oder von Virag, Sohn eines zum armseligen Dorfschulmeister heruntergesunkenen Notars, fängt mit Null, als Lehrbursche und Dütendreher bei einem jüdischen Handelsmann seines Dorfs an, tritt dann in ein großartiges pester Geschäft, und da beginnen die Wunderdinge. Er kommt dazu, das eine mal dem Chef das bedrohte Leben, das andere mal in einem hochwichtigen Falle die Geschäftsehre zu retten, und steigt fabelhaft schnell. Das erste Wunder ist, daß sein Chef Silberberg ihm die 120000 Frs. schenkt, um die es sich vermöge unredlicher Handlung des Procuraträgers für die Kasse des Geschäfts gehandelt, und ihn mit diesem Einsatz als Betheiligten aufnimmt. Nun regnen die Reichthümer auf ihn nieder.

Es handelt sich um kolossale Speculationen in französischen Staatsbahnactien, um nicht weniger umfangreiche Creditoperationen, um Millionen in Rentenkauf, das Aufkaufen einer ganzen Rapsernte, um ein mächtiges Kohlenwerk, eine Farbenfabrik neuer Erfindung, Gewinn im tollen Hazardspiel, 5000 Stück in Crédit Mobilier, dann nach günstiger Verheirathung um die Ueberfahrt nach Neuyork, wo der Rummel erst recht losgeht im echt amerikanischen Stil. Als diese entscheidende Wendung eintritt, ist unser Mann 29 Jahre alt, hat ein herrschaftliches Gut großen Umfangs in seiner Heimatgemeinde angekauft, besitzt 20 Millionen in Staatspapieren, besitzt 1 Million Dollars in amerikanischen Wechseln, kurz ist dreißigfacher Millionär. Nachdem er in der transatlantischen Welthauptstadt sich fürstlich eingerichtet, fangen die riesigen Speculationen wieder an. Es seien blos die zwei genialsten genannt: Kauf und Ausbau einer ganzen bankrotten Eisenbahn, der für nicht ausführbar galt; Urbarmachung der bis dahin völlig brach gelegenen Sumpflandschaften am Red River und Mississippi auf großartigstem Fuß, in ihnen die prachtvolle Anlage einer ganzen Stadt, Virág-City. Alles glückt, bis das Kartenhaus zusammenstürzt. Der verheerende amerikanische Secessionskrieg bricht los, die wundervoll eingerichtete Stadt brennt nieder, das Land wird wieder zur Wüste. Und nun kommt das Aergste: der schlechte Vater von Virág's Frau, selber durch unsolide Speculationen ruinirt, im Bündniß mit einem noch schlechtern Vetter, der auf die Hand und das Gold der schönen Cousine speculirt, klagen den Mann bei der Unionsregierung auf Hochverrath an, bringen ihn ins Gefängniß, rauben den noch geretteten Rest seines ungeheuern Vermögens, wissen ihn als Flüchtling nach Europa herüberzuschicken und geben ihm $1\frac{1}{2}$ Millionen gefälschte Wechsel mit, wegen welcher er in Hamburg auf vier Jahre ins Gefängniß kommt; endlich wollen sie ihm auch noch eine starke Gewinnsumme in Brasilien stehlen, was aber durch die Energie von Virág's Frau vereitelt wird, die bis dahin von beiden, Vater und Vetter, niederträchtig hintergangen wurde und nun zu spät in das schuftige Gewebe einen Einblick gewinnt. Er selber, nach überstandener Haftzeit gebrochen, an aller Welt verzweifelnd, da er die eigene Gattin im Complot glauben muß, kommt auf sein daheim angekauftes Gut zurück, muß aber auch da noch eine harte Prüfung durchmachen, da man ihn nicht erkennt und für einen Betrüger hält. Da lebt er in weltabgeschiedener Melancholie bis an sein Ende. Die nach Europa zurückgekehrte Gattin, welche die einst im Uebermuth des ungeheuern Glücks begangenen Fehler längst eingesehen und gebüßt, hat ihn erst in Südamerika aufgesucht, dann nach allem für verstorben halten müssen, und stirbt selber vor Gram noch ziemlich jung, nachdem ihr Vater, der alte Sünder, sich umgebracht und der infame Vetter beim brasilianischen Versuch dem Zuchthaus verfallen ist. Die Tochter aber findet noch den Vater; das ist der letzte Lichtblick in seinem verdüsterten Dasein.

Eine solche Carrière ist ein Effectstück allermodernsten Schlags, in der Schlußpartie nach ihren Motiven eine furchtbar erschütternde Criminalgeschichte. Aber ihr Verlauf mit der Häufung erst von riesigen Glücksfällen und dann von ebenso ungeheuern Rückschlägen ist eine psychische und physische Unmöglichkeit. Die Lückenhaftigkeit insbesondere der seelischen Motive klafft auf jedem Schritt. Die Geschichte fordert einen starken Phantasieaufwand und ist in einzelnen Partien berauschend, so vor allem in dem mit großartigster Verwendung aller technischen Hülfsmittel vollführten Aufbau der Wundercolonie und in ihrer grauenhaften Zerstörung. Aber bei dem ganzen machtvollen Schauspiel geleiten uns die schweren Zweifel; an den Ruin mögen wir eher glauben, wenn wir eine Kenntniß von den erschreckend großartigen Zerstörungsmitteln jenes Riesenkriegs haben.

Eins aber sei bei diesem Anlaß überhaupt der Masse unserer Romanschreiber gesagt, die mit großmüthig hingeworfenen hohen Geldsummen, mit generösen Freunden und Wohlthätern, mit unbegrenzten Creditertheilungen nach Willkür umspringen; das ist nichts anderes als der Maschinengott neuesten Datums, der dort so gefällig ist, zu erscheinen, wo man sich rationell nicht weiter helfen kann und will; es ist romantische Fiction ohne alle reale und zumal ohne psychische Wahrheit. Hätten die Herren eine Idee vom praktischen Leben und von der Art, wie in diesem Geld verdient, aufgespart und auch verausgabt wird, sie wären mit dem gefälligen Mittel, ihre Conflicte zu lösen, unendlich sparsamer. So sind die Menschen nicht, und so ist nicht das Leben. Ein Kaufmann, der seinem Angestellten 120000 Frs. schenkt, selbst wenn ihm derselbe den größten Dienst geleistet hat, ist auf dem Planeten Mercur zu suchen; und ein Speculant, der, ohne irgendeine Kenntniß von den realen Verhältnissen eine unausgebaute Fabrik neuer Erfindung kauft, hat im neunundzwanzigsten Jahre seines Lebens nicht 30 Millionen zusammengebracht. Romantik neuesten Gepräges, gut für die „Gründer“!

J. J. Honegger.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Zur Physik.

Die Lehre vom Sehen. Von Joseph Le Conte. Mit 134 Abbildungen in Holzschnitt. (Internationale wissenschaftliche Bibliothek, 55. Band.) Leipzig, Brockhaus. 1883. 8. 5 M.

Von jeher haben die vielen und mannichfaltigen Räthsel des Sehens die Denker in Athem gehalten. Schon die Philosophen des Alterthums erschöpfen sich in verschiedenen, jetzt veralteten Hypothesen über die Hauptfrage selbst, wie die äußere Welt durch das Auge zur Seele dringe;

dann, nach langer Pause, begann mit dem Bekanntwerden der verbesserten Dunkelkammer durch Porta (1583) die richtige Theorie des Sehens zu dämmern, bis endlich Kepler (1602) letztere begründete, indem er erkannte, daß die Netzhaut das von den Augenmitteln verkehrt erzeugte Bild auffange, welches dann durch das Gehirn nach außen so zurückprojiciert wird, daß wir von jedem Gegenstand sein aufrechtes äußeres Bild sehen. Nach Lösung dieser Kernfrage tauchten die Forschungen nach der Ursache des Einfachsehens, des Körperlichsehens, der Farbenempfindungen, der Gesichtstäuschungen u. s. w. auf und suchten ihre Erledigung. So kam es, daß sich mit der Zeit eine Lehre über das Sehen herausbildete, welche zwar als Zweig der Physiologie in dieser Aufnahme gefunden hat, die aber auch ausführlicher selbständig behandelt und gepflegt worden ist. Als streng wissenschaftliches Hauptwerk über das Sehen ist in den Fachkreisen das „Handbuch der physiologischen Optik" von Helmholtz (1867) hochgeachtet, während für die Belehrung weiterer Kreise compendiös und leichter faßlich gehaltene Schriften auf dem genannten Gebiete sorgen. Zur letztern Kategorie von Büchern gehört das vorliegende Werk. Es ist zunächst für den allgemein Gebildeten, welcher mit der Wissenschaft vom Sehen bekannt werden will, geschrieben, wird aber auch den Studirenden der Physiologie und selbst den Fachmann der physiologischen Optik interessiren, indem nicht nur die bündige Darstellungsweise durchaus original ist, sondern auch viele neue Beobachtungen und eigenthümliche Erklärungen derselben gebracht werden. Nach dieser Richtung zeichnet sich speciell der dritte Theil aus, in welchem der Verfasser, auf Grund seiner selbständigen Versuche, die Gesetze der Augenbewegung, den Horopter, die Darstellung der Thatsachen der binocularen Perspective, die Gesichtserscheinungen bei Divergenz der Augen eigenartig behandelt, und überdies eine anziehende Vergleichung der Physiologie des binocularen Sehens gibt. Ueberhaupt hat der Verfasser seine meisten Arbeiten und seine Hauptstudien den Problemen des Sehens mit beiden Augen zugewendet, was sich darin zeigt, daß auch der zweite Theil des Buchs dieser Materie gewidmet ist; nur werden hier die einfachern und minder strittigen Partien des binocularen Sehens vorgetragen und zwar: das Zusammenfallen der correspondirenden Punkte in den beiden Gesichtsfeldern und das hieraus entspringende Einfachsehen bei zwei Netzhautbildern, ferner das stereoskopische Sehen und die betreffenden Theorien von Wheatstone, Brücke und dem Verfasser selbst, sowie endlich die Beurtheilung der Entfernung, Größe und Gestalt der Körper.

Während die beiden letzten Theile des Buchs sich mit der Wissenschaft vom binocularen Sehen beschäftigen, hat der erste Theil, nachdem in der Einleitung das Verhältniß der allgemeinen Sensibilität zu den Einzelsinnen besprochen worden ist, das monoculare Sehen zum Gegenstand. Hier gilt das früher erwähnte Kepler'sche Fundamentalgesetz der Richtungsstrahlen, vermöge dessen das Sehfeld die äußere Projection der Netzhautbilder ist. Es kommt also auf die Genauigkeit der letztern an, sowie auf die Empfindlichkeit der Netzhaut: in ersterer Beziehung also auf die richtige Construction des Auges als optisches Instrument, in letzterer auf den Bau und die Function der Netzhaut. Die Anatomie und Dioptrik des Sehapparats, dann die verschiedengradige Lichtempfindlichkeit der Netzhaut, mit besonderer Betonung der Stäbchen und Zapfenschicht sowie des gelben und blinden Flecks werden in diesem Theile behandelt; ferner das Zustandekommen der Farbenempfindung nach den voneinander abweichenden Meinungen von Brewster, Young, Hering und Hall, nebst den entsprechenden Erklärungen der Farbenblindheit. Hier sowol wie auch in manchen andern Punkten zieht der Verfasser die analogen Fälle der übrigen Sinne für die Entstehung der bezüglichen Empfindung zur Vergleichung heran und zeigt die Allgemeinheit des betreffenden Gesetzes. Aus einer solchen Generalisirung des Gesetzes der Projection der Netzhauteindrücke nach außen ergeben sich in einfachster Weise die Erscheinungen der Phosphene, der fliegenden Mücken, der Purkinje'schen Figuren, der Nachbilder u. dgl. m.

Die Entwickelung sämmtlicher Lehren basirt auf höchst einfachen Versuchen, die jedermann ohne besondere Umstände wiederholen kann und, bei dem hohen Interesse des Gegenstandes, wahrscheinlich auch wirklich nachexperimentiren wird. Geschieht dies, so bildet sich der Leser successive zu einem Beobachter auf diesem Felde, und weil er zum Analysiren der Erscheinungen gezwungen ist, auch zum Ausleger der letztern. Hierbei gelangt er durch einen natürlichen Uebergang in das Reich der Psychologie und lernt erkennen, daß viele Seherscheinungen, namentlich bei der Raumwahrnehmung, sowie in Bezug auf Entfernung, Größe und Gestalt der Körper, auf unbewußten Urtheilen beruhen, welche sich in einfachere Elemente auflösen lassen. Hier bekämpfen sich bekanntlich seit lange die nativistische und empiristische Theorie. Die erstere setzt die Anfänge der Raumwahrnehmung als angeboren voraus, während die letztere sie als durch die Erfahrung erworben annimmt. Der Verfasser des vorliegenden Werks sucht diese gegensätzlichen Ansichten auf Grund der heutigen Entwickelungstheorie zu versöhnen, indem er die angeborene Eigenschaft der Raumanschauung als ererbte Erfahrung auffaßt, zu der sich noch jene der individuell erworbenen Erfahrung hinzugesellt. Jene herrscht bei den Thieren, diese beim Menschen vor. Mit dieser Anschauung dürften die Unparteiischen einverstanden sein. Hiermit mag auch unsere Anzeige des sehr interessanten Buchs schließen, das selbst in Fachkreisen Aufmerksamkeit und bezüglich einiger Punkte auch weitere Erörterungen hervorrufen dürfte.

Geistliche Poesie.

1. Jahrbuch religiöser Poesien, herausgegeben von Julius Sturm. Jahrgang 1881. Wiesbaden, Niedner. 1881. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.
2. Geistliche Triolette. Eine Gabe für die Leidtragenden und für die Kirchencomponisten von Friedrich Oser. 1852—1881. Bern, Wyß. 1882. 12. 2 M. 60 Pf.

Zwei Vertreter einer Species der Dichtung, die sich von seiten der literarischen Kritik keiner hervorragenden Anerkennung zu erfreuen hat. Vielleicht kommt es mit daher, daß sie von vornherein nur ein begrenztes Feld der Wirkung beansprucht. Das „Jahrbuch religiöser Poesien" (Nr. 1) kündigt sich auf dem Titel als den Separatabdruck eines poetischen Blütenstraußes an, dessen einzelne Gedichte den Lieferungen einer homiletischen Zeitschrift anhangsweise beigegeben wurden. Danach dürfen wir diese Sammlung von Gedichten als das Werk von Theologen für Theologen bezeichnen. Ein Kreis von Männern trifft auf diesen Blättern mit einer Anzahl dichtender Frauen zusammen; beide wissen sich eins im religiösen Denken und Empfinden und fühlen sich angeregt, sich ihr frommes Bewußtsein gegenseitig auszusprechen, und allerdings hat das religiöse Leben eines Menschen, sowie alles, was ihn innerlich bewegt, ein Recht auf poetische Aussprache. Neben dem Herausgeber Julius Sturm, dessen Beiträge auch hier die anerkannten Vorzüge dieses Dichters aufweisen, finden wir von bekanntern Namen noch den Elsässer Adolf Stöber, der in den drei Gedichten, die er zu der Sammlung beigesteuert, am meisten eine eigene Physiognomie zeigt. Mit dem letzten Ausdruck haben wir eine poetische Tugend genannt, die sich auf dem Gebiete der geistlichen Lyrik nicht überreich vertreten findet. Auch in der vorliegenden Sammlung kehren bei den verschiedenen Dichtern dieselben Themata wieder, was eine gewisse Eintönigkeit hervorruft, die auch in der Behandlungsweise liegt. Einen weitern Mangel finden wir in der fehlenden Gestaltenbildung. Die religiöse Poesie hat eine große Vergangenheit, aber sie hat sich in ihren besten Zeiten nicht damit begnügt, subjectiv fromme Empfindungen auszusprechen oder biblische Umschreibungen in formgewandter Rhetorik zu liefern. Sieht man von diesen Ausstellungen ab, denen wir übrigens nicht blos der vorliegenden Sammlung gegenüber, sondern zugleich im weitern Blick auf die religiöse Poesie der Gegenwart haben Raum geben wollen, so wird man zugestehen müssen, daß das, was hier ernste Männer in kunstgemäßer Form bieten, einer wohlwollenden Beachtung werth ist.

Das Erwähnte gilt zum Theil auch von den „Geistlichen Trioletten" von Friedrich Oser (Nr. 2). Wenn der Dichter seine Gabe den Leidtragenden und den Kirchencomponisten zueignet, so hat er damit einerseits ihre erbauliche Tendenz und andererseits ihre Unterordnung unter die Musik ausgesprochen. Das Triolett, eine achtzeilige Strophe, deren erste Verszeile in der Mitte und am Schluß wiederkehrt, erscheint als eine geeignete Grundlage für musikalische Composition. Die wiederkehrende Verszeile mit dem dominirenden Reim bezeichnet den Wogenschlag auf- und absteigender Empfindung, der am Schluß durch das Zurücktönen in den Anfang zur Ruhe kommt. Kleine Veränderungen und Modulationen an der etwas spröden und nicht sehr entwickelungsfähigen Form zeugen von Nachdenken und Ueberlegung und sind meist ansprechend und bedeutungsvoll. Viele dieser kleinen Gedichte haben einen musikalischen Klang und harren der Composition; eine geringere Anzahl ist von so abstractem Inhalt, daß sie uns für den letztern nur schwer verwendbar scheinen. Im übrigen ist eine sehr große Zahl dieser 204 Triolette bereits in Musik gesetzt: ein Beweis, daß sie den Componisten eine willkommene Gabe sind.

Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs.

Das Wissen der Gegenwart. Deutsche Universal-Bibliothek für Gebildete. Band 1, 3 und 5: Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs in drei Abtheilungen von Anton Gindely. Mit vielen Illustrationen in Holzstich. Leipzig, Freytag. 1882. 8. 3 M.

Als ersten historischen Bestandtheil bietet die nach Zweck und Anlage an dieser Stelle schon früher gewürdigte „Deutsche Universal-Bibliothek für Gebildete" eine in drei mäßigen Bänden abgeschlossene Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs, eines Gegenstandes, für dessen Bearbeitung zur Zeit allerdings kaum jemand so geeignet erscheint wie Anton Gindely, der in der Behandlung dieser Aufgabe eigentlich seinen Lebenszweck gefunden und dafür durch langjährige archivalische Forschungen ein außerordentlich reiches Material zusammengebracht hat. Daß Gindely die Ergebnisse seiner Studien in dieser populären Form zugänglich macht, ist um so erfreulicher, als seine im größten Stil angelegte „Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs" außerordentlich langsam fortschreitet und bisher über die ersten Stadien des großen Kampfes nicht hinausgekommen ist. Andererseits freilich fordern die hier vorgetragenen Ansichten zum Theil sehr stark zum Widerspruch heraus, können aber kaum zum Gegenstand einer wissenschaftlichen Discussion gemacht werden, weil sie hier ohne die dazu unerlaßliche quellenmäßige Begründung vorgetragen werden. Gindely stellt vielmehr die Veröffent-

lichung der von ihm benutzten neuen Materialien erst für die Zukunft in Aussicht. Doch will es uns scheinen, als ob dieselben kaum ausreichen könnten, um die hier vorgetragenen Urtheile durchweg zu begründen; es überrascht z. B. nach der epochemachenden Publication von Hellwich, welche die Unschuld Wallenstein's zweifellos erwiesen und die Bluthat des kaiserlichen Hofs in ihrem wahren Lichte gezeigt hat, hier die Schuld Wallenstein's in den stärksten Ausdrücken behauptet zu sehen. Und ähnliche Punkte ließen sich noch mehr vorheben, namentlich z. B. in der Geschichte Gustav Adolf's. Doch müssen wir aus dem angegebenen Grunde für jetzt davon absehen.

Im übrigen liest sich die Gindely'sche Arbeit leicht und angenehm. Die Ausstattung der drei Bände ist ansprechend, und die beigegebenen Reproductionen alter zeitgenössischer Bilder liefern zum Theil eine dankenswerthe Anschauung von den äußern Formen der uns doch recht fremden Zeit.

Hans Prutz.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Die „Zeitfragen des christlichen Volkslebens" haben den achten Band eröffnet, dessen erstes Heft eine Abhandlung von Victor von Strauß und Torney enthält: „Das unbewußte Weissagende im vorchristlichen Heidenthum", worin der Verfasser mit gewohnter Gelehrsamkeit und Feinsinnigkeit die geheimnißvollen Beziehungen des Heidenthums zum Christenthum darlegt. Das zweite und dritte Heft gibt das Charakterbild von K. A. Mühlhäußer, dem Begründer der „Zeitfragen", in vollendeter Weise, und zwar aus der Feder des evangelischen Pfarrers zu Knielingen bei Karlsruhe, Johannes Reinmuth. Diesem haben für seine Arbeit die besten Quellen zur Verfügung gestanden, sodaß dieselbe nicht blos für Theologen, sondern auch für die Culturhistoriker von Werth ist.

— Im Verlage von Craz u. Gerlach in Freiberg in Sachsen ist eine „Sammlung bergmännischer Sagen" von Fr. Wrubel erschienen, welche wir als eine in ihrer Art ausgezeichnete empfehlen können. Das beigefügte Quellenverzeichniß läßt den unendlichen Fleiß erkennen, welchen der Verfasser auf seine Arbeit verwendet hat. Eine lexikalisch geordnete Erklärung der bergmännischen Ausdrücke erleichtert die Lektüre. Der Zauber jener bergmännischen Sagen ist ein ganz eigenthümlicher, der Reichthum der mit feinem Geschmack ausgewählten Stücke ein außerordentlicher. In bergmännischen Kreisen dürfte dieses Büchlein nirgends fehlen, aber auch als Geschenk für die Jugend ist es sehr geeignet; die hier niedergelegte köstliche Volkspoesie kann nur erfrischend wirken.

— „Die Lehre des Rabbi Jesua von Nazareth" hat A. Reichenbach nach den Evangelien und mit Aussprüchen aus dem Alten Testament und dem Talmud zusammengestellt (München, Merhoff). Diese Arbeit ist für das Volk bestimmt und enthält keine Kritik, sondern nur eine einfache Zusammenstellung; sie ist scheinbar sehr harmlos, will aber den Nazarener lediglich als jüdischen Gesetzeslehrer gelten lassen. Das „Volk" wird in der Broschüre höchstens die Parallelen aus dem Talmud neu finden, denselben aber nur dann Gewicht beilegen, wenn und soweit es das eigentliche Wesen Jesu in seine Lehrthätigkeit setzt.

— Als Ergänzung zu einer frühern Anzeige tragen wir aus der „Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge", herausgegeben von R. Virchow und F. von Holtzendorff (Berlin, Habel), noch nach Heft 398, enthaltend eine Bearbeitung des Themas: „Was geboren ist auf Erden, muß zu Erd' und Asche werden", von Fritz Pfuhl; desgleichen Heft 399: „Stellung und Leben der deutschen Frau im Mittelalter" von Gustav Reinsch; endlich aus den in demselben Verlag erscheinenden „Deutschen Zeit- und Streitfragen", herausgegeben von F. von Holtzendorff, das Thema in Heft 170: „Die katholischen Gesellenvereine in Deutschland". Wir brauchen nicht erst auszusprechen, daß auch diese Vorträge den Ruf der Herausgeber und der ganzen Sammlung nur bestätigen.

— „Poesie und Moral im Wortschatz" hat Otto Kares den Freunden des deutschen Volksthums gewidmet (Essen, Bädeker). In einer jedem Gebildeten verständlichen Form sucht er die poetische, moralische und nationale Bedeutsamkeit unsers Wortmaterials nachzuweisen; das Wort erscheint hier als eine dichterische und sittliche Lebensmacht, welche begeisternd auf die Jugend wirken soll. In ebenso gelehrter wie geist- und gemüthvoller Weise wird die Bildlichkeit der Wortdichtung, die ahnungsvolle Seelenkenntniß des Wortdichters, die Personification in der Sprache, die Wortsippschaft und ihr Werth für die Poesie, der reichste und schönste Accord der deutschen Wortdichtung, der Dichter als Wortschöpfer und als Dolmetscher der poesiereichen Volkssprache, die Verkörperung der sittlichen Ideen im Wortschatz u. s. w. besprochen. Es ist eine Fülle der trefflichsten Bemerkungen, welche sich hier niedergelegt findet; das Sprachstudium wird unendlich interessanter bei der Lektüre dieser Schrift, und der Sprachgenius erscheint uns in seiner göttlichen, geheimnißvollen Größe.

— Ein Compendium der Dogmatik des Brahmanismus ist „Das System des Vedânta" von Paul Deussen (Leipzig, F. A. Brockhaus). Es schränkt sich auf eine Analysis des Hauptwerks der Vedântaschule ein und will innerhalb dieser Schranken das System bis in seine letzten Verzweigungen verfolgen. Es möchte auch für weitere Kreise lesbar sein, ohne auf eine wissenschaftliche Durcharbeitung des Materials zu verzichten. Die vedischen Texte, auf Grund deren das System sich aufbaut, sind auszugsweise mitgetheilt; in einer umfassenden Einleitung werden wir unterrichtet über den Zweck und die Quelle des Vedânta, über exoterische und esoterische Vedântalehre u. s. w. Sodann folgen die fünf Theile, in welche das Ganze zerfällt: die Lehre vom Brahman, von der Welt, von der Seele, von der Seelenwanderung, von der Erlösung. Grundgedanke des Vedânta ist die Identität des Brahman und der Seele; daraus folgen dann alle weitern Lehren. Da wir es hier nicht mit einer Beurtheilung dieser Lehre selbst, sondern nur mit dieser neuesten Darstellung derselben zu thun haben, so können wir nur sagen: das Ganze ist die erstaunliche Leistung echt deutschen Gelehrtenfleißes und dürfte in dem betreffenden Literaturgebiet epochemachend sein. Der Verfasser vereinigt in glücklichster Weise tiefe Sprachkenntniß mit philosophischer Schulung, und so gewährt er uns einen großartigen Einblick in die Zusammenhänge jenes uralten Systems. Möge solcher Fleiß und solche Begabung den wohlverdienten Lohn finden!

Aus der Schriftstellerwelt.

In Wiesbaden starb am 16. April Johannes van Dewall (August Kühne), geboren am 29. November 1829, ein beliebter Romanschriftsteller, der als Artillerieoffizier die Feldzüge in Schleswig-Holstein und 1866 in Oesterreich mitgemacht und

sich seitdem der Literatur zuwandte. Die militärischen Skizzen, die er aus dem Kriegsleben heraus an die Zeitschrift „Ueber Land und Meer" eingesendet hatte, fanden durch ihren frischen Ton bei eleganter Fassung so vielen Beifall, daß van Dewall fernerhin den in dem Hallberger'schen Verlag erscheinenden Zeitschriften: „Ueber Land und Meer", „Romanbibliothek" und „Illustrirte Welt", Novellen und Romane einschickte, die ihm bald als Erzähler großen Ruf verschafften. Sein letzter Roman aus der Geschichte Hamburgs „Katherine Ollsand" erschien in der „Romanbibliothek", und noch zwei neue Romane aus seinem Nachlasse werden darin veröffentlicht werden.

Alle Romane von Dewall sind aus der Cavalierperspective abgefaßt: der Reitsport, das hohe Glücksspiel, Duelle, der militärische Ton und Tik herrschen fast in allen vor; auch sind es sehr oft Damen der großen Welt, denen die Hauptrollen zufallen und die sich von den Damen der Halbwelt nicht immer durch sichere Kennzeichen unterscheiden, oder die letztern selbst sind das Agens der Handlung. Wir haben in einem zusammenfassenden Artikel in Nr. 26 d. Bl. f. 1876 eine Charakteristik dieses Romanschriftstellers unter dem Titel „Novellen aus der Cavalierperspective" gegeben auf Grund folgender Erzählungen: „Der rothe Baschlik" (1873), „Eine große Dame" (2 Bde., 1875), „Der Spielprofessor" (1874), „Der Ulan" (1875), „Elise Hohenthal" (1876). Seitdem ist der regsame Autor, dem aus reicher Lebenserfahrung frische Erfindungen zuströmten, nicht müßig geblieben und hat eine Reihe von Erzählungen veröffentlicht, in denen er auch andere Töne anschlug: „Don Enrique de Ramiro", eine spanische Liebes- und Ehegeschichte im Stil der romanischen Novellistik (1877), „Strandgut" (1877), ein Roman von psychologischer Bedeutung, die Rehabilitation einer durch die Untreue der Braut zerstörten Liebe, „Eine Schweizerpension" (1879), eine Novelle mit humoristischen Gesellschaftsbildern und hübschen Naturschilderungen, „Der Roman eines Hypochonders" (1880), „Auf schiefer Ebene" (3 Bde., 1880), ein Hofroman, in dessen Mitte ein dämonischer Frauencharakter steht, „Die beiden Russinnen" (2 Bde., 1881) und „Nadina" (3 Bde., 1881), zwei Romane, von denen der letztere mehr psychologische Vertiefung besitzt, „Der alte Hans", „In die Fremde", „Mondscheingeschichten", „Graf Rübezahl" u. a. Mit Johannes van Dewall hat unsere Literatur einen sehr productiven Autor verloren, dessen Entwickelung noch nicht abgeschlossen war.

Bibliographie.

Die Angriffe des Reichstagsabgeordneten Herrn Richter gegen die Armee, beleuchtet von einem deutschen Soldaten. Hannover, Helwing. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Bernhardi, W., Konrad III. 2 Thle. 1138—1152. Auf Veranlassung Sr. Maj. des Königs von Bayern herausgegeben durch die historische Commission bei der königlichen Akademie der Wissenschaften. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 20 M.

Blaul, F., Träume und Schäume vom Rhein. In Reisebildern aus der Rheinpfalz. 2te verm. Aufl. Kaiserslautern, Gotthold. 1882. Gr. 8. 7 M.

Braddon, M. E., Mount Royal. Roman. Aus dem Englischen. 3 Bde. Berlin, Janke. 8. 10 M.

Engelmann, M., Die vegetarische Weltanschauung in Göthes Faust. Vortrag. Breslau, Langmann. Gr. 8. 1 M.

Engler, O., Darstellung und Kritik des leibnitzischen Optimismus. Inaugural-Dissertation. Jena, Neuenhahn. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Engelmann, M., Richard Wagner's Vermächtniss. Eine Ansprache an die gesammte denkende Menschheit. Breslau, Langmann. 8. 60 Pf.

Fessler, I. A., Geschichte von Ungarn. 2te vermehrte und verbesserte Aufl., bearbeitet von E. Klein. Mit einem Vorwort von M. Horváth. 5ter Bd.: Die Zeit der Könige von Joseph I. bis Leopold II. 1705—1792. Leipzig, Brockhaus. 8. 12 M.

Kommerzienrath Adolf Fleischmann als Nationalökonom und die Thüringer Hausindustrie. Soziale Studie in kritischen Anmerkungen von Freiwald Thüringer. Leipzig, Ehrlich. Gr. 8. 80 Pf.

Gadow, G., Die Freiheit der Wissenschaft und Herr Dubois-Reymond. Eine zugleich an die Adresse des Herrn Max Spangenberg, ehemaligem Vorsitzenden der „Freien wissenschaftlichen Vereinigung" an der Universität Berlin, gerichtete, aber nicht „im Auftrage" herausgegebene Betrachtung. Giessen, Fehsenfeld. Gr. 8. 50 Pf.

Geibel's, E., gesammelte Werke. In 8 Bdn. 1ste Lfg. Stuttgart, Cotta. 8. 50 Pf.

Göpfert, E., Geulinx' ethisches System. Breslau, Koebner. Gr. 4. 1 M. 50 Pf.

Goethe's Iphigenie auf Tauris. In vierfacher Gestalt herausgegeben von J. Baechtold. Freiburg i. Br., Mohr. Lex.-8. 4 M.

Gutberlet, C., Das Gesetz von der Erhaltung der Kraft und seine Beziehungen zur Metaphysik. Münster, Aschendorff. 1882. Gr. 8. 2 M.

Hunfalvy, P., Vámbéry's Ursprung der Magyaren, besprochen. Teschen, Prochaska. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Kleist, E., Luther-Lieder. Ein Beitrag zur Feier des 400jährigen Geburtstages Dr. Martin Luthers und zum evangelischen Kirchenbau zu Bischofstein im Ermlande. Leipzig, Reißner. 8. 1 M. 20 Pf.

Krause, K. C. F., Die Wissenschaft von der Landverschönerkunst. Aus dem handschriftlichen Nachlasse des Verfassers herausgegeben von P. Hohlfeld und A. Wünsche. (Zur Kunstlehre. III.) Leipzig, O. Schulze. Gr. 8. 2 M.

Kroker, E., Gleichnamige griechische Künstler. Ein Beitrag zur antiken Künstler-Geschichte. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 1 M.

Memoiren eines Livländers. I. — A. u. d. T.: Erzählungen meines Großvaters. Leipzig, Duncker u. Humblot. 8. 4 M.

Menger, C., Untersuchungen über die Methode der Socialwissenschaften, und der politischen Oekonomie insbesondere. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 7 M.

Merbot, R., Aesthetische Studien zur angelsächsischen Poesie. Breslau, Koebner. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Müller, J., Luthers reformatorische Verdienste um Schule und Unterricht. Berlin, Gaertner. Gr. 4. 1 M.

Pastor, C., Wahrheit und Dichtung in den Texten bedeutender Opern, Erläuterung und Feststellung des mythologischen und historischen Hintergrundes dieser Gattung von Bühnenschöpfungen. 1ste Lfg. — A. u. d. T.: Die Bühnendichtungen von Richard Wagner. Textlich erläutert. 1ste Lfg. Leipzig, Findel. Gr. 8. 1 M.

Petersdorff, R., Die wichtigsten Punkte der Methodik im gymnasialen Unterricht. 1ster Thl.: Allgemeine Grundsätze, die fremden Sprachen, Geschichte und Geographie. Pr. Friedland. 1882. Gr. 4. 1 M. 50 Pf.

Povinelli, A. H., Morgenwolken. Gedichte. Innsbruck, Wagner. 12. 1 M. 60 Pf.

Renan, E., Das Judenthum vom Gesichtspunkte der Rasse und der Religion. Vortrag. Autorisirte Uebersetzung. Basel, Bernheim. Gr. 8. 80 Pf.

Romanbibliothek der Gartenlaube. 1ste Lfg. Leipzig, Keil. 8. 1 M. 20 Pf.

Rönne, L. von, Das Staatsrecht der Preußischen Monarchie. 2te verbesserte und vermehrte Auflage. 3ter Bd.: Verwaltungsrecht. 1ste Abtheilung. Leipzig, Brockhaus. 8. 8 M.

Samarow, G., Schwere Wahl. Roman. 4 Bde. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 8. 15 M.

Sammlung von Vorträgen. Herausgegeben von W. Frommel und F. Pfaff. 10ter Bd. 2tes u. 3tes Hft.: Peter Paul Rubens als Gelehrter, Diplomat, Künstler und Mensch. Ein Charakterbild von F. Freih. Goeler v. Ravensburg. Heidelberg, C. Winter. 8. 1 M. 20 Pf.

Schlegel, E., Die Heirath auf Befehl. Lustspiel nach einem historischen Stoff aus der Zeit Friedrich Wilhelm I. Berlin, Entrich. Gr. 8. 1 M.

Spiethoff, G., Die Großmacht Presse und das deutsche Schriftsteller-Elend. Ein Wort an alle Zeitungs-Verleger und Literaten Deutschlands aus Anlaß des Falles Dr. Maron in Berlin. Düsseldorf, F. Bagel. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Stavenow, B., Die drei Freier und andere Humoresken. Görlitz, Foerster. 8. 3 M.

Stier, G., Corpusculum inscriptionum Vitebergensium. Die lateinischen Inschriften Wittenbergs, darunter Luthers 95 Sätze. Lateinisch und deutsch, mit einem Anhang deutscher Inschriften. 2. Gedächtnis-Ausgabe, durch die Melanchthon-Inschriften vermehrt. Wittenberg, Herrosé. 8. 75 Pf.

Strubberg, F. A. (Armand), Der Freigeist. Schauspiel. Kassel, Hühn. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Neuphilologische Studien. Herausgegeben von G. Körting. 1stes Hft. Paderborn, F. Schöningh. Gr. 8. 1 M.

Ufer, C., Vorschule der Pädagogik Herbarts. Dresden, Bleyl u. Kaemmerer. Gr. 8. 1 M.

Ullrich, V., Die horizontale Gestalt und Beschaffenheit Europas und Nordamerikas. Ein Beitrag zur Morphologie beider Erdenräume. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 4 M.

Vogel, B., Richard Wagner. Sein Leben und seine Werke. Leipzig, Rühle u. Rüttinger. 8. 1 M. 50 Pf.

Vogel, P., Mit Verlaub! Altbayerische Reime. München, Th. Ackermann. 8. 1 M. 80 Pf.

Die Völker Oesterreich-Ungarns. Ethnographische und culturhistorische Schilderungen. 12ter Bd.: Die Zigeuner in Ungarn und Siebenbürgen. Von J. H. Schwicker. Teschen, Prochaska. Gr. 8. 3 M. 75 Pf.

Wachenhusen, H., Die Jüngste. Eine Erzählung. Berlin, Janke. 8. 1 M. 50 Pf.

Wagner, B. A., Zu Lessings spanischen Studien. Berlin, Gaertner. Gr. 4. 1 M.

Wald, E. v., Zündspiegel. Militärische Humoresken. Leipzig, Reißner. 8. 1 M.

Waldeck, B., Briefe und Gedichte. Herausgegeben von C. Schlüter. Paderborn, F. Schöningh. 12. 2 M. 50 Pf.

Deutsche Zeit- und Streit-Fragen. Flugschriften zur Kenntniß der Gegenwart. In Verbindung mit Kluckhohn, A. Lammers, J. B. Meyer und P. Schmidt herausgegeben von F. v. Holtzendorff. 177stes Hft.: Die nationale Bedeutung des Kunstgewerbes. Von G. Portig. — 178stes Hft.: Das Heer der Seligmacher oder die Heilsarmee in England. Von R. Schramm. Berlin, Habel. Gr. 8. à 1 M.

Zellmer, W., Zur polnischen Politik des Kurfürsten Friedrich II. von Brandenburg. I. Bis zur Königswahl. Berlin, Gaertner. Gr. 4. 1 M.

Anzeigen.

Die Allgemeine Zeitung

(mit wissenschaftlicher Beilage und Handelszeitung)

früher in Augsburg erschienen

ist in Deutschland und Oesterreich durch die Postanstalten für 9 M. vierteljährlich (6 M. **für die 2 letzten Monate, 3 M. für den letzten Monat des Quartals**) zu beziehen. Preis bei directer Versendung unter Streifband monatlich 4 M. (5 M. 60 Pf. für die anderen Länder des Weltpostvereins). Quartalpreis bei wöchentlicher Versendung im Weltpostverein 14 M. 40 Pf., außerhalb desselben 19 M. 50 Pf.

Probenummern nebst neuestem Quartal-Register gratis.

Leitartikel, wissenschaftliche und handelspolitische Aufsätze 2c. 2c. in Nr. 121 bis 127.

Deutscher Reichstag. — Die westrussischen Landesbefestigungen. (I/II.) — Die Feier zur Eröffnung der schweizerischen Landesausstellung in Zürich. — Kann es in Oesterreich so weiter gehen? — Die Fortschrittspartei in Heeresangelegenheiten.

Pariser Chronik. (CXV.) — Ueber Gau- und Bisthums-Geographie. Von F. Thudichum. — Briefe an Charlotte von Kalb an Jean Paul. — Friedrich Franz' II. Antheil an dem Feldzuge von 1870. Von v. Colomb. — Römische Annalen. (XIV.) — Das Wissen der Gegenwart. — Zur Frage von den außerordentlichen Professuren an den bayrischen Landesuniversitäten. — Münchener Kunst. Von Fr. Pecht. — Gerhard Rohlfs in Abessinien. (I.) — Die neue Herbart-Ausgabe. Von H. Vaihinger. — Vom Berliner Leben. (II.) — Das Jahrbuch der Kunstsammlungen des österreichischen Kaiserhauses. Von K. von Lützow. — Rechtsgutachten der Münchener Juristenfacultät über die rechtliche Stellung der sächsischen Nationaluniversität in Hermannstadt. — Wiener Briefe. (CLIX.)

Handels-, Bank- und Börsenzustände in Frankreich. (Der Jahresabschluß pro 1882 des Crédit Foncier de France. Zur Convertirung der Rente.)

Aufträge für Streifbandsendungen an die Expedition in München.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die paläontologische Entwickelung des Pflanzenreichs.

Die Kryptogamen.

Von

G. de Saporta und **A. F. Marion.**

Mit 85 Abbildungen. 8. Geh. 5 M. Geb. 6 M.

(Internationale wissenschaftliche Bibliothek, 54. Band.)

Die Lehre vom Sehen.

Von

Josef Le Conte.

Mit 134 Abbildungen. 8. Geh. 5 M. Geb. 7 M.

(Internationale wissenschaftliche Bibliothek, 55. Band.)

Zwei neue Bände der „Internationalen wissenschaftlichen Bibliothek", welche den Publicationen dieses bekannten Sammelwerks ein botanisches und ein physiologisches Werk anreihen, beide von hervorragendem wissenschaftlichen Werth wie von leichtverständlicher Darstellung und durch zahlreiche Abbildungen illustrirt.

Verlag von **Sam. Lucas** in **Elberfeld.**

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Richard Wagner

sein

Leben und seine Werke

von

Wilhelm Tappert.

7 Bogen. Gr. 8. Broschirt. Mit Bildniß, Facsimile und Autogrammen des Meisters.

Preis: 2 Mark.

Wilhelm Tappert ist, als einer der hervorragendsten Kenner des Wirkens und der Werke Richard Wagner's, der berufenste Biograph desselben. In dem vorliegenden Lebensbild des großen Todten verwerthet er den großen Schatz seiner Jahrzehnte hindurch mit strengster Gewissenhaftigkeit durchgeführten Sammlungen aller von Wagner vorgenommenen oder über ihn erfolgten Publicationen; indem er das Leben und die Thaten des Verewigten in wahrheitsgetreuen Farben schildert, bringt er zahlreiche neue, bisher unbekannte Momente und veröffentlicht zum ersten male durch den Druck mehrere Aufsätze und Compositionsfragmente des Meisters.

Verlag von **Sam. Lucas** in **Elberfeld.**

Im Verlage von **Richard Mühlmann** in **Halle a/S.** ist erschienen:

Zwei Titanen, Prometheus und Faust.

Ein Vortrag

von **Dr. Christ. Muff.**

Broschirt 1 Mark.

Im Commissionsverlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Geschichte des 2. Königl. Sächs. Husaren-Regiments

„Kronprinz Friedrich Wilhelm des Deutschen Reichs und von Preußen" Nr. 19.

Von

M. von Süßmilch gen. **Hörnig,**

Oberstlieutenant z. D.

Eigenthum des Regiments.

8. Geh. 9 M. Elegant geb. 11 M.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Physiologie der deutschen Polizei.

Von

F. Ch. B. Avé-Lallemant.

8. Geh. 6 M.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 21. — 24. Mai 1883.

Literarische Unterhaltungen.

Literarische Reclame.

Die Reclame ist so alt wie die Welt, und wenn Ferdinand Groß in seinen von uns früher erwähnten Skizzen „Heut und gestern" unser Jahrhundert das Jahrhundert der Reclame nennt, so mag er es damit rechtfertigen, daß früher die enorme Ausdehnung des Annoncen- und Placatenwesens sowie eine in ihrer Organisation völlig ausgebildete Presse fehlte. Dadurch hat sich die Reclame freilich mehr in die Breite entwickelt, und auf den Flügeln der Telegraphendrähte und des transatlantischen Kabels kann sie auch mit Blitzesschnelligkeit ins Weite wirken. Das war früher nicht der Fall, wo nur die Postschnecke die Erzeugnisse der auf die Mitwirkung der Druckerpresse beschränkten Reclame in die Ferne trug. Wie alles heutigentags rascher verbreitet und rascher consumirt wird, so ist dies auch mit dem Ruhm der Fall, mit jenem Tagesruhm, den die Reclame schafft. Der dauernde Ruhm hat freilich damit nichts zu thun: er entwickelt sich langsam, oft durch lange Epochen der Verdunkelung hindurch, aus denen er plötzlich mit unerwartetem Glanze hervortritt. Seine Genesis ist geheimnißvoll; der Ruhm der Reclame wird vor aller Augen zurechtgemacht, wie ein Feuerwerk, bei dem die Umstehenden alle Vorbereitungen, von der Füllung der Patronenhülsen an bis zur chemischen Färbung der bunten Lichter, mitansehen können.

Die literarische Reclame ist übrigens nicht so erfinderisch geworden, daß sie gegen frühere Zeiten hierin einen besondern Vorsprung erreicht hätte. Daß ein Dichter seine gleichgesinnten Freunde um kritische Ermuthigung ersucht, ist wol sein gutes Recht, und wenn er einen Pack günstiger Recensionen über sein Werk zusammendruckt und in alle Welt verschickt, so ist auch dies etwas Naheliegendes und gewiß nicht Unerlaubtes. Der Fabrikant, der für seine Fabrikate Medaillen erhalten hat, druckt sie ja auch auf seinen Anzeigen und auf seinen Etiketten mit ab. Rühriger ist schon jene Reclame, welche die Blätter mit Notizen füllt über die im Entstehen begriffenen Werke eines Autors: der Dichter schreibe dieses oder jenes Stück, diesen oder jenen Roman. Das macht dann die Runde durch die Blätter: so schwimmt man stets oben auf dem Strom der öffentlichen Meinung. Oder die Zahl der Auflagen, die Zahl der abgesetzten Exemplare, wenn die runde Summe derselben hinlänglich ehrfurchtgebietend ist, auch die Honorarsumme, wenn diese der Liberalität des Verlegers und dem Vertrauen desselben auf die Beliebtheit des Autors ein imponirendes Zeugniß ausstellt: das sind solche Thatsachen, welche die eifrige Reclame durch die ganze Presse jagt. Bisweilen laufen auch einige Enten mit unter, welche lustig durch die Feuilletons plätschern. Es gab eine Zeit, wo junge Autoren die Tageskassen-Einnahmen bei jeder Aufführung ihrer Stücke bekannt machten: die Einnahmen waren oft sehr bedeutend, aber die Stücke selbst sind trotzdem längst vergessen. Oder die Kunde der vollendeten und beabsichtigten Uebersetzungen dient zur Empfehlung der Werke. „Ich bleibe manchmal ganz ernsthaft", sagt Groß, „wenn ich zum soundsovieltenmale lese, ein Stück von Paul Lindau werde nun endlich in Uebersetzung an der Comédie française in Scene gehen." Das alles ist im ganzen harmlos genug: nur bei der hohen Schule der Reclame, dem Theater, geht's etwas höher her. Wenn einzelne Dramatiker ganz wie die Darsteller ein Freicorps von Freibillets bezahlen, um sich hervorrufen zu lassen, und zwar möglichst stürmisch, und so einen verblüffenden Erfolg zu constatiren und zahlreichen Wiederholungen die Bahn zu brechen, so ist das schon ein Act feinerer

Berechnung, aber damit zu entschuldigen, daß das Theater eben etwas „abfärbt“ bei allen, die sich mit ihm beschäftigen.

Das Raffinement der literarischen Reclame hat indeß im ganzen nicht gerade zugenommen: wir zweifeln, daß eine der neuern Schriftstellerinnen auf einen so genialen Gedanken kommen werde, um ihre Schriften en vogue zu bringen, wie Frau von Krüdener, von welcher Ferdinand Groß erzählt: „Sie hatte einen Roman «Valérie» geschrieben. Sie ersann ein eigenartiges Mittel zu seiner Popularisirung. Incognito begab sie sich in Modemagazine und verlangte Hüte, Coiffüren u. s. w. à la Valérie. «Was meinen Sie damit?» Nun, die Sachen werden nach dem neuen großartigen Roman der Madame Krüdener so genannt. Nach und nach erfahren die übrigen Modewaarenhändler, daß Gegenstände à la Valérie stark gesucht werden, machen endlich welche auf gut Glück, und nachdem Frau von Krüdener etliche Novitäten à la Valérie eingekauft hat, zeigt sie dieselben ihren Freundinnen; diese kaufen sie auch, der Titel des Romans geht von Mund zu Mund, und ist ein Titel einmal populär, so finden sich auch Leser für das Buch.“

Wenn unsere neuen Romandichterinnen nicht so erfinderisch sind wie jene Dame, die ja auch die Heilige Allianz erfunden haben soll: so ist es auch mit der vielberufenen Kameraderie der Schriftsteller heutzutage nicht so schlimm, ja vielleicht weniger schlimm, als es in unserer classischen Epoche war. Daß einzelne ältere Dichter jüngere begeisterte Anhänger finden, das ist selbstverständlich und zu allen Zeiten der Fall gewesen; doch Schulen haben sich gerade in neuester Zeit nicht gebildet, und auch die „Cliquen“ gehören zu den Seltenheiten. Gleichartige Richtung kann einzelne Gruppen zusammenschieben, aber auch von ihnen geht jeder einzelne seinen Weg; auch die Lobesassecuranzen fallen nicht sehr ins Gewicht; sie kommen nur ausnahmsweise vor. Jeder einzelne kämpft mit allen um seine Geltung. Es wäre traurig, wenn das Genie nicht Bewunderer, das Talent nicht Anhänger fände, auch unter den Gleichstrebenden; doch eigentliche literarische Cliquen gibt es keine in neuester Zeit. Die Schriftsteller treten zusammen, doch zur Wahrung ihrer gemeinsamen Standesinteressen, nicht um sich gegenseitig ihren Ruhm zu verbürgen. Dergleichen Verbrüderungen, wie sie von unserer classischen Epoche erzählt werden, könnten heute nicht in gleicher Weise geschlossen werden: das wäre gegen den point d'honneur der Verleger, Redacteure und Schriftsteller. Wir meinen den folgenden Fall. Als Schiller die „Horen“ herausgab, hatte er mit dem Redacteur der „Allgemeinen Literaturzeitung“, Professor Schütz in Jena, vereinbart, daß jedes Monatsstück der „Horen“ durch ein an denselben betheiligtes Mitglied so vortheilhaft, als es mit einer strengen, oder wie es später hieß, anständigen Gerechtigkeit vereinbar sei, recensirt werden solle. Man beschränkte sich jedoch nachher auf Eine Recension vierteljährlich, die nicht etwa von dem Redacteur der „Literaturzeitung“, sondern von Cotta eigens honorirt wurde. „Wir können also“, schrieb Schiller an Goethe, „so weitläufig sein als wir wollen, und loben wollen wir uns nicht für die Langeweile, da man dem Publikum doch alles vormachen muß.“ Im Manuscript schon las er selbst die Recensionen durch und freute sich, wenn der Recensent auf eine geschickte Weise den Ruf der Unparteilichkeit wahrte. Solche Manipulationen würden heutigentags für unanständig gelten: unsere beiden großen Dichter nahmen keinen Anstoß daran. Die „Horen“ wurden mit glänzenden Prospecten in die Welt gesendet, während Schiller seinem Freund Körner bekannte: „Unserer guten Mitarbeiter sind bei allem Prunk, den wir dem Publikum vormachen, doch nur wenige.“ Unsere classischen Dichter verstanden sich also wohl auf die Reclame, wenn sie ihnen nöthig schien. Im Grunde waren auch ihre „Xenien“ nur eine Reclame: sie hetzten sich die ganze literarische Welt auf den Hals, aber die ganze literarische Welt war genöthigt, sich mit ihnen zu beschäftigen, und die nichtliterarische folgte diesem Beispiel.

Eine Art der literarischen Reclame, welche Ferdinand Groß „die Reclame mittels Angriffs“ getauft hat, steht neuerdings sehr in Blüte, weit mehr als die sogenannte Kameraderie. Groß sagt von jener Reclame, sie sei in vielen Fällen besonders zu empfehlen, denn sie mache auf naive Gemüther den Eindruck der Unparteilichkeit, sie bilde einen Pendant zu den bestellten Interpellationen, mit welchen in Wählerversammlungen den Candidaten so scharf zu Leibe gegangen wird, daß diese ihre scheinbar improvisirte Antwort unter enthusiastischem Beifall der Anwesenden ertheilen.

Der geistreiche Feuilletonist spricht hier von der Reclame mittels Angriffs, welche dem Angegriffenen zugute kommt: in der Literatur ist aber weit üblicher die Reclame des Angriffs, durch welche der Angreifer selbst sich und sein Genie dem Publikum empfiehlt. Das sporenklirrende Auftreten in der literarischen Arena, das Zerzupfen irgendwelcher Lorberkränze, die Revolte gegen Literaturkönige, die noch nicht recht fest auf dem Throne sitzen: das ist das günstigste Debut junger kritischer Talente, die vielleicht auch productiv sind, aber deren Schöpfungen nicht die erwünschte Beachtung fanden. Jetzt machen sie als terroristische Kritiker von sich sprechen, und so wird der Blick auch unwillkürlich auf ihre Dichtungen gelenkt. Haben sie das erreicht, so stellen sie die kritische Guillotine beiseite und erweisen sich als ganz traitable Menschen, welche dem Verdienste seine Kronen winden, die sie ja auch für das eigene Verdienst in Anspruch nehmen.

Auch diese Art der Reclame ist von altem Datum. Wie viel hat Schiller leiden müssen, weil ein ungezogener Liebling der Camönen, Friedrich Schlegel, an seinem Lorber zerrte, um die Augen der Welt auf sich zu lenken. So führte sich die neue Schule ein, und um ihren Bau zu gründen, bedurfte es, wie das bei den Wilden üblich,

eines Opfers, mit dessen Blut man die Grundfesten desselben besprengen mußte. Für Schlegel war Schiller ein „kleiner Geist“, ein „Sentimentalist“, ein bloßer Anempfinder, der „bleierne moralische“ Schiller — ein ganzes Register von geringschätzigen Beiwörtern wurde ihm angeheftet. Als aber der romantische Altvater Tieck eine Art von literarischer Königskrone trug: da stürzte ihn die jungdeutsche Revolte, die durch den Angriff auf Tieck, Raupach u. a. für sich Reclame machte. Und so ging's fort bis in die neueste Zeit. Schlegel hat indeß Schiller nicht zu stürzen vermocht, und so sind die Erfolge dieser nach Tagesruhm haschenden literarischen Offensiven auch stets sehr ephemer gewesen.

Die einzige Reclame, die nicht vergänglich ist, liegt in dem Genie und Talent der Dichter und Schriftsteller.

Rudolf von Gottschall.

Sammlungen von Gedichten.

1. Zehn Jahre. Dichtungen von Eugen Reichel. Wien, Konegen. 1881. Gr. 8. 6 M.

Es soll gleich vorausgeschickt werden, daß Eugen Reichel, oder wie er sich als Verfasser seiner früher erschienenen „Schlichten Gedichte“ genannt, Eugen Leyden, das Bedeutendste unter der heute von mir zu besprechenden Poesie geliefert hat, Bedeutenderes selbst als der nachfolgende Autor, obwol mir dieser auch als Poet viel sympathischer ist. Reichel-Leyden — Leyden ist wol das nunmehr abgestreifte Pseudonym — besitzt nicht nur ein entschiedenes dichterisches Talent: auch der immerhin seltene Vorzug eines mindestens in der Anschauungsweise eigenartigen und scharf ausgesprochenen Charakters ist ihm zutheil geworden. Seine innere Wahrhaftigkeit fordert Achtung ab, auch wo sie nicht liebenswürdig ist. Und dazu ist Reichel-Leyden, wenn er nicht direct, wie er es einmal nennt, „zum Neubau verwendet“, was er „im Schutt Gutes fand“, als Dichter originell und jedenfalls mit einer gewissen Urwüchsigkeit und großer Naivetät begabt.

Naiv ist zunächst die kecke realistische Derbheit seiner „Lieder“, welche die Grenze Goethe'scher Anmuth nicht immer zu wahren weiß. Naiv ist ferner der doctrinäre Radicalismus seiner politischen Stellung, der in Wolkenkukuksheim haust und z. B. in souveränster Verachtung der Geschichte wie der thatsächlichen Verhältnisse der Gegenwart den Freiherrn vom Stein, diesen überzeugten Fürsprecher eines auf christlicher Grundlage ruhenden ständischen Staats, als Genossen demokratischer Gesinnung vindicirt und einem ernstgemeinten Erstaunen darüber Ausdruck gibt, daß Bismarck sich nicht veranlaßt findet, das Beispiel des Publius Scipio und des Timoleon nachzuahmen und den Herren Demokraten die Probe ihrer Regierungsunfähigkeit zu gestatten. Noch naiver ist die Art, mit welcher Reichel-Leyden gelegentlich Goethe und auch Rückert copirt: so sind gleich die ersten beiden Gedichte „Böckchen, schiele nicht!“ und „Pfänderspiel“ Variationen frei nach Goethe, das dritte „Feuer und Wasser“:

> Laut und lustig spielten wir
> Junges Blut beisammen —

sogar eine recht unfreie Variation. Hierauf bezieht sich vielleicht, was Reichel-Leyden wie folgt ausspricht:

> Auch das ist Originalität,
> Wenn, was ein Vordrer schlecht gemacht,
> Vom Kund'gen wird zu Werth gebracht;
> Wenn, was im Schutt er Gutes fand,
> Zum Neubau wird von ihm verwandt.

Nicht unmöglich, denn er hat über seine „Vordern“ curiose Ansichten, so heißt es z. B.:

> „Ich will ein Goethe werden!
> Es wird mir schon gedeihn.“ —
> Ein Schiller kannst du werden;
> Ein Goethe mußt du sein.

Ich sage nun zwar nicht, daß Reichel-Leyden weder ein Goethe ist, noch ein Schiller geworden ist, denn das behauptet er selbst nicht. Im übrigen aber hat er eine keineswegs unter das Ziel schießende Meinung von sich selbst: ja, ich möchte sagen, das Naivste an ihm ist, um mich eines auch von ihm gewählten Euphemismus zu bedienen, sein „Selbstbewußtsein“. Ueber Lob und Tadel steht er, wie wir es schon in den „Schlichten Gedichten“ fanden, hoch erhaben; was ihn freilich nicht hindert, seinem Buche einen ganzen Reclamebogen voll theils unbedingt, theils bedingt schmeichelhafter Recensionen beizulegen. Ich verliere kein Wort weiter darüber: für die Schule des Subjectivismus und Individualismus, deren leidenschaftlicher Anhänger Reichel-Leyden ist, paßt eine derartige Selbstüberhebung als letzte Consequenz, als Krönung des Ganzen. Ein komisches Erlebniß, das ich beim Durchblättern des Buchs hatte, kann ich jedoch nicht verschweigen. Reichel-Leyden schreibt ziemlich gewandte Verse, wenn schon Ausdrücke wie „verkleinen“, „herzensganz genesen“ und andere kleine Unebenheiten hier und da die nöthige Feile vermissen lassen. Da kam ich an die Distichen und stolperte über Daktylen wie: „steht wohl als“, und über Verse wie: „Feiern wohl wird man dich stets als den“, oder: „Kinder empfinden als Unrecht alles, was ihnen nicht recht ist“. Ich sagte mir deshalb: an dem Distichon ist Reichel's Muse, wie so viele andere, auch gescheitert. Bewahre! Das letzte Distichon hat mich eines Bessern belehrt. Dort heißt es:

> So fand frühe den Pfad ich zur selten erreichten Vollendung:
> Deutschland bildete nie schönere Verse dem Ohr.

Vielleicht ist es die Macht des Contrastes gewesen,

die es bewirkte, daß mir von allen Gedichten der „Zehn Jahre“ am besten das Gedicht „Erniedrigung“ gefallen hat, das ich hier noch mittheile, damit der Leser und ich mit einem wohlthuendern Eindrucke von dem Autor scheiden:

Ich habe viel dir abzubitten,
Du hast so viel mir zu verzeihn —
Was hab' ich Aermster nicht gelitten!
So laß es denn vergessen sein.

Du weißt, wie tief mein Herz empfindet.
Wie ganz es dir nur angehört,
Und wie den Schlag es nie verwindet,
Und wie mein ganzes Glück zerstört.

Und was ich auch im Gram verschuldet,
Gewähre freundlich mir Verzeihn.
Ich habe ja so viel geduldet —
So laß es denn vergessen sein.

2. Schau' um dich her! Gedichte von Karl Graf Coronini-Cronberg. Leipzig, O. Wigand. 1881. 12. 4 M.

Der Verfasser ist eine echt vornehme Natur: mit einfachem, edelm Sinn und liebevollem Blick für das Kleinste wie das Größte hat er während eines erfahrungsreichen Lebens „um sich geschaut“, und er bietet uns nun die Früchte dieser Umschau als ein ebenbürtiger Nachzügler jener gemüthvollen und liebenswürdigen österreichischen Dichterschule, als deren Haupt wir Anastasius Grün anerkennen. An diesen erinnern insbesondere die „Genrebilder“ und mehrere von den „Vermischten Gedichten“, weniger die „Epischen Gedichte“, welche die markige und plastische Darstellungsweise des verstorbenen Meisters nicht erreichen. Ist die Art, wie Graf Coronini in den „Genrebildern“ das Volksleben, insbesondere das Volksleben am Meere erfaßt, durchaus treffend und charakteristisch, die Darstellung der einzelnen Volkstypen: des italienischen Blumenmädchens, des griechischen Kastanienbraters, des hartherzigen Fischermädchens und des verliebten Schiffsjungen, gleichsam unmittelbar aus dem Volke heraus empfunden, so führt den Dichter sein unbestreitbares Talent, sich in die Dinge der Außenwelt zu versetzen, in den „Naturstudien“ zuweilen auf die Abwege der Manier. Seine Liebe zum Detail und zur Detailmalerei läßt ihn das Bedeutende in den Dingen und damit die Bedeutung der Poesie überhaupt aus den Augen verlieren, sie wird gelegentlich zur Spielerei. Auch verführt sie den Dichter zu einem allzu häufigen Gebrauch der Diminutivworte, wie Täubchen, Glockenblümchen, Vögelchen u. s. w., welche im Verein mit schon bekannten symbolischen Beziehungen: des Falters zur Blume, der Jahreszeiten zur Natur u. dgl., manchen Gedichten auf den ersten Anblick einen Schein verbrauchter Sentimentalität verleihen, die ihnen im Grunde gar nicht eigen ist. Vielmehr ist der liebenswürdigste Humor vorherrschend, so z. B. in dem Gedicht:

Was machst du, kleine Mücke,
Auf jenem Blümchen blau? —
Ich sonne mich bequemlich
Und trinke frischen Thau.

Und wird dir, armes Thierchen,
Die Zeit denn niemals lang? —
O nein! Ich lausche friedlich
Der heitern Vögel Sang.

Und sage mir, Gedanken
Die plagen dich wol nicht? —
Ich lausche, was das Heimchen
Mit rascher Zunge spricht.

Du nimmst nur, was die andern
Dir geben, in dich auf? —
Mehr nicht, denn wie ein Seufzer
Ist kurz mein Lebenslauf.

Dann bist du zu bedauern!
An Leib und Geist so schwach! —
Sie aber flog zur Höhe
Und rief: So mach mir's nach!

Von gleicher scherzhaft-sinniger Anmuth sind: „Im Käfig“, „Verschiedene Werbung“ und andere.

Die werthvollsten und bedeutendsten Gedichte finden sich unter den Vermischten, so „Mirja und Abel“, „Rom“, „Venedig“, „Die Freiheit“, „Der Alte“; letzteres lautet:

Als er ein Kind noch, war sein Spiel
Papierene Husaren,
Ein blechern Schwert, ein Kartenhaus,
Ein hölzern Pferd am Karren.

Er wuchs heran; da freute ihn
Das muntre, frische Leben,
Ein Blumentopf, ein Schmetterling,
Die Thränen an den Reben,

Ein Vogelnest am Felsenhang,
Ein Strauch, voll süßer Beeren,
Ein Fischlein an der Angelschnur,
Der Wind in goldnen Aehren.

Dann lockte sich sein wallend Haar,
Die Blicke sprühten Feuer,
Der Jugend Kraft durchzuckte ihn,
Vom Auge fiel der Schleier.

Die reiche Fülle der Natur,
Nicht wollt' sie mehr genügen,
Sie konnte seinen Herzensdrang,
Den mächt'gen, nicht besiegen.

Denn nach der Schöpfung Meisterwerk
Erwacht ein stilles Sehnen;
Das Auge, das im Feuer schwamm,
Jetzt schwimmt's in Freudenthränen.

Und auf des Glückes höchster Höh'
Vor Wonne, vor Entzücken
Möcht' er die ganze weite Welt
An seinen Busen drücken.

Er wird zum Mann; die Blütezeit,
Die holde, ist vorüber;
Und lechzend naht des Wissens Drang,
Das hitz'ge Thatenfieber.

Durchschaun will er die Ewigkeit,
Den Weltenraum umspannen,
Des Daseins allerletzten Grund
In starre Formen bannen.

Will Throne stürzen, Reiche baun,
Erschaffen und verheeren,
Will Kampf und Sieg und Land und Macht
Und Geld und Ruhm und Ehren.

So Manches hat er wol erreicht,
Doch will's ihm nicht genügen:
Was ist's, wenn einst das Haar gebleicht
Und sich die Wirbel biegen!?

Es ist das graue Haar schon da
Und der gekrümmte Rücken;
Was er auf seine Schultern nahm,
Das fängt ihn an zu drücken.

Und langsam legt er ab die Last
Und blickt und blickt zurücke,
Und träumet von der Jugendzeit
Und dem gewes'nen Glücke.

Still an den Busen der Natur
Lehnt er das Haupt, das welke,
Und kehrt zurück zum Vögelein,
Zur Rose und zur Nelke.

Doch bald wird ihm auch dies zu viel.
Das Wetter ist so trübe,
Das Vöglein stumm, die Sträuche kahl!
Es stirbt auch diese Liebe.

Er greift zur Scheer' und schnitzelt sich —
Papierene Husaren,
Er baut sich Kartenhäuser auf
Wie in den Kinderjahren.

Ein eis'ger Wind! — Das Kartenhaus
Des Lebens sinkt in Trümmer,
Und so ist diesseits alles aus!
Tagt jenseits nicht ein Schimmer?

Diese Probe genügt übrigens auch, um zu zeigen, daß Graf Coronini eine makellose Reinheit der Form, namentlich in den Reimen, ebenso wenig besitzt wie die übrigen Dichter seiner Schule, der eine gewisse Mangelhaftigkeit der äußern Form zur kennzeichnenden Eigenthümlichkeit geworden ist. Mit einem auch in formeller Beziehung untadelhaften Gedichte, meiner Ansicht nach dem besten der ganzen Sammlung, glaube ich die Besprechung derselben schließen zu dürfen. Es heißt „Nachzügler" und lautet:

Einsam steht noch manche Blüte
Auf der öden Heide da,
Ihre Farbe, die einst glühte,
Fahl ist sie — der Winter nah.

O, ich will die dürft'gen Reste
Jener holden Frühlingszeit
Laden zu dem letzten Feste,
Denn die Sichel ist nicht weit.

Einen Kranz will ich mir winden
In das weiße Lockenhaar;
Kränze wußt' ich ja zu binden,
Als ich noch ein Knabe war.

Daß ich einmal noch mich labe
An der Farbe, an dem Duft!
Legt mich dann getrost zu Grabe
Und den Kranz auf meine Gruft.

3. Gedichte von Theodor Suse. Hamburg, J. F. Richter. 1881. 8. 3 M.

Die Sammlung trägt das Lamartine'sche Motto: „Je souffrais trop, il me faillait crier." Was fehlt nun diesem modernen Philoktet? Ich habe mir Mühe gegeben, sein Leiden zu erforschen; aber wenn die 198 Seiten Gedichte nicht einzig den Zweck haben, dasselbe zu verheimlichen, so kann ich meine Diagnose nur stellen auf — Dichteritis. Das Uebel ist freilich schlimm, zumal es in Deutschland geradezu endemisch geworden ist.

Suse klagt beinahe fortwährend, und wo er nicht klagt, befindet er sich doch in äußerst kläglicher Stimmung. Wie ein vierzehntägiges Regenwetter plätschern die Gedichte auf den Leser herab: nur zuweilen tauchen aus dem grauen Einerlei auf: „eine Linde", der „der Herbst das Herz gebrochen hat", die „aus dem Herzen hervorquellenden blutigen Tropfen", „Nixen am Meeresstrande" und dergleichen süße Erinnerungen an Lenau und Heinrich Heine und die schöne Zeit, da die Menschheit gläubig an den Wasserflüssen der Sentimentalität saß und weinte. Die Gedichte sind nicht schlecht, sie sind aber noch viel weniger gut, so z. B.:

Ich fragte im Walde die Blätter,
Die traurig hingen am Baum:
„Was wartet ihr, bis das Wetter
Zerstört den trugvollen Traum?

„Was wartet ihr, bis von den Zweigen
Der Sturm euch reißt hinab? (!)
Was stürzt ihr in fröhlichem Reigen
Euch selbst nicht hinunter ins Grab?"

Es rauschte als Antwort mir leise
Vieltausendstimm'ger Gesang.
Ich konnt' nicht verstehen die Weise,
Doch fast wie „Entsagen" es klang.

Oder:

Warum ist dein Auge so trübe
Und deine Wange so blaß?
Warum verfolgst du die Liebe (!)
Mit solchem grimmigen Haß?

„Was soll ich in bittern Klagen
Dir sagen, was mir fehlt —
Du kannst meine Lieder fragen,
Was mir das Leben vergällt. (!)

„Drum bin ich nicht fröhlich und blühend,
Wie einst, sondern krank und betrübt —
Doch wisse, es haßt nur glühend,
Wer einst unsäglich geliebt." (!)

Oder:

Es fliegt zu meinen Häupten
Ein Rabe hin und her;
Sein drohend Flattern und Krächzen
Beengt das Herz mir schwer.

Hab' ich denn noch des Unheils
Und Leides nicht genug —
Was willst du, schwarzer Vogel,
Mit deinem schwarzen Flug?

„Ich weiß es wohl, so klingt das ganze Buch! — ich habe manche Zeit damit verloren!" Die Frage „Wozu?" muß sich der Kritiker deutscher Lyrik von vornherein ab-

gewöhnen. Es kommt aber hier noch ein anderer Gesichtspunkt in Betracht. Unsere Zeit, trotzdem sie gegen früher total verwandelt ist, kann sich noch immer selbst an den sentimentalsten Stellen aus Wilhelm Müller's „Müllerliedern" und „Winterreise" begeistern, weil der literarhistorisch gebildete Geschmack darin das Vermächtniß einer Zeit erblickt, die in der That so dachte und empfand. Ein moderner Aufguß dieser Producte ist dagegen unerträglich. Wen stört heute noch der „schwarze Flug eines schwarzen Vogels"? Keinen vernünftigen Menschen, und kein vernünftiger Mensch, auch Herr Suse nicht, empfindet heute noch so, wie er sich anstellt. Ich bin überzeugt, daß er ein in irgendeinem prosaischen Berufe tüchtig arbeitender Mann ist, der mit Aufopferung seiner Person und seiner Kräfte für das Wohl seiner Mitmenschen wirkt, und daß er in seinen knapp gemessenen Mußestunden sich dafür die Erholung gönnt, denselben Mitmenschen poetisch etwas vorzuschauspielern. Macht ihm dies Freude, so wollen wir uns mit ihm darüber freuen. Wäre es dagegen nicht so, so würde Suse freilich unser Mitleid verdienen, aber in anderer Weise, als er selbst meint.

4. Funken. Lieder von Heinz von der Donau. Stuttgart, Greiner.

Die Sammlung ist zwar ebenso entbehrlich wie die vorhergehende, verdient aber nicht dieselbe Zurückweisung, da sie im Gewande einer anspruchslosen Munterkeit erscheint. Kann man daher auch Liedern wie z. B.:

Du süße Nachtigallenbraut,
Dir sei mein Lieben anvertraut!
O sieh, die herz'ge Maid ist fern,
Und ach! ich hab' sie gar zu gern!
Du kennst der Liebe Sehnsuchtsweh;
Drum wenn du kommst in ihre Näh',
So grüß' sie mir, und frag' sie leis,
Ob sie schon was von Liebe weiß!

Oder:

Als ich vor Jahren träumte
Der ersten Liebe Traum,
Da schnitt ich unsre Namen
In einen Buchenbaum.
Derzeit ich fort gewesen,
Hat sich gar viel gewend't,
Die Namen sind verwachsen —
Die Herzen sind getrennt —

besondere Originalität, Stimmung oder Formvollendung nicht nachrühmen, so sind sie doch ansprechend. Der Autor hat zuweilen gute humoristische Einfälle, wie z. B.:

Es saß ein Fuchs auf des Jägers Grab,
Der zog empor seine Schnauz'
Und sprach: „Da warfen sie ihn hinab
Den armen, den redlichen Kauz!
„Und könnt' ich weinen, dann weint' ich sogar,
Er war ja so gut und so brav,
Und das Beste von allem an ihm das war:
Daß der Gute so selten was traf!"

5. Gedichte von Meta von Salis. Zürich, Schmidt. 8. 2 M.

Die Dichterin ist eine sympathische Persönlichkeit. Darf man aus einzelnen Gedichten, welche Freiheit und Frauenemancipation betreffen, aus ihrer Aeußerung, daß man sie „eine Nihilistin" gescholten habe, und manchem andern einen Schluß ziehen, so hat sie in ihrem Leben vielleicht Kreisen nahegestanden, die das Evangelium eines neuen Heils auf gänzlich verwandelten socialen Grundlagen predigen. Dabei hat sie sich jedoch ihren feinen weiblichen Instinct dafür bewahrt, daß die Mission der Frau unter allen Umständen auf das Erhalten und nicht auf das Zerstören geht. Ein edler Zug von Idealismus berührt höchst wohlthuend, auch da, wo er den sonstigen Ansichten der Dichterin gegenüber innerlich unhaltbar erscheint. Einen Vorwurf können wir ihr jedoch nicht ersparen: die Gedichte hätten, wie sie sind, in der Werkstatt noch zurückgehalten werden müssen. Poesien, die in formeller Beziehung so unverarbeitet sind, wie z. B. gleich die „Widmung", Sonette, die wie das auf S. 3 Verszeilen mit fünf und sechs Füßen durcheinander aufweisen, sind zur Veröffentlichung nicht reif.

Ein schönes Gedicht, das auch in letzterer Beziehung wenig zu wünschen übrig läßt und das von einem bevorzugten Geiste zeugt, der Vergangenheit und Gegenwart in ihrer ganzen Tiefe zu erfassen weiß, ist „Via Pränestina":

Abendschatten, tiefes Schweigen,
Nur im Grase zirpt es leis:
Das Geheimniß, das sie weiß,
Hat die Grille, eh' es düstert,
Noch der Schwester zugeflüstert,
Sich dann auch zur Ruh' zu neigen.

Schlummert alles? Stille, stille!
Weckt die großen Todten nicht,
Ruft sie nicht zurück ins Licht;
Denn was könnte unser Leben
Kindern alter Zeiten geben,
Deren Dasein Kraft und Wille?

Wir sind traurig, traurig, traurig,
Wissen, reden, treiben viel,
Kommen aber nicht ans Ziel.
Was wir träumen — wird nicht Wahrheit,
Was wir pred'gen — keine Klarheit,
Todeslieder öd' und schaurig.

Heilig jede Leichenstätte!
Aber hier sinkt in die Knie
Vor des Schlummerreichs Magie,
Betend, daß Urahnherrnstärke,
Einz'ge Mutter großer Werke,
Neu auch unsern Tag errette.

Unbegreiflich ist mir, wie jemand ein Gedicht wie „Jugendzeit":

Wie so weit, so weit, wie so weit, so weit
Liegt dein Wunderreich,
O du Jugendzeit, o du Jugendzeit,
Zaubergärten gleich! —

dichten oder doch veröffentlichen kann. Glaubt die Dichterin wirklich, daß sich ein Leser findet, der Rückert's wundervolles „Aus der Jugendzeit" nicht kennt?

Alexis Aar.

Aeschylus und Tacitus in deutschen Nachbildungen.

1. Aeschylus' Tragödien. Deutsche Nachdichtung von Oswald Marbach. Stuttgart, Göschen. 1883. 8. 5 M.
2. Des Publius Cornelius Tacitus Geschichtswerke. Uebersetzt von Victor Pfannschmidt. Erstes bis achtes Heft: Annalen. Erste bis achte Lieferung. Leipzig, Kempe. 1881—82. 8. Jede Lieferung 50 Pf.

Wenige Werke der classischen Literatur bieten dem Uebersetzer solche Schwierigkeiten wie der griechische Tragiker Aeschylus und der römische Historiker Tacitus, und daher mag es auch gekommen sein, daß wirklich volksthümliche Uebertragungen beider ins Deutsche noch bis in die neueste Zeit eigentlich nicht existiren, und daß infolge dessen die Tragödien des Aeschylus wie die Geschichtswerke des Tacitus, namentlich die „Annalen", weitern Kreisen des sonst so kosmopolitischen deutschen Volks so gut wie unbekannt geblieben sind, obwol gerade Aeschylus und Tacitus verdienen, auch von deutschen Lesern einer eingehendern Lektüre gewürdigt zu werden. Wir freuen uns daher, in Oswald Marbach's Nachdichtung von Aeschylus' Tragödien und in Victor Pfannschmidt's Uebersetzung von Tacitus' „Annalen" zwei Verdeutschungen begrüßen zu können, welche wohl geeignet sind, auch einem größern Publikum diese Werke zweier der bedeutendsten Schriftsteller des classischen Alterthums zugänglich zu machen.

Die Tragödien des Aeschylus zunächst in der deutschen Nachdichtung Oswald Marbach's (Nr. 1) sind uns zum Theil allerdings alte Bekannte, denn die großartige Oresteia-Trilogie ist bereits im Jahre 1874 von Marbach der Oeffentlichkeit übergeben worden, nachdem derselbe sieben Jahre vorher, 1867, seine Nachdichtung von Sophokles' Tragödien hatte erscheinen lassen; ebenso ist auch Marbach's Nachdichtung von Aeschylus' „Persern" schon 1881, wenngleich nur als Manuscript für Freunde gedruckt, edirt worden. Zum ersten mal treten somit in Marbach's Verdeutschung vor die Oeffentlichkeit nur „Die Sieben vor Theben", „Prometheus" und „Die Schutzflehenden" (Hiketiden), mit welchen drei Tragödien wir nunmehr die erhaltenen sieben Dramen des großen hellenischen Tragikers vollständig in Marbach's Nachdichtung besitzen.

Die eine dieser Tragödien, wie sie uns durch Oswald Marbach hier geboten werden, „Die Perser", habe ich schon in Nr. 46 d. Bl. f. 1882 besprochen und dabei betont, daß diese Verdeutschung sich von vornherein als Nachdichtung gibt und deshalb nicht vom streng philologischen, sondern einzig und allein vom ästhetischen Standpunkte aus beurtheilt werden darf. Sodann hatte ich hervorgehoben, daß diese Nachdichtung sich ganz wie ein Original liest, und wie bei der Vertrautheit Marbach's mit dem griechischen Alterthum und insbesondere mit der griechischen Tragödie es sich von vornherein nicht anders erwarten ließ, als daß er auch dem Aeschylus in derselben Weise wie vorher dem Sophokles bestens gerecht werde, daß aber speciell die Verdeutschung der „Perser" den greisen Nachdichter von einer Jugendfrische und einem dichterischen Schwung zeige, wie sie in solchem Alter nur selten zu finden sind. Was ich damals von der Einzelleistung gesagt, das gilt nun auch in vollem Maße von der Gesammtheit dieser dichterischen Nachbildungen, welche zu den hervorragendsten ihrer Art gehören und ganz dazu angethan sind, den schon von so vielen Uebersetzungskünstlern höhern oder geringern Grades verdeutschten Aeschylus auch bei dem großen Publikum einzuführen. Eine Verdeutschung der sämmtlichen Tragödien dieses griechischen Dichters in so fließender und gewählter Sprache und dabei doch so von classischem Geiste durchhaucht, ist mir wenigstens bisher noch nicht vorgekommen.

Wie Marbach die von ihm meines Erachtens mit so viel Geschick und Geschmack gelöste Aufgabe von seiten der Leser angesehen haben will, habe ich bereits angedeutet; hören wir, wie er selbst in dem umfangreichen, seiner Nachdichtung vorangehenden Vorwort „Zur Verständigung" sich darüber äußert:

> Nicht Worte, Verse und Vorstellungen, sondern Gedanken, Empfindungen und Charaktere habe ich treu wiederzugeben, ja neu zu beleben mich bestrebt, um die noch vorhandenen Werke des erhabensten Dichters der antiken Welt meinen Zeit- und Volksgenossen und ihren Kindern und Kindeskindern ins Bewußtsein zu bringen und sie den Bedürfnissen derselben gemäß wieder unmittelbar fruchtbar zu machen für die Fortbildung des geistigen Lebens der Menschheit.

Nachdem er dann die Wichtigkeit der Kunst, welche allem Wissen, allen Wissenschaften voraufgehe, und vor allem die Wichtigkeit der alten Kunstwerke auch für die moderne Welt nachdrücklich hervorgehoben, ebenso aber auch auf die Schwierigkeit hingewiesen, das Wesentliche und Ewige in diesen alten Werken der schönen Kunst, um es als Factor des gegenwärtigen Geisteslebens wirksam zu machen, von dem ihnen anhaftenden Aeußerlichen und Vergänglichen möglichst loszulösen und zu reinigen, jenes aber durch zeitgemäße, uns verständliche Mittel zum Ausdruck zu bringen, legt er nochmals das Hauptgewicht darauf, „daß es nicht darauf ankommt, Leser und Hörer in das Alterthum einzuführen, sondern daß es gilt, die reichen Geistesschätze, welche das Alterthum hinterlassen hat, den Mitlebenden zuzuführen, aufzuschließen und nutzbar zu machen". Er erklärt also, in seiner Nachdichtung „Namen, Curiositäten und Anekdoten, welche, ohne im innern (d. h. geistigen) Zusammenhange mit dem Gedankeninhalt des Dichtwerks zu stehen, nur ein historisches, geographisches oder mythologisches, aber kein poetisches Interesse bieten", weil sie das Ganze mehr verdunkeln als erleuchten, fortgelassen zu haben, und das um so eher, als derartige unnöthige Zusätze großentheils allem Anschein nach gar nicht von Aeschylus herrühren, sondern als Einschaltungen gelehrter Abschreiber oder applaussüchtiger Schauspieler zu

betrachten seien. Der Grundsatz, der ihn bei solchen Streichungen geleitet, ist der richtige, wenigstens in der Hauptsache richtige, daß das, was von einem Kunstwerk wegbleiben kann, ohne daß das Ganze unverständlich wird, nicht hineingehört. Andererseits erklärt Marbach, auch an manchen Stellen Zusätze gemacht zu haben, wo solche für das Verständniß der Zeitgenossen des Aeschylus allerdings überflüssig gewesen wären, für unseres aber unentbehrlich sind. Gelehrte Herausgeber des griechischen Textes würden dergleichen Zusätze in die Anmerkungen verweisen, für eine Nachdichtung aber, welche in voller Unmittelbarkeit — gleichviel ob von der Bühne oder blos vom Pult des Recitators herab, oder auch nur durch eigene Lektüre — auf uns wirken soll, rechtfertigt sich auch das Marbach'sche Verfahren von selbst, vorausgesetzt, daß, wie hier der Fall ist, weder durch diese Zusätze noch durch die Weglassungen seitens des Nachdichters das Original irgendwie Schaden gelitten hat. In der Fortsetzung seines Vorworts führt er dann noch aus, wie die erhaltenen Dramen des Aeschylus keineswegs „armselige Anfänge dramatischer Poesie ohne Handlung und ohne Charakteristik der vorgeführten Personen", sondern im Gegentheil für alle Zukunft des menschlichen Lebens mustergültige dramatische Kunstwerke seien, und wie ferner diese sieben Dramen einen und denselben für die Entwickelung des menschlichen Culturlebens wichtigen Gedanken anschaulich variiren, nämlich die Lösung des Räthsels von Schicksal, Göttern und Menschen in ihrem Verhalten zueinander. Hierauf charakterisirt er uns jede der sieben Tragödien einzeln in geistvoller Weise, dabei nochmals recapitulirend, wie diese zufällig erhaltenen sieben Dramen in innerstem Zusammenhange stehen, durch ein gemeinsames, dialektisch ausgearbeitetes, ungesucht auffindbares Gedankenband zusammengehalten werden. Einige kurze, aber die Sache erschöpfende Bemerkungen über Architektur und Oekonomie des altgriechischen Theaters wie der griechischen Tragödie bilden den Schluß des lesenswerthen Vorworts, das in Gemeinschaft mit der jeder einzelnen Tragödie vorausgeschickten Fabel oder Sage uns das Verständniß der Dramen selbst derart erleichtert, daß der Nachdichter füglich von dem bei andern Uebersetzungen üblichen Ballast erklärender Anmerkungen ganz absehen konnte.

Die Nachdichtung selbst unterscheidet sich dadurch vortheilhaft von den bisherigen gewöhnlichen Uebersetzungen, daß Marbach erstens dem ziemlich vereinzelt dastehenden Beispiel des Grafen Friedrich Leopold zu Stolberg gefolgt ist, der vor achtzig Jahren (1802) die vier nicht zur Orestie gehörigen Dramen des Aeschylus statt im Originalversmaß, in Trimetern, vielmehr in fünffüßigen Jamben, also im Versmaß der neuern Tragödie deutsch wiedergegeben hat, während alle übrigen namhaften Uebersetzer, allen voran Heinrich Voß, sodann Wilhelm von Humboldt, Droysen, Donner, selbst der formgewandte Minkwitz, das Urversmaß beibehalten haben und uns gleichfalls mehr oder weniger schwerfällige Trimeter bieten, welche zwar, einzeln angewandt, etwas Wuchtiges an sich haben, auf die Dauer aber deutsche Leser ermüden. Zweitens hat Marbach im Gegensatz zu wol allen seinen Vorgängern — und das ist ein weiterer entschiedener Vorzug seiner Nachdichtung — auch auf die Beibehaltung des ins Deutsche kaum zu übertragenden Originalversmaßes der Chorgesänge verzichtet und dafür moderne Versmaße, kurze iambische, trochäische und daktylische Reihen, unter fast durchgängiger gleichzeitiger Verwerthung des den Alten fremden Reims gewählt, wodurch ohne Schädigung des Charakters seiner Originale Mannichfaltigkeit, Wohllaut und nicht zu überbietende Allgemeinverständlichkeit erzielt wird. So heimelt uns denn Marbach's Nachdichtung ganz wie eine Originaldichtung an, ohne daß sie doch die Fassung des Urtextes verwischt. Nur ein kleines Bedenken dürfte deutschen Lesern dieser Nachdichtung aufstoßen, nämlich daß Marbach mit allzu großer Gewissenhaftigkeit die ursprüngliche Betonung der griechischen Eigennamen beibehalten hat. Ich bestreite ihm keinen Augenblick das Recht, dies zu thun, die jetzt übliche Verrückung des Accents mag ja im Grunde verkehrt sein. Aber ebenso wenig wie ich glaube, daß Georg Siegert klug gethan hat, das dem Deutschen nun einmal so und nicht anders denkbare tragische Ende der Klytämnestra auf eine uns ganz fremdartig berührende Weise erfolgen zu lassen, ebenso wenig scheint es mir möglich, jetzt noch an der nun einmal populär gewordenen Accentuirung zu rütteln, und sei dieselbe nachweisbar auch noch so falsch; das Volk wird sich dennoch nicht eines Bessern belehren und sich nicht bewegen lassen, zu betonen: Prómetheus, Hermés, Antigóne, Eteoklés, Amphiáraos, Oidípus, Mykále, Uranós, Danaós, Pallás, Menélaos, Heléna, Pyládes. Hat doch selbst der sonst so souverän schaltende Goethe sich dem üblichen Sprachgebrauch anbequemt; er sagt im Gegensatz zu Marbach z. B. in der „Iphigenie": „Nur dich, mein Pýlades, dich meiner Schuld"; „Rufst du die Götter an für dich und Pýlades", und betont Hélena u. dgl. m. Das Volk, selbst in seinen obersten Schichten, ist nun einmal in dieser Beziehung äußerst conservativer Natur und hält zäh an dem fest, was es von Kindesbeinen an gelernt und gehört hat, und so wird es auch im vorliegenden Falle sein. Dies kleine Bedenken indeß kann, selbst vorausgesetzt daß man Marbach's Festhalten am Accent des Originalwortes, im Gegensatz zu mir, der ich nur aus Nützlichkeitsgründen dagegen bin, absolut, unter allen Umständen unannehmbar fände, uns nicht hindern, die ganze Nachdichtung als solche für eine höchst dankenswerthe, als einen der glücklichsten Versuche, den Aeschylus in Deutschland populär zu machen, mit Freuden anzuerkennen, wie dies denn in der That schon an vielen Orten geschehen ist, wo einer unserer neuern Recitatoren, Namens Frey, einzelne Tragödien des griechischen Dichters in Marbach's Umdichtung unter großer Betheiligung und ebenso großem Beifall des gebildeten Publikums vorgetragen hat; unter andern in Weimar, Jena, Stuttgart, Tübingen.

Ein paar Proben aus dieser interessanten Arbeit Marbach's mögen genügen, um zu zeigen, ein wie berufener Interpret der Aeschyleischen Meisterwerke dem griechischen Dichter in diesem seinem Nachdichter erstanden ist. Ich wähle zunächst den Anfang der Begrüßungsrede, welche Agamemnon im ersten Stück der Orestie bei seiner Heimkehr aus dem Trojanischen Kriege hält:

Zuerst begrüß' ich Argos, wie sich ziemt,
Und all die Götter, die zur Wiederkehr
Mir halfen und zu meinem Rechte, das
Von Priam's Stadt ich heischte. Nicht durch Worte
Ward dieser Streit von ihnen beigelegt:
Sie stimmten förmlich ab, und alle warfen
Die blutig ernsten Todeslose Troias
In der Verdammniß Urne; nur die Hoffnung
Erhob die Hände bei der andern Schale
Und fleht' um Gnade — doch es war vergebens.
Nichts ist von Troja noch zu sehn als Qualm;
Nur des Verderbens Stürme brausen noch
Und fachen an den Brand, der noch sich nährt
Vom letzten Rest des Reichthums dieser Stadt,
Der niedersinkt ins Grab — in Glut und Asche.
Den Göttern Dank, die gnädig uns das Wild,
Das wir verfolgt, in unsre Schlinge trieben!

Man vergleiche mit diesem fließenden Deutsch wenigstens die ersten Verse der gleichen Rede in Wilhelm von Humboldt's Uebersetzung, wo es heißt:

Zuerst geziemt es, Argos sammt den heimischen
Gottheiten hier zu grüßen, sie, der Wiederkehr
Mir Helfer und des Gerichts, das über Ilion
Ich hegte. Denn der Rednerzunge richtend Wort
Nicht hörend, legten Trojas Untergang, den Tod
Der Männer, doppelt nicht getheilt, ins Blutgefäß
Die Götter stimmend; doch der andern Urne Schos,
Dem leeren, kam die Hoffnung nur der Hand genaht.

Ob ein deutscher Laie wol beim ersten Hinblick den Sinn dieser Worte versteht?! Und wer den Urtext zu lesen im Stande ist, der braucht ja überhaupt keine Verdeutschung daneben. Etwas, aber nicht viel besser, nimmt sich die Stelle beispielsweise bei Droysen aus, der so übersetzt:

Zuerst gebührt sich's, Argos und die heimischen
Gottheiten fromm zu grüßen, die zur Wiederkehr,
Zu meinem Recht mir halfen, das ich von Priam's Stadt
Gefordert habe. Sie, des Streites Richter nicht
Nach Red' und Gegenrede, warfen offenbar
In des Blutes Urne Trojas männermordende,
Des Todes Kugel; bei der andern, unberührt
Von aller Hand noch, saß die Hoffnung kummervoll.

Fürwahr, man muß auch hier aus der verschrobenen Stellung der Worte sich erst den Sinn förmlich herausconstruiren; wie man auf solche Art aber zu dem reinen Genuß der Dichtung selber kommen soll, ist mir nicht recht klar. Marbach hat darum ein Anrecht auf unsern warmen Dank, daß er durch seine Nachdichtung uns diesen Genuß in so hohem Maße ermöglicht hat, und er verdient diesen Dank um so mehr, als er bei aller Klarheit der wiedergegebenen Gedanken, z. B. in diesen oben angeführten Versen, doch nichts irgend Wesentliches vom Inhalt seines Originals uns vorenthalten hat, wie jeder des Urtextes Kundige beim ersten Blick mit Genugthuung wahrnehmen wird.

Nachdem ich so gezeigt, wie die fünffüßigen Jamben Marbach's vor den Trimetern Humboldt's und Droysen's, denen ich noch eine Reihe anderer Uebersetzer hinzufügen könnte, den Vorzug verdienen, sei es mir verstattet, auch aus den Chorgesängen eine Probe hier zu geben. Ich wähle aus den „Sieben gegen Theben" die kleinern, mit Vers 402 beginnenden, durch Dialog unterbrochenen Strophen, welche der thebanische Frauenchor singt:

Dem Helden Heil, der kühn zum Streite
Auszieht fürs theure Heimatland!
Der Götter Segen ihn geleite
Und stärke seine Heldenhand!
O möchten nie wir ihn beweinen,
Bleib er erhalten uns, den Seinen!

Wie stolz und frech der Mensch auch prahle,
Zeus' folgt nur seinem eignen Rath!
Er trifft mit seinem Wetterstrahle
Den, welcher sinnt auf Missethat.
Nie mög' aus stiller Mädchenkammer
Uns reißen roher Knechtschaftsjammer!

Der Sieg sei dein, du Hort der Ehre,
Der streitet für sein Heimatland,
Damit der Feind es nicht verfehre,
Der es bedroht mit frecher Hand.
Es sollen alle elend sterben,
Die sinnen unsrer Stadt Verderben!

Der Freche, der in seinem Schilde
Zeus' wilden Widersacher führt,
Der hat mit seinem Wappenbilde
Sich selber sichern Tod erkürt.
Erliegend in des Kampfes Wettern,
Wird er am Thor sein Haupt zerschmettern!

Das freche Wort, als wir es hörten,
Schnitt tief hinein in unser Herz,
Die Haare auf dem Haupt empörten
Vor Zorne sich und wildem Schmerz.
Vertilgt, ihr Götter, diese Rotte,
Die euch verhöhnt mit frevlem Spotte!

Erhöret uns, ihr gnadenreichen
Erhabnen Götter, schirmt die Stadt!
Es muß vor euch im Tod erbleichen
Der Feind, der euch getrotzet hat!
Ihn bringt der Blitz des Zeus zu Falle
Und schleudert ihn hinab zum Walle!

Das ist mir denn doch lieber, als wenn Donner übersetzt:

Gewährt, Götter, ihm, der vorkämpft für uns,
Des Siegs Ehre; denn gerecht zieht er aus
Zum Schutz dieser Stadt! Und doch bebt mein Herz,
Zu schau'n der Streiter blut'gen Tod,
Die für die Freunde sterben.

Man schreibe doch nur diese fünf Donner'schen Verse, ohne die Versanfänge anzudeuten, hintereinander in einer Zeile, und man wird ziemlich vergeblich suchen, wo der Rhythmus und die Schönheit der Originalverse geblieben sind. Daß dabei Marbach manchmal ein Beiwort in seiner Uebersetzung ausläßt, manchmal eins hinzuthut und über-

haupt nicht allzu peinlich sich an den Wortlaut des Urtextes hält, kann uns gar nichts verschlagen; es genügt, daß er den Sinn in der Hauptsache stets getreulich wiedergibt, und darauf allein kommt es an, wo es gilt, gebildeten Laien den Aeschylus wirklich verständlich und genießbar zu machen. Das aber hat Marbach mit dieser seiner trefflichen Nachdichtung erreicht und damit unserm Volke sowol wie dem griechischen Dichter selbst einen großen Dienst geleistet.

Wie Marbach's Neugestaltung der Aeschyleischen Tragödien, so ist auch Victor Pfannschmidt's Verdeutschung von Publius Cornelius Tacitus' „Annalen" (Nr. 2) eine ebenso zeitgemäße als verdienstliche Arbeit, welcher in den weitesten Kreisen Beachtung gebührt. Diese Uebertragung der zehn ersten Bücher der „Annalen" bildet das erste bis achte Heft der „Historischen Meisterwerke der Griechen und Römer in vorzüglichen deutschen Uebertragungen" übersetzt und herausgegeben von Professor J. Mähly (Herodot), Professor Eyssenhardt (Thucydides), Dr. E. Flemming (Xenophon), Dr. P. von Boltenstern und H. Stössell (Plutarch), Franz Violet (Cäsar) und Dr. Victor Pfannschmidt (Sallust und Tacitus). Die Verlagshandlung verfolgt mit diesem Unternehmen den Zweck, diese dem deutschen Volke bisher größtentheils wenig bekannten und doch so lesenswerthen Hauptwerke der griechischen und römischen Geschichtschreibung in einem entsprechenden, sich nicht zu peinlich ans Original anschließenden Gewande auch in deutschen Laienkreisen einzubürgern, welche bisher von der Lektüre dieser Werke meist infolge zu schwerfälliger, weil zu sklavischer Uebersetzungen derselben nur wenig sich angelockt gefühlt hatten. Daß dieser Zweck erreicht werden wird, wenn, woran ich nicht zweifle, die übrigen Uebersetzungen von gleicher Güte wie die vorliegende von Tacitus' „Annalen" sind, ist wol anzunehmen. Pfannschmidt's Uebersetzung der „Annalen", die bekanntlich selbst hervorragenden Kennern der lateinischen Sprache, dank dem eigenartigen Stil des Tacitus, nicht geringe Schwierigkeiten in den Weg stellen, ist als eine wohlgelungene, licht- und geschmackvolle zu bezeichnen. Der Uebersetzer hat freilich, um seine Aufgabe vollständig und im Sinne nichtakademischer Leser lösen zu können, von einer wörtlichen Uebertragung des Urtextes in unsere Sprache, ebenso wie Marbach hinsichtlich des Aeschylus, absehen müssen. Er mußte zunächst, wie er selbst im Vorwort zugesteht, meist den Taciteischen Periodenbau in kleinere Sätze zerlegen, rein antike Anschauungen und Vorstellungen denen der Jetztzeit und unsers Volks näher bringen oder sie mit diesen vertauschen, dann aber vor allem auch die sprichwörtlich gewordene Gedrungenheit und Dunkelheit der Sprache des Tacitus durch allgemein verständliche und durchsichtige deutsche Ausdrücke ersetzen und gar oft zwischen den einzelnen Sätzen den von Tacitus verschwiegenen, aber für deutsche Leser nicht entbehrlichen Uebergangsgedanken im Text einschieben, wenn er die zahlreichen und präcisen Anmerkungen unter dem Text nicht ins Unendliche ausdehnen wollte. Und all diese nicht zu unterschätzenden Schwierigkeiten hat Pfannschmidt mit großem Geschick und feinem Taktgefühl in befriedigendster Weise zu überwinden gewußt, sodaß wir seiner freien Uebersetzung warme Anerkennung schulden.

Um den Lesern d. Bl. einen Einblick in dieselbe zu verschaffen, wähle ich als Probe derselben den Abschnitt, der vom Tode des Arminius handelt und für uns Deutsche schon um des darin behandelten Gegenstandes willen ein ganz hervorragendes Interesse hat, zugleich aber auch von der Unparteilichkeit des römischen Geschichtschreibers ein schönes Zeugniß ablegt. Die Stelle findet sich bei Pfannschmidt S. 169, im lateinischen Text Buch 2, Kap. 88, und lautet in der Pfannschmidt'schen Verdeutschung folgendermaßen:

Ich finde bei Historikern, die jene Zeiten als Mitlebende beschrieben haben, welche, da sie Senatoren waren, die Sache aus der besten Quelle wissen mußten, erzählt, daß in einer Senatssitzung ein Brief vom Chattenfürsten Adgandestrius verlesen wurde, worin er versprach, den Arminius aus dem Wege zu räumen, wenn ihm zur Vollbringung des Mordes Gift von Rom gesendet werden würde. Es ward ihm, so heißt es dort weiter, der Bescheid: „Nicht durch tückischen Betrug, nicht im Geheimen, mit lichtscheuen Mitteln pflegt das Römervolk an seinen Feinden sich zu rächen, sondern frei und offen vor aller Welt, mit dem Schwert in der Hand." Das war ein stolzes, ruhmwürdiges Wort, und mit ihm trat Tiberius in eine Reihe mit jenen alten glorreichen Feldherren des Römervolks, die einst, als man ihnen anbot, den für Rom so gefährlichen König Pyrrhus durch Gift zu beseitigen, ein solches Mittel entrüstet von der Hand gewiesen und den Anschlag gegen ihn dem König mitgetheilt hatten. Trotz der Abweisung jenes Anerbietens fand Arminius doch bald seinen Tod. Denn als die Römer allmählich ihre Truppen aus Germanien zogen und die Eroberung desselben völlig aufgaben, als dann Marbod geschlagen und aus seinem Reiche vertrieben war, strebte er (Hermann) mit allen Mitteln nach Aufrichtung einer Königsherrschaft. Bei diesem Beginnen erfuhr er von dem Freiheits- und Unabhängigkeitssinn seiner Volksgenossen den hartnäckigsten Widerstand; er, einst ihr Führer, ward nun von ihnen bekriegt, kämpfte erst eine Zeit lang mit wechselndem Erfolge und fand dann durch die List und den Verrath seiner eigenen Verwandten den Tod. So fiel er, der Mann, der ganz unzweifelhaft der Befreier und Retter Germaniens ist, er, der nicht wie andere Könige und Heerführer das Römerreich angegriffen und zum Kampf aufgefordert, als es noch klein und seine Macht gering war, sondern damals, als es auf dem Gipfel des Ruhmes stand, als seine Kraft am gewaltigsten und furchtbarsten war; er, der in einzelnen Schlachten wol einmal unterlag, im Kriege aber nie überwunden werden konnte. Siebenunddreißig Jahre währte sein Leben und zwölf erreichte seine Herrschergewalt (er starb im Jahre 21 n. Chr.), und bis auf den heutigen Tag klingt sein Ruhm in den Liedern der Barbarenstämme wieder, und mächtig ragt seine Heldengestalt über alle andern hervor. Unbekannt freilich ist sein Name und seine Bedeutung den Geschichtsbüchern der Griechen, die nur Sinn und bewundernde Worte haben für die Großthaten ihrer eigenen Krieger und berühmten Männer, und auch von den Römern wird er nicht mit dem Ruhm genannt, den er verdient, da wir die alte Zeit wol preisen und als herrlich rühmen, an den Werken und Thaten der neuen aber kalt und gleichgültigen Auges vorübergehen.

Ich kann nur wünschen, daß diese kleine Probe, die

ein abgeschlossenes Ganzes bildet und als anschauliche Schilderung vom Untergange unsers ersten Nationalhelden mir der Wiedergabe in d. Bl. besonders werth erscheint, daß diese Probe der Uebersetzungskunst recht viele veranlassen möge, sich nicht mit diesem Bruchstück zu begnügen, sondern sich mit dem ganzen Werke, mit der preiswürdigen Pfannschmidt'schen Uebersetzung von Tacitus' „Annalen" ebenso wie mit der gleich empfehlenswerthen Marbach'schen Nachdichtung von Aeschylus' Tragödien näher vertraut zu machen.

Karl Siegen.

Neue Erzählungen und Romane.

(Beschluß aus Nr. 20.)

1. Gesammelte Erzählungen von Magdalene Thoresen. Frei nach dem Norwegischen von Walter Reinmar. Fünfter Band: Bilder von der Westküste Norwegens. Berlin, Guttentag. 1883. 8. 3 M.
2. Schiffer Worse. Roman von Alexander L. Kielland. Uebersetzung aus dem Norwegischen von Mary Ottesen. Berlin, Auerbach. 1882. 8. 3 M.
3. Leopold Kompert's gesammelte Schriften. Berlin, Gerschel. 1882. 8. In Lieferungen zu 50 Pf.
4. Im Banne Fortuna's. Eine Erzählung von Ph. Holitscher. Budapest, Grill. 1883. Gr. 8. 5 M.
5. Hohe Gönner. Eine Komödie in sechzehn Kapiteln von Ernst Wichert. Leipzig, Reißner. 1883. 8. 4 M.
6. Das Manöver bei Alt-Klücken. Komischer Soldaten-Roman von A. von Winterfeld. Drei Bände. Jena, Costenoble. 1882. 8. 13 M. 50 Pf.

Ernst Wichert, der Verfasser der Komödie „Hohe Gönner" (Nr. 5), ist uns in bester Erinnerung von seinen litauischen Geschichten her. Weniger befriedigt uns seine jetzige Arbeit.

Das erste Kapitel führt eine ideal denkende junge Schauspielerin in ihren Studien zu dem ernst erfaßten Berufe vor, die sehr arm, absolut ehrbar, solid durchgebildet, aber nicht mit den ausreichenden Stimmmitteln begabt ist, um in dem angestrebten tragischen Fach auf unsern großen Theatern zu reussiren. Neben ihr steht ein vorerst unstet und leicht denkender, sein selbst nicht gewisser, ebenso junger und ebenso armer Maler, der zwar auch an sein Talent glaubt, aber vorläufig blutwenig mit demselben anzufangen weiß. Die beiden lieben sich, sind auf der Neige ihrer Existenzmittel und haben sich geschworen, miteinander zu sterben. Am Schluß entzweien sie sich über die Art des Todes, wobei überhaupt eine allzu starke Differenz in ihrer Weltauffassung zu Tage tritt; sie trennen sich und bleiben leben, sonst wäre allerdings dieses erste Kapitel auch zugleich das letzte und der Verfasser hätte seine Geschichte nicht geschrieben. Im Verlauf derselben bleibt Angelika unverändert, nur daß sie nach kurzen bittern Erfahrungen die für sie doch nicht passende Bühnenlaufbahn aufgibt. Robert aber macht eine vollständige innere Läuterung durch, wird so des edeln Mädchens durchaus würdig, dazu ein Maler von Ruf. Und nach langen Jahren, als die zwei Welt und Leben mannichfach kennen gelernt und die alte Liebe nicht vergessen haben, werden sie glücklich vereint.

Da hätten wir also zunächst den Helden und die Heldin und die Einleitungsscenerie, und nun erst beginnt die eigentliche Geschichte, die der Verfasser mit Fug eine Komödie nennt. Es ist eine Protectionsaffaire mit den gewöhnlichen Mitteln, durch welche gut situirte Mittelmäßigkeiten, die sich als Clique zusammenthun und geschäftig agiren, gemachte Leute und Berühmtheiten schaffen, ja große Männer und Frauen — für den Tagesbedarf. Haupttreiber in dieser Art ist der hoch elegante, reich gewordene Toilettenkünstler, seines Zeichens gewesener Schneider, Marotti. Er nimmt sich des durch einen verschuldeten Baron in seinen Gesellschaftskreis eingeführten Künstlers an, weil dieser ihm und noch besser seiner Tochter gefällt, und weil er Marotti's exquisit arrangirte Toiletten, aus denen die nichtssagenden Gesichter der kleinstädtischen Haute-Volée heraussehen, aufs feinste zu malen versteht. Der gute Robert wird in ein prachtvolles Atelier gesteckt, als eine neu aufgefundene Künstlergröße ausposaunt und soll gar mit der Hand der durch prächtiges rothes Haar und leichtfertige Lebenslust ausgezeichneten Silvia gesegnet werden. Der edle Papa thut aber noch mehr: er stöbert auch die angestrengt fortstudirende Angelika auf, verschafft ihr eine ebenso glänzende Situation, bringt sie in brillanten Rollen auf die Bühne — alles mit dem fein decorirten väterlichen Wohlwollen, dessen Bedeutung im Verkehr mit schönen jungen Künstlerinnen man in der Welt kennt. Der pfiffige Alte hat sich aber diesmal nach beiden Seiten verrechnet, in den Charakteren sich getäuscht. Als die naiv unschuldige Angelika mit der Zeit eine Ahnung bekommt von dem Stand und Charakter und den lauernden Absichten ihres väterlichen Beschützers; als Robert der unwürdigen Vergeudung seiner Kunst an nichtige Objecte und zugleich des launenvollen Glücks seines Brautstandes bis zum Ekel überdrüssig geworden, und als vollends die zwei, in denen Besseres und Tieferes schlummert, noch einmal sich treffen und aussprechen: da lassen sie die ganze Herrlichkeit unbedenklich im Stich; eines Morgens sind des Herrn Marotti „undankbare" Günstlinge ohne Sang und Klang verduftet, in die weite Welt gegangen, wo wir ihnen nach Jahren wieder begegnen werden. Silvia tröstet sich und heirathet den Baron, den sie nach einem beiderseits leichtfertigen Leben in Paris durch einen eclatant unehrenhaften Fall, welchen er doch nicht gemein genug ist zu ertragen, zu einer Art Selbstmord im Duell bringt, worauf sie gemüthlich mit dem Galan nach Monaco abfährt.

Originell ausgedacht ist die Art, wie Robert und Angelika sich wiedertreffen, die bei jenem Flüchten aus unschönen Verhältnissen jeder auf eigene Faust in die Welt gegangen, weil sie damals noch nicht genug in sich geläutert waren, um sich fürs Leben zusammenzufinden. Er hat das „aus der Erinnerung" gemalte Portrait Angelikas ohne Namensangabe des Malers und einfach mit jenen drei Worten begleitet in die Kunstausstellung geschickt, und es hat durch die eigenartige Vollendung Aufsehen gemacht. Eine reiche Gräfin, bei der das Mädchen als Vorleserin eingetreten, wird durch das Bild überrascht, und nun laufen die Fäden der Lösung durch ihre Hand. Die Vollendung und Aufstellung des Bildes, das auch gleich auf den Gemüthszustand des Malers den einfachen Schluß ziehen läßt, daß er trotz allem seine Jugendliebe nie vergessen, ist in der That ein neues und gut erfundenes Motiv. Dagegen erscheint die thatkräftige Intervention der Gräfin, die an ihrer Gefährtin ganz als Mutter handelt, ein in ähnlichen Formen allzu oft zur Lösung verbrauchtes Element, dem wir mistrauen. Jene hochherzigen Reichen, die für ihre Untergebenen so viel Güte und Mühe und Herzensinteresse opfern oder unbedenklich große Summen hinwerfen, sind in den Augen des ruhigen Welt- und Menschenkenners nichts als idealistische Figuren, die willfährigen Maschinengötter der Herren Romanschreiber, und sie passen nicht in ein Buch, das sonst in seiner Menschenzeichnung fast hart realistisch vorgeht. Im übrigen muß der versöhnende Schluß als besonders befriedigend erklärt werden.

Diese geschäftig agirende Gesellschaft, die sich um die beiden unerfahrenen jungen Leute dreht und bemüht, macht einen recht widrigen Eindruck: der halb speculative und halb dumme Kleiderkünstler an der Spitze, den Photographen Kastenmeyer und den Redacteur Dr. Stichel als dienende Gehülfen seiner künstlich geschraubten Reclame im Schlepptau hinter sich, die flatternde Tochter als Lockvogel neben sich, und was alles von dieser Sorte einer sehr gemischten Gesellschaft drum und dran hängt, der Theateragent und Oberregisseur, der Apotheker und Stallmeister, bis herauf zu dem magern Herrn von . . sie sind denn doch ein zu verächtliches Völklein, als daß man sich lange mit ihnen abgeben möchte; daß sie ganz nach der Realität gezeichnet sind, daran zweifeln wir gar nicht. Auch die ganze Geschichte, die sich abspielt, modernsten Stils, ist zu leicht, um ein innerliches Interesse erwecken zu können. Von Poesie ist da bis gegen das Ende hin, wo der Ton steigt, wenig zu finden; sehr viel dagegen von Realität zeitgenössischen Schlags — eine Welt, an der wir uns bei jedem Tritte den Kopf zerstoßen, die pure Gemeinheit und gewissenlose Leichtfertigkeit in recht eleganten Formen und unter „gemachten" Leuten; da und dort ragt auch ein Stück höhern Vagabundenthums herein. Die Stufen, auf denen man in diesen Kreisen auf-, aber auch absteigt, und zwar rasch herunter bis zur letzten, sind zu unsauber, und ich halte dafür, daß es nicht Sache der Poesie ist, uns diese Welt und in diesen Formen zu zeichnen. Das Object wäre gut für den leicht spottenden Humor; hier aber ist der Ton immerhin zu ernst und schwer.

Bei A. von Winterfeld (Nr. 6) begegnen sich stets zwei Elemente von verschiedenem Werth. Das erste Moment ist die allerdings auch schon mit lachendem Humor, aber daneben mit wahrhaft gemüthlicher Durchdringung ausgeführte Zeichnung des urlangweilig Weltabgeschlossenen, Vereinsamten und Verkümmerten, der versimpelten Orte und Personen, die innere und äußere Armseligkeit im Processe des Austrocknens und Verfallens. Und gewiß hat er für Situationen und Gestalten dieser Qualität ein durchdringendes Auge, feinen Sinn, dazu neben allem leichten Lachen einen reichen Fonds von Gemüthlichkeit, ohne welchen die intimsten Züge unfaßbar bleiben würden: es ist Seele in diesen Portraits. Dann aber schlägt die Sache um, und der Autor fällt in so tolle, verschrobene und närrisch verwickelte, so schnakische, vertrackte, widersinnige, sich überstürzende Fastnachtgeschichten und Kindereien hinein, daß wir im Angesicht der Bocksprünge dieser verkehrten Welt nichts als stutzen und lachen können.

Die Scene ist am Endpunkte der civilisirten europäischen Welt, in dem wundervoll duseligen hinterpommerschen Bauernnest Alt-Klücken, und was geschieht, ist mit zwei Worten gesagt: nach halbhundertjährigem, schlafseligem Frieden kommt eines schönen Tags Garnison ins Dorf, ein manövrirendes Husarenregiment. Die für ihre flüggen Küchlein ängstlich besorgten Mütter — die Hauptpartie spielt sich in den zwei Honoratiorenfamilien des Gutsherrn und des Pfarrers ab — haben in wunderbar pädagogischer Feinheit angeordnet, daß während der gefährlichen Zeit alle jungen Mädchen sich verborgen halten sollen. Um so reizender ist das Haschen und Finden, und am Schluß des Manövers werden vier flotte Ehepärchen getraut.

Jene gemüthlich ansprechenden, den deutschen Humor echten Schlags widerspiegelnden Partien liegen gerade in den Anfängen. Wie ist da gleich im ersten Kapitel, betitelt „Der alte Schlendrian", die Differenz zwischen der altbehäbigen, ruhig dahinschleichenden, für unsern Blick heut ein wenig duselig und moderig und träg erscheinenden sogenannten guten alten Zeit gezeichnet gegenüber der ruh- und friedelosen, auf Windesflügeln dahineilenden Hetzjagd unserer Tage; ein Unterschied, welcher um so schneidender wird, wenn uns das Alte entgegentritt in dem vom Zeitgeiste mehr als zur Hälfte vergessenen Ländchen Hinterpommern, dem schlaffselig hinträumenden, an der Zeitenuhr immer um ein halbes Jahrhundert verspäteten, gemüthlich langsam nachtrottenden, in malerischen Trümmerfetzen und Lappen und Flicken erscheinenden, mit gemüthreichem Moderduft umspielten, im frommen Schlendrian daherzottelnden Hinterpommern, wo noch wenigstens bis aufs Jahr 1848 herunter von Jugend auf alles alt war, die Menschen und die Dinge. Und wenn nun vol-

lends in diesen versimpelten und verschimmelten Hinterländern der Sonntag kommt, der gesegnete und ersehnte Feiertag mit seiner gottgeweihten Ruhe, da schläft und träumt alles im Himmel und auf Erden; nicht blos die gewohnheitsmäßig an ihren altbestimmten Plätzen mumienhaft hingepflanzten Schäfchen in der Kirche, sondern den alten fettgenährten Pastor auf der Kanzel steckt die Schlafsucht mit an; er wackelt und nickt mit dem Kopfe, und nur mechanisch, jede Minute eins, lösen sich die Worte von den wulstigen Lippen ab, sie tröpfeln gleichsam herunter. Kurz, alles schläft: Herr und Hund, Schloß und Hütte, Gans und Storch, das Bächlein und die Weide dran. Es ist meisterhaft, dieses halb komische, halb gemüthliche Bild des friedlichen Dusellebens; es ist zum Malen schön. Und im gleichen Genre sind dann die mitspielenden Hauptfiguren gehalten: der längst im langweilig thatlosen Alltagsleben versimpelte Gutsherr von Lichtenhagen nebst der ängstlich um seine Seelenruhe besorgten Ehehälfte und der gequälten alten Jungfer, die als armes Verwandtschaftsstück ins Haus genommen worden ist. Der roth- und dickköpfige Pastor von unsaglichem Phlegma, das nur an der reichbesetzten Mittagstafel des Gutsherrn einer rührigen Geschäftigkeit weicht, aber schon beim schwarzen Kaffee wieder in volltönendem Schnarchen seinen natürlichen Ausdruck annimmt; der mit seiner unsterblichen Kriegsanekdote leierkastenartig auftretende Gutsverwalter — die mumienhaften Gestalten gähnen uns mit unsaglicher Langeweile an, als wollten sie sich die Kiefern ausrenken, und selbst den da lagernden Husarenoffizieren geht in zwei Wochen das Leben aus, als wäre die Schlafsucht epidemisch geworden. Um ein weniges mehr Leben haben noch die jungen Mädchen, eigentlich aber auch nur dann, wenn ihre Phantasie sich um die künftige Herrlichkeit dreht, nämlich einen hübschen Mann, der ja doch einmal irgend woher kommen muß. Das schönste Inventarstück in diesem antediluvianischen Menschenkreise ist übrigens die alte zusammengetrocknete Milchfrau Mutter Berendsch, eine Vogelscheuche, der auf einmal noch verkehrte Gedanken von Frühlingstrieben in den verdrehten Kopf sich nisten; das gibt so ein paar Aufzüge, die nichts weniger als verblümt sind. Hierzu gehört auch noch das Conterfei des mit dem Gutsverwalter in fortwährendem Eifersuchtskampf um die Autorität sich abmühenden stotternden Schulzen Henschel, und die Geschichte, wie er dem Gutsherrn die bevorstehende Einquartirung ankünden soll, den Bericht aber nicht herausbringt, wobei denn eine urkomische Verwechselung und die greulichste Confusion in den Köpfen herauskommt, ist von der durchdringendsten maliciösen Schalkhaftigkeit; man soll und muß über das Charivari lachen. Auch die zwei sich hänselnden Burschen der Husarenoffiziere gehören ins Concept. Im ganzen ist es eine Gesellschaft, von der keiner das Pulver erfunden hat.

Das ist die eine Seite des Romans, und entschieden die gute; die kleinen Genrebildchen, welche ungefähr die ersten zwei Drittheile des ersten Bändchens einnehmen, sind voll gemüthlichen Humors. Nun kommt die eigentliche Handlung, das letzte Drittel des ersten und noch zwei weitere Bändchen füllend. Da stürmt denn nach der gewohnten Weise unsers Autors eine solche Masse von lächerlichen Verwirrungen und Verwickelungen, von Narrheit, kleiner Bosheit und ziemlich unschuldiger Teufelei, neckischem Treiben und Versteckensspielen, von Verwechselungen und Ueberraschungen, kurz von kunterbunter Tollheit auf uns herein, daß uns kraus und dumm im Kopfe wird. Die unerschöpfliche Laune in Erfindung von tollen Streichen, von Scenen aus der verkehrten Welt, Carnevalsspäßen und Kundgebungen des Galgenhumors ist erstaunlich; Winterfeld schüttelt das Zeug nur aus dem Rockärmel heraus; daß es aber Werth oder Gehalt habe, wird schwerlich einem Menschen zu behaupten einfallen. Gewisse Situationen sind nicht blos recht durchsichtig, sondern von einer soldatischen Derbheit, die an die Zote mehr als streift. Die ausbündigen Narrheiten, gut zur Abspannung der Nerven und Anspannung der Lachmuskeln, liest man am knisternden Kaminfeuer im Schlafrock, die Pfeife im Munde, den Bierkrug neben sich, die Beine behaglich breit ausgestreckt — Denken ist absolut verboten!

J. J. Honegger.

Henne-Am Rhyn's Culturgeschichte.

Allgemeine Culturgeschichte von der Urzeit bis auf die Gegenwart von Otto Henne-Am Rhyn. Sechs Bände mit einem alphabetischen Generalregister. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 56 M.

Die Culturgeschichte ist noch eine junge Wissenschaft, und es wird sich noch lange Jahre niemand rühmen können, sie in erschöpfender Weise und so dargestellt zu haben, wie sie es ihrer Bestimmung nach erfordert. Denn offenbar zielt sie auf eine höhere Bedeutung hin, als ihr bisher zugestanden wurde, und es deuten alle Anzeichen darauf, daß sie in der Zukunft mehr als nur eine Parallele der politischen Geschichte, nämlich geradezu eine Geschichte der Menschheit werden wird, zu welcher nicht nur die Sitten-, Rechts-, Religions-, Literatur- und Kunstgeschichte, sondern selbst die politische Geschichte als bloße weitere Ausführungen einzelner Partien treten werden.

Der Verfasser der vorliegenden vieljährigen Arbeit hat das selbst gefühlt und in einem Essay der Zeitschrift „Unsere Zeit“ sich über „Die Gesetze der Cultur“ im November vorigen Jahres ausgesprochen. Was er daher mit seinem Werke beabsichtigte, konnte nur eine Pionnierarbeit sein — sein Werk konnte lediglich bezwecken, der Cultur-

geschichte der Zukunft vorzuarbeiten, ihr gewissermaßen den Umfang und die Anordnung vorzuzeichnen. Es ist dies denn auch die umfangreichste und zugleich von Parteirücksichten unabhängigste der bisher erschienenen Culturgeschichten in deutscher Sprache. Die sechs Bände sind in der Weise entstanden, daß der Verfasser zuerst die Culturgeschichte der neuern Zeit schrieb, dann ihr die Culturgeschichte des Alterthums und Mittelalters folgen ließ, endlich der letztern eine neue Auflage seiner Culturgeschichte der neuern Zeit anfügte und anpaßte. Der erste Band enthält demnach die Culturgeschichte der Urzeit und der morgenländischen Völker (Chinesen, Inder, Aegypter, Assyrer und Chaldäer, Hebräer, Perser), der zweite diejenige der Griechen und Römer und die Entstehung des Christenthums, der dritte das Mittelalter in der christlichen, mohammedanischen und buddhistischen Welt, sowie die Culturstaaten Amerikas vor dessen Entdeckung, der vierte das Zeitalter der Reformation und der Renaissance, der fünfte dasjenige der Aufklärung (bis zur Französischen Revolution) und der sechste die neueste Zeit oder unser Jahrhundert. In allen diesen Zeiträumen schildert der Autor in umfassender Weise die geographische Grundlage der verschiedenen Zustände und Entwickelungen, Nahrung, Wohnung, Kleidung, Sitten, Familienverhältnisse, die politischen Einrichtungen, die religiösen, künstlerischen, literarischen und wissenschaftlichen Leistungen der betreffenden Völker, und charakterisirt in großen Zügen und mit tiefem Eingehen auf das Einzelne die Entwickelungsphasen aller Völker der Erde und der Culturkreise, zu denen sich mehrere Völker vereinigten. Bei all der ungeheuern Masse von Details, die der Verfasser nach den besten und neuesten Quellen in übersichtlicher Gruppirung vereinigt hat, vergißt er nirgends, das Einzelne in allgemeinen, selbständigen Urtheilen zusammenzufassen und den Zusammenhang der großen Lebensgeschichte des Menschengeschlechts stets im Auge zu behalten. Wir weisen nur auf folgende diesem Zweck gewidmete Darlegungen hin: Vergleichung von Mensch und Thier, die Anfänge der Cultur, Rückblick auf die Urzeit und die morgenländische Cultur, Verhältniß der Griechen zur morgenländischen Cultur, Bedeutung der griechischen Cultur, Verschiedenheit der altgriechischen und der alexandrinischen Cultur, der allgemeine Weltgang der Cultur (bei Anlaß des Uebergangs von Hellas zu Rom), Charakter und Bedeutung der römischen Cultur, Rückblick auf die Culturen des Alterthums, Bedeutung des Mittelalters, Verhältniß der Germanen zur frühern Cultur, allgemeine Entwickelung des Staats bis zum Mittelalter und der Theologie bis ebendahin, Gegensatz des Morgen- und Abendlandes im Mittelalter, Einleitung zur neuern Geschichte und Charakter derselben, Rückblicke auf das Reformationszeitalter, auf das Zeitalter der Aufklärung und auf die gesammte Culturgeschichte.

Feuilleton.

Ausländische Literatur.

„Érostrate. Poésies par Léon Duplessis" (Paris, Ollendorff) betitelt sich ein jüngst erschienener Band episch-lyrischer Gedichte, denen unsere Kritik rückhaltlos eine bedeutende Stellung unter den neuern französischen Erzeugnissen verwandter Gattung zuweist. Der Titel erklärt sich leicht aus der philosophischen Richtung des Verfassers: Duplessis theilt den Entrüstungspessimismus Byron's. Herostratischer Thatendrang, die Sehnsucht über die Schranken des Individuums: Obscurität und Sterblichkeit, zu triumphiren, ist es, was ihm seine Gesänge dictirt hat. Das zeigt Anlage und Grundidee des „Érostrate", wenn es auch der Dichter ab und zu in einer kleinen Verszeile leugnen möchte. Die Dichtung ist unsers Wissens ein Erstlingswerk, doch erkennt man sofort in dem bis ins kleinste ausgeführten Seelengemälde, das der „Érostrate" darstellt, das Werk eines ausgereiften Mannes, der viel gelernt, gelebt und gelitten, der sich auch lange im stillen in der Kunst geübt hat, seine Erfahrung, sein Empfinden und Denken wahrhaft dichterisch auszugestalten. Am vollendetsten sind der erste und zweite Cyklus des „Érostrate", nicht mehr auf der Höhe der dritte, und schwächlich — abgesehen von der auch hier äußerst sauber ausgearbeiteten metrischen und stilistischen Form — das „Finale", das mit seinem künstlichen Aufschwung himmelan einen entschiedenen Miston in die Harmonie des Werks bringt. Die epische Befähigung Duplessis' scheint uns stellenweise seine lyrische noch zu überragen; er hat eine wunderbare Gabe, die echte Dichtergabe, alte Geschichten mit einem neuen Reize zu umkleiden. Das wird ein jeder bekräftigen, der beispielsweise „La tour de Babel", „Léonardo" oder „Un dîner chez Lucullus" gelesen.

— F. Bruetière veröffentlicht in „Le Roman naturaliste" eine Sammlung seiner Essays über naturalistische Romane und deren Verfasser. Er legt die Unzulänglichkeit und das Unkünstlerische der verschiedenen Hülfsmittel, zu welchen der Naturalist seine Zuflucht zu nehmen getrieben wird, in scharfer Weise bloß. Am schärfsten geht er dabei Edmond de Goncourt zu Leibe; am gelungensten jedoch sind die immer wiederkehrenden Angriffe auf Zola. Sein Grundsatz ist, nur das sei von Dauer, was vollendet in der Form und von menschlich wahrem Inhalt sei.

Ebenfalls nur ein Wiederabdruck bereits veröffentlichter Artikel ist wol „Hommes et choses du temps présent" von G. Valbert, unter den mehrere Deutschland betreffende sich befinden, die mit zu den besten im Buche gehören. Besonders hervorzuheben ist auch die seltsame politisch-satirische Studie „Robinson Crusoe et la littérature électorale", die echten Humor entfaltet.

— Als Einleitung zu seinen vor einigen Jahren erschienenen zwei Bänden über „Die alte und neue Zeit" hat deren Verfasser Victor de Laprade jetzt „Histoire du sentiment de la nature. Prolégomènes" herausgegeben, die er als eine „mit Philosophie angefüllte Literaturgeschichte" bezeichnet. Vortreffliche Darstellung, hehrer Idealismus, Freiheit von der Heuchelei und Gemeinheit, der Trivialität und Unruhe eines so großen Theils zeitgenössischer Literatur zeichnen auch diese neueste Leistung des Akademikers aus.

— Der neueste Roman von Alphonse Daudet: „L'évangéliste", dem der Besuch der Heilsarmee in Paris zu Grunde liegt, soll des Verfassers nicht würdig sein.

— Von Théophile Gautier liegt ein neuer Band seiner „Souvenirs de Théâtre, d'art et de critique" vor, der aus

gesammelten Aufsätzen des Verstorbenen über die im Titel genannten Gegenstände besteht.

— Eine der hervorragendsten Erscheinungen in Paris ist unzweifelhaft „Dieu, patrie, liberté“ von Jules Simon, eine der stärksten Satiren auf die Fehler der Volksregierung, wie sie namentlich in den letzten drei Jahren in Frankreich gehandhabt worden ist. Der Verfasser weist überzeugend nach, wie die radicalen Theorien schwächliche Verwaltung und tyrannische Gesetzgebung hervorzubringen geeignet sind und in Frankreich sie auch wirklich hervorgebracht haben.

Ein ähnliches Werk ist „A bas les masques“ von Alphonse Karr, doch ist auch dieses nur ein Wiederabdruck älterer Artikel und zwar aus der Zeit der Präsidentschaft Thiers'. Manches darin, wie das, was er an Gambetta geschrieben, hätte jetzt besser weggelassen werden können.

— Als Beiträge zur sogenannten Frauenfrage in Frankreich verzeichnen wir: „La femme française dans le temps moderne“ von Clarisse Bader; „Histoire de l'éducation des femmes en France“ von Paul Rousselot, und „Le code des femmes“ von Léon Richer. Die erstern beiden behandeln die Frage vom historischen Standpunkte und in sehr vernünftiger Weise. So sagt Rousselot z. B. sehr richtig: „Die besterzogene Frau ist diejenige, welche am meisten Frau und am wenigsten Mann ist, weil sie dann fähiger wird, die Gefährtin des Mannes zu sein.“ Richer will übrigens den Code Napoléon im Interesse des Weibes umgestaltet wissen.

— Leser der „Revue des deux Mondes“, die wie wir die Emile Montégut'schen Kritiken englischer Werke zu den schätzenswerthesten Beiträgen zählen, welche diese „Revue“ von Zeit zu Zeit enthält, werden gewiß mit uns die von ihm eben veröffentlichte Sammlung derselben unter dem Titel „Essais sur la littérature anglaise“ mit Freuden begrüßen. Außer den rein literarischen Kritiken enthält der Band auch einen Essay über den englischen Charakter gelegentlich der Besprechung der „English Traits“ von Emerson und einen allgemeinen über englische Literatur bei der Kritik des Taine'schen Werks über dieselbe.

— Von der „Correspondance de George Sand“ ist der vierte Band erschienen, der bis zum Ende des Jahres 1863 reicht. Die darin enthaltenen Briefe betreffen die Geschichte ihrer literarischen Leistungen jener Zeit.

— In „Les ridicules du temps“ von J. Barbey d'Aurevilly geiselt der Verfasser die zeitgenössischen Schriftsteller und Kritiker sowie die Gesellschaft im allgemeinen und schildert ihren Zustand in sehr düstern Farben. Der Taback ist der Sündenbock, dem er alle Schuld zuschiebt. Zu bemerken ist noch, daß das Buch ein Wiederabdruck ist und die darin enthaltenen Aufsätze von funszehn Jahren her datiren.

— Von besonderm persönlichen Interesse sind „Les dernières années d'Alexandre Dumas“ von Gabriel Ferry.

— L. Bougeaut untersucht in „Étude sur l'état mental de J. J. Rousseau“ den Geisteszustand dieses berühmten Schriftstellers und gelangt zu dem Schlusse, daß die Annahme seines Selbstmordes durch Vergiftung die haltbarste sei.

— „Marivaux; sa vie et ses œuvres“ von G. Larroumet ist, einige sonderbare Verstöße in Betreff englischer Schriftsteller, die im Buche erwähnt sind, abgerechnet, das vollständigste Werk, welches über den genannten Akademiker bisher erschienen ist.

— M. Zola's neuestes Werk „Au bonheur des dames“ nöthigt sogar der „Saturday Review“, die diesen Autor stets und mit Recht bekämpft hat, das Zugeständniß ab, daß es für ihn fast ein Wunder von honnêteté sei. Die Fehler seiner Theorie blieben zwar dieselben, seien aber durch dieses Werk vermindert.

— Der „Simplicissimus“, der vor einigen Jahren durch Erwähnung im Deutschen Reichstage von neuem zu so hohem Ansehen gebracht wurde und seitdem in Deutschland von alt und jung gelesen worden ist, ist nun auch in Frankreich von einem Doctoranden zum Gegenstande der eingehendsten Studien gemacht worden; derselbe hat seine Arbeit unter dem Titel „Étude sur le Simplicissimus de Grimmelshausen, Thèse française présentée à la faculté des Lettres de Paris par Ferd. Antoine“ (Paris, Klincksieck) veröffentlicht. Man kann dieser Leistung eines Franzosen den sogenannten deutschen Fleiß nachrühmen, so gründlich ist diese Studie, und wenn sie sich auch selbstverständlich nur an deutsche Quellen anlehnen kann, so zeigt der Verfasser doch überall Selbständigkeit des Urtheils und tüchtige Kenntniß der deutschen Literatur jener und neuerer Zeit. Der Schluß, zu dem er gelangt, ist, daß, wenngleich die deutsche Kritik sich allerdings patriotischer Uebertreibung schuldig macht, indem sie Grimmelshausen neben Cervantes und Lesage stellen möchte, er doch einräumen müsse, daß unter Einhaltung des richtigen Verhältnisses er neben diesen Vertretern des satirischen Romans sich als keine zu üble Figur ausnimmt. Daß die Darstellung eine sehr gefällige, klare und elegante ist, versteht sich wol bei einer französischen Leistung von selbst. Wir können nur hinzufügen, daß auch jede deutsche Universität sie als vollgültig angenommen und anerkannt und deren Verfasser mit dem Doctorhute dafür belohnt haben würde.

Bibliographie.

Ballin, P., Der Haushalt der arbeitenden Klassen. Eine socialstatistische Untersuchung. 1ster Thl. Berlin, F. Luckhardt. Gr. 8. 3 M.

Baumgartner, A., S. J., Die Lauretanische Litanei. Sonette. Freiburg i. Br., Herder. 8. 1 M.

Benedicter, P., Meine Schulreise durch Norddeutschland. Laibach. Lex.-8. 80 Pf.

Coronini-Cronberg, C. Graf, Alceo und Angiolina. Sizilianische Novelle. Leipzig, Friedrich. 16. 2 M.

Der Dictator von Wilna. Memoiren des Grafen M. N. Murawjew. Aus dem Russischen. Mit einer biographischen Einleitung. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 4 M. 40 Pf.

Ernst, O., Elementargewalten. 2 Bde. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 8. 7 M.

Friedrich, G., Humanistische Studien, Aufsätze, teils in weiterem, teils in engerem Entwurfe; Uebersetzung und Erklärung klassischer Dichtungen des Altertums. 1ste Lfg. München, Friedrich. Gr. 8. 75 Pf.

Gehrig, H., Die Winkelried-Frage. Burgdorf, Langlois. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Husen, Odyssee-Romane: Telemach und Nausikaa. Luzern, Husenstift. 8. 1 M.

Kosakante, K. L. W., Lieder des Leides. Zerstreute Blätter. Berlin, Kamlah. 8. 2 M.

Kretzer, M., Berliner Novellen und Sittenbilder. 1ster u. 2ter Bd. Jena, Costenoble. 8. à 1 M.

Lautenbacher, K., Humoristische Gedichte in altbairischer Mundart, wie solche in verschiedenen Gegenden und Schichten der Bevölkerung Ober- und zunächst Nieder-Bayerns gang und gebe ist. Landshut, Attenkofer. 12. 1 M. 20 Pf.

Meyer, R., Ursachen der amerikanischen Concurrenz. Ergebnisse einer Studienreise durch die Vereinigten Staaten. 1ste Lfg. Berlin, Bahr. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Paudler, A., Cultur-Bilder und Wunder-Skizzen aus dem nördlichen Böhmen. Böhm.-Leipa, Hamann. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Pröfl, V., Geschichte der königlichen Stadt Karlsbad, historisch, statistisch und topographisch dargestellt. Karlsbad, Feller. Gr. 8. 5 M.

Rabich, E., Ueber den Gesang in der Volksschule. Gotha, Thienemann. Gr. 8. 80 Pf.

Roquette, O., Friedrich Preller. Ein Lebensbild. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. Gr. 8. 7 M.

Santamar, G., Gedichte. Hirschberg, Heilig. 12. 3 M.

Virchow, R., Das Gräberfeld von Koban im Lande der Osseten, Kaukasus. Eine vergleichend-archäologische Studie. Mit einem Atlas von 11 Tafeln. Berlin, Asher u. Comp. Fol. 48 M.

Whistling, K. W., Statistik des königlichen Conservatoriums der Musik zu Leipzig 1843—1883. Aus Anlass des 40jährigen Jubiläums dieser Anstalt herausgegeben. Mit den Bildnissen von Mendelssohn Bartholdy, M. Hauptmann, E. F. Richter, Ignaz Moscheles und F. David. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Hoch 4. 2 M.

Willy, R., Schopenhauer in seinem Verhältnisse zu J. G. Fichte und Schelling. Eine Abhandlung. Zürich, Höhr. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Zart, G., Bemerkungen zur Theorie der menschlichen Freiheit. Jena, Neuenhahn. Gr. 4. 1 M.

Anzeigen.

(Mit einer Beilage: **Literarischer Anzeiger**, Nr. 6.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 22. —— 31. Mai 1883.

Ein preisgekrönter Dramatiker.

1. Die Patricierin. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Richard Voß. Frankfurt a. M., Koenitzer. 1881. 8. 2 M.
2. Luigia Sanfelice. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Richard Voß. Mit dem „Räuberjubiläumspreis" am Schillertage zu Mannheim gekrönt. Frankfurt a. M., Koenitzer. 1882. 8. 2 M.
3. Pater Modestus. Schauspiel in fünf Acten von Richard Voß. Leipzig, Friedrich. 1883. 8. 1 M.
4. Der Mohr des Zaren. Schauspiel in vier Acten von Richard Voß. Nach einem Fragment von Puschkin. Frankfurt a. M., Koenitzer. 1883. 8. 2 M.
5. Regula Brandt. Schauspiel in fünf Aufzügen von Richard Voß. Leipzig, Friedrich. 1883. 8. 1 M.

Wir haben vor kurzem in d. Bl. das Gesammtbild der dramatischen Leistungen eines begabten und erfolgreichen tragischen Dichters, Ernst von Wildenbruch, gegeben; wir lassen jetzt demselben die Charakteristik eines andern Dramatikers folgen, welcher keineswegs wie Wildenbruch im Sturm alle Bühnen eroberte, sondern sich mit sporadischen Aufführungen an einzelnen Theatern begnügen mußte, der aber zweimal dramatische Preise erhielt: für „Die Patricierin" den von der frankfurter Intendanz für das beste Trauerspiel ausgesetzten Preis, für „Luigia Sanfelice" den Preis, den die Direction des manheimer Stadttheaters aus Anlaß der Säcularfeier der ersten Aufführung von Schiller's „Räubern" für ein im verwandten Geiste gedichtetes Drama bestimmte.

Die Charakterköpfe der beiden Dramatiker sind sehr verschieden. Während Wildenbruch zwar über den Ausdruck der Leidenschaft gebietet, aber ihn doch innerhalb gewisser Grenzen hält, bisweilen sogar das conventionell Phrasenhafte nicht vermeidet: gehört Richard Voß der kraftgenialischen Schule an als jüngster Sproß und hat in Erfindung und Ausdruck oft jenen excentrischen Zug, welcher Grabbe, Otto Ludwig und andern Poeten dieser Richtung eigen ist; die Hyperbel nicht blos als Tropus der Diction, sondern überhaupt als Maßlosigkeit der Vorgänge und Anschauungen ist die Signatur für alle diese Schöpfungen. Der volle feurige Erguß der dramatischen Rhetorik findet sich bei Richard Voß so wenig wie bei Wildenbruch: nur die „Karolinger" dieses Dichters machen eine Ausnahme sowie „Savonarola" und „Die Patricierin" von Voß. Beide gebieten indeß über eine knappe energische Diction: ein markiger Zug geht durch ihre Werke. Sehr verschieden aber ist ihre Weltanschauung. Wildenbruch bevorzugt das Patriotisch-Nationale, wie in den Dramen „Der Menonit" und in „Väter und Söhne"; er liebt es, den Kampf um die Herrschaft darzustellen, wie in „Die Karolinger" und „Harold": Muth, männliche Thatkraft, der Geist der geschichtlichen Initiative beleben seine Werke; es herrscht in ihnen der chevalereske Ton der bevorzugten Lebenskreise, und das Tragische ist entweder die Schuld des Helden oder die Schuld seiner Zeit; für beide hat der Fortschritt der Geschichte die Sühne in Bereitschaft.

Ganz anders bei Richard Voß: seinen Tragödien liegt eine pessimistische Weltanschauung zu Grunde, die der Dichter ja in seinen „Scherben" mit einer ins Crasse gehenden Kühnheit vertritt. Hier ist das Einzelgeschick, das tragisch verläuft, nur ein Glied in der Kette des allgemeinen Weltelends; hohnlachend zerschmettert das Geschick seine Opfer, die mit dem Lächeln auf den Lippen noch nach den Kränzen des Lebens greifen. Hinter solcher Tragik lauert eine dämonische Schadenfreude; aber es ist fraglos, daß ein Dichter, welcher aus einer solchen Weltanschauung herausschafft, niemals ins Leere und Hohle, ins Conventionell-Rhetorische, ins Theatralisch-Coulissenhafte verfallen wird, sondern daß er aus der Tiefe heraus seine Gestalten und Gedanken zu Tage fördert, alles Flache und Reliefartige vermeidend.

Glänzend kündigte sich das Talent von Richard Voß in seinem „Savonarola“ (1878) an, einem Drama, das in Nr. 48 d. Bl. f. 1879 bereits eine eingehende Beurtheilung fand. Hier ist mehr dramatische Beredsamkeit als in allen spätern Stücken des Dichters, eben jener volle Erguß des Pathos, den Hegel mit Recht für die Tragödie verlangt. Die Liebe der Lucrezia Borgia zu dem Reformator von Florenz ist eine kühne Erfindung, ausgebeutet zu dramatisch wirksamen Situationen. Lucrezia will von Savonarola gesegnet werden: er weigert sich dessen, als er ihren Namen erfährt, er spricht den Fluch über sie aus. Da weiß sie ihn beim Papst zu verderben: nachher erfährt sie von ihm, daß er sie liebte. Es ist zu spät: sie kann ihn nicht mehr retten. Die Diction in diesem Trauerspiel ist dramatisch lebendig und dichterisch schön. Das darf man von der Tragödie verlangen.

Eine Abirrung in das französisch Effectvolle, Sensationelle bezeichnet das Trauerspiel „Magda“ (1879), das ebenfalls in Nr. 33 d. Bl. f. 1880 bereits besprochen worden ist. Hier ist der Held ein Wüstling, der sich aus den Armen einer üppigen Salondame reißt, um ein junges unschuldiges Mädchen sein zu nennen, das er dann zu schnöden Zwecken als Aushängeschild einer Spielhölle misbraucht.

Das Trauerspiel „Die Patricierin“ (Nr. 1), welches außer in Frankfurt auch in Breslau, wo Klara Ziegler die Titelrolle spielte, am dresdener Hoftheater und an andern Bühnen gegeben worden ist, spielt in Capua und Rom in den Jahren 73—71 v. Chr. und hat zum geschichtlichen Hintergrund den Sklavenaufstand des Spartacus. Gleich die erste Scene, die im Amphitheater zu Capua spielt, zeigt uns die Sklaven entschlossen zum Aufstand. Spartacus selbst reißt den Thron herunter. Dagegen erhebt Crixus, ein Gallier, Widerspruch: er preist die Freuden des Lebens, die man nicht dahingeben soll für die Freiheit. Im Sinne des Spartacus spricht dessen Freund Scipio und gewinnt die Meinung der Sklaven für sich. Crixus klagt Spartacus als einen Königssohn, einen Patricier an: dieser vertheidigt sich; der Aufstand soll gleich losbrechen, er selbst hat sich Metella, des Crassus Weib, zum Opfer ausersehen.

Die Sklaven verlassen die Bühne. Sklavinnen schmücken die Loggia des Prätors, darunter Hero, ein zartes griechisches Mädchen, welches den Spartacus liebt. Dann erscheint Crassus und sein Weib Metella, die sich aus Laune in das Gewand einer Vestalin gekleidet hat. Ihren Verehrer Lucullus behandelt die Patricierin mit schnödem Spott. Der Kampf in der Arena beginnt: beim ersten Zweikampf bleibt Spartacus Sieger, beim zweiten unterliegt er. Metella sieht ihn — schon einmal hat seine Mannesschönheit sie berauscht —, sie gibt das Zeichen der Gnade, wie es der Vestalin zusteht; ob auch der falschen Vestalin? Da bricht der Aufstand aus. Die Senatoren flüchten, Spartacus tritt in die Loggia des Prätors, will Metella tödten: da erkennt er die Vestalin, die das Wort der Gnade gesprochen hat. Dieser erste Act gibt eine überaus lebendige Exposition: am Schlusse desselben zeichnet sich bereits in ersten Umrissen der Conflict ab, der sich durch das ganze Drama hinzieht. Dieser Conflict einer zwischen Haß und Liebe schwankenden Leidenschaft, das Thema der Penthesilea, spielt in den tragischen Dichtwerken aller Zeiten eine bedeutende Rolle. Es kommt darauf an, daß der Dichter diese sich ablösenden Extreme immer glaubwürdig zu machen weiß.

Im zweiten Act der „Patricierin“ sehen wir Hero, die Sklavin, im Atrium auf den Besuch ihres Spartacus warten. Sie soll ihm mit der Lampe ein Zeichen geben: Metella kommt hinzu, Hero will die Lampe auslöschen, doch die Herrin verstattet es nicht. So motivirt es der Dichter, daß Metella an Hero's Stelle tritt und Spartacus sie trifft statt der Geliebten. Es ist dies, um mit den Autoren der französischen Comédie zu sprechen, die erste große Scene des Stücks. Metella erinnert an den Sklavenaufstand, an das Eindringen des Spartacus, daran, daß er sie nicht tödten konnte; und als er sie fragt, warum, erwidert sie:

Metella (sich zu ihm neigend).

Muß ich dir's sagen? Hast du's nicht gefühlt
Am Schauern deiner Seele? — Mann, du kamst,
Und Mord war für dich Wollust, Süße, Rausch.
Da sahst du mir ins Aug', faßtest die Hand,
Mein Kleid berührte dich, mein Haar, mein Athem,
Und du — du standest! „Die Vestalin!“ riefst du,
Stießest nicht zu. War's wol die Priesterin,
Die Spartacus barmherzig fühlen ließ?
O Venus, nein! Du hätt'st in deinem Haß,
In blut'ger Gier des Mords, des Tödtens Lust,
Das Herz mir aus der Brust herausgerissen,
Wär' jedes Glied an mir auch gottgeweiht,
Hätt' nicht mein Anblick deinen rauhen Haß
Dahingeschmolzen, zärtlich aufgezehrt,
Wie Maiensonnenkuß den Schnee der Berge.
Dein Haß, mein Grieche, ist ein armer Falter,
Der nach der Flamme taumelt, lichtgeblendet,
In Gluten stürzt, in Gluten lodernd stirbt
Bacchant'schen Feuertod!

Spartacus.

Was träumst du, Weib?
— Bei allen Göttern, nein!

Metella.

Ich sage dir:
Bei allen Göttern: ja! — Was leugnest du?
Begreifst du denn nicht, Mann? Was war dein Haß?
Doch Haß nicht? O du Kind, geh mir, ich lache.
Hast jemals du gehört, daß man das haßt,
Was wir sind? Haßt sich Spartacus? Haßt sich
Metella? — Juno! Wie er steht und starrt.
— In allem fremd, in allem doch so ähnlich,
In allem fern, in allem doch so nah':
Du einsam, so wie — ich, du hassend, so
Wie — ich! Du stolz und vornehm, starr und stark,
Wie — ich!

Spartacus.

Mir graut's vor dir. — Hinweg!
(Will fortstürzen.)

Metella (hält ihn zurück.)
Bleib' — bleibe!
Von einem Weibe will ich dir erzählen,
Das trug ein Diadem, doch um das Gold
Wand sich, was von den Rosen übrig bleibt,
Wenn sie entblättern. Aber niemand sah,
Wie sich's in ihre arme Stirne bohrte;
Ach, niemand sah die Wunden ihres Herzens,
Und wie sie langsam umkam.
(Steht feierlich vor ihm.)

Spartacus.
Ich bin, was du gewesen bist: bin Sklavin.
Ich werde, was du wardst: mein Eigenthum.
— Hinweg, du knechtisch, schmachvoll Diadem,
Ich reiß' dich ab, du meine Dornenkrone.
Frei bin ich, frei, wie du.

Spartacus (faßt sie hart an).
Erwache!

Metella (in Verzückung).
Still!
Mit Köstlichem nur zahlt man Köstliches.
Ich will die Freiheit königlich erkaufen
Mit allem, was der Mensch ist.
(Setzt sich den Dolch auf die Brust.)

Spartacus.
Nein!
(Fällt ihr in den Arm, entwindet ihr die Waffe. Sie gleitet an seine Brust, wo sie einen Augenblick ruhen bleibt.)

Metella.
Nach diesem Augenblick darf ich allein,
Nur unter Sel'gen wandeln.

Spartacus.
Weib! Metella!

Metella (überläßt sich ihm).
Geliebter Tod, ich drück' dich an mein Herz.
— O Sterbenswonne!

So weit ist die Sprache der Leidenschaft verständlich und berechtigt. Nun aber folgt die Antistrophe von Spartacus: an Metella's Hochzeitstag mußte er im Circus kämpfen, kämpfen mit seinem eigenen Bruder — und sie begnadigte diesen nicht; sie verlangte, daß der Bruder dem Bruder den Todesstoß gebe. Metella erklärt hierauf, daß sie auf alle diese Vorgänge nicht Acht gegeben habe; nur der eine Gedanke habe sie beschäftigt, daß sie dem ungeliebten Mann folgen müsse: dann aber habe sie den Sieger im Kampfe, den Helden, mit entzückter Hingebung betrachtet. Darauf entgegnet

Spartacus.
Entweihtest du mir so
Den heil'gen Augenblick? Es sieht dir gleich,
Daß du mit deinen Blicken buhlen konntest,
Kaum Weib geworden, während rings um dich
Gestorben wurde. Neben meinem Todten
Mich sehend, war's der rechte Augenblick,
Um heiße Wünsche nach dem hinzusenden,
Der dir gefiel.
Patricierin — auf dich
Hinweisend, weis' ich hin auf Rom: in dir
Steht Rom vor mir! Patricierin, ein Weib,
Zu dem die Welt als eine Göttin betet,
Und das doch nur, glaub mir's, Hetäre ist.
— Fahr nicht so auf. Denn hab' ich dich beschimpft — —
Einst gab es eine Römerin, als der
Man Schande anthat. — — Nun, du kennst die Sage.
Hier ist ein Dolch: thu, was Lucretia that.
(Wirft Metella seinen Dolch hin und stürmt hinaus. Metella liegt, das Gesicht in die Polster gedrückt. Sie erhebt sich, streicht langsam mit müder Bewegung die Haare zurück, wendet sich wie im Traume dem Hause zu. Da sie den Dolch am Boden sieht, ist's, als erwache sie. Sie hebt ihn auf, will sich durchstoßen, läßt den Arm wieder sinken.)

Metella.
— „Thu, was Lucretia that.“ — — Vielleicht! Zuerst
Will ich bedenken, was Metella thut.
(Steckt den Dolch zu sich, geht langsam ab.)
(Der Vorhang fällt.)

Diese Scene hat dramatische Dialektik, wenn auch die Motivirung nicht immer stark genug ist. Zerstreutheit ist immer ein Lustspielmotiv und kann auch dadurch nicht tragisch werden, daß das Object, von dem sie sich abwendet, tragische Größe hat. Dagegen ist die Schilderung des Bruderkampfes lebendig und ergreifend. Auch die wirksame Steigerung gegen den Schluß hin ist anzuerkennen; nur gegen die dichterische Schlußwendung hegen wir Bedenken. Spartacus reicht der Metella den Dolch, damit sie thue, was Lucretia that, als man ihr Schande angethan. Die Unähnlichkeit dieser Parallele ist aber größer als die Aehnlichkeit, daß beide beschimpft worden sind. Metella wünscht ja, daß Spartacus ihr Sextus Tarquinius sei: es ist das daher ein schielender Vergleich.

Im dritten Act ist die verschmähte Metella zur Furie geworden, die den Spartacus, wie Penthesilea den Achill, mit ihren Hunden zerfleischen möchte. Zunächst hetzt sie ihren Haushund Crassus gegen ihn, dann den Jagdhund Cicero, der ihm sein oratorisches Gebiß ins Fleisch schlagen soll. Die Zeichnung von Cicero und Crassus in diesem Act ist eine wohlgelungene; beide Gestalten sind nicht reliefartig ausgeführt; sie treten mit voller Plastik vor uns hin. Gleichwol ist dieser Act, in den der Höhenpunkt der Krisis fallen soll, in Bezug auf die dramatische Architektonik mehr ein Zwischenbau ohne schwunghaftes Aufstreben. Crassus enthüllt seine imperatorischen Gelüste: Metella aber erklärt, wenn er den Spartacus vernichte, so wolle sie ihm ihr Herzblut für das Herzblut jenes Sklaven geben:

Mein Sieger, mein
Gemahl, dann bin ich dein!

Es erscheint uns indeß ganz unrömisch, daß Metella in einer „Jungfernehe“ mit Crassus gelebt haben solle. Will sie aber sagen, daß ihm dann auch ihr Herz gehören werde, nicht blos ihre körperlichen Reize, so würde Crassus gewiß darauf wenig Gewicht gelegt haben.

Im vierten Act vergiftet Metella Hero, welche im Garten jene Begegnung zwischen der Patricierin und Spartacus belauscht hat und triumphirend darauf hinweist, daß die Stolze von ihm verschmäht worden sei. Da erscheint der durch siegreiche Schlachten mit Ruhm bedeckte Spartacus und bekennt Metella seine Liebe. Sie erstaunt: was ist seit der letzten Scene vorgegangen, seitdem er sie zurückwies und ihr den Dolch gab, daß sie sich tödte?

Spartacus.
Wer kann begreifen? — Ich bestaun's, ein Wunder,
Daß, als Vernunft und Sinn es fassen wollten,

Ich toll fast ward und mir's die Manneskraft
Aus meinen Sehnen saugte. — Wie's geschah,
Wie's kam, wie's ward — frag' nicht: ich weiß es nicht!
Sieh dir die Erde an — welch froher Tag;
Die Sonnenstrahlen fluten. Plötzlich, jäh,
Du denkst es kaum, ziehn Wolken und es ist,
Als lösche Nacht die Sonne. Furchtbar naht's
In Blitzen, Donner, Wuth — der Sturm ist da!
So kam's bei mir. Gewaltig wie Orkan
Ergriff es meine Seele, riß mich's hin
In eines Abgrunds fürchterliche Tiefen.
Wie Flammen schlug es auf! In einem Meer
Ging all mein Denken und Empfinden unter.
Nur du allein in königlicher Schönheit
Entstiegest der Vernichtung, und mit dir —
Bei dir war ich! In sel'ger Einsamkeit
Trug uns die Erde nur — — Ach, Gott und Göttin
Wandelten wir dahin. Die ganze Welt
War uns ein liebliches Gefild, wo wir
In Marmorhallen weilten, oder draußen
Im stillen Hain, von Rosen nur belauscht,
Von sanften Vögeln, goldnen Sonnenstrahlen,
Flüsternden Abendlüften. Und wir waren
Zwei Glückliche. — Was blickst du mich so an?
— Ich liebe dich.

Um diese Entwickelung zu begreifen, müssen wir an die geheimnißvolle Macht der Liebe glauben. Die Situation ist übrigens dramatisch und theatralisch geschickt ausgebeutet. Mitten in den Jubel der Herzen, die sich eben gefunden, einen Jubel, der in echt dichterischer Dithyrambik austönt, tritt das düstere Verhängniß: die Leiche Hero's wird hereingebracht; Spartacus erfährt, daß Metella sie ermordet. Da sagt er sich von der Mörderin los und stürzt in die letzte Schlacht, in den Kampf um Rom. Scenen wie diese kann nur ein Dramatiker dichten, der ein bedeutendes Talent für ergreifende Situationsmalerei besitzt. Im fünften Acte sehen wir, wie Crassus nach Besiegung der Sklaven als Triumphator in Rom einzieht; an der Leiche des Spartacus gibt sich Metella den Tod.

Die Dichtung hat große Züge und tragische Macht; man mag mit der Motivirung rechten, man mag das Wilde, Grelle, das in solchen römischen Frauennaturen liegt, zu fremdartig finden für das Drama der Gegenwart, dem eine Transfusion mit diesem Römerblut nicht zum Heile gereichen kann; aber die dramatische Begabung des Dichters und die intensive Kraft des leidenschaftlichen Ausdrucks in diesem Stücke verdienen volle Anerkennung.

Das Trauerspiel „Luigia Sanfelice" (Nr. 2) scheint uns nicht auf gleicher Höhe zu stehen mit der „Patricierin" und mit „Savonarola". Es fehlt darin die schöne dichterische Beredsamkeit dieser beiden Dramen; an ihre Stelle tritt die epigrammatische Pointe der kraftgenialen Dichtweise, durch welche das Grelle des Stoffs noch eine gesteigerte Wirkung erhält. Das Stück wurde mit dem Räuberjubiläumspreis am Schiller-Tage zu Manheim gekrönt. Es war von dem Comité des Schiller-Jubiläums ein Preis von eintausend Mark für dasjenige deutsche Originaldrama ausgesetzt, das sich an tragischer Kraft und tiefer Erfassung allgemein menschlicher Conflicte einigermaßen den „Räubern" Schiller's nähere. In der Bekanntmachung des Comité über die Preisvertheilung heißt es:

Das Comité wollte damit, anknüpfend an die Bedeutung des 13. Januar, einen Beweis geben, daß unser Theater sich fort und fort des großen Erbtheils wohl bewußt sei, das ihm durch die vereinte Wirksamkeit Schiller's, Iffland's und Dalberg's geworden; es wollte womöglich einem noch in der Verborgenheit lebenden geistigen Erben Schiller's die dramatische Laufbahn eröffnen. Das Preisausschreiben hatte einen überraschenden Erfolg. Es liefen nicht weniger als 156 Stücke aus allen Theilen des Deutschen Reichs, aus Oesterreich-Ungarn, sogar aus Amerika ein; darunter manche tüchtige bühnengerechte Dramen von bis dahin ganz unbekannten Verfassern. Der Aufgabe, unter dieser großen Zahl das Preisstück auszulesen, konnte und mochte sich das Comité nicht allein unterziehen; es wurde vielmehr folgender Weg eingeschlagen: die eingegangenen Dramen wurden zuerst vom artistischen Director, Hofrath Dr. Werther, gelesen und mit einem schriftlichen Gutachten versehen; hierauf wurden sie unter eine weitere Prüfungscommission vertheilt, welcher außer dem Comité die hiesigen Professoren Dr. Winzer, Hermann, Klaaßen, Mathy, der Schriftsteller Gustav Wacht, die Redacteure Richard, Roth, Reckendorff und Hoftheaterregisseur Werner angehörten. Jedes Stück wurde von mehrern dieser Herren gelesen und schriftlich begutachtet; die bedeutendern haben allen Mitgliedern der Commission vorgelegen. Dasjenige, welches nach dem fast einstimmigen Urtheil sämmtlicher Recensenten am meisten hervorragte, wurde dann an einige auswärtige Autoritäten: Dr. Heinrich Laube in Wien, Professor Dr. Michael Bernays und Dr. Paul Heyse in München, zur weitern Prüfung gesandt. Das Gutachten derselben lautete im wesentlichen durchaus günstig. Nach nochmaliger eingehender mündlicher Besprechung mit Mitgliedern der Prüfungscommission faßte das Comité unter Zuziehung des artistischen Directors den Beschluß, den Preis zuzuerkennen dem Trauerspiel „Luigia Sanfelice" von Richard Voß.

Ein von so vielen dramaturgischen Autoritäten anerkanntes Stück, ein Schiller-Preis — und doch wurde das Trauerspiel außer bei der Jubelfeier in Manheim nur noch an zwei Bühnen gegeben, und in Manheim selbst war der Erfolg durchaus kein unbestrittener. Die Abneigung unsers Publikums gegen die Tragödie ist also, wie ja auch die berliner Schiller-Preise zur Genüge dargethan haben, nicht durch dramaturgische Gutachten zu überwinden: die Preisrichter schaffen den gekrönten Werken keine Dauer. Bei „Luigia Sanfelice" kam aber noch ein für die Aufnahme ungünstiges Moment hinzu, welches im Stoffe selbst liegt. Das rührende Geschick der zum Tode verurtheilten Republikanerin mochte, wenn man den Bericht desselben las, doppelt dadurch ergreifen, daß sie eine schwangere Frau war, welche, nachdem sie einem Kinde das Leben geschenkt, dem Tode verfallen sollte. Seit Hebbel's „Maria Magdalena" sind aber die schwangern Frauen auf der Bühne stets dem Theaterpublikum anstößig gewesen: man fürchtete immer, eine Hebamme oder einen Professor der Gynäkologie auf dem Zettel zu lesen oder mit in die Handlung eingreifen zu sehen. In seiner preisgekrönten Bearbeitung hatte sich Richard Voß

die wirksamen Momente dieser Ausnahmesituation nicht entgehen lassen. Der Eindruck der Aufführung belehrte ihn indeß eines Bessern, und in der jetzt im Drucke vorliegenden Bearbeitung hat er die physiologischen Momente vermieden: der harmlose Säugling liegt im letzten Act in der Wiege, und seine Präexistenz wird nur durch einzelne Andeutungen und zwar einmal im entscheidenden Moment von der Mutter dem Vater verkündigt.

Der Stoff des Trauerspiels ist aus der Geschichte bekannt; eine sehr rührende Darstellung des Verlaufs der tragischen Handlung hat Adolf Stahr in seinem Reisewerk „Ein Jahr in Italien" und in seinem Roman „Die Republikaner in Neapel" gegeben. Die Grausamkeit der französischen Revolution verschwindet gegen das Wüthen und Morden der neapolitanischen, namentlich als die monarchische Restauration ihren Einzug hielt. Von diesem grellrothen Hintergrunde hebt sich das Bild einer lieblichen Frauengestalt ab, welche in diese große historische Tragödie mit verstrickt wird.

Als Neapel noch den Republikanern gehörte, will Luigia Sanfelice Hochzeit machen mit einem Offizier dieser Partei. Ihre Freude spricht sie in einer anmuthigen Weise aus:

Das Leben ist so schön! — Wie ich heute aus der Kirche kam, aus der dumpfen Dämmerung plötzlich in den sonnigen Tag hinein, hätte ich laut aufjubeln mögen. Ich fühlte mich so unsterblich jung! Ganz erstaunt sah ich mich um. Ist denn das Meer immer so blau und strahlend? Immer so blau und strahlend der Himmel? Und wie an der Chiaja die Blumen blühten! Alles erschien mir so frisch, so froh, so festlich. Freunde traten zu mir, gute Jünglinge, und beglückwünschten mich. Da wallte es in mir auf, daß ich ihnen gern um den Hals gefallen wäre. Die Zeit ist voller Blut und Mord, aber ich konnte mir nicht vorstellen, daß man sterben könne — da führten sie gerade welche zu Tode. Ich begriff es nicht. Leben, leben! Leben und lieben, ach, und geliebt werden! Ich wollte beten, aber ich bekam nicht einen frommen Gedanken; ich wollte weinen, aber nicht eine Thräne kam mir in die Augen. Ich wußte nicht, wie mir geschah. Am liebsten wär' ich ein Vogel geworden, oder ein Schmetterling. Da wäre ich aufgeflogen, auf und hinauf in den Aether hinein, in den Himmel hinein. Oder ein Sonnenstrahl, oder eine Meereswelle. Da hätte ich geglänzt und geleuchtet, gefunkelt und geflimmert! In Santa-Lucia machten sie hundert Vorbereitungen zum Fest: Gewinde und Teppiche, Fahnen und Heiligenbilder, Illumination und Feuerwerk. „Alles für mich", dachte ich und ging ganz stolz daran vorüber. „Alles für Luigia Sanfelice, die Lebendige, die Glückliche." Sogar dem schwarzen Vesuv mußte ich zunicken, damit er doch auch wisse, wie mir zu Muthe sei. Bis heute wußte ich gar nicht, daß ich meinen Bräutigam so lieb habe. Ihr müßt mich nicht so anstarren.

Der Contrast zwischen diesem zarten Empfinden und dem wilden Treiben im Verlaufe des ganzen Stücks tritt hier mit poetischer Wirkung hervor; später fehlt bei den sich überstürzenden Ereignissen auf der neapolitanischen Blutbahn der Heldin die Muße, sich ihren Empfindungen so warm hinzugeben.

Ihr Geliebter, Gino, hat bei der Execution mehrerer Royalisten das Commando geführt: unter den Gerichteten befand sich auch der Gatte einer Freundin von Lucia, Grazia, welche die frühere Geliebte Gino's war und nun als Rachedämon durch das Stück schreitet.

Der tragische Conflict wird dadurch hervorgerufen, daß die verschworenen Royalisten ein furchtbares Blutbad in Neapel planen, die Häuser ihrer Opfer mit dem Kreuz bezeichnen, da aber in denselben Royalisten und Republikaner zusammen wohnen, den erstern Sicherheitskarten austheilen. Eine solche Karte erhält Lucia von Sandro, einem frühern Anbeter, indem sie mit heiligem Eid Verschwiegenheit gelobt. Doch sie hält diesen Eid nicht; Gino sieht bei ihr die Karte, erfährt den Plan der Verschworenen und vereitelt ihn. Die Royalisten werden vor Gericht gestellt; der fanatische Republikaner Azeglio richtet als ein zweiter Brutus seinen eigenen Sohn, den royalistischen Verschwörer Sandro, der sich schuldig bekennt, obschon Luigia ihn retten will.

Doch der Sieg der Republikaner sichert ihre Herrschaft nicht: im vierten Act dringen die Royalisten in die Stadt, Luigia, die Retterin der Republik, fällt in ihre Hände. Im fünften Act hat sie den Knaben geboren und muß das Blutgerüst besteigen, nach einer letzten Begegnung mit Gino, der, todt geglaubt, als Mönch verkleidet in ihr Gefängniß kommt.

Es ist ein düsterer, unheimlicher Stoff: in einer furchtbaren Zeit ein einfaches Mädchen, das, um den Geliebten zu erretten, einen Schwur bricht; mit dem Geliebten zugleich aber rettet sie die Republik und gewinnt eine politische Bedeutung, der sie zum Opfer fällt. Eine Heldin wider Willen, mindestens ohne Willen; in der That, sie ist mehr ein Opfer als eine Heldin. Und diese ganzen tragischen Folgen heften sich an ein so unscheinbares Bühnenrequisit, eine Sicherheitskarte: solche Billets pflegen sonst nur die Gefahren der Lustspielconflicte heraufzubeschwören.

Im ganzen ist die Stimmung des Stücks eine dumpfe und schwüle; nirgends der Athemzug einer das Herz befreienden Begeisterung; der Trotz der Republikaner steht dem Trotz der Monarchisten entgegen, und ein beklemmender Blutgeruch dampft aus der Arena, wo sich die wilden Thiere gegenseitig zerfleischen. Der starre Verrina-Azeglio, die dämonische Grazia, die sich gegen den Schluß zur Liebe bekehrt, der todesmuthige Royalist Sandro sind gut gezeichnete Charaktere; es fehlt nicht an Zügen eines starken Talents; doch die Lakonismen der kraftgenialen Dramatik überwiegen zu sehr über den dichterischen Erguß, der in „Savonarola" und der „Patricierin" zu seinem Rechte kam. Manches erinnert freilich an die hyperbolische Kraftsprache der „Räuber", so die Scene zwischen Luigia und Grazia, die sie den Furien ausliefert, im vierten Acte:

(Auf der Plattform, eine Fackel schwingend, erscheint Grazia.)

Grazia (tritt näher, schleudert die Fackel hinter sich). So werf' ich Euer Leben fort.

Luigia. Nur dann, wenn auch Gott es fortwirft.

Grazia. Gott schützt Euch nicht, Heilige von Neapel.

Flammend steigt das rothe Kreuz über Euerm Haupte auf. Ihr seid eine Gezeichnete.

Luigia. Nicht von Eurer Hand.

Grazia. Denkt an meinen Bruder! Retterin der Republik, noch heute wirst du stehen, wo er gestanden ist.

Luigia. Nicht von Euch hingeführt.

Grazia. Nein, von Euch selbst! — Wie Ihr gehaßt werdet, wißt Ihr; erfahret von mir, wie Ihr geliebt worden seid. Euer Gemahl — (Ihre Mutter steht vor ihr.)

Pia. Das sollst du ihr nicht sagen.

Grazia. Ich werde es ihr zuschreien, wenn sie auf dem Blutgerüst steht, auf ihrem Thron. Sie soll es hören durch das Zischen des Beils, daß sie den Streich des Henkers nicht fühlt unter der Qual meiner Worte. Mit jeder Silbe will ich das zärtliche Herzchen zerfleischen! Jede Silbe ihr in ihre sterbende Seele stoßen, daß diese mit meinen Worten in die Ewigkeit hineintaumeln muß. Zusehen will ich, wie ihr letzter Gedanke erstarrt auf ihrem Gesicht zurückbleibt, bis das die Verwesung frißt. Versuch' nicht, sie mir zu entreißen. Ich bin eine Tigerin und sie ist meine Beute.

Pia. Bist du so blutgierig, Hyäne? Wisse, daß ich dich eben erst gesegnet habe.

Grazia. Dann werdet Ihr mich jetzt verwünschen müssen.

Pia. Das that dein Vater. Wende deine mordenden Blicke von dieser; du sollst sie nicht anrühren.

Grazia. So hetz' ich meine Meute auf sie. (Stürzt auf die Plattform, ruft.) Ihr sucht die Retterin. Hier ist sie. Nun mag sie sich retten.

(Die Lazzaroniweiber bringen mit Fackeln herein.)

Die Weiber. Zum Schaffot mit ihr!

Doch es fehlt der hinreißende Zug der „Räuber", es ist alles mehr Mosaik. Daß eine Heldin durch den folternden Zwang der Umstände zum Eidbruch und Meineid genöthigt wird: das mag wol Mitleid erregen, aber es ist nicht das Schicksal, welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt.

Rudolf von Gottschall.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Eine Reise in Sibirien.

Durch Sibirien. Eine Reise vom Ural bis zum Stillen Ocean von Henry Lansdell. Einzige autorisirte Ausgabe. Nach der zweiten Auflage aus dem Englischen von W. Müldener. Zwei Bände. Mit 43 Holzschnittillustrationen und einer Karte in Farbendruck. Jena, Costenoble. 1882. Gr. 8. 16 M.

Der Verfasser dieses interessanten Reisewerks, ein edelsinniger Geistlicher der englischen Kirche, ist als Missionar unter den Christen von Petersburg bis an den Busen von Ochotsk gereist, als echt christlicher Bote der Nächstenliebe, um ohne Unterschied des Glaubensbekenntnisses den armen verlassenen Seelen in den Gefängnissen Sibiriens trostreiche und erquickende Nahrung zu spenden in vielen tausend von ihm unentgeltlich vertheilten Erbauungs- und auch weltlichen Unterhaltungsschriften edlern Stils.

Ohne jeden unangenehmen Beigeschmack pietistischer Art erzählt er uns in so anziehender Weise nicht etwa blos von dem in der That erhebenden Erfolg dieser seiner selbstgewählten Mission, sondern von den vielartigen Eindrücken seiner weiten Reise überhaupt, daß wir dem deutschen Verleger recht dankbar sein müssen für die Einkleidung dieses Werks in das deutsche Gewand, insbesondere für die glückliche Wahl eines solchen Uebersetzers, der uns bei der Lektüre des auch mit allerliebsten Bildern bald von Landschaften oder Stadtansichten, bald von Völkertypen ausgestatteten Werks nicht fühlen läßt, daß wir es mit einem ursprünglich nicht deutschen Buch zu thun haben.

Versetzen wir uns gleich an die Seite unsers Sibirienfahrers, als er der größten Stadt Sibiriens sich nähert, die nun mit ihren 33000 Einwohnern längst aufgehört hat ein armseliges Hinterwäldlernest zu sein.

Wie lebhaft erinnere ich mich des lieblichen Morgens dieses 7. Juli! Die Sonne schien hell und warm, aber die Luft war noch nicht heiß. Die Straße führte längs der kalten und schnellströmenden Angara, und die Ebenen, durch die wir fuhren, waren dicht belebt von Heerden. Vor uns lag Irkutsk. Diese Stadt, oder vielleicht Kjachta, hatte ich ursprünglich zum östlichen Endpunkte unserer Reise zu machen bestimmt. Viele meiner Freunde hatten mir prophezeit, daß wir niemals dahin gelangen würden. Es beschlich uns deshalb ein leises Gefühl der Befriedigung, als wir so dahinfuhren und sahen, wie bald wir diese Prophezeiung Lügen strafen würden. Die Stadt, auf einer durch den Zusammenfluß zweier Flüsse gebildeten Landzunge erbaut, mit ihrem Dutzend Kirchen, Domen und himmelwärts strebenden Thürmen, sah außerordentlich hübsch aus, und auf den Hügeln ringsum trugen hübsche Villen, zwischen Bäumen versteckt, nicht wenig dazu bei, die Scenerie pittoresk zu machen.

Und eben an diesem lieblichen Sommermorgen sollte Irkutsk die ärgste Geisel der fast ausschließlich aus Holz erbauten Städte Sibiriens erdulden: eine Feuersbrunst, die gleichzeitig an mehrern Orten aufging und einen großen Theil der Stadt gänzlich verzehrte. Unser Verfasser schildert uns manchen wunderbaren Zug dieser Katastrophe; von allen der wunderbarste war freilich das unbegreiflich elende Feuerlöschwesen. Was müssen das für jämmerliche Zustände der communalen Verwaltung in Sibirien sein, wenn die vornehmste Stadt dieses Riesenlandes am hellen lichten Tage, wo keine Eisdecke die beiden umgebenden Flüsse verschloß, sich einfach deshalb dem Feuer zum Raub überläßt, weil — keinerlei Feuerwehr, gar kein städtisches Löschcommando, ja nicht einmal eine ordentliche Spritze existirt, an deren Statt man nichts als elende Handspritzen in ohnmächtiger Thätigkeit sah!

Bald hinter Irkutsk biegt der Weg in einen waldigen Theil des Angarathals ein, und da die Straße sich längs desselben hinwindet, passirt man manche Punkte, die einen wahrhaft großartigen Anblick gewähren. An einigen Stellen erheben sich gewaltige Sandsteinfelsen aus dem Wasser, gekrönt von dunkeln Kiefern und Cedern; an andern steigt der dichte Wald bis zum

Rande des Flusses hernieder, und man sieht die breite Wasserfläche träge fortgleiten. Später wird das Thal wilder, mit tiefen Schluchten, welche die Berge zerklüften; weiterhin ist der Weg um den Vorsprung eines Felsens herum in einer beträchtlichen Höhe oberhalb des Flusses ausgehauen, und etwa fünf (englische) Meilen, ehe man den Baikal erreicht, bietet sich eine Scene dar, die den Reisenden wohl veranlassen kann, halt zu machen. Das Thal wird breiter, und die Berge erheben sich steil zu viel größerer Höhe. Die Angara ist hier mehr als eine Meile breit, und man sieht diese gewaltige Wassermasse in jähem Abschusse dahineilen, indem sie eine Schnelle von beinahe vier Meilen Länge bildet. Zu Anfang derselben und mitten im Flusse erhebt sich eine gewaltige Felsenmasse, Schaman Kamen oder Priester-(Geister-)Stein genannt, der von den Anhängern des Schamanismus für heilig gehalten wird und an dem sie nicht vorübergehen, ohne ihm ihre Ehrfurcht zu bezeugen. Als der Schamanismus in diesen Gegenden noch vorherrschte, fanden Menschenopfer auf dem heiligen Felsen statt, indem das Opfer mit gebundenen Händen in den darunter fließenden Strom gestürzt wurde. Weiterhin erscheint in breiter Ausdehnung der Baikal, der sich etwa 50 Meilen weit ausdehnt, bis dahin wo sein Gewässer den Fuß des Amar Daban bespült, dessen Gipfel selbst im Juni gewöhnlich mit Schnee bedeckt ist. Der mächtige Strom, der seinen Gischt emporspritzt, die wildzerrissenen Felsen mit ihren Fransen von hängenden Birken, die von luftigen Fichten überragt werden, und das Colorit auf den Bergen erzeugen ein Bild von außerordentlicher Schönheit und Größe. Noch wenige Meilen weiter und man sieht den Baikal sich ausbreiten wie ein Meer, und man hört seine Wogen an das felsige Ufer schlagen.

Die Weiterreise in den fernen Südosten des asiatischen Rußland führt jenseit des Baikalsees zu den Wohnsitzen des echt mongolischen Hirtenvolks der Buräten.

Wir trafen die Buräten zuerst einige Meilen westlich von Irkutsk, und ihre Physiognomie sagte uns sofort, daß sie zu einer andern Rasse gehörten, als wir bislang gesehen hatten. Sie haben sehr breite Schädel, viereckige Gesichter, eine niedrige und platte Stirn; die Backenknochen sind hoch und weit auseinanderstehend, das Haar kohlschwarz. Die Männer lassen das Haar auf dem Scheitel des Kopfes wachsen und flechten es in einen Zopf, der ihnen auf den Rücken herabhängt. Alles übrige wird kurz geschnitten, aber nicht wie bei den Tataren kurz rasirt. Der Kopfschmuck der Frauen ist außerordentlich reich und besteht aus Silber, Korallen, polirten Perlen von Uralmalachit und Perlmutter. Sie tragen ihr Haar in zwei dicken Flechten, die von den Schläfen herab über die Schultern fallen, und die unverheirateten Mädchen durchflechten ihre Zöpfe mit Korallenschnüren. Wie bei allen mongolischen Stämmen ist die Gastfreundschaft unabänderlich dieselbe. Jeder Fremde ist im Filzzelt des Buräten willkommen und empfängt das Beste, was sein Wirth bieten kann, und je mehr er verzehrt, um so mehr freut sich ein jeder darüber.

Endlich fahren wir auf der gewaltigen Stromader des Amur dem Stillen Weltmeer entgegen. Naturfrische Landschaft umfängt uns hier, vor allem die prachtvollste Waldung, weit mannichfaltiger, aus Eichen und Ulmen, Linden und Espen zusammengesetzt, als der eintönige endlose Nadelholzgürtel des übrigen Sibirien. Es ist da noch gar wenig gerodet; nur selten blickt ein kleines Dörfchen neu angesiedelter russischer Bauern durch das Grün dieser prachtvollen Wildniß, wo bis vor kurzem nur tungusische Fischerstämme streiften, die „fischhäutigen Barbaren", wie sie von den Chinesen genannt wurden.

Die Bureja oder Klein-Chingau-Berge schneiden das Thal des Amur fast in rechten Winkeln. Sie bestehen aus Glimmerschiefer, Thonschiefer und Granit. Porphyr ist an einer Stelle gefunden, und es sollen sich daselbst auch Spuren von Gold zeigen. Als wir den Strom in der Abendbeleuchtung entlang fuhren, trug der gewundene Lauf desselben viel zur Schönheit der Scene bei. Fast jede Minute wechselte das Bild; Hügel, Wald und Klippen gaben der Aussicht Abwechselung, als wir uns durch das Défilé entlang schlängelten. Hier und da waren dünne Kaskaden, die sich von den steilen Felsen in den Fluß stürzten, und gelegentlich eine kleine, in einer Schlucht versteckte Wiese. Bisweilen sah es aus, als ob wir vollständig in einem See eingeschlossen wären, aus dem kein Entkommen zu sein schien, außer wenn man die Abhänge emporklomm, und es war unmöglich, auf eine halbe Meile vor uns auch nur eine Spur einer Oeffnung zu entdecken. Und so fuhren wir weiter, bis wir beim Dunkelwerden für die Nacht in Jekaterino-Nikolsk ankamen, einer Ansiedelung von 300 Häusern, welche auf einem Plateau 40 Fuß über dem Fluß steht.

Besonders werthvoll muß uns Lansdell's Urtheil über die Lage der sibirischen Gefangenen erscheinen, die er in einem ganz seltenen Umfang kennen lernte. Es wird allgemein überraschen, von ihm zu hören, daß in äußerer Beziehung der sibirische Gefangene besser daran ist als der englische: er bekommt reichlichere Nahrung, mindestens ebenso gute Kleidung und Behausung, dabei leichtere Arbeit und die Vergünstigung, öfters seine Angehörigen zu sehen, die ihm sogar Speisen bringen dürfen, was in England durchaus verpönt ist. Aber der große Unterschied ist dieser: in England versucht man den Gefangenen zu bessern, ihn sittlich aufzurichten; in Sibirien läßt man ihn ohne Appell an die Religion sorglos dahinleben, sodaß nur zu oft der schlimmste Kumpan die bessern Gefährten seines Schicksals in die Tiefe seiner Versunkenheit hinabzieht, während in England Hunderte ehemaliger Gefängnißinsassen heute achtbare Glieder der Gesellschaft sind.

Nur in um so hellerm Lichte erglänzt der schöne Erfolg, welchen Lansdell auf seiner beschwerlichen Fahrt im Dienste der echtesten Humanität erzielte. Lassen wir ihn hierüber selbst das Schlußwort sagen:

Es war für mich eine Quelle des Dankes, daß es mir vergönnt gewesen, in den Bereich mindestens jedes Gefangenen und jedes Hospitalkranken in Sibirien ein Stück von dem Worte Gottes zu legen. Seit meiner Rückkehr habe ich aus Archangelsk die Nachricht bekommen, daß die Bücher, die ich im Jahre 1878 zurückgelassen hatte, Veranlassung waren, die heiligen Schriften zu lesen und nach ihnen zu verlangen. Ferner hat mir mehr als einer, der nach mir das nördliche Asien durchzog, erzählt, in welcher Weise die in den Posthäusern zurückgelassenen Bücher als Schatz aufgehoben werden, und vergangenen Winter fanden zwei Herren, die durch einen großen Theil Westsibiriens reisten, daß nach den von mir zurückgelassenen Tractaten große Nachfrage war. Einer von ihnen schreibt, daß sie eine Wohlthat und ein Vergnügen an manchem bäuerlichen Herde gewesen sind. Sollte also das Resultat nur auch dieses gewesen sein, so wäre es immerhin etwas, daß man Zehntausenden von Lesern eine Wohlthat erzeigt hat. Aber ich hatte höhere Zwecke im Auge;

denn ich glaubte, daß in diesen Bibeltexten und Tractaten Keime neuen Lebens und Denkens und neuer Hoffnung liegen. Ich erinnerte mich, was das Lesen der Schrift an Männern in andern Ländern gewirkt hatte — an Luther in seiner Zelle und an Bunyan im Gefängnisse; und nachdem ich die Saat gesäet hatte, war ich zufrieden damit, sie bei dem zu lassen, in dessen Namen ich auszog.

Alfred Kirchhoff.

Ultramontane Literaturschreibung.

Allgemeine Literaturgeschichte von Peter Norrenberg. Drei Bände. Münster, Russell. 1881—82. Gr. 8. 12 M. 60 Pf.

Neben dem in sechster Auflage erschienenen Scherr'schen und dem Leixner'schen Werke hat der Büchermarkt fast um dieselbe Zeit eine dritte Allgemeine Literaturgeschichte gebracht — die obige.

Schwerlich wird dieselbe je mit den andern in Concurrenz treten; ihre Physiognomien sind total verschieden. Während das Scherr'sche Buch den Standpunkt freier wissenschaftlicher Forschung, das Leixner'sche Werk mehr die Illustration im Auge hat, ist das Norrenberg'sche vom christlichen, besser gesagt vom christlich-katholischen Gesichtspunkte aus abgefaßt. Für die katholische Welt, meint der Verfasser, mußte mit seinem Werke eine bis dahin vorhandene Lücke ausgefüllt werden. Er äußert:

> Es gibt wol kaum eine Wissenschaft, welche man in dem Maße als eine gute Gelegenheit, dem Haß gegen die christliche Offenbarung freien Lauf zu lassen, benutzt hat, als die Literaturgeschichte, und sie, wie die Culturgeschichte überhaupt, ist zu einer furchtbaren Waffe in den Händen der Gegner des Christenthums herangewachsen. Bald ist es der Geist seichtester Aufklärung, der, hinschweifend über die weiten Gefilde der Poesie, die Naphthadämpfe, die aus ihren finstern Abgründen hervorquellen, in Flammen setzt und durch dieses unlautere Feuer das reine Licht der göttlichen Wahrheit zu verdunkeln sucht; bald sind es systematischer geschulte Geister, welche die erratischen Blöcke der Dichtung, die chaotisch durcheinander liegen, sammeln und sie nach kühnem Plane zu einem Babel aufschichten, welches die Thürme des himmlischen Jerusalem überragen soll.

Wir müssen gestehen, daß auch wir bei der sittlich veredelnden und ethisch erziehenden Wirkung, welche die Literaturgeschichte in letzter Instanz nach unserer Ansicht hat und haben soll, durchaus gegen ihre seichten Auswüchse Front zu machen bereit sind. Sie soll die Ideale, welche der Menschheit im Laufe der Zeiten vorgeschwebt, zur Darstellung bringen, in objectiver Weise ein Bild des menschlichen Seelenlebens liefern, nicht aber in den Dienst dieser oder jener Tendenz sich stellen.

Sehen wir einmal zu, wie der Verfasser nach seinen hochtönenden Worten, die wir soeben wiedergegeben haben, mit der Literaturgeschichtschreibung verfährt. Es ist doch keinem Zweifel unterworfen, daß die literarischen Schöpfungen, die Erzeugnisse der Poesie nur mit dem ästhetischen Maßstab zu messen sind. Die Gesetze der Aesthetik sind das alleinige Kriterium für die Gebilde der Kunst, wobei freilich für uns das ästhetisch Schöne nothgedrungen auch das Sittliche in sich schließt. Vor welchen Richterstuhl zieht nun der Verfasser der obigen „Allgemeinen Literaturgeschichte" die dichterischen Schöpfungen? Welches ist der Maßstab seiner Kritik? Wäre es der allgemein christliche, nun, wir hätten ihm ein edles Streben nicht aberkennen, ihm nur sagen können, daß dieser Maßstab für die Kunst nicht der geeignete sei. Allein Norrenberg geht weiter:

> Die Kirche (d. h. die katholische!) ist das Schiff, welches den Strom hinauffährt; an sich vorbei sieht sie trübe Wogen und verführerisch glitzernde Wellen schießen, aber diese Fluten verlieren sich in dem Weltmeere, und nur sie selbst, den Hort wahrer Poesie bergend, erreicht, wenn auch manchmal auf ihrer Fahrt aufgehalten, die Höhen des Parnaß.

Er beurtheilt die Literatur von seinem Standpunkte, von dem denkbar einseitigsten katholischen Standpunkte aus. Ließe er wenigstens dem evangelischen Element noch seine Geltung. Nein, was nicht mit dem katholischen Geiste in Einklang steht, das wird verworfen. Der Katholicismus ist für ihn der absolute Maßstab der Kritik.

Das heißt denn doch die Kunst erniedrigen, sie zur Dienerin der Tendenz machen. Hören wir nur Einzelnes aus der Blütenlese seiner Urtheile — man wird kaum Neigung empfinden, in das Weitere einzugehen. Natürlich können wir diese Proben am besten aus seiner Darstellung der neuern europäischen Literaturen herausgreifen.

Die Literatur der classischen Völker, welche für alle Zeiten grundlegend geworden ist, wird überdies von dem Verfasser nur in den flüchtigsten Umrissen skizzirt. Es ist charakteristisch für ihn, daß er die griechische Literatur auf fünfundzwanzig, die römische auf zwölf Seiten abthut, während der „lateinischen Dichtung der Neuzeit" nicht weniger als zweiundsiebzig (!) Seiten gewidmet sind. Warum? Weil er „aus den meisten Darstellungen der Literaturgeschichte den Eindruck habe gewinnen müssen, daß sich das weite Terrain des poetischen Schaffens völlig in der Hand des Unglaubens (sic!) befindet und eine nennenswerthe Spur gläubiger Dichtung weit und breit nicht zu schauen ist", ausgenommen eben in der lateinischen Dichtung des Mittelalters:

> Die gläubigen Dichter mußten schon ein hohes poetisches Ingenium besitzen, um in den Augen des alten Bouterwek, eines Rationalisten reinsten Wassers, Gnade zu finden. Aber wie ist es den Aermsten ergangen auf dem langen Wege, bis sie vor dem Tribunal eines Johannes Scherr oder Moriz Carriere anlangten! Sie haben so lange Spießruthen laufen müssen, bis sie sich in Ossianische Schatten verwandelten und in Nacht und Nebel spurlos verschwanden.

Doch nach dieser Abschweifung zurück zu unserer Blütenlese Norrenberg'scher Urtheile:

> Im Jahre 1820, als sich der Carbonarismus allenthalben in Italien regte, vollzog sich ein vollständiger Umschwung in Leopardi's Seele; der junge Mann gerieth in schlimme Gesell-

schaft, und aus dem glühenden Christen ward ein ungläubiger Skeptiker ... er starb nach einem unsteten Wanderleben, das ihn mit Niebuhr, dem gefährlichen Bunsen (!) und Graf August von Platen in Verbindung brachte, 1837 in Neapel an der Schwindsucht. ...

Man macht allerdings viel Aufhebens davon, daß Sanz del Rio die Krause'sche und der Schwätzer Emilio Castelar (geb. 1832) die Hegel'sche Philosophie in Spanien bekannt gemacht habe. In Wirklichkeit übte dies weniger Einfluß, als wenn sich bei uns Eskimos zeigen, und der philosophischen Zuckerbäckerei der Deutschen (!) wird der Spanier ebenso wenig Geschmack abgewinnen wie der religiösen.

Weiß der Verfasser nicht, daß außer in Madrid bereits an fünf andern Universitäten Spaniens Schüler des trefflichen Sanz del Rio thätig sind, um der Krause'schen Philosophie immer festern Boden zu gewinnen? Kennt er Canelejas' „Estudios criticos de filosofia politica y literatura" (Madrid 1872) nicht? Ist ihm unbekannt, daß die Krause'sche Philosophie sogar die spanische Sprache um die beiden Worte „crausista" und „crausismo" bereichert hat? Doch weiter:

Die moderne Lyrik der Spanier ist in ihrem Kern echt katholisch. ... Wenn die protestantische Propaganda in Spanien keine weitern Erfolge aufzuweisen hat als die „Vision de Fray Martin" (von Nuñez de Arce, 1880, deutsch von Fastenrath), so ist sie, was auch sonst bekannt, verlorene Liebesmühe. ...

Den vagen portugiesischen Liberalismus vertrat Alexandro Herculano de Carvalho e Araujo ... der die gesetzliche Einführung der Civilehe beeinflußte. Döllinger hat dem Gegner des Vaticanismus die Gedächtnißrede gehalten. ...

„Gargantua und Pantagruel" ist ein grotesk-satirischer Roman, dessen Verfasser auch das Heiligste in den Koth zieht. Noch weniger prüde als Chaucer (!), was gewiß viel sagen will, spricht er am liebsten von Dingen, die man in anständiger Gesellschaft nicht nennt.

Ja weiß denn Norrenberg nicht, daß Rabelais und Chaucer die Geisel schwingen über Zustände, wie sie in der von ihm so gerühmten Zeit in voller Wahrheit existirt haben, daß sie bessern und die Auswüchse ausrotten wollen?

Anna Luise Germaine Necker entzückte schon als junges Mädchen mit ihren liederlich sentimentalen, rousseauisch angehauchten Theaterstücken und Novellen den freigeistigen Salon ihres Papas. Die Necker ist natürlich ein Liebling der protestantisirenden Literaturgeschichte; Kreyßig nennt ihre Werke „ehrliche Bekenntnisse einer im gesunden Boden des Pflichtgefühls und geistiger, geregelter Arbeit wurzelnden, durch echt protestantisch-humane Bildung genährten Natur". Wir lassen dem Protestantismus den Besitz dieser „gesunden Natur" mit Vergnügen. ...

Die Zeit vom Sturze Napoleon's bis zur Julirevolution war unter der Herrschaft der Metternich'schen Politik eine durchweg friedliche, und wenn auch unsere vorherrschend revolutionäre Geschichtschreibung nichts unterlassen hat, die Periode der Unterdrückung der Revolutionen zu einem Gegenstand des tiefsten Abscheus zu machen, so wird der Freund christlicher Cultur in ihr Keime einer bessern Entwickelung finden.

Es sei genug mit diesen Extracten; es hat uns schon Ueberwindung genug gekostet, solche jeder Wissenschaft, jeder Objectivität Hohn sprechende Aeußerungen hierher zu setzen. Freilich kannten wir ultramontane Literaturforschung schon früher; bei der Ausarbeitung unserer in Kürze erscheinenden Novelle „Friederike von Sessenheim" haben wir mit großer Sorgfalt alles auf Goethe's Aufenthalt in Straßburg sich beziehende Material gesammelt. Es fielen uns dabei auch zwei Artikel in die Hand, welche wir, obschon ein wenig von der Sache abschweifend, uns nicht versagen können, hier anzuführen. Manche Leser werden uns vielleicht dankbar sein. Der in Straßburg erscheinende „Volksfreund" schreibt: „Täglich kommen Fremde — nicht mit dem Rosenkranz in der Hand — hinunter nach Sessenheim im Canton Bischweiler, um eine Wallfahrt zu halten und Reliquien mitzunehmen. In Sessenheim ist im Garten des protestantischen Pfarrers eine Jasminlaube. In dieser Laube saß oft Goethe, der deutsche Poet, als er noch Student in Straßburg war, mit der Pastorstochter Friederike. Er hatte mit derselben eine Bekanntschaft angezettelt, zu welcher der Papa, statt mit dem Stock dreinzuschlagen, ein Auge zudrückte. Die Geschichte endigte, wie alle diese Geschichten, mit der Schande, der Schande der Pastorstochter. Goethe ließ sie in ihrer Schande sitzen und seufzen, schnürte sich die Sohlen und zog weiter. Diese Geschichte, welcher gewöhnliche Menschen sich in die Seele hinein schämen würden, wurde später durch Goethe in seinen Büchern lang und breit erzählt."

Und in der „Essener Volkszeitung" vom 23. Juli 1875 heißt es: „Friederike von Sessenheim ist von Goethe als leichtfertiger Student verführt (!) worden. Als die Folgen dieses Verhältnisses zu Tage kamen, machte sich der ehrenwerthe Herr Goethe aus dem Staube und ließ das arme Mädchen schmählich sitzen, das mit heißen Thränen ihren Fehltritt beweinte und in vergeblichen Briefen ihren Verführer an seine Versprechungen erinnerte. Kalt und herzlos bemerkt Goethe in seiner «Dichtung und Wahrheit»: «Er habe ihr nicht helfen können.» Uebrigens wird mit diesen Bemerkungen nicht im entferntesten beabsichtigt, die Verehrer des großen Heiden in ihrer Andacht zu stören, oder gar nach der Polizei zu rufen. Mögen sie zu dem Grabe der unglücklichen, von Goethe so herzlos verlassenen Friederike Brion wallfahren, so oft ihnen beliebt. Nur möchten wir diese Leute um die Gefälligkeit ersuchen, sich künftig nicht zu moquiren, wenn wir Katholiken es vorziehen, nach Trier oder nach Aachen zu pilgern, um dort das Gewand des Heilandes oder das Kleid der heiligen Jungfrau zu verehren."

Erinnern wir uns recht, so wurde bei der letzten Berathung des Etats für die Archivverwaltung im preußischen Landtage seitens des Herrn Majunke und seiner Gesinnungsgenossen über geringe Objectivität der deutschen Geschichtschreibung Ach und Zeter geschrien. Jedenfalls möchten wir diese Herren dringend ersuchen, vor ihrer eigenen Thür zu kehren — der Himmel aber möge uns die edle freie deutsche Wissenschaft vor ultramontaner Geschicht- und Literaturschreibung für alle Zeit bewahren!

Otto Weddigen.

Schriften zur Zoologie.

1. Das Protoplasma als Träger der pflanzlichen und thierischen Lebensverrichtungen. Für Laien und Fachgenossen dargestellt von J. von Hanstein. Mit sechs Holzschnitten. Heidelberg, C. Winter. 8. 3 M.
2. Die natürlichen Existenzbedingungen der Thiere. Von Karl Semper. Zwei Theile. (Bd. 39 und 40 der Internationalen wissenschaftlichen Bibliothek.) Mit 106 Abbildungen in Holzschnitt und 2 lithographirten Karten. Leipzig, Brockhaus. 8. 11 M.
3. Encyklopädie der Naturwissenschaften, herausgegeben von G. Jäger, A. Kenngott, Ladenburg, Oppolzer, Schenk, Schlömilch, Wittstein, von Zech. Erste Abtheilung. Erste bis dritte Lieferung. Breslau, Trewendt. Gr. 8. Jede Lieferung 3 M.
4. Die Insekten. Eine Anleitung zur Kenntniß derselben von F. H. R. von Schlechtendal und O. Wünsche. Mit 15 lithographirten Tafeln. Leipzig, Teubner. 8. 9 M. 60 Pf.
5. Praktische Insektenkunde, oder Naturgeschichte aller derjenigen Insekten, mit welchen wir in Deutschland nach den bisherigen Erfahrungen in nähere Berührungen kommen können, nebst Angabe der Bekämpfungsmittel gegen die schädlichen unter ihnen. Von E. L. Taschenberg. Erster und zweiter Theil. Bremen, Heinsius. Gr. 8. 10 M.
6. Die Insekten. Von Vitus Graber. Zwei Theile. Mit vielen Originalholzschnitten. (Bd. 21 und 22 von „Die Naturkräfte".) München, Oldenbourg. 8. 9 M.

Die Schrift von J. von Hanstein (Nr. 1) behandelt einen Gegenstand, für welchen das dies diem docet vielleicht mehr als für irgendein anderes Thema gilt. Im ersten Abschnitt wird die Zelle und die Bildung der organischen Gewebe, im zweiten eine Philosophie des Protoplasma gegeben, die, wenn auch weder unanfechtbar noch überzeugend, so doch in hohem Grade anregend ist zum Nachdenken über einige der wichtigsten und tiefgreifendsten biologischen Probleme. Wie weit freilich die prononcirt teleologische Auffassungsweise des Verfassers zu billigen sein möchte, muß dem Urtheile des Einzelnen anheimgegeben werden. Er bemerkt: „Wir nehmen für die Thiere einen ihnen innewohnenden selbständigen und forterblichen Gestaltungstrieb an, der nach dem Plan arbeiten läßt." Das System der den Organismus ausformenden Ursachen ist dem Verfasser die „Eigengestaltungskraft" oder „Eigengestaltsamkeit", welche im Organismus „unbewußt zweckmäßig" wirkt. Gestaltsamkeit und Instinct erscheinen in diesem Sinne als die Wirkung von Naturkräften, welche gewissermaßen „in der Mitte stehen zwischen den atomeigenen und denjenigen, die wir rein physische zu nennen gewohnt sind". Hanstein nimmt mithin neben den übrigen Naturkräften, die überall durch anorganische und organische Körper gleichmäßig wirken, noch besondere Kräfte an, welche lediglich in den Organismen wirken. Wenn Hanstein eine solche hypothetische Annahme mit dem Hinweis auf die zur Erklärung der elektrischen und magnetischen Erscheinungen aufgestellten Hypothesen nicht für zu gewagt hält, so wird das wol nicht mehr gelten können von seiner weitern Ansicht, daß nur die Anziehungskräfte seßhaft im Atom erscheinen, nicht aber die Gestaltsamkeit, „welche auch von Atom zu Atom übergeht". Daß der Verfasser von seinem übrigens mit Vorsicht verhüllten Standpunkte aus die Descendenzlehre verwirft, ist wohl begreiflich, denn, wie er meint, „schon allzu oft und allzu gründlich (!) ist dieser Anschauung ihre wissenschaftliche Gleichberechtigung mit irgendeiner der andern geltenden von Rechts wegen aberkannt worden". Wenn in dieser Weise über die strittigen Gebiete des Darwinismus und das „staunenswerthe Spiel, das mit den Homologien getrieben wird", so abfällig geurtheilt wird, so muß nur die Zuversicht überraschen, mit welcher der Verfasser seine teleologischen Speculationen verfolgt, die doch wol viel gewagter sind. Das „Formbedürfniß", welches nach Hanstein die Gestalt bedingt, dürfte doch wol vor der Hand nur noch eine von wenigen getheilte, unerweisbare und sehr kühne Hypothese sein, gerade so wie der Satz, daß es keine Lebensthätigkeit geben kann, wo es keine Lebensform gibt, wobei für letztere „gestaltetes, gegliedertes, in Individualitäten getrenntes Protoplasma als alleiniges Ursubstrat gilt".

In ähnlicher Weise wie die eben besprochene Schrift kann und will auch die Publication von Karl Semper über „die Existenzbedingungen" (Nr. 2) nur als ein Versuch gelten, aber wie wir gleich bemerken, als ein hoch beachtenswerther und sehr verdienstlicher. Semper selbst meint von seiner Schrift, sie habe ihren Zweck erfüllt, wenn sie Anregung gebe zur Anstellung auch nur einiger wenigen wirklich planmäßig begonnenen und durchgeführten experimentellen Untersuchungen und die Ueberzeugung verbreiten helfe von der Nutzlosigkeit zufällig gemachter zusammenhangsloser Einzelbeobachtungen. Sie vermag diesem Zwecke vollkommen zu entsprechen; sie bildet zugleich eine Vorarbeit für ein Werk, welches die wissenschaftliche Durchsichtung und Verarbeitung aller auf die Abhängigkeit des Organismus von äußern Existenzbedingungen bezüglichen Thatsachen und Erklärungen unternimmt. Ein solches Werk würde in hohem Grade einem schwer empfundenen wissenschaftlichen Bedürfnisse entsprechen, und wird vielleicht, sagen wir hoffentlich, die Frucht des mit so gutem Erfolge vom Verfasser betretenen und sicher künftig nie mehr aus den Augen zu verlierenden Weges sein. Bis zum Erscheinen eines solchen Quellenwerks wird aber auch die wissenschaftliche Forschung ein Werk wie das vorliegende nicht missen können, welches eigentlich für ein größeres Publikum berechnet ist.

Es scheint sich in wissenschaftlichen Kreisen allmählich mehr die Ueberzeugung Bahn zu brechen, daß mit den Schlagwörtern Vererbung und Anpassung, wie Semper sagt, „nichts mehr anzufangen ist". Man hatte sich eine Zeit lang daran gewöhnt, die von Darwin so sehr zur

Geltung gebrachte Descendenzlehre als mit seinem Erklärungsversuche der „natürlichen Zuchtwahl“ innig, wo nicht untrennbar verbunden sich vorzustellen. Dem ist aber in Wahrheit keineswegs so. Während uns jeder Tag neue Belege für die Verwandtschaft der Organismen und ihre Abhängigkeit von den äußern Lebensbedingungen bringt, verliert die Behauptung von der Umänderung der Arten durch natürliche Zuchtwahl immer mehr an Boden, und jeder Beitrag, der uns über diesen Standpunkt vollends hinwegzuhelfen geeignet ist und unsere Kenntnisse von dem Mechanismus der Artenbildung erweitert, muß mit Freuden begrüßt werden. Nie vielleicht ist bisher durch ein einzelnes Werk ein so bedeutender Schritt zu diesem Ziele gethan worden, wenn auch damit nicht gesagt sein soll, daß Semper hier allein oder doch zuerst ein Gebiet betreten habe, auf dem allein der Fortschritt in der Frage der Artenbildung liegt. Seit Jahren wirkt Rudolf Leuckart durch seine geistvollen Vorträge wie durch seine Schüler in diesem Sinne, der, wie Leuckart sich einst ausdrückte, uns immer mehr von Darwin entfernt und mehr wieder Lamarck nähert, natürlich nur in dem allgemeinen Sinne der Betonung des umbildenden Einflusses der Umgebung, des Gebrauchs oder Nichtgebrauchs der Organe und ähnlicher Momente. Darwin hat in seiner Selectionstheorie den direct umbildenden Einfluß der Umgebung fast ganz beiseite geschoben, während es gerade der Zweck des Semper'schen Werks ist, denselben nachzuweisen und ins rechte Licht zu stellen.

Semper hat mit vielem Fleiß und Geschick eine große Menge von Thatsachen zusammengestellt, welche sich auf die Art und Weise der Abhängigkeit des Organismus von den äußern Existenzbedingungen beziehen, und er ist namentlich bestrebt, das wenige zu sammeln, was an einschlägigen experimentellen Untersuchungen vorliegt. Dabei wird denn zuerst der Einfluß der leblosen Umgebung betrachtet, alsdann jener der lebenden Umgebung, beziehungsweise der umformende und auswählende Einfluß lebender Organismen auf Thiere erörtert. Als äußere Existenzbedingungen werden der Reihe nach die Nahrung, das Licht, die Temperatur, die Luft, das unbewegte Wasser und endlich das bewegte Wasser und die Strömungen besprochen.

Es ist begreiflicherweise uns hier nicht möglich, den Verfasser in seinen Mittheilungen und Folgerungen überall zu begleiten, und deshalb mögen nur einige Beispiele die Art seiner Behandlungsweise darthun. Das Bedürfniß der Nahrungsaufnahme macht die Thiere abhängig von den Pflanzen, welche allein im Stande sind, durch Zersetzung von Kohlensäure organische Substanzen zu bilden. Die Beschaffenheit der Nahrung und die Hülfsmittel zu ihrer Erwerbung und Aufnahme setzen die Thiere in eine Summe von Beziehungen zur unorganischen Natur wie zu lebenden Wesen, und jede Aenderung dieser einmal gegebenen Beziehungen muß nothwendigerweise einen Einfluß auf die davon betroffenen Thiere üben. Der Beschaffenheit ihrer Nahrung nach scheiden sich die Thiere in zwei Gruppen: in monophage, welche nur eine einzige Art von Nahrung zu sich nehmen, und polyphage, welche vielerlei oder alles fressen. Als einen Beleg für die besondere, im Zusammenhang mit der Aufnahme einer einzigen Art von Nahrung stehende Organisation führt Semper die afrikanische Schlangengattung Dasypeltis an, deren Arten sich von Vogeleiern nähren. Diese Schlangen besitzen merkwürdigerweise im Magen Zähne, welche an der Unterseite der Wirbel festsitzen und die verschluckten Eier zerbrechen, was natürlich weit vortheilhafter für die Thiere ist, als wenn sie mit den Zähnen des Rachens die Eier zerbeißen sollten. Wenn Semper freilich damit den Nachweis glaubt erbracht zu haben: „daß Monophagie der Thiere oft gebunden ist an das Auftreten besonderer Organe oder Structurverhältnisse, und daß demzufolge die Erhaltung dieser Arten ganz ausschließlich beruht auf der Wirksamkeit dieser letztern“, so dürfte er doch wol viel zu weit gegangen sein. Vogeleier werden auch von Schlangen gefressen, welche keine Magenzähne besitzen und vermuthlich erst durch Druck auf die Unterlage das verschluckte Ei zerquetschen, während die brasilianische große Tejuseidechse ein feines Loch ins Ei bohrt, um mit der Zunge dann dessen Inhalt zu entleeren. So würden auch die Dasypeltis-Arten ohne die Magenzähne ihre Vogeleier doch noch verwerthen können, wie es denn auch wenig wahrscheinlich ist, daß diese Schlangen nur zur Brütezeit der Vögel und mithin ausschließlich Eier als Nahrung sollten zu sich nehmen.

Von besonderm Interesse ist es, die Veränderungen in der Structur zu verfolgen, welche der Organismus durch die Abänderung in der Menge und der Beschaffenheit der Nahrung erfahren kann. Semper citirt hierfür die Beobachtungen von T. G. Gentry in Philadelphia, denen zufolge die Larven eines Nachtschmetterlings (Acronycta sp.) die Gewohnheit, sich vor der Verpuppung einzuspinnen, vollständig verloren, wenn ihnen ungenügende Nahrungsmengen gegeben wurden; auch blieben dann Puppen wie Schmetterlinge kleiner. Andererseits hat man an gewissen Quallen aus der Gruppe der Hydroiden beobachtet, daß sie durch Nahrungsmangel bestimmt werden können, die Polypenform, d. h. die Larvenform anzunehmen, statt zur geschlechtsreifen Meduse sich zu entwickeln. Semper hätte hier auch eine Beobachtung von Kleinenberg verwerthen können, welcher an den Süßwasserpolypen Hydra zeigte, daß diese bei reichlicher Ernährung Knospen treiben, die weiterhin zu neuen Polypen zu werden bestimmt sind, welche aber bei unzureichender Nahrung wieder rückgebildet und resorbirt werden. Bezüglich des Einflusses der Nahrung auf die Farben wird zunächst die bekannte Angabe von Wallace angeführt, nach welcher die Indianer des Amazonenstroms es verständen, von dem Papagaien Chrysotis festiva Varietäten mit rothen und gelben Federn statt der grünen zu ziehen, einfach dadurch, daß sie ihn mit dem Fett gewisser welsartiger Fische fütterten. Diese Angabe nimmt Semper mit Recht sehr ungläubig

auf; wenigstens ist sie nicht sicher verbürgt und betrifft eine Art von Papagaien, die mehr als irgendeine andere brasilianische zu Farbenvarietäten, namentlich in Gelb geneigt ist. Besser begründet sind die Behauptungen von der schwarzen Färbung, welche der Gimpel durch Fütterung mit Hanfsamen, und von der rothen Farbe, welche der Canarienvogel durch Fütterung mit spanischem Pfeffer anzunehmen gezwungen werden kann. Von manchen Schmetterlingen wird behauptet, daß sie eine andere Färbung als die gewöhnliche annehmen, wenn ihre Raupen mit Blättern gefüttert werden, die ihnen für gewöhnlich nicht zu Gebote stehen: so soll Euprepia caja einfarbig braun werden, wenn man ihre Larven mit Walnußblättern nährt. „Indeß", bemerkt Semper, „ist diesen Behauptungen auch oft genug widersprochen worden: eine systematisch und bewußt auf das Ziel lossteuernde experimentelle Untersuchung ist meines Wissens nie gemacht worden."

Von experimentellen Untersuchungen über den Einfluß der Nahrung auf gewisse Structurverhältnisse der Thiere liegen nur diejenigen vor, welche sich mit der Beschaffenheit des Magens bei körner- oder fleischfressenden Vögeln beschäftigen. Schon vor langer Zeit hat der englische Anatom John Hunter die von ihm gemachte Beobachtung mitgetheilt, daß eine für gewöhnlich von Fischen lebende Möve auch von Körnern leben kann. Bei lange fortgesetzter Körnernahrung änderte sich die Beschaffenheit des Magens in der Art, daß an Stelle der weichen Auskleidung des auf Fischnahrung berechneten Magens eine derbe harte Hornhaut trat, wie sie dem Magen der körnerfressenden Vögel, z. B. der Tauben, eigen ist. Edmonstone versichert uns, daß dieses Experiment alljährlich von der Natur ausgeführt wird: die Heringsmöve der Shetlandsinseln ändert die Structur ihres Magens alljährlich zweimal, je nachdem sie sich im Sommer an Getreidekörner, im Winter an Fische zu gewöhnen hat; dieselbe Möve hat dann thatsächlich im Sommer den Magen eines Körnerfressers, im Winter denjenigen eines fleischfressenden Raubvogels. Auch die Möglichkeit des umgekehrten Falles ist dargethan. Die Experimente Holmgren's beweisen, daß bei Tauben, wenn sie hinreichend lange mit Fleisch gefüttert werden, allmählich der Körnermagen in einen echten Raubvogelmagen umgewandelt wird.

Als ein weiteres instructives Beispiel für die Beziehungen der Organe zur Außenwelt sei hier noch das Verhalten der im Dunkeln lebenden Thiere angeführt. Es ist bekannt, daß der im Innern der Adelsberger Grotte lebende Proteus sowie der Maulwurf verkümmerte Augen besitzen. Dem Nichtgebrauch des Organs ist hier die Verkümmerung gefolgt. Auch viele der in tiefen dunkeln Höhlen lebenden Thiere sind blind, ebenso viele Bewohner der großen Meerestiefe, in welche kein Lichtstrahl eindringt. Allein es gibt unter ihnen, gleichzeitig und an derselben Stelle mit ihnen lebend, auch andere, welche vollkommen normal entwickelte Augen besitzen. Man hat zur Annahme von phosphorescirendem Lichte bei den Bewohnern der Tiefsee seine Zuflucht genommen, ohne damit schließlich eine genügende Erklärung gegeben zu haben. Hier sind noch andere Momente mit im Spiele, die noch nicht verstanden oder gewürdigt sind. So führt z. B. Semper an, daß von dem Höhlenkäfer Machaerites nur die Weibchen blind sind, während die Männchen wohlentwickelte Augen haben. Die in der Höhle herrschende Dunkelheit kann daher nicht allein die Ursache der Erblindung sein, da sie sonst beide Geschlechter gleichmäßig betroffen haben würde. Wir werden durch alle solche Momente auf die Thatsache der spontanen Variabilität der Arten zurückgewiesen, auf welche nur in beschränktem Maße ein Einfluß der äußern Lebensbedingungen annehmbar oder nachweisbar ist. Man gelangt damit zu dem auch von Semper citirten Ausspruch des Botanikers Sachs: „Man kommt zu dem Schluß, daß die erblichen Varietäten unabhängig von den directen äußern Einflüssen entstehen, daß aber die Möglichkeit ihrer fernern Existenz von den äußern Einflüssen abhängt."

Als ein sehr weit und großartig angelegtes Unternehmen muß die „Encyklopädie der Naturwissenschaften" (Nr. 3) bezeichnet werden.*) In einer Zeit, in welcher die Naturwissenschaften einen ungeahnten rapiden Aufschwung gewonnen haben und, im Mittelpunkte des geistigen Lebens stehend, tief in die Culturentwickelung der Völker eingreifen, ja mächtig anregend auch andern Gebieten des Wissens durch Uebertragung ihrer Errungenschaften wie ihrer Methode neuen Impuls verleihen, wird ein Unternehmen, welches sich eine umfassende Darstellung aller Gebiete der Naturwissenschaft zur Aufgabe setzt, sicher ein zeitgemäßes genannt werden dürfen. Die „Encyklopädie" will das Studium und die Forschung erleichtern und fördern. Sie erscheint in Lieferungen und wird folgende Abtheilungen enthalten: Zoologie und Anthropologie unter Redaction von G. Jäger, Botanik von Schenk, Mathematik von Schlömilch, Mineralogie mit Geologie und Paläontologie von Kenngott, Physik von von Zech, Chemie von Ladenburg, Astronomie von Oppolzer und Pharmakognosie von von Wittstein. Die uns vorliegenden beiden Hefte der Abtheilung für Zoologie und Anthropologie behandeln in zahllosen, zum Theil nur den Namen und dessen Erklärung enthaltenden Artikeln die mit A beginnenden Worte. Unter ihnen zeichnen sich besonders die von Eduard von Martens verfaßten durch gediegene Bearbeitung und reichen Inhalt, namentlich auch über geographische Verbreitung der Thiere aus. Minder günstig für die Aufnahme dieses Theils dürfte es sein, daß der Leser den ganzen specifischen Standpunkt von G. Jäger mit unverhältnißmäßiger Breite vorgeführt bekommt und mit den Jäger'schen hypothetischen

---

*) Obschon die Kritik der ersten Hefte dieses Unternehmens seitens des jetzt in Brasilien lebenden Verfassers etwas verspätet eingetroffen und von zahlreichen inzwischen erschienenen Lieferungen überholt ist, so wollten wir dennoch seinen treffenden Bemerkungen über den Plan des Ganzen und die ersten Lieferungen hier eine Stelle gönnen. Die zahlreichen seitdem erschienenen Hefte werden von andern Mitarbeitern eingehend besprochen werden. D. Red.

Gehirnangststoffen und andern unbewiesenen Seelenstoffen, die aus Zersetzung der Gehirnalbuminate entstanden sein sollen, sowie mit andern „Unlustmodificationen der Organdüfte" u. s. w. eingehend bekannt gemacht wird. Für die Producte der Phantasie des „Entdeckers der Seele", welchen gegenüber sich die nüchterne auf Beobachtung und Experiment fußende Naturforschung völlig ablehnend verhält, ist eine Encyklopädie sicher nicht der richtige Platz. Ein solches Werk soll eine Uebersicht geben über das Geleistete und über die Probleme, welche auf der Tagesordnung stehen, nicht aber ein Mittel der Propaganda sein für die besondern Anschauungen des Verfassers. In dieser Hinsicht zeichnet sich der botanische Theil sehr vortheilhaft aus; denn die beiden Essays: von Hermann Müller über die Wechselbeziehungen zwischen den Blumen und den ihre Kreuzung vermittelnden Insekten, und von O. Drude über die insektenfressenden Pflanzen, sind wahre Meisterwerke gründlicher und ansprechender halbpopulärer Darstellungsweise. Beide Abhandlungen sind durch zahlreiche instructive Abbildungen erläutert. Die Darstellungen Müller's sind im wesentlichen bereits durch sein größeres Werk über den gleichen Gegenstand bekannt. Hinsichtlich der insektenfressenden Pflanzen kommt Drude zu folgendem Resultat: Es gibt gewisse, Insektivoren genannte Pflanzen, welche die Möglichkeit, nicht die Nothwendigkeit besitzen, mit verschiedenen dieser Absicht entsprechenden Organen kleine Thiere festzuhalten, ihre organisirten Substanzen löslich zu machen und dieselben zu absorbiren; dabei ist in der Regel ein bestimmtes Ferment thätig, wie es zum Unterschied gegen andere pflanzliche Fermente im Thierreich sehr allgemein, im Pflanzenreich aber seltener sich verbreitet findet. Es ist also hierdurch wiederum ein Unterschied, der sonst zwischen Thier- und Pflanzenreich aufgestellt wurde, gefallen, und es bleibt kaum ein anderer stichhaltiger Charakter dieser beiden großen Reiche übrig, als daß die höhern Thiere ein Nervensystem, die meisten Pflanzen aber Chlorophyll besitzen; und da auch diese Unterschiede nicht für alle Pflanzen und für alle Thiere passen, so geht mit dem Fortschritt unserer Erkenntniß stets mehr die Einheit hervor, welche alle Organismen unsers Erdballs verbindet.

Die botanische Abtheilung der „Encyklopädie" bietet, sofern sie in gleichem Sinne fortfährt, außerordentlich viel mehr interessanten Stoff zur Lektüre und Belehrung als die zoologische. Gleichwol erscheint diese Form der Behandlung in einzelnen Monographien dem Zweck des Unternehmens insofern nicht angemessen, als die Möglichkeit der raschen Orientirung durch Nachschlagen, wie sie der zoologische Theil bietet, hier ganz hinwegfällt. Wenn daher der botanische Theil in den Rahmen des ganzen Unternehmens nachträglich noch eingefügt werden sollte, so müßte unter Bezugnahme auf die größern Artikel eine ähnliche alphabetisch geordnete Sachübersicht noch folgen, wie sie der zoologische Theil bietet. Jedenfalls ist es auffallend, beide engverwandte Gebiete so vollkommen verschieden behandelt zu sehen. Der zoologische Theil wird bei Beendung ein zoologisch-anthropologisches Conversations-Lexikon bilden, dem nur eins noch fehlt, kurze Uebersichten über die bekanntern Schriftsteller mit gedrängter biographischer Uebersicht und Verzeichniß der Hauptwerke. Es wäre sehr zu wünschen, daß ein solcher Autorenband der zoologischen Abtheilung als Supplement zugefügt würde.

Wie das ebenbesprochene Unternehmen die gesammten Naturwissenschaften und speciell auch das Gesammtgebiet der Zoologie vorzuführen bestrebt ist, so führen die beiden Werke von H. R. von Schlechtendal und O. Wünsche (Nr. 4) und von E. L. Taschenberg (Nr. 5) in die Kenntniß der sämmtlichen bemerkenswerthern Insekten Deutschlands ein. Das erste der beiden Werke gibt eine vollständige und leicht übersichtliche Beschreibung aller in Deutschland vertretenen Gattungen von Insekten und zeigt auch die Arten durch kurze Beschreibung an. Neben dieser systematischen Uebersicht finden sich Angaben über die Pflanzen, zu denen die Insekten in bestimmter Beziehung stehen: über die Pflanzengallen, welche durch Wespen erzeugt werden; auch ist die Beobachtung der Entwickelung der Insekten durch viele nützliche Winke erleichtert, wie durch eine genaue Schilderung der Raupen der bemerkenswerthern Schmetterlinge. Für jeden, der sich mit der deutschen Insektenwelt befassen will, wird dieses Werkchen, welchem die Verfasser neuerdings auch einen auf Spinnen und Tausendfüße bezüglichen Supplementband haben folgen lassen, ein sehr erwünschtes und bequemes Hülfsmittel abgeben. Solcher Hülfsmittel existiren für die Flora Deutschlands viele und seit lange, während für die Thierwelt Bücher wie dieses oder wie Clessin's „Deutsche Excursions-Mollusken-Fauna" lange fehlten und von hohem Werth sind.

Ein etwas engeres Feld, dafür aber auch weit eingehender und anziehender beschrieben, setzt sich Taschenberg's „Praktische Insektenkunde", deren Zweck die Kenntniß des Baues und der Lebensweise aller für den Menschen bedeutungsvollen nützlichen oder schädlichen deutschen Insekten ist. Dabei ist das Werk sehr sauber ausgestattet, mit vielen schönen Holzschnitten geziert, und daher dem Naturfreund als reiche Quelle der Belehrung und Unterhaltung zu empfehlen. Die erste Abtheilung gibt eine allgemeine Uebersicht des Baues und der Entwickelung der Insekten, die zweite behandelt die Käfer, dann die Bienen, Wespen und Ameisen.

Es ist erfreulich, in wie vorzüglicher Weise die Hülfsmittel zum Einführen in das Studium der Insekten sich im Laufe der letzten Jahre in Deutschland vermehrt haben. Während die ebenbesprochenen Werke die systematische und biologische Seite besonders cultiviren, bietet Vitus Graber's treffliches Buch „Die Insekten" (Nr. 6) die beste Ergänzung zum Studium der Anatomie und der Entwickelung derselben. Der erste Theil behandelt den Organismus, der zweite die vergleichende Lebens- und Entwickelungsgeschichte der Insekten. Für beide Theile stand Graber langjährige Erfahrung und reiches Material von eigenen Beobachtungen zu Gebote. Zahlreiche gute, großentheils neue Holzschnitte

erleichtern das Verständniß. Mit diesen Werken ausgerüstet vermag jeder, dem die Kenntniß und das Studium der Insektenwelt Genuß bereitet, sich leicht zu orientiren und über die wunderbaren technischen und instinctiven Leistungen der Kerfe zu unterrichten.

Hermann von Ihering.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Von dem großen Werke „Die Baukunst des Mittelalters in Italien“ von Oskar Mothes (Jena, Costenoble) liegt uns der dritte Theil vor. Wir sind in der angenehmen Lage, das Lob, welches wir den beiden ersten Theilen spenden durften, auch auf diesen dritten ausdehnen zu können. Die Ausstattung mit Farbendrucken sowie mit sonstigen Abbildungen, meist nach eigenen Aufnahmen des Verfassers, ist dieselbe brillante wie früher. Was die im Text niedergelegte Quellenforschung und Gelehrsamkeit anlangt, so documentirt sich die Arbeit als eine der besten auf dem Gebiete der Baukunst überhaupt und insbesondere als eine mustergültige Behandlung der im Titel genannten Periode. Es steckt aber nicht blos ein ungeheueres Material von fachmännischem Wissen in diesem Werk, sondern auch der feinste Takt, die eindringendste Schärfe im Urtheil. Der neuerschienene Theil gehört noch zum dritten Kapitel, welches die lombardischen Bauten, darunter wieder in bewundernswerther Ausführlichkeit die Longobardenbauten umfaßt; sodann folgen die mittelalterlichen Bauten in der Lombardei und angrenzenden Landstrecken. Wie viele Irrthümer früherer Kunsthistoriker hier aufgedeckt werden, davon liefert fast jede Seite überzeugende Beweise. Wir wünschen, daß zur Ehre der deutschen Wissenschaft und des Verfassers das Ganze recht bald in glänzender Vollendung dastehe.

— Im Verlage von S. Hirzel in Leipzig erschien „Saadi's Bostan, aus dem Persischen übersetzt von Friedrich Rückert“. Dem Vorwort des gelehrten Orientalisten W. Pertsch in Gotha entnehmen wir folgende Data. Saadi, der größte Lehrdichter der Perser, wurde zu Schiras im letzten Viertel des 12. Jahrhunderts n. Chr. geboren. Als junger Mann wurde er von den Kreuzfahrern gefangen, aber durch einen Gönner losgekauft; wiederholt betheiligte er sich an der Pilgerfahrt nach Mekka und Medina und besuchte fast alle mohammedanischen Länder Asiens. Nach diesen Reisen in seine Heimat Schiras zurückgekehrt, legte er die Summe seiner Erfahrungen in Lehrgedichten nieder. Als Heiliger verehrt, starb er in hohem Alter (1291 oder 1292 n. Chr.). Unter den zahlreichen Werken Saadi's sind die beiden bedeutendsten das „Gulistan“ und das „Bostan“. Letzteres, von ihm als bereits siebzigjährigem Greise verfaßt, bedeutet „Lustgarten“ und gibt in gleichem Versmaße an kurze Erzählungen angeknüpfte Lehren. Nachdem K. H. Graf in den funfziger Jahren beide Werke durch eine poetische Uebersetzung verdeutscht hatte, unternahm auch Fr. Rückert eine solche, in welchem sich bekanntlich der Gelehrte und der Dichter in seltener Vollkommenheit vereinigten. An vielen Stellen erkennt man den wirklichen Dichter, welchem man einige hin und wieder stehen gebliebene Härten gern verzeiht. Die Uebersetzung stammt aus Rückert's letzten Lebensjahren, sie bewegt sich in sechsfüßigen Jamben und kommt dadurch dem Originale auch formell sehr nahe. Der Dichter behandelt folgende Themata: Gerechtigkeit und gutes Regiment, Wohlthätigkeit, Liebesrausch und Schwärmerei, Demuth, Ergebung, Genügsamkeit, Zucht und Lehre, Dank, Buße und Bekehrung, Gebet. Das Ganze leidet oft an doctrinärer Breite, enthält aber viel praktische Lebensweisheit.

— Im Verlage der C. Wortmann'schen Buchhandlung in Berlin erschien „Die Liebe als Weltprincip“ von Julius Heinrich Franke. Ueber den Gehalt dieser Schrift möge sich der Leser selbst ein Urtheil bilden aus folgenden Sätzen: „Der ganze Darwinismus war ein schöner Traum. Durch Bewegung um einen gegebenen Mittelpunkt entstehen aus den vorhandenen Quantitäten — Qualitäten. Ueberall, wo Besseres aus dem Schose des Guten hervorgeht, bildet nur die besondere Art der Lagerung und Bewegung der Atome das Hauptmoment. Das Absolute oder Unabhängige ist empfindungslos. Je leidenschaftlicher die Liebe die Gerechtigkeit verehrt, um so abhängiger fühlt sie sich vom Hasse. Die Weltgeschichte hat noch nicht Einen Mann hervorgebracht, von dem man sagen könnte, es stände schlechter um die Menschheit, wenn er nicht gelebt hätte. Wer nicht der ganzen Welt als organisirter Verbrecherbande den Fehdehandschuh hinwerfen kann, der hat auch kein wahres und tiefes Mitleiden mit dem Unglück des Einzelnen. Nicht allein im alltäglichen Leben, sondern auch in Wissenschaft und Religion heißt es: Aller guten Dinge sind drei. Der Grad der religiösen Unreife des Menschen bestimmt mehr oder weniger den Grad seiner politischen Unreife. Wie klein und niedrig war die Gottheit, welche ein Victor Hugo und ein Goethe angebetet haben. Beide waren Arbeiter ersten Ranges, jedoch der Schule der Romantiker angehörig, denn ohne romantischen Anhauch ist kein Dichter zu denken.“ So geht es ununterbrochen fort. Wir meinen, in den mitgetheilten Proben habe das Buch sich selbst charakterisirt.

— In Commission von F. A. Brockhaus' Sortiment und Antiquarium erschien „Moses Mendelssohn, Ungedrucktes und Unbekanntes von ihm und über ihn“ von M. Kayserling. Der Verfasser nennt Mendelssohn den Sokrates des 18. Jahrhunderts, dessen classische Prosa ein bis auf den heutigen Tag kaum erreichtes Vorbild sei. „Mendelssohn, der unübertroffene deutsche Schriftsteller, war auch Jude in der edelsten Bedeutung des Worts; von einem Manne wie ihm darf nichts verloren gehen, darf keine Zeile ungelesen bleiben.“ Die Broschüre enthält nun einige Briefe Mendelssohn's an bekannte und unbekannte Persönlichkeiten, mit fortlaufendem gelehrten Commentar seiten des Verfassers.

— „Die Größe der Schöpfung“ hat der verstorbene berühmte Pater Angelo Secchi in zwei Vorträgen behandelt (Leipzig, Bidder). Der Uebersetzer Karl Güttler belehrt uns in einem Vorwort, daß die beiden Vorträge in den Jahren 1876 und 1877 vor einer wissenschaftlichen Corporation gehalten wurden. Sie sollen beweisen, daß ein bahnbrechender Naturforscher auch zugleich ein positiver Christ sein kann. Allerdings steht im Hintergrunde der ganzen Arbeit eine im besten Sinne des Worts gläubige Weltanschauung; aber das Ganze ist doch zunächst mit einer überaus wohlthuenden wissenschaftlichen Sicherheit und Bescheidenheit gehalten, sodaß man dieses immense Wissen dankbar bewundert. Wir empfehlen die Lektüre dieser beiden Vorträge angelegentlich.

— Franz Brentano richtet einen „Offenen Brief an Eduard Zeller“ aus Anlaß seiner Schrift über die Lehre des Aristoteles von der Ewigkeit des Geistes (Leipzig, Duncker u. Humblot). Brentano erhebt auch hier wie schon in frühern Schriften gegen Zeller den Vorwurf, daß dessen Aristoteles (in „Philosophie der Griechen“) mit dem der Geschichte oft so gut wie nichts gemein habe. Zeller hat heftig replicirt. Brentano verficht dagegen die Auslegung gewisser Stellen, denen zufolge Aristoteles die Präexistenz des Nous leugnet und Gott nicht blos als Endursache, sondern auch als wirkende Kraft die Welt be-

wegen läßt. Man kann nicht leugnen, daß die polemische Sprache Brentano's ungleich mehr den Eindruck der Würdigkeit macht als diejenige Zeller's; zum Streitpunkt selbst haben wir hier grundsätzlich nicht Stellung zu nehmen.

— Eine sonderbare Studie hat Joseph Pape veröffentlicht. Sie führt den Titel „Ehe Völker waren; Geschichte der Menschheit als Familie" (Bremen, Heinsius). Der Verfasser operirt auf Grund des vierten und fünften Kapitels der Bibel und sieht die drei ersten als Quellen der Vorentwickelung an. Dieselben sind als eine uralte, zum Theil runenartige Menschheitsurkunde anzuerkennen, deren Urheber wahrscheinlich Noah gewesen ist. Geben wir einige Proben von dem Ideengange des Autors. Er nimmt an, daß den ersten Menschen das Paradies durch vulkanische Thätigkeit entzogen worden sei, welche theilweise eine Verschlechterung der klimatischen Verhältnisse hervorgerufen habe. Dem Kain folgte Ein Mensch in die Verbannung, nämlich eine Tochter Adam's, die sein Weib war oder wurde. Jedenfalls muß noch eine zweite Tochter Adam's angenommen werden, nämlich das Weib Seth's. Adam und Eva sind im Alter von 130 Jahren noch nicht als Greis und Greisin zu denken. Kain's Richtung war die realistische; in Abel stand dem die idealistische gegensätzlich. (Wörtlich!) Die Sethiten, deren Stammvater an Abel's Stelle getreten, sollten den Realismus der Kainiten ergänzen und dann mit diesen gewinnen, um was die Menschheit heute noch ringt: den Realidealismus. Die große Flut war nur eine partieulare. In dieser Weise geht es fort. Der Verfasser bewegt sich auf seinem Terrain mit einer Sicherheit, als schriebe er moderne Geschichte. Dabei ist er wol gläubig, aber nicht bornirt orthodox, denn er hat auch religionsphilosophische Elemente in sein System aufgenommen. Er verfährt durchaus nüchtern, vermeidet jede erbauliche Phrase und ist nicht ohne Scharfsinn; leider unterläßt er es, am Schlusse des Ganzen greifbare Resultate der Untersuchung zu geben.

— Ein Beitrag zu dem in unserer Literatur herrschenden Alexandrinismus ist ein neues Werk von Heinrich Düntzer, betitelt „Christoph Kaufmann, der Apostel der Geniezeit und der Herrnhutische Arzt" (Leipzig, Wartig's Verlag). Das Buch will ein Beitrag zur Sittengeschichte jener Zeit sein, in welcher so viele wunderliche Gestalten (Gaßner, Cagliostro, Johnson, Freiherr von Hund, Graf Thun, die Rosenkreuzer, die Illuminaten u. s. w.) ihr Wesen trieben. Kaufmann war in seiner ersten Periode ein Schwindler, in seiner zweiten ein bekehrter Arzt. Den Lebensgang desselben schildert Düntzer nach mehrern bisher ungedruckten Quellen auf 274 Seiten mit möglichstem Aufwand von Gelehrsamkeit. Allerdings mag seine Arbeit auch für den Literarhistoriker nicht ohne bleibenden Werth sein; aber der Schwerpunkt derselben liegt doch in der Bedeutung, welche sie auf dem Gebiete der ascetischen Literatur hat. Das hier gesammelte Material sollte umgegossen werden zu einem Lebensbilde, aus welchem gläubige Seelen sich an den wunderbaren Führungen eines „Wiedergeborenen" erfreuen können. Dem großen Fleiß des gelehrten Herausgebers möchten wir alle Gerechtigkeit widerfahren lassen; wir gestehen aber offen, daß wir solchen Specialissimis kühl bis ans Herz hinan gegenüberstehen und viel freudiger eine Pflege des Lebenskräftigen in der Gegenwart als des Staubes der Vergangenheit begrüßen würden.

Bibliographie.

Bar, L. v., Staat und katholische Kirche in Preußen. Berlin, Springer. Gr. 8. 2 M.

Brosch, M., Lord Bolingbroke und die Whigs und Tories seiner Zeit. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. Gr. 8. 7 M.

Brüggen, E. von der, Die agrareu Verhältnisse in den russischen Ostseeprovinzen. Berlin, A. Deubner. Gr. 8. 1 M.

Byr, R., Andor. Roman. 3 Bde. Jena, Costenoble. 8. 13 M. 50 Pf.

Christ, Sophie, Die Sterngucerin. Roman. Amberg, Habbel. 12. 2 M. 70 Pf.

Duncker, D., Moderne Meister. Charakterstudien aus Kunst und Leben. Berlin, Hofmann u. Comp. 8. 4 M.

Eckstein's Reisebibliothek. 3ter Bd.: Unheimliche Geschichten. Erzählt von B. Stavenow. — 4ter Bd.: Moralische Geschichten. Erzählt von E. v. Wald. Berlin, Eckstein Nachf. 8. à 1 M.

Fastenrath, J., Die Frau des Rächers. Drama nach dem Spanischen des Don J. Echegaray. Wien, Rosner. 8. 3 M.

— — Von Hochzeit zu Hochzeit. Lieder aus sonnigen Tagen. Wien, Rosner. 12. 4 M.

Fischer, E. L., Ueber das Princip der Organisation und die Pflanzenseele. Maiuz, Kirchheim. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Fischer, W., Anakreon. Ein Frühlingsidyll in drei Gesängen. Leipzig, Friedrich. 16. 2 M.

Frenzel, K., Chambord. Novelle. Berlin, Paetel. 8. 4 M.

Frey, B., Die Erbin von Glückshafen. Roman. Berlin, Goldschmidt. 8. 4 M. 50 Pf.

Friedmann, A., Optimistische Novellen. Leipzig, Friedrich. 8. 3 M.

Gensichen, O. F., Frau Aspasia. Lustspiel. Berlin, Grosser. Gr. 8. 2 M.

Gizycki, G. v., Grundzüge der Moral. Gekrönte Preisschrift. Leipzig, Friedrich. 8. 1 M. 50 Pf.

Gottesheim, R. Baron v., William Shakespeare. Drama. Prag, Mercy. 8. 2 M.

Goethe-Jahrbuch. Herausgegeben von L. Geiger. 4ter Bd. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. Gr. 8. 12 M.

Hamilton, A., Rheiusberg, Friedrich der Grosse und Prinz Heinrich von Preussen. Mit Bewilligung des Verfassers aus dem Englischen übersetzt von R. Dielitz. 2ter Bd. Berlin, v. Decker. Gr. 8. 6 M.

Handloike, M., Die lombardischen Städte unter der Herrschaft der Bischöfe und die Entstehung der Communeu. Berlin, W. Weber. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Hart, H., und J. Hart, Kritische Waffengänge. 5tes Hft.: Graf Schack als Dichter. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 2 M.

Heisterbergk, C., Schottische Landschafts-Bilder in Verbindung mit Geschichte und Sage. Blätter aus einem Reisetagebuche. Dresden, Burdach. Gr. 8. 1 M. 25 Pf.

Hellenbach, L. B., Die Insel Mellonta. Wien, Rosner. 8. 3 M. 60 Pf.

Hofmann-Chappuis, A. v., Die nachgelassene Correspondenz zwischen dem Herzog Eugen von Württemberg und dem Chef seines Stabes während der Kriegsjahre von 1813 und 1814, dem damaligen Obersten in russischen, und späterhin General in preußischen Diensten, v. Hofmann, sowie ein skizzirtes Lebensbild des Letzteren. Cannstatt, Stehn. Gr. 8. 4 M.

Hume, D., Eine Uutersuchung über die Principien der Moral. Deutsch herausgegeben und mit eiuem Namen- und Sachregister versehen von T. G. Masaryk. Wien, Konegeu. 8. 2 M.

Jacobi, J. L., Streiflichter auf Religion, Politik und Universitäten der Centrumspartei. Eine Streitschrift. Halle, Strien. Gr. 8. 75 Pf.

Jessen, P., Die Darstellung des Weltgerichts bis auf Michelangelo. Eine kunsthistorische Untersuchuug. Mit 8 Tafeln in Lichtdruck. Berlin, Weidmann. Gr. 4. 10 M.

Jochmus', A. v., gesammelte Schriften, herausgegeben von G. M. Thomas. 1ster u. 2ter Bd. Berlin, A. Cohn. Gr. 8. 14 M.

Kralik, R., Offenbarung. Epistel. Wien, Konegen. 8. 1 M.

Laicus, P., Irma. Schicksale einer Verlassenen. Original-Erzählung. 2 Bde. Mainz, Kirchheim. 8. 6 M.

Lammers, A., Der Liberalismus und die innere Mission. Bremen, Roussell. Gr. 8. 1 M.

Lümkemann, P., Turennes letzter Feldzug 1675. Halle, Niemeyer. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Mandel, E., Professor Häckels natürliche Entstehung des Menschen (Anthropogenie), kritisch beleuchtet. Ein Beitrag zur Kenntnis des Christentums gegen die moderne materialistische Weltanschauung. Regensburg, Manz. 8. 4 M.

Muff, C., Zwei Titanen, Prometheus und Faust. Ein Vortrag. Halle, Mühlmann. 8. 1 M.

Orny, T., Im Banne des Kometen. Erzählung. Berlin, Janke. 8. 1 M.

Die demokratische Partei und die Handwerker. München, Kellerer. Gr. 8. 30 Pf.

Rueepprecht, C., Herzog Albrecht V. vou Baiern und seiue Stände. München, Kaiser. Gr. 8. 1 M.

Schneider, O., Naturwisseuschaftliche Beiträge zur Geographie und Kulturgeschichte. Dresden, Bleyl u. Kaemmerer. Gr. 8. 10 M.

Schultze, F., Die Grundgedanken des Spiritismus und die Kritik derselben. Drei Vorträge zur Aufklärung. Leipzig, E. Günther. Gr. 8. 5 M.

Schwebel, O., Hie gut Brandenburg alleweg! Eine märkische Geschichte aus dem Zeitalter der Reformation. Frankfurt a/O., Trowitzsch u. Sohn. 8. 3 M. 50 Pf.

Scipio, R., Der Advokat von Readersville. Erzählung aus Texas. Berlin, Goldschmidt. 8. 3 M.

Semmig, H., Französisches Frauenleben. Ein Mosaikgemälde. Leipzig, A. Krüger. 8. 3 M. 80 Pf.

Thenen, J., Der Sohn der Schrift. Die Wunderthäter von Kotzk und Plotzk. Zwei Novellen. Wien, Rosner. 12. 1 M. 60 Pf.

Universal-Bibliothek. Nr. 1721: Maria la Brusca. Novelle von E. Eckstein. Leipzig, Ph. Reclam jun. Gr. 16. 20 Pf.

Wertheimer, E., Die Heirat der Erzherzogin Marie Louise mit Napoleon I. Nach uugedruckten Quelleu. Wien, Gerold's Sohn. 1882. Lex.-8. 60 Pf.

Wertheimer, J. Ritter v., Jüdische Lehre uud jüdisches Lebeu mit besonderer Beziehung auf die Juden in Oesterreich und auf die Pflichteu gegen Vaterland und Mitmenschen. Wien, Hölder. Gr. 8. 60 Pf.

Zur Frage parlamentarischer Regierung. Gedanken eines Patrioten. Berlin, Bohne. Gr. 8. 50 Pf.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 23. — 7. Juni 1883.

Literarische Unterhaltungen.

Die literarische Ueberproduction unserer Tage und ihre Folgen.

Eine bedenkliche Erscheinung der Gegenwart ist die literarische Ueberproduction, welche in den letzten Jahren nachgerade jedes vernünftige Maß überschritten hat. Es ist erschreckend zu sehen, wie der Büchermarkt alljährlich mit Erzeugnissen überflutet wird, von denen viele nicht einmal einen Absatz von wenigen Exemplaren erzielen, geschweige denn dem Verleger die Herstellungskosten einigermaßen decken. Die gewaltig angespannte Concurrenz, die Betriebsamkeit führen vielfach zur „Mache".

Deutschland hat ungefähr 45 Millionen Einwohner; dieses Deutschland producirte im Jahre 1880 an literarischen Erzeugnissen 14941; im Jahre 1881 beliefen sich dieselben auf 15191. Das Jahr 1882 hat einen kleinen Rückgang auf 14794 erfahren. England brachte 1882 — bei seinem Reichthum und seinem Besitze von $^1/_8$ der ganzen Erde, mit 240 Millionen Bewohnern (!) — nur 5124 Erscheinungen auf den Büchermarkt. Es zahlt denn auch Honorare, gegen welche die deutschen sehr geringfügig sind. Die schöne Literatur in Deutschland ist 1880 mit 1209, 1881 mit 1226 Erzeugnissen vertreten. Production und Absatz oder Nachfrage stehen in Deutschland in gar keinem Verhältnisse. Setzt sich die Steigerung noch weiter fort — die kurze Schwankung des Jahres 1882 ist vielleicht nur vorübergehend und kommt kaum in Betracht —, so ist nicht einzusehen, wohin dies führen soll.*)

Es könnte dieses Misverhältniß im Grunde genommen für die weitern Kreise gleichgültig erscheinen, man könnte sogar geneigt sein, die Thatsache als einen erfreulichen Zug der Idealität, des wissenschaftlichen, des geistigen Strebens der Nation hinzustellen, wodurch sie sich vor andern Völkern von jeher ausgezeichnet hat, wenn dasselbe weiter keine üble Folgen hätte, als daß es einzelnen, den Verlegern, die der Ueberproduction unserer Zeit Vorschub leisten, materielle Einbuße bringt. Man würde sich einfach damit zufrieden geben, daß das von ihnen verausgabte Geld wieder andern Personen, der niedern arbeitenden Klasse, zugute kommt.

Allein die gegenwärtige literarische Ueberproduction hat noch weiter gehende Folgen, die jedem Einsichtsvollen bedenklich erscheinen müssen. Wie im Leben überhaupt die Unwissenheit, aus deren Mitte WortHelden und Wortführer zumeist sich rekrutiren, nur allzu oft über das Wissen, das Hohle über das Gehaltvolle triumphirt und letzteres, dessen charakteristischer Zug die Bescheidenheit ist, mit seinem Phrasenschwall übertäubt und lahm legt, so ist es auch auf dem Büchermarkte. In prätentiöser Weise sucht sich die Makulatur vorzudrängen; die Wege dazu sind von den Routiniers leicht gefunden; die wirklich guten Sachen, deren Verfasser derartige Manipulationen scheuen, ja aus der Seele hassen, weil sie mit ihrem innern Adel unverträglich sind, werden häufig in den Hintergrund geschoben. Im Kampfe um das Dasein bleibt das Gute nicht immer Sieger!

*) Die rein wissenschaftlichen Schriften haben im ganzen noch das Gute, daß sie die Forschung, wenn auch nur um ein Minimales, meistens fördern. Dagegen hat die fabrikmäßige Mache der Schulbücher schreiende Dimensionen angenommen. Fast jeder, auch noch so mittelmäßige Schulmann, glaubt, ohne oft selbst den Unterrichtsgegenstand gründlich zu beherrschen, sich zur Abfassung eines Lehrbuchs berufen. Es ist dies theils ein Zug der Eitelkeit, seinen Namen einmal gedruckt zu sehen, theils völlige Unkenntniß der Verwerflichkeit dieses Unternehmens. Die armen Schüler! Gut nur, daß die Behörden zumeist bei der Einführung solcher Machwerke ein Wort mitzusprechen haben. Möchten sie den Herren „Autoren" bei der Publicirung auch nur ein wenig in die Manuscripte sehen! Im Jahre 1850 erschienen allein 1950 neue deutsche Schulbücher.

Begleitet von dem Fanfarengeschmetter der Reclame, segelt die Makulatur mit vollen Segeln in die Welt hinaus. Das große Publikum schwört auf die Reclame. Die plebs sine mente will nun einmal getäuscht sein. Auch der sonst Einsichtsvolle entgeht den Netzen nicht; er kauft die Waare, liest einen Theil durch, aber die Lektüre gewinnt ihm nur ein Lächeln über diese Spottgeburt von Unwissenheit und Anmaßung ab. Er wendet sich von der Production der Gegenwart ab; er wird mistrauisch gegen alle ihre Erzeugnisse, er stigmatisirt das ganze Zeitalter als ein epigonenhaftes. Er bedenkt nicht, daß die Perle auf dem Meeresgrunde einsam und verschwiegen ruht. Was am meisten gepriesen wird, muß doch das Beste der Zeit sein, so sagt er sich; wie werthlos wird also das sein, was nicht solches Lob erhält! Er denkt kaufmännisch, wie es das Losungswort des Materialismus ist.

Und welcher Kategorie, welcher Art sind denn jene, welche den Krebsschaden unserer literarischen Zustände, die Ueberproduction, herbeiführen? Alle nennen sich Schriftsteller! Schriftsteller ist der am meisten misbrauchte Name!

Viele — sagen wir das offen — der sich so Nennenden sind nicht einmal über die Leistungen eines Abiturienten hinausgekommen, noch weniger haben sie eine Universitätsbildung genossen.

Also das Examen, die in ihm erworbene Prüfungsnummer soll den Maßstab für die Befähigung zum Schriftsteller abgeben?! Nun, dann führe man doch noch einige Examina mehr ein, wie es schon für bestimmte Berufsklassen geplant wird. Was thut's, wenn auch einige gewichtige Stimmen darüber sich beklagen, daß wir dann immer mehr ins Chinesenthum hineinkommen. Der Himmel bewahre uns davor, die Prüfungsresultate als maßgebend für die Schriftsteller zu betrachten.

„Das Wissen, wie es für Prüfungen beschafft und von ihnen producirt wird", sagt Wilhelm von Giesebrecht so unvergleichlich treffend, „gibt für die gewonnene höhere Bildung keinen zureichenden Maßstab." Nein, nie und nimmermehr!

Es ist ja ein bekannter Erfahrungssatz, daß gerade die Hervorragendsten sich in solchen Leistungen am wenigsten ausgezeichnet haben.*) Der Genius verschmäht das ausgetretene Gleis und sucht sich, gegen alle Fesseln und pedantische Gelehrsamkeit sich sträubend, durch freie Entwickelung den eigenen Weg zu bahnen.

Shakspeare z. B. hat auch ohne Dressur und ohne Examina den Geist und Charakter der classischen Welt wahrer, richtiger und großartiger erfaßt als hundert Stockgelehrte, die sich rühmen, nicht nur die Griechen und Römer ohne Hülfe eines Wörterbuchs lesen, sondern auch in ihren Sprachen schreiben zu können.

*) „Dem Genie", sagt Lessing in der „Hamburgischen Dramaturgie" einmal, „ist es vergönnt, tausend Dinge nicht zu wissen, die jeder Schulknabe weiß."

Unsere heutige Schulbildung vergißt nur allzu sehr über der formalen Wissensleistung ihr eigentliches Ziel: eine auf physischer und sittlicher Gesundheit ruhende Charakterentwickelung und die Nutzanwendung auf die Gegenwart. Dazu kommt die wachsende Beschränkung auf Fächer und Specialitäten, die so himmelweit verschieden ist von der schönen Allgemeinheit humaner Bildung, welche die Gelehrten unsers classischen Zeitalters, die Humboldt und ihre Zeitgenossen, vertraten.

Also die gewöhnliche regelrechte Durchschnittsbildung, der Besitz einer gewissen Summe positiver Kenntnisse gibt noch Niemand das Recht, als Schriftsteller aufzutreten, seine Gedanken der Welt aufzudrängen. Zum Wesen des wirklichen Schriftstellers gehört ein productiver, nicht nur receptiver Geist, Originalität, Talent, viel Talent, kurz — innerer Beruf. Es ist so verlockend für viele, die Feder zu ergreifen; halbgebildete Journalisten, pensionirte Beamte und Offiziere nehmen ihre Zuflucht zu ihr; sie hoffen dadurch ihre Einnahmen um ein Erkleckliches zu erhöhen. Sie produciren, schreiben ohne Unterlaß. Wären sie nur dazu berufen, hätte die Muse sie nur eines Weihekusses gewürdigt!

Freilich ist es nur die leichtere Literaturgattung, der sie sich zuwenden: dem Feuilleton, der Novelle, allenfalls dem Roman.

Die zahlreichen Zeitungen und Blätter zweiten und dritten Ranges müssen ja auch mit Stoff versehen sein. Sie nehmen zunächst das Gebotene ab. Es wird dem Volke als geistige Speise vorgesetzt; dieses sucht ja seine Bildung vorzugsweise in solchen Organen. Es genießt die Hefe. Diese Hefe leistet der höhern Literaturgattung auch materiellen Abbruch. Man nennt den Roman in Anbetracht seiner vorzugsweisen Pflege nicht ganz mit Unrecht das Epos des 19. Jahrhunderts, wenn auch ein innerer Grund für diese Erscheinung nicht vorhanden ist. Nirgends wird mehr als auf diesem Gebiete an Makulatur zu Tage gefördert. Die „Mache" geschieht fabrikmäßig, überflutet den Büchermarkt und vergiftet, da sie ihren Werth und Vorzug in der Reizung der Sinnlichkeit suchen muß, nur allzu oft den Volksgeist.

Ein narkotisches Gift tragen namentlich die Uebersetzungen in sich. Wir meinen nicht jene, welche eine wirkliche qualitative Bereicherung unserer Literatur ausmachen, welche uns die literarischen Schätze der fremden Völker in der Muttersprache vermitteln. Es handelt sich hier besonders um die Erzeugnisse jener französischen Schundliteratur, für welche Deutschland nach wie vor ein Freihafen ist.

Durch alle die von uns gebrandmarkten Erscheinungen erklärt sich die Ueberproduction unserer Tage, welche parasitisch an dem geistigen und sittlichen Wohle des deutschen Volks zehrt und dasselbe untergraben hilft.

Otto Weddigen.

Ein preisgekrönter Dramatiker.

(Beschluß aus Nr. 22.)

1 Die Patricierin. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Richard Voß. Frankfurt a. M., Koenitzer. 1881. 8. 2 M.
2. Luigia Sanfelice. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Richard Voß. Mit dem „Räuberjubiläumspreis" am Schillertage zu Mannheim gekrönt. Frankfurt a. M., Koenitzer. 1882. 8. 2 M.
3. Pater Modestus. Schauspiel in fünf Acten von Richard Voß. Leipzig, Friedrich. 1883. 8. 1 M.
4. Der Mohr des Zaren. Schauspiel in vier Acten von Richard Voß. Nach einem Fragment von Puschkin. Frankfurt a. M., Koenitzer. 1883. 8. 2 M.
5. Regula Brandt. Schauspiel in fünf Aufzügen von Richard Voß. Leipzig, Friedrich. 1883. 8. 1 M.

„Luigia Sanfelice" ist ganz im Stile der genialen Kraftdramatik gedichtet: dasselbe gilt von „Pater Modestus" (Nr. 3), einem fünfactigen Schauspiel, welches in Frankfurt a. M. mit Beifall gegeben wurde. Beide Stücke sind in mancher Hinsicht als Sensationsdramen zu bezeichnen: und hier liegt offenbar die Klippe für das Talent eines Autors, das bei aller urwüchsigen Kraft eine bedenkliche Vorliebe für das Gewaltsame und Extreme hat. In „Savonarola" und „Die Patricierin" wurde ein gewisses harmonisches Maß durch den Vers aufrecht gehalten; die Form ist nichts Aeußerliches, sondern mitbestimmend für den Inhalt. Der ganze wüste Taumel der Kraftdramatik kann sich nur in Prosa austoben: der Vers wird ihm immer eine Schranke setzen; in Prosa ist die Crayonzeichnung, die Kohlenskizze möglich: der Vers bringt ein dichterisches Colorit mit sich, welches die allzu kecken Gedankenwürfe und abnormen Abbreviaturen ausschließt.

„Pater Modestus" spielt in Italien, in der römischen Campagna, und zwar in der jüngsten Gegenwart: und der italienische Culturkampf, der Kampf zwischen Staat und Kirche bildet den Hintergrund der Handlung. Eine Fürstin Romanelli ist eine fanatische Anhängerin des Klerus; der Graf della Rocca einer der freisinnigsten Anhänger des Königs. Die Fürstin hat einen Sohn Rugero, der Graf eine Tochter Sylvia; beide lieben sich. Die Montecchi und Capuleti stehen im Lager der Kirche und in dem des Staats. Die Fürstin will ihren Sohn Rugero der Kirche weihen. Der Erzieher desselben ist ein Pater Modestus, der früher schwerer kirchlicher Strafe verfallen war. Turturella, ein junges Mädchen, das auch im Hause der Fürstin weilt, ist seine Tochter. Die Fürstin bringt sie ins Kloster, gewaltsam, gegen ihren Willen und den Willen des Paters. Dieser vermählt Rugero und Sylvia durch kirchlichen Segen miteinander; er raubt der Fürstin damit den für den Dienst der Kirche bestimmten Sohn, wie sie ihm die Tochter geraubt hat. Doch gegen diesen Raub setzt er sich zur Wehr: er ruft den Syndacus von Castello, einen geistesbeschränkten Beamten, zu Hülfe, er soll die ungesetzliche Handlung, die eben im Kloster vor sich gehen soll, hindern. Als dieser sich weigert, ruft er die mit Fackeln sich nähernden Hirten herbei, um dem Vollzug der Gewaltthat noch rechtzeitig zuvorzukommen; an ihrer Spitze dringt er in die Kapelle; das Kloster wird in Brand gesteckt; der Vater trägt sein Kind Turturella aus den Flammen.

Diese grelle Katastrophe bildet den Schluß des vierten Acts. Der fünfte Act spielt einige Zeit später: hier klingt alles versöhnlich aus. Von dem Klosterbrand ist weiter keine Rede: dadurch wird er aber ein nutzlos verpuffendes theatralisches Feuerwerk. Die Fürstin sucht den Grafen zu überreden, daß jene Ehe ja nach bürgerlichem Recht, das er allein anerkenne, noch nicht gültig sei. Es ist dies eine sehr schwächliche Logik; denn einmal stand doch nicht das Geringste im Wege, daß zwischen Rugero und Sylvia eine Civilehe abgeschlossen wurde; dann aber ist für die Fürstin selbst durch den Segen der Kirche die Ehe eine für alle Ewigkeit gültige geworden. Was kann sie also bei dem Grafen noch erreichen wollen? Daß dieser sie gegenüber den staatlichen und kirchlichen Einrichtungen auf die Logik der Natur und den inzwischen einpassirten Enkel verweist, verliert dadurch jede dramatische Pointe; die Bekehrung der Fürstin durch den Enkel gibt einen schwächlichen Abschluß. Pater Modestus aber, der Brandstifter, beruhigt sich in dem Bewußtsein, die Tochter wiedergewonnen zu haben und jetzt ihrer Liebe sicher zu sein, und will sich von jetzt ab der Arbeit widmen.

Nach der Absicht des Dichters soll der Charakter des Paters Modestus in seinem Kampfe zwischen dem väterlichen und menschlichen Gefühle und den Satzungen der Kirche unsere Theilnahme erwecken. Als Mönch hat er früher ein Mädchen verführt; jahrelang sieht er seine Tochter neben sich aufwachsen und darf ihr nicht bekennen, daß er ihr Vater ist; und als er es endlich bekennt, da will sie nichts von ihm wissen, bis sie zuletzt ihr Herz mit aller Liebe ihm hingibt, ihm, der sie vom Tode des Leibes und vom Tode der Seele gerettet hat. Als Pädagog hat er große Ketzereien verübt; er hat seinen Zögling auf Schönheiten der Natur, auf die Schönheiten der Dichtung Virgil's hingewiesen. Der Bischof verdammt ihn dafür; bleich und verstört wankt er aus der Kirche:

Theilhaftig meiner Schuld; dafür büßend, dafür geächtet, dafür verdammt! Ich, ein Verbrecher als Priester, als Vater, als Mensch; dafür büßend, dafür gerichtet, dafür verdammt! (Sinkt auf die Bank; nach einer Weile sich halb aufrichtend.) Er gebot mir ewige Trennung: für sie das Kloster, für mich die Wüste. Wer gebot? Gott? Wird Gott nicht als unser Vater von uns angebetet, als unser liebender, gütiger, verzeihender Vater? Und Gott sollte also gebieten? Was gebieten? Den Jammer seines Geschöpfes. Still! Er sprach zu mir durch den Mund seines Priesters, und ich, der Priester, muß gehorchen. Gehorchen! Wem? Dieser göttlichen Ungerechtigkeit? (Springt auf.) Was für Gedanken! Was für Worte! Ich zweifeln an der göttlichen Gerechtigkeit, ich, der Wurm! Aber bin ich das wirklich? Habe

ich keine Seele? Kann eine Seele von Gott zertreten werden, wie man einen Wurm zertritt? Und er thut es. (Herumirrend.) Wie geschieht mir? Wie wird mir? Eine grauenvolle Angst packt mich, wälzt sich auf meine Brust, erstickt mich. (Stöhnt auf.) Wißt ihr denn nicht, daß ich glauben muß, muß, muß! (Herumirrend mit thränenerstickter Stimme.) Ich bin ja auch ein Geschöpf und habe ein ganzes Leben gebüßt und gelitten und dann dieses Nichts, als Irrthum und Wahn. Das ist Wahnsinn! (Aufschreiend.) Ich will nicht! Ich darf nicht! (Wild.) Gott, wo bist du, daß ich dich fragen kann. Du mußt mir Rede stehen. Das muß sogar ein irdischer Vater seinem Kinde, das er ohne dessen Willen geschaffen hat, das ihn für diese Willkür zur Rechenschaft ziehen kann: warum bin ich? — — Schöpfer, verantworte dich! (Wendet sich, bleibt regungslos.) Da geht die Sonne unter. Welcher Anblick! Welche Herrlichkeit! In Purpur gehüllt verkünden Himmel und Erde das Evangelium der Schöpfung, und hier stehe ich, von allen Menschen der Armseligsten einer, und wage zu zweifeln. Woran? Nicht an dir, Gott, der du bist, der du in mir lebst und wirkst. — — Die Sonne sinkt — in mir wird es Tag.

Als die Fürstin später sagt, er möge sich nicht mit dem Namen eines Priesters nennen, entgegnet er:

Denn ich schände denselben. Auch bin ich ja wol kein Priester mehr. Ja, wenn ich recht bedenke, bin ich niemals ein Priester gewesen, niemals ein Priester, wie er sein muß, wenn er diesen Namen nicht schänden will. Die fürchterliche Schuld dieses Frevels falle auf die, welche mich zu einem solchen falschen Priester machten. Sie falle auf die, welche meiner freigeschaffenen Seele Gewalt anthaten, meine die Gottheit suchenden Gedanken abstumpften, meine lebendigen Empfindungen tödteten! Auf die, die mich zu einem Lügner und Betrüger an der Gottheit und an mir selbst heranbildeten! Auf die, welche das zum Himmel gewendete Antlitz meines Menschen verzerrten und verunstalteten, daß mich vor meinem eigenen Bilde Grausen ergreift. Wehe ihnen, wenn sie diesen Mord einer Seele einmal verantworten sollen. Ich hebe die Hand gegen sie auf, sie anklagend und wider sie zeugend.

In diesen Stellen ist das eigentliche Pathos des Stücks ausgedrückt. Ob aber die Gegensätze in dem Charakter des Helden hinlänglich vermittelt sind: daran mag man zweifeln. Anfangs erscheint er fast schlicht, einfältig, wie der Lessing'sche Klosterbruder, und doch liegt schon hinter ihm eine schwer zu sühnende That. Und wiederum rafft er sich zur wilden Mordbrennerei auf, welche ihm freilich von der Nemesis des Stücks weiter nicht angerechnet wird. Dann weiht er sich am Schluß der Arbeit:

Die Arbeit! — Wenn ich noch einmal ein nützliches Mitglied der Gesellschaft werden könnte, wenn es mit meinen grauen Haaren noch nicht zu spät wäre, ich noch etwas thun könnte in meinem thatenlosen Leben! Wie geschieht mir? Ein seliger Schauer durchrieselt mich, eine himmlische Ahnung. Still! Laßt mich! Was beseelt mich plötzlich so wunderbar? Welche Kraft fühle ich in mir wie durch Zauberschlag erwachen? Welche Gottheit hat mich mit ihrem Odem berührt: Mensch, lebe. Ja, Herr, das will ich! — Hier bin ich und trete vor dein Angesicht. Ein Wiedergeborener, hebe ich meine Hände zum Himmel auf, zu dem ich heute zum ersten male ohne Schuld emporblicken kann, denn: ich habe meine Sühne gefunden. Mein Sohn — Meine Tochter!

Der Pater ist ein wild zerklüfteter Charakter, wie sie die kraftgeniale Schule liebt, welche den Effect oft in schärffter Spannung der Gegensätze sucht. Ebenso oft schleudert sie Motive wie Explosivstoffe in die Handlung, die mit lautem Knall verpuffen, ohne Wirkung. So erfahren wir auf einmal von dem Pater, daß er der Bruder der Fürstin ist. Diese Enthüllung kommt sowol ziemlich spät, als sie auch auf den Fortgang der Handlung keinen Einfluß ausübt. Auch wird sie ganz flüchtig in den Dialog eingestreut; im ganzen Stücke haben nur zwei Sätze darauf Bezug.

Davon abgesehen, zeigt das Schauspiel wiederum die Begabung des Verfassers für leidenschaftliche Ergüsse, für scharf pointirte dramatische Wendungen. Die junge Turturella ist ein rührendes Opfer, die Fürstin und der Graf führen mit Geist und Energie die durch das Stück hindurchgehende kirchenpolitische Debatte. Wenn indeß diese auch ausgiebig ist sowie viele der zur Probe mitgetheilten Bekenntnisse des Paters, so herrscht doch die Neigung für den kurz angebundenen Lakonismus der Kraftdramatik in einigen der wichtigsten Scenen des Stücks vor, welches deshalb hinter „Savonarola“ und der „Patricierin“ zurücksteht. Der Stil der Schiller'schen Jugenddramen erscheint uns ebenso wenig nachahmenswerth wie nachahmungsfähig. Das große Verdienst derselben aber, das in einer mächtig spannenden und hinreißenden Handlung besteht, einer Handlung mit gewaltsamen, aber doch hinreißenden Triebfedern, können wir dem „Pater Modestus“ und der „Luigia Sanfelice“ nicht zuschreiben: es fehlt in beiden dem Sturm und Drang die überzeugende Nöthigung.

Ein eigenartiges Stück ist das Schauspiel „Der Mohr des Zaren“ (Nr. 4), welches Richard Voß nach einem Fragment von Puschkin bearbeitet hat: es ist ein Zwitter von Schauspiel und Lustspiel, und wir können nicht zugeben, daß die Pointe desselben eine eigentlich dramatische sei; denn es handelt sich darum, daß die Abneigung, welche eine russische Hofdame gegen den Mohren des Zaren hegt, obgleich der Zar selbst eine Verbindung zwischen den beiden wünscht und seinen Zorn und allerlei Strafen über die Ungehorsamen verhängt, sich zuletzt in Liebe verwandelt. Solche innere Seelenprocesse, welche einen gewissen äußern Zeitraum brauchen zu ihrer Entwickelung und außerdem ohne allmähliche Uebergänge nicht denkbar sind, lassen sich in dramatischer Form nicht immer überzeugend genug ausführen, während die Novelle den nöthigen Spielraum bietet für die feinere Malerei der Seelenstimmungen und der vermittelnden Farbennuancen, welche von einem Grundton zum andern hinüberführen. Im Drama kommt es darauf an, ob die Handlung so entscheidende und durchgreifende Wendungen bietet, daß der Wechsel entgegengesetzter Empfindungen dadurch ausreichend motivirt wird. Wie die Hofdame Natalia Gawrilowna über den Mohren denkt, darüber läßt sie uns bald nach ihrem Auftreten nicht im Zweifel:

Ich weiß nur allzu gut,
Daß man an diesem Hofe diesen Neger
(Es heißt: auch seine Schwester ward als Sklavin
Zugleich mit ihm in der Türkei verkauft)
Für seinesgleichen hält, beinah für mehr,

Beinah! Und freilich dieser nur und jener.
Jedoch, das ist genug, daß mich's empört,
Daß mich ein solcher niedrer Sinn beleidigt,
Der Sinn, wie dieses Sinnes Grund und Ursach'.
Und darum, eben weil es keiner sagt,
Doch jeder denkt und fühlt, sprech' ich es aus
Und wälz' es einmal mir von meiner Seele:
Unleidlich ist mir dieser schwarze Anblick,
Ja, unerträglich fast. Wie kann der Mensch
So häßlich — — Nein, das ist das falsche Wort —
So unedel gebildet sein, so würdlos?
— Auch das ist nicht der rechte Ausdruck; denn
Unedel ist sein Antlitz grade nicht:
Er hat ein traurig, seltsam schönes Auge.
(Die Hunde haben's auch!) In diesen Augen,
So dünkt mich manchmal, stehe viel geschrieben
Für den, der's lesen kann und lesen mag.
Sein Gang ist stolz, stolz ist auch seine Seele,
Und dennoch — dennoch find' ich ihn abscheulich!
Er spricht nicht schlecht. Im Gegentheil, er sagt
In seiner räthselvollen, tiefen Weise
Oft wundersame Dinge, wahrlich, Dinge,
Die von Gedanken zeugen, die Gedanken
Erwecken könnten, wenn es möglich wäre,
Daß je man über einen Mohren dächte.
Zuweilen klingen sie beinah erhaben:
Sie klingen. Kurz und gut: der Neger ist
Mir höchst verhaßt. (Ich drück' sehr stark mich aus,
Jedoch ich fühl' sehr stark.) Und dann sein Stolz.
Wie kann ein Neger stolz sein? Ja, und dann —
Er hüllt sich ein in Menschenscheu und Schwermuth,
Wie ein antiker Römer in die Toga,
Drapirt sich mit Melancholie und Tiefsinn,
Als ob ein Chaos göttlicher Gefühle
Durch seine niedre, schwarze Stirne wirble.
— Mit einem Wort: er ist mir widerwärtig;
Ist mir's in tiefster Seele, wie ich's ihm
In tiefster Seele bin; denn das emfind' ich,
Und bin beglückt, daß ich's empfinden darf.

Zwar hat der Dichter diese Erklärung hinlänglich verclausulirt, um eine spätere Wandlung zu erklären oder mindestens die Thüre für sie offen zu lassen; dennoch spricht sich in derselben mit ausnehmender Schärfe der instinctive Abscheu gegen eine niedriggeborene Rasse aus. Ibrahim aber, der die Frauen in seiner Heimat nur als Waare betrachtet hat, ist entzückt von der Schönheit der weißen Frauen und schwärmt für Natalia, die Sonne Petersburgs. Der Zar erfährt das und hat die Marotte, sie ihm, seinem Günstling, verschaffen zu wollen. Er wirbt um ihre Hand für ihn; doch sie erklärt diese Werbung für eine Schmach und sagt zu dem hinzutretenden Mohren:

Ich sprach, Herr, von der Schmach, die meinem Hause,
Dem heiligen und stolzen der Bojaren,
Und meiner Frauenwürde widerfuhr
Durch Zumuthung, Herr, Euer Weib zu werden.
Ich bat den Kaiser zu genehmigen,
Daß ich von der mir angethanen Schmach
(Die ich durch irgendeine Schuld mir zuzog)
Mich rein'gen dürfe: fern von diesem Hof,
In ewiger sibirischer Verbannung.
Zu Eurer Ehre will ich hoffen, Herr,
Daß Ihr vor mir, der unbeschützten Frau,
Die Eurer Männerroheit preisgegeben,
In diesem Augenblick erröthen würdet,
Wenn Ihr — kein Neger wärt.

Ibrahim aber erklärt, daß er sie nicht liebe, daß er das Weib noch immer betrachte, wie er es in seiner Heimat angesehen,

Als Ding, Geschöpf, Magd, Sklavin, Schaustück, Waare —

und schließt mit den Worten:

Noch bin ich so,
Wie mich Natur erschuf, und will so bleiben,
Das Weib verachtend, das ich nicht begehre.

Der Zar aber erblickt in diesem allen nur Maske: bei dem Mohren nach frühern Erklärungen desselben mit Recht; aber bei Natalia? Welchen Anhalt hat sie ihm geboten, daß er bei ihr eine Leidenschaft für den Mohren voraussetzen kann? Eine Leidenschaft, die im Grunde etwas Naturwidriges hat und die daher doch nicht ohne weiteres vermuthet werden kann? Gleichviel ... der Zar, aus dem hier der allwissende Dichter allzu sehr hervorguckt, nimmt es als sicher an und erklärt:

Ich will beide zwingen,
Sich selbst die Masken vom Gesicht zu reißen,
Sie alle beide in die Schule schicken,
Darin sie Selbsterkenntniß lernen sollen
Und außerdem noch ein'ges andre mehr.

Und durch einen Act russischer Cabinetsjustiz verbannt er beide auf eine wüste Insel, zu einem Schiffer, mit dem er auf dem vertraulichsten Fuße lebt, und gibt ihnen zur Gesellschaft eine misliebige alte russische Fürstin und einen ebenso misliebigen französischen Chevalier mit.

Die letzten drei Acte spielen nun auf der öden Insel: man fragt zunächst, in welcher Weise der Dichter die beiden einander nähert, daß die unter der Maske des Hasses verborgene Liebe siegreich hervorbricht. Die Schifferstochter Dunja empfindet Sympathie für den Mohren: das zeigt der stolzen Bojarin, daß er wohl Liebe zu erwecken vermag. Der Mohr hat den Schiffer um ein kleines Boot ersucht, in dem er auf dem Meere als in seinem Hause leben, aber nicht entfliehen kann. Natalia fürchtet, daß sie ihn verjage, und bittet ihn zu bleiben; er lehnt es ab. Diese Begegnung ist noch auf den feindlichen Ton gestimmt. Eine zweite findet statt, nachdem der Chevalier der Hofdame eine Liebeserklärung gemacht und dabei auf das Thier der Wüste angespielt hat. Der Chevalier behauptet, daß sich das Fräulein unter seinen Schutz gestellt habe. Natalia erklärt das für eine Lüge; es kommt zu einem heftigen Auftritt zwischen Ibrahim und dem Chevalier und dann zu einer Scene zwischen dem Mohren und Natalia, in welcher der erstere ihr einen Blick in sein Inneres verstattet und die überhaupt eine tiefere Empfindung athmet. Bei einem Sturm rettet der Mohr mit Gefahr seines Lebens den Zaren: Natalia, außer sich darüber, daß er ihr keinen Blick gegönnt hat, verfolgt mit fieberhafter Spannung, wie Ibrahim sich in die wilde Sturmnacht hinauswagt; in dieser Scene spricht sich bereits ihre Liebe

zum Mohren aus. Der von Ibrahim gerettete Zar aber setzt seine Daumschrauben an, um beide zum Geständniß zu zwingen. Der Hofdame sagt er, daß er den Mohren zurück zu den Seinen in die Wüste verbannt habe, dem Mohren dagegen, daß er die Hofdame ins Kloster geschickt: und nun bekennen sie beide ihre Liebe.

Das ist ein Lustspielstoff: der Zar der Leiter der Intrigue, der Liebespädagog, wie man sagen könnte, durchaus ein Lustspielcharakter. Da ist keine Spur von seiner geschichtlichen Bedeutung: er ist ein Held mit lauter aparten Liebhabereien und absonderlichen Capricen. Er erscheint gleich am Anfang in weißer Schifferjacke, aus einer Thonpfeife rauchend, verkehrt aufs vertraulichste mit dem Schiffer Este und seiner Frau, hat einen Mohren zum Günstling und hat sich's in den Kopf gesetzt, derselbe soll eine stolze weiße Dame heirathen. Als souveräner Despot wendet er dabei die gewaltsamsten Mittel an. Lustspielcharaktere sind auch der geckenhafte Chevalier, die altmodische Fürstin, der Schiffer und seine Familie: ja es durchweht das ganze Stück etwas wie Theergeruch, der uns an die Geburtsstätte der russischen Marine erinnert. Doch diese Perspective selbst auszuführen — liegt dem Dichter fern.

Gleichwol ist der Ton des Stücks kein Lustspielton: es sind Stellen darin, welche den ganzen dichterischen Schwung der Tragödie athmen; namentlich geht das Tragische, das in dem Geschick einer subalternen Rasse liegt, wie ein dunkler Zug durch das Ganze; es ist oft, so verschieden die Charaktere sind, doch die Sprache, die der Mohr Berdoa in Grabbe's „Herzog Theodor von Gothland" spricht. Einzelne Scenen und Monologe funkeln von dichterischen Schönheiten, so Ibrahim's Monolog beim Hereinbrechen des Sturms:

Man nennt den Menschen sterblich: jeden Tag,
Da ich von dieser öden Scholle forttrieb,
That's hoffend ich auf meine Sterblichkeit;
Doch jeden Tag führt' ein unsterblich Sehnen
Zurück mich wieder diesem Eiland zu,
Als wäre hier die Ewigkeit des Lebens.
Doch ich verschmäh's! 's ist so gemein, zu warten.
Man weiß nicht recht, worauf; doch wartet man.
Genug damit! Ich schlag' die Pforte zu.
(Wendet sich dem Meere zu.)
Sieh da! Der Himmel selber scheint's zu meinen,
Sich ganz mit meiner Negerfarbe deckend
Sein lichtes Sternenantlitz, trüben Blicks
Tief unter schwarzen Brauen niederblinzelnd
Auf diese nächt'ge Welt, des Sturmes harrend,
Der ihn herabreißt in den Schos der Wellen.
Schon hör' ich durch die grabesstille Luft
Es zwischen Erd und Himmel näher sausen
Und immer näher. Horch! Schon fühlt die Welt
In ihrem dumpfen Traum die Gegenwart
Des stürmenden Giganten, ächzt und stöhnt,
Wehrlos in ew'ger Regungslosigkeit
Der wüthenden Umarmung preisgegeben.
Der Stamm der Birke bebt und schwankt und schauert,
Läßt Fälle welken Laubes niederrieseln.
Und jedes Blatt ist ein verdorrtes Leben,
Und jeder Lufthauch ein erstickter Seufzer,
Und jede schwarze, schaumgekrönte Woge
Die wilde Saite einer Aeolsharfe,
Die diese Windsbraut spielt. Zum Tanz! Zum Brauttanz!

Dennoch bleibt der Eindruck des Ganzen ein getheilter. Es liegt einmal zwischen den verschiedenen Rassen etwas wie ein Abgrund, den man in Mischländern leicht überspringen mag, weniger dort, wo ein vereinzeltes Menschenexemplar aus einer andern Rasse mitten in die ganz anders gearteten Kreise, unter lauter Menschen einer andern Farbe tritt. Die Natalia der ersten Acte versteht man weit besser als diejenige der letzten; was sie dort sagt, drückt das allgemeine Empfinden aus; man versteht auch die Fürstin Lykoff, wenn sie sagt:

Ich hoffe sehr: man war Bojarentochter.
Obgleich man sechzig Jahr ist, ist man stolz;
Man ist's, obgleich uns eigentlich der Neger
Allmählich anfängt wen'ger schwarz zu scheinen
Und man im Grund genommen hoffen darf,
Einst Großmama zu sein von solchen kleinen,
(Gerührt.)
Von solchen süßen, herz'gen Mohrchen, die
Im Grund genommen nur noch etwas so
Zu sagen gelblich sind; das Haar vielleicht
Nur noch ein wenig sozusagen wollig.
Nichtsdestowen'ger, dennoch ist man stolz!

Es bleibt ein unüberwundenes Gefühl zurück, welchem die über den Rassen- und Farbenunterschied triumphirende Liebe nicht recht sympathisch ist.

Der in dem „Mohr des Zaren" angeschlagene Ton summt noch etwas nach in dem neuesten Schauspiel von Richard Voß: „Regula Brandt" (Nr. 5); dort war der Held ein Mohr, der Sprößling einer verachteten Rasse; hier ist die Heldin eine Scharfrichterstochter, die Tochter eines geächteten Vaters:

Regula. Wenn andere Mägde zum Reigen gehen, eine Mutter sie schmückt, ein Buhle sie küßt — dann, unter den schweigenden Sternen, schleicht sie die öden Gassen dahin, heimlich und scheu, und wer sie erkennt, weicht ihr aus: „Regula Brandt!" ... Im Dom, aber nicht drinnen an heiliger Stätte, sondern nah bei der Schwelle: im Winkel der Ehrlosen, dort kniet sie. Doch betet sie nicht — sie hadert und grollt „wie Wintersturm wild".

Diesem letzten Trauerspiel des Dichters darf man nicht den Mangel an einheitlicher Stimmung zum Vorwurf machen: freilich ist diese Stimmung eine düstere, unheimliche, grauenhafte, und die lakonische Behandlung der Kraftdramatik deutet die Motivirung oft mit solcher Keilschrift an, daß man bisweilen Mühe hat, sie zu entziffern. Doch die dramatische Architektur ist besser als im „Mohr des Zaren". In diesem Drama ist der dritte Act sehr schwächlich, und wo der Höhenpunkt der Krisis liegen soll, da finden wir einen genrehaften Abschluß; in „Regula Brandt" bezeichnet der dritte Act die Begegnung zwischen Regula und dem Sohne des Rathsherrn, in der That einen Höhenpunkt, der auch auf der Bühne effectvoll hervortreten wird. Die schöne Tochter des Henkers, das Mädchen von der Stadtmauer, geht auf eine Eroberung aus: sie hat es auf

den jungen Sohn des Bürgermeisters abgesehen, Diethelm von Ehingen. Sie will damit ein Werk der Rache vollführen, denn ihre Mutter ist von dem Rathsherrn, dem Vater Ehingen's, wegen ihrer Liebe zum dem Nachrichter gebannt und geächtet worden. Bei der Begegnung auf der Stadtau folgt er ihr mit verzückter Hingebung. Diese Scene ist von einem Lakonismus, der alle fünfactigen Jambentragödien beschämen muß; es ist der dramatische Extract in höchster Potenz:

Regula (schreitet langsam bis zur Mitte vor, bleibt stehen, ruft). Diethelm von Ehingen!

Diethelm (auffahrend). Wer ruft? (Erblickt Regula, stößt einen entzückten Schrei aus, stürzt auf sie zu.)

Regula (ihn entsetzt anstarrend). Ihr seid — —

Diethelm. Der, den Ihr rieft; der, der Euch liebt! — Seid Ihr doch noch gekommen? Ach, ich wußt's ja!

Regula (ist von ihm zurückgewichen, drückt beide Hände gegen ihr Herz, murmelt). Aug' um Aug', Zahn um Zahn. (Geht auf ihn zu.) Wenn Ihr wirklich der Diethelm von Ehingen seid — Euch hab' ich gesucht. (Sie stehen sich einander gegenüber.)

Diethelm verliebt sich in Regula mit einer bei einem Bräutigam doppelt befremdenden Geschwindigkeit: es ist eben Hexerei. Oder haben sich beide schon früher gesehen? Man möchte es aus einigen Andeutungen, aus einer Träumerei Regula's, aus den Worten der Begegnung selbst herauslesen; doch wozu diese dramatische Chiffreschrift? Diethelm folgt Regula in ihr Haus an der Stadtmauer: ihre nächtliche Begegnung wird von dem Spielmann Placidus belauscht, der ihr dann mittheilt, daß Diethelm mit der Iffinger bald Hochzeit machen will. Da ruft Regula Brandt aus: „Betrogen, geschändet!“ Sie theilt ihrem Vater den nächtlichen Besuch Diethelm's mit — ihr Vater verwünscht sie, bis sie ihm zuruft, er möge mit seinem Fluch warten bis zu jenem Hochzeitstage. Da ruft Brandt aus: „Ich begreife, du Teufelin.“ Es sind dies alles dramatische Hieroglyphen; man kann sie enträthseln; doch ist man nie ganz sicher, ob man das Richtige trifft. Regula will ihre Mutter rächen; sie lockt des Rathsherrn Sohn zu sich in ihre beschimpfende Nähe; er folgt ihr, sie triumphirt; doch in aller Welt . . . warum ruft sie dann aus: „Betrogen, geschändet!“, als sie erfährt, daß Diethelm nächstens Hochzeit macht? Das kann ihr ja nur willkommen sein. Warum verwünscht der Vater sie wegen Diethelm's Liebe? Das kann ja auch ihm nur willkommen sein: er muß doch gleich einsehen, daß dies für des Rathsherrn Sohn und Haus ein unauslöschlicher Schimpf ist! Braucht es dazu noch des Hinweises auf die Hochzeit? Das ist alles eine dramatische Beleuchtung mit grellen zuckenden Lichtern. Eine bedeutsame dramatische Entwickelung wird hier gleichsam von den dicht zusammenrückenden Effecten erdrückt. Wie, wenn Regula nun in wirklicher Liebe für Diethelm erglühte und das Werk ihrer Rache bereuend aufgäbe, und erst wieder zu demselben zurückkehrte, nachdem sie erfahren, daß er eine Braut hat? Man möchte dies aus den Worten „Betrogen, geschändet“ schließen; doch das bedarf ja alles einer eingehenden Motivirung, einer dramatischen, psychologischen Ausführung: das wäre eine für zwei Acte ausreichende Entwickelung. Diese comprimirte Dramatik kommt nicht über die Skizze hinaus. Im dritten Act wahrsagt Regula zuerst als Zigeunerin der Braut Diethelm's: dann folgt die große Scene vor der Kirche, wo Regula dem Bräutigam und dem Brautzug entgegentritt, sich ihm, als er eingesteht, sie zu kennen, als Regula Brandt, des Henkers Tochter, enthüllt. Alles weicht vor Diethelm zurück, nur seine Braut bleibt ihm treu: der Rathsherr aber läßt Regula Brandt von den Schergen ergreifen.

Der vierte Act zeigt uns in einer Reihe genrebildlicher Scenen, die mit Bezug auf ihren dramatischen Kern zu weit ausgedehnt sind, das Leben des fahrenden Volks, der Geächteten und Gebannten auf der Heide. Diethelm weilt unter ihnen und stellt sich an ihre Spitze, um Regula zu befreien. Nach der Verwandlung erscheint diese im Büßerhemd, mit dem Strohkranz auf dem Marktplatz und wird an den Pranger gebunden. Da ruft sie in wildem Gebet:

Höre mich, Gott! Ich flehe nicht — ich fordere! Ich bettle dich nicht an — ich gebiete dir! Hier steh' ich, am Schandpfahl gefesselt: Er liebt mich! Winke, auf daß die Bande abfallen von mir. Er liebt mich! Strecke deine Hand über mich aus, auf daß sie mich zu ihm führe. (Ferner dumpfer Lärm, Placidus stürzt fort.) Auf die Heide trieb ich ihn hinaus, wo Sünde und Schuld wuchern wie die wilden Rosen; verbrecherische Gedanken dahingaukeln wie Sommerfalter, selbst deine heilige Sonne dem entgöttlichten Geschöpf Unthaten ins Herz scheint. Ich muß zu ihm! Nicht morgen; sondern jetzt, gleich diesen Augenblick. Schon in einem Augenblick kann es zu spät sein: Er liebt mich!

Dies Gebet würde, wenn Scenen vorausgegangen wären, wie wir sie oben andeuteten, von ganz anderer ergreifender Wirkung sein. Den Schluß bildet der Kampf zwischen dem Heidevolk, das hereinstürzt, um Regula zu befreien, und den Landsknechten. Vater Brandt reißt im Tumult Regula mit sich fort; Diethelm schießt auf den eigenen Vater, der die Landsknechte befehligt.

Im fünften Act soll über Diethelm das Gericht gehalten werden. Regula erscheint und bekennt, höllische Zauberei an dem unschuldigen Diethelm verübt zu haben: damit spricht sie sich das Todesurtheil; doch „der letzte Trunk“ rettet sie vor dem Scheiterhaufen; sie stirbt. Der Rathsherr Ehingen aber bekennt, daß er an ihre Schuld nicht glaubt:

Noch vermag ich nicht zu sagen, inwiefern diese unschuldig ist; daß sie es ist, das donnert mir in diesem Augenblick Gott selbst in die Seele. Schuldig sind wir! Schuldig sind unser Wahn und Aberglaube, schuldig sind unsere Bräuche und Gesetze — schuldig sind unsere Leidenschaften. Sie sind die dunkeln höllischen Gewalten, denen wir verfallen. Die Schuld dieser ist ihr Haß, durch unsere Schuld erzeugt, durch unsere Schuld genährt. Ihr werdet mir entgegnen: Sie bekannte! Weshalb bekannte sie? — Muß ich's euch erst sagen? Denkt an unsere Marterkammern, an unsere Scheiterhaufen! Und sie ist sicher nicht die erste, die wir aus solchem Grund mußten schuldig befinden. Nicht die erste? Nicht die hundertste!

Mit diesem culturhistorischen Blitz wird das grelle Schlußtableau beleuchtet.

Ein Drama, das von unleugbarem markigen Talent zeugt, aber etwas Unausgegorenes, Skizzenhaftes, Unfertiges hat. Charaktere wie der Spielmann Placidus, das ganze grell gezeichnete Vagabundenthum der Ausgestoßenen, die packenden Schlußscenen des dritten und vierten Acts — das alles hat Wurf und dramatische Kraft; doch die unruhig flackernden Lichter und die Vorliebe des Dichters, schwarz in schwarz zu malen, die Vorliebe für das Grelle, Sensationelle, für den frappirenden Theatercoup läßt die ruhige dramatische Entwickelung allzu sehr vermissen und ihre Früchte nicht ausreifen.

Gleichwol halten wir Richard Voß für einen der begabtesten Tragiker der jüngsten Zeit: nur wünschten wir, daß er den forcirten Ton der „Luigia Sanfelice" und „Regula Brandt", den ganzen geschwollenen blitzartigen Kraftstil aufgeben und zu der dichterisch mehr geläuterten Form des „Savonarola" und der „Patricierin" zurückkehren möchte, in welcher neben dem vulkanischen Feuer des Dramas auch sein erhellendes und erwärmendes Licht nicht fehlt.

Rudolf von Gottschall.

Erzählende Schriften.

1. Die Botschafterin. Roman von Friedrich Uhl. Zwei Bände. Berlin, Paetel. 8. 6 M.
2. Pater Peter. Roman von Maurus Jókai. Mit Nachwort von Adolf Silberstein. Budapest, Révai. 8. 3 M.
3. Byzantinische Novellen. Von Hermann Lingg. Berlin, Janke. 8. 5 M.

Es ist mehr eine bis ins feinste Detail ausgeführte historische Novelle als ein Roman, was uns Friedrich Uhl, der geistvolle wiener Kritiker, mit seiner „Botschafterin" (Nr. 1) gibt. Der Verfasser führt uns darin eine sehr heikle Hofaffaire aus dem 17. Jahrhundert vor: die Werbung des Königs Ladislaus IV. von Polen um die Hand der Prinzessin Marie von Gonzaga, einer Verwandten des französischen Hofs. Die Werbung wird angenommen, und die Prinzessin begibt sich mit ihrem Gefolge von französischen und polnischen Edelleuten nach Warschau, wo die Vermählung stattfinden soll. Als Beratherin und beglaubigte Botschafterin des französischen Hofs steht der Braut eine Frau von Guébriant zur Seite, und bald soll sich erweisen, wie nöthig es war, gerade in dieser Angelegenheit einer feinsinnigen, geistvollen und energischen Frau die Autorität zu geben, rathend und helfend einzuschreiten, falls sich die Verhältnisse compliciren sollten. Denn dies geschieht wirklich. Ein rachsüchtiger französischer Höfling, welcher den hohen Reisenden vorausgeeilt ist, hat durch verleumderische Mittheilungen über das Vorleben der Prinzessin den Zorn des Königs erregt und ihn seiner Braut entfremdet, ehe er sie noch von Angesicht zu Angesicht gesehen. Der König läßt trotzdem die Trauung vollziehen, benutzt aber diese Ceremonie nur, um der Prinzessin öffentlich einen Affront anzuthun, und schließt sich dann vollkommen von ihr ab. Die Gründe dieses unerhörten Vorgehens, welches nachgerade einen Krieg zwischen Frankreich und Polen heraufzubeschwören droht, zu erforschen, den König zu versöhnen und die junge Königin in ihre Rechte einzusetzen — das ist nun die schwierige Aufgabe der Frau von Guébriant, und darin liegt denn auch das actuelle Hauptinteresse für den Leser. Wie die geistvolle Dame dem unwirschen König nahe zu kommen, sich ihm angenehm, dann nothwendig zu machen weiß, wie sie allmählich sein Vertrauen gewinnt und so den Motiven seiner Handlungsweise auf den Grund kommt, welche einerseits auf jene Verleumdung zurückzuführen ist, andererseits aber gefördert wird durch eine hochromantische Neigung des Königs zu einem armen Fischermädchen; wie sie endlich alle Fäden in die Hand bekommt und zum größten Verdruß ihres Nebenbuhlers, des Gesandten Herrn von Brégy, den glänzendsten diplomatischen Sieg erringt durch Vereinigung des feindlichen Paares und Herstellung der schon getrübten Beziehungen zwischen Polen und Frankreich: das alles hat Friedrich Uhl mit psychologischer Meisterschaft und großem technischen Geschick entwickelt und dabei in den Gestalten der Frau von Guébriant und des Herrn von Brégy zwei Cabinetsstücke von Charakterzeichnung geschaffen.

Damit aber war sein Wollen und Können noch bei weitem nicht erschöpft, und mit derselben Sorgfalt und Liebe, mit welcher der Verfasser die psychologische Seite des Romans in Bezug auf Entwickelung und Motivirung der Vorgänge sowie auf Charakterisirung der Personen ausgeführt, gab er sich auch der Ausführung der, wenn ich so sagen darf, decorativen Seite seines Werks hin. Die Ceremonien, die Aufzüge, die Trachten bis hinab zu den Menus der Tafeln und den Bestandtheilen der einzelnen Speisen: alles schildert uns Uhl mit jener lebensvollen Anschaulichkeit und gediegenen Kenntniß, welche eifriges passionirtes Studium zur Grundlage haben muß, und so erhalten wir denn auch ein bis in die minutiösesten Details ausgeführtes farbenreiches Bild des Culturzustandes und der Gewohnheiten jener Zeit am französischen und, im grellen Gegensatze dazu, am rauhen polnischen Hofe. Ja es wird manchen Leser vielleicht bedünken, daß Uhl hier sogar zu weit gegangen sei; doch dem ist nicht so. Das ganze Werk in seiner Eigenart erhält gerade seinen Werth durch dieses Ausschleifen auch der feinsten Facetten; es ist ein Werk für Kenner, oder, wenn der Ausdruck nicht zu seicht klingt, für Feinschmecker in jedem Sinne. Als solches muß es betrachtet

und genossen, als solches wird es auch sehr wohl gewürdigt werden.

An ein ganz anderes Publikum wendet sich Maurus Jókai, der ungarische Victor Hugo, mit seinem Roman „Pater Peter" (Nr. 2), welchem eine alte ungarische Sage, heute noch im Volksmunde lebend, zu Grunde liegt. Es ist die Geschichte der verzehrenden Leidenschaft einer magyarischen Burgfrau zu einem jungen Mönch, dem Pater Peter, welcher aber diese Leidenschaft nicht erwidert, weil eine andere, keuschere Liebe in seinem Herzen glüht. Die Maßlosigkeit der Gefühle und Begierden der schönen Herrin von Madecsány schildert uns der greise, aber immer noch heißblütige Romancier mit flammendem Jugendfeuer und derber Rücksichtslosigkeit, jedoch ohne jede frivole Tendenz; die abenteuerlichen, ja gegen den Schluß hin geradezu ungeheuerlichen Ereignisse dagegen können weder in der Erfindung noch in der Ausmalung von der Absicht freigesprochen werden, sensationell und aufregend bis zur Ueberspannung der Nerven zu wirken; wenn wir auch zugeben wollen, daß ein gut Theil davon auf Rechnung der hochromantischen poetischen Individualität Jókai's zu stellen ist. Was Charakteristik der Personen, was historisches Colorit und feine Detailmalerei betrifft, so hat der Autor wieder Vortreffliches geleistet, und in Bezug auf Knappheit der Form ist dieses Werk vielen andern aus seiner Feder, welche sich zum Theil großer Weitschweifigkeit schuldig machen, bei weitem vorzuziehen; ja die Knappheit wird hier oft zu Gunsten der aufregenden Wirkung sogar übertrieben. Ein geradezu fieberhafter Pulsschlag jagt durch diese Geschichte; Lesern mit schwachen Nerven möchten wir dieselbe nicht empfehlen, wie überhaupt ein edler Geschmack sich von dem Werke ebenso wenig befriedigt fühlen wird wie von gewissen abenteuerlichen Romanen Victor Hugo's. Trotzdem aber bietet es auch für geistig vornehme Leser, namentlich in der köstlichen Schilderung des ungarischen Pfaffenthums älterer Zeit sowie des wüsten ungarischen Lebens an den Edelhöfen, viel Anziehendes und Interessantes. Das große Publikum aber wird das Buch verschlingen, weil dasselbe gerade den wilden Instincten desselben volle Rechnung trägt. Die Uebersetzung ins Deutsche hat Adolf Silberstein mit viel Liebe für das Werk und den Verfasser besorgt. Auf Citate dürfen wir wol verzichten, nur einige köstliche alte lateinische Mönchsverse mögen hier zur Freude weinliebender Leser ihre Stelle finden:

Vinus, vina, vinum!
Nomen adjectivum.
Nolo masculinum,
Sordet foemininum,
Neutrius vinum
Solum est divinum!

Schlägt in den beiden genannten Werken hier und da theils feiner, theils derber Humor durch, so sind die „Byzantinischen Novellen" von Hermann Lingg (Nr. 3) ein durchaus ernstes Buch, weniger das Werk eines Dichters als das eines Gelehrten, welchen seine historischen Studien poetisch angeregt haben und der sein historisches Wissen deshalb in eine poetische, künstlerische Form kleidet. In der byzantinischen Kaiserzeit, der Zeit des erblühenden jungen Christenthums, bis zu den Kreuzzügen spielen die in den genannten Novellen geschilderten Ereignisse, und große tragische Conflicte werden uns vorgeführt. All das ist gewiß geeignet, das Interesse zumal der gebildeten Lesewelt zu fesseln, um so mehr, als die schöne Literatur jene Zeiten bisher nur in vereinzelten Werken zu spiegeln versucht hat. Hierzu kommt noch, daß Hermann Lingg ein edler und vornehmer Geist ist, dessen Streben vor allem dahin geht, die rein menschliche und dabei poetische Seite seines Stoffs zu nachdrücklicher Geltung zu bringen. Dennoch muß ich gestehen, daß mich alle diese Novellen nicht recht erwärmen, daß mir alle diese Menschen keine volle Theilnahme einflößen konnten. Das mag nun wol zum Theil darin liegen, daß uns jene Zeiten in der That etwas fremd sind, daß jene Conflicte etwas Antiquirtes, unserm Verständniß und noch mehr unserm Gefühle Unzugängliches haben, zumal ja das religiöse Element vorwiegt. Andererseits aber scheint es mir, daß der Dichter selbst von seinem Stoffe mehr in der Phantasie als im Herzen gepackt wurde, daß aber die Phantasie wieder allzu sehr im Banne seines gelehrten Wissens stand, um sich voll ausleben und so auch das Herz mit in Schwingung setzen zu können. Ich will übrigens damit kein apodiktisches Urtheil gefällt haben; es mag ja sein, daß mir speciell die Organe zum geistigen Empfangen und Genießen dieser Novellen fehlen und daß andere Leser sich in hohem Grade durch dieselben gefesselt fühlen. Unbedingt ist ja Hermann Lingg ein Dichter, dessen leider nur allzu seltene Publicationen immer verdienen, berücksichtigt und empfohlen zu werden.

In die volle Gegenwart führen uns die nun folgenden Werke zweier Schriftsteller, die auf eine fruchtbare und bewegte Vergangenheit zurückblicken, ohne jedoch darum den Sinn und die Liebe für die sich ewig verjüngende Gegenwart verloren zu haben.

4. Louison. Novelle von Heinrich Laube. Braunschweig, Westermann. 1881. 8. 5 M.
5. Entweder—oder. Eine Erzählung von Heinrich Laube. Braunschweig, Westermann. 1882. 8. 3 M.
6. Wunderliche Menschen. Drei Erzählungen von Levin Schücking. Berlin, Goldschmidt. 1881. 8. 3 M.

Es war in erster Linie wol ein äußerlicher Anstoß, welcher Heinrich Laube, nachdem er das Directionsscepter des wiener Stadttheaters zum zweiten male niedergelegt hatte, neuerdings der erzählenden Muse in die Arme drängte. „Die Böhminger" — Jahrzehnte lang unvollendet und vergessen in einem Pulte begraben — waren zufällig von Frau Iduna ans Tageslicht gezogen worden, und der nach Thätigkeit dürstende Schriftsteller, dessen Lust zu fabuliren immer groß gewesen war und in seinen besten Mannesjahren reiche Früchte getragen hatte, ergriff mit Begierde die willkommene Gelegenheit, sich wie-

der darin zu versuchen; er vollendete diesen Roman mit dem raschen Feuer eines Jünglings. Und nun einmal sein Erzählertalent wieder in Fluß gekommen war, konnte es nicht fehlen, daß er dasselbe mit Vorliebe pflegte. Das Interesse an der Bühne war damit nicht erstorben, daß er selbst nicht mehr schaffend und leitend eingriff in die Gestaltung des deutschen Theaters; es war lebendig geblieben, und aus der Vermählung der Lust zu fabuliren und der Lust am Theater wuchsen zwei Novellen hervor, welche man am besten als dramaturgische Novellen bezeichnet. Die Heldinnen beider Novellen sind Damen vom Theater: Louison die Lustspielheldin, Lina in „Entweder — oder" die tragische Liebhaberin. Der Anfang der Laufbahn beider ist bei aller Verschiedenheit der Individualitäten und der Umgebungen derselbe; sie gehen durch, finden bald ein Engagement, erzielen überraschende Erfolge und werden Sterne ersten Ranges. Und auch das Ende ihrer Laufbahn ist ihnen gemeinsam: die Heirath und damit das Scheiden von der Bühne. Was dazwischenliegt, bildet den wesentlichen Inhalt des Romans, und dieser ist nun allerdings in beiden Werken grundverschieden trotz mancher unvermeidlichen äußern Aehnlichkeit: grundverschieden wie die Charaktere und die Beanlagung der beiden Mädchen. Und aus dieser Verschiedenheit ergibt sich der ungleiche poetische Werth der Werke. Louison ist als Französin geschildert, leichtsinnig, kokett, putzsüchtig, eine Freundin des courmachenden Geschlechts und glänzenden, luxuriösen, vergnügungstollen pariser Lebens: bei alledem aber ohne Sinnlichkeit, ohne jenes heiße Blut, das weibliche Tugend leichter zu Falle bringt als männliche Verführungskünste. Sie weckt Begierden und Leidenschaften, ohne daran zu denken, daß mit denselben nicht zu spielen ist. So geräth sie denn in die abenteuerlichsten Situationen, ja selbst in die Gefahr, brutaler Gewalt zu erliegen, und fast ein Wunder ist es zu nennen, daß, als sie endlich einem Manne, der sie anbetet, ihre Hand reicht, mehr um weitern Fährlichkeiten auszuweichen, als um in den Stand der Ehe zu treten, der Myrtenkranz ihren Lockenkopf mit vollem Rechte schmückt. Solches Nixennaturell ohne Temperament und Gemüth ist nun allerdings dem starken Geschlechte sehr gefährlich — in der Wirklichkeit; im Roman jedoch verlieren wir bald die Theilnahme, ja selbst das Interesse an den Schicksalen eines solchen Wesens, weil wir uns des Gefühls nicht erwehren können, daß wir da doch nur genarrt sind wie von einem Irrlicht. Was kümmert es uns, ob diese Louison bei der Bühne bleibt, ob sie Liebhaber beglückt oder ihren Gatten? Leichte Waare ist sie und bleibt sie unter allen Umständen, in Glück und Unglück, und ihre Tugend ist kein Verdienst, ihr Fall kein Verlust. Mit dem Interesse an dieser Figur steht und fällt aber unser Interesse an der ganzen Novelle, welche sich überdies im weitern Verlaufe in eine Reihe von aufregenden Begebenheiten excentrischen Charakters aufrollt, anstatt sich concentrisch zu vertiefen. Doch auch das ist wieder nur die Schuld der Hauptfigur, welche jede Möglichkeit der Vertiefung ausschließt. Im Gegentheil, je seichter die Handlung, je mehr entspricht sie psychologisch dem Charakter Louison's.

Ganz anders ist es mit der deutschen Lina in „Entweder—oder", da ist Tiefe und Glut, da ist echte Tugend, aber auch echtes Temperament, welches dieselbe gefährdet. Da ist ein tiefes Erfassen des künstlerischen Berufs, ein starkes, sittliches Bewußtsein, edler Stolz, und eine edle Liebe durchleuchtet, wenn auch lange verhehlt, das ganze Wesen dieser Jungfrau. Mit einem gewissen Bangen sehen wir daher dieses Mädchen die schlüpfrige Theaterlaufbahn betreten, mit Bangen sehen wir sie umworben, den mannichfaltigsten Versuchungen ausgesetzt: denn ihr Fall wäre eine tragische Schuld, er würde sogar den Verlust echten Liebes- und Lebensglücks bedeuten, welches ihr in der Vereinigung mit einem ihrer würdigen Manne gewiß ist. Doch eben die Liebe zu diesem Manne schützt und behütet sie; die Liebe zu ihm reift sie zur großen Künstlerin, und fast wie einen Verlust empfinden wir es, als sie die Bühne verläßt, um einzig nur ihm anzugehören.

Diese, wenn auch nur flüchtige Andeutung der beiden Mädchencharaktere wird wol genügen, das Interesse weiter Kreise anzuregen, für die eine Novelle mehr, für die andere weniger, dennoch aber für beide Novellen, weil sie gerade durch den Reiz des Contrastes erst voll gewürdigt werden können. Es sind Pendants im schärfsten Sinne des Wortes, und mich wundert nur, daß noch kein Maler auf den Einfall kam, diese auch für die bildende Kunst so dankbaren Gegensätze charakteristisch in Miene, Haltung und Kleidung zu gestalten. Ich denke, solch ein Bild würde sensationelle Wirkung haben, zumal es den Vortheil hätte, durchaus modern zu sein.

Was Heinrich Laube in beiden Novellen als Dramaturg aus seiner reichen Erfahrung heraus spricht und sprechen läßt, gibt denselben noch einen besondern Werth, und manches Wort verdient von jungen Künstlern und Künstlerinnen beherzigt zu werden.

Das liebenswürdige Erzählertalent Levin Schücking's bewährt sich neuerdings in den drei Geschichten „Ein Culturkämpfer", „Ein Gründer", „Ein ehrlicher Mann", welche den Inhalt des Bandes „Wunderliche Menschen" (Nr. 6) bilden. Tragische Töne schlägt der Dichter im „Culturkämpfer" an, in welchem er einen jungen Geistlichen in Conflict gerathen läßt zwischen seinem frommen Beruf und seiner Ueberzeugung, wozu noch ein furchtbarer Verdacht und eine heftige Leidenschaft tritt, was alles den Untergang des Helden zur Folge hat. Diese Erzählung ist sehr spannend geschrieben und psychologisch vertieft. Ernsten Hintergrund hat auch das zweite Stück der Sammlung „Ein Gründer", welches uns in die Zeit der Gründerwuth hineinversetzt, die schwierige Lage schildert, in welche ein solcher Gründer bei aller Ehrlichkeit seiner Absichten geräth, jedoch glücklich und versöhnend abschließt.

Das liebenswürdigste Stück der Sammlung ist aber die humoristische Erzählung „Ein ehrlicher Mann"; der sogenannte „Tigermajor", der es sich zum Grundsatze gemacht hat, den Grundsatz der Ehrlichkeit mit äußerstem Rigorismus in seinem Leben zu bethätigen, und nun in Lagen geräth, welche dies nahezu unmöglich machen, wenn er nicht sein besseres Ich verleugnen will, ist eine ungemein glücklich erfundene Figur, und die lebhafte zwischen Ernst und Heiterkeit hin- und herschwankende Handlung mit ihrem fröhlichen Schluß fesselt ungemein. Wie ich erfahre, hat Levin Schücking diesen Stoff zu einem vieractigen Lustspiel verarbeitet, das unter dem Titel „Der Tigermajor" demnächst veröffentlicht werden soll. Jedenfalls eine sehr glückliche Idee, welche bei entsprechender Ausführung dem deutschen Bühnenrepertoire eine werthvolle Bereicherung sichert.

Oskar Welten.

Zur Alterthumskunde.

1. Zur Lösung der trojanischen Frage von E. Brentano. Nebst einem Anhang: Einige Bemerkungen zu Schliemann's Ilios. Mit einer Karte der troischen Ebene und zwei Plänen. Heilbronn, Henninger. 1881. Gr. 8. 3 M. 50 Pf.

Troja und kein Ende! ist man nun versucht zu rufen, und an diesem Ruf der Ungeduld ist der Verfasser der anzuzeigenden Streitschrift in hohem Grade mitschuldig; denn nicht nur hat er vor noch gar nicht langer Zeit sein „Alt-Ilion im Dumbrekthal" erscheinen lassen, sondern bereits ist das dritte Product dieser Art, also noch ehe das zweite hier anzuzeigende recht flügge geworden ist, ans Licht getreten, nämlich „Troja und Neu-Ilion" (1882). Irren wir nicht, so stammt auch ein Artikel in den „Grenzboten" („Die heilige Ilion", 1882) von unserm Verfasser. Für den Referenten, der seine Ansicht über sogenannte homerische Localitäten (zuvörderst Ilion selber) schon mehr als einmal in d. Bl. kundgegeben hat, ist es eine unerquickliche Aufgabe, Stellung zu nehmen in einem Streit und gegenüber Streitschriften, wobei seiner Ansicht nach nichts herauskommen kann, weil den Streitenden der Boden, das wahre und wirkliche Object fehlt. Für ihn handelt es sich nicht um die Frage: wo hat Ilion gestanden? sondern höchstens darum: wo hat sich die Phantasie des Dichters oder der Dichter die Localität Ilions gedacht? Eine Concordanz bei Homer ist — wenn man nicht blind sein will — unmöglich herzustellen, zum Beweis, daß die dichtenden Individuen die Localitäten als etwas rein Nebensächliches, Irrelevantes angesehen haben (von diesen Widersprüchen in der Ilias, die sich übrigens nicht blos auf das Locale erstrecken, hat in neuerer Zeit Professor Christ in München gehandelt), und zugleich zum deutlichen Fingerzeig, daß man sich nicht für Nebelbilder und Phantome ereifern soll. Wenn man zugibt, was Brentano thut, daß der homerische Skamandros (Xanthos) nicht identisch sei mit dem historischen (der dem heutigen Menderesee entsprechen soll), und daß ebenso auch der historische Simoeis (nach Brentano's Ansicht der heutige Dumbreksee) mit dem homerischen nicht zusammenfalle, wie will man dann die Identität des trojanischen Ilion mit irgendeinem Fleck der dortigen Gegend — sei es nun Bunarbaschi oder Hissarlik oder das „Dorf der Ilier" — erzwingen? Jedenfalls sollte man consequenterweise auch ein historisches und ein homerisches Ilion unterscheiden. Unsere Ueberzeugung geht dahin, daß man ein historisches, an bestimmter Stelle fixirtes Ilion nun und nimmer finden wird, weil es keins gegeben hat; den Platz für das homerische zu suchen, wird man uns dann wol schenken; denn dieses wird weder Bunarbaschi noch Hissarlik noch ein anderer fixer Punkt auf der trojanischen Ebene sein, und es kann uns wenig interessiren, ob, wie Brentano meint, die Bunarbaschi-Theorie nunmehr als abgethan zu betrachten und nur noch die Streitfrage zwischen Hissarlik und dem Ilierdorf schwebe, so wenig wir uns zu interessiren vermochten für die Nachricht, daß Schliemann bei wiederholtem, nicht von sonderlichem Erfolg gekröntem Nachgraben auf Hissarlik sich zu wesentlichen Modificationen seiner Aufstellungen veranlaßt gesehen habe; die dritte „Schicht" nämlich paßte ihm nicht mehr für sein „Ilios", das denn doch gar zu liliputanisch ausfiel, und er pflanzte sie auf die zweitunterste, wodurch freilich für den Umfang nicht viel gewonnen wird. Diejenigen aber, die da wähnen, die topographische Frage lasse sich durch Argumente erledigen, gehen schon in der Schätzung der Quellen, welchen wir das Zeugenmaterial entnehmen sollen, diametral auseinander; während Schliemann die für seine Theorie allerdings ungünstig lautenden Behauptungen des Demetrios von Skepsis als durchaus parteiisch, als Eingebungen des Neides und Hasses gegen Neu-Ilion glaubt abweisen zu sollen, tritt Brentano als eifriger Vertheidiger der Ehre und Unparteilichkeit dieses Schriftstellers in die Schranken und wird dabei von andern Stimmen unterstützt, so von dem Engländer Jebb, der die hierhergehörige Schrift des genannten Schriftstellers als eine wahrhaft phänomenale, als eins der herrlichsten Denkmäler gelehrter Thätigkeit zu prädiciren nicht ansteht. Demetrios aber plaidirt gegen Neu-Ilion (d. h. Hissarlik), für das Dorf der Ilier (welches Brentano eben im Dumbrekthal findet). Der bekannte Geograph Strabo (sonst eine gewichtige Autorität in homerischen Dingen, aber von kindischen Vorurtheilen befangen) spricht theils für, theils gegen Demetrios und ist für diese Fragen auf keinen Fall entscheidend; entscheidend aber ist hier, wie wir hinzufügen möchten, überhaupt keine Stimme aus dem Alterthum: wenn es den göttlichen Homer galt, so war es mit der Kritik und Urtheilsfähigkeit der

alten Autoren zu Ende. Merkwürdigerweise dauert aber in unserm erleuchteten Jahrhundert das Vorurtheil in homerischen Fragen fort. Unsere Bewunderung hat uns zwar nicht gehindert, den einheitlichen Homer der Alten in einen Pluralis zu zerlegen, aber wir scheuen nicht vor der Inconsequenz zurück, diese verschiedenen Homere, statt sie mit dem poetischen Maßstab zu prüfen, mit der geometrischen Meßstange und Meßkette zu bannen, und ist man durch die Rippenstöße des Verstandes doch gezwungen zuzugeben (s. Brentano, S. 92), daß in der Ilias die „Localanschauung eine nicht ganz einheitliche sei", so sucht man dieser frevelhaften Wahrheit wieder die Spitze abzubrechen durch ein begütigendes „Man darf nicht zu weit gehen". Und fragt dann der ketzerische Verstand weiter, woher es denn komme, daß die historischen Fluß- und andern Namen nicht stimmen wollen mit den homerischen, ob nicht vielleicht die souveräne Poesie der Homere daran schuld sei, so heißt es: Bewahre! das haben geraume Zeit nach dem trojänischen Kriege die äolischen Ansiedler verschuldet, sie haben die arge Verwirrung auf dem Gewissen, sie haben nach Belieben homerische Namen an die Localitäten ausgetheilt u. s. w. Wie aber, wenn gerade diese Aeolier keine andern gewesen wären als die mit den Bewohnern der Troas kämpfenden Griechen unter Agamemnon und Consorten? Bekanntlich ist diese Ansicht von gewiegten Forschern aufgestellt und bislang nicht widerlegt worden.

2. Olympia und Umgegend von E. Curtius und F. Adler. Zwei Karten und ein Situationsplan, gezeichnet von Kaupert und Dörpfeld. Berlin, Weidmann. 1882. Gr. 8. 4 M.

Das eigentlich Werthvolle an dieser Publication sind die Karten („Uebersichtskarte der Gegend von Olympia" und „Olympia und Umgebung") nebst dem Situationsplan, jene gezeichnet von Kaupert, dieser von Dörpfeld; der Text, theils von Curtius, theils von Kaupert, theils von Adler, ist nichts weiter als der Commentar dazu. Die Karten sind mit allen Mitteln der heutigen Technik — Farben und Farbentöne, Schraffirung, Curven u. a. — so ausgestattet, daß das Auge, statt mit Mühe und Verdruß sich in dem Wirrwarr der topographischen Einzelheiten zurechtfinden zu müssen, wie dies bei so vielen reichhaltig sein wollenden Karten der Fall ist, mit wahrem Vergnügen auf diesen klar und scharf abgegrenzten Gruppen ruht. Die Publication rechtfertigt sich von selber. Wir setzen die einleitenden Zeilen wörtlich her:

> Nachdem die 1875 begonnene Aufdeckung von Olympia im März 1881 vollendet worden, ist mit dem fünften Band der Ausgrabungen dasjenige Werk abgeschlossen, welches die Funde nach Jahrgängen zusammenstellt und die Annalen des Unternehmens enthält. Ehe nun das zweite Werk ins Leben tritt, in welchem systematisch geordnet die Gesammtergebnisse für Kunst und Wissenschaft dargestellt werden sollen, erscheint es passend, den Plan der Altis mit zwei Uebersichtsblättern zu veröffentlichen, um allen Freunden von Kunst und Alterthum Gelegenheit zu bieten, sich mit den Oertlichkeiten vertraut zu machen.

Ein der Publication vorausgehender Bericht („Monatsbericht der königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin", März 1881) „über die geologische Untersuchung von Olympia" konnte das Ergebniß hinstellen, daß zur Zeit, als die Alten am Fuß des Kronoshügels den Göttern zu opfern begannen, die Bodengestaltung der Umgebung von Olympia nahezu dieselbe war wie heute, daß aber der Alpheios wol 2—300 Meter weiter südlich floß. Den Einwirkungen der beiden Flüsse, des Alpheios und des Kladeos, ist die Verschüttung des Bodens von Olympia zuzuschreiben. Die Ueberflutungen des ersten, größern (der andere ist nur ein Bach) haben einen bedeutenden Theil des Thalbodens östlich der Tempelstätte hinweggerissen; der Kladeos aber, durch den angeschwollenen Alpheios (in welchen er von Norden her senkrecht einmündet) und andere Naturereignisse in seinem natürlichen Abfluß gehemmt, bahnte sich wiederholt Seitenwege, auf denen er mit wilden Wassern quer über den Boden der Altis (den heiligen Hain des Zeus) zum Alpheios strömte und so das Tempelfeld mit Kies und Schlamm bedeckte. Endlich sind noch die durch Regengüsse und Erderschütterungen erfolgten Abschwemmungen des Kronoshügels in Betracht zu ziehen, um den Zustand des Bodens der Tempelstätte vor Beginn der Ausgrabungen zu erklären.

Ueber Olympia ist seit dem Jahre 1875 schon viel geschrieben worden, nicht immer mit der nöthigen Ruhe und Objectivität. Es gilt dies sogar von berufenen Kennern; das Finderglück beeinflußte mehr als einmal das nüchterne Urtheil, und diejenigen, welche den Anstoß zu den Ausgrabungen gegeben hatten, waren — sehr begreiflich! — geneigt, überall nur Vollkommenes zu entdecken; während das gewöhnliche, d. h. unbestochene Gefühl sich mit Recht gegen gewisse Funde kühl verhielt (wir erinnern an die Friese des Zeustempels). Als dann vollends ganz unverhofft die Fundstätten von Pergamum sich öffneten und ihre, künstlerisch betrachtet, phänomenalen Schätze ans Tageslicht traten — das darf doch unbeschadet der Nike des Paionios und des Praxitelischen Satyrs mit dem kleinen Dionysos gesagt werden —, da wollte es scheinen, als ob ein Gefühl von Eifersucht an den Gestaden des Alpheios und der Spree erwache und sich etwas hören lasse wie der Ruf: „Hie Olympia! Hie Pergamum!" Jetzt hat hoffentlich die Zeit ihren klärenden und versöhnenden Einfluß auf die archäologisch-ästhetischen Seelen so weit wirken lassen, daß die in Aussicht gestellte systematische Besprechung der neu gewonnenen Denkmäler den richtigen Maßstab der Würdigung sine ira et studio anlegen wird.

Uebrigens sollen nach neuesten Berichten Eingeweihter vor dem Erscheinen des großen Publicationswerks populäre Werke in Aussicht stehen, welche den Ertrag des deutschen Unternehmens weitern Kreisen zugänglich machen werden. Der Hermes des Praxiteles wird von Schaper nach dem Gipsguß restaurirt; die Giebelgruppen des Zeustempels ergänzt in kleinem Maßstabe der Bildhauer Grüttner. Letzterer Versuch wird nicht nur für die Beurtheilung des Totaleindrucks gerade bei diesen Compositionen gefordert; er wird auch mancherlei Fragen nach der ursprünglichen

Anordnung der Figuren von neuem in Fluß bringen. Bekanntlich blieben die Fundstücke an Ort und Stelle und sollen in einem eigens dazu errichteten Museum untergebracht werden. Deutschland, dem nicht blos die Anregung, sondern auch die ganze Ausführung der Ausgrabungsarbeit, also auch der ganze volle Ertrag derselben zu verdanken ist, muß sich mit Copien zufrieden geben, gemäß einer von der griechischen Regierung gestellten und, natürlich, von seiten Deutschlands bewilligten Forderung. Wäre nun Griechenland, resp. die griechische Regierung selber mit Eifer in den Wettstreit der Nationen eingetreten, welche auf seinem Boden den Spaten einsetzen, so würde gegen jenes eifersüchtige Speculiren auf die gefundenen Schätze weniger einzuwenden sein; leider aber unterstützt die Regierung blos die Arbeiten Einheimischer und versteht diese ihre Aufgabe in so engherzigem Sinne, daß sie dem Forschungstrieb der übrigen Nationen da, wo er sich bethätigen will, Hindernisse über Hindernisse in den Weg legt. Quidquid delirant reges, plectuntur Achivi — dies sollte die Regierung bedenken; die Sympathie für das „herrliche Volk" ist noch nicht auf dem Siedpunkt angelangt, und man sollte sie eher zu steigern als zu verringern suchen.

3. H. Köchly's akademische Vorträge und Reden. Neue Folge. Herausgegeben von K. Bartsch. Heidelberg, C. Winter. 1882. Gr. 8. 6 M.

Das Erscheinen des zweiten Bandes von Köchly's „Akademischen Vorträgen und Reden", der nur einen bereits im Druck erschienenen Vortrag: „Cäsar und die Gallier", wiederbringt, hat lange auf sich warten lassen; der erste war schon 1859 unter des Verfassers eigener Leitung und Redaction publicirt worden — der äußern Form nach ein recht schwerfälliges Buch ohne irgendwelches orientirende Inhaltsverzeichniß, sodaß der Leser nur nach längerm Blättern erkennen kann, worüber eigentlich gehandelt wird; dafür enthielt es im Gegensatz zum jetzt erschienenen zweiten Band eine ziemliche Anzahl von Excursen und ausführenden Anmerkungen. Der Hauptunterschied indessen besteht darin, daß der eigentliche Text des zweiten Bandes nicht genau die Handschrift des inzwischen (1876) verstorbenen Verfassers wiedergibt, sondern theils auf Grund stenographischen Nachschreibens, theils in Ergänzung vorhandener Concepte und Notizen die ungefähre Form des ursprünglichen Wortlauts herzustellen versucht. Von seiner Art, öffentliche Vorträge zu halten, gibt Köchly in etwas selbstgefälliger Weise Rechenschaft (Bd. 1, S. 5): „Diese Vorträge werden, wie es so meine Art ist, nach gründlicher Vorbereitung und genauer Disposition durchaus frei gehalten; es ist daher natürlich, daß ihre spätere Niederschrift nicht als eine wörtliche Wiederholung jener Improvisationen angesehen werden kann." Die Folge jenes Umstandes ist nun in der That eine (übrigens irrelevante) Ungleichheit der Darstellung, welche bald skizzenhafter, bald ausführlicher und farbenreicher erscheint; ohne Zweifel würde letzterer Charakter noch in höherm Grade hervorgetreten sein, wenn es Köchly selber vergönnt gewesen wäre, seine Vorträge druckfertig zu machen. Im übrigen werden diese so gut wie die frühern manchem auch nicht philologischen Leser mannichfachen Genuß bereiten. Was Köchly sprach und schrieb, verdient bekannt zu sein; Ausdruck und Gedanke sind einander adäquat, beide geistreich, beide kräftig, nicht selten epigrammatisch zugespitzt, hier und da auch rhetorisch aufgeputzt und nicht immer frei von gesuchter Geistreichigkeit und einem Hang zu Paradoxen und Hyperbeln, aber immer mit einem gewissen Zauber bestrickend. Am wenigsten fertig und abgerundet erscheint der zweite der Vorträge: „Ueber den Hippolytos des Euripides mit Bezugnahme auf die Phädra des Racine", wo wir nichts Neues zu entdecken vermögen, was nicht A. W. von Schlegel in seiner bekannten französisch geschriebenen Abhandlung auch schon gesagt hätte. In den „Iliasliedern" hat Köchly seine an Lachmann sich anschließende Ansicht über die Composition der Ilias, die er in einer Anzahl von Programmen auch durch Ausgaben dem philologischen Publikum plausibel zu machen versucht hatte, in ein populäres Gewand gekleidet; wer sich gern mit der Methode vertraut macht, in welcher die homerische Frage (von der Liedertheorie) discutirt zu werden pflegt, findet in diesem Vortrage die nöthige Aufklärung. Der Vortrag „Ueber die griechischen Mondmythen" (der besser betitelt wäre „Ueber griechische Mondmythen", denn er ist weit entfernt von Vollständigkeit) macht am meisten einen fragmentarischen und unfertigen Eindruck, obschon das, was behandelt wird — diese zur Mondgestalt sich metamorphosirenden und doch so menschlich uns nahe getretenen Frauengestalten einer Helena-Iphigenie, Phädra u. a. —, den noch nicht in die mythologischen Mysterien eingeweihten Leser in hohem Grade interessiren wird. Vollends der Vortrag über „Cäsar und die Gallier" ist geeignet, unser ganzes Interesse in Anspruch zu nehmen durch die Neuheit der Auffassung, nicht sowol von Cäsar's Charakter und Plänen, sondern von denen der Gallier. So soll, beispielsweise, von den drei mächtigsten der damaligen Keltenstämme Galliens, dem der Hädner, der Sequaner und der Helvetier, der „großartige Plan zu einer nationalen Erhebung gegen Rom und gegen die Germanen" gefaßt und angebahnt worden und dieser Plan wiederum die Veranlassung gewesen sein zu dem eigenthümlichen Entschluß der Helvetier, „dem Vorspiel der großen germanischen Völkerwanderung", nach Gallien auszuwandern, nachdem sie sich während dreier Jahre dazu gerüstet. Warum aber, wenn wirklich eine solche Conspiration bestand, ein Verlassen der Heimat nöthig war, hat Köchly merkwürdig motivirt. Inwiefern muß man denn „zu diesem Behuf" eine „ruhige und eng beschränkte Heimat aufgeben und im südwestlichen Gallien sich gesegnetere Wohnsitze aufsuchen"? Da muß man gestehen, die Motivirung Cäsar's ist denn doch eine einfachere, und er steckt auch den drei verbundenen Völkern, resp. deren Häuptern, ihr Ziel nicht so hoch. War es aber wirklich so hoch gesteckt, wie Köchly meint, warum hätte Cäsar es verschweigen sollen? Was Köchly über den

Charakter von Cäsar's vielbesprochenen „Commentarien“ urtheilt, ist, formell wie inhaltlich, so ziemlich auch das Urtheil der competenten Kenner: eine politische Tendenzschrift ersten Ranges, fern von allem rhetorischen und phraseologischen Schmuck, von allen Redeblumen, „das einzige römische Geschichtswerk ohne Phrasen“ u. s. w. Ueber letzteres freilich wäre eine Verständigung nöthig. Wenn das geschickte Vertuschen, das Hinüberleiten und Hinübertäuschen von Minus zu Plus auch zur Phrase gehört, so ist Cäsar ein wahrer Held des Phrasenthums. In einer kürzlich erschienenen Schrift hat ein junger Schweizer, J. Rauchenstein, durch eine geschickte Argumentation zu beweisen gesucht, daß Cäsar nicht nur im Vertuschen, sondern auch im Comparativ und Superlativ dieses Begriffs, im Schönfärben und Aufschneiden groß gewesen sei, und wenn Köchly meint, in der ganzen Erzählung von dem siebenjährigen Kriege in Gallien lasse sich Cäsar absolut keine eigentliche Lüge nachweisen, so ist Rauchenstein anderer Meinung, wobei allerdings nicht geleugnet werden soll, daß sich dem letztern Uebertreibungen nachweisen lassen, so z. B. wenn er die Helvetier in der großen, nicht näher bestimmbaren Schlacht westlich von Autun Sieger sein läßt! Wie in einer geschickt gruppirten Rede die schwächern Partien der Argumente in die Mitte genommen werden, so sind in dem vorliegenden Buch die weniger fertigen Vorträge von den ausgeführtern und zugkräftigern, denen über Cäsar und Demosthenes, flankirt; letztere, es sind ihrer sechs, bilden also den Schluß der Publication.

Das Hauptverdienst dieser Schilderungen liegt nicht sowol in neuen Lichtblicken oder geistreichen Parallelen — von diesen ist sogar einzelnes recht ungeschickt ausgefallen, z. B. die an den Haaren herbeigezogene Zusammenstellung der schweizerischen Sonderbundsverhältnisse im Jahre 1847 mit denen zur Zeit des Antalkidischen Friedens! —, sondern es beruht in der lichtvollen zusammenfassenden Darstellung und im geschickten Gruppiren. Es ist dies bei dem verworrenen Geschlinge von Ereignissen, deren Fäden ohne einen beherrschenden Mittelpunkt von allerorten ausgehen und sich kreuzen, keine leichte Aufgabe. Wohl war für Athen Demosthenes der Mittelpunkt, aber Athen hatte für Griechenland diese centrale Stellung eingebüßt, und in Griechenland selber regte es sich bald hier bald dort, im Innern des Landes, an den entferntern Küsten und auf den Inseln; es gab Feinde innerhalb und Feinde draußen, statt eines gemeinsamen griechischen Interesses Zersplitterung in Sonderbünde und Sonderstellungen, blutige Bürgerfehden neben der Abwehr gegen den äußern Feind; es galt für Demosthenes neben seiner großartigen politischen Thätigkeit auch den Kampf gegen persönliche Anfeindung; es galt Frontstellung gegen den Verrath drinnen, gegen den Sondergeist im Mutterlande, gegen die Fäulniß der Zeit und gegen den Hauptfeind an den Grenzen Griechenlands. Sehen wir nun billigerweise ab von einzelnen kleinen Schwächen, als da sind Wiederholungen, unnöthiges Einmischen persönlicher Gefühle und zürcherischer Subjectivitäten, so können diese Vorträge über Demosthenes unter die Muster ihrer Art gerechnet werden.

J. Mähly.

Feuilleton.

Theater und Musik.

Am berliner Hoftheater ist Friedrich von Bodenstedt's Schauspiel „Alexander in Korinth“ in Scene gegangen. Dasselbe behandelt die bereits öfters dramatisirte Ueberlieferung, derzufolge der König der Macedonier in Korinth für eine edle Thebanerin Kampaspe, die von ihm als Siegesbeute genommen, aber wieder freigegeben wurde, in Liebe entbrennt, doch großmüthig auf dieselbe verzichtet zu Gunsten des Malers Apelles, der von ihr geliebt wird. Eine Hauptrolle in dem Stück fällt dem Diogenes zu; einige der bekanntesten Anekdoten, welche den cynischen Philosophen betreffen, werden hier inscenirt. In der That erinnern die Aussprüche und Wendungen desselben am meisten an die charakteristische Eigenart Mirza-Schaffy's, dem ja eine originelle Anschauungsweise der Welt eigen ist; es sind Glanzstellen des Dramas, welches sich durch eine dichterisch schwunghafte Diction auszeichnet. Doch der Handlung des Stücks fehlt ein eigentlich spannender Verlauf; die Festlichkeiten des großen Alexander treten mit einer Breite in den Vordergrund, welche allerdings den ganzen Pomp theatralischer Inscenirung in Anspruch nimmt. Die Ausstattung war eine glänzende: auch das Ballet, das der Dichter für diese Festscenen mit requirirt hat, that seine Schuldigkeit.

— Ernst von Wildenbruch's Schauspiel „Väter und Söhne“ hat am hamburger Stadttheater größern Erfolg gehabt als am wiener Burgtheater: gleichwol halten wir das Stück wegen seiner lockern, in Tableaux zerflatternden Composition für das schwächste unter den Dramen dieses Dichters.

Aus der Schriftstellerwelt.

Im Kunstverlag von H. Fritz in Greiz ist ein interessantes Goethe-Bild erschienen, eine neu aufgefundene Kreidezeichnung von Gerhard von Kügelgen aus dem Jahre 1808. Die Verlagsbuchhandlung sagt über das Bild: „Bisjetzt kannte man nur die drei lebensgroßen in Oel gemalten Goethe-Bilder, von welchen das erste, aus dem Jahre 1808 stammende, sich gegenwärtig im Besitze der kaiserlich russischen Hochschule zu Dorpat befindet, während das zweite in den Besitz des Herrn Franz Freiherrn von Bernus auf Stift Neuburg bei Heidelberg übergegangen ist, und das dritte im Jahre 1822, nach dem Tode des Meisters, vom Leibarzt Dr. Rauch in Dorpat angekauft wurde, der es seiner Tochter, Frau Marie von Dehn auf Landgut Kükel in Esthland, vererbte. Die beiden letzten Bildnisse sind von Kügelgen selbst ausgeführte Copien des ersten Bildes und stammen aus dem Jahre 1810. Großes Aufsehen erregt nun die Auffindung einer bisher gänzlich unbekannt gebliebenen, jetzt in photographischer Vervielfältigung im Verlag von H. Fritz in Greiz erschienenen Kreidezeichnung, ebenfalls von Gerhard von Kügelgen, welche offenbar für jene Oelporträts als erste Naturaufnahme

gedient hat. Goethe selbst hat nachweislich dieses Porträt dem Hofrath Rochlitz in Leipzig verehrt; dieser vermachte es testamentarisch an den Geheimen Kirchenrath Meißner in Dresden, und letzterer hat es auf seine Tochter, Frau Pastor Engel in Greiz, vererbt, welche Herrn H. Fritz in Greiz das alleinige Vervielfältigungsrecht überlassen hat. Die Zeichnung stellt den Dichterfürsten Goethe in seinem besten Mannesalter dar, in jener Zeit stehend, als er «Dichtung und Wahrheit» schrieb. Man sieht es dem Bilde sofort an, daß es eine ungekünstelte, dem Leben abgelauschte Aufnahme ist, welche uns den Dichterfürsten in seiner wahren Gestalt und in überraschendem naturgetreuen Ausdruck vor Augen führt. So nur so können wir uns den gewaltigen Dichter des «Faust» denken, mit dem großen unergründlichen Jupiterauge, aus welchem der Genius des Jahrhunderts uns entgegenblitzt. Es dürfte schwerlich ein zweites Goethe-Bild existiren, welches diesem an charakteristischer Treue und lebensvoller Wirkung gleicht."

— Am 28. Mai fand in **Berlin** die Enthüllung der Denkmäler **Wilhelm** und **Alexander von Humboldt's** in den Gartenanlagen der Universität statt; auf dem Balkon des königlichen Palais wohnten der Kaiser mit den Prinzen und Prinzessinnen der Feierlichkeit bei. Die Rede zur Feier Wilhelm von Humboldt's hielt der Cultusminister von Goßler; er hob die wissenschaftlichen Verdienste desselben, seine das ganze Leben ausfüllenden Sprachforschungen, seine staatsmännische Thätigkeit mit Wärme hervor. „Die stille Arbeit des rastlosen Beamten", sagte der Redner, „kann die Nachwelt nicht feiern, aber die idealen Ziele, welche ihn in seinem Streben geleitet, sind Gemeingut unsers Volksbewußtseins geworden: der Wiederaufbau Preußens von innen heraus, die intellectuelle und moralische Führung des gesammten Deutschland, die Eröffnung einer neuen Freistatt für die deutsche Wissenschaft. Groß in seiner Hingebung an die Wissenschaft, groß in seiner Treue gegen König und Staat — so soll er als genius loci in der Nachwelt fortleben." Professor Virchow verherrlichte Alexander von Humboldt als den Träger des größten Wissens und zugleich der vollendeten Bescheidenheit, als den Hohenpriester der Wahrheit und Humanität, als den treuen Freund bürgerlicher Freiheit. In der That verdienen die beiden Humboldt nicht nur durch ihre wissenschaftlichen Leistungen, nicht nur durch ihre innigen Beziehungen zu unserer classischen Literaturepoche, sondern auch als preußische Dioskuren, als Leuchten des berliner Lebens den Ehrenplatz in der Reichshauptstadt.

— Der bisherige Chefredacteur der „Gartenlaube", Dr. **Ernst Ziel**, durch seine ästhetische Bildung und lyrische Begabung hervorragend, ist, wie er selbst mittheilt, am 18. Mai definitiv von der redactionellen Führung der „Gartenlaube" zurückgetreten. Er sagt in seiner Erklärung: „Den zahlreichen Freunden und Mitarbeitern des Keil'schen Unternehmens spreche ich für die demselben während meiner jahrelangen Redactionsführung erwiesene Treue und Anhänglichkeit, sowie für das meiner Person als Chefredacteur des Blattes geschenkte Vertrauen hiermit meinen verbindlichsten und wärmsten Dank aus. Ich füge nur noch hinzu, daß mein Rücktritt in keinerlei Zusammenhang steht mit geschäftlichen Erwägungen oder Rücksichten der Firma, auch nichts zu thun hat mit der bekannten, von den Besitzern — laut mir vorliegender brieflicher Mittheilung — neuerdings ventilirten Frage des Verkaufs der «Gartenlaube», sondern lediglich aus schweren persönlichen Conflicten zwischen gewissen Vertretern des Hauses Ernst Keil und mir resultirt." Gegenwärtig erscheint die „Gartenlaube" unter Verantwortlichkeit Dr. **Friedrich Hofmann's**, eines langjährigen Mitarbeiters und Mitredacteurs, der sich nicht blos durch seine eigenen dichterischen Leistungen, sondern auch durch die Leitung der großartigen Wirksamkeit der „Gartenlaube" auf dem Gebiete öffentlicher Wohlthätigkeit und Hülfsbereitschaft einen Namen gemacht hat.

Bibliographie.

Bermann, M., Oesterreich-Ungarn im 19. Jahrhundert. Mit besonderer Berücksichtigung aller wichtigen Vorfälle in der Geschichte, Wissenschaft, Kunst, Industrie und dem Volksleben geschildert. 1ste Lfg. Wien, Engel. Gr. 8. 50 Pf.

Bernhardi, F., Das norddeutsche Diluvium einer Gletscherbildung. Ein Versuch, die Richtigkeit der Torell'schen Theorie aus der Beschaffenheit und Gestaltung unseres heimischen Bodens zu erweisen. Züllichau, Augustin. Gr. 8. 1 M.

Bode, W., Studien zur Geschichte der holländischen Malerei. Mit Facsimiles der Künstlerinschriften. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. Gr. 8. 15 M.

Frankfurter zeitgemäße Broschüren. Neue Folge, herausgegeben von P. Haffner. 4ter Bd. 7tes Hft.: Die Mädchenerziehung in Pensionaten. Von B. Störmann. Frankfurt a. M., Foesser Nachf. Gr. 8. 50 Pf.

Dilthey, W., Einleitung in die Geisteswissenschaften. Versuch einer Grundlegung für das Studium der Gesellschaft und der Geschichte. 1ster Bd. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 10 M. 80 Pf.

Fischer-Sallstein, C., Berliner Figuren. Humoristischer Berliner Roman. 1ste Lfg. Berlin, Drewitz. Gr. 8. 50 Pf.

Frantz, A., Historischer Novellen-Cyklus. 1ster Bd. Berlin, A. Klein. 8. 3 M.

Frenkel, W., Auf Helgoland. Eine Reiseerinnerung. Gifhorn, Schulze. 16. 1 M. 25 Pf.

Fogowitz, J., Moderne Eisenbahnpolitik. Ein Beitrag zur Verkehrsfrage in Oesterreich. Wien, Spielhagen u. Schurich. Gr. 8. 2 M.

Gerstmann, A., Alphonse Daudet. Sein Leben und seine Werke bis zum Jahre 1883. 2 Bde. Berlin, Auerbach. 8. 4 M.

Giese, F., Mönstersk̈e Chronika ut ollen un nieen Tiden. Lüstige plattdütske Rimsels. Münster, Mitsdörffer. 16. 1 M.

Goltz, C. Freih. von der, Das Volk in Waffen. Ein Buch über Heerwesen und Kriegführung unserer Zeit. Berlin, v. Decker. Gr. 8. 7 M. 50 Pf.

Hagen, A., Sagen und Singen nach Volkes Weise. Zwei Bücher volksthümlicher Dichtungen. Leipzig, O. Wigand. 12. 1 M.

Hartz, H., Aus der Gymnasialpraxis. Conferenzvorlagen. Bartenstein. Gr. 4. 1 M.

Heinze, M., Der Eudämonismus in der griechischen Philosophie. 1ste Abhandlung: Vorsokratiker, Demokrit, Sokrates. Leipzig, Hirzel. Lex.-8. 4 M.

Hostinský, O., Ueber die Bedeutung der praktischen Idee Herbart's für die allgemeine Aesthetik. Prag, Rziwnatz. Gr. 8. 1 M.

Humboldt's, W. v., sprachphilosophische Werke. Herausgegeben und erklärt von H. Steinthal. 1ste Hälfte. Berlin, Dümmler. Lex.-8. 6 M.

Hutzelmann, C., Die französische Invasion in Franken im Jahre 1796. Fürth, Eßmann. Gr. 8. 1 M.

Jakob und seine Söhne in Deutschland. Das deutsche Trauerspiel der Gegenwart. Berlin, M. Schulze. 8. 1 M.

Kompert, L., Verstreute Geschichten. Novellen. Berlin, Gerschel. 8. 4 M. 50 Pf.

Die Krönung des Zaren in Moskau. Die Ordnung derselben und ihre geschichtliche, religiöse und staatliche Bedeutung. Stuttgart, Roth. Gr. 8. 1 M.

Laban, F., Dialogische Belustigungen. Die Hinterlassenschaft eines Einsiedlers. Pressburg, Stampfel. Gr. 8. 2 M.

Landsteiner, K., Der Bürgermeister von Wien. Dramatische Dichtung. Wien, Hölder. 8. 2 M. 40 Pf.

Michelis, F., Deutschlands Zukunft. Ein Mahnwort an alle Katholiken und Protestanten, welche redliche Deutsche bleiben wollen. Löbau Wpr., Skrzeczek. Gr. 8. 50 Pf.

Pepp, Frankfurt das alte Askiburg beim Geographen von Ravenna. Ein Beitrag zur deutschen Mythologie. München, Kellerer. 1882. Gr. 8. 1 M.

Pfister, A., Der Milizgedanke in Württemberg und die Versuche zu seiner Verwirklichung. Stuttgart, Kohlhammer. 8. 1 M.

Putlitz, G. zu, Das Maler-Majorle. Novelle. Berlin, Paetel. 8. 4 M.

Reich, E., Die Abhängigkeit der Civilisation von der Persönlichkeit des Menschen und von der Befriedigung der Lebensbedürfnisse. 1ster Bd. — A. u. d. T.: Die persönliche Entwickelung des Menschen und die Civilisation. Minden, Bruns. Gr. 8. 6 M. 50 Pf.

Spangenberg, M., Zum Sieg der freien Wissenschaft. Offener Streitbrief an Herrn G. Gadow, Verfasser der zugleich an Herrn Max Spangenberg adressirten Schrift „Die Freiheit der Wissenschaft und Herr du Bois-Reymond". Hamburg, J. F. Richter. Gr. 8. 60 Pf.

Vormann, W. H., Aus den Fremdenbüchern von Rigi-Kulm. Eine Sammlung der interessantesten Erscheinungen. Nach den Original-Bänden zusammengestellt und durch eine Geschichte der Kulmhäuser eingeleitet. Mit 6 Illustrationen. Bern, Haller. 8. 1 M.

Deutsche Zeit- und Streit-Fragen. Flugschriften zur Kenntniß der Gegenwart. In Verbindung mit Kluckhohn, A. Lammers, J. B. Meyer und P. Schmidt herausgegeben von F. v. Holtzendorff. 179stes u. 180stes Hft.: Ueber dramatische Musik und das Kunstwerk der Zukunft. Ein Beitrag zur Aesthetik der Musik von M. Schasler. 1ste Abth.: Ist die Musik eines dramatischen Ausdrucks fähig? Berlin, Habel. Gr. 8. à 75 Pf.

Ziemlich, B., Goethe und das alte Testament. Vortrag. Nürnberg, Korn. Gr. 8. 60 Pf.

Anzeigen.

Die Allgemeine Zeitung

(mit wissenschaftlicher Beilage und Handelszeitung)

früher in Augsburg erschienen

ist in Deutschland und Oesterreich durch die Postanstalten für 9 **M.** vierteljährlich (6 **M.** für die 2 **letzten Monate**, 3 **M.** für **den letzten Monat** des **Quartals**) zu beziehen. Preis bei directer Versendung unter Streifband monatlich 4 M. (5 M. 60 Pf. für die anderen Länder des Weltpostvereins). Quartalpreis bei wöchentlicher Versendung im Weltpostverein 14 M. 40 Pf., außerhalb desselben 19 M. 50 Pf.

Probenummern nebst neuestem Quartal-Register gratis.

Leitartikel, wissenschaftliche und handelspolitische Aufsätze 2c. 2c. in Nr. 141 bis 147.

Aus Albanien. — Der Uebersetzungsschutz der deutsch-französischen Literarconvention. — England und die armenischen Angelegenheiten. — Preußische Note an die päpstliche Curie. — Die internationale Gewerbe- und Colonial-Ausstellung zu Amsterdam. (II.) — Deutscher Reichstag. — Drei Aenderungen im französischen Heerwesen. — Jubiläum des Präsidenten Simson. — Die Krönungsfeier in Moskau. — Die Auflösung des böhmischen Landtags und seine Consequenzen.

Aus den Zeiten der Gegenreformation. Von F. Stieve. — Der Ex-Marschall Bazaine und seine Schrift über den Feldzug 1870. III. (Schlußartikel.) — Der Madagascar-Reisende Audebert. — Von der römischen Kunstausstellung. VI. (Schlußartikel.) — Die Reisen der deutschen Kriegsflotte im Jahre 1882. (I/III.) — Zur belgischen Literaturgeschichte. — Vom Berliner Leben. (III.) — Die historische Bronze-Ausstellung in Wien. — Ein französisches Volksschulbuch. Von E. Peschier. — Staat und katholische Kirche in Preußen.

Handels-, Bank- und Börsenzustände in Frankreich. Die Processe der Union Général vor dem Handelsgericht. Zum Weinhandel in Frankreich.

Aufträge für Streifbandsendungen an die Expedition in München.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben wurde vollständig:

Geschichte von Ungarn.

Von

Ignaz Aurelius Fessler.

Zweite vermehrte und verbesserte Auflage, bearbeitet von

Ernst Klein.

Fünf Bände. 8. Geh. 50 M. Geb. 55 M.

Fessler's Werk, allgemein als die beste in deutscher Sprache geschriebene Geschichte Ungarns anerkannt, liegt in zweiter Auflage und zeitgemässer Umarbeitung von Ernst Klein nun vollständig vor. Infolge der gedrängtern Darstellung und entsprechender Druckeinrichtung ist es ermöglicht worden, die Zahl von 10 Bänden der frühern Auflage in der neuen auf 5 zu beschränken und den Preis von 90 M. auf 50 M. zu ermässigen. Michael Horváth sagt in einem einleitenden Vorwort zu dieser Auflage, das Publikum bekomme durch die Umarbeitung von Klein das Fessler'sche Geschichtswerk nach den Quellen berichtigt und vielfach vervollkommnet in die Hände.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Arendts'

Naturhistorischer Schulatlas.

Vierte umgearbeitete und vermehrte Auflage von

Dr. Friedrich Traumüller.

69 Tafeln mit 1046 Abbildungen in Holzschnitt und erläuterndem Texte.

4. Geh. 2 M. 50 Pf. Geb. 3 M. 70 Pf.

Der „Naturhistorische Schulatlas" behandelt nach wissenschaftlicher Methode die Zoologie, Botanik, Mineralogie, Geognosie und Petrefactenkunde; er bietet ein ausgezeichnetes Unterrichtsmittel zu fast beispiellos niedrigem Preise, das bereits in vielen Schulen Deutschlands wie fremder Staaten im Gebrauch ist und in jede öffentliche wie Privatlehranstalt eingeführt zu werden verdient. Die vorliegende vierte Auflage ist wieder um 13 Tafeln und über 100 Abbildungen vermehrt worden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Grundriß

der italienischen Grammatik

für Schul- und Privatgebrauch.

Von

Gio. Meli.

8. Geh. 1 M. 25 Pf.

Diese kurzgefaßte Grammatik erleichtert sehr die Erlernung des Italienischen, indem sie vom Leichtern zum Schwerern fortschreitet und an zweckmäßig gewählten italienischen wie deutschen Lesestücken dem Schüler stets die Anwendung der Regeln vor Augen führt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

DIE ANFÄNGE DER KUNST IN GRIECHENLAND.

Studien von

Dr. A. MILCHHOEFER.

Mit zahlreichen Abbildungen.

8. Geh. 6 M. Geh. 7 M.

Der Verfasser, Docent der Archäologie an der Universität Göttingen, hat sich im vorliegenden Werke die Aufgabe gestellt, die frühesten Erscheinungen der Kunst in Griechenland als einen Theil der gesammten nationalen Cultur aufzufassen. Als Material für seine Untersuchungen dienten ihm, ausser einer grossen Anzahl geschnittener Steine, vornehmlich auch die Schliemann'schen Funde in den Gräbern von Mykenae. Das reich illustrirte Werk darf auf die regste Theilnahme aller Archäologen, bildenden Künstler und Kunstfreunde Anspruch machen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 24. — 14. Juni 1883.

Pädagogische Schriften.

1. Briefe über vernünftige Erziehung. Ein Wegweiser für Erzieher von F. Schmid-Schwarzenberg. Dritte vermehrte Auflage. Wien, Pichler's Wwe. u. Sohn. 1882. 12. 1 M. 20 Pf.
2. Pädagogische Studien und Kritiken für Lehrer und Erzieher. Von A. W. Grube. Dritte Reihe. Leipzig, Brandstetter. 1882. 8. 3 M. 60 Pf.
3. Pädagogische Studien. Von H. Keferstein. Achte Sammlung. Köthen, Schettler. 1881. Gr. 8. 5 M.
4. Der Kampf um die Schule. Historisch-pädagogische Erörterungen über die Fragen: Staatsschule oder Kirchenschule? Religionsunterricht und Staatsschule? Von Jürgen Bona Meyer. Bonn, Strauß. 1882. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.
5. Die Ueberbürdung der Schuljugend. Ein Mahnwort an Aeltern, Lehrer und Jugendfreunde der gesammten deutschen Nation. Von Friedrich Wilhelm Fricke. Berlin, Th. Hofmann. 1882. Gr. 8. 50 Pf.
6. Vorträge herausgegeben vom deutschen gesellig-wissenschaftlichen Verein von Neuyork. Nr. 5: Das öffentliche Schulwesen der Stadt Neuyork. Von Hartwig Gercke. Neuyork, Steiger u. Comp. 1882. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Wenn uns eine Schrift in die Hand kommt, welche sich zur Aufgabe macht, die Lehrsätze der Pädagogik in populärer Form in Palast und Hütte zu tragen, so begrüßen wir sie aufs herzlichste und wärmste. Zu einer solchen Begrüßung veranlassen uns die „Briefe über vernünftige Erziehung" von F. Schmid-Schwarzenberg (Nr. 1), in denen der Verfasser zu den Aeltern wie ein alter Freund spricht, der es wahrhaft gut mit ihnen und ihren Kindern meint; man merkt es an dem traulich biedern Ton, der vom Herzen kommt und zum Herzen geht. Es ist wirklich eine vernünftige Erziehungsmethode, die der Verfasser entwickelt, und deren Studium wir allen Aeltern empfehlen können. Erziehung ist eine Kunst, und zwar die schwierigste. Wie nun der Künstler den Stoff, den er bearbeiten will, kennen und das Musterbild, nach dem er arbeiten will, in Wirklichkeit oder im Kopf vor sich haben muß, wie er über die Mittel, welche anzuwenden seien, nicht in Zweifel sein darf: so hat auch der Erzieher vor allen Dingen den Menschen zu kennen und die Ziele und Mittel der Erziehung sich klar zu machen. Die Erkenntniß des Menschen ist das Wissen, was, woher und wozu der Mensch sei. Treffend definirt weiterhin der Verfasser: „Der Mensch, wie er leibt und lebt, ist eine ungetheilte einheitliche Kraft, welche in gegentheiligen Strebungen sich entfaltet." Es ist ein großer Gewinn, der Erziehung den Gedanken der Einheit zu Grunde zu legen, es ist damit der Weg einer naturgemäßen Entwickelung gezeigt, während der Gedanke der Zwiespaltigkeit, wie ihn Erzieher auch in die Pädagogik hineingetragen, an Kindern schon vieles versündigt hat. Es ist darum der Vergleich des Menschen mit der Sonnenblume so schön, daß wir es uns nicht versagen können, die betreffende Stelle hier wörtlich wiederzugeben. Mag sie auch zugleich als Probe für die gemüthvolle Sprache dienen, in welcher der Verfasser sich mit den Aeltern und Erziehern unterhält:

> Was ist denn die Sonnenblume, wie sie leibt und lebt von der dunkeln Wurzel bis zur goldenen Blüte? Ist sie eine Kraft? Ja. Eine einheitliche Kraft? Ja. Strebt sie nach unten und nach oben zugleich und zumal? Ja; dieselbe Kraft hat die Wurzel und die Blüte erzeugt, d. h. sie leibt und lebt ebenso in der Wurzel wie in der Blüte, und doch sind diese beiden äußerlich so verschieden wie unten und oben, Tag und Nacht. Nun, dasselbe gilt vom Menschen. Ueberdenkt das, dann lest aufmerksam das Folgende: Hat die Sonnenblume einen Leib? Ihr antwortet: Ja. Eine Seele? Ihr antwortet: Ja. Sie besteht also aus Leib und Seele? Ihr denkt nach, dann sagt Ihr: Die Sonnenblume ist ja eine einheitliche ungetheilte Kraft, welche leibt und lebt! Da haben wir's nun, Vetter! Wir sind in Widerspruch gerathen. Wer hilft uns heraus? Der klare Verstand, sonst niemand. Er fragt: Ist die Sonnenblume zusammengesetzt aus Wurzel, Stamm, Blättern, Blüte, Frucht? Ihr werdet antworten: Nein, sondern das einheitliche Wesen, welches wir

Sonnenblume nennen, leibt und lebt in Wurzel, Stamm, Blättern, Blüte, Frucht; sie ist das alles selbst. Der Verstand fragt weiter: Ist die Sonnenblume zusammengesetzt aus Leib und Seele? Ihr antwortet: Nein, sie ist Leib und Seele, wie sie leibt und lebt. Der Verstand sagt nun: Seht Ihr, dasselbe gilt vom Menschen, wie er leibt und lebt. Er „besteht" nicht aus Leib und Seele, sondern er ist selber Leib und Seele. Um Euch den Unterschied vorstellig zu machen, sagt Ihr: Der Mensch besteht aus Leib und Seele, aus Körper und Geist, Stoff und Kraft; in Wirklichkeit und Wahrheit ist er leiblich wirkende Kraft. — Denkt darüber nach, Vetter! Wenn die Sonnenblume sich so durch Worte offenbaren könnte wie durch ihre Blätter und Blüten, würde sie zu Euch sagen: Ich wurzele, ich grüne, ich wachse, ich blühe, ich strebe zum Licht. Nun seht, das kann und thut der Mensch, er offenbart sich als Eine ungetheilte Kraft und sagt: Ich esse, ich will, ich liebe, ich denke, ich lebe.

Auf dieser einheitlichen Grundlage errichtet nun der Verfasser sein pädagogisches Gebäude, in dem nichts vergessen ist, was für eine vernunftgemäße Erziehung von Belang erscheint.

Die dritte Reihe „Pädagogischer Studien und Kritiken für Lehrer und Erzieher" von A. W. Grube (Nr. 2) bietet eine Anzahl lesenswerther Aufsätze, in denen wir den geistvollen Verfasser der bekannten „Charakterbilder" wieder erkennen, wenn wir auch nicht alle die Ansichten theilen, welche in diesen Aufsätzen niedergelegt sind. Besonders möchten wir hier auf den Aufsatz „Der Darwinismus und seine Consequenzen" hinweisen, in welchem über den Darwinismus manches Treffliche gesagt wird, während die Consequenzen theilweise als zu schwarz geschildert werden. Der Verfasser ist ein tüchtiger Kenner des Darwinismus und der einschlägigen Literatur und weiß ihn an seiner schwachen Seite zu packen. Die Darwin'sche Descendenzlehre hat ja überhaupt durch das vor kurzem in Frankfurt von Virchow gesprochene Ignorabimus einen Stoß erhalten, welcher durch die Entgegnung Haeckel's nicht sonderlich abgeschwächt worden ist; wenn nun bei einem nähern Eingehen auf die Theorie Widersprechendes und Unerklärbares nachgewiesen wird, wenn die uns umgebende Wirklichkeit als Zeuge für die Unhaltbarkeit jener Theorie aufgerufen werden kann, so erhält das theoretische Ignorabimus an der lebendigen Wirklichkeit einen Bundesgenossen, welcher in dem Kampfe gegen den Darwinismus nicht zu unterschätzen ist. Es soll damit aber nicht gesagt sein, daß der Darwinismus in Bausch und Bogen zu verwerfen sei; dazu ist zu viel Geistvolles in der Art und Weise seiner Untersuchung. Die Zeit wird das Irrthümliche von dem Wahren sondern, aber das Wahre wird bleiben; ob dieses viel oder wenig ist, die Zukunft wird es entscheiden. Ist es nun auch unsere Ueberzeugung, daß der Irrthümer im Darwinismus nicht wenige sind, so können wir doch nicht mit dem Verfasser in der Ansicht übereinstimmen, die derselbe als die Consequenz des Darwinismus folgendermaßen entwickelt:

Mir will scheinen, daß, seitdem die Haeckel'sche Weltanschauung zugenommen, seitdem man das Volk belehrt hat, es gäbe weder einen Himmel noch einen Gott im Himmel, am allerwenigsten einen Schöpfer des Himmels und der Erde, sondern nur Stoff mit blindwirkender Kraft, unser deutsches Volk von der Höhe seines idealistischen Strebens, das noch im ersten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts einen Fichte zur Verkündigung einer moralischen Weltordnung trieb, tief herabgesunken sei zu einer niedern „thierischen Stufe" der materialistischen Gesinnung, der Geld- und Genußgier, der Unbotmäßigkeit und sittlichen Zerfahrenheit. Die Statistik weist in erschreckender Weise nach, wie die Zahl der Verbrechen und Vergehen in auffallender Progression wächst, und die Gerichtsverhandlungen liefern den Beweis, wie mit dem Schwinden des Gottesbewußtseins auch der sittliche Halt geschwunden ist.

So sehr wir auch von dem wohlthätigen Einfluß des Religionsunterrichts überzeugt sind, so können wir doch nicht glauben, daß den Lehren Darwin's und Haeckel's die angebliche Sittenverwilderung unserer Zeit zuzuschreiben sei. Wir sind überzeugt, daß die Kreise, welche das größte Contingent der Verbrecherstatistik liefern, von Haeckel und Darwin nichts wissen, und wenn der Hang zum Materialismus jetzt ein größerer sein sollte als früher, so dürfte dieses auf die durch die Maschinen hervorgerufene Umwälzung im Gebiete der Industrie zurückzuführen sein. Unsere Weltlage ist augenblicklich eine solche, daß der Einzelne geradezu zu einer rastlosen Ausnutzung seiner Zeit und seiner Kräfte gezwungen wird, wenn er mit den Seinigen sich nur kümmerlich durch das Leben schlagen will. Es ist darum sehr bedenklich, Factoren für Erscheinungen der Gegenwart verantwortlich zu machen, die es in Wirklichkeit nicht sind, weil man leicht dazu kommt, für die Abhülfe auf Wege zu weisen, auf welchen sie nicht gefunden werden kann, und dadurch verhindert, diejenigen Mittel zu finden und zu ergreifen, welche die einzig heilbringenden sind. Uebrigens ist es mit der Verwilderung relativ nicht so arg, wie man wol, durch den Anblick der statistischen Zahlen veranlaßt, zu meinen sich berechtigt glaubt. Wir erfahren durch die gewissenhafte Buchung und Veröffentlichung alle vorkommenden Vergehen und Verbrechen; hätten wir eine ebenso gewissenhafte Statistik aus den Zeiten des Mittelalters und aus dem vorigen Jahrhundert, wo man von darwinistischen Tendenzen und Lehren noch keine Ahnung hatte, wir würden heute trotz der Zahlen, welche die Verbrecherstatistik aufweist, einen erfreulichen Fortschritt zum Bessern zu verzeichnen haben.

Die Unzufriedenheit des Verfassers mit den gegenwärtigen Zuständen findet auch in einem andern Aufsatz Ausdruck, in welchem Tendenzen durchblicken, die aus Bekümmerniß über die Gegenwart sehr stark mit der Vergangenheit liebäugeln. Die Abhandlung „Was hat die Reformation für die allgemeine menschliche Bildung u. s. w. gethan?" ist voll gediegener Gedanken, und der Nachweis, daß durch die Reformation die Bildung des deutschen Volks gestiegen und die Volksschule sich günstig entwickelt hat, ist dem Verfasser gelungen; hingegen verräth die Abhandlung an manchen Stellen einen politischen Standpunkt, der nichts weniger als ein freiheitlicher ist. Was sollen wir z. B. zu einem Satz wie dem folgenden sagen:

Wie die Demokratie als solche darauf ausgeht, die Masse des Volks zur Herrschaft zu bringen, und darum folgerecht auf

die Socialdemokratie hinarbeitet und in dieselbe übergeht: so ist das bewußte und unbewußte Streben der letztern, die gesellschaftliche Gliederung in einen socialen Urbrei zu verwandeln, in welchem alle Unterschiede von Stand und Rang, Besitz und Bildung ausgelöscht sind.

Daß der Verfasser von der Wahrheit dessen, was er hier behauptet, durchdrungen ist, sind wir überzeugt; daß es ihm nicht darum zu thun ist, gläubige und ängstliche Gemüther mit einem Popanz, an den er selbst nicht glaubt, zu erschrecken, ist sicher: aber wo in aller Welt hat der Verfasser denn seine politische Kenntniß und Erkenntniß her, die sich in diesem Satz ausspricht? Es ist dies gerade so wahr wie die darauf folgende Behauptung, daß es nicht an radicalen Stimmführern in der Pädagogik fehle, „welche die wohlberechtigte Forderung einer allgemein menschlichen Bildung für das ganze Volk zu der ebenso übertriebenen wie unmöglich zu befriedigenden Forderung steigern: gleiche Bildung für alle"! Solche Forderung ist noch niemals gestellt worden; es ist wol die Forderung laut geworden, auf dem Fundament der allgemeinen Volksschule einen Schulorganismus zu errichten, welcher jedem den Weg zur höchsten Bildung offen halte. Das ist aber ganz etwas anderes, als der Verfasser behauptet. Daß derselbe mit dem Vorwurf, die Pädagogik der Gegenwart habe einen demokratischen Zug, eigentlich auch die Männer der Reformationszeit trifft, fühlt er wohl, und er bemerkt deshalb gleichsam zu deren Entschuldigung: „Ihr evangelischer Glaube, der in der Ordnung des Staats und der Gesellschaft, in dem Unterschiede des Standes, der Geburt und der natürlichen Anlagen der Menschen ein von Gott Gewolltes erkannte, hielt sie von der Gleichmacherei im Schulwesen fern." Nun ist dies insofern nicht richtig, als Luther wol gern auch auf den Dörfern — wie der Verfasser ja selbst hervorhebt — Lateinschulen gegründet hätte, wenn es die Verhältnisse erlaubt hätten. Wenn der Verfasser dann fortfährt: „Sie suchten das «menschenwürdige Dasein» nicht im Besitz, nicht im Wissen und politischer Macht, sondern in der Gewissenhaftigkeit und Treue, mit der ein jeder seines Berufs lebt und in seinem Stande mit seiner ihm angewiesenen Arbeit Gott zu dienen willig ist", wenn er so einen Gegensatz gegen jetzt hervorheben und auf die Männer der Gegenwart, welche sich um das Schulwesen abmühen, die Schuld einer geringern Gewissenhaftigkeit und eines mindern Pflichtbewußtseins wälzen will: so müssen wir dies entschieden als grundlos zurückweisen. Stimmen wir also auch in so manchen Cardinalpunkten mit dem Verfasser nicht überein, so soll das durchaus keine abfällige Kritik über seine Leistungen bedeuten; wir können vielmehr die vorliegende Sammlung von Aufsätzen jedem, der sich für Schul- und Erziehungsfragen interessirt, empfehlen, und keiner wird das Buch aus der Hand legen, ohne Belehrung und Anregung empfangen zu haben.

Auch die „Pädagogischen Studien" von H. Keferstein (Nr. 3) bieten manches Interessante und Belehrende, wenn auch die selbständigen Arbeiten in dem vorliegenden Bande nur den kleinsten Theil desselben, ein Drittel, ausmachen. Es ist bekannt, daß Keferstein mit der Feder in der Hand liest und uns die Früchte seiner Lektüre gesichtet darbietet. Wir urtheilen darüber nicht vornehm ab, denn auch eine solche literarische Thätigkeit hat ihre Berechtigung und ihren Werth; wenn es sich aber um eine Kritik handelt, so können wir natürlich nur die selbständigen Arbeiten ins Auge fassen und nicht die Excerpte, wie sie in gegenwärtiger Sammlung auch als literarischer Quellennachweis für die Abhandlungen erscheinen. Die Abhandlungen betiteln sich: „1) Zur Frage der ästhetischen Bildung"; „2) Die Pflege des Schönen und die ästhetische Bildung"; „3) Wissen und Bildung"; „4) Die Pädagogik des Staats"; „5) Schopenhauer nach pädagogischer Seite"; „6) Zur Frage der Schuldisciplin"; „7) Ein aphoristisches Schlußwort". Von hochpraktischer Bedeutung sind die Nummern 4 und 6. Wir finden in der Abhandlung Nr. 4 treffliche Lehren und Winke, wie wir sie von einem gewiegten Schulmann wie dem Verfasser erwarten dürfen. Es ist sicher, daß die Erziehung eine der wichtigsten Angelegenheiten ist, daß sie dem Staat besonders am Herzen liegen, und daß seine Fürsorge in gewissen Grenzen auch über die Schulzeit hinausreichen muß. Die Sorge für das Volkswohl, das Fernhalten alles dessen, was dasselbe untergraben könnte, gehört jedenfalls zur Erziehungsaufgabe des Staats. Doch glauben wir, daß der Verfasser in einer antiliberalen Anwandlung, die ihn in unbewachten Momenten zu beschleichen scheint, in seinen Forderungen bisweilen etwas zu weit geht. Wenn er ein energisches Vorgehen gegen den Alkoholgenuß verlangt, so stimmt jeder Freund des Volks ihm gewiß bei; doch wenn er es einen „frivolen Misbrauch" nennt, daß manche Blätter über das vorgelegte Trunkenheitsgesetz ihre Glossen machten, so liegt darin mehr eine gewisse Verstimmung über die Presse, wie sie noch mehrfach in diesem Aufsatz hervortritt, als eine gerechte Kritik. Nicht durch „Verminderung der Destillationsspelunken" wird das Uebel beseitigt, wie wol der Verfasser glaubt; wenn es nicht an der Wurzel angefaßt wird, ist wenig gethan, und das geschieht nur, wenn die Branntweinbrennerei höher besteuert wird. Daß man dieses nicht wollte und das Uebel durch eine Straftaxe auf die Trunkenheit vertilgen zu können meinte, daß man den Branntweinrausch bestrafen, den Champagnerrausch aber unbestraft lassen wollte, dagegen wendeten sich jene Blätter, nicht gegen etwaige Maßnahmen, die den Alkoholgenuß zu beschränken geeignet wären.

Gegen die Presse ist der Verfasser sehr gereizt, namentlich gegen die Zeitungspresse; er fordert Maßnahmen, welche über das Ziel hinausschießen. Der Verfasser hat seiner Angabe nach traurige Erfahrungen gemacht; er berichtet im Vorwort ausführlich darüber, wie eins seiner Werke in den „Rheinischen Blättern" eine abfällige Kritik erfahren und seine Erwiderung einfach ad acta gelegt worden sei. Auf welcher Seite das Recht ist, können wir nicht ermessen; doch sollen wir nach der Probe urtheilen,

die der Verfasser im Vorwort durch Abdruck seiner von Wichard Lange, dem Redacteur der „Rheinischen Blätter“, nicht aufgenommenen Erwiderung gibt, nach dem Ton dieser Erwiderung, so kann man es Lange nicht übel nehmen, daß er sie ad acta gelegt hat: es läßt sich doch niemand gern in seinem eigenen Blatte Sottisen sagen. Jedenfalls bleibt es mislich, ein privates Vorkommniß zur Unterlage einer Forderung an die staatliche Gesetzgebung zu machen. Hören wir die allgemeines Interesse beanspruchende Forderung des Verfassers:

So wird nun auch der Staat die vorwiegend kritische Presse nur insoweit überwachen, daß dem der Kritik unterworfenen Autor sein gutes Recht gegen gewissen- und schamlose, vielleicht rein persönlich geübte öffentliche Urtheile erhalten bleibt. Die Anonymität der Kritik halten auch wir für ein bedenkliches Mittel in den Händen unredlicher und inhumaner oder unfähiger Persönlichkeiten, ihren subjectiven Launen und Sympathien oder Antipathien freien Lauf zu lassen. Welches edlere oder vernünftigere Motiv ließe sich dafür aufbringen, daß, wenn nun der Autor mit offenem Visir herausgegangen war, der Kritiker vom Versteck der Anonymität aus seine Pfeile abdrücken dürfte. Es würde gar sehr im Interesse der allgemeinen Förderung männlicher Ehrenhaftigkeit im literarischen Gebiete sein, wenn dem Autor besonders auch gegenüber den ihre Kritiker auf alle Weise deckenden Redactionen jedes irgendwie zu begründende Recht eingeräumt werden müßte. Auf persönlichen Motiven beruhende, gewissenlose, an Verleumdung und Ehrverletzung grenzende literarische Kritik müßte von der Gesellschaft und der öffentlichen Meinung ebenso scharf gerügt und der Verachtung preisgegeben werden wie andere Formen der Ehrabschneiderei. Dabei muß offenbar das Preßgesetz, also die Pädagogik des Staats mitwirken.

Der Verfasser recurrirt dann auf seinen obenerwähnten Fall mit Lange und ruft danach aus: „Muß denn nun auch der Autor erst Preßprocesse anstrengen, um zu seinem guten Recht zu gelangen?!“ Wir glauben, daß sich einer Kritik, sofern sie ehrenrührig ist, ohne den Behelf eines neuen Gesetzgebungsapparats beikommen läßt; allerdings durch einen Proceß, im Fall die Stelle, von welcher aus die Beleidigung ergangen, sich nicht zum Widerruf oder zur Aufnahme einer Vertheidigung des gekränkten Autors bereit findet. Sollte hier in der Gesetzgebung noch eine Lücke sein, so wäre diese auszufüllen. Wenn aber der Verfasser fragt, ob der Autor erst Preßprocesse anstrengen müsse, um zu seinem guten Recht zu gelangen, so antworten wir: ja, warum denn nicht! Ist der Autor, der sich gekränkt fühlt, etwas anderes, als jede andere Privatperson, die sich in Recht und Besitz gekränkt oder benachtheiligt glaubt, und die doch auch, wenn gütlicher Ausgleich nicht möglich ist, sich auf den Rechtsweg angewiesen sieht? Was soll denn die Preßgesetzgebung thun, deren Eingreifen der Verfasser wünscht, wenn der Autor es als eine Ungeheuerlichkeit ansieht, im Nothfall einen Proceß anstrengen zu müssen? Meint man nicht, der Verfasser wünsche prophylaktische Maßregeln von seiten des Staats, die eine abfällige Kritik eines Werks zu verhüten hätten: etwa einen staatlich eingesetzten Recensionsrath, dem alle Kritiken vor dem Abdruck zur Prüfung einzureichen seien? Daß wir mit dergleichen Einrichtungen in Verhältnisse gerathen, welche weder der Wissenschaft noch der Kritik zum Vortheil gereichen würden, daß jede Hemmung, die dem freien Urtheil in den Weg gelegt wird, zu Einrichtungen führt, die mit der präventiven Censur keine geringe Aehnlichkeit haben, ist klar. Was die Anonymität der Kritiker betrifft, so können wir uns noch andere Gründe denken, als solche, die der Verfasser vorauszusetzen scheint; übrigens ist die Anonymität nicht von Belang, wo die Redaction des betreffenden Blattes für den Inhalt verantwortlich ist. Glauben wir demnach, daß in manchen Punkten der Verfasser zu weit gegangen ist und zu viel dem Staat aufzubürden sucht, so sind andererseits doch auch sehr wichtige und beherzigenswerthe Momente in der genannten Abhandlung gegeben, die wohl verdienen, daß alle, welche durch Wort oder Feder ihre Ansichten in weite und bis in die höchsten Kreise tragen können, es versuchen sollten, dieselben der Erwägung der Staatsbehörden zu empfehlen und diese von der Nothwendigkeit zu überzeugen, sich ihrer anzunehmen. So ist es vor allem die Schulgeldfreiheit, welche der Verfasser mit warmen Worten empfiehlt. Aus dem Aufsatz „Ueber Schuldisciplin“ wird namentlich der jüngere Lehrer, oder besser noch, wer sich zum Lehrer vorbereitet, viel Treffliches lernen können. Es scheint uns, daß, wenn manche von den Verhältnissen, wie sie der Verfasser schildert, bereits an Schulen oder in Klassen sich eingebürgert haben, es für Belehrungen, die sich an den Lehrer richten, schon zu spät ist; hat sich eine geradezu principielle Opposition gegen einen Lehrer seitens einer Klasse gezeigt, dann nützen keine Mittel mehr zur Herstellung der Disciplin, und gewöhnlich wird der Lehrer für eine solche Erscheinung verantwortlich zu machen sein. Darum sagen wir, der Lehramtscandidat möge recht sorgfältig den genannten Aufsatz lesen.

Die Schrift „Der Kampf um die Schule“ von Jürgen Bona Meyer (Nr. 4) enthält zwei bereits im Jahre 1872 gehaltene Vorträge, die mehrere zeitgemäße Erweiterungen erfahren haben. Im ersten Vortrag will der Verfasser den Beweis führen, daß die Kirche kein Anrecht auf die Schule habe. Das historische Recht, das die Kirche daraus ableitet, weil sie ja die Schulen gegründet und gefördert, bestreitet der Verfasser als historisch unwahr:

Wir erkennen wohl, daß die Kirche sich zeitweise mit Nachdruck und Erfolg der Volksbildung angenommen hat, daß aber ihre Fürsorge zu keiner Zeit ausreichte, daß ihre Einmischung vielmehr häufig den geistigen Fortschritt hemmte, das Wissen einseitig verkümmern ließ, daß alle tiefgreifenden Fortschritte der Volksbildung durch den Bildungstrieb der Laien und die Fürsorge der bürgerlichen und staatlichen Mächte gewonnen worden sind.

Dies sucht der Verfasser durch Belege zu beweisen, und er behauptet, daß, so viele Männer der Kirche auch aufstanden, der Bildung das Wort zu reden, ebenso viele auch die Bildung zu unterdrücken suchten. Wir halten den Beweis nicht für erbracht: die Verdienste der Geistlichkeit um die Schulen lassen sich nicht wegdemonstriren; aber wir halten diese Beweisführung überhaupt für unnöthig, ja für sehr bedenklich. Wenn nun einem noch größern Historiker,

als der Verfasser es ist, das historische Recht der Geistlichkeit zu beweisen gelänge, wäre damit das gegenwärtige Recht anerkannt? Wer auf eine solche Beweisführung sich einläßt und zu einem „Nein" gelangt, muß es sich auch gefallen lassen, wenn seine Beweise durch bessere übertrumpft werden, das „Ja" anerkannt zu sehen. Für unsere Zeit läßt sich nur sagen: und wenn auch das historische Recht der Kirche erwiesen wäre, so ist doch mit der Zeit die Schule Staatssache geworden, und daher können die Geistlichen nur vom Staat zum Lehren beauftragt werden; als aber der confessionelle Staat überwunden war und mit der Neuzeit der Staat verfassungsmäßig zu einem confessionslosen geworden, so war damit die Herrschaft der Kirche über die Schule, ja jede Einmischung derselben von selbst aufgehoben. Nun sollte aber auch die Consequenz gezogen werden, und wenn der Verfasser in dem zweiten Theil seiner Schrift auch theilweise auf dieselbe eingeht — vor einem entschiedenen Vorgehen scheut er zurück. Die Consequenz ist: in einem confessionslosen Staat ist auch die Schule confessionslos. Trennung der Kirche von der Schule, das ist das „Schiedlich, friedlich", bei dem beide Factoren am besten auskommen; gerade wer auf positivem Standpunkt steht, müßte diese Forderung stellen. Das schützt ihn am ersten vor der Gefahr, den Religionsunterricht von einem Mann gegeben zu sehen, dem er, ohne sein Gewissen zu beschweren, seine Kinder nicht anvertrauen kann. Der Verfasser will für die Volksschule die Confessionslosigkeit nur im Nothfall; sie in allen Fällen zu fordern, wäre die richtige Consequenz gewesen.

In der Schrift „Die Ueberbürdung der Schuljugend" von Friedrich Wilhelm Fricke (Nr. 5) erhebt dieser bekannte Pädagog seine warnende Stimme. Die überhandnehmende Kurzsichtigkeit, die Vorkommnisse von Irrsinn und sonstige Zeichen der Kräfteabnahme unserer Jugend mahnen Aeltern und Erzieher zur Vorsicht; dort, woher das Uebel Nahrung erhalten könne, sei der Hebel einzusetzen. Die Schuld will der Verfasser dem Vielerlei, das auf unsern Schulen der Jugend geboten wird, zuschieben; er empfiehlt vor allen Dingen die Einheitsschule, die Beschränkung des Unterrichts in den classischen Sprachen auf die Oberklassen, und die Schönschreibstunde als Stunde zur Anfertigung der schriftlichen Aufgaben. Die Kenntniß der classischen Sprachen scheint ihm nur für den Philologen nothwendig, er schließt sich also hier dem Schotten Bain an, der diesen Gedanken gleichfalls ausgesprochen und mit ähnlichen Argumenten zu begründen sucht. Die Lieblingsidee des Verfassers, die Durchführung der vereinfachten, d. h. phonetischen Orthographie, kehrt auch in dieser Schrift wieder. Mag er bisweilen etwas zu grell gemalt haben und in manchen Reformvorschlägen zu weit gegangen sein: seine Schrift enthält doch so vieles Beherzigenswerthe und Lehrreiche, daß wir derselben einen großen Leserkreis wünschen.

Ein recht willkommener Bote von jenseit des Oceans ist der Bericht über „Das öffentliche Schulwesen der Stadt Neuyork" von Hartwig Gercke (Nr. 6), indem er uns verkündet, daß auch dort drüben tüchtig am Volkswohl gearbeitet wird, und daß, wo Deutsche wohnen, sie am geistigen Leben ihres neuen Vaterlandes regen Antheil nehmen, denn ein Vortrag, der im deutschen geselligwissenschaftlichen Verein jener Stadt gehalten wurde, bildet ja den Inhalt dieser Schrift. Seit dreißig Jahren hat das Schulwesen Neuyorks einen ungeahnten Aufschwung genommen, sodaß diese Stadt jetzt 252 Schulen, außer 48 Schulen in Waisenhäusern und Besserungsanstalten, besitzt. Die Schulen sind sämmtlich Freischulen, und auch die Schulutensilien werden den Schülern unentgeltlich geliefert. Im Jahre 1881 kostete die Unterhaltung der Schulen circa 3,592080 Dollars, wozu noch für das College der Stadt 126360 Dollars kommen. Die Gesammtzahl der Lehrenden betrug 3483, darunter 2726 Lehrerinnen; 230000 Schüler waren angemeldet, der Durchschnittsbesuch jedoch belief sich nur auf 135000. Von fremden Sprachen wird Deutsch und Französisch gelehrt, ersteres aber bevorzugt. Wir haben hier das Beispiel einer aufopfernden Thätigkeit für die Bildungszwecke der Jugend: hoffen wir, daß sie gute Früchte trägt.

A. Sulzbach.

Zur deutschen Literaturgeschichte.

1. Gotthold Ephraim Lessing, der Apostel der Denkfreiheit. Von Hermann Dederich. Leipzig, Morgenstern. 1881. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Diese Schrift bringt zwei Abhandlungen, die erste über Lessing's befreiendes Wirken im allgemeinen, die zweite über seinen „Nathan"; sie ist erwachsen aus Vorträgen, welche der Verfasser vor einigen Jahren in Köln hielt. Zunächst erschrak ich etwas, als ich an das Lesen des Büchleins ging, und gleich fand, daß der Verfasser,

ohne gegen die conventionelle Autorbescheidenheit verstoßen zu wollen, die Behauptung aufstellen möchte, daß es in der gesammten großen Lessing-Literatur nur wenige solche oder vielmehr gar keine Schriften gibt, die den hochwichtigen Stoff in dieser prägnanten Kürze, dieser relativen Vollständigkeit besonders demjenigen vermitteln, der sich bündige Klarheit über diese gesammte Materie zu verschaffen gewillt ist.

Ei, dachte ich, stolz will ich den Spanier! Und ich las weiter und ward vollends kleinlaut bei dem nun folgenden Donnerwetter auf das Haupt des unbescheidenen Kritikers:

Mit voller Entschiedenheit muß ich mich verwahren gegen den heutzutage üblichen schulmeisterlichen Dünkel, der, meist selbst impotent, doch sich über die Bestrebungen anderer hermacht und

in hochbeiniger Grandezza einherstolzierend über alles, was er, oder weil er es selbst herzustellen sicherlich nicht vermag, mit arrogantem Achselzucken hinwegzusehen sich vermißt und erfrecht. Wie hochmüthig solche Leute auf mich und meine Arbeit herabsehen zu können glauben, haben sie mit sich selbst auszumachen; ich werde mich um derlei Radotage gar nicht kümmern.

Ei, sagte ich mir, mit diesem Autor mußt du vorsichtig umgehen, zumal da er deine kritische Competenz von vornherein so unsanft ablehnt. Also machte ich mich, ehe ich weiter las, so klein und bescheiden, als es mir irgend möglich ist, und da ich keinen Grund sah, die fernern Ausfälle des Vorworts gegen „die religiöse Intoleranz, die hochmüthige Ausschließlichkeit, die nur für die eigenen Satzungen die göttliche Autorität und Inspiration, und nur für ihre Complicen und Anhänger das ewige Heil als alleinige Domäne in Anspruch nimmt“, gegen „den religiösen Wahnwitz, der sich noch dazu hochmüthig aufbläht und in dieser maßlosen Ueberhebung noch so zart besaitet sich gerirt, daß er auch nicht die geringste Zurechtweisung, nicht den leisesten Tadel gegen sich, seinen Apparat, seine leiblichen Vertreter aufkommen lassen will“, gegen den „heuchlerischen Aberwitz“ u. a. m. als an meine Adresse gerichtet zu betrachten, da ich überhaupt gegen „ein freies offenes Wort, sollte es auch mit etwelcher Indignation, mit einiger Galle vorgebracht sein“, nichts einzuwenden habe, so brachte ich das Vorwort ohne allzu heftiges Herzklopfen zu Ende.

Der Leser sieht, daß der Verfasser des Heftchens den Mund ein bischen voll nimmt, und gegenüber so mancher vorlaut absprechenden Beurtheilung Lessing's von ultramontaner oder protestantisch orthodoxer Seite hat er auch nicht ganz unrecht, wenn er gleich des Guten etwas zu viel thut. Das hat jedenfalls die schätzenswerthe Wirkung, daß man in den beiden Abhandlungen ähnliche Ausfälle gegen „die Großsiegelbewahrer der Stupidität und des fanatischen Wahnglaubens“, gegen die „fanatisch-verbissenen Zeloten und ihre simpeln Nachtreter und Nachleierer in der einfältigen und hochmüthigen kaplanokratischen oder reactionär-conservativ-agrarisch-antisemitischen Sudelpresse unserer Tage“ mit Gemüthsruhe über sich ergehen läßt. Auch wüßte ich weiter nichts Erhebliches zu bemerken; die erste Abhandlung „Lessing als Theolog“ ist eine ganz hübsche Zusammenstellung des Wesentlichsten; in der zweiten ist der Gang der Handlung im „Nathan“, der Charakter der auftretenden Personen, der Lehrzweck der Dichtung ganz artig dargelegt, wennngleich für beide Arbeiten die treffende Bemerkung des Vorworts gilt, daß der Verfasser dem speciellen Fachgenossen nichts eigentlich Unbekanntes biete. Nicht einverstanden kann ich mich erklären, wenn es heißt, daß der Tempelritter nicht verstehe, sein Heil auf Pfaden zu suchen, welche ihm „der allerdings sonst gutmüthige, aber seinem Obern, dem schurkischen Patriarchen, in blinder Ergebenheit und moralischer Abhängigkeit ergebene Klosterbruder auf eine etwas dummpfäffisch aussehende Weise zu empfehlen bestrebt ist“. In meinem „impotenten schulmeisterlichen Dünkel“ finde ich darin eine völlige Miskennung dieser durchaus ehrlichen Haut, dieses Klosterbruders, welcher, lediglich der Pflicht des Gehorsams folgend, seinen schurkischen Auftrag ausrichtet, ohne ihn selbst entfernt zu billigen, sondern sich allezeit deckend durch ein treuherziges „sagt der Patriarch“. Wie der Verfasser seine Abneigung gegen das Antisemitenthum mit folgender Aeußerung vereinbaren will:

> Jüdischer Fanatismus ist der schlimmste, den man sich denken kann, schlimmer noch als der tollste römische; hat der erstere doch, wie man bei der Betrachtung unserer gesellschaftlichen und socialen Verhältnisse unbedingt zugeben muß, mit Humanität und Moral, mit Recht und Gesetz in völlig bewußter, jüdisch-berechnender Weise gänzlich gebrochen —

das vermag ich nicht zu ergründen.

Das Büchlein würde ohne diese Ausfälle gegen Kritiker, Zionswächter, Zeloten und Juden nicht übel sein, jetzt ist es sehr ungenießbar. Der Verfasser ist allem Anschein nach noch recht jung.

2. Die Schicksalsidee in Schiller's Braut von Messina und ihr innerer Zusammenhang mit der Geschichte der Menschheit. Von August Buttmann. Berlin, Damköhler. 1882. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Schiller's „Braut von Messina“ ist bekanntlich seit bald achtzig Jahren der Gegenstand vielseitiger Verhandlungen gewesen in Bezug auf die Frage, ob der Dichter wohlgethan habe, die antike Schicksalsidee dramatisch zu verwerthen. Schiller hat zahlreiche Nachtreter gefunden, herben Tadel und begeisterten Preis erfahren, und noch immer erscheint die Frage als eine offene, wenn wir Bücher wie das 1881 erschienene von Krafft über die „Braut von Messina“ und die auf dasselbe Schlußergebniß hinausgehende Schrift von Buttmann betrachten. Der Verfasser gehört nicht blos zu der großen Zahl derjenigen, welche die dichterische Bedeutung und Schönheit der „Braut von Messina“ preisen, sondern zu der ohne Zweifel weit geringern Zahl derer, welche auch die Einführung der Schicksalsidee auf die deutsche Bühne gutheißen. Ich muß gleich von vornherein gestehen, daß ich seine Ansicht nicht theile, auch durch seine Ausführungen nicht überzeugt worden bin, so viel Zutreffendes und Geistvolles auch der Verfasser in den vier Artikeln: „Der Chor der Alten“, „Der Chor in der Braut von Messina“, „Die Schicksalsidee bei den Alten“, „Die Schicksalsidee in der Braut von Messina“, zur Begründung seiner Ansicht entwickelt haben mag; und ebenso wenig möchte ich die Meinung theilen, daß „für die Hebung und Weiterentwickelung der modernen Tragödie gerade in dieser Tragödie ein reicher Schatz verborgen liegt“. Bei dieser principiellen Verschiedenheit der Ansichten will ich mir kein Urtheil über das kleine Buch erlauben, als daß dasselbe auch demjenigen, welcher nicht mit dem Schlußergebniß des vierten Artikels einverstanden ist, in den drei ersten Abschnitten eine nicht geringe Zahl fruchtbarer Bemerkungen darbietet.

3. Skizzen über Heinrich Heine. Von seiner Nichte Fürstin della Rocca. Mit 3 Illustrationen und 4 Facsimilebeilagen. Wien, Hartleben. 1882. 8. 3 M.

In Nr. 34 d. Bl. f. 1881 hat der Berichterstatter „Erinnerungen an H. Heine", von seiner Nichte Marie Embden-Heine, Principessa della Rocca besprochen. Schon nach Jahresfrist ließ die Verfasserin „Skizzen über Heinrich Heine" folgen. Machte das frühere kleine Buch den Eindruck des Unvermögens, die in demselben gebotene Nachlese zu des Dichters Lebensgeschichte künstlerisch zu gestalten, so ist dies nicht weniger bei dieser neuen Nachlese der Fall. Die hier mitgetheilten Charakterzüge aus dem Leben des Dichters machen noch mehr als die frühern den Eindruck, als seien sie der Niederschlag langjähriger weiblicher Erinnerungen; ein Vierteljahrhundert ist seit Heine's Tode dahingegangen; das wichtigste Material über ihn ist längst gesammelt und biographisch verwerthet; da machen denn diese Wiederholungen des theilweise längst bekannten oder erst vor kurzem in den „Erinnerungen" Mitgetheilten einigermaßen den Eindruck von moutarde après diner, den Eindruck, als ob die Frau Fürstin della Rocca diesen beiden Veröffentlichungen noch mehrere ähnliche aus dem Erinnerungs- oder Mythenschatze der Familie nachfolgen lassen könnte. Neben dem Eigenen steht das Entlehnte, neben dem wenigen Bedeutsamen viel Werthloses; die Darstellung ist untermischt mit längern Abschweifungen; der geschichtliche Faden, welcher diese Notizen verbindet, ist sehr locker gedreht; die in Anmerkungen beigefügten biographischen Notizen über Alfred Meißner und Karl Gutzkow sind sehr entbehrlich; kurz das Ganze macht einen durchaus dilettantischen Eindruck. Einzelnes mag indeß als interessant hier hervorgehoben werden.

Das früheste Gedicht Heine's, das sich erhalten hat, stammt aus dem Jahre 1813, also aus dem Anfang des 13. Lebensjahres des Knaben. In solchem Alter ist auch von einem Heine nichts Eigenthümliches oder Bedeutendes zu erwarten. Es ist ein Glückwunsch zum Hochzeitstag der Aeltern, sehr frei und schön geschrieben, mit zahlreichen kräftig geschwungenen Bogenlinien umrahmt. Das im Facsimile mitgetheilte Gedicht lautet:

O, habt ihr über Glück und Unglück noch Gewalt
Ihr Götter! — Gebt dem Glück auch heute viel' Befehle.
Denn Vater und Mutter, die schöne Seele
Feyern heute, ihren schönsten Tag.
Harry Heine.

Ein zweites Facsimile (Doppelblatt) ist insofern von Werth, als es eine Seite Prosamanuscript sowie eine Seite der Handschrift des „Wintermärchens" bringt, zum Beweise, wie sorgsam Heine auch seine anscheinend so leicht gearbeiteten, sorglos hinfließenden Schriften durchcorrigirte; diese Blätter bestätigen das Wort, welches August Lewald 1840 in der „Europa" schrieb:

Wie gern überredet man sich nicht, daß der Dichter seine Lieder nur so hinhauchte, daß der üppige Erguß aus der Fülle seiner Seele immer auch gleich die Gestalt gewinne, die uns erfreuen und entzücken kann. Wer aber die Manuscripte betrachtet, wird anderer Meinung werden. Diese reizende Leichtigkeit, dieser rhythmische Wohlklang, diese scheinbare Nachlässigkeit, es ist alles Frucht des sorglichsten Nachdenkens; die schärfste Kritik, das feinste Ohr wachen über die Hervorbringungen und geben ihnen ihre liebliche Vollendung.

Ein paar Geschichten dagegen zeigen uns auch den ganzen Heine. Seine Schwester Lottchen, die Mutter der Verfasserin unsers Buchs, war verheirathet an einen Herrn Embden in Hamburg, welcher gern Künstler und Schriftsteller in seinem Hause sah. Unter diesen befand sich auch Gutzkow, welcher eines Tags nach Tische sein Trauerspiel „Saul" vorlas. Durch das Mahl und die lange Vorlesung ermüdet, schlief Frau Embden beim dritten Act ein; glücklicherweise hielt man den Schlummer für eine durch die mächtige tragische Wirkung hervorgerufene Ohnmacht, und Frau Embden konnte sich mit Anstand zurückziehen. Sie berichtete dem fernen Bruder in launiger Weise ihr Misgeschick, und Heine antwortete:

Sorge dafür, liebes Lottchen, daß mir Campe den „Saul" sofort nach Erscheinen nach Paris sendet; ich leide viel an Schlaflosigkeit, und da kann mir dies vortreffliche Stück von großem Nutzen sein. . . . Heine besuchte oft den Frank'schen Buchladen in Paris, wo er einem österreichischen Schriftsteller begegnete, der Schulden halber Wien meiden mußte. Dieser drängte sich an Heine und sagte, als seine Bücher in Oesterreich verboten wurden, daß dieses Verbot weniger gegen ihn als gegen seinen Verleger Campe gerichtet sei, da es in Wien heiße, er ließe sich von Oesterreich bezahlen. Ruhig lächelnd erwiderte Heine: Herr V., Sie irren sich, ich werde ebenso wenig von den Oesterreichern bezahlt, wie die Oesterreicher von Ihnen bezahlt werden. . . . Gustav Heine besuchte seinen Bruder in Paris, von seiner Gattin begleitet, welche häßlich, klein und schmächtig war. Als Heine sie zum ersten mal sah, sagte er, mit einem Blick auf seine Frau Mathilde, eine schöne große volle Gestalt: Bruder, du hast von zwei Uebeln das kleinere gewählt. . . . Heine vertheidigte eines Tags eine These, die er den andern Tag verdammte. Einer seiner Freunde, sehr erstaunt über diese Vertheidigung, machte ihm Vorwürfe darüber. Heine antwortete mit dem unschuldigsten Gesichte, das man sich denken kann: Haben Sie wirklich angenommen, daß ich immer meiner eigenen Meinung sei? . . . So lange der Dichter noch selbst lesen konnte, las er vorzugsweise medicinische Werke, besonders solche, die von Rückenmarksleiden handelten, seiner Krankheit. Ein Freund bemerkte bedauernd: Wie kann man nur so traurige schaudererregende Bücher lesen? Da antwortete Heine: Ich studire mit Eifer diese Krankheit, damit, wenn ich all den unwissenden Aerzten im Himmel begegne, ich ihnen Vorlesungen halten kann, da sie nichts von dieser Krankheit verstehen.

So läßt sich noch mancher andere anziehende Zug aus dem Leben des Dichters wie seiner Mutter und seines Oheims Salomon Heine in Hamburg herausheben. Bei alledem möchte es mit diesen Nachlesen wol bald genug sein. Auch die Darstellung läßt bisweilen an Correctheit zu wünschen übrig.

Die Ausstattung ist vortrefflich. Außer den bereits erwähnten zwei Facsimile-Blättern bringt das Buch als drittes einen Brief Heine's an seine Mutter; an der Stirn des ganzen Werks erscheint ein schönes Rundbild des Dichters, von rechts im Profil gefaßt.

4. Grundzüge der deutschen Literaturgeschichte. Ein Hülfsbuch für Schulen und zum Privatgebrauch. Von G. Egelhaaf. Zweite Auflage. Mit Zeittafel und Register. Heilbronn, Henninger. 1882. Gr. 8. 2 M.

Schulleitfäden der deutschen Literaturgeschichte können in d. Bl. nur ganz kurze Besprechung finden. Der vorliegende geht von der Anschauung aus, daß die gegenwärtig üblichen Leitfäden vielfach an Ueberfülle des Stoffs leiden, daß andererseits Herbst's Weise, sich lediglich auf die höchst bedeutenden Erscheinungen zu beschränken und auf die Beleuchtung aller Mittelglieder zu verzichten, ein ebenso unrichtiges Bild gibt. In beider Hinsicht darf man ihm recht geben, wenn auch mit der Einschränkung, daß das ersterwähnte Gebrechen sich durch eine verständige Auswahl von seiten des Lehrers leicht aufheben läßt. Der vorliegende Leitfaden sucht nun beide Weisen derart zu verbinden, daß er die bedeutendern der minder wichtigen Persönlichkeiten erwähnt oder ganz kurz betrachtet, die Hauptträger der deutschen Literatur aber verhältnißmäßig umfassender behandelt, sodaß doch auf $9\frac{1}{2}$ Bogen ein übersichtliches Bild der wichtigsten Wandelungen und Erscheinungen unsers Schriftlebens geboten ist, welches seinem Zwecke ganz wohl entspricht. In einem Buche für die Schule hätte übrigens Goethe's Verhältniß zu Christiane füglich unerwähnt bleiben oder doch nur derart erwähnt werden sollen, daß der erst 1806 erfolgten Trauung nicht gedacht wurde.

5. Heimaterinnerungen an Franz Dingelstedt und Friedrich Oetker. Von Julius Rodenberg. Berlin, Paetel. 1882. 8. 4 M.

Genäschige Kinder, welche die Wahl zwischen Brot und Zuckerwerk haben, verspeisen gemeiniglich das letztere zuerst; sind wir älter geworden und weiser, so stillen wir zuerst unsern Hunger mit dem Brot und heben uns den Kuchen für den Schluß auf, um nicht blos gesättigt zu sein, sondern auch uns des letzten guten Bissens noch eine Weile zu erfreuen. Dieses Gleichniß mag es erklären, wenn wir Julius Rodenberg's „Heimaterinnerungen" an letzter Stelle hier besprechen. Julius Rodenberg ist ein Sohn jener Grafschaft Schaumburg an der Weser, welche seinerzeit für das „kurhessische Sibirien" galt; er hat, freilich zwanzig Jahre später, auf denselben Bänken des Gymnasiums zu Rinteln gesessen, auf denen Friedrich Oetker und dessen jüngerer Mitschüler Franz Dingelstedt saßen; er war diesen beiden ältern Landsleuten durch eine Reihe von Jahrzehnten befreundet; was wunder, daß er, nachdem die beiden ältern Freunde im Laufe eines Vierteljahres, im Februar und Mai 1881, durch den Tod hinweggenommen worden, das Bedürfniß empfand, ihnen ein gemeinsames literarisches Denkmal aufzurichten. Wir begrüßen es in dem vorliegenden zierlichen Buche.

Ein seltsames Schicksal hat es gefügt, daß Friedrich Oetker, der Sohn des niedersächsischen Müllers, und Franz Dingelstedt, der Sohn des ehemaligen kurhessischen Feldwebels und nachmaligen Rintelnschen Klostervogts, auf der Schulbank Freundschaft machten, um fortan die verschiedensten Wege zu gehen: zwei durchaus verschiedene Naturen, aber immer zusammengehalten durch die Erinnerung der Jugendfreundschaft, die gegenseitige Hochachtung. Friedrich Oetker mußte sich mit Mühe durch eine verspätete Schulzeit durchkämpfen; er ist lebenslang der Volkstribun seines kurhessischen Vaterlandes gewesen; er hat mit niedersächsischer Zähigkeit für das Recht des Volks gekämpft, mit niedersächsischer Standhaftigkeit das Leid vieljähriger Verbannung getragen; in Wort und Schrift viele Jahre hindurch Vorfechter des Nationalvereins, welcher für Deutschland die preußische Spitze forderte, drei Jahrzehnte lang Vertreter seiner schaumburgischen Heimat in verschiedenen Parlamenten, das Musterbild eines uneigennützigen Politikers sogar darin, daß eine lebenslang dauernde Heiserkeit ihm nicht einmal gestattete, durch das zündende Wort zu wirken; Oetker, der einsame Junggeselle, welcher schließlich 72 Jahre alt, von welchen er 63 krank gewesen, zu Berlin im Krankenhause stirbt und in hessischer Erde ein ehrenvolles Grab findet — ein Mann so tapfer und treu und selbstverleugnend wie kaum ein anderer. Und neben ihm Franz Dingelstedt, das Glückskind, der flotteste Lateiner seiner Schule, genial angelegt, hochbegabt als Dichter, gesund, von schöner stattlicher Erscheinung, ein Liebling der Frauenwelt; er verläßt die Laufbahn des Gymnasiallehrers, um „kosmopolitischer Nachtwächter" und Journalist zu werden, wird Hofrath in Stuttgart, Leiter der Hofbühnen in München, Weimar, schließlich des wiener Hofburgtheaters, reich an Ehren, ein gefeierter Schriftsteller und glücklicher Familienvater, das Schoßkind der vornehmen wiener Gesellschaft, der Sohn des kurhessischen Feldwebels zum österreichischen Freiherrn erhoben — welcher Schicksalswechsel in aufsteigender Linie, und zwar nicht durch das Glück, sondern vor allem durch eigene Schnellkraft und Tüchtigkeit. Dort der selbstlose, ausharrende Politiker; hier der ehrgeizige, vorwärtsstrebende, in allen Sätteln gerechte Lyriker, Romandichter, Kritiker, Theaterleiter, dessen glänzender Genialität blos jene einfache Schönheit mangelte, welche auf die weitesten Kreise wirkt: ist es nicht seltsam, daß diese beiden eigenartigen bedeutenden Menschen aus derselben stillen Weltecke an der Weser hervorgingen, auf derselben Schulbank saßen?

Ein günstiges Geschick hat es gefügt, daß der jüngere Landsmann ihnen geistesverwandt genug war, um ihnen im Leben nahe zu treten und nach dem Tode der Freunde einen Abriß ihres Lebensbildes zu zeichnen, von dem wir nur bedauern müssen, daß dem vielbeschäftigten Schriftsteller nicht die Muße gewährt war, aus dem fein und zierlich gearbeiteten Doppelbilde zwei gesonderte Bilder im großen Stil zu gestalten. Aber auch so ist Rodenberg's Buch eine willkommene Gabe; es führt uns in anmuthigem Wandelgang durch das Leben der beiden Freunde, wobei freilich Dingelstedt als das glänzendere

Gestirn der beiden den Hauptantheil erhält; mit Liebe und zugleich mit Unparteilichkeit geschrieben, für Dingelstedt's Schwächen keineswegs blind, aber seine reichen Gaben, sein bedeutendes Wirken voll anerkennend, nicht trocken biographisch, sondern mit feuilletonistischer Bequemlichkeit von einem zum andern übergehend, aus völliger Kenntniß und doch anmuthig geschrieben, liest sich das Buch von Rodenberg vortrefflich, ist es zugleich ein Denkmal wahrer landsmannschaftlicher Freundschaft.

Wilhelm Buchner.

Romane und Novellen.

1. Am Heidstock. Roman von Ferdinande Freiin von Brackel. Köln, Bachem. 1881. 8. 4 M. 20 Pf.
2. Novellen von Helene Böhlau. Berlin, Hertz. 1882. 8. 5 M.
3. Unter der Herreneiche. Roman von Josephine Flach. Köln, Bachem. 1881. 8. 4 M. 20 Pf.
4. Die Geheimnisse von St.-Louis von Heinrich Börnstein. Zwei Bände. Dritte Auflage. Altona, Verlags-Bureau. 1881. Gr. 8. 6 M.
5. Ella, das Judenkind. Ein Zeitroman von Kathi von Klosterzell. Drei Bände. Berlin, Wohlgemuth. 1882. Gr. 8. 15 M.
6. Die Tante. Ein Sittenbild aus dem jüdischen Familienleben von Daniel Ehrmann. Wien, Hölder. 1881. 8. 3 M.
7. Eine Schwedenkönigin. Historischer Roman von Marie von Najmájer. Zwei Bände. Breslau, Schottländer. 1882. 8. 6 M.

Der Roman „Am Heidstock" von der Freiin Ferdinande von Brackel (Nr. 1) behandelt eine Falschmünzergeschichte und ist mit großer realistischer Schärfe erzählt. Die Verfasserin bewegt sich mit Gewandtheit in der bürgerlich alltäglichen Welt, der sie alle ihre Pointen, ihre Freuden und Leiden, ihre oft die tiefste Tragik des Lebens berührenden Seiten abzulauschen weiß und in welcher sie vor allem die charakteristischen Töne anzuschlagen versteht. Die genialen Linien eines Teniers, eines Wouverman oder die poetisch stimmungsvolle Bilder hervorzaubernden Farben eines Ruisdael stehen ihr freilich nicht zu Gebote. Hier treten uns die Frau, der Bürger, der Bauer ohne die typische Ausarbeitung entgegen, mit welcher jene Maler der niederländischen Schule ihre Meisterwerke schufen: eine Behandlung, welche bewirkt, daß wir vor einem Falschmünzer oder einem Pferdeknecht jener Künstler noch heute wie vor einer Offenbarung der höchsten Kunst staunen. Die Gestalten des Romans der Freiin von Brackel dürften solche Bewunderung nicht hervorrufen. Es sind schlichte, oft etwas nüchtern erscheinende Leute, aber die Hand, welche sie zeichnet, versteht feste und sichere Contouren zu ziehen und erhebt sich damit weit über die große Menge. Selbst wo sie Naturbilder gibt, weiß sie die Verschwommenheit und Ueberschwenglichkeit zu vermeiden, welche häufig, und vornehmlich bei Frauen, solchen Schilderungen anhaftet. Freilich ergibt sich aus der etwas dünnen Pinselführung ein oft mehr minutiöses als charakteristisch gefälliges Bild. Man höre, wie sie beschreibt:

Stilles Waldesdunkel, wie hochstämmiger dichtbelaubter Buchenwald es zu schaffen weiß. Auf der aufsteigenden Höhe des Bergrückens, der die Gegend durchschneidet, ist inmitten des Waldes eine Lichtung, ein kleiner Waldplatz. Einige mächtige Baumriesen, Tannen, Buchen und Eichen im bunten Gemisch, recken ihre Zweige darüber hin. Allerhand dichtes Gestrüpp macht sich dazwischen breit und umhegt den Platz fast gänzlich. Man sieht, es ist ein Fleckchen, das die Forstcultur unangetastet ließ, und wo die Natur sich dann in der bunten Mannichfaltigkeit erging, die sie überall zeigt, wo des Menschen Hand nicht schulmeisternd eingreift. Kurzes feines Waldgras bedeckt den Boden, und kleine Blüten aller Art sehen daraus hervor. Der Thymian duftet, und die große Glockenblume schaukelt träumerisch ihr schönes Haupt. In der Mitte des Platzes bemerkt man eine wallartige Erhöhung. Gras und Blüten haben auch sie überwuchert; graue alte Steinplatten aber bedecken ihren Scheitel, und aus denselben ragt dürr und braun ein nackter alter Pfahl hervor. Man weiß kaum rechte Deutung für den Pfahl zu finden; seltsam runenhaft sieht er in der sommerduftigen Umgebung aus. Ist er der Ueberrest eines alten Opferaltars? Ist er einst ein Grenzzeichen gewesen, und schützt ihn noch die Ehrfurcht, mit welcher die alte Zeit ihre Grenzmarken umgab? Er steht wenigstens unangetastet seit Generationen, und niemand weiß mehr die Sommer und Winter zu zählen, die der alte Pfahl an sich vorüberziehen sah. Im Volksmunde heißt er der „Heidstock"; denn bis auf die Zeit der heidnischen Vorfahren führt die Sage seinen Ursprung zurück, und allerhand Glauben und Unglauben haftet daran.

Der romantische Nimbus, der mit diesen Eingangsworten den Heidstock umgibt, täuscht über den Inhalt des Romans. Die Verfasserin läßt sich damit ein glückliches Motiv entgehen. Im Heidstock sammelt die Falschmünzerbande ihr gefälschtes Geld; Spießgesellen und Liebespaare treffen sich an ihm; zum Schluß birgt er die Documente, welche der Tugend zum Siege helfen. Aber die Geister der Vergangenheit, die dereinst von den Wipfeln der hier ihre Schatten werfenden alten Bäume den im dargebrachten Opfer emporsteigenden Tribut einer spätern Welt wohlgefällig annahmen, ziehen nicht durch den Roman. Das, wozu der Opferaltar dient, könnte jedes andere Geräth sein. Der geheimnißvolle altheidnische Platz bekommt in der Entfaltung des Stoffs ein mehr pfahlbürgerliches als romantisches Gepräge.

Die „Novellen" von Helene Böhlau (Nr. 2) sind allem Anscheine nach eine Erstlingsarbeit. Das Buch enthält drei Erzählungen: „Im Banne des Todes", „Salin Kaliske" und „Maleen".

In der ersten zeigt sich Leben und Tod in der Gestalt zweier Männer, die als Bewerber um das Herz eines Mädchens auftreten, und der Tod bleibt Sieger. Geliebt von einem lebenskräftigen, künstlerisch wirkenden Kopfe,

ergibt das Herz einer Frau sich einem zweiten, der auf dem Siechbette hoffnungslos dem Tode entgegengeht. Dieser etwas sonderbare Stoff ist ganz abweichend von der technischen Schule der Novellistik gestaltet. Helene Böhlau kennt nicht die Regeln der Kunst, oder sie will sie nicht beobachten. Ihr ästhetischer Schwerpunkt ist immer von der äußern in die innere Welt verlegt. Die Entwickelung des Stoffs verschmäht allen thatsächlichen Inhalt. Es geschieht im gewöhnlichen Sinne des Wortes nichts von Bedeutung in ihrer Novelle. Weil sie aber ein Ohr für die Pulsschläge der Seele hat, so geschieht trotzdem doch viel darin. Mit dem Abweichen vom Wege der literarischen Technik, wozu sie mehr in naiver als in bewußter Absicht den Muth hat, bringt sie eine Originalität in ihre Schöpfungen, die auf den ersten Blick frappirt. Weil sie empfindungsvoll ist, schafft sie etwas, das lebt und das Herz trifft. Ihre Gestaltungen gleichen den schattenhaften grauen Pastellbildern, die zart, duftig und graziös aus dem Rahmen hervorsehen.

„Salin Kaliske" erzählt die Geschichte eines Heimatlosen, eines Bildschnitzers, der früh die Aeltern verliert, in die Welt gestoßen wird und nicht mehr den Hafen erreicht, selbst dann nicht, als er liebt. Diese Novelle ist noch mehr als die erste formlos gestaltet. Die Verfasserin erzählt ohne Steigerung, ohne Concentration, ohne künstlerische Gruppirung. Oefter schweift sie an das Barocke mit ihren Erfindungen, und trotz dieser Ausstellungen fesselte sie uns auch mit diesem Bilde. Wir führen die folgende Probe an, der wir voraussenden, daß die Aeltern Salin Kaliske's ohne den Segen der Kirche vereint lebten, weil seine Mutter eine Katholikin und sein Vater ein Jude war:

Es war am Abend vor Salin Kaliske's elftem Geburtstage. Michael war mit seinen Schnitzwaaren ausgegangen, um sie zum Verkaufe zu bieten. Josepha ging ruhigen, heitern Gesichts bald hier-, bald dorthin und nahm aus dem Schranke Salin's eins ihrer Feiertagskleider; bei allem, was sie that, bewegten sich ihre Lippen zum leisen Gebet. Endlich rief sie Salin, der im Garten spielte, zu sich herauf und trat ihm mit Thränen im Auge entgegen: „Ach, Salin", sagte sie, „mein Kind, Gott wolle dich um deiner Mutter Unrecht nicht strafen." Indem sie das sagte, weinte sie so heftig, daß der Knabe den Arm um ihren Hals schlang und jammernd rief: „Meine gute Mutter!" Da trocknete sie die Thränen und sagte: „Es ist schon spät." Darauf entkleidete sie das Kind, badete es und zog sich und ihm die Feiertagskleider an. Salin verwunderte sich und fragte: „Ei, Mutter, was thust du? Ich denke, ich soll zu Bette, und du fängst wieder von neuem an!" „Ja, mein Kind", erwiderte ihm Josepha, „komm mit mir und folge deiner Mutter; ich kann dir nicht sagen, was wir thun wollen, denn du verstehst mich nicht. Wir gehen jetzt ganz nah zum Herrgott, das ist etwas sehr Heiliges; sei nur gut." Beide gingen schweigend zum Hause hinaus. Schon schien der Mond, und die kalte Herbstluft strich durch die Gassen. Die Mutter zog Salin dicht an sich heran, sodaß er ganz geschützt ging. Manchmal fühlte er, wie sie seine Hand drückte. Endlich traten sie durch eine hohe Pforte in eine dämmerige, wie es ihm schien, unendlich große Kirche ein. Gewaltig klang die Orgel durch den hohen Raum und umbrauste die mächtigen Pfeiler. „Wo sind wir, Mutter, wo sind wir, laß uns doch fort von hier!" rief der Knabe und klammerte sich an der Mutter Kleid. „Bei Gott sind wir", sagte sie, weinte wieder und zog das Kind an ihre Seite. Sie zitterte am ganzen Körper und weinte und weinte, daß die heißen Thränen ihr die Wangen hinabliefen. Dann stand sie auf und drückte sich mit dem Knaben an der Hand längs den Pfeilern hin im tiefsten Schatten. Salin's Herz klopfte laut; der Ort war ihm unheimlich. „Ach, Salin, was dein Herz klopft", sagte Josepha, sie hatte es gefühlt. Hin und wieder brannte ein Licht an den Säulen, wo ein Weihwasserkessel hing, oder ein Gnadenbild stand; dort sah man Gestalten vorübergehen, die sich beugten, wieder erhoben und weiter schritten. Jetzt blieb Josepha stehen, ängstlich lauschte sie und blickte scheu um sich; aber nirgends hörte sie etwas. Die Orgel war verstummt, Josepha betete ein Vaterunser und ein Ave, gebot dem Knaben ihr es nachzusprechen, aber leise. Darauf tauchte sie die Hand in ein Weihwasserbecken, vor dem sie stand, hieß Salin die Hände falten und besprengte sein Haar und feuchtete seine Stirn mit dem geweihten Wasser. Dann sprach sie folgende Worte: „In Gottes Namen und in seines Sohnes Namen taufe ich dich. Die heilige Jungfrau möge dich beschützen. Deiner armen Mutter möge ihr Unrecht vergeben werden. Mache ihn glücklich, Herr Gott!"

Die Mutter, die ganz nah zum Herrgott geht, um ihrem Sohne das mystische Symbol auf die Stirne zu träufeln, kann nicht inniger und mit einer höhern Keuschheit der poetischen Mittel geschildert werden.

Die schwächste Novelle ist die letzte: „Maleen", die häufig durch einen Zug von Dilettantismus stört. Sie schildert wieder ein einsames und verfehltes Leben, diesmal das einer Frau, welche hinausgetrieben aus der Heimat zu Grunde geht. Bei ihr ist die Liebe zu einem Unwürdigen das Golgatha ihres Herzens; sie opfert sich auf, um das von ihm begangene Unrecht zu sühnen. Die Novelle, welche in Rostock spielt, gibt in manchen Schilderungen ein gelungenes Bild der alten Hansestadt; aber ihr Stoff ist nicht frei von einer ungesunden und kränklichen Sentimentalität.

„Unter der Herreneiche" von Josephine Flach (Nr. 3) ist eine jener Geschichten des alltäglichen Lebens, zu denen die beiden berühmten Erzählerinnen des Nordens, die etwas flache, aber phantasievolle Emilie Flygare-Carlén und die begabtere und gemüthvolle Fredrika Bremer, die Incarnation gegeben haben. Hier ist der häusliche Herd mit seinen Penaten der Mittelpunkt der Welt. Was draußen weit umher geschieht, tönt hier nicht herein. „All our adventures were by the fire-side, and all our migrations from the blue bed to the brown" — diese Kennzeichen einer der liebenswürdigsten Alltagsgeschichten, die es gibt, der von Goldsmith erzählten des Vicars von Wakefield, passen auch hier. Josephine Flach hat den Edelhof des Herrn von Wulfshagen zum Schauplatz ihrer Erzählung gewählt; die dort auftretenden Personen sind: der etwas martialische Gutsherr, die naive Tochter Hildegard und die an den Nerven und an andern weiblichen Schwächen leidende Gebieterin über das Schloß und das Herz ihres Mannes. Diese Frau ist lebenswahr und glücklich geschildert. Sie gehört zu der Gattung von Frauen, für welche Jean Paul die bekannte Klassification gefunden hat. Nicht der Strickstrumpf, sondern eine Art von moderner Handarbeit, die

mehr dem Salon angemessen ist, die point-de-lace-Stickerei, bildet das Vehikel für ihre Geistesthätigkeit. Als der Tod ihr den Gatten nimmt und sie die point-de-lace-Stickerei mit den ihr vom Schicksal entgegengetragenen Fäden beginnt, bringt sie mannichfache, auch in das Leben der Tochter herb eingreifende unliebsame Wirrsale und Verschlingungen hervor, die endlich der heraufbeschworene deus ex machina glücklich löst.

Josephine Flach erzählt gut und bringt eine angenehme Wirkung hervor, die allerdings mit der durch die Kunst erzeugten nichts gemein hat. Hier spricht eine gebildete Frau der bessern socialen Sphäre, die sich mit einiger Wohlgefälligkeit als solche schon durch die Widmung kennzeichnet; das Buch ist nämlich ihrem Vater zugeeignet, dem Dr. Ch. Flach, Präsidenten des herzoglich nassauischen Oberappellationsgerichts und des Cassationshofs, wirklichem Staatsrath u. s. w. und zwar „zum Andenken", was darauf schließen läßt, daß der Vater bereits verstorben war, als die Tochter ihr Werk unter seine Auspicien stellte.

„Die Geheimnisse von St.-Louis" von Heinrich Börnstein (Nr. 4) gehören den in Heften publicirten Romanen an, welche durch Effecte die größere Leserwelt fesseln. Der vorliegende erscheint in dritter Auflage. Er behandelt die Gründungsgeschichte von St.-Louis in Nordamerika, deren Episoden in die weitab davon liegende Epoche hineinspielen, wo deutsche Einwanderer den Boden mit ihrem Schweiße düngten. Die Einzelheiten, welche erzählt werden, sind häufig craß erfunden und auf starke Nerven gemünzt. Der Roman ist in der Zeit geistig geboren, als es ein Beweis von vorgeschrittenem Liberalismus war, in dem Priester einen Tyrannen ad hoc zu sehen und den Jesuiten — nicht den Jesuitismus — für eine Incarnation des Geistes der Finsterniß zu halten. In der Erzählung wird ein Jesuit in der Weise für das allgemeine Wohl abgeschlachtet, daß er lebendig in das Grab gelegt und mit einer centnerschweren, mit Kirchenschmuck angefüllten Kiste zugedeckt wird. Der Schatz durchzieht dann gleich einem rothen Faden die Evolutionen des Romans.

Kathi von Klosterzell heißt die Verfasserin von einem Zeitroman „Ella das Judenkind" (Nr. 5), der in drei Bänden vorliegt. Er ist durch eine Vorrede eingeleitet. In dieser heißt es unter anderm:

> Sinai und Golgatha! Die Scharen sind um euch gesammelt, feindlich steht ihr euch gegenüber. Und es scheint, als ob ihr beide in der Wüste lagert. Wohl war Sinai nothwendig, denn durch Gesetze nur kann man ein Volk regieren. Aber die Erfüllung des Gesetzes liegt nur allein in der Freiheit des Geistes, und wo es nicht in dieser Freiheit erfüllt wird, da macht es uns zu Knechten und wir müssen, wie die Juden in Aegypten, elenden Frondienst leisten. Aber wo, wo ist diese Freiheit anders denn zu finden als auf Golgatha! — wo die Erlösung von der Knechtschaft, wo die Vollendung, daß uns das Gesetz nicht mehr ein fremdes, auferlegtes, sondern eins, das sich selbst erfüllt durch die Macht der Liebe, wo anders als auf Golgatha! — So, lieber Leser, wurde das Buch, das ich dir sende, in dem Novembersturm geboren, der mächtig durch das Land ging und jeden einzelnen an seinen Wurzeln rüttelte. Dies Judenkind sucht Einlaß, es will dir erzählen, wie Sinai und Golgatha nicht einander auflösen, sondern sich erfüllen, wie die Barmherzigkeit von Golgatha herübersieht in treuer, selbstloser Liebe auf Sinai, und wie ihm ferne liegt die Hetze und Zerstörungssucht."

Wie man hieraus sieht, beabsichtigt die Verfasserin ihr literarisches Scherflein zur Lösung des Conflicts zwischen Semiten und Antisemiten beizutragen. Daß ein Unterschied zwischen Sinai und Golgatha vorhanden ist, scheint ihr lebhafter vorzuschweben als der Unterschied zwischen einer verworrenen und einer klaren Gedankenfolge. Sie klassificirt das Judenthum und Christenthum dahin, daß jenem Gesetze gegeben, weil durch diese „nur ein Volk regiert werden kann"; die Erfüllung der Gesetze liege aber in der Freiheit des Geistes; daher lösen sich beide nicht auf, sondern ergänzen einander — erfüllen sich, wie sie sagt. Wie sonderbar sich manches in manchem Kopfe widerspiegelt! Der alttestamentliche Jehovah, der mit dem auserwählten Volke einen Bund schließt, kraft dessen dieses seinen Schutz und seine Fürsorge durch die Befolgung bestimmter Staats- und Lebensnormen erlangt — eine Anschauung, die dem persönlichen Verhältnisse zwischen beiden entspricht —, wird in ihrer Vorstellung zu einem Minister des Innern, der aus Opportunitätsgründen verschiedene gesetzliche Schlagbäume aufrichtet. Das Freimachen vom Stammesgotte zu einer weltumfassenden Vereinigung, die messianische Erfüllung des Gesetzes, die Freiheit des Geistes, die das Gesetz überwunden hat, wie Paulus sagt, wird von ihr etwas confus zu einer Befreiung vom Frondienste in Aegypten gemacht! Jedoch kann man ungefähr verstehen, was sie meint, und da ihre Idee ganz richtig ist, daß Sinai und Golgatha ineinander wurzeln, so ist man begierig, welchen Beitrag ihre Fabel zur Lösung der Judenfrage bietet.

Hier tritt jedoch eine Enttäuschung ein. In drei starken Bänden erzählt sie uns die Geschichte eines Judenkindes, welches bei jeder Gelegenheit Antipathie gegen seinen Cultus äußert und sich einer unwiderstehlichen Zuneigung zum Christenthum nicht erwehren kann. Zum Schluß offenbart es sich als eine Christin, die durch eine sonderbare Verschlingung von Schicksalsfäden jüdisch erzogen wurde. Dadurch erklärt sich ihr der mystische Trieb des Kindes zum Heilande hin.

Inwiefern diese Geschichte dazu dient, den Conflict zu lösen, der vor kurzem vielen Staub aufwirbelte, vermögen wir nicht zu erkennen.

„Die Tante" von Daniel Ehrmann (Nr. 6), eine Erzählung, die sich „ein Sittenbild aus dem jüdischen Familienleben" betitelt, führt uns in das Haus und in das Leben der Juden der guten alten Zeit. Die Schicksale, welche hier entschleiert werden, zeichnen sich nicht vor den alltäglich vorkommenden aus, und die Schreibweise mit ihrer behaglichen Breite erhebt das Buch ebenso wenig über das literarische Mittelgut.

Marie von Najmájer stellt ihrem Roman „Eine Schwedenkönigin" (Nr. 7) mit der etwas pomphaften Bezeichnung „historischer Roman" eine Aufgabe, die er nur in sehr abgeschwächtem Grade erfüllt. Den Stoff dazu gibt die Geschichte Karin's von Schweden und König Erich's ab. Wir sind in der schwedischen Geschichte nicht hinlänglich bewandert, um beurtheilen zu können, ob die Verfasserin sich immer streng an die geschichtliche Wahrheit gehalten hat. Nach Lessing's Ausspruch scheint es uns jedoch entschieden, daß die Bedeutung einer historischen Fabel nicht nach ihrer geschichtlichen Treue abzumessen ist. Zuerst die künstlerische Wahrheit, dann die historische Genauigkeit — so ungefähr spricht sich jener große deutsche Aesthetiker aus, und damit ist die Sache für alle Zeiten festgestellt.

Was die künstlerische Seite des Romans der Frau von Najmájer anbelangt, so erhebt sie sich nicht über das Niveau der Gewöhnlichkeit. Die Erzählung erscheint wie in einem Cyklus von Nebelbildern, die sich nacheinander entfalten und einander ablösen, ohne eine tiefere Spur, ohne einen bedeutendern Eindruck zu hinterlassen. Lina Vagt.

Zoologische Schriften.

1. Vergleichende Zoologie für die Mittel- und Oberstufe höherer Schulen, sowie zum Selbstunterricht. Von Karl Leonhardt. Mit 18 lithographischen Tafeln. Jena, Matthäi. 1883. Gr. 8. 6 M.

Die Behandlungsweise des zoologischen Lehrstoffs ist neu in diesem Buch. Der Verfasser geht von dem Grundsatz aus, „daß der Unterricht mit der Beobachtung und Beschreibung einzelner Thiere zu beginnen ist und durch Vergleichung verwandter Formen zum Verständniß des Systems hinüberzuführen hat". Es ist dies zweifellos auch der Weg, auf welchem die zoologische Forschung von Einzelbeobachtungen zu allgemeinen Zusammenfassungen allmählich fortgeschritten und von der Betrachtung des Individuums zum Aufbau eines Systems geführt worden ist. Mithin ist hierin die einzig logische Methode für ein geregeltes Studium, beziehungsweise für einen zweckmäßigen Unterricht zu erkennen. Es war auch die bei seiner Lehrthätigkeit gewonnene Erfahrung, welche den Verfasser veranlaßte, ein Lehrbuch von diesen Gesichtspunkten aus zusammenzustellen. Er beginnt naturgemäß mit den niedrigsten Formen und läßt die Schilderung der Klasse derjenigen des Stammes vorausgehen. Innerhalb einer jeden bespricht er die äußern und innern Formverhältnisse sowie die Functionen der Organe in genau derselben Weise, sodaß eine Vergleichung dieser Gruppen untereinander sehr leicht ermöglicht wird. Es tritt sofort das Gemeinsame und das Trennende in der Organisation hervor, wodurch das Verständniß des Lernenden vom Einfachen zum Zusammengesetzten gefördert, sein Interesse rege erhalten wird. Ein bestimmtes Beispiel mag die Art der Darstellung veranschaulichen. „8. Klasse: Säugethiere. Mammalia. 1. Ordnung. Gabelthiere, Monotremata. Fossile. Verbreitung. Größe. Körperbedeckung. Kopf, Hals, Rumpf. Ohren, Augen. Nase, Luftweg, Stimme. Speise und Speiseweg. Blut, Muskeln, Skelett. Beine. Schwanz. Fortpflanzung. Geistiges Wesen. Systematik."

Nachdem unter diesen einzelnen Ueberschriften das Erwähnenswerthe angeführt ist, folgt zum Schluß eine zusammenfassende Charakteristik der Ordnung. In derselben Weise wird sodann „2. Ordnung. Beutelthiere" behandelt und so fort bis hinauf zu den Affen. Den Abschluß der Säugethiere bildet eine Zusammenfassung der Klassencharaktere, und daran reiht sich eine ebensolche des ganzen Stammes Vertebrata.

Das vom Verfasser gewählte System entspricht den neuesten Forschungen, schließt sich namentlich an die Haeckel'sche Auffassung derselben an. Daher denn auch die keineswegs zu billigende Stellung der Echinodermata hinter den Würmern, welch letztere sich den Zoophyten anschließen. Die von vielen Zoologen anerkannten Typen der Molluscoidea und Tunicata werden mit den Würmern vereinigt. Das Gegebene ist klar und, soweit wir beim Lesen verschiedener Abschnitte gefunden haben, richtig. Bei den Diptera findet sich die irrige Angabe, daß der Sandfloh seine Eier unter die Haut von Menschen und Säugethieren lege, während sie von dem bis zur Hinterleibsspitze in der Haut verborgenen Weibchen nach außen abgesetzt werden. Die auf 18 lithographischen Tafeln dargestellten zahlreichen Abbildungen sind theils nach Wandtafeln des jenenser zoologischen Instituts, theils nach guten Holzschnitten anderer Bücher, zum Theil auch vom Verfasser selbst nach der Natur angefertigt worden; sie sind für den Zweck des Buchs sehr instructiv und sauber ausgeführt.

Es wäre zu wünschen, daß sich dieses Unterrichtsbuch auf recht vielen Schulen einbürgere und das Verständniß und Interesse für Zoologie erwecke und vermehre. Freilich setzt der Gebrauch desselben auch einen Lehrer voraus, der sich selbst bis zu einem höhern Verständniß durchgearbeitet hat, als es heutzutage häufig genug gefunden wird. Solange allerdings noch Universitäten existiren, wo die trockene, auf Aeußerlichkeiten aufgebaute Systematik den Gipfelpunkt oder einzigen Gegenstand der gesammten Zoologie bildet, wird man sich nicht wundern dürfen, wenn sich auf Schulen kein vernünftigerer Standpunkt geltend machen kann.

2. Das Süßwasser-Aquarium. Kurze Anleitung zur besten Construction der Aquarien und Instandhaltung derselben, sowie Schilderung der Süßwasserthiere. Von E. Graeffe. Mit 50 in den Text gedruckten Abbildungen. Zweite Auflage. Hamburg, O. Meißner. 1881. 8. 1 M. 50 Pf.

Der Verfasser beabsichtigt durch sein Werkchen das Interesse an der Beobachtung lebender Süßwasserthiere, welche

einem jeden leicht zur Verfügung stehen, zu wecken, indem er in knapper, leicht faßlicher Darstellung eine Anleitung zur Herstellung und Instandhaltung von Aquarien gibt. Er ordnet seinen Stoff nach einer Einleitung in folgende Kapitel: „1) Ueber das Aquarium als Wassergefäß"; „2) Ueber die Aufstellung der Aquarien"; „3) Ueber den Stein- und Kiesbelag der Wasserbehälter"; „4) Ueber das Einsetzen der Wasserpflanzen und deren Nutzen und Zweck im Aquarien"; „5) Ueber die Wasserfüllung"; „6) Ueber die Wasserthiere und deren Einsetzung"; „7) Ueber den Fang und das Einsetzen der Thiere in das Aquarium"; „8) Ueber die Instandhaltung des Aquariums"; „9) Schilderungen aus dem Thierleben des süßen Wassers"; „10) Schlußbetrachtungen". Dies alles findet sich auf 79 Seiten vereinigt und verschafft dem Laien einen ausreichenden Einblick in eine Liebhaberei, welche, in richtiger Weise gehandhabt, zur Grundlage wissenschaftlicher Studien, zum mindesten wissenschaftlicher Belehrung werden kann.

In Bezug auf das, was über die Thiere gesagt ist, müssen wir jedoch einige Unrichtigkeiten und Ungenauigkeiten hervorheben. Der Verfasser führt als „neueres System, welches der Natur am nächsten kommt", eine Eintheilung in sieben Kreise an: Wirbelthiere, Gliederthiere (richtiger Gliederfüßler), Kopffüßler, Weichthiere, Würmer, Strahlthiere und Urthiere. Wir wollen kein großes Gewicht darauf legen, daß die Strahlthiere naturgemäß in zwei gleichwerthige Typen (Stachelhäuter und Cölenteraten) zerfallen, daß man Mantel- und Moosthiere heutzutage nicht mehr unter den Mollusken vereinigt, müssen aber dagegen darauf aufmerksam machen, daß es völlig unberechtigt ist, die Kopffüßler (Cephalopoden) von den Weichthieren abgetrennt zum Werth eines eigenen Kreises zu erheben, und durchaus unrichtig, wenn unter den Mollusken die zu den Strahlthieren gehörigen Rippenquallen (Ctenophora) aufgezählt werden. Eine mindestens unrichtige Ausdrucksweise ist es, wenn der Verfasser von einem Ablegen der Eier seiten eines abgegangenen Bandwurmgliedes spricht. Die Wasserjungfern pflegt man nicht zu den Neuroptera, sondern wegen des Mangels einer vollkommenen Verwandlung zu den Orthoptera zu zählen. Statt Amphibien und Lurche muß es „oder" heißen. Ein spaßhafter Druckfehler läßt den kleinen Stichling sein Nest aus Conserven (statt Conferven) bauen. Die beigegebenen Abbildungen von Thieren lassen zwar erkennen, was gemeint ist, doch wäre eine etwas bessere Ausführung sehr wünschenswerth. Wir heben diese Mängel nur im Interesse des Verfassers hervor, damit sie bei einer neuen Auflage, welche wir dem Werkchen wünschen und die gewiß nicht ausbleiben wird, vermieden werden.

3. Die Insekten nach ihrem Schaden und Nutzen. Von E. Taschenberg. Mit 70 Abbildungen. Leipzig, Freytag. 1882. 8. 1 M.

Der Verfasser, welcher durch mehrere Werke als Autorität auf diesem Gebiete anerkannt ist, führt in dem vierten Bändchen des Sammelwerks „Das Wissen der Gegenwart" die kleinen Feinde und Freunde des Menschen aus der Insektenwelt in einer Weise vor, welche dem Laien die Erkennung der einzelnen Arten leicht ermöglicht und ihm gleichzeitig durch die erzählende Darstellung eine unterhaltende Lektüre gewährt. Dazu ist die zweckmäßige Eintheilung des Stoffs ganz besonders geeignet. Nach einer „Umschau in der Insektenwelt" werden folgende Kapitel abgehandelt: „1) Der Wald von Insekten entstellt"; „2) Insektenungeziefer auf dem Felde"; „3) Insektenschäden im Küchengarten"; „4) Wichtigste Feinde aus der Insektenwelt für den Blumengarten"; „5) Der Weinberg mit seinen Leiden seitens der Insekten"; „6) Das Wasser als Geburtsstätte von Ungeziefer"; „7) Lästige und gewinnbringende Hausinsekten". Bequemer kann es dem Laien, welcher Belehrung und Rath gegenüber den Feinden seiner Culturen sucht, nicht gemacht werden, dieselbe zu finden. Siebzig treffliche Abbildungen tragen wesentlich zur schnellen Erkennung der besprochenen Thiere bei. Eine besondere Empfehlung des Werkchens halten wir für überflüssig.

4. Encyklopädie der Naturwissenschaften, herausgegeben von G. Jäger, A. Kenngott, Ladenburg u. a. Erste Abtheilung. Lieferung 17, 21, 25 und 31: Handwörterbuch der Zoologie, Anthropologie und Ethnographie. Fünfte bis achte Lieferung. Breslau, Trewendt. 1881—82. Gr. 8. Jede Lieferung 3 M.

In den vier vorliegenden Lieferungen dieses großartig angelegten literarischen Unternehmens werden in Form eines Lexikons Artikel der im Titel enthaltenen Gebiete aus den Buchstaben C, D und E bis Elomys behandelt. Damit ist der zweite Band beendet. Die besprochenen Gegenstände beweisen zum größten Theil die wünschenswerthe Sorgfalt und gründliche Sachkenntniß, welche man von einem solchen Werk erwartet. Der außerordentliche Umfang desselben läßt es verzeihlich erscheinen, wenn Artikel fehlen, deren Bearbeitung mit andern, welche vorhanden sind, die gleiche Berechtigung gehabt hätte, oder die sogar eine größere Wichtigkeit für sich in Anspruch nehmen durften. So vermissen wir, um nur einiges zu erwähnen, die Artikel: „Calcispongia", „Chlorophyll", „Chromatische Function", „Commensalismus", „Deutovum", „Deutoplasma", „Dipylidium", „Doryphora", „Ectoprocta". Wir wünschen dem Werk, dessen schwierige Durchführung sowol die Bearbeiter wie der Verleger sich sicherlich nicht verhehlen werden, einen glücklichen Fortgang.

Zur Kant-Literatur.

Commentar zu Kant's Kritik der reinen Vernunft. Zum hundertjährigen Jubiläum derselben bearbeitet von H. Vaihinger. Erster Band. Zweite Hälfte. Stuttgart, Spemann. 1882. Lex.-8. 4 M. 50 Pf.

Dieses wichtige Werk hat mit der vorliegenden zweiten Hälfte des ersten Bandes einen bedeutenden Schritt vorwärts gemacht. Es ist hier die allgemeine methodologische Hauptfrage des Kant'schen Werks, welche den Gegenstand einer Reihe scharfsinniger und tiefer eingehender Untersuchungen bildet. Hervorgehoben darf namentlich werden, wie der Verfasser auch über Kant selbst und seine Stellung zu der philosophischen Fundamentalfrage seiner Zeit sich ein durchaus freies und unabhängiges Urtheil bewahrt. Selbst wer Kant und sein Werk genau zu kennen glaubt, wird hier zu manchen neuen und erweiterten Gesichtspunkten der Auffassung desselben hingeführt werden. Jene ganze Hauptfrage stellt sich bei Vaihinger als ein Netz der verwickeltsten und schwierigsten Probleme, Widersprüche und entgegengesetzten Annahmen heraus. So ist es ja zuletzt mit allen großen und wichtigen Aufgaben und Angelegenheiten im Leben. Der menschliche Scharfsinn entdeckt überall Schwierigkeiten, Unmöglichkeiten und Widersprüche, die an sich wol auch da sind und in denen der gewöhnliche Verstand wie eine Fliege im Netz gefangen bleibt, bis dann ein großer Geist hinzutritt, der das alles mitten voneinanderreißt und durch eine entscheidende That dem Leben eine neue und vorher nicht geahnte Bahn eröffnet. Hierin bestand die Bedeutung und der Werth Kant's. Es war gleichsam ein neuer Boden oder ein neues Festland der Philosophie, welches durch ihn mit der „Kritik der reinen Vernunft" eröffnet oder betreten wurde. Zu jedem großen Geist gehört in der Regel auch eine gewisse Naivetät, mit der er sich über eine Menge eingebildeter Vorurtheile und Schwierigkeiten hinwegsetzt.

Es gibt unter uns blinde Verehrer und Bewunderer Kant's, in welche Kategorie sonach Vaihinger nicht mit eingeschlossen werden darf. Die wissenschaftliche Hauptfrage der gegenwärtigen Philosophie aber ist jedenfalls immer die nach Kant, seinem bleibenden Werth, seiner allgemeinen historischen Stellung und den weiter fortgehenden Wirkungen seiner Lehre. Das Große seines Werks wird nicht beeinträchtigt durch dasjenige, was jetzt als mangelhaft oder verfehlt an demselben erkannt werden mag. Die Arbeit Vaihinger's ist wichtig als ein Beitrag zur Orientirung über alle Schwierigkeiten des von Kant bearbeiteten und gelösten Problems, wenn wir uns auch glücklich preisen dürfen, daß wir eben durch seine entscheidende That und was weiter daraus gefolgt ist jetzt aus dem ganzen Netze der sie an sich umschließenden Widersprüche und Alternativen erlöst worden sind.

Konrad Hermann.

Feuilleton.

Ausländische Literatur.

Die in der Tauchnitz'schen Sammlung kürzlich erschienenen „Reminiscences of Court and Diplomatic Life" von Georgiana Baroneß Bloomfield, der Gattin des bekannten einstigen berliner Gesandten, zeichnen sich durch ihren schlichten Stil aus und nehmen unser lebhaftes Interesse durch ihren Inhalt in Anspruch. Sie datiren vom Jahre 1822, dem Geburtsjahre der Verfasserin, die 1841 als Ehrendame in den Dienst der Königin von England trat, eröffnen uns einen Einblick in das gemüthliche Hofleben derselben, welches von dem Bande inniger Gatten- und Familienliebe umschlungen war und in dem deutsche Bildung, vom Prinzen Albert beeinflußt, herrschte, und versetzen uns später, nachdem das frühere Fräulein Ravensworth durch ihre Vermählung zur Lady Bloomfield geworden war, nach Rußland, wohin Lord Bloomfield als englischer Gesandter gleich nach der Verheirathung geschickt wurde. Von Petersburg wurde er bekanntlich erst nach Berlin und später nach Wien versetzt. So wird uns das Leben an vier Haupthöfen Europas in angenehmer und zuverlässigster Weise geschildert, und man begleitet die Verfasserin, die uns auch Briefe ihres Gemahls, sowie einen höchst liebevollen, welchen die Königin Victoria zu ihrer Vermählung an sie gerichtet, mittheilt, gern auf allen ihren Reisen, die sie einfach und treu schildert. Die Reminiscenzen erstrecken sich bis zum Ende des Jahres 1871, umfassen also auch den Deutsch-Französischen Krieg, und wird man sie schon deshalb mit Spannung in Deutschland lesen.

— Aus der Asher'schen Sammlung englischer Schriftsteller liegen uns vor: „Vice Versâ or a Lesson to Fathers" von F. Anstey, und „New Arabian Nights" von R. Lewis Stevenson in zwei Bänden. Ersteres Werk hat sich in England der günstigsten Aufnahme zu erfreuen gehabt, und wir erkennen gern an, daß das Schulleben in den englischen Pensionsanstalten, das man aus „Nicholas Nickleby" von Dickens von der ungünstigsten Seite hat kennen lernen, das sich aber seitdem bedeutend gebessert hat, auch hier vortrefflich geschildert ist. Der Verfasser hat aber seine Schilderung in eine so geschmacklose und kindische Idee gekleidet oder ihr eine so abgeschmackte Grundlage gegeben, daß der Genuß an dem Buche dadurch verleidet wird. Es wird nämlich der Vater durch ein Zaubermittel in den Sohn verwandelt und statt desselben in die Schule geschickt, während der Sohn in den Vater verwandelt wird und zu Hause bleibt, um dessen Stelle einzunehmen, und dies geschieht, weil der Vater, als der Sohn sich sträubt, nach den Ferien zur Schule zurückzukehren, den Wunsch äußert, er möchte selbst wieder Knabe sein. Als ob er es nicht früher zur Genüge gewesen wäre, oder der Sohn nicht einst Mann würde! Besonders unsympathisch aber berührt die Satire auf den deutschen Lehrer in England. Sie ist zwar unschuldig und besteht nur darin, daß er ein schauderhaftes Englisch spricht, was freilich in den meisten Fällen wol der Fall sein mag, und seine englischen Schüler sich über ihn und seine Späße lustig machen; allein ehrenvoll ist die Scene in der Schule für die Deutschen

eben nicht, und es gehört ein besonderer Geschmack dazu, so etwas dem deutschen Publikum zur Lektüre zu bieten.

Ziemlich ähnlich könnte das Urtheil über das zweitgenannte Werk lauten. Auch diesem ist drüben viel Anerkennung zutheil geworden, und gewiß nicht mit Unrecht; denn der Verfasser besitzt Humor, Witz und Darstellungsgabe. Allein, wie das „Athenaeum" richtig bemerkt, als Versuche in der Novellistik (fiction) sind diese Märchen nicht gut construirt, von nachlässiger Ausführung und mangelhafter Consequenz. Dieselbe Zeitschrift gesteht ihnen jedoch zu, daß sie äußerst spannend sind und viele gute Schilderungen, wenn auch nicht viel Einblick in Charaktere enthalten.

— „History of the English Language and Literature from the Earliest Times until the Present Day including the Literature of North America" von F. J. Bierbaum ist der anspruchsvolle Titel eines nur 269 Seiten zählenden Handbuchs der englischen Literatur, wie es deren in englischer Sprache schon eine hinlängliche Zahl und besserer Art gibt. Durch dieses Buch hat der Verfasser nur wieder einen neuen Beweis geliefert, wie recht David Asher hatte, als er in seiner Schrift „Ueber den Unterricht in den neuern Sprachen" (Berlin 1881) das jetzt an unsern Universitäten herrschende System bekämpfte, nach welchem die mittelalterlichen Vorstufen der Sprache vor dem heutigen Englisch und Französisch so sehr bevorzugt werden, daß die Neuphilologen, wie sie sich nennen, welche ja doch in den lebenden Sprachen unterrichten sollen, diese nur sehr mangelhaft beherrschen. Bierbaum gibt sich schon im Vorwort so viele Blößen in dieser Beziehung, daß man das Werk nur mit Mistrauen entgegennimmt. Und dieses Mistrauen wird denn auch durch die weitern Verstöße gegen den Ausdruck gerechtfertigt; außerdem hat sich der Verfasser auch namentlich in der Behandlung der neuesten Zeit Fehler anderer Art zu Schulden kommen lassen. Die gute Seite an dem Buche ist die Eintheilung und der Hinweis auf Hülfsmittel zum weitern Studium der verschiedenen Autoren.

— Die Henninger'sche Verlagshandlung in Heilbronn hat neuerdings im Anschluß an ihre „Sammlung französischer Neudrucke" älterer Sprach- und Literaturdenkmäler auch eine „Sammlung englischer Neudrucke" aus dem 16., 17. und 18. Jahrhundert begonnen, die ebenfalls von Karl Vollmöller herausgegeben wird. Die erste Nummer derselben liegt uns vor, sie enthält „Gorboduc or Ferrex and Porrex. A Tragedy by Thomas Norton and Thomas Sackville. A. D. 1561, Edited by L. Toulmin Smith". Es ist dies bekanntlich die erste regelmäßige englische Tragödie vor Shakspeare's Zeit, deren Bedeutung, wie Scherr richtig sagt, auf dem Versuch beruht, den Begriff des Tragischen durch sonstige Zuthaten unbeeinträchtigt zur Anschauung zu bringen, und auf der Einführung des Blankverses in die Schauspieldichtung Englands. Die Verlagsbuchhandlung hat alles dies sehr ausführlich in ihrer „Introduction" behandelt und ihrem Text die Ausgabe von 1570 zu Grunde gelegt, ihn aber auch mit der von 1565, also der ersten, und der von 1590 collationirt. Für philologische Zwecke eine sehr empfehlens- und dankenswerthe Sammlung, die aber auch dem Literarhistoriker willkommen sein wird. Die Ausstattung ist dieselbe wie die der französischen Sammlung.

Bibliographie.

Boetticher, A., Auf griechischen Landstraßen. Berlin, Paetel. Gr. 8. 5 M.

Fünfzig Jahre russischer Verwaltung in den baltischen Provinzen. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 6 M. 60 Pf.

Jungmann, E., Skomand. Ein Sang aus dem Kampfe des deutschen Ordens gegen die heidnischen Preußen. Königsberg. Schubert u. Seidel. 12. 2 M. 40 Pf.

Köhler, W., Martin Luther. Historisch-religiöses Schauspiel in 6 Thln. 2ter Abdruck. Breslau, Köhler. Gr. 8. 2 M.

Lang', P., Im Nonnenämtlein. Eine Geschichte aus dem 15. Jahrhundert. Stuttgart, Bonz u. Comp. 8. 1 M. 80 Pf.

Leonhardt, H., Die Erhöhung der nationalen Wehrkraft durch die Einführung militärischer Exercitien in die Schulen. Berlin, A. Klein. 8. 75 Pf.

Lewald, Fanny, Vom Sund zum Posilip! Briefe aus den Jahren 1879 bis 1881. Berlin, Janke. 8. 6 M.

Lindemann, R., Beiträge zur Charakteristik K. A. Böttigers und seiner Stellung zu J. G. von Herder. Anhangsweise sind bisher ungedruckte Briefe Caroline Herders an Böttiger beigegeben worden. Görlitz, Förster. Gr. 8. 2 M.

Loesen, M. v., Geschichte des königlichen 3. Thüringischen Infanterie-Regiments Nr. 71. Mit 4 Plänen aus dem Feldzuge 1866. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 6 M. 50 Pf.

Lotze, H., Grundzüge der Logik und Encyklopädie der Philosophie. Dictate aus Vorlesungen. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 2 M.

Lutz, E., Schnoka. Gedichte in unterfränkischer Mundart. Würzburg, Stuber. 16. 1 M.

Martensen, H., Aus meinem Leben. Mittheilungen. 1ste Abth.: 1808—1837. Aus dem Dänischen von A. Michelsen. Karlsruhe, Reuther. 8. 4 M.

Maschek, F., Ein bezähmter Wagnerianer. Humoristische Novelle. Leipzig, Mutze. 8. 4 M.

Milow, S., Wie Herzen lieben. Drei Novellen. Stuttgart, Bonz u. Comp. 8. 4 M.

Neustadt, L., Markgraf Georg von Brandenburg als Erzieher am ungarischen Hofe. Breslau, Koebner. Gr. 8. 2 M.

Olloch, v., Worin besteht der Unterschied und die Gleichheit der Armee Friedrichs des Großen mit der heutigen Armee unseres Vaterlandes? 2te vervollständigte Aufl. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 1 M.

Oesterhaus, W., Juse Platt. Gedichte. Detmold, Klingenberg. 1882. 12. 1 M. 20 Pf.

Pastor, C., Culturhistorische Bilder aus den Zeiten des Wahns. 1ster Bd.: Das Marile. Eine Geschichte aus der Zeit des Hexenwahns. Hamburg, Seelig u. Ohmann. 8. 4 M. 50 Pf.

Paulus, E., Bilder aus Kunst und Alterthum in Deutschland. Stuttgart, Bonz u. Comp. 8. 2 M.

Perl, H., Richard Wagner in Venedig. Mosaikbilder aus seinen letzten Lebenstagen. Mit einem Vorworte und unter Benutzung der Beobachtungen des Herrn Dr. F. Keppler. Augsburg, Reichel. 8. 2 M.

Prutz, H., Kulturgeschichte der Kreuzzüge. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 14 M.

Raabe, W., Prinzessin Fisch. Eine Erzählung. Braunschweig, Westermann. 8. 5 M.

Rheinisch, A., Die Freunde der Frau. Lustspiel. Berlin, Freund u. Jeckel. 8. 2 M.

Richter, A., Martin Luther. Sein Leben und seine Werke. Mit 5 Holzschnitten und 1 Faksimile der Handschrift Luthers. Leipzig, M. Hesse. Gr. 8. 1 M.

Rinn, H., Kulturgeschichtliches aus deutschen Predigten des Mittelalters. Hamburg, Nolte. Gr. 4. 2 M. 50 Pf.

Rogge, F. W., Adolf Friedrich Graf von Schack. Eine literarische Skizze. Berlin, Janke. Gr. 8. 3 M.

Runeberg, J. L., Die Sagen des Fähnrich Stahl. Aus dem Schwedischen von C. F. N. Helsingfors. 1882. 8. 2 M.

Ruppert, P., Geschichte der Mortenau. 1ster Tl.: Geschichte des Hauses und der Herrschaft Geroldseck. Achern. Gr. 8. 12 M.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von R. Virchow und F. v. Holtzendorff. 412tes Hft.: Die Entstehung der deutschen Burschenschaft. Von E. Bayer. Berlin, Habel. Gr. 8. 1 M.

Schachtler, J., Albert Richard. Ein schweizerischer Nationaldichter. Biographisch-litterarische Studie. Aarau, Sauerländer. Gr. 8. 1 M.

Sieg, Geschichte des Dragoner-Regiments Prinz Albrecht von Preußen (Litthauisches) Nr. 1. 1867—1881. Mit einem Porträt, Illustrationen in Farbendruck, Holzschnitten und einer Uebersichtskarte. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 4. 12 M.

Englische Sprach- und Literaturdenkmale des 16., 17. und 18. Jahrhunderts, herausgegeben von K. Vollmöller. 1stes Bdchn. Heilbronn, Henninger. 8. 2 M.

Stinde, J., Buchholzen's in Italien. Reise-Abenteuer von Wilhelmine Buchholz. Berlin, Freund u. Jeckel. Gr. 8. 3 M.

Stöber, A., Margaretha Spörlin, Verfasserin der elsässischen Lebensbilder. Eine biographisch-literarische Skizze. Mit einem Anhang aus M. Spörlin's Nachlaß. Mülhausen i. E., Petry. Gr. 8. 1 M.

Studer, G., Ueber Eis und Schnee. Die höchsten Gipfel der Schweiz und die Geschichte ihrer Besteigung. Suppl.-Bd. Bern, Dalp. 8. 5 M.

Szilágyi, A., Georg Rákóczy I. im 30jährigen Kriege 1630—1640. Mit Urkunden aus schwedischen und ungarischen Archiven. Deutsche Ausgabe. Budapest, Kilian. Gr. 8. 3 M.

Tendering, F., Die Schlacht bei Spichern am 6. August 1870. Vortrag. Saarbrücken, Klingebeil. 8. 67 Pf.

Umpfenbach, K., Die Altersversorgung und der Staatssozialismus. Stuttgart, Enke. Gr. 8. 1 M.

Wald, E. v., O goldene Lieutenantszeit! Humoreske aus dem Soldatenleben längst vergangener Zeiten. Berlin, Eisenschmidt. 12. 1 M.

Winterfeld, A. v., Der heilige Ehestand. Humoristischer Roman. 3 Bde. Jena, Costenoble. 8. 12 M.

Zola, E., „Zum Glück der Damen". Roman. Aus dem Französischen übersetzt von A. Schwarz. 2 Bde. Budapest, Grimm. 8. 5 M.

Zu Hause. Bilder aus dem täglichen Leben. Von Marie. Aus dem Norwegischen von O. Gleiss. Gütersloh, Bertelsmann. 8. 3 M. 60 Pf.

Anzeigen.

(Mit einer Beilage: Mittheilungen von F. A. Brockhaus in Leipzig. 1883 Nr. 2.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. | Nr. 25. | 21. Juni 1883.

Literarische Unterhaltungen.

Die Briefe Verstorbener.

Wenn in unsern Tagen irgendeine berühmte oder auch nur für das große Publikum interessante Persönlichkeit aus dem Dasein scheidet, so erscheinen alsbald in den verschiedensten Zeitschriften, Journalen und Revuen Briefe derselben abgedruckt, welche als „werthvoller Beitrag zur innern und äußern Lebensgeschichte des Mannes" bezeichnet werden. Das trifft in vielen Fällen gewiß auch zu; in vielen andern aber wird dabei weit über das Ziel hinausgeschossen. Wer nicht zum allerengsten, pietätsvollsten Cirkel der sogenannten Goethe-Gemeinde gehört, kann z. B. unmöglich Interesse daran finden, Billets von Goethe in „Jahrbüchern" und anderwärts abgedruckt zu finden, in welchen der Olympier seiner Christiane mittheilt, daß deren Brüder „mit Herrn von Tümpling und einigen Frauenzimmern" zu ihr zum Kaffee kommen werden. Die Veröffentlichung solcher bedeutungslosen Zettel — sei es auch nur der Curiosität wegen — schadet eigentlich in den Augen des großen Publikums dem Nimbus des gefeierten Dichters, dem die „Forschung" auf Schritt und Tritt nachstöbert, viel mehr, als sie ihm nützt. Dergleichen ermüdet und langweilt und stumpft somit die öffentliche Aufmerksamkeit ab; ja es zieht sogar unnöthig das hehre Bild in den gemeinen Staub des allergewöhnlichsten Alltagslebens hinab, ohne irgendwie etwas zum vermehrten Verständniß des großen Mannes und seiner Eigenart beizutragen. Deshalb heißt es bei all solchen Veröffentlichungen vorsichtig sein und discret verfahren. Die Discretion ist überhaupt die erste und höchste Tugend, deren sich der Herausgeber intimer Briefschaften aufs eifrigste und gewissenhafteste zu befleißigen hat, und das führt auf die Frage, zu deren Beantwortung diese Plauderei etwas beitragen möchte, nämlich: wer hat das Recht, Briefe eines andern zu veröffentlichen?

Nach juristischen Begriffen gehört, soviel ich weiß, der Brief dem Empfänger, und dieser ist also auch zur öffentlichen Benutzung des Schriftstücks berechtigt, falls er sich durch Publicirung desselben nicht eines Plagiats oder ähnlichen Vergehens schuldig macht. Denn es unterliegt wol keinem Zweifel, daß jemand, dem ich handschriftlich ein Gedicht von mir mittheile, damit noch nicht befugt ist, dasselbe in Druck erscheinen zu lassen — sei es nun unter seinem oder meinem oder eines dritten Namen. Und doch soll der Adressat berechtigt sein, jeden meiner Briefe ungefragt veröffentlichen zu dürfen? Das gesetzliche Recht hat er dazu; man sehe nur z. B. die „Briefe an Ludwig Tieck", die Karl von Holtei in vier stattlichen Bänden 1864 ganz unbeanstandet herausgegeben hat! Und die Schreiber der Briefe lebten damals zum großen Theil noch und wunderten sich vielleicht baß ihrer jugendlichen Episteln an den einst allmächtigen Romantiker vom Altmarkt zu Dresden. Daß Briefe von Lebenden ohne deren Vorwissen öffentlich abgedruckt werden, wird aber bona fide selten vorkommen, und der Fall ist hier auch nicht in Betracht zu ziehen. Der Lebende kann sich doch immer, falls er sich durch solche Veröffentlichung gekränkt oder geschädigt fühlen sollte, seiner Haut wehren und den unbefugten Herausgeber wenigstens mit einem Schreibebrief erfreuen, den derselbe — wie man im Volksmund zu sagen pflegt — „nicht an den Spiegel stecken wird". Es handelt sich hier für uns darum, festzustellen, wie bei und mit der Herausgabe von Briefen Verstorbener zu verfahren ist, um dem öffentlichen Interesse und dem Interesse der etwa hinterlassenen Familie des Briefstellers zugleich zu dienen. Von allen Veröffentlichungen aus Skandalsucht und aus Absicht, dem Angedenken eines Todten zu schaden, sehe ich

dabei ganz ab. Rechtlich ist dem Herausgeber solcher Briefschaften, wie gesagt, schwerlich oder gar nicht beizukommen; etwas anderes ist es aber mit dem schriftstellerischen Anstand, dessen Pflichten zwar klar zu sein scheinen, hierin aber doch ziemlich divergirenden Ansichten unterliegen.

Man steht dabei zunächst vor der Frage: was geht vor, das allgemeine Interesse, oder das der Personen, denen das Andenken des verstorbenen Briefstellers am theuersten ist? Nun wird schwerlich jemand, der im Besitz von Geheimnissen war, die für das Allgemeine wichtig sind, diese einem Briefe an einen ferner Stehenden anvertraut haben, ohne auch jemand aus seinem nächsten Verwandten- und Freundeskreise dieselben mitgetheilt und die Befugniß zur Veröffentlichung derselben nach seinem Tode gegeben zu haben. Nur in sehr wenigen Fällen möchte das zulässig sein; in den meisten Fällen wird man obige Frage dahin beantworten können, daß hier dem Interesse der Familie des Verstorbenen entschieden die hauptsächliche und erste Rücksicht gebühre. Deshalb wird der beste und höflichste Weg wohl derjenige sein, daß bei beabsichtigter Herausgabe von solchen Briefen der Besitzer des Briefs das Haupt der nachgebliebenen Familie von seiner Absicht der Veröffentlichung in Kenntniß setze. Wenigstens wird dies zu geschehen haben, wo es zweifelhaft erscheint, mit welchen Gefühlen die Nächststehenden die Publication der Briefschaften ansehen werden. Sind die Hinterbliebenen des berühmten Namens würdig, den sie geerbt haben, so werden sie gewiß nicht kleinliche Rücksichten vorwalten lassen, sondern wissen, was sie im Namen des Verstorbenen der Oeffentlichkeit, der er durch seine Werke angehört, schuldig sind; sie werden gern gestatten, daß dessen Briefe, namentlich wenn sie zur Feststellung allgemeiner oder literarhistorischer Verhältnisse beitragen können, veröffentlicht werden, falls das Andenken des Todten dadurch nicht gekränkt oder ihre eigenen Interessen nicht geschädigt werden. Solchen Hinterlassenen gegenüber muß es dem Herausgeber heilige Pflicht sein, die Wünsche derselben in jeder Hinsicht, sei es auch nur etwa in Bezug auf Auslassung gewisser einzelner Stellen oder vielleicht auf Verschweigung eines Namens u. dgl., zu erfüllen. Denn die pietätsvolle Rücksicht gebührt dem Andenken großer und bedeutender Menschen, daß man ihnen und ihren Familien nicht aus ihren eigenen vertraulichen Mittheilungen unglimpfliche Nachrede oder Verdruß bereite.

Wohl ist dabei auch in Betracht zu ziehen, daß es etwas ganz anderes ist, wie sich jemand in seinen Werken und wie in seinen vertraulichen Briefen äußert. Wie oft wird nicht ein Brief unter dem unmittelbaren Druck der augenblicklichen Stimmung geschrieben; wie leicht im Aerger ein schiefes oder gar ungerechtes Urtheil in harten Worten ausgesprochen! Vielleicht nahm der Mann, welcher dasselbe schrieb, in einem zweiten Brief an den ersten Adressaten oder im Gespräch mit demselben es reumüthig zurück. Aber der zweite Brief ging verloren, das Gespräch verhallte; der erste Brief bleibt, geräth etwa nach dem Tode des Empfängers als Autograph unter den Hammer und wird dann veröffentlicht, damit ja das schiefe Urtheil, das er enthält, nicht untergehe. Es wäre ja eine schlimme Zumuthung für unsere bedeutenden Menschen, wenn sie beim Schreiben ihrer Briefe immer an die neugierige Menge, die dieselben etwa auch lesen könnte, denken und ihre Worte danach abzirkeln sollten, wenn sie sich nicht darauf verlassen dürften, daß der öffentliche schriftstellerische Anstand ihnen auch nach dem Tode discreten Schutz gewähren werde. Schützt das Gesetz nicht, so schütze der öffentliche Takt, der vor allem auf die hinterlassene Familie Rücksicht nimmt! Wenn es sich aber dabei wirklich einmal um die Feststellung großer und wichtiger Wahrheiten handeln und die betreffende Familie engherzig und thöricht sein sollte, dann gerade aus und ohne alle Rücksicht vorgegangen! Es sei denn, daß man Briefen der Verstorbenen denselben Rechtsschutz gönnen wolle, welchen literarische Werke bis zum dreißigsten Jahre nach dem Tode ihres Verfassers genießen. Vielleicht wäre es die einfachste Lösung, daß diese Frist ohne besondere Einwilligung der Rechtsnachfolger auch hinsichtlich der Briefschaften gewahrt werden müsse; so lange sich aber diese oder eine dem Sinne nach ähnliche Lösung der Frage nicht gesetzlich hat finden und normiren lassen, glaube ich, wird man immer als erstes Verlangen in den Vordergrund zu stellen haben: Discretion und Pietät!

Reinhard Mosen.

Deutsche Dichter in Oesterreich.

Deutsches Dichterbuch aus Oesterreich. Von Karl Emil Franzos. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1883. Lex.-8. 7 M. 50 Pf.

In den leider wenig mehr gelesenen „Fragmenten" Herder's zur deutschen Literatur, die „nichts minder als eine Fortsetzung der Literaturbriefe jenes Herrn von N., jenes verdienten Offiziers", Lessing's, sein sollten, und die „einen Traum vom allgemeinen Gemälde der deutschen Literatur" enthalten, findet sich folgende Stelle. Sie ist 1767 geschrieben, ist sie aber heute veraltet? Man höre:

„So sehr die Schriftsteller der Journale sich über ihre Leser erheben, so sind doch beide miteinander Zwillinge eines Schicksals. Beide jagt die liebe Göttin Langeweile, die Mutter so vieler Menschen und menschlichen Werke, in die Arme der Musen; beide fliehen aus Ekel über Arbeit und Muße, über politische Neuigkeiten und Schriftstellerei in den Schos der Göttin Kritik, um sich hier durch einen wachenden Schlummer zu zerstreuen und zugleich auch zu sammeln. Man wird ein Verfasser oder ein Leser der Journale, um die Ruhe und Geduld zu erlangen,

die einem verwundeten Sohne des Mars oder der Pallas sehr eifrig zu empfehlen ist. (Bezieht sich auf jenen Herrn von N.) Die «Literaturbriefe» waren im Anfange ein Zeitvertreib eines kranken Offiziers, nachher des kranken Publikums, oft auch kranker und ermüdeter Verfasser, die vom Bücherlesen müde und aus dem Felde des Autorruhms siech zurückkamen.

„Daher ist auch unsere Zeit um so viel reicher an Journalen, als sie an Originalwerken arm wird. Der junge Schriftsteller nimmt alten Richtern das Brot vom Munde weg, weil er glaubt, urtheilen zu können, ohne denken zu dürfen, Arbeiten schätzen zu können, ohne selbst ein Meister zu sein. Der Leser wiederum liest Advocatenberichte, um nicht selbst richten zu dürfen, Auszüge und Kritiken, um keine Bücher durchzustudiren. Je mehr Bücher, sagt Rousseau, desto weniger Weisheit; je mehr Ehebruch, desto weniger Kinder. Man läuft auf die Märkte, Neuigkeiten zu hören; der Kunstrichter als ein Proselyt der Gerechtigkeit, der Leser als ein Proselyt des Thoren; und der wahren Bürger sind so wenig, daß man auch selbst schon zu den Neuigkeiten fremde braucht.

„Indessen denke ich mir ein Journal, das mehr als Briefe, Auszüge und Urtheile zum Zeitvertreibe enthielte; ein Werk, das sich den Plan vorzeichnete zu einem ganzen und vollendeten Gemälde über die Literatur, wo kein Zug ohne Bedeutung auf das Ganze wäre, er mag sich im Schatten verbergen oder ans Licht herantreten, zu einem Gemälde, das die Natur des Tizian mit der Grazie des Correggio und der bedeutungsvollen Idea des Rafael zu verbinden suchte — kurz! ein Werk, das eine pragmatische Geschichte im gelehrten Staate würde, so wie die Annalen des Tacitus im politischen Staate diesen hohen Namen verdienen.“

Ist dies cum grano salis nicht auch ein Bild unserer heutigen Literaturwelt? Nirgends habe ich das so sehr empfunden als bei den Beurtheilungen des von Karl Emil Franzos herausgegebenen „Dichterbuchs aus Oesterreich“. Junge Leute, die durchaus keine Meister sind und noch wenig gedacht haben, liefern die Kritiken; sie sind Kritiker geworden, weil sie siech und müde aus dem Felde eines sehr fragwürdigen Autorruhms zurückgekommen. Der Leser wiederum greift nach Anthologien, selten um sich mit dem allgemeinen Stand der jeweiligen Literatur bekannt zu machen und, von einem Gedichte eines Autors gefesselt, den ganzen Dichter kennen zu lernen. Nein, er will von jedem etwas wissen und kennen, nur damit er mitsprechen kann; er schöpft den Rahm der Poesie ab, um nicht allerlei oft sauer gewordene Milch mit trinken zu müssen. Unsere Zeit ist reicher an Journalen, die Buchtödter sind, und an Anthologien, die den Lyriker als Einzelwesen, als Individuum mit einer scharf ausgeprägten Physiognomie tödten. Seit jener Herder'schen Zeit, auf die Goethe und Schiller folgten, aus der sie vielmehr entsprangen, sind unsere Journale zahlreicher und besser, unsere Dichter schlechter geworden. Man hat Franzos vorgeworfen, es sei eine Nothwendigkeit, einen Ueberblick über die Dichtung von 1882 zu geben, überhaupt nicht vorhanden gewesen, die zeitgenössische Lyrik sei zu schwach, und in dem Salon eines der ältesten lebenden österreichischen Dichter wurde es laut ausgesprochen: keiner der Heutigen rage ja doch an die Bedeutung von Hebbel, Anastasius Grün, Nikolaus Lenau, Grillparzer, Frankl u. s. w. hinan. Ueber die genannten Dichter haben wir bereits ein Urtheil, sie stehen als Ganzes vor uns; wie der ferne Mond zeigen sie uns eine abgerundete Form, es sei nun die Kugel klein oder groß. Die Lebenden irren, schaffen, ringen, streben noch; es fällt gar vielen unter ihnen schwer, sich Gehör zu verschaffen; weil sie noch mit ihren Zacken, Ecken, Bergen und Senkungen mitten unter uns stehen, sich noch nicht in der Erinnerung, im Tode, zum schönen Globus gerundet haben: soll man sie deshalb todtschweigen, verwerfen, steinigen? Seid doch nicht so unduldsam, ihr Herren, es halten ohnehin die wenigsten den Kampf mit euch aus, man nennt ihn den ums Dasein; die Stärksten werden die Kritik überleben, und dem harmlosen Pfirsichblütenblatt, das vielleicht schon morgen vom Märzhauch herabgeweht wird, wollt ihr die kurze Freude, einen Frühlingstag im Lichte geathmet zu haben, misgönnen, vergällen und neiden? Als der Hofrath und Professor Friedrich Schiller am 13. Juni 1794 den hochzuverehrenden Geheimen Rath Goethe zur Mitarbeiterschaft an den „Horen“ aufforderte, schrieb er auf jenem Prospectblatte: „Jeder Schriftsteller von Verdienst hat in der lesenden Welt seinen eigenen Kreis, und selbst der am meisten Gelesene hat nur einen größern Kreis in derselben. So weit ist es noch nicht mit der Cultur der Deutschen gekommen, daß sich das, was den Besten gefällt, in jedermanns Händen befinden sollte. Treten nun die vorzüglichsten Schriftsteller der Nation in eine literarische Association zusammen, so vereinigen sie eben dadurch das vorher getheilt gewesene Publikum, und das Werk, an welchem alle Antheil nehmen, wird die ganze lesende Welt zu seinem Publikum haben. Dadurch aber ist man im Stande, jedem einzelnen alle die Vortheile anzubieten, die der allerweiteste Kreis der Leser und Käufer einem Autor nur immer verschaffen kann.“

Diese Stelle erhärtet einerseits die vorhergehende Behauptung, Anthologien vereinigen das vorher getheilt gewesene Publikum, das heißt sie entziehen dem einzelnen Autor seine Leser. Aber sie machen auch viele bisher im Verborgenen Gebliebene bekannt, wie sich denn in ästhetischen Dingen Schaden und Nutzen nicht mit der Goldwage des Dukatenprüfers abwägen läßt. Ganz fraglos ist es, daß die „vorzüglichsten Schriftsteller Oesterreichs“, die noch am Leben — obwol die Versuche, sie zu tödten oder doch todtzuschweigen, nicht eben verschämte sind —, sich zu dieser literarischen Association zusammengethan haben. Wer nicht darin ist, hat entweder nicht rechtzeitig eingesandt, oder er hat nichts Lyrisches und Metrisches im Pulte gehabt, oder er hat sich in einen durch nichts zu rechtfertigenden Schmollwinkel zurückgezogen, oder — er hat nichts

gegeben, weil dieser oder jener, dessen Habitus, Nase oder Jambus ihm nicht gefiel, darin vertreten war. Ich möchte keinerlei Bitterkeit hervorrufen, keinerlei Indiscretion begehen: aber es sind Fälle bekannt geworden von Autoren, die den Herausgeber angingen, er möge doch nichts von Hinz oder von Kunz aufnehmen; es sind einzelne Fälle solcher Eitelkeit zu registriren; aber nomina sind hier odiosa, und ich will die leider in der schönen Stadt Wien und im herrlichen österreichischen Kaiserstaate herrschende Animosität einzelner Dichter-Gruppen, um nicht zu sagen -Cliquen, gegen andere nicht unnöthigerweise vermehren. Der Herausgeber hat mich speciell um eine Liste aller mir bekannten jüngern Poeten gebeten, und er möge selbst sagen, ob ich ihm nicht in der für diese Männer — und Frauen denkbar collegialsten Weise zur Seite standen.

In jenem „Horen-Prospect" heißt es kurz vorher: „Nur der innere Werth einer literarischen Unternehmung ist es, der ihr ein dauerndes Glück bei dem Publikum versichern kann; auf der andern Seite ist es nur dieses Glück, welches ihrem Urheber den Muth und die Kräfte gibt, etwas Beträchtliches auf ihren Werth zu verwenden." Ich möchte Franzos und seine Verleger bitten, den Muth nicht zu verlieren und die Einwände, die Publikum und Kritik diesem Dichterbuch gegenüber gemacht haben, ruhig zu registriren und nach Jahr und Tag, wenn der eine Kritiker gereifter in seinem Urtheil geworden, der andere Haß und Groll vergessen, ein dritter, der hinterm Busch gehalten, aus demselben mit schönen Blüten hervortritt, einen zweiten Band folgen zu lassen. Es existirt zwar seit 12 Jahren ein Jahrbuch für Oesterreich: „Die Dioskuren", welches der durch seine trefflichen Eigenschaften und feine Geschmacksbildung hervorragende Baron Falke von Lilienstein, in ebenso würdiger Weise — was das Buch betrifft —, als bescheidener Form und Art — was seine eigene Person angeht —, redigirt. Aber es ist Raum für beide Sammelwerke. Sie können sich ergänzen und voneinander lernen. Ob Franzos, der selbst ein productiver und erfolgreicher Autor ist, sich nochmals dazu hergeben wird, an schönen Sommertagen 4200 Gedichte von größern und kleinern Poeten und von größerm und kleinerm Umfange zu lesen, mit 304 oder mehr Autoren in Briefwechsel zu treten, von einigen insolente, von andern von Größenwahn durchdrungene Briefe zu bekommen, um am Ende, „bewundert wenig, gescholten viel", mit Undank überschüttet dazustehen und ein Jahr für eigene Production verloren zu haben, das muß ihm selbst zu entscheiden überlassen bleiben.

Wohl möchte ich die Namen der besten Beitragenden hier erwähnen, aber sie sind ja schon meistentheils bekannt. Die wiener Zeitungen haben ihre Sympathien und Antipathien. Eine jede — tout comprendre, c'est tout pardonner — hat ihre Mitarbeiter, die größtentheils auch Dichter sind, schon dem leselustigen Publikum verrathen. Somit sind also die meisten schon gepriesen und erwähnt. Die ungenannt Gebliebenen müssen sich erst durch weiteres Wirken ein Anrecht auf eingehendere kritische Würdigung verdienen, die Anerkannten haben es nicht mehr nöthig. Ob freilich sämmtliche Beiträge der „Unbestreitbaren" sind dichterisch so werthvoll als die manches aufstrebenden Talents, das möge ein kauflustiges Publikum entscheiden, dem hiermit das Sammelwerk des Verfassers mehrerer so beliebten Romane aufs beste empfohlen sei. Leider muß ich am Schlusse constatiren, daß sich durch das moderne österreichische Empfinden und Denken ein ganz bedenklicher und nicht durch die Lektüre Schopenhauer's allein hervorgerufener Pessimismus zieht. Auch hier wird dem verständigen Forscher der Grund nicht lange unerfindlich bleiben. Warum sollen die österreichischen Dichter in der Dichtung hellfröhliche Klänge anstimmen, wenn ihnen das Leben, in dem sie mitten inne stehen, so sauer und finster gemacht wird? Und hier ein merkwürdiges Zeichen der Zeit, eine Signatur des Buchs: der einzige, der fröhliche Weisen angestimmt, dem es bei der Kritik und dem Publikum gleich gut ergangen, ein munterer, lebenslustiger fahrender Sänger — er ist im österreichischen Dichterbuch nicht vertreten!

Alfred Friedmann.

Neue Romane.

1. Violet. Roman von Eufemia Gräfin Ballestrem. Breslau, Schottländer. 1883. 8. 3 M.
2. Ein Mann von Wort. Roman von Emilie von Mánd. Wien, Schworella u. Heick. 1881. 12. 3 M. 20 Pf.
3. Frühling und Hochsommer. Roman von Alexander Römer. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1882. 8. 4 M. 50 Pf.
4. Weibliche Unabhängigkeit. Roman von C. Tittmann. Breslau, Schottländer. 1883. 8. 3 M.
5. In schweren Banden. Socialer Roman aus der neuesten Zeit von F. Moesch. Zwei Bände. Leipzig, Zangenberg u. Himly. 1882. 8. 6 M.

Es liegen uns vor: ein hoch interessantes Sittenbild aus dem modernen englischen Gesellschaftsleben; zwei auf deutschem Boden spielende, ebenfalls mit eigenartigen Problemen, übrigens so universellen Charakters, daß wir sie überall hin versetzen könnten; endlich zwei, die trotz sehr verschiedener Haltung doch gleichmäßig als modernste Tendenzschriften bezeichnet werden dürfen, sofern die Frauenemancipationsfrage Kern- und Ausgangspunkt der ganzen Darstellung ist. Alles sonach Gemälde der Gegenwart!

Eine originelle Composition ist „Violet" von Eufemia Gräfin Ballestrem (Nr. 1). Der reiche Lord Eddistone verlobt sich aus Convenienz mit der ihm entfernt verwandten, schönen jungen Witwe Lady Maud, die ihn im stillen leidenschaftlich liebt. Aber gleich darauf

erwacht sein bis dahin kalt gebliebenes Herz in der Berührung mit der ungemein liebenswürdigen Miß Violet Ebers, einer bisher wegen eingegangener Mésalliance der vornehmen Familie Eddistone fern gebliebenen Verwandten des Hauses. Ueber sich klar geworden, löst er unbedenklich das erste Verlöbniß und heirathet seine angebetete Violet. Lady Maud, in Bitterkeit und Rachegedanken, schenkt ihre Hand dem Sir Treverton, einem kaltblütigen Schuft, und dieser plant den Untergang der Familie Eddistone, da er aus ihren Familienpapieren herausgefunden hat, daß bei ihrem Aussterben das große Vermögen an Lady Maud fallen soll. Nachdem ihm ein raffinirter Versuch, den Lord umzubringen, mislungen, operirt er mit langsam wirkendem Gift gegen den Herrn und die Frau des Hauses. Seine von ihm tyrannisirte Frau aber, die hinter den schurkischen Plan gekommen, verräth ihn trotz des bittern Hasses, welchen sie gegen Violet hegt, an den Lord, den sie noch immer liebt. Als Sir Treverton das aus ihrem eigenen Munde hört, erwürgt er sie wüthend, zündet sein Haus an, das mit dem Leichnam verbrennt, und flüchtet nach Australien. Violet's zarter Organismus ist bereits zerstört; sie stirbt bald; der Lord geht in den afrikanischen Krieg und fällt. Das Schicksal ist erfüllt, das stolze Haus verödet und verwaist.

Daß eine Entwickelung dieser Art zu den schwersten Herzensconflicten und interessanten seelischen Gestaltungen vollauf Stoff und Anlaß bietet, liegt auf der Hand; ja der Stoff wäre leicht zu einem gewöhnlichen Effect- und Spektakelstück auszubauen, wenn der feinere Blick und das besonnene ästhetische Maß die hochgebildete Verfasserin nicht von dem Herabsinken in diese ordinäre Abart bewahrt hätten.

Die Verwickelungen werden noch vermehrt durch Einführung der Person des Künstlers Frank, welcher Violet's Lehrer war und sie leidenschaftlich liebt, aber selbstlos dem höhergestellten und beglückten Rivalen überläßt, nun einsam durch das Leben gehend. Abgesehen von dem tragischen Ausgang, liegen auch sonst Partien vor, die ganz für romantische Effecte geschaffen scheinen: das geheimnißvolle alchemistische Gelaß und der in die Mauer eingebaute Gang mit der geheimen Thür in Schloß Eddistone, durch welche sich der schleichende Treverton tief in der Nacht den Weg zu den Familienpapieren des Hauses erschließt. Gleicher Art jener Jahrhunderte alte unterirdische Weinkeller im Jagdschlößchen, in welchem der elende Schleicher, wie eine Katze auflauernd, durch Zuschließen der schweren Fallthür den edeln Lord dem Hungertod weihen will, wovor diesen einzig Violet's scharfsinnig ahnende Liebe, durch den Zauberspruch einer unheimlichen Alten auf die richtige Spur gebracht, rettend bewahrt. Das sind Nachtbilder. Ein glänzendes Schaustück ganz anderer Art ist die ausgeführte Zeichnung eines Drawing-Room im Buckinghampalast zu London, d. h. eines Empfangsabends der vornehmen englischen Welt bei der Königin Victoria; in diesem Stück ist es von Anfang bis zu Ende die elegante Weltdame, die den Pinsel führt.

Aber nicht in diesen Dingen allein liegt die Bedeutung des Werks, auch nicht in der Erfindung, so originell sie scheint; starke Partien derselben, allerdings in anderer Weise combinirt und verarbeitet, sind eben doch schon dagewesen. Vielmehr ist der wirkliche Werth und Gehalt in der Charakterzeichnung und den feinen Nuancen des Seelenlebens zu suchen; es liegt Fonds in der Schriftstellerin und ihren Gebilden. Lord Eddistone mit der feinfühlenden Mutter und der herrlichen Gemahlin; die edeln Brüder Robinson, Anwälte und zugleich die ersten treuen Pfleger der in früher Jugend Waise gewordenen Miß Ebers; der interessante Künstler und sogar die unglückselige Lady Maud — sie sind fein durchdachte oder besser gesagt durchgefühlte Gestalten, haben anmuthend fesselnde Züge an sich, die von intensiv innerm Leben Zeugniß ablegen. Und in den Beziehungen dieser Personen zueinander ergeben sich ungesucht wahrhaft herzbewegende Scenen. Die tragische Verwickelung, die hereinbricht, errathen wir früh, schon mit Violet's erstem Auftreten. Das behäbig stille und gediegene Cityhauswesen spricht uns gar freundlich an. Auch finden sich feine Motivirungen: so wenn Violet's frühes Hinscheiden als eine Art Opfer oder Ersatz dafür aufgefaßt wird, daß der Gattin scharfsichtig gemachte Liebe es verstanden hat, den bereits dem Tode verfallenen Gemahl wieder aus seinen Klauen zu reißen; das Verhängniß will sich doch erfüllen, Ein Opfer muß ihm fallen.

Der Aufbau des Werks ist consequent; die Sprache elegant durchgebildet. Genug der Züge sind da, an denen der Kenner auf den ersten Blick den Werth des Autors zu messen vermag.

Eine weibliche Hand hat auch die zweite Arbeit verfaßt, die uns vorliegt: „Ein Mann von Wort" von Emilie von Maud (Nr. 2), und sie behandelt ein nicht weniger interessantes, in seiner Art auch ganz originelles Problem.

Der vortreffliche Arzt Ernst Vilmer, ein Ausnahmemensch, wird von der etwas verwöhnten, im Grunde aber groß angelegten und hochsinnigen Baronin Romana Valberg, die sich aus dem charakterstarken, hochstrebenden und menschenfreundlichen Mann ein Ideal, fast ein Idol gemacht hat, heiß geliebt. Sie ist es eigentlich, die um den gänzlich zurückgezogenen und etwas mistrauisch auf die vornehme Damenwelt blickenden Mann wirbt. Nachdem er den innern Werth der jungen Dame geprüft, verlobt er sich mit ihr. Kurz vor der Heirath erregt ein Ausspruch des immer unbedingt offen und frei sich Gebenden seiner Geliebten die schwere Besorgniß, daß er seiner selbst nicht sicher, daß kein rechter Verlaß auf ihn, möglicherweise nicht einmal auf seine Treue sein könnte — so schwer, daß die arme Selbstquälerin geistig und körperlich schwer erkrankt und immer tiefer sich in düstere Bilder der Zukunft versenkt. Die beiden trennen sich, können sich aber nicht vergessen. Romana, die sich nun vollends ein Leben der harten Buße und Entsagung meint auflegen zu müssen, reicht gebrochenen Herzens ihre Hand dem ungeliebten, ja von ihr ver-

achteten Vetter, einem Freiherrn von Hohenau, und nun gehen erst die schweren Qualen für sie an. Der junge Mann liebt sie in seiner Art leidenschaftlich, und als er einsehen muß, daß alle Werbung um ihr Herz unnütz und verloren sei, steigt in ihm der Haß der Liebe auf, und er setzt sich vor, die Unglückliche zu martern. Da tritt mit dem Professor Frank, dem alten herzensguten Lehrer seiner geliebten Romana, ein Vermittler ein, der die richtige Saite in dem auch schwer gequälten Herzen des jungen Mannes anzuschlagen versteht. Ja er weiß diesen zu bewegen, daß er Romana freigibt, in die Scheidung willigt. Mit dem Ende des schweren Unglücks, das über die Frau hingegangen, ist auch die Klarheit des Kopfes und Herzens ihr wiedergekehrt, die Dämonen sind beschworen, und nun wird sie Vilmer's innig geliebte Lebensgefährtin, eifrig theilnehmend an seinem wohlthätigen Wirken und Streben.

In Wahrheit ein interessanter Conflict und in der Art neu, originell. Besonders eigenartig und im ganzen doch wahr sind die zwei Hauptpersonen mit dem tiefen innern Leben. Ernst Vilmer mag allerdings etwas stark idealisirt sein; gleichwol ist der fundamentale Kern seines Wesens durchaus naturgetreu; es liegt eben in ihm die glücklich harmonische Combination der drei Elemente: er ist ein bedeutendes Talent, ein consequenter Charakter und dazu ein guter Mensch, allerdings drei Dinge, die sich selten so zusammenfinden mögen. Ganz eigenartig und offenbar aus dem Herzen der Schriftstellerin herausgewachsen ist Romana, weitaus die gehaltvollste und in Wahrheit auch schwierigste Gestalt des Buchs. Es ist eine Behauptung, die sich hundertfach belegen läßt: der Mann, er sei noch so bedeutend angelegt, vermöge das Frauenherz nicht zu verstehen, nicht zu ergründen, also die Frau — trotz Goethe! — auch nicht nach ihrer vollen Wahrheit zu zeichnen. Der Satz ist wahr und bleibt wahr; ihn unterschreibt mit voller Ueberzeugung erst der Mann, der Frauenliebe in Freud und Leid genossen, der viel geliebt und gelitten hat. Das weibliche Herz ist uns unergründlich. Nun, hier hat es die Frau unternommen, die Frau zu zeichnen, und zwar eine sehr bedeutend angelegte, zugleich eine der complicirtesten Naturen, die wir uns denken mögen. Ich würde es nicht wagen, einen bestimmenden Zug an dem Bilde als unrichtig combinirt zu erklären, auch nicht das am schwersten zu Begreifende, jene nach außen fast gar nicht zu motivirende, urplötzlich auftretende Seelenkrankheit Romana's, die Glück und Liebe beider zu zerstören droht. Der furchtbare Conflict scheint in ihrem Gemüth nothwendig, um es zu vollständiger Klarheit und Reinheit durchzubilden; sehr fein, ohne allen Zweifel unbedingt richtig ist die Bemerkung, daß die zwei ohne diesen läuternden Sturm doch unglücklich geworden wären. Aber schließlich gewinnt auch der Freiherr von Hohenau eine gewisse Consistenz und Würde: er, den wir mit Romana als einen leichtfertigen Laffen, das Spielzeug für Theaterprinzessinnen, betrachteten und behandelten, wird durch die auf einmal sich erklärende Wahrheit und Tiefe der Liebe zu Romana, mehr noch, weit mehr durch den heroischen Entschluß der freiwilligen Trennung ein geläuterter Mann und im weitern Verlauf durch das stille Glück einer zweiten wahren und von Herzen erwiderten Liebe verschönt, wir dürfen sagen innerlich geadelt.

Die Verfasserin ist keine gewandte, aber eine denkende Erzählerin; der Fluß der Sprache läßt viel zu wünschen übrig, und die Erzählung wird allzu oft durch Betrachtungen über Zeit und Leben, Gedanken von Gehalt, die sich aber zu stark vordrängen, durchbrochen. Diese Gedanken sollten mehr aus dem lebenden Bilde selbst herauswachsen, statt daß sie etwas schwerfällig in den Verlauf der Handlung hineingetragen sind. Doch das ist ein Fehler, der sich bei einem Schriftsteller von wahrem innern Fonds corrigiren läßt.

Unser Roman ist keine Unterhaltungslektüre; dafür ist er zu gut und auch zu schwer angelegt; das Lesen desselben ist ein Studium, eine Denkarbeit.

Der Roman „Frühling und Hochsommer" von Alexander Römer (Nr. 3) concentrirt seinen ganzen Inhalt auf Einen Punkt, auf die Entwickelung und Ausbildung eines einzigen Hauptcharakters, und zwar eines weiblichen, Käthe Alzoni's, der Tochter eines berühmten Bildhauers. Sie tritt uns zuerst als Kind entgegen, und wir begleiten ihr Leben, bis sie als reif ausgebildete Matrone zu einem schwer errungenen Abschluß mit sich und der Welt kommt.

Der hart geprüfte, in sich verschlossene verbitterte Vater erzieht die Tochter, die er nicht versteht und, ganz unrichtig, für wenig begabt hält, mit fast eiserner Strenge in engsten Schranken, um sie einfach für das solid praktische Leben brauchbar, zu einer tüchtigen Hausfrau zu machen. Aber es liegen ganz andere Keime und Anlagen in dem verschüchterten Kinde, ein mächtiger Zug hinaus in ferne ideale Welten, welcher vollends erschlossen wird durch die kurz andauernde, aber ungemein fruchtbare Begegnung mit dem hochsinnigen Professor Bruneck und dessen Knaben Richard. Als diese scheiden und die alte Alltäglichkeit wieder über sie hereinbricht, vermählt sie sich ohne Liebe mit einem nahen Verwandten, welcher die sichere Berechnung und Consequenz, Ordnung und Regel in der Praxis des Lebens verkörpert in sich darstellt und es in exactem Dienst bis zum gefürchteten Stadtbürgermeister bringt. Sechzehn Jahre verstreichen. Sie ist eine treue, sorgsame Frau und pflegt jene tiefer liegenden Keime, die sonst in dem ordinären Getriebe des Tags ganz erlöschen müßten, nur noch in ihren stillen Stunden durch gediegene Lektüre. Das bürgermeisterliche Haus steht fest begründet; die störenden Mächte innen und außen scheinen beschwichtigt, als plötzlich die gewaltsame Krisis herantritt. Nach langen Wanderungen über halb Europa kehrt Richard, von einem unbezwinglichen Hange getrieben, in Käthens Haus ein, und sein längeres Weilen bringt da eine ihnen allen halb unbewußte Revolution hervor. Im Augenblick da er, wol für immer, scheiden will, kann er sich nicht mehr über-

winden und bekennt der überraschten und erschreckten Frau, daß er sie, die einige Jahre älter ist, von jenen Knabenjahren an, da die beiden traulich miteinander gespielt, geliebt hat und noch liebt. Was soll daraus werden? Das Schicksal gibt Antwort, und rasch. In einem Socialistenaufstande wird der Bürgermeister erschossen, der brav an seiner Seite stehende Richard lebensgefährlich verwundet und in Käthens Haus und unter ihren Händen geheilt. Nach dem Trauerjahre werden Käthe und Richard, die trotz allem geistig zusammengehören, vermählt; die schwer erprobte Frau hat erst ihre eigentliche Lebensbestimmung gefunden.

Es ist eigenthümlich; die Lösung überrascht uns, wir hatten im Laufe der Erzählung anders geschlossen. Wir hatten die natürlichere Entwickelung erwartet, daß Käthe den um ihre innere Ausbildung so herzlich besorgten Professor liebe, den ältern Mann, und daß der Knabe in ihrem halb erschlossenen Mädchenleben blos als vorübergehender Jugendgespiele zähle; als sich das Blatt wendet, sind wir erstaunt; jedenfalls ist das der Ausnahmefall und setzt zwei recht eigenartige Naturen voraus. Nebenbei sind der Bildhauer Alzoni selbst, seine nur als dienende Hausfrau mitzählende Lebensgefährtin, der ideal gesinnte Professor mit seinem gleichgearteten Knaben, und umgekehrt der fest auf dem realen Boden stehende, etwas hausbackene Vetter Heinrich, alle ebenfalls in ihrer Besonderheit vorgeführt und machen scharf voneinander abstechenden Eindruck. Dem erstern, einem eisenfesten Charakter und hochstrebenden Künstler, ist einst in früher Jugend und in dem sonnenheißen Land Italien begegnet, was der Spötter Heine meint, wenn er sagt:

Es ist eine alte Geschichte
Doch bleibt sie immer neu;
Und wem sie just passiret,
Dem bricht das Herz entzwei.

Die Saite ist in ihm gerissen für immer, und er hat auch nicht einmal den Versuch gemacht, sie wieder zu stimmen; dafür ist ihm als einziger Ersatz das mächtige Kunststreben geblieben. Der Professor ist eine harmonische, des Bildhauers Frau eine still geduldige, der Vetter eine in engem Gleis wandelnde, aber hier sichere Natur, Käthe das Räthsel, das sich vor unsern Augen lösen soll; und daß wirkliche Entwickelung da ist, nicht bloße ruhende Zeichnung, darin liegt das Verdienst des Autors. Handlung ist im Grund außerordentlich wenig, wol für einen Roman zu wenig. Nehmen wir zwei Partien aus, so können wir kaum sagen, daß äußerlich etwas gethan wird oder begegnet. Diese zwei Partien sind: die episodisch hineingeworfene Erzählung von dem unglücklichen Liebestraum des aufstrebenden jungen Künstlers, dann der Schluß des Ganzen, ein völlig modernes Gesellschafts- und Familienbild mit intensiv seelischer Entfaltung der Hauptperson.

Der Ton der Erzählung ist ungemein ruhig, wol zu wenig bewegt; mir will scheinen, daß es etwas an dem rechten Leben, an That und Kraft fehlt, und daß der Gang der Geschichte zu viel von der sich vordrängenden Reflexion durchbrochen wird. Der Autor darf nicht erwarten, daß sich das Publikum für das einfache Kind, für das ruhige Familienleben und das pädagogische Experiment ebenso interessire oder erwärme wie er selbst, dessen Schöpfung sie eben sind. Eins jedoch bleibt zu loben: seine Aufgabe hat er präcis gestellt und consequent gelöst, und wir bewegen uns durchweg auf einem gesund natürlichen Boden, dem seelischer Gehalt nicht abzustreiten ist. Wer blos leicht unterhalten sein will, für den ist dieser Roman von zu schwerem Gehalt.

Der Titel des nächsten Romans: „Weibliche Unabhängigkeit" von C. Tittmann (Nr. 4), ist sehr zutreffend; der Autor hat sich strict an seinen Stoff gehalten, und der ist für unsere Tage ausgesprochen tendenziöser Natur. Der Kernpunkt ist eben jene eine Seite in unserm schweren socialen Kampf: die Stellung der Frau in Gesellschaft und Staat, ihre Erziehung und Ausbildung zu größerer Selbständigkeit des Denkens und der Erwerbsfähigkeit, kurz die Summe aller jener Gedanken und Strebungen, die wir in das leicht gebrauchte, häufig misverstandene Wort Emancipation der Frauen einzuschließen pflegen. Natürlich bildet denn auch das Leben einer Frau das Centrum, und zwar einer geistig begabten, hochstrebenden Frau, welche Kraft und Entschiedenheit genug in sich fühlt, eben jenen schweren Gedanken aufzugreifen und für das höhere Recht ihres Geschlechts zu kämpfen.

Sie ist eine bedeutsam hingestellte Gestalt, diese Deutsch-Amerikanerin Carola von Elken, und sie lebt ein schon in der Kindheit mit schweren Erfahrungen eröffnetes, nach innen und außen reiches, bewegtes, ringendes und kämpfendes Leben. Die Entwickelung dieses Lebensberufs aber ist eine wesentlich andere, als wir nach den Anfängen erwarten. Carola ist eine ernst denkende Natur, welche durch bittere Erfahrungen im Aelternhaus auf die Idee gekommen, daß es ihre Bestimmung, eine Art Lebenspflicht für sie sei, den Kampf für die Rechte der unterdrückten Frauen aufzunehmen. Sie ist aber zugleich ein zartes Wesen, ein fein besaitetes Gemüth, das sich erstlich niemals in die modernen Excesse der vielbesprochenen Emancipationsträume hineinverliert, und zweitens, was entscheidender, überhaupt den Kampf und das Isolirtsein nicht erträgt; sie hat blos die Energie des passiven Widerstandes und den Stolz, ihrer Würde nichts zu vergeben, lieber unterzugehen, und dazu wäre es fast gekommen. Sie ist mit sehr geringen Mitteln nach Deutschland gegangen, theils von einer gewissen Sehnsucht nach dem Mutterland beherrscht, theils mit dem festen Streben, sich dort tiefer durchzubilden, um ihres Berufs als Erzieherin im höhern Sinne mächtig zu werden. Nun aber kommt in einem kleinen Städtchen mit richtigen Philisterseelen das Schicksal über sie. Erst schlägt wegen ihrer frei und wahr ausgesprochenen Ansichten die bornirte Bourgeoisie mit gewohnter Zartheit auf sie zu und drängt sie aus ihrem „ehrbaren" Kreise heraus; dann trägt ihr ein verdüsterter Mann, dessen Herz schon einmal an

einer Schönen gescheitert ist, seine geradezu wahnsinnige Leidenschaft entgegen und macht so tolle Streiche, zuletzt einen förmlich gewaltsamen Angriff auf sie, daß er sich hernach in der Verzweiflung erdolcht; ein naher Verwandter wird in dem Duell, das er für die Ehre ihres schwer angefochtenen Namens kämpft, lebensgefährlich verwundet; hierzu kommt die ökonomische Sorge, da sie eine Zeit lang ganz ohne Existenzmittel ist. Kurz, in einer rauhen Winternacht, als sie vor dem Anfall jenes Wahnsinnigen aus ihrer ärmlichen Wohnung in die öden Straßen hinausgeflohen, ist sie nahe daran, im Schnee zu erfrieren. Das ist aber auch die Spitze der Krisis, die Peripetie. Die Gerettete kommt in noble Kreise und wird die glückliche Gattin des tüchtigen Dr. Rheinau, nachdem die beiden schon vom ersten Sehen und Sprechen an sich geliebt, aber erst nach schwerem innern und äußern Ringen sich gefunden haben. Die Unabhängigkeitsgedanken sind verflogen, und sie schließt in folgenden Sätzen mit sich ab: „Unabhängigkeit! Einst war sie mein höchstes Ziel, und ich wollte andere zur Unabhängigkeit erziehen; denn ich glaubte nie lieben zu können, ich glaubte nicht an die Allmacht der Liebe! Jetzt weiß ich, daß weibliche Unabhängigkeit nur ein trauriger Ersatz für das Glück ist, das ein weibliches Herz fordert, das Glück, sich von dem geliebten Mann beschützen zu lassen!"

Bei einem derartigen Ausgang der Geschichte und dem ohnehin so ernst angelegten Charakter der Dulderin liegt die grundsätzliche Prüfung über den Werth der Zeichnung in der Frage: mit welchem Grade durchdringender Kraft und Klarheit sind die schroffen Wechsel der Seelenstimmung erfaßt und dargestellt? Wenn irgendwo, so paßt hier das „Himmelhoch jauchzend, zum Tode betrübt"; ganz überwiegend das letztere.

Nun treten die andern Kreise hinzu, und sie sind reichhaltig genug, um die Gesellschaft nach den verschiedensten Richtungen darzustellen. Da ist der buckelige, brustkranke, arme Student Anselm, der eine tiefe, aber ganz verschwiegene Liebe für die verlassen stehende Carola gefaßt hat und dann im Ringen mit dem widerrechtlich eingedrungenen Verfolger des Mädchens den letzten Rest seiner schwachen Lebenskraft erschöpft. Er ist wol die am feinsten gezeichnete Figur, dieser trostlos und einsam dem nahen Tod entgegengehende Kranke, der nie einen andern Tröster kannte als die von ihm mit Meisterschaft ausgeübte und eindringlich zum Herzen redende Musik, und der nun endlich in seinen letzten Lebensmomenten in den wundervollen Phantasien einer träumerischen Liebe zu der schönen Carola, neben und über dem Schmerz der wohl und klar bewußten Entsagung, noch einen exquisiten Herzensgenuß findet. Geradezu rührend ist die kleine Scene, wie der Krüppel von seinem spärlichen Gelde dem trauernden Mädchen einen Weihnachtsbaum kauft, vor welchem dann die beiden Verlassenen sich freuen so recht wie harmlose Kinder. Aber so ist eben die Welt nicht. Da steht gerade zu allernächst auf der andern Seite die Schustersfrau Krapp mit ihrem ziemlich oft betrunkenen Mann, in deren Hause Carola zwei Dachzimmer bewohnt, welche durch ihren feinen Ordnungssinn und die aus bessern Zeiten gebliebenen, sorgsam aufgestellten Familienandenken das Aussehen freundlich wohnlicher Räume, selbst einer gewissen Eleganz darbieten. Die Frau ist nicht besser und nicht schlechter, als total ungebildete und in roher Umgebung lebende Weiber aus den niedern Ständen sein können, geschwätzig wie ein Waschweib, je nach Laune und Auffassung bald recht gutmüthig, bald mistrauisch und bösartig, mit der bösen Zunge Unheil stiftend, weil sie das Hundertste und Tausendste nach ihrer uncultivirten Auffassung durcheinander wirft. Wenn irgendwelche Figuren so recht aus dem Leben gegriffen sind, so sind es diese Schustersleute. Nun die höhern Stände: da ist der Club der Referendaria, unverheirathete junge Männer der gebildeten Klasse, Aerzte und Lehrer, Beamte und Offiziere, die in ihrem Kränzchen die überflüssige Zeit todtschlagen, dabei fast unvermeidlich dann und wann auch ins nutzlos leichtfertige Plaudern hineingerathen, zumal wenn es die Damen gilt, was eben auch die unbeschützt alleinstehende, viel beurtheilte und verurtheilte Carola trifft. Der ganze Kreis, wenn wir einen leichtsinnig und übermüthig eingreifenden Studenten ausnehmen, ist keineswegs böse und meint es auch nicht so; es sind Durchschnittsmenschen, aus der sogenannten guten Gesellschaft herausgegriffen. Ihnen gehört auch der nächste Vetter unserer Heldin an, Kurt von Elken, der sie zuerst in Europa fand und sich zu ihrem natürlichen Beschützer aufwerfen wollte; er benimmt sich in der Folge schwach und zweifelhaft, weil kleinliche Rücksichten und selbst Mistrauen ihn bestimmten; als er aber im Duell für die Verfolgte sein Leben einsetzt, legitimirt er sich doch als tüchtig braver Mann. Viel ärger ist die Frauenwelt. Zwar sind auch da einige recht feine Gestalten aufzufinden, und nachdem die schweren innern und äußern Stürme überwunden sind, erholt und bewegt sich die Dulderin in einem wirklich anmuthreichen, sympathischen, durch und durch edeln Frauenkreise. Aber was uns zuvörderst entgegentritt, das sind jene klatsch- und verdammungssüchtigen Schwatzclubs, ob von etwas mehr oder weniger vornehmer Sorte, macht keinen Unterschied, vor denen uns ein nicht gelindes Grauen aufsteigt. Diese Commerzienräthin Melanie, die den Jugendfreund verrathen, nun aber als reiche Dame die feine Seele und gar ehrbare Frau spielt, die sie doch auch jetzt nicht ist; die Familie des Kirchenraths und Professors Schwarz, das schwatzhafte, in vieler Hinsicht weibische Oberhaupt nicht ausgenommen — sie sind nahe daran, mit ihrer steif gestärkten Ehrenhaftigkeit das feiner besaitete schutzlose Mädchen, das gar nichts verschuldet, als daß sie in dem tugendhaften Cirkel einmal gewagt, ihre etwas freiere Ansicht über die Stellung der Frauen würdig auszusprechen, durch förmliche Roheit in Verzweiflung und Menschenhaß zu treiben. Eine Kaffeevisite hätte übrigens dem Autor die beste Gelegenheit geboten, die Geisel der Satire über diese verzwickten Kreise zu schwingen; die Zeichnung ist aber ab-

sichtlich durch Einführung der tüchtigen leitenden Frau, welche den leeren und boshaften Klatsch nicht aufkommen läßt, abgeschwächt. Ich hätte lieber das lebendige Bild in seiner nackt ordinären Form ordentlich und mit Humor illustrirt gesehen, etwa nach der Weise, wie Turgénjew irgendwo den „Cirkel" (cercle) gezeichnet hat.

Außer der Heldin ist die interessanteste Frauengestalt Sigrun Feldner, eine durch Unglück und unerwiderte Liebe etwas verbitterte, aber bedeutende Natur, wirklich bestimmt, emancipirt und ohne Mannesstütze durch das Leben zu gehen.

Hervorragende Bilder und Scenen des Stücks sind folgende: die Zeichnung jener Tugendsamen und Ehrbaren in der sogenannten guten Gesellschaft, gerade mit dem richtigen Humor entworfen; es ist präcis die satte Tugend, feiste Ordinärheit und der selbstgerechte Hochmuth von prima Qualität, ein Stück Leben, das schon ästhetisch gefaßt Ekel erregt. Die fast an Wahnsinn streifende Geschichte, da Maurus im Strudel toller Leidenschaft die verfolgte Carola in ihrem Zimmer überfällt, ein Auftritt, der dann zu einer recht verhängnißvollen Schlägerei führt; dann die Verzweiflung des unselig Verblendeten bis zum Selbstmord: es sind heillose Scenen, die wir sehr im Ton gemildert wünschten. Fein gemalt dagegen sind der Weihnachtsabend der zwei armen Verlassenen und der Tod des brustkranken Studenten; es liegt in der That eine wahrhaft herzerschütternde Rührung in diesen ungemein zarten Bildern. Endlich das Wiedersehen der beiden Liebenden, Carola und Dr. Rheinau, auf dem Abendberg im berner Oberland, eine Geschichte, aus welcher durch künstlichen Operneffect und complicirte Handlung viel zu viel gemacht worden ist. Wozu denn die nutzlose Anstrengung? Einfache Natur thut es auch, und wahrscheinlich besser.

Der Autor — es könnte ganz gut eine weibliche Feder sein, darüber weiß ich nichts, und der Name ist mir völlig neu — erzählt mit nicht geringem Geschick. Ein reichhaltiger Kreis von Personen der verschiedensten Geistesart und Lebensstellung, also auch mannichfacher Nuancirung, ist in zweifellos richtiger Färbung vorgeführt und gibt uns eben das Bild der modernen Gesellschaft; verschiedene Personen sind mit Feinheit gezeichnet und seelische Vertiefung ist unzweifelhaft da. Aber andere Figuren sind verzeichnet. Mir scheint, was dem Autor noch fehlt, sei das rechte Maß und die Harmonie, welche ihn davor schützen sollten, geistig verkrüppelte Gestalten oder auch gar zu flache und unausstehlich harte Scenen nackt hinzustellen.

Reflexionen wie die folgende, aus welchem Munde sie auch kommen mögen, schaden der tugendsam gespreizten „guten Gesellschaft" gar nichts, wenn sie nur in den Spiegel schauen wollte:

> O diese Pharisäer der modernen Gesellschaft, die nicht nur den Genuß, sondern auch die Tugend als ihr besonderes Vorrecht betrachten, wie verachte ich sie! Wenn andere in der Kraft der Entsagung, im standhaften Kampf mit dem Leben ihre Würde suchen, so liegt sie diesen Menschen darin, daß ihnen die Mittel zum ruhigen, ungeschmälerten Genuß des Lebens reichlich und regelmäßig zu Gebote stehen, die den andern fehlen. Darin suchen sie ihren eigenen Werth; das nennen sie ein „normales" Leben. Jede andere Existenz ist ihnen eine problematische; nur die nach außen hin gesicherte ist die normale, die „anständige" Existenz. Diese Pharisäer sind wie Leute, die sich bei einem allgemeinen Schiffbruch auf eine grüne, glückliche Insel gerettet haben und die andern mit den Wogen ruhig kämpfen sehen, ja bereit sind, sie wieder ins Meer zurückzustoßen, wenn sie landen wollen; denn sie möchten ihnen den Platz streitig machen. Sich, ohne Anstoß zu geben, in dieser vom Wohlleben gesättigten Sphäre zu bewegen, das ist ihnen der Begriff der Tugend. Und so lange ihnen dies gelingt, haben sie nicht nur den Hochmuth des Privilegiums zum Genuß, sondern auch die Untadelhaftigkeit.

Der Mann, der so reflectirt, ist allerdings ein arger Pessimist, hat aber auch allen Grund dazu. Die Kokette, die er als Exempel jener Rasse vorführt, hat um einen Geldsack seine jugendlich enthusiastische Liebe verrathen, dann aber als „honette" Frau dem so Mishandelten die bereitwilligste Gelegenheit geboten, das alte Verhältniß wieder anzuknüpfen, wenn er nur wollte; und Witwe geworden, wirft sie nun ihre Augen auf eine neue und glänzendere Partie. Der Pessimist, sei er es noch so sehr, recht hat er doch in seinem bittern Urtheil.

J. J. Honegger.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Zur französischen Literaturgeschichte.

Geschichte der französischen Literatur im 17. Jahrhundert von Ferdinand Lotheißen. Dritter Band. Wien, Gerold's Sohn. 1883. Gr. 8. 9 M.

Die classische Epoche der französischen Literatur, soweit sie in diesem Bande uns entgegentritt, umfaßt zunächst eine Uebergangszeit von 1653—64 und hierauf die Periode der literarischen Reife von 1664—90. Nach dem 1652 beendeten Krieg der Fronde, nach der Niederwerfung also eines machtstolzen, rebellischen Adels, war das siegende Königthum zu einem absoluten geworden und alle staatlichen Gewalten hatten sich in der Hand eines einzigen vereinigt. Nur einen letzten Widerstand hatte das Königthum noch zu überwinden, einen kirchlichen Widerstand, mit welchem die Wirksamkeit des ersten großen Schriftstellers der zunächst zu besprechenden Uebergangszeit in engster Verbindung steht. In den funfziger Jahren erhoben sich nämlich die Jansenisten, so genannt nach ihrem 1638 zu Ypern verstorbenen Bischof Jansen, dessen Hauptwerk „Augustinus" von dem Abbé Saint-Cyran und Duverguier de Hauranne 1640 herausgegeben worden war. Nach diesem Werke lehrten die Jansenisten, daß der Mensch, da er seit Adam's Sündenfall verdammt und infolge der

Erbsünde des freien Willens verlustig gegangen sei, nur durch einen besondern Gnadenact Gottes gerettet werden könne, daß jedoch nur wenige zu dieser Gnadenwahl auserlesen seien. Diese Lehre, die zugleich auf die Herbeiführung einer größern Selbständigkeit der Kirche gegenüber dem Staate und auf die Vorzüglichkeit eines ascetischen Lebens drang, erschien aber dem Absolutismus als ein feindseliges Element und der orthodoxen Kirche wie den Jesuiten als ketzerisch. Die Verdammungsurtheile mehrerer Päpste, die Verfolgungen, die von der pariser Sorbonne ausgingen, die Unterdrückungsmaßregeln der absoluten Regierung — nichts vermochte die geisteskräftige Sekte der Jansenisten, die in den im Kloster Port-Royal zurückgezogen lebenden Gelehrten ihre Hauptstütze fanden, zum Schweigen zu bringen, und schon war die Aufhebung des Klosters beschlossen, als den Jansenisten ein mächtiger Bundesgenosse erstand, der die ihnen drohende Gefahr, auf einige Zeit wenigstens, abwendete und das schon gegen sie entschiedene Treffen zum Stehen brachte. Dieser Retter in der Noth war Blaise Pascal aus Clermont (1623—62). Zwei Werke sind es, die seinen Namen unsterblich gemacht haben, zuerst die berühmten „Lettres provinciales", so genannt, weil sie Pascal unter dem Pseudonym Montalto angeblich an einen Freund in der Provinz richtete. In diesen mit der feinsten Ironie und dem beißendsten Witz durchtränkten Briefen suchte er nämlich das Verdammungsurtheil, welches die Sorbonne über die jansenistische Lehre von der Prädestination gefällt hatte, als ein Parteimanöver, als eine von gehässiger Eifersucht eingegebene Maßregel hinzustellen; darauf wendete er sich gegen die mächtigen Bundesgenossen der Sorbonne, die Jesuiten, deren laxe Moral, wodurch sie die Herrschaft über die Menschen zu gewinnen suchten, mit unbarmherzigem Spotte von ihm bloßgelegt wurde. Der Papst verdammte die Briefe — ein Exemplar wurde in Paris öffentlich von Henkershand verbrannt —, doch Pascal hatte seinen Zweck erreicht. Sein zweites Hauptwerk sind die „Pensées", die erst nach seinem Tode 1669 herauskamen. Hier handelt es sich darum, die volle Nichtigkeit alles menschlichen Strebens, die ganze Jämmerlichkeit des in jedem Sinne beschränkten Menschen nachzuweisen und hierauf die christliche Religion mit ihren Dogmen von der Erbsünde und der göttlichen Gnade als einziges Rettungsmittel aufzuzeigen. In diesem Werke ist es besonders der erste Theil, die Darlegung der unsäglichen Schwäche des Menschen, die Jämmerlichkeit aller menschlichen Einrichtungen, der Pascal als einen unübertroffenen Kenner der menschlichen Natur zeigt und darum auch für uns noch classisch genannt werden darf. Beide Werke sind in einer vortrefflichen Sprache und im markvollsten Stile durchgeführt und lassen uns in Pascal einen der schärfsten und tiefsten Denker der französischen Literatur erkennen.

Während also der leidenschaftliche Kampf, der zwischen den Jansenisten einerseits und andererseits der orthodoxen Kirche und der Regierung geführt wurde, unbedingt eine Folge des zum Sieg gelangten Absolutismus war, herrschte auf den außerkirchlichen Gebieten der Literatur der frühere Geist und Geschmack noch einige Zeit fast unverändert fort; dies gilt besonders von den literarischen Erzeugnissen der Mademoiselle de Montpensier und der Marquise de Sablé. Die erstere, geboren in Orléans 1623, schrieb Memoiren und Novellen im frühern Stil der Sittengeschichten, doch übte der stattgefundene gewaltige Umschwung der Dinge auf politischem Gebiete insofern einen Einfluß auf ihr Wirken aus, als sie in ihren satirischen Romanen Personen ihrer Bekanntschaft, der Gegenwart also, nicht mehr der Vergangenheit, verspottete und die in ihrem Palast Eingeladenen dazu veranlaßte, von sich selbst Porträts zu entwerfen, wodurch das Interesse für psychologische Studien und Charakterzeichnung unbedingt geweckt werden mußte. Auch die Marquise de Sablé (1599—1673) diente dem Geiste der neu eingetretenen Verhältnisse, indem sie in ihrem Salon ihre literaturfreundlichen Gäste veranlaßte, die Ergebnisse der Besprechungen und gefundenen Wahrheiten in die Form knapper und scharfer Sprüche zu kleiden und sich somit ganz auf den Boden der Gegenwart zu stellen.

In hohem Grade bekunden den Einfluß der gewaltigen Umwandlungen, welche durch den Sieg des absoluten Königthums unter einem Richelieu und Mazarin auf politischem und socialem Gebiete stattgefunden haben, alle folgenden Schriftsteller der sogenannten Uebergangszeit. Dieser Einfluß zeigte sich in einem seltsamen Schwanken und Widerstreit entgegengesetzter Tendenzen; auf der einen Seite wollte man die literarischen Ideale einer frühern Zeit, den heroischen, aristokratischen und abenteuerlichen Sinn und Geschmack nicht aufgeben, und andererseits konnte man sich doch auch dem neuen Geist, der auf wahre Darstellung der gegenwärtigen Verhältnisse drang, nicht entziehen. Hieraus entsprang das Wesen und die Richtung der sogenannten jüngern Pretiösen, die in dem unnatürlichen Bestreben, ritterlichen Sinn zu zeigen, in Pedanterie und Trivialität, im Streben nach äußerer Haltung und Würde in eine fade Galanterie verfielen, bei der sie die Liebeswerbung in ein Gesetzbuch brachten, nach dessen Formeln und Paragraphen vorgegangen werden mußte; an die Stelle dichterischen Schwungs, wahrer Leidenschaft, natürlichen Ausdrucks traten Plattheit, Ziererei, Affectation sowie das Suchen nach einer überfeinen Sprache, welche zur Bezeichnung vulgär erscheinender Dinge sich der lächerlichsten Umschreibungen bediente. Dieses Pretiösenthum, welches sonach mit dem ältern, einer edeln Bildung nachstrebenden, das im Hotel Rambouillet seinen Hauptsitz gehabt hatte, nicht zu verwechseln ist, herrschte von nun an, wenn auch in verschiedenen Graden, auf allen Gebieten der Literatur. Im Roman zunächst vertrat diese neue Richtung Mademoiselle de Scudéry, geboren zu Havre 1607. Ihre beiden Hauptwerke sind „Artamène ou le grand Cyrus" und „Clélie". Der erste Roman ist eine bändereiche, süßlich pretiöse, fade und monotone Liebes-

geschichte, die sich um den alten König Cyrus und seine Mandane dreht, im Grunde aber doch nur ein affectirtes, unwahres Bild der zeitgenössischen vornehmen Gesellschaft ist; denn in den vermeintlichen Porträts eines Cyrus, einer Mandane, einer Sappho haben wir doch nur die Biographien eines Condé, einer Mademoiselle de Longueville, der Scudéry selbst. Der zweite Roman, der die Clölia aus der Zeit des Tarquinius und Porsenna verherrlicht, ist geradezu eine widerwärtige Caricatur des Römerthums und hat als eigentlichen Zweck, das pretiöse Bürgerthum der Gegenwart zu schildern, wobei es gilt, einen salonfähigen Heroismus, elegante Leidenschaft und zarte Größe darzustellen. In diesem Werke findet man die berüchtigte Carte du Tendre, das heißt die Schilderung des Landes echter Liebe und Galanterie, sowie die Wege, die zur Hauptstadt Tendre am Flusse Inclination führen. Beide Werke fanden die weiteste Verbreitung und Bewunderung.

Die Lyrik litt wie der Roman unter Schwächlichkeit der Empfindung, Mangel an Natürlichkeit und poetischem Sinn; sie beschränkte sich auf die Fertigkeit, platte Complimente, gekünstelte Liebesschmerzen, leichte Witze in ein paar gereimte Zeilen zu kleiden. Weniger fad und affectirt war die epische Dichtung, doch von gleicher Schwäche in der poetischen Auffassung; das lateinische kunstgemäße Heldengedicht galt den Epikern als ein treu nachzuahmendes Ideal; ihre Stoffe nahmen sie entweder aus der biblischen oder aus der nationalen Geschichte. Der nennenswertheste dieser zahlreichen Epiker ist Jean Chapelin, der das Epos „La Pucelle (Jungfrau von Orléans) ou la France délivrée" schrieb. Chapelin und alle seine Brüder in Apollo lieferten in ihrem Bestreben, dem alten heroischen Sinn zu dienen, nur den Beweis, daß die romantisch-heroische Ritterlichkeit abgeschlossen war, daß man vor einer entscheidenden Wandlung stand.

Diesen Eindruck macht auch die Betrachtung des Dramas um die Mitte des 17. Jahrhunderts. Zwei Dramatiker sind hier hervorzuheben: zuerst Thomas Corneille, Bruder des großen Corneille, geboren 1625 zu Rouen, und Quinault, geboren zu Paris 1635. Sie schrieben beide Lust- und Trauerspiele. Die Komödien des erstern sind Bearbeitungen spanischer Stücke von Calderon, Moreto u. s. w., arm an Gedanken und Gefühl, eine Kette unglaublicher Intriguen und Verwechselungen enthaltend; die Tragödien, z. B. „Timocrate", „Stilicon", bieten keine großen Charaktere mehr, sondern suchen ihren Werth in einem Uebermaß von Abenteuern und romanhaften Begebenheiten; zugleich herrscht in ihnen ein tändelnd süßlicher Geist, wodurch Corneille der Begründer der sogenannten romanesken Tragödie wurde; seine spätern Stücke, z. B. „Essex", sind im neuen Stile Racine's gehalten. Die dramatischen Werke Quinault's, z. B. der in echt pretiösem Geschmack geschriebene „Grand Cyrus", stellen sich offenbar durch ihre Affectation, Süßlichkeit, innere Unwahrheit als bloße Caricaturen des Heroenthums, als Ausartungen eines falschen Geschmacks dar.

Nun war aber um 1664 die Zeit gekommen, wo die durch den Sieg eines absoluten Königthums hervorgerufene neue staatliche Ordnung, in welcher die Machtverhältnisse des Adels und Bürgerthums sich zu des letztern Gunsten mächtig verändert hatten, auch in der Literatur und Poesie zur Geltung und zum entsprechenden Ausdruck gelangte. Es war die Zeit, wo Ludwig XIV. selbständig die Zügel der Regierung ergriff, den Adel des Landes und die Elite der Schriftsteller um seine Person in Versailles versammelte und mit ihnen den Areopag eines feinen Geschmacks, der schönen Form bildete, dem ein zweiter Areopag, die Elite der pariser Bürgerschaft, gegenüberstand, welche zur schönen Form die Ideen, die weitere Erfahrung, den tiefern Inhalt des Lebens hinzubrachte. Es begann somit die glänzendere Epoche in der Geschichte der französischen classischen Literatur. Ihr erster Vertreter war der Kritiker und Dichter Boileau-Despréaux (1636—1711). In seinem Erstlingswerk, den literarischen Satiren (1660—69 erschienen), geiselte er den falschen Geschmack der Dichter der Uebergangszeit, indem er ihre poesielosen Epopöen und unendlichen Romane ins Lächerliche zog und hierbei den großen Satz aussprach, daß nur das Wahre schön und liebenswürdig sei; in den hierauf folgenden literarischen „Episteln" („Epîtres") voll Frische und Leben behandelte er in classischer Sprache ethische Probleme. Im Jahre 1674 erschien sein Hauptwerk, die „Art poetique", eine versificirte Theorie der Dichtkunst in vier Büchern. Dieselbe enthält zunächst einige für junge Dichter zu beherzigende Weisungen: strenge Beachtung des gesunden Menschenverstandes (bon sens), Heilighaltung der Muttersprache, Klarheit des Gedankens, Scheu vor jeder Gemeinheit; hierauf folgt die Charakterisirung der lyrischen Dichtungsarten, der Idylle, Elegie, Ode, des Sonetts, Epigramms u. s. w.; dann der dramatischen Dichtungsarten: der Tragödie zuerst, für welche er die Beachtung der berühmten drei Einheiten, lebendige Charaktere und Wahrheit der Erfindung fordert, auffallenderweise aber nichts von tragischer Schuld und Darstellung der Leidenschaften sagt; dann der Komödie, von deren Arten er das Charakterlustspiel anerkannt, die Posse aber verworfen wird. Vom Epos sagt Boileau, daß es nur die Heldensage und Mythologie des Alterthums behandeln dürfe. Die Poetik vertritt im ganzen die gesunde Entwickelung der Dinge gegenüber der Unnatur und dem Ungeschmack; sie dringt vor allem auf ethische Kraft und Festigkeit und ward für zwei Jahrhunderte das Gesetzbuch der französischen Poesie, obgleich sie den Mangel hatte, die schwierigsten Fragen nicht berührt zu haben. Das letzte Werk Boileau's ist der „Lutrin" („Das Notenpult"), ein Scherz ohne satirische Schärfe, der den erbitterten Streit zwischen dem Prälaten und dem Cantor der Sainte-Chapelle schildert. Nach diesen Werken läßt sich schließlich von Boileau sagen, daß es ihm wol an Schwung und Poesie fehlte, daß er aber seine Kraft vortrefflich zu verwenden wußte und seine ästhetischen Grundsätze zur allgemeinen Anerkennung brachte.

Jean de la Fontaine (1621—95) versuchte sich zuerst im Roman, im Lustspiel, in den geistreichen, aber auch frechen und boshaften „Contes et Nouvelles" und veröffentlichte dann in den Jahren 1668—79 seine berühmten „Fabeln", die er selbst ein Schauspiel in hundert Acten nannte, dessen Scene die ganze Welt sei. In der That, in dem Leben und Charakter der Thierwelt, die er uns vorführt, erblicken wir im Grunde nur ein umfassendes Bild menschlicher Charaktere, Zustände und Schicksale; wir erkennen den Feigling, den Verschwender, den Geizhals, ebenso Finanzspeculanten und gewissenlose Beamte, schwatzhafte Politiker und pedantische Spießbürger, dummstolze kleine Leute, kokette und zanksüchtige Frauen u. s. w., und jene Schilderung vom Los des armen Mannes in seiner Fabel „La Mort et le bûcheron" ist die Tragödie eines ganzen Volks. Lafontaine besaß einen frischen, ungekünstelten Sinn und eine feine Beobachtungsgabe, sodaß er die Eigenthümlichkeiten eines jeden Menschen erfassen und mit drastischem Wort wiederzugeben vermochte; seine Fabeln entfalten daher auch eine wahre Fülle von Leben und Wahrheit und werden in einer anmuthig-naiven, entzückenden Sprache vorgetragen; Lafontaine ist ein Meister und König in seinem Genre.

Herzog Franz VI. de la Rochefoucauld (1613—80), der treue Anhänger der Prinzen Condé und Conti während des Frondekriegs, veröffentlichte eine Apologie und werthvolle Memoiren über seine eigene Thätigkeit in den Jahren 1643—52, sein Hauptwerk aber sind die berühmten „Maximes", welche 1665 erschienen. Dieselben sind pessimistische, aber geistreiche, auf tiefer Erfahrung beruhende, in einer prägnanten classischen Sprache abgefaßte Sätze über den Charakter und die Handlungen der Menschen, kurz über die menschliche Natur, welcher der Verfasser ein für allemal die gleisnerische Maske abreißen will. „Die Basis aller menschlichen Handlungen", sagt la Rochefoucauld, „ist der Egoismus; er bestimmt selbst unsere Liebe und unsere Freundschaft; in ihm verlieren sich unsere Tugenden wie die Flüsse im Meer, in ihm wurzeln selbst die Würde und Ehrbarkeit der Frauen; denn diese Tugenden beruhen im Grunde auf Eitelkeit und sind nichts als ein Putz, als eine Schminke, mit der das weibliche Geschlecht seine Schönheit zu erhöhen strebt; es gibt wenige anständige Frauen, die ihres Handwerks nicht müde wären u. s. w." Die menschliche Natur ist gemein: „der Neid zum Beispiel ist unversöhnlicher als der Haß, die Reue ist die Folge unserer Furcht". Neben solchen Urtheilen einseitiger Menschenverachtung finden sich aber auch köstliche Bemerkungen von allgemein gültiger Wahrheit, z. B.: „Wir können jenen verzeihen, die uns langweilen, niemals denen, die wir selbst langweilen. — Man gefällt nicht lange, wenn man einseitigen Witz hat. — Jedermann klagt über sein Gedächtniß, niemand über seine Einsicht." Hier und da macht der Monarchist dem Menschenfeind Platz und spricht Gedanken hoher Gesinnung aus, z. B.: „Es ist schimpflicher, seinen Freunden mistrauen als von ihnen betrogen werden. — Der Ruhm großer Männer muß nach den Mitteln beurtheilt werden, die sie anwandten, um berühmt zu werden. — Das sicherste Zeichen eines großen Charakters ist Neidlosigkeit." So schilderte in formvollendeter Sprache Larochefoucauld die menschliche Natur; seine Ansichten riefen die vielfachsten Deutungen hervor, je nach dem Temperament und Charakter der Beurtheiler, sind aber doch so alt wie die Welt.

In den sechziger Jahren dieser Periode, in welcher der Ruf nach Wahrheit und Einfachheit auf allen Gebieten der Literatur sich vernehmen ließ, blieb auch die Erzählungsliteratur nicht mehr bei dem Ideal der Mademoiselle Scudéry stehen: diese hatte ihre Zeitgenossen nur ängstlich und gewissermaßen im Verborgenen zu schildern versucht; es lag jetzt nahe, die Menschen der eigenen Zeit auch in ihrer wirklichen Natur und ihrer nähern Umgebung zu schildern; dabei legte man den Nachdruck nicht mehr auf Abenteuer und wunderbare übernatürliche Begebenheiten, sondern auf psychologische Entwickelung und innere Wahrheit. Unter den zahlreichen Erzählern dieser Zeit zeichneten sich besonders einige Damen aus: die Gräfin Lafayette aus Havre (1639—88) schrieb zuerst eine Novelle „La Princesse de Montpensier", welche die Geschichte der Liebe der Prinzessin zu dem Herzog Guise behandelt, dann die „Histoire de Madame Henriette d'Angleterre", der ehemaligen Gemahlin des Herzogs Philipp von Orléans. Beide Erzählungen gewähren uns eine anschauliche, wenn auch discrete Schilderung des Hofs und Hoflebens und führen uns die Liebesgeschichten und Galanterien der Herzogin von Orléans, der Vallière und des Königs vor. Hierauf folgen die berühmten Novellen „Zayde" und „La Princesse de Clèves". In der erstern herrscht wol noch der ritterlich galante Geist der Periode des Pretiösenthums — ist ja doch Zayde eine maurische Prinzessin, die, wunderbar genug, von einem spanischen Edelmann geliebt wird —, aber die Helden kämpfen nicht ausschließlich mehr um Liebe, sondern auch um große Ideen, um Glauben, Ruhm, Vaterland. Die zweite Novelle ist noch vorzüglicher, ausgezeichnet durch psychologische Feinheit, Reinheit der Gesinnung, Wahrheit der Darstellung, Maßhalten in der Schilderung der Einzelheiten; es ist ein Werk, auf das ein Strahl echter Poesie gefallen ist.

An der Seite dieser großen Novellistin dürfen noch genannt werden die Gräfin d'Aulnay, geboren 1654 in der Guyenne, gestorben 1705, besonders bekannt durch ihre historische Erzählung „Hippolyte comte de Douglas", dann Mademoiselle de la Force, Madame de Saliez u. a. An diese Damen schließen sich an: Charles Perrault aus Touraine (1628—1703), der Dichter der Volksmärchen wie „Die Eselshaut", „Griseldis" u. s. w., die für die jugendliche Phantasie nie ihren Zauber verlieren werden, und Antoine Furetière, der in seiner „Voyage de Mercure" eine gute Satire und in seinem „Roman bourgeois" ein wahres Bild des kleinen Bürgerstandes lieferte.

So wie die Novellistik in dieser Periode gelangte auch der Briefstil zu einer wahrhaft classischen Bedeutung und zwar in den Briefen der heitern liebenswürdigen Marquise de Sevigné, geboren in Paris 1626, gestorben 1696. Diese Briefe, welche die Verfasserin an ihre Tochter, die Gräfin von Grignan richtete, und die somit ohne alle Prätension und ohne den Gedanken einer spätern Veröffentlichung geschrieben wurden und daher auch die unscheinbarsten wie die wichtigsten Themata behandeln, gewähren einen schätzbaren Beitrag zur Kenntniß des Lebens und der geistigen Bewegung jener Zeit. Bald erzählt Madame de Sevigné ihrer Tochter von pariser Festlichkeiten und Moden oder von ihren einsamen Spaziergängen in ihrem Schloß zu Rochers, bald behandelt sie die wichtigsten Fragen der Literatur, der Philosophie, der äußern Politik; in allen ihren Mittheilungen bekundet sie aber einen unbefangenen, verständnißvollen Scharfblick, Geist und Witz, ausgebreitete Kenntnisse und einen liebenswürdigen Charakter; sie ist die beste Vertreterin der gebildeten Frauenwelt im 17. Jahrhundert.

Einen bedeutenden Platz in der Literatur dieser Zeit nimmt endlich noch die Kanzelberedsamkeit ein. Bei den damaligen absolutistischen Zuständen war dieselbe ganz auf das kirchliche Gebiet beschränkt und kühnen Gedanken abhold; auch enthielt sie sich aller theologischen Gelehrsamkeit und aller Controversen, nur Fragen der Moral behandelnd, aber in jener geschmackvollen, rein literarischen Form, die der Anwesenheit eines kunstsinnigen Königs und eines feingebildeten Hofs entsprach. Feine Anspielungen, pikante Epigramme, Charakterskizzen würzten die Predigten; sie verliehen ihnen die Anziehungskraft des Theaters. Die Predigten bestanden theils aus den gewöhnlichen Sonn- und Feiertagspredigten, theils aus den Festreden, die bei feierlichen Einkleidungen und in der Fastenzeit gehalten wurden, theils aus Lob- und Leichenreden. Die berühmtesten unter den Kanzelrednern waren: 1) Jules Mascaron (1635—1706), aus Marseille stammend, Bischof von Agen. Sein Ruf als Redner war so groß, daß selbst die „Ketzer" gekommen sein sollen, sich an seinen Worten zu erbauen. Seine berühmteste Leistung war die Leichenrede auf Turenne (1675). 2) Esprit Fléchier (1632—1710) aus Pernes, bekannt durch seine Reden auf Madame de Montausier (1672), auf Turenne (1676), auf die Dauphine und andere. Sein Stil bewahrte die Vorliebe für gesuchte Wendungen, Antithesen und pretiöse Bilder; auch verrieth Fléchier weder Tiefe der Gedanken noch poetischen Schwung; es fesselte aber sein guter, wohlmeinender Sinn, seine Wahrheitsliebe, die selbst vor einer strengen Kritik des Königs nicht zurückschreckte; Saint-Simon sagt von ihm, er habe ebenso durch sein Wissen geglänzt wie durch sein Leben. 3) Jacques Bénigne Bossuet aus Dijon in der Bourgogne (1627—1704), Bischof von Meaux. Bossuet ist der Classiker der Kanzelberedsamkeit, die er durch sein schwungvolles, farbenreiches Wort, durch seine weihevoll und harmonisch gestimmte, majestätisch ausklingende Rede auf ihren Höhepunkt führte; er wußte so zu höchster Bewunderung hinzureißen, denn er vereinigte eine mächtige Phantasie mit dem höchsten Glanz der Sprache; seine Redeanfänge klingen majestätisch wie voller Orgelton; allein der geistige Inhalt entsprach der großen Form nicht vollständig: es fehlte ihm an Fülle der Gedanken, an genügender Kenntniß; seine Philosophie bestand in der Lehre vom christlichen Gehorsam, seine Politik im Preis eines unbeschränkten Königthums; berühmt vor allen sind seine Leichenreden auf Henriette, die Witwe Karl's I. von England, und auf ihre Tochter, die Herzogin von Orléans. 4) Bourdaloue aus Bourges (1632—1704), ein strenger Sittenprediger, der die vornehmen Herren oft mit größter Wucht traf, der die Schmeichler geiselte, die dem König wie einem Gott huldigten, der dem König selbst ins Gewissen redete und seine Zuhörer nicht durch abgerundete und effectvolle Phrasen, sondern durch einen leichten Gedankengang, pikante Anspielungen und vortreffliche Sittenbilder, wie z. B. durch die Charakteristiken des Spielers und Müßiggängers, zu gewinnen wußte. Ein jeder dieser Prediger nun repräsentirt eine Phase der französischen Kanzelberedsamkeit, deren allgemeiner Charakter wie der der Literatur überhaupt höchstes Maß in der Form sowie Klarheit und Einfachheit der Gedanken war.

Am Schlusse des vorliegenden Bandes gibt der Verfasser noch eine höchst interessante Studie über den Natursinn des 17. Jahrhunderts, das heißt über den Grad der Empfänglichkeit, den dasselbe für die Schönheit der Natur an den Tag legt, und kommt zu dem Schluß, daß die Scudéry und Boileau noch keinen Sinn für gewaltige oder reizende Naturerscheinungen bekunden, dagegen Lafontaine, die Gräfin Lafayette, Molière und Racine die herrlichsten Naturschilderungen bieten, ohne, wie schon Fénélon in Kleinmalerei, und später wie Rousseau und die Dichter unserer Zeit, in Sentimentalität und Naturschwärmerei sich zu verlieren.

Das hier gegebene kurze Résumé des Inhalts des vorliegenden Werks hat besonders die Hervorhebung des wahrhaft geschichtlich unparteiischen richtigen Urtheils bezweckt, welches der Verfasser über die einzelnen literarischen Erscheinungen fällt; gleich ausgezeichnet sind aber auch die biographischen, auf die geistige Entwickelung der einzelnen Autoren tief eingehenden Ausführungen sowie die Darstellung der culturhistorischen und politischen Zustände, in die wie in ihren natürlichen Rahmen die einzelnen Bilder gefaßt werden.

Adolf Heerklotz.

Zur deutschen Culturgeschichte.

Deutsches Bürgerthum. Von seinen Anfängen bis zum Jahre 1808, dargestellt von Oskar Schwebel. Berlin, Abenheim. 1883. Gr. 8. 8 M.

Wir besitzen bereits ein auf gründliches Quellenstudium gestütztes umfangreiches Werk, welches denselben Stoff wie das obengenannte von Schwebel behandelt: „Die Geschichte der deutschen Städte und des deutschen Bürgerthums" von F. W. Barthold (4 Bde., Leipzig 1850). Aber diesem Werk haftet, wie den Arbeiten Barthold's überhaupt, ein für das größere Publikum doppelt und dreifach empfindlicher Mangel an, der, offen herausgesagt, für sie das fleißige, mühsame und gelehrte Werk unlesbar macht: „die massenhafte Anhäufung ungenügend beleuchteter Thatsachen", wie es Schwebel in seiner kurzen Vorrede bezeichnet. Von der „Möglichkeit, daß eine Geschichte historisch treu geschrieben sein kann, ohne darum eine Geduldsprobe für den Leser zu sein", hat Barthold wol keine Ahnung gehabt, und wahrscheinlich hätte er niemals zugegeben, „daß die Geschichte von einer verwandten Kunst etwas borgen kann, ohne deswegen nothwendig zum Roman zu werden" *). Anders Schwebel, dem es vor allem auf eine für das größere Publikum lesbare Darstellung der Geschichte des deutschen Bürgerthums ankam. Freilich bietet der Stoff für eine erschöpfende Behandlung große, fast unüberwindliche Schwierigkeiten dar und darum hat der Schriftsteller von vornherein auf ein so umfassendes Werk verzichtet und sich vielmehr entschlossen, aus dem überreichen Stoff einzelne Bilder auszuwählen, welche gewissermaßen als vorbildlich für den Geist, die Bestrebungen und die Geschicke der einzelnen Zeitabschnitte gelten konnten. So erinnert denn, und nicht zu seinem Nachtheil, sein Buch an die vortrefflichen „Bilder aus der deutschen Vergangenheit" von Gustav Freytag, die wie die Behandlungsweise auch manchen Stoff mit Schwebel's „Deutschem Bürgerthum" gemeinsam haben.

Aus dem Vorstehenden werden die Leser erkennen, was sie von dem Buch, das wir ihnen angelegentlich empfehlen, zu erwarten haben, und es wird im allgemeinen genügen, nach dem Inhaltsverzeichniß die 27 Gruppen oder Bilder, in welche das Ganze zerfällt, anzugeben: „1. Die Anfänge des deutschen Handels"; „2. Der Ursprung der deutschen Hansa"; „3. Wisby"; „4. Kreuzfahrten deutscher Bürger"; „5. In Livland und in Estland"; „6. Der hansische Stahlhof zu London"; „7. Der deutsche Kaufhof von St.-Peter in Nowgorod"; „8. Alaf Köln"; „9. Alexander Soltwedel und die Schlacht von Bornhövde"; „10. Arnold Waldbot von Mainz"; „11. Das Haus der Wulflam zu Stralsund"; „12. Der große süddeutsche Städtekrieg und das Fehdewesen"; „13. Soest, die Stadt der Engern"; „14. Die politische und geistige Bedeutsamkeit des mittelalterlichen Straßburg"; „15. Aus den Tagen deutscher Bürgerherrlichkeit"; „16. Aus der Zeit des Humanismus"; „17. Altdeutsches Bürgerthum zu festlicher Zeit"; „18. Bürgerliche Architekturen"; „19. Hansisches Leben daheim und in der Fremde"; „20. Das deutsche Bürgerthum und die Reformation"; „21. Herr Jürgen Wullenweber"; „22. Magdeburgs Fall"; „23. Aus trüben Tagen"; „24. Stilles Leben"; „25. Gebildetes Bürgerthum"; „26. Bürgersitte und Bürgersinn im Wendepunkt der Zeiten"; „27. Die preußische Städteordnung von 1808. Schlußwort".

Volle Anerkennung verdient der warme vaterländische Hauch, der das Ganze durchweht. Hierzu kommt das sichtliche und im allgemeinen auch von Erfolg gekrönte Streben nach voller Gerechtigkeit, die auch minder Günstiges oder Tadelnswerthes nicht übergeht oder beschönigt. In einzelnen Kleinigkeiten dürfte man freilich hier und da anderer Ansicht sein. So scheinen mir z. B. die Farben zu licht gewählt in der Schilderung Ramler's, dagegen zu dunkel in dem Urtheil über Iffland's Schauspiele. Wenn auf der letztgenannten Buchseite die Rede von Goethe ist, „der mit seinem sonnenhaften Auge alles sah", so hätte wol der Verfasser nicht das mildere und anerkennende Urtheil übersehen sollen, das eben Goethe an verschiedenen Stellen über Iffland's Schauspiele ausgesprochen. Ich verweise hierfür auf meine „Geschichte der deutschen Literatur", S. 125. Doch das sind eben einzelne Kleinigkeiten.

Das Ziel, das sich der Verfasser gesteckt: ein für die Gesammtheit der gebildeten Bürger lesbares Buch zu schreiben, hat er vollständig erreicht. Seine Schilderungen lesen sich leicht und angenehm; nur hätten vielleicht bei einer nochmaligen sorgfältigen Durchsicht manche überflüssigen Fremdwörter getilgt werden können, wie wir das oben bei den Anführungen aus der Vorrede stillschweigend gethan. Auch hätte hier und da ein zweideutiger Ausdruck durch einen richtigern ersetzt und eine stilistische Ungenauigkeit oder Nachlässigkeit verbessert werden können. So heißt es z. B. in der oben angeführten Stelle aus der Vorrede: „So entschloß ich mich endlich dahin, aus dem überreichen Stoff einzelne Bilder auszuscheiden, welche gewissermaßen als typisch für den Geist, die Bestrebungen, die Geschicke der einzelnen Epochen gelten konnten."

Ich zweifle nicht, der Verfasser selbst wird es billigen, daß ich das durch Sperrdruck hervorgehobene „ausscheiden" oben in „auswählen" umgeändert habe, und so wird er wol auch zugeben, daß auf S. 98 die Stelle: „Woher zunächst dieser Name?" richtiger lauten würde: „Zunächst die Frage, woher dieser Name?" u. a. m.

Aber das sind, wie gesagt, nur unbedeutende Kleinigkeiten, die wir nur gemäß dem Grundsatz des Verfassers nicht haben verschweigen oder beschönigen wollen, die dem

*) Vgl. Schiller's Vorrede zu seiner „Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande".

großen Verdienst des Ganzen keinen Abbruch thun und bei einer zweiten Auflage sich mit leichter Mühe werden beseitigen lassen. So hoffen und wünschen wir, daß nach der Bitte des Verfassers sein Buch Gastfreundlichkeit und Heimatsrecht in dem deutschen echt bürgerlichen Hause finden werde.

Daniel Sanders.

Feuilleton.

Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

In sehr günstiger Weise wird in der „Saturday Review" Hermann Schiller's „Geschichte der römischen Kaiserzeit" besprochen; nur zeige der Verfasser entschieden imperialistische Neigungen, die ihn zu nachsichtig gegen die dunklern Züge in den Charakteren solcher Herrscher wie Tiberius und Claudius, oder selbst Nero und Caligula machten. Seine Schilderung des Tiberius als eines strengen, einsamen, freudelosen Staatsmanns, der sich aus Pflichtgefühl und Gewohnheit im öffentlichen Dienste abnutzt, ohne Bewunderung oder Dankbarkeit zu wünschen oder zu erlangen, komme jedoch vielleicht der Wahrheit näher als das düstere und schreckliche Gemälde des Tacitus.

Von literarhistorischen Werken werden besprochen: „Die Literatur des 19. Jahrhunderts" von Georg Brandes, erster Band: „Die Emigrantenliteratur", „Geschichte der französischen Literatur im 17. Jahrhundert" von F. Lotheißen, und „Voltaire-Studien. Beiträge zur Kritik des Historikers und des Dichters" von Richard Mahrenholz. Brandes' Analyse sei stets meisterhaft und seine lebhafte Sympathie mit den Gegenständen seiner Skizzen, besonders mit Madame de Staël, verleihe seinem Buche stets Leben und Anziehungskraft. Lotheißen halte nicht immer die Grenzlinie zwischen Literaturgeschichte und literarischer Kritik streng inne, doch sei seine Kritik in der Regel gründlich und treffend. Mahrenholz' Studien zeigten im allgemeinen richtiges Verständniß und strenge Unparteilichkeit, zeichneten sich aber durch keine besondere Originalität oder Eindringlichkeit aus, auch sei ihr Stil nicht als wirksam zu bezeichnen.

Ebendaselbst wird C. M. Seyppel's Schwank „Schlau, Schlauer, am Schlauesten; ägyptische Humoresken" lobend zur Anzeige gebracht. Der Humor liege zwar viel mehr in den Illustrationen als im Text; doch fehle es auch diesem durchaus nicht an Pointe.

Ueber „Geschichte des deutschen Volks bis zum augsburger Religionsfrieden von K. W. Nitzsch. Nach dessen hinterlassenen Papieren und Vorlesungen herausgegeben von Georg Matthäi", heißt es in der „Saturday Review": „Obgleich die Darstellung nothwendigerweise springend und das Werk eher eine Sammlung von Notizen als eine fortlaufende Erzählung ist, so bietet es doch des Pikanten und Anregenden sehr viel. Der interessanteste Theil ist die Schilderung der seltsamen Verschmelzung der teutonischen und römischen Cultur in den von den Deutschen unterjochten Theilen des Reichs, die lange Zeit keiner von beiden Rassen zum Segen gereichte, sondern jener nur sittliches Verderbniß und diesem materiellen Verfall brachte. Kein Thema könnte eines großen philosophischen Historikers würdiger sein; doch steht zu fürchten, daß deutsche Geschichtschreiber, so sehr sie auch diejenigen anderer Länder an Genauigkeit und in der Methode historischer Forschung übertreffen, doch auf noch lange Zeit hinaus zu sehr unter dem Einflusse nationaler Voreingenommenheiten bleiben werden, als daß man eine streng unparteiische Behandlung von ihnen erwarten könnte. Unter den eigenthümlichen Verhältnissen seiner Veröffentlichung kann Nitzsch's Werk natürlich den Rang nicht einnehmen, nach welchem er gestrebt; wol aber wird man in demselben einen anregenden und interessanten Begleiter ausführlicher Geschichten finden."

In demselben Blatte lesen wir über „Molière. Einführung in das Leben und die Werke des Dichters" von Richard Mahrenholz: „Diese Biographie ist eine ausgezeichnete Arbeit; sie zeigt Forschung, kritische Schärfe und eine so begeisterte Bewunderung des ersten der Lustspieldichter, daß sie für die unwürdige Behandlung, die er seitens Schlegel's erfahren, reichlich entschädigt.... Man könnte vielleicht daran aussetzen, daß sie noch immer zu viel kritischen Ballast enthält, so weit man die allgemeinen Bemerkungen über Molière's Stellung in der Literatur in Betracht zieht, und zu wenig Beurtheilung der einzelnen Stücke. Im ganzen jedoch ist die Kritik vortrefflich; die Einzelheiten der Biographie des Dichters sind gut erzählt und der Werth des Werks durch reiche Literaturangabe erhöht."

Von Oskar Linke's „Das Bild des Eros; neue milesische Märchen" heißt es: „Sind auch die Märchen selbst einer so ausgezeichneten Gruppe (der Erzähler und Zuhörer: Perikles, Phidias, Sophokles u. s. w.) nicht ganz würdig, so sind sie doch immerhin gefällig und anziehend und in sehr elegantem Stil erzählt, wenngleich die Nachahmung der antiken Empfindungsweise weder sehr genau noch sehr gelungen ist."

Und von E. A. König's „Der Findling", er habe es in ausgezeichneter Weise verstanden, Dichtung und Thatsache zu verbinden. Im übrigen habe er zwar bedeutende Erfindungsgabe, aber keine dramatische Kraft und die leblose Schwerfälligkeit seiner Charaktere benehme der Dichtung, die sonst sehr interessant gewesen wäre, alles Leben.

Bibliographie.

Auffarth, A., Die Platonische Ideenlehre. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Aus Metternich's nachgelassenen Papieren. Herausgegeben von dem Sohne des Staatskanzlers Fürsten R. Metternich-Winneburg. Geordnet und zusammengestellt von A. v. Klinkowström. Autorisirte deutsche Original-Ausgabe. 6ter u. 7ter Bd. — A. u. d. T.: 2ter Thl.: Friedens-Aera 1816—1848. 4ter u. 5ter Bd. Wien, Braumüller. Gr. 8. 27 M.

Bachem's Novellen-Sammlung. 7ter Bd.: Am See. Eine Künstler-Novelle von Ida Gräfin v. Holnstein. — Der Schalmeier vom Wald. Oberschwäbische Dorfgeschichte aus der Zeit des Bauernkrieges von R. Bidembach. Köln, Bachem. 8. 1 M.

Ballestrem, Eufemia Gräfin, Aus tiefem Borne. Novellen. Breslau, Schottländer. 8. 3 M.

Corrodi, A., Das Festspiel der Japanesen in Schwyz. Kulturhistorische Studie. Zürich, Schröter. Gr. 4. 50 Pf.

Grazie, M. E. delle, Hermann. Deutsches Heldengedicht in 12 Gesängen. Wien, Hartleben. 8. 6 M.

Passarge, L., Norwegische Balladen, übertragen und erläutert. Leipzig, Schlicke. 8. 3 M.

Pick, G., Materialien zur rheinischen Provinzialgeschichte. 1ster Bd. 1stes Hft: Die Stadt und das ehemalige Amt Rheinberg. Bonn, Habicht. Gr. 8. 2 M.

Proelß, J., Katastrophen. Poetische Bilder aus unserer Zeit. Stuttgart, Bonz u. Comp. 12. 3 M.

Rößler, R., Mein erster Patient. Erzählung. Berlin, Janke. 8. 1 M.

Sanders, D., Satzbau und Wortfolge in der deutschen Sprache. Dargestellt und durch Belege erläutert. Berlin, Abenheim. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Scheffler, W., Die französische Volksdichtung und Sage. Ein Beitrag zur Geistes- und Sittengeschichte Frankreichs. 1ste Lfg. Leipzig, Schlicke. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Schmidt, F., Martin Luther. Ein Lebensbild. Ausgabe zur 400jährigen Lutherfeier. Leipzig, Lehmann. 8. 1 M.

Waldmüller, R., Don Adone. Dem berühmten Fabulanten von der „Spiaggia della Marinella" in Neapel Gian Francesco Sabattini nacherzählt. 2 Bde. Leipzig, Grunow. 8. 9 M.

— — Maddalena. Novelle. Augsburg, Reichel. 8. 2 M.

Young, C. A., Die Sonne. Mit 82 Abbildungen und 2 Lichtdrucktafeln. Autorisirte Ausgabe. (Internationale wissenschaftliche Bibliothek, 58ster Bd.) Leipzig, Brockhaus. 8. 6 M.

Anzeigen.

(Mit einer Beilage: **Literarischer Anzeiger**, Nr. 7.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

// Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 26. —— 28. Juni 1883.

Die Völker Oesterreich-Ungarns.

Die Völker Oesterreich-Ungarns. Ethnographische und culturhistorische Schilderungen. Band 1: Die Deutschen in Nieder- und Oberösterreich, Salzburg, Steiermark, Kärnten und Krain von Karl Schober. Band 3: Die Deutschen in Ungarn und Siebenbürgen von J. H. Schwicker. Band 5: Die Ungarn oder Magyaren von Joan Slavici. Band 9: Die Polen und Ruthenen in Galizien von Joseph Szujski. Band 10a. Die Slovenen von Joseph Šuman. b. Die Kroaten im Königreiche Kroatien und Slawonien von Joseph Starè. Teschen, Prochaska. 1881—82. Gr. 8. 34 M. 70 Pf.

Ein weites Gebiet der Thätigkeit hat heutzutage noch die ethnographisch-culturgeschichtliche Forschung, welche gerade aus der jüngsten Zeit wieder einige bedeutende Arbeiten aufweist, und in der That scheint es unsern Tagen vorbehalten, dieses Gebiet von neuem zu betreten; von neuem: vor 80 bis 100 Jahren erschienen bereits nicht unwesentliche Schriften ethnographischen Inhalts, welche sich Deutschland und dessen angrenzende Länder zum Gegenstand ihrer Untersuchung genommen hatten und deren manche auch heute noch überaus werthvoll sind. Der Eifer erlahmte leider in den ersten Decennien unsers Jahrhunderts oder schlug eigentlich eine andere Richtung ein: man wandte den Hottentotten, Botokuden und allen möglichen fernen halbwilden Völkerschaften mehr Aufmerksamkeit zu, als den Nationen, welche berufen erschienen, die Träger europäischer Cultur zu sein. Ohne weiterreichenden Bestrebungen der Wissenschaft nahe treten zu wollen, darf doch die Behauptung aufgestellt werden, daß vor allem der Bevölkerung unsers deutschen Stammlandes in des Wortes weitester Bedeutung besondere Beachtung zu schenken ist, daß aber die Culturstaaten Frankreich, England, Italien, auch Spanien, Schweden und Rußland ungleich mehr Aufmerksamkeit selbst in Deutschland verdienen als die fernen Bewohner fast unbekannter Inseln. Man findet beispielsweise heute noch kaum ein Buch in deutscher Sprache, welches Zustände in Frankreich und Italien schildert und ein lebendiges Bild des Cultur- und Volkslebens dieser Nationen vorführt, während China oder Japan in vortrefflichen Büchern behandelt sind. Ueber die Ungarn, Polen und andern slawischen Völkerschaften, die insbesondere in Oesterreich ihren Sitz haben, geben kaum die dürftigsten Schriften einige spärliche Auskunft; Oesterreich aber weist bekanntlich auf seinem länderreichen Gebiete verschiedene in mehr als einer Beziehung merkwürdige Bewohner auf, und ein lebendiges Bild von größter Abwechselung entrollt sich vor den Augen desjenigen, der die Geschichte und Lebensweise, die Sitte und den Brauch dieser verschiedenen Völker Oesterreichs zu überblicken vermag. Dies war bisher kaum möglich, denn wenn auch in den betreffenden Sprachen einzelne gut angelegte Werke vorliegen, so wird es doch in Oesterreich selbst wenige geben, welche der slawischen und der ungarischen, der rumänischen und der deutschen Sprache nebst allen Nebenzweigen dieser Sprachen so weit mächtig sind, um aus jenen Schriften Belehrung schöpfen zu können; noch geringer ist die Zahl derjenigen, welche auf den Gebieten dieser Sprachen die nöthigen Literaturkenntnisse besitzen, außerhalb Oesterreich-Ungarns aber sind die Gebiete der nichtdeutschen Völker des großen Reichs bisher fast ganz verschlossen gewesen.

Man muß es daher als ein überaus dankenswerthes Unternehmen zunächst für den deutschen Leser begrüßen, daß unter der Aegide eines ausgezeichneten Gelehrten (der übrigens seinen Namen nirgends genannt hat und daher wol auch ungenannt bleiben will) das oben erwähnte Werk über „Die Völker Oesterreich-Ungarns" ins Leben gerufen wurde, welches in den bisjetzt erschienenen sechs Bänden zum größern Theil bereits vorliegt. Das ganze auf zehn Bände berechnete Werk stellt es sich zur Aufgabe, von jedem in

Oesterreich-Ungarn lebenden Volksstamme, womöglich mit Beibehaltung der territorialen Grenzen, ein lebendiges culturgeschichtlich-ethnographisches Bild zu entwerfen, welches eine kurze Geschichte jedes Volks enthält, seine culturelle Entwickelung darstellt, dem Volksthume in allen seinen Aeußerungen, der Literatur, Kunst und Wissenschaft, kurz allen geistigen Elementen der betreffenden Nation gerecht wird und von der Hand eines tüchtigen Fachmannes, der womöglich selbst dieser Nation angehört, ausgearbeitet ward. Außer den Nationalitäten ist auch den Rassen insofern dabei Rechnung getragen, als ein Band die „Semiten" Oesterreich-Ungarns und ein Band „Die Zigeuner in Ungarn" behandeln soll.

Wie billig, ist dem deutschen Stamme die relativ größte Anzahl von Bänden, beziehungsweise der meiste Raum zugewiesen. Von den bezüglichen Bänden, die nicht in der ziffermäßigen Reihenfolge erscheinen, liegen der erste und dritte vor. Im ersten Bande behandelt Karl Schober die Deutschen der österreichischen Alpenländer mit Ausnahme Tirols. Der Verfasser entwirft darin ein getreues Bild der Entwickelung des deutschen Wesens und der deutschen Cultur auf dem Gebiete der heutigen Steiermark und Kärntens, Salzburgs, Ober- und Niederösterreichs. Die historische Einleitung macht den Leser mit den Urzuständen dieser deutschen Bevölkerung bekannt und beweist dabei ebenso große Gründlichkeit und genaue Kenntniß der einschlägigen Literatur, wie gewandte anmuthende Darstellung. Von hohem Interesse ist die Schilderung Schober's von jenen Gebieten, welche früher slawische Bewohner aufwiesen und heute von rein deutscher Bevölkerung bewohnt sind, während nur etwa uralte Sagen und insbesondere Namen von Ortschaften oder Bergen auf das einstige Vorkommen slawischer Bewohner schließen lassen: so in einem Theile Steiermarks (Mürz- und Ensthal), in Kärnten, in einigen Gegenden von Ober- und Niederösterreich; die erstgenannten zwei Länder weisen ja heutzutage noch eine gemischte Bevölkerung auf und beinahe ganz slawisches Element in den südlichsten Theilen. Von der historischen Abtheilung verdient die Partie, welche die religiöse Bewegung der Reformationszeit vorführt, ebenfalls besondere Beachtung. Auf die volkswirthschaftliche Entwickelung übergehend, entwirft der Verfasser sodann ein getreues Bild der Verhältnisse auf den Gebieten des Landbaues und der Forstwirthschaft, des Bergbaues, des Gewerbewesens und des Handels. Die weitere Darstellung ist dem Kunstleben hauptsächlich des Mittelalters und der Neuzeit gewidmet, die bildende Kunst, die Musik und die Poesie werden in eigenen Kapiteln behandelt, welchen sich auch eine Uebersicht der Wissenschaft anschließt. Obgleich es bei dem immerhin noch beschränkten Raum nicht möglich war, ganz ins Detail einzugehen, so werden doch die bedeutendsten Namen auf allen diesen Gebieten der culturellen Entwickelung genannt, die wichtigsten Vertreter der Kunst und Wissenschaft sind in das gehörige Licht gestellt und mit markanten Strichen charakterisirt. Es ist keine geringe Arbeit, jedem einzelnen hier gerecht zu werden, und wenn sich kleine Lücken vorfinden, so wird dies niemand dem fleißigen Verfasser als besonders erschwerend zur Last legen. Ein hübsches Kapitel: „Das Volksleben der Gegenwart", beschließt das Buch; wir finden hier den Charakter der gegenwärtig in den Alpenländern wohnenden Deutschen geschildert, das Hervortreten desselben in Brauch und Sitte, in Sage und Volkslied, die Eigenthümlichkeiten der deutschen Alpenbewohner in Nahrung und Kleidung und in den übrigen Aeußerungen des Volksthümlichen. In dieser Weise vermittelt Schober jedem die möglichst genaue Kenntniß dieser Bewohner Deutschösterreichs, zu denen auch die Bevölkerung des kleinen merkwürdigen Gottscheerländchens in Krain gehört.

Umfangreicher ist der dritte Band, in welchem der bewährte tüchtige Ethnograph und Statistiker J. H. Schwicker „Die Deutschen in Ungarn und Siebenbürgen" schildert. Da der Verfasser nicht nur die bezügliche Literatur in deutscher, sondern auch diejenige in ungarischer Sprache, die er vollkommen beherrscht, zu benutzen in der Lage war, so weiß er seinen Stoff besonders erschöpfend zu behandeln. In der ersten Abtheilung des inhaltreichen Buchs findet sich vor allem eine förmliche Geschichte des Deutschthums in Ungarn von dem ersten Auftreten des germanischen Elements daselbst. Schwicker verfolgt die Entwickelung des deutschen Wesens und die Kämpfe, welche nach der Zeit Karl's des Großen schon während der fränkischen und ungarischen Herrschaft sich erhoben, sowie die verschiedenen Reactionen gegen das Deutschthum in Ungarn, gedenkt der deutschen Colonisirungen unter der Árpádenherrschaft und entwirft eine gelungene Schilderung des beginnenden Städtewesens, welches den Deutschen in Ungarn so viel zu verdanken hat. Schon im 14. Jahrhundert sehen wir das deutsche Element auf magyarischem Boden in hoher Blüte stehen, geschützt von den Königen, welche die rührige deutsche Bevölkerung mit Rechten und Privilegien aller Art beschenken. Allerdings erhebt sich bald darauf der Kampf des Adels gegen die Städte, und erst die Zeiten der großen Kaiserin Maria Theresia sowie des aufgeklärten Regenten Joseph's II. bewirken ein Wiedererstarken der deutschen Culturthätigkeit. Besondere Beachtung verdienen die Kapitel „Das Deutschthum und der Josephinismus" und „Die Deutschen und die ungarisch-nationale Bewegung".

Auf die gegenwärtigen Verhältnisse und Zustände übergehend, führt der Verfasser in kleinern Charakterbildern die einzelnen Gruppen deutscher Bewohner in Ungarn vor: so die „Hienzen", „Heidebauern" und „Schwaben" in Westungarn, die verschiedenen deutschen Volksgruppen Nordungarns und Südungarns und endlich die Deutschen in Siebenbürgen. Die vortrefflichen statistischen Kenntnisse, welche Schwicker besitzt, kommen ihm dabei aufs beste zu statten, und in überraschender Weise gelingt es ihm, seine Nachweisungen über den culturellen Einfluß des Deutschthums in Ungarn auch durch Ziffern zu belegen. Den

Sitten, Gebräuchen und Volkseigenthümlichkeiten, die vielfach in den Erinnerungen an die älteste Zeit wurzeln, wird nicht minder besondere Aufmerksamkeit zugewendet, und das Buch findet seinen harmonischen Abschluß in dem warm geschriebenen Kapitel über „Die heutige Stellung der Deutschen in Ungarn".

Einem bewährten Kenner der Geschichte und des Charakters seines Volks ist auch der fünfte Band des Werks anvertraut, in welchem Paul Hunfalvy „Die Ungarn oder Magyaren", behandelt. Der Verfasser bemerkt in der Vorrede: „Während die Deutschen, die Slawen, die Romanen u. s. w. in diesen Ländern (Oesterreich-Ungarns) nur als größere oder kleinere Ableger betrachtet werden können, deren nationaler Kern außerhalb des Kaiserstaats liegt, sind die Ungarn als Nation so sehr mit ihrem Lande verwachsen, daß nicht einmal die Blicke politischer Träumer über die Grenzen desselben hinausschweifen. Die ethnographische Behandlung des ungarischen Volks muß demnach auch eine andere sein, als die der andern Völker der österreichisch-ungarischen Monarchie." In diesem Sinne eröffnet denn auch eine besonders genaue Untersuchung über die Abstammung des Ungarvolks das Buch, und daran schließt sich eine sprachliche Abhandlung, welche die Verwandtschaft der ungarischen Sprache mit dem Wogulischen, Finnischen und Türkischen nachweist, für denjenigen außerordentlich wichtig, der sich über die Herkunft der magyarischen Sprache und ihren Zusammenhang mit dem finnisch-ugrischen Sprachstamme einige Kenntniß verschaffen will. Der historische Theil, welcher sich anschließt, behandelt die Urheimat der Ungarn, die Anfänge ihres geistigen und religiösen Lebens, den Einfluß des Slawenthums auf die Nation, die Zeit des Christenthums und Königthums und die Einwanderungen von Deutschen, Türken, Rumänen und andern Völkerschaften, welche zum Theil im Magyarenthume aufgegangen sind. Interessante Kapitel sind diejenigen über „Geographische und Ortsnamen" und über „Das Nibelungenlied und die ungarischen Chroniken". Im Anschlusse daran folgt eine Geschichte der Entwickelung der Stände im ehemaligen Ungarreiche und eine Schilderung des Geisteslebens vom 12. Jahrhundert an bis auf unsere Tage. Nach den neuesten Daten entworfen ist die Schilderung des gegenwärtigen Zustandes der Bevölkerung und des Landes von Ungarn; eine genaue Untersuchung über die Frage, welche anthropologische Stelle den Magyaren zuzuweisen ist, beschließt das nicht nur übersichtlich geordnete, sondern auch vielfach Neues bietende Buch, welches jedem, der sich über die Verhältnisse dieser merkwürdigen Nation Kunde verschaffen will und die ungarischen Bücher zu lesen nicht in der Lage ist, besonders empfohlen zu werden verdient.

Im sechsten Bande des Werks behandelt Joan Slavici „Die Rumänen in Ungarn, Siebenbürgen und der Bukowina", und diese Arbeit ist schon insofern eine sehr beachtenswerthe, als sie die erste genannt werden muß, welche über diesen Zweig der romanischen Völkerfamilie unternommen wurde. Auch an Vorarbeiten standen dem Verfasser bei weitem nicht so viele Quellen zu Gebote wie den Autoren der Bände, welche die übrigen Völkerschaften behandeln; denn die rumänische Literatur ist eine verhältnißmäßig junge, und erst die letzten zehn oder zwanzig Jahre haben bedeutendere Publicationen auf diesem Gebiete aufzuweisen. Slavici schildert nach einer historischen Uebersicht die religiösen Verhältnisse der Rumänen, welche bei diesem Volksstamme mit dem gesammten Leben in so engem Zusammenhang stehen und wegen der Kämpfe um die nationale Abgeschlossenheit der beiden rumänischen Kirchen (der unirten und nicht unirten) auch in politischer Beziehung zu beachten sind; sodann wendet sich der Verfasser dem eigentlichen Volksthum zu, ein Kapitel, in welchem er Gelegenheit nimmt, sowol werthvolle sprachliche Excurse einzuflechten, als auch öfter der rumänischen Volkspoesie zu gedenken, die von so hohem politischen Werthe ist; nicht minder finden sich hier Sitten und Gebräuche, letztere besonders beim Acte der Eheschließung merkwürdig, verzeichnet. Ein Kapitel über die gegenwärtigen Verhältnisse der Rumänen schließt den Band ab, der für den Ethnographen wie für den Cultur- und Sprachforscher von gleichem Interesse ist.

Von denjenigen Bänden des Unternehmens, welche slawischen Stammesgenossen gewidmet sind, liegen zwei in drei Abtheilungen getheilte vor. Im neunten Bande bespricht Joseph Szujski „Die Polen und Ruthenen in Galizien". Wie die übrigen Autoren zeigt auch der Verfasser dieses Bandes große Liebe zu dem Gegenstande, den er sich zur Bearbeitung gewählt hat, und lehrt uns Land und Leute, Volkssitte und Volksdichtung, die Vergangenheit des Landes und der erwähnten slawischen Bewohner desselben kennen. Eigenthümliche culturgeschichtliche Streiflichter werden in einem Kapitel: „Die Gesellschaft des Kronlandes im letzten Jahrhundert", auf die Verhältnisse Galiziens geworfen; durch statistische Ziffern werden verschiedene Momente besonders klar gestellt. Das Schwergewicht des Bandes fällt aber auf den Abschnitt „Die Literaturgeschichte der Polen und Ruthenen", welcher beinahe den halben Band füllt und eine gehaltvolle Darstellung des gesammten literarischen Lebens der Polen und Ruthenen in Galizien bildet. Dieser Abschnitt ist für jeden, der sich mit der allgemeinen Literatur der Culturvölker beschäftigt, von großem Werth; er beginnt mit den ältesten Zeiten, seit welchen überhaupt Literaturdenkmäler der beiden Völkerschaften auf dem Boden Galiziens vorkommen, und reicht bis auf unsere Tage. Ausführlichere Proben in gewandter Uebersetzung sind der Darstellung einverleibt, die uns auf angenehme Weise die Kenntniß der noch so wenig bekannten polnischen Dichtwerke und ihrer Verfasser vermittelt.

Noch weniger als die Verhältnisse der Polen waren diejenigen der Kroaten und der Slowenen bisher einem weitern Leserkreise bekannt. Der zehnte Band der „Völker Oesterreich-Ungarns" zerfällt in zwei Hälften, in deren

einer „Die Slowenen" von Joseph Šuman besprochen werden, während die zweite „Die Kroaten im Königreiche Kroatien und Slawonien" behandelt, die sich Joseph Starè zum Vorwurfe seiner Darstellung genommen. Die Slowenen bewohnen Krain, einen Theil Steiermarks und Kärntens und einige angrenzende Landstriche, der gelehrte Slawist Schafařik hat sehr bedeutende Arbeiten, welche dieselben betreffen, veröffentlicht, und es liegen auch andere Untersuchungen über dieses alte slawische Volk vor, die besonders in neuerer Zeit rührig fortgeführt werden. Dem Plane des ganzen großen Werks entsprechend, hat der Verfasser auch in dieser Abtheilung culturhistorische Daten auf Grundlage der vorhandenen Forschungen zusammengestellt und ein harmonisches Ganzes entworfen, das uns ein sehr vollständiges Bild des slowenischen Volksstammes gibt. Die Eröffnungskapitel über das Alter, die Namen und die Wohnsitze der Slowenen werden vielen Historikern Neues bieten, da sie die heimischen Quellenwerke mit benutzen, welche bei der geringen Bekanntschaft mit dem slowenischen Sprachidiom eben beinahe nur dem Bewohner jenes Gebietes zugänglich sind. Nach der Schilderung der slowenischen Einwanderungen in die heutigen Wohnsitze, der Culturzustände in heidnischer Zeit und der Christianisirung des Volks werden die Sitten und Gebräuche der Slowenen, sowie die Sprache und Literatur derselben in eingehender Weise besprochen. Bekanntlich hat Rudolf Baumbach in einem längst in ganz Deutschland anerkannten Epos die Sage von Zlatarog, welche dem slowenischen Volksmunde entnommen ist, behandelt, und es wird für die Freunde der Dichtung von Interesse sein, diese Sage in ihrer ursprünglichen volksthümlichen Form auch dem Werke Starè's einverleibt zu finden. Von den slowenischen Dichtern wurde der hochbegabte Franz Prešérn durch Anastasius Grün, dessen Lehrer er war, in einigen seiner schönsten Dichtungen dem deutschen Volke vermittelt; auch hier ist seiner besonders eingehend gedacht.

In ähnlicher Weise ist die Darstellung der ethnographisch-culturellen Verhältnisse der Kroaten behandelt, insbesondere bespricht in derselben der Verfasser die historische Entwickelung des Volks und des Volkscharakters, die Zustände auf dem Gebiete der Landwirthschaft, des Bergbaues, der Gewerbsthätigkeit und des Handels; er gedenkt hervorragender Persönlichkeiten auf dem Gebiete der Kunst und bietet statistische Daten über den Zustand des Landes und die Bevölkerungsverhältnisse. Das inhaltreiche Kapitel über Sitten und Gebräuche zeigt uns vielfach den Zusammenhang der Kroaten mit den übrigen angrenzenden slawischen Völkerschaften, besondere Aufmerksamkeit erregen darin auch einige mitgetheilte volksthümliche Sagen und Märchen, deren die slawischen Volksstämme bekanntlich eine reiche Fülle besitzen. Ein Blick auf die Stellung der Kroaten unter den andern Volksstämmen beschließt das Buch.

Man ersieht aus der obigen Darlegung den reichen werthvollen Inhalt des auch vom Verleger munificent ausgestatteten Werks. Anton Schlossar.

Neue Lyrik.

1. Gedichte von Johannes Bapt. Diel, S. J. Freiburg i. Br., Herder. 1882. 12. 3 M.
2. Lust und Leid. Gedichte von Heinrich Steinhauer. Köln, Bachem. 1883. 8. 4 M.
3. Gedichte von Heinrich Baumhauer. Freiburg i. Br., Herder. 1882. 12. 1 M. 50 Pf.
4. Klingende Herzen. Erzählende Dichtungen von August Sturm. Rudolstadt, Hofbuchdruckerei. 1883. 16. 1 M. 80 Pf.
5. Der Singschwan. Lyrisch-epische Dichtung von Ludwig Brill. Zweite vermehrte Auflage. Münster, Nasse. 1883. 16. 2 M. 60 Pf.
6. Fern von der Heimat! Gedichte von Ida von Couring. Norden, Fischer Nachfolger. 1883. 12. 2 M.
7. Gefesselt. Gedichte von Rosa Barach. Wien, Leutgeb. 1882. 8. 1 M.
8. Schneeflocken. Eine poetische Wintergabe von A. L. Strahl. Berlin, Entrich. 1882. 12. 2 M.

Der Verfasser der „Gedichte" von Johannes Bapt. Diel (Nr. 1), ein Mitglied der Gesellschaft Jesu, ist bereits seit sechs Jahren todt. Der verständnißvolle Sinn eines Ordensbruders und Freundes des Verstorbenen hat es übernommen, seine nachgelassenen Werke der Oeffentlichkeit zu übergeben. Der erste Band bietet uns die Gedichte. Man kann nicht zweifelhaft über ihren Werth sein. Die Erde hat sich zu früh über einem echten Dichterherzen geschlossen, für das die Poesie wie sein ganzes geistiges Leben nur durch den religiösen Grundton der Empfindung Bedeutung besaß. Der inbrünstige katholische Glaube spricht sich in Diel's Versen aus, nicht mit der Erhabenheit prophetischen Geistes oder mit dem düstern Enthusiasmus einer fanatischen Seele, sondern mit der weichen Schmerzenswehmuth, die für das Leiden des eigenen kranken Leibes sich tröstet durch den Hinblick auf die Wunden des Heilands. Nur wenn man weiß, wie sehr der Dichter unter körperlichen Schmerzen gelitten, versteht man die innig-mystische Wahrheit der Strophen:

Rosenfarbne Schmerzensblüte,
Glühend in fünffachem Schein,
Sei gegrüßt! In mein Gemüthe
Senke deine Gluten ein.

Ach, wohin ich immer schaue,
Rose, seh' ich Rosen stehn,
Von dem heil'gen Rosenthaue
Laß ein Tröpfchen niederwehn!

Laß mir's in die Seele sinken,
Die von Dornen ist umrankt,

Von den Dornen, wenn sie's trinken,
Wird mit Rosen dir gedankt.

Ringsum rothe Rosen sprossen
Voller Leid und Liebesglut,
Weil auf sie ist reich geflossen,
Rose, deines Kelches Blut.

Rosenfarbne Schmerzensblüte,
Leuchtend in fünffachem Schein,
Senk', o senk' in mein Gemüthe
Deine lichten Strahlen ein!

Nur von Liebe sprichst du, Rose,
Sprichst von Leid, o Rosenroth,
Ros', entstammt dem Lilienschose,
Dufte segnend mir im Tod!

Und über dem Kreuz leuchtet dem Dichter der Stern der Liebe, die Mutter Gottes, die er in der ergreifendsten Weise und mit jener einfachen Mystik besingt, welche das Göttliche der eigenen Brust so nah und verwandt und doch so demüthig und verehrungsvoll erkennt, wie z. B. in den Gedichten „Auf Mariä Himmelfahrt" und „Stella Maris". Leugnen läßt sich freilich nicht, daß manche dieser Gedichte dem protestantischen Gemüth zu sehr von schwüler Kirchenluft erfüllt scheinen, und so brennend auch das Colorit in den kurz vor dem Tode geschriebenen Strophen: „O wie einsam ist die Wüste", sein mag, ihre Schönheit erhält durch die Allegorie eine gewisse Einbuße. Diese specifisch religiösen Gedichte umfassen das erste Buch der Sammlung.

Im zweiten Buche werden andere Töne angeschlagen, in denen die religiöse Glut gedämpft ist. Es sind Naturschilderungen, Reflexionen und vor allem von leiser Wehmuth durchhauchte Lieder. Das eigene Schicksal wird mit dem Wechsel des Lebens und der Natur in Verbindung gebracht und findet auch hier seine Versöhnung in dem Göttlichen. Nur einmal blitzt eine heitere Stimmung und zwar recht volksthümlich auf, in den Versen, welche der Dichter einem Griesgram widmet:

Du sitzest still am Fensterbret
Und schauest stumm hinaus,
Als ob dich Grillen plagten,
    Ja plagten —
Ich lach' dich aus.

O höre nur der Lerche Lied,
Die sich zum Himmel schwingt,
Sie läßt die Erde liegen,
    Tief liegen
Und jauchzt und singt.

Mein Nachbar hat 'nen Rosenstrauch,
Ei, wie der blüht und glüht!
Ich freu' mich, wenn sein Duften,
    Süß Duften
Mein Herz durchzieht.

So sitz' nur still am Fenster
Und schaue stumm hinaus;
Du schaffst dir selber Qualen,
    Ja Qualen,
Ich lach' dich aus.

1883.

Aus dem dritten und vierten Buche, welche die verschiedenen Reiseeindrücke des Dichters wiedergeben, schallen bekannte Klänge. Wer bei den vorigen Gedichten noch an dem Talent desselben zweifeln konnte, wird hier jeden Zweifels überhoben. Diel ist ein Spätromantiker, doch nicht in dem Sinne, daß er sich äußerlich die romantische Schule zum Vorbilde genommen, es ist vielmehr dieselbe geistige Strömung, die bei ihm von innen heraus aufgetaucht ist. Des Knaben Wunderhorn, auf dem Arnim, Brentano und Eichendorff einst bliesen, sendet in diesen Gedichten seine alten Töne wieder über die deutschen Lande, aber sie sind stärker und harmonischer als bei Diel's nächstem Geistesverwandten Brentano, und zudem klingt aus ihnen etwas von der wilden Lebensmusik unserer Zeit. Eine Reihe von Gedichten knüpft sich an die Vertreibung des Ordens aus Deutschland und offenbart das tiefe Heimatsgefühl des Dichters, so das schöne Gedicht „In der Provence" und das einfache, ergreifende „Heimat, liegst so fern":

Gestern tönte in der Straße
Gar so wohlbekannter Sang:
Von dem armen Schweizerbuben,
Den verlockt des Alphorns Klang.

Gestern schaute ich am Himmel
Wunderbare Sternenpracht,
Solch ein Glitzern, solch ein Funkeln
Wie in deutscher Winternacht.

Und das Lied griff in die Seele,
Und an jedem goldnen Stern
Hing das Aug' wie festgebannet:
Liebe Heimat, bist so fern!

(In der Provence 1875.)

Die Balladen, welche das fünfte Buch vereinigt, zeichnen sich durch den Schwung der Diction und die kräftige Plastik des Ausdrucks aus. Auch in ihnen sucht Diel wesentlich Stimmung zu erwecken, die Pointe ist mehr lyrischer als epischer Natur. Am besten sind die „Bilder aus Spanien", namentlich „Christoph Columbus" ist in seiner Art ein Muster. Für die Ballade hat die romantische Schule weniger Talent bewiesen als für die Romanze.

Im sechsten und letzten Abschnitt der Sammlung hat der Herausgeber die überaus zahlreichen Gelegenheitsgedichte Diel's zusammengestellt. Sie sind reich an poetischen und religiösen Gedanken, wie sie der Frömmigkeit des Dichters entsprachen, dem jedes Gedicht durch die Gelegenheit geboren ward und der nie eins schrieb, ohne im Vergänglichen das Symbol des Ewigen zu finden.

Um unser Urtheil zusammenzufassen: Diel war ein großes Talent, denn er war, trotzdem ihn die romantische Schule zu den Ihrigen zählen kann, eine Individualität. Seine Welt- und Lebensanschauung beruhte auf dem katholischen Glauben, aber dieses Licht brach sich in seiner Seele im wunderbaren Farbenspiel. Er hängt an allem, was sein Auge gesehen und seine Hand berührt hat, kein Eindruck ging seinem Denken und Dichten verloren. Es ist zu bedauern, daß der Tod ihn hinraffte, als die Periode seines künstlerischen Schaffens erst begann — er starb

33 Jahre alt —; jedoch das anzuerkennen, was er geleistet hat, ist unsere Pflicht, und es sollte uns freuen, wenn wir, die wir auf einem andern Boden der Ueberzeugung stehen, seinem Genius einigermaßen gerecht geworden wären.

Mit Diel in scharfem Contrast steht Heinrich Steinhauer, dessen Gedichte „Lust und Leid" (Nr. 2) nicht ganz ihren Titel rechtfertigen. Keins dieser Gedichte ist so recht von Herzen lustig oder traurig, am besten hat der Verfasser selbst seine Muse in den Versen des einleitenden Gedichts charakterisirt:

O deutsches Lied in Lust und Leid,
Du trauter Heimat Blüte,
Wie sprichst du voller Innigkeit
So herzlich zum Gemüthe!

Diese traute Heimat umfaßt nur einen kleinen Lebenskreis: die Natur, d. h. den deutschen Wald, und das eigene Herz mit seinen kleinen zufälligen Ereignissen und Empfindungen, an denen hier die Liebe so gut wie keinen Antheil hat. Ein ahnungsvolles Sinnen offenbart sich mehr reflectirend als empfindend. Am stimmungsvollsten sind die Gedichte, welche eine wehmüthige Erinnerungsseligkeit athmen, so „Am Vaterhaus der Lindenbaum" und „Mutterliebe". Aber es fehlt dem Dichter an einer gewissen Prägnanz und Kraft, um fester haftende Eindrücke in der Seele des Lesers zu hinterlassen, und außerdem an Wechsel in den Stimmungen. Man kann wohl sagen, daß ein Zehntel des ziemlich starken Bandes genügt hätte, um den Inhalt des ganzen zu erschöpfen. Niemand wird dadurch reicher, daß er einen Groschen zehnmal in den Fingern herumwendet. Aber wir geben gern zu, daß Steinhauer ein Talent besitzt, welches der Aufmunterung würdig ist; nur strebe er danach, den Horizont seiner Phantasie zu erweitern und seine Empfindungen — sit venia verbo — straffer zu ziehen.

Gegen Steinhauer's träumerische Seele contrastirt Heinrich Baumhauer's (Nr. 3) gedankenvolle Männlichkeit zunächst sehr wohlthuend. Frisch und kräftig weiß er die verschiedensten Töne in uns anzuschlagen; er verfügt über die ganze Scala der Empfindungen von der Schalkhaftigkeit des Liebesliedes:

Sind es nicht zwei arge Diebe,
Junger Lenz und junge Liebe —

bis zu der ernsten in Gott versunkenen Gedankenpoesie. Freilich, die höchsten Obertöne und die tiefsten Untertöne fehlen auch ihm. Dazu ist er eine viel zu harmonische Natur. Er liebt weder leidenschaftlich, noch verzweifelt er an Gott und der Menschheit. Wenn er nur nicht seinen „lieben Geibel" so tief studirt hätte, auch Heine, der Ewig-Junge, muß uns hier wieder des Wegs vorüberkommen. Einiges hat echt volksthümliche Frische, so z. B.:

Wir gaben uns beim Scheiden,
Ein grünend Zweigelein,

nur ist der Schluß:

Die wahre inn'ge Liebe,
Die macht ja alles gut! —

nichts weniger als frisch und macht alles wieder schlecht. In den Liebesliedern herrscht die gedankenvolle Freudigkeit des Mannes vor, welcher Leidenschaft und Schwärmerei längst überwunden hat:

Wahre, treue Liebe buhlt
Nicht um wüste Sinnenfreude,
Doch sie adelt uns im Glück
Und sie tröstet uns im Leide.

Sehr schön sind die Sonette, wenn auch ihr Gedankenflug nicht zu hoch geht, und die Sprüche und Distichen enthalten in vollendeter Form manche feine Beobachtung.

Den höhern Gedankenflug finden wir in August Sturm's „Klingende Herzen" (Nr. 4), vier epischen Dichtungen: „Prometheus", „Zuleikha", die „Erdparticularisten", „Ein deutscher Don Juan". Weshalb sie gerade unter dem Titel „Klingende Herzen" zusammengestellt sind, ist nicht recht ersichtlich; jedenfalls ist diese Bezeichnung ominös, denn sie entlockt uns die aufrichtige Bemerkung, daß die Verse des Dichters sich leider mehr durch „Klingen" als durch „Herz" auszeichnen, und das werden wir beweisen. Der Titel ist ebenso gemacht, wie es diese epischen Dichtungen sind. Sturm polemisirt gegen den unsere Zeit nach seiner Meinung beherrschenden Pessimismus; er thut es nicht ohne Frische und Lebhaftigkeit, allein ohne die Eigenschaften und die Kunst, deren ein polemisirender Dichter vor allem bedarf. Nach unserer Ansicht stehen einem solchen zwei Wege frei: entweder zwingt er durch seinen Witz und seine Satire die Leser, den Gegner, den er selbst angreift, zu verlachen — oder er entwickelt in einer lebensvollen, psychologisch streng motivirten Handlung die Wahrheit seines Ideals und die Verkehrtheit der gegnerischen Richtung. In beiden Fällen ist seine Wirkung eine ästhetische. Sturm indessen schwankt zwischen ihnen beiden und wendet sich schließlich einem dritten zu: der philosophischen Controverse. Damit begibt er sich von dem Gebiete der Poesie auf das der Logik und veranlaßt den Leser, auch seinerseits mit dem eigenen Quantum Verstand das vorgelegte Für und Wider zu prüfen und in die Disputation sich einzumischen, anstatt blindlings dem Gedankengang des Autors zu folgen. Doch sehen und prüfen wir.

In der ersten Erzählung schildert uns Sturm den Entwickelungsgang eines Jünglings, der schließlich in den düstersten Skepticismus verfällt. Die Anlage der Fabel ist weder neu noch interessant, und die Art, wie nun die innere Umkehr des Armen bewirkt wird, erregt wol Kopfschütteln, aber greift uns nicht ans Herz. Noch ruft er aus:

Was ist das Ziel von meinen Werken doch?
Ein eitler Traum! Ach, alles kommt zu Fall,
In Trümmer sinket selbst der Erdenball,
Und unser Werk wirkt nie in weite Fernen,
Kein Erbe gibt es unter all den Sternen.

Das alles ist in Kotzebue's „Verzweiflung" schon viel wilder, lebhafter, ja selbst poetischer gesagt worden. Nun kommt die Umkehr:

Doch als ihm jedes Hoffnungsreis verdorrt,
Da war's, als hörte er des Vaters Wort:
Gott ist die Lieb'! Wer in der Liebe bliebe,
Der blieb in ihm! Leb' du der Menschenliebe!

Und nun wird der Held dieser Begebenheit sofort — Schulmeister oder Universitätsprofessor, das ist nicht genau gesagt, um am Ende als glücklicher Mann vom Blitz erschlagen zu werden. Auf diese Weise eine psychische Umkehr bewirken zu wollen, ist nicht poetisch, sondern naiv, eigentlich sentimental, aber naiv scheint uns bezeichnender. Wer ein Dichter sein will, darf mit den Gedanken seiner Personen nicht so umgehen wie ein Jongleur mit seinen Kugeln. Es kostet viel Studium und Lebenserfahrung, sich allein eine Weltanschauung zu bilden, allein noch mächtigere Hebel muß das Schicksal ansetzen, wenn es dieselbe auf einmal radical ändern soll.

Originell ist die Einkleidung der „Erdparticularisten", obwol ihre Phantastik nicht auf einer innern Nothwendigkeit beruht. Der Held ist ein Optimist und bleibt ein Optimist; er hält mit dem Monde und einem Kometen eine philosophische Controverse, bei der nichts herauskommt, und freut sich dann, auf der Erde in seinem Stübchen wieder aufzuwachen. Sein Freund ist Pessimist, natürlich ein düsterer, schwermüthiger Charakter; ihm ruft unser Held zu, und das ist die Quintessenz seiner Weisheit:

Wohl, du nennst mit gutem Recht mich
Einen Particularisten
Unsrer lieben Mutter Erde!
An der Erde festen Wurzeln
Hängt mein Sein und meine Liebe,
Mehr als Raum und Zeit und Welten
Gilt der Geist, der sie erkannte.

Jedem, der einmal pessimistische Gedanken und Empfindungen gehabt hat, wird hier sofort deutlich, daß Sturm nicht weiß, was Pessimismus ist. Er verwechselt den metaphysischen Pessimismus mit dem praktischen, denn keinem Pessimisten wird es einfallen, die Wahrheit dieser Behauptung bestreiten zu wollen. Im Gegentheil, das ist ja gerade seine Lehre, daß Raum und Zeit nur durch unsern Geist Werth und Bedeutung haben, während er auf der andern Seite, an dem Wesen der Welt verzweifelnd, die Erde zur Werkstatt seiner ethischen Aufgaben macht.

So viel über die philosophischen Ansichten unsers Dichters, mit denen wir uns nicht so eingehend beschäftigt haben würden, wenn es für die ästhetische Würdigung gleichgültig wäre. Ueber die beiden andern Dichtungen können wir uns kurz fassen. Den „Deutschen Don Juan" hielten wir für eine harmlose Nachahmung Byron's und waren sehr erstaunt, als wir nachher in der Vorrede lasen, er solle eine Satire auf Zola sein. Uns ist weder etwas Satirisches, noch etwas, das an Zola erinnern könnte, darin aufgefallen. Das Märchen „Zuleikha" dagegen ist eine kleine Perle, aber vielleicht eine Perle, welcher Sturm nur die poetische Fassung gegeben hat. In formaler Hinsicht sind manche Flickworte und Flickverse nicht gerade zu loben; auch die sprachliche Misgeburt „Jetztzeit" halten wir eines deutschen Dichters nicht für würdig. Sie ist leider allgemein im Gebrauch, vielleicht wird sie uns auch noch die „Einstzeit" heraufbeschwören.

In das Land der Romantik führt uns Ludwig Brill's lyrisch-epische Dichtung „Der Singschwan" (Nr. 5). Zwar baut sie sich auf einem historischen Hintergrunde auf, der in den Anmerkungen sehr sorgsam gezeichnet ist, allein in den Versen selbst ist nichts von dem Athem der Geschichte zu spüren, weder in den Personen noch in den Ereignissen. Nicht mit Unrecht hat der Dichter eine der Ottave ähnliche Strophenart gewählt; sie läßt alle Vorzüge des romantischen Dichters sich entwickeln, freilich auch die Weitschweifigkeit. Durch eingestreute Lieder ist zudem der jetzt so beliebten Mode epischer Composition Genüge gethan. Die Fabel selbst, dem 15. Jahrhundert entnommen, ist nicht ohne Interesse und hat sogar dramatische Züge, die indessen bei Brill sehr wenig hervortreten. Ein Graf von Wehrt macht ein Mädchen aus niederm Stande, das er liebt, zu seiner Gemahlin. Von einem Edelmann infolge dessen beleidigt, tödtet er diesen und verfällt dem Bann der Feme, vor deren Dolchen er sein Leben und seine Familie in einem Walde verbirgt. Als sein Sohn herangewachsen ist, betheiligt sich derselbe an dem Kreuzzuge gegen die Türken und rettet in einer Schlacht einem Abkömmling des von seinem Vater gehaßten Geschlechts das Leben. Da dieser Ritter noch eine Schwester hat, welche dem „Heidesohn" in gleicher Weise wie ihr Bruder verpflichtet wird, so ist der Ausgang selbstverständlich: bei dem Bunde der Kinder versöhnen sich die Väter. Und wo bleibt der Singschwan? Er hat keine andere Rolle, als dem „Heidesohn" die Pflicht der Versöhnung zu verkünden:

Fromme Lieder, licht geschlungen
Um das Schwert, das gottgeweihte!
Kühn voran im heil'gen Streite
Und die Palme wird errungen!
Um das Schwert die frommen Lieder,
Und was grimmer Haß entzweite,
Bindet sanft die Liebe wieder.

Ob es nicht verdienstvoller und poetischer gewesen wäre, wenn der Dichter auf alle romantischen Decorationsstücke und Apparate verzichtet und eine lebensvolle, realistische Dichtung geliefert hätte? Freilich, das Fragen ist leicht, das Können ist schwer.

„Fern von der Heimat" sind die Gedichte und Lieder entstanden, welche Ida von Conring (Nr. 6) uns bietet. Noch fehlt ihnen die künstlerische Reife, allein die Phantasie der Dichterin hat einen kühnen Zug; sie sucht selbst historische Perspectiven zu eröffnen und sich in die Titanenseele des ersten Napoleon zu versetzen, als ihn auf St.-Helena die Meereswogen für immer von seinem vergangenen Ruhme abschließen. Daß ihr dies gelungen sei, kann man nicht behaupten. Am besten haben uns die beiden Liedercyklen „Aus der Heimat" und „An Margarita" gefallen, in denen zarte, innige Empfindungen lebendig sind, wie in dem stimmungsvollen und sinnigen Gedicht:

Ich hatte eine Rose
Auf deinen Pfad gelegt,
Die hatt' ich lange Wochen
Am Fenster treu gepflegt.

Nun blühte dir zu Füßen
Ihr süßes Angesicht,
Du aber gingst vorüber
Und sahst die Blume nicht.

Du aber gingst vorüber
Und schautest nicht zurück —
Du halb verwelkte Rose,
Wie gleichst du meinem Glück!

Noch kühner als Ida von Conring in ihren historischen, ist Rosa Barach in ihren philosophischen Betrachtungen, die sie uns in einem dünnen Bändchen unter dem Titel „Gefesselt" (Nr. 7) vorlegt. Eine Seele, die nach dem Lichte der Wahrheit ringt; aber je mehr sie ringt, desto dunkler wird es in ihren Gedichten. So sehr wie mit Gott und der Menschheit, liegt die Verfasserin auch mit der Logik und Metrik in Hader. Freilich, wenn man wie sie

Gekettet von der Macht der Alltagsdinge,
Die äschern mir den Gottesfunken ein —

Gedichte macht, kann so etwas schon vorkommen. George Sand scheint ihr Ideal zu sein — oder auch Hedwig Dohm. Es zucken sehr starke Emancipationsgelüste in ihren Versen auf. Fast gewährt es uns eine Beruhigung, daß sie sich schließlich noch einigermaßen mit dem lieben Gott aussöhnt. Nachdem sie in dem Abschnitt „Sein oder Nichtsein" das Welträthsel noch einmal überdacht hat, sinkt sie angesichts des grinsenden Todes, welcher diesmal ohne „wurfgewohnte" (!) Hippe erscheint, der Pflicht in die Arme, von der sie liebend durch das Leben getragen wird. Im ganzen mehr Excentricität als Poesie, mehr Force als Kraft. Einfache Empfindungen zu schildern gelingt ihr besser, nur darf sie nicht dichten:

Wenn du einstens gekommen,
Hab' ich dich froh gegrüßt,
Hab' die Spur deiner Tritte
Feuchten Auges geküßt. (!)

Und noch weit kühner als Rosa Barach ist A. L. Strahl, dessen „Schneeflocken" (Nr. 8) ein Büchelchen bilden, verziert mit dem Facsimile des Verfassers und einem sinnigen Titelbilde. Gewidmet sind die Gedichte der durchlauchtigsten Prinzessin Elisabeth Karoline Luise von Schwarzburg-Sondershausen. Das ist schon eine Kühnheit, indessen diese besitzen manche von denen, welche „Frau Holle" ihre Muse nennen. Was der Verfasser für sich in Anspruch nimmt, ist ein Ideal:

Das Ideal, das meine Lieder singen,
Ist, ew'gen Dichterruhm mir zu erwerben.

Man muß gestehen, daß ein solches Ideal schon etwas werth ist. Und Strahl weiß sehr gut, wie es zu erreichen sei; er widmet in zarter Weise seine „Schneeflocken" den Frauen:

Und nehmet ihr es gerne hin,
Mein Herz, dann habe Ruh —
Es deckt der Schnee auch meinen Sinn
Wie alles wärmend zu.

Das ist zwar sehr sinnig, aber wir fürchten, das Herz des armen Poeten wird an ewiger Ruhelosigkeit leiden müssen, und das, aufrichtig gesagt, erhöht unser Mitleid mit ihm, zumal da ihn die Liebe unglücklich genug gemacht hat. Wer bedauert ihn nicht, wenn er echt Goethisch klagt:

Kaum dich gesehen,
Da lernt' mein Geist
Erst recht verstehen,
Was Lieben heißt.

Doch kaum gelauscht
Des Amor's Wort,
Schnell ist's verrauscht,
Denn — ich — muß fort!

Das arme Ich! Leider hat es auch mit seinen Balladen und Romanzen nicht mehr Glück, wenn es nicht etwa mit ihnen Beiträge für die Musenklänge aus Deutschlands Leierkasten liefern wollte. Fast wie eine Erkenntniß seines Misgeschicks kommt es über den Dichter:

Doch wehe! habe ich umsonst gesungen,
Dann soll fortan die Feder müßig ruhn! —
Drum bitt' ich euch, seid nicht zu strenge Richter.

Unglücklicher Schneemann! Und wenn man milder wäre als der Gott des Alten Testaments, welcher Sodom und Gomorrha nicht zerstören wollte, falls sich zehn gute Seelen darin fänden — wenn man bei Ihnen um eines Gedankens willen Gnade ergehen lassen wollte für die andern schlechten „Schneeflocken", man könnte es nicht. Lassen Sie die Feder müßig ruhen, suchen Sie sich ein anderes Ideal, werfen Sie sich wie Rosa Barach der Pflicht in die Arme. Dilettantismus ist ein schreckliches Ding. Das höchste Wollen und nicht das geringste Können, den Segen der Muse auf sein Haupt empfangen zu haben und doch andere nicht segnen zu können. Rafael ohne Hände — es gibt kein besseres Bild für ihn. Der Dilettant rühmt sich, ein Freund der Kunst und der Künstler zu sein, allein wenn er sich nicht scheut, durch die Flut seiner Leistungen das Bedeutende und Große zurückzudrängen, so hat der wahre Dichter und Künstler wieder einmal Ursache, das alte Sprichwort zu citiren: Gott schütze mich vor meinen Freunden, vor meinen Feinden werde ich mich selbst zu schützen wissen.

Hellmuth Mielke.

Neue Romane.

(Beschluß aus Nr. 25.)

1. Violet. Roman von Eufemia Gräfin Ballestrem. Breslau, Schottländer. 1883. 8. 3 M.
2. Ein Mann von Wort. Roman von Emilie von Mänd. Wien, Schworella u. Heick. 1881. 12. 3 M. 20 Pf.
3. Frühling und Hochsommer. Roman von Alexander Römer. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1882. 8. 4 M. 50 Pf.
4. Weibliche Unabhängigkeit. Roman von C. Tittmann. Breslau, Schottländer. 1883. 8. 3 M.
5. In schweren Banden. Socialer Roman aus der neuesten Zeit von F. Moesch. Zwei Bände. Leipzig, Zangenberg u. Himly. 1882. 8. 6 M.

Der letzte uns vorliegende Roman: „In schweren Banden" von Ferdinand Moesch (Nr. 5), bewegt sich auf dem gleichen Felde als der zuletzt von uns besprochene. Der nur zu bekannten und schwer wiegenden socialen Frage wird es nicht leicht an Stoff fehlen, und auch die Gedanken sollten sich einstellen, wenn wir uns an ihre Betrachtung machen. Der Autor hat eben, wie er das in einem kurzen Vorwort auseinandersetzt, diese eine besondere Seite aus dem verwickelten Problem unserer modernsten socialen Zustände oder Wirren herausgegriffen, nämlich die Stellung der Frauen. Die Frage umschreibt er so: „Ist die Frau, entgegen der Tradition, gleich dem Mann zur Leitung und Organisation des Staats und der Gemeinde mitzuwirken berufen? Oder haben ihr Natur und Vorsehung zum Wirkungskreis allein nur das Haus und die Familie und als Lebensaufgabe allein nur die Mutterpflichten zugewiesen? Hat die Frau, dem bisherigen Gebrauch zuwider, ein Anrecht auf Ausübung aller ihr zusagenden Künste und Gewerbe, sowie auf Erlangung aller solchen Kenntnisse und derjenigen Bildungsstufe, die ihr die Anwartschaft auf jede irgendwie zulässige Anstellung im Gemeinde- und Staatswesen eröffnen? Oder soll sie in ihrer Thätigkeit für immer von gewissen Gebieten der Industrie, des Handels und der Kunst sowie des gemeindlichen und staatlichen Lebens ausgeschlossen bleiben?" Entscheiden will er in dem schweren Streit nicht, und ich denke, er thut wohl daran; er versucht nur das Für und Wider einander gegenüberzustellen und überläßt es dem Gefühl des Lesers, sich daraus ein Urtheil zu bilden. Sein Vorbild war übrigens das im vorigen Jahr erschienene Buch der englischen Schriftstellerin Lynn Linton: „The Rebel of the Family."

Die ganze Geschichte spielt sich ab in der hochadelichen und blutarmen Familie der verwitweten Freifrau von Vilshofen und ihrer drei Töchter Thomasie, Perdita und Eva. Die Dame kennt nur zwei Leidenschaften: unbegrenzte Eitelkeit auf ihr blaues Blut und den Flitterkram, welcher ihr immer noch den unantastbaren Schein der Vornehmheit erhalten soll, und Speculationssucht mit ihren zwei schönen Töchtern. Thomasie nämlich und Eva, ebenso eitel, hohl, äußerlich, windig und ebenso selbstsüchtig wie die Mama, welche sie so erzogen hat, sind trotzdem gute Karten in ihrer Hand, denn es sind Schönheiten, die jedenfalls reich heirathen und der Familie aus dem Elend heraushelfen werden. Anders steht es mit Perdita; das Kind ist eben nicht schön, dafür aber geist- und gemüthreich, voll Fonds und Wahrheit des innern Lebens, ganz anders strebend, nach selbständiger ehrlicher Arbeit verlangend; deshalb ist sie das gequälte Widerspiel im Hause, verstoßen und fast angefeindet, in schwerem Kampfe mit sich und den Ihrigen und den allmächtigen Vorurtheilen und Prätensionen, bis sie zum Schluß doch die Retterin der bedrängten Mutter wird.

Der ganze Inhalt des Romans concentrirt sich in dem innern und äußern Ringen Perdita's, sich wahrhaft klar zu werden über die naturgemäße Stellung der Frau innerhalb unsers schwer verwickelten Gesellschaftsorganismus und zugleich praktisch sich einen ehrbaren Platz im Leben zu erobern. In diesem Kampf treten uns eine Reihe von Charakteren entgegen, die das Leben der Gegenwart kennzeichnen. Da ist einmal die emancipirte Männerfeindin Bella Blaut, eine buntscheckig aufgeputzte und fanatische Närrin, die Mann und Kind verlassen hat, um der „innern Mission" zu folgen, d. h. Versammlungen zu veranstalten, hohle Reden zu halten über die gesellschaftliche und politische Gleichstellung der Frau mit dem Mann und fast tyrannisch durchgreifend Anhängerinnen zu pressen für diese modernste Heilslehre. In ihre Hand fällt auch vorübergehend Perdita, die sich zuerst aus der Unsicherheit der widerstrebenden Vorstellungen nicht herauszuarbeiten weiß, bis der klare Verstand und das reine Gemüth sich durch die Nebel hindurch Bahn brechen und bei ihr die sofort unbedenklich von ihr praktisch angewendete Ueberzeugung zu ausschließlicher Herrschaft gelangt, daß die wahre Bestimmung des Weibes schließlich denn doch die sei, die liebende und geachtete Gefährtin eines wackern Mannes zu werden. In Gesellschaft jener vorlauten und selbstgefälligen Vertreterin der Frauenemancipation treffen wir allerlei weiblich-unweibliche Wesen, insbesondere von der neidischen und boshaften Sorte, die zu unliebenswürdig ist, um in ein harmonisches Hauswesen zu passen, aber dafür die Starkgeistigkeit herauskehrt. Unter allen aus diesem Kreise interessirt uns blos die russische Nihilistin, welche die merkwürdigsten Schicksale durchgemacht und sich zu der furchtbaren Rache entschlossen hat, den eigenen Gemahl, welcher zum Verräther an ihrer Sekte geworden, umbringen zu lassen. Diese leidenschaftlich bewegte Partie des Buchs mit den Consequenzen, welche sich an die gewaltsame That knüpfen, macht in der sonst sehr ruhig gehaltenen Erzählung das romantische Interesse aus, um so mehr, als uns in dem ganz anders gesinnten Töchterchen der Nihilistin eine vollständig ätherisch-idealistisch gehaltene

Figur vorgeführt wird, welche ganz außer der gewöhnlichen Welt steht. Vollständig anderer Art sind der schlichte, aber geist- und gemüthvolle, durch ein schweres Schicksal hindurchgegangene Apotheker Armand Höfer und dessen angebliche Mutter, eigentlich die Mutter seiner ersten, unglücklichen Frau. In diesem gediegenen Bürgerhaus, unter guten und natürlichen Menschen, verbringt die gepeinigte Perdita ihre ersten wahrhaft glücklichen Stunden und wird hernach des wackern Mannes glückliche Gattin, zum Entsetzen ihrer adelsstolzen Familie. Gleichwol läßt sich später die in Schulden fast erstickende Freifrau das gute Geld des misachteten Bürgerlichen gefallen, das dieser großmüthig zu ihrer Rettung vorstreckt, während die beiden adelichen Männer der bevorzugten Töchter sich geschäftsmäßig kühl von den fatalen Familienverhältnissen fern halten. Diese Herren nun führen wieder in verschieden nuancirte Kreise. Der Herr von Heimberg, ein geadelter reicher Hüttenbesitzer, und seine verwitwete Schwester, Frau von Mertens, sind das lebendige Muster vollendet selbstsüchtiger Parvenus, übrigens ziemlich gutmüthig, behäbig zufrieden und nach ihrer Façon glücklich, kalten Herzens, mittelmäßig und selbstgefällig. Nach langem Kokettiren und Wählen und einer auffallenden, hernach von ihm selbst mitleidig belächelten „Verirrung“, die ihn bewogen hat, seine gewichtige Persönlichkeit der eine Zeit lang von ihm gehätschelten Perdita anzutragen, während doch diese Unglücksperson den unerhört guten Fang auszuschlagen sich erkühnt, legt er die wohlgefüllte Hand in die bettelarme, aber extrafeine und wohldressirte der echt adelich, junonisch auftretenden Thomasie, und diese hat Verstand genug, „sich zu resigniren“, sintemalen das armselige Scheinleben ihr gründlich verleidet und Carrosse und Livréebediente ihre noble Passion sind. Wieder ein anderes Gesicht machen zwei junge Herren aus uraltem Adel und mit reichem Grundbesitz, so ein wenig von der Sorte der nicht eben übermäßig geistreichen Krautjunker. Der eine von ihnen, zwar anderweitig verlobt, aber in die blauen Augen des schönen Evchen verliebt, schlägt sich für sie; sein Freund aber führt schließlich das unschuldige Täubchen, das freilich unmittelbar vorher mit einem französischen adelichen Schwindler durchzugehen versucht hat, glücklich heim, da die kühl weltüberschauende Kokette ganz im Stil der ältern Schwester und Lehrmeisterin gnädigst geruht, den Reichthum des in ihre frischen Reize Vernarrten entgegenzunehmen. Die beiden Speculantinnen wären also versorgt, und den einfältigen Männern wünschen wir das beste Glück, brauchen können sie's. Das hochelegante Strauchritterthum repräsentirt neben einem zweiten Kumpan der eben erwähnte französische Graf, der alle möglichen Sünden auf dem Herzen hat und schließlich einen sehr tragischen Tod findet; das ist die wohl bekannte Nuance des modernsten Schwindelgeistes.

Im ganzen ist das Buch ruhig und mäßig abwägend geschrieben und hält sich durchaus auf dem sichern Boden der thatsächlichen Realität unserer Tage. Nur zwei Partien streifen mehr in das romanhafte Feld hinüber, diejenige mit der Nihilistin und ihrer feinen Tochter, und die andere mit dem gräflichen französischen Schwindler. Daß uns ein lebendiger Einblick in das Familienleben und die Lebensanschauung gewisser Klassen der vornehmen Welt geboten wird, ist nicht zu bestreiten; ob die Bilder „so zart und lebensfrisch“ seien, wie der Autor sie hinzumalen sich vornahm, das gilt mir nicht für ausgemacht. Uebrigens meine ich, daß auch die Kunst nicht übermäßig groß zu sein braucht, wenn man einfach auf jene bestimmten und täglich in Fülle sich aufdrängenden Objecte der Beobachtung bauen kann, die eben das Leben der Gegenwart kennzeichnen.

J. J. Honegger.

Zur italienischen Literatur.

1. Dante's Göttliche Komödie. Uebersetzung, Commentar und Abhandlungen über Zeitalter, Leben und Schriften Dante's. Von August Kopisch. Dritte Auflage, durchaus revidirt, berichtigt und ergänzt von Theodor Paur. Mit zwei Bildnißtafeln. Berlin, Guttentag. 1882. Gr. 8. 16 M.

Wenn der Herausgeber wie im gegenwärtigen Falle zugleich zum Referenten über seine Arbeit wird, so läßt sich von ihm selbstverständlich keine Beurtheilung erwarten; vielmehr kann er dann nur Fingerzeige für eine solche aus eigenster Kenntniß dessen, was er beabsichtigte, geben wollen. Die Kopisch'sche Uebersetzung der „Göttlichen Komödie“ erschien zu einer Zeit, wo dieses Gebiet in Deutschland, abgesehen von Kannegießer und Streckfuß, noch wenig betreten war: die Art der reimlosen Jamben-Uebersetzungen insbesondere, welcher man sich in neuester Zeit wieder mit Vorliebe zugewendet, war erst unmittelbar vorher von Heigelin und gleichzeitig mit Kopisch von Philalethes (Prinz Johann von Sachsen) gepflegt worden. Die drei Uebersetzer schlagen indeß ein verschiedenes Verfahren der metrischen Nachbildung ein. In seltsamer Laune steifte sich Heigelin darauf, schnurstracks entgegen dem Original, welches gemäß der Natur der italienischen Sprache regelmäßig nur weibliche Versausgänge hat, ebenso abweichend von dem in der deutschen Poesie beliebten Wechsel männlicher und weiblicher Ausgänge der iambischen Verse, consequent betonte oder zu betonende Versabschlüsse durchzuführen (so wenigstens im fünften Gesange des „Inferno“); Philalethes wahrte sich dagegen das Recht dieses Wechsels, mußte hierbei aber davon absehen, die charakteristischen Ausnahmefälle des Originals, wo der Versausgang männlich, d. i. betont,

oder gleitend, d. i. daktylisch, nachbildend hervorzuheben. Kopisch im Gegensatz zu beiden führte, was im Deutschen ja ganz gut möglich und erträglich, die weiblichen Versausgänge durch, ohne indeß geflissentliche Rücksicht auf die vorerwähnten Ausnahmefälle des Originals zu nehmen; der vorliegende revidirte Text der Uebersetzung hat diesen sämmtlich ihr Recht angedeihen lassen. In der Betonung der Silben von Eigennamen ist der Uebersetzer dem Original gefolgt: so war Kopisch z. B. vollkommen berechtigt, und der neue Herausgeber sah keinen Grund, davon abzusehen, „Paradiso" 11, 48 in dem Ortsnamen Nocera den Ton auf die erste Silbe, nicht auf die mittlere zu legen, gleichviel wie die gegenwärtigen Italiener das Wort betonen; denn hätte Dante Nocéra lesen wollen, so würde er den Vers anders gebildet haben.

Die alterthümliche Rauheit, welche Kopisch von dem Original auf den sprachlichen Ausdruck seiner Uebersetzung zu übertragen versucht hat, durfte der Herausgeber nicht mit einem feinern Ton vertauschen; doch hielt er sich für berechtigt, ja verpflichtet, den Ausdruck möglichst von den Härten zungenwidriger Hiaten und Elisionen sowie von der Unzahl bedeutungsloser Füllwörter, die der sprachlichen Knappheit des Originals so sehr widersprechen, zu reinigen. Dann mußte der Herausgeber es als seine wesentliche Aufgabe erkennen, einerseits eine Reihe offenbarer Fehler der ersten Uebersetzung im begrifflichen Verständniß verschiedener Wörter zu verbessern, andererseits an vielen Stellen unzweifelhaft irrthümlicher Auffassung der Textesworte abzuhelfen. So wird hoffentlich die Uebersetzung eine dem Original entsprechende Gestalt gewonnen haben, wenn dies auch nicht zu jedermanns Befriedigung gelungen sein sollte. Auch was der Herausgeber an den umfänglichen Inhaltsangaben über dem Texte der einzelnen Gesänge und an den Anmerkungen unter demselben gethan: ausscheiden, zufügen, berichtigen, verbessern, wird bezüglich des Zuviel oder Zuwenig sowie des Inhalts einer verschiedenen Beurtheilung unterliegen, der Kundige indeß wird gewahr werden, daß die Säuberung eine gewissenhaft betriebene ist, ob auch dabei noch hier und da etwas Irrthümliches stehen geblieben oder sich eingeschlichen haben mag. In das auf den Text des Gedichts bezügliche Register am Schluß des Werks ist kein Name, keine Verweisung aus dem ersten Druck ohne genaueste Prüfung herübergenommen, dagegen zu dem lückenhaft Vorhandenen so manche Anführung neu hinzugefügt worden.

Was die „Abhandlungen" betrifft, welche, das letzte Viertel des über siebenhundert Seiten starken Bandes umfassend, den Zweck verfolgen, in das geschichtliche Zeitalter Dante's, in die äußere und innere Lebensentwickelung des Dichters, in den Inhalt, den Zusammenhang und das Verständniß seiner Schriften, weiterhin besonders in den Gedanken- und Vorstellungskreis der „Göttlichen Komödie", und wie diese welthistorische Dichtung des Mittelalters aus der Zeit und aus dem Geist und Gemüth des Dichters entsprang, mehr als mit flüchtigen Winken einzuführen, so blieb sich der Herausgeber der Schwierigkeit bewußt, das vorgefundene Alte zu verjüngen, demselben vielfach Neues hinzuzufügen und einzuschalten, ohne die Flickarbeit allzu grell hervortreten zu lassen; er muß auch hier auf die Nachsicht des kundigen Lesers rechnen. Findet sich in der „Bibliographischen Einleitung", die neu von dem Herausgeber hinzugekommen, nicht jede an sich nennenswerthe Schrift über Dante, nicht jede vortreffliche Ausgabe seiner Werke angeführt, so ist zu berücksichtigen, daß die Bestimmung des Buchs das Fernerliegende, dem deutschen Leser weniger Zugängliche ausschloß; fällt doch dieser Abschnitt so recht in das Gebiet zweifelhafter Ansprüche, denen unmöglich insgesammt zu genügen ist. In den geschichtlichen und biographischen Abschnitten war es des Herausgebers Bemühen, neben selbstverständlichen Verbesserungen in Einzelheiten das gesammte Material sicherer zu begründen: wenn er sich dabei für das Politisch-Geschichtliche hauptsächlich an Giovanni Villani's Chronik hielt, dagegen die Berufung auf Dino Compagni gänzlich vermied, weil dessen Glaubwürdigkeit auf das entschiedenste bestritten ist, so wird er damit freilich nach einer Seite hin Anstoß erregen; aber er glaubte durch diese Ausscheidung die geringere Gefahr zu riskiren.

Die Abschnitte von Dante's kleinern Schriften sind gegen früher vielfach ergänzt und erweitert, der von den Bildnissen des Dichters fast neu hinzugebracht und das werthlose Porträt, welches der ersten Auflage beigegeben war, durch drei authentische Lichtbildcopien ersetzt worden. Die reichhaltigen Schlußabschnitte über Ursprung, Abfassung, Grundanschauungen und Sinn der „Göttlichen Komödie" erforderten im Einzelnen manche Ergänzung und Berichtigung, im ganzen mußten sie unangetastet bleiben, da sich in denselben, zusammenhängend mit den vorangegangenen Erklärungen des Textes der Dichtung, der wesentliche Gehalt von Kopisch's Gesammtauffassung der „Divina Commedia" in ganzer Breite auseinanderlegt. Die Symbolisirungstendenz des Verfassers zeigt sich hier auf der äußersten Grenze dieser bekannten Richtung, den Geheimnissen des Dichters durch eine alles und jedes ergreifende Deutung beizukommen: der Herausgeber vermag ihm nicht bis dahin zu folgen und hat dies auch an geeigneter Stelle zu verstehen gegeben; aber er hielt sich nicht für berufen, in eine Widerlegung einzutreten, vielmehr erkannte er es als seine Pflicht, nach dieser Seite hin den Kopisch'schen Dante, welcher damit in aller Schärfe eine bestimmte Stellung einnimmt und sich Freunde und Anerkennung erworben, unangetastet zu überliefern. Möchte das Werk in dieser erneuerten, auch von dem Verleger prächtig ausgestatteten Herstellung die Liebe zu dem Studium des größten christlichen Dichters der mittlern Geschichte, soviel es an ihm sein kann, reichlich fördern helfen! Leider hat der Druckfehlerteufel trotz sorglicher Abwehr manche seiner Tücken gegen das Buch geübt; ein hinterher versendetes Verzeichniß nothwendiger Berichtigungen wird hoffentlich den schlimmsten Schaden verhüten.

2. Ariost's Rasender Roland übersetzt von Otto Gildemeister. Vier Bände. Berlin, Hertz. 1882. 8. 14 M. 40 Pf.

Der heitere Romantiker Ariosto hat trotz der anmuthigen Tollheiten seines berühmten Epos bei uns in Deutschland während des letzten Menschenalters weit weniger Berücksichtigung gefunden als sein ernster Vorgänger Dante, wenigstens was das Erscheinen neuer Uebersetzungen des „Orlando furioso" betrifft. Seit den Arbeiten von Gries (1804) und Streckfuß (1818) haben die Versuche an Ariosto's Meisterwerk geruht, bis im Jahre 1855 Hermann Kurz mit einer dritten Uebersetzung hervortrat, die, von Paul Heyse in salonfähiger Verkürzung herausgegeben, mit den Illustrationen Gustav Doré's von bekannter Manier prachtvoll, aber unbequem ausgestattet, ihre Käufer sucht. Der neueste Uebersetzer, Otto Gildemeister, hat sich wieder getrost zur unverkürzten Wiedergabe des Textes zurückgewendet, und sein Verleger ließ dem Werk eine saubere und dabei bequeme Ausstattung angedeihen. Die Dichtung ist in vier Bänden abgeschlossen, die beiden ersten enthalten die vierundzwanzig ersten Gesänge sammt Einleitung, Inhaltsangaben und kurzen erläuternden Anmerkungen zu den einzelnen Gesängen. In der Einleitung ist die literarisch-ästhetische Stellung Ariosto's in damaliger Zeit, sein Verhältniß zur romantischen Volkssage und seine Anknüpfung an Bojardo's unmittelbar vorangegangenen „Verliebten Roland" dargelegt. Letzterer veranlaßt den Verfasser, die Erinnerung an den Inhalt dieses weniger leicht und anmuthig ausgeführten Epos insoweit dem Leser zurückzurufen, als darin die Fäden hervortreten, welche Ariosto in seine Dichtung herübergeleitet hat. Der Eindruck der den vorausgegangenen, aus Bojardo entnommenen Thatsachen gewidmeten Skizze wirkt übrigens in solcher Nacktheit mehr verwirrend als orientirend und zeigt recht deutlich, an welcher Dürre und Hohlheit diese romantischen Geschichten leiden, wenn man sie ihrer von dem Genius des Dichters ihnen eingehauchten Seele beraubt und ihres poetischen Gewandes entkleidet. Die Skizze schließt mit den Worten: „So stehen die Sachen in dem Augenblick, wo Ariosto anhebt"; den Ueberblick der von Ariosto selbst besungenen Thaten und Ereignisse muß dann der Leser mit Hülfe der Summarien zu gewinnen suchen.

Es ist schwer, aus der Vergleichung der vorliegenden Uebersetzungen des „Rasenden Roland" ein Urtheil über die Vorzüge der einen vor der andern sich zu bilden und mit Sicherheit die Frage zu beantworten, ob von den spätern gegen die frühern ein Fortschritt erreicht worden sei. Die von Streckfuß muß hier ausscheiden, da sie dem Referenten nicht zur Hand ist; die andern drei, von Gries, Kurz und Gildemeister, sind von demselben in Betreff des ersten Gesanges genau mit dem italienischen Original und untereinander selbst verglichen worden. Das erste, worauf es dabei ankommt, ist selbstverständlich möglichst treue Wiedergabe des Wortsinnes; das zweite, bei Ariosto von fast gleich wesentlicher Bedeutung, die annähernde Grazie und Leichtigkeit des Originals; beides zusammen in der spröden Strophenform der italienischen Stanze mit ihren drei wiederkehrenden Reimklängen zu erreichen, bleibt eine schwierige Aufgabe. Dazu kommt die für den Uebersetzer verzweifelte Einfachheit des sprachlichen Ausdrucks im Original, welcher überall gerade nur das sagt, was gesagt werden soll, ohne Blumen und sonstige Verzierungen, die nichts zur Sache thun: wie schwer ist es da für den Uebersetzer — es ist hier natürlich nur von Meistern dieser Kunst, wie die drei angeführten, die Rede —, treu und zugleich anmuthig zu übertragen, ohne an manchen Stellen den Ausdruck aus Noth zu verallgemeinern, zu verkürzen oder zu erweitern! Man vergleiche die erste Strophe bei Gries, Kurz und Gildemeister mit der nüchternen wörtlich genauen Prosaübersetzung, wie sie von Vers zu Vers folgendermaßen lauten würde: „Die Frauen, die Ritter, die Waffen, die Liebeshändel (amori) — die höfischen Sitten (cortesie), die kühnen Unternehmungen singe ich —, welche waren zur Zeit, als die Mohren überschritten — von Afrika das Meer und in Frankreich so viel schadeten — folgend dem Zorn und der jugendlichen Wuth — ihres Königs Agramante, welcher sich vermaß — zu rächen den Tod Trojano's — an König Karl, dem römischen Kaiser."

Gries bildet daraus folgende Stanze:

Die Frau'n, die Ritter, Waffen, Liebesbande,
Die Zartheit sing' ich, den verwegnen Muth
Der Zeiten, da der Mohr von Libyens Strande
Zog übers Meer und Frankreich setzt' in Glut,
Dem Zorne folgend und dem Jugendbrande
Des Königs Agramant, deß rasches Blut
Zu rächen schwor mit grimmigem Erboßen
Den Tod Trojan's an Kaiser Karl dem Großen.

Kurz (Heyse) übersetzt:

Die Frauen, Ritter, Waffen und Amuren,
Die Courtoisie besing' ich und den Muth
Der Tage, da die Mohren überfuhren
Aus Afrika, gehetzt von Zornesglut,
Und Trauer lag auf Frankreichs schönen Fluren
Durch Agramante's jugendliche Wuth,
Der seinen Vater wollt' in blut'gen Bächen
An König Karl, dem röm'schen Kaiser, rächen.

Und Gildemeister:

Frauen und Ritter, Lieb' und Heldenmuth,
Die Thaten, kühn' und edle, will ich singen,
Die einst geschahn, als durch die Meeresflut
Die Mohren Afrikas nach Frankreich gingen,
Dem Zorne folgend und der jungen Wuth
Des Königs Agramant zu heißem Ringen:
Trojan zu rächen schwor des Königs Eid
An Kaiser Karl, dem Haupt der Christenheit.

Die Unabhängigkeit aller drei voneinander und ihre Treue gegen das Original, soweit sie erreichbar scheint, sind außer Zweifel; dabei verräth doch jeder von ihnen seine besondern Nöthe. Bei Gries: „die Zartheit", „Frankreich setzt' in Glut", „deß rasches Blut", „mit grimmigem Erboßen"; bei Kurz (Heyse): „Amuren", „Trauer lag auf Frankreichs schönen Fluren", „in blut'gen Bächen"; bei

Gildemeister: Wegfall von „cortesie", welches durch „edle" (nämlich Thaten) nicht wiedergegeben ist, ebenso Wegfall von „in Francia nocquer tanto", wenn der Satz nicht durch das nachfolgende „zu heißem Ringen" allerdings sehr allgemein, angedeutet sein soll: alles dieses erscheint dem originalen Wortlaut gegenüber vom Uebel, und doch müssen wir anerkennen, daß jeder der drei Uebersetzer Vortreffliches geleistet; welcher von ihnen das Vortrefflichste, ist kaum zu erkennen. Alle drei Uebersetzungen sind sinngetreu und anmuthig lesbar: nehmen wir es indeß genauer, so mangelt der einen dies, der andern jenes; die eine sagt etwas zu viel, die andere zu wenig, und dasselbe Verhältniß setzt sich den ganzen ersten Gesang hindurch fort. Wenn nun Referent sich nicht dafür entscheiden kann, der vorliegenden Gildemeister'schen Uebersetzung besondere Vorzüge vor den zwei andern genannten zuzuerkennen, so muß er schließlich doch auch sie als eine sorgfältig ausgeführte, das Original in Inhalt und Form treu nachbildende, sowie dessen leichten und lockenden Ton meist glücklich treffende Wiedergabe der fremdländischen Schöpfung in unserm heimischen Sprachgewand aufrichtig empfehlen.

Nachdem wir über die zwei ersten Bände dieser vortrefflichen Uebersetzung ziemlich eingehend, insbesondere über den ersten Gesang im Verhältniß zu dem Original und zwei frühern Uebersetzungen berichtet haben, ist jetzt nur noch weniges in Betreff der beiden letzten Bände, welche die Gesänge 25—46, also bis zum Schluß des Ganzen, und ein vollständiges alphabetisches Register enthalten, beizubringen. Anstatt allgemein zu loben, wozu ja Grund genug vorhanden wäre, beschränkt sich der Referent auch hier auf wenige Bemerkungen über den einen, den Gesang 29, welchen er ebenso genau wie jenen ersten mit dem Originaltext verglichen hat; von frühern Uebersetzungen standen ihm zur Vergleichung die von Gries und bezüglich der Strophen 11—30, worin der heroische Entschluß Isabellens besungen wird, auch die von Streckfuß zu Gebote. Bezüglich dieser Episode glaubt nun der Referent versichern zu können, daß sie in jeder Hinsicht, sowol was treue Wiedergabe des Wortsinnes wie des Colorits im ganzen und des leichten Tons, wodurch das Original entzückt, als auch was die Ungezwungenheit des sprachlichen Stils betrifft, ihre zwei genannten Vorgänger weit hinter sich läßt.

Nun noch ein paar geringfügige Ausstellungen, die dem Referenten bei der Lektüre des Gesanges 29 aufgestoßen sind. In der ersten Strophe, wo der Text die Verse hat:

> Tutti i pensier mutamo facilmente,
> Più quei, che nascon d'amoroso sdegno —

finden wir übersetzt:

> Alle Gedanken wechseln schnell, geschwinder
> Als alle die, so Liebeszorn gebar —

während statt „als" etwa „doch" stehen müßte; Gries übersetzt hier richtiger:

> Am leicht'sten, die aus Liebesgram entstehn.

Der Gildemeister'sche Wortlaut hat überhaupt keinen Sinn. In der fünften Strophe liest der Text:

> La mano al mento con furor gli stese
> E tanto ne pelò, quanto ne prese.

Der Verfasser übersetzt:

> Greift er ans Kinn ihm wüthend mit der Hand,
> Und reißt heraus, so viel die Faust umspannt —

was statthaft wäre, wenn er statt „Kinn" „Bart" geschrieben hätte; so wie wir nun lesen, kommt es darauf hinaus, daß Rodomont dem Klausner ein Stück aus dem Kinn herausgerissen hat. Und in der zehnten Strophe stimmt es wol nicht zu dem Sinn des Originals, wenn partito und via mit „Weg" und „Thor", anstatt, wie Gries übersetzt, allgemeiner mit „Weg" und „Mittel" wiedergegeben ist. Was die Anmerkungen am Schluß betrifft, so geben sie zum Theil doch allzu spärliche Auskunft: so fehlen zum Gesang 29 erklärende Bemerkungen, wie sie wol manchem Leser erwünscht wären, über Cycnus, Tarquinius, Syene.

Theodor Paur.

Neue historische Literatur.

1. Der Kurfürstentag zu Nürnberg im Jahre 1640. Ein Beitrag zur Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs. Von Heinrich Brockhaus. Leipzig, Brockhaus. 1883. 8. 6 M.

Gegenüber dem eifrigen Studium, welches die Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs in ihrer ersten Hälfte neuerdings gefunden hat, erscheint die zweite noch immer einigermaßen vernachlässigt: selbst Gindely, dessen Domäne man die Geschichte des großen Kriegs nennen könnte, hat seine umfassenden Quellenstudien auf das letzte Jahrzehnt desselben bisher nicht erstreckt. Insbesondere fehlt es noch immer an einer dem heutigen Stande der Wissenschaft entsprechenden Darstellung der Geschichte des Westfälischen Friedens. Auf diesen Punkt richtet sich die vorliegende Arbeit eines jungen Historikers, welcher, nach der dem Buche vorangesetzten Widmung zu schließen, aus der Schule K. von Noorden's hervorgegangen ist. Studien über den politischen Zustand Deutschlands unmittelbar vor der Umgestaltung, welche dasselbe gegen Ende des Jahres 1640 durch die Thronbesteigung Friedrich Wilhelm's von Brandenburg und die von diesem inaugurirte neue Politik erfuhr, führten den Verfasser auf eine nähere Beschäftigung mit dem Verlauf des im Frühjahr und Sommer jenes Jahres in Nürnberg gehaltenen Kurfürstentags, dem eine eingehendere Behandlung bisher überhaupt noch nicht zutheil geworden war. Er scheute nicht die Mühe, die Staatsarchive in Wien, Berlin, München und Dresden für seinen Zweck zu benutzen,

und gibt auf Grund der dort gewonnenen reichen, bisher ungekannten Materialien eine wohlgeordnete und gut geschriebene eingehende Darstellung von den Verhandlungen jener Tage und den Ergebnissen derselben, die er in ihrer Bedeutung für die fernere Entwickelung der Dinge in Deutschland unbefangen und treffend würdigt. Diese Bedeutung, an sich nicht eben groß, ist kurz darin zu sehen, daß die Verhandlungen zu Nürnberg, obgleich sie ein positives Ergebniß nicht hatten, doch den Anfang bezeichnen für eine nun nicht wieder aufhörende, ununterbrochen fortgesetzte Thätigkeit der Reichsglieder zum Zweck einer endlichen Herbeiführung des allgemein ersehnten Friedens.

2. Die Politik der Republik Venedig während des Dreißigjährigen Kriegs von Hans von Zwiedineck-Südenhorst. Erster Band: Von der Verschwörung zu Venedig 1618 bis zum Abschluß der Liga mit Frankreich und Savoyen 1623. Stuttgart, Cotta. 1882. Gr. 8. 6 M.

Diese Arbeit, welche aus den weltberühmten Schätzen des venetianischen Archivs schöpft, schließt sich unmittelbar an die bekannte Schrift Ranke's über „Die Verschwörung in Venedig im Jahre 1618" an. Von den Ursachen dieser Verschwörung ausgehend, weist sie deren Einfluß auf die Stellung Venedigs zu Spanien und Oesterreich nach, die namentlich während der böhmischen Erhebung von großer Tragweite war. Daran schließt sich eine sehr detaillirte Darstellung der graubündener Unruhen, die in ihrer Wichtigkeit für die gesammte Gruppirung der europäischen Mächte nachgewiesen werden, und derjenigen Verhältnisse, welche zu der im Februar 1623 geschlossenen, so folgenreichen Allianz zwischen Frankreich, Savoyen und der Republik Venedig führten. Das Buch trägt durchaus den Charakter einer gelehrten Monographie, die aus einer Fülle archivalischer Materialien herausgearbeitet ist, und wendet sich dem entsprechend auch vorzugsweise an die Kreise der Fachgenossen, denen der Verfasser in ausführlichen Noten und einer Sammlung diplomatischer Actenstücke am Schlusse des Bandes auch die Begründung für die von ihm vorgetragenen neuen Thatsachen und Anschauungen gewissenhaft mittheilt.

3. Die Periode der Hexenprocesse. Von Ludwig Mejer. Hannover, Schmorl u. v. Seefeld. 1882. Gr. 8. 2 M.

Ein merkwürdiges Büchlein! Auch wenn man nicht zu der Ansicht des Verfassers bekehrt wird, wird man seinen scharfsinnigen Ausführungen mit Interesse und Vergnügen folgen. Die Arbeit reproducirt in erweiterter Gestalt eine Abhandlung, die vor Jahren in den Westermann'schen „Monatsheften" veröffentlicht worden ist. Ihr Zweck ist, den Hexenglauben und die Hexenprocesse, wie sie um die Mitte des 15. bis gegen das Ende des 17. Jahrhunderts und hier und da noch länger im Schwange waren, auf eine neue, sozusagen natürliche Weise zu erklären. In umständlicher Beweisführung sucht der Verfasser darzuthun, daß die bisher für das Hexenunwesen gegebenen Erklärungen nicht ausreichen, namentlich nicht genügen, die Thatsache verständlich zu machen, daß eine nicht geringe Anzahl der processirten Hexen wirklich von ihren teuflischen Verbindungen selbst überzeugt gewesen sind und sich nicht etwa blos unter den Qualen der Folter schuldig bekannt haben. Die von ihm gegebene Erklärung läuft nun darauf hinaus, daß in diesen von den angeblichen Hexen selbst bekannten Erscheinungen die Wirkungen eines Narkoticums zu sehen seien, der diejenigen, welche es genossen, in einen Zustand des Rausches versetzt habe, der ihnen die Teufelserscheinungen u. s. w. vorgaukelte, und daß die, welche sich gewohnheitsmäßig diesem Rausch hingegeben, vom Volke und namentlich den Geistlichen und Richtern als Hexen angesehen und verfolgt worden seien, wobei besonderes Gewicht darauf gelegt wird, daß gerade ein tiefer, todesähnlicher Schlaf vielfach als das charakteristische Kennzeichen von Hexen u. dgl. angeführt wird. Den Stoff aber, der da genossen wurde und auf den das ganze Hexenwesen demnach zurückzuführen sein müßte, meint der Verfasser in einer Mixtur aus dem Stechapfel nachgewiesen zu haben, welcher gerade um die Zeit der beginnenden Hexenprocesse durch die Zigeuner nach Frankreich und von da dann weiter verbreitet worden sei. Wie gesagt, die Darlegung ist gewandt und geistvoll; aber wir meinen doch, daß andere so wenig wie wir von ihrer Richtigkeit werden überzeugt werden.

Hans Prutz.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Die „Gedichte" von Martin Greif (Stuttgart, Cotta) liegen in dritter durchgesehener und stark vermehrter Auflage vor. Die Vorzüge der Martin Greif'schen Liederpoesien haben wir bereits eingehend gewürdigt bei Besprechung der zweiten Auflage in Nr. 42 d. Bl. f. 1881; die neu hinzugekommenen Lieder verdienen das gleiche Lob. Die größern Gedichte stehen nicht alle auf derselben Höhe: jedenfalls findet Martin Greif's Lyrik, wie die neuen Auflagen beweisen, Anklang im Publikum; den vergeblichen Bestrebungen anderer Lyriker gegenüber, erscheint Martin Greif hierin als ein weißer Rabe.

— Von Joseph Freiherrn von Eichendorff's „Sämmtlichen poetischen Werken" (Leipzig, Amelang) liegt jetzt auch der zweite und dritte Band vor. Der zweite enthält die beiden Romane: „Dichter und ihre Gesellen" und „Ahnung und Gegenwart". Der dritte Band bringt Eichendorff's Dramen, von denen das Trauerspiel „Der letzte Held von Marienburg" wol seinerzeit am bekanntesten geworden ist und auch den meisten dramatischen Werth besitzt. Die andern Dramen Eichendorff's sind: das Trauerspiel „Ezzelin von Romano", die Tragödie „Meierbet's Glück und Ende", das Lustspiel „Die Freier" und das dramatische Märchen „Krieg den Philistern". Die letztern Erzeugnisse gehören der romantischen Schule an, einer Richtung, die auf der Bühne sich nie Bahn gebrochen hat; doch Eichendorff's liebenswürdige Eigenart verleugnet sich auch in ihnen nicht, wenngleich sie in den Liedern und Romanen mehr zu Tage tritt: eine träumerische Nonchalance der Lebensauffassung und ein inniges Naturgefühl.

— Die Gesammtausgabe der „Romane, Novellen und Dramen“ von A. E. Brachvogel (Jena, Costenoble) ist mit der fünfundsechzigsten Lieferung zum Abschluß gekommen. Durch diese Volks- und Familienausgabe sind die hauptsächlichsten Werke des phantasiereichen Autors dem großen Publikum zugänglich gemacht worden; neben seinen gelungensten Romanen: „Schubart und seine Zeitgenossen“, „Beaumarchais“, „Benoni“, „Ein neuer Falstaff“, „Der Trödler“ u. a., auch seine Dramen, die mit Ausnahme des „Narciß“ und gelegentlicher Aufführungen des nach dem Romane gearbeiteten „Trödlers“ sich nicht auf der Bühne erhalten haben, aber alle ohne Ausnahme Züge eines starken, wenn auch bisweilen paradoxen Talents tragen.

— Die Humoresken von Bernhard Stavenow scheinen bei dem Publikum lebhaften Anklang zu finden. Die humoristischen Erzählungen „Drillinge“ (Norden, Fischer Nachfolger) liegen in dritter Auflage, die Humoresken „Aus allen Kreisen“ (ebendaselbst) in vierter Auflage vor.

— Sehr empfehlenswerth ist das „Bäder-Lexikon“ von Robert Flechsig (Leipzig, J. J. Weber), welches die Verheißung des Titels vollständig erfüllt und eine Darstellung aller bekannten Bäder, Heilquellen, Wasserheilanstalten und klimatischen Curorte Europas und des nördlichen Afrikas in medicinischer, topographischer, ökonomischer und finanzieller Beziehung gibt. In einem allgemeinen Theil werden der Wirkungscharakter und die Indicationen der Bade- und Trinkcuren, der Kaltwassercuren und der klimatischen Curen eingehend erörtert. Ein Abschnitt, der sich als vortrefflichen Wegweiser für Patienten bewähren wird, zählt die wichtigern chronischen Krankheitsformen auf mit Angabe der für ihre Heilung geeigneten Bäder. Das Werk ist sehr vollständig und mit eingehender Kenntniß abgefaßt.

— Der „Deutsche Literaturkalender auf das Jahr 1883“, herausgegeben von Joseph Kürschner (Stuttgart, Spemann), liegt im fünften Jahrgang vor; er zeigt alle Vorzüge, welche dem Herausgeber eigen sind: unermüdlichen Sammlerfleiß und geschickte Disposition des Stoffs. Das eigentliche Schriftstellerlexikon selbst ist gegen früher um einige hundert Namen vermehrt; es sind auch eine Reihe wissenschaftlicher Schriftsteller aufgenommen worden. Mit Recht legt der Verfasser hier den Hauptnachdruck auf die Vollständigkeit, nicht auf irgendwelche kritische Würdigung; bei Nachschlagewerken ist jene in der That die Hauptsache. Der erste Theil des Kalenders gibt die wichtigsten Actenstücke, welche die literarischen Rechtsverhältnisse betreffen; in diesen Abschnitt sind auch die internationalen Literarconventionen aufgenommen, was für die deutschen Schriftsteller von großem Interesse ist. Der zweite Theil behandelt die literarischen Vereine und Stiftungen, die allgemeinen und localen, nach ihren Tendenzen und Statuten und theilweise auch nach ihren Mitgliedern. Der dritte Theil bringt außer dem alphabetischen Verzeichniß der Schriftsteller und ihrer Adressen auch ein solches der Agenturen und Zeitschriften. Es wird natürlich noch dieser oder jener deutsche Autor seinen Namen in dem Verzeichniß vermissen; doch auch der größte Ameisenfleiß kann der ausgedehnten literarischen Bewegung nicht bis in alle ihre Strömungen folgen. Es ist schon eine erfreuliche Thatsache, daß die Gegenwart solche Archivare findet wie den unermüdlichen Joseph Kürschner.

— Der Verfasser der Schrift „Blicke in die Mundart der südlichen Oberlausitz“ (Zschopau, Raschke), G. Kießling, ist Seminaroberlehrer zu Löbau in der sächsischen Oberlausitz; er will insbesondere bei den Lehrern Interesse für den Localdialekt erregen, in dessen weiser Benutzung beim Schulunterricht mit Recht ein vorzügliches didaktisches Hülfsmittel erkannt wird. Die Darstellung beschäftigt sich mit den Lautverhältnissen und der Wortbildung (Formenlehre und Syntax sind ausgeschlossen). Das gegebene reiche Material an Wörtern ist, wie sich Referent, selbst praktischer Kenner der Mundart, überzeugen konnte, durchaus zuverlässig; nur sind Wörter wie dêbs = Lärm, nischl = Schopf und ähnliche nicht blos südlausitzische, sondern mindestens allgemein sächsische Eigenthümlichkeiten. Die Bedeutung von Ausdrücken wie hir åk hâr! (= höre nur her!) wird nicht jeder Fernstehende ohne beigefügte Erklärung errathen. Sehr an Interesse hätte die Schrift durch Beigabe einiger zusammenhängender Leseproben gewonnen.

Bibliographie.

Alfhild, Heureka. Gedichte. Zürich, Verlags-Magazin. 8. 1 M.

An Fürst Bismarck. Mahnwort eines ehrlichen Freundes. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 2 M.

Arany, J., Frau Agnes. Ballade. Abhandlung von Árpád Török v. Ponor. Aus dem Ungarischen übersetzt von K. Gönör. Budapest. Gr. 8. 60 Pf.

Baumstark, R., Plus altra! Schicksale eines deutschen Katholiken 1869—1882. Straßburg, Trübner. 8. 6 M.

Beeger, J., und F. Zoubek, J. A. Comenius, nach seinem Leben und seinen Schriften mit besonderer Berücksichtigung der großen Unterrichtslehre dargestellt. Mit Stahlstich-Porträt. Leipzig, M. Hesse. Gr. 8. 2 M.

Beesten, W. v., Die Währungsfrage. Eine volkswirthschaftliche Skizze. Berlin, Simion. Gr. 8. 1 M.

Beiträge zur Kunstgeschichte. 7tes Hft.: Neues über die Venus von Milo. Von V. Valentin. Leipzig, Seemann. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Berger, A. Freib. v., Goethe's Faust und die Grenzen des Naturerkennens. Wider „Goethe und kein Ende“ von Emil Du Bois-Reymond. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 8. 80 Pf.

Blüthgen, V., Ein Friedensstörer. Erzählung. Berlin, Paetel. 8. 5 M.

Briefe und Tagebücher des Fürstbischofs von Ermland Joseph von Hohenzollern. Herausgegeben von F. Hipler. Braunsberg, Huye. Gr. 8. 9 M.

XV Briefe über den Orientkrieg 1877—1878. Mit 6 Tafeln. Wien, Seidel u. Sohn. 1882. Gr. 8. 3 M.

Brüll, L., Zur Verbesserung der Lage der arbeitenden Classen. Budapest, Kilian. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Cropp, J., Der „historische Luther“ ‚Gottliebs‘ und die geschichtliche Wahrheit. Ein Beitrag zur Würdigung ultramontaner Wahrhaftigkeit und Ehrenhaftigkeit. Hamburg, Seippel. Gr. 8. 30 Pf.

Eichhorn, C., Die Persönlichkeit Gottes. Eine religionsphilosophische Untersuchung. Leipzig, Hinrichs. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Foß, R., Bilder aus der Karolingerzeit. Mit einem Bilde. Gütersloh, Bertelsmann. 8. 2 M.

Frantz, C., Die Weltpolitik unter besonderer Bezugnahme auf Deutschland. 3te Abth. Chemnitz, Schmeitzner. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Hartmann, A., Auf Schweizererde. Neue Novellen. 2tes Bdchn.: Die Aufzeichnungen des Bruders Arsenius. Der Töpfergeselle. Bern, Wyß. 8. 3 M. 40 Pf.

Hotzen, O., Eine Pilgerfahrt. Stuttgart, Bonz u. Comp. 12. 5 M.

Kautsky, M., Madame Roland. Historisches Drama. Leipzig, Polytechnische Buchhandlung. 8. 80 Pf.

Kirchner, F., Katechismus der Psychologie Leipzig, Weber. 8. 3 M.

Leitschuh, F., Beiträge zur Geschichte des Hexenwesens in Franken. Bamberg, Hübscher. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Leroy-Beaulieu, A., Das Reich der Zaren und die Russen. Autorisirte deutsche mit Schlussbemerkungen versehene Ausgabe von L. Pezold. 1ste Lfg. Berlin, Deubner. Gr. 8. 1 M. 25 Pf.

Passarge, L., Henrik Ibsen. Ein Beitrag zur neuesten Geschichte der norwegischen Nationalliteratur. Mit dem Porträt und Faksimile Ibsens in Stahlstich. Leipzig, Schlicke. Gr. 8. 6 M.

Per aspera ad astra. Leben, Wirken und Heimgang weiland Sr. königlichen Hoheit Friedrich Franz II., regierenden Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin. Schwerin, Stiller. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Prölß, R., Geschichte der dramatischen Literatur und Kunst in Deutschland von der Reformation bis auf die Gegenwart. 2 Bde. Leipzig, Schlicke. Gr. 8. 22 M. 50 Pf.

Sailer, L., Bilder aus dem bayerischen Hochgebirge, nebst Beschreibung der hervorragendsten Orte nach ihrer älteren und neueren Geschichte, ihrer culturhistorischen Bedeutung in Vergangenheit und Gegenwart. Aibling und dessen Umgebung. München. 8. 50 Pf.

Schmidt, O. G., Luther's Bekanntschaft mit den alten Classikern. Ein Beitrag zur Lutherforschung. Leipzig, Veit u. Comp. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Schreyvogel, J., Waldner von Wildenstein. Der letzte elsässische Ritter. Eine Erzählung aus dem 30jährigen Kriege. Mülhausen i. E., Detloff. 1881. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Schultz, E., Ueber das teleologische Fundamentalprincip der allgemeinen Pädagogik. 2te überarbeitete Auflage. Mülhausen i. E., Bufleb. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Dramatische Spiele für heitere Stunden. Bonn, Hauptmann. 12. 1 M.

Wirth, M., Bismarck, Wagner, Rodbertus, drei deutsche Meister. Betrachtungen über ihr Wirken und die Zukunft ihrer Werke. Mit einem Beitrage: Das moderne Elend und die moderne Uebervölkerung. Ein Wort gegen Kolonien. Von M. Schippel. Leipzig, Mutze. Gr. 8. 8 M.

Zachert's Chronik der Stadt Meseritz. Nach der Original-Handschrift herausgegeben von A. Warschauer. Posen. Gr. 8. 2 M.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1883.

Zweiter Band.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1883.

Zweiter Band.

Juli bis December.

(Enthaltend: Nr. 27—52.)

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1883.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 27. — 1. Juli 1883.

Die **Blätter für literarische Unterhaltung** erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 7 M. 50 Pf. vierteljährlich, 15 M. halbjährlich, 30 M. jährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Literarische Unterhaltungen.

Das moderne Epos.

Der Roman ist gegenwärtig zu einer so ausschließlichen Herrschaft gelangt, daß es fast als eine noch dazu aussichtslose Ketzerei erscheint, wenn man diese Herrschaft bekämpfen wollte; er hat die epischen Dichtungen, welche sich der metrischen Kunstform bedienen, gänzlich in den Hintergrund gedrängt. Der Roman ist das A und O, das ἓν καὶ πᾶν der modernen epischen Dichtung; er hat auf der ganzen Linie triumphirt; er ist Mode geworden. Und zwar nicht blos jener Roman, der durch seine sensationellen und kriminalistischen Vorgänge das Bedürfniß nach besonderer tendenziöser Aufregung befriedigt, das einmal den Menschen angeboren ist, nicht blos der alte und neue Räuberroman à la Vulpius und Ponson du Terrail, nicht blos der schlüpfrige à la Clauren, der cynische à la Paul de Kock, nicht blos jene Sorte, die man wie die Opiumpfeife im Stillen und Verborgenen raucht, um sich einem angenehmen Rausch hinzugeben, den man vor der Welt nicht eingesteht; nein, auch der gediegene und was mehr sagen will, auch der langweilige Roman ist Mode geworden; jene Lektüre, die man unter Gähnkrämpfen herunterwürgt, gilt für eine Art von gesellschaftlicher Pflicht, der man sich nicht entziehen kann. Man muß über diese Romane in Gesellschaften sprechen können, um seine Bildung zu beweisen. Eine spätere Zeit wird zwar über den Werth dieser gebildeten Moderomane, die sich eines außerordentlichen buchhändlerischen Absatzes erfreuen, ein anderes Urtheil fällen als die vom Erfolge bestochene und ihn immer von neuem fördernde Kritik der Gegenwart. Doch darin besteht ja gerade der Triumph der Mode, daß sie auch den widerstrebenden Gemüthern ihre Dictatur aufdrängt, daß sie ebenso, wie sie den weiblichen Körper in enge Schnürbrüste preßt oder durch enge Kleider am Gehen hindert und für die größten Unbequemlichkeiten den willigsten Gehorsam erlangt, auch für die Martern der Langeweile, die sonst dort am unerträglichsten sind, wo man sie für eine ersehnte Zerstreuung eintauscht, ein gehorsames und unterwürfiges Publikum findet. Wenn jedes Genre erlaubt ist außer dem genre ennuyeux, so zeigt sich gegenwärtig darin der Reiz des Verbotenen, daß gerade dies letztere Genre jetzt den Markt beherrscht.

Doch es gibt ja neben den unerlaubt langweiligen und den unerlaubt frechen Romanen, von denen man die ersten blos liest, um davon sprechen zu können, und die letztern, ohne je davon zu sprechen, noch eine große Zahl wahrhaft geistvoller und unterhaltender Romane, welche vom scharf ausgeprägten Talent ihrer Verfasser Zeugniß ablegen und schon dadurch die in Verse gebrachten epischen Dichtungen geringerer Kräfte in Schatten stellen.

Soll aber nun der Roman ausschließlich das Epos der Neuzeit sein? Soll er neben sich keine größere epische Dichtung in geschlossener Kunstform dulden, höchstens noch die poetische Erzählung, die Novelle in Versen, welche der Novelle in Prosa eine berechtigte Concurrenz machen dürfe?

Als Vorkämpfer dieser Ansicht ist neuerdings eine sehr gewichtige Autorität aufgetreten, Friedrich Spielhagen in seinen „Beiträgen zur Theorie und Technik des Dramas“ (Leipzig, Staackmann, 1883) und zwar in dem Aufsatze:

„Das Gebiet des Romans". Hier behauptet er, daß es im 19. Jahrhundert kein anderes episches Gedicht mehr gebe als den Roman, daß sich der reiche und neue Inhalt der neuen Zeit nicht mehr in Verse bringen lasse. Spielhagen singt dem Verse ein Loblied, soweit das antike Epos dabei in Frage kommt. „Nur im Vers konnte das alte Epos, das alte Wort, das Dichterwort, das gesprochene, von Mund zu Mund weiter und weiter getragen werden und sich erhalten. Der Vers war der Ariadnefaden für den Sänger, an dem er sicher seine vielverschlungenen Pfade wandeln durfte, um sich immer wieder zum Licht zu finden. Ja der Vers war viel mehr: er war der Züchtiger der Phantasie, die durch ihn gezwungen wurde, die Dinge und die Menschen nur im Lichte der Idee zu sehen, idealisch zu gestalten." Und warum soll der Vers heutigentags alle diese Vorzüge eingebüßt haben? Der Vers, meint Spielhagen, scheide alles prosaisch Harte und Gemeine unerbittlich aus, wie das keusche Gletschereis keinen Stein, keinen Schutt und kein Gerölle in seiner reinen Masse duldet, sondern vornehm auf die Seite schiebt. Man könne in Hexametern nicht einmal von einem Thersites sagen, daß er an dem oder jenem Tage erschöpft gewesen sei; das müßten wir Modernen aber sagen können, weil wir eben Moderne sind, „weil unsere modernen Augen factisch anders sehen als die der Alten; weiter, unendlich weiter und wieder auch das Nahe und Nächste, das jene mit ihrem makroskopischen Blick nicht einmal gesehen haben, wäre es vorhanden gewesen".

Wir behaupten, daß sich in Versen alles sagen läßt und daß neuerdings in Versen auch alles gesagt worden ist: man denke nur an die humoristischen Epen, die sich sogar alle des Reimverses bedienen und denen auch Spielhagen den Vers als erlaubt zugesteht. Wenn aber der Vers das Prosaische und Gemeine ausscheidet, wohl, so würde das Epos in Versen eben einen höhern Stil wahren müssen, sich nicht so in das Detail verlieren dürfen wie der Roman; es würde als ein berechtigtes Genre mit etwas veränderten Bedingungen der Darstellung neben ihm stehen; aber warum sollte dasselbe durch diesen ganz verdrängt werden? Die Vorzüge des Verses, welche Spielhagen selbst so warm hervorhebt, kämen ihm jedenfalls zu statten; das Singen und Sagen gilt nur vom Vers, auch das Sagen nicht blos von der Prosa, wie Spielhagen meint; denn in dem „Sagen" ist die schöne Unvergänglichkeit des dichterischen Wortes ausgesprochen, welches sich forterbt von Geschlecht zu Geschlecht, indem es sich dem Gedächtniß der Nation einprägt; das ist nur in unvollkommener Weise der Fall bei dem Wort der Prosa; schon die versus memoriales der Schule beweisen, daß auch nach der Ansicht der Pädagogen der Vers besser im Gedächtniß haftet als die Prosa.

Wenn Spielhagen weiterhin für den modernen epischen Dichter Vorschriften gibt, deren Erfüllung, wie er glaubt, nur im Roman möglich ist, so gehen alle diese Regeln doch nicht über das hinaus, was für jedes Epos, auch das antike, schon volle Geltung hatte. Daß der Epiker sich ein Stück aus dem unendlichen Gebiete des epischen Stoffs absondern soll: das ist eine Vorschrift, welche schon Homer befolgt hat, indem er ein Segment aus dem Sagenkreise des Trojanischen Kriegs herausschnitt im Gegensatz zu den Cyklikern, welche mit dem Ei der Leda anfingen. Das alte unsterbliche Volksepos braucht also hierin nicht den Vergleich mit dem Roman der Neuzeit zu scheuen. Ein zweiter Punkt, welchen Spielhagen hervorhebt, vermag noch weniger einen Unterschied zwischen beiden zu bezeichnen. Die Alten sollen mit ihrem makroskopischen Blick nicht das Nahe und Nächste gesehen haben: wo bliebe denn die vielgerühmte Objectivität der alten Dichter? Ist Homer nicht ein Meister und Muster epischer Anschaulichkeit? Und wie läßt sich diese erreichen, wenn das Auge des Dichters nicht das Nahe und Nächste sieht? Darin besteht ja gerade ein Vorzug des Sängers der Ilias und Odyssee: ein noch größeres Maß des Mikroskopischen würde aus der Poesie herausfallen. Auch der Roman darf nicht in jene in Lessing's „Laokoon" gerügte schlechte Art der Beschreibung verfallen, welche das Einzelne an das Einzelne reiht, ohne damit ein Gesammtbild zu schaffen, das oft durch einen einzigen schlagenden Zug lebensvoll vor die Phantasie gezaubert wird. Noch befremdender ist die Aeußerung Spielhagen's, der moderne Dichter müsse seinen Stoff aus der idealen Zeitlosigkeit des antiken Epos von vornherein in eine ganz bestimmte Zeit verlegen. Wir meinen, das Homerische Epos ist ein so meisterhaftes Zeit- und Culturgemälde, daß bei ihm von einer idealen Zeitlosigkeit gar nicht die Rede sein kann. Und was würde Schliemann dazu sagen, der ja das alte Homerische Ilios aus der Erde gräbt?

Alle Bedingungen, welche Spielhagen für den Roman feststellt, kann auch das Epos in Versen erfüllen und hat auch bereits das antike Epos erfüllt. Der einzige Unterschied besteht darin, daß das Epos in der Wahl der Stoffe sich mehr beschränken muß als der Roman, und daß durch seine höhere dichterische Haltung manches ausgeschlossen wird, was dem Roman bequem liegt, und zwar nur durch sein allgemeines Stilgesetz, keineswegs durch den Vers, der jetzt eine ungemessene Ausdrucksfähigkeit besitzt und über eine reiche Garderobe gebietet, in welche die Phantasie schlüpfen kann, mag sie pathetische Stellungen annehmen oder den Purzelbäumen der Laune gehorchen.

Spielhagen knüpft an den bekannten Brief Schiller's an seinen Freund Körner an, in welchem der Dichter seine Absicht ausspricht, Friedrich zum Helden eines epischen Gedichts zu machen, mit einer einfachen Haupthandlung, die leicht zu übersehen bliebe, aber doch immer sein ganzes Jahrhundert widerspiegelte. Schiller irrte sich, meint Spielhagen, wenn er glaubte, die Schwierigkeiten, die von der so nahen Modernität des Sujets entstehen, und die anscheinenden Unverträglichkeiten des epischen Tons mit einem gleichzeitigen Gegenstande überwinden zu können: diese Ueberwindung sei einfach eine Unmöglichkeit.

Wir halten ganz im Gegentheil dies Schiller'sche Schreiben für eine sehr verheißungsvolle Ankündigung einer Dichtgattung, die eine Zukunft hat, die aber freilich, wie wir gleich hinzufügen wollen, obschon seitdem beinahe ein Jahrhundert verflossen ist, noch immer nicht in die Literatur eingeführt wurde. Das Epos wird stiefmütterlich behandelt und scheel angesehen von dem Publikum der Gegenwart. Wenn die Dichter sich zu einem langathmigen Epos entschließen, so greifen sie zu entlegenen Stoffen. Die Modernität des Sujets aber ist bei einem Epos Bedingung nationaler Wirkung: nur ein Stoff, der die Theilnahme fesselt und auf dem geistigen Boden der Gegenwart oder einer nahen geistesverwandten Epoche erwachsen ist, wird einer Dichtung sichere und dauernde Grundlage geben. Das Moderne schließt die künstlerische Fassung nicht aus.

Es ist eben das Ei des Columbus: kommt der rechte Genius und schafft ein solches Werk, dann zerflattert die spinnwebige Dialektik der Aesthetiker mit allen ihren Unmöglichkeiten in die Lüfte. Das Epos in Versen hat noch eine Zukunft.

Rudolf von Gottschall.

Neue Dramen.

1. Ein Volksfeind. Schauspiel in fünf Aufzügen von Henrik Ibsen. Deutsch von Wilhelm Lange. Leipzig, Ph. Reclam jun. 1883. 16. 20 Pf.
2. Nero. Drama in fünf Aufzügen von Hans Herrig. Berlin, F. Luckhardt. 1883. 8. 2 M. 40 Pf.
3. Friedrich's des Großen Schwurgericht. Schauspiel in fünf Aufzügen von Hermann Kette. Breslau, Schottländer. 1883. 8. 2 M.
4. Der Kurier nach Paris. Lustspiel in fünf Aufzügen von Felix Dahn. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1883. 8. 3 M.
5. Sein Zwillingsbruder. Lustspiel in fünf Aufzügen von Wilhelm Jordan. Frankfurt a. M., Jordan. 1883. 8. 2 M.

Henrik Ibsen setzt in seinem neuesten Schauspiel „Ein Volksfeind" (Nr. 1) den Kampf gegen die sociale Halbheit und Lüge fort, den er in frühern Schöpfungen so beredt gepredigt, so tapfer begonnen hat. Es war und ist zugleich ein Kampf gegen die künstlerische Lüge, gegen die Halbwahrheit der Charaktere, die Flachheit der dramatischen Handlung, die Oberflächlichkeit der Lösung theatralischer Conflicte. Ibsen geht, ohne es direct zu sagen, der Sensationskomödie der Franzosen zu Leibe und bekämpft sie, da er so realistisch wie möglich verfährt und in der Technik viel mit ihnen gemein hat, mit ihren eigenen Waffen. Daß dies feste Anpacken der Wirklichkeit, der er Aug' in Auge gegenübertritt, um ihr bis auf den Grund des Herzens zu sehen, vor allem uns Deutsche sympathisch berühren muß, liegt klar zu Tage, und daß der frische, scharfkalte Wind, der aus den nordischen Fjords zu uns herüberblies, auch unserm vaterländischen Drama rothe Backen beschert hat, weiß ein jeder, der mit unserer Bühnenliteratur vertraut ist. Es hat mancher von der kräftigen, körnigen Art der Nordländer und von ihrer Poesie des Verschweigens gelernt. So vortreffliche Anregungen sie uns jedoch geboten (ich meine nebst Ibsen vor allem auch Björnson), so heilsam sie noch immer weiter nachwirken, so wenig ist es ihnen doch leider vergönnt gewesen, sich mit ihren neuesten Werken persönlich zu behaupten, vorwiegend wol darum, weil sie ihr Ideal übertreiben und verzerren, weil ihre Strenge Herbheit, ihr Suchen der Wahrheit Wahrheitssucht wird. Man denke an das trostlose, psychologisch raffinirte und im letzten Grunde unwahre Ende der so meisterlich begonnenen „Nora".

Auch der „Volksfeind" leidet an diesem Uebel. Ibsen hat in seiner großartigsten, poetisch zartesten und zugleich mächtigsten Dichtung, dem „Brand", den Fanatismus des Willens vortrefflich gezeichnet. Das ist der Mann, der wie Sanct-Georg den Drachen die Lüge unter seine Füße treten will, der kein irdisches Hemmniß für die Bethätigung des sittlichen Entschlusses anerkennt, der das eigene Glück und das der Seinen erbarmungslos seinem Gott opfern zu müssen glaubt. Das wirkt ergreifend und tragisch erschütternd. Der Held kämpft einen unmöglichen Kampf, in dem er untergehen mußte — uns bleibt in der principiellen Entscheidung keine Wahl, wir treten ganz und voll für ihn ein; auch hob der Stil des Gedichts und die symbolische Behandlung des Details das Ganze aus dem Gebiet der täglichen Realität: wir sahen die unermessene Weite des poetisch-freien Horizonts. Auch der Held im „Volksfeind" ist ein Fanatiker seines Willens und seiner Wahrheitsliebe, ein Mann, der nur ganz ein Mann sein will, keine Compromisse kennt und lieber zum Bettler wird, als daß er mit seiner Ueberzeugung Handel triebe. Das klingt verehrungswürdig und wäre es, wenn der Charakter des Helden auch nur einen Zug von dem tragischen Ernst des Brand besäße, wenn sein Verfahren mehr das Product einer bewußten Concentration des Wollens als eines brauseköpfigen, maßlosen, der Herrschaft über sich unfähigen Naturells wäre. Doctor Stockmann ist Arzt in einer norwegischen Küstenstadt und als solcher bei einer neugegründeten Badeanstalt, dem Stolz und der melkenden Kuh der Bürger, angestellt. Ob er oder sein pedantischer Bruder, der Bürgermeister, das größere Verdienst für das Zustandekommen dieser rentabeln Anlage in Anspruch nehmen darf, bleibt dahingestellt; jedenfalls sind beide mit Leib und Seele für sie interessirt und sämmtliche Parteien der Stadt reichen sich über ihren Kassenrapporten die Hände. Da erhält der Doctor plötzlich die Gewißheit, daß das Bad anstatt eines Gesundbrunnens eine wahre Pesthöhle ist: das Wasser enthält faulige organische Stoffe, der Betrieb des Instituts muß demnach nothwendig eingestellt werden, bis die Leitung umgelegt und alle erforderlichen Aenderungen vorgenommen sind. Die Redacteure eines fort-

schrittlichen Blattes stürzen sich mit wahrer Wonne auf den Fund, um der städtischen Verwaltung etwas am Zeuge flicken zu können, die ihrerseits durch den Bürgermeister alles aufbietet, um das Bekanntwerden der fatalen Neuigkeit zu verhindern. Heftig gerathen die Brüder aneinander, immer fester steht der Arzt auf seinem Entschluß, selbst auf Kosten des finanziellen Ruins der Stadt seine Entdeckung zu veröffentlichen, und als der Bürgermeister ihm mit Entlassung droht, schreitet er zur That: er autorisirt die Redaction des „Volksboten“ zum Abdruck seines Promemoria. Aber schon schlagen die feigen Seelen um, „wie die Raupe gegen die Nadel“. Der Buchdruckereibesitzer Thomsen bittet um „maßvolle“ Opposition; den einen der Redacteure bringt ein Korb der Tochter des Doctor Stockmann in Harnisch, der andere speculirt auf einen Secretärsposten; der Bürgermeister gewinnt sie vollends für sich. Kurzum, der Abdruck des Artikels unterbleibt, ein Bericht des Stadtvaters tritt an seine Stelle, und als der ehrliche Arzt sich in öffentlicher Versammlung Gehör verschaffen will, schreien die steuerzahlenden Bürger, die mit Entsetzen hören, daß der Umbau der Wasserleitung mindestens hunderttausend Kronen kosten würde, ihn nieder, und da er fortfährt, Grobheit auf Grobheit, Sottise auf Sottise zu häufen, wird er offen verhöhnt und unter Pfeifen, Zischen und Schuljungenprügelei als „Volksfeind“ gebrandmarkt. Leider ist diese Scene trotz einiger genialer Züge dramatisch und theatralisch unmöglich und zugleich eine unerträgliche Caricatur der Wirklichkeit. In ihr sinkt alles, der Held und sein Widerspiel. Besteht denn die Gesellschaft nur aus feilen Creaturen, sind alle Stadtverordneten gewissenlose Schurken, die dem goldenen Kalbe Gesundheit und Leben ihrer Mitmenschen opfern? Kennt die Presse keine andern Organe als diese elenden Wetterfahnen, die sich Haustad und Billing nennen? Und ist das brutale Schimpfen des Helden, seine endlosen wüsten Ausfälle gegen die Mehrheit, den Liberalismus und den eigenen Bruder gleichbedeutend mit dem mannhaften Einstehen für die Ueberzeugung? Alle dramatische Hoheit verläßt den polternden Redner. „Alle diese Majoritätswahrheiten gleichen dem überjährigen ranzigen Speck; sie sind wie verdorbener, grün angelaufener Schinken; und daher kommt all der menschliche Skorbut, der rings um uns her in der Gesellschaft grassirt.“ Hätte Doctor Stockmann sich doch an Sapieha's Opposition ein Muster genommen, an dem kurzen und kräftigen „Was ist die Mehrheit? Mehrheit ist der Unsinn!“, anstatt mit seinen geschmacklosen Expectorationen sich um unsere künstlerische Achtung zu bringen! Die Folgen seines Auftretens verstehen sich von selbst. Der süße Pöbel wirft ihm die Fenster ein; der Hauswirth kündigt ihm; seine Tochter, eine Lehrerin, erhält ihre Entlassung; selbst sein einziger Freund, ein wackerer Kapitän, büßt unter seiner Offenheit. Er aber bleibt, der er ist; selbst die Verlockung, die ihm mit dem Gelde seines Schwiegervaters winkt, die letzte Aussicht, seine Familie vor der drohenden Noth zu schützen, vermag mit Recht nichts über ihn. Er steht mit Frau und Kindern ganz allein und dünkt sich eben darum „der stärkste Mann der Stadt“ oder gar „der Welt“ zu sein. „Die Parteihäuptlinge, diese heißhungerigen Wölfe“, sollen verjagt werden. Seine Knaben, die dereinst seinen Kampf gegen die Lüge fortsetzen sollen, will er mit zehn zerlumpten Gassenbuben in seinem eigenen Hause unterrichten. Seine Frau schüttelt zwar zu allem lächelnd den Kopf, aber seine Tochter ergreift „vertrauensvoll seine Hände“, und darüber fällt der Vorhang. Welch ein Utopien! Hätte Ibsen seinen Helden doch untergehen lassen, ein Opfer eben der verrotteten Gesellschaft, gegen die er seine in der Hauptsache so sehr berechtigten Angriffe schleudert! Das wäre das einzig mögliche Ende gewesen. Sein Fortleben aber auf einer ideellen Oase inmitten der Gesellschaft ist unmöglich. Damit erkennt er sie ja an, ohne es zu wollen, damit macht er ihr Zugeständnisse, ohne es zu wissen, oder er ist ein völliger Narr. Auf und davon in den neuen Welttheil, oder sterben! An Mannesmuth möchte niemand dem Helden nachstehen; wer aber einmal den Menschen den Handschuh ins Gesicht geworfen wie er, der muß auch die Folgen seines Handelns tragen, die unausbleiblichen Folgen. Dadurch, daß Ibsen sie ihm hat ersparen wollen, hat er sein eigenes Werk zerstört. Als episodische Figur wäre dieser Cholero-Sanguiniker Doctor Stockmann eine große künstlerische Schöpfung; zum Helden aber taugt er so wenig, wie die sämmtlichen übrigen grell und einseitig gezeichneten Figuren zu Vertretern ihrer Sache. An den feinsten und wahrsten Beobachtungen des täglichen Lebens, an echt poetischen psychologischen Offenbarungen fehlt es dem „Volksfeind“ ebenso wenig wie allen frühern Werken des norwegischen Dramatikers. Das Ganze hat mir aber doch bedenklich klar gemacht, daß Ibsen, wenn er auf diesem Wege beharrt, wie sein Pfarrer Brand mit all seinem lobenswerthen Wahrheitscultus endlich auch seine treuesten Anhänger abschrecken muß.

Wie Ibsen so verfolgt auch Hans Herrig in seinem „Nero“ (Nr. 2) consequent die einmal von ihm eingeschlagene Fährte. Sein dramatisches Ideal ist, wenn man die Bezeichnung cum grano verstehen will, ein geschichtsphilosophisches. Er sucht sich die großen Persönlichkeiten auf, in denen ein historischer Proceß ausreift, die großen Ereignisse, in denen der Geist der Weltgeschichte sich gleichsam unmittelbar und mit dramatischer Kraft zu erkennen gibt. Sein „Jerusalem“, „Alexander“, „Friedrich der Rothbart“, „Konradin“, „Der Kurprinz“ sind sammt und sonders Belege dieser eigenartigen dichterischen Intention. Auch der „Nero“ ist es, wenn auch das Interesse für die Persönlichkeit des Helden hier wie im „Kurprinzen“ dem geschichtlichen Gedanken, dem Verfall der morsch gewordenen, nur äußerlich noch gleißenden antiken Welt vor dem langsam vordringenden Christenthum die Herrschaft streitig macht — nicht zum Nachtheil der dramatischen Wirkung. An diesem Stoff ist schon mancher begabte Autor gescheitert, und vielleicht hat auch Herrig's Werk unter dem allgemeinen und oberflächlichen Vorurtheil zu leiden, das ein Theil der

Kritik den Griechen- und Römerstoffen entgegenbringt. Der Unbefangene wird es desto besonnener prüfen und zunächst zugestehen, daß die psychologische Motivirung des furchtbaren Cäsaren ebenso neu als geistreich und dabei ebenso einfach als glaubwürdig ist. Bei Herrig entwickelt sich Nero aus den „unschuldigen und liebenswürdigen Anfängen, welche die Historiker uns überliefert haben". Seine künstlerische Neigung, immer nur zu einem phantastischen Schmuck seiner widerspruchsvollen Gestalt gemacht, wird hier der Ausgang seines blutigen Wahnsinns. Der Dichter führt es im Vorwort selbst vortrefflich aus:

Nur wenn das Schlußwort Nero's: „Welch ein Künstler stirbt in mir", in seiner ganzen grauenhaften Tragik wirkt, ist die Gestalt in ihrer vollen Bedeutung erfaßt. Worin liegt nun hier aber das Tragische? Offenbar im Gegensatz der ästhetischen Welt, in welcher Nero's Phantasie weilt, und der wirklichen, in der er lebt und handelt. Wenn nun aber irgendetwas allgemein menschlich verständlich ist, zumal in unserer Zeit, so dürfte es die hier zu Tage tretende ästhetische Verlogenheit sein. Durch sie wird „Nero" gewissermaßen die Tragödie der Cultur selber. Denn an solcher Verlogenheit ist die Cultur immer noch zu Grunde gegangen: sie geberdet sich ideal, während sie doch in Wahrheit schon durchaus materiell geworden ist.

Auf den weich gearteten, jedem Eindruck zugänglichen Jüngling, der in seinen dichterischen Träumereien und philosophischen Uebungen dahingelebt, stürmt nun das ungeheuere Schicksal Roms ein. Seine erste Herrscherthat ist die Proscription, die ihm die eigene Mutter entlockt. „Ein kurzer Strich «Nero». Vier Lettern nur" — und die Geächteten haben aufgehört zu leben. Er unterschreibt mit Schaudern, aber er fängt doch schon an, sich in dem Gedanken, daß ein Name zu tödten vermag, ausschweifend zu berauschen. Agrippina reißt die Binde von seinem Haupt: Britannicus und Claudius fielen durch sie „für ihn". Er wird inne, auf wie mordgewohntem Boden er steht, und fühlt den Zauber des Bluts auf sich wirken. Er schreibt ein Drama „Der Brand Trojas". Poppäa ist ihm Helena. Da kommt ihm die Nachricht, daß das alte Rom im Feuer unterzugehen drohe — erwünschte Nahrung für sein dilettantisches Schaffen. Daß nur niemand löscht!

Hinunterschauen will ich in die Flammen,
Wie Phaeton, doch nicht wie dieser schwindeln
Und selber in die Gluten niederstürzen,
Nein, auf dem Flügelroß der Poesie
Schwing' ich mich kühn und freudig drüber fort,
Wie Götter über wallenden Opferrauch.
Nach Rom — und bittet mir das gute Rom,
Es möge, wenn es seinen Cäsar liebt,
Recht wacker weiter brennen, bis wir kommen.
Das alte Rom, in dem einst s i e gewandelt,
Laßt es zu einem Haufen Asche werden;
Ein neues werd' ich dann der Welt erbaun.

An der Glut der Flammen erwärmt sich seine Phantasie nur noch mehr; er recitirt im Schwarm seiner Schranzen und Gaukler seine Verse. Auch die schauderhafte Opferung der Christen (die lebenden Fackeln) ist nur eine furchtbare Ausgeburt seiner blutgetränkten künstlerischen Neigung. Im Zusammentreffen mit einem greisen Apostel der Christen (Petrus), den er an das Kreuz schlagen läßt, wird der Fluch der Menschheit vollendet. Bald bricht der Aufstand gegen ihn los. Er wird flüchtig; Galba's Legionen rücken heran; er durchbohrt sich und liegt todt zu den Füßen einer jungen Christin, Acte, die einst in seinen Armen geruht.

Ein interessantes und dichterisch werthvolles Drama! Würde Herrig die Zügel der Handlung noch straffer führen, dem lyrischen Sprachdrang zu zeiten noch strenger gebieten und die Contouren der Charakteristik verschärfen — er würde auch den letzten Einwand entkräften, womit übervorsichtige Theaterleitungen, die ein künstlerisches Interesse nicht kennen, die Ablehnung seiner Werke zu motiviren pflegen. In der Reihe seiner Dichtungen nimmt „Nero" eine hervorragende Stelle ein; wie stofflich so berührt es sich auch sprachlich vielfach mit seinem „Jerusalem". Wie in dieser seiner poetisch ergreifendsten Schöpfung, so leiht er auch im „Nero" der Verzückung des christlichen Glaubens seine schönste und hinreißendste Diction. Die letzten Worte des dem Tode geweihten Greises mögen mein Urtheil bestätigen:

Nun soll der Tag, den ich ersehnt, erscheinen,
Ganz werden soll ich, Herr, nun von den Deinen!
Wie du am Kreuz hängst, duldend ausgespannt,
Von namenlosen Schmerzen übermannt:
So trägst du in unendlicher Geduld
Der Menschheit Leid und schwere Sündenschuld.
Aus deinen Augen, die sich brechend schließen,
Seh' ich den Strom der ewigen Liebe fließen,
Und eine Glut entzündet meinen Sinn,
Sie reißt unwiderstehlich mich dahin.
Am Kreuze hängt das Göttliche auf Erden:
Erhöht zu dir, mein Heiland, möcht' ich werden!
— — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — —
Hoch über allem seh' ich's leuchtend schweben,
Und tief im Dunkel diese große Welt.
Der Schmerz entweicht, nur Prüfung ist das Leben,
Das Scheingewand des Irdischen zerfällt;
Aus Nacht soll sich das Morgenroth erheben,
Der stille Dulder ist der wahre Held,
Ein Sonnenherz strahlt durch die offne Wunde
Und Feuerflammen gehn aus seinem Munde.
Der niedrig war und stumm sich mußte neigen,
Ihm singen Engel jauchzend ihren Gruß:
Sein Haupt umglänzt der Sterne lichter Reigen,
Ein Schemel ist die Erde seinem Fuß —
Das grenzenlose Jenseits ist sein eigen,
Dem selbst der Abgrund murrend huldigen muß;
Anbetend sterb' ich, Herr, in Geist und Wahrheit,
Führ' mich empor ins Haus der ew'gen Klarheit.

Ein gut preußisches Stück, allerdings mehr preußisch als gut, ist das fünfactige Schauspiel „Friedrich's des Großen Schwurgericht" von Hermann Kette (Nr. 3). Der Autor, muthmaßlich derselbe, von dem die Dramen „Saul" und „Karolina Brocchi" im königlichen Schauspielhause zu Berlin zur Aufführung gelangt sind, behandelt darin das Schicksal einer jungen Sächsin, die mit andern Leidensgefährtinnen durch einen Act der Willkür zur Arbeit in der königlichen Porzellanmanufactur zurückgehalten wird, und ihre Liebe zu dem jungen ritterlichen Grafen Laniski, der für sie ein-

tritt, ihr eine Verbesserung ihrer Lage und endlich sogar ihre Freiheit verschafft, nachdem sie die Bedingung, den Sieg in einer von Friedrich dem Großen veranlaßten Vasenconcurrenz, glänzend erfüllt hat. Schon winkt dem Ritter und Retter der Besitz des liebenswürdigen Mädchens, als sie selbst in edler bürgerlicher Resignation, um die Traditionen des adelichen Hauses nicht zu verletzen, das Märchen von ihrer Verlobung mit einem Vetter in Meißen erfindet, mit dem fast allzu edelmüthigen Zusatz, sie habe dem Grafen diese Verbindung nur verschwiegen, um sein Interesse an ihr, dessen sie zu ihrer völligen Befreiung bedurfte, nicht zu verringern. Diesem harten Schlag folgt ein härterer: der Graf, der in seiner Begeisterung für den König auf den Fuß jener preisgekrönten, im Feuer noch nicht gehärteten Vase mit dem Taschenmesser „A l'éternelle gloire de Frédéric le grand" eingeschnitten, erhält sechs Jahre Festung zudictirt, weil ein Schurke die Huldigung durch den Zusatz „tyran" in eine im Grunde unglaublich freche und darum zunächst doch ganz unwahrscheinliche Majestätsbeleidigung umgewandelt hat. Glücklicherweise bestimmt die Intervention eines klugen und energischen Freundes, des Deutsch-Engländers Altenberg, den alten Fritz, seinen Haftbefehl zu sistiren und versuchsweise eine aus Offizieren gebildete Jury zur Untersuchung des Falles einzusetzen. Der Versuch bewährt sich. Altenberg übernimmt die Rolle des Vertheidigers. Friedrich wohnt der Sitzung bei. Die Verhandlung, die mit allen Details und in einer Form, die bei fast allen Betheiligten eine langjährige schwurgerichtliche Uebung vermuthen lassen möchte, den fünften Act füllt, bringt die Unschuld des Grafen an den Tag und entlarvt den Uebelthäter in dem Inspector der Manufactur, dem Franzosen Duroc, der sich durch den schändlichen Streich für eine Beleidigung an dem Grafen hatte rächen wollen. Für den jungen Helden und seine Sophie, die der König schleunigst adelt, löst sich nun selbstredend alles in Wohlgefallen. Der erlogene meißener Vetter wird preisgegeben, und der Schluß des Stücks sieht ein glückliches Paar.

Nach dem Thema und der Behandlung des Gerichtsacts darf man wol annehmen, der Verfasser sei Jurist; daß er ein Dichter oder auch nur ein guter praktischer Dramatiker ist, beweist sein Schauspiel leider nicht. Der Anfang, eine Audienzscene bei dem König, wirkt recht glücklich. Die Führung der Handlung verräth Besonnenheit, die Sprache Maß und Takt. Aber diese Besonnenheit ist nüchtern, dieses Maß langweilig, nicht ein einziges mal bricht aus dem gleichmäßigen anständigen Grau ein leidenschaftlicher dichterischer Funke, eine zarte poetische Blüte. Wir legen das Buch aus der Hand — und das Herz hat uns nicht gepocht; wir fühlen uns um keinen neuen Eindruck reicher, nicht einmal unser Interesse ist angeregt worden.

Mit ungleich kräftigern Farben und einem Können, das nicht erst bewiesen zu werden braucht, arbeitet Felix Dahn in seiner neuesten Bühnengabe „Der Kurier nach Paris" (Nr. 4). Voraussetzung und Durchführung der Handlung sind durchaus schwankartig, aber der Dialog, eine oft sehr glückliche Charakteristik und ein unter der burlesken Hülle sich verbergendes tiefes und stark strömendes Gefühl erheben das Lustspiel in eine reinere und freiere Höhe. Fräulein Friederike von Friesen entschließt sich kurz und gut, um sich mit ihrem Jugendgespielen und Geliebten wieder zu versöhnen und zugleich dessen pariser Leben zu überwachen, ihr ödes Schloß zur Deipen Grefte im klever Land zu verlassen und an Stelle eines mit Pferd und Wagen verunglückten Kuriers in Husarenuniform das Babel an der Seine aufzusuchen. Das ist viel gewagt. Aber das junge Mädchen ist männisch erzogen (sie flucht sogar mehr als schön und gut ist), und so mag ihr die tolle Fahrt, auf der ihre Zofe, die mutatis mutandis dieselben Ziele verfolgt, sie als Unteroffizier begleitet, immerhin zugestanden werden. Daß sie in zahllose schiefe Lagen kommt, versteht sich von selbst. Einige Damen verlieben sich in sie; ein Anbeter aus frühern Tagen, ein Chevalier Bayard de Briançon, das Muster eines Cavaliers, erkennt sie. Zuletzt fehlt es auch an den Situationen des Kotzebue'schen „Rehbock", resp. des Lortzing'schen „Wildschütz", der „Verschwörung der Frauen" von Arthur Müller, resp. der „Donna Juanita" nicht. Der vermeintliche Offizier wird gezwungen, Damenkleider anzuziehen und so in den Augen der Welt eine Doppelmaske vorzunehmen. Als die leichtsinnige Schöne in einem Tête-à-tête mit Ludwig XV., den sie als deutsche Dichterin officiell ansingen muß, ihre politische Mission erfüllt (sie hat dem jugendlichen Monarchen als stellvertretender Kurier einen Brief des Königs von Preußen einzuhändigen, der die Machinationen des Herzogs von Bourbon zerstört und die wahre Stellung Preußens zu Frankreich und Oesterreich klarlegt), läuft ihre weibliche Ehre Gefahr; zuguterletzt macht sie sogar die Bekanntschaft des Schloßgefängnisses. In dieser höchsten Noth ist aber auch die Rettung nahe. Ihr Zellennachbar ist — der Geliebte ihrer Jugend, den eine wunderliche Verkettung von Umständen neben sie in Sicherheit gebracht hat. Als der König seine Unterredung mit der Waghalsigen in der Dunkelheit des Gefängnisses glücklicher fortzusetzen und zu beenden hofft, rettet ein Schlüssel, den der Chevalier ihr zugesteckt, sie in das Nebengemach. Und als der intriguante Bourbon mit zahlreichem Gefolge Licht in den halbhellen Raum bringt, um Ludwig XV. beim Stelldichein zu ertappen, ihn vor der Königin, dem Hofe, Paris, ganz Frankreich zu beschämen — proclamirt der gewandte Chevalier die Verlobung Friederikens mit dem Kapitän Friedrich Freiherrn von der Deipen Grefte: und alle sind gerettet. Der Herzog ist unschädlich gemacht, den Chevalier beglückt seine Cousine Blanchemain, Maria Lesczinska darf sich einstweilen noch des Alleinbesitzes ihres omnipotenten Gatten erfreuen, und auch die Zofe Anna Marie und ihr Jobst, die Dahn ganz vergessen zu haben scheint, werden ja wol die verdiente Ruhe im Hafen genießen.

Das Ganze wirkt durch den Contrast der frischen derben

Deutschen mit der eleganten französischen Gesellschaft lebendig und drastisch. Oft erscheint die Heldin gar zu mannweiblich und ihre Geradheit bekommt einen Zug von Marketenderroheit. Oft ist die Contrastirung der beiden Nationen zu absichtsvoll. Fast durchweg glücklich ist der Schlußact. Die beiden Liebenden, zuerst unerkannt, Wand an Wand; das Jugendlied, das sie anstimmen; die fein dialogisirte Scene mit dem König und die fast Scribe'sche Lösung der Collision: das gehört zu Dahn's besten dramatischen Leistungen. Ob „Der Kurier nach Paris" auch auf der Bühne seine Wirkung übt, wage ich noch nicht bestimmt anzunehmen. Möglich, daß die Verkleidungsscenen durch die Verwandtschaft mit ihren Vorgängerinnen nicht originell und in ihrer Drastik zu übertrieben erscheinen. Möglich auch nicht. Jedenfalls werden sich die Theaterleitungen mit dem Stück zu beschäftigen haben.

Wilhelm Jordan beschert uns mit „Sein Zwillingsbruder" (Nr. 5) ein Pendant zu seinem bekannten graziösen Verslustspiel „Durchs Ohr". Graf Alfons von Catalonien wirbt um die Prinzessin von Languedoc. Da die Braut, eine andere Turandot, die Freier mit Räthseln zurückscheucht und jeder Werbung einen dianengleichen Widerstand entgegensetzt, Alfons aber um seiner selbst willen geliebt und zwar auf jeden Fall geliebt sein will, wird ein Apparat oft überfeiner Listen von beiden Seiten in Scene gesetzt, der endlich zum Ziel führt. Der Catalonier weiß die schöne und spröde Bianca vor sich selbst zu warnen, um sie auf ihn begierig zu machen. Die Mär von einem in der Verborgenheit lebenden Zwillingsbruder setzt ihn in den Stand, sein Dasein zweizutheilen, zuerst als kühler, prosaischer und sehr rücksichtsloser Weltmann den Räthselnimbus der Vielumworbenen zu zerstören und die schöne Sphinx halb anzuziehen, halb abzuschrecken, dann als sangreicher Troubadour, dessen Lippe von Wohllaut überfließt (Bertrand de Born), das Herz der Geliebten ganz zu erobern. Daß die Zwillinge ein einziger sind, hat Bianca erfahren, aber dieser Trug kann sie nun nicht mehr kränken. Sie sieht in dem stolzen und schönen Mann ihr voll erblühtes Ideal, das in einem Knabenporträt des Grafen Alfons ihr seit frühen Jahren unbestimmt vorgeleuchtet. Bei diesem Stand der Dinge wird der Bund bald geschlossen.

Es fehlt den Verhältnissen der feinen und sprachlich überaus eleganten Dichtung nicht an Analogien; auch des Autors eigenes „Durchs Ohr" mußte einige Reminiscenzen herleihen. Auch würde eine größere Klarheit der dramatischen Motive der Bühnenwirkung förderlich sein. Erscheint aber der „Zwillingsbruder" auf einem Theater von den kleinen Dimensionen des münchener Residenztheaters, und findet das Stück eine so vortreffliche Darstellung wie bei seiner dortigen Première (der ich beizuwohnen die Freude hatte), wird namentlich die Bianca so klug, fein und schwärmerisch zugleich wie dort von Fräulein Hermine Bland verkörpert, dann wird sich niemand seiner zarten Wirkung entziehen können. Von farbigem poetischen Reiz ist der fünfte Act mit der schönen Troubadour-Improvisation des Grafen Alfons:

> Eine holde Stätte schuft ihr, auszuruhn von Tagesmühen,
> Wenn am Horizont die letzten Streifen Abendroth verglühen,
> Wenn, das dunkle Grün durchblitzend, sacht von Ost heraufgeschwommen
> In der wolkenlosen Bläue droben Mond und Sterne kommen.
> Die dem Himmelslicht entgegen dort den kühnen Springquell sandten,
> Daß er eine Palme bildet von zerstäubten Diamanten;
> Die mit tausend bunten Lichtern, denen dort in Weltenfernen
> Grüße bietend, auch die Laubnacht hier auf Erden hold besternen;
> Sie, das weiß ich, sind des Glaubens, daß die Welt ein Gottgedicht sei,
> Und es schöner fortzudichten heilig höchste Menschenpflicht sei.

Es ließen sich noch lange melodische Versketten citiren; aber es wird nicht nöthig sein, Jordan's nach dieser Richtung ja hinlänglich anerkannte Meisterschaft noch besonders zu bekräftigen.

Heinrich Bulthaupt.

Zur Pflanzenkunde.

Encyklopädie der Naturwissenschaften, herausgegeben von G. Jäger, A. Kenngott, Ladenburg u. a. Erste Abtheilung. Erster Theil: Handbuch der Botanik, herausgegeben von A. Schenk. Erster bis dritter Band. — Zweite Abtheilung: Handwörterbuch der Pharmakognosie des Pflanzenreichs, herausgegeben von G. C. Wittstein. Erste bis fünfte Lieferung. 1882—83. Breslau, Trewendt. Gr. 8. In Lieferungen zu 3 M.

Der ungeahnte Aufschwung, den die Erforschung der Natur seit dem vierten Decennium unsers Jahrhunderts theils infolge der Vervollkommnung der Mikroskope und Teleskope und anderer zur Untersuchung erforderlichen Instrumente, theils durch die Einführung ganz neuer Forschungsmethoden genommen, hat den einzelnen Disciplinen der Naturkunde, den sogenannten Naturwissenschaften, einen solchen Umfang verliehen, daß die Herausgabe von Encyklopädien dieser Wissenszweige nachgerade zu einem unabweisbaren Bedürfniß nicht nur für den gebildeten Laien, sondern auch für die Naturforscher selbst geworden ist. Die Zeit der Universalgenies, wie Humboldt, Goethe und Darwin solche waren, ist vorüber und wird auch niemals wiederkehren, denn schon jetzt vermag auch der gewaltigste und begabteste Menschengeist das Gesammtgebiet aller Naturwissenschaften nicht mehr zu beherrschen. An die Stelle weniger Universalforscher ist eine große Anzahl von Specialisten getreten, von denen ein jeder nur ein oft sogar recht beschränktes Gebiet bearbeitet, und in der

That bleibt nichts anderes übrig, um den Anforderungen und Aufgaben der modernen wissenschaftlichen Forschung gerecht werden zu können. Aber diese immer weiter fortschreitende Specialisirung droht zu einer gänzlichen Zersplitterung der Naturwissenschaft zu führen, wenn nicht von Zeit zu Zeit encyklopädische Werke veröffentlicht werden, welche alle bis zu einem bestimmten Zeitpunkt bekannt gewordenen Forschungen kritisch zusammenfassen und deren wichtigste Ergebnisse klar darlegen.

Es verdient daher gewiß die höchste Anerkennung sowol von seiten des gesammten gebildeten Publikums als insbesondere der Naturforscher selbst, daß eine deutsche Verlagsbuchhandlung kein Opfer gescheut hat, um eine „Encyklopädie der Naturwissenschaften" herauszugeben und so ein Werk zu schaffen, welches an Großartigkeit seinesgleichen sucht und dem keine andere Literatur, selbst der vorgeschrittensten Nationen, ein ebenbürtiges an die Seite zu stellen hat. Selbstverständlich mußten sich zur Herausgabe eines solchen Riesenwerks viele Fachmänner vereinigen; so entstanden die einzelnen Abtheilungen der neuen Encyklopädie, von denen eine jede von einem bewährten und namhaften Naturforscher redigirt wird, während zahlreiche Mitarbeiter — Specialisten der von ihnen bearbeiteten Wissenszweige — die einzelnen Bausteine zum Ganzen lieferten. Ueber einen einheitlichen Plan der Bearbeitung scheint man sich nicht haben einigen zu können, da die einzelnen Zweige der Naturwissenschaft sehr verschiedenartige Bearbeitungen erfahren haben und noch erfahren. Während z. B. das bereits vollendete, zwei starke Bände bildende „Handbuch der Mathematik" eine systematisch geordnete Darstellung dieser Wissenschaft enthält, also ein Handbuch im bisher üblichen Sinne ist, führt das uns vorliegende, noch nicht zum Abschluß gebrachte „Handbuch der Botanik" nur den Titel eines solchen, indem es thatsächlich aus zwanglos aneinandergereihten Monographien heterogener Zweige der Pflanzenkunde besteht. Und für die Pharmakognosie des Pflanzenreichs wie für die Zoologie und Anthropologie ist gar die Form eines Wörterbuchs gewählt worden, und werden demnach in diesem die einzelnen Artikel in alphabetischer Reihenfolge abgehandelt. Diese letztere Form ist für den gebildeten Laien jedenfalls die bequemste, während sie für den Fachmann, der gern mit einem Blick den gegenwärtigen Stand irgendeines Wissenzweigs, z. B. der Anthropologie, überblicken möchte, wenig geeignet erscheint. Dennoch wird durch diese ungleichartige Bearbeitung des Stoffs der wissenschaftliche Werth des Ganzen nicht wesentlich beeinträchtigt. Anders verhält es sich mit der Darstellungsweise des Inhalts. Dem Prospect zufolge sollte dieselbe derart sein, daß deren Verständniß „allen mit allgemeiner Bildung Ausgerüsteten" möglich sei. Die Bearbeiter der einzelnen Disciplinen haben sich da eine überaus schwierige Aufgabe gestellt und dieselbe, wie vorauszusehen war, nicht immer gelöst. Denn wahrlich, zum Verständniß des „Handbuchs der Mathematik" und einzelner Theile desjenigen der Botanik wird die gewöhnliche „allgemeine" Bildung nicht ausreichen; das Verstehen dieser Darstellungen erheischt Fachbildung! Deshalb werden auch manche Abtheilungen der „Encyklopädie" für die gebildeten Laien ein Buch mit sieben Siegeln bleiben. Dagegen ist für die Fachmänner diese „Encyklopädie" von der höchsten Bedeutung, weil ein jeder durch die betreffende Abtheilung, ohne selbst umfassende Studien machen zu müssen, einen klaren Ueberblick über alles aus dem ihn interessirenden Gebiete Erforschte und Geleistetete gewinnen kann.

Es würde die dem Referenten gesteckten Grenzen weit überschreiten, wollte derselbe über die in der Ueberschrift genannten Abtheilungen des Sammelwerks ausführlich berichten. Er muß sich mit einer kurzen Inhaltsangabe begnügen und mit der Versicherung, daß sowol die einzelnen Abhandlungen des „Handbuchs der Botanik" als die Artikel des „Handwörterbuchs der Pharmakognosie des Pflanzenreichs" von hervorragenden Specialisten unter gewissenhaftester Benutzung der einschlägigen, oft sehr zerstreuten Literatur und aller wichtigern Forschungen bearbeitet worden und der Mehrzahl nach mustergültige Leistungen sind. Der erste Band des „Handbuchs der Botanik" enthält folgende monographische Bearbeitungen: „1. Die Wechselbeziehungen zwischen den Blumen und den ihre Kreuzung vermittelnden Insekten", von Hermann Müller (in Lippstadt); „2. Die insektenfressenden Pflanzen", von Professor O. Drude (in Dresden); „3. Die Gefäßkryptogamen", von Professor Sadebeck (in Hamburg); „4. Die Pflanzenkrankheiten", von Professor Frank (in Berlin); „5. Die Morphologie der Phanerogamen", von Professor Drude. Im zweiten Bande befinden sich folgende Abhandlungen: „1. Pflanzenphysiologie", erster Theil, von Professor Detmer (in Jena); „2. Die Algen im weitesten Sinne", von Falkenberg (in Göttingen); „3. Die Museineen", von Professor Goebel (in Rostock); „4. Die Bacillariaceen (Diatomaceen)", von Professor Pfitzer (in Heidelberg); „5. Pflanzenphysiologie", zweiter Theil, von Detmer; „6. Die physiologischen Leistungen des Pflanzengewebes", von G. Haberlandt (in Graz). Der dritte Band beginnt mit einer ganz vorzüglichen Monographie der Spaltpilze (Schizomyceten) von Zopf (in Berlin), welche eine lichtvolle Darlegung und kritische Sichtung aller bisher über die Herkunft, Entwickelungsgeschichte und Physiologie dieser so wichtig gewordenen kleinsten Organismen veröffentlichten Forschungen enthält. Eins der bedeutungsvollsten Ergebnisse der in neuester Zeit mit großer Umsicht von vielen Forschern und dem Verfasser selbst angestellten Culturen von Spaltpilzen ist die jetzt feststehende Thatsache, daß deren Formverschiedenheiten, auf welche der um die Kenntniß der Spaltpilze hochverdiente Professor Cohn (in Breslau) sein System dieser Organismen gegründet hatte, durch die Ernährungsweise bedingt sind, und daher ein und derselbe Spaltpilz je nach der Natur der ihm dargebotenen Nahrung oder des Substrats, auf oder in welchem er lebt, in jeder der vier unterschiedenen Hauptformen, als Kügelchen (Coccenform), Stäbchen (Bac-

terien= und Bacillenform), Fäden (Leptothrixform) und Schrauben (Vibrionen=, Spirillen= und Spirochätenform), auftreten kann. Von großer Wichtigkeit ist ferner die Thatsache, daß an und für sich unschädlichen Spaltpilzen durch bestimmte Ernährungsweise schädliche (infectiöse) Eigenschaften anerzogen, und umgekehrt schädliche (pathogene) Spaltpilze ihrer infectiösen Eigenschaften beraubt, also unschädlich gemacht werden können. Dies ist wenigstens für den gefährlichen Milzbrandpilz (Bacterium Anthracis) festgestellt und zugleich nachgewiesen worden, daß derselbe aus dem unschädlichen Heupilz (Bacterium subtile) hervorgehe. Es liegt daher die Vermuthung nahe, daß alle bisjetzt bekannt gewordenen pathogenen (krankheiterregenden) Spaltpilze aus unschädlichen überall vorkommenden Arten hervorgehen mögen. Die Monographie von Zopf ist zugleich in einer für jeden Gebildeten verständlichen Darstellungsweise geschrieben.

Gleiches Lob verdienen die meisterhaften und schön geschriebenen Abhandlungen von Drude über die insektenfressenden Pflanzen und die Morphologie der Phanerogamen, sowie Sadebeck's Monographie der Gefäßkryptogamen, bei welcher nur zu bedauern ist, daß der Verfasser dieselbe wegen eines anhaltenden Unwohlseins nicht hat vollenden können, und daher ein Theil, namentlich der anatomische Bau und die Entwickelungsgeschichte des Stammes, der Blätter, Sporangien und Sporen jener Gewächse einer zweiten später zu veröffentlichenden Abhandlung vorbehalten bleiben mußte. Auch diese drei Abhandlungen verdienen dem gebildeten Publikum als lehrreiche und anziehende Lektüre empfohlen zu werden. Frank's ebenfalls allgemein verständlich geschriebene Bearbeitung der Pflanzenkrankheiten ist das vollständigste Handbuch dieser Krankheiten, welches bisher erschienen; doch war der Stoff zu umfangreich, als daß es dem Verfasser hätte gelingen können, denselben innerhalb der ihm gesteckten Grenzen vollkommen erschöpfend zu behandeln. Eine werthvolle und übersichtliche Zusammenstellung aller bisher bekannt gewordenen Forschungsresultate bringt auch die Abhandlung von H. Müller über die Wechselbeziehungen der Blumen und Insekten, nur enthält dieselbe manches Ungehörige, so namentlich in den Anmerkungen unberechtigte Ausfälle gegen namhafte andersdenkende Forscher, wie denn auch die Schilderung der Entwickelungsstufen des Pflanzenreichs vom Standpunkte der Darwin'schen Descendenzlehre kaum in jene Abhandlung gehören dürfte. Auch ermüdet die fast auf jeder Seite wiederkehrende Betonung der „Naturauslese“ und „Anpassung“, welche nach der Ansicht des Verfassers einzig und allein alle Blumengestalten und Blumeneinrichtungen (ebenso diejenigen der Insekten) veranlaßt haben sollen. Endlich setzen seine Schilderungen Kenntnisse der Organisation der Pflanzen und Insekten voraus, welche die Mehrzahl der gebildeten Laien schwerlich besitzen dürfte, weshalb für diese so mancher Abschnitt der an und für sich vortrefflichen Abhandlung unverständlich bleiben wird.

Nur für den Fachmann geschrieben ist die Pflanzenphysiologie von Detmer, da dieselbe dem Leser, welcher nicht gründliche Kenntnisse aus der organischen Chemie und aus der Physik besitzt, unverständlich bleiben muß. Sie zerfällt, so weit sie dem Referenten vorliegt, in zwei Haupttheile, nämlich in die Physiologie der Ernährung und des Wachsthums, erstere wieder in die Betrachtung der Nährstoffe, der Molecularkräfte und des Stoffwechsels im pflanzlichen Organismus. In dem zweiten Theil erörtert der Verfasser nach einer allgemeinen Einleitung die durch innere Bedingungen hervorgerufenen Wachsthumserscheinungen und sodann den Einfluß äußerer Verhältnisse auf das Wachsthum, die natürliche Richtung der Pflanzentheile und die Variationsbewegungen der Pflanzen.*) An diesen auf der Höhe der Wissenschaft stehenden Abriß der Pflanzenphysiologie schließt sich die Abhandlung von Haberlandt über die physiologischen Leistungen des Pflanzengewebes an, welche sich durch ihre klare, leicht verständliche Darstellung auch für das Laienpublikum zur Lektüre eignet und ebenfalls einen kritischen Ueberblick aller auf jenem Gebiete bisjetzt bekannt gewordenen Forschungen enthält. In demselben werden nacheinander die Functionen des Hautsystems (Epidermis, Periderm, Borke), des mechanischen Systems (z. B. des Holzgewebes des Stammes) und des Ernährungssystems besprochen.

Ganz vorzüglich und im allgemeinen leicht verständlich geschriebene Abhandlungen sind auch diejenigen von Falkenberg über die Algen, von Goebel über die Muscineen (Moose) und von Pfitzer über die Bacillariaceen. Falkenberg hat eine neue Eintheilung der Algen versucht, denn die bisherigen Eintheilungen dieser großen Gruppe von Sporengewächsen beruhten nicht auf wirklich morphologischen Unterschieden. Er nimmt vier Klassen an, von denen die zwei ersten von den Florideen (Blumentangen) und den Algen im engern Sinne gebildet werden. Diese beiden Klassen unterscheiden sich bezüglich ihrer ungeschlechtlichen Vermehrung und geschlechtlichen Fortpflanzung dadurch sehr scharf, daß bei den Florideen erstere durch nackte unbewegliche Plasmazellen (Tetrasporen), letztere durch nackte unbewegliche Sporen (Carposporen) geschieht, während bei den Algen die ungeschlechtliche Vermehrung durch Schwärmzellen (Zoosporen), die geschlechtliche Fortpflanzung durch „Zygoten“ (Sporen, welche durch gegenseitige Verschmelzung membranloser gleichwerthiger Geschlechtszellen, „Gameten“, entstehen) vermittelt wird. Die Algen zerfallen in die Unterklassen der Schwarztange (Melanophyceen) und Grünalgen (Chlorophyceen), welche schon Rabenhorst unterschieden hat. An diese eigentlichen Algen, zu denen auch die Armleuchtergewächse (Characeen) gerechnet werden, schließen sich als dritte Klasse die Diatomaceen und als vierte die Schizophyceen (Spaltalgen) an, bei

*) Ein dritter Theil, welcher den Abschluß des Ganzen bildet, die Physiologie der Fortpflanzung und der vegetativen Vermehrung, ist auch bereits erschienen, jedoch dem Referenten noch nicht zur Ansicht gekommen.

denen vorzugsweise ungeschlechtliche Vermehrung durch Theilung, seltener auch Fortpflanzung durch Sporen vorkommt. Die Spaltalgen sind die nächsten Verwandten der Spaltpilze. Als Ergänzung zu Falkenberg's Arbeit dient Pfitzer's Abhandlung über die Bacillariaceen (Diatomaceen), welche eine ausführliche Darstellung der Morphologie, Physiologie und Systematik dieser interessanten mikroskopischen Organismen enthält. Pfitzer hat die ältere Benennung dieser einzelligen Wesen, welche von manchen Forschern noch immer dem Thierreich zugewiesen werden, wiederhergestellt, nicht nur weil dieselbe die Priorität für sich hat, sondern auch weil der Name „Stäbchenalgen" viel passender ist als der Name „Theilungsalgen". Durch Goebel haben auch die Leber- und Laubmoose, welche zusammen die Gruppe der Muscineen bilden, eine von der frühern Systematik dieser Gewächse wesentlich verschiedene Eintheilung erfahren. Auf Grund der ausgezeichneten entwickelungsgeschichtlichen und anatomischen Untersuchungen der Lebermoose von Leitgeb, und der Laubmoose von Schimper, Naegeli u. a. betrachtet Goebel beide bisher für zwei scharf geschiedene Abtheilungen gehaltene Gruppen als eine einzige, welche nur in zwei eng verwandte Familien (Leber- und Laubmoose) zerfällt werden kann. In jeder dieser beiden Familien unterscheidet Goebel nach den verschiedenen Entwickelungstypen, besonders des Sporogons (der Frucht), zwei Stufen, nämlich bei den Lebermoosen die Marchantiaceenreihe (die frühern Familien der Riccieen, Corsiniaceen und Marchantieen umfassend) und die Jungermanniaceenreihe, zu welcher auch die Anthoceroteen gezogen werden; bei den Laubmoosen die Sphagnaceenreihe (die frühern Familien der Sphagneen oder Torfmoose und der Andreäaceen enthaltend) und die Bryinenreihe (die Phascaceen und alle übrigen Familien der Laubmoose). Alle Abhandlungen des „Handbuchs der Botanik" sind durch zahlreiche und ganz vorzügliche Holzschnitte illustrirt.

Das von Wittstein herausgegebene „Handwörterbuch der Pharmakognosie des Pflanzenreichs" liegt dem Referenten bis zum Buchstaben S und dem Artikel „Sandelholz" vor. Die Artikel sind mit der deutschen Benennung der betreffenden Pflanze oder Drogue überschrieben, unter Beifügung der deutschen Synonyme, z. B. Bisamkörner (Abelmoschuskörner), Blauholz (Campecheholz, australisches Blutholz) u. s. w. Darauf folgen: der wissenschaftliche lateinische Name der Pflanze oder Drogue mit etwaigen Synonymen, Angabe der Linné'schen Klasse und natürlichen Familie, zu welcher die betreffende Pflanze gehört, eine knapp gefaßte botanische Beschreibung derselben, Angabe und Beschreibung des gebräuchlichen Theils, dessen wesentlicher (chemischer) Bestandtheile und der Anwendung. Den Schluß jedes Artikels bildet „Geschichtliches" über die betreffende Pflanze oder Drogue. Einzelne Artikel, nämlich solche, welche von besonders wichtigen und interessanten Heilpflanzen und Droguen handeln, haben eine monographische Behandlung erfahren (z. B. die Artikel: Chinarinden, Gummi-Mohn, Rhabarber). Auch diese Abtheilung der „Encyklopädie" zeichnet sich durch Vollständigkeit und kritische Berücksichtigung der einschlägigen Literatur und der vorhandenen Forschungen aus, entbehrt aber der Illustrationen. Hoffentlich wird derselben ein vollständiges Namen- und Synonymenregister beigegeben werden, da ohne ein solches ihre Benutzung großen Schwierigkeiten unterliegen würde, indem die deutschen Benennungen, mit denen die Artikel überschrieben sind, nicht in allen Gegenden der Länder mit deutscher Zunge gleiche Bedeutung haben oder gang und gäbe sind.

Moritz Willkomm.

Dichtungen und Gedichte.

1. Der Schleier der Maja. Freie Dichtung von G. Bolle. Konstantinopel, Lorentz u. Keil. 1883. Gr. 8. 6 M. 50 Pf.

Der Aesthetiker Th. Vischer hat bekanntlich einen dritten Theil des „Faust" geschrieben, der jedoch, so meisterlich Vischer den Ton der Goethe'schen Dichtung zu treffen versteht, nichts weniger als eine Fortsetzung oder Ergänzung von Goethe's „Faust" ist und sein soll; vielmehr ist wol nie eine geistreichere Satire auf die schlechten Interpreten und gelehrten Commentatoren des „Faust" geschrieben worden als dieser Vischer'sche dritte Theil, in welchem der Verfasser die Geisel seines Witzes unbarmherzig über alles schwingt, was je am „Faust" in guter oder böser Absicht herumgedeutelt, gekrittelt oder interpretirt hat.

Von einem ganz andern Gesichtspunkte aus ist das uns vorliegende Buch „Der Schleier der Maja" geschrieben, obwol es in nicht minder innigem Zusammenhange mit Goethe's Dichtung steht als Vischer's dritter Theil. Die Bezeichnung „freie Dichtung" wird daher mehr auf die Form als auf den Inhalt zu beziehen sein, mehr auf die Freiheiten, um nicht zu sagen Willkürlichkeiten, welche die Dichtung nach dieser, der formalen Seite zeigt, als auf die Unabhängigkeit der Idee Anwendung finden. In letzterer Hinsicht freilich ist der Einfluß des „Faust" so unverkennbar, daß von einer Freiheit hier kaum noch die Rede sein kann. Auch gibt sich der Dichter nicht einmal die Mühe, diese Abhängigkeit zu verbergen, selbst nicht da, wo dieselbe zu einer sklavischen wird und die Nacheiferung zur bloßen Nachahmung herabsinkt. Mit einem Worte, der „Schleier der Maja" verhält sich zu Goethe's „Faust" wie das Ei zur Henne: er würde ohne diesen nicht da sein; doch so wenig ein Ei eine Henne ist, so wenig ist der „Schleier der Maja" ein „Faust". Andererseits ist nicht zu verkennen, daß darin alle Elemente einer echten Dichtung in reicher Fülle vorhanden sind, sodaß es viel-

leicht nur noch der reifenden Kraft der Zeit bedarf, um den „Schleier der Maja" aus einer „freien" zu einer wirklichen Dichtung umzuschaffen, d. h. zu einer solchen, in welcher die Gesetze des künstlerischen Schaffens nicht der Phantasie und der Laune des Autors geopfert werden.

Der wesentlichste Inhalt des Gedichts ist folgender. Maja — dies ist der Name der Heldin — ist mit Baltram verlobt. Wäre nicht dieser Umstand, der Maja mit andern sterblichen Frauen auf die gleiche Stufe stellt, so würde es schwer zu entscheiden sein, ob wir es hier mit einem wirklichen irdischen Weibe, oder nicht vielmehr mit einer bloßen Allegorie zu thun haben. Ihr Wesen und Gebaren wenigstens ist so unwirklich, so überirdisch und unweiblich, wie ihre Schicksale seltsam und erstaunlich sind. Hochfliegenden Geistes, vermag sie die Ketten der Erdenliebe auf die Dauer nicht zu ertragen; sie trennt sich also von ihrem Geliebten, um hinfort nur der Erforschung der Wahrheit zu leben. Wo, in welchem Lande das geschieht, verschweigt der Dichter, vermuthlich um der Phantasie seines Lesers keine unnöthigen Schranken zu setzen. Gleich darauf sehen wir Maja in Griechenland, wo sie einem jungen Hellenen allerlei gute Lehren ertheilt und sodann auf der Akropolis eine Gesellschaft deutscher Reisender belauscht, unter denen sich auch die zeitgemäßen Gestalten eines Pater Pfiffikus und eines Herrn Hasenknebel befinden. Die Gespräche dieser deutschen Gesellschaft, ihr Thun und Treiben unter dem hellenischen Himmel, angesichts der ehrwürdigen Tempelreste der Akropolis, ihre Toaste und Declamationen u. s. w. möchte man beinahe für eine boshafte Satire halten, wenn nicht aus allem hervorginge, daß es dem Verfasser damit durchaus Ernst ist. In welcher Beziehung dies alles zur Maja, der stummen Zeugin dieser Vorgänge, steht, das ist das Geheimniß des Dichters. Vielleicht soll auch dies zur Läuterung ihres Geistes mit beitragen, wie die darauffolgenden Erscheinungen der griechischen Philosophen, die an gewisse Vorgänge in der classischen Walpurgisnacht („Faust", zweiter Theil) erinnern.

In dem dritten Abschnitte des Buchs, „Die Pilgerfahrt" überschrieben, finden wir Maja dann in Homer's Begleitung in der Wüste Sahara, darauf im folgenden in Palästina, wo sie durch den Gesang der Mönche mit Wehmuth an die eigene gläubige Kinderzeit erinnert wird, ganz wie dies dem Helden des „Faust" in der berühmten Scene am Ostermorgen durch den Chorgesang der Engel widerfährt.

Hier, in Palästina, trifft sie unter anderm auch mit Ahasver zusammen, worauf eine Art „romantischer" Walpurgisnacht folgt, an die sich ein Kapitel mit der Ueberschrift „Auf dem Oelberge" schließt. Im letzten Abschnitte endlich spielt die Scene „vor Siegvater's Saal". Hier findet Maja am Schlusse ihren ehemaligen Verlobten wieder und verbindet sich, von ihrem Irrthum geheilt, aufs neue mit ihm. Die Schlußworte des Ganzen, von Baltram gesprochen, lauten:

Was auch des Menschen Geist erreicht auf Erden,
Nur durch die Liebe kann er selig werden!
Ins Reich des Friedens führt nur eine Bahn:
Das Ewig-Göttliche zieht uns hinan!

Auch diese letzten Verse klingen an „Faust" an, nur daß an die Stelle des „Ewig-Weiblichen" nun das „Ewig-Göttliche" getreten ist. Warum das Ganze übrigens den Titel „Der Schleier der Maja" statt schlechtweg „Maja" trägt, ist nicht recht ersichtlich, es wäre denn, daß der Dichter bereits im Titel auf das Allegorische habe hindeuten wollen, das in seinem Buche eine so hervorragende Rolle spielt. Auch nach dieser Seite zeigt sich der Verfasser als von Goethe's „Faust" beeinflußt, doch dürfte auch diesmal das Sprichwort recht behalten: „Si duo faciunt idem, non est idem."

Nicht minder complicirt und schwer zu enträthseln, wenn auch mit dem „Schleier der Maja" an poetischem Gehalt nicht im mindesten zu vergleichen, ist das epische Gedicht:

2. Die Ideonen. Ein Gedicht in 50 Liedern von Ernst Rudolf Neubauer. Hamburg, J. F. Richter. 1882. 8. 3 M.

Dasselbe beginnt mit Erschaffung der Welt und endigt mit ihrem Untergange. Die Größe eines solchen Unternehmens würde jeden andern muthlos gemacht haben; Neubauer jedoch ist seiner Sache gewiß. So redet er in der siebenten Strophe des ersten Kapitels, nachdem er zuvor den modischen Weltschmerz angegriffen, den erstaunten Leser folgendermaßen an:

Leb wohl! und merk: Mag, was da will erkranken; —
Mein Flügelroß und ich, wir sind gesund;
Für uns gibt's nirgends Bande oder Schranken;
Die höchste Höh' ist uns der tiefste Grund.
Und sporn' ich auch wie tollkühn oft die Flanken,
Geht's auch Galop ums ganze Weltenrund:
Sorg' nicht um mich! Ich halte wohl die Zügel
Und schließe fest im Sattel und im Bügel.

Die hochgespannten Erwartungen, zu denen man nach einer solchen Ankündigung doch gewiß berechtigt ist, werden indeß im Verlaufe des Gedichts nur sehr dürftig befriedigt. Vielmehr erweist sich der Reiter des Pegasus, trotz seiner gut gemeinten Versicherung, fast durchweg als einen echten Sonntagsreiter, der von seinem Gaul bald hierhin bald dorthin getragen wird, nur selten auf dem rechten Wege bleibt und zuletzt im Graben endigt. Anfänglich zwar ist der Hochflug seiner Poesie ein nahezu Klopstock'scher, sodaß es den Anschein hat, als wolle Neubauer dem Sänger des „Messias" die Palme streitig machen. Doch hat es nur so den Anschein. In Wirklichkeit ist Klopstock's geweihte Harfe in ihrer mächtigen Tonfülle unvergleichlich erhaben über das Geklimper, welches der Dichter der „Ideonen" auf seinem Instrumente vollführt, es sind nur einzelne Anklänge, ein paar verlorene Accorde, die an den Messias erinnern. So der Kampf, den die abgefallenen Geister auf Anstiften Satan's, der hier zu einem „Datan" verbessert ist, gegen den Herrn

führen. Weiterhin ist dann von Abadonna die Rede u. s. w. Mit Abadonna's Reue fühlen Arda und Ardur, zwei Seraphim, Mitleid, weshalb sie durch göttlichen Machtspruch voneinander getrennt werden. Arda muß nun als „Erde“ die verschiedenen Wandlungen durchmachen, was dem Dichter Gelegenheit gibt, seine naturwissenschaftlichen Kenntnisse leuchten zu lassen:

O Element! Du Bildungsei der Welt,
Das man theils flüssig und theils starr sieht hangen.

Im schönsten Lichte der Aufgeklärtheit zeigt sich jedoch der Autor in folgender Strophe, die hier statt vieler andern dieser Art stehen mag:

So hat der Fisch zum Vogel sich geschaffen,
Der Riesenfrosch sich umgeformt zur Kuh;
Das Walroß ward zum Elf mit seinen Waffen,
Und die Giraffe wuchs zum Känguruh;
Und dieses wandelte sich um zum Affen;
Der aber flog dem höchsten Fortschritt zu,
Um sich Vernunft und Sprache anzupassen,
Und wurde „Ahnherr aller Menschenrassen“.

Es stehen noch viele merkwürdige Dinge in dem merkwürdigen Buche, das auf jeder Seite etwas Neues, Erstaunliches, dem gewöhnlichen Verstande oft völlig Unfaßbares bietet. Nicht zum wenigsten gilt das von der Sprache, die zum Theil gemishandelt wird, was freilich von einem Dichter, dem die Sprache so unentbehrlich wie dem Maler die Farbe, sehr undankbar und durchaus nicht zu entschuldigen ist.

Weit besser versteht sich auf sein geliebtes Deutsch, das muß man zugestehen, Karl Caroli in seiner Gedichtsammlung, die unter einem vielversprechenden Titel erschienen ist:

3. Humani nil a me alienum. Lieder aus der Hauptstadt von Karl Caroli. Berlin, Freund u. Jeckel. 1883. 12. 3 M.

„Lieder aus der Hauptstadt“ und mit der bedeutsamen Ueberschrift: „Humani nil a me alienum!“ — was läßt sich da nicht erwarten! Und in der That! Die „Lieder aus der Hauptstadt“ sind keine Ideonen, sie rechtfertigen die Erwartungen, die sie erwecken; das „humani nil a me alienum“ ist keine leere Reclame, kein bloßes Aushängeschild, um Kauflustige anzulocken; es hält, was es verspricht, der Käufer wird nicht um die Waare betrogen. Es fragt sich nur, in welchem Sinne er das humani nil a me alienum auffaßt. Wenn im moralischen, dann freilich dürfte er sich stark enttäuscht fühlen. Auf Moral im gewöhnlichen Sinne des Wortes, auf Sittlichkeit und alles, was damit zusammenhängt, machen die „Lieder aus der Hauptstadt“ schlechterdings keinen Anspruch. Ein solches Kriterium ist zu wohlfeil einer Gedichtsammlung gegenüber, die von einem höhern Standpunkte beurtheilt sein will. Und diesen Standpunkt kann man nur gewinnen, wenn man selbst in der Hauptstadt gelebt, ihre Nachtseiten, Cafés u. s. w. gründlich kennen gelernt und das Gefühl für das Schickliche so völlig verloren hat, daß man selbst die unsaubersten Erlebnisse in Verse bringen und diese dem Druck übergeben kann. Dann aber, dann ist Karl Caroli unser Mann. Dann werden wir an seinen Gedichten all das Vergnügen finden, was er sich offenbar für seine Leser davon versprochen hat. Oder würde er sie sonst haben drucken lassen, wenn er nicht gewußt hätte, daß auch sie ihr Publikum finden werden?

Vermuthlich des Gegensatzes wegen und um die Wirkung seiner gereiftern, mit der Jahreszahl 1882 bezeichneten Producte zu erhöhen, hat Caroli seinem Buche eine Anzahl Jugendgedichte vorausgeschickt. Eine Thräne der Wehmuth im Auge blickt er beim Beginn seiner neuen Dichterära auf diesen frühesten Jugendsang zurück, den er einer „frischen Waldmaid“ vergleicht, die inzwischen jedoch gestorben und nicht mehr zu finden ist:

Mein todtes Lieb ist der junge Sang
Von Blumen und Sonn' und Sternen,
Von heimlicher keuscher Minnelust
In weiten duftigen Fernen.

Doch schon in dem folgenden Liede kehrt der Dichter der todten Vergangenheit energisch den Rücken und wendet sich der fröhlichen Gegenwart zu:

Jetzt bin ich ein andrer — in dem Sang
Rauscht andres, echteres Leben.

Was unter diesem „echtern“ Leben zu verstehen ist, darüber läßt uns Caroli nicht lange in Ungewißheit. Die Waldmaid ist nun einmal todt, also vivant die „Damen“ der Hauptstadt:

Um Lilli schlang ich einen Arm,
Den andren um Herminen.

Damit ist die Jugenderinnerung begraben und das „echtere“ Leben hat begonnen. Im Verlaufe desselben, gesteht der Dichter, habe er die Liebe auf manch „kahlem Flecke“ sprossen und blühen gesehen, worauf er, der größern Deutlichkeit wegen, unbildlich also fortfährt:

Ob's Mädel aus dem Posenland,
Vom Ostseestrand, aus Sachsen,
Ob ihre Hüfte voll und rund,
Ob gerad' und schlank gewachsen,
Ob schlicht und glatt das lange Haar,
Ob kraus der Locken Fülle,
Ob's tobt das Blut wie Feuerbrand,
Ob's sanft wie Meeresstille,
In jeder jungen Mädchenbrust
Hört' ich des Herzens Schläge,
Sie klopften laut, sie klopften leis —
„Die Liebe“ allerwege.

Und diese „Liebe“, d. h. die Liebe in Anführungsstrichen, die mit der platonischen nichts als den Namen gemein hat, ist es, die unserm Dichter immer wieder das Saitenspiel in die Hand drückt, der er stets neue Opfer zu bringen bereit ist. Er ist ihr Sänger und ihr Hohepriester zugleich. Groß ist die Zahl der Triumphe, die er in ihrem Dienste gefeiert hat. Unter diesen dürfte sein Erlebniß mit der kleinen sechzehnjährigen Wäscherin Lisa wol die vornehmste Stelle einnehmen:

Kleine Lisa, als die nächste
Sonn' am Himmelszelte stand,

Sahst du still mich an und drücktest
Lächelnd, schweigend meine Hand.

Aber auch sonst fehlt es nicht an pikanten Geschichtchen, Abenteuern und Begebenheiten, in denen Nähterinnen, Tänzerinnen u. s. w. die Rolle der Frau Venus spielen, die den zweiten Tanhäuser mit ihren Netzen umstrickt halten. Natürlich dauert dies Glück nie lange. Bald ist er ihnen wieder entwischt, auf und davon, dem Schmetterlinge gleich, der sich „um schlanke Blumenleiber schlingt" und jetzt dem Veilchen, dann der Primel und gleich darauf der Lilie einen Besuch abstattet.

Mitten in dieser Ueppigkeit und Freude stehen ein paar ernsthafte Lieder patriotischen Inhalts, die sich in der fröhlichen Umgebung der andern seltsam genug ausnehmen, zu deren leichtfertigem Tone sie durchaus nicht passen wollen. Doch stehen sie nicht ganz vereinzelt. Auch die schlaflosen Nächte bringen zuweilen ernsthafte Gedanken mit sich, wenn das Gewissen aus seinem Schlummer erwacht, die Schatten der Vergangenheit aus ihren Gräbern aufsteigen und die Zukunft ihren düstern Schleier lüftet. Das ist keine angenehme Zugabe, doch kommt es auf ein wenig Schuhdrücken am Ende nicht an; das „humani nil a me alienum" ist damit nicht zu theuer bezahlt:

Nur in des Lebens Saus und Braus,
Im Kampfe kann das Herz gesunden.

Und weiterhin heißt es:

Schlug mir das Leben auch manch tiefe Wunde,
Ich hab's mit Schmerz, doch ohne Zag ertragen;
Nur wer sich selber einsetzt, kann
Im Spiel die Bank zu sprengen wagen.
Schließt sich mein Aug', so lachen meine Lippen,
Du hast des Lebens süße Kost genossen,
Mit eigner Hand den goldnen Trank
Weit über Bechers Rand gegossen.
Was soll's dich kümmern, daß vielleicht im Grunde
Noch böse, gift'ge Tropfen dräuen;
Nur wer das Leben nie verstand,
Den mag des Lebens Ende reuen.

Was zum „Verständniß" des Lebens gehört, darüber geben uns die „Lieder aus der Hauptstadt" genügenden Aufschluß. Ein späterer Culturhistoriker mag Caroli vielleicht für diesen Beitrag zur Geschichte unserer Zeit Dank wissen, die Gegenwart bedarf anderer, gesünderer Nahrung. Ihrem poetischen Bedürfnisse wenigstens ist mit der bloßen versificirten Liederlichkeit nicht genügt.

F. Holtzhausen.

Philosophisches.

Die Neugestaltung unserer Weltansicht durch die Erkenntniß der Idealität des Raumes und der Zeit. Eine allgemeinverständliche Darstellung von Hugo Sommer. Berlin, G. Reimer. 1882. Gr. 8. 3 M.

Die Lehre von der subjectiven Idealität des Raums und der Zeit ist überall einer der wichtigsten Sätze oder Punkte in der Kantischen Philosophie gewesen. Diese Lehre hat aller gewöhnlichen Weltauffassung gegenüber unverkennbar auch die Gestalt einer seltsamen und paradoxen Behauptung an sich. Sie kann wol durch scharfsinnige Argumentationen anscheinend unterstützt oder begründet werden, wird aber doch niemals unsere gewöhnliche oder naive Vorstellung von dem Raum und der Zeit an sich als dem Letzten und Leeren, in welchem erst alles Weitere ist, wahrhaft zu erschüttern vermögen. Der Verfasser der gegenwärtigen wohlmeinenden und gut geschriebenen Schrift aber ist nach unserer Ansicht im Irrthum, wenn er namentlich gerade von dieser Frage den ganzen Idealismus sowol unserer allgemeinen oder wissenschaftlichen als auch persönlich subjectiven Auffassung von der Welt abhängig zu machen versucht. Wir müssen unumwunden bekennen, daß wir uns trotz alles jetzt in der Philosophie herrschenden anthropologischen Subjectivismus nicht von dem crassen Realismus jener naiven Annahme eines Raums und einer Zeit an sich zu trennen im Stande sind. Jene Annahme hatte für Kant einen Werth und war für ihn eine nothwendige, um überhaupt seinen ganzen Standpunkt von der Apriorität des Subjects in seinen ganzen Auffassungsformen der äußern Welt damit zu begründen. Es verhält sich aber factisch mit dieser ganzen Frage gerade etwa ebenso wie mit der nach der Stellung der Wahrnehmungen der Farbe und des Tons zu unsern innern Organen des Auges und des Gehörs. Es kann ja an sich mit vollkommenem Recht deducirt werden, daß die Farbe und der Ton, die für uns zunächst etwas Aeußeres oder Objectives sind, actuell nur in unserm Auge und Ohr als von außen her hervorgebrachte Wirkungen ein Dasein haben. Wir projiciren sie vielmehr in unserm Vorstellen nur auf die äußere Welt, inwiefern in dieser die nothwendigen Ursachen jener innern Phänomene enthalten sind. Nach dieser Analogie sieht auch Kant in Raum und Zeit gleichsam einen doppelten Sinn des anschaulichen Vermögens der Vernunft für die Vorstellung der ihr von außen her gebotenen ausgedehnten Dinge oder Erscheinungen. Wenn aber Raum und Zeit gleichsam als leere Vorstellungsfelder oder als unbestimmte Möglichkeiten alles weitern concreten Anschauens in uns sind, so folgt hieraus nicht, daß sie nicht auch an sich oder als Realitäten außer uns wären, und es sind zuletzt nur irrige oder misverständliche Ausführungen, mit denen der Verfasser diesen ihren objectiven Charakter anzugreifen und zu erschüttern versucht. Die Dinge oder die Erscheinungen der Welt bleiben für uns zuletzt dieselben, ob wir nun die allgemeine Basis, auf der sie stehen, in uns oder nach außen hin verlegen

wollen. Für unsere ganze sittlich religiöse Weltanschauung aber ist diese Frage überall ohne Gewicht, da dieselbe überhaupt nicht auf irgendwelcher doctrinär metaphysischen oder erkenntnißtheoretischen Lehrformel, sondern allein auf der gefühlsmäßigen Ahnung eines letzten persönlichen Hintergrundes in allem Wirklichen, was uns umgibt, beruht.

Wir erkennen gern den Werth der scharfsinnigen und gedankenreichen Darlegungen des Verfassers an, ohne uns doch von der Wahrheit, Nothwendigkeit und ausschließenden Berechtigung des von ihm eingenommenen Standpunktes überzeugt halten zu können.

Konrad Hermann.

Feuilleton.

Ausländische Literatur.

Kein erquicklicher Beitrag zu der seit Carlyle's Ableben erschienenen Carlyle-Literatur ist „Letters and Memorials of Jane Welsh Carlyle", die er selbst zur Veröffentlichung vorbereitet und die sein literarischer Testamentsvollstrecker J. A. Froude in drei Bänden edirt hat. Sie erstrecken sich über einen mehr als dreißigjährigen Zeitraum, von dem man sagen kann, daß er dem Wanderzug der Israeliten in der Wüste zu vergleichen ist; denn wie dieses Volk dabei seinem Gotte nachzog, so die Gattin Carlyle's ihrem Gatten. Nur daß ihr Martyrium viel schlimmer war als das Israels, da sie, außer dem Kampfe mit Mangel und Entbehrungen aller Art, auch noch unter der selbstsüchtigen Lieblosigkeit und lieblosen Selbstsucht und Griesgrämlichkeit ihres Gatten zu leiden hatte, der ihren Werth erst spät und nur zu spät völlig erkannte und schätzen lernte. Unerklärlich bleibt es, wie Carlyle so taktlos sein konnte, solche Briefe der Oeffentlichkeit übergeben zu lassen. Wollte er, mit Selbstverleugnung, seiner Leidensgefährtin den Lohn ihrer Geduld mit ihm dadurch zutheil werden lassen, daß er ihr den Ruhm einer Märtyrerin zu sichern glaubte, oder hielt er es für nöthig, über sich und seine Häuslichkeit der Nachwelt die Wahrheit, die ganze Wahrheit mitzutheilen und nichts zu verschweigen? Wir stehen hier vor einem Räthsel, dessen Lösung wol manche Generation beschäftigen wird. Vielleicht um so besser, eins mehr zu haben in dieser „Welt, in der man sich langweilt".

— In der „Eminent Women Series", welche John H. Ingram als Seitenstück zu Morley's „English Men of Letters" edirt, hat Mathilde Blind mit „George Eliot" den Reigen eröffnet. Wir reihen diese Leistung den eben erwähnten Briefen schon deshalb an, weil die Verfasserin einen Vergleich zwischen der Romandichterin, deren Biographie sie uns gibt, und Carlyle zieht. Das „Athenaeum" will zwar die Parallele nicht gelten lassen, und in mancher Hinsicht mit Recht nicht, wie z. B. betreffs des Fortschreitens mit der Wissenschaft, was bei Eliot der Fall war, während Carlyle, wie das Blatt sagt, bei all seinem Wissen von tausend Dingen, die heutzutage nicht viel nützen, sein ganzes Leben hindurch ein unwissender Mann im wahren Sinne dieses Ausdrucks blieb. Ebenso was seinen Pessimismus betrifft. Bei ihm, meint dasselbe Blatt, wäre es Sache des Temperaments, bei ihr das unvermeidliche Ergebniß einer Weltanschauung gewesen, die sie von den frühern Evolutionisten angenommen hatte und die ihrem edeln sympathischen Wesen im Grunde so antagonistisch war, daß sie pessimistisch gesinnt werden mußte. Wir finden jedoch den Vergleich insofern gerechtfertigt, als auch sie uns ein Räthsel zu lösen bietet. Ein solches nämlich finden wir in ihren ehelichen Verhältnissen, welche wir schon früher an dieser Stelle besprochen haben und auf die wir deshalb hier nicht nochmals einzugehen beabsichtigen. Es erübrigt nur noch zu sagen, daß obige Wochenschrift das Porträt, welches Mathilde Blind von ihrer Heldin entworfen hat, anziehend nennt und es als ebenso getroffen wie gefällig bezeichnet.

— Die obengenannte „English Men of Letter Series" ist wiederum mit einem neuen, „Fielding" betitelten und von Austin Dobson verfaßten Bande bereichert worden. Es findet diese Biographie, die ein wirkliches Bedürfniß war, trotzdem so manche Versuche einer solchen bereits vorliegen, ihrer Gediegenheit wegen allgemeine Anerkennung seitens der englischen Kritik, das „Athenaeum" meint jedoch, daß es ihr an Wärme der Darstellung, einem reichern Wortschatz und feinerer Ausdrucksweise gebreche.

— Wiederum liegt ein neuer und wichtiger Beitrag zur Maria Stuart-Literatur vor. Es ist: „The History of Mary Stuart, from the Murder of Riccio until her Flight into England. By Claude Nau, her Secretary. Now first Printed from the Original Manuscripts. With Illustrative Papers from the Secret Archives of the Vatican and other Collections in Rome. Edited by the Rev. Joseph Stevenson, S. J." (Edinburgh, Paterson). Zwar nur ein Bruchstück, ist diese Schrift gleichwol von hohem Werth, insofern Maria selbst darin über jenen Zeitraum ihres Lebens berichtet, in Betreff dessen ihre Handlungen am meisten in Frage gezogen werden. Es ist in ihres Secretärs Nau Handschrift und nicht in ihrem Namen geschrieben, doch in der Form einer selbständigen Erzählung. Ohne allen Zweifel ist es nach ihren eigenen Mittheilungen verfaßt, während Nau in ihren Diensten stand, und was man auch von Mariens Charakter halten mag, so darf man doch das nicht unberücksichtigt lassen, was sie zu ihrer eigenen Vertheidigung zu sagen hat. Ganz neu ist unter anderm die hier mitgetheilte Thatsache, daß sie zu Lochleven eine Fehlgeburt gehabt, ohne welche sie dem Bothwell Zwillinge zur Welt gebracht hätte. Von größerm Interesse indeß ist die Erzählung, wie sie aus der genannten Festung entkam, und welche Umstände dazu führten; dann ihre Flucht nach England, ihr früheres Entkommen von Holyrood nach Riccio's Mord, die Geschichte von Bothwell's Vergangenheit und von manchen andern Episoden ihres Lebens.

Theater und Musik.

Am wiener Burgtheater ist ein Drama „Der Nachbar" von Alfred Wallis zur Aufführung gekommen, eine Bearbeitung des Romans von Cherbuliez „L'idée de Jean Peterol". Wie es scheint, verbirgt sich unter dem Pseudonym ein Schauspieler des Burgtheaters. Gleichwol blieb der Familienerfolg aus, der sonst bei derartigen Stücken aus nächsten Kreisen nicht auf sich warten läßt; denn der Name des Verfassers oder vielmehr Bearbeiters wird wol in Wien ein offenes Geheimniß sein. Erst neuerdings hat Spielhagen mit Recht darauf hingewiesen, daß fast alle diese französischen Romane mehr Novellen seien und nach dem Drama hin gravitirten; gleichwol eignen sie sich nicht alle für die dramatische Bearbeitung; sie enthalten oft psychologische Entwickelungen, die eine feine und eingehende Dialektik verlangen und sich deshalb in die condensirtere Form des Dramas nicht ohne bedenkliche Schädigung einfügen lassen. Der Held des Romans ist ein Bauer, der von einem Baron mishandelt und zur Thüre hinausgeworfen wurde. Der-

selbe wandert in die Welt, kehrt als Millionär zurück, kauft Wechsel des Barons in sehr hohem Betrage an, um sich an ihm zu rächen, und verlangt die Hand seiner Tochter für seinen Sohn, da er nur dann die Wechsel zu prolongiren geneigt sei. Nun lieben sich die Kinder bereits; aber der Gedanke, daß ihre Liebe in solcher geschäftlichen Weise verwerthet werden soll, tritt störend zwischen sie. Eine Erbschaft setzt indeß die junge adeliche Dame in den Stand, dem Sohn des Bauern, der sich von seinem Vater losgesagt hat, aus freien Stücken die Hand zu reichen. Das ist kein dramatischer Stoff, da äußere Zufälligkeiten den Ausgang der Verwickelung bestimmen. Die Liebe des Bauernsohnes zum adelichen Fräulein findet sich schon in Sandeau's „Marquise de la Seiglière“: es ist auffallend, daß in der demokratischen französischen Republik der Unterschied der Stände noch immer eine große Rolle spielt. In Hector Malot's Romanen finden sich ähnliche Collisionen, z. B. in „La fille de la comédienne“.

— Das Lustspiel „Gela“ von Pauline von Harden hat am hannoverschen Hoftheater einen guten Erfolg davongetragen. Die Verfasserin, eine strebsame Schriftstellerin, hat sich schon mehrfach dramatisch versucht, ohne daß bisher ihre Stücke an einer größern Bühne zur Aufführung gekommen wären.

— „Der Spion von Rheinsberg“, ein Lustspiel vom Herausgeber d. Bl., ist in Hamburg und Frankfurt a. M. mit Erfolg zur Aufführung gekommen und fand besonders am Thaliatheater in Hamburg eine sehr freundliche Aufnahme. Am breslauer Lobe-Theater war im vorigen Herbst die Aufführung des Stücks so lange verboten worden, bis die Erlaubniß Sr. Majestät des Königs dazu eingeholt worden wäre, weil ein Ahnherr der Hohenzollern in dem Stücke vorkommt. Die Erlaubniß zur Aufführung ist jetzt von der Regierung ertheilt worden. Am Hoftheater in München glänzte bei einer Reprise des Trauerspiels „Katharina Howard“ Herr Possart in der originell aufgefaßten Rolle des Königs Heinrich VIII. und Fräulein Bland als Katharina Howard.

— Der gelehrte Sport, der in England in ganz besonderer Blüte steht, hat jetzt auch dramatische Seltsamkeiten hervorgerufen. Ein Professor Warr in London hat unter dem Titel „Die Geschichte Trojas“ die Iliade und Odyssee dramatisch bearbeitet, welches Product in englischer Sprache und am Tage darauf in griechischer im Cromwell-House in Kensington in Scene ging, natürlich vor einem sehr gewählten Publikum. Decorationen und Costüme spielten, wie überhaupt bei der neuern englischen Bühne, sobald sie sich an ernstere Dramen wie diejenigen Shakspeare's wagt, eine Hauptrolle; die Aufführung dieser dramatischen Ilias post Homerum setzte der Präsident der Malerakademie, Sir Frederick Leighton, in Scene; nach seinen Entwürfen und denjenigen anderer Akademiker war die Ausstattung angefertigt worden. Man kann sich also denken, daß das Hauptinteresse dieser mise-en-scène zugewendet war. Offenbar haben die Schliemann'schen Ausgrabungen die Phantasie der decorativen Künstler angeregt, und so ist denn auch für eine Darstellung des Trojanischen Kriegs die „historische Treue“ in erster Linie maßgebend gewesen. Zu Ehren Schliemann's sollen diese Aufführungen demnächst wiederholt werden.

Aus der Schriftstellerwelt.

Am 17. Juni starb in Franzensbad der Bankier Adolf Samter aus Königsberg, der sich durch eine Reihe nationalökonomischer und in socialer Hinsicht reformatorischer Schriften einen Namen gemacht hat. Adolf Samter war in der Pregelstadt im Jahre 1823 als Sohn eines Lotteriecollecteurs geboren; in der Zeit der politischen Bewegung, in den Jahren 1848 und 1849, schloß er sich der Oppositionspartei an und gab eine „Neue Königsberger Zeitung“ heraus; er war damals Buchhändler und Besitzer einer größern Buchdruckerei. Später etablirte er ein Bankgeschäft und wußte durch geschickte finanzielle Operationen sein väterliches Erbtheil so bedeutend zu vermehren, daß er zu den ersten Finanzgrößen in der Stadt der reinen Vernunft gehörte. Samter ist der einzige Schriftsteller aus kaufmännischen Kreisen, der die sociale Frage im Sinne der Kathedersocialisten in einer Anzahl kenntniß- und geistreicher Schriften behandelt hat; wir erwähnen hier: „Sociallehre. Ueber die Befriedigung der Bedürfnisse der menschlichen Gesellschaft“ (1875), „Das Eigenthum in seiner socialen Bedeutung“ (1879), „Der Eigenthumsbegriff“ (1878) u. a. Auch hat er der Zeitschrift „Unsere Zeit“ mehrere werthvolle, in dem gleichen Gedankenkreise sich bewegende Abhandlungen zugewendet.

Bibliographie.

Beck, F., Spruch- und Räthselbüchlein. Augsburg, Literarisches Institut von Dr. M. Huttler. 8. 1 M.

Bellamine, Frau, Gedichte und Gelegenheits-Dichtungen. Ernste und heitere Lebens-Bilder, Gedanken-Späne, Polterabend-Vorträge, Fest-Wünsche, Tischreden, Nachrufe und Briefe. Hamburg, Jowien. 8. 6 M.

Bleibtreu, K., Aus Norwegens Hochlanden. Drei Novellen. Berlin, Auerbach. 8. 1 M. 80 Pf.

Caemmerer, Friedrich des Großen Feldzugsplan für das Jahr 1757. Vortrag. Mit einer Karte. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 1 M.

Claretin, J., Der Herr Minister. Pariser Roman. Einzig autorisirte Uebersetzung nach der 50sten Auflage des Originals von A. Röhl. 2 Bde. Dresden, Minden. 8. 7 M. 50 Pf.

Dahn, F., Bausteine. Gesammelte kleine Schriften. 4te Reihe: 2te Schicht. — A. u. d. T.: Philosophische Studien. Berlin, Janke. Gr. 8. 5 M.

Demokratisch. Eine amerikanische Novelle. Frankfurt a. M., Koenitzer. 8. 1 M. 50 Pf.

Dominik, E., Quer durch und rings um Berlin. Eine Fahrt auf der Berliner Stadt- und Ringbahn. Etwas Geschichte und viel Geschichten. Mit 28 Illustrationen von H. Lüders u. A. Berlin, Paetel. Gr. 8. 3 M.

Ebrard, A., Peter Lotich der Jüngere. Sein Leben und eine Auswahl seiner Gedichte, metrisch ins Deutsche übertragen. Gütersloh, Bertelsmann. Gr. 8. 2 M.

Fick, A., Philosophischer Versuch über die Wahrscheinlichkeiten. Würzburg, Stahel. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Fischer, W., Studien zur byzantiuischeu Geschichte des 11. Jahrhunderts. Plauen. Gr. 4. 2 M.

Fleischfresser, W., Die politische Stellung Hamburgs in der Zeit des 30jährigen Krieges. I. 1618—1626. Hamburg, Jeuicheu. 4. 1 M.

Foglar, L., Gedichte. Neue Sammlung. Leipzig, Rühle u. Rüttinger. 12. 3 M. 75 Pf.

— — Geschichten und Gedenkblätter in Versen. Wien, O. Frank. 12. 3 M. 60 Pf.

Franke, A., Dämon Alkohol. Ein Kulturbild in 8 Abtheilungen. Rudolstadt, Hartung u. Sohn. 8. 1 M.

Frankl, L. A., Zur Biographie Franz Grillparzer's. Wien, Hartleben. 8. 1 M. 50 Pf.

Frensdorff, F., Die Stadtverfassung Hauuovers iu alter und ueuer Zeit. Vortrag. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 1 M.

Geiseler, Die Oster-Insel. Eine Stätte prähistorischer Kultur in der Südsee. Bericht über die ethnologische Untersuchung der Oster-Insel (Rapanui). Mit 22 lithographirten Tafeln und 1 Karte. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 2 M. 75 Pf.

Glogau, B., Neue Novellen. 2te Folge. Leipzig, Schlicke. 8. 5 M.

Hahn, H., Bouifaz und Lul. Ihre angelsächsischen Korrespondenten. Erzbischof Luls Lebeu. Leipzig, Veit u. Comp. Gr. 8. 10 M.

Haidheim, L., Philipp van Artevelde. Historischer Roman. 2 Bde. Berlin, Janke. 8. 9 M.

Junghanns, Sophie, Neue Novellen. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 8. 5 M. 40 Pf.

Lipps, T., Gruudtatsachen des Seelenlebens. Bonn, Coheu u. Sohn. Gr. 8. 15 M.

Schwanensang eines alten Oesterreichers 1883. Bern, Krebs. 8. 1 M.

Stein, H. v., Helden und Welt. Dramatische Bilder. Eingeführt durch R. Wagner. Chemnitz, Schmeitzner. 8. 4 M. 20 Pf.

Tappert, W., Richard Wagner, sein Leben und seine Werke. Elberfeld, Lucas. Gr. 8. 2 M.

Timou von Athen. Eiu Festspiel mit Gesang. Aufgeführt deu 27. März 1883 bei der Zusammenkuuft ehemaliger Schüler des Stadtgymnasiums iu Halle a. d. S. Als Handschrift gedruckt. Halle, Heudel. 8. 2 M.

Umfrid, O., Göthe's Faust-Dichtungen. Tübiugeu, Fues. 1881. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Vierordt, H., Albrecht von Haller. Tübiugeu, Fues. Gr. 8. 80 Pf.

Wetzel, A., Die Lübecker Briefe des Kieler Stadtarchivs 1422—1534. Kiel, Universitäts-Buchhandlung. Gr. 8. 2 M.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 28. — 12. Juli 1883.

Novellen und Romane.

1. Aus stiller Zeit. Novellen von Wilhelm Jensen. Zwei Bände. Berlin, Paetel. 1882. 8. 8 M.

Wilhelm Jensen ist ein sinniger, still und fein beobachtender Autor, der die verborgene Poesie auch in dem Unscheinbarsten zu entdecken versteht und liebevoll ans Licht zieht. Auch in den vorliegenden Novellen finden sich diese Vorzüge wieder.

In seiner Novelle „Unter den Schollen" (im ersten Bande) zeigt sich wieder jene Einfachheit der Handlung, welche Jensen liebt und die ihm Gelegenheit gibt, mit Muße sich der Vertiefung der Charaktere hinzugeben. Die Handlung ist folgende: Ein einsam lebender Mann findet eines Abends bei Winterzeit eine halb erstarrte Frau mit ihrer Tochter im Walde, er nimmt sie mit in seine Wohnung und erfährt dort, daß die Frau die Witwe eines französischen Emigranten ist, der, zur Zeit der Revolution aus Frankreich ausgewandert, in Deutschland ansässig war, dort aber nach kurzer Ehe starb, sein junges Weib mit nur geringen Mitteln zurücklassend. Frau de Saint-Vallier (dies der Name der Frau) kauft sich ein Häuschen in der Nähe des Waldes und lebt dort einsam nur der Erziehung ihres Kindes. An dem Abend, wo Rodewald die Frau mit dem zehnjährigen Mädchen findet, steht das Haus der beiden in Flammen, welche, wie sich später herausstellt, das Mädchen selbst entzündet hat, in der Meinung, das Haus sei an allem Unglück und so auch an der Krankheit der Mutter schuld. Diese ist nämlich im hohen Grade lungenleidend und ihr Zustand bessert sich auch nicht trotz der sorgfältigen Pflege, die Rodewald ihr in seinem Hause angedeihen läßt. Eine entstehende Neigung zu der jungen, trotz ihrer Krankheit noch sehr anziehenden Frau schneidet der Tod plötzlich ab. Rodewald sieht sich nun mit der kleinen Margot allein, die als sein Kind zu erziehen er der sterbenden Mutter versprochen. Das Mädchen überträgt alle Liebe, die sie früher ihrer Mutter zugewendet, auf ihren Wohlthäter, in dem sie zugleich den Wohlthäter ihrer Mutter dankbar verehrt. Die Jahre entfliehen, und das Mädchen wächst zu einer liebreizenden Jungfrau heran. Was nicht ausbleiben kann, bleibt auch hier nicht aus, Rodewald, der selbst ein noch junger Mann ist, sieht plötzlich das Weib in der herrlich aufgeblühten Gestalt, deren kindliche Liebkosungen ihn nur verwirren. Margot selbst hat keine Ahnung von den veränderten Empfindungen ihres Pflegevaters, die sie — in seinem Sinne — nicht erwiedert, obwol ihre dankbare, anhängliche Kindesliebe dieselbe geblieben ist. In dem Egoismus seiner plötzlich ausbrechenden Leidenschaft glaubt Rodewald Erwiederung derselben erwarten zu dürfen, und eines Abends, unfähig sich länger zu beherrschen, entdeckt er der erschreckten Jungfrau seine wahren Gefühle. Margot erbittet sich eine kurze Bedenkzeit und erklärt sich nach Ablauf derselben bereit, seine Gattin zu werden. Sie betreibt nun die Vorbereitungen zur Hochzeit mit fieberhafter Hast; am Vorabend des verhängnißvollen Tags aber ertrinkt sie in dem in der Nähe befindlichen See. Rodewald hat nicht geheirathet.

Die Erzählung schließt mit einem Fragezeichen; man ist sich nicht recht im Klaren darüber, ob Marguerite ertrunken ist oder sich ertränkt hat; beinahe würde man auf das letztere schließen, aber, wie gesagt, bestimmt weiß man es nicht. Diese Ungewißheit könnte man einen Fehler nennen, da bei allem poetischen Reiz, den eine gewisse skizzenhafte Behandlung, die dem Gemüth noch etwas zu rathen aufgibt, für uns hat, die Absichten des Dichters, auch wo er sie nur andeutet, dem Leser doch klar sein müssen. Es huscht noch vorübergehend die Gestalt eines frischen Primaners durch die Erzählung, der in das Mädchen verliebt scheint; nichts deutet aber darauf hin, daß Margot ihr Herz an ihn verloren habe.

Die zweite Novelle des ersten Bandes: „Licaena Silene", hat wieder in hohem Maße jenen traumhaften Reiz des Stilllebens, in dessen Schilderung Jensen's sinnende Muse so Vorzügliches leistet, wobei er dann an Theodor Storm und an Adalbert Stifter anklingt.

In einer norddeutschen Stadt, deren Namen uns nicht mitgetheilt wird, lebt ein alter Herr, ein etwas wunderlicher Kauz und enragirter Insektensammler, mit einer einzigen Tochter, Wedina geheißen, welche er aber Silene nennt zur Erinnerung an einen blauen Falter. Diese Tochter nun und ein junger Mann, Ewald Nordmann, sind ihm bei seinen entomologischen Forschungen behülflich. Natürlich entwickelt sich bei den jungen Leuten ein Liebesverhältniß, wovon der ganz in sein Lieblingsstudium versenkte, fast versimpelte alte Herr nichts bemerkt, ebenso wenig wie von der durch die Julirevolution in Paris auch in jener norddeutschen Stadt hervorgerufenen revolutionären Bewegung. Dieser Mann, der, während unten die rasende Menge seine Wohnung umtobt und einzudringen versucht, oben, als ginge ihn dies alles nichts an, sich mit der größten Seelenruhe mit der Sortirung seiner Insekten beschäftigt und von dem aufregenden und aufgeregten Leben der Straßen absolut nichts merkt, hat etwas Geisterhaftes, Erdentrücktes und dürfte den Lesern entweder wie ein allem Erdenschicksal enthobener seliger Geist, der nichts mehr mit uns Menschen gemein hat, oder wie ein unmöglicher Narr, eine Caricatur vorkommen; das letztere ist aber wahrscheinlicher. Derselbe erweist sich übrigens als ein großer Egoist, der für den Sohn eines vom Bankrott bedrohten Vaters kein anderes Wort der Theilnahme zu finden weiß als dieses: „Das ist ja ein außerordentliches Glück, da können Sie Theologie studiren!" Unwahrscheinlichkeiten, wie sie uns in den andern Novellen des Verfassers begegnen, bleiben auch in dieser nicht aus. Welcher Vater z. B., der nicht ganz unzurechnungsfähig ist, wird einen jungen Mann, dem er ein merkwürdiges Insekt in einem entlegenen Zimmer zeigen will, durch das Schlafzimmer seiner Tochter führen, und zwar während diese zu Bett liegt? Ja er läßt ihn zum Ueberfluß noch allein dorthin zurückkehren, um das Fenster zu schließen. Ebenso unwahrscheinlich, beinahe einfältig klingt es, wenn er dem Paar, das bei der Aussicht, daß Ewald wegen des Concurses, in den sein Vater gerathen, nicht weiter studiren kann, verzweifeln will, entgegnet: er sähe nicht ein, weshalb sie nicht heirathen sollten; wenn sie Geld brauchten, dürften sie es ja nur aus der Geldlade nehmen, zu der er dann einen zweiten Schlüssel werde machen lassen! Als der Deus ex machina macht der alte Insektennarr denn auch aller Noth und Trübsal ein Ende, indem er den jungen Leuten einfach das Geld zum Heirathen gibt.

Auch in dieser Novelle, wie bei vielen desselben Autors, herrscht übrigens die Detailmalerei vor; überall weiß er mit seinem Spürsinn die wahrhaft poetische Seite aufzufinden und darzustellen. Es herrscht eine wohlthuende, keineswegs spießbürgerliche Ruhe in seinen Erzählungen, die uns in der aufreibenden und aufregenden Lebensjagd unserer Tage beschwichtigend anmuthet.

Der zweite Band enthält ebenfalls zwei Novellen, welche beide, besonders aber die erste, an künstlerischem Werth die beiden des ersten Bandes überragen. Sie sind mehr ausgearbeitet und so recht con amore behandelt. Bei der Novelle „Verblichene Schrift" weht uns jener räthselhaft süße Erinnerungsduft entgegen, der aus alten, längst vertrockneten, religiös im geheimen Schubfach verwahrten Rosenblättern zu uns aufsteigt, die wir vor langen Jahren von geliebter Hand empfingen und deren Duft allein uns unsere eigene schöne Jugend wieder vor Augen führt. Diesen eigenthümlichen Zauber vergangener Tage weiß Jensen mit dichterischer Kraft uns vorzuführen. Ueber seiner Schilderung der einfachen Ereignisse, die sich vor mehr als einem halben Jahrhundert in einer kleinen deutschen Stadt zutrugen, liegt der warme, goldene Ton der scheidenden Sonne nach einem schönen Sommertage. Wie der noch warme, aber nicht mehr glühende Strahl die scharfen Umrisse des Tags golden einhüllt, sodaß alles Harte und Scharfe harmonisch ausgeglichen erscheint, so auch in dieser schlichten, aber echt poetisch empfundenen, anspruchslosen Herzensgeschichte. Hier herrscht nicht jene innerlich prosaische, pedantisch-systematische, widerwärtig correcte Detailmalerei der neuern Schule der Naturalisten; das Detail ist vielmehr mit jener Aufmerksamkeit behandelt, die ihm, insofern es zur Charakteristik des darzustellenden Gegenstandes wesentlich beiträgt, zukommt; insofern nämlich, als die in den kleinsten, bescheidensten Dingen enthaltene Poesie, die nur das Dichterauge wahrnimmt, die Bedeutung des poetischen Kunstwerks erhöht. Die liebevolle Sorgfalt in Beschreibung des scheinbar Unbedeutenden hat Jensen mit Theodor Storm gemein, dessen Innigkeit und träumerischen Tiefsinn er jedoch nicht ganz erreicht. Gemeinsam mit ihm hat er ferner den treuherzigen Patriotismus, der nichts Anmaßendes und Bombastisches an sich hat, sondern sich in der innigen und behaglichen, für andere Nationen nicht kränkenden Schilderung echt deutscher Sitten und Zustände (allerdings wie sie vor funfzig Jahren waren) mit Vorliebe gefällt.

Von den beiden Novellen „Verblichene Schrift" und „Ein Traum" scheint mir die erste die bedeutendere; die zweite enthält zu große Unwahrscheinlichkeiten und besitzt auch nicht den duftigen Reiz der ersten.

Der Held der Novelle „Verblichene Schrift" (wahrscheinlich ist hier der Verfasser selbst gemeint) kauft bei einem wunderlichen alten Antiquar einen alten Schreibtisch, der mit reichem Schnitzwerk versehen ist und woran zwei Engelsköpfe, die augenscheinlich Porträts sind, besonders ins Auge fallen. Der Schreibtisch „redet nicht", behauptet der geheimnißvolle Alte, während die meisten der andern antiquarischen Gegenstände ihre eigene Sprache haben. So öffnet er mit der größten Vorsicht ein blaues mit Perlen besetztes Emaildöschen, damit keine der Thränen, womit es bis zum Rande gefüllt sei (wie er versichert),

verschüttet werde. Der Beschauer jedoch sieht nichts darin als den auf dem Grunde eingravirten Namen „Cornelie". Der Schreibtisch, der nicht spricht, wird dem Käufer zugeschickt, und spricht jahrelang wirklich nicht zu ihm. Endlich aber nach langer Zeit als der Besitzer des alterthümlichen Möbels bei hellem Mondschein vor demselben sitzt und die Fächer auf- und zuschiebt — spricht der Schreibtisch auf einmal. Er entdeckt nämlich — immer beim Strahl des Mondes — ein geheimes Schubfach und findet darin einen langen vergilbten Brief. Aus dem Inhalt des Schreibens, welches eine alte Frau nach funfzigjährigem Stillschweigen einer Jugendfreundin sendet, ergibt sich, daß die Schreiberin und diejenige, an die das Schreiben gerichtet ist, in der Jugend denselben Mann geliebt, der zuerst die eine bevorzugt, schließlich aber die andere, die Briefstellerin, heimgeführt hat. Nach funfzigjähriger Trennung reicht die Schreibende ihrer frühern Rivalin die versöhnende Hand.

Das alte vergilbte Papier, aus dessen Seiten jener Erinnerungszauber, den Jensen so gut in der Gewalt hat, magisch aufsteigt, belebt und befruchtet die Phantasie des Lesenden, vor dessen inneres Auge nun die ganze Jugendgeschichte jener zwei Mädchen tritt, so wie sie sich nach dem vorhandenen Fragment entwickeln konnte und mußte. Diese Erzählung bildet den eigentlichen Inhalt der Novelle.

Die beiden Mädchen Lucie und Cornelie bewohnen zusammen, aber fast ohne jeden älteren Schutz, das Haus von Luciens Aeltern. Wie es kommt, daß Luciens Cousine Cornelie mit ersterer zusammenwohnt, wird nicht weiter aufgeklärt; sie scheint eine Waise zu sein, die von Luciens Aeltern adoptirt wurde. Genug, beide leben in der größten Eintracht, bis das Schicksal ihnen einen Zankapfel in der Gestalt eines jungen Mannes ins Haus schickt. Dieser, Karl genannt, ist ein Vetter Luciens und zugleich Jugendgespiele beider Mädchen. Die gegenseitige Abneigung, welche Karl und Cornelie als Kinder gegeneinander hegten, ändert sich plötzlich und wird zur Sympathie und Neigung. Karl kommt nämlich von weiten Reisen zurück, hat einen Ruf als Professor an der Universität seiner Vaterstadt angenommen und wohnt vorläufig, bis sein eigenes Logis eingerichtet ist, bei den beiden Cousinen. Unter diesen drei jungen Leuten spielt sich nun der höchst einfache Verlauf der Handlung ab, deren Hauptreiz weniger in dem Neuen und Ungewöhnlichen der Ereignisse und Verwickelungen besteht, als vielmehr in der reizvollen poetischen Behandlungsweise, welche, um den gewollten Effect hervorzubringen, kein Detail vernachlässigt. Der junge Naturforscher verliebt sich zuerst in Cornelie, die dessen plötzlich aufflammende Leidenschaft ebenso plötzlich erwiedert, wendet sich aber dann, je mehr er den Charakterunterschied der beiden Mädchen kennen lernt, langsam aber entschieden Lucien zu, mit der er sich endlich verlobt, während die stolze Cornelie, die als die Schönere und Begabtere sich doppelt gekränkt fühlt, in die Nacht hinauseilt. Wo sie hingeht, was aus ihr wird, erfährt man nicht; ebenso wenig wie ein Grund ihres bisherigen Zusammenlebens mit der Cousine angegeben wird. Aus dem alten vergilbten Briefe vernehmen wir nur, daß Lucie ihrer Cousine über einen Zeitraum von funfzig Jahren hinweg die versöhnende Hand reicht, wobei sie nicht ermangelt, ihr wiederholt zu sagen, wie lieb Karl und sie einander gehabt hätten, und ihr alles Böse zu verzeihen, was die leidenschaftliche Cornelie in auflodernder Eifersucht ihr angethan. Dies die einfache Handlung, die dem sinnigen Dichter reichlichen Stoff zur Entwickelung seiner subtilen Seelenmalereien gibt.

Man könnte Jensen den Vorwurf der ungenügenden Motivirung machen. Corneliens Anwesenheit in dem Aelternhause Luciens ist nicht motivirt, ebenso wenig daß die beiden jungen Mädchen das große Haus allein bewohnen, was man heutigentags unwahrscheinlich nennen würde, oder vielmehr unmöglich, und die Sitten in Deutschland sind in dieser Beziehung heute nicht anders als vor funfzig Jahren. Ferner erscheint es noch unwahrscheinlicher, noch unmöglicher, daß diese beiden allein wohnenden jungen Mädchen einen jungen Mann bei sich aufnehmen, der wochenlang bei ihnen wohnt und mit ihnen verkehrt, ohne daß es jemand einfiele, darin etwas Anstößiges zu finden. Es gehört allerdings die ganze Unschuld und Reinheit des deutschen Volkscharakters dazu, damit sich das Verhältniß zwischen den drei sich selbst überlassenen jungen Leuten so natürlich, harmlos und keusch entwickeln kann, wie es hier geschieht. Unmotivirt ist ebenso das plötzliche Verschwinden Corneliens aus dem Hause ihrer Cousine, sodaß man sich besorgt fragt: wo mag sie geblieben sein?

Was die Charakterschilderung angeht, so sind dem Autor die Frauen besser als der junge Mann gelungen, wie ihm nach meiner Meinung die Charakteristik der Frauen überhaupt besser gelingt. Dieser Naturforscher Karl ist ein ziemlich alltäglicher Geselle, mäßig gelehrt, gutherzig, bieder, ein Typus, wie er viel in Romanen und noch mehr im Leben vorkommt, dessen Anziehungskraft auf junge, hübsche, begabte Mädchen man aber nicht begreift.

In der zweiten Novelle: „Ein Traum", tritt dieselbe Unwahrscheinlichkeit hervor; denn wer wird es für wahrscheinlich, ja auch nur für möglich halten, daß die Magd eines Wirthshauses dritten Ranges in einem kleinen Städtchen, die nicht weniger als alles im Hause zu besorgen hat und also täglich mit den rohesten Menschen verkehrt, und die rohesten Reden zu hören bekommt, sich eine Unschuld, eine Unbekanntschaft mit gewissen Dingen bewahrt hat, die fast an die Einfalt streift. Wie ist es nur möglich, daß ein solches Mädchen, der noch dazu alle Augenblicke ihre illegitime Geburt vorgeworfen wird, sich auf das Geheiß ihres Herrn nach Mitternacht in das Schlafzimmer eines der angekommenen Gäste, eines reichen Studenten, begibt, angeblich um ihm einen Schlaftrunk zu bringen, und sich (anstatt fortzugehen) auf die Bettkante des Eingeschlafenen setzt, um ihn ruhig zu betrachten?

Und noch unmöglicher ist (was der Autor uns zumuthet zu glauben), daß das Mädchen noch mit derselben Ruhe auf der Bettkante sitzen bleibt, nachdem der Student erwacht ist und zu ihr spricht, ohne eine Ahnung von der Bedeutung der Situation zu haben. Die Unschuld des Mädchens wäre rührend und erhaben, wenn sie nicht unmöglich wäre. Nicht ganz so unwahrscheinlich, doch immerhin nicht wahrscheinlich ist ferner das Benehmen des Studenten Waldemar, indem er das Mädchen, welches eine plötzliche, unwiderstehliche Neigung zu ihm gefaßt, mit sich nimmt nach Berlin, wo er ein Zimmer für sie miethet, ihr neue Toilette schenkt, sie beinahe täglich besucht, kurz sie in eine nichts weniger als unanfechtbare Stellung bringt. Im weitern Verlauf der Handlung wird das Mädchen immer unschuldiger, nämlich immer zudringlicher mit ihrer Liebe, die sie selbst nicht versteht. Ja, weder das Treiben der Großstadt noch die Vorstellung von „Romeo und Julie", der sie beiwohnt, vermag diese holde Unwissenheit zu verscheuchen; sie hat noch immer keine Ahnung von den Zielen der Liebe, obgleich Romeo's Leidenschaft ihr alle Pulse schlagen macht und das fieberhaft erregte Blut in die Wangen treibt, obgleich sie selbst nach beendigter Vorstellung, Julie nachahmend, ihren Romeo, und zwar mit denselben Worten zu sich durch das Fenster ins Zimmer hineinzieht. Eine weitere Unwahrscheinlichkeit besteht darin, daß der junge Waldemar die Magd aus dem Wirthshaus wirklich zu heirathen gedenkt, was sein Vater, ein angesehener berliner Handelsherr, natürlich nicht zugibt. Da es dem jungen Mann somit unmöglich gemacht ist, die Geliebte als Gattin heimzuführen, kommt er den Abend nach jener Romeo-Aufführung zu ihr und fordert, von seiner Leidenschaft hingerissen, den Lohn des Romeo. Das endlich verstehende Mädchen aber reißt sich von ihm los, entflieht durch die Nacht, kehrt wieder in ihren Geburtsort zurück und heirathet dort einen jungen Bauer, der schon früher, vor ihrer Bekanntschaft mit Waldemar, um sie angehalten.

Auch in dieser Novelle finden sich übrigens alle Vorzüge des Verfassers wieder.

2. Kleine Novellen von C. F. Meyer. Vierter Band: Gustav Adolf's Page. Leipzig, Haessel. 1882. 8. 1 M.

Die reizende kleine Novelle legt Zeugniß ab für den fein gebildeten Geist und das hoch und zart gestimmte Gemüth des Verfassers. Es ist eine vornehme kleine Erzählung, vornehm und gewählt der Form nach und bei aller Schlichtheit auch dem Inhalt nach. Die rührende und nur scheinbar nicht ganz naturwahre Handlung ist folgende: Ein junges Mädchen, welches eine leidenschaftliche Verehrung für den Heldenkönig Gustav Adolf von Schweden empfindet, tritt als Page an Stelle ihres Vetters in seine Dienste. Diesem Vetter, einem gewissen Leubelfing, war die Ehre zugedacht, der Page des Königs zu werden; da diese Ehre dem wenig kriegerisch gesinnten jungen Mann, der wohl weiß, daß des Königs Page auch in der Schlacht nicht von seiner Seite weichen darf, aber nicht sehr einleuchtet, übernimmt das muthige junge Mädchen, das ohnedies etwas Knabenhaftes in seiner äußern Erscheinung hat, die Rolle des jungen Feiglings. Und nun schildert der Verfasser mit ruhiger Behaglichkeit das anmuthige Verhältniß, welches sich zwischen dem siegreichen protestantischen König und seinem ergebenen Pagen entwickelt. Niemand im Lager hat eine Ahnung von dem eigentlichen Geschlecht des Pagen Leubelfing, der seinerseits stets auf der Hut ist und fortwährend in Aengsten der Entdeckung schwebt. Ein einziges mal nur droht ihr Entdeckung, doch geht diese Gefahr wieder glücklich vorüber. August Leubelfing begleitet den König in jeder Schlacht, glücklich, in der Nähe seines Ideals sein zu können. Da wird der König eines Tags gewarnt, und zwar von niemand Geringerm als dem Herzog von Friedland in Person, daß er sich hüten möge, daß jemand nach seinem Leben trachte und daß nach allen Anzeichen dies niemand anders als sein Page sein könne. Ein Handschuh, der in dieser Sache belastend ist, paßt dem Pagen wie angegossen. Gustav Adolf will zwar nicht an die Schuld seines „Gust" glauben, aber doch überrascht auch ihn die Coincidenz belastender Indicien; Leubelfing aber, von Schmerz und Entsetzen ergriffen, fürchtet sich vor sich selbst, und da er seinem geliebten Helden auch keine Stunde Unruhe bereiten will, verbannt er sich freiwillig aus seiner Gegenwart. Der verhängnißvolle Handschuh aber gehört einem erbitterten Feinde des Königs, dem Herzog von Lauenburg, der, vor dem versammelten Adel vom König zurechtgewiesen und gedemüthigt, sich zu rächen sucht. Der Page, der es ohne den König nun einmal nicht aushalten kann, folgt ihm wieder heimlich und ist in der Schlacht von Lützen plötzlich wieder an seiner Seite. Von nun an verläßt er ihn nicht mehr, und als der König verwundet wird, nimmt er den schweren todeswunden Körper auf sein Roß und reitet allein mit dem Sterbenden über die Heide bis vor das Haus eines ehrlichen Magisters, der mit seiner Haushälterin dem König vom Pferde hilft und den Todten auf ein Ruhebett legt. August Leubelfing, der mit übermenschlicher Anstrengung, selbst zum Tode verwundet, den König bis so weit gebracht, überlebt seinen Herrn nicht; er stirbt, bis zum Tode getreu, mit seinem Abgott, bei welcher Gelegenheit sein Geschlecht entdeckt wird.

Dies die einfache und rührende Fabel, die mit großer Feinheit und Noblesse behandelt ist. Die Gestalt des Königs ist vortrefflich geschildert, die Treuherzigkeit, Güte und echte Frömmigkeit des nordischen Helden von männlicher Kraft gehoben, mit vieler Wärme dargestellt. Die Verehrung des Mädchens für den Helden, die in ihrem jungen Gemüth zur Liebe wird, ist durchaus wahrscheinlich und dabei mit großer Delicatesse behandelt. Ein feiner Zug ist es ferner, daß der König, der seinen ergebenen Pagen wie einen Sohn gern hat, von dieser Liebe nichts ahnt, da sonst möglicherweise eine Liebschaft des Königs zu seinem Pagen entstanden wäre und den

erstern von seiner reinen Höhe herabgezogen hätte. Ebenso natürlich wie rührend ist ferner das Ende, wenn der Page im Gewühl des Kampfes den todten König mit sich auf das Roß nimmt. Der ohne Kopfhängerei echt fromme, protestantische Sinn des Königs mit seinem schlichten Festhalten an der Pflicht ist in dieser kleinen Erzählung mit Liebe hervorgehoben; als Probe der gemüthlich-liebevollen Art, womit der schwedische Held seinem Pagen den Kopf zurechtzusetzen pflegte, theilen wir hier folgende Schilderung mit:

Jetzt wies ein feiner Finger mit einem scharfen schwarzen Schatten auf das hell beleuchtete Blatt und eine Devise von unbekanntem Ursprung. Es war der über die Schultern des Königs guckende Page, die Devise aber lautete: „Courte et bonne!“ Das heißt: „Soll ich mir ein Leben wählen, so sei es ein kurzes und genußvolles!“ Der König las, sann einen Augenblick nach, schüttelte bedenklich den Kopf und zupfte, über sich greifend, seines Pagen wohlgebildeten Ohrlappen. Dann drückte er Leubelfing auf seinen Schemel nieder in der Absicht, ihm eine kleine Predigt zu halten. „Gust Leubelfing“, begann er lehrhaft behaglich, den Kopf rückwärts in das Polster gedrückt, sodaß das volle Kinn mit dem goldhaarigen Zwickel vorsprang und das schalkhafte Licht der halbgeschlossenen Augen auf das lauschend gehobene Antlitz des Pagen niederblitzte, „Gust Leubelfing, mein Sohn! Ich vermuthe, diesen fragwürdigen Spruch hat ein Weltkind erfunden, ein „Epikurer“, wie Dr. Luther solche Leute nennt. Unser Leben ist Gottes. So dürfen wir es weder kurz noch lang wünschen, sondern wir nehmen es, wie er es gibt. Und gut? Freilich gut, das ist schlicht und recht. Aber nicht voll Rausches und Taumels, wie der französische Spruch hier unzweifelhaft bedeutet. Oder wie hast du ihn verstanden, mein lieber Sohn?“

Mit kräftigen Strichen schildert der Verfasser ferner den deutschen Adel des Dreißigjährigen Kriegs, kernig, übermüthig, raublustig, nicht allzu gewissenhaft, aber kühn und kriegsgewohnt, mit einem Wort historisch treu. Der edle deutsche Stil, fern von Ziererei und gesuchter Deutschthümelei, erinnert an Scheffel. Alles in allem genommen offenbart sich in dieser Novelle eine ungewöhnliche, liebenswürdige Begabung.

3. Der Anhänger. Eine Geschichte aus der Gegenwart von L. Freiherrn von Ompteda. Leipzig, Böhme. 1883. 8. 3 M. 60 Pf.

Die höchst einfache, etwas nüchterne Handlung dieser Erzählung ist mit entsprechender Nüchternheit behandelt. Die Charakterschilderung ist oberflächlich und prosaisch; der Stil trocken und kalt. Der Verlauf der zu sehr in die Länge gezogenen Handlung ist folgender: Der Held des Romans, Bolko Bardenfleth, hat sich mit der Tochter seines Pflegevaters, Gertrud Lüchau, verlobt, und zwar nicht aus Liebe, die er für das hoch aufgeschossene, noch unfertige junge Mädchen von siebzehn Jahren nicht empfindet, sondern aus dem sonderbaren Grund, seinem Pflegevater einen Dienst zu erweisen. Der Commerzienrath Lüchau nämlich, der das Vermögen seines Mündels Bolko zu verwalten übernommen, hat in großer eigener Bedrängniß einen Theil dieses Vermögens für sich angegriffen. Als der Termin des Rechnungsabschlusses naht und der Vormund seinem Mündel dessen Eigenthum übergeben soll, beschließt der gepeinigte alte Mann, seine Ehre nicht zu überleben. Bolko tritt noch bei zeiten hinzu, um seiner Hand die Pistole zu entreißen, und versucht nun, nachdem er alles erfahren, seinen Pflegevater, den er sehr liebt, auf jede Weise zu trösten und zu beruhigen, indem er die ganze Sache ignorirt und sich erbietet, alle Rechnungen ungesehen zu quittiren. Da der alte Mann aber trotzdem untröstlich bleibt, gibt es nur noch ein Mittel, ihm die Sache erträglicher zu machen, wenn er nämlich in Bolko nicht allein seinen Pflegesohn, sondern seinen Sohn erblicken darf: deshalb verlobt sich Bolko mit Gertrud. Mishelligkeiten mit Gertrud's Mutter, deren herrschsüchtigen Charakter Bolko nur schwer erträgt, führen, als Gertrud in einer gewissen Angelegenheit für ihre Mutter gegen ihn Partei ergreift, die Auflösung der Verlobung herbei. Bolko verlobt sich einige Zeit darauf, ein wenig aus Trotz, mit einer heidelberger Professorstochter, die er auch heirathet. Der Commerzienrath Lüchau macht bankrott, infolge dessen seine Frau dem Wahnsinn verfällt; von den beiden Töchtern pflegt die eine, Anna, eine junge Witwe, die Mutter, während die andere sich als Concertsängerin der Kunst widmet. Nach einigen Jahren, in welcher Zeit Bolko Bardenfleth seine junge Frau verloren, sehen sich die frühern Brautleute wieder, verlieben sich diesmal allen Ernstes ineinander und verloben sich mit Hülfe einiger Freunde, welche die sich noch Sträubenden zusammenführen, zum zweiten mal. Diesmal folgt der Verlobung die Heirath. Ein „Anhänger“ (hier für Medaillon gebraucht) spielt dabei eine gewisse Rolle, und dies sowol bei der erstern „Entlobung“ als der spätern zweiten Verlobung, daher wol der Titel. Die Schwester Gertrud's, die junge Witwe Anna, verlobt sich gleichzeitig.

Dies ist die, wie man sieht, höchst einfache, nichts weniger als originelle Handlung, um welche sich einige unwichtige Nebenpersonen gruppiren, Leute, wie man sie in Bädern kennen lernt (die Sache spielt theilweise in einem Luftcurort) und wieder vergißt. Da auch die Hauptpersonen im ganzen das Durchschnittsmaß der meisten Menschen nicht überragen, erweckt der Roman nur geringes Interesse. Wir verlangen auch von der Unterhaltungsliteratur eine bestimmte geistige Physiognomie, ohne welche ihre Berechtigung zweifelhaft ist.

4. Bis Mitternacht von J. D. H. Temme. Berlin, Goldschmidt. 1882. 8. 50 Pf.

Eine mit der beliebten Temme'schen Mache in Scene gesetzte Sensationsgeschichte. Die Handlung ist sehr einfach, Temme versteht es aber, derart die Spannung zu erregen und im Gange zu erhalten, daß man die unerhörtesten Verwickelungen und Entwickelungen erwartet und schließlich enttäuscht ist, wenn an Stelle der seltsamen, unnatürlichen Verbrechen, auf welche

die geheimnißvollen Vorzeichen und Indicien hinweisen, weiter nichts als ein Diebstahl, ein desselben fälschlich angeklagtes Mädchen und ein amerikanisches Duell übers Schnupftuch herauskommt. Temme hat einen sehr eigenthümlichen Stil, den ihm niemand nachmacht; er hat also den Vorzug der Originalität. Zu tadeln wäre dabei, daß dieser Stil leicht in Manier verfällt und dann wie alles Handwerksmäßige eintönig wird und an künstlerischem Werth verliert. Einen zuweilen komischen Eindruck macht z. B. der häufige Gebrauch des Wortes „mußte", welches auf mancher Seite zehnmal, zwanzigmal vorkommt. In der häufigen Verwendung dieses Wortes liegt allerdings ein Haupteffect seiner Schreibweise, aber ein weniger ausgiebiger Gebrauch würde künstlerisch maßvoller sein: „Er mußte antworten, sie mußte zugeben, er mußte bejahen" u. s. w.

Das kleine Buch liest sich übrigens rasch und leicht und beansprucht auch wol keinen höhern Werth als den einer spannenden Unterhaltungslektüre.

5. In omnibus charitas. Roman von M. Corvus. Breslau, Schottländer. 1883. 8. 3 M.

Der vorliegende Roman schildert religiöse Streitigkeiten zwischen Katholiken und Protestanten, die, da beide Parteien sich schließlich des schönen Spruchs „In omnibus charitas" erinnern, sich in gegenseitiger Versöhnung ausgleichen. Eine Liebesgeschichte zwischen einem Protestanten und einer strengen Katholikin, die von Adel ist, während ihr Geliebter bürgerlich ist, führt nach längern Kämpfen seiten des Mädchens zu demselben Resultat, nämlich der in der Liebe und Ehe stattfindenden Verschmelzung der Gegensätze. Die Charakterschilderung ist im ganzen etwas oberflächlich; am besten gelungen scheint uns die Figur des katholischen Dechanten, er ist der Vertreter des katholischen Princips, maßvoll gehalten, von der kirchlichen Wichtigkeit seiner Stellung durchdrungen ein würdiger Geistlicher, der, obgleich er sich zuweilen von geistlichem Eifer zu weit fortführen läßt, doch nicht intoleranter ist als sein kirchlicher Widersacher und persönlicher Freund, der evangelische Pastor Frantzius. Der Held und die Heldin, der junge Doctor Frantzius und die Baronesse Hertha Lorek, sind in schwachen Umrissen gehalten; ihnen fehlt das Charakteristische und Individuelle. Die Widersprüche der menschlichen Natur zu beobachten und so darzustellen, daß der einheitliche Charakter doch gewahrt bleibt, ist die Aufgabe des Dichters und Schriftstellers.

Die Handlung ist auch etwas dünn und zudem nicht neu; die Verschiedenheit des Glaubensbekenntnisses hat schon öfter Liebende getrennt, und der dadurch entstehende Conflict wurde schon mehrfach dichterisch verwerthet; auch die schließliche Lösung desselben, der endliche Sieg der Liebe über die Satzung, durch eine persönliche Gefahr der Geliebten herbeigeführt, ist ebenfalls nicht neu und auch nicht vollständig genug motivirt. Der Roman ist übrigens leicht und angenehm stilisirt und legt Zeugniß ab für eine edle, tolerante Gesinnung der Verfasserin.

6. Elementargewalten. Roman von O. Ernst. Zwei Bände. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 1883. 8. 7 M.

Dieser Roman, der in Aegypten (Port-Said) spielt, besitzt den Vorzug einer rasch fortschreitenden Handlung. Aufbau und Composition sind vortrefflich; jede mitspielende Person, auch die untergeordneten, an ihrem Platz und in ihrer Art unentbehrlich, der Knoten, leicht geschürzt, löst sich auf sehr natürliche, wahrscheinliche Weise, sowol der Umriß wie die Ausführung sind mit sicherer Hand gezeichnet. Zu tadeln wäre vielleicht, daß sich zu viel Intriguenspiel in die Handlung mischt, die überhaupt mehr dramatisch als novellistisch sich gestaltet. Auch ist vielleicht der Titel nicht ganz gerechtfertigt. Ein junges Mädchen, Holländerin von Geburt, die mit ihren Aeltern in Port-Said wohnt, wo der Vater, ein Handelsagent, im Auftrage des Prinzen Heinrich der Niederlande die holländischen Interessen vertritt, verliebt sich zuerst in einen jungen schönen Italiener, Giacomo mit Namen, der aber, da er nur ein Lootse ist, im Range tief unter ihr steht; dann aber, als ein ägyptischer Großer, Sidi-Ben-Omar, ihr mit orientalischer Glut huldigt, erwidert sie theilweise auch dieses Gefühl, wobei sie ihren eigentlichen Verlobten, einen Holländer, durchaus vernachlässigt. Der Kampf, der sich nun zwischen den drei Bewerbern entwickelt, die Art und Weise, wie ein jeder sich nach seinem Charakter damit abfindet, bietet den Stoff zum vorliegenden Roman. Häusliche Uneinigkeiten zwischen den Aeltern des jungen Mädchens, aus unversöhnbaren Charaktergegensätzen hervorgehend, durch Eifersucht der Frau auf eine frühere Geliebte gesteigert, bilden den effectvollen Rahmen um die eigentliche Erzählung. Die Heldin dieser dreifachen Huldigung macht an sich alle Qualen der Liebe durch; bald wird sie ihren Irrthum in der flüchtigen Neigung für den schönen Italiener gewahr, da sie ihn näher kennen lernt und seine geistige Gewöhnlichkeit sie abstößt; auch Sidi-Ben-Omar's arabisches Liebesfeuer ermüdet schließlich die Nordländerin, die sich vollends von ihm abwendet, als er ihre Liebe oder wenigstens ihren Besitz mit Gewalt zu erzwingen sucht, wogegen sich das Freiheitsgefühl der Holländerin auflehnt. Schließlich siegt die zeitweilig zurückgedrängte, aber nach der Ernüchterung kräftig wieder auflebende Neigung zu ihrem eigentlichen vorher bestimmten Verlobten, dem Holländer Willem, nachdem dieser in Lebensgefahr gerathen ist, wobei ihre Neigung ihr zum Bewußtsein kam. Eine arabische Zofe der jungen Dora spielt keine unwichtige Rolle in der Erzählung, es ergibt sich, daß sie die Tochter des alten Herrn van Oettersen ist, die Frucht seiner vorübergehenden Verbindung mit der arabischen Gazieh El Haya. Frau van Oettersen wirft, nachdem sie die Beziehung ihres Mannes zu der Araberin in Erfahrung gebracht, einen solchen Haß auf das Mädchen, macht ihr das Leben so schwer, daß sie entflieht. Nach mancherlei

Verwickelungen der ohne Aufenthalt forteilenden Handlung, wobei Dora noch in der Nothwehr einen alten Mann, der sie angreift, tödtet und selbst erblindet, schließt der Roman mit der Heirath Dora's mit ihrem ersten Verlobten, dem jungen Holländer, und wird Veronika als deren Schwester anerkannt und dauernd ins Haus aufgenommen.

Die Verfasserin weiß leider das Interesse, welches der erste Band ihrer Erzählung erregt, im zweiten nicht festzuhalten. Die im ersten Bande dramatisch sich zuspitzende Handlung verliert alles dramatische Interesse im zweiten und zersplittert sich in allerhand Intriguen, obgleich auch hierin eine gewisse Kunst der Composition und Gruppirung zu Tage tritt, die alles Ueberflüssige abschneidet und jeden einzelnen Theil auf unentbehrliche Weise in das Ganze eingreifen läßt. Die Charaktere sind mit fester Hand gezeichnet, vorzüglich scheint uns der orientalische Charakter des Gouverneurs Sidi-Ben-Omar mit seiner heißen Leidenschaftlichkeit gelungen, ebenso gut aber in seiner Art die maßvolle, im schönen Sinn vernünftige, ruhig charaktervolle Gestalt des Holländers Willem; das unerschütterliche Phlegma der Frau van Oettersen indessen scheint uns etwas Caricatur; die geschmeidige, unterwürfige, passive Araberin Veronika scheint uns naturgetreu, ebenso der Italiener Giacomo Lanzoni, dessen ideal schönes Aeußere eine gewöhnliche, schwunglose Seele einhüllt.

7. Das geheimnißvolle Schloß. Roman von Paul Féval. Autorisirte Uebersetzung von J. E. B. Trier, Paulinus-Druckerei. 1882. 8. 2 M.

Paul Féval's Roman hat den allgemeinen Charakter der meisten französischen Romane. Mit der Vorliebe für das Physisch-Greuliche und Abscheuerregende, welches sich auch in ihrer bildenden Kunst wiederfindet und welches die Franzosen zu bedürfen scheinen, um ihre abgestumpften Nerven zu erregen, wird hier die Pest in ihren Wirkungen geschildert. Trotzdem kommen dabei auch natürliche, gesunde und schöne Gefühle zum Ausdruck. Féval weiß mit beredten Tönen die Mutter- und Kindesliebe, die Anhänglichkeit an die Heimat zu schildern. Charakterschilderung ist freilich so gut wie nicht vorhanden, die jungen Mädchen, die jungen Männer sind die stets wiederkehrenden Typen der französischen Romane. Die Vorzüge, die den Franzosen nun einmal eigen sind: eine rasch und leicht fortschreitende Handlung, knappe Sprache, die Kunst, die Spannung im Gange zu erhalten, finden sich auch hier, doch auch die Oberflächlichkeit in der Schilderung psychologischer Zustände. Die Uebersetzung läßt leider zu wünschen übrig; es ist dem Bearbeiter nicht ganz gelungen, die französische Phraseologie in correcten deutschen Satzbau umzuwandeln. Im ganzen reicht auch dieser Roman nicht über den Bereich der bloßen Unterhaltungsliteratur hinaus.

Zur philosophischen und geschichtlichen Literatur.

1. Entwickelungsgeschichte des Geistes der Menschheit. In gemeinverständlicher Darstellung von Gustav Diercks. Zweiter Band: Das Mittelalter und die Neuzeit. Berlin, Th. Hofmann. 1882. Gr. 8. 5 M.
2. Metaphysik in Wissenschaft, Ethik und Religion. Eine philosophische Untersuchung von Paul Carus. Dresden, v. Grumbkow. 1881. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.
3. Erziehung und Geschichte. Ein Vortrag von M. Lazarus. Breslau, Schottländer. 1881. 8. 75 Pf.
4. Bilder aus dem chinesischen Leben. Mit besonderer Rücksicht auf Sitten und Gebräuche. Von Leopold Katscher. Leipzig, C. F. Winter. 1881. Gr. 8. 6 M.

Vor uns liegt der zweite Band der „Entwickelungsgeschichte des Geistes der Menschheit" von Gustav Diercks (Nr. 1). Nachdem der Verfasser im ersten Bande die Ergebnisse der modernen Forschung über die Entwickelungsphasen, welche das Geistesleben der Menschheit im Alterthum durchgemacht hat, in gemeinverständlicher Darstellung zur Anschauung gebracht (vgl. Nr. 6 d. Bl. f. 1881), beleuchtet er im zweiten Bande das Mittelalter und die Neuzeit in acht Kapiteln, von denen das erste „Das Christenthum und die Germanen" betitelt ist. Die Völker des Alterthums waren, nach der Anschauung des Autors, gewissermaßen „Einzelwesen, denen die Idee des Aufgehens in der Menschheit nicht kam", denen das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit mit den andern Völkern fern lag, die vielmehr darauf bedacht waren, alle fremden Elemente sorgfältig fernzuhalten. War ihre physische Kraft, die Basis ihrer Leistungsfähigkeit und ihres Staats- und Culturlebens, erschöpft, so brachen sie zusammen und verschwanden unter der Macht der Sieger. Von dem Satze ausgehend, daß die moderne Welt unbewußt der Verwirklichung der kosmopolitischen Idee entgegenstrebt, sagt Diercks:

> Griechenland bildete den Uebergang von der Herrschaft der physischen Kraft zur psychischen; es hielt die Waage im Gleichgewicht, das durch das Christenthum zu Gunsten der seelischen Seite wieder schwand. War ferner das Geistesleben der Völker des Alterthums ein nationales, so ist es im Mittelalter und in der Neuzeit ein vorwiegend internationales geworden. Die Geschichte des Geistes dieser Perioden ist eigentlich nichts anderes als die der Idee des Kosmopolitismus, denn der Hauptträger derselben war das Christenthum, und da dieses die europäische Welt beherrschte, so wurde auch die ganze Geistescultur Europas durch diesen Factor beeinflußt. . . . Auch die Chinesen können sich dem Zug der modernen Zeit nicht mehr entziehen; die Schranken, mit denen sie sich umgeben hatten, die ihnen ihre Selbständigkeit bewahrten, schwinden, nachdem sie einmal von außen her durchbrochen wurden, und die Chinesen werden ebenso wie alle andern Völker in der Menschheit aufgehen. Die Tage des chinesischen Particularismus sind gezählt, wie die des nationalen Particularismus überhaupt.

Wir können uns, ohne irgendwie einem einseitigen Particularismus zu huldigen, nicht davon überzeugen, daß

der Kosmopolitismus oder das Weltbürgerthum so bald das Nationalitätsprincip besiegen werde, und, offen gestanden, wir wünschen es auch nicht. Wohl hat die Idee des reinen Menschenthums vielfach glänzende Siege zu verzeichnen; wohl ist in einzelnen Staaten die Gleichheit aller Bürger vor dem Gesetz in hohem Grade verwirklicht worden, aber trotzdem besteht das Nationalitätsprincip noch in voller Macht. Ganz abgesehen von dem Gegensatz zwischen den Mongolen, den Negern und der weißen Rasse, sind in Europa die romanischen, slawischen und germanischen Stämme noch lange nicht vollkommen ausgesöhnt; denn es besteht zwischen ihnen gewissermaßen nur ein bewaffneter Frieden, während in den Vereinigten Staaten von Nordamerika die Indianerfrage noch immer nicht ganz gelöst ist. Wir vermissen in dem vorliegenden Buche, um das gleich hier zu sagen, obschon wir noch später darauf zurückkommen müssen, eine klare und vollständige Definition der Idee des Kosmopolitismus. Als Hauptträger der menschheitlichen Fortentwickelung im Mittelalter bezeichnet nun der Autor mit Recht und auch wol unbestritten das Christenthum und die germanischen Völker.

Den Uebergang zum zweiten Kapitel, welches den Titel „Die Araber und der Islam" führt, bahnt sich Diercks mit folgenden Sätzen:

Das Christenthum hatte in den ersten Jahrhunderten seiner Existenz schon schwer gelitten und war endlich unter dem Dogmenbau der katholischen Kirche verschwunden. Diese wiederum vermochte nicht, bei ihrer Verweltlichung, bei ihrem unersättlichen Streben nach Macht, sich vor den gefährlichen Folgen zu schützen. Während sie sich nach außen hin immer mehr ausbreitete, verfiel sie innerlich so schnell, daß es eines außergewöhnlichen Hülfsmittels bedurfte, um dem weitern Verfall, dem gänzlichen Zusammensturz des jungen Instituts zu steuern. Und dieses Mittel fand sich in zwei andern Elementen, die dadurch, daß sie die Kirche als Todfeinde bekämpften, sie veranlaßten, ihre ganze Kraft zusammenzunehmen und sich aus ihrer Lethargie aufzuraffen: in den Arabern und dem Islam. Germanen und Christenthum, Araber und Islam sollten für beinahe ein Jahrtausend durch ihre erbitterten Existenzkämpfe die Welt in Athem halten und sie dadurch auf die Bahn des Fortschritts führen.

Das Kapitel über die Araber und den Islam zählt zu den besten, welche das Buch enthält, wie sich denn der Verfasser dem Studium der Geschichte der Araber mit Vorliebe hingegeben zu haben scheint. Auch die beiden folgenden Kapitel: „Der psychische Typus des Mittelalters" und „Die Renaissance des Geistes", verdienen Anerkennung; wir lernen das Mittelalter nicht nur von seiten seiner Roheit und Wildheit kennen, sondern sehen auch, wie schon in der Blütezeit des Feudalismus und der kirchlichen Allmacht die Menschheit ringt, sich von geistigen und leiblichen Fesseln zu befreien. „Wie wir am Orangenbaum Knospen, Blüten und Früchte in allen Entwickelungsstadien zugleich vorfinden, so im ganzen Mittelalter die naiven Kundgebungen des unentwickelten Kindes neben den durchdachten des reifen Mannes." Nachdem der Autor in dem Kapitel „Der Protest des Geistes" dargethan hat, wie der Humanismus und die Reformation das Streben nach Freiheit der Individualität bis zu einem gewissen Grade mit Erfolg gekrönt haben, versucht er in dem folgenden Kapitel, „Die nationalen Geister" überschrieben, die Entfaltung des nationalen Geistes vorzugsweise in Italien, Spanien, Portugal, Frankreich und England zu schildern; Deutschland war schon bei der Besprechung der Reformation theilweise an der Reihe gewesen. Selbstverständlich wird hier besonders Rücksicht genommen auf den Fortschritt in der Wissenschaft, der Musik, der Poesie und den bildenden Künsten; aber auch das politische Ringen und Streben wird gebührend berücksichtigt. Das letzte Kapitel, welches den Titel „Vernunft und Kritik" führt, behandelt in seinen drei Unterabtheilungen: „Skepsis und Aufklärung", „Der deutsche Geist" und „Die Französische Revolution", auf 77 Seiten, einem verhältnißmäßig kurzen Raume, den reichen Gedankeninhalt der letzten drei Jahrhunderte. Daß auf diese Weise manches nur aphoristisch besprochen werden konnte, liegt auf der Hand; allein die Objectivität, mit welcher selbst die schärfsten Gegensätze beurtheilt werden, ist verdienstvoll und der Anerkennung werth. Wenn aber Diercks „die letzte Phase des deutschen Geistes und mit ihm die des Geistes der Menschheit" in dem Kriticismus Kant's zu finden glaubt, so wird man ihm schwerlich beistimmen können, wenn auch zugegeben werden mag, daß die Philosophie des gegenwärtigen Jahrhunderts vielfach von Kant ausgeht und in der seinen wurzelt. Den Culminationspunkt der Philosophie in der Kant'schen finden, heißt die Fortentwickelung des menschlichen Geistes leugnen; und so weit wird der Autor, welcher in seinem Werke fast überall dem quietistischen Pessimismus entgegentritt und gesunden optimistischen Grundsätzen huldigt, selbst nicht gehen wollen. Das neue, zumeist durch die Französische Revolution ins Leben gerufene und von den Culturvölkern erstrebte Ideal erblickt Diercks in dem Kosmopolitismus „auf der Basis der individuellen Freiheit, die jedem Menschen seine Freiheit und Selbstbestimmung läßt"; er glaubt aber, daß die nationalen Charaktereigenthümlichkeiten sich immer mehr verwischen und die Nationaltypen durch die Vermischung aller Völker immer seltener werden, bis sie zuletzt ganz schwinden. Wir sind nicht im Stande, wie bereits oben angedeutet, diesem kühnen Phantasie- oder Glaubensfluge zu folgen, weil wir die nothwendigen Voraussetzungen einer dauernden Vereinigung der individuellen Freiheit mit dem allgemeinen Weltbürgerthum bei der Eigenthümlichkeit der menschlichen Natur in ihren schwachen und starken Seiten nicht für vorhanden halten.

Alles in allem genommen können wir das Diercks'sche Werk nicht nur als eine angenehme Lektüre, sondern auch als ein anregendes und fruchtbringendes Bildungsmittel für denkende Leser empfehlen, weil durch dasselbe die Cultur-, Literatur- und Religionsgeschichte in hohem Grade zu einer vergleichenden Wissenschaft erhoben worden ist.

Eine kleine, aber werthvolle Broschüre ist die Schrift von Paul Carus: „Metaphysik in Wissenschaft, Ethik

und Religion“ (Nr. 2), welcher als Motto der Ausspruch Kant's vorangedruckt ist: „Das Urtheil desjenigen, der meine Gründe widerlegt, ist mein Urtheil.“ Der Verfasser hält unter Abweisung des crassen Materialismus und des nebulosen Spiritualismus am Realismus fest, insofern der letztere an der Realität der objectiven Welt nicht zweifelt, und zugleich am Idealismus, insofern dieser die Unerkennbarkeit des metaphysischen Hintergrundes der Erscheinungswelt behauptet. Der philosophische Standpunkt von Paul Carus dürfte mithin ein gewisser Real-Idealismus sein. Unter Metaphysik versteht er „die Wissenschaft von den Principien, d. h. dem letzten Grunde des Daseins und des Denkens — dem letzten Grunde der Welt und unserer Erkenntniß“. Nachdem der Autor in der Einleitung eine Definition von Metaphysik und Philosophie gegeben und das Verhältniß beider zueinander klar gestellt hat, behandelt er in den zwei Haupttheilen, in welche seine Schrift zerfällt, zunächst „Die Metaphysik in der Wissenschaft“ und dann „Die Metaphysik in ihrer Bedeutung für Ethik und Religion“. Eigenthümlich ist dem Verfasser die Ableitung des ethischen Princips sowol als des Egoismus aus einer gemeinsamen Wurzel, die er den „Allsinn“ nennt; als bemerkenswerth ist hervorzuheben, daß er dem Pessimismus scharf entgegentritt, wie denn die Gegner des letztern sich beständig zu mehren scheinen. Carus bietet uns vielleicht nicht allzu viel Neues; aber seine Darstellungsweise ist von einer bei philosophischen Autoren seltenen, oft geradezu musterhaften Durchsichtigkeit und Klarheit. Zum Beweise hierfür lassen wir einige Stellen aus dem Schlußparagraphen der Broschüre folgen:

Die Ethik wurzelt im Metaphysischen, aber auch die Kunst. Während die erstere der Durchbruch des Willens, ist letztere der des Intellects ins Allerheiligste der Natur; und wo sich dort beide treffen und vereinigen, erzeugen sie die Religion. Der Tugendhafte und der Künstler ahnt die metaphysische Einheit der Welt. Jede wahrhaft ethische That ist ein Sakrament, jedes wahrhafte Kunstwerk ein Symbol der wahren Religion. Dem ethischen Menschen ist der Schleier von den Augen genommen; er handelt so, als ob er das Räthsel der Welt erkannt und begriffen habe. Indem das Gefühl der Allheit sein Thun und Lassen bestimmt, sorgt er für seinen Nächsten wie für sich selbst. Ebenso ergeht es dem Künstler. Sein Genie sieht das Wesen der Dinge. Von jedem wahren Künstler und Dichter muß man dasselbe sagen können, was Goethe den Wilhelm Meister über Shakspeare sagen läßt: „Es scheint, als wenn er uns alle Räthsel offenbarte, ohne daß man doch sagen kann: hier oder da ist das Wort der Auflösung.“ Wenn wir nun Gott die bildliche Darstellung von jenem unergründlichen Wesen nennen, welches die Welt in ihrer Allheit trägt und dessen Spur wir in jedem Einzeldinge finden; wenn wir ihn als eine Personificirung des Metaphysischen bezeichnen, so wird wol jeder in diesem Sinne an Gott glauben. Religion in unserm Sinne braucht nicht nur jeder — zum mindesten der Gebildete, der von Natur tiefer angelegte Mensch; er braucht sie nicht nur, sondern trägt sie auch mehr oder weniger bewußt in sich. Freilich wird ein jeder seine eigene Religion je nach seiner Individualität haben, und doch liegt in verschiedenen Religionen, wofern sie echt sind, derselbe Nerv. Sie ist das Ideal eines jeden, wonach er an seiner eigenen Veredlung und an der Verbesserung unserer staatlichen und socialen Zustände arbeitet. Dem friedlichen Bürger ist der Inbegriff seiner Religion Loyalität, deren Summa er ausspricht in dem Satze: „Thue recht und scheue niemand.“ Des Kriegers Religion ist Ehre und Ruhm; die des Beamten treue Pflichterfüllung; die Religion eines echt weiblichen Gemüths ist die Liebe zu dem Gatten; die des Philosophen aber die Wahrheit.

Als einst im engern Freundeskreise über Religion gesprochen wurde, sagte ein Naturforscher: „Meine Religion ist die Wissenschaft.“ Ein begeisterter Mathematiker rief: „Meine Religion ist die Mathematik; denn sie ist die ewige Sphärenmusik, nach der sich die Welten bewegen.“ Der Dichter sprach: „Meine Religion ist die Poesie.“ Religion ist nach Carus das intuitive Begreifen des Metaphysischen der Welt. Jeder sucht es, jeder erreicht es auf seine Weise und hat recht daran; denn der Radien im Kreise gibt es viele, aber alle münden im Centrum.

In der „Erziehung und Geschichte“ betitelten Schrift (Nr. 3) beleuchtet der bekannte Völkerpsychologe Professor Moritz Lazarus in geistvoller Weise die Beziehungen zwischen Erziehung und Geschichte und kommt dabei unter anderm zu dem Resultate, daß die Art, wie die Erziehungsthätigkeit in einem Volke betrieben wird, für die ganze Gestaltung seiner Geschichte maßgebend ist. In der modernen Zeit, so ungefähr urtheilt der Autor, kommt der Individualismus, allen gegentheiligen Bestrebungen zum Trotz, immer mehr zur Geltung; denn ein neues Cultursystem, gegründet auf die Bedeutung des Individuums, auf die Bildung und die Selbstverantwortung jedes Einzelnen, bricht sich andauernd Bahn. Man kann über die Kirchenreformation denken wie man will; der eine mag ihre Bedeutung in diesem, der andere in jenem Punkte finden; aber kein Punkt wird so unbestritten sein in Bezug auf die Nachwirkungen und Ausstrahlungen nach allen Lebensgebieten hin, als der eine, daß durch die Reformation das allgemeine Priesterthum zum Grundsatz erhoben wurde im Gegensatz zur Hierarchie. Auf das allgemeine Priesterthum folgte die allgemeine Schulpflicht, hierauf die allgemeine Wehrpflicht und dann kam endlich das allgemeine Stimmrecht. Dies alles hängt nach Lazarus aufs innigste zusammen. Längst hat man die Thatsache verstanden, daß sowol bei den verschiedenen Völkern eine verschiedene Wehrverfassung stattgefunden hat, als auch zuweilen bei demselben Volke die Wehrverfassung sich geändert, daß aber jedesmal die Geschichte dieses Volks oder dieser Zeit mit der Wehrverfassung und ihrer Aenderung aufs innigste zusammenhängt. Dasselbe kann man mit noch größerm Rechte von der Lehrverfassung sagen. „Die Art, wie die Erziehungsthätigkeit in einem Volke betrieben wird, ist maßgebend für die ganze Gestaltung seiner Geschichte.“ Bei genauerer Betrachtung leuchtet aber auch bald ein, wie Wehrverfassung und Lehrverfassung und schließlich die politische Verfassung eng miteinander verbunden sind. Haben wir das allgemeine Stimmrecht, so muß der Staat, welcher jedem einzelnen Bürger das Recht, ja die Pflicht aufgibt, seinen Theil für die politische Thätig-

keit aufzuwenden, auch dafür sorgen, daß er für diese Thätigkeit vorbereitet wird. Allgemeines Stimmrecht ohne Volksschule, ohne daß jeder schreiben und lesen, d. h. vernehmen kann, was sich in der politischen Welt begibt, wäre ein Unding. Und so sehen wir denn in der That mit dem Aufkommen des neuen Lebensideals ein neues Bildungsideal hervortreten, und mit der Reformation beginnt auch die Volksschule, die sich namentlich in protestantischen Ländern unter staatlicher und communaler Oberleitung immer weiter ausgedehnt und emporgearbeitet hat. Jedermann führt ja das Wort im Munde: „Wer die Schule hat, der hat die Zukunft", und es ist ein schönes Gleichniß, dessen sich Luther bedient, wenn er sagt: „Wenn man die Kinder nicht zur Schule anhält, so ist es, wie wenn man im Frühling den Garten versäumt."

Professor Lazarus führt dann an der Hand der Geschichte weiter aus, wie Erziehung und Geschichte in ihren Erfolgen durchaus voneinander abhängig sind, wie alle die großen Pädagogen der modernen Zeit von politischen Gedanken bewegt werden, wie es politische Ideale sind, welche die pädagogischen Reformen erzeugen. Gern stimmen wir dem Verfasser auch darin bei, daß die Pädagogik nicht am wenigsten dahin wirken muß, „daß die Schüler, um zu künftigen Bürgern erzogen zu werden, auch die rechtlichen, die ökonomischen, die politischen Grundbegriffe, welche die menschliche Gesellschaft beherrschen, kennen lernen müssen". Wie sie in der Naturlehre die Gesetze kennen lernen, welche das Reich der materiellen Welt beherrschen, in der Grammatik die Gesetze, welche das Reich der Sprache regieren, so müssen sie auch die ökonomischen, politischen und rechtlichen Grundsätze aufnehmen, welche den Staat und die Gesellschaft, das Reich des Menschen, ordnen. Alles Lernen, Können und Wissen muß sich zu dem einen Ziele vereinigen: die Tugend zu fördern, die sittliche Gesinnung zu erzeugen, die Charaktere zu bilden. Dies ist die immer vielfach noch unerfüllte Sehnsucht aller Wohlgesinnten und aller wahren Vaterlandsfreunde auch im neuen Deutschen Reich; dies möge von Tag zu Tag mehr die Sehnsucht aller Lehrer werden! In der Technik der Ueberlieferung des Wissens an das nachwachsende Geschlecht sind wir weit, sehr weit gekommen; möchte die Technik der Charakterbildung sie bald ein- und überholen!

Das vierte uns vorliegende Buch: „Bilder aus dem chinesischen Leben" (Nr. 4), ist mit besonderer Rücksicht auf die Sitten und Gebräuche der Söhne des Himmlischen Reichs geschrieben. Der Verfasser, Leopold Katscher, hat zwar seine Schilderungen nicht nach eigener Anschauung zusammengestellt, aber er hat seiner Arbeit das Werk von John Henry Gray: „China, a history of the laws, manners and customs of the people" (2 Bde., London 1878) zu Grunde gelegt. Da nun J. H. Gray mehr als dreißig Jahre theils in Kanton, theils in Hongkong lebte und außerdem verschiedene Gegenden von China bereiste, so ist wol anzunehmen, daß seine Berichte wahrheitsgemäß sind und Glauben verdienen. Das chinesische Reich ist aber ein so wichtiger Factor im Leben der Menschheit und wird dies aus verschiedenen Gründen über kurz oder lang in noch höherm Grade werden, daß kein für Welt- und Culturgeschichte sich interessirender Mensch es unterlassen sollte, ihm seine Aufmerksamkeit zu schenken. Wenn das epochemachende Werk des Freiherrn Ferdinand von Richthofen als ein Meisterwerk geographischer Forschung bezeichnet werden muß, so verdienen Gray's Darstellungen der Sitten und Gebräuche der Chinesen, wie sie uns in dem Katscher'schen Buche vorliegen, ebenfalls volle Anerkennung. Eine kurze Inhaltsangabe dieses elf Kapitel umfassenden Buchs wird die Reichhaltigkeit desselben andeuten; es werden darin behandelt: der Staat (politische Eintheilung des Landes, das Städtewesen, die Staatsverwaltung, der Beamtenstand und die Rechtspflege), die Familie (Aeltern und Kinder, die Stellung der Frau, die Ehe u. s. w.), das Bildungswesen (Bibliotheken, Vorlesungen, Presse u. s. w.), Feste und Unterhaltungen (Theater, Familienfeste, Sport), Etikette und Verwandtes (Luxusgesetze, Titel und Grade, Kleiderordnung u. s. w.), die Todten (Bestattungsarten, Gräber und Mausoleen), verschiedene abergläubische Gebräuche und Einrichtungen (Wahrsager, Traumdeuter, Hexerei, Geisterbanner und Spiritisten), das Armenwesen und die Wohlthätigkeit, Gasthöfe und Verwandtes, Flußbevölkerung und Ureinwohner, Bagatellen (Versatzämter und Geldleihvereine, Medicinwesen, Verkäufe von Häusern und Ländereien, Testamente, die Kosmogonie der Chinesen u. s. w.). Katscher hat übrigens dem Gray'schen Material manche eigene Forschungen beigefügt; sein Buch ist nicht nur belehrend und stofflich interessant, sondern auch unterhaltend und anziehend geschrieben.

Rudolf Doehn.

Aus Ceylon und Nordafrika.

1. Indische Reisebriefe von Ernst Haeckel. Berlin, Paetel. 1883. Gr. 8. 10 M.

Die zuerst in der „Deutschen Rundschau" veröffentlichten Skizzen unsers hochverdienten jenaer Zoologen von seiner ceylonischen Reise liegen uns hier zu einem handlichen Bändchen vereint vor. Sie wollen nichts weiter sein als eine anspruchslose Erzählung von den Eindrücken der lang ersehnten Ausfahrt in ein reich mit den Gaben der Natur geschmücktes Tropenland. Aber wir erhalten eben darum, weil ein so ausgezeichneter Naturbeobachter und Naturschilderer hier ganz unbefangen, ohne die specielle Absicht, wissenschaftlich zu belehren, uns nur Selbstgeschautes in

engem Rahmen vorführt, ein so vollkommenes und zugleich so anmuthiges Gemälde von Ceylons Natur- und Volksleben, wie wir wenigstens in der deutschen Literatur noch keins besaßen.

Gleich so manchem seiner Vorgänger wurde auch diesem Ceylonforscher insofern auf der fast Irland an Größe gleichenden, ewig grünenden Insel des indischen Weltmeers so nahe dem Erdgleicher, eine Enttäuschung bereitet, als die Fülle der landbewohnenden Thiere daselbst, zumal der größern Säugethierformen, viel mäßiger erscheint als auf dem indischen Festland oder auf der malaiischen Inselflur. Ceylon gliederte sich eben zu früh durch Senkung von Vorderindien ab und nahm deshalb viel weniger als der Malaien-Archipel, welcher noch lange Landzusammenhang mit Hinterindien bewahrte, an dem großen Fortschritt der Thierwelt Antheil, der im tertiären Zeitalter erfolgte, verfiel statt dessen jener Verarmung seines organischen Lebens, welche das Schicksal aller Inseln im Lauf der Zeit werden muß, weniger zwar in Hinsicht der Flora, deren Kinder in Wind und Welle so viel leichter ihre Wege finden von Festland zu Inselküste, als in Hinsicht der Fauna. Ein klimatisches Moment, den fast alltäglichen Regen, klagt Haeckel ferner an als Störenfried des weit reichern Thierlebens im Küstenmeer: die Tropengüsse nähren freilich das üppigste Grün, den dichtesten Urwald bis nahe an die höchsten Berggipfel der Insel; aber sie trüben auch mittels der massenhaften rothen Erde, die sie in die Flüsse und somit schließlich ins Meer führen, die Klarheit des letztern an den Küsten und scheuchen bei der Masse von Sturzbächen und Flüssen, die ihnen entstammen, an sehr zahlreichen Küstenpunkten durch Brackwasserbildung die echten Freunde der Salzflut, die Hochsee- oder pelagischen Thierarten zurück.

Haeckel weilte vorsätzlich nur einige Wintermonate in Ceylon. Obwol indeß dies die sogenannte trockene Zeit für Indien ist, wo vorwiegend aus Nordosten der Monsun vom Land zur See weht: welch eine Feuchtigkeit der Luft!

In welcher Weise die tropische Hitze im Verein mit dem höchsten Grade der Luftfeuchtigkeit auf unsere europäischen Culturproducte, ebenso wie auf die einheimischen Naturproducte von Ceylon einwirkt, davon kann man sich bei uns zu Hause gar keine Begriffe machen. Nachdem die ersten herrlichen Tage mit Schauen und Staunen vorüber waren, fing ich an, meine tausend Siebensachen aus Koffern und Kisten auszukramen, und in welchem Zustand fand ich da vieles! An allen wissenschaftlichen Instrumenten, welche Stahl- oder Eisentheile enthielten, waren diese verrostet; keine Schraube ging mehr glatt. Alle Bücher und Papiersachen waren gleich allen Ledersachen feucht und mit Schimmel bedeckt; und was mich ganz besonders rührte, der berühmte „schwarze Frack“, welcher in der englischen Gesellschaft hier wie daheim in Europa eine so große Rolle spielt, war, als ich ihn aus dem Koffer nahm, weiß geworden! Er war gleich allen andern Tuchkleidern über und über mit den zierlichsten Schimmelbildungen bedeckt, die erst nach mehrtägigem Trocknen an der Sonne sich verloren! Daher ist es in allen europäischen Häusern von Colombo Aufgabe eines besondern „Kleider-Boy“, täglich Kleider, Betten, Wäsche, Papier u. s. w. an der Sonne zu trocknen und vor dem Verschimmeln zu bewahren!

Begleiten wir nun unsern Reisenden auf einigen seiner Touren, zunächst auf einem Ausflug von Colombo aus durch die Küstenlandschaft von Südwestceylon:

Die Vorstädte von Colombo, wie von allen Städten der Insel, gehen unmerklich in langgestreckte, oft stundenlange Dörfer über, und da in diesen die einzelnen Hütten der Eingeborenen meist durch weite Zwischenräume getrennt sind, jede von einem zugehörigen Stück Garten-, Feld- oder Waldland umgeben, so sind die Grenzen der einzelnen Dörfer oft schwer oder nur ganz künstlich zu ziehen. In dem dicht bevölkerten und gut cultivirten südwestlichen Theile des flachen Küstenlandes existirt sogar nirgends eine größere Unterbrechung, und man kann sagen, daß die ganze lange Küstenstrecke von Colombo bis Matura, bis zur Südspitze, von einem einzigen weitläufigen großen Dorfe mit indischen Hütten und Fruchtgärten, Dschungeln und Cocoswald eingenommen wird. Ueberall kehren in diesem paradiesischen Dorfgarten dieselben landschaftlichen Elemente wieder: niedrige braune Erdhütten, beschattet von Brotfrucht- und Mangobäumen, von Cocos- und Arecapalmen, und umkränzt von Pisanggebüschen; verziert mit den Riesenblättern der Caladien und Ricinus, den zierlichen Papayabäumen, Manihotstanden und andern Nutzpflanzen. Auf Bänken vor den offenen Hütten liegen die faulen Singhalesen in süßem Nichtsthun ausgestreckt und betrachten sich ihre ewig grüne Umgebung oder beschäftigen sich mit Ablesen kleiner weißer Insekten von ihren langen schwarzen Haaren. Nackte Kinder spielen überall am Wege oder haschen nach den bunten Schmetterlingen und Eidechsen, die denselben beleben. Von ganz besonders schöner Wirkung ist in dieser ceylonesischen Niederlandschaft die Mittelstellung, welche sie zwischen Garten- und Waldlandschaft, zwischen Cultur und Natur einnimmt. Oft glaubt man mitten im schönsten wilden Walde zu sein, rings umgeben von hohen prächtigen Bäumen, die mit Schlingpflanzen behangen und überwuchert sind. Aber eine Hütte, die ganz im Schatten eines Brotfruchtbaums versteckt ist, ein Hund oder ein Schwein, das aus dem Gebüsch hervorkommt, spielende Kinder, die unter Caladiumblättern sich verbergen, belehren uns, daß wir nur in einem ceylonesischen Garten uns befinden. Und umgekehrt bietet der wirkliche Wald, der an letztern anstößt, mit seiner mannichfaltigen Zusammensetzung aus den verschiedensten tropischen Bäumen, mit den Orchideen, Gewürznelken, Lilien, Malvaceen und andern prächtigen Blütenpflanzen so viel Abwechselung, daß wir in einem schönen Blumengarten zu sein glauben. Diese eigenthümliche Harmonie zwischen Natur und Cultur spricht sich auch in der menschlichen Staffage dieser Waldgärten aus, denn die Einfachheit der Kleidung und Wohnung der Singhalesen in denselben ist so groß, daß sie großentheils den bekannten Beschreibungen von echten „Wilden“ entsprechen, obwol sie von einem alten Culturvolk abstammen.

Wenigstens einen Baum von Ceylon kennt der Leser sicher; manche Leserin hat ihn in treuer Pflege und zählt mit gerechtem Stolz die Zahl der großen, glänzend dunkelgrünen Blätter, die unter ihrer Obhut eins nach dem andern dem nur etwas gar zu dünnen, bestenfalls etwa mannshohen, kaum verästelten Stamm entsprießen, der meistens auf dem Blumentisch Unterkunft findet, ohne die Decke zu berühren. Es ist der Gummibaum (Ficus elastica), dessen eingedickter Milchsaft uns Kautschuk und Reibgummi liefert. Aber wie anders gedeiht dieser Baum in Ceylons Waldung!

Eine ungeheuere Krone von vielen tausend Blättern bedeckt mit ihren mächtigen 40—50 Fuß langen und horizontal ausgestreckten Zweigen den Flächenraum eines stattlichen Palastes,

und von der Basis des dicken Stammes geht unten eine Wurzelkrone aus, welche oft zwischen 100 und 200 Fuß Durchmesser hat, weit mehr als die Höhe des ganzen Baumes beträgt. Diese erstaunliche Wurzelkrone besteht meistens aus 20—30 Hauptwurzeln, welche von ebenso vielen vortretenden Rippen des untern Stammendes abgehen und gleich kriechenden Riesenschlangen sich über den Boden ausbreiten; der Gummibaum heißt daher auch bei den Eingeborenen „Schlangenbaum" und ist von Dichtern mit dem von Schlangen umwundenen Laokoon verglichen worden.

Der Weg längs der Küste bis nach Point de Galle (oder Punto Galla, d. h. Felsenvorsprung) macht uns mit dem eigenartigen Reiz der Cocoshaine bekannt, an deren schlanken säulenartigen Baumschäften zierliche Gewinde der kletternden Pfefferrebe hängen; andere Touren führen über die kühlern Bergterrassen des Innern, wo jetzt der Kaffeebaum in ungeheuern Mengen gezogen wird, nach dem Hochgebirge des Süddrittels, an manchem Buddha-Heiligthum vorüber, durch Dickichte, in denen der indische Elefant noch wild haust (und mit bekannter Hinterlist, die sich dabei der zahmen Elefanten als Lockmittel bedient, vom Menschen gefangen wird), zwar nicht in Fichtenbestände, wie sie bei uns die oberste Waldung bilden — denn solche Nadelhölzer fehlen der Insel gänzlich —, aber doch in einförmigere Bestände, in denen wir vielleicht den größten Regenwurm der Erde, den blauen Ceylonwurm von 5—6 Fuß Länge und Zolldicke kriechen sehen, indessen kaum eine Waldfliege mit stillem Summen die tiefe Stille der Natur unterbrechen hören, endlich oberhalb der Alpenrosen zu den alles Gehölzes ledigen Riesenhäuptern des Gebirges, von denen wir die ganze Breite der Insel bis zu dem in Horizontsäumen erkennbaren Meere der Ost- und Westküste überschauen.

Doch zum Schluß noch ein rechtes Naturforscherbild vom Strand, dessen formenreiches, merkwürdig genug gleich so vielen Landspecies sehr allgemein in Grün gekleidetes Thierleben uns der wiener Maler Ransonnet bereits so malerisch mit Farben und Worten darstellte, wie er es von der durchsichtigen Taucherglocke aus beobachtet hatte:

Die volle Schönheit der Korallenbänke erblickt man nicht bei der Ansicht von oben. Vielmehr ist es dazu erforderlich, selbst in das flüssige Element hinabzutauchen. In Ermangelung einer Taucherglocke versuchte ich schwimmend den Grund zu gewinnen und die Augen unter Wasser offen zu halten; bei einiger Uebung gelingt das leicht. Ganz wunderbar erscheint dann der mystische grüne Schimmer, der über dieser ganzen unterseeischen Welt ausgebreitet liegt. Das entzückte Auge wird durch die merkwürdigsten Lichteffecte überrascht, ganz verschieden von denjenigen der gewohnten Oberwelt mit ihrem „rosigen Licht". Und doppelt seltsam und interessant erscheinen da unten die Formen und Bewegungen all der tausend verschiedenen Thiere, von denen es in den Korallengärten wimmelt. Gibt es doch eine ganze Anzahl von merkwürdigen Fischen, Krebsen, Schnecken, Muscheln, Sternthieren, Würmern u. s. w., deren Nahrung ausschließlich aus dem Fleische der Korallenthiere besteht, auf welchen sie ihre ständige Wohnung haben. Wie aber der Naturforscher in den Tropen „nicht ungestraft unter Palmen wandelt", so schwimmt er auch nicht ungeahndet unter Korallenbänken. Die Oceaniden, unter deren Hut diese kühlen Zaubergärten des Meeres stehen, bedrohen den fremden Eindringling mit tausend Gefahren. Die Feuerkorallen ebensowol als die zwischen ihnen schwimmenden Medusen brennen bei der Berührung gleich den schlimmsten Brennesseln. Viele Krabben kneipen mit ihren mächtigen Scheren auf das empfindlichste. Schwarze Seeigel bohren ihre fußlangen Stacheln, die mit feinen Widerhaken besetzt sind, in das Fleisch des Fußes, wo sie abbrechen und stecken bleiben. Aber am schlimmsten wird die Haut beim Fange der Korallen selbst zugerichtet. Die tausend harten Stacheln und Kanten, mit welchen ihr Kalkgerüst bewaffnet ist, verursachen beim Versuche, sie abzulösen und ins Boot zu schleppen, unzählige kleine Wunden. In meinem Leben habe ich keine so zerfetzte und geschundene Haut gehabt, wie nach mehrtägigem Tauchen und Korallenfischen in Punto Galla!

2. Fremde Völker. Ethnographische Schilderungen aus der Alten und Neuen Welt. Von Richard Oberländer. Prachtausgabe. Mit 280 Illustrationen. Lieferung 17—24. Leipzig, Klinkhardt. Folio. Jede Lieferung 1 M. 50 Pf.

Dieses bereits früher in d. Bl. (Nr. 6 f. 1882) besprochene völkerbeschreibende Prachtwerk führt uns in den vorliegenden Schlußlieferungen die Eingeborenenstämme Amerikas und unsere eigene Rasse vor, die kaukasische oder mittelländische.

Der im Titel ausgesprochenen Aufgabe getreu, schildert uns der Verfasser von letzterer Rasse jedoch nicht die ihr angehörigen Völker europäischer Heimat, sondern die vielsprachige Welt der Kaukasusvölker, ferner den nordafrikanischen und den asiatischen Zweig der „Mittelländer", wie der sprachlich etwas anstößige Ausdruck lautet, mit welchem die Völkerkunde der Gegenwart den alten Blumenbach'schen Namen der Kaukasier zu ersetzen beliebt, oder die „weiße Rasse", welcher Name freilich für die braunen Aegypter und Nubier wenig paßt.

Den Hauptreiz des in Rede stehenden Salonwerks splendidester Ausstattung, die feinen Holzschnittbilder, die mitunter eine Vollseite des großen Folioformats decken, vermögen wir natürlich auch aus diesem Schlußtheil hier nicht zu vergegenwärtigen. Aber eine Stelle des Textes wollen wir herausheben, welche den Leser in die Westhälfte der großen nordafrikanischen Wüste versetzt, indem sie deren Hauptbewohner, die Tuâreg, schildert:

Die Figur der Tuareg ist groß und wohlgebildet, ja sie sind nach der übereinstimmenden Angabe aller afrikanischen Reisenden der schönste Menschenschlag dieses Erdtheils. Die Kleidung der Tuareg ist mannichfaltig, je nachdem sie mit verschiedenen benachbarten Stämmen in Berührung gekommen sind. Bei den in der Nähe der Araber wohnenden Stämmen ist, sowie bei denen, die an das Haussagebiet stoßen, ein weites Gewand vorherrschend, während die westlichen Stämme ein mehr eng anschließendes kurzes Hemd als gewöhnliche Tracht eingeführt haben. Ebenso verschieden ist der Schnitt der Beinkleider. Jedoch hat hierauf wol die größere Nähe des Baumwollenmarktes eingewirkt. Denn das Material der Kleidung besteht aus Baumwolle, und besonders aus dem dunkelblauen, fast schwarzen Kanozeuge, während die aus Seide und Baumwolle gemischten Stoffe, obgleich sehr beliebt, doch nur von den Reichen getragen werden können. Das Charakteristische der Kleidung des Targi (Singular von Tuareg) war in alter Zeit und ist noch jetzt der Gesichtsshawl, Litham oder Tessilgemist, der zweimal um das Gesicht gewunden

wird, sodaß er Augen, Mund und Kinn verhüllt und nur den mittlern Theil des Gesichts mit der Nasenspitze frei läßt; indem er zugleich um den Kopf und die Schläfe gewunden und mit einer Schleife hinten am Kopfe befestigt wird, bildet er die ganze Kopfbedeckung des Targi. — Ihre Waffen sind ein gerades, sehr langes Schwert, das jedoch nur dem freien Manne zukommt; ein Dolch, der am linken Handgelenk so befestigt ist, daß er am Vorderarm liegt und mit dem Griff nach der Hand zugewendet ist; ein etwa 2 Meter langer Speer, bei den Freien von Eisen, bei den Nichtfreien aus der Kornawurzel gefertigt; oft auch eine Flinte. — Die beiden vorherrschenden Leidenschaften der Männer in allen Tuaregländern sind Liebe zu Putz und zu Weibern. Die reinern Stämme zeichnen sich durch ihren kriegerischen Sinn aus, der selbst bei denen Achtung gebietet, die zu bloßen Wegelagerern herabgesunken sind. Daher kommt es, daß sie beständig untereinander oder mit ihren Nachbarn im Kampfe begriffen sind und daß sie von den übrigen Bewohnern Nordafrikas gefürchtet und gehaßt werden. Die Araber sagen: „Der Skorpion und der Targi sind die einzigen Feinde, denen man in der Wüste begegnet", und nennen die letztern „Dschin", Besessene oder Dämonen. Bei ihren Räubereien kann man ihnen jedoch keine Grausamkeit zum Vorwurf machen, wie sie auch im allgemeinen ihre Sklaven gut behandeln.

Nur die Bedeutung des erwähnten „Lithâm" scheint der Verfasser nicht ganz zutreffend darin zu erkennen, daß der Targi durch denselben „das Gesicht gegen den Einfluß des heißen Wüstenwindes und die Augen vor dem Sande schützen" wolle. Der Targi zieht den Gesichtsschleier offenbar deshalb so tief über die Augen (von der Stirne her), um die grellen Lichtstrahlen der blendenden Umgebung möglichst auszuschließen; er zieht ihn aber außerdem (vom Kinn her, also im untern Theil des Gesichts) über den Mund, um seine Athmungsluft zu durchfeuchten. Genau so, wie wir durch den Gebrauch eines cache-nez die Wärme der ausgeathmeten Luft im Shawl vor dem Munde bewahren und somit die einzuathmende kalte Außenluft wärmen: ganz so speichert der Targi die ausgeathmete Körperfeuchtigkeit im Mundtheil seines Litham auf, um stets feuchtere Luft einzuathmen, als die Wüste ihm darbietet.

3. Meine Mission nach Abessinien. Auf Befehl Sr. Majestät des Deutschen Kaisers im Winter 1880/81 unternommen von Gerhard Rohlfs. Mit 20 Separatbildern und einer Karte. Leipzig, Brockhaus. 1883. 8. 12 M.

Der gegenwärtige Beherrscher Abessiniens, Negus Negesti Johannes, hatte in einem Schreiben die Vermittelung unsers Kaisers in seinem Streit mit dem eroberungssüchtigen Aegypten angerufen. Um den darauf erfolgten Antwortbrief nebst einigen fürstlichen Geschenken in das abessinische Hoflager zu überbringen, wurde unser erfahrener Nordafrikaforscher Gerhard Rohlfs vom Kaiser ausersehen, der schon 1867 gerade Abessinien gelegentlich der englischen Expedition dorthin besucht hatte.

Von dieser während des Winterhalbjahrs 1880 zu 1881 glücklich ausgeführten Mission berichtet das in der Ueberschrift genannte, geschmackvoll ausgestattete Werk, dessen Werth noch gesteigert wird durch eine stattliche Reihe von Landschaftsansichten und kunstgeschichtlichen Abbildungen (in Holzschnitt) nach Aufnahmen des deutschen Malers Zander.

Eben weil, wie der Verfasser mit Recht bemerkt, die wunderbare Ausgestaltung dieses einzigen afrikanischen Hochgebirgslandes mit seinen treppenförmigen Terrassirungen, jäh aufragenden Felswänden und in der Regel plattenartigen Gipfeln (den „Amben") kaum mit dem rechten Erfolg zu beschreiben sind, sind uns die Landschaftsdarstellungen der Zander'schen Bilder ganz besonders willkommen, deren Originale der regierende Herzog von Anhalt die Güte hatte, dem Verfasser behufs der Aufnahme in dieses Werk zur Verfügung zu stellen.

Doch ohne manchen interessanten Streifblick auf Natur und Volksleben des heutigen Abessinien verläuft auch die Reiseschilderung nicht. Aehnlich wie in Mexico durchzieht der Wanderer auch dort infolge der tropischen Lage und der steilen Aufrichtung des Felsgerüstes bis in echt alpine Regionen die verschiedensten Höhengürtel in kürzester Frist:

> Eben noch oben der Kampf mit Schnee und Regen, und einige Stunden darauf schon, nach ganz veränderter Thier- und Pflanzenwelt, der Eintritt in die Tropenregion. Eben noch erinnerten die eigenthümliche Gibara, die Riesenheidekräuter (Erica arborea), die Kugeldistel an die kalte Zone, und gleich darauf sagten einem die Kandelaberbäume, die Palmen und Feigen, die Pavianheerden und zuckerhutförmigen Termitenhügel, daß man sich in der heißen Zone befinde.

Den Negus Negesti, d. h. König der Könige oder Kaiser von Abessinien, zeigt uns das Titelbild im Porträt nach einer Zeichnung von Vigoni. Der Ausdruck des schönen Gesichts mit dem freien, offenen Blick, den feingeschnittenen, semitisch weichen und doch nicht unmännlichen Zügen nimmt für die Persönlichkeit ein. Bei der Audienz, in welcher Rohlfs sich seines Auftrags entledigte, zeigte sich der Negus voller Hochachtung für den Deutschen Kaiser, dessen Kanzler und das tapfere Heer, welches Frankreich überwunden:

> Der Negus war in abessinischer Tracht: vollkommen in seinen Margef gehüllt, jenes prachtvolle Umschlagetuch, welches, weicher als Seide, aus feinster Baumwolle gewebt und an beiden Enden mit 40 cm breiten Seidenborden in wundervollen Farben durchflochten ist. Kopf und Gesicht steckten ebenfalls, Augen und Stirn ausgenommen, in der Umhüllung. Aber durch das feine Gewebe des Margef bemerkte man sein nach kriegerischer Art geflochtenes Haar, aus welchem eine reizende Goldfiligrannadel hervorlugte.

Aber welch eine wunderbar in ihrer Entfaltung zurückgebliebene, theilweise auf ganz verkehrte Bahnen gelenkte Cultur! Wie orographisch, so steht Abessinien auch historisch, zumal kirchengeschichtlich, wie eine einsame Burg da. Ein christlicher Staat, seit mehr denn tausend Jahren mitten in mohammedanischen Landen! Abgetrennt eben durch die Ueberflutung Nordafrikas seitens der streithaften Bekenner des Islams von der übrigen christlichen Culturwelt, ist Abessinien in nahezu mittelalterlichen Zuständen stecken geblieben. Etwa wie bei uns im 12. oder 13. Jahrhundert dominirt eine um die wahre Bildung des Volks wenig sich kümmernde Kirche, und ein zahlreicher Krieger-

stand lebt wesentlich von der Plünderung, setzt folglich einen permanenten Kriegszustand voraus:

Jetzt sind fast alle Soldaten, sobald sie im Felde stehen, stets mit Flinten bewaffnet. Und wenn man auch noch oft genug Lunten- und Steinschloßflinten sieht oder solche mit dem schon neuen Zündhütchenschloß, so findet man doch auch viele Hinterlader. Mindestens 15000 Remingtongewehre sind mit ausreichender Munition im Besitze des Negus. Man darf aber keineswegs glauben, daß die Soldaten Abessiniens irgendeinen Vergleich mit unsern regelmäßigen Armeen aushalten. Bei weitem nicht einmal mit den ägyptischen, vielleicht nicht einmal mit den marokkanischen Truppen. Der abessinische Söldling bekommt nie Sold, der Offizier nie Zahlung. Die Soldaten sind wie Civilpersonen gekleidet. Eine Schama, meist herzlich schlecht und immer von sehr zweifelhafter Reinlichkeit, darunter Hose und Hemd aus Baumwolle, bilden die Uniform. Der Kopf barhaupt, aber das Haar mit Vorliebe in kleinen oder auch großen Wulsten geflochten, dazu ein dicker Siegelring und um die Schultern ein Schaf- oder Ziegenfell mit 2 Fuß langen Fransen, oft auch statt dessen ein Löwen- oder Pantherfell für die besonders Tapfern — das ist der Schmuck der Soldaten. Außerdem im Sommer stets noch der unvermeidliche tellerartige Sonnenschirm von Stroh. — Der Negus wie die Großen, welche eine seiner Armeen commandiren, müssen fortwährend Krieg führen, um ihre Truppen ernähren zu können. Das ist recht traurig, denn eigentlich ist es ein beständiger Krieg einiger gegen alle. So lange der Kriegszustand mit Aegypten dauert, kann man in diesen Raubzügen wenigstens eine gewisse Gesetzmäßigkeit erblicken: man findet es begreiflich, daß die Abessinier sich für die geraubten Provinzen zu entschädigen suchen. Und so lange noch auf der Grenze Völker und Gegenden existiren, auf welche der Negus Negesti glaubt seine vermeintliche Souveränetät ausdehnen zu müssen, kann man in den Kriegszügen wenigstens einen Schein von Recht entdecken. Aber wenn nun alles das auf einmal aufhört, wenn es gelingt, mit Aegypten Frieden zu schließen, wenn die angrenzenden Provinzen unterworfen sind: was dann? Das ist eine Frage, welche ich kaum wage zu beantworten. Entweder man muß das Heer bedeutend vermindern, und im Innern würde dabei für die Regierung gar keine Schwierigkeit vorliegen, weil sie im Besitze der vielen Amben, d. h. natürlicher Festungen, mit Leichtigkeit auch das widerspenstigste Volk zügeln könnte —, oder aber man muß das eigene Volk ausplündern. Regelmäßige Abgaben nämlich gibt es bisjetzt nicht in Abessinien.

Alfred Kirchhoff.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

In vierter Auflage liegen die „Gedichte“ von Max Moltke (Leipzig, Findel) vor; sie sind Emanuel Geibel, dem letzten noch lebenden Hochmeister der Poesie gewidmet. Max Moltke stimmt einen Ton an, der von Herzen kommt und auch zu Herzen geht. Wie sinnig feiert er den Baum der Jugend:

Tanne, du ernste, gute,
Weihnachtsaugenweide!
Weide, du Osterruthe!
Birke, du Pfingstgeschmeide!

Unter euerm grünen
Laub- und Nadelzelt
Ruhn die Tummelbühnen
Meiner Kindeswelt.

Solche Lieder mit anmuthigen Erinnerungen an die Kindheit, daneben auch ein Wiegenlied, sowie andere, z. B. das schöne „Lied vom Johannistage“, zeugen von der Gemüthstiefe des Dichters. An allerlei Epigrammen fehlt es in der Sammlung nicht; es sind mehr Sinnsprüche als scharfe Witzpfeile. Moltke ist auch politischer und patriotischer Sänger: das beweisen seine deutsch-österreichische Volkshymne, sein „Siebenbürger Volkslied“, „Deutsches Volksbannerlied“ und „Deutsches Reichsbannerlied“. In allen diesen Gesängen trifft er einen frischen und schlichten Ton. So ist Moltke ein volksthümlicher Dichter; das Streben nach dem Adel der vollendeten Form tritt bei ihm zurück gegen die Wärme herzlicher Hingebung.

— Gustav Portig, jener begabte und geistreiche Kunstschriftsteller, welcher erst neuerdings in einer vortrefflichen Monographie über „Unsere moderne Gartenkunst“ in „Unsere Zeit“ eine weniger beachtete Specialität in den Kreis seiner vielseitigen Kunstbildung hereingezogen hat, veröffentlicht zwei feinfühlige Essays: „Die Sixtinische Madonna von Rafael“ und „Die Camposanto-Cartons von P. von Cornelius“ (Leipzig, Drescher). In dem ersten sucht er nachzuweisen, worin die sixtinische Madonna die Vollendung des Madonnenideals überhaupt repräsentirt; im zweiten, warum gerade die Composantobilder das vollendetste cyklische Gemälde der Christenheit sind. Beide Essays sind aufgebaut auf der sichern Grundlage eingehender kunstgeschichtlicher Studien.

— Von Max Engelmann liegen zwei kleinere Dichtungen vor, ein scherzhaftes Singspiel in einem Act: „Eine Maskerade in St.-Lorenzo“, und eine dramatische Dichtung: „Eros und Psyche“, beide im Verlag von Hugo Bergmann in Berlin erschienen. Das Singspiel behandelt einen heitern italienischen Maskenscherz, mit dessen Hülfe mehrere Liebespaare zusammengeführt werden. In die Liebesromantik greift der Parkwächter mit rauher Hand ein. Dem Figaro, der diese Liebesabenteuer in Scene setzt, dem Gärtner Amico, sind einige anmuthige Lieder zuertheilt. Componirt ist das Singspiel von dem talentvollen breslauer Componisten Hermann Eichborn. Die zweite Dichtung „Eros und Psyche“ ist ebenfalls ein, wir möchten sagen mythologisches Singspiel, in welchem von der Fabel des Apulejus einige Züge benutzt werden. Beide Dichtungen zeugen von der Versgewandtheit des Verfassers.

— Eine neue „Lehre vom Sein“ stellt Theodor von Varnbüler auf (Leipzig, G. Freytag). Die Philosophie habe bisher zwei Wege eingeschlagen, um zu ihrem Ziele zu gelangen: den der analytischen und den der inductiven Methode. Im Bunde mit den Naturwissenschaften herrsche gegenwärtig die Induction, doch könne diese zu keiner metaphysischen Erklärung des Wesens der Dinge führen. Man kennt einen Gegenstand nur dann vollkommen, wenn man weiß, wie er entsteht. Der Weg der Synthesis a priori ist von der philosophischen Speculation noch mit keinem Schritte betreten worden. Hegel beabsichtigte es; aber er fand den Weg nicht, der ihn aus seiner mystischen Dialektik heraus in die klare Luft rein mathematisch-logischen Denkens geführt hätte. Unser Bewußtsein, sowie alles was nur in ihm liegen möge, muß sich also construiren lassen; die synthetische Philosophie ist eine gerade so abstracte, aber auch gerade so absolut wahre exacte Wissenschaft a priori wie die Mathematik, denn es handelt sich in ihr um das Begreifen der logischen Nothwendigkeit der Formbegriffe, in welchen die Bedingungen alles Seins Gestalt erlangen. Nur das eine, welches, so wie der mathematische Punkt keine Größe hat, so seinerseits keine

Definition hat, kann allem zu Grunde liegen und in allen Momenten jedes Seins dasselbe sein. Alle Philosophie hat auszugehen von dem Formbegriff des Seins, von dem Satze: Das Sein ist das Sichselbstgleichbleiben eines Etwas in vielen Momenten. — So weit der Verfasser. Man mag zu dessen Methode und Ergebnissen stehen wie man will, jedenfalls liegt hier einmal eine durchaus selbständige, kühn, aber sicher vorgehende philosophische Speculation vor, welche selbst ihrem Gegner Hochachtung abnöthigt. Wir können daher nur dringend zum eigenen Studium derselben auffordern.

— Von der autorisirten deutschen Ausgabe der ersten wissenschaftlichen und vollständigen „Geschichte der slawischen Literaturen" des Russen A. N. Pypin und des polnisch-russischen Gelehrten V. D. Spasović (Spasowicz) (Leipzig, F. A. Brockhaus), deren erster Band schon früher in d. Bl. besprochen wurde, ist soeben die erste Hälfte des zweiten Bandes erschienen. Sie enthält die „Geschichte der polnischen Literatur", welche V. D. Spasović allein verfaßt hat. Die Bedingungen dieser Arbeit waren zum Theil andere, günstigere, als bei den andern slawischen Literaturen: die Polen sind ein altes Culturvolk, das alle Phasen der westeuropäischen Culturentwickelung mit durchgemacht, eine lange ununterbrochene Literatur aufzuweisen hat, die auch vielfach schon der Gegenstand historischer Darstellungen und kritischer Forschungen gewesen ist. In den andern slawischen Literaturen, außer der russischen, fehlten meist solche Vorarbeiten oder waren nur ungenügend vorhanden. Spasović brauchte sich also weniger mit der elementaren Feststellung von Thatsachen zu beschäftigen und konnte freier über sein Material verfügen. Seine Literaturgeschichte ist denn auch wirklich ein Reflex des polnischen Lebens selbst geworden in den verschiedenen Phasen seiner Entwickelung bis zum politischen Untergang der Nation und ihrer neuern glänzenden Renaissance in der Literatur. In instructiver Weise werden die charakteristischsten literarischen Erscheinungen der einzelnen Epochen vorgeführt, nach Inhalt und Form scharfsinnig analysirt, ihre Verbindung mit der Weltliteratur und ihre Stellung in derselben nachgewiesen, wobei dann gelegentlich auch manche geistvolle Bemerkung über die Koryphäen der letztern selbst, wie Dante, Shakspeare, Molière, Goethe, Schiller, Byron u. a., entfällt. Großartige Stimmungsbilder sind die Einleitungen zu einzelnen Abschnitten, wie zu der Periode des Mickiewicz, und die Schlußbetrachtung über die gegenwärtige Lage der polnischen Literatur.

Es ist nicht überflüssig darauf hinzuweisen, daß sich Spasović auch außer der genannten Literaturgeschichte als selbständiger Kritiker in der polnischen Literatur verdient gemacht hat. Von Beruf Jurist, war er einige Zeit Professor des Criminalrechts an der Universität zu Petersburg, legte aber zu Anfang der sechziger Jahre bei einem Conflict mit der Regierung gleichzeitig mit andern Professoren, unter denen auch A. Pypin, der Professor der russischen Literatur, sein Amt nieder. Er widmete sich darauf in Petersburg der advocatorischen Praxis und hat sich in neuerer Zeit in den Nihilistenprocessen als Vertheidiger einen berühmten Namen gemacht weit über Rußland hinaus. Außerdem ist er einer der einflußreichsten Vertreter einer nationalen Versöhnung zwischen den Russen und Polen, welche Tendenz sich auch in seiner „Literaturgeschichte" ausspricht.

Neben der Geschichte der polnischen Literatur ist der ersten Hälfte des zweiten Bandes noch ein als Brief an den Uebersetzer gerichtetes neues Vorwort von A. Pypin zur deutschen Ausgabe des Gesammtwerks beigegeben, das sich zu einem förmlichen Essay über die Stellung des Slawenthums zur westeuropäischen Cultur, darunter nicht in letzter Linie zum Deutschthum, gestaltet hat. Die zweite, schon im Druck befindliche Hälfte des zweiten Bandes wird die Literatur der Czechen (nebst Slowaken; als Glanzpunkt darin sei schon jetzt auf die Darstellung der hussitischen Periode hingewiesen), das baltische Slawenthum (mit den lausitzer Wenden), eine Schlußabhandlung über die slawische Renaissance und ein Gesammtregister für beide Bände enthalten. Ein neues, im Original noch nicht vollendetes Werk wird die Geschichte der großrussischen Literatur enthalten, die zugleich den dritten Band der „Geschichte der slawischen Literaturen" bilden soll.

Bibliographie.

Born, W. v., Bonifatius. Paderborn, Bonifacius-Druckerei. 12. 2 M. 40 Pf.

Evers, G. G., Martin Luther. Lebens- und Charakterbild, von ihm selbst gezeichnet in seinen eigenen Schriften und Correspondenzen. 1stes Hft.: Die Herausforderung. Mit einem alten Bildnisse und einem facsimilirten Briefe Luther's. Mainz, Kirchheim. 8. 2 M. 25 Pf.

Fels, E., Viola. Roman. 4 Bde. Jena, Costenoble. 8. 15 M.

Finck, K., Fabeln. Kassel, Keßler. 12. 2 M.

Freytag, L., Herwara. Berlin, Damköhler. 8. 2 M.

Geschichte der Weltlitteratur in Einzeldarstellungen. 3ter Bd.: Geschichte der italienischen Litteratur von ihren Anfängen bis auf die neueste Zeit von K. M. Sauer. Leipzig, Friedrich. Gr. 8. 9 M.

Glökler, P. P., Im Leide. Lieder des Trostes. Stuttgart, Bonz u. Comp. 16. 2 M.

Goltz, C. Freih. von der, Roßbach und Jena. Studien über die Zustände und das geistige Leben in der preußischen Armee während der Uebergangszeit vom XVIII. zum XIX. Jahrhundert. Mit 2 Schlachtplänen. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 7 M.

Gumplowicz, L., Der Rassenkampf. Sociologische Untersuchungen. Innsbruck, Wagner. Gr. 8. 6 M.

Hagen, E. v., Die Bedeutung des Morgenweckrufes in Richard Wagner's Bühnenweihfestspiele: „Parsifal". Berlin, Barth. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

— — Beiträge zur Einsicht in das Wesen der Wagner'schen Kunst. Gesammelte Aufsätze. Berlin, Barth. Gr. 8. 5 M.

Halm, K., Ueber die Aechtheit der dem Justus Lipsius zugeschriebenen Reden. Eine litterarhistorische Untersuchung. München. 1882. Gr. 8. 60 Pf.

Hamberger, J., Erinnerungen aus meinem Leben. Nebst einigen kleinen Abhandlungen. Stuttgart, J. F. Steinkopf. 8. 1 M. 40 Pf.

Haugwitz, G. v., Aus Friedrichs des Großen Leben. Ein episch-lyrisches Gedicht. Mit einer Radirung von B. Mannfeld. Berlin, v. Decker. 8. 3 M.

Hausmeister, M., Die Vorzüge der Doppelwährung. Stuttgart, Maier. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Hoffmann, H., Der Hexenprediger und andere Novellen. Berlin, Paetel. 8. 5 M.

Hoffmann, R., Das Zoar der Erziehung oder Pestalozzi und Zeller. Vortrag. Berlin, Bouillon. Gr. 8. 50 Pf.

Hohenbühel, L. Freih. v., gen. Heufler zu Rasen, Mein Idyll. Zwei Bücher Epigramme. Innsbruck, Wagner. 16. 2 M.

Hottinger, C. G., Straßburg in Wort und Bild. Straßburg, Strohmeyer. 8. 50 Pf.

Jansen, F. G., Die Davidsbündler. Aus Robert Schumann's Sturm- und Drangperiode. Ein Beitrag zur Biographie R. Schumann's, nebst ungedruckten Briefen, Aufsätzen und Portraitskizzen aus seinem Freundeskreise. Mit 2 Bildnissen. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8. 6 M.

Jensen, W., Der Teufel in Schiltach. Roman. Berlin, Janke. 8. 2 M.

Kalischer, S., Goethe als Naturforscher und Herr Du Bois-Reymond als sein Kritiker. Eine Antikritik. Berlin, Hempel. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Keferstein, H., Die Confessionsschule und ihre Consequenzen. Wien, Pichler's Wwe. u. Sohn. Gr. 8. 2 M.

Köppen, F. v., Moltke in Kleinasien. Mit 5 Illustrationen. Hannover, Helwing. Gr. 8. 1 M.

Lustig, A., Bilder üs em Elsass. Gedichte uf Milhüserditsch. Mülhausen i. E., Petry. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Maass, G., Christliche Philosophie. Erklärung der Welt aus einem Principe. Jena, Pohle. Gr. 8. 2 M.

Mackensen, Gemeinsame Waffenthaten der Leib-Husaren und Zieten-Husaren. Vortrag. Berlin, Liebel. 8. 30 Pf.

Möbius, H., Heinrich Schaumberger. Sein Leben und seine Werke. Nach authentischen Quellen dargestellt. Mit Schaumberger's Bildnis. Wolfenbüttel, Zwißler. 8. 3 M.

Pfeil, L. Graf v., Kometische Strömungen auf der Erdoberfläche. 3te mit den neuesten Beweisen verstärkte und umgearbeitete Auflage. Mit 5 Karten. Berlin, Hempel. Gr. 8. 6 M.

Sammlung pädagogischer Aufsätze. 4tes Hft.: Ueber die Bedeutung der Jugendspiele für die Erziehung. Von E. Zander. Danzig, Axt. Gr. 8. 50 Pf.

Schmidt, P. V., Aus vollem Herzen. Gedichte. Leipzig, Böhme. 8. 1 M. 30 M.

Seldow, E. v., Richtet nicht! Ein social-politischer Mahnruf aus Geschichte und Praxis. Berlin, Wilhelmi. Gr. 8. 80 Pf.

Suess, E., Die Sintfluth. Eine geologische Studie. Prag, Tempsky. Lex.-8. 4 M.

Tappert, W., Für und Wider. Eine Blumenlese aus den Berichten über die Aufführungen des Bühnenweihfestspieles Parsifal. Berlin, Barth. 1882. Gr. 8. 80 Pf.

Umlauff von Frankwell, V., Namenlos. Ein Liederkreis. Wien, Braumüller. 16. 2 M.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 29. — 19. Juli 1883.

Inhalt: Literarische Unterhaltungen: Die Literarconvention zwischen Deutschland und Frankreich. Von Rudolf von Gottschall. — Die neueste Shakspeare-Literatur. Von David Asher. — Neue lyrische und epische Dichtungen. Von Emil Taubert. — Zur Vogelkunde. — Vermischte Schriften. Von Otto Weddigen. — Feuilleton. (Deutsche Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Literarische Unterhaltungen.

Die Literarconvention zwischen Deutschland und Frankreich.

Nachdem der Reichstag in einer seiner letzten Sitzungen die am 19. April in Berlin unterzeichnete Literarconvention zwischen Deutschland und Frankreich in dritter Lesung ohne Debatte angenommen hat, wird dieselbe binnen kurzem durch die Unterschrift des Kaisers Gesetzeskraft gewinnen.

Es sind damit die literarischen Verhältnisse zwischen den beiden Nachbarstaaten in wünschenswerther Weise geordnet worden; in der That entspricht die Convention durchaus den Interessen der Schriftsteller, besonders dadurch, daß sie von einer Menge von Formalitäten absieht, welche die Früchte der frühern internationalen Verträge vielfach verkümmerten; denn schon bei geringfügigen Versäumnissen wurden die Wohlthaten derselben illusorisch.

Die Urheber und Verleger von Werken der Literatur und Kunst sollen nach Art. 1 in beiden Ländern gleichen Schutz wie in dem eigenen haben. Derselbe betrifft Bücher, Broschüren oder andere Schriftwerke, dramatische, musikalische, dramatisch-musikalische Werke, Werke der zeichnenden Kunst, der Malerei, Bildhauerei, Stiche, Lithographien, Illustrationen, geographische und wissenschaftliche Karten und Pläne, überhaupt jedes Erzeugniß aus dem Gebiete der Literatur, Wissenschaft und Kunst. Nach Art. 4 soll es erlaubt sein, Auszüge oder ganze Stücke eines zum ersten mal veröffentlichten Werks zum Schul- oder Unterrichtsgebrauch zu veröffentlichen; ebenso ist die Herausgabe von Chrestomathien gestattet, auch im allgemeinen nach Art. 5 der Abdruck von Zeitungsartikeln, besonders politischen; ausgenommen sind Feuilletonromane, Artikel über Wissenschaft und Kunst und solche, deren Nachdruck der Herausgeber ausdrücklich verbietet. Nach Art. 8 bezieht sich der Schutz dieses Vertrags auch auf die öffentliche Aufführung musikalischer oder dramatischer Werke.

Weit wichtiger noch als der Schutz der Originalwerke ist derjenige der Uebersetzungen, welcher gegenüber den Bestimmungen früherer Verträge mit Recht viel weiter ausgedehnt ist. Die frühern Fristen waren sehr kurz gemessen, sowol was die Dauer des Schutzes betrifft, als auch bezüglich des Termins für Beginn und Vollendung der Uebersetzung. Dies alles regelt der Art. 10 jetzt in folgender Weise. Den Urhebern in jedem der beiden Länder soll in dem andern Lande während zehn Jahren das ausschließliche Uebersetzungsrecht für die mit ihrer Genehmigung veranstaltete Uebersetzung zustehen. Drei Jahre nach dem Erscheinen des Originalwerks muß die Uebersetzung vollendet sein. Bei Lieferungswerken läuft diese Frist vom Erscheinen der letzten Lieferung. Die Urheber dramatischer und dramatisch-musikalischer Werke sollen während der Dauer des ausschließlichen Uebersetzungsrechts gegen nicht genehmigte öffentliche Aufführungen der Uebersetzungen ihrer Werke gesichert sein. Urheber und Verleger musikalischer oder dramatisch-musikalischer Werke werden, wenn sie ihr Vervielfältigungsrecht einem Verleger nur für eins der beiden Länder übertragen, ebenfalls geschützt. Andere Artikel bestimmen, daß Einfuhr und Verkauf von Nachdrucken, gleichviel, ob sie in einem der Vertragsländer angefertigt sind oder nicht, verboten ist, daß Zuwiderhandlungen mit Beschlagnahme, Geldstrafe und Schadenersatz nach Maßgabe der beiderseitigen Gesetzgebung bestraft werden, daß diese Convention an Stelle der frühern Conventionen zwischen Frankreich und den einzelnen deutschen Staaten tritt und sechs Jahre in Kraft bleibt, dann ein Jahr im voraus gekündigt werden soll. Außerdem wird in dem Protokoll bestimmt, inwieweit dieses Gesetz eine zurückgreifende Kraft haben soll. Betreffs der Uebersetzung und Aufführung von

Werken, die noch nach frühern Verträgen geschützt sind, soll die auf fünf Jahre bemessene Dauer des Uebersetzungsrechts, wenn diese Frist beim Inkrafttreten des Vertrags noch nicht abgelaufen war, auf zehn Jahre ausgedehnt werden.

Welch ein Fortschritt gegen früher liegt in diesen einheitlichen Bestimmungen und der Liberalität, mit welcher sie den Rechtsschutz gewähren! Freilich ein flüchtiger Blick auf die thatsächlichen Verhältnisse zeigt, daß alle diese Vortheile in erster Linie den Franzosen zugute kommen. Es bedarf dazu keiner eingehenden Statistik der Uebersetzungen, die Rechnung ist überaus leicht; denn während z. B. fast alle französischen Dramen von namhaften Autoren, namentlich alle, die pariser Erfolge aufzuweisen haben, ins Deutsche übersetzt und auf deutschen Bühnen gegeben werden, ist kein einziges neueres deutsches Stück ins Französische übertragen worden oder in Frankreich zur Aufführung gekommen. Das Verhältniß ist also sehr durchsichtig: alles auf der einen, nichts auf der andern Seite. Einzelne Stücke, wie Brachvogel's „Narciß", den ich einmal bei Camille Doucet, dem damaligen Director der kaiserlichen Bühnen, liegen sah, sind übersetzt, aber nicht gegeben worden; von andern Stücken Lindau's und Laube's wurden Uebersetzungen angekündigt und Aufführungen als sicher in Aussicht gestellt; doch das waren nur Zeitungsenten, welche die Freunde der Dichter im Interesse des internationalen Weltruhms derselben züchteten. Die Thatsache bleibt bestehen: kein Stück von Gutzkow, Laube, Freytag, Hebbel, Wilbrandt, Benedix, der Frau Birch, von Moser, und wie alle unsere neuen Modedichter heißen mögen, hat je das Licht der Prosceniumslampen einer französischen Bühne erblickt.

Ist dies nicht beschämend für unsere deutsche dramatische Literatur? Weil ich gegen das Ueberwuchern des französischen Dramas auf der deutschen Bühne mich wiederholt erklärt habe, bin ich neuerdings im „Journal des Debats" als ein gallophage insatiable bezeichnet worden. Mit großem Unrecht! Mir sind die Franzosen eine liebenswürdige und durchaus sympathische Nation; abgesehen von den verstorbenen, aber unsterblichen Größen ihrer Literatur stehen viele der Lebenden bei mir in höchster Achtung. Victor Hugo's Genie habe ich stets mit Wärme anerkannt, ich halte Augier und Sardou für sehr talentvolle Lustspieldichter, Daudet für einen poesievollen Romanschriftsteller; bei allen auch minder begabten Autoren schätze ich die sichere Technik und die selten unter ein gewisses gleichmäßiges Niveau herabsinkende Darstellungskunst. Doch die Franzosen, die ein so ausgeprägtes Nationalgefühl haben, sollten es doch bei den Vertretern einer andern Nation schätzen, daß diese für die Selbständigkeit ihrer schöpferischen Kraft plaidiren und dieselbe nicht ganz im Fahrwasser einer Nachbarnation sehen wollen. Nicht den Franzosen gelten diese Vorwürfe, sondern den Deutschen, auch nicht den deutschen Dramatikern, die ja meist der eigenen Inspiration folgen, abgesehen von einzelnen schwächlichen Nachahmern des pariser Genre, sondern den deutschen Directoren, die auf dem pariser Markte mit den Elnbogen sich Bahn brechen, um das Vorkaufsrecht für ein neues Drama zu gewinnen und Ankaufspreise und Prämien zahlen, welche deutschen Autoren gegenüber in das Reich der Sage gehören, nicht minder auch den deutschen Kritikern, die für jedes pariser Product ein langes Feuilleton in Bereitschaft halten und mit gebeugten Knien nach Paris sehen, wie die Mohammedaner nach der Kaaba, und auch schwächliche oder widerwärtige Producte in ihren Weihrauchsdampf hüllen. Diese Symptome sklavischer Abhängigkeit von Paris haben wir stets gegeißelt: an einer gesunden Wechselwirkung zwischen beiden Nationen werden wir uns erfreuen, denn ihre guten Eigenschaften vermögen sich in seltener Weise zu ergänzen. Wie kann aber von einer solchen Wechselwirkung die Rede sein, wenn einem massenhaften Import dramatischer Waaren aus Frankreich auch nicht der geringste Export aus Deutschland gegenübersteht. Die Literarconvention kommt, soweit es sich um dramatische Werke handelt, nur den Sardou, Augier, Dumas, Feuillet, Pailleron u. a. zu gute; die deutschen Autoren haben das Zusehen und müssen sich mit der theoretischen Freude an den Vorzügen des neuen Literarvertrags begnügen.

Etwas besser sieht es mit dem Roman aus: ein paar französische Zeitungen haben doch in ihren Feuilletons Romane von Freytag und Auerbach gebracht: freilich, gegen den unerhörten Absatz, den Zola's „Nana" im Original und in Uebersetzungen in Deutschland gefunden hat, kommt das wenig in Betracht. Was aber die wissenschaftlichen, besonders die fachwissenschaftlichen Werke betrifft, so ist ihr Leserkreis in beiden Ländern kein großer und das vereinzelte Herüber und Hinüber fällt nicht sehr ins Gewicht. Jedenfalls haben auch hier die Franzosen den Löwenantheil davongetragen: Erfolge, wie sie Renan's Schriften in Deutschland hatten, werden die Schriften von David Strauß in Frankreich gewiß nicht zu verzeichnen haben. Wohl aber kümmert sich die „Revue des deux mondes" um hervorragende philosophische und geschichtliche deutsche Werke, und auf diesem Gebiete ist eine gewisse Wechselwirkung zwischen den beiden Nationen nicht zu verkennen.

Möge der neue Literarvertrag darin productiv wirken, daß er die Einbürgerung der deutschen Literatur in Frankreich begünstigt. Wie jetzt die Dinge stehen, hat dies Land den entschiedenen, ja auf manchem Gebiete den ausschließlichen Vortheil von dieser internationalen That.

Rudolf von Gottschall.

Die neueste Shakspeare-Literatur.

Man hätte hoffen dürfen, daß die Deutsche Shakspeare-Gesellschaft mit ihrem „Jahrbuch“ und ihrer im ganzen doch mehr der gelehrten Seite der Shakspeare-Forschung zugewendeten Richtung den dilettantischen Schriften über Shakspeare in Deutschland ein Ende machen und im Laufe der Jahre gründlich damit aufräumen würde. Es scheint jedoch, man hat sich auch in dieser Hoffnung getäuscht. Das ist freilich nicht Schuld der Gesellschaft, denn sie oder die Redaction des „Jahrbuchs“ mag wol — eine Vermuthung, die ich bereits bei meiner vorjährigen Besprechung desselben betreffs einer Schrift aussprach — solche Arbeiten wie die, welche ich hier ins Auge fasse, zurückgewiesen haben; jedenfalls aber steht die Thatsache fest, daß wir immer noch von Jahr zu Jahr mit allerlei werthlosen Erzeugnissen auf diesem Gebiete beglückt werden. Was diesmal vorliegt, ist aber zum Theil das Kläglichste, was die Shakspeare-Literatur in Deutschland aufzuweisen hat, und, was noch schlimmer ist, es legt Zeugniß ab von einer wahrhaften Verwilderung, einer Demoralisation unter diesen soi-disant-Forschern. Es widert einen völlig an, solche Schriften lesen und gar noch besprechen zu müssen; letzteres ist aber nothwendig, denn vielleicht gelingt es der Kritik endlich doch, diesem Treiben Einhalt zu thun. Was zumal die Hamlet-Studien betrifft — und sie sind es, die ich hier besonders ins Auge fasse —, so möchte man fast glauben, daß ein Anflug von Größenwahn die drei Verfasser ergriffen habe, deren Producte ich nachstehend bespreche, und man muß hier mit Polonius sagen: „Es ist wahr, es ist schade, und schade, daß es wahr ist“, und ich füge hinzu: schade, daß ich's sagen muß. Allein wenn man sieht, wie die Lektüre dieser Tragödie so vielen den Anlaß bietet, ihr Licht leuchten lassen und alle ihre Vorgänger verdunkeln zu wollen, dann ist es hohe Zeit, daß solchem Gebaren von der Kritik entgegengetreten werde. Den Vorrang will ich demjenigen Buch geben, das die übrigen in allem, was hier gerügt wird, übertrifft und die schärfste Zurückweisung verdient:

1. Ueber Hamlet. Von Emil Mauerhof. Leipzig, T. O. Weigel. 1882. Gr. 8. 3 M.

Wir haben bisjetzt nur eine ganz kurze, etwa vier Zeilen umfassende Anzeige dieses Buchs in der „Saturday Review“ gesehen, die sich einfach darauf beschränkt, das Endergebniß der langen Untersuchung hervorzuheben. Seit lange haben wir nichts so Unerquickliches und Selbstbewußtes in der Shakspeare- oder anderer Literatur gefunden. Emil Mauerhof hat, wie wir aus dem Anhang zu dem vorliegenden Buch erfahren, bereits ein Trauerspiel „Messalina“ und eine Schrift: „Zur Idee des Faust“, veröffentlicht. Ob ihn diese Leistungen dazu berechtigen, in solcher Weise, wie es hier geschehen, aufzutreten, können wir nicht wissen, da wir dieselben nie gesehen, auch nichts über sie gelesen haben. Nur so viel wissen wir, daß derjenige, der sich eine solche Blöße im Englischen gibt, wie es Mauerhof auf S. 77 gethan, durchaus nicht befugt dazu ist, Shakspeare zu erklären, am allerwenigsten aber in solcher selbstbewußten Weise andern allgemein anerkannten Kennern der englischen Sprache, wie es namentlich Elze ist, entgegenzutreten und sie nicht nur zu bekämpfen, sondern zu verspotten. Auf der angeführten Seite glaubt er die Schlegel'sche Uebersetzung der so leichten Stelle in der Rede Hamlet's, nachdem der Geist ihn verlassen: „My tables — meet it is, I set it down“ („Schreibtafel her, ich muß mir's niederschreiben“), was freilich nicht wörtlich ist, bemäkeln zu müssen, und sagt:

So hat der Ausruf in dieser Form etwas Selbstverständliches, das aber zu den äußern wie innern Vorgängen im schreiendsten Gegensatz steht und darum auch geradezu ins Alberne ausschlägt. Im Original dagegen hat es ganz den Charakter des Zufälligen, des Unverhofften, wie es eben den innerlichsten Zuständen entspricht. Ohne noch zu wissen, was später darauf folgen wird, ruft der Prinz hier auf einmal außer allem Zusammenhange mit dem frühern wie spätern: „my tables“ — dann erst nach einer Pause: „meet it is, I set it down“ („das trifft sich gut, ich schreib' es nieder“). Dagegen halte man die Uebersetzung, und das natürliche Gefühl wird bald herausgefunden haben, daß es sich dabei um eine Entstellung handelt, deren Größe freilich, wie es scheint, nur das ernsthafteste Nachdenken zu ermitteln vermag.

Das geringste Nachdenken ergibt aber nur, daß der Verfasser sich auf dem Holzwege befindet. Erstens hat er, nicht der Text, das Komma zwischen is und I gesetzt. Das ist also schon eine Erschleichung; zweitens aber ist „meet“ ein Adjectiv und heißt: schicklich oder passend und hat durchaus nichts mit dem Zeitwort to meet (treffen, begegnen) zu thun, wofür Mauerhof es gehalten, auch wenn es ursprünglich von demselben Stamme hergeleitet sein mag. Und ein Mann mit solcher Unkenntniß der, unserer Ansicht nach, ersten Bedingung eines Shakspeare-Erläuterers, seiner Sprache, unternimmt es, nicht blos dem deutschen Publikum in Briefen von Rom aus seine Auffassung der großen Tragödie vorzulegen, sondern mit dem Anspruch, nur Goethe und er verständen den Dichter, über fast alle seine Vorgänger herzufallen und mit den gröbsten Ausdrücken, mit Schimpfwörtern gegen Männer wie Gervinus, Hermann Grimm, von Friesen, Werder, Hettner, Elze, Schlegel, Rümelin und Kreyssig — in dieser Reihenfolge nämlich geschieht es — zu Felde zu ziehen! Da stoßen wir auf Ausdrücke wie „massive Dummheit“, „krankhafte Schamlosigkeit eines ganz verwahrlosten Gehirns“, wo er von Grimm, „Hohlköpfigkeit“ und „Flachsinn“, wo er von Friesen spricht. Werder wird wiederholt abgekanzelt. Von Gervinus' Beurtheilung Hamlet's sagt er: „Welch furchtbares Selbstgericht! Als hätte Gervinus selbst sich zu dem Bilde gesessen — und in seinem dummen Hochmuth saß er dazu, ohne es auch nur zu merken — erzählt er hier von einem Manne“ u. s. w.

In einer Anmerkung zu der Stelle: „Ich habe keine Freude am Menschen (sic!), nein, auch am Weibe nicht“, sagt er:

Herr Elze schreibt hier in rührender Abhängigkeit gleich Schlegel: „Ich habe keine Freude am Manne“, was einfach unsinnig ist. Der Nachsatz: „Nein, auch am Weibe keine, wenngleich ihr es durch euer Lächeln anzudeuten scheint“, setzt das außer allen Zweifel. Der Revisor hat augenscheinlich nicht gewußt, daß man zu allererst „Mensch“ und dann erst „Mann“ bedeutet.

Schade, daß Elze nicht vorher bei Mauerhof englischen Unterricht genommen, ehe er es unternahm, die Schlegel'sche Uebersetzung zu revidiren. Jetzt wissen wir doch auch endlich, wer es war, der gesagt hat, die Frauen sind keine Menschen. Solche Pröbchen von englischer Sprachkenntniß bietet uns Mauerhof noch mehrere, doch wird der Leser an den beiden angeführten genug haben. Da übrigens, wo er richtig interpretirt, ist es allemal A. Schmidt's Deutung, ohne daß er diesen jedoch nennt.

Von Schlegel heißt es, er habe den „Hamlet“ im einzelnen wie im ganzen gründlich misverstanden, und so weiter mit Grazie. So habe er „with a bare bodkin“ durch „mit einer bloßen Nadel“ übersetzt, während es doch „schon mit einer Nadel“ heißen müßte. „Herr Elze aber fällt plump und zum Theil schon sinnlos «mit einem bloßen Dolch» darauf. Mit einem bloßen Dolch! Als ob man sich, um nur eins zu sagen, auch mit einem Dolch in der Scheide durchbohren könnte.“ Der Verfasser versteht also nicht einmal deutsch und weiß nicht, daß beide, Schlegel und Elze, das englische mere im Sinne hatten, als sie „bloß“ schrieben, und daß es gleich ist, ob man sagt, „mit einer bloßen Nadel“ oder „mit einer Nadel bloß“. Gegen solche Ausfälle wie die gegen Grimm, Werder und Elze kommt Rümelin noch verhältnißmäßig glimpflich weg; dagegen heißt es wieder von Kreyssig:

Herr Kreyssig, dessen kritische Selbständigkeit dort vor allem zu Tage tritt, wo er Gervinus nicht blos abschreibt, dessen Urtheil vielmehr ins Grotesk-Alberne verzerrt, ist, wie überall, so auch hier (bei der Tödtung des Polonius) auf den armen Prinzen sehr schlecht zu sprechen.

Mauerhof's Citate entbehren, beiläufig gesagt, jeder nähern Angabe der Stelle, sei es aus Shakspeare oder den angefeindeten Kritikern. Glaubt nun etwa der Verfasser, ein solch polemisch gehaltener Commentar, der nur in Flathe (auch dessen Erklärung wird einmal als „albern“ bezeichnet) seinesgleichen hat, werde bei der deutschen Nation Anklang finden und sie werde sich geduldig einige ihrer besten Männer so verunglimpfen lassen? Hat er vielleicht deshalb seine Briefe aus Rom datirt und wollte er sich von dort aus als Unfehlbaren aufspielen? Wir wenigstens wollen es gar nicht versuchen oder ihm den Gefallen thun, unsern Lesern Proben seiner Erläuterungen vorzulegen. Täuscht nicht alles, so möchten wir einen verkappten Jesuiten in ihm wittern. Denn obschon er gegen die Todesstrafe sich ausspricht und in seiner drastischen Weise „die Aberkennung des Lebens von seiten eines irdischen Gerichts“ als den frechsten Eingriff einer ebenso sündhaften wie einsichtslosen Gesellschaft, die Entscheidung über Leben und Tod vielmehr als ein ausschließlich göttliches Recht bezeichnet und hinzufügt, es sei die That einer ebenso gewissenlosen wie dreisten Thorheit, ein zweifelloses Verbrechen selbst mit dem Tode zu bestrafen (also im directen Widerspruch gegen die Bibel und deren Vorschrift: „selbst von meinem Altar hinweg sollst du ihn [den Mörder] nehmen, um ihn zu tödten“), schließt er in pessimistischer und salbungsvoller Weise sein unerquickliches Gerede mit diesen Worten:

Es ist gut, an das Walten einer höhern Macht zu glauben, aber es ist dumm, sie erörtern zu wollen. Der Dichter darf das Schicksal gestalten, aber er kann es nicht erklären. ... Wer dieses Dunkel zu deuten unternimmt, gehorcht einem anmaßlichen Unverstande und verfällt der Albernheit. Unser aller Schicksal ist uns das düsterste Räthsel; kein Dichter vermag es zu erleuchten. Man mag gläubig in allen Dingen der göttlichen Gerechtigkeit vertrauen, aber man soll sich nicht unterfangen, ihr im einzelnen nachzuspüren. All unser Wissen ist Stückwerk; ... darum muß uns oft das Gerechteste als schreiendes Unrecht erscheinen. Wer sich dann mit seinem kläglichen Witz an das Unverständliche wagt, wird er sich wundern dürfen, daß sein Versuch zu einem Brei abgeschmackter Einfälle führt, von dem nur die Sinnlichkeit mit Behagen zehrt?

Nach dieser Selbstkritik, so wollen wir den letzten Satz nennen, fährt er also fort:

Die Aufgabe der Tragödie ist nicht die Verkündigung göttlicher Gerechtigkeit, denn es fehlt uns jeder Einblick in dieselbe, sondern Darstellung des Leids. Die Sünde ist unser Erbtheil und das Leid seine Frucht. ... Die Tragödie hat weder Aufschluß zu geben noch zu deuten; ... sie hat nur das Leid in dieser Welt zu wiederholen und dasselbe in einem einzigen Bilde zusammenzufassen, damit es an furchtbarer Wahrheit jede zerstückelte Wirklichkeit übertreffe: das ist der Triumph der tragischen Kunst und ihr alles — „der Rest ist Schweigen“.

Diese Worte sage Hamlet, meint der Verfasser, weil er sein Schicksal wol erzählen, aber nicht erklären könne. Ein solches Schweigen möchten auch wir dem Verfasser für die Zukunft anrathen, wenn er nicht anders als in dem in dieser Schrift angeschlagenen Tone zu schreiben versteht.

Wir gehen zur nächsten Schrift über, die zwar nicht minder Zeugniß von dem stolzen Selbstgefühl des Verfassers ablegt, doch in der Polemik nicht so maßlos ist wie die eben besprochene:

2. Hamlet der Konstabel der Vorsehung. Eine Shakspeare-Studie von Karl Dietrich. Hamburg, Nolte. 1883. 8. 2 M.

Im „Nachwort als Vorwort“ bekennt sich der Verfasser dieser excentrischen Schrift als den Mitgliedern der Deutschen Shakspeare-Gesellschaft zu Danke verpflichtet, da sie durch die ihm gegebenen Anregungen „ein geistiges Urheber- und Eigenthumsrecht“ an seinem Buch haben. Ich glaube, die Herren werden ihrerseits die ihnen erwiesene Ehre dankend ablehnen. Erst am Schlusse dämmert ihm endlich — nach gethaner Arbeit — ein Licht: als er sie begann, hielt er die Aufgabe, die er sich gestellt, für eine sehr leichte, da er den für seine Erklärungen beigebrachten Belegen mathematische Beweiskraft beilegte; nach-

dem er aber die Feder aus der Hand gelegt, will er nicht leugnen, daß auch mathematische Beweise ihre Voraussetzungen haben, die doch immerhin geglaubt werden müssen, und daß die Wahrheiten, die sozusagen offenkundig auf der Hand liegen, auch stets diejenigen sind, die am schwersten Glauben finden. Deshalb nun, meint er, werden auch hier die mit Belegen reichlich ausgestatteten Erklärungen noch eines guten Theils von Glauben bedürfen. Und dies ist auch meine Meinung; ich bin aber nicht in der Lage, seinen Wunsch, daß sie ihn finden mögen, zu erfüllen. Das ganze künstlich aufgerichtete Gebäude beruht nämlich, so scheint es, auf der Entdeckung, die der Verfasser gemacht hat, daß „hamlet" früher — er hat in Halliwell's „Dictionary of Archaic and Provincial Words" vielleicht nur herumgeblättert und ist dabei zufällig auf das Wort gestoßen — auch high constable „Oberconstabel", außer „Weiler", was es jetzt heißt, bedeutet habe. Er sagt zwar, jedes gute englische Wörterbuch bezeichne diese Uebersetzung als nicht mehr gebräuchlich und in Halliwell's „Dictionary" finde man die Bestätigung; er hat aber wol übersehen, daß z. B. Lucas dieser Bedeutung „cant" voransetzt, und daß Halliwell einen andern Gewährsmann, Grose, dafür aufführt, dessen „Provincial Glossary" er sie entnommen hat. Grose aber lebte erst im vorigen Jahrhundert und sein „Provincial Glossary" erschien 1787. Es ist daher sehr zweifelhaft, ob das Wort bereits zu Shakspeare's Zeit die gedachte Bedeutung hatte. Jedenfalls aber war es nie ein anerkannter, sondern lediglich im Volksmunde üblicher Ausdruck, wie z. B. „Blase" für „Gesellschaft" u. dgl. m. Und in diesem Sinne sollte Shakspeare das Wort „hamlet" zum Titel seiner tiefsten philosophischen Tragödie gewählt haben? Wer so etwas glauben kann, nun der glaubt auch, daß ein Kamel durch ein Nadelöhr gehen könne. Doch es genügte diese Entdeckung für Karl Dietrich, um darauf sein Kartenhaus zu errichten, und wie die Grundlage, so wird auch der Aufbau mit einem Hauch wegzublasen sein. Man höre!

Als „Constabel der Vorsehung" ist Hamlet dazu auserkoren, Fortinbras zu seinem Recht zu verhelfen und so alle Schuld zu sühnen, und der Schlüssel zum Hamlet-Problem liegt „in drei winzigen Worten". Es sind die Worte „occurrents, more or less", die in der letzten Rede des sterbenden Hamlet vorkommen. Doch lassen wir den Verfasser selbst reden:

> Hamlet's Worte sind also dem eigentlichen Sinne nach zu übersetzen: Begebenheiten, nennt es wie ihr wollt: Fügung oder Zufall. Er selbst aber weiß, was den Schluß veranlaßt oder betrieben hat. Wie eine heilige Erkenntniß kommt es über ihn ... wie Schuppen fällt es von seinen Augen, und er erkennt das ewige Gesetz einer sittlichen Weltordnung, die feste Hand einer ewig unentwegten göttlichen Vorsehung. Noch will er es aussprechen, was ihm den Muth, die Freudigkeit zum Sterben gibt, aber die Vorsehung ist unbegreiflich und unerforschlich, und räthselhaft wie sie selbst, verhüllt sich der Dichter — der Rest ist Schweigen!

Das wäre ja sehr schön gesprochen und nicht unrichtig gedacht; weshalb aber da den Schlüssel in jenen „winzigen Worten" finden? Dann doch weit eher in Hamlet's früherer Bemerkung von der Gottheit, die unsere Zwecke formt. Das ist aber denen, die gern Nüsse knacken, zu deutlich. Die Lösung des Räthsels wäre dann eine leichte gewesen, da hätten wir nicht auf Herrn Dietrich zu warten brauchen, um uns den „Hamlet" zu enträthseln. „Occurrents, more or less", das sind für den gewöhnlichen Leser ganz unbedeutende Worte, die gar nichts weiter zu sagen scheinen, als was sie eben ausdrücken, und doch steckt das ganze Geheimniß hinter ihnen. Als ob übrigens nicht jede andere Tragödie des großen Dichters ebenso deutlich wie „Hamlet" dieselbe Lehre predigte! Doch Dietrich hat auch noch eine andere große Entdeckung gemacht: „Hamlet ist ein mit divinatorischer Geistesgabe ausgestatteter Mensch!" Die Wahnsinnsfrage entscheidet er im negativen Sinne: Hamlet stellt sich nämlich blos wahnsinnig, und zwar hauptsächlich darum, damit er ungefährlich erscheine. Ipse dixit. Seine allerneueste Entdeckung aber ist, daß Ophelia gar nicht Polonius' Tochter sei!

Schlegel's Uebersetzung wird einigemal berichtigt, mehrfach aber auch nur unnöthigerweise bekrittelt. So z. B. soll „God be at your table" bedeuten: „Gott verhüte, daß Fälschungen in euern Stammbaum (genealogical table!) eingeschmuggelt werden"! Der gerade Verstand Schlegel's hat es einfach auf die Speisetafel des Königs bezogen. Wer über „Hamlet" zu schreiben sich vornimmt, der sollte doch vorher gründlichere Studien machen; das verlangen ja diese Herren selbst, da wo sie ihre Vorgänger tadeln! An dieser Stelle beweist der Verfasser aber, daß er weder Douce, noch Elze noch Tschischwitz kennt oder nachgeschlagen hat: sonst würde er gewußt haben, worauf sich die Anspielung auf die Eule bezieht. Freilich aber wäre dann kein Raum zu einer neuen Hypothese betreffs Ophelia für Dietrich übriggeblieben. Das hat uns noch gefehlt, daß noch mehr Räthsel in „Hamlet" entdeckt werden! Wie gefährlich es in Deutschland ist, wenn ein neuer Schriftsteller mit neuen Dunkelheiten auftritt oder neue Räthsel zu rathen gibt, das kann man aus Heine's Worten betreffs neuer Dummheiten eines Philosophen entnehmen. Gott bewahre uns daher vor neuen Irrfahrten oder neuen Schriften, die darauf ausgehen dürften, zu ermitteln, wer denn nun eigentlich Ophelia's Vater gewesen sei!

An einer andern Stelle, bei Gelegenheit der Besprechung der Verse:

> Die Zeit ist aus den Fugen: Schmach und Gram,
> Daß ich zur Welt, sie einzurichten, kam —

wird Vischer wie ein Schulbube von unserm Verfasser abgekanzelt, weil er den Ton auf „ich" legt und darin den unwillkürlichen unfehlbaren Ausdruck der Selbsterkenntniß Hamlet's erblicken will. Diese Schlußfolgerung scheine denn doch eine sehr gewagte und von Vischer's ästhetischem Schulbedürftigkeitsgefühl (man traut seinen Augen kaum) dictirte zu sein. Freilich ist es Schlegel's Schuld, der das Wörtchen „ever" im Original unübersetzt gelassen hat. Wäre dem

nicht so, meint Dietrich — der keinen Augenblick die Idee in sich aufkommen läßt, daß ein Mann wie Vischer am Ende doch seinen Shakspeare ebenso gut wie er im Original zu lesen im Stande sein dürfte —, so wäre er vor der Unnatur oder Gesuchtheit seiner Betonung sicher bewahrt geblieben; aber man dürfe von jemand, der bestimmte Ansichten durch bestimmte Stellen belegen wolle, wohl erwarten, daß er sich etwas genauer im Urtext informire! Vischer dient unserm Dietrich, dem Eröffner des Verschlossenen — nomen omen — überhaupt zur Zielscheibe, nach der er die Pfeile seiner Weisheit oder vielmehr Tadelsucht abschießt; doch ich glaube, der Leser hat an diesem einen Pröbchen genug.

Im Gegensatz zu Mauerhof verwirft Dietrich auch Goethe's Ansicht; der Unterschied zwischen beiden, Mauerhof und Dietrich, ist also eigentlich nur der, daß jener fast alle seine Vorgänger bekämpft, dieser hauptsächlich nur zwei so kleine wie Goethe und Vischer. In der Anmaßung und Selbstüberhebung geben sie einander nichts nach. Wie weit gefehlt Goethe's berühmte Charakterisirung und Beurtheilung Hamlet's sei, möge man aus dem Schluß ersehen, zu dem Dietrich gelangt und den ich mit seinen eigenen Worten anführen will:

> Das ist unser Held und das sollte er sein: ein mit allen nur denkbaren körperlichen und geistigen Vorzügen ausgestatteter Mensch, auf den eine That gelegt ist, der er vollständig gewachsen, die er aber dennoch nicht eher auszuführen im Stande ist, als bis ihm die Vorsehung ihre Waffe in die Hand gibt, die er dann aber mit tödlicher Sicherheit inmitten desselben Gefolges und derselben Leibwachen vollführt, die sein Vorhaben bis dahin verhindert hatten.

Also Dietrich ist gerade der entgegengesetzten Ansicht wie Goethe. Nun mag das deutsche Publikum wählen. Nicht zu vergessen, daß er endlich auch die Frage nach dem Glaubensbekenntniß Shakspeare's gelöst hat. Hamlet sagt: „Ich für mein armes Theil, seht ihr, will beten gehen", und daraus, sagt unser Verfasser, dürfen wir wieder mit voller Sicherheit schließen, daß Shakspeare (also nicht Hamlet, wie jeder, der logisch zu schließen gewöhnt ist und weiß, daß, was ein Dramatiker seinen Charakteren in den Mund legt, gewiß nicht immer, ja nur höchst selten und stets mit der äußersten Vorsicht auf ihn selbst bezogen werden darf) nicht nur ein gläubiger, sondern auch ein in frommer, werkthätiger Gläubigkeit stehender Christ (ob Katholik oder Protestant, ist freilich nicht gesagt) war. O selige Zeit, die sich für Tartufes nach diesem Schluß eröffnet. Sie brauchen also nur augenverdrehend zu sagen: „Ich will beten gehen", und ihre Heiligkeit ist erwiesen!

Schließlich erfahren wir aus der vorliegenden Schrift noch, daß Shakspeare „schon 250 Jahre, bevor Schopenhauer's Pessimismus überhaupt existirte", durch denselben „mitten hindurch gegangen" — als ob es keinen „Kohelet" vor Shakspeare gegeben hätte —, daß ihm auch die „Philosophie des Unbewußten" bekannt und „die letzte Wahrheit, die sie verkündet, auch für ihn der Weisheit letzter Schluß" gewesen sei; denn er sah es „in seines Geistes Auge, daß das allwissende und Zweck und Mittel in eins denkende Unbewußte (Gottheit würde Shakspeare dieses Unbewußte genannt haben) das Bewußtsein eben nur deshalb geschaffen habe, um den Willen von der Unseligkeit seines Wollens zu erlösen, und der Endzweck des Weltprocesses der sei, den größtmöglichsten erreichbaren Glückseligkeitszustand, nämlich den der Schmerzlosigkeit zu verwirklichen". Aber auch dies ist immer noch nicht der eigentliche und letzte Schluß, den Dietrich aus den Werken Shakspeare's zieht. Vielmehr findet er außer all dem Angeführten auch „den herrlichsten, schönsten Optimismus" bei ihm, „der das Reich Gottes predigt und herbeisehnt, um die Welt untergehen lassen zu können". Denn „läßt er seinen Helden, als ihm gemeldet wird, die Welt sei ehrlich geworden, nicht ausrufen: «So steht der Jüngste Tag bevor?»" Kurz, Shakspeare ist ein Mann mit dem reinen kindlichen und kirchlichen Christusglauben.

Man sieht, die Schrift redet sehr salbungsvoll, sehr fromm und gläubig; der Geist Gottes aber ruht nicht darauf, hat den Verfasser trotz allem bei seiner Arbeit nicht inspirirt, und ihr Ende wird sein, nicht gesegnet, sondern recht schleunig vergessen zu werden.

3. Der Hamlet-Charakter. Eine psychiatrische Shakspeare-Studie von Edwin Stenger. Berlin, Dobberke u. Schleiermacher. 1883. 8. 90 Pf.

Ich werde den Leser mit dieser „Shakspeare-Studie" nicht lange aufhalten. Mit Recht hat sie die medicinische Facultät, wie der Verfasser uns offen berichtet, als Dissertation für „nicht geeignet und als nicht druckwürdig" erklärt, weil sie „keine wissenschaftliche Arbeit, sondern nur eine belletristische Excursion über ein nicht medicinisches Thema darstellt". Sie muß aber auch als belletristisches Product verworfen werden. Auch sie beansprucht, das alleinseligmachende Wort gesprochen zu haben. „Für den Kenner der Irren ist der Hamlet-Charakter durchaus keine Frage und kein Räthsel." Er ist nichts als eine „merkwürdige Studie der krankhaften melancholischen Verstimmung, die nahe daran ist, in den secundären Wahnsinn überzugehen, ohne demselben zu verfallen". Das ist des Pudels Kern, und nun sind wir doch endlich von dem Alp befreit, der so lange auf uns gelastet hat; nun ist auch für uns „Literarhistoriker und Kritiker oder die Laien im allgemeinen", die wir ja, wie der Verfasser mit seinem großen medicinischen Selbstbewußtsein sagt, augenscheinlich „den Hamlet-Charakter nicht für pathologisch halten wollen und können", das Räthsel gelöst. Wäre dem wirklich so, mit wie vielen Büchern über Hamlet wären wir dann verschont geblieben. Wie muß sich einer in der Shakspeare- oder auch nur speciell der Hamlet-Literatur umgesehen haben, der Folgendes schreiben konnte:

> Was in die Theorie der Kritiker nicht paßt, das scheinen sie nicht zu sehen, denn anders ist es nicht zu erklären, warum sie nicht glauben wollen, was Shakspeare selbst mit klaren und

deutlichen Worten sagt, nämlich: Hamlet leidet an Melancholie und Wahnsinn.

Als Curiosum mußte ich dieses Pröbchen von der Weisheit und Sachkenntniß des Verfassers mittheilen. Außer diesem Urtheil, welches, wie Caligula's Wunsch erfüllend, gleich die Gesammtmasse der Kritiker zusammenfaßt und sie, wenn auch nicht gerade enthauptet, doch abthut, wird besonders Hermann Grimm zum Schlachtopfer auserkoren und wiederholt mit vernichtender Kritik zermalmt. Falls dieser Arme nach solchen Keulenschlägen, wie sie ihm von Mauerhof und Stenger versetzt worden, noch am Leben ist und bleibt, so wird jener Arzt recht behalten, der nicht davon abzubringen war, seinen Patienten trotz der Versicherung seines Freundes, daß er wieder frisch und gesund sei, für wissenschaftlich todt zu erklären. Ein solches Prognostikon glauben wir übrigens dem vorliegenden Schriftchen mit Sicherheit stellen zu können. Wie es als Dissertation sich als eine Fehlgeburt erwiesen hat, so kann man es auch jetzt schon als Buch für wissenschaftlich todt erklären.

4. Dramaturgie der Classiker. Von Heinrich Bulthaupt. Zweiter Band: Shakspeare. Oldenburg, Schulze. 1883. Gr. 8. 5 M.

Es heißt den vorangegangenen Schriften wahrlich zu viel Ehre erweisen, sie mit diesem Werk gemeinschaftlich zu besprechen. Daß ich sie zuerst vornahm, wird der Leser, der mir bisher gefolgt ist, gewiß nicht als eine Bevorzugung ansehen, sondern solchen Vorrang richtig zu würdigen wissen. Das Widerliche und Unerquickliche beseitigt man gern und räumt damit auf, ehe man das Gute auftischt.

Von allen Seiten, von denen man Dramen betrachten kann, sollte man glauben, daß die dramaturgische die geeignetste und hauptsächlichste sei; leider aber ist sie die seltenste, und man muß es Bulthaupt Dank wissen, daß er, man möchte fast sagen, den Muth gehabt hat, Shakspeare auch einmal von dieser Seite zu betrachten und den dramaturgischen Maßstab an seine Dramen zu legen. Sein Hauptvorgänger in dieser Richtung dürfte wol Gustav Freytag sein, der in seiner „Technik des Dramas" wiederholt Bezug auf Shakspeare nimmt; die Dramen, wenigstens die bedeutendsten, einzeln vorzunehmen und sie dramaturgisch zu beleuchten, ist meines Wissens jedoch noch nicht, jedenfalls nicht in der Weise, wie es hier geschehen, versucht worden. Von den Historien sind sämmtliche außer „Heinrich VIII.", von den Tragödien „Romeo und Julie", „Othello", „Hamlet", „Lear", „Macbeth", „Cymbelin", von den Römerdramen „Julius Cäsar" und „Coriolan", und von den Komödien „Der Widerspenstigen Zähmung", „Der Kaufmann von Venedig", „Viel Lärmen um Nichts", „Was ihr wollt", „Ein Wintermärchen", „Ein Sommernachtstraum" und „Der Sturm" behandelt worden. Viel Beherzigenswerthes enthält schon die Einleitung. Wie ganz anders als in den vorher besprochenen Schriften klingt es gleich am Anfang, wenn ein Mann, der wirklich Gediegenes und die Shakspeare-Kenntniß Förderndes vorzubringen hat, sagt:

> Diese Arbeit verfolgt keine polemischen Tendenzen, noch beabsichtigt sie, die gesammte Shakspeare-Kritik wiederum einer Kritik zu unterziehen. Nur gelegentlich mußte der Verfasser auf sie zurückgreifen, und wenn dabei Angriff und Abwehr unausbleiblich wurden, so ist das lediglich die Schuld der Shakspeare-Orthodoxie, die den Dichter allein zu verstehen glaubt und die seine gerechte Würdigung unabhängig von der Stellungnahme zu ihren Thesen oft schlechtweg unmöglich macht.

Besondere Anerkennung finden dann Otto Ludwig's und Gustav Rümelin's Shakspeare-Studien. Von denen des erstern sagt Bulthaupt mit Recht, hier spüre ein Dichter dem andern nach, eine hohe reichbegabte Natur sucht und findet in der immer erneuten Betrachtung des einen Mannes ihr künstlerisches Ideal. Von letzterm sagt er, er vermöge zwar in zahlreichen Fällen seine Ansichten nicht zu theilen; trotzdem habe Rümelin das große Verdienst, die Leserwelt vor der Phraseologie der Shakspearomanen gewarnt und in die Einförmigkeit der Anbetung ein belebendes Element des Zweifels gebracht zu haben. Freilich muß er bald nachher in folgende Stoßseufzer ausbrechen:

> Wie man dies ohne alle Prätension auftretende, der Shakspeare-Erkenntniß so förderliche Buch in Deutschland aufgenommen hat, weiß man. Es fand bei vielen lebhafte Zustimmung, aber die Gläubigen riefen Anathema! Mit jener nichtswürdigen Art, die ehrlos machen sollte, griffen selbst vielgelesene Blätter einzelne Sätze aus dem Buche heraus, um an der Hand dieser Beweise den Verfasser des offenbaren Sacrilegs schuldig zu sprechen. Zwar wurde das Buch gelesen und Rümelin's Name bekannt. Aber heutzutage hat der Schwall der Hymnenliteratur alle Fragen, die es anregt, längst wieder verschlungen. Nur die Partei sans phrase gilt etwas. Das große Publikum, dem es zu eigener Prüfung an Zeit, Lust oder Einsicht fehlt, schließt sich der Majorität an, und statt den Shakspeare selbst zur Hand zu nehmen oder den Schritt zum Theater zu lenken, wenn eins seiner Werke über die Breter schreitet, liest die Jugend der Gymnasien Gervinus, Ulrici und Kreyssig und versieht das Rümelin'sche Buch, wenn es ihr in die Hände kommt, am Rande mit Ausrufungszeichen und ironischen Bravos.

„These are brave words!" möchte ich hierauf ausrufen. Ein schönes Wort ist es auch, wenn Bulthaupt weiterhin Shakspeare den größten Dichter des Elementaren nennt. Er hat bei seiner Arbeit, wie er uns sagt, stets die moderne Bühne im Auge gehabt, und sie hat auch die Auswahl der Werke bestimmt, die der Betrachtung unterzogen wurden. Er hat sich dabei gefragt: wie erscheint uns Shakspeare vom Standpunkte der modernen deutschen Dramatik, des modernen deutschen Theaters? Was sind die unvergänglichen Züge seines göttlichen Genius, wo beginnt die Schwäche und der Irrthum des sterblichen Menschen? Wie weit ragt er über Zeit und Raum hinweg? Wo beginnen die Schranken des Nationalen und Historischen? Wie weit ist er das Ideal der lebenden und kommenden dramatischen Dichter — wo ist die Grenze, mit der seine Nachahmung die unfruchtbare Copie von Fehlern oder veralteten Formen wurde? Man kann ihm wol zugeben, daß dies kein einseitiger Standpunkt

ist, sondern daß derselbe eine ebenso gute Berechtigung habe wie die rein literarhistorische oder die blos ästhetische Prüfung, die keine praktischen Nebeninteressen verfolgt. Voller Anerkennung für die Größe Shakspeare's, von dem er am Schlusse der Einleitung sagt, seine Kunst sei so wunderbar, daß das, was sie uns beschert, für einen Sterblichen fast schon zu viel sei, als daß man noch mehr zu fordern wagen möchte, ist er doch nicht blind gegen seine Mängel und bemäntelt sie nicht. Er sagt:

Der Himmel verschwendet nicht auf ein Haupt alle Güter. Was ihm nicht ward, ward andern. Ich sehe nicht ein, warum, wenn uns das Herz vor seiner dichterischen Größe pocht, unser Auge für einen Mangel, der sich uns an ihm darstellt, blind sein sollte? Im letzten Grunde gilt ja doch jede wahre Kritik nicht dem Künstler, nicht dem Kunstwerk, sondern der Kunst!

Wie er das Kunstwerk zu beurtheilen versteht, möge man aus seiner Besprechung des „Othello" und „Hamlet" ersehen, welche beide ich zur Probe auserkoren habe, da es die mir gesteckten Grenzen überschreiten würde, auf alle Stücke, die er seiner Betrachtung unterzogen hat, näher oder überhaupt einzugehen.

Er findet, daß „Othello" an denselben Gebrechen leidet wie Ludwig's „Erbförster". In allem rein Epischen und von der Krisis an auch im Dramatischen sei „Othello" von einer ganz staunenswerthen, einzigen Wahrheit und Leidenschaftlichkeit. Aber ein trügerischer Grund, eine halbe, lückenhafte und gerade an den wichtigsten Stellen völlig aussetzende Motivirung und die Speculation auf eine Macht, mit der bekanntlich auch die Götter vergebens kämpfen, die aber unästhetisch und als tragischer Hebel bedenklich ist und bleibt, sei der große Mangel dieser Tragödie. Was vom „Erbförster" gilt, das gelte auch von dem sonst völlig antipodischen „Othello": für alle tragischen Personen ist ein normales Maß von Intelligenz erforderlich, dessen Mangel, wenn er ihre Tragik zur Folge hat, dieser immer einen peinlichen, verletzenden Charakter geben wird. Ein Theil der unlautern Wirkung des „Othello" liege daher in der Unverständigkeit und Gedankenlosigkeit der Hauptpersonen des Stücks. Die Krone aber habe Shakspeare seiner kühnen und wilden Sorglosigkeit in dem Zurüsten der tragischen Mittel dadurch aufgesetzt, daß er die eigentliche Seele des Stücks, den Factor der ganzen Handlung, Jago, völlig motivlos lasse. Es wird diese Ansicht dann einigermaßen modificirt, im ganzen aber wird und muß sie aufrecht erhalten werden; ich kann Bulthaupt aus Erfahrung, und würde es auch ohne dieselbe thun, darin beipflichten, wenn er sagt, daß bei den auf Jago bezüglichen Worten Othello's in der dritten Scene des dritten Actes: „Dies ist ein Mensch von höchster Redlichkeit", durch den Zuschauerraum jenes eigenthümliche Rauschen zu gehen pflege, das ein unterdrücktes Lachen bedeutet. Auch Desdemona's Untergang hält Bulthaupt mit Recht für verfehlt; er wirke nur schrecklich, nicht tragisch. Doch ich muß es dem Leser überlassen, sich in dem Buche selbst über die Beurtheilungsweise unsers Verfassers, wie sie sich bei den von ihm geprüften Stücken bewährt, des Nähern zu unterrichten.

Nur noch einige Worte über seine Beurtheilung des „Hamlet" mögen hier folgen, weil es wohlthuend ist, nach den Schriften über diese Tragödie, die ich vorher zu besprechen hatte, endlich wieder einmal einer ruhigen, besonnenen und sachverständigen Kritik zu begegnen und über eine solche berichten zu können. Auch er erblickt im „Hamlet", rein psychologisch betrachtet, weder ein Räthsel noch eine ungewöhnliche Erscheinung. Er sieht in ihm eine Mischung von phlegmatischem und melancholischem Temperament, einen Tiefsinnigen mit scharfem Verstande. Da ein solcher leicht in secundären Wahnsinn verfallen kann, so ist Edwin Stenger schon durch dieses eine Beispiel widerlegt, wenn er glaubt, Laien könnten oder wollten das nicht einsehen. Goethe's Aperçus über das Stück findet Bulthaupt in ihrer Art unvergleichlich, doch seine Hypothese, das Gemüth des Prinzen habe erst nach seines Vaters Tode die traurige Richtung genommen, unhaltbar. Auf die Frage: warum zaudert Hamlet, trotzdem es ihm an muthiger Iniative nicht fehlt? antwortet er: weil ihm die Bestrafung des Claudius „aufgetragen" ist. Kein rascher Trieb leitet ihn darauf, sondern ein langsam ausreifender Proceß bezeichnet ihm den Thäter. Er hat Frist, vor Erfüllung seiner Aufgabe, die als etwas Fremdes, nicht Organisches, an ihn herantritt, anstatt aus seinem Herzblut emporzuquellen, nachzudenken — und beginnt er einmal zu reflectiren, dann wird er auch nicht enden können, dann packt ihn der Fluch des Denkens: der Fluch insofern, als das allzu subtile Erwägen dem Compromiß des Lebens widerspricht, in dem „Blut und Urtheil" sich zu mischen haben. Nach einer feinsinnigen Analyse der einzelnen Charaktere des Stücks, stets zugleich mit Hinblick auf die Darstellung derselben auf der Bühne, spricht der Verfasser das Urtheil aus, daß er bei aller Bewunderung der Tragödie sie doch im ganzen nicht eigentlich dramatisch nennen könne, da das Verhalten des Helden, wie es im Drama der Fall sein sollte, die Ereignisse hier nicht herbeiführe und zusammenhalte. Was sollte sonst, sagt er, das Drama vom Epos und Roman unterscheiden? Die Schauspielscene, findet er, sei ein Unicum, eine Bühnenscene von frappanter Kraft. Dem Schluß des Stücks jedoch fehle die tragische Färbung ganz und gar, und es sei widerlich, ihn auf der Bühne zu sehen. Dieser Schluß thue auch der Stimmung des Stücks Eintrag, und gerade diese habe Shakspeare so wundervoll aus dem Geiste der Tragödie heraus auf allen ihren Wegen zu verbreiten gewußt. Die Absicht derselben, ihre Idee, ihr geistiges Centrum schlage in hundert Sentenzen an unser Ohr. Bulthaupt möchte sie in den Worten des Königs an Laertes finden, die den positiven Gegensatz zu denen Hamlet's über die „Unternehmungen voll Mark und Nachdruck" bilden:

Was man will thun,
Das soll man, wenn man will; denn dies Will ändert sich

Und hat so mancherlei Bezug und Schwächung,
Als es nur Zungen, Hände, Fälle gibt;
Dann ist dies Soll ein prahlerischer Seufzer,
Der lindernd schadet.

Dies sei das tragische Verdict; sogar das schuldige Opfer sage dem zögernden Vergelter, was er zu thun gehabt hätte und worin seine tragische Collision beruhe.

Mit diesen wenigen Andeutungen möchten wir das Werk unsern Lesern bestens empfohlen haben.

David Asher.

Neue lyrische und epische Dichtungen.

1. Gedichte von Egon Forst. Wien, Faesy u. Frick. 1881. 16. 4 M.
2. Ich denke dein! Ein Buch Lyrik von Hermann Eduard Jahn. Rostock, Meyer. 1881. 12. 2 M.
3. Jugendlieder und Lebensbilder von Anna Versing-Hauptmann. Wien, Rosner. 1881. 16. 3 M.
4. Gedichte von Mia Holm. Berlin, Bohne. 1882. 8. 3 M.
5. Gedichte von Guido Eckardt. Berlin, Bohne. 1882. 8. 3 M.
6. Feldblumen. Dichtungen von Hermann Leischner. Leipzig, Mutze. 1882. 12. 3 M.
7. Lieder von Max Voß. Berlin, Grosser. 1883. 12. 1 M.
8. Gedichte von Elisabeth Valeria. 1882.
9. Der dürrbacher Mostgeist. Ein würzburger Weinmärchen von W. Müller-Amorbach. Würzburg, Stahel. 1882. 16. 50 Pf.
10. Variationen über das Thema „Laura am Klavier". In zwölf Dichtercharakteren von R. Karlshoff. Berlin, U. Klein. 1883. 12. 80 Pf.
11. Lieder an eine Frau. Von Alfred von Wurzbach. Stuttgart, Neff. 1881. 16. 3 M.
12. Lieder eines Buddhisten. Von Paul Carus. Dresden, v. Grumbkow. 1882. 12. 1 M.
13. Ewige Liebe. Novelle in Versen von E. Heldt. Mit einem Titelbild in Stahlstich. Stuttgart, Gundert. 1881. 16. 2 M.
14. Nachgelassenes von Ferdinand Freiligrath. Mazeppa nach Lord Byron. Der Eggerstein, Erzählung. Stuttgart, Göschen. 1883. 16. 3 M.
15. Wartburgsänge. Dichtergrüße für Deutschlands Ehrenveste. Von Anton Ohorn. Leipzig, G. Wigand. 1882. 8. 2 M.
16. Gastgeschenke. Neue Spruchdichtungen von Otto Sutermeister. Bern, Dalp. 1883. 8. 2 M. 50 Pf.
17. Die Flohhatz. Humoristisches Gedicht von Johann Fischart. Erneut und erläutert von Karl Pannier. Leipzig, Ph. Reclam jun. 1882. 16. 20 Pf.

Apostrophen an Kritik und Kritiker scheinen in neuern Gedichtsammlungen zum guten Ton zu gehören. So singt auch Egon Forst in seinen „Gedichten" (Nr. 1):

Geht nur zu scharf nicht ins Gericht!
Laßt es dabei bewenden
Und faßt die Geistesfrüchte nicht
Mit zu robusten Händen!

Ganz wohl. Reife Geistesfrüchte wird niemand gewaltsam anpacken; aber die halbreifen und unreifen oder gar tauben mögen immerhin etwas derb vom Baume geschüttelt und in schonungsloser Lese beseitigt werden.

Egon Forst ist ein liebender Sohn, Gatte und Vater, aber darum noch kein Dichter. Die Lieder zum Preise seiner Mutter, seines Weibes, seiner Kinder geben ein rühmliches Zeugniß von seiner Pietät, ohne doch durch irgendwelche Eigenartigkeit oder auch nur Formfertigkeit hervorzuragen. Die Fähigkeit, das tausendmal Ausgesprochene neu auszusprechen, als sollte es eben zum ersten male ausgesprochen werden, ist allein das Kennzeichen berufener Poeten.

Auch in den andern Liedern der Sammlung herrscht Prosa des Ausdrucks vor. Man höre:

Wie weit mich auch getragen
Mein schwanker Lebenskahn,
Tirol, ich muß es sagen,
Du hast mir's angethan!

Oder im Gedicht „Grabschrift":

Die Arzenei, bestimmt, daß ab sie wende
Das Unwohlsein, das leicht mein Weib befiel,
Vertauscht ward sie durch Pharmaceutenhände
Mit tödtend' (!) Gift!

Und später noch einmal:

Weggerafft durch Menschenirrthum —
Ein Versehn des Pharmaceuten,
Ein verhängnißvoller Misgriff —
Stürzte jählings sie ins Grab.

Auch die epischen Dichtungen der Sammlung „Sandor und Irma" und andere leiden an der unerquicklichsten Nüchternheit der Darstellung. So heißt es in der afrikanischen Legende „Rintu":

In wüstem Saufgelage
Ertödtet es die Zeit,
Bei wüstem Saufgelage
Entbrann (!) der erste Streit;
Bei wüstem Saufgelage
Erwacht der Uebermuth,
In wüstem Saufgelage
Floß, ach, das erste Blut.

Auch Hermann Eduard Jahn wendet sich in seiner Gedichtsammlung „Ich denke dein!" (Nr. 2) gegen die Kritik. Und welches Bild entwirft er von dem Beurtheiler!

Jener Mann
Mit dem thierisch aufgedunsenen Gesicht
Und der gelehrten Brille,
Der den Kindern Sternen
Die Nase putzen will,
Und der keuschen Jungfrau Erde
Den schwarzen Gürtel Aequator
Auflösen möchte,
Der der Dirne Sonne (!)
Die Löcher ihres feuerrothen Unterrocks (!)
Zu stopfen gedenkt —

Jener Mann nennt sich
Einen Kritiker:
Ein Mann,
Der darauf ausgeht,
Nicht das Gute
In den Werken berühmter Männer
Zu beleuchten,
Ach nein! die Fehler
In denselben einzeln herauszuschneiden
Aus dem Organismus des Ganzen,
Und sie durch die Lupe
Der eigenen Eitelkeit
Ins Fabelhafte zu vergrößern!

Dies Schreckbild, das der Dichter mit so viel Behagen ausmalt, darf uns nicht abschrecken, auch an Jahn's Liedern das kritische Amt zu üben. Sie entbehren der nothwendigen Sichtung. Während die ersten, der Mutter des Poeten gewidmeten Lieder sofort für ihn einnehmen und einen vollen und starken Pulsschlag der Empfindung verrathen, offenbart sich in der Folge manches allzu Bedeutungslose. Sprachwidrige Wendungen stören, z. B.:

O falle, Blättchen, falle doch,
Uns harrt, uns harrt die Gruft.

An einer andern Stelle findet sich eine gewaltsame, unrhythmische Silbenausstoßung:

Such sie im Elend, in der Armuth Schos,
Such sie in der Verborg'nheit goldnen Lauben ...

Attribute, Bilder und Metaphern sind oft unwahr und unschön. Jahn spricht von „braunen Eichen“, von der Mondenkugel, „die am Zifferblatt der Himmelsuhre (!) die Runde macht“; er legt dem Leben die Thätigkeit des „Zerbüttelns“ bei, singt von einem „feisten“ und „dicken“ Gewande, nennt ein schlummerndes Kind ein „tief ins Bett gekauertes Klümpchen“ oder eine „weiße, nette Maus“ und dergleichen mehr.

Oft ist er glücklich in stimmungsvoller Naturmalerei:

Es schläft das Rohr, die Wellen schlafen,
Kein Laut, kein ferner Ruderschlag,
Die Schiffe ruhen müd im Hafen,
Im Hafen ruht der goldne Tag.

Es ist so still, ein düstrer Rabe
Sitzt einsam dort auf dem Verhack —
Und wie ein Denkstein auf dem Grabe
Liegt dort am Strand ein morsches Wrack.

Und doch, darf das morsche, jeder Wellenbewegung ausgesetzte Wrack dem bewegungslosen Denkstein verglichen werden? Einige Gedichte kommen über bloße Reimspielerei nicht hinaus, wie „Müde, müde“ auf S. 35; in andern, die aus der Tiefe des Empfindens geschöpft sind, ringt diese Empfindung noch mühsam mit dem Ausdruck, z. B. auf S. 17. Ein leidenschaftlicher Athemzug durchweht die Strophen des Gedichts „Ich harre dein“, aber auch hier wird uns ein grober Sprachfehler nicht erspart:

Fest an die Wand gedrückt steh' ich, der kalten,
Und harre dein!

Nur ein Lächeln erweckt die grausige Vision „Der Vampyr“; die in freien Rhythmen gehaltene Dichtung „Das Leben“ trägt eine pessimistische Physiognomie zur Schau, die auch hier und dort in den einfachern Liedern hervortritt. Jahn strebe nach größerer Formvollendung und sprachlicher Correctheit, und seine Muse wird fortan nicht ungehört ihre Stimme erheben.

Anna Versing-Hauptmann, die Jüngerin Thalia's, bietet ihren Freunden und Verehrern „Jugendlieder und Lebensbilder“ (Nr. 3) mit einer im Vorwort ausgedrückten und so liebenswürdigen Anspruchslosigkeit, daß auch eine grämliche Kritik diese Gabe der Erinnerung mit freundlichem Danke entgegennehmen wird.

Anspruchsvoller treten die „Gedichte“ von Mia Holm (Nr. 4) und Guido Eckardt (Nr. 5) auf. Mia Holm verfügt über eine wohlgebildete Sprache und variirt der Liebe Leid und Lust in mannichfacher Tonart. Mancher sinnige Klang, manche empfindungsvolle Weise wird angeschlagen, ohne daß dichterische Individualität eine gewisse Eintönigkeit zu besiegen gewußt hätte. Aehnlich verhält es sich mit den Gedichten von Guido Eckardt.

Die Sammlung „Feldblumen. Dichtungen von Hermann Leischner“ (Nr. 6) kommt über den Ton landläufiger Lyrik nicht hinaus. Zu der prachtvollen Ausstattung steht die Dürftigkeit des Inhalts in schlechtem Verhältniß. Der Verfasser beherrscht weder die Sprache, noch Metrum und Reim; sprachliche Härten und Gewaltsamkeiten (z. B. „auch im Herz“, „Im Herz ist mir so wehe“, „Was dem Herz noch Tröstung gibt“) sind nicht selten; Reime wie „Zierde“ und „Myrte“ müssen beanstandet werden, und der Rhythmus entbehrt nur zu oft der künstlerischen Fügung. Mitunter sind es unschwer zu erkennende Mustergedichte, welche in gar zu naiver Weise nachgedichtet werden. So müssen sich z. B. die prächtigen Stanzen der Goethe'schen „Zueignung“ folgende Ankleisterung gefallen lassen („Die Ideale“).

Goethe:

Der junge Tag erhob sich mit Entzücken,
Und alles ward erquickt, mich zu erquicken.

Leischner:

Ich freute mich des Daseins mit Entzücken,
Ich war beglückt und wollte auch beglücken.

Goethe:

Du schenktest mir der Erde beste Gaben,
Und jedes Glück will ich durch dich nur haben!

Leischner:

In dir erkenn' ich erst der Erde Gaben,
Das höchste Glück kann ich durch dich nur haben.

Und so fort. Wahrlich, eine seltsame Art, seinen „Idealen“ nachzueifern!

Von nicht eben höherm Werth sind die „Lieder“ von Max Voß (Nr. 7). Liebeslyrik ohne wahrhafte Empfindung und ohne die leiseste Eigenartigkeit! Auch Voß kämpft noch mit Sprache und Form, wie die folgenden Verse beweisen:

Was erschrak (für erschreckte!) dich, holde Maid?
Bist ja ungesehn,
Oder willst dem eignen Herz (!)
Nicht dein' Lieb' gestehn?

Der letzte Vers zeigt, daß der Dilettantismus in der Lyrik nirgends unangenehmer und häufiger zugleich sich geltend macht als in der falschen, unmusikalischen Apostrophirung. Dieses Silbenverschlucken malt nicht das Stammeln der Liebe, sondern nur das Stammeln des Dichters.

Einen vollern Ton schlagen die „Gedichte" von Elisabeth Valeria (Nr. 8) an. Liebesseufzer und Frühlingsgetändel wird man hier vergebens suchen. Das Gedicht „Elpinike" ist, wenn auch im Strophenbau nicht von gleichmäßiger Schönheit, nicht ohne großen Wurf. Elpinike, die Tochter des Persersiegers Miltiades, reißt dem Sieger von Samos, Perikles, der einen Triumph über Brudergriechen feiert, den Lorberkranz vom Haupte. „Skalde und Rhapsode" behandelt nicht ohne glücklichen Humor den Gegensatz zwischen dem nordischen Sängergreis, der Sigurd's Thaten im stabgereimten Liede singt, und dem modernen Recitator, der eine schwächliche Nachdichtung von Siegfried und Brunhild im ordengeschmückten Frack zum Vortrag bringt. Sehr eigenthümlich ist das Gedicht „Der Trappist".

Wie sehr die Verfasserin, deren Dichtung ein männlich ernster Ton auszeichnet, der wortreichen Gefühlsseligkeit alltäglicher Lyrik abgeneigt ist, bekundet sie in schlagender Weise in dem Gedicht „Das Nichts". Hier hat die Kritik die angenehme Pflicht, zu weiterm Streben anzuspornen.

In flott und frisch hingeschriebenen, mit sauberm Reimschmuck ausgestatteten iambischen Dimetern erzählt Wilhelm Müller-Amorbach ein würzburger Weinmärchen: „Der dürrbacher Mostgeist" (Nr. 9). Die Musensöhne der Alma Julia, zu deren Jubelfeier der Autor seine Dichtung veröffentlichte, werden sich dieser Festgabe gewiß in vollen Zügen erfreuen. Es ist eine anmuthige Poesie des Durstes, deren genußreiche Lektüre kein kritisches Kopfweh zurückläßt.

Seit Mauthner's „Nach berühmten Mustern" scheint es epidemisch werden zu wollen, in Wort und Ton die verschiedenen dichterischen und musikalischen Eigenarten bekannter Künstler zu persifliren. Ein Glück, daß Leinwand und Marmor ein kostspieligeres Material sind als Silbe und Note; sonst erlebten wir zuletzt noch den Versuch, Bismarck oder Moltke im monumentalen Stil des Michel Angelo, Begas, Schaper, Pfuhl u. s. w. nebeneinander vorzuführen. Die vorliegenden Variationen über das Thema „Laura am Klavier" von R. Karlshoff (Nr. 10) zeigen das Schiller'sche Grundmotiv in zwölffacher, mit großem Geschick durchgeführter Umgestaltung. Wir geben ein paar Proben der geistreichen Spielerei:

Und so flatterst du durchs Leben,
Küsse spendend dort und hier,
Und wo immer sie gegeben,
Quellen süße Lieder dir. (Goethe.)

Das ist mein Wildling, horch, so stampft nur sein Gemüthe!
Ist Laura, sie, das Weib mit eines Leus Geblüte
Und seiner Mähnenzier!
(Freiligrath.)

Das war im Hai zu Heidelberg,
Da schenkt die Laura Bier:
Da trink davon! sie ging davon
Und setzt sich ans Klavier.
(Scheffel.)

— Der Vater fragt? von wem das ist?
Und Laura haucht: o Gott ... von Liszt!
Dann aus elegischen Accorden
Spricht es mit stummen Wehmuthsworten ...
— Die Mutter seufzt, da heißt es: pst!
Weil hier ein Seufzer störend ist.
(W. Busch.)

Nun heißt es gehupfet,
Getanzt und geschlupfet,
Denn Laura, die jungfrische Maide,
Sie kehrt zu der Töne Gejaide.
(Julius Wolff.)

Die „Lieder an eine Frau" von Alfred von Wurzbach (Nr. 11) zeigen zum Theil eine löbliche Formvollendung, verrathen aber nur zu häufig eine so heißblütige Ueberschwenglichkeit der Empfindung, daß der Dichter allen Boden unter den Füßen verliert und sich zu Wolkenhöhen erhebt, wohin wir ihm nicht zu folgen vermögen. Gleich das erste Gedicht der Sammlung beweist dieses Uebermaß der Vergötterung des geliebten Wesens:

Ein überirdischer Zauber breitet
Sich rings um dich, ein Meer von Licht.
Wie weit mein Auge dich begleitet,
— Bis in den Himmel dringt es nicht!

Zuweilen verleitet den Dichter das Streben nach gesteigertem Ausdruck zu geschmacklosen oder äußerst schwerfälligen Wendungen; z. B.:

Es liegt ein böses Chaos von Gedanken,
Gedrängt in still Verneinen und Bejahen;
Es ist ein zwischen Höll' und Himmel Schwanken,
Ein bald dem Tode, bald dem Leben Nahen.

Künstelei ist nicht Kunst. Die Steigerung, die der Dichter beabsichtigt, schlägt oft in ihr Gegentheil um:

Ich will ja wie geblendet gehn,
Nicht ahnen mehr den goldnen Schimmer,
Will einmal nur die Sonne sehn
Und blind für ewig sein — und immer!

Von Reimziererei und falscher Bildlichkeit des Ausdrucks zeugen folgende Verse:

Und denkst des Mannes, der, beraubt
Des Lichtes und der Kraft, im Elend
Zur Erde wirft sein müdes Haupt,
Die Seele Gott dem Herrn befehlend,
Und zwei der Tempelsäulen faßt,
Sie niederbeugend wie zwei Halme
Zum Himmel fleht: gib, daß die Last
Mein sündenschweres Haupt zermalme!

Der Aufschrei der Verzweiflung wie der Jubellaut der Liebe klingt aus diesen Liedern, unter denen die schlichter gehaltenen oft von großem Reiz sind.

In den „Liedern eines Buddhisten" (Nr. 12) macht Paul Carus den Versuch, die Symptome des „epidemisch" gewordenen Pessimismus und den Verlauf der Krankheit bis zur Genesung in gereimten Stimmungsbildern zu veranschaulichen. So tritt der Dichter gleichsam als Seelenarzt auf und bemerkt im Vorwort: „Ich glaube nicht zu irren, wenn ich sage, daß unser Volk genesen will. Die Symptome der Zeit deuten darauf. Das aber unterliegt keinem Zweifel, wenn die erlahmte Thatkraft die Krisis überwindet und wieder erstarkt, so wird sie geläutert und veredelt daraus hervorgehen." Diese Krisis herbeizuführen und überwinden zu helfen, sollen die „Lieder eines Buddhisten" dienen. Die dichterische Medicin ist aber zum Theil so unschmackhaft, daß man das Gemachte und Gesuchte des poetischen Recepts nicht ohne Bitterkeit herausschmeckt:

Ist denn mein Herz so übervoll,
Ach! oder ist es leer?

Mit so unpoetischer Frage beginnt des Buddha Schüler. Mit welcher Trivialität des Ausdrucks bietet er uns die altindische Weisheit:

Wenn ich den Grund doch fände
Für alle Erdennoth!
Daraus, glaub' ich, am Ende
Erlöst uns nur der Tod.

Wie soll man folgende Strophe verstehen?

Die Liebe ist nicht käuflich?
Sie waltet als Gesetz,
Unsicher, unbegreiflich
Im weiten Meer ein Netz. (??)

Man höre ferner:

Gar oft kam ich zu Schaden
Und erntete noch Spott.
Ich merk', es geht zu Ende;
Mein Herz ist bankerott. (!)

Auch der Uebergang von der pessimistischen Stimmung zu neuer Lebenshoffnung ist ohne überzeugende Kraft der sich wandelnden Empfindung ausgedrückt. Moll und Dur lösen sich zu unmittelbar ab.

Die Novelle in Versen „Ewige Liebe" von E. Heldt (Nr. 13) behandelt in meist gut gebauten, reimlosen iambischen Fünffüßlern einen jener Urstoffe der Poesie, die wegen ihres rührenden Gehalts auch unter weniger geübten Händen ihren bestrickenden Zauber nicht ganz verlieren. Zwei Schwestern lieben denselben Gast, einen talentvollen Maler; das Herzeleid und der aus ihm endlich hervorblühende Frieden opferfreudiger Entsagung bilden die Grundaccorde der liebenswürdigen und anspruchslosen Dichtung.

Den Freunden Ferdinand Freiligrath's bietet die Göschen'sche Verlagshandlung zwei Jugendarbeiten aus des Dichters Nachlaß (Nr. 14). Die eine derselben, die in Prosa abgefaßte Erzählung „Der Eggesterstein", verdient schon als das einzige novellistische Erzeugniß der Freiligrath'schen Muse volle Beachtung, während die andere, eine Uebertragung des Byron'schen „Mazeppa", in meist tadellosen Versen die Schönheiten des britischen Originals in aller Frische widerspiegelt.

Eine Sammlung von Dichtergrüßen für Deutschlands Ehrenveste: „Wartburgsänge", bietet Anton Ohorn (Nr. 15). Einem Prologe des Herausgebers folgen Dichtungen von Walther von der Vogelweide, Adolf Böttger, Bäßler, Bechstein, E. von Bauernfeld, Halm, Kerner, Gerok, Scheffel u. a. Julius Wolff, dessen „Tanhäuser" doch gewiß eine nicht unwesentliche Beisteuer hätte liefern können, ist übergangen worden. Die Beiträge des Sammlers selbst sind nicht hervorragend. Den Besuchern der Wartburg wird das Büchlein eine willkommene Erinnerungsgabe sein.

Mit seinen neuen Spruchdichtungen „Gastgeschenke" (Nr. 16) bewährt sich der treffliche Otto Sutermeister aufs neue als ein Meister auf didaktischem Gebiete. In der Form erinnern die Sprüche, und dies sehr zu ihrem Vortheil, an die kernige, knappe und prägnante Fassung, die Goethe seinen „Zahmen Xenien" zu geben wußte. Daß der Dichter ein scharf beobachtender Denker ist, der jegliche Erfahrung von Belang zu allgemeingültiger Bedeutung zu erweitern versteht, beweist jede Seite seines Buchs, an dessen Spitze er getrost sein sechsundfunfzigstes Sprüchlein hätte stellen dürfen:

Glaubt nicht, man werd' es nur so gewohnt,
„Sprüche" lassen sich schenken —:
Eh einer so wenig sagen konnt',
Mußt' er gar vieles denken.

Jeder der fünf Abschnitte: „Kunst. Poesie"; „Sprache. Literatur"; „Erziehung. Bildung"; „Umgang. Gesellschaft"; „Excelsius", enthält Eigenartiges und Bedeutendes; Mittelgut des Gedankens oder gar Triviales ist fast völlig ausgeschlossen. Nur selten entschlüpft ein incorrecter Ausdruck oder Provinzialismus der sonst so sorgfältigen Feder, z. B. im Spruch 52:

Das Epigramm hat nur die Wahl:
Denkzeddel (!) ist's, wo nicht Denkmal.

Wir rügen dies auf die Gefahr hin, das scharfe achtundsiebzigste Sprüchlein sofort auf uns selbst angewendet zu sehen:

Thersitesseelen, arm und hohl,
Sitzen stets zu Gericht,
Kennen Achillesfersen wohl,
Aber Achilles nicht.

Nr. 83, obwol wir es nicht in dieser Fassung unterschreiben möchten, ist sehr originell und gibt zu denken:

Goethe's „Faust" erster und zweiter Theil.

Das erste Wort, es schneidet
Ins Herz wehmüthig bang;
Schön Gretchen liebt und leidet —
Ein „Mühlrad" kommt in Gang.

Doch was enthält im Grunde
Des Dichters zweites Wort?
Schön Gretchen ist verschwunden —
Das Mühlrad klappert fort.

Besonders Feinsinniges enthält die letzte Abtheilung, z. B. Nr. 396:

„Spiritist!“ Was kümmert's mich,
Ihr werdet mich keines andern belehren;
Ich weiß gewiß: ich wäre nicht Ich,
Wenn nicht Geschiedne um mich wären.

Sutermeister besitzt reiche Bildung und durchdringende Geistesfrische; aber auch Herz und Gemüth werden oft durch seine Sprüche befriedigt werden.

Den Freunden eines urwüchsigen, derb volksthümlichen Humors wird die Erneuerung der „Flohhatz“ von Johann Fischart (Nr. 17) eine willkommene Gabe sein. Karl Pannier hat es wohl verstanden, dieser in ihrer Art einzigen „Geschichtsklitterung“ des Staats der Flöhe ihre Eigenthümlichkeiten auch in der Bearbeitung zu bewahren; daß er hier und da die allzu verwegene Derbheit des Ausdrucks gemildert und die Breite der Ausführung zusammengedrängt hat, dafür wird ihm der einsichtsvolle Leser nur Dank wissen.

Emil Taubert.

Zur Vogelkunde.

Die sprechenden Papagaien. Ein Hand- und Lehrbuch von Karl Ruß. Berlin, Gerschel. 1882. 8. 6 M.

Der auf dem Gebiete der praktischen Ornithologie rühmlichst bekannte Verfasser liefert in diesem neuen Buche den Vogelfreunden eine willkommene Belehrungsquelle über eine Gruppe ihrer gefiederten Lieblinge, welche in neuerer Zeit bei den immer mehr sich ausbreitenden Handelsbeziehungen als Stubengenossen sehr Mode geworden ist. Unter den zahlreichen Vögeln, welche durch allerlei fesselnde Eigenthümlichkeiten seit lange gerade unter den Laien sich Freunde erworben haben, nehmen die sprechenden Papagaien eine besonders bevorzugte Stellung ein. Da die Liebhaberei für solche meist mit bedeutendern Kosten verbunden ist, so muß der Besitzer vor allen Dingen den Wunsch haben, seine Pfleglinge möglichst lange und bei guter Gesundheit zu erhalten. Darüber Rath und Aufschluß zu ertheilen, ist der Zweck, welchen sich der Verfasser bei Abfassung des Werks gestellt hat, und seine langjährigen eigenen Erfahrungen geben ihm dazu nicht nur das Recht, sondern gewährleisten auch eine gute Durchführung der Aufgabe.

Der Leser findet in diesem Buche zunächst Belehrung über Einkauf und Empfang, die Wohnungen in der Gefangenschaft, Ernährung, Zähmung und Abrichtung, Gesundheitspflege und Krankheiten der Papagaien. Den letztern ist eine Uebersicht der Arzneimittel nebst Angaben der Mischungsverhältnisse und Gaben beigefügt. Sodann werden die einzelnen Arten abgehandelt. Die Anzahl derselben ist eine sehr bedeutende; es ist jede Art, von der auch nur in vereinzelten Fällen die Fähigkeit, Worte zu sprechen, in Erfahrung gebracht ist, aufgeführt, zuweilen haben sogar solche Arten Erwähnung gefunden, von welchen diese Begabung nicht bekannt ist, sofern sie nur mit sprechenden nahe verwandt sind. Der Artbeschreibung liegt die bekannte Monographie von Otto Finsch: „Die Papagaien“ (2 Bde., Leyden) zu Grunde; wo lebende Exemplare zu Gebote standen, ist niemals eine Vergleichung derselben versäumt worden. Außer den wissenschaftlichen Namen sind auch stets die üblichen Volksbenennungen in deutscher, französischer, englischer und holländischer Sprache angegeben. Ferner sind die Gewohnheiten der Papagaien, Beispiele besonderer Sprachbegabung, Preise u. dgl. hervorgehoben. Es sind in dieser Weise 152 Arten zur Sprache gebracht, denen ganz passend der gemeinsame Gattungsname Psittacus gelassen ist, nachdem zuvor die besondern Genusnamen je mit den dazu gehörigen Charakteren gleichsam als Ueberschriften beigebracht worden sind. Ein ausführliches Register, welches alle Namen enthält, unter welchen die Papagaien in der Wissenschaft und im Handel bekannt sind, erleichtert den Gebrauch des sehr reichhaltigen Buchs. Wir sind überzeugt, daß der Verfasser die Aufgabe, die er sich gestellt, trefflich gelöst und ein Buch geliefert hat, welches den Liebhabern von Papagaien ein unentbehrlicher und schätzbarer Rathgeber sein wird. Es sei daher allen Freunden der überaus interessanten Vogelgruppe aufs beste empfohlen.

Vermischte Schriften.

1. Indische Essays von Nisikânta Chattopâdhyâya. Zürich 1883.

Das Buch ist dem „deutschen Dichter der Freiheit und Menschlichkeit“ Gottfried Kinkel gewidmet und enthält sechs Aufsätze, welche zuvor schon in Zeitschriften veröffentlicht wurden. Ihr Inhalt ist ein mannichfaltiger; er umfaßt die Abhandlungen: „Die Yatons oder die Volksschauspiele Bengalens“, „Professor Minaieff und die Sanskritliteratur“, „Buddhismus und Christenthum“ (zwei Theile), „Nirvâna“ und „Die Ursachen der Armuth Indiens“.

Die beiden Vorträge über „Buddhismus und Christenthum“ wurden vor mehrern Jahren in Leipzig gehalten. Der Verfasser bemerkt, daß sie „von allen wohlgebildeten und liberal denkenden Menschen mit Beifall aufgenommen

wurden, die Orthodoxen hingegen ließen Blitz und Donner auf sein Haupt zucken und erschallen".

Der objective Theil der Essays gewährt vielfache Belehrung, und dem Verfasser mag es zur Genugthuung gereichen, daß seine Auslegung des buddhistischen Nirvâna, welche damals besonders scharfe Kritik erfuhr, während der letzten Jahre durch die Entdeckung neuer Handschriften in Ceylon voll bestätigt worden ist. Das Nirvâna bedeutet danach nicht „das Erlöschen der Flamme der Existenz", sondern es ist „eine Wahrnehmung des Geistes — das reine, freudevolle Nirvâna, frei von der Unwissenheit und den schlechten Begierden".

2. Alexander Petöfi. Eine Skizze seines Lebens und Dichtens. Vortrag von Franz Bubenik. Veröffentlicht zur feierlichen Enthüllung des Petöfi-Denkmals in Budapest am 15. October 1882. Wien, Hartleben. 1882. Gr. 8. 1 M.

Vor etlichen Monaten schrieb mir der namhafte ungarische Literarhistoriker Anton Radó, den ich um Mittheilung, resp. Bestätigung von gewissen Einwirkungen, welche Lord Byron auf die ungarische Literatur ausgeübt hat, ersuchte, von Budapest aus: „Ich komme der Aufforderung mit großer Freude nach, da es wirklich eine Seltenheit ist, daß deutsche Gelehrte bei ihren Facharbeiten sich auch um Ungarn bekümmern. Leider herrscht im Auslande noch an vielen Orten die besonders von wiener Blättern mit großer Vorliebe verbreitete Ansicht, daß Barbaren und Magyaren synonyme Begriffe sind. Es freut mich, mit einem deutschen Gelehrten in Verbindung treten zu können, der die Literatur Ungarns für entschieden beachtenswerth hält."

Radó irrt mit seiner Behauptung, die ungarische Literatur habe seitens der Deutschen keine gebührende Berücksichtigung erfahren. Der Deutsche insbesondere — bei seinem universalen Bildungstriebe — hat seine Fühler bis in die fernsten Erdtheile ausgestreckt und sich die literarischen Schätze der übrigen Nationen zu eigen gemacht. Er hat selbstredend dabei nicht unterlassen, die Dichtung Ungarns, welches sich eines Vörösmarty, Eötvös, Jókai, Petöfi, Arany u. a. zu rühmen hat, seiner Kenntniß näher zu bringen, wovon allein schon die zahlreichen Uebersetzungen ungarischer Poeten beredtes Zeugniß ablegen.

Insbesondere ist Petöfi oder eigentlich Petrovics — der erste Name ist später von ihm angenommen worden —, geboren am 1. Januar 1823 in Kis-Körös im budapester Comitat, der ungarische Tyrtäus, welcher im sechsundzwanzigsten Lebensjahre im Kampfe für die Freiheit seines Vaterlandes seinen Tod auf dem Felde der Ehre fand, in Deutschland hinlänglich bekannt.

Schon 1846 gab Adolf Dux 55 Lieder Petöfi's in deutscher Uebertragung heraus, denen weitere Uebersetzungen von demselben folgten; 1849 gab auf Anregung Heinrich Heine's Karl M. Kertbeny eine Sammlung von 170 Liedern und Gedichten Petöfi's in deutscher Sprache heraus, welcher er 1858 und 1866 noch andere Uebersetzungen Petöfi'scher Dichtungen folgen ließ.

Es reihen sich weitere Uebersetzer an, so: Friedrich Szarvady und Moritz Hartmann, Theodor Opitz, Ignaz Schnitzer, Hugo von Meltzl und vor allem Ladislaus Neugebauer. Die Ausgabe des letztern wurde von Friedrich Bodenstedt und Moritz Jókai eingeleitet; sie ist eine von der begeistertsten Liebe und Pietät eingegebene Nachdichtung des Originals, dem sie keinen Gedanken verkümmert und dabei jede Nuance voll Verständniß ablauscht und wiedergibt. In neuester Zeit erscheint in Budapest das Lieferungswerk „Petöfi's poetische Werke, herausgegeben von Ludwig Aigner", eine Sammlung, welche das Beste aller Petöfi-Uebersetzungen, die in weit über 60000 Exemplaren allein in Deutschland verbreitet sind, bringen wird.

Franz Bubenik's Vortrag, zu der am 15. October 1882 stattgehabten und allseitig freudig begrüßten Enthüllungsfeier des Petöfi-Denkmals in Budapest veröffentlicht, wird bei dem Literarhistoriker mit Recht Beachtung finden, und legt Zeugniß ab für ein warmes und liebevolles Verständniß des originellsten und volksthümlichsten ungarischen Dichters.

Otto Weddigen.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Die Reclam'sche „Universal-Bibliothek" hat längst das siebzehnhundertste Bändchen hinter sich und schreitet rüstig in dem achtzehnten Hundert fort. Unsere Classiker und Nichtclassiker, soweit diese ihr zugänglich, weil bereits dreißig Jahre seit dem Tode derselben verflossen sind, werden keine reiche Ernte mehr bieten und im wesentlichen erschöpft sein: so ist die „Universal-Bibliothek" zum Theil auf neuere Schriften angewiesen, die zuerst durch sie in die Literatur eingeführt werden. Da finden wir einige Novellen namhafter Schriftsteller: „Maria Botti" von Richard Voß; „Die Opfer des Mammon", eine Stadtgeschichte von Otfried Mylius; „Die Wiedertäufer", Novelle von Adolf Stern; „Maria la Brusca" von Ernst Eckstein; „Zwei Humoresken" von Alfred Freiherrn von Wolzogen; „Kleine Humoresken" von Franz und Paul von Schönthan. Auch die Possenliteratur hat sich die „Universal-Bibliothek" angeeignet und mehrere Possen von Emil Pohl veröffentlicht, denen sich neuerdings eine Burleske von Karl Görlitz: „Eine Nacht im Hyacinthentunnel", anschließt. Ferner bringt sie ein dreiactiges Lustspiel von Franz Bittong und Bernhard Busch: „Die Plaudertasche". Von ältern Werken finden sich zwei Stücke von Ernst Raupach: „Der Müller und sein Kind" und „Vor hundert Jahren", und die Erzählung von Heinrich Zschokke: „Das Goldmacherdorf". Am zahlreichsten sind die Uebersetzungen vertreten: aus dem Griechischen Platon's „Protagoras", übersetzt von Schleiermacher, neu herausgegeben von Otto Güthling, Knebel's Properz-Uebersetzung, das indische Drama „Kausika's Zorn", übersetzt von Ludwig Fritze, „Die Unverschämten" von Augier, übersetzt von Maximilian Röttinger, „Picciola" von Saintine, übersetzt von A. Tuhten, „Gedichte in Prosa" und „Erste Liebe" von Iwan Turgénjew, übersetzt von Wilhelm Lange u. a. Außerdem erwähnen wir die Musikerbiographien von Ludwig Nohl

(„Weber“ und „Wagner“), „Lichtstrahlen aus dem Talmud“ von Rabbiner J. Stern, „Das Preßgesetz“, eine Textausgabe mit Anmerkungen, „Schiller's Balladen“, mit Commentar von Adolf Ey, eine Uebersetzung von Montesquieu's „Betrachtungen über die Ursachen der Größe der Römer und deren Verfall“ von Robert Habs u. a. Die „Universal-Bibliothek“ hat durch Aufnahme von Wörterbüchern, Gesetzsammlungen, Schachbüchern, populärmedicinischen Schriften ihren ursprünglichen Kreis, den Kreis der eigentlichen Nationalliteratur wesentlich erweitert und folgt jetzt dem Goethe'schen Grundsatz: Wer vieles bringt, wird allen etwas bringen.

— Eine umfängliche, vortrefflich ausgestattete Schrift ist „Der Hypnotismus. Ausgewählte Schriften von J. Braid, deutsch herausgegeben von W. Preyer“ (Berlin, Paetel). Wir können sie allen, die sich für dieses Thema interessiren, bestens empfehlen. Es ist sehr dankenswerth, daß der Herausgeber das Buch mit einer Vorrede und mit Zusätzen ausgestattet hat, aus denen wir sowol seine Uebereinstimmung wie seine Abweichungen vom englischen Original erkennen. Die Uebersetzung des letztern ist den bewährtesten Händen anvertraut gewesen und liest sich vollkommen wie ein Werk der deutschen Wissenschaft. Die einzelnen, hier aufgenommenen Abhandlungen haben folgende Titel: „Die Macht des Geistes über den Körper“; „Beobachtungen über die Katalepsie“; „Die sogenannten elektrobiologischen Erscheinungen“; „Magie, Hexerei, thierischer Magnetismus, Hypnotismus und Elektrobiologie“; „Das hypnotische Heilverfahren“; „Ueber die Natur und Behandlung gewisser Lähmungen“; „Zur Physiologie des Bezauberns“; „Kritik der Kritiker“. Man erwarte nicht etwa, in dem Buche phantastische Träumereien zu finden; das Ganze ist wissenschaftlich gehalten und fordert jedenfalls zu eingehender Prüfung heraus. Den Fachmännern empfehlen wir die Lektüre der Schrift mit Wärme.

— Wilhelm Bender hat bei Eduard Weber in Bonn eine Monographie über „Johann Konrad Dippel“ erscheinen lassen, worin dieser Chemiker und Mediciner von europäischem Ruf als der erste religiöse Aufklärer in Deutschland in seiner cultur- und kirchengeschichtlichen Bedeutung dargestellt wird. Es soll der eminente Einfluß, den der Pietismus auf die Entstehung der Aufklärung gehabt hat, an ihm nachgewiesen werden; er war der Wortführer des Laienpietismus, welcher die praktischen Grundsätze Spener's ausbildete und die religiöse Aufklärung in Deutschland begann. Da nach Zinzendorf's Zeugniß der religiöse Entwickelungsgang Dippel's für „Legionen“ vorbildlich geworden ist, so hat allerdings die Biographie dieses Mannes eine gewisse Wichtigkeit. Die Arbeit Wilhelm Bender's zeugt von den eindringendsten Studien und ist mit der wissenschaftlich vornehmen Eleganz eines deutschen Essay geschrieben; sie ist ein Specialissimum der Detailforschung, welche ja bekanntlich die starke Seite unserer Zeit ausmacht. Das Werkchen ist ebenso gediegen wie interessant geschrieben.

— Unter dem Titel „Die Ideale des Lebens“ gibt W. Tölle, Pfarrer in Alkersleben bei Arnstadt, einen Vortrag heraus (Halle, Strien), worin er die ganze Culturwelt unter den Gesichtspunkten des Guten, Schönen und Wahren an uns vorübergehen läßt. Jedenfalls sehr formgewandt geschrieben und von großer Belesenheit zeugend, kann der Vortrag besonders auf großen Erfolg bei allen Gleichgesinnten rechnen.

— Als einen Beitrag zur Orientirung in den social-politischen Wirren unserer Zeit veröffentlicht J. G. Raschke „Die Genossenschaften im Mittelalter“ und die heute anzustrebenden Innungen. Der Verfasser findet, daß uns die manchesterliche Wirthschaftspolitik Rothschild'sche Reichthümer auf der einen, zunehmenden Pauperismus auf der andern Seite gebracht hat; er tadelt als zwei sociale Grundschäden seit der Reformation die übermächtige Begünstigung des Kapitalinteresses auf Kosten der redlichen Arbeit und die Einführung des römischen Rechts. Er geht nun davon aus, daß die nationale Arbeit ein harmonisches Ganzes ist und daß allein Einung (Innung) auf dem Gebiete der redlichen Arbeit helfen könne. Ohne Innung gibt es für ihn keine befriedigende Lösung der Maschinenfrage, der Creditfrage, keine wirksame Bekämpfung der Börse, keinen Normalarbeitstag u. s. w. Das Schriftchen ist mit großer Kenntniß der Geschichte geschrieben und mit vielem trefflichen Beweismaterial ausgestattet.

Bibliographie.

Allan, G., Ein Fürstenkind. Roman. Leipzig, Friedrich. 8. 4 M.

Becker, K. v., Versuch einer Lösung der Celtenfrage durch Unterscheidung der Celten und der Gallier. 1ste Hälfte. Mit einer Karte und einem ungedruckten Briefe von J. Grimm. Karlsruhe, Bielefeld. Gr. 8. 2 M. 70 Pf.

Benham, W., Katharine und Craufurd Tait, Gattin und Sohn von Archibald Campbell, Erzbischof von Canterbury. Zwei Lebensbilder, im Auftrag des Erzbischofs herausgegeben. Frei nach dem Englischen von M. Heusler. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 4 M.

Göpel, Karoline, Sempre avanti! Das Jugendleben Rafael's. Zur 400jährigen Feier seiner Geburt geschildert. Mit einem Titelbild: Rafael Santi im dritten und im neunten Lebensjahre, nach Giov. Santi. Frankfurt a/O., Trowitzsch u. Sohn. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Hofmann, A. W., Zur Erinnerung an Friedrich Wöhler. Mit Wöhler's Porträt und einem Facsimile seiner Handschrift. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 3 M.

Kellner, A., Melechsala. Romantisches Gedicht in elf Gesängen. Berlin, Berliner Verlagsanstalt. 8. 3 M. 60 Pf.

Köstlin, K., Shakspeare's Drama „Der Kaufmann von Venedig“. Ein Vortrag. Tübingen, Fues. 1882. Gr. 8. 80 Pf.

Der zweite Pariser Krach. Von Germanicus. Leipzig, Grunow. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Kraus, V. v., Das Nürnberger Reichsregiment. Gründung und Verfall 1500—1502. Ein Stück deutscher Verfassungs-Geschichte aus dem Zeitalter Maximilians I., nach archivalischen Quellen dargestellt. Gedruckt mit Unterstützung der königlichen Academie der Wissenschaften. Innsbruck, Wagner. Gr. 8. 5 M. 60 Pf.

Krzywda, K., Die Grossmächte und die polnische Frage. Berlin, Stuhr. Gr. 8. 1 M.

Latendorf, F., Hundert Sprüche Luthers zum alten Testament in hochdeutscher, niederdeutscher und niederländischer Fassung. Aus den Original-Drucken ausgewählt und mit erläuternden Zusätzen begleitet. Ludwigslust, Hinstorff. Gr. 4. 1 M. 20 Pf.

Lindau, M. B., Lucas Cranach. Ein Lebensbild aus dem Zeitalter der Reformation. Mit einem Bildniß des Lucas Cranach. Leipzig, Veit u. Comp. Gr. 8. 8 M.

Mach, E., Die Mechanik in ihrer Entwickelung historisch-kritisch dargestellt. Mit 250 Abbildungen. Leipzig, Brockhaus. 8. 8 M.

Marko, der Königssohn (Kraljević Marko), im serbischen Volksgesang. Deutsch von C. Gröber. Mit einem Titelbilde von Th. Rybkowski: „Der Guslar“. Wien, Hölder. 12. 3 M. 60 Pf.

May, A., Der Zögling von San Marco. Trauerspiel. München, Th. Ackermann. 8. 1 M. 60 Pf.

Meinke, E., Was nennen wir schön? Die Prinzipien der Aesthetik, dargestellt. Posen, Heine. 8. 60 Pf.

Müller, A., Volkslieder aus dem Erzgebirge, gesammelt und herausgegeben. Annaberg, Graser. 12. 1 M. 50 Pf.

Müller, W., Politische Geschichte der Gegenwart. XVI. Das Jahr 1882. Nebst einer Chronik der Ereignisse des Jahres 1882 und einem alphabetischen Verzeichnisse der hervorragendsten Personen. Berlin, Springer. Gr. 8. 4 M. 20 Pf.

Pohle, J., P. Angelo Secchi. Ein Lebens- und Culturbild. Köln, Bachem. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Pypin, A. N., und V. D. Spasovič, Geschichte der slavischen Literaturen. Nach der zweiten Auflage aus dem Russischen übertragen von T. Pech. Autorisirte Ausgabe. 2ter Bd. 1ste Hälfte: Geschichte der polnischen Literatur. Mit einem Vorwort von A. N. Pypin. Leipzig, Brockhaus. 8. 9 M.

Reich, E., Die Abhängigkeit der Civilisation von der Persönlichkeit des Menschen, und von der Befriedigung der Lebensbedürfnisse. 2ter Bd. — A. u. d. T.: Die Lebensbedürfnisse des Menschen und die Civilisation. Minden, Bruns. Gr. 8. 6 M.

Rockinger, L., Der Könige Buch und der sogenannte Schwabenspiegel. München, Franz. Gr. 4. 3 M.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von R. Virchow und F. v. Holtzendorff. 416tes Hft.: Der leere Raum, die Constitution der Körper und der Aether. Von E. Gerland. Berlin, Habel. Gr. 8. 80 Pf.

Schweiger-Lerchenfeld, A. v., Abbazia. Idylle von der Adria. Mit 19 Original-Zeichnungen von C. E. Petrovits. Wien, Hartleben. 8. 3 M. 25 Pf.

Wendt, G., Die Gymnasien und die öffentliche Meinung. Karlsruhe, Bielefeld. Gr. 8. 80 Pf.

Zahn, J. v., Die deutschen Burgen in Friaul. Skizzen in Wort und Bild. Graz, Leuschner u. Lubensky. 8. 3 M.

Anzeigen.

Die Allgemeine Zeitung

(mit wissenschaftlicher Beilage und Handelszeitung)

früher in Augsburg erschienen

ist in Deutschland und Oesterreich durch die Postanstalten für 9 M. vierteljährlich (6 M. für die 2 letzten Monate, 3 M. für den letzten Monat des Quartals) zu beziehen. Preis bei directer Versendung unter Streifband monatlich 4 M. (5 M. 60 Pf. für die anderen Länder des Weltpostvereins). Quartalpreis bei wöchentlicher Versendung im Weltpostverein 14 M. 40 Pf., außerhalb desselben 19 M. 50 Pf.

Probenummern nebst neuestem Quartal-Register gratis.

Leitartikel, wissenschaftliche und handelspolitische Aufsätze 2c. 2c. in Nr. 183 bis 189.

Revision des schweizerischen Bundesstrafrechts von 1853. — Die Eröffnung der internationalen Kunstausstellung in München. — Rumänien und die Affaire Gradisteano. — Deutsche Colonisation. — Die kirchenpolitische Gesetzgebung Preußens. (I/II.) — Irland und Indien. — Epilog zu den Wahlen in Böhmen.

Die Münchener internationale Kunstausstellung. Von Fr. Pecht. (I/II.) — Gießener Studien über Maria Stuart. Von W. Oncken. (II.) — Studienblätter aus Istrien und Friaul. Von H. Noé. (IV.) — Schopenhauer und Johann August Becker. — Kunstgeschichtliches aus der Schweiz. Von W. Lübke. — Tre Fontane. — Afrika als Handelsgebiet. Von Dr. K. von Scherzer. — Erzherzog Karl und die Schlachten von Aspern und Wagram. — Afrikanische Reiseskizzen. Von M. Buchner. (I/II.) — Die Türkensteuer und die Juden in Frankfurt a. M. Von G. Wolf. — Lessing's „Vademecum". Von E. Schmidt. (I/II.) — Die deutschen Universitäten im Sommer 1883 verglichen mit 1882.

Das Feuerversicherungswesen und der Erlaß des preußischen Handelsministers vom 19. März 1883. (II.) — Die Societäten in Preußen und die Actien-Gesellschaften.

Aufträge für Streifbandsendungen an die Expedition in München.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Umsegelung Asiens und Europas auf der Vega.

Mit einem historischen Rückblick auf frühere Reisen längs der Nordküste der Alten Welt.

Von

Adolf Erik Freiherrn von Nordenskiöld.

Zwei Bände.

Mit 2 Porträts in Stahlstich, 500 Abbildungen in Holzschnitt und 19 Karten.

8. Geh. 22 M. Eleg. geb. 26 M.

(Auch in 22 Lieferungen à 1 Mark nach und nach zu beziehen.)

Wie Nordenskiöld's Entdeckung und Durchsegelung der Nordostpassage als eine geographische That von eminenter Wichtigkeit die Bewunderung der ganzen gebildeten Welt erregt hat, so fand auch das Werk, in welchem er selbst über seine denkwürdige Fahrt in mustergültiger Darstellung Bericht erstattet, schon während des Erscheinens in Lieferungen die günstigste Aufnahme und ungewöhnliche Verbreitung. Dasselbe liegt nun in zwei reich illustrirten Bänden abgeschlossen vor, für jede Haus-, Schul- und Volksbibliothek eine Zierde von bleibendem Werth.

Im Verlage von E. A. Seemann in Leipzig erschien:

Johann Christian Reinhart und seine Kreise.

Ein Lebens- und Culturbild nach Originalquellen dargestellt von

Otto Baisch.

Gr. 8. VIII und 352 Seiten. Preis brosch. 5 M., in eleg. Halbfranz geb. 6 M. 50 Pf.

Der „alte Reinhart" war neben Jos. Anton Koch eine der interessantesten und originellsten Persönlichkeiten der deutsch-römischen Künstlercolonie in den ersten Jahrzehnten unsers Jahrhunderts. Sein ausgedehnter Briefwechsel und seine freundschaftlichen Beziehungen zu vielen Berühmtheiten seiner Zeit, wie Oeser, Schiller (von welchem mehrere noch ungedruckte Briefe mitgetheilt werden), Elise von der Recke, König Ludwig I. von Baiern, Wilhelm von Humboldt, Thorwaldsen, Carstens, Genelli, David Strauß u. s. w., verleihen dem in leichtem Unterhaltungston geschriebenen, mit hübschen Zierleisten ausgestatteten Buche ein außergewöhnliches Interesse.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig

Soeben erschien:

Die Sonne.

Von

C. A. Young.

Mit 82 Abbildungen und 2 Lichtdrucktafeln.

8. Geh. 6 M. Geb. 7 M.

(Internationale wissenschaftliche Bibliothek, 58. Band.)

Der Verfasser, Professor der Astronomie zu New-Jersey in Nordamerika, bietet hiermit eine übersichtliche Darstellung dessen, was die Wissenschaft bisher zur Kenntniss der Sonne erforscht hat, in einer dem gebildeten Laien durchweg verständlichen Sprache. Nicht blos die gewonnenen Resultate werden vorgeführt, sondern der Leser wird auch mit den Methoden bekannt gemacht, durch die man zu den Resultaten gelangte.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Geschichte von Ungarn.

Von

Ignaz Aurelius Fessler.

Zweite vermehrte und verbesserte Auflage, bearbeitet von

Ernst Klein.

Fünf Bände. 8. Geh. 50 M. Geb. 55 M.

Fessler's Werk, allgemein als die beste in deutscher Sprache geschriebene Geschichte Ungarns anerkannt, liegt in zweiter Auflage und zeitgemässer Umarbeitung von Ernst Klein nun vollständig vor. Infolge der gedrängtern Darstellung und entsprechender Druckeinrichtung ist es ermöglicht worden, die Zahl von 10 Bänden der frühern Auflage in der neuen auf 5 zu beschränken und den Preis von 90 M. auf 50 M. zu ermässigen. Michael Horváth sagt in einem einleitenden Vorwort zu dieser Auflage, das Publikum bekomme durch die Umarbeitung von Klein das Fessler'sche Geschichtswerk nach den Quellen berichtigt und vielfach vervollkommnet in die Hände.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 30. — 26. Juli 1883.

Zur Theorie des Romans.

Beiträge zur Theorie und Technik des Romans von Friedrich Spielhagen. Leipzig, Staackmann. 1883. 8. 6 M.

In Deutschland geht seit alten Zeiten mit der dichterischen Praxis die ästhetische Theorie Hand in Hand. Schon der Boberschwan hatte mit seinem Buch „Von der deutschen Poeterei" nicht geringern Erfolg gehabt als mit seinen eigenen Gedichten. Unsere Classiker, Lessing, Herder, Wieland, Schiller, Goethe, außerdem Jean Paul und später die Romantiker, namentlich Ludwig Tieck, haben alle ästhetische Schriften verfaßt und waren als beurtheilende Kritiker ebenso bedeutend wie als Dichter. Diese Tradition ist auch in neuer Zeit nicht ausgestorben: Gutzkow, Laube und die jungdeutschen Schriftsteller waren zugleich kritische Bahnbrecher; Freytag hat aus dem Schatze seiner eigenen Erfahrungen in seiner „Technik des Dramas" wichtige Documente niedergelegt; ich selbst habe in meiner „Poetik" Lyrik, Drama und Roman vom Standpunkte des selbstschaffenden Dichters aus besprochen, und Spielhagen hat in seinen „Vermischten Schriften" besonders über den Humor und einzelne Seiten der Romandichtung manchen werthvollen Aufschluß gegeben. Jetzt liegen von letzterm „Beiträge zur Theorie und Technik des Romans" vor: in ihnen spricht sich einer der beliebtesten Romandichter selbst über die von ihm gepflegte Dichtgattung aus.

Der Aesthetiker mag die allgemeinen Gesichtspunkte feststellen und festhalten und in geistvoller Weise auf die einzelnen Dichtgattungen und Dichtformen anwenden: die Technik selbst lernt man nur im Atelier, und aus den Schriften der Dichter über ihre Kunst weht uns etwas von jenem erquickenden Hauche der Scholle entgegen, welcher dem frisch aufgeackerten Boden entströmt.

Doch auch die Schattenseite fehlt solchen ästhetischen Werken der Dichter nicht. Wenigen gelingt es, sich frei zu machen von der Schranke, die ihrem schöpferischen Talent gegeben ist: sie sind geneigt, was hinter jener Schranke liegt, gering zu schätzen, ebenso wie aus ihren eigenen Fehlern Vorzüge zu machen; sie sind einseitig, weil ihre poetische Eigenart ihnen die fremde verdunkelt. Der Dichter ist in dem Aesthetiker immer latent und guckt gelegentlich aus demselben hervor.

Dies gilt auch von Spielhagen und seiner neuen Schrift. Das redliche Bemühen des Autors, die Wahrheit zu finden und zu verkünden, ist unverkennbar; auch liebt er nicht die Form des Orakels der ästhetischen Inspiration, wie sie der Schelling'schen Schule eigen war, nicht die Macht- und Zauberworte, die aus pythischem Dampfe herausgesprochen werden; er sucht durch sorgfältige Entwickelungen, durch wohlerwogene Schlüsse zu überzeugen; in langen Gedankenketten reiht er Glied an Glied; er ist mehr ein weitschweifiger Doctrinär als ein genialer Improvisator; und dennoch ist er einseitig, und unbefangene Erwägung wird viele seiner Schlüsse für Trugschlüsse erklären und Protest dagegen erheben. Gleichwol stimmen wir nicht der von Spielhagen mitgetheilten Ansicht Auerbach's bei, welcher gegen die ästhetische Thätigkeit der Poeten überhaupt eingenommen war:

> So oft ich die Aufsätze, wie sie jetzt dem Leser vorliegen, als Steine bezeichnete, welche zu einem systematischen Bau zu bearbeiten und zu vereinigen eine Aufgabe sei, der ich mich nicht würde entziehen können — so oft rieth er mir auf das eindringlichste von einem derartigen Beginnen ab. Der Dichter sei kein Philosoph, kein Gelehrter — könne es nicht sein. Wohl wisse er von seiner Kunst Dinge, von denen Philosophie und Gelehrsamkeit sich selten träumen ließen, und die solle er aussprechen — auf seine Weise. Die aber sei entweder die reine, sich von Fall zu Fall mühsam weiter tastende Induction, oder — zur Abwechselung — die nicht minder ungefälschte, aus der geheimnißvollen Tiefe der Künstlerseele ohne scheinbaren, oder doch ganz gewiß nicht erkenntlichen, streng nachweisbaren Zusammenhang aufsteigende Intuition — eine streng genommen nie zum Ziele führende Methode dort, das Gegentheil von aller Methode

hier — in beiden Fällen keine Möglichkeit der Gewinnung und Formulierung überzeugungheischender und überzeugungsfähiger Conclusionen. Weshalb wir dann, so wir uns nicht auf der grünen Weide hielten, die uns zu fröhlichem Erbe von der liebenden Mutter beschieden, und auf die dürre Heide der Speculation verirrten, uns nicht wundern dürften, vielmehr uns demüthig gefallen lassen müßten, von dem ersten besten — Famulus derb angeschrien und unsanft über die freventlich überschrittene Grenze zurückgejagt zu werden.

Statt jeder Widerlegung dieser Anschauung brauchen wir blos auf unsere größten Dichter Schiller und Goethe zu verweisen, welche sich in ihren Briefen über ihr eigenes Schaffen die genaueste Rechenschaft geben und überdies, jener in selbständigen Abhandlungen, dieser in zahlreichen Bemerkungen, Aphorismen, Gedenkblättern, ihre ästhetischen Anschauungen niederlegten, wenngleich Auerbach's Ansicht, Ateliergeheimnisse dürfe man nur mit Fachgenossen besprechen, durch die Correspondenz zwischen den beiden weimarischen Dioskuren nicht erschüttert zu werden braucht.

Schon im ersten Aufsatze spricht der Verfasser moderner Romane, Spielhagen, über den historischen Roman ein sehr abfälliges Urtheil. Er stellt ihm in Bezug auf seine Helden ein ziemlich trostloses Dilemma. Er warnt mit Recht davor, die großen geschichtlichen Helden in den Vordergrund zu stellen; nur in den Hintergrund gehörten sie, in den Mittelgrund höchstens: dies habe ich auch in meiner „Poetik" vertreten und in ähnlicher Weise zu motiviren gesucht. Es bleibt also für den Vordergrund nur der freierfundene Held übrig. Darüber plagen uns andere weder Skrupel noch Zweifel: anders Spielhagen, der dem Dichter historischer Romane auch dieses Bret fortzieht, auf dem er ans Ufer schwimmen könnte, und ihn eigentlich ganz rettungslos in der Flut versinken läßt. Und warum? Es fehle ihm für den Helden an einem Modell. Der moderne Roman finde außer den Chorführern den ganzen Vordergrund mit dem Chor selbst erfüllt, dem Chor der jetzt Lebenden und Strebenden, und so tauge ihm ein jeder Peter und Paul zum Modell:

> Aber der historische Dichter! Ihm haben die Wellen des Orkus die Peter und Paul ein- für allemal weggespült. Was kümmert sich die Muse der Geschichte, die vornehme Dame, welche nur die Namen der Heroen auf ihre Tafeln zeichnet, um die misera plebs, die schreiend hinterdrein zieht? Da bleibt dem historischen Dichter denn nichts übrig, als seinen Helden aus der Tiefe seines Gemüths zu construiren, wie jener Deutsche — nach Heine — das Kamel, das er weder in der Wüste, noch im Jardin des plantes zu sehen bekommen; oder frischweg einen jungen Mann seiner Bekanntschaft in das betreffende Costüm zu stecken, und ihm zu sagen: nun siehe zu, wie du unter Robin Hood's Waldgesellen oder mit dem Eber der Ardennen fertig wirst! Ich weiß nicht, ob es außer diesem Entweder-Oder noch ein Drittes gibt, ich vermuthe: nein. Ich wüßte mir sonst nicht zu erklären, weshalb die meisten Helden in den historischen Romanen entweder so sonderbar verschwommene Gesellen sind, wie die Ivanhoe und Quentin Durward in Walter Scott's gleichnamigen wundervollen Romanen, oder mit den Herren X. Y. unserer Bekanntschaft eine so frappante Aehnlichkeit haben.

Der arme historische Dichter! Die großen Männer darf er nicht, Peter und Paul kann er nicht zu Helden wählen: was bleibt ihm übrig als der ästhetische Selbstmord! Denn das heißt doch mit andern Worten nur: der historische Roman ist ästhetisch verwerflich, ist an und für sich eine Unmöglichkeit.

Zu diesem Justizmorde gelangt Spielhagen indeß nur durch seine Modelltheorie, welche den Kern des ersten Aufsatzes bildet. Der Romandichter braucht ein Modell, so gut wie der Maler, der Bildhauer: das ist das unerschütterliche Axiom Spielhagen's. Die Frage, ob es nicht besser wäre, ganz ohne Modell zu arbeiten, hat in seinem und in jedes Dichters und Künstlers Ohr nicht mehr Sinn als die andere: wäre es nicht besser, wenn der Mensch fliegen könnte? Freilich, das Modell ist cum grano salis zu verstehen; jene wirklichen Gestalten sollen die poetischen keineswegs vollständig decken; hier ist ein Zuviel, dort ein Zuwenig; das Modell muß sich dem innern Bilde accommodiren; ja Spielhagen schiebt hier die Grenzen noch weiter hinaus:

> Was uns in den Werken der wahren Dichter so entzückt, das ist ihre intime Menschenkenntniß, die offenbar nur durch das sorgfältigste Studium der wirklichen Menschen erworben ist, welches wiederum auf der bei ihnen wie es scheint unermeßlichen Fülle der Beobachtungen basirt.

Ja, Bauer, das ist ganz was anders! Wir leugnen entschieden, daß der Dichter ein bestimmtes Modell braucht, wenn er auch für Nebenpersonen ein solches verwenden kann; aber wir leugnen nicht, daß dem Dichter eine intime Menschenkenntniß eigen sein muß, die er sich durch sorgfältigste Beobachtungen zu erwerben hat. Doch der Act des dichterischen Schaffens besteht nicht in der Nachzeichnung eines Modells, das auf Grund solcher Beobachtungen mit einer Fülle von Zügen ausstaffirt wird: er beruht auf einer Intuition. Die dichterische Gestalt ist kein in der Retorte erzeugter Homunculus, sie ist ein freies Kind der schöpferischen Kraft; der gestaltende Proceß ist eben das Geheimniß des Genies, wie die Menschwerdung das Geheimniß der Natur; die Fülle der Beobachtungen aber, die Menschenkenntniß u. s. f. ist schon vorher in das Genie übergegangen und strömt aus in überraschenden Combinationen; der Romandichter braucht so wenig ein bestimmtes Modell wie der Dramatiker. Mag Shakspeare einmal vielleicht für seinen Falstaff den alten Oldcastle benutzt haben: die Fülle seiner Gestalten strömte aus seinem Innern heraus; es waren die Formen, in denen der Krystall seines Genies sich bricht. Das Wesen aller gestaltenden Dichtung aber ist dasselbe: Roman und Drama stehen in Bezug hierauf unter dem gleichen Gesetz.

Die Dichter der historischen Romane mögen sich trösten, sie können ihre Helden schöpferisch und lebenswahr gestalten; sie brauchen dazu keine Peter und Paul. Die Poesie braucht keine Treppe am Spanischen Platz, von der sie sich ihre Modelle ins Atelier holt.

In dem zweiten Essay: „Das Gebiet des Romans", spricht sich der Autor über die Bedeutung desselben für die Gegenwart aus:

Der Roman hat für die moderne Menschheit diese tiefe Bedeutung, diese einschneidende Wichtigkeit, weil keine andere Kunst, und auch kein anderer Zweig der Dichtkunst dem geistigen Bedürfnisse derselben so Rechnung trägt, ein so bequemes, ausgiebiges, zweckdienliches Vehikel der Mittheilung der respectiven geistigen Interessen und Bedürfnisse hinüber und herüber ist.

Mit Recht weist Spielhagen auf die nahe Verwandtschaft des modernen Romans mit der Wissenschaft hin, die auf der Eigenthümlichkeit der epischen Phantasie beruht, den Menschen immer auf dem Hintergrunde der Natur, immer in der Abhängigkeit von den Bedingungen der Cultur, d. h. also so zu sehen, wie ihn die moderne Wissenschaft auch sieht. Seitdem Zola die Lehrsätze eines physiologischen Professors zur Grundlage seiner Aesthetik des Romans gemacht und das Stichwort des Roman experimental ausgegeben hat, sind sich Romandichtung und Wissenschaft in bedenklicher Weise näher gerückt.

Wenn Spielhagen indeß den Roman als das ausschließlich berechtigte Epos der Gegenwart proclamirt und den Vers aus dem modernen Epos ausschließen will, so haben wir uns bereits neulich in einer „Literarischen Unterhaltung" gegen dies Monopol erklärt und dem Vers auch auf epischem Gebiete sein gutes Recht gewahrt.

Es folgen nun mehrere Kritiken, welchen dadurch, daß sie allgemeine Gesichtspunkte hervorheben, die Standeserhöhung zu selbständigen Essays zutheil geworden ist. Eine Kritik von George Eliot's „Middlemarch" trägt als Essay die Ueberschrift: „Der Held im Roman"; sie enthält viele treffende Bemerkungen und verurtheilt, bei aller nach unserer Ansicht überschwenglichen Anerkennung des Genies der Dichterin, doch ihr Werk als künstlerischen Organismus, weil ihm eben ein Held fehlt, weil er aus lauter Theilen und Theilchen besteht, in zwei oder drei Romane auseinanderfällt. Ueber den Helden des Romans sagt Spielhagen:

Er ist gewissermaßen das Auge, durch welches der Autor die Welt sieht, in diesem Roman wenigstens, in diesem Stadium seiner Entwickelung wenigstens; und wenn das zu viel gesagt ist — meistens wird es nicht zu viel sein —, so ist der Held doch ganz sicher der Gesichtswinkel, unter welchen uns der Autor das Stück Menschentreiben, das er aus dem Ganzen ausschneidet, gerückt hat, unter dem er wünscht, daß wir es betrachten möchten. Außerdem aber — und das ist noch viel wichtiger und damit beginnt seine officielle Mission — der Held ist der Maßstab, welchen der Zeichner auf seiner Karte notirt, die Staffage, die der Maler in seiner Landschaft anbringt, damit man an ihr die Bäume im Vordergrunde und an den Bäumen im Vordergrunde die Hügel des Mittelgrundes und an diesen wieder die Berge messe, welche den Horizont abschließen. Ob dieser Maßstab ein Zoll oder eine Linie, ob diese Staffage ein Mammuth oder eine Maus — das ist völlig gleichgültig; aber es muß oben und unten und rechts und links und vorn und hinten dieselbe Relation stattfinden. Durch die ganze Odyssee wandelt der Sohn des Laertes, und Gefährten, Lotophagen und Cyklopen, ja die ewigen Götter selbst — man mißt sie, man wägt sie, man schätzt sie nach dieser unveränderlichen Gestalt; durch die ganze Ilias, durch allen Staub des Blachfeldes, durch den heißen Tag und die ambrosische Nacht, immer und immer schauen wir des Achilleus mächtiges Bild, schauen es selbst noch dann, wenn er ganze Gesänge hindurch hinter den Falten seines Zeltes verschwunden ist, und wissen jeden Augenblick, daß ihm der Telamonier Ajas bis an die Augen und Odysseus bis an die Schulter und Patroklos bis ans Herz reicht. Diese Einheit des Maßstabes bedingt die Congruenz der Theile und damit die Harmonie des Ganzen. Man denke sich, wenn das möglich wäre, Achilleus in der Odyssee nicht als Schemen, sondern handelnd auftreten —, es wäre wie der Gott, der, sich erhebend, das Gewölbe des Tempels sprengt. Aber der Held — und darin besteht der schwierigste und zugleich wichtigste Theil seiner Aufgabe, an welchem er dann nur zu oft scheitert — der Held ist auch, wie die Grenze der ins Weite und Breite strebenden epischen Kraft so auch die Schranke gegen das Hereinbrechen des Unorganischen, des Grenzenlosen, d. h. er ist die Bedingung und Gewähr des Kunstwerks.

Der Vischer'sche Roman „Auch nur Einer" gibt Anlaß zu einer meist aphoristisch gehaltenen Skizze über den humoristischen Roman. Im Grunde leugnet Spielhagen die Berechtigung dieser Gattung, nennt Jean Paul und Sterne kleine Dichter; der Humor ist ihm nur ein Moment der dichterischen Phantasie, wie Goethe sagt, ein Element des Genies. Das Werk Vischer's erscheint ihm als ein gutes, höchst lesenswerthes Buch, aber als kein guter Roman.

Vorzüglich ist die folgende Abhandlung: „Ueber den Ich-Roman", den Roman in der Form der Autobiographie: es ist das in der That eine eingehende und gründliche Studie, keine zum Essay künstlich hinaufgeschraubte Kritik. Als das Muster eines Ich-Romans wird neben dem „Vicar of Wakefield" von Goldsmith „David Copperfield" von Dickens hingestellt und die Vorzüge des Ich-Romans werden zum Theil an diesem Vorbild erläutert; an einer Probe wird der Leser darauf aufmerksam gemacht,

wie in dieser Darstellung durch die massigen Stämme der Thatsachen die ätherischsten subjectiven Lichter huschen, hier das Dunkel zu Tagesklarheit erhellend, dort ein wundervolles Clairobscur, überall ein zauberisches Leben schaffend; ich will ihn auch nicht an die Vista erinnern, die sich plötzlich bei den Worten: ich bin in dieser Beziehung ein völliger Ungläubiger u. s. w., weit in das Leben des Ich-Dichter-Helden aufthut so plötzlich, natürlich, gerade wie man in einem wirklichen Walde durch eine Schneise in die Ferne bis an den Horizont sieht — aber wie viel Seiten würde wol der objective Dichter beanspruchen, um uns zu erzählen, wozu dem Ich-Dichter die wenigen Zeilen genügen?

Hervorgehoben wird es als ein Vorzug, daß der Dichter des Ich-Romans das Tempo seiner Erzählung je nach Bedürfniß verlangsamen oder beschleunigen könne:

Wie sehr diese Leichtigkeit der Fortbewegung das epische Geschäft fördert, liegt auf der Hand. Sie erlaubt dem Dichter, größere Zeiträume in verhältnißmäßig kürzerer Frist zu durchmessen, indem er, wie Hermes über das unwirthliche Meer, über minder Wichtiges und Interessantes hinwegeilt, um da Fuß zu fassen, wo ihn Schönes und Bedeutendes zum Verweilen einladet.

Dagegen hat die Ich-Methode zwei gewaltige Schwierigkeiten: die Gefahr des Misbrauchs der dem Dichter-Subject durch den Ich-Roman gewährten Freiheit, die zu allerlei humoristischen und satirischen Parabasen verlockt, und dann das Stück Unnatur, das der Ich-Roman von vornherein in sich birgt:

Wenn der Dichter des objectiven Romans seine Menschen, wo und wann es ihm gut dünkt, vor sich fordert und sie ihre tiefsten Geheimnisse offenbaren läßt, so finden wir das in der Ordnung, denn er ist allgegenwärtig und allwissend wie die Muse, welche der homerische Sänger anruft, ihm die Abenteuer und Leidenschaften seiner Helden zu sagen und zu singen. Es ist das eine Fiction, aber eine völlig berechtigte, durch den Kunstgebrauch geheiligte, ja durch das Wesen der Kunst erforderte. Auch der Ich-Roman kommt ohne die Allgegenwart und Allwissenheit des Dichters nicht zustande; aber — und dies ist der verhängnißvolle Unterschied — der Dichter, der zugleich der Held, d. h. ein Mensch ist, und nicht an eine Gottheit oder abstracte göttliche Kraft appelliren darf, muß diese seine Gegenwart, dieses sein Wissen in jedem einzelnen Falle legitimiren. Der Ich-Roman ist von Anfang bis zu Ende ein Kampf um diese Legitimation. Die Schwere des Kampfes zu ermessen, ist wohl nur dem möglich, der selbst auf dem Platze gestanden und sich erinnert, welche Welt von Mühe es ihn gekostet, zwischen dem Helden und einer andern Person, die sich im gewöhnlichen Verlauf der Dinge und nach Lage der Verhältnisse gar nicht hätten treffen können, trotz alledem ein Rendezvous zu arrangiren. Und wie er trotz seines gründlichsten Abscheus vor dem Lauschen an der Wand sich doch zu der widerwärtigen Rolle verstehen mußte, weil es sonst schlechterdings unmöglich war, hinter ein gewisses Geheimniß zu kommen, das eben nicht länger Geheimniß bleiben durfte. Und wie er mit einem: „Ich sehe sie heute nach dreißig Jahren so deutlich, wie ich sie damals sah!" oder: „Wie genau ich mich dieses Gesprächs erinnere!" sich und den Leser darüber wegzutäuschen suchte, daß die betreffende Deutlichkeit in Wirklichkeit ein psychologisches Wunder wäre, und daß es jede Kraft des Gedächtnisses übersteigt, nach Verlauf von so und so vielen Jahren ein stundenlanges Gespräch Wort für Wort zu wiederholen.

Dieser Kampf mit der Unnatur versetzt den Dichter in fortwährende Verlegenheiten, aus deren endloser Liste Spielhagen nur einige Beispiele aufzeichnet. In der That finden sich auch in dem Muster „David Copperfield" eine Menge derartiger Unglaublichkeiten, und sie treten gleich beim Beginn recht auffallend hervor; denn ein solches Erinnerungsvermögen aus der Zeit früher Kindheit, wie es David Copperfield an den Tag legt, gehört doch zu den psychologischen Wundern, an die nur ein Romanschriftsteller glauben kann, der sie für seine Erzählung braucht.

Spielhagen hätte an den Ich-Roman ungezwungen eine Betrachtung über den Briefroman anknüpfen können, der jenem in vieler Hinsicht verwandt ist. Freilich geht durch denselben nicht der einheitliche Ton, welcher den Ich-Roman beherrscht; aber es sind doch immerhin verschiedene Ichs, welche in ihm sich aussprechen, „jedes in seiner Sprache". Vieles was Spielhagen von dem Ich-Roman sagt, von seinem warmen, seltsam reizvollen Clairobscur, von seiner oft ahnungsvoll vorausschauenden oder schwermüthig retrospectiven Beleuchtung: das gilt auch von dem Briefroman, in welchem freilich noch ein Element hinzukommt, das dramatische; denn hier treten die einzelnen Charaktere in einzelnen Monologen und Dialogen wie im Drama auf; jeder kann sich ganz ausgeben und ganz den Blick in sein Inneres verstatten. Eine allzu große Zersplitterung des Briefromans, indem die Zahl der Correspondenten über Gebühr erweitert wird, ist gewiß ein Fehler; handelt es sich aber im wesentlichen nur um einen Haupthelden und eine Hauptheldin, so haben wir es nur mit einem doppelten Ich-Roman zu thun. Jedenfalls wird der Dichter, da er hier nicht blos als Autobiograph mit zwei Augen sieht, sondern das Sehvermögen mehrerer Personen zu seiner Verfügung hat, nicht wie der Verfasser des Ich-Romans in Verlegenheit kommen, wie er einzelnes motiviren soll, das sein Held nicht selbst erlebt hat, oder was in andern Köpfen geheimnißvoll spukt. Der Briefroman ist freilich gegenwärtig wenig beliebt; er ist fast so aus der Mode gekommen wie die Episteln und Heroiden, die ihn in mehr getragener künstlerischer Form, im Gewande der Metrik vertreten. Doch die Ungunst der Mode ist nicht beweiskräftig. Der Briefroman ist allzu oft in eine doctrinäre Breite und Redseligkeit verfallen; er ist ebenso oft zu pädagogischen Zwecken gemisbraucht worden und daher in Verdacht gerathen, dem genre ennuyeux anzugehören; dennoch kann er gerade sehr amüsant sein, von allem andern abgesehen, wenn der eine der Briefsteller von dem Autor mit Humor und glänzendem Witz ausgestattet ist, ohne daß er dadurch ganz in das Genre des von Spielhagen geächteten humoristischen Romans verfällt.

Die beiden folgenden Essays, obschon sie auch aus Buchkritiken herausgewachsen sind, gehören zu den werthvollsten der Sammlung. Der erste: „Novelle oder Roman", knüpft an die Novellen von Marie von Olfers an, welche ein warmes Lob erhalten. Der zweite: „Roman oder Novelle", an den Roman von Georges Ohnet: „Serge Panine", den die Academie française bekanntlich mit dem Preise gekrönt hat. Es kommt uns hier wesentlich auf die allgemeingültigen ästhetischen Resultate dieser Kritiken an, welche auch von dem Verfasser in den Vordergrund gestellt werden. Außerordentlich zutreffend ist, was Spielhagen über den Unterschied von Roman und Novelle sagt: es ist zwar in der Hauptsache nicht neu, in den Aesthetiken und Poetiken der Neuzeit wird dieser Unterschied im ganzen in gleicher Weise bestimmt; aber Spielhagen hat dafür den glücklichen bezeichnenden Ausdruck gefunden, sodaß wir diese Stelle in ihrer ganzen Ausdehnung hier mittheilen wollen:

> Die Novelle hat es mit fertigen Charakteren zu thun, die, durch eine besondere Verkettung der Umstände und Verhältnisse, in einen interessanten Conflict gebracht werden, wodurch sie gezwungen sind, sich in ihrer allereigensten Natur zu offenbaren, also, daß der Conflict, der sonst Gott weiß wie hätte verlaufen können, gerade diesen, durch die Eigenthümlichkeit der engagirten Charaktere bedingten und schlechterdings keinen andern Ausgang nehmen kann und muß. Fügen wir noch hinzu, daß in der ältern Novelle „die besondere Verkettung der Umstände und Verhältnisse" präponderirt, in der neuern dagegen, der modernen Empfindung gemäß, der Hauptaccent auf die „Eigenthümlichkeit der engagirten Charaktere" fällt, so haben wir, glaube ich, so ziemlich beisammen, was die Novelle hinreichend scharf von dem Romane scheidet. Der Roman hat es weniger auf eine möglichst interessante Handlung abgesehen, als auf eine möglichst vollkommene Uebersicht der Breite und Weite des

Menschenlebens. Er braucht deshalb — und gerade zu seinen Hauptpersonen — nicht Menschen, die schon fertig sind und, weil sie es sind, wo immer sie eingreifen, die Situation zu einem raschen Abschluß bringen, sondern solche Individuen, die noch in der Entwickelung stehen, infolge dessen eine bestimmende Wirkung nicht wohl ausüben können, vielmehr selbst durch die Verhältnisse, durch die Menschen ihrer Umgebung in ihrer Bildung, Entwickelung bestimmt werden, und so dem Dichter Gelegenheit geben, ja ihn nöthigen, den Leser auf großen, weiten (allerdings möglichst blumenreichen) Umwegen zu seinem Ziele zu führen. Natürlich ist dieses Ziel für den Novellisten und Romandichter im Grunde dasselbe: die Einsicht in die Tiefen der Menschenseele; aber da jener sich schon mit einer partiellen Deutung des Sphinx-Räthsels begnügt, dieser eine finale Lösung wenigstens anstrebt, so ist mit der verschiedenen Höhe und Distanz der Ziele auch die entsprechende Verschiedenheit in der Behandlung der künstlerischen Mittel gesetzt. Der Novellist, wie er weniger Personen auf die Leinwand zu bringen hat, und eigentlich alles bei ihm auf dem ersten Plane vor sich geht, hat auch weniger Farben auf der Palette, dafür aber desto bestimmtere, und er malt in kecken, festen Strichen, gleichsam prima; der Romandichter, der viele Personen in Scene setzen und auf Vordergrund, Hinter- und Mittelgrund schicklich vertheilen soll, braucht einen möglichst großen Rahmen und kann eigentlich gar nicht genug Farben zur Verfügung haben; muß bald mit einem feinen Pinsel, bald mit einem breiten, hier ein Cabinetsstück, dort beinahe al fresco malen. So gleicht die Novelle einem Multiplicationsexempel, in welchem mit wenigen Factoren rasch ein sicheres Product herausgerechnet wird; der Roman einer Addition, deren Summe zu gewinnen, wegen der langen Reihe und der verschiedenen Größe der Summanden, umständlich und im ganzen etwas unsicher ist. Deshalb hat auch die Novelle sowol in ihrem Endzweck als in ihrer künstlerischen Oekonomie eine entschiedene Aehnlichkeit mit dem Drama, während der Roman (und nichts ist vielleicht bezeichnender für den tiefen Unterschied zwischen Novelle und Roman) in jeder Beziehung des Stoffs, der Oekonomie, der Mittel, ja selbst, subjectiv, in Hinsicht der Qualität der poetischen Phantasie und dichterischen Begabung, der volle Gegensatz des Dramas ist.

Ebenso treffend ist in dem zweiten Essay die Kritik des neufranzösischen Romans, der oft nichts ist als eine weiter ausgeführte Novelle, der Tadel der ungleichartigen Behandlung, der Einleitungen, welche oft nichts sind als Berichterstattungen im unkünstlerischen Ton, höchst prosaische Vorgeschichten, die dann später als lange Einschiebsel zur Unzeit die Situation stören. Ebenso berechtigt ist, was Spielhagen über die steckbrieflichen Personalbeschreibungen in den französischen Romanen sagt:

> Alle Augenblicke nimmt der Autor den Freibrief zurück, welchen er seinen Personen gegeben. Mögen sie immerhin versuchen wollen, sich auf ihre eigenen Füße zu stellen, sich durch ihr Thun über sich selbst auszuweisen! Erscheint eine derselben in dieser löblichen Absicht auf dem Plan, flugs ist der diensteifrige Autor hinter ihr her, schildert sie uns vom Kopf bis zu den Füßen, gibt uns eine Analyse ihres Charakters, ihrer Denkungsart und eine längere oder kürzere Relation ihres Lebenslaufs bis zu dem gegenwärtigen Augenblick. Diese rohe, kläglich kindische Manier, durch die sich bei uns nur noch Stümper und Dilettanten der Erzählungskunst kennzeichnen, wird bei den Franzosen selbst von ihren besten Autoren nicht verschmäht, und wird in unserm „gekrönten" Roman ausgiebigst angewandt.

Diese Romane sind nur die letzten Kapitel von Romanen — sagt Spielhagen treffend. Seine feinsinnigen Ausführungen, seine kritischen Randglossen zu den Werken Daudet's und Ohnet's sind um so willkommener, als die Bewunderung der Technik der französischen Romandichter in Deutschland zum Credo einer großen Zahl von Feuilletonisten gehört, während sich doch die Franzosen sehr grobe Verstöße gegen die Regeln des epischen Stils zu schulden kommen lassen. Weniger bedeutend ist der Aufsatz „Drama oder Roman?" der nicht viel mehr ist als eine Kritik des Ibsen'schen Dramas „Nora", das von Spielhagen als gar kein Drama, sondern als ein paar dialogisirte Kapitel des dritten Bandes eines Romans bezeichnet wird.

Den Anhang der Sammlung bildet die „Gedächtnißrede" auf Berthold Auerbach, welche Spielhagen bei der vom Berliner Literarischen Club veranstalteten Feier gehalten hat; sie ist eine echte Eloge, wie sie die französischen Akademiker den Todten zu halten pflegen, deren Sessel sie einnehmen im Hause der Unsterblichen auf dem Quai Voltaire. Sehr wohl thut der warme und begeisterte Ton der Rede, um so mehr, als die deutschen Unsterblichen sich in der Regel keine solchen Denkreden halten, vielmehr gewöhnt sind, sich auf die Hühneraugen zu treten. In die Sammlung aber gehört diese Denkrede, weil Spielhagen Auerbach gleichsam für den Epiker κατ᾽ ἐξοχήν hält, der die Gattung in einer Reinheit und Ganzheit repräsentirte, welche auch für das nur mäßige Gedeihen der andern Dichtungsarten in seinen Werken keinen Raum läßt. Auch nicht aus Zufall, sondern aus tiefstem Herzens- und Geistesbedürfniß habe er sich als Heiligen für sein ganzes Leben bis zum letzten Athemzuge den Spinoza erkoren;

> denn der Mann, der uns lehrte, die menschlichen Handlungen weder zu beklagen noch zu verlachen, sondern zu begreifen, ist so gewiß der Philosoph des epischen Dichters, wie der Prophet des kategorischen Imperativs der Pflicht der Philosoph für die Dramatiker ist.

Das Porträt Auerbach's ist also in einem Werke über die epische Dichtung und den Roman vollkommen an seinem Platze. Ueberaus anregend sind alle diese Essays, mögen sie Plaudereien aus dem Atelier des Romandichters sein, oder sich zur Höhe ästhetischer Gesetzgebung erheben. Wir sind nicht mit allen Anschauungen Spielhagen's einverstanden und haben besonders gegen seine Modelltheorie und seine einseitigen Anschauungen von dem modernen Epos, sowie von dem historischen Roman, dem er selbst in seiner Denkrede auf Auerbach noch einige Epigramme zuschleudert, Einwendungen erhoben; wir müssen ferner bekennen, daß wir die sprachliche Einkleidung dieser Essays nicht immer tadellos finden; die Darstellungsweise ist bisweilen zu breit, zu doctrinär schleppend durch viele Einschachtelungen, nicht immer glücklich in der Prägnanz des Ausdrucks, wenn auch ebenso oft das rechte Wort an der rechten Stelle steht. Dennoch zeugt das Werk von Kenntniß, Geist und redlichem Streben, und indem ein hervor-

ragender Romanschriftsteller sich so eingehend mit den wichtigsten ästhetischen Fragen beschäftigt, die den Roman betreffen, bewährt er von neuem die schöne deutsche Eigenart, die auch unsere Classiker auszeichnete: die fruchtbare Verschmelzung der poetischen Theorie und Praxis.

Rudolf von Gottschall.

Heinrich Kruse's „Alexei".

Alexei. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Heinrich Kruse. Leipzig, Hirzel. 1882. 8. 2 M.

Es war anfänglich meine Absicht, Kruse's neuestes Drama zusammen mit einigen andern zu besprechen. Nach der Lektüre erschien es mir jedoch bei der Stellung, die ich zu dem Werk einnehme, und um des geachteten Namens des Dichters willen angemessen, ihm einen eigenen Artikel zu widmen.

Leider ist es die einzige Auszeichnung, die ich ihm, wenn ich gerecht sein will, gewähren kann; denn (es ist nicht eben angenehm, das aussprechen zu müssen) diese regelmäßige Jahresfrucht des fleißigen Autors ist diesmal so übel gerathen, daß es besser wäre, sie wäre in verschlossener Lade still verwahrt und vermodert, anstatt auf dem literarischen Markt zur Prüfung und Vergleichung herauszufordern. Die Vorzüge, welche die Kritik Kruse stets freudig zugestanden hat und die ihm bei dem Erscheinen der „Gräfin" (demjenigen Drama, in welchem sie sich am überzeugendsten vereinigt finden) so rasch die allgemeine Aufmerksamkeit zuwandten, finden sich im „Alexei" kaum in dürftigen Resten vor, alle Mängel dagegen gehäuft und gesteigert. Der straffe Fortschritt der dramatischen Handlung fehlt, die knappe und runde Formung zum Ganzen ist einem völlig diffusen Scenenmosaik gewichen; ein Motiv löst das andere ab, und vergebens sucht man für diese Uebelstände nach Ersatz im poetischen Detail: es ist alles trocken und nüchtern; der Realismus ist trivial geworden, die Kraft nur noch gewaltthätig.

Dem Werk ist als Motto das rührende und weihevolle Wort des Michel Angelo mit auf den Weg gegeben: „Für die, welche es begreifen, macht nichts die Seele so fromm und rein als die Mühe, etwas Vollendetes zu schaffen; denn Gott ist die Vollendung, und wer ihr nachstrebt, trachtet nach Göttlichem." Es ist, als blickte aus diesen Worten ein mahnendes Auge auf den Kritiker, als erhöbe sich aus ihnen eine warnende Hand. Gelangt er trotzdem zu keinem andern Resultat seiner Prüfung, so mag das ein Beweis sein, daß er seine Pflicht ernst auffaßt und nicht eine falsche Rücksicht über die Wahrheit zu stellen vermag. Es soll nicht die Stoffwahl bemängelt werden, obgleich Alexei, wie König Erich von Schweden, Moritz von Sachsen und Marino Falieri, zu den Helden gehört, die wie für ein Drama geboren erscheinen, mit denen aber, trotzdem zahlreiche geschickte Hände sie in den Kreis ihres Schaffens gezogen, noch keiner Glück gehabt hat. Vielleicht weil sie einen organischen Fehler haben, der sich der deutlichen Erkenntniß entzieht. Schließlich aber gibt ja stets das Wie der Behandlung vor dem Was den Ausschlag. Der spröde Stoff hat sich aber diesmal dem Dramatiker nicht fügen wollen, und sogar der Vorwurf kann ihm nicht erspart bleiben, daß seine Vorgänger in der Anordnung desselben fast sämmtlich glücklicher gewesen sind als er. Den ersten Act nimmt zum größten Theil eine lang ausgesponnene Klage der armen Charlotte von Wolfenbüttel ein, die, während sie einer Jugendfreundin ihr Leid klagt, von dieser hören muß, daß auch sie manches an ihrem Gatten gut zu machen habe. Nach dieser Exposition, über deren Einzelheiten noch zu reden ist, muß jedermann, der sich nicht um die Daten der Geschichte bekümmert (und das braucht niemand zu thun, der von einer Dichtung als solcher ergriffen sein will), nothwendig annehmen, das Ganze spiele sich, zunächst wenigstens, auf eine Versöhnung Alexei's mit Charlotten und auf ein Eingreifen der letzten in das Verhältniß zwischen Vater und Sohn hinaus. Man sieht sich jedoch getäuscht; der Kronprinz ist bereits auf und davon und wird erst im zweiten Act sichtbar, im Kloster Susdal, wo er von seiner Mutter vor seiner Flucht nach dem Süden Abschied zu nehmen willens ist; mit seiner Gemahlin trifft er nie wieder zusammen, und alle hier ruhenden und angedeuteten Conflicte bleiben unentwickelt.

Nun wird ein neuer Faden eingesetzt. Zar Peter's verbannte Gemahlin und ihr getreuer Stephan Glebow versammeln die Prälaten und Bojaren, die sich gegen die Tyrannei des Gewaltigen auflehnen, um den letzten Schritt der Verschwörung zu berathen; zufällig trifft der Sohn fast um dieselbe Minute mit den Verschwörern, die ihn an des Vaters Stelle auf den Thron erheben wollen, im Kloster ein; nun erwartet man einen Einschlag, denn der Zar und Menschikow heben das Nest aus — vergebens; Alexei ist bereits entwischt, und Peter's Wuth richtet sich doppelt gegen die Zurückgebliebenen, deren Rolle damit ausgespielt ist. Sie werden während des zweiten und dritten Acts geköpft — aber ihre Hinrichtung rührt uns nicht, weil ihnen nicht Zeit gelassen wurde, uns näher zu treten, und für die Handlung erwächst daraus wiederum nichts. Ein großer Aufwand ist in den effectvollen Scenen, den besten des ganzen Stücks, nutzlos verthan. Noch befremdlicher zeigt sich diese anekdotenhafte Manier in der ersten Hälfte des dritten Acts, die den Zaren wieder einmal beschäftigt findet, eine Empörung durch sein eigenes Dazwischentreten im Keime zu ersticken — also eine Wiederholung des letzten Auftritts und eine schwache, um so schwächer, als es sich hier um ungleich geringere In-

teressen und ein Complot von Menschen handelt, die uns nicht einmal dem Namen nach bekannt werden. Oder soll die ganze eindruckslose Scene nur dadurch motivirt sein, daß sie Peter dem Großen Gelegenheit gibt, sich kaltblütig und gegen einen Hauptmann, den er in seiner handgreiflichen Art der Pflichtversäumniß beschuldigt hat, großmüthig und gerecht zu beweisen? Denn das kann sie doch unmöglich rechtfertigen, daß gegen ihr Ende des Zarewitsch, den man fast schon vergessen, kurze Erwähnung geschieht und wir Zeugen des Befehls werden, daß einige Große des Reichs und ein ganzes Geschwader dem Flüchtigen nachsetzen sollen. Das Bild wechselt: Charlotte von Wolfenbüttel stirbt vor unsern Augen an der Schwindsucht, nachdem ihr der Kaiser das kümmerliche Versprechen, für ihren kleinen Sohn sorgen zu wollen, gegeben, und nur um einen Actschluß zu gewinnen, wird der energische Wille Peter's, den wir längst kennen, und sein Entschluß, in der Verfolgung seines Sohnes bis zum Aeußersten zu gehen, mit gezogenem Schwert nochmals von ihm wiederholt. Was nun folgt, ist, soweit es das dramatische Gefüge anbetrifft, bald erzählt: Alexei wird aus Neapel, wohin ihm seine jugendliche Haushälterin (nicht seine Maitresse!), die Finnin Affrosinja (Euphrosyne), in Männertracht gefolgt ist, von Tolstoi und Rumänzow mit falschen Versprechungen nach Rußland zurückgelockt, eingekerkert und erwürgt; Peter's des Großen Sohn von seiner Gemahlin Katharina stirbt, und sein kleiner Enkel, Charlottens und Alexei's Kind, wird nach einigem Widerstreben von ihm als der künftige Zar anerkannt. Damit wird das Ende, wenn auch noch so lose, wenigstens äußerlich an den Anfang geknüpft: aber der Schlußstein eines dramatischen Ganzen, das organische Product der voraufgegangenen Kämpfe, des Lebens und Webens der Charaktere, ihres Streits und ihres Zusammenwirkens ist es nicht.

Was dem Drama vor allem fehlt, das ist außer der Concentration des Stoffs der dramatische Proceß, stelle er sich nun in einem innern oder äußern Conflict, in einem Charakter oder in einer Intrigue verkörpert dar. Alexei denkt nicht entfernt daran, seinem kaiserlichen Vater Opposition zu machen; er fällt, weil er nicht ist wie dieser, und er fällt, ohne uns für sich gewonnen zu haben. Er ist ein flauer, unbedeutender, langweiliger Mensch. Wenn Kruse sich nicht dazu entschließen konnte, auf den Wegen des Don Carlos einherzuwandeln, dann hätte er den Kampf auf ein anderes Gebiet spielen müssen; er hätte Alexei mit der Gattin und dem Vater zugleich in dramatische Conflicte bringen und ihn mit einer Schuld belasten müssen, die uns des peinlichsten aller Gefühle überhebt, die rohe Uebermacht auf den Nacken des Schuld- und Wehrlosen den Fuß setzen zu sehen. Was Gräfin Theda, Bürgermeister Otto Voge und andere thun, das thut Peter der Große auf russische Art. Sollte uns aber dies grausame Schauspiel durchaus nicht erspart bleiben, dann hätte der Dichter auch die erschütterndsten Saiten des Tragischen rühren müssen; sollte Alexei nur daran zu Grunde gehen, daß ihm die gewaltthätige Herrscherseele seines Vaters versagt blieb (ein immerhin mehr novellistischer als dramatischer Vorwurf), sollte er, ein zarter, feiner Organismus, im Kampf ums Dasein erdrückt werden, dann mußte auch der ganze Segen der Poesie über ihn ergossen werden. Ein liebenswerthes Gebilde von seelenhafter Art, unfähig, den Stürmen, die um den Zarenthron wehen, standzuhalten, ein idealer, mit den wirklichen Verhältnissen nicht rechnender Sinn, der die Hoffnung hegt, dereinst mit mildem Scepter walten und aus der endlosen Steppe einen blühenden Garten schaffen zu können — und ihm gegenüber die cäsarische Kraft, groß, schöpferisch, aber unerbittlich: der Streit wäre ein principieller geworden, und der Sieg hätte den Sieger nicht zu entadeln brauchen, statt der plumpen Willkür hätte ein großes geschichtliches Gesetz das letzte Wort gesprochen. Das alles ist versäumt, und poesielos wie der arme Zarewitsch ist das ganze Stück. Ja, es ist, als sollten wir recht mit Absicht aus der Welt des Allerkleinsten und Gewöhnlichsten nicht heraus, als suchte der Autor seinen Stolz darin, seine Motive im Alltäglichen und Materiellen zu finden. Ist das Realismus? Man blicke auf den realistischsten aller Dichter, auf Shakspeare, um sich zu überzeugen, wie er zugleich der idealistischste von allen ist und uns über die gemeine Welt des Stofflichen weit hinweghebt in das Reich einer freien und schönen Gesetzmäßigkeit, in dem die Menschen und ihre Freuden und Leiden nur noch ein Sinnbild der ewigen Dinge sind.

Man blicke auf die Liebe in diesem Stück! Wie stellt sie sich dar? Affrosinja ist nach Charlottens Tode dem Prinzen, dem sie sich für eine milde Gutthat dankbar verpflichtet fühlt, nachgeeilt. Er fühlt zum ersten mal eine Neigung für die junge Finnin, die wie Liebe aussehen soll. Sie hat ihm einst versprochen, ihn wiederzutreffen. „Ja", sagt der Prinz:

> Allein ich glaube, daß ein junges Mädchen
> Auf eigne Hand so weit nicht reisen könne. (!)

Die Neigung wächst; dann:

> So gut wie du kann niemand mich bedienen —

explicirt Alexei; und als Affrosinja ihm auf seine Frage:

> Doch warum willst du nicht wie jede andre
> Haushälterin Lohn nehmen?

bescheiden erklärt, sie könne, was er einst für sie und ihren Vater gethan, doch niemals abverdienen, ist es um ihn gethan: durch diese materiellen Kanäle zieht die Liebe in sein Herz ein. Fragt man sich da nicht unwillkürlich, ob der Berichterstatter nicht etwa irrthümlich auf den Schluß der „Abenteuer eines Junggesellen" von Wilhelm Busch verfallen ist? Von diesem Alexei wundert man sich allerdings nicht, wenn seine erste Bemerkung über die herrlichste aller Städte diese ist:

> So schau' ich von Sanct-Elmo nun herab
> Auf Pracht und Rauch, Lärm und Gedräng Neapels,
> Wo *jeder Händler wie besessen* schreit.

Dieser Realismus der Motivirung, diese duftlose Dürre der Anschauung beherrscht das Drama von Anfang bis zu Ende. Die Kronprinzessin erzählt ihrer Freundin wehklagend (nicht etwa humoristisch!):

Daß ich manchmal
Am Wochenende nicht im Stande bin
Den Bäcker und den Fleischer zu bezahlen —

nachdem sie vorangeschickt:

Die Reise war schon schrecklich. Diese Wege!
Die fürchterlichen Stöße!

Das Leiden der unglücklichen deutschen Prinzessin wird uns wiederholt zu Gemüthe geführt:

Sophie.
Du hustest?
Charlotte.
Nur ein wenig; es ist nichts.
Man ist in Petersburg ja stets erkältet. . . .
Hofdame.
Da sie heute hörte,
Daß gestern Ihr ein wenig Blut gehustet —
Charlotte.
Ihr könnt es Blutsturz nennen. . . .
Sophie.
Die Luft ist hier für dich zu rauh gewesen,
In jeder Art zu rauh für dich, Charlotte!
Dein trockner Husten hat mich stets geängstigt.

Wir erfahren, daß Alexei im höchsten Grade zur Seekrankheit neigt und furchtbar darunter leidet; daß Peter der Große, „wenn er auf den Widerstand beschränkter Unterthanen stößt", an Gallensteinen laborirt; wir hören den Zaren seine sterbende Schwiegertochter liebevoll mit den Worten trösten:

Doch sei nur ruhig, Kind, ich laß dich öffnen,
Da muß sich zeigen, was die Krankheit war.

Alexei fragt die Spürer, die ihn nach Petersburg zurückdirigiren sollen:

Sagt, hat der Zar euch manchmal nicht gehau'n?

Und im Selbstgespräch charakterisirt er ihre Mission dahin:

Die beiden Herren spüren längst nach mir
Wie Säue nach den Trüffeln.

Nachdem Tolstoi und seine Kumpane den Prinzen zu Boden gedrückt, ins Cabinet geschleppt und erwürgt haben, erhalten wir außer dem, was wir voll Ekel mit angesehen, auch noch die Beschreibung des Endes:

Der Tod erfolgte rasch. Als ihm die Kissen
Den Athem nahmen, hörten auch die Arme
Und Beine bald sich zu bewegen auf —

worauf der Kammerherr Rumänzow den Erzähler apostrophirt:

Du bist so kalt wie eine Hundeschnauze.

Und diese consequente nüchterne Sachlichkeit wäre Poesie? Man denke nicht, daß ich dem Bombast ein Loblied singen will — er ist ebenso widrig wie dies sein Gegenspiel; aber die Täuschung, die dieser angebliche Realismus um sich zu verbreiten gewußt hat, verlangt, daß man ihn einmal scharf und ein wenig einseitig beleuchte. Wären die citirten Stellen die einzigen des Werks, dann wäre es selbstredend nicht zu verantworten, um ihretwillen über die poetische Sprache Kruse's zu Gericht zu sitzen. Aber sie sind nur zuerst angeführt, um seine realistischen Motivirungen mehr als ihre Einkleidung zu charakterisiren. Für diese gibt das Stück anderweitige zahlreiche Belege, und um die Probe zu machen und zu zeigen, daß es Kruse im Grunde versagt ist, einen Gedanken- und Empfindungskeim zur poetischen Blüte ausreifen zu lassen, mögen hier noch einige Citate beigebracht werden, die um so beweiskräftiger sind, als der Autor in ihnen von seiner sachlichen Art einmal abschweift und sich zur Sentenz versteigt.

Sophie von Platen sagt zu ihrer Freundin Prinzessin Charlotte:

Du bist noch jung, du bist noch unerfahren;
Sonst würdest du es wissen, daß uns nichts
Verhaßter macht an einem fremden Ort,
Als wenn wir über ihn beständig klagen.
Und alle Klagen helfen ja zu nichts.

Und dieselbe weise Sibylle macht in Betreff Peter's des Großen und seines gemaßregelten Sohnes die Bemerkung:

Es gibt gar keine schlimmre Tyrannei,
Als wenn man einen Menschen zwingen will,
Ein anderer zu werden als er ist;
Denn alle Quälerei ist doch umsonst.

Sind das keine Platituden? Und ist es keine Platitude, wenn Charlotte in einer Art poetischen Aufschwungs zum Reim greift und die dritte Scene des ersten Acts mit dieser Wendung schließt:

Greift aus vor seinem Wagen, kleine Pferde,
Rennt unermüdlich, wie nur ihr es thut,
Und bringt ihn glücklich auf die fremde Erde,
Wo mein Alexei frei und sicher ruht!

Welch klaffender Widerspruch, dies Pathos von Vers, Reim und Empfindung, und die kleinliche Betonung des Fluchtmittels! Ich habe mir klar zu machen versucht, wie eine Schauspielerin diese Worte sprechen würde, wenn sie der Gefahr, mit der Stelle „wie nur ihr es thut" komisch zu wirken, entgehen will, und ich finde keine Rettung. Mit dem Vers wollen wir auch in eine gesteigerte Sphäre der Anschauung, des Denkens und Fühlens versetzt werden; verkennt ein Dichter das, dann rächt die Bühne die Poesie mehr als alle andern Mächte. Mit dem Drama hohen Stils baut sich eine Schranke zwischen dem Publikum und der Welt auf den Bretern, und wehe dem Autor, der sie misachtet, der dem vulgären platten Leben gestattet, sie zu durchbrechen. Die geliebte Haushälterin, die unbezahlten Rechnungen, der trockene Husten und die Hundeschnauze — ich fürchte sehr, das Publikum würde undisciplinirt genug sein, diese schönen Dinge mit Heiterkeit auf-

zunehmen, und der Autor müßte sich selbst anklagen, daß er die dichterische Vorsicht außer Acht gelassen. Wie leicht das vielköpfige Ungeheuer geneigt ist, aus der ernstesten Situation zum Lachen überzugehen, das hat er ja selber an seiner vortrefflichen „Gräfin" erfahren, deren vielberufene Stelle: „Sie starb an Engelmann und ihrer Liebe", die Berliner so fröhlich aufnahmen, als säßen sie im Wallner-Theater. Und das war nur eine geringfügige Kleinigkeit, um derentwillen man alle Schönheiten des Dramas rücksichtslos vergaß!

Was soll man nun aber sagen, wenn der Dichter selbst in eine der besten Scenen seiner Schöpfung das Lächerlichkeitsmotiv hineinträgt und damit das Pathos zerstört und die Empfindung abkühlt? Peter's des Großen verbannte Gemahlin Eudokia und Stephan Glebow haben sich im Kloster Susdal zusammengefunden: die weltabgeschiedene Nonne und der Mann, der mit den Freuden der Erde schon abgeschlossen zu haben glaubte. Sie sind beide Vierziger, aber in der späten Liebe, die sie vereinigt, liegt ein eigenthümlich rührender Reiz, den der Dichter gefühlt und dem er den schönsten Ausdruck geliehen hat, dessen er fähig ist. Es ist wirkliche Poesie in den Worten Glebow's:

Du bist wie eine sommerliche Linde,
Von Blüten duftend, woran noch kein Blatt
Zu finden, das verwelkt ist und entfärbt.
Der goldnen Locken wunderbare Pracht
Verdiente wie das Haar der Berenice
Versetzt zu werden an den Sternenhimmel.
Was ist die holde Mädchenhaftigkeit,
Die vielgepries'ne? Unerfahrenheit
Und Blödigkeit und Mangel an Gewandtheit,
Um nicht zu sagen: Mangel an Gehalt.
Ein Weib, gereift durch Jahre und Erfahrung,
Das in der Fülle ihrer Reize prangt,
Entflammt der Männer Herz und Sinne mehr,
Als Jünglinge vor schlanken Mädchen glühn.

In so ruhiger und doch so zarter Art will ein solches Verhältniß behandelt sein. Man muß von dem späten Johannistrieb innigst ergriffen werden und darf nicht dazu kommen, über die nachgeholte Jugend zu lächeln. Hier liegt alles an der dichterischen Behandlung, und Kruse hat gezeigt, daß er ihr gewachsen ist. Aber — nun kommt der böse Flecken — in den warmen schönen Fluß dieser Scene (der ersten des dritten Acts) fällt verletzend Eudokia's Wort:

„Du bist zu alt zum Lieben!" denk' ich manchmal,
„Du machst dich lächerlich."

„Du machst dich lächerlich" — diese anscheinend so realistische Bemerkung ist so unrealistisch wie möglich und ein Schnitt in das eigene Fleisch, wie er grausamer gar nicht gedacht werden kann. „Du machst dich lächerlich" — wo lebt die Frau von vierzig Jahren, die ihre Liebe selbst mit dieser Insinuation, so dürr und trocken ausgesprochen, verletzen würde? Entweder sie liebt, dann weiß sie auch, daß sie nicht „zu alt" dazu ist; oder sie liebt nicht, dann taugt das ganze Verhältniß nicht in die Tragödie, oder es krankt unter seinen Widersprüchen dahin. Hier hätte der Poet wagen müssen, um ganz zu siegen, und gerade hier spielt der realistische Calcul Kruse den schlimmsten Streich. Er hat augenscheinlich verhüten wollen, daß das Publikum das Verhältniß mit Lächeln betrachte, und er hat dies dadurch zu erreichen geglaubt, daß er das mögliche Urtheil anticipirte und es seinem eigenen Geschöpf in den Mund legte. Aber anstatt den Zweifel damit zum Schweigen zu bringen, weckt er ihn erst, und nur wenn man die fatalen anderthalb Zeilen streicht, bewahrt der Liebesherbst der beiden seinen wahren dichterischen Nimbus. Sie müssen sogar gestrichen werden, soll anderes ganz zu seinem Recht kommen, so die schönen Worte der Eudokia, mit denen sie begeistert der Wuth des Zaren entgegentritt:

Laß einen Scheiterhaufen hier und dort
Zugleich errichten für uns beide, Zar,
Daß jeder seine Blicke weiden kann
Am andern noch, bis uns der Rauch umwirbelt,
Daß bis zuletzt uns noch der Ruf erreiche:
„Stephan!" „Eudokia!" und die Flammen uns
Wie Sommerluft umspielen.

Sie gehören der Schlußscene des zweiten Acts an, der Aufhebung der Klosterverschwörung durch Peter den Großen. Hier zeigt Kruse in dem ihm geläufigen Verhältniß des Mächtigen, der den Wehrlosen sein Uebergewicht bis zum Aeußersten fühlen läßt, also in der Zeichnung des Brutalen seine Stärke, und so seien einige der treffendsten Partien aus derselben noch mitgetheilt:

Peter.

Wenn jemand muckst, und hieß' er Dolgorucki
Und Naryschkin, ich laß ihn auf den Bauch
Hinlegen und ihm die Batoggen geben.
Da du zu sprechen jetzt gelernt hast, Stephan,
So sollst du nun auch gründlich uns berichten,
Wer alles half beim Werk der Finsterniß.
(Glebow zuckt verächtlich die Achseln.)
Ich wette, Stephan Glebow, daß wir schon
Bescheid von dir bekommen werden. He?

Glebow.

Befiehlst du, daß ich dir antworten soll?

Peter.

Das thu' ich.

Glebow.

Nun, so werd' ich nicht gehorchen.

Peter (aufgebracht).

Wir werden dir alsbald den Rücken gerben,
Und wenn du uns bei dreißig Knutenhieben
Besinnungslos wirst, gibt es heißes Eisen,
Um dich zu wecken. O, wir haben auch,
Duckmäuser, viele andre Weisen noch.
Was meinst du, wenn wir deine Kammer dir
Mit spitzen Pflöcken spicken und darauf
Herum dich jagen, wie man Füchse hetzt?
Wie? Oder setzest du dich gern auf Pfähle,
Die langsam in die Eingeweide dringen?
Das kannst du alles haben und noch mehr.
Du sollst uns schon bekennen, Stephan Glebow.
Besonders sollst du von dem sträflichen

Umgang mit jener Nonne da berichten
Und allem, was ihr angesponnen habt.

Glebow.

Zar, wenn du wähnst zu dringen in das süße
Geheimniß unsrer Liebe, und durch mich,
So kennst du mich und wahre Liebe nicht.
Ist's möglich, daß ein Mann zum Zeugen werde
Und zum Verräther gegen die Geliebte?

Peter.

Es ist schon oft geschehn.

Glebow.

Nun, er verdient
Den Namen Mann nicht, der so handeln kann.

Eudokia.

Und dieser Name saß nie schöner, stolzer
Auf einem Menschen als auf Stephan Glebow.

Peter.

Wir werden sehn, wie lange dieser Stolz
Standhalten wird auf unsrer Folterbank.

Glebow.

Gar viele Dinge lassen sich erlernen,
Und Uebung gibt darin uns Meisterschaft.
Das Nöthigste von allen für den Mann
Ist, daß er lerne Schmerzen zu ertragen.
Ich habe Hunger, Kälte, jegliche
Beschwerde mir freiwillig auferlegt,
Ich habe mich verwundet und zerfleischt,
Auf glüh'nde Kohlen meine Hand gelegt
Wie Scaevola, und meinen Lippen ist
Niemals ein Schmerzenslaut dabei entflohn.
So bin ich gegen dich gewappnet, Zar!
Und jetzt ist meine Zunge ausgeschnitten,
Ich würdige dich keines Wortes mehr. ...

Peter.

Die ganze Bande hier wird krumm geschlossen;
Mir zuckt der rechte Arm.

Tolstoi.

Wie, Majestät?

Peter.

Als die Strelitzen ihre struppigen
Rebellenköpfe auf die Balken legten —
Die Henker wurden müde — half ich selbst.
Die Kunst des Henkers ist auch eine Kunst,
Und alles muß man können und verstehn —
Mir zuckt der rechte Arm; ich schwänge gern
Ein blankes, scharfes Beil noch einmal: so!
Auf denn nach Moskau zu dem Strafgericht!

(Der Vorhang fällt.)

Die Scene ist dramatisch und theatralisch wirksam zugleich, und es lassen sich ihr immerhin noch einige andere gleich kräftige anreihen. Daß sie aber die vielen Fehler des Stücks und seinen bühnenwidrigen Geist aufzuwiegen vermögen, glaube ich nicht. Wo aber nicht schon äußere Umstände das Stück von dem Theater ausschließen (unter anderm die schwierige Besetzung der fünf Frauenrollen, Charlotte, Sophie, Affrosinja, Eudokia und Katharina, die, wenn sie auch alle nur episodisch kommen und gehen, doch von ziemlicher Bedeutung sind und von denen keine von den muntern Liebhaberinnen oder von den Müttern gespielt werden kann), da mag der Versuch der Aufführung den Intendanzen und Directionen nochmals dringend angerathen sein, sei es auch nur, um die Dränger oder — den Recensenten mit seiner trüben Prophezeiung Lügen zu strafen.

Heinrich Bulthaupt.

Eine neue Enthüllung über Schiller's Schädel und Todtenmaske.

Schiller's Schädel und Todtenmaske, nebst Mittheilungen über Schädel und Todtenmaske Kant's. Von Hermann Welcker. Mit einem Titelbilde, 6 lithographirten Tafeln und 29 in den Text eingedruckten Holzstichen. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. 1883. Gr. 8. 10 M.

Diese gründliche, nach Form und Inhalt mustergültige Arbeit eines unserer bedeutendsten Kraniologen verfolgt zunächst ein rein anthropologisches Ziel: sie versucht an zwei hervorragenden Beispielen nachzuweisen, mit welchem Maß von Sicherheit aus der Untersuchung eines Schädels und einer Abformung des Todtengesichts, einer sogenannten Todtenmaske, deren Zusammengehörigkeit oder Nichtzusammengehörigkeit gefolgert werden kann. Für den Verfasser selbst völlig unerwartet, führte jedoch diese mit vollster methodischer Schärfe bis aufs feinste Detail eingehende Forschung in Betreff der Gebeinüberreste unsers großen Dichters zu einem Ergebniß, welches die weitesten Kreise der gebildeten Welt fesseln muß.

Professor Kupffer und Dr. Bessel-Hagen hatten soeben eine Studie über Kant's Schädel und Todtenmaske erscheinen lassen; für die Richtigkeit ihrer Schlußfolgerung, daß beide, Schädel und Todtenmaske, zusammengehören und wirklich von Kant stammen, bringt unser Verfasser neue gewichtige Gründe bei, dagegen stiegen ihm bei der gleichzeitigen Vergleichung von Schiller's Schädel und Todtenmaske allmählich Bedenken erregende Zweifel an deren Identität auf.

Irreführenden, ja — wenn auch ganz unabsichtlich — den Autor des in Rede stehenden Werks verletzenden Zeitungsnachrichten, die unmittelbar nach Erscheinen des letztern umliefen, sei hier mit Verweis auf obige Einleitungsworte energisch entgegengetreten. Professor Welcker „sucht“ nicht, wie es dort (mindestens sehr zweideutig) hieß, im Vorliegenden nachzuweisen, daß der in der Fürstengruft zu Weimar beigesetzte Schiller-Schädel der unechte sei, nein — ein Naturforscher, als ein inductiver Forscher, legt sich überhaupt nie das Ergebniß seiner Forschung vor deren Beginn zurecht, sondern er läßt sich durch den Zwang der

zu methodischer Vergleichung von ihm geordneten Thatsachen rein objectiv, gewissermaßen passiv zu seinen Schlußsätzen geleiten, die, eben sofern sie völlig frei von hypothetischen Zuthaten gefunden wurden, einen unerschütterlichen Werth beanspruchen dürfen, bis daß etwa neues Untersuchungsmaterial erschlossen wird oder Irrthümer im Gang der Untersuchung aufgedeckt werden.

Glücklicherweise läßt uns der Verfasser in freundlichster Weise, sodaß auch der Laie in anthropologischen Dingen seinem Vortrag gern folgen wird, gleichsam selbstthätigen Antheil nehmen an dem Fortgang seiner Arbeit, von der er keineswegs die bloßen Endresultate mittheilt. Der flüchtigste Blick in dieses Buch muß jedem Unbefangenen zeigen, daß hier in keiner Weise irgendwelche, vielleicht gar eine hämische Absichtlichkeit die Feder geführt hat; vielmehr ist der Verfasser mit der größten Pietät gegenüber den Reliquien des Dichters ans Werk gegangen und hat sich nach jahrelangen Mühen zuletzt vor einer ihm selbst unliebsamen, gleichwol unausweichlichen Schlußfolgerung befunden, nämlich derjenigen, daß allerdings der „Schiller-Schädel" der weimarischen Fürstengruft nicht Schiller's Schädel ist.

Referent erinnerte sich bei Gesprächen mit dem Verfasser über Kraniologisches einst als Student im Hause des Geheimen Finanzraths Kuhn zu Weimar ein Familienheiligthum unter einem Glaskasten verwahrt gesehen zu haben, ähnlich wie man in der Bibliothek zu Upsala das älteste Kleinod germanischer Literatur, Ulfilas' gothische Bibelübersetzung, den „silbernen Codex", beschirmt und doch dem Auge des Betrachtenden zugänglich gemacht sieht. Das war jene Schiller-Maske, die der Bildhauer Ludwig Klauer dem todten Dichter auf dem Sterbebett abgenommen hat. Diese Maske, gegenwärtig im Besitz des Medicinalraths Dr. Schwabe zu Blankenburg am Thüringerwald, wurde nun unserm Anatomen in vertrauensvoller Bereitwilligkeit für seine Untersuchung nach Halle gesandt, und hier in Halle, an demselben Fluß, an welchem Schiller so liebesfrohe Tage in Volkstedt, so schaffensselige in Jena verlebt hat, ward auf diesem, wie sich herausstellte, einzig sichern Fundament die schöne Arbeit über des Dichters Antlitz zu Tage gefördert.

In verkleinerter photographischer Abbildung gibt das Titelbild dem Leser eine getreue Darstellung dieser Maske. Jeder, der letztere im lebensgroßen Original geschaut hat, wird unsers Verfassers Worte zu den seinigen machen:

> Die Todtenmaske Schiller's macht einen ergreifenden Eindruck. Die Stirnbildung, die Augenbrauengegend, vor allem das mild geschlossene Auge sind von wunderbarer Schönheit, und alles, was Dannecker, Rietschel und andere geschaffen, ist nicht entfernt zu vergleichen mit dieser Wiedergabe der wirklichen Hülle des erhabenen Dichters. Das ist der ganze Schiller, ein voller Nachhall seiner Poesie dringt auf uns ein bei diesem Anblick.

Die Dannecker-Büste Schiller's, die viel und in mancher Hinsicht auch mit Recht bewunderte, entfernt sich von den wirklichen Zügen des Dichters mehr, als zur Idealisirung in den dem Künstler zu gestattenden Grenzen erforderlich gewesen wäre, vollends aber das Hinterhaupt bildet jene Büste ganz widernatürlich zu klein ab. Die schiefe Nase Schiller's vermied der Künstler freilich aus gutem Grund mit anthropologischer Exactheit nachzuahmen; er formte aber diese Nase auch viel zu schmal, was bei der offenbar mit Absicht verbreiterten Stirn um so mehr auffällt, ja er verlieh derselben eine fast ausschließlich convexe Rückenlinie, während sie in Natur eine Doppelcurve zeigte: einer fein concaven Einsenkung von der Wurzel aus folgte erst in der Unterhälfte der Schwung nach außen. Fast den Gesammteindruck des Gesichts verhäßlichend erscheint an der Maske die ganz ungleiche Dicke der beiden Lippen; auch Dannecker's Büste formt die Unterlippe stärker als die Oberlippe, doch ermäßigt sie den wirklich gegebenen Unterschied. Es lag ein ganz besonderer Charakter- oder mehr noch Stimmungsausdruck in dieser Haltung der Unterlippe; sie gab dem Antlitz etwas Energisches und verrieth das Spiel der momentanen Empfindung. Nicht immer gewahrte man ihr Hervorragen gleich deutlich, am meisten dann, wie Schiller's Jugendfreund Scharffenstein versichert, wenn der Dichter beim Gespräch ins Feuer der Begeisterung kam.

In der Sammlung der großherzoglichen Bibliothek zu Weimar befindet sich nun unter Nummer 200 gleichfalls eine Schiller-Maske, deren auffallend größere Dimensionen unserm Forscher anfangs unerklärbar schienen, zumal die beiden Masken fast in allem wesentlichen völlig einander glichen, zweifellos daher der nämlichen Hohlform entnommen wurden. Die Lösung des Räthsels war aber doch bald und sehr einfach gefunden: die Schwabe'sche Maske wurde (nach Ausweis der mit kleinen Bruchstückchen derselben vorgenommenen chemischen Analyse) hergestellt durch Eindrücken von Thon in die Urform des Negativs und sodann leicht gebrannt, also eine Terracotta, infolge dessen etwas geschrumpft, während allein die weimarische Maske ein formgetreuer Gipsabguß ist. Auch die volle Wahrheit der Signatur bestätigte sich, mit welcher das letztgenannte unschätzbare Sammlungsstück im Katalog der Sammlung verzeichnet steht: „Todtenmaske von Schiller, mit Hinterkopf". Der bildende Künstler hat nämlich in der That nicht nur das Gesicht, sondern stückweise den ganzen Kopf des Dichters gleich nach dem Tode abgeformt; demnach hatte nunmehr der Versuch Professor Welcker's, diese ungewöhnlich vollständige Abformung des Kopfes mit dem in seinem Besitz befindlichen Abguß von Schiller's Schädel zum Nachweis der beiderseitigen Zusammengehörigkeit ineinander zu fügen, alle Aussicht auf volles Gelingen.

Auch der Laie fühlt hier gewiß die großen Schwierigkeiten einer derartigen Untersuchung. Denn materiell lassen sich doch selbstverständlich die auf ihre Congruenz zu prüfenden beiden Gegenstände nicht ineinander passen; der compacte Schädelabguß läßt sich nicht in die dicke Gips- oder Thonmaske hineinschieben. Genaueste geometrische Constructionen von Profillinien sind vielmehr nöthig und

andere scharfsinnige Ausmessungen an Nachbildungen in Pappe u. s. w., wofür das in Rede stehende Werk neue Kunstgriffe eingehend beschreibt und durch Abbildungen verdeutlicht.

Auf steilen Kletterwegen gleichsam gelangt der Anatom schließlich mit annähernd mathematischer Genauigkeit dazu, nach allen Richtungen die Umrißgestalt von Schädel und Todtenmaske zu entwerfen. Naturgemäß müssen sich nun doch die ineinander gezeichneten Umrisse von beiden entsprechen wie die Uferseiten eines Flusses oder Innen- und Außenseite eines über der Modellform hergestellten Puppenkopfes, d. h. die Linien müssen im allgemeinen parallel verlaufen, und zwar (nach Welcker's vergleichenden Messungen) die Umrißlinien des Schädels in einem durchschnittlichen Abstand von 4—7 Millimetern von denen der Maske entfernt; denn so viel beträgt die Dicke der über die Knochenunterlage gekleideten Weichtheile; nur über dem Nasenbein ist die Stärke der Weichtheile wesentlich geringer, an Kinn und Lippen beträchtlicher.

Was ergab sich nun im vorliegenden Fall? Während die Uebereinanderzeichnung der Umrisse von Kant's Schädel und Todtenmaske vollkommene Congruenz darbietet, wie die fünfte und sechste der unserm Buche angehängten Tafeln zeigen, weichen die Linien der unzweifelhaft echten Schiller-Maske und des vermeintlichen Schiller-Schädels in gar nicht miszuverstehender Weise voneinander ab! Das Contrastverhältniß geht so weit, daß Schiller's Nase an der Maske um sieben Winkelgrade rechts von der geraden Richtung abweicht, das Knochengerüst der Nase am „Schiller-Schädel" hingegen deutlich eine Neigung nach links verräth!

Es berührt eigenthümlich, sich fortan überzeugt halten zu müssen, daß Goethe nicht Schiller's Schädel in der Hand hielt, als er in die edeln Worte ausbrach, in denen nachklingt das „Weit hinter ihm im wesenlosen Scheine lag, was uns alle bändigt — das Gemeine":

> Geheim Gefäß! Orakelsprüche spendend,
> Wie bin ich werth, dich in der Hand zu halten?
> Dich höchsten Schatz aus Moder fromm entwendend?

Aber wie in aller Welt war denn eine solche Täuschung möglich? so wird der Leser fragen.

Lassen wir den ganz grundlosen Klatsch beiseite, der sich schon früh wie ein häßliches Spinngewebe über die Geschichte von Schiller's Beerdigung gezogen hat, so liegt die Erklärung des Misgriffs, welcher, bisher unentdeckt, in der Sache obwaltete, einfach in folgenden Thatsachen.

Ehe man es gewagt hatte, Goethe den Tod seines großen Genossen und Freundes mitzutheilen, fand Schiller's Beisetzung in der Nacht vom 11. zum 12. Mai 1805 in dem kleinen (jetzt abgetragenen) Steinbau des sogenannten Kassengewölbes auf dem St.-Jakobskirchhof zu Weimar statt. Durch eine Fallthüre des Fußbodens dieses fensterlosen, würfelförmigen Gebäudes pflegte man die Särge vornehmerer Persönlichkeiten, deren Familie nicht über ein eigenes Erbbegräbniß verfügte, an Seilen niederzusenken in ein ziemlich tiefes Souterrain. Etwas wüst geriethen dadurch die Särge neben- und auch übereinander, waren außerdem sammt ihrem Inhalt in der dumpfig feuchten Luft einem raschen Moderproceß ausgesetzt, sodaß sie in kurzer Zeit in sich zusammenfielen. Von Zeit zu Zeit wurde dann, wie der ortsübliche drastische Ausdruck hieß, „geräumt", um für neue Bestattungen Platz zu schaffen. Als das im Jahre 1826 geschehen sollte mit den Gebeinresten Schiller's und 22 anderer Mitbegrabener, trat der wackere Bürgermeister von Weimar, Karl Leberecht Schwabe (Vater des obenerwähnten Medicinalraths Schwabe), für die Bewahrung der Reliquien des Dichters ein, wurde indessen durch Proteste des Publikums, besonders der Geistlichkeit, gegen diese vermeintlich unchristliche Störung der Todtenruhe verhindert, seine Absicht offenkundig auszuführen. Er wählte darum den Schleier der Nacht. Wie ein Dieb mußte er sich um mitternächtige Weile in das düstere Grabverließ des Kassengewölbes einschleichen, um, da alle Gebeine der schon längere Zeit im Kassengewölbe Bestatteten ordnungslos durcheinanderlagen (von Schiller's mit Namensaufschrift versehenen Sarg war kein Spahn zu entdecken), wenigstens Schiller's Schädel ausfindig zu machen. Drei Nächte wühlte der sich einer hohen, edelsinnigen Aufgabe bewußte Mann in den Stunden von 12 bis 3 Uhr unter den Leichenresten, bis er alle 23 Schädel zusammen hatte. Diese schaffte er nun in seine Wohnung, stellte sie nebeneinander auf eine Tafel und — erkannte leider nur zu rasch den einen der Schädel als den des Dichters! Im Besitz der Klauer'schen Todtenmaske, verglich er alsbald, „Zirkel und Band" zur Hand nehmend, zu voller eigener Befriedigung diese mit dem vermeintlich glücklichen Fund — sämmtliche übrigen 22 Schädel, meinte er, „könnten kaum mit der Gestaltung des in Gips geformten Kopfes in Vergleichung kommen". Drei von ihm sodann herbeigerufene medicinische Sachverständige von Ruf erklärten sich ebenfalls für die Richtigkeit des Fundes, und nunmehr getraute man sich das Geheimniß zu enthüllen. Bürgermeister Schwabe machte dem Großherzog Karl August schriftlich Anzeige von dem Geschehenen und referirte mündlich ihm und Goethe.

Das sind die Vorgänge, die zu dem feierlichen Act der Beisetzung von „Schiller's Schädel" am 17. September 1826 auf der großherzoglichen Bibliothek im Piedestal der Dannecker'schen Schiller-Büste, im November 1827 zur Einbettung der Gebeine des Dichters in einen neuen Sarkophag und dessen Uebertragung in die weimarische Fürstengruft führten. Zu letzterm Behuf hatte der Prosector Schröter aus Jena mit aller Sorgfalt die sonstigen Gebeinreste Schiller's aus dem osteologischen Vorrath des Kassengewölbes zusammensuchen und in Form eines Skelets anordnen müssen. Es leitete dabei die anscheinend begründete Angabe, Schiller sei unter den mit ihm zusammen Bestatteten der weitaus größte gewesen; er soll ja 6 Fuß 2 Zoll gemessen haben, was (nach rheinischem Maß) nicht weniger als 1,936 Meter bedeutet, sodaß die Körperlänge

des nicht blos geistig die Menge um Haupteshöhe Ueberragenden kaum vier schmale Fingerbreiten unter vollen 2 Metern zurückblieb.

Zugegeben, daß man für Rumpf und Gliedmaßen die rechten Stücke zusammengefunden, so ist doch nach Welcker's Forschung nicht in Zweifel zu ziehen: man hat trotz „Zirkel und Band" ein anderes Haupt als das von Schiller im Dichtersarkophag geborgen!

Nachdem wir im Obigen den Hauptinhalt des Welcker'schen Werks insoweit angegeben haben, als es uns dem Interessenkreis der Leser d. Bl. angemessen zu sein schien, erübrigt nur noch die Bemerkung, daß sich dies keineswegs umfangreiche Buch (es hat nur 160 Seiten) durch einen noch viel mannichfaltigern Inhalt auszeichnet, als sein schlichter Titel erwarten läßt. Der Porträtmaler findet hier en passant mitgetheilte feinsinnige Ausführungen über das Problem der nicht copirenden, sondern künstlerisch gestaltenden, idealisirenden und doch naturwahren Porträtirung (nach Lessing's treffendem Ausspruch: „Das Porträt ist das Ideal eines gewissen Menschen"); der Kunstfreund und Schiller-Verehrer erhält in dem dritten Anhang einen kritisch-historischen Nachweis über die verschiedenen aus Dannecker's Meisterhand hervorgegangenen Schiller-Büsten; am reichsten findet aber natürlich der Anthropolog seine Ausbeute, auch noch im ersten und zweiten der angehängten Excurse, betreffend das Verhältniß zwischen Gehirngewicht und Intelligenz und die Bestimmung der für die neuere Kraniologie, folglich auch für die Eintheilungsgrundzüge der nicht einseitig linguistisch-sittenkundlich verfahrenden Ethnologen so wichtig gewordenen Höhendimension des Menschenschädels.

Hier genüge es, nur aus dem ersten Excurs den wichtigen Schlußsatz herauszuheben, zu welchem der Verfasser nach einer umfassenden Vergleichung der Gehirngewichte bedeutender Männer der verschiedenartigsten Berufsfächer gelangt, daß nämlich „die Quantität des Gehirns bei erhöhter geistiger Begabung fast immer vermehrt ist (d. h. größer ist, als es durchschnittlich dem betreffenden Lebensalter zukommt) und oftmals sehr erheblich vermehrt ist": ein Satz, der freilich den Hyperidealisten wenig behagen wird und ebenso wenig allen denen zusagen kann, welche, das häßliche Gleichnißwort „wir wandeln im Fleische" verehrend, dem so populären wie grundfalschen Satz beipflichten, daß der Mensch „aus Leib und Seele" im banal dualistischen Sinne bestehe, der „ewig freie" Geist in seinem Leibe stecke wie in einem entbehrlichen Futteral, welches auf seinen Inhalt keinerlei bestimmende Wirkung übe noch von ihm empfange. Im Grunde bekennt sich das deutsche Volk, wie sein auf recht gesicherter Erfahrung ruhender Ausdruck „er ist etwas auf den Kopf gefallen" zur Genüge beweist, zu einer viel klarer und unbefangener monistischen Anschauung über „Leib und Seele", als sie in den Katechismussprüchen gelehrt wird!

Alfred Kirchhoff.

Zur Alterthumskunde.

Orchomenos. Bericht über meine Ausgrabungen im böotischen Orchomenos. Von Heinrich Schliemann. Mit 9 Abbildungen und 4 Tafeln. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 3 M.

Die mit Abbildungen und Tafeln gleich ihren Vorgängerinnen ausgestattete Schrift des berühmten Finders über das Orchomenos der Minyer darf auch wieder von unterirdischen Erfolgen sprechen. Zwar Goldschätze (welche Schliemann erwartet hatte im Vertrauen auf seinen Homer, der Orchomenos wie Troja mit dem Beinamen des „goldreichen" auszeichnet) haben sich einstweilen keine vorgefunden, aber Gegenstände von höchstem Kunstwerth, namentlich die Schatzkammer sammt Thalamos, letzterer mit wunderbar gearbeiteter Steindecke — stumme Zeugen dafür (meint Schliemann), „daß auch hier einst große Reichthümer aufgehäuft lagen" und Homer also recht hatte. Bis aber Schliemann zu der Schilderung seines Fundes gelangt (was erst im zweiten Abschnitt geschieht), müssen wir mit ihm den Weg von Athen bis an besagte Stelle zurücklegen, oder vielmehr: wir dürfen es. Denn mit Schliemann zu reisen, ist keine Last, sondern eine Lust. Er gräbt und schreibt und wandert ja nicht blos für Gelehrte, sondern für Leser, die gleich ihm Augen und Sinne offen haben für Spiegelungen und Stimmen der altclassischen Welt, überirdische wie unterirdische. So zeigt er uns unterwegs die Grabstätten Otfried Müller's und Ch. Lenormant's, das berühmte Grabmal der Hetäre Pythionike, das prachtvollste und sehenswertheste aller griechischen (nach dem Zeugniß eines antiken glaubwürdigen Cicerone); beim Anblick der Berge von Salamis belehrt er uns, daß diese Insel jetzt aus nackten Felsen besteht und nicht ihre 7—800 Einwohner ernähren kann, während sie im Alterthum mit ihren 20000 Seelen ein fruchtbarer Fleck Landes gewesen sein muß; in Eleusis angekommen, hat er natürlich einige Worte für dessen Merkwürdigkeiten, obschon das Allermerkwürdigste, der große Demetertempel, einstweilen noch unter den Häusern des Dorfs liegt, aber seiner baldigen Ausgrabung durch die Archäologische Gesellschaft in Athen gewärtig sein darf. Von Theben vernehmen wir, daß es jetzt auf die frühere Burg (Kadmea) beschränkt, im übrigen der garstigste Ort von Griechenland und zudem aller Ruinen alter Bauwerke bar ist; über Lebadea (mit seiner schaurigen Felsschlucht) gelangen wir dann behufs längern Aufenthalts nach Orchomenos.

Hier kümmern uns weniger die noch im Anfang unsers Jahrhunderts vorhandenen, jetzt spurlos verschwundenen Stadtmauern als das Schatzhaus des Minyas, ein

Wunderwerk, das keinem andern in Griechenland oder sonstwo nachstand, von dem aber bis auf Schliemann nichts übrig war als ein breiter Marmorblock, von zwei Wänden getragen. Frühere Nachgrabungen hatten wenig Erfolg; erst Schliemann wußte mit seinem gewohnten Instinct der Sache von der rechten Stelle beizukommen. Allerdings stand ihm eine Arbeitercompagnie von 100—120 Mann zur Verfügung. Die bloßgelegte Schatzkammer zeigt dieselbe Construction wie die von Mykene: regelmäßige horizontale Reihen von Blöcken aus Marmor.. Wenn der obengenannte Cicerone (Pausanias) diesen Bau ein Wunderwerk nennt, während er doch den noch etwas größern des Atreus ignorirt, so glaubte man früher den Grund jener Bevorzugung darin zu finden, daß der orchomenische Bau ein Oberbau, der von Mykene dagegen unterirdisch gewesen sei. Schliemann hat durch Analyse der Baureste selber diese Ansicht als irrthümlich erwiesen. Worin bestand denn nun aber das Wunder? Es war, wie Schliemann meint, der bei der Schatzkammer angebrachte, von ihm gleichfalls aufgedeckte Thalamos. Freilich suchen wir vergebens nach einer Erklärung, was er sich unter diesem Begriff vorstelle, welchem Zweck dieser „Thalamos" gedient habe. Sollte es das „Allerheiligste" des Grabdenkmals gewesen sein? Sein schönster Schmuck ist nun eben jene aus Platten von grünlichem Kalkschiefer gebildete Decke mit prachtvoll sculpirter Ornamentation: einer Bordüre von Rosetten und, von innen eingefaßt, Reihen von Spiralen, die über Palmblätter mit Palmetten hinlaufen — ursprünglich das Motiv eines Teppichs, welches auf die Decke übertragen wurde? Die Rosetten babylonischen Ursprungs? Die zweifellosen Spuren einer höchst intensiven Feuerglut, welcher einst Schatzkammer wie Thalamos preisgegeben waren, lassen sich auf keine bekannte Veranlassung zurückführen. Die andern Funde auf dem Boden von Orchomenos — Vasenbruchstücke, Inschriften u. a., die gleichfalls beschrieben werden — sind von keinem Belang. J. Mähly.

Feuilleton.

Aus der Schriftstellerwelt.

Am 15. Juli fand in Leipzig die regelmäßige Generalversammlung der Genossenschaft dramatischer Autoren und Componisten statt, welche diesmal besonderes Interesse gewann durch die Abstimmung über die vom Vorstande in Anregung gebrachten Statutenveränderungen. Die wichtigste derselben betrifft die Aufhebung der obligatorischen Agentur. Alle Mitglieder der Genossenschaft waren bisher verpflichtet, sich ausschließlich der Genossenschaftsagentur für alle, auch ihre frühern Stücke zu bedienen. Es ist dies gewiß correct im Sinne einer festen Centralisation, wie sie in Frankreich herrscht, aber bei den centrifugalen Tendenzen, die einmal auf allen Gebieten in Deutschland unverkennbar sind, geht es ohne Zugeständnisse an das praktisch Mögliche nicht ab, und auch hier zeigt sich in der Beschränkung der Meister. Schon die jetzt gültigen Statuten der Genossenschaft hatten den freien Selbstbetrieb gestattet, womit das Princip der obligatorischen Agentur von Hause aus durchbrochen war. Die spätere Praxis ergab, daß dasselbe bei dem Verkauf der Stücke, bei dem Zusammenarbeiten und in ähnlichen Fällen nicht aufrecht zu halten war, während andererseits ein Einschreiten nach der Strenge der gesetzlichen Bestimmungen gegen einige Autoren, die sich an jenes Princip nicht kehrten, dieselben zum Austritt genöthigt, aber auch alle frühern ertragreichen Werke derselben der Genossenschaft entzogen hätte. Noch bedenklicher war der Misstand, daß einige erfolgreiche Schriftsteller der Genossenschaft deshalb nicht beitraten, weil sie ihre frühern Werke Agenten überlassen hatten, und es mit vielen Schwierigkeiten verbunden gewesen wäre, dieselben frei zu machen. Deshalb hat der Vorstand die Aufhebung der obligatorischen Agentur beschlossen, in der festen Ueberzeugung, daß damit keine Lockerung in dem Verhältniß der Autoren zur Agentur eintreten werde, deren große Vortheile: die gewissenhaft strenge geschäftliche Führung, die Ueberwachung durch den Vorstand, die Controle und der enge Zusammenhang mit dem Syndikat, höchst empfehlende Vorzüge derselben sind. Die Zahl der Vollmachten, die einliefen, war beträchtlich; der Vorsitzende hatte deren allein über 60. Alle waren nach dem Formular des Vorstandes, das den einzelnen Mitgliedern zuging, mit Instruction versehen, und die Aufhebung der obligatorischen Agentur wurde einstimmig von allen Anwesenden und durch Vollmacht Vertretenen beschlossen. Damit tritt der eigentliche Zweck der Genossenschaft, der Rechtsschutz, wieder in den Vordergrund. Auf diesem Gebiete hat sie durch große Processe Siege erfochten, welche der ganzen dramatischen Production und ihren geschäftlichen Vertretern zugute kommen, und auch die damals ungünstige Entscheidung des Reichsoberhandelsgerichts, welche durch die juristische Logik der Rechtstheoretiker Goldschmied und Nissen dem Anschein nach so siegreich vertheidigt wurde, ist jetzt nach fast allen Seiten hin durch Entscheidungen des Reichsgerichts durchlöchert worden. Daß aber nach wie vor die Genossenschaft mit Energie gegen säumige Theaterdirectoren oder solche, die auf Grund eines vermeintlich ihnen zur Seite stehenden Rechts Zahlungen weigern, einschreitet: das bewies der in der Generalversammlung vorgetragene Rechenschaftsbericht des Syndikus der Genossenschaft, Rechtsanwalt Broda, welcher ein großes Register von Directoren aufführte, die neuerdings civilrechtlich zu Zahlungen genöthigt oder strafrechtlich verurtheilt wurden. Ohne Zweifel werden jetzt alle dramatischen Autoren, die bisher der Genossenschaft fern blieben, derselben beitreten, um der prompten Wahrung des Rechtsschutzes für ihre Werke sicher zu sein, da sie ihre bisherigen Agenturen nicht aufzugeben brauchen; doch darf man wol erwarten, daß sie wenigstens eins oder das andere ihrer künftigen Dramen der Agentur der Genossenschaft anvertrauen werden.

Bei dieser Gelegenheit sind viele und gehässige Angriffe auf einen Verein gerichtet worden, der so große Erfolge errungen hat, als es galt, dem Gesetze über geistiges Urheberrecht eine praktische Handhabe zu geben auf dem Gebiete der dramatischen Production und die Normen für den Verkehr zwischen Directoren und Dramatikern ein für allemal festzustellen. Namentlich gefielen sich einige berliner Blätter darin, von der „traurigen Scheinexistenz" der Genossenschaft zu sprechen, während dieselbe fast alle das Repertoire beherrschenden Werke der ältern Autoren und eine sehr große Zahl der neuen in ihrem Betrieb hat und so wenig von der größten wie von der kleinsten Bühne entbehrt werden kann. Man braucht ja blos daran zu erinnern, daß die Stücke von Benedix und von Frau Birch-Pfeiffer ihrer Agentur angehören, Stücke, die noch immer die fast alltägliche Kost der kleinen und mittlern Bühnen bilden; man braucht nur darauf

hinzuweisen, daß sämmtliche Dramen von Gutzkow, Laube, Freytag, Paul Heyse, Felix Dahn, Adolf Wilbrandt, Joseph von Weilen u. a., daß die Stücke von Grillparzer, Halm und Mosenthal in ihren Betrieb gehören, um die Hinfälligkeit jener geringschätzigen Aeußerungen über einen Verein zu würdigen, der über so reiche, von den Theaterdirectionen wohlgewürdigte Schätze gebietet. Es ist wahr, es fehlen einige der beliebten Bühnenschriftsteller der jüngsten Zeit, obwol G. von Moser ihm angehört und gerade Werke wie „Der Veilchenfresser", „Ultimo" u. a. von ihm betrieben werden; doch nach den neuesten Statutenänderungen ist wol sichere Aussicht vorhanden, daß auch diese jetzt der Genossenschaft beitreten werden. Auch zweifeln wir nicht, daß jene Anklagen und Angriffe jetzt verstummen werden; denn die Genossenschaft hat jetzt aufgehört, als solche eine misliebige Concurrentin zu sein; es steht sogar nichts mehr im Wege, daß ganze Agenturen mit ihrem Gesammtverlag ihr beitreten, um sich der geordneten Controle und des energischen Rechtsschutzes zu erfreuen, den die Genossenschaft allen gewährt, die sich ihr anschließen.

— In Karlsbad wurde am 5. Juli das Goethe-Monument enthüllt. Die Festrede hielt Heinrich Laube. Er registrirte zunächst Goethe's Besuche in Karlsbad: „Unser großer Dichter Goethe hat Karlsbad zum ersten mal vor nahezu hundert Jahren betreten, Anno 1785. Noch zweimal ist er im vorigen Jahrhundert wiedergekommen: 1786 und 1795. Im jetzigen Jahrhunderte ist er von 1806 an ein fast jährlich treuer Besucher Karlsbads geworden bis zum Jahre 1812. Gekräftigt durch den Brunnen, hat er dann eine Pause eintreten lassen bis zum Jahre 1818. Von 1818 an ist er wiederum fünf Jahre hintereinander nach Karlsbad gekommen und hat es allmählich wie seine Sommerheimat, wie seinen Lebensquell betrachtet. Nicht auf die gewöhnliche Curzeit hat er seinen Aufenthalt beschränkt, nein, gewöhnlich ist er mehrere Monate lang, ja einmal vom Frühling bis zum Herbst hier geblieben. Er war sogar nahe daran, sich ein Haus hier zu kaufen, den Goldenen Brunnen auf dem Platze, welcher jetzt Goethe-Platz heißt. Er wollte einen festen Wohnsitz in Karlsbad haben, er wollte ein karlsbader Bürger werden. Karlsbad war ihm überaus werth und lieb." Dann wies er darauf hin, wie Goethe's dichterische Thätigkeit mit Karlsbad vielfach verflochten sei: „Hier ordnete er 1786 eine erste Gesammtausgabe seiner Schriften, hier arbeitete er an der Ausführung wichtiger Werke, namentlich der «Iphigenie», deren erste Gestaltung er hier in Karlsbad vorgelesen hat; hier machte er das erste «Faust»-Fragment fertig für die Cotta-Ausgabe; hier ordnete er das schwere Packet angefangener Arbeiten, welche er in Italien vollenden wollte, und mit diesem Packet unternahm er von hier am 3. September 1786 jene erste berühmte Reise nach Italien, welche aller Welt ein Geheimniß war und welche die Vollendung so wichtiger Dichtungen zur Folge hatte. Hier faßte er in spätern Jahren den Plan, sein Leben niederzuschreiben. Das treffliche Buch «Dichtung und Wahrheit» ist in seinen ersten Abschnitten hier in Karlsbad entstanden. Hier ferner dichtete er fleißig am «Westöstlichen Divan» und schrieb er zahlreiche Erzählungen, welche zu den «Wanderjahren» vereinigt worden sind. Und zuletzt, als er schon ein Greis war, ist ihm hier in Karlsbad der Segen einer warmen Liebe nochmals ins Herz gedrungen. Hier fand er die junge Dame Ulrike von Levetzow, welcher er als Zweiundsiebziger seine Hand reichen wollte. Sie ist ihm treu geblieben und lebt heute noch unvermählt auf einem Gute bei Lobositz." Seine Thätigkeit als Naturforscher in Karlsbad, die Prüfung des Gesteins, die durch ihn veranlaßte Schleifung der Sprudelsteine, die Thatsache, daß Karlsbads Quellen den großen Dichter, der an einem Nierenleiden erkrankt war, immer wieder zur Gesundheit verholfen haben, sodaß er derselben im spätern Alter nicht mehr bedurfte: das waren weitere Anführungen der durchaus sachlichen Laube'schen Rede, die nur bei Erwähnung von Ulrike von Levetzow und gegen den Schluß hin einen etwas höhern Ton anschlug.

Bibliographie.

Frankfurter zeitgemäße Broschüren. Neue Folge, herausgegeben von P. Haffner. 4ter Bd. 9tes Hft.: Dante und Beatrice. Von F. Hettinger. Frankfurt a. M., Fösser Nachf. Gr. 8. 50 Pf.

Büchner, L., Fünf Vorreden zu „Kraft und Stoff". Empirisch-naturphilosophische Studien. Leipzig, Thomas. 8. 1 M.

Gerneth, Geschichte des königlich bayerischen 5. Infanterie-Regiments (Großherzog von Hessen). 1ster Tl.: 1722—1804. Auf Grund archivalischer Forschungen verfaßt. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 14 M.

Das Kriegsjahr 1683. Nach Acten und anderen authentischen Quellen dargestellt in der Abtheilung für Kriegsgeschichte des k. k. Kriegs-Archivs. Mit 6 Tafeln. Wien, Seidel u. Sohn. Gr. 8. 4 M. 40 Pf.

Krippenstapel, F., und R. Knötel, Die preußische Armee von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Geschichte unseres Heeres in Wort und Bild. Text von F. Krippenstapel. Bilder von R. Knötel. (1ste Lfg.) Die preußischen Husaren. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 4. 7 M. 50 Pf.

Lotze, H., Grundzüge der Metaphysik. Dictate aus den Vorlesungen. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 1 M. 70 Pf.

Palmié, F., Hatheburg. Historischer Roman aus dem Anfange des 10. Jahrhunderts nach Christi Geburt. Halle, Strien. 8. 3 M.

Perfall, K. v., Wanda. Schauspiel. Düsseldorf, F. Bagel. 8. 1 M. 50 Pf.

Pohl, R., Gesammelte Schriften über Musik und Musiker. 2ter Bd. — A. u. d. T.: Franz Liszt. Studien und Erinnerungen. Leipzig, Schlicke. 8. 7 M. 50 Pf.

Poestion, J. C., Das Tyrsingschwert. Eine altnordische Waffensage. Deutsch von J. C. P. Hagen, Risel u. Comp. 8. 3 M.

Pulszky, F., Meine Zeit, mein Leben. 4ter Bd.: Während der Verbannung in Italien. Autorisirte Uebersetzung. Pressburg, Stampfel. Gr. 8. 5 M.

Ramsler, Henry Wadsworth Longfellow. Tübingen, Fues. 1882. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Rasch, J., Aus dem Lande der Magyaren. Roman. Wiesbaden, Kunze's Nachf. 8. 3 M. 60 Pf.

Reymar, E., Litterarischer Wegweiser für Pädagogen. Leipzig, Siegismund u. Volkening. Gr. 8. 60 Pf.

Riedel-Ahrens, Bertha, Enthüllte Frauenherzen. Roman. Halle, Koestler. 8. 4 M.

Schlecht, J. T., Die Poesie des Sozialismus. Ein Beitrag zur deutschen Literaturgeschichte im letzten Jahrzehnt. Würzburg, Woerl. Gr. 8. 1 M.

Schwartzkopff, P., Bruder Gerhard. Vier Bilder aus der Reformationszeit. Dramatisches Festspiel zur Lutherfeier am 10. November 1883. Wernigerode, Jüttner. 12. 1 M.

Seeley, J. R., Stein. Sein Leben und seine Zeit. Deutschland und Preußen im Zeitalter Napoleons. 1ster Bd. Aus dem Englischen übersetzt von E. Lehmann. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 6 M.

Skizzen aus dem böhmischen Elbegau. Herausgegeben von E. Klutschak. 1stes u. 2tes Bdchn. Aussig a/E., Grohmann. 16. 1 M.

Stavenow, B., Der Proceß. Der Zigeunerhauptmann. Humoresken. Berlin, Goldschmidt. 12. 50 Pf.

Stern, J., Unbeschränkte Volksvermehrung oder sind viele Kinder ein Segen? Stuttgart, Scheible. 8. 1 M.

Stucki, G., Natur — Mensch — Gott. Populär-wissenschaftliche Abhandlungen für Lehrer und gebildete Laien aller Stände. 1stes Hft. Bern, Dalp. Gr. 8. 50 Pf.

Sturm, A., Vineta. Eine romantische Dichtung für das deutsche Haus. Rudolstadt, Hofbuchdruckerei. 8. 1 M. 50 Pf.

Thun, A., Geschichte der revolutionären Bewegungen in Russland. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 7 M.

Urlichs, L. v., Pergamon. Geschichte und Kunst. Ein am 8. März 1883 in Würzburg gehaltener Vortrag. Leipzig, T. O. Weigel. Gr. 8. 1 M.

Vining, E. P., Das Geheimniß des Hamlet. Ein Versuch zur Lösung eines alten Problems. Aus dem Englischen von A. Knoflach. Leipzig, Brockhaus. 8. 2 M.

Wachenhusen, H., Monaco. Skizzen vom grünen Tisch und vom blauen Meer. Berlin, Janke. 8. 2 M.

Wagener, H., Die Politik Friedrich Wilhelm IV. Berlin, R. Pohl. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Richard Wagner ist todt. — Was nun? Eine ernste Frage von Semper Cunctator. Berlin, Parrisius. 12. 50 Pf.

Weber, G., Mein Leben und Bildungsgang. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 40 Pf.

Wisto, C., Wunderkuren. Lustspiel. Berlin, Baensch. Gr. 8. 1 M.

Ausfliegende Worte, natürliche Kinder der geflügelten Worte, auf der Citatenhatz angetroffen von einem alten Jäger. Neubrandenburg, Brünslow. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Zillessen, F., Der Schulkampf in Hückeswagen. Langenberg, Joost. Gr. 8. 25 Pf.

— — Warum und wie vertritt Herr Professor J. B. Meyer von Bonn die paritätische Volksschule? I. Rede, gehalten in der Volksversammlung zu Hückeswagen am 29. März 1883. II. Zurückweisungen der Bemerkungen des Herrn Professor Meyer über die vorstehend bezeichnete Rede. Langenberg, Joost. Gr. 8. 25 Pf.

Anzeigen.

(Mit einer Beilage: **Literarischer Anzeiger**, Nr. 8.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

// Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. | Nr. 31. | 2. August 1883.

Literarische Unterhaltungen.

Modernes Altdeutsch.

Es wird häufig von Wissenden und Unwissenden gesagt und geklagt, daß die Wiedererrichtung und die Machtentfaltung des deutschen Kaiserreichs auf die lebendige Entwickelung unserer modernen Literatur fast gar keine Nachwirkung gehabt habe. Mag dies wahr sein und sich vielleicht gerade in dem Uebergewicht des politischen Lebens unserer Tage begründet finden, so ist doch in einer Hinsicht das literarische Interesse des deutschen Publikums seit 1870 entschieden gewachsen, indem der historische Roman, insonderheit wo er seinen Stoff aus der deutschen Geschichte nimmt, viel größere Beachtung und daher auch seitens der Autoren viel eifrigere Pflege findet, als es früher der Fall gewesen. Das ist eine sehr erfreuliche Erscheinung, zumal weil an ihr sich auch noch ein Fünkchen der alten Hoffnung entzünden kann, daß sich das Interesse des großen Publikums und der Bühnenleitungen einst auch wieder dem historischen Drama und hier ebenfalls namentlich den aus deutscher Geschichte genommenen Stoffen zuwenden werde. Doch nicht von dieser immerhin sehr unsichern Hoffnung soll in Nachstehendem die Rede sein, sondern es soll auf eine — man möchte fast sagen, krankhafte — Eigenthümlichkeit der neuesten Romanschreibung hingewiesen werden, die fast bei allen Autoren, welche deutsche Geschichte zum Untergrund ihres poetischen Gewebes machen, hervortritt und den freudigen Genuß an der sonst so gesunden Richtung in hohem Grade zu beeinträchtigen im Stande ist. Ich meine damit die Sucht, dem ganzen Werk durch eine alterthümelnde Sprache ein „stilvolles Colorit“ zu geben. Dergleichen mochte zulässig sein, wo es sich um ein so interessantes Experiment handelte, wie es Meinhold 1843 mit dem Roman „Der Bernsteinhexe“ machte, und kann auch noch heute ansprechend wirken, wenn man die Sprache so beherrscht und so subtil behandelt wie Gustav Freytag besonders in den letzten Bänden seines Cyklus „Die Ahnen“; im ganzen ist aber dies gesuchte Colorit zu vermeiden, weil seine Mischung den Autoren meistens nicht glückt und gerade so falsch und stillos ist, wie sie vom großen Publikum und vielleicht von dem Verfasser selbst für echt und stilvoll gehalten wird.

Ich würde mich an das alte Wort „Nomina sunt odiosa“ nicht stoßen und hier aus bekannten Werken eine Reihe von Belegstellen mittheilen, die, unter die sprachwissenschaftliche Lupe genommen und durch dieselbe mit genauerer Aufmerksamkeit betrachtet, als die Leser gewöhnlich auf ihre „schöngeistige“ Lektüre zu verwenden pflegen, Staunen und Verwunderung hervorrufen würden; doch würde die Menge der Stellen zu groß sein, als daß sie alle abzudrucken hier Raum wäre, und einzelne herauszugreifen und zu brandmarken — wenn ich mich eines so kräftigen Ausdrucks bedienen darf —, das würde nicht als gerecht, nicht als fair play erscheinen.

Aber worin dieser Fehler im allgemeinen besteht, und wie er möglichst und thunlichst zu vermeiden ist, das sei hier dargethan und angedeutet, wobei es freilich ohne etwas Schulmeistern nicht abgehen wird. Der Autor schreibt doch, um von seinen Lesern verstanden und überhaupt nur gelesen zu werden, seinen Roman in neuhochdeutscher Sprache; um aber die Phantasie der Leser recht anzuregen und möglichst medias in res zu versetzen, webt er mit kundiger Hand dann und wann einen alten Ausdruck in seine moderne Sprache hinein, der das Ganze dann, wie er meint, ins richtige historische Relief hebt. Das sei ihm nun bei Schilderungen von Baulichkeiten, Wohnungseinrichtungen, Trachten, Gebräuchen und dergleichen ver-

stattet, weil es da wirklich lebensvoll wirken kann. Nur darf es nicht so übertrieben werden, wie es gerade in letzter Zeit in manchen erzählenden Dichtungen geschehen, wo an einigen Stellen der bezeichneten Art ein solcher Haufen von mittelhochdeutschen Ausdrücken aufgethürmt ist, daß man fast ein Real-Lexikon des höfischen und bürgerlichen Lebens im Mittelalter zum Verständniß dieser allermodernsten Dichtung nöthig hat.

Schlimmer aber und oft geradezu störend ist es, wenn im Dialog solche archaisirende Sprachkünsteleien getrieben werden. Denn erstens wird hier durch sie der frische und wahre Ausdruck des Gefühls erstickt, und zweitens ist hier der Autor fast unvermeidlich der Gefahr ausgesetzt, ein Unding zu schaffen. Nur einen ganz leisen Hauch des Alterthümlichen, der mit größter Schonung des ästhetischen Geschmacks und mit feinster Kenntniß der alten Sprachformen und Wendungen destillirt sein muß, darf der Dialog einer modernen Dichtung ihrem speciellen historischen Inhalt zu Liebe an sich tragen; jedes Uebermaß dieses Parfums aber wirkt widerlich und abgeschmackt und läßt den vom Autor beabsichtigten Effect ins Gegentheil umschlagen. Es entsteht dann nämlich unter den Händen eines solchen experimentirenden Dichters eine Sprache, wie sie niemals gesprochen worden ist, noch auch hätte gesprochen werden können, da sich sonst mehrere historische Entwickelungsperioden durcheinander und ineinander gewickelt und verwickelt haben müßten. Scheut man sich aber gerade bei uns Deutschen seit einigen Jahren, auf der Bühne bei Darstellung eines historischen Stücks die Costüme und Geräthe verschiedener Zeitalter durcheinander zu wirren, und würden derartige Fehler einen modernen Maler in unserer fast übergelehrten Zeit um jeglichen Effect auf das „höhere Publikum" bringen, so sollten sich doch billigerweise auch die Dichter scheuen, ihren Personen ein oft wahrhaft abschreckendes Conglomerat von Sprachformen und Redeweisen in den Mund zu legen. Wirklich sprechen leider in vielen neuern Romanen die Personen ein Neuhochdeutsch, das bunt und je nach Laune mit Fetzen aus dem 12., dem 14. und gar dem 17. Jahrhundert verbrämt ist und doch als „echt" erscheinen soll. Ja wohl, echt! Dann lasse man die Edelfräulein und die blonden Knappen doch lieber ganz mittelhochdeutsch reden; wenn man die alte Sprache nur genügend in der Gewalt hätte, und wenn, wie schon oben gesagt; sich überhaupt nur Leser einer so völlig stilgerechten Dichtung fänden. Wie es aber heutzutage mit Vorliebe getrieben wird, wirkt die Manier geradezu häßlich und verwischt das ohnehin schon in immer höherm Grade verschwindende Gefühl des deutschen Publikums für die historische Entwickelung seiner Sprache, indem der naive Leser etwas für echtes Gold hinnimmt, was durch und durch Talmi oder vielmehr nicht einmal so viel werth ist, und er sich eben in seiner Naivetät einbildet, dieses „Messingsch" sei wirklich die lebendige Umgangssprache der vom Autor behandelten oder vielmehr in dieser Hinsicht mishandelten Geschichtsperiode gewesen.

Wer lernen und erfahren will, wie man der Sprache in einer historischen Dichtung jenen Duft zu geben vermag, der das Ganze mit dem Hauch echter historischer Wahrheit und Lebendigkeit durchdringt, der hole sich von seinem Bücherbret die bekannte Dichtung, die sich betitelt: „Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand", ein Schauspiel von Goethe. Wer dieses Werk aufmerksam liest und sein Hauptaugenmerk auf die Behandlung der Sprache richtet, wobei allerdings von einzelnen Kraftgenialitäten abzusehen ist, der kann, wenn er sonst das Zeug zu einem guten Poeten hat, aus demselben lernen, wie er es auch in Dichtungen, die zu anderer als Kaiser Maxens Zeit spielen, mit der stilvollen — um dies modische Wort denn noch einmal zu gebrauchen — Färbung der Sprache zu halten habe.

Reinhard Mosen.

Musikliteratur.

Das Hinscheiden Richard Wagner's hat mehrere neue Beiträge zu der ihn und seine Bestrebungen behandelnden Literatur veranlaßt. Alle großen Zeitungen und Zeitschriften haben ihm in kritisch-biographischen Essays ehrende Todtenopfer gebracht, und schon sind auch einige neue ausführlichere Biographien des Meisters erschienen. So enthält Heft 53, 54 der von Graf Paul Waldersee herausgegebenen „Sammlung musikalischer Vorträge" eine Abhandlung:

1. Richard Wagner von Richard Pohl. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1883. Gr. 8. 2 M.

Der Verfasser war einer der ersten Parteigänger für Wagner und ist diesem treu geblieben bis an seinen Tod und über ihn hinaus. Niemals hat er sich unterfangen, an dem Meister Kritik zu üben, sondern er war immer nur thätig, mit Energie das neue Kunstwerk und dessen Theorie gegen Angriffe zu vertheidigen. Eine kritische Würdigung der Thätigkeit des dahingeschiedenen Dichtercomponisten darf man auch in der vorliegenden Abhandlung nicht suchen wollen. Schon in der Einleitung, welche einen Ueberblick über die Entwickelung der Oper zu geben versucht, zeigt sich der Parteimann, der nur beweisen will, daß in dem „einzig Einen" der Gipfelpunkt dieser ganzen Entwickelung erreicht ist. Daß das nicht ohne allerlei Inconsequenzen und Gewaltsamkeiten ausgeführt werden kann, bedarf keines Nachweises. Es ist eben zu schwer, Gluck, Mozart, Beethoven und Weber als Meister der dramatischen Musik anerkennen zu müssen und dann doch behaupten zu wollen, daß der größere spätere Meister einen ganz

neuen Stil erfinden mußte, um überhaupt das dramatische Kunstwerk erst zu schaffen. Trotz der reformatorischen Thätigkeit der erwähnten Meister soll die Oper immer ein Irrthum geblieben sein. Gluck „hatte“ nach Pohl nur die deutsche Tiefe und den deutschen Ernst an die Stelle des hohlen französischen Pathos gesetzt; Mozart aber legte zu viel Gewicht auf das melodische Element, und Beethoven fand auch nicht den einheitlichen dramatischen Stil, weil er „in einzelnen Sätzen die kleinern Mozart'schen Formen beibehielt“. Man sieht, den Organismus der Oper hat Pohl eben auch nicht erkannt. Obgleich er nur im declamatorischen Gesange in Verbindung mit der sinfonischen (!) Orchesterbegleitung den dramatischen Stil findet, sucht er doch auch Wagner als Melodiker zu vertheidigen. Er sagt:

Nichts ist irriger als die Behauptung, Wagner habe keine Erfindung, keine Melodie. Bei ihm ist im Gegentheil alles Melodie. Aber sie tritt nur nicht in geschlossenen, wiederkehrenden Formen auf; sie ist dadurch im ersten Moment schwieriger zu verfolgen, verlangt aber vom Componisten auch eine um so größere Gestaltungskraft, um unser Interesse festzuhalten und nicht in Monotonie zu fallen.

Pohl übersieht hier wieder, daß das, was der Melodie bei Wagner fehlt, ihr wesentlichstes Erforderniß ist. Die noch so fein und klangvoll abgestuften Accente ergeben noch keine Melodie, wenn sie nicht zu in sich geschlossenen Formen abgerundet werden! Für die künstlerische Würdigung Wagner's bietet demnach diese ganze Abhandlung nur wenig. Der biographische Theil dagegen ist lesbar und interessant geschrieben.

Doch auch in Bezug hierauf wird die Pohl'sche Biographie Wagner's noch überboten durch eine andere, gleichfalls soeben erst erschienene:

2. Richard Wagner. Sein Leben und seine Werke von Bernhard Vogel. Leipzig, Rühle u. Rüttinger. 1883. 8. 1 M. 50 Pf.

Auch Vogel gehört zu den wärmsten Verehrern des verewigten Meisters und schreibt sein Buch in der ausgesprochenen Absicht:

den großen Mann von der Wiege bis zum Grabe zu geleiten, in kurzen bündigen Zügen sein Lebensbild zu geben und seine Schöpfungen zu würdigen, das alles in einem Ton, der gleich weit von jenem schädlichen, widerwärtigen Byzantinismus wie von nüchterer Schulmeisterei sich entfernt hält, mit warmer Begeisterung erwünschte Objectivität und männlichen Freimuth verbindet und den Leser mit Enthusiasmus für die wahrhaft bewundernswürdigen Seiten Wagner's von neuem erfüllt.

Diesen Standpunkt hält der Verfasser consequent fest. Man wird ihm nicht immer in der Werthschätzung der einzelnen Werke Wagner's und noch weniger in Bezug auf ihre künstlerische Bedeutung zustimmen können, aber auch in diesen Fällen wirkt seine Darstellung meistens anregend, weil man überall erkennt, daß Vogel mit allen Darstellungsmitteln und Formen seiner Kunst vertraut, und daß er nur in Bezug auf deren Verwendung und Bedeutung in einzelnen Fällen abweichender Meinung ist. Die auch äußerlich hübsch ausgestattete, mit dem Porträt des Meisters und einer Abbildung seines baireuther Theaters geschmückte Schrift ist allen Verehrern des Meisters daher warm zu empfehlen.

Besonderes Interesse beansprucht auch die folgende Schrift:

3. Richard Wagner, sein Leben und seine Werke von Wilhelm Tappert. Elberfeld, Lucas. 1883. Gr. 8. 2 M.

Sie enthält eine Reihe bisher noch wenig bekannter Mittheilungen über das Leben und die Arbeiten des Meisters. Tappert bringt schon aus der frühern Zeit mehrere bisher ungedruckte Briefe Wagner's, so den vom 6. August 1831 an das Bureau de Musique in Leipzig, in welchem der junge Musikstudent der gedachten Firma seine Dienste als Corrector und Arrangeur anbietet, und zwar, um zunächst zu unentgeltlicher Probe zu arbeiten; „und sollte es mir glücken“, heißt es in dem Briefe wörtlich, „dadurch Vertrauen zu erhalten, so würde ich es mir zur Ehre schätzen, zu geringern als den gewöhnlichen Preisen Ew. Wohlgeboren dienen zu können.“ Auch über frühere Arbeiten Wagner's berichtet Tappert ausführlicher als die andern Biographen, sodaß seine Schrift auch nach dieser Seite als eine wirkliche Bereicherung der Wagner-Literatur zu bezeichnen ist. Besonderes Interesse erregen namentlich auch die Documente, mit denen Tappert nachweist, wie gering im Grunde der Antheil war, den Wagner an dem Aufstande in Dresden genommen hat. Er theilt die Rede mit, welche Wagner am 14. Juni 1848 im Vaterlandsverein hielt und die dann auch als Flugblatt erschien: „Wie verhalten sich republikanische Bestrebungen dem Königthum gegenüber?“ Es ist dies die vielverspottete Rede, in welcher Wagner ausführt: Sachsen (und in weiterm Sinne ganz Deutschland) müsse zum „Freistaat“ erklärt werden mit dem Königshause Wettin an der Spitze! Auch in Betreff der Aufführungen und der Erfolge der einzelnen Opern Wagner's gibt uns Tappert eine Reihe ganz neuer oder doch nur wenig bekannter Mittheilungen. Daß er dabei sich nicht leicht eine Gelegenheit entgehen läßt, die Gegner Wagner's abzustrafen, muß man ihm zugute halten. Wenn die Lektüre seines Buchs dadurch auch nicht gerade erquicklicher wird, so stören doch auch die zahlreichen Seitenhiebe auf „Reporter“ und „Mecker“ nicht so sehr, weil sie allerdings oft verdient sind. Freilich müßte auch Tappert daraus lernen, daß er dem „schnoddrigen berliner Cynismus“, den er hier so heftig bekämpft, selbst viel zu sehr verfallen ist. Den besten Beweis dafür liefert die Art, wie er über Meyerbeer spricht, der doch mit seinen Verirrungen immerhin Wagner ganz ebenbürtig sein dürfte.

4. Sammlung musikalischer Vorträge. Herausgeber: Paul Graf Waldersee. Heft 49—52. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8. In Heften zu 75 Pf.

Diese Sammlung wird immer mehr zu einer recht „gemischten“ Gesellschaft. Nach dem entschiedenen Fiasco,

welches Selmar Bagge mit seiner Abhandlung „Die Entwickelung der Sonate" (Nr. 19) erlebte, hätte ich es nicht für möglich gehalten, daß er sich auch an der Symphonie vergreifen und daß der Herausgeber ihn gewähren lassen würde. Beides ist geschehen. Heft 51 enthält die Abhandlung: „Die Symphonie in ihrer historischen Entwickelung" von S. Bagge. Wie Bagge seine Aufgabe erfaßte, das wird schon durch die von ihm selbst berichtete Thatsache gekennzeichnet, daß er von den Symphonien des 17. Jahrhunderts nur eine von Allegri kennt, weil sie beim Jubiläum der „Mittelalterlichen Sammlung" zu Basel zur Aufführung gelangte. Wer sich davon überzeugen will, wie über alle Begriffe dürftig und nichtssagend diese Abhandlung von Bagge ist, der lese den Artikel „Sinfonie" im Mendel-Reißmann'schen Lexikon.

Bedenklicher aber noch ist der als Nr. 50 veröffentlichte Vortrag: „Der Ausdruck in der Musik" von Hugo Riemann. Schon der Titel zeigt die seltsamste Begriffsverwirrung. Nach diesem erwartet man, daß der Verfasser über all das, was etwa durch die Musik zum Ausdruck gelangt, sprechen, daß er zeigen und erörtern werde, was durch all die melodischen, harmonischen und rhythmischen Darstellungsmittel zu offenbaren sei. Statt dessen spricht der Verfasser fast durchweg nur vom Rhythmus und seiner besondern Ausführung. Er verwechselt also fortwährend Vortrag mit Ausdruck. Dabei stellt er wieder eine neue Theorie auf, die nur durch ihre vollständige Haltlosigkeit überrascht. Durch sein „Crescendo und Diminuendo", als seiner Meinung nach „die rechten Ausdrucksmittel der metrischen Verhältnisse", wird der Rhythmus im Grunde genommen geradezu aufgehoben. Nur dadurch gewinnt dieser die ordnende Kraft, daß neben betonte Taktglieder einfach unbetonte treten; durch das Crescendo und Diminuendo Hugo Riemann's verliert, wenn sie ausführbar sind, was glücklicherweise meist nicht der Fall sein wird, der Rhythmus seine eigenste Bedeutung. Um größere rhythmische Abschnitte zu gewinnen, ist es nothwendig, unter den betonten Takttheilen bestimmte Abstufungen vorzunehmen, es entstehen auf diesem Wege die verschiedenen Tanzpas und im weitern Verlauf die großen rhythmischen Abschnitte, ebenso wie die zusammengesetzten Taktarten u. dgl. Das alles ist am Tanz und Marsch wie an den verschiedenen Versarten und Formen nachzuweisen. Aber die unbetonten Taktglieder abzustufen, müßte, wirklich ausgeführt, zur Auflösung aller Rhythmik führen. Die ganze Abhandlung Riemann's dürfte nur der Originalitätssucht unserer Zeit ihre Entstehung verdanken. Neue Gedanken zu haben, ist ebenso leicht, als die meisten originellen Kunstwerke unserer Zeit zu schaffen; man braucht nur immer das Gegentheil von dem zu thun und zu denken, was bisher als richtig galt, dann gelangt man zu entschieden neuen Gedanken und Werken, die freilich auch noch die Probe ihrer Lebensfähigkeit zu bestehen haben. Das dürfte der „neuen" Theorie Hugo Riemann's wol nicht möglich sein.

Die Abhandlung des Herausgebers (Nr. 52): „Giovanni Pierluigi da Palestrina und die Gesammtausgabe seiner Werke", gereicht der Sammlung auch nicht gerade zur besondern Zierde, da sie außer den bekannten Thatsachen nicht viel mehr als allgemeine Redensarten bringt.

Mehr Interesse bietet Nr. 49: „Die Söhne Sebastian Bach's" von C. H. Bitter. Der Verfasser hat sich bekanntlich eingehend mit den Lebensverhältnissen der wunderbaren Musikerfamilie beschäftigt, und auch was er hier bietet, ist schätzbar und dankenswerth.

5. Italienische Tondichter von Palestrina bis auf die Gegenwart. Von Emil Naumann. Zweite Auflage. Berlin, Oppenheim. 1883. Gr. 8. 4 M.

Das Werk ist allen, welche sich in bequemer und angenehmer Weise über das Leben und die Wirksamkeit Palestrina's und seiner Schule, der beiden Gabrieli und der venetianischen Schule, das Zeitalter der Renaissance und der Schule von Toscana, des Alessandro Scarlatti und der Schule von Neapel, des Antonio Lotti und der jüngern venetianischen Schule, der großen Geiger und der italienischen Sonatisten, das Zeitalter der musikalischen Weltherrschaft der Italiener, Cherubini's, Spontini's, Rossini's, und der Meister der Gegenwart unterrichten wollen, als elegant und sehr verständlich geschrieben angelegentlich zu empfehlen.

Eine Publication sehr fragwürdigen Charakters ist dagegen wieder:

6. Geschichte der Musik. Sechs Vorträge über die fortschreitende Entwickelung der Musik in der Geschichte von Ludwig Bußler. Berlin, Habel. 1882. Gr. 8. 3 M.

In den letzten Jahren sind namentlich auf diesem Gebiete mehrere zum Theil recht brauchbare Handbücher der Musikgeschichte erschienen, sodaß man jedes neue derartige Werk daraufhin prüfen muß, ob durch eine wirkliche Neubearbeitung des so oft in gleicher Weise behandelten Stoffs die Veröffentlichung desselben gerechtfertigt ist. Eine solche Prüfung aber dürfte die vorliegende Schrift nicht bestehen. Es gelingt dem Verfasser nicht, die Hauptsachen hervorzuheben und den zwischen ihnen bestehenden Zusammenhang klar darzulegen. Aus seinen dürftigen Notizen über griechische Musik z. B. wird sich niemand auch nur annähernd eine Vorstellung machen können von der Art, wie Bußler sich selber die Musikübung bei diesem ersten bedeutenden Culturvolk denkt. Dabei stört er das Verständniß auch noch immer durch die Hinweise auf unsere moderne Musikpraxis. Das ist das erste Erforderniß für einen Historiker, daß er alle Erscheinungen einzig und allein aus dem Geiste der betreffenden Zeit heraus zu erklären unternimmt. Auch an ganz unverzeihlichen Irrthümern ist die Schrift nicht arm. So proclamirt der Verfasser den flandrischen Mönch Hucbald als Erfinder des mehrstimmigen, in Quinten und Octaven fortschreitenden Gesangs und als den, der auch schon Dissonanzen miteinmischte, während Hucbald doch nur über die in seiner

Zeit geübte Praxis berichtet. Auch über die Perioden der Musikgeschichte, aus denen wir ganz genaue Berichte über die Musikpraxis haben und die durch eine Reihe von Kunstwerken hinlänglich charakterisirt sind, weiß der Verfasser nur zu sagen, was längst bekannt ist. Selbst bei den Meistern und Kunstwerken der letztvergangenen Jahrhunderte beschränkt er sich auf die landläufigen Redensarten. Neu ist in dem ganzen Büchlein nur die Erklärung der Romantik: „Romantik ist die Vereinigung des Christenthums mit den Resten der Naturreligion des Heidenthums zu einer eigenthümlichen Weltanschauung in der Vorstellung des Mittelalters.“ Wer den Sinn dieser geschraubten Erklärung wirklich erfaßt, weiß aber damit gewiß noch nicht, was unter Romantik zu verstehen ist. Der Begriff „Christenthum“ ist so außerordentlich weit umfassend, daß es unendlich schwer ist, eine Verbindung mit den auch nicht näher bezeichneten „Resten der Naturreligion“ sich zu denken; wo aber die Factoren schon so unbestimmt sind, ist es das Product noch viel mehr. Die Folgerungen, die der Verfasser dann aus seiner Definition zieht, sind ganz unhaltbar. Die Romantik, soweit sie die Entwickelung der Musik beinflußte, ist eben nichts weiter als jene eigenthümliche Richtung, welche der schaffende Menschengeist nahm, als den Völkern des Abendlandes die phantastische Welt des Morgenlandes erschlossen wurde. Die Romantik bevölkerte die Luft und die Tiefen der Erde mit Elfen und Koboldeu und allerlei fabelhaften Geschöpfen und erträumte sich eine eigenthümliche, mit allen Reizen ausgestattete Welt, deren sie beherrschenden, dem Menschen freundlichen oder feindlichen Wesen sie auch entscheidenden Einfluß auf die Geschicke des Menschen zugesteht. Inwiefern diese Richtung einflußreich auf den Gang der Entwickelung der Musikgeschichte wurde, darüber erfahren wir durch Bußler äußerst wenig. Nach alledem war es genügend, daß er diese Vorträge über Musik hielt, gedruckt brauchten sie nicht zu werden.

Eine sehr interessante und lesenswerthe Schrift ist dagegen:

7. Goethe's musikalisches Leben von Ferdinand Hiller. Köln, Du-Mont-Schauberg. 1883. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Mit großer Sorgfalt hat Hiller alles gesammelt, was Aufschluß gibt über Goethe's Beziehungen zur Musik, und mit der ihm eigenen feinen und überzeugenden Weise der Darstellung. verknüpft er die einzelnen Notizen zu einem anregenden, lebensvollen Bilde. Wir erhalten die nöthigen Mittheilungen über Goethe's Musikübungen, und an zahlreichen Aussprüchen zeigt uns der Verfasser, wie der große Dichter fort und fort bemüht war, über das Wesen der Musik ins Klare zu gelangen. Weiterhin werden seine Beziehungen zu hervorragenden Musikern seiner Zeit klargelegt und seine eigenen Arbeiten auf dem Gebiete der Oper, des Singspiels und des mit Musik ausgestatteten Schauspiels besprochen. So darf die kleine Schrift als vielfach anregend bestens empfohlen werden.

Fast gewinnt es den Anschein, als sollte die novellistisch ausgeschmückte Biographie in unserer Literatur eingebürgert werden, gewiß nicht zum Vortheil derselben. Ich meine, eine Biographie soll den Lebens- und Bildungsgang wie die gesammte Wirksamkeit des Betreffenden darstellen, nicht wie diese in der Phantasie des Verfassers sich abspiegelt, sondern wie sie sich aus den vorhandenen Documenten ergibt. Die novellistische Form verlangt einen viel größern selbstschöpferischen Antheil des Verfassers, als die Historie verträgt, der doch einzig und allein der Biographie dienen soll. Daher erscheinen auch zwei mir vorliegende derartig novellistisch ausgeschmückte Biographien von sehr zweifelhaftem Werth.

Der Verfasser der ersten:

8. Georg Friedrich Händel. Ein Künstlerleben von Armin Stein (K. Nietschmann). Erster Theil. Mit einem Bildniß Händel's. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 1882. 8. 3 M. 30 Pf.

ist augenscheinlich nur musikbegeisterter Dilettant, denn er vertritt in Beziehung auf die Bedeutung des Meisters nur die landläufigsten Anschauungen. Bei der Darstellung des Lebensganges hält er sich ziemlich treu an die Thatsachen, die er nur in seiner Phantasie möglichst auszugestalten sucht mit jener Ausführlichkeit, für welche keine historische Beglaubigung mehr vorhanden ist. Da er hierbei den Charakter der einzelnen Personen ziemlich treu zu wahren sucht, so wird der Schaden, den solche Phantastereien, die für Lebensbilder gelten sollen, leicht anrichten, nicht allzu groß werden.

Weit weniger zu billigen ist, wenn Männer vom Fach diese dilettantische Form der Biographie cultiviren, wie das zum großen Theil in dem nachstehend angezeigten Werk geschieht:

9. Mozart. Ein Künstlerleben, dargestellt von Ludwig Meinardus. Mit zwei Porträts. Berlin, Guttentag. Gr. 8. 7 M. 50 Pf.

Der Verfasser sagt in der Vorrede:

Anregend wirkte schon der mehr äußerliche Gesichtspunkt, daß von allen ausübenden Vertretern der Tonkunst sich bisher keiner der Ehrenpflicht erinnert habe, dem herrlichen Mozart ein biographisches Denkmal zu errichten.

Danach durfte man wol erwarten, daß uns der als ausgezeichneter Musiker bekannte Verfasser hauptsächlich den Meister in seiner kunsthistorischen Bedeutung vorführen werde. Ich meine, wenn ein Musiker unternimmt, die Biographie eines Meisters seiner Kunst zu schreiben, so muß er sein Hauptaugenmerk darauf richten, an den Studien und den gesammten Werken desselben darzuthun, wie der Genius allmählich zur Entfaltung kam und zur höchsten Höhe seiner Wirksamkeit gelangte; das äußere Leben darf dabei nur so weit in Betracht kommen, als es den ganzen Entwickelungsproceß unterstützt, wie das der Verfasser der andern, in dem gleichen Verlage erschienenen Biographien Schumann's, Schubert's, Mendelssohn's u. s. w. gezeigt hat.

Statt dessen gibt Meinardus hauptsächlich nur die, meist bereits aus Jahn's Mozart-Biographie bekannten Thatsachen in etwas novellistisch zugerichteter Form, und er kommt über diese auch eigentlich da nicht hinaus, wo er einzelne Werke bespricht. Von einem Musiker erwartet man in solchem Falle sachliche Belehrung und nicht schönrednerische Phrasen. Den Zweck dieser neuen Biographie vermag ich demnach nicht recht einzusehen. Eine solche mußte meines Erachtens entweder neues Material in Bezug auf den Lebensgang des Meisters und seine schöpferische Thätigkeit bringen oder diese von ganz neuen Gesichtspunkten aus betrachten. Diesen Anforderungen aber entspricht die vorliegende Biographie nur wenig, eigentlich gar nicht.

Noch sind drei kleine lesenswerthe Schriften zu besprechen:

10. Das Christusideal in der Tonkunst von Gustav Portig. Heilbronn, Henninger. 1883. 8. 1 M. 20 Pf.
11. Musikstudien in Deutschland. Aus Briefen in die Heimat von Amy Fay. Mit Erlaubniß der Verfasserin ins Deutsche übertragen. Berlin, Oppenheim. 1882. 8. 2 M. 50 Pf.
12. Vierzig Jahre aus dem Leben einer musikalischen Zeitung. Eine Chronik der „Signale" von 1843—1883 von Ernst Pasqué. Leipzig, B. Senff. 1883. Gr. 8. 1 M.

In der erstgenannten Schrift: „Das Christusideal in der Tonkunst" von Gustav Portig (Nr. 10), sucht der Verfasser nachzuweisen, wie weit durch die vorhandenen Messen und Todtenmessen, die Passionen und Oratorien das Christusideal ihm bereits verwirklicht erscheint. Leider ist er doch zu wenig mit der Technik unserer Kunst vertraut, um dabei zu wirklich positiven Resultaten zu gelangen. Zur Lösung einer solchen Aufgabe gehört die umfassendste Einsicht in die gesammten Musikformen und die eingehendste Erkenntniß ihrer Bedeutung. Da diese aber dem Verfasser augenscheinlich fehlt, so kommt er nirgends über subjective Anschauungen und Urtheile hinaus, die doch immer nur sehr beschränkte Bedeutung haben und auf die sich keine Theorie bauen läßt. Nur in seltenen Fällen kann ich dem Verfasser im Urtheil über die verschiedenen angezogenen Werke beistimmen, da seine Beurtheilungen meist rein subjectiver Natur sind und nicht selten auf Mangel an tieferer Sachkenntniß beruhen.

Die andere Schrift: „Musikstudien in Deutschland" von Amy Fay (Nr. 11), ist insofern nicht ohne Interesse, als sie manchen schätzbaren Beitrag zur Charakteristik unsers gegenwärtigen Musiktreibens gibt. Die Verfasserin, eine junge Amerikanerin, ist nach Deutschland gekommen, um die Unterweisung der bedeutendsten Klaviervirtuosen und Lehrer wie Tausig, Liszt und Kullak zu genießen, und in diesen Briefen in die Heimat berichtet sie in oft anziehender Weise von ihren Erlebnissen während der Jahre, die sie in Deutschland verweilte. Mit offenem Auge und lebhaftem Sinn für alles Hohe und Schöne beachtet sie alles, was um sie her vorgeht, und da sie zu den verschiedensten Kreisen Beziehungen gewinnt, so werden manche ihrer Briefe in gewissem Sinne culturgeschichtlich interessant. Freilich sind die Andeutungen, welche sie über die Methoden einzelner Lehrer gibt, nicht gerade sehr erquicklich, und trotz der mancherlei erhebenden Momente im Leben der Dame, von denen sie berichtet, hat man doch die Empfindung, als ob ihr die sechs Jahre, welche sie in Deutschland verlebte, zu eben so viel Leidensjahren geworden seien. Schließlich findet sie bei dem unscheinbarsten Klavierlehrer, bei Ludwig Deppe, was sie bei den weltberühmten nicht finden konnte, und durch ihn gelangte sie denn auch in Pyrmont und dann in Frankfurt a. O. zum Concertiren. Wenn junge Damen, welche die gleiche Laufbahn einzuschlagen im Begriff sind, diese Briefe aufmerksam lesen, glaube ich, besinnen sie sich doch noch ernstlich, ehe sie den entscheidenden Schritt thun.

Die letzte Schrift: „Vierzig Jahre aus dem Leben einer musikalischen Zeitung" von Ernst Pasqué (Nr. 12), gibt ein anziehendes Bild von der Entwickelung einer Musikzeitung („Signale") aus den unscheinbarsten Anfängen bis zur Stellung eines Weltblattes, als welches man die „Signale" immerhin bezeichnen muß, da sie oft in den entferntesten Winkeln der Erde, so weit eben Klavier, Geige und all die übrigen Instrumente gedrungen sind, eifrig gelesen werden.

Romane und Novellen.

1. Peter der Dritte. Roman von Gregor Samarow. Drei Bände. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1883. 8. 12 M.

„Die Großfürstin Katharina Alexiewna war zu jener Zeit zweiunddreißig Jahre alt, aber ihre zierliche Gestalt zeigte noch die völlige Geschmeidigkeit, und ihr schönes, feines Gesicht mit den blauen, ausdrucksvollen Augen die ganze anmuthige Weichheit der Jugend." Sie ist die eigentliche Heldin des Romans, die Werdende, aus eigener Kraft sich Erhebende, während ihr Mann, Titelheld und Titelkaiser, das wenig ansprechende Bild des langsamen Versinkens gewährt, eine dunkle Folie, welche die in Schönheit und Thatkraft prangende Gestalt Katharina's noch strahlender erscheinen läßt. „Mein Gemahl", erwiderte Katharina mit verächtlichem Achselzucken, als man ihr meldet, Kaiserin Elisabeth habe den Sohn der Großfürstin zu ihrem Nachfolger ausrufen lassen und werde Peter vielleicht nach Holstein zurückschicken, „mein Gemahl ist Herzog von Holstein, ihn kann man zurückschicken; aber wenn man meinem Sohn die Krone auf das Haupt setzen will, dann bin ich die Mutter des Kaisers!" Dahin kommt es aber nicht, Peter fühlt die Nothwendigkeit, seine Maitresse, Elisabeth Woronzow, einen Augenblick zu vernachlässigen, und

eilt mit seiner Frau an das Krankenbett der Kaiserin, um sich mit ihr zu versöhnen. Noch in derselben Nacht begibt sich die Großfürstin mit ihrer jungen Freundin, der reizenden, geistvollen Fürstin Daschkow, in die Kirchen, um Geistlichkeit und Volk zu gewinnen; zurückbegleitet wird sie von zwei Gardeoffizieren, die in ihrem spätern Leben eine große Rolle spielen: Orlow und Potemkin. Sie ist es, die, als Elisabeth wirklich gestorben, Peter den Rath gibt, zu Pferde zu steigen und sich von den Garden huldigen zu lassen, damit er dem herrschsüchtigen Senat nichts zu danken und nichts zurückzuerstatten brauche. Diese Huldigung, die Rückkehr des Kaisers, die Besteigung des Throns vor versammeltem Senat, hinter welchem die aufgepflanzten Bajonette der Grenadiere blitzen, das alles, wie er die Herrschaft ergreift und wie er sie an diesem ersten Tage ausübt, ist mit dramatischer Lebendigkeit geschildert.

Unter dem Einfluß der Gräfin Woronzow, welche Kaiserin werden will und seinen Leidenschaften, selbst der des Trunkes, schmeichelt, sinkt Peter bald immer tiefer, während seine bisweilen an das Lächerliche grenzende Verehrung und Nachäffung Friedrich's des Großen ihm die Herzen aller Russen entfremdet, die er überdies zu Gunsten der Holsteiner von sich fern hält. Wenn er seinen Feldmarschällen und Generalen zuruft: „O welch ein Glück! welch eine Ehre! Sie alle sind in meiner Person geehrt — Seine Majestät der König hat mich zum Generalmajor ernannt!", dann kann man sich nicht darüber wundern, daß er in der Stunde der Gefahr keinen Russen an seiner Seite findet. Se non è vero, è ben trovato. Aehnliches ist jedenfalls mehrfach vorgekommen. Unwahrscheinlich ist es auch nicht, wenn der Verfasser den betrunkenen Kaiser erzählen läßt, er habe als Großfürst, während Rußland mit Preußen Krieg führte, alle Beschlüsse des Kriegsraths dem König verrathen. Seine Verblendung charakterisirt der Umstand, daß er, um den höchst unpopulären Krieg für Holstein gegen Dänemark führen zu können, das russische Kirchenvermögen angreifen wollte, obwol er zu erfahren mehrfach Gelegenheit hatte, daß er auch auf das russische Militär sich nicht mehr verlassen könne. In der Nacht vor dem Tage, an welchem er die Kaiserin verhaften und ebenda einsperren wollte, wo der von ihm befreite Iwan bisher gesessen, stellte sich Katharina an die Spitze der Garden und begab sich nach der Kirche von Kasan, um sich vom Erzbischof segnen zu lassen. Dieser hatte aber Iwan, ein treues Werkzeug priesterlicher Herrschsucht, herbeiholen lassen, damit er vor Katharina die Huldigung der Menge und den Segen der Kirche empfange. Der schöne Jüngling im Kaiserschmuck, umgeben von einflußreichen Mönchen, machte Eindruck. „Es lebe unser Zar Iwan!" riefen zuerst einzelne, dann viele; das Gelingen von Katharina's Staatsstreich schien fraglich, denn der Streit zweier Prätendenten konnte die Autorität des Kaisers wieder herstellen. Da erscheint Orlow mit reitenden Grenadieren. „Weiche zurück!" rief der Pater Philaret. „Der Engel Gottes schwebt über seinem Haupt, sein flammendes Schwert ist gezückt, den echten Zaren zu vertheidigen." „Es lebe unser Zar Iwan!", rief drohend die Menge und drängte sich vor Iwan's Pferd. „Er ist ein Narr", rief Orlow, der mehr und mehr die Gefahr begriff, „ein Narr, der dem Tollhause entsprungen ist, oder ein Verräther, der werth ist, sein Leben unter der Knute auszuhauchen. Zurück, bei euerm Leben!" Er sprengte vor und ergriff Iwan's Pferd am Zügel. Von der andern Seite des Platzes her vernahm man das Rasseln der Trommeln und die brausenden Jubelrufe des Volks, welches den nahenden Zug der Kaiserin begleitete. „Werft ihn nieder", rief der Pater Philaret, „nieder mit ihm in den Staub. Oeffnet den Weg für den Kaiser zum Altar Gottes!" Die Nächststehenden drängten gegen Orlow heran, hundert Arme streckten sich gegen ihn aus — im nächsten Augenblick mußte er vom Pferde gerissen sein. Seine Grenadiere hielten unschlüssig und zögernd hinter ihm. Da schwenkte er den Degen wuchtig durch die Luft — schwer, wie eine gefällte Eiche, stürzte die athletische Gestalt des Mönchs zu Boden, und in die Kirche von Kasan trat nicht Iwan, sondern Katharina und empfing den Segen des widerwilligen Erzbischofs.

Als effectvoller Gegensatz zu ihr dient besonders bei seinem Sturze ihr Gemahl. Zu feige, um zu kämpfen, zu feige für eine Fahrt auf stürmischem Meer, zeigt er der Kaiserin seine Unterwerfung an. Sie läßt ihm durch einen Kammerherrn befehlen, sich sogleich nach Peterhof zu begeben. „Aber", bemerkt Peter bittend und demüthig, „ich will, daß man mir Narcissus läßt und meine Violine, auf welcher er mir vorspielen kann, und einen meiner Hunde." In dieser Schilderung sind die Farben etwas stark aufgetragen, was Samarow politischen Persönlichkeiten gegenüber bisweilen für angemessen erachtet. Als Peter an seinen Bestimmungsort gelangt, reißen ihm die betrunkenen Soldaten Uniform und Ordensband ab, Orlow bringt ihn in das Zimmer einer Kammerfrau. Peter zitterte, weniger vor Kälte als vor Angst und Aufregung, sodaß seine Zähne aneinander klapperten. „Man wird mich tödten", sagte er, die gefalteten Hände erhebend, „und die Kaiserin hat mir versprochen, gnädig zu sein." — „Fürchten Sie nichts", sagte Alexis Orlow und warf einen Weiberschlafrock um die Schultern des nur noch mit seinem Hemde bekleideten Kaisers.

Eine in Holstein begonnene und dort endende Liebesgeschichte beginnt und schließt auch den Roman. Der gewaltige Hintergrund des Zarenpalastes zieht das Interesse ein wenig ab von dem Schwalbennestchen, das an die imposanten Mauern angeklebt wird.

Ebenfalls geschichtlich, aber in andern Ländern und andern Zeiten spielend, ist:

2. Unter dem schwarzen Kreuz. Historischer Roman von E. Hartner. Zwei Bände. Leipzig, Reißner. 1883. 8. 6 M.

Der Verfasser schildert die Kämpfe des Deutschen Ordens gegen die heidnischen Preußen; Mittelpunkt der Hand-

lung ist Herkus Monte und sein tragisches Schicksal, neben ihm der Natangerfürst Glappo, der aus Eifersucht von seinem Liebling Stenow verrathen wird. Der Deutsche Orden wird in seiner edeln Richtung wie in den eingeschlichenen Fehlern und Lastern mit dem ersichtlichen Streben nach Objectivität und Unparteilichkeit durch verschiedene Repräsentanten dargestellt. Daß Elisabeth, Monte's Pflegeschwester, dem Ordensritter von Goldbach, der gegen sein Gelübde ihr seine Liebe gesteht, ganz unnützerweise mittheilt, sie liebe Herkus, und dadurch seinen Haß gegen den Natanger zu glühendster Verfolgung stachelt, ist eigentlich schuld an Monte's Tod. Auch Stenow müßte aus Glappo's Reden sehr bald errathen, daß der Fürst, den er leichtsinnig zu der von ihm geretteten und geliebten Hertha geführt hat, sein Nebenbuhler geworden ist. Das Verhältniß Stenow's zu Hertha, deren Mutter und Schwester er vor ihren Augen getödtet, die er ebenfalls zu morden nahe daran gewesen, hat übrigens manches Bedenkliche. Die Gestalten sind so lebensfrisch, als das Dämmerdunkel der Vergangenheit, in welcher sie auftreten, es erlaubt; es fehlt nicht an dramatischen Scenen, und man liest den Roman mit steigendem Interesse.

In unsere Zeit und in die Kämpfe des Ritters vom Degen mit dem Ritter vom Beutel führt uns:

3. Ein Mann. Roman von Johannes van Dewall. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1883. 8. 5 M.

„Sie machen ein sehr großes Glück", sagte Frau Stadträthin Klapproth, indem sie auch auf Helenens Vermögen hinwies, als sie die Bewerbung des Gardeoffiziers von Golzow um die Hand ihrer Tochter angenommen hatte. Von den Regimentskameraden zogen sich viele zurück, bei der Visitenrunde ließen sich manche Damen verleugnen, der Verdacht, des Geldes wegen geheirathet zu haben, lastete längere Zeit auf dem jungen Aristokraten. Er aber schlägt der Braut vor, zu warten, bis er Hauptmann sei, damit er nicht von ihrem Gelde lebe, denn jetzt, so rechnet er ihr vor, habe er wegen der Abzüge nur zwölf bis funfzehn Thaler monatlich, von denen und der Zulage er „leben müsse" (gewöhnlich hält man zwar die Tischgelder und Kleidergelder für Hauptausgaben des Lebens), dann muß er auch zuvor dreihundert Thaler Schulden bezahlen. Das sind gewiß achtbare und keineswegs häufig durchgeführte Grundsätze. Die Ehe läßt sich glücklich an, Helene hat ihrem Bräutigam die Hand geküßt und liest als Frau die Reglements; allmählich aber entdeckt Golzow, was er früher nicht einmal geahnt, welche tiefe Verschiedenheit in der Gesinnung und Lebensauffassung zwischen ihm und der Familie seiner Frau stattfindet. Die Herrschsucht der Mutter mochte ihm verborgen geblieben sein, aber die Taktlosigkeit der Aeltern und ihre Sinnesart hätte er auch bei bescheidenster Menschenkenntniß sehr bald wahrnehmen müssen. Als er zuletzt noch hört, der Vater betheilige sich an unsaubern Geldgeschäften, beantragt er seine Versetzung; Helene tritt jetzt auf seiten der Aeltern und weigert sich, ihn zu begleiten. Nach der Trennung erwacht aber die Liebe zu ihrem Mann von neuem, die Entdeckung, daß ihr Vater ein Wucherer, daß Golzow es gewußt und doch geschwiegen, bewirkt eine Umwälzung in ihren Anschauungen, sie reist ihrem Gatten nach, versöhnt sich mit ihm und schwört sich zu, nie wieder einen andern Grundsatz zu haben als den, ihm zu gehorchen — was sicherlich sehr nach Golzow's Geschmack ist, der in diesem Punkte wol die Mehrzahl der Männer für sich hat.

Trotz mancher Einzelheiten, die nicht jedem sympathisch sein werden, muß man an dem Roman anerkennen, daß da ins wirkliche Leben hineingegriffen ist, was man übrigens von dem bekannten Autor erwarten durfte. Die sittliche Tendenz des Ganzen macht einen wohlthuenden Eindruck.

Wird hier der Mann geschildert, wie er nach des Verfassers Ansichten sein sollte, so ist „die Frau", allerdings nur als Geschäftsmann, Mutter und Schwiegermutter, Gegenstand der Darstellung in:

4. Sergius Panin. Roman von Georges Ohnet. Von der französischen Akademie preisgekrönt. Autorisirte Uebersetzung. Basel, Bernheim. 1883. 8. 4 M.

Von einer deutschen Akademie wäre das Buch nicht gekrönt worden, wir haben Besseres, aber es ist geschickt angelegt, spannend geschrieben, wird deutsche Leser interessiren und französische wahrscheinlich noch mehr. Ein junger Mann, Sergius, heirathet ihres kolossalen Reichthums wegen ein junges Mädchen, Micheline, obwol er deren arme, aus Barmherzigkeit aufgenommene Pflegeschwester liebt, die zwar ebenfalls heirathet, aber gern sich dazu versteht, mit dem Liebhaber heimlich zusammen zu kommen. Der Tod ihres Mannes, den sie dem edeln Schützling ihrer verständigen Mutter vorgezogen, befreit endlich Micheline. Dieser infame Mann ist Fürst Panin, die um nichts bessere arme Pflegeschwester ist die uneheliche Tochter eines Grafen, während ihr Mann dem Bürgerstande und die edeln Hauptpersonen, Frau Devarennes, ihre Tochter, Pierre Delarue u. s. w., theils den untersten Volksständen, theils dem kleinen Handwerk entsprossen sind. Ohne etwas Ehebruch geht es, wie wir gesehen haben, auch hier nicht ab, aber außer dieser einen ist den Liebhabern pikanter Lektüre und dem französischen Geschmack keine weitere Concession gemacht. Hauptperson ist eigentlich Madame Devarennes, eine schlichte kleine Bäckersfrau, oder richtiger eine Bäckerin, die nebenbei viele Jahre hindurch einen Mann hatte, der übrigens nicht stört, weil er stirbt, noch ehe die Verwickelungen des Romans beginnen. Madame ist Tochter eines Waarenverpackers, heirathete ihren Michel, als er Geselle war, gründete muthig mit tausend Francs Mitgift eine kleine Bäckerei, die sich vergrößerte, fängt dann auch Mehlhandel an und wird schließlich Chef eines Weltgeschäfts, das eine große commerzielle und politische Macht ist, eine Art Rothschild in der Mehlbranche. Sie bewohnt ein altes, weitläufiges Hotel, das sie viel prachtvoller

und selbstverständlich auch viel geschmackvoller einrichtet, als es zur Zeit gewesen, da man das Wappenschild über dem Thor noch nicht abgemeißelt hatte. Zu Anfang der Geschichte aber konnte man stets — daß der Laden weder am Sonntag noch an Festtagen geschlossen wurde, ist ja selbstverständlich, wird aber für alle Fälle doch noch ausdrücklich gesagt — durch die Scheiben des kleinen Ladenfensters zwischen zwei Biscuitpyramiden in ihrer Hülle von blauem und rosa Papier das ernste Gesicht der Madame Devarennes erblicken, wie sie für ihren Mann wollene Strümpfe strickt und auf die Kunden wartet, mit ihrer gewölbten Stirn und den stets auf die Arbeit gesenkten Augen das lebendige Bild der Beharrlichkeit. Schritt für Schritt begleiten wir das Steigen ihres Geschäfts, das dem armen Michel bei jeder Erweiterung so viel Sorge macht; aber gewöhnt, sich dem Willen derjenigen zu unterwerfen, die er ehrerbietig die Patronin nannte und bei der er nichts weiter als der erste Commis war, wagte er nicht, sich ihr zu widersetzen; er ruft nur von Zeit zu Zeit angstvoll: „Frau, du wirst uns zu Grunde richten", worauf sie mit stolzem Lächeln wie zu einem Kinde in mütterlichem Ton jedesmal erwidert: „Geh, geh, nur keine Angst!" Dieser Erfolg der Madame Devarennes hat sicherlich zu dem Erfolge des Buchs sehr viel beigetragen. Die Zahl derer, die nur tausend Francs zum Anfang haben und deshalb besorgt der Zukunft entgegensehen, ist sehr groß: muß es nicht überaus ermuthigend auf diese alle wirken, wenn sie hier auseinandergesetzt finden, wie man mit so geringem Kapital allmählich einen so kolossalen Reichthum erwerben kann, daß es auf zehn oder zwanzig vergeudete Millionen gar nicht mehr ankommt? Und was braucht man dazu? Nur Muth und Beharrlichkeit. Das verspricht sich jeder in reichem Maße zu zeigen, Aladdin's Schätze können also nicht fehlen. Im wirklichen Leben rechnet der Franzose recht viel und recht gut; wenn er aber Bücher liest und Bücher schreibt, will er sich ausruhen: kritisiren wird die Summen niemand, weder der junge Leser, der sie gleichfalls erwerben will, noch der alte, der minder glücklich sie nicht erwarb und jetzt in gedruckten Schätzen schwelgt wie ein armer Gourmand in Beschreibungen von Diners. Zu ihrem Unglück befolgt aber Madame, obwol Französin, Voltaire's goldene Regel für alle, die glücklich werden wollen, nicht: einen guten Magen mag sie wol haben, man erfährt nicht das Gegentheil, aber sie hat kein böses Herz. Hätte die kleine gräfliche Schlangenbrut nicht ihr Herz gerührt, daß sie dieselbe an ihren Busen nahm, und hätte sie trotz aller Thränen nein gesagt, als die Tochter einen Fürsten heirathen wollte — daß er ein Schurke sei, mußte sie als Republikanerin doch wissen —, dann wäre all das unsagbare Elend nicht über sie und ihre Micheline und ihren Peter gekommen; Michel war schon todt; er starb, als alles zu großartig und vornehm für ihn geworden war. Madame Devarennes war aber eine resolute Frau, die begangene Fehler gut zu machen weiß. So lange Sergius Panin nur die Millionen dutzendweise verschleudert, schweigt sie; solche Kleinigkeiten berühren ja ihren Reichthum kaum, viel weniger ihr Glück, obwol sie ihr ganzes Leben eigentlich nur mit Geldansammeln zugebracht hat, auch als sie schon mehr als genug hatte. Als sie aber sieht, daß der Schwiegersohn ihre Tochter unglücklich macht und daß an Besserung nicht zu denken, da richtet sich der Chef des Hauses Devarennes, dieser commerziellen und politischen Macht, zu seiner vollen Größe empor, ergreift einen Revolver und schießt den Schurken todt, natürlich ohne Zeugen, sodaß ein Selbstmord angenommen ward.

Madame ist lebenswarm und wol auch psychologisch richtig durchgeführt. Daß eine Frau, welche die Hälfte ihres Lebens mit Geldverdienen und Rechnen zugebracht hat, schließlich die Mutter in sich erwachen fühlt, in Ermangelung eigener Kinder ein fremdes annimmt, und als sie spät noch ein eigenes bekommt, dasselbe mit alles beherrschender Leidenschaft liebt, gibt Gelegenheit zu effectvollen Schilderungen, ist aber doch menschlich wahr, selbst für Frankreich, denn das Mutterherz ist international. Minder gelungen ist Micheline gezeichnet, der edeln Mutter edlere Tochter. In Wirklichkeit gilt der Franzose für wenig verschwenderisch, weder in Concretem noch in Abstractem; in Büchern hält er sich dafür schadlos, und freigebig wie mit den Millionen geht der Verfasser bei seinen Lieblingen auch mit den Tugenden um — für die schwarze Kehrseite bleiben ja noch gräfliche und fürstliche Sündenböcke behufs gleich verschwenderischer Ausstattung mit Lastern. Als Sergius wieder die Millionen seiner von ihm tief gekränkten Schwiegermutter brauchte, ging er zu seiner Frau, die von seinem fortgesetzten Ehebruch weiß. Bei dem ersten freundlichen Wort ist sie bereit zur Mutter zu eilen, trifft aber unterwegs die Nebenbuhlerin, die verschleiert zu Sergius will. Entdeckt, gesteht Jeanne, daß sie kommt, um mit Sergius, den ihr betrogener Ehemann verderben will, zu fliehen; sie beruft sich auf ihre Schande wie auf ein Recht und wirft Michelinen höhnend vor, daß Sergius sie nur des Geldes wegen geheirathet. Da sinkt Micheline vor Jeanne auf die Knie, beschwört sie, mit ihr zu dem betrogenen Cairol zu gehen und ihn so lange zu bitten, bis er Sergius zu schonen verspricht; dann will sie demselben seine Freiheit wiedergeben, ihn mit Jeanne entfliehen lassen und der Nebenbuhlerin ihre Verzeihung und ihren Segen mitgeben. Nun will aber auch Jeanne hinter so viel Heroismus und überströmender Tugend nicht zurückbleiben, sie thut in idealer Wallung ein Uebriges und erklärt, sie wolle für den Fall seiner Rettung nicht mit ihm durchgehen. Ob sie es nicht hinterher bereut hätte, weiß man nicht: denn während beide dem gleichfalls edelmüthigen Cairol die rettende Quittung abschmeicheln, geht Madame zu Sergius und theilt ihm die Ankunft eines Gerichtsbeamten mit. Sergius füllt eiligst seine Taschen mit Gold und Banknoten, bittet die Schwiegermutter, den Beamten einige Zeit aufzuhalten, und will sich durch eine geheime Thür entfernen; Madame spricht aber das stolze Wort:

„Der Schwiegersohn der Madame Devarennes erscheint nicht vor dem Schwurgericht, selbst nicht, um freigesprochen zu werden", und deutet auf einen daliegenden Revolver. Als Sergius wenig Neigung zeigt, den angeregten Ideengang weiter zu verfolgen, vergißt sich die Republikanerin in dem Ausruf: „Du bist kein Panin! Die Panins wissen zu sterben!" Er legt doch die Hand auf die Klinke der Thür, da kracht ein Schuß. Die mit der Quittung eintretende Micheline sinkt auf Sergius' Leichnam, Madame trägt die wiedergewonnene Tochter fort; was weiter aus ihr und Jeanne wird, ist auch nicht angedeutet, vielleicht wird sie Pierre's Frau, mit dem sie ursprünglich verlobt war. Ganz unbedenklich ist Madame nicht, denn derartige Radicalcuren unglücklicher Ehen haben zwar durchschlagenden Erfolg und sind von bündiger Kürze; bei aller Entrüstung über untreue und verschwenderische Ehemänner wird man aber doch eine derartige Lösung gordischer Eheknoten nicht zur Nachahmung empfehlen können. Könnte man aber annehmen, daß es irgendetwas gibt, was noch nicht gedacht, gesprochen, geschrieben und gedruckt wäre, so möchte man einer so für ihr Junges kämpfenden Löwin vielleicht den Preis für Nochnichtdagewesenes zuerkennen. Jedenfalls bietet das Buch eine fesselnde Lektüre.

In ganz andere Scenerie und unter ganz andere Menschen, aus pariser Hotels mit ihrem zweifelhaften Parfum in die wohlthuende Luft deutscher Wälder und deutscher Berge, führt uns:

5. Der Jäger vom Fall. Eine Erzählung aus dem bairischen Hochlande von Ludwig Ganghofer. Stuttgart, Bonz u. Comp. 1883. 12. 3 M. 50 Pf.

„Und was ich dir noch sagen will", damit zog die Alte den Burschen näher an sich, „wann du oben in die Näh' von der Modei ihrer Hütten kommst, so geh' dran vorbei." „O nein, Mutterl — schau, da bin ich grad wie a Fliegen. Alleweil zieht's mich wieder 'nein ins Licht, und ich weiß doch, wie's brennt." Freilich weiß das der Friedl, lange schon, denn als der Modei Aeltern mit ihrem Hause und all ihrer Habe verbrannten und als die kleine Modei zu Friedl's Mutter gebracht wurde, da hat er sie schon lieb gehabt, und seit der Zeit immer mehr, aber viel Aussicht hat er nicht, denn die Modei ist ihm ganz gut, aber zum Schatz hat sie den Blasi, ihres Kindes Vater, der sie noch immer nicht geheirathet hat. Reich ist der Blasi, aber ein Wilddieb ist er dabei doch, aus Passion, nicht weil er's braucht, und die Jäger sind dem Neunnägel, wie er von seinen Schuhspuren heißt, lang schon auf der Spur, ohne zu ahnen, daß es der reiche Blasi ist. Modei ahnt es lange, daß er bisweilen wildert, endlich sieht sie an den Nägeln, daß er der Vielgesuchte ist, und sie erschrickt über die Gefahr, der er sich aussetzt, denn er ist doch immer ihres Kindes Vater und ihr künftiger Mann, wenn auch seine rohe, wüste Art, seit er die Maske der Verführung abgeworfen, lange schon ihr Herz anders gemacht hat. Von ihrer Armuth muß sie das Kind ernähren, das bei Pflegeältern kümmerlich gehalten wird, der Sicherheit halber bringt er ihr aber eine schriftliche Erklärung, daß er des Kindes Vater nicht ist, denn — er muß es ihr endlich gestehen, er will eine andere heirathen. Weiß wird sie wie das Linnen, denn sie denkt an ihr Kind, aber sie unterschreibt doch; was liegt am Gelde, wenn er sie doch nicht ehrlich macht durch Heirath! Dann will er sie jubelnd umarmen, sie stößt ihn kräftig zurück: „Pfui Teufel!", und der ganze Ekel, den sie empfand, lag in dem Klang ihrer Worte: „Zwei lange Jahr' hast 'braucht, bis ich dich halbwegs mögen hab' — und mit zwei kurze Wort' hast es fertig 'bracht, daß du mir z'wider bist bis in d' Seel' 'nein! Geh, sag' ich dir — geh — mir graust!" Ganz verlassen ist sie nun in ihrer Hütte, nur der alte, halb blödsinnige Bruder bei ihr und der treue Gefährte, der uns nimmer verläßt, der Kummer. Aber der Friedl, der sie als Kind schon vor den rohen Späßen der Schulbuben in Schutz genommen, sucht sie auf; seine immer gleiche Freundlichkeit bringt ihr allmählich etwas Ruhe, bis sich endlich wieder das erste Lächeln über ihre Züge stiehlt. Der Uebergang vom Schmerz zur Ruhe, von der Ruhe zur Freude am Leben, von da zur neu erwachten, diesmal klar bewußten Liebe ist mit poetischer Schönheit und psychologischer Wahrheit geschildert. Als aber der Friedl den Blasi beim Wildern trifft, von ihm verwundet ihn verfolgt, und als Blasi sich in Modei's Hütte rettet, da kann sie ihm Obdach nicht versagen, nimmt aber die Patrone aus dem noch geladenen zweiten Lauf. Friedl begrüßt sie, als er vorübergehend die Spuren verfolgt, da tritt Blasi an die Thür, um ihn von hinten zu erschießen, und bricht, als der Schuß versagt, vor Modei in die Knie und gräbt sein Gesicht in die Röcke des Mädchens. „Schieß zu, er hat kein' Schuß mehr!", ruft Modei's alter Bruder; Friedl aber ließ langsam die Büchse sinken, und bleich bis an die Lippen war sein Gesicht, als er sich nun um ein paar Schritte dem Mädchen näherte, das regungslos mit weit offenen Augen ihm entgegenstarrte. „Geh, Modei, mußt dich net fürchten!", rief er ihr mit harter, klangloser Stimme zu, „so a grausam's Herz hab ich ja doch net, daß ich dir an der Seiten bei 'm Schatz was anhaben möcht!" Und er warf den Kopf auf und schritt an Modei vorüber, auf der es wie ein lähmender Bann lag. Auf dem Rückweg aber trifft ihn ein von Blasi gelöster Felsblock, wenigstens mit Splittern, an Kopf und Fuß, sodaß er mühsam Mütterleins Hütte erreicht und dort zusammenbricht. Auch Modei ist krank, aber innerlich, und ihr Bruder Lenzl hat doch so viel Verstand, um zu wissen, wer hier helfen kann: er sagt dem Friedl, er solle kommen zur Kranken. Das thut er, sobald er nur gehen kann, aber das erlösende Wort der Verständigung kommt ihr nicht und ihm nicht. Da geht er — „Friedl!" Der Gerufene hielt an: „Willst noch was?" Das Herz pochte ihr, daß sich mit jedem Schlage desselben die langen Fransen des Halstuchs rührten, und die Lippen bebten und zitterten ihr unter dem Drange von hundert Worten

und hundert Fragen. Und was war es, das sie endlich fragte? „Magst net an Schmarren, eh' daß du gehst?“ Aber zuletzt nach vielen Versuchen, nachdem sie ihm erzählt, wie alles gekommen, da ringt es sich endlich los: „Daß sich dein' Freundlichkeit und dein' Gutheit, dein' Lieb' zu mir und zu mei'm Kinderl so tief in mein Herz g'schlichen haben — daß ich jetzt sterben müßt', wann — du mich nimmer mögen thät'st!“ Inzwischen ist Blasi, von den Jägern verfolgt, mit dem ihm den Weg sperrenden Lenzl hinuntergestürzt; er ist todt geblieben, Lenzl aber stirbt, glücklich, unter der Pflege der Wiedervereinigten.

Der Verfasser hat das Volk studirt und für dies Studium den richtigen Blick mitgebracht; die Gestalten, die er uns vorführt — und es ist auch manche von köstlichem Humor darunter — haben Fleisch und Blut und interessiren uns ganz anders als jene Dorfbewohner, die man für Bauern halten soll, weil sie Dialekt sprechen und eine Sense tragen, und die doch nur verkleidete Gouvernanten und Doctoren sind. Die Darstellung ist fesselnd und oft ergreifend, das Buch verdient, warm empfohlen zu werden.

Dasselbe gilt, wenn auch in weniger hervorragendem Maße, von:

6. Die Waisen. Eine Geschichte aus den Bergen von Th. Messerer. (Bachem's Novellen-Sammlung, 4. Band.) Köln, Bachem. 1883. 8. 1 M.

Es fehlt sehr an Büchern, die man jungen Mädchen in die Hände geben kann, und diesem Mangel will die Bachem'sche Novellensammlung abhelfen. Nachdem zuerst Elise Polko ein Dombaumärchen, die eigenartige (in dem für künftige Ausgaben ihrer Gedichte wol wegfallenden Husarenliede allzu eigenartige) Dichterin Ferdinande Freiin von Brackel eine Novelle, und eine erst seit wenigen Jahren bekannt gewordene Schriftstellerin, Maria Herbert, eine fein beobachtete, geistig belebte und innig empfundene Erzählung „Miß Edda Brown“ gebracht, beginnt der vierte Band mit einer Geschichte aus den Bergen: „Die Waisen“, von Th. Messerer. Bekanntlich ist die Spannung einer der wichtigsten Kunstgriffe des Romanschriftstellers, und recht groß ist die Zahl derer, welche nur in Spannung und für Spannung arbeiten. Ein Leserkreis ist ihnen ja sicher, und wollen sie ihn vergrößern, so geben sie ihren Personen historische Namen und nennen das Buch historischen Roman, damit gläubige Einfalt, diese dankbarste aller Leserinnen, alles für wahr und wirklich halte, was die verbrauchten Zusätze „Aus dem Tagebuch eines Verstorbenen“, „Selbsterlebtes“ u. s. w. nicht mehr zu Wege bringen können. Noch mehr reizt es freilich, und dies ist die höchste Stufe, wenn dieser historische Roman in der Gegenwart spielt, wenn ein jeder, dem es nie vergönnt war, unsere großen Männer von weitem zu sehen, für wöchentlich zwanzig Pfennige (der Deutsche kauft nur Bücher, wenn er sie des Einbandes wegen verschenkt) ganz genau alle Details ihres Privat- und öffentlichen Lebens erfährt, was sie essen und trinken, sprechen und denken, hoffen und träumen — alles, was sonst niemand weiß, die Geschilderten am wenigsten. Dies ist der Stoff für hochgradigste Spannung, der allerdings mit vorsichtigem stetem Hinblick auf das Strafgesetzbuch verarbeitet werden muß, welches einen noch dankbarern Gegenstand, die effectvolle Verarbeitung des Privatlebens derjenigen, die sich nicht in der Oeffentlichkeit bewegen, leider unmöglich macht. „Eine Geschichte aus den Bergen“ hat mit solchem Klatsch nichts gemein, und der Verfasser fesselt uns nicht durch steigende Spannung und überraschende Lösung, sondern dadurch, daß er uns seine Helden liebgewinnen läßt. Wen man liebhat, von dem interessirt uns alles, es brauchen keine Haupt- und Staatsactionen zu sein. Lieb gewinnt man sie aber, den alten Schnitzerhannes, den kernigen Alten, der mit seiner Rosel wie Philemon und Baucis in seiner Berghütte haust und noch so „beinfrisch auf seinen Ständern“ ist, daß er der Enkelin, der blonden Lisbeth, die freilich keine Nägelschuhe trägt, trotz seiner siebzig Jahre noch Beistand leistet, als sie den steilen Pfad zum Perlbach hinabklettern. Was sie unten finden, belohnt gar reichlich ihre Mühe, der reiche Bergwirth liegt da, der beim Sturz sich verletzt hat. Lisbeth führt ihn nach Hause, stark genug ist sie dazu, die kernige, kraftvolle Tochter der Berge. Geholfen hätte sie jedem, dem Bergwirth aber am liebsten, denn er ist ihres Franz Vater, der freilich des Sohnes Heirath mit dem armen Mädchen nicht zugeben will. Lange wird er sich nicht sträuben, das wissen wir schon, denn bereits im Anfang der Erzählung verräth uns der Autor mancherlei von einer Erbschaft, die dem Lieschen und ihrem Bruder zufallen soll, wir sind also über ihr Schicksal beruhigt, sind nicht gespannt, „ob sie sich kriegen“, jagen nicht wißbegierig dem Ende zu, sondern folgen in behaglicher Gemüthsruhe dem Verfasser an alle Orte, wo er uns seine frischen Waldbewohner zeigt. Wir sehen Lisbeth am Krankenbett des Bergwirths, bis sie der reichen Schwiegertochter weichen muß, die der Alte verschrieben hat und mit der er den Franz überraschen will, wenn er zu Weihnachten wieder von den Soldaten nach Hause kommt. Die künftige Schwiegertochter ist gar reich, aber auch ihr liegt nur am Gelde, und des Schwiegervaters Tod würde ihr keine Thräne entpressen. Für Lisbeth ist es ganz gut, daß jene zur Unterhaltung über diesen kitzlichen Punkt das Krankenbett des Bergwirths selbst wählt, und daß sie annimmt, er schlafe und höre nichts; ihre Strafe ist, daß sie aus dem Hause muß und daß Lisbeth wieder einzieht. Dann kommt die Erbschaft, vorher noch ein kurzer Knalleffect mit Schmugglern, Bergjägern, Verrath, Gefecht und wiedergefundenem Knaben, Lisbeth's Bruder, und dann Verlobung unter dem grünen Tannenbaum.

Richard von Lukawetsch.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Naturwissenschaftliche Rundschau.

1. Allgemeine Witterungskunde nach dem gegenwärtigen Standpunkte der meteorologischen Wissenschaft. Für das Verständniß weiterer Kreise bearbeitet von Hermann J. Klein. Mit 6 Karten, 2 Vollbildern und 31 Abbildungen in Holzstich. Leipzig, Freytag. 1882. 8. 1 M.

An populären Darstellungen der Meteorologie haben wir keinen Ueberfluß, es sind im Gegentheil hier erneute Versuche, die gesammten Lehren der Witterungskunde im Zusammenhange leicht faßlich vorzutragen, sehr erwünscht, und dies um so mehr, wenn der schwierige Gegenstand, wie in dem vorliegenden Werkchen, ebenso sachgemäß wie dem Fortschritt der Wissenschaft entsprechend behandelt wird. Fast jedermann glaubt ohne weiteres die Lufttemperatur bestimmen zu können; das vorliegende Büchlein macht mit den Schwierigkeiten und den nöthigen Vorsichtsmaßregeln in dieser Richtung bekannt, lehrt die Thermometer verstehen und dieselben vergleichen, sowie ihre Angaben umrechnen, wenn sie in einer andern Scala ausgedrückt werden sollen. Eine durch recht deutliche Karten unterstützte Darstellung der Isothermen dient dazu, die Lehre von der Vertheilung der Luftwärme über größere Theile der Erdoberfläche zu versinnlichen. Und auch die Temperaturbestimmung des Erdbodens sowie des Meeres wird genügend besprochen. Sehr befriedigend ist die neue Theorie des Windes, die Abhängigkeit des letztern vom Luftdruck, sowie der Begriff des barometrischen Gradienten gegeben. Man bekommt ferner ein Bild von der geographischen Verbreitung der Winde, sowie andererseits die Winde von ganz specifischem Charakter (Scirocco, Terral, Leveche, Samum oder Chamsin, auch Harmattan genannt, Bora) einzeln besprochen werden. Im Kapitel der Hydrometeore sind die „Wolken“ besonders interessant behandelt, und ein Kärtchen bringt die Linien gleicher Bewölkung (Isonephen) in analoger Weise vor das Auge, wie dies gewöhnlich bei den Isothermen, Isobaren u. dgl. m. geschieht. Die Messung, Häufigkeit und geographische Vertheilung des Regens, der Einfluß der Wälder auf den Regen, die Messung der Schneemengen, der Hagel und dessen geographische Verbreitung, die Stürme und Gewitter, sowie endlich die optischen Erscheinungen in der Atmosphäre sind in anziehender Weise vor den Leser gebracht. Den meisten Dank erwirbt sich das Büchlein, indem es den Leser auch mit der Aufgabe und den Leistungen der praktischen Meteorologie, mit dem Verständniß der Wetterkarten und Wetterzeichen sowie der Wetterprognose in lehrreicher Weise bekannt macht. Hierher gehört auch der Unterricht über die Verwendung des Spektroskops als Regenprophet, und es scheint in der That dieses Instrument durch seine Regenlinien einige Stunden vorher den Regen mit Sicherheit anzuzeigen.

2. Die Sonnenflecken und das Wetter. Von Adolf Lebrecht Fischer. Erstes und zweites Heft. Erfurt, Villaret. 1882. Gr. 8. 3 M.

Seit William Herschel (1807) eine Parallele zwischen der Häufigkeit der Sonnenflecken und der Höhe der Weizenpreise aufstellte, wiederholten sich von Zeit zu Zeit derartige Vergleichungen, z. B. zwischen den Sonnenflecken- und Weinjahren u. dgl. m. Hat doch W. Stanley Jevons eine Beziehung zwischen den Perioden der großen Handelskrisen und jenen der Sonnenflecken nachzuweisen gesucht („Nature“ 1878); nach ihm fallen die großen Krisen in die Jahre der Sonnenfleckenminima. Wie man auch über derartige Zusammenstellungen denken mag, heute ist durch mehrseitige Arbeiten sichergestellt — man sehe hierüber die zu Harlem 1878 preisgekrönte Schrift von Hermann Fritz: „Die Beziehungen der Sonnenflecken zu den magnetischen und meteorologischen Erscheinungen der Erde“ —, daß zwischen der Veränderlichkeit der Sonnenflecken und den Variationen der magnetischen Declination sowie der Häufigkeit und Größe der Nordlichter ein paralleler Gang besteht. Nach dem bisherigen Beobachtungsmaterial und den daraus von Fritz gezogenen Folgerungen gibt es höchst wahrscheinlich auch solche Beziehungen zwischen dem Wechsel der Sonnenfleckenhäufigkeit und den meteorologischen Erscheinungen, besonders jenen, welche den Gang der Lufttemperatur, der Niederschlagsmengen und die Bewegungen der Lufthülle betreffen. In welcher Weise alle diese Erscheinungen zusammenhängen, ob ihnen eine gemeinschaftliche Ursache zu Grunde liegt, oder ob die Sonnenfleckenhäufigkeit die meteorologischen Veränderungen bedingen, kann zunächst um so weniger bestimmt werden, als vorerst das Factum sicherzustellen ist.

Nach den vorliegenden beiden Heftchen von Fischer wäre der parallele Gang des Wetters mit dem Fleckenzustande der Sonnenoberfläche bereits so sichergestellt, daß derselbe sogar zur Wetterprognose dienen könnte. Da der Hauptinhalt seiner Schrift auf Beobachtungen beruht, die der Verfasser selbst gemacht hat, und da er seine Vergleichungen der Witterungserscheinungen mit dem Fleckenzustande der Sonnenoberfläche durch die entsprechenden Sonnenbilder belegt, so dürfte seine Arbeit auch in Fachkreisen — Fischer bekennt sich selbst als Laie (zweites Heft, S. 4) — Beachtung finden. Daß die Fachmänner mit kälterm Blute Beobachtungsreihen möglichst langer Zeitabschnitte verlangen, die sie nach den Gesetzen der Wahrscheinlichkeitsrechnung prüfen, gereicht der Wahrheit nur zum Vortheil. Wir verweisen in dieser Beziehung z. B. auf die von jeher behaupteten Einflüsse der eingehenden Mondesviertel auf die Gestaltung des Wetters, während eine strenge, sorgfältige und fachmännische Prüfung dieser Beziehungen dieselben geradezu in Frage stellt. Damit soll das Verdienst Fischer's nicht abgeschwächt, sondern es soll damit nur das Festina lente der Fachleute gerechtfertigt werden. Andererseits möge der warme und schöne Eifer des Verfassers für die Aufgabe, die er sich gestellt, nicht nachlassen. Vielleicht bewirkt gerade seine Arbeit eine vielseitige Betheiligung

in der Vergleichung der Sonnenflecken mit dem Wetter; jedenfalls seien die vorliegenden beiden Heftchen, mit Rücksicht auf die darin niedergelegten und discutirten Beobachtungen, einer eingehenden Prüfung und Würdigung empfohlen.

3. Das elektrische Licht und die hierzu angewendeten Lampen, Kohlen- und Beleuchtungskörper. Von A. von Urbanitzky. Mit 89 Abbildungen. Wien, Hartleben. 1883. 8. 3 M.
4. Die elektrischen Beleuchtungsanlagen mit besonderer Berücksichtigung ihrer praktischen Ausführung. Von A. von Urbanitzky. Mit 62 Abbildungen. Wien, Hartleben. 1883. 8. 3 M.

Das elektrische Licht und die elektrischen Beleuchtungsanlagen interessiren heute jedermann, sodaß eine Anzeige der obigen beiden Bändchen auch den Lesern d. Bl. um so angenehmer sein dürfte, als jene Bücher das elektrische Beleuchtungswesen von allen Seiten, nach dem neuesten Standpunkte dieser brennenden Frage, zwar fachmännisch, aber doch leicht faßlich behandeln. Im ersten Bändchen kann sich der Leser unterrichten über die Theilung des elektrischen Lichts, über die zwei Hauptgattungen elektrischer Lampen, d. i. über jene mit Glühlicht und jene mit dem Volta- oder Davybogen, sowie über die bekanntesten Typen der beiden Gruppen. Die elektrischen Kerzen schließen sich letztern an, sowie auch die Besprechung der Kohlenstäbe verschiedener Erzeugungsarten derselben. Das zweite Bändchen behandelt die Lichtmaschinen sowie die Motoren zum Betriebe derselben, die Leitungen, die Regulirung der Stromstärke, die Meß- und Registrirapparate für den Stromverbrauch, d. h. jene Vorrichtungen, welche bei der Gasbeleuchtung durch die sogenannten Gasuhren (Gasometer) dargestellt sind. Man erfährt ferner, wie die Lichtstärke gemessen wird. Besonders interessiren dürfte eine unparteiische Parallele zwischen der elektrischen Beleuchtung und der Gasbeleuchtung, sowie ein Bericht über die Verwendung der elektrischen Beleuchtung im Dienste des Eisenbahn- und Seewesens, des Berg- und Tunnelbaues, der Theater, Fabriken, Gassen, Straßen und Plätze u. s. w. Als eine interessante Zugabe kann die Schilderung der Dienstbarmachung der hohen Temperatur des Voltabogens für das Schmelzen schwerflüssiger Stoffe angesehen werden. Auch eine Hauptsache, die Kostenberechnung der elektrischen Beleuchtung, fehlt nicht.

Da beide Werkchen mit zahlreichen und guten Holzschnitten den Vortrag unterstützen, und letzterer sich, soweit dies bei einem derartigen Gegenstand möglich ist, der Leichtfaßlichkeit und Einfachheit befleißigt, so werden sie gewiß viele Leser finden.

5. Akustik. Fundamentalerscheinungen und Gesetze einfach tönender Körper. Dargestellt von Franz Melde. Mit 87 Abbildungen. (Internationale wissenschaftliche Bibliothek, 56. Band.) Leipzig, Brockhaus. 1883. 8. 7 M.

Die Lehre vom Schall interessirt in unserer Zeit die weitesten Kreise, denn sie steht, seit Helmholtz mit seinem berühmten Werke von den Tonempfindungen auftrat, nicht mehr wie ehedem isolirt von der theoretischen und praktischen Musik da, sondern ihre wichtigen und vielseitigen Beziehungen zur letztern sind jetzt in wohlbegründeter Weise dargethan, und die Gesetze der Klangfarbe sowie des Wohl- und Misklangs u. s. w. sind für jedermann verständlich aufgedeckt. Die „Internationale wissenschaftliche Bibliothek" hat sich auch nach dieser Richtung hin ein großes Verdienst erworben durch ihren vierundzwanzigsten Band: Blaserna, „Die Theorie des Schalles in Beziehung zur Musik" (Leipzig 1876). Allein die Akustik hat ebenso an und für sich als reine Wissenschaft ihre Berechtigung, und das Werk Melde's trägt dieser selbständigen Seite der modernen Schalllehre in vollstem Maße Rechnung, indem es die Grunderscheinungen und Gesetze einfach tönender Körper ebenso gründlich wie leichtfaßlich vorträgt. Da es sich hier vor allem um die Fundamentallehren der Akustik handelt, so stellt der Verfasser mit gutem Recht die Lehre von der Pendel- und Wellenbewegung an die Spitze seines vorzüglichen Buchs, worauf er „Die Aufgaben der Akustik" in einem eigenen Kapitel auseinandersetzt. Hier erfährt der Leser, wodurch sich die physikalische von der physiologischen Akustik unterscheidet, er wird mit dem Charakter beider bekannt und erhält eine Uebersicht der Hauptzweige der gesammten Schalllehre der Neuzeit sowie ihrer Beziehung zur Musik. Nun wird es dem Verfasser leicht, die Aufgabe zu bezeichnen, die er sich in diesem Werke gestellt hat, und er schließt sich in der Gruppirung seines Stoffs dem Altmeister der Akustik, Chladni, an, jedoch mit Hinzufügung einer neuen Gruppe, deren Aufstellung durch die Fortschritte der Akustik geboten erscheint.

Wir möchten fast sagen „selbstverständlich" beginnt der Verfasser die Lösung seiner Aufgabe mit der Entwickelung der Gesetze für die Querschwingungen der Saiten. In der That gehören die gespannten Saiten zu den allerwichtigsten der tönenden Körper, und eines ihrer Fundamentalgesetze, wir meinen die Beziehungen ihrer Länge zur Tonhöhe, kannte sogar schon das Alterthum. Dann wurden seit der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts successive die andern Gesetze der Transversalschwingungen entdeckt und am Monochord experimentell nachgewiesen. Alles das wird uns in dem vorliegenden Buche methodisch und wahrhaft populär vorgetragen. Wir werden ferner, nachdem wir die Gesetze der Schwingungszahlen oder der Tonhöhen einer als Ganzes transversal vibrirenden Saite kennen gelernt haben, auch vertraut gemacht mit den Theil- oder Partialschwingungen, sowie mit den ihnen entsprechenden Partial- oder Obertönen, welche in der praktischen Musik seit langem als Flageolettöne oder harmonische Töne bekannt waren. Bei der hohen Bedeutung der gleichzeitig auftretenden Obertöne für das Zustandekommen der Klangfarbe wird man es dem Verfasser Dank wissen, daß er diesem Gegenstande unsere volle Aufmerksamkeit zuzuwenden versteht. Nach den Transversalschwingungen der Saiten bringt Melde größtentheils seine eigenen schönen Arbeiten über die Schwingungen von Fäden und dünnen Drähten unter dem Einflusse von Stimmgabeln, und wir finden da Melde's Apparat zur Erregung stehender Wellen

eines fadenförmigen Körpers, wie er in fast jedem physikalischen Cabinet heutzutage anzutreffen ist. Auch ein Elektromonochord wird uns hier vorgeführt, das der Verfasser hat construiren lassen behufs der Studien von Fadenschwingungen, welche mittels einer Stimmgabel erregt werden, die ihrerseits durch einen automatisch intermittirenden Elektromagneten beherrscht ist. Nachdem gezeigt worden, wie die Schwingungen der Fäden nach Melde's Verfahren erregt werden, welche Erscheinungen und Gesetze dabei auftreten, und wie die Fadenschwingungen dazu dienen können, die Schwingungszahlen an Stäben zu bestimmen, werden dann wieder die Saiten, jedoch diesmal in Beziehung auf die Grunderscheinungen und Hauptgesetze bezüglich ihrer Längenschwingungen, vorgenommen.

In analoger Weise wie die Saiten werden auch die übrigen Tonquellen — Membranen, Stäbe, Platten und Glocken, Luftsäulen, Zungenpfeifen und Sirenen — behandelt. Bei allen kommen die verschiedenen Erregungsweisen ihrer Töne zur Sprache, ferner die Arten ihrer Schwingungen, sowie die Zahl der letztern in der Zeiteinheit, die Partialschwingungen mit den Knotenpunkten und Knotenlinien und deren Sichtbarmachung (Klangfiguren), ebenso die mannichfachen Versinnlichungsmittel bezüglich der Schwingungen selbst. Daß in einem fundamentalen Werke der Akustik die Besprechung der Fortpflanzung des Schalls nicht fehlen dürfe, versteht sich von selbst; in der That findet man in dem vorliegenden Buche dieses Thema ausführlich genug gegeben, und wir verweisen in dieser Richtung auf den Vortrag über die Bestimmung der Geschwindigkeit bei Uebertragung des Schalls mittels Saiten und Stäben, in der freien Luft sowie in Röhren.

Hiermit ist nur der Inhalt der Melde'schen „Akustik" kurz angedeutet; die geistvolle und interessante Darstellungsweise des Verfassers kann man aber nur durch eigenes Studium des trefflichen Werks kennen lernen und genießen. Alle Fortschritte der fundamentalen Akustik sind in dem Werke berücksichtigt, und selbstverständlich fehlen auch, wie bereits theilweise früher erwähnt, die schönen akustischen Arbeiten des Verfassers nicht. Ueberall wurde der geschichtlichen sowie literarischen Seite des Gegenstandes Rechnung getragen, sodaß der Leser ein getreues Bild von der Entwickelung der Grundlehren der Akustik bis zum heutigen Tage erhält — wir sagen der „Grundlehren" und nicht der gesammten Lehren der Akustik. Dazu wäre, wie auch der Verfasser hervorhebt, mindestens noch ein Band erforderlich über das Zusammenwirken der Töne und über die Vermählung der Akustik mit der Optik und Elektricität; wir hoffen keine Fehlbitte zu thun, wenn wir den Verfasser um diese Ergänzung ersuchen. Inzwischen möge der bereits vorliegende Band Melde's über die Fundamentalgesetze einfach tönender Körper auf das nachdrücklichste hiermit empfohlen sein.

Feuilleton.

Ausländische Literatur.

James Martineau hat eine interessante Studie über Spinoza unter dem Titel „A Study of Spinoza" veröffentlicht. Sie besteht aus Biographie und Analyse seiner Werke und bietet, wie von dem geistreichen Verfasser der Studie zu erwarten stand, in beiden manchen neuen Gesichtspunkt.

— Von den rühmlichst bekannten Kunsthistorikern J. A. Crowe und G. B. Cavalcaselle liegt der erste Band ihres „Raphael: his Life and Works" vor, eines Werks, welches das allgemeinste Interesse in Anspruch nehmen dürfte. Die „Saturday Review" jedoch erklärt sich nicht ganz befriedigt damit und räth den Verfassern, sich doch ja mit allem bekannt zu machen, was die neueste Schule deutscher Forscher, die sie zu vernachlässigen oder zu verschmähen scheinen, über Rafael entdeckt oder als Vermuthung aufgestellt hat, und falls sie deren Schlüsse verwerfen müßten, so sollten sie wenigstens beweisen, daß sie deren Gründe erwogen haben.

— Das bedeutendste biographische Werk der letzten Wochen ist jedenfalls das auch in der Tauchnitz'schen Sammlung erschienene „The Real Lord Byron. New Views of the Poet's Life" von John Cordy Jeaffreson. Wir sagen das bedeutendste, weil der Gegenstand oder Held desselben von unvergänglichem Zauber für fast noch größere Kreise ist als selbst der ebengenannte große Maler und diese Biographie wirklich auf Thatsachen und noch dazu auf vielen neuen beruht. Der Verfasser erkennt zwar das hohe Verdienst der Elze'schen Byron-Biographie an und erklärt sie sogar für die beste bisher erschienene, doch berichtigt er auch diesen seinen Vorgänger in einigen freilich minder wichtigen Punkten. In der Hauptsache, in der zur Beruhigung derjenigen, die schwach genug waren, der Beecher-Stowe'schen Enthüllung betreffs des Verhältnisses des Dichters zu seiner Schwester Glauben zu schenken, nun völlig beseitigten Verleumdung, war ihm Elze mit richtigem Takt vorausgegangen, auch er hat schon die Enthüllungen der amerikanischen Schriftstellerin zurückgewiesen. Gleichwol wird sich jeder Verehrer Byron's und jeder ehrlich Gesinnte überhaupt freuen, daß die Schmach von dem Andenken des Dichters und seiner Schwester nun gründlich und unwiderleglich genommen ist. Das Urtheil der „Times" über das Werk lautet: „Fast jedes Kapitel enthält Material, das mit Recht neu genannt werden darf, und man kann billigerweise erwarten, daß alle, die für die Werke und den Ruhm des großen englischen Dichters sich interessiren, diese Bände mit der tiefsten Theilnahme lesen werden." Ganz ebenso lautet das Urtheil des „Athenaeum", der „Notes and Queries", „The World" und anderer angesehener Journale, mit Ausnahme der „Saturday Review", die mit eben solchem Hohn von Elze's wie von Jeaffreson's Werke spricht und letzteres gänzlich verwirft. Es ist dies der nämliche Standpunkt wie der, den die genannte Wochenschrift in der Frage betreffs der Verheirathung mit der Schwester der verstorbenen Gattin einnimmt. Besonderes Lob verdient die ruhige Darstellung und die vollständige Objectivität der Schrift. Wie ein Richter, der sich an die Geschworenen wendet, legt der Verfasser seinen Lesern die Thatsachen vor und wägt mit der größten Unparteilichkeit alle Für und Wider bei streitigen Punkten ab. Von diesem Gesichtspunkte aus ist diese Biographie eine der werthvollsten, die uns je zu Gesicht gekommen, wenngleich wir nochmals erwähnen müssen, daß die Elze'sche ihr auch in dieser Beziehung nur wenig nachsteht.

— Aus der poetischen Literatur der jüngsten Wochen heben wir die neuen Dramen von Roß Neil hervor: „Andrea, the

Painter", „Claudia's Choice", „Orestes" und „Pandora", die, wie seine frühern, außerordentlich gerühmt werden.

— Aus der neuesten philosophischen Literatur seien erwähnt: „Studies in Philosophy, Ancient and Modern" von W. L. Courtney, „German Culture and Christianity" von J. Gostwick, und „Philosophical Classics—Hegel" von E. Caird. Das erste der genannten Werke ruft, wie es auch bei uns jetzt üblich ist, zu Kant zurück; das zweite nimmt Deutschland besonders gegen den drüben ihm gemachten Unglauben oder die sogenannte Neologie in Schutz, und vom letzten sagt das „Athenaeum", es sei dem Verfasser, trotzdem, was wir hinzufügen, er ein scharfer und origineller Denker ist, nicht gelungen, Hegel dem englischen Leser im geringsten verständlicher zu machen, als es seinem Bruder, Stirling und Wallace gelungen ist.

— Von der „Storia Universale della Letteratura" von Angelo de Gubernatis ist als Fortsetzung der in d. Bl. früher angezeigten zwei Bände, die dramatische Literatur enthaltend, nun auch der dritte und vierte Band, letzterer in zwei Abtheilungen, erschienen. Der dritte enthält „Storia della Poetica Lirica" und umfaßt nach einer Abhandlung über die Volkslyrik historische Rückblicke auf die Lyrik der sämmtlichen civilisirten Völker, des Orients und Occidents, der alten und neuen Zeit. Aus den 434 Seiten, auf welche der Band sich erstreckt, kommen hier 20 auf die deutsche Lyrik, die mit Beowulf beginnt und mit Schanz endet. Die beiden Abtheilungen des vierten Bandes enthalten „Florilegio Lirico" oder Lyrische Blumenlese aus den Dichtern sämmtlicher genannten Völker und Zeiten in italienischer Uebersetzung, theils in gebundener und theils in ungebundener Form. Die deutsche Lyrik ist mit 45 Seiten bedacht, und sind Proben aus 19 Dichtern gegeben und zwar von Goethe bis auf Heyse. Vom Herausgeber d. Bl. ist das Gedicht „Am Strande" in gelungener metrischer Uebertragung, überschrieben „Sul lido", darin aufgenommen. Gubernatis hat auch durch diese neuen Bände wieder seine ausgebreitete Literaturkenntniß, seinen großen Fleiß und seinen Geschmack bewiesen.

— Die betriebsame Verlagshandlung Ulrico Hoepli in Mailand sendet uns einen Band theils bereits früher veröffentlichter, theils neuer kritischer Abhandlungen aus der italienischen Geschichte von Francesco Bertolini unter dem Titel „Saggi critici di Storia Italiana". Sie befassen sich mit der alten und mittelalterlichen Geschichte des Landes und zeugen bei gewandter Darstellung von den gründlichsten Studien, auch deutscher Forscher natürlich, ohne welche ja kaum irgendein Gebiet des Wissens zu behandeln ist. Der letzte von den hier gebotenen zehn Essays behandelt „Rom im Mittelalter" und stützt sich auf Ferdinand Gregorovius' Forschungen.

— Von F. A. Brockhaus' „Biblioteca d' autori Italiani" liegt der achtzehnte Band vor. Er enthält „Il Canzoniere di Francesco Petrarca", mit durchgesehenem Text und Commentar von G. A. Scartazzini. Wie wir aus dem Vorworte des Herausgebers erfahren, sind seit der Veröffentlichung der ersten Ausgabe von Petrarca's Sonetten im Jahre 1470 deren nicht weniger als über 400 erschienen, und zwar 140 allein im 19. Jahrhundert. Und doch, sagt er uns, war noch immer viel zu thun übriggeblieben, sowol für die Herstellung des Textes wie für die Anordnung der Gedichte und deren Erklärung. Unser Herausgeber nun hat sich in Bezug auf das erstere Erforderniß bei den „Rime" in der Hauptsache an die Ausgabe von Marsand von 1819—20, und bei den „Trionfi" an die von Crescentino Giannini und besonders von Cristoforo Pasquaglio gehalten; in der Anordnung der erstern ebenfalls an Marsand und der letztern an Pasquaglio, und so bietet er uns nun einen correcten Text und Ordnung in der Reihenfolge der Dichtungen. Der Schwerpunkt der Ausgabe aber liegt in dem reichhaltigen Commentar, der das Beste in sich schließt, was Scartazzini's Vorgänger geleistet haben; wo jedoch keiner ihn befriedigt hat, ist er seinen eigenen Weg gegangen, und der Hand eines so erfahrenen Führers darf man mit Sicherheit sich anvertrauen.

Berichtigung.

Der Verleger der in Nr. 28 d. Bl. besprochenen Dichtungen von Max Engelmann heißt nicht Hugo Bergmann, sondern Hugo Langmann in Breslau.

Bibliographie.

Aus den Papieren des Ministers und Burggrafen von Marienburg Theodor von Schön. (3ter Thl.: Ergänzungs-Blätter.) 6ter Bd.: A. Das Jahr 1812 und der preußische Landtag 1813. B. Alexander Graf zu Dohna-Schlobitten und Theodor von Schön. Mit einer Lithographie. Berlin, Simion. Gr. 8. 14 M.

Bernhardt, A., Erinnerungsblatt an Hedwig Reicher-Kindermann, nebst deren Briefe an eine Freundin. Dresden, Pierson. Gr. 8. 2 M.

Bingo, P. v., Schein und Sein. Touristennovelle. Bern, R. F. Haller-Goldschach. 12. 1 M.

Der Abgeordnete Herr von Bismarck-Schönhausen 1847—1851. Nach den stenographischen Berichten mit Randglossen für die Gegenwart von Martinus. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Böhtlingk, A., Napoleon Bonaparte und der Rastatter Gesandtenmord. Ein Wort an meine Herren Kritiker. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 2 M.

Brinkmann, A., Die Begründung der Klagen des Reichsgerichts und des gemeinen Rechts nach dem Reichscivilproceß. 2 Bde. Leipzig, Brockhaus. 8. 21 M.

Deutsche Classiker des Mittelalters. Mit Wort- und Sacherklärungen. Begründet von F. Pfeiffer. 12ter Bd.: Erzählungen und Schwänke. Herausgegeben von H. Lampel. 2te Auflage. Leipzig, Brockhaus. 8. 3 M. 50 Pf.

Comte, A., Die positive Philosophie, im Auszuge von J. Rig. Uebersetzt von J. H. v. Kirchmann. 1ster Bd. Heidelberg, Weiss. Gr. 8. 8 M. 40 Pf.

Cossmann, V., Das Jagdschloss. Novelle. Klagenfurt, Leon sen. Gr. 8. 1 M. 44 Pf.

Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste in alphabetischer Folge von genannten Schriftstellern bearbeitet und herausgegeben von J. S. Ersch und J. G. Gruber. 2te Section. H—N. Herausgegeben von A. Leskien. 33ster Thl. Karachitaier — Karl V. von Lothringen. Leipzig, Brockhaus. 4. 11 M. 50 Pf.

Felix, L., Der Einfluss der Natur auf die Entwicklung des Eigenthums. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 7 M.

Fraknói, W., Ungarn und die Liga von Cambray 1509—1511. Nach unbenützten Quellen. Deutsche Ausgabe. Budapest, Kilian. Gr. 8. 3 M.

Friedl, F. A., Eine Pilgerfahrt nach Palästina. Nördlingen, Reischle. Gr. 8. 60 Pf.

Gutenhaag, M., Zur Einführung in Richard Wagner's Bühnenweihfestspiel Parsifal. Leipzig, E. W. Fritzsch. Gr. 8. 60 Pf.

Henzen, W., Martin Luther. Reformationsdrama. Leipzig, Reißner. 8. 1 M. 50 Pf.

Human, R. A., Der Dunkelgraf von Eishausen. Erinnerungsblätter aus dem Leben eines Diplomaten. 1ster Tl. Mit Abbildung des Portraits des Dunkelgrafen und des Schlosses von Eishausen. Hildburghausen, Kesselring. 8. 2 M. 40 Pf.

Jacoby, H., Allgemeine Pädagogik auf Grund der christlichen Ethik. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 5 M.

Kaden, W., Die Gotthardbahn und ihr Gebiet. Mit 10 Vollbildern, 2 Plänen, Panoramen und Karte. Luzern, Prell. 8. 1 M.

Keller-Jordan, H., Roderich Wallner. Eine Erzählung aus der vorkaiserlichen Zeit in Mexiko. Tübingen, Osiander. 8. 3 M. 50 Pf.

König, E. A., Ein moderner Vampyr. Socialer Roman aus der Gegenwart. 3 Bde. Oberhausen, Spaarmann. 8. 10 M.

Leu-Steding, G., Liebe in der Küche. Schwank. Hamburg, Kramer. 8. 60 Pf.

Lewald, Fanny, Stella. Roman. 3 Bde. Berlin, Janke. 8. 12 M.

Montgomery, Florence, Durchkreuzt. Deutsche autorisirte Uebersetzung von R. M. Itzehoe, Nusser. 8. 1 M. 20 Pf.

Woerl's Reisebibliothek. Der Gotthard einst und jetzt. Vom Verfasser der „Schweizer Alpen". Mit Illustrationen. Würzburg, Woerl. 12. 4 M. 50 Pf.

— — Dasselbe. Jenseits des Brenners. Ein Ferienausflug von Franzisca v. Hoffnaaß (Rheinberger). Mit 8 Illustrationen. Würzburg, Woerl. 12. 2 M. 50 Pf.

— — Dasselbe. Um die Welt ohne zu wollen. (Tagebuch Sr. k. und k. Hoheit des Erzherzogs Ludwig Salvator.) Mit 100 Illustrationen. Würzburg, Woerl. 12. 8 M.

— — Dasselbe. Wanderungen durch Palästina. Ernstes und Heiteres, zwanglos erzählt von J. Fahrngruber. Mit vielen Bildern. Würzburg, Woerl. 12. 5 M.

Zur Ueberbürdungs-Frage von einem reichsländischen Schulmanne. Straßburg, Schmidt. Gr. 8. 60 Pf.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 32. — 9. August 1883.

Johann Christian Reinhart.

Johann Christian Reinhart und seine Kreise. Ein Lebens- und Culturbild. Nach Originalquellen dargestellt von Otto Baisch. Leipzig, Seemann. 1882. Gr. 8. 5 M.

Es ist eine erfreuliche Thatsache, daß das kunstgeschichtliche Studium unserer Zeit bereits so weit vorgeschritten ist, daß es sich nicht blos mit den Hauptepochen und Hauptgestalten beschäftigt, sondern Leben und Wirken auch minder hervorragender, aber in ihrer Zeit immerhin bedeutender Meister zu beleuchten unternimmt, wie solches in dem vorliegenden Buche geschieht. Reinhart gehört zu jener geistesfrischen Genossenschaft von Künstlern, welche, gewissermaßen als Vorläufer der Romantik in der Malerei, bereits den akademischen Zopf des 18. Jahrhunderts abzuschneiden versuchen, wenn es ihnen auch nicht völlig gelingen will; als Landschafter sind er und sein Zeitgenosse und Freund, der vormalige Karlsschüler Joseph Anton Koch, die ersten Vertreter der erneuten historischen Landschaft, welche wieder zu den großen Vorbildern eines Poussin und Claude Lorrain zurückkehrt. Reinhart ist über funfzig Jahre lang eins der Häupter der deutschen Künstleransiedelung in Rom gewesen; seine seltsam verschlungenen Jugendjahre hatten ihn zugleich, ehe er für sein ganzes ferneres Leben nach Rom übersiedelte, mit einer Anzahl deutscher Dichter bekannt und befreundet gemacht, unter welchen nur Schiller zunächst herausgehoben werden soll. Alles dieses beweist uns, daß wir es in Reinhart mit einer eigenartigen Künstlernatur zu thun haben, deren Lebensgang und Thätigkeit zu beleuchten sich wohl der Mühe lohnt.

Christian Reinhart ist 1847 gestorben; eine Lebensbeschreibung desselben tritt also jetzt nach einem Dritteljahrhundert erst spät, eigentlich zu spät an das Tageslicht. Nicht daß der Gegenstand des Buchs an Interesse verloren hätte; es wird allezeit von Werth sein, in die triebkräftige Wendezeit deutscher Kunst am Schlusse des vorigen und in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts einen genauern Einblick zu gewinnen: zu spät aber deshalb, weil mit jedem Jahre nach eines bedeutenden Mannes Scheiden, ganz besonders wenn derselbe hochbetagt gestorben, es schwieriger ist, das biographische Material, welches doch im wesentlichen außer selbstgeschriebenen Denkwürdigkeiten die von demselben ausgegangenen Briefe sind, zusammen zu bringen. Der Biograph bedarf eines weiten Umblicks, einer nie ermüdenden Geduld, um die verschütteten Briefquellen aufzudecken; Künstler schreiben gemeiniglich nicht viele Briefe, und als Reinhart 86 Jahre alt gestorben war, wie wenige der Zeitgenossen, welche für die Darstellung seines Jugend- und Mannesalters vielleicht briefliche Mittheilungen besessen hatten, konnten noch am Leben sein! Solches Material wird leider vielfach mit empörender Rücksichtslosigkeit vernichtet, oder es wird, wenn es etwa erhalten bleibt, unauffindbar; habe ich doch bei meiner Arbeit über den erst vor sieben Jahren verstorbenen Ferdinand Freiligrath allzu sehr die unliebsame Erfahrung machen müssen, daß ganze Reihen von Briefen, die vor lange noch nicht vierzig Jahren geschrieben worden, von deren Empfängern die Gattinnen oder Kinder noch lebten, vernichtet waren, oder daß der Adressat, selbst Gelehrter und Dichter, mir auf meine Anfrage antwortete, er bewahre überhaupt nur Briefe, die für ihn wichtig seien — und zu diesen gehörten demnach die Schreiben nicht, mit welchen Freiligrath die besten Uebersetzungen seiner Jugendzeit übersandte!

Zu diesem Misgeschick, daß die werthvollsten schriftlichen Zeugnisse für Reinhart's Leben, seine eigenen Briefe, so gut wie alle verschwunden sind, gesellt sich das weitere, daß er zu seinem „literarischen Testamentsvollstrecker“ Heinrich Stieglitz erwählte, welcher bereits 1849 zu

Venedig starb. Dieser übernahm, was sich an eigenen Aufzeichnungen und empfangenen Briefen in Reinhart's Nachlasse vorfand; aber er hat, wie es scheint, weder das Geschick noch die Thatkraft besessen, anders als durch einen öffentlichen Aufruf Reinhart's Briefen nachzuforschen, und dabei kam natürlich wenig oder nichts heraus. Rudolf Marggraff übernahm die literarische Verlassenschaft, soweit sie sich auf Reinhart bezog, ohne die beabsichtigte Arbeit über Reinhart zu vollenden; dreißig Jahre, bis zu dem im Mai 1880 erfolgten Tode Marggraff's, ruhte die Sache, worauf das Material Otto Baisch zukam, welcher dann freilich mit anerkennenswerther Raschheit die übernommene Arbeit erledigte und die vorliegende Biographie Reinhart's geliefert hat. Dieselbe ist eine verdienstliche Arbeit: Baisch hat in ihr zusammengetragen, was sich nur immer zusammentragen ließ, und damit ein sehr lesbares Lebensbild des Künstlers hingestellt; aber er konnte den Uebelstand nicht beseitigen, daß der eigensten Zeugnisse über Reinhart's Lebensgang, seiner Briefe, verhältmäßig nur wenige mitzutheilen waren.

Johann Christian Reinhart ward geboren am 24. Januar 1761 zu Hof als Sohn eines Geistlichen, welcher indeß schon Eingang 1764 starb, eine Witwe und zwei kleine Söhne hinterlassend. Christian besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt; als er 1778, um auf der leipziger Hochschule Theologie zu studiren, entlassen wurde, wählte er, bezeichnend für seine Geistesrichtung, zur Abschiedsrede das Thema: „De utilitate artis pingendi in rebus sacris rite institutae." Was wunder, daß der junge Theologe sich von seiner Fachwissenschaft bald abwandte, dafür um so eifriger bei Oeser zeichnete und zugleich Anatomie des Menschen und der Thiere studirte; er versuchte sich im Malen und Radiren von Landschaften. Im Jahre 1783 wanderte Reinhart nach Dresden, wo er eine Weile nach alten Holländern malte; dazwischen unternahm er Streifzüge durch Thüringen und Böhmen zum Zweck des Zeichnens nach der Natur. Er ward 1784 mit Elisa von der Recke bekannt und begleitete sie eine Weile auf ihren Wanderzügen durch Norddeutschland, machte so die Bekanntschaft von Göckingk, Bürger, Dalberg, Herder, Wieland. Die Jahre 1785 und 1786 verbrachte er zu Leipzig oder genauer zu Gohlis, wo gerade Schiller verweilte. Reinhart schloß sich an den Dichter innig an, eiferte ihm sogar in himmelstürmenden oder humoristischen Gedichten nach; die im Kreise der Freunde übliche Anrede mit „Er" — „Sie" erschien zu förmlich, „Du" infolge häufigen Misbrauchs zu platt — kehrt noch nach vielen Jahren in Schiller's Briefen an ihn wieder.

Gegen Ende des Jahres 1786 machte sich Reinhart auf, seinen in Erlangen als Candidat der Theologie weilenden Bruder zu besuchen. Bei der Einfahrt in Meiningen saß er auf dem Bock des Postwagens und ließ als Virtuos sein Horn erschallen. Der Herzog Georg von Meiningen — es war eben die gute, stille, alte Zeit — fand das sehr merkwürdig; er ließ den flotten Posthornbläser zu sich bescheiden und erkannte in ihm denselben jungen Maler, welchen er zwei Jahre zuvor vergeblich in seine Dienste hatte ziehen wollen; denn Reinhart hatte geantwortet, wie er jetzt sei, könne er weder dem Herzog noch sich selbst genügen. Diesmal ließ Herzog Georg, welcher gleichen Alters wie Reinhart war, den Wildfang nicht los, und Reinhart ließ sich drei Jahre lang festhalten in einem Leben, dessen Ungebundenheit an die lustigen Jahre von Goethe's erster weimarer Zeit erinnert. So machten unter andern Herzog und Maler zusammen eine Reise nach dem Rhein, nur von einem Diener begleitet, welcher einen das Malergeräth tragenden Esel trieb; wo es Reinhart beliebte, ward halt gemacht und die beiden Freunde zeichneten. Reinhart trug dabei nicht die überlebte Werthertracht, sondern nicht minder genial eine grüne lange Tuchjacke, weiße Weste, weißlederne Beinkleider, Stiefel mit gelben Umschlägen; die Brust offen, kein Halstuch, nur beim schlechtesten Wetter den Hut auf dem Kopfe; Sommer und Winter badete er in der Werra. Alle Welt hatte den genialen und dabei anspruchslosen Freund des Herzogs gern, nur nicht das neidische Hofvolk. Reinhart ging seinen Weg gerade durch und antwortete auf feine Stiche mit derben Keulenschlägen. So zeichnete er einmal in der Fasanerie einen Karren mit einem Maulthier ab. Einer der kritischen Hofherren trat heran, musterte die Skizze lange Zeit und äußerte dann, des Esels Ohren seien zu klein. Reinhart hob eine der Seitenlocken des Cavaliers in die Höhe, beschaute das Ohr und sprach: „Ja, Sie haben recht!"

So verweilte Reinhart malend, radirend, dichtend, nahezu drei vergnügte Jahre in Meiningen; dann meinte er, jetzt sei es wol an der Zeit, den beabsichtigten Besuch in Erlangen zu machen. Der Erbprinz von Koburg, welcher in Meiningen des Malers Bekanntschaft gemacht hatte, bat ihn, er möge doch zu Ansbach den Markgrafen Alexander, Reinhart's kunstfreundlichen Landesherrn, aufsuchen und demselben ein Schreiben übergeben; Reinhart, welcher sich auf dem glatten Boden des Hofs nicht wohl fühlte, bequemte sich ungern zur Erfüllung des Auftrags und erschien zu Ansbach, nachdem er das Schreiben im Schlosse abgegeben und vor den Fürsten beschieden worden, in seiner Reisekleidung, wol der einzigen, die er besaß, in Sporenstiefeln und Lederhosen. Der Markgraf stellte den Künstler der anwesenden Gesellschaft mit den Worten vor: „Sehen Sie, meine Herren, das ist der junge Maler, den ich nach Rom reisen lasse!" Reinhart sprang zum Entsetzen der Hofherren und zum großen Vergnügen des Fürsten jubelnd in die Höhe; außer dem Reisegeld von hundert Dukaten war ihm ein gleicher Jahresgehalt zugesagt. Nun war kein Bleiben mehr; vergebens suchte ihn Herzog Georg durch lockende Anerbietungen noch länger festzuhalten; im Spätjahr 1789 brach Reinhart, ein leiblich und geistig vollkräftiger Mann von 28 Jahren, nach Italien auf.

Bald, mein liebes deutsches Vaterland, werd' ich dir nun Lebewohl sagen, vielleicht dich nimmer wieder zu sehen. Es ist nicht weibisch, daß ich mit Wehmuth von dir scheide. Du hast mich erzogen wie eine Pflanze, genährt mit Muttersorgfalt an deinem Busen. Ich bin dir alles schuldig! Wer will mich höhnen, daß ich in deinen Schos der Dankbarkeit Thränen weine? Es ahnt mir, als ob ich dich auf immer verließe. Doch werd' ich mit männlichem Muth von dir scheiden. Drüben jenseit der Gebirge, die ich heute schon erblickte, winken mir die Monumente der Unsterblichen. Ich eile zu dem classischen Boden, den ich von Jugend auf so herzlich geliebt, dessen Dichter und Weise mir ihn so früh geheiligt, indem sie meine junge Seele zur Nacheiferung entzündet. Ich werde dich betreten, Land, wo Marius Trophäen gepflanzt, Cicero gesprochen, Cäsar geblutet, Brutus für Freiheit und Bürgerthum gekämpft, wo ein Nero gewüthet und ein Marc Aurel das Volk gesegnet, wo jede Tugend, jedes Laster den Gipfel der Vollkommenheit errungen; dich, Boden, mit Bürgerblut gedüngt — aber auch die Wiege der Kunst und ihre erste Freistatt. Lebe wohl, deutsches Vaterland!

So eröffnet Reinhart am 6. November 1789 sein Reisetagebuch. Er ahnte richtig, daß er Deutschland nicht wiedersehen würde; dafür war ihm über ein halbes Jahrhundert des Aufenthalts in der Ewigen Stadt beschieden.

Seine Reiseerlebnisse überfliegen wir; nur erwähnt sei, daß er um der Ersparniß willen mit einer Kunstreitergesellschaft von Oberitalien nach Rom zog, wo er am 23. December anlangte.

Rom besaß damals einen Kreis von deutschen Künstlern, von welchen die meisten nunmehr verschollen sind; der einzige dieses ältern Kreises, dessen wir heute noch gedenken, ist jener „Maler Müller", welcher aber ohne seine frühere Theilnahme an den kraftgenialen Strebungen der siebziger Jahre nicht minder vergessen sein würde. Weitaus bedeutender war Asmus Jakob Carstens, welcher 1792 kam, doch schon 1795 bei der Pyramide des Cestius seine Ruhestätte fand. Die Campagna nahm sogleich Reinhart's ganzes Herz gefangen; er durchzog sie nicht blos mit dem Malergeräth, sondern auch mit der Büchse und Jagdtasche, den Hühnerhund zur Seite; zeichnend, malend, radirend, war er ungemein thätig, gewann Ruf in Rom und nicht minder in Deutschland. 1800 verheirathete er sich mit einer Römerin, welche ihn in langer schwerer Krankheit treulich gepflegt hatte.

Eine um jene Zeit vollendete, besonders bedeutsame Radirung, eine Sturmlandschaft darstellend, widmete Reinhart „Friderico Schiller Ingenio, arte, virtute illustri", und schrieb dabei:

Rom, April 1801. Mein lieber Freund Schiller! Vormals sind wir sehr gute Freunde gewesen und haben uns, wenn wir getrennt waren, geschrieben. Seit ich nach Rom ging — das sind nun bald zwölf Jahre — haben wir beide einen so feierlichen Federnstillstand beobachtet, als ob wir ihn geschworen hätten. Indessen bin ich Ihm immer so nahe geblieben, als es nur Sein angelo custode sein kann. Die glücklichen Tage, die wir in Leipzig und Gohlis verlebt haben, waren immer ein reizendes Gemälde in der Galerie meiner Phantasie und Schiller eine Hauptfigur in diesem Bilde. Hier habe ich immer Gelegenheit, gebildete deutsche Reisende zu sehen, habe mir dann auch stets von Ihm erzählen lassen und mich recht herzlich gefreut, wenn sie alle so einstimmig mit dem hellsten Enthusiasmus von Ihm sprachen. Ich kenne die schönen Kränze alle, womit Sie den Tempel der Musen geziert haben, und habe dabei manches Bene f. gezeichnet, wenn mir so was ganz absonderlich gefiel. (Das ist nun meine freilich nicht abgehobelte Art zu loben, die Sie mir zu gut halten werden.) Dabei kam mir Fernow herrlich zu statten, der Sie schätzt und liebt und mit mir in einem Hause wohnt, und sehr oft sind Sie der Gegenstand unserer Gespräche. Genug davon, daß ich Sie nicht vergessen habe! Ich hoffe, daß Sie ebenso sehr mein guter Freund geblieben sind, als ich mir schmeichle, daß Sie es ehemals waren. Nun erhalten Sie mit einmal einen Gevatterbrief zu einem meiner schwarzen Kinder. Ich habe nämlich, wie ich so mitunter gern etwas radire, eins meiner Gemälde in Kupfer gekratzt und es Ihnen zu dedicieren mich erfrecht. Nicht als ob ich mir einbildete, etwas gar Besonderes gemacht zu haben (denn es ist ja gar schwer, etwas, was man mit bunter Erde und Oel auf die Leinwand gestrichen hat, im Effekt ins Kupfer zu übertragen), sondern Ihm, mein Freund, ein sichtbares Zeichen meiner unveränderten Anhänglichkeit zu geben. Ich verweise Sie dabei auf den Schluß des zweiten Buchs der Makkabäer, wo es heißt: „Und hätte ich's lieblich gemacht, das wollte ich gerne. Ist's aber zu gering, so habe ich doch gethan, soviel ich vermocht."

Die Antwort lautet:

Weimar, 15. Juni 1801. Wie sehr, mein lieber alter Freund, erfreute mich der Beweis Seines Andenkens und Seiner fortwährenden Freundschaft! Auch mir ist das Bild des guten Reinhart immer lebendig geblieben, und jeder Wanderer aus Rom mußte mir von Ihm erzählen. Ich bin deswegen dem Bury, der sich ein Jahr hier aufhielt, besonders gut geworden, weil er mich durch seine Person etwas an Ihn erinnerte und immer mit großer Anhänglichkeit von Ihm sprach. Tausend Dank, lieber Alter, für die schöne Landschaft und für die Ehre, die Er mir dabei erwiesen hat. Ich hatte schon längst vernommen, daß Er seinen Aufenthalt zu Rom recht gut benutzt hat, und freue mich nun doppelt, den Beweis davon in Händen zu haben. Aber auch Ihn selbst wünschte ich recht herzlich wieder zu sehen, und mich Ihm als Hausvater zu präsentiren. Ich habe zwei Jungen, davon der älteste schon acht Jahre ist und brav lernt, und ein Mädchen von anderthalb Jahren; alle drei machen mir große Freude und geben mir eine neue Existenz. Freilich ist dieses kleine Volk auch ein Gewicht, das sich an unser Dasein hängt, und ohne dasselbe würde ich manche Vorsätze ins Weite hinaus zu Stande gebracht haben; denn unter meinen Wünschen und Plänen war längst auch eine Reise nach Italien, wozu ich vor der Hand keine Möglichkeit sehe. Ich werde also wahrscheinlich warten müssen, bis Er nach Deutschland kommt, um meinen alten Freund wieder zu umarmen. An Fernow bitte ich mich recht freundlich zu empfehlen. Ich freue mich jedes Guten, das ich von ihm hörte, und habe immer mit Antheil an ihn gedacht. Ihn, lieber alter Freund, umarme ich herzlich und empfehle mich Seinem fernern Andenken. Ich lebe und sterbe als Sein treu ergebener Freund Schiller.

Wir können die Einzelheiten in Reinhart's künstlerischer Entwickelung nicht verfolgen, ebenso wenig die zahlreichen Romfahrer erwähnen, welche nach und nach in seinen Gesichtskreis eintraten; genannt seien nur Seume, Friederike Brun, Wilhelm von Humboldt, Elisa von der Recke. Von den Freunden in Deutschland ließ sich Schiller im März 1803 wieder vernehmen:

Uhden hat mir Seinen Brief überbracht, lieber Alter, und mir durch seine Berichte von Ihm große Freude gemacht. Wie rührt es mich, daß Er meiner noch gedenkt und mir trotz Zeit und Entfernung Seine Liebe bewahrt hat; auch ich denke Seiner mit herzlicher Liebe und freue mich, von jedem, der Rom besucht hat, Sein Lob zu hören, denn Er hat Freunde genug, die Ihn ehren und lieben. Wenn ich nur wüßte, was ich in Rom sollte, ich käme gern einmal dahin. Aber ich bin ein Barbar in allem, was bildende Kunst betrifft, für Poesie ist dort nichts zu finden, und den physischen Zustand will niemand rühmen, der von dorther kommt. Daß ich mich innigst freuen würde, Ihn dort wiederzusehen, wird Er mir gern glauben, aber es ist gar schwer, sich mit einer Familie in Bewegung zu setzen. Wir wollen uns also einstweilen im Luftschiff der Phantasie besuchen, und ich will sehen, daß ich Ihm zuweilen durch poetische Werke auf Geisterart erscheinen kann. Kommt einmal wieder Gelegenheit, so gebe Er doch einem Wanderer ein bemaltes Papier von Sich mit, denn Er soll trefflich malen, höre ich von Jedermann und möchte gern selbst einmal ein Werk Seines Pinsels sehen. Adieu, lieber Alter, ich umarme Ihn mit der herzlichsten Liebe.

Bei seinem ersten Aufenthalt in Neapel erhielt Reinhart die erschütternde Kunde von Schiller's Tode; in Bezug darauf schrieb ihm Frau von Humboldt: „Schiller liebte Sie sehr, und wie er noch das letzte mal, daß ich ihn sah, von dem entfernten Plane sprach, nach Rom zu kommen, um hier die römische Geschichte zu schreiben, erwähnte er Ihrer mit den Worten: und Reinhart dort, auf den man wie auf einen Fels bauen kann." Erst im Hochsommer 1805 empfing Reinhart einen Brief, welchen Schiller am 2. April, wenige Wochen vor seinem Tode, an ihn geschrieben, Worte, die gleichsam über das Grab hinüber an den Freund gerichtet waren. Folgendes ist der wesentliche Inhalt des Schreibens:

Unmöglich kann ich die schöne Gelegenheit, die ich nach Rom habe, vorbei lassen, ohne meinem alten guten Reinhart einen freundlichen Gruß zu sagen. Denkt er zuweilen noch meiner und an die alte Zeit? Oft erneuere ich mit Fernow sein Andenken, denn dieser ist sein treuer und warmer Freund und wird nicht satt von ihm zu reden. Er hat mir auch treffliche Werke von ihm gezeigt, die an den Tag legen, welch ein Mann aus ihm geworden ist. Nun, wir sind gottlob beide keine Lumpen und können uns freuen, daß jeder sich selbst Wort gehalten hat. Was Er, lieber Freund, von Landschaften an Cotta gesendet, habe ich noch nicht gesehen, da es noch nicht heraus ist, aber ich freue mich darauf, da es sicher etwas Tüchtiges geworden ist. Gern hätte ich Ihm durch diese Gelegenheit auch etwas Neues von mir gesendet, aber seit dem „Tell" ist nichts Neues fertig geworden, weil ich leider fast immer krank gewesen. Es wäre recht hübsch, wenn Er dem Herrn von H. aus Weimar, der diesen Brief mitnimmt und im Sommer wieder zurückreisen wird, eine schöne Landschaft mitgeben könnte. Ich zweifle keinen Augenblick, daß wir sie Ihm hier am Hofe recht gut verkaufen könnten. Es ist eine Schande, daß wir noch nichts von Ihm hier haben, da mehrere Hackert hier sind. Denke Er darauf, lieber Alter, und sei Er hübsch fleißig. Nun, lieber Freund, umarme ich Ihn von Herzen und bitte Gott, daß er uns in dieser Welt doch noch einmal möge zusammenführen. Will es aber nicht gehen, so schicke ich Ihm in acht Jahren meinen ältesten Sohn, der kann dann die Kunst bei Ihm studiren. Sein ewig treuer Freund Schiller.

Mit dem jüngern Künstlerkreise, welcher etwa seit 1810 nach und nach sich in Rom sammelte, mit Cornelius, Wilhelm Schadow, Overbeck u. s. w., hatte Reinhart keine Fühlung; war er doch im wesentlichen Landschafter; dazu konnte die frömmelnde katholisirende Richtung einiger Glieder dieser nazarenischen Genossenschaft seiner kräftigen knorrigen Sinnesart nicht zusagen. Ebenso verfolgte er mit Unlust manche Aeußerungen der deutschen Presse über das römische Kunsttreiben; er ließ seiner ätzenden satirischen Laune über die „Kunstschreiber" in Stachelgedichten nach der Weise des jungen Goethe und in scharfen Caricaturen freien Spielraum; so erfuhr besonders Goethe's Freund, der bekannte „Kunst-Meyer", Reinhart's Zorn, und der sonst verdienstvolle Maler Gottlieb Schick, in dessen Compositionen Reinhart ein aus dem Mangel an eigener Erfindungskraft entsprungenes Zusammentragen entlehnter Motive erblickte, bekommt folgenden Denkzettel:

Nuova maniera di comporre per diventare presto maestro di pittura.

Hier werden Sie, edle Herrn und Frauen,
Ein nagelneues Kunststück schauen!
Ohn' mein Erinnern sehn Sie schon
Gibt's eine Composition.
Componiren heißt ja im Wortverstand
Nichts anders als zusammenstellen;
Drum nehm' ich Figuren von guter Hand
Der alten Meister und wackern Gesellen
Und stell' im Bild sie in Reih und Glied,
Bis das Ding 'nem Original wieder ähnlich sieht.
Ich bin dabei dem Kaufmann gleich,
Der mit fremdem Gute kramt und wandelt
Und doch im heil'gen römischen Reich
Frei unter eigner Firma handelt.
Denn müßt' auf eigne Müh' und Gefahr
Er selbst den Kaffee und Pfeffer bauen,
Das wär' ja nichts, wir würden fürwahr
Der Krämer wunderwenig schauen!
Noch muß ich sagen, wie gut es sei,
Nach meiner Art zu componiren:
So wie mit Zusatz von Kupfer und Blei
Der Münzer läßt Silber und Gold rouliren,
So spiel' ich zur Bildung des Geschmacks Fragmente
Bewährter Meister in des Publikums Hände;
So hat korinthisch Erz nicht blos
Als schlichtes einfaches Erz gefallen,
Sondern weil es aus mancherlei Metallen
In eine Masse zusammenfloß.

Große Lebensschicksale sind im übrigen nicht zu berichten. Ein Jahrzehnt nach dem andern ging an dem rüstigen Manne vorbei, eine Bekanntschaft nach der andern trat in seinen Gesichtskreis, Kronprinz Ludwig von Baiern, welcher ihm 1825 den durch Maler Müller's Tod erledigten bescheidenen Gehalt von 300 Gulden verschaffte, Christian Rauch, Bonaventura Genelli, Horace Vernet, Anastasius Grün und zahlreiche andere; der alte Herr malte frisch wie vormals weiter, trank mit den Freunden in der Künstlerkneipe seinen Velletri, sandte ab und zu einen scharfgesalzenen Brief an die deutschen Kunstschreiber

ab. Ausgang 1839 waren funfzig Jahre seit seinem Eintreffen in Rom verflossen und der freigesinnte Theil der deutsch-römischen Künstlerschaft veranstaltete ihrem Nestor ein glänzendes Fest. Im höhern Greisenalter schwand langsam die Schärfe der Augen und damit die Lust zum Malen; dafür erwachte lebhafter die seit jungen Jahren empfundene, aber unter dem Drange der täglichen Arbeit verstummte Neigung zur Poesie, wenn dieselbe auch nur zu kurzen Sinngedichten ausreichte, deren hier etliche stehen mögen:

Grundlage.

Wer mit sich selbst ganz einig ist,
Sein Herz dem Recht, der Tugend weiht,
Der ist gewiß zu jeder Frist
Für sie zu kämpfen auch bereit.

Das Hochgefühl der innern Kraft,
Das heitern Sinn und Muth verleiht,
Das ist die Macht, die Helden schafft
Noch heut' wie in der alten Zeit.

Gottes Ebenbild.

Dein Stolz, o Mensch, erkühnte sich zu sagen:
Geschaffen hat mich Gott nach seinem Bild.
Sei ehrlich, Mensch, antworte meinem Fragen:
Schufst du nicht deinen Gott nach deinem Bild?

Hackert's Leben von Goethe.

Hackert's Leben schrieb Goethe. Ich las es und rief mit Erstaunen:
Wahrlich, Goethe, du warst nie mehr Dichter als hier.

An die Verfasser eines Kunstjournals, der „Torso" betitelt.

Torso nennt ihr das Buch? Nun, darum muß ich euch loben,
Zeigt ihr doch witzig uns an, daß es nicht Kopf hat noch Fuß.

Ende April 1847 befiel den rüstigen Greis ein heftiger Brustkrampf, der ihn gewaltig mitnahm, sodaß bereits die Kunde von seinem nahen Ende umlief. Jedoch erholte er sich in den nächsten Wochen anscheinend wieder; gegen Ende Mai aber traten die Zeichen zunehmender Schwäche ein; am 8. Juni saß er zum letzten male mit den Seinigen zu Tische. In der Nacht darauf befiel ihn abermals Brustbeklemmung; gegen Mitternacht trat er ans Fenster und sah die Brüderschaft der Leichenbestatter von San-Lorenzo zum Gebete nach dem Kirchhof hinausziehen. Reinhart setzte sich auf sein Bett, ließ die Fenster öffnen, legte mit einem tiefen Athemzuge sein Haupt zurück und war todt. Am Morgen des 11. Juni geleitete die deutsche Künstlergemeinde, welcher sich viele Italiener und einige Franzosen anschlossen, ihren Nestor, der fast drei Menschenalter gesehen, nach der Pyramide des Cestius, ihm neben Carstens und August von Goethe ein Grab zu bereiten.

Mit Koch theilt Reinhart das Verdienst, der Landschaftsmalerei wieder Boden gewonnen zu haben, und wenn seine Technik auch Licht und Farbe nicht so zu fassen im Stande war, wie die jüngern realistisch geschulten Meister der landschaftlichen Kunst es vermögen, so reichte sie immerhin aus, um die malerische Strömung gegenüber dem farbenscheuen Idealismus der Nazarener in frischem Fluß zu erhalten und so den Grund vorzubereiten, auf dem die mit reichern handwerklichen Mitteln ausgestatteten Nachkommen Talent und Geist in voller Freiheit entfaltet haben. Trotz alledem würde Reinhart's Bedeutung als Künstler ebenso wenig wie seine Stellung in der Kunstgeschichte das literarische Unternehmen rechtfertigen, welches mit diesen Zeilen abschließt. Die Rechtfertigung ergibt sich aus dem Charakter des Mannes und aus seinen Lebensschicksalen, die mit denen so mancher bedeutenden Zeitgenossen sich eng berührt haben. Ausgerüstet mit dem besten Schutzmittel gegen Verflachung und Selbstüberschätzung, mit einer satten wissenschaftlichen Bildung, eine offene und ehrliche Natur von gesunder Gemüthsverfassung und frischer Empfindung, kernhaft und furchtlos, gesellig und redselig, war er ganz der Mann dazu, den „ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht" zu bilden und alles, was durch Wissensdrang, künstlerisches Streben und heitere Genußfreude aus Deutschland, sei es für kürzere, sei es für längere Zeit, nach der Ewigen Stadt geführt wurde, dauernd an sich zu fesseln. Wahrlich, kein Mensch von geringer Bedeutung konnte es sein, der bis in sein hohes Alter eine so lebendige Anziehungskraft auf die besten und edelsten Geister der Nation ausübte und während der Kummerjahre unsers politischen Lebens in der Fremde deutscher Art und deutscher Kunst Achtung und Erfolg zu sichern wußte.

Mit diesen Worten schließt das anziehende Buch. Ich will gegen Reinhart's Bedeutung als Charakter gewiß nichts einwenden; aber mich dünkt, auch als Künstler hat er diese eingehendere Würdigung verdient, als Vertreter jenes gesunden deutschen Idealismus, welcher, aus den Strebungen der Geniezeit geboren, eine Neugestaltung unsers gesammten Kunstlebens hervorbrachte oder doch vorbereitete. Wohl stand er in schroffem Gegensatz zu der katholisirenden, weichlichen, weltflüchtigen Richtung des Geschlechts, welches zwanzig Jahre später ihm nach Rom folgte; wenn aber unsere Landschafter seitdem etwas Tüchtiges gelernt haben, so hat doch Reinhart mit seinem Freunde Koch daran einen erheblichen Antheil des Verdienstes, indem er wieder in stilisirten, historisch wirkenden Landschaften einem großen Ziele zustrebte. Sein Verdienst als Charakter bleibt ihm ungekränkt. Fern von der Heimat hat er sich seine deutsche Art treulich bewahrt und auf die Reihe von Künstlern, welche ihm nach Rom folgten, in gleicher Weise weitergewirkt. So ist sein Lebensbild erfreulich und herzstärkend, und wenn uns etwas die Freude an dieser gesunden, ehrlichen, tapfern Künstlernatur stört, so ist es nur, daß der eigenen Zeugnisse seines kräftigen Denkens und Empfindens so wenige erhalten sind, daß uns fast nur aus den Berichten der Mitlebenden, aus den Briefen der Befreundeten ein Abglanz seines Wesens entgegenleuchtet.

Wilhelm Buchner.

Romane und Novellen.

(Beschluß aus Nr. 31.)

Lange genug sind wir im Walde gewesen, das nächste Buch führt uns in eine ganz andere Welt, in die Stubenluft, in der alte Hagestolzen verkrummen und verkümmern, und in die verdorbene Luft der Gauklerbühne, wo die Seele zusammenschrumpft wie dort der Körper, bis von dem unsterblichen Theil des Menschen nur ein schwacher Rest geblieben ist, der kaum ausreicht für das letzte Aufflackern des verlöschenden Lichts:

7. Mignon's Eiertanz. Eine Adventgeschichte von August Becker. Leipzig, Thiel. 1882. 8. 3 M.

Es war ein monotones, pedantisches und freudloses Hagestolzleben, das der pensionirte Assessor Hosebein führte; das zusammengeschrumpfte, altmodische Männchen, das mit dem großen baumwollenen Schirm bewaffnet und von dem verzogenen Pinscher begleitet jeden Tag zu derselben Stunde sein Haus verläßt, um sich auf eine Stunde in die Mummelei zu begeben. Wir werden heimisch in dem Gasthof, wo er täglich sein Domino mit dem Kämmereisecretär Birnkopf spielt, und heimisch in seiner Wohnung mit dem geheimnißvoll verschlossenen Schrank; wir wissen ganz genau, wie er den Schlafrock und die Pantoffeln anzieht, die Pfeife anzündet, Zwiegespräch hält mit seinem Hunde Assor. Wir lernen allen Klatsch kennen, der von ihm verbreitet wird — unschuldigen Klatsch, der für keinen Sensationsroman Stoff gäbe, denn daß es umgeht in dem alten Hause, glaubt doch eigentlich niemand, und daß er entlassen wurde, weil er in alle Acten „Mignon's Eiertanz" schrieb, das versichert zwar der Autor ganz ernsthaft, ebenso wie daß dieselben Worte von ihm unter alle Bilder geschrieben wurden, aber wir glauben es ihm doch nicht, er will nur scherzen und sehen, ob wir uns so leicht etwas einreden lassen wie Madame Schnhriegel, die dicke Wirthschafterin, die so schöne Waffeln bäckt, dem Hündchen so schmeichelt, wenn es der Herr sieht, und dem Assessor verschämt versichert, er habe so schelmische Augen, er müsse einmal sehr, sehr schlimm gewesen sein. Es ist ein behagliches Bild des Stillebens, breit ausgeführt in niederländischer Manier. Wenn es uns hinlänglich bekannt geworden, dann verwandeln sich die Personen und die Scenerie. Das zusammengeschrumpfte Männchen wird ein junger Assessor, in dem das Herz so heiß verlangend pocht wie in irgendeinem andern Menschenkinde, und statt der Wirthschafterin sorgt für ihn das Mütterlein, er hat auch kein Hündchen, auf das all sein Lieben sich concentriren muß, er braucht auch keins, er hat nur Sinn und nur Augen für das schwarzlockige, wildgraziöse Mädchen, die älternlose Nelly, die er aus den Händen ihres rohen Onkels befreit und in des Mütterleins Haus gebracht hat. Aber Hosebein, hieß es damals schon, und dazu noch Zacharias Nikodemus Habakuk Hosebein, in den verliebt sich solche wilde Katze nimmer. Sie hatte auch Gauklerblut in den Adern, mußte fort zu den Vagabunden, wo sie Mignon's Eiertanz aus „Wilhelm Meister's Lehrjahren" tanzt. Aber der Gaukler, dem sie entrissen worden, der rohe Bandolo, sucht sie auf, um sie zu heirathen, und da sie ihn verschmäht, rächt er sich dadurch, daß er sich eine wirkungsvolle Parodie ihres Eiertanzes einübt, ihr nachzieht und immer nach ihr tanzt. Vergebens entflieht sie, wechselt durch Heirath ihren Namen; sie bekommt eine Tochter, ihr Mann stirbt und der Verfolger entdeckt sie wieder. Da beschließt sie, sich furchtbar zu rächen, obwol sie weiß, daß er sie dann tödten und ihr hülfloses Töchterchen zur Waise machen wird. Und dies alles, weil er zum Ergötzen des Publikums ihren Tanz zwischen den Eiern nachahmt, sich dann auf die Eier fallen läßt und sie zerdrückt! Tant de bruit pour une omelette! Sie läßt dem Assessor sagen, er möge ihr Kind abholen, bläst die Eier aus, füllt sie mit Nähnadeln und Vitriol und gibt sie dem Clown nach Beendigung ihres Tanzes. Die Wirkung bleibt nicht aus: rasend stürzt Bandolo auf Nelly und erdolcht sie, sucht dann Kühlung auf dem Eise, bricht durch und ertrinkt. Nelly stirbt, ihre Tochter wird vom Assessor adoptirt.

Von dem Hintergrund des monotonen, pedantischen Spießbürgerlebens kleiner Städte hebt sich das grellfarbige Bild vagabundirenden Gauklerthums recht wirkungsvoll ab, und die drei Momente, in denen beide Lebensrichtungen sich berühren, bringen in aufsteigendem Klimax das ethische Uebergewicht maßvoller Beschränkung zur Geltung. Der Eier sind etwas viel: sie bilden den Titel des Buchs, das Studium, den Broterwerb und den Ruhm der Heldin, zuletzt auch, nachdem sie früher unter Bildern geprangt, in die Acten geschrieben und Hosebein's Carrière zerstört, den tragischen Schlußeffect in sehr realistischen Farben, in deutlich geschilderter Berührung mit dem, was allerdings, wie uns erklärt wird, dem Clown zu wirkungsvollsten Darstellungen diente, was aber bisjetzt noch keinen salonfähigen Namen erhalten hat, mag es auch das Entzücken der Kenner an der Venus Kallipygos sein. Realistisch ist auch die Heldin, eine Gauklerin, die als solche stirbt, weil sie nicht erträgt, daß ihr Kunststück parodirt wird. Sie ist übrigens nur Titelheldin, wirklicher Mittelpunkt ist Hosebein, den man liebgewinnen lernt, wenn auch manche psychologische Risse an seiner Entwickelung für die Phantasie schwer zu überbrücken sind. Ein wenig Pessimismus darf ja in einem zeitgemäßen Buche nicht fehlen. Als Nikodemus, ein kleines Kind, im Sterben lag, betete seine Mutter für seine Erhaltung: „Warum? Wie wohl wäre ihm und Millionen gewesen, nicht geboren oder in der Kindheit gestorben zu sein, vergessen, verloren im All, in ewiger Ruhe!" Weshalb leidet man so unsagbar viel auf Erden? Diese Frage klingt in bitterm Hohn aus allen Namen des unglücklichen Nikodemus Zacha-

rias Habakuk Hosebein, und in tiefer Trauer aus allen Lebensschicksalen der Hauptpersonen. Die Antwort darauf gibt Nelly selbst, indem sie dem Ueberlebenden Lisbeth empfiehlt, deren Schulternhöcker nur dazu da sind, daß darunter Raum ist für Entfaltung der Engelsflügel.

In minder scharfem Contrast als hier der alte Assessor und das Gauklermädchen stehen sich ein gesinnungstüchtiger Architekt und eine strebsame Studentin gegenüber in:

7. Lydia. Roman von Robert Byr. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1883. 8. 5 M.

Baumeister Rodeck wird von Lydia von Wingerode, deren Familie er zu hassen anscheinend Ursache hat, an der Gasttafel mit provocirendem Uebermuth behandelt, rächt sich durch Nichtbeachtung und reizt sie dadurch so, daß sie beim Crocketspiel (nicht Cricket) die Kugel nach ihm schleudert, aber seine neben ihm gehende Mutter trifft. Das Gefühl des begangenen Unrechts bricht ihre Gehässigkeit, hinter welcher sich wol früher schon keimende Neigung verbarg. Sie bittet die Mutter demüthig um Verzeihung, besucht sie, liest ihr stundenlang vor, vermeidet es auch keineswegs, den Sohn zu treffen, der ihr kühl ausweicht, endlich aber doch wiederholt Rede stehen muß. Als sie bei einer Regatta das beim Rudern in manchen englischen Kreisen übliche Flanellkleid getragen hat, tadelt er die Tracht, und es entspinnt sich zwischen dem jungen Mann und der jungen Dame ein längerer Streit darüber, was man nackt zeigen dürfe, was nicht. Die junge Dame ist für das Mehrere, er wirft ihr Mangel an Züchtigkeit vor, und als sie ihn auffordert, mit ihr und andern gemeinschaftlich zu baden, fragt er sie sehr ritterlich, ob er vielleicht bei dieser Gelegenheit die Zweckmäßigkeit der Tracht und ihre Gewandtheit in jeder Art Sport bewundern solle. Das hindert die junge Dame nicht, bald darauf, als jemand erkrankt, im Costüm eines Schlafenden um Mitternacht an seine Thür zu klopfen und sich die Bemerkung zu holen: „In solchem Costüm? O, warum weichen Sie zurück? Ich bin vorurtheilslos genug, demselben die Zweckmäßigkeit nicht abzusprechen — zum Nachtwandeln.“ Die zweideutigen Worte scheint sie richtig zu verstehen, sie erröthet sogar. Werner macht sich oft Vorwürfe, daß er roh und brutal gegen Lydia gewesen, und der Leser kann dem nicht widersprechen; mildernde Umstände liegen allerdings darin, daß Lydia Studentin werden will und in mancher Beziehung schon ist, obwol mehr Student als Studentin. Schließlich klärt sich alles auf, was zu Familienhaß Veranlassung gab, und „Brunhilde“ führt ihren schwer erkämpften „Siegfried“ heim, dem sie nicht allzu lange vorher ihre Freundschaft angetragen, auf sein ablehnendes Schweigen aber bemerkt hatte: „Also wenn Ihnen die Freundschaft nicht paßt, zum mindesten — keene Feendschaft niche.“

In Kreisen der Studentinnen mag das alles vorkommen, auch gefallen, aber Robert Byr hat sich ganz andere Leserkreise erworben. Hoffentlich erscheint recht bald ein anderes Werk, welches wiederum auf dem Niveau derjenigen Arbeiten steht, durch welche Robert Byr einer der Lieblinge des Publikums geworden ist.

8. Kinder des Reichs. Ein Romancyklus von Wolfgang Kirchbach. Zwei Bände. Leipzig, Friedrich. 1883. 8. 8 M.

In „Wetterstein; ein Gesicht“ sieht der Erzähler vom Berge herab ahnungsvoll Bilder vom Reiche. Seine Schreibart möge eine Probe charakterisiren:

Lange schon hatte mich ein entsetzlicher Schwindel gefaßt, die Felsenhäupter hatten sich vor meinem Geiste mit der Erdkugel hinabgedreht in den tiefen blauen Ocean des Himmels über mir, die Schluchten drunten drohten mich zu verschlingen, die steinerne Sturzwelle des Wettersteingebirges über mich zusammenzuschlagen, und unendliches Bangen wirbelte durch mein Gehirn. Ich glaubte die Erdkugel kreisend im Raume einherstürzen zu sehen, wie ein feuriges Roß durch die Ringbahn fährt, ich glaubte durch alle Himmel einhergeschleudert zu sein von der Macht eines unendlichen Wesens, und die Erde an meine Fersen gekettet zu sehen, daß der furchtbare Ball hinter mir dreinjagte, wie ein Magnet an die eisernen Nägel meiner Bergschuhe gekettet.

„Reichshauptstadt“ schildert die Erlebnisse eines alten Postbeamten, den häuslicher Aerger über Standesunterschiede und Rassenverschiedenheit zu eigenmächtiger Urlaubsreise verleitet. „Elysium in Leipzig“ behandelt die Socialdemokratie, „Das Reich in München“ knüpft sein „Versteigen ins Unendliche“ an eine Liebesgeschichte, in der das Vorurtheil eines alten Beamten gegen einen Maler auf die bündigste Weise, durch Entführung der Tochter seitens des Künstlers, überwunden wird. „Nicht übel!“ meinte zum Schlusse die junge Frau. „Oder, wie mein Vater zu sagen pflegt: Wechselwirkung erhält die Welt; wo aber Wechselwirkung ist, da ist auch das Reich, das nichts anderes ist als eben diese philosophische Kategorie. Ein Satz, den ich zwar nicht verstehe, aber was thut's?“

Auf realerem Boden bewegen sich:

9. Die Verkommenen. Berliner Roman von Max Kretzer. Zwei Bände. Berlin, F. Luckhardt. 1883. 8. 10 M.

Die Zeiten waren vorüber, in denen der Eisendreher Merk noch regelmäßig des Sonnabends seine acht Thaler nach Hause brachte; er war arbeitslos geworden und litt Noth mit seiner braven Frau Ida, seiner dreizehnjährigen Magda, dem unschuldigen kleinen Hausmütterchen, dessen einzige köstliche Puppe das hülflose Geschwisterchen ist, mit dem elfjährigen Franz, dessen Anlage zum Zeichnen er so gern ausbilden möchte. Ein Stück nach dem andern mußte versetzt werden bei Moritz Laib, dessen Neffe Felix Rosenstiel noch die Schule besucht, aber schon nette Anlagen zum Rückkaufshandel zeigt und den Ehrgeiz hat, dereinst Bankier zu werden. Die resolute Frau Merk findet Arbeit in einer Möbelfabrik, der Mann feiert — weshalb wird er nicht Tagelöhner, wenn er Beschäftigung in seinem Fach nicht finden kann? Endlich gelingt es ihm,

freudig geht er nach Hause zurück, trifft dort einen Bekannten und trinkt mit ihm auf die neue Anstellung, obwol Magda, die ihm begegnet, erzählt, sie habe die beiden Kleinsten allein lassen müssen. Halb betrunken kommt er endlich in die Wohnung, wo die Kinder mit Feuer gespielt haben, und findet den kleinen Fritz verbrannt. Wegen fahrlässiger Tödtung vor Gericht gestellt (was unter diesen Umständen undenkbar ist), wird er zu vier Wochen Gefängniß verurtheilt, und als die Strafe verbüßt ist, von einem frühern Genossen verleitet, wieder den Keller zu besuchen, noch ehe er seine Wohnung betrat. Die Gesellschaft betrinkt sich, geräth in Streit, der Genosse wirft ihm die Gefängnißstrafe vor, Merk schleudert das große Bierglas nach ihm und wird zum Mörder, während seine verlassene Frau, der er geschworen hatte, nie mehr zu trinken, unter Schmerzen niederkommt. Während Merk zweijährige Gefängnißstrafe abbüßt, wird seine Frau krank, und eine Kupplerin benutzt die Noth der Familie, um Magda zu einem Verdienst zu verhelfen. Das junge Mädchen trägt Blumen im Sommer, Zündhölzer im Winter in den öffentlichen Localen umher, lügt der Mutter vor (was gerade bei ihr psychologisch überraschend ist), sie habe eine Stelle als Aufwärterin, trifft in einer Weinstube Felix Rosenstiel mit einer verkommenen Genossin, welche ihre Schönheit und Unschuld beneidet und sie betrunken macht. Die Kupplerin benutzt diesen Zustand, um sie zu verkaufen, sie sinkt, wird Rosenstiel's Geliebte, deshalb von der eifersüchtigen Vorgängerin durch Vitriol furchtbar entstellt. Als sie aus der Charité zurückkehrt, wird ihr Vater, der aus Noth gestohlen hat, abgeführt, sie wirft sich wieder dem Laster in die Arme und endet schließlich, gebrochen an Seele und Leib, zusammen mit einem Manne, der sie als Knabe schon geliebt, durch Selbstmord.

Max Kretzer ist mit Zola verglichen worden; auch dies neueste Werk, mit ergreifendem Realismus geschrieben, berechtigt dazu. In Entwickelung der Handlung, Zeichnung der Charaktere und Schilderung der Situationen bekundet sich ein nicht gewöhnliches Talent; es liegt in der That psychologische Bedeutung und eine oft schauerliche Logik in diesem Roman, der sich fern hält von Schlüpfrigem und Lüsternem und das Unverhüllte nur zur Abschreckung, nicht zur Verlockung zeigt. Wenn der Verfasser tiefstes Mitleid mit den „Verkommenen" erwecken will, so hat er seinen Zweck erreicht, und dies Mitleid kann gewiß bei vielen segensreich wirken. An den Roman als Kunstwerk sind aber noch andere Ansprüche zu machen, die der Pessimismus Schopenhauer'scher Weltanschauung, mag ihm noch so viel Schärfe der Beobachtung, noch so markige Darstellung zu Gebote stehen, nicht befriedigen kann. Manchen Einzelheiten ist übrigens auch Lebenswahrheit kaum zuzuerkennen. Ein angehender Poet, Schwarz, übergibt seine erste Tragödie einem Mäcen, der sie dann unter dem Namen seiner Frau zur Aufführung bringt; der große Beifall, den das Stück findet, müßte Schwarz anspornen, ein zweites zu schreiben, durch das er sich auch als Verfasser des ersten legitimirt; daß er statt dessen völlig den Muth verliert und untergeht, ist nicht glaublich. Uebrigens ist die reiche Fülle der Gestalten außerordentlich charakteristisch gezeichnet und meist mit so viel Lebenswahrheit, daß es zu ihrem Auseinanderhalten nicht der kleinen Kunstgriffe einer „Warze am Kinn" oder „Narbe an der Schläfe" bedarf, mit denen geringere Gestaltungskraft der fehlenden Einbildung zu Hülfe zu kommen pflegt.

Ebenfalls Verkommene, aber Verkommene ganz anderer Art und von ganz verschiedenem Standpunkte schildert:

10. Gräfin Vera. Roman in drei Theilen von Helene von Racowitza. Zwei Bände. München, Pollner. 1882. 8. 5 M.

Das Buch wird sicherlich viele Leser finden, dafür bürgt der Name der Verfasserin. Die Heldin wird an ihrem funfzehnten Geburtstage mit dem Grafen Nikolai Kurakin verheirathet, verliebt sich, als ihr Herz erwacht, in dessen besten Freund, Briatoff, erklärt ihrem Manne, daß sie ihn nicht liebe und ihn verlassen müsse, erkennt, daß ihr Entführer ein verächtlicher Mensch ist, der sie nur des Geldes wegen heirathen wollte, und stirbt in den Armen ihres verzeihenden Gatten. Das ist alles ganz moralisch, es fehlt auch nicht an Betrachtungen über die Verwerflichkeit des Lasters, an rührenden Scenen aus der Kinderstube, an Verurtheilung solcher Frauen, deren Fall von keinen Milderungsgründen begleitet ist. Von einer Frau, die „mit ihrer grandiosen Herzlosigkeit" ihre Mutter verkaufen würde und ihre Kinder verkauft hat, sagt eine Dame sogar mit entschiedenster Misbilligung:

> Eine Frau, die ihren Mann verläßt, den sie aus Liebe und gegen den Willen ihrer Aeltern geheirathet hat, nicht um eines Andern willen, nicht weil sie mit ihrem Gatten unglücklich wäre, sondern einzig, weil sie frei und zwanglos ein ausschweifenderes, glänzenderes, reicheres Leben führen konnte, da ihre Liebhaber nur nach dem Bankbuch geschätzt werden; eine Frau, die ihre Kinder allerdings dem Vater überläßt, aber nicht aus Mitgefühl, sondern erst als dieser ihr eine jährliche Rente aus seinem durchaus nicht reichlichen Einkommen dafür zahlt — eine solche Frau hat in meinen Augen keine Entschuldigung!

Die so verurtheilte Lucy Arnstein, deren Erlebnisse in dem Buch recht ausführlich behandelt werden, warnt trotz ihres nicht zu entschuldigenden Falles die Heldin, als diese, welcher Lucy den Geliebten abspenstig gemacht hat, ihr nicht die Hand geben will, vor ähnlichen Verirrungen:

> Sie werden niemals einen andern Mann lieben? Warten Sie es nur ab: ich habe auch keinen geliebt — das ist es eben! Aber man glaubt es, und sucht und sucht, und hofft jedesmal, nun sei's der Rechte — bis sich auch der wieder falsch und unecht erweist, und so kommt man dahin, wo sie mich jetzt so tief verachten!

Also auch sie hat schließlich doch zu lieben geglaubt, was doch wol als Milderungsgrund gelten muß. Vielleicht erscheinen alle andern Personen in moralischer Beziehung nur deshalb minder vortheilhaft, als es sonst der Fall wäre, weil sie neben der wahrhaft blendenden Sittlichkeit des Grafen Kurakin allzu sehr verlieren. Kurakin

ist nur Ehemann der Heldin, und auch das eigentlich nicht lange, darf aber als Mittelpunkt betrachtet werden, weil erst durch ihn die Handlung in allen ihren Phasen möglich wird. Er ist eine rührende und ergreifende Erscheinung, doppelt interessant durch den merkwürdigen Gegensatz der Hünengestalt zu dem Kindergemüth. „Er sah wirklich ganz schön und stattlich aus, ihr «Löwe Kola», wie sie ihn seiner blonden Mähne und mächtigen Kraft wegen nannte, wenn er in der Colonelsuniform seines Kürassierregiments neben ihr herritt." Ja, er war allerdings Kürassieroberst, noch dazu in Petersburg; aber nicht Max Piccolomini, sein Wallenstein'scher Kamerad, konnte gläubiger, vertrauender und argloser sein als er. Ein Mann, der an andern Stellen als infamer Schurke bezeichnet wird, ist jahrelang sein intimster Freund, wird von ihm aus mislichsten Lagen gerettet, ohne daß sein kindliches Vertrauen erschüttert werden kann. Er führt den berüchtigten Wüstling sogar seiner Frau zu. „Mach dich recht schön, Herzenskind!" sagt er ihr vorher, damit sie ihm auch recht gefallen möge. Als er einmal auf einem Ball mit seiner Frau zu tanzen wagt, fällt ihm ein zornsprühender Blick seines Freundes und die Blässe und Sonderbarkeit seiner Frau auf. Beides weckt in ihm die Besorgniß, Frau und Freund möchten sich vielleicht entzweit haben. Von dieser Angst erfüllt, geht er ihnen nach, als sie den Ballsaal verlassen, findet sie in einem abgelegenen Cabinet allein, sie die Hände abwehrend gegen ihn ausstreckend, er ihre Hände erfassend und wiederholt an Herz und Lippen ziehend. Hier läuft er allerdings einen Augenblick lang fast Gefahr, mistrauisch zu werden, aber Briatoff's Mittheilung, er habe die Gräfin nur hierher gelockt, um eine Gruppenphotographie von ihr zu erbitten, beruhigt ihn. „Gott sei Dank, daß euer Verschwinden nur solchen poetischen Grund hatte!" sagt er gutmüthig und fährt fort — diese Bemerkung gehört zu den rührendsten Aussprüchen dieses edeln Mannes —: „Ich fürchtete schon, ihr hättet euch entzweit." Ein paar Stunden später sagt aber doch Vera, die an Edelmuth nicht hinter ihm zurückbleiben will, traurig zu ihm: „Kola! Kola! ich liebe dich nicht! ich muß dich verlassen!" Dann erzählt sie ihm auch, daß sie einen andern liebt, und bittet ihn, er möge sie mit ihm fortziehen lassen. Er zerbricht sich vergebens den Kopf, wer denn dieser Andere sein könne, muß aber, als er es erfährt, doch eingestehen: „ich hätte es denken können!" Dann bittet er sie, bei ihm zu bleiben, er wolle sich auch bemühen, seinem Freunde recht ähnlich zu werden, damit er sich dadurch vielleicht einmal ihrer Liebe würdig mache. Sie erhört ihn aber nicht, befriedigt ihr mütterliches Gefühl durch kurzen zärtlichen Abschied von ihrem Töchterchen Nadine und fährt nach Moskau, wo sie den Andern treffen soll, ab, ohne Werthsachen mitzunehmen. Daß sie viel Herz besitzt, zeigt die Bemerkung, die sie unterwegs der Vergangenheit gedenkend macht: „Eigentlich war er doch wirklich unsagbar gut zu ihr gewesen, der bärtige, starke Mann, den sie den alten Kola nannte; wie oft war er um ihretwillen zum Kinde geworden!" Sie gedenkt auch der Mutter, die ihr die Religion, und der Tante Herzogin, die ihr den Anstand als Stütze empfohlen: zwei Mittel, die sie nun doch vor dem Fall nicht hatten bewahren können, was hinsichtlich der Religion vielleicht auch dadurch, daß sie nicht religiös war, minder unerklärlich wird.

Inzwischen hat Kurakin ihre Abreise erfahren, ihm bleibt nur noch die abgöttisch geliebte Tochter. Aber nun verzehrt ihn die Sorge, daß Vera, die an Luxus gewöhnt ist, mit ihrem unbemittelten Liebhaber nicht genug Geld haben werde; er selbst besitzt ein Einkommen von 700000 Rubeln, die Hälfte davon muß Vera für sich und ihren Briatoff annehmen. Aber das könnte ihr vielleicht peinlich sein, könnte ihr Zartgefühl verletzen; er gedenkt vielleicht auch der nicht mitgenommenen Werthsachen. Wie, wenn er die Tochter nachschickte, die ihr doch vielleicht ganz lieb sein würde? Dann könnte sie sich nicht mehr weigern, auch die Einkünfte anzunehmen. Er läßt Kind, zurückgebliebene Werthsachen und Geld einpacken und überschickt ihr alles. Diesen glänzenden Lichtseiten fehlt freilich nicht der Schatten: er rächt sich, der engelsgute Mann, indem er die Scheidung verweigert; vielleicht wird aber auch dieser Schatten in Licht aufgelöst durch die Hoffnung, Vera werde einst, wenn sie dieses freien und voraussichtlich wechselvollen Lebens einmal überdrüssig werden sollte, in seine Arme zurückkehren, was ohne Scheidung jeden Augenblick geschehen könnte, comme si de rien n'était. Zu der französischen Phrase hat vielleicht die Reminiscenz an das Buch verleitet, in welchem französische, englische, italienische, russische Worte und Bemerkungen vorkommen. Unrichtige Accente hat wol der Setzer verbrochen, unrichtige Buchstaben (Duschinka darf deutsch nicht mit y, dem russischen Zeichen für u, geschrieben werden, S. 48 u. s. w.) mögen Schreibfehler sein; einzelne kleine Verstöße gegen die Grammatik, auch die deutsche, dürfen einem weiblichen Autor, der überdies so welterfahren polyglott ist, nicht angerechnet werden. Um aber auf Kurakin zurückzukommen, in dessen Armen die Heldin auch wirklich zuletzt stirbt, so fehlt ihm doch bei allen Vorzügen das pulsirende Leben, das andere Personen, Lucy Arnstein, Briatoff, der Jude Teitelberg (der Vera's väterlicher Freund und Gönner und ungerecht mit ihr verdächtigt wird) sowie selbst manche Nebenfiguren in reichem Maße haben. Kurakin, dieser „Mann wie er sein sollte", ist doch nur der Aufschrei eines Frauenherzens, das sich gegenüber der minder erfreulichen Wirklichkeit nach solchem Ideale sehnt, solches Ideal als Bedürfniß empfindet. Uebrigens entschädigen für Kurakin's Uebermaß von Edelmuth reichlich die meisten andern Personen, meist mit greifbarer Lebenswahrheit geschildert, aber nicht ohne eine gewisse Reserve, die anerkannt werden muß. Wir werden in die Empfangzimmer geführt, wo auf Tischen neben „ein paar religiösen Werken" und Macaulay's Essays die „Liaisons dangereuses" wiederholt genannt werden; die den

Schluß der „Liaisons“ bildenden, der jeunesse dorée und der „Halbseide“ wol ebenso bekannten „Quarante“ verbirgt wol das verschlossene Fach des Nachttisches. Wir gelangen auch in das Toilettezimmer, wo mit durchaus realistischen Farben die verschiedenen Werkzeuge und Arbeiten vorgeführt werden, durch welche alternde Schönheit den Blick der Männer zu täuschen versucht. Ein einziges mal läßt sich die Verfasserin verleiten, einen Schritt weiter zu gehen, indem sie secundenlang eine Thür öffnet, die aus dem Toilettezimmer in das Badezimmer einer der Heldinnen führt; ihre männlichen und weiblichen Besucher erblicken eine riesige Krystallwanne, Champagner wird herbeigetragen zu doppeltem Zweck — schließen wir die Thür. Kurz zuvor war ein Kuß auf stark geschminkte Lippen geschildert; es läßt sich über diesen Kuß und diesen Champagner nicht streiten, das sind Geschmackssachen. Zu diesem und Aehnlichem bilden ein paar warm empfundene Kinderstubenscenen einen eigenthümlichen Contrast. Begabung kann der Verfasserin nicht abgesprochen werden, sie müßte sich aber nicht auf Gebiete verirren, die ihr fremd sind, wie das des Grafen Kurakin.

Richard von Lukawetsch.

Kinkel's nachgelassene Dichtung.

Tanagra. Idyll aus Griechenland von Gottfried Kinkel. Braunschweig, Westermann. 1883. 8. 4 M.

Gottfried Kinkel's letzte Dichtung, das Idyll „Tanagra“, ist erst wenige Tage nach dem Tode des Dichters im Druck erschienen. Die Erfindung ist einfach, wie man sie bei einem Idyll erwartet; keine Verwickelung, keine spannende Handlung. Der ruhige Fluß der Erzählung wird durch nichts unterbrochen, was den behaglichen Genuß des Lesens stören könnte. Dabei ist die Sprache von jenem Wohllaut, wie man ihn von Kinkel zu vernehmen gewöhnt ist; die Darstellung frisch und dem Gegenstande völlig angemessen. Diesen bildet nämlich die Rückkehr des Praxias und sein Zusammentreffen mit Agathon, dem berühmten atheniensischen Bildhauer, und dessen schöner Tochter Helena. Abgesehen von dem poetischen Vorwort, in welchem der Dichter um den Tod seines jüngsten Kindes klagt, handeln die ersten Abschnitte des nur 56 Seiten starken Büchleins von den Schicksalen des Praxias und seiner Wanderung nach der Heimat, die mit aller Ausführlichkeit, doch ohne im mindesten zu ermüden, geschildert wird. Wir erfahren, wie Praxias, der von Hause aus Bildhauer, von innerm Thatendrange getrieben, den Meißel mit dem Schwerte, die Heimat mit der Fremde vertauschte, um endlich, nach Jahren eines ruhmvollen, aber unsteten Kriegerlebens, als gereifter Mann wieder nach Griechenland, nach Tanagra zurückzukehren. In zweitägigem Marsche erreicht er seine Geburtsstadt, doch ohne sich in ihren Mauern heimisch fühlen zu können: die lange Abwesenheit hat ihn entfremdet, er selbst ist ein anderer geworden, und niemand kennt ihn mehr. Niedergedrückt durch das Gefühl der Vereinsamung, das sich seiner bemächtigt, wandelt er planlos in die Vorstadt hinaus, wo inzwischen auf ehemals wüsten Stätten prächtige Landhäuser entstanden sind. Er erblickt das Gartenthor des einen geöffnet, und hineintretend sieht er sich plötzlich einer Statue von ungewöhnlicher Schönheit gegenüber, die jugendliche Artemis darstellend, wie sie sich zum Tanze rüstet. Nie glaubt er etwas Aehnliches gesehen zu haben. Wer war der Meister, dem ein solches Werk gelang? Und wer die Jungfrau, die ihm als Vorbild dazu gedient? War es Artemis selbst, war es ein irdisches Weib, dem so hohe Schönheit eigen? Das Plätschern eines Springquells lockt ihn endlich weiter. Doch wie erstaunt er, als er, um einen Granatstrauch biegend, des Bildes Urbild, ein götterschönes Mädchen erblickt, das, auf einer Gartenbank sitzend, Blumen zum Kranze flicht! Auch sie erblickt ihn und erschrickt; er stammelt ein Wort der Entschuldigung; sie erkennt in ihm den Fremdling und lädt ihn begütigend ein, sich am Springquell auszuruhen. Dann entschwebt sie leichten Schrittes. In tiefes Träumen versunken bleibt Praxias zurück:

> Das Haupt auf seinen Wanderstab gesenkt,
> Wie lange, weiß er nicht. Die Seele denkt
> Nur an das Glück, daß sie er sollte finden,
> Und Welt und Zeit vor diesem Bild verschwinden.
> Hier lebt ja sie, sie athmet diese Luft,
> Er trinkt mit ihr den gleichen Blumenduft —
> Hin ist, was je geschmerzt ihn und gefreut,
> Eins bleibt nur, daß die Vaterstadt, die heut
> So grau, so blöden Augs ihn angestarrt,
> Ihm Heimat ward.

Praxias, der endlich sein häusliches Besitzthum aufsucht, findet dasselbe zu seinem Staunen bewohnt und trotz seiner langen Abwesenheit wohl erhalten. Von dem alten Schaffner, dem er sich als den Herrn des Hauses zu erkennen gibt, erfährt er, daß Agathon sich seit kurzem hier niedergelassen; er selbst sei abwesend, um von Paros persönlich den Marmorblock für das Standbild des Dionysos zu holen, das anzufertigen er beauftragt worden. Von frohen Heimatgefühlen belebt, durchwandert Praxias am andern Morgen das ihm so wohlbekannte Haus und tritt zuletzt in die Werkstatt, wo er das vollendete Thonmodell des Gottes, in feuchte Decken gehüllt, stehen sieht. Hier, an der Stätte seiner ehemaligen Thätigkeit, erfaßt ihn die alte Arbeitslust aufs neue. Er ergreift den bereitliegenden Thon und geht frisch ans Werk. So findet ihn der zurückkehrende Agathon. In den Gesprächen, welche die beiden miteinander führen, liegt der Schwerpunkt und der eigentliche Kern des ganzen Gedichts. Im Verlaufe derselben zeigt Praxias dem ergrauten Meister die kleinen Arbeiten, mit

denen er sich die letzten Tage beschäftigt hat. Voll frohen Erstaunens erblickt dieser die artigen Bildchen, welche Scenen und Gestalten, dem unmittelbaren Leben entlehnt, darstellen, und bricht in die prophetischen Worte aus:

Mir ahnt's voraus, in künft'ger Zeiten Lauf
Gräbt man dein Werk aus Grabesnacht herauf,
Und spätre Völker freun sich im Gemüth,
Wie schön die Welt in Hellas einst geblüht.
Wenn längst mein Marmorbild in Trümmer brach,
Bleibt hier an uns ein froh Erinnern wach.
Vergehn auch hundert, eins wird sich verstecken
Und tausend Jahr nach uns noch Freude wecken.

Man hat an diesen Worten des Agathon Anstoß genommen, ja sie als ungereimt und lächerlich hingestellt, da sie eine Anspielung auf die bekannten Funde von Tanagra enthalten. Doch mit Unrecht. Das Denken an die Nachwelt, von der in diesen Versen doch zunächst die Rede ist, erscheint vielmehr bei einem Künstler wie Agathon sehr nahe liegend, sehr natürlich, zumal es den Griechen überhaupt eigen war. Und wenn Kinkel dem Agathon eine Prophezeiung in den Mund legt, so bedient er sich nur der nämlichen Freiheit, deren sich unter andern auch Schiller in seinem „Wilhelm Tell", Act 4, Scene 2, bedient hat, nur noch in ausgedehnterm Maße.

Das letzte Bildchen, das Praxias dem ältern Freunde zeigt, versetzt diesen in das höchste Erstaunen. Sorgfältiger als alle andern gearbeitet, stellt es jenes Mädchen dar, welches er bei seiner Rückkehr nach Tanagra auf der Gartenbank sitzend gefunden und das er in eben jener Stellung getreu aus der Erinnerung modellirt hat. Doch die Reihe des Staunens soll nun auch an Praxias kommen, als ihn der greise Künstler mit sich in das schön geschmückte Speisegemach nimmt und er in der Tochter desselben die heimlich Geliebte wieder erkennt.

Sein Bild verräth ihr sein Geheimniß, und um das Maß der Freude voll zu machen, läßt sie, die eine Schülerin des Apelles ist, Pinsel und Farben kommen, und mit eigener kunstgeübter Hand gibt sie dem kleinen Bilde durch die Bemalung erst das rechte warme Leben. So wird sie die dritte in dem schönen Bunde, dem ein neuer blütenreicher Zweig der griechischen Kunst entsprossen ist.

Am Schlusse seiner Dichtung dankt Gottfried Kinkel der Phantasie, daß sie noch einmal ihm, dem Greise, genaht, wie früher dem Jüngling. Sie ist dem Greise nicht greisenhaft, sondern in jugendlicher Frische genaht und hat ihn am Abend seines Lebens noch mit einem Werke beschenkt, das sich den besten Erzeugnissen seiner Jugend ebenbürtig zur Seite stellt. Das Gedicht verdient es, in den weitesten Kreisen bekannt zu werden; es wird überall die Freude seiner Leser sein. *F. Holtzhausen.*

Zur philosophischen Literatur.

1. Der Untergang der Welt, seine Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit. Astronomisch-geologisch-naturphilosophische Skizzen von G. Braener. Kempen, Fereslaw. 1882. Gr. 8. 1 M.

So wie sich der einzelne Mensch sagen muß, daß die Zeitdauer seines Lebens eine beschränkte ist, und daß er sich in jedem Augenblick auf einem bestimmten Punkte der ihm einmal gesteckten Laufbahn seines Daseins befindet, ebenso gilt dies auch von der Menschheit im ganzen und von dem dieselbe tragenden Erdenleben überhaupt. Wir wissen jetzt, daß auch die Erde, sowie alle andern Weltkörper, einmal entstanden ist und sich nach bestimmten Gesetzen in gewissen weit ausgedehnten Zeitgrenzen bis zu einem nothwendig eintretenden endlichen Abschluß ihres Lebens weiter entwickeln wird. Die Analogie des einzelnen organischen Lebens leidet daher auch auf alle jene großen Weltkörper der kosmischen Individuen Anwendung. Auch diese werden jetzt wol als Organismen von anfänglicher oder primärer Natur angesehen werden dürfen, deren ganzes Dasein und Leben sich nur in räumlichen und zeitlichen Dimensionen von durchaus ungeheuerer Ausdehnung bewegt. Unser Nachbar der Mars befindet sich bereits auf einem weit vorgeschrittenern Stadium der planetarischen Entwickelung als die Erde. Die vorliegende kleine Schrift ist lesenswerth, weil sie in populärer und leicht verständlicher Form in die allgemeinen Resultate der neuern Wissenschaft über dieses Gebiet einführt. Es werden die mancherlei Befürchtungen über einen möglichen plötzlichen Untergang der uns umgebenden Welt zurückgewiesen, aber die Wahrheit ihrer Vergänglichkeit überhaupt kann freilich nicht verschwiegen werden, wobei sich der Verfasser mit Recht gegen jeden hieraus etwa abzuleitenden Pessimismus der geistigen Weltauffassung erklärt. Man sah früher diese ganze uns umgebende Welt mehr im Licht eines einfach Daseienden, während wir sie gegenwärtig vielmehr in dem eines Werdenden aufzufassen gelernt haben. Sowol das Woher als auch das Wohin dieses Werdens ist für uns ein Räthsel, aber im allgemeinen bietet doch, wie es scheint, diese letztere Ansicht einen bessern Stützpunkt für eine geistige, vernünftige oder teleologische Weltbetrachtung dar als jene erstere.

2. Grundlage der empirischen Psychologie von Jakob Mohr. Leipzig, Mutze. 1882. Gr. 8. 2 M.

Der neuern Psychologie schwebt im allgemeinen das Ziel einer streng exacten oder sich an die Methode der Naturwissenschaft anschließenden Erkenntniß des Seelenlebens vor, welche Richtung namentlich zuerst durch Herbart angeregt und vertreten worden ist. Es war vorher ein gewisser idealistischer Begriffstaumel auf diesem Gebiete herrschend. Jener neuere Empirismus aber kann

selbst immer in einem doppelten Sinne aufgefaßt oder verstanden werden. Theils sind die Seelenerscheinungen gebunden an Bedingungen und Vorgänge im Körper, theils bilden sie auch für sich eine eigenthümliche Welt oder einen besondern Stoff des genauen beobachtenden Erkennens. Im erstern Falle bildet die Physiologie die allgemeine wissenschaftliche Grundlage der Psychologie, während im letztern die Voraussetzung von der Seele als eines andern, selbständigen Lebensprincips im Menschen neben dem Körper gemacht zu werden pflegt. Alle wahre Wissenschaft aber nimmt allerdings von der Beobachtung des Wirklichen ihren Ausgang; nur scheint uns der ganze Begriff des psychologischen Empirismus in einer noch andern und ausgedehntern Weise gefaßt werden zu müssen, als dieses hier und für gewöhnlich geschieht. Es ist überall noch ein Zeichen von Unvollkommenheit einer Wissenschaft, wenn sie über der Erörterung ihrer methodischen Grundlage nicht zur Erkenntniß des lebendigen oder concreten Inhalts der Sachen zu kommen vermag. Uns ist auch die gegenwärtige empirische Psychologie noch viel zu abstract und zu sehr in den Anschauungen und Voraussetzungen einer bloßen Naturwissenschaft befangen. Die physiologischen Bedingungen der Erscheinungen des Seelenlebens mögen untersucht und durchforscht werden; aber hierdurch allein werden diese Erscheinungen noch nicht genügend erklärt oder wissenschaftlich begriffen. Auch die Resultate der sogenannten experimentellen Psychologie aber sind zum Theil immer noch von unvollkommener und zweifelhafter Art. Die ganzen Vorgänge in der Seele selbst belauschen und auf allgemeine Gesetze zurückführen zu wollen, ist doch wol nicht, mindestens nicht allein das Ziel und der Charakter der wahren oder wissenschaftlichen Psychologie. Es gibt außerdem noch ein reiches und fruchtbares Gebiet psychologischer Beobachtungen in allen gegebenen oder offenbar gewordenen Erscheinungen des menschlichen Lebens. Diese Erscheinungen können allerdings zum Theil nur durch Begriffe bestimmt, erkannt und in ihren Ordnungen oder Gliederungen dargelegt werden. Unsere jetzige Psychologie aber vermeidet es zu sehr, sich vom Boden der bloßen Beobachtung des Seelenlebens an sich zu der reichen Fülle der aus ihm erwachsenen Erscheinungen zu erheben. Es soll hier alles in streng beobachtender Weise von unten aus erkannt, untersucht und aufgerichtet werden.

Der Verfasser dieser Schrift gibt eine kurz gehaltene Darstellung des allgemeinen Charakters der gegenwärtigen empirischen Psychologie unter kritischer Bezugnahme auf Brentano, Wundt u. a. Die Psychologie ist zuletzt nicht blos eine Naturwissenschaft, sondern auch eine Geisteswissenschaft und wird insofern auch nur in dem Begreifen der realen Erscheinungen des menschlichen Lebens in der Geschichte ihre wahre Aufgabe und Bestimmung zu erblicken haben.

3. Ludwig Feuerbach's Philosophie, die Naturforschung und die philosophische Kritik der Gegenwart von Albrecht Rau. Leipzig, Barth. 1882. Gr. 8. 4 M.

Ludwig Feuerbach und neben ihm noch ein anderer Zeitgenosse von verwandter Gesinnung, Ludwig Knapp, sind die geistigen Heroen, deren Werth und Bedeutung uns von dem Verfasser dieser Schrift vielleicht mit mehr Wärme als mit allseitig recht begrenzten Lichteffecten vorzuführen versucht wird. Sich jetzt noch als einen Anhänger der Feuerbach'schen Lehre bekennen und diese als ein noch fortlebendes Element unsers geistigen Lebens festhalten zu wollen, ist ein wol kaum möglicher und kaum mit Erfolg festzuhaltender Standpunkt. Feuerbach gehört einer frühern und jetzt hinter uns liegenden Entwickelungsepoche des neuern philosophischen Denkens an. Er hing zusammen mit der linken oder jüngern Seite der Hegel'schen Schule und vermittelte dabei in eigener Selbständigkeit die Berührung dieser Gedankensphäre mit der neuern Naturwissenschaft. Sein persönliches Charakterbild ist überall von Werth in der Geschichte der neuern Philosophie und bildet in seiner schneidigen und gesinnungsvollen Energie sowie in seiner selbstbefriedigten und allein der Wahrheit nachlebenden Zurückgezogenheit von dem äußern Treiben der Welt einen wohlthuenden und erfrischenden Gegensatz zu der eiteln Aufgeblasenheit und dem phrasenhaften Pathos mancher anderer bekannter Namen in derselben. Von einem eigentlichen System Feuerbach's aber ist wol kaum mit Recht zu reden; er war ein Geist, der durch sein Ringen zu der Weiterführung der allgemeinen Probleme des neuern Wissens beigetragen hat, der jedoch nicht als ein eigentlicher Feldherr oder Corpsführer einer philosophischen Partei angesehen werden kann. Ueberall aber war in ihm immer mehr wahres geistiges und sittliches Mark enthalten als in den jedes eigenen Kerns entbehrenden hochweisen Lehren und Gedanken gewisser neuester Epigonen, welche von dem Verfasser, wenn auch mit Recht, doch nicht gerade mit besonderm Glück und Geschick einer Kritik unterzogen werden. Feuerbach war, wie unsere frühern Denker alle, doch ein Idealist mit einer bestimmten, tief geschöpften und phantasievollen Anschauung vom wirklichen Wesen der Dinge, während die allerneueste Philosophie sich in eine bloße unklare Zersetzung aller Begriffe über das Wirkliche aufgelöst hat. Wir schätzen auch an dem vorliegenden Werke die Gesinnung des Verfassers, ohne darum seinen Auffassungen an sich überall beipflichten zu können.

4. Studien von A. Spir. (1. Zwei Naturforscher über das Naturerkennen. 2. Was sehen wir? 3. Versöhnung von Wissenschaft und Religion. 4. Gehirn und Seelenleben.) Leipzig, Findel. 1883. 8. 1 M. 20 Pf.

Es ist unverkennbar eine Welt von Widersprüchen, in der wir uns befinden. Daß insbesondere die Naturwissenschaft allein und als solche noch nicht die volle Wahrheit über die Welt für uns sein kann, ist neuerlich noch von zwei hervorragenden Vertretern derselben, Dubois-Reymond und Helmholtz, ausgesprochen worden. Die Religion und ebenso auch der psychologische Idealismus machen Voraussetzungen, welche außerhalb der Grenze unsers ganzen Erkennens von der natürlichen Wirklichkeit liegen. Die Nothwendigkeit und Berechtigung dieser andern Standpunkte

und Gebiete für das Leben aber kann durchaus nicht angezweifelt oder bestritten werden. Es gibt neben dem, was die Naturwissenschaft erkennt, noch weite Lücken im Wirklichen, welche der menschliche Geist mit bestimmten selbstgeschaffenen Annahmen und Vorstellungen erfüllt. Auch die Ideale der Kunst gehören hierher, da auch dieses eine Sphäre ist, welche außerhalb der Grenze der streng wissenschaftlichen Wahrheit oder Möglichkeit liegt. Endlich kann man sich sagen und hat sich gesagt, daß auch die ganze sogenannte eigentliche Realität der Dinge, die von der Naturwissenschaft erkannt wird, doch nur ein Schein oder eine subjectiv-phänomenale Welt in unsern den äußern Eindrücken geöffneten Sinnesorganen ist. Dieses ist ein Satz, in dessen Anerkennung sich in der neuern Zeit auch die Philosophie mit der Naturwissenschaft begegnet. Es bleibt hiernach für uns an sich nichts übrig als innere Einbildung, Vorstellung und Ideal. Der Verfasser weist mit Recht darauf hin, daß es für die Aufgabe der Naturwissenschaft an sich indifferent sei, ob man von einer Welt der Sachen oder nur von einer solchen des sich auf sie beziehenden oder gründenden Scheins reden wolle. Es ist vielmehr dieses eine specifische Liebhaberei der neuern Philosophie, sich in die letztere Auffassung zurückzuziehen oder gleichsam in ihr ihre eigentliche Wohnung aufzuschlagen. Die Dinge als solche geradezu zu negiren und überhaupt die Unverkennbarkeit des objectiven Wesens der Welt im Princip zu behaupten, ist ein Standpunkt, der innerlich ungesund ist, und der auch für die Dauer nicht wird eingenommen oder festgehalten werden können. Denn alles Menschliche strebt zuletzt danach, die Welt nach ihren verschiedenen Seiten in sich aufzunehmen oder zu erkennen. Alle jene einzelnen Standpunkte ergänzen sich insofern untereinander. Der Verfasser hebt mit Klarheit die besondere Nothwendigkeit und Berechtigung derselben hervor, ohne daß es ihm gelänge, sie in organischer Weise als eine Summe oder ein System verschiedener Auffassungen von der Welt einheitlich abzuleiten und gegeneinander zu begrenzen.

5. Die Naturanschauung von Darwin, Goethe und Lamarck. Vortrag in der ersten öffentlichen Sitzung der 55. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte zu Eisenach am 18. September 1882 gehalten von Ernst Haeckel. Jena, Fischer. 1882. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

6. Zur modernen Naturbetrachtung. Vier Abhandlungen von Hermann Frerichs. Norden, Fischer Nachfolger. 1882. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Es sind dieses zwei in ihrer Tendenz und Stellung sich ergänzende geist- und gehaltvolle Darstellungen des ganzen Princips und Charakters der gegenwärtigen Naturwissenschaft. Alle Naturforscher müssen an sich jetzt in der Abweisung aller über die Grenzen des nachweisbaren realen Zusammenhangs der Dinge und Erscheinungen hinausliegender Annahmen oder Hypothesen einstimmig sein. Nichtsdestoweniger kann kein denkender Naturforscher sich dagegen verschließen, daß außer dem bloßen Mechanismus der causalen Verknüpfung allein noch gewisse andere Elemente und Factoren zur vollen Erklärung der natürlichen Wirklichkeit postulirt oder vorausgesetzt werden müssen. Die Naturwissenschaft kann auf ihrem Gebiet und zu ihren Zwecken an sich nur mit jenem Princip operiren, aber sie muß sich sagen, daß dasselbe allein zum vollen Begreifen der Ordnung in der Natur nicht genügt. Von der einen Seite wird mehr die Methode oder Anschauung des sogenannten Monismus allein als die wahre oder berechtigte betont, während von der andern mehr das Unzureichende und der Ergänzung Bedürftige derselben als einer allgemeinen Lehrformel der denkenden Weltbetrachtung hervorgehoben zu werden pflegt. Jenes ist in der ersten, dieses in der zweiten der beiden obengenannten Schriften der Fall. Von einem eigentlichen Streit zwischen Causalität und Teleologie wird in der jetzigen Naturwissenschaft kaum mehr die Rede sein können. Der letztere Standpunkt gilt in der Wissenschaft jetzt als überschritten, während seine Nothwendigkeit und Berechtigung außerdem oder an sich nicht wohl wird abgewiesen oder bestritten werden können. Die ganze Frage aber, ob unsere Naturwissenschaft jetzt bereits den allgemeinen Gipfel ihrer methodischen Vollkommenheit erreicht habe, ist zur Zeit wol noch eine offene. Die frühern Formulirungen des teleologischen Standpunktes der Weltbetrachtung können wissenschaftlich jetzt nicht mehr als genügend oder für das genaue Begreifen des Wirklichen werthvoll angesehen werden. Immerhin aber ist doch auch der Mensch und seine Geschichte eine Fortsetzung des frühern Lebens der Natur, und es werden hieraus doch allmählich vielleicht bestimmte höhere teleologische Gesichtspunkte für das vollkommenere wissenschaftliche oder denkende Begreifen der ganzen uns umschließenden Wirklichkeit gewonnen werden können.

7. Studien über die Association der Vorstellungen von S. Stricker. Mit einer Abbildung in Lichtdruck. Wien, Braumüller. 1883. Gr. 8. 3 M.

Es ist ein ungemein complicirter Mechanismus, auf welchem die ganze Entstehung und weitere Association unserer Vorstellungen über die uns umgebende äußere Welt beruht. Das Psychische und das Physiologische hierbei sind überall nur zwei Seiten eines Processes, die in ihrem actuellen Wesen nicht getrennt oder unterschieden werden können. Der exacte Forscher kann mit der Seele nur rechnen als mit einer an den leiblichen Organismus gebundenen und sich innerhalb der gegebenen Grenzen und Bedingungen desselben bewegenden Kraft. Alle blos philosophischen Hypothesen von einem sogenannten Ansich der Seele sind für diesen Standpunkt werthlos, und die Richtung der neuern Zeit sieht in dem Erforschen des actuellen psychisch-physiologischen Geschehens ihre wahre Aufgabe beim Begreifen des Menschen. Hierfür bietet die vorliegende Schrift interessante und wichtige Beiträge. Uns scheint der Kern aller dieser Fragen namentlich darin zu liegen, wie aus allem jenem Geschehen, was ja an sich rein zeit-

licher Art ist und was zunächst in bestimmten Nervenbewegungen besteht, räumliche Anschauungsbilder von sinnlicher oder geistiger Art und hieraus dann weiter ein ganzer reicher Inhalt oder Besitz und eine mannichfaltige Verkettung einzelner selbständiger Vorstellungen entstehen können. Der Verfasser ist ein scharfer Selbstbeobachter bei allen diesen Erscheinungen des wirklichen oder eingebildeten Sehens. Wir müssen es dahingestellt sein lassen, inwieweit seine Auffassungen wissenschaftlich vollkommen begründet und sonst zur Erschöpfung dieses Gebiets ausreichend seien. Es finden sich auch Untersuchungen über allgemeine Methoden des Erkennens vor, die der Titel der Schrift nicht gerade erwarten läßt. Dieselbe schließt sich an eine Reihe ähnlicher Arbeiten des Verfassers über das Bewußtsein, die Sprachvorstellungen, die Bewegungsvorstellungen u. s. w. an und darf als eine eigenthümliche und anregende Behandlung der Erscheinungen des menschlichen Seelenlebens bezeichnet werden.

Konrad Hermann.

Culturgeschichtliches.

1. Vehmgerichte und Hexenprocesse in Deutschland. Nach den Quellen dargestellt von Oskar Wächter. Stuttgart, Spemann. 1882. 8. 1 M.

Der Verfasser rechtfertigt die Schreibart „Vehme" durch die alten Urkunden, welche aber einer Zeit angehören, in welcher die deutsche Orthographie in Willkür und Regellosigkeit verfiel. Der betreffende Artikel in Ersch und Gruber's „Allgemeiner Encyklopädie der Wissenschaften und Künste" hat es dagegen als höchst wahrscheinlich hingestellt, daß „Femgericht" vom lateinischen „fama" kommt, daher er dort richtig unter F eingeordnet ist, und so auch in Brockhaus' „Conversations-Lexikon". Die Ableitung, welche der Verfasser S. 68 gibt, halten wir nicht für überzeugend. Die Einleitung des kleinen populären Buchs behandelt in kurzen allgemeinen Zügen die Rechtszustände des Mittelalters, namentlich in Bezug auf das Raubritter- und Fehdewesen mit Heranziehung zahlreicher belehrender Beispiele, wie auch bezüglich des Strafrechts, das in der spätern Zeit des Mittelalters so erfinderisch in grausamen Strafen war. Die Beispiele hiervon aber, sagt der Verfasser am Schluß der Einleitung, werden überboten durch die Schrecken der Hexenprocesse, denen gegenüber die Femgerichte als leuchtendes Vorbild echter Volksjustiz erscheinen. Damit ist der Zusammenhang zwischen Einleitung und Hauptthema hergestellt, und wir werden nun in die Femgerichte durch — zwei Erzählungen: „Auf rother Erde" und „Macht in die Ferne", eingeführt, mit deren Einfügung in ein populär historisches Buch doch die Popularität etwas zu weit getrieben sein dürfte. Darauf folgt eine historische Darstellung der Feme und ihres Wesens, welche, wenn auch nicht für Historiker, doch für weitere Kreise manches Belehrende bietet und, wenn auch nicht zum ersten male, namentlich das noch immer aus „Käthchen von Heilbronn" spukende Märchen von unterirdischen und vermummten Femgerichtsscenen beseitigt.

Die zweite Abtheilung des Büchleins behandelt die Hexenprocesse; etwas Neues bringt deren Darstellung nicht, was auch bei einer populären Schrift nicht zu verlangen; dagegen ist sie bei aller Kürze sehr vollständig, klar und faßlich. Namentlich ist das scheußliche Proceßverfahren (die Wasser- und Nadelprobe, die Folter, die Hexenthürme) einläßlich geschildert. Merkwürdige Hexenprocesse, an denen wir ja keinen Mangel haben, schließen sich an. Der Schlußabschnitt behandelt die Versuche, das Räthsel der Hexenprocesse zu erklären, ziemlich erschöpfend.

2. Schwizer-Dütsch. Sammlung deutsch-schweizerischer Mundartliteratur von O. Sutermeister. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. 1882. 8. In Heften zu 50 Pf.

Die von uns bereits angezeigte treffliche Sammlung ist durch sechs weitere Hefte vermehrt, nämlich durch das zweite Heft von Basel und von Bern und durch das erste von Glarus, Luzern, Solothurn und Schaffhausen, und dieselben schließen sich den sechs ersten Heften in durchaus würdiger Weise an.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Die „Geschichte der Kunst des Alterthums" von Georges Perrot und Charles Chipiez, erste Abtheilung „Aegypten", deutsche Ausgabe von Richard Pietschmann (Leipzig, F. A. Brockhaus), liegt uns bis zur siebzehnten Lieferung vor. Wir haben bereits früher erwähnt, daß die Ausstattung dieses Werks eine brillante, sein wissenschaftlicher Werth ein bedeutender ist. Die achte bis zehnte Lieferung behandeln die Tempel des alten, des mittlern und des neuen Reichs, letztere natürlich am ausführlichsten. Aus der Fülle der im größten Maßstab ausgeführten, überaus sorgfältigen und anschaulichen Abbildungen heben wir hervor: das Basrelief Seti I. zu Abydos, das Bild eines Widders (Plastik) zu Karnak, die Pforte und Umfassungsmauer des Tempels zu Karnak, die Hauptfaçade des Tempels zu Luxor, einen Längen- sowie einen Querdurchschnitt des Chons-Tempels, die heilige Barke im Tempel von Elephantine, ein tragbares Tabernakel aus Holz, Gesammtplan und Grundriß des Tempels von Karnak, Karnak im gegenwärtigen Zustand, perspectivische Ansicht von Luxor, das Ramesseum u. s. w. Wir gestehen, daß wir z. B. die Façaden des Haupt- und des Nebentempels zu Ipsambul noch nie so vortrefflich abgebildet gesehen haben wie hier; die beigegebene Totalansicht von Karnak ist überaus instructiv. Die elfte bis vierzehnte Lieferung behandeln besonders die altägyptische Architektur, geben einen vortrefflichen

Excurs über die ägyptischen Säulenordnungen, über Pfeiler- und Säulenstellungen, über Fenster und Thüren, über die Berufsstellung der Architekten u. s. w. Hierauf geht das Werk über zur Bildhauerkunst. Es ist wiederum eine staunenswerthe Fülle von höchst instructiven Abbildungen, welche dieser Kunstgeschichte beigegeben sind, insbesondere zeigen die zur Plastik gehörigen eine merkwürdige Aehnlichkeit mit der Natur und lassen uns erkennen, daß diese Kunst bei den Aegyptern zu einer höhern Stufe gelangt war, als man früher annahm. In der funfzehnten bis siebzehnten Lieferung folgen: die hochinteressante Figur Ramses' II. in Originalgröße, die in Turin befindliche Granitstatue desselben Königs, Reliefs, Werke der Kleinkunst, der im Louvre befindliche bekannte Schreiber (farbig), eine Theorie und Charakteristik des ägyptischen Stils u. s. w. Die erste Aegyptens Kunst umfassende Abtheilung des vortrefflichen Werks wird demnächst in 22 Lieferungen vollständig vorliegen und darf als ein sehr verdienstliches Unternehmen bezeichnet werden. Die Forschung ist ebenso vollständig wie umfassend, die Polemik echt wissenschaftlich, der Zusammenhang der Kunst mit den andern Factoren des Culturlebens ebenso geistvoll klargelegt wie das Detail der Kunstwerke selbst instructiv erörtert. Allen Fachgelehrten, Künstlern und Kunstfreunden sei das Werk dringend empfohlen.

— Die noch immer interessanten Schriften des Fürsten Pückler-Muskau, des genialen Weltgängers, des einst vielgefeierten „Semilasso“, gibt die Deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart jetzt zu sehr ermäßigten Preisen: sämmtliche 26 Bände für 10 M., wenn sie auf einmal bezogen werden. Bisher kosteten sie 182 M. 85 Pf.

— Otto Weber hat sich der Mühe unterzogen, A. Barbou's Werk „Victor Hugo und seine Zeit“ für das deutsche Publikum frei nach dem Französischen zu bearbeiten (Leipzig, Thiel). Die von ihrem Verfasser sehr breit angelegte Biographie des großen Dichters Frankreichs umfaßt auch in der vorliegenden Bearbeitung immer noch 404 große Octavseiten und erzählt uns sein Leben ab ovo bis auf den heutigen Tag mit einer Ausführlichkeit, wie sie nur Franzosen interessiren kann. Eine noch größere Kürzung hätte daher nichts schaden können, da das Werk doch nur auf das große Publikum berechnet ist, wissenschaftlichen Werth wol kaum besitzt. Es sind ihm übrigens auch sehr viele, freilich nicht besonders gelungene Illustrationen beigegeben.

— Der verdienstvolle Joseph Haller hat kürzlich den ersten Theil eines umfassenden Werks veröffentlicht, dessen Titel lautet: „Altspanische Sprichwörter und sprichwörtliche Redensarten aus den Zeiten vor Cervantes, ins Deutsche übersetzt, in spanischer und deutscher Sprache erörtert, und verglichen mit den entsprechenden der alten Griechen und Römer, der Lateiner der spätern Zeiten, der sämmtlichen germanischen und romanischen Völker und einer Anzahl der Basken, endlich mit sachlichen, sprachlichen, geschichtlichen, literarhistorischen, biographischen, geographischen und topographischen Erläuterungen versehen, nebst Vorwort, Einleitung, Index und einem kleinen Anhang“ (Regensburg, Manz). Dieser Titel genügt, um mit dem reichen Inhalt des stattlichen, aus 652 Großoctavseiten bestehenden, vorzüglich ausgestatteten Bandes bekannt zu machen, und wollen wir nur noch hinzufügen, daß die Einleitung ebenso lehrreich, wie die Uebersetzung der Sprichwörter stets eine genaue und elegante ist. In der Sprichwörterliteratur wird das Werk gewiß stets einen hervorragenden Platz einnehmen, und kann es mit bestem Gewissen allen empfohlen werden, die sich für diese Literatur interessiren.

Berichtigung.

In dem in Nr. 29 d. Bl. abgedruckten Aufsatz: „Die neueste Shakspeare-Literatur“ muß es in der Besprechung des Buchs von K. Dietrich: „Hamlet der Konstabel der Vorsehung“, auf S. 453, Spalte 2, Zeile 4 v. u. statt „ästhetischem Schulbedürftigkeitsgefühl“ heißen: „ästhetischem Schuldbedürftigkeitsgefühl“.

Bibliographie.

Anzengruber, L., Die Kameradin. Eine Erzählung. Dresden, Minden. 8. 3 M. 50 Pf.

Audebert, J., Beiträge zur Kenntnis Madagaskars. I. Madagaskar und das Hovareich. Vortrag. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Bastian, A., Zur Kenntniss Hawaii's. Nachträge und Ergänzungen zu den Inselgruppen in Oceanien. Mit 1 Tafel und 2 Beilagen. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 4 M.

Baudissin, Graf W., Sociale Fragen der Gegenwart. Allen Freunden wahrer Freiheit gewidmet. Dresden, v. Grumbkow. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Baumbach, R., Abenteuer und Schwänke, alten Meistern nacherzählt. Leipzig, Liebeskind. 12. 2 M. 80 Pf.

Borgeaud, C., J. J. Rousseau's Religionsphilosophie. Unter Benutzung bisher nicht veröffentlicnter Quellen. Leipzig, Fock. Gr. 8. 3 M.

Braun, T. S., Ohne Stern. Roman. 2 Bde. Brieg, Bänder. 8. 8 M.

Caro, C., Gedichte. Breslau, Trewendt. 8. 2 M.

Caro, J., Beata und Halszka. Eine polnisch-russische Geschichte aus dem 16. Jahrhundert. Breslau, Trewendt. 8. 3 M.

Carus, P., Ursache, Grund und Zweck. Eine philosophische Untersuchung zur Klärung der Begriffe. Dresden, v. Grumbkow. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Dafert, F. W., Gottfried Wilhelm Leibnitz als Deutscher. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 8. 80 Pf.

Fontaine, E. de la, Luxemburger Sitten und Bräuche. Gesammelt und herausgegeben. Luxemburg, Brück. Gr. 8. 4 M.

Russische Geschichten. Deutsch von W. Wolfsohn. Dresden, Minden. 8. 3 M. 50 Pf.

Goebel, T., Friedrich Koenig und die Erfindung der Schnellpresse. Ein biographisches Denkmal. Stuttgart, Kröner. Gr. 4. 12 M.

Graf, A., Ghafelen-Kranz. Ansbach, Brügel u. Sohn. 12. 3 M.

Grawein, A., In der Cajüte. Lustspiel. Czernowitz, Pardini. 8. 1 M.

Hahn, F. G., Insel-Studien. Versuch einer auf orographische und geologische Verhältnisse gegründeten Eintheilung der Inseln. Mit einer Karte in Farbendruck. Leipzig, Veit u. Comp. Gr. 8. 7 M. 20 Pf.

Hauser, K. Baron, Der Markt Obervellach. Klagenfurt, Liegel. Gr. 8. 80 Pf.

Jäger, O., Aus der Praxis. Ein pädagogisches Testament. Wiesbaden, Kunze's Nachf. Gr. 8. 3 M.

Juhász gen. Schäfer, J., Der Ring des Nibelungen. Erinnerung an die 100 Aufführungen des Richard Wagner-Theaters. Briefe und Reden Richard Wagner's, Recensionen der bedeutendsten deutschen Zeitungen, geschichtlicher Ueberblick der 100 Aufführungen aus dem Ring des Nibelungen. Darmstadt, Hoffmann. Gr. 8. 2 M.

Lilek, A., Die Beziehungen der Habsburger und Hohenzollern im XIII. Jahrhundert. Graz, Leuschner u. Lubensky. Gr. 8. 1 M.

Littrow, H., Die Semmeringfahrt. Reisebild in gemüthlichen Reimen. Wien, Wallishausser. 12. 1 M. 40 Pf.

Müller, W., Gerhard van Swieten. Biographischer Beitrag zur Geschichte der Aufklärung in Oesterreich. Mit dem Bildnisse van Swieten's. Wien, Braumüller. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Pfaff, F., Die Entwicklung der Welt auf atomistischer Grundlage. Ein Beitrag zur Charakteristik des Materialismus. Mit 31 Figuren. Heidelberg, C. Winter. Gr. 8. 5 M.

Riezler, S., Geschichte des fürstlichen Hauses Fürstenberg und seiner Ahnen bis zum Jahre 1509. Mit Abbildungen, Stammtafeln und einer historischen Karte der achalmischen, urachischen, freiburgischen und fürstenbergischen Lande in Schwaben. Tübingen, Laupp. Lex.-8. 10 M.

Sachs, H., Die Wittenbergische Nachtigall, die man jetzt höret überall. Ein allegorisches Gedicht. Sprachlich erneuert und mit Einleitung und Anmerkungen versehen von K. Siegen. Mit dem alten Holzschnitt, sowie mit Luther's Wappen und facsimilirter Handschrift. Jena, Mauke. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Schöll, F., Adolf Schöll, weiland Geheimer Hofrath und Oberbibliothekar in Weimar. Berlin, Calvary u. Comp. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Schlosser, G., Die Revolution von 1848. Erinnerungen. Gütersloh, Bertelsmann. 8. 2 M. 40 Pf.

Sieber, Haltung Sachsens gegenüber Heinrich IV. von 1083—1106. Breslau, Görlich u. Coch. Gr. 8. 1 M.

Suess, E., Das Antlitz der Erde. Mit Abbildungen und Kartenskizzen. 1ste Abth. Prag, Tempsky. Lex.-8. 10 M.

Wahlheim, E., Die närrische Müllerin. Eine Alpendorfgeschichte aus Oesterreich. Herausgegeben vom Grillparzer-Vereine. Klagenfurt, v. Kleinmayr. 12. 1 M. 20 Pf.

Welten, O., Zola-Abende bei Frau von S. Eine kritische Studie in Gesprächen. Mit Zola's Porträt. Berlin, Auerbach. 8. 3 M.

Wichert, E., Sommergäste. Zwei Humoresken. Leipzig, Reißner. 8. 1 M.

Deutsche Zeit- und Streit-Fragen. Flugschriften zur Kenntniß der Gegenwart. In Verbindung mit Kluckhohn, A. Lammers, J. B. Meyer und P. Schmidt herausgegeben von F. v. Holtzendorff. 183stes Hft.: Die Schul-Ueberbürdungsfrage. Sachlich beleuchtet von H. Lacher. Berlin, Habel. Gr. 8. 75 Pf.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 33. —— 16. August 1883.

Literarische Unterhaltungen.

Dichtung und Leben.

Wir haben uns neuerdings gegen die Spielhagen'sche Modelltheorie erklärt, gegen das bedingungslose Verlangen, daß der Dichter nach einem Modell arbeiten müsse. Gleichwol geben wir bereitwillig zu, daß der Romandichter, der moderne Stoffe behandelt, aus dem Leben schöpfen muß, ebenso der Lustspiel- und Schauspieldichter. Allein er concipirt seine Gestalten durch einen Act dichterischer Intuition aus einer Menge von Eindrücken. Der Act der poetischen Menschwerdung ist in letzter Instanz sein Geheimniß und läßt sich am wenigsten in seinen einzelnen Momenten protokollarisch registriren. Damit ist freilich nicht ausgeschlossen, daß der Dichter gelegentlich einmal eine Gestalt mit Haut und Haar aus dem Reiche der Lebendigen ausgraben und in seine Phantasiewelt verpflanzen kann.

Ebenso wenig ausgeschlossen ist der Roman, in welchem der Dichter in leiser Verhüllung eine Geschichte seines eigenen Lebens erzählt: Dichtung und Wahrheit im Gegensatz zu der offenherzigen Autobiographie, welche den Titel Wahrheit und Dichtung führt. Doch wird dies Genre immer etwas Schielendes und Zwitterhaftes behalten und nur durch eine mehr oder weniger humoristische Behandlung erträglich werden. Ein Muster dieses autobiographischen Romans ist „David Copperfield" von Charles Dickens. Da derselbe eigentlich nur eine verkleidete Selbstbiographie ist, so ist es natürlich, daß hier alle Personen aus dem Leben gegriffen sind, specifisch englische Charaktere, meistens mit einem gehörigen Spleen behaftet und nach deutschen Begriffen zum Theil halb verrückt; doch das Clair-obscur des eigenartigen und unübertrefflichen Humors, mit dem sie geschildert sind, läßt ihre Ecken und Kanten weniger auffällig erscheinen. Und gerade die Zeichnung des innern Lebens, die innere Entwickelung des Dichters ist eine so meisterhafte, daß der Werth des Werks vorzugsweise in dieser Selbstspiegelung zu suchen ist. Aehnlich verhält es sich mit „Le petit Chose" von Alphonse Daudet, der überhaupt mit Dickens manche Aehnlichkeit hat. Eigen ist aber allen diesen in dichterische Hülle gekleideten Selbstbiographien, daß sie mit dem feinen Instinct, der dem begabten Poeten niemals fehlt, das Wesentliche im Lebensgange hervorheben und sich nie auf Nebensächliches und Bedeutungsloses einlassen.

Wie verfahren aber die Biographen und Commentatoren, welche von außen an ein Dichterleben herantreten, um es dem Publikum im Zusammenhang zu erzählen, oder welche die einzelnen Gedichte und Werke aus den Lebensschicksalen der Dichter zu erläutern suchen? Es ist unglaublich, welch einen Wust von gleichgültigen Daten sie zusammenhäufen, und wie sie, das Geheimniß der dichterischen Production verkennend, für alles und jedes eine äußerliche Beziehung suchen. Die verhängnißvolle Aeußerung Goethe's, jedes Gedicht sei im Grunde ein Gelegenheitsgedicht, kommt ihnen hierbei sehr zu statten; nur daß sie den Gelegenheiten immer draußen in äußern Verhältnissen nachspüren und von den geistigen Anregungen absehen, welche Goethe doch vorzugsweise mit seinem Ausspruch gemeint hat.

Je dunkler ein Dichterleben, desto mehr Arbeit für die Commentatoren, es aufzuklären; überall hängen sie ihre Laternen auf; doch das Licht fällt immer nur auf diese oder jene Stelle, oft mit trüglichem Schein; noch öfter reflectirt es nur den Scharfsinn des Auslegers. So ist

es bei Shakspeare. Von dem Leben dieses Dichters wissen wir sehr wenig: einige nicht ganz verbürgte Anekdoten aus seiner Jugendzeit, sowie daß er ein mittelmäßiger Schauspieler und geschickter Theaterdirector war, der sich aus seiner dem Geschmack der Menge schmeichelnden Unternehmung ein hübsches Vermögen erwarb. Mit einigen Hofherren der Königin Elisabeth soll er in freundlichem Verkehr gestanden haben: das Theater war ja zu jeder Zeit eine Arena der Galanterie, besonders damals, wo die Vornehmen auf der Bühne selbst Posto saßten und ein Theaterdirector eine Art von Vertrauensmann für sie war. Alle diese Ueberlieferungen sind wenig dazu geeignet, uns den Dichter selbst näher zu bringen; und so konnte es kommen, daß Shakspeare in neuester Zeit für eine mythische Figur erklärt wurde, als deren Kern nur der Schauspieldirector übrigblieb, während der Dichter in alle Lüfte zerflatterte und sein poetischer Königsmantel nicht den Manager des Globetheaters, sondern den hochgelehrten Kanzler Bacon schmücken sollte.

Und welche Biographie haben die Erläuterer nun aus seinen Werken heraus- und in sie hineininterpretirt! Was für merkwürdige Freundschafts- und Liebesverhältnisse sind aus den „Sonetten", dieser crux interpretum, herausgelesen worden! Da wurde untersucht, ob Shakspeare in Italien gewesen, wie er zu seinen juristischen, medicinischen Kenntnissen gekommen; jede Facultät vindicirte sich ihren Antheil an dem Dichter und fertigte ein Register der Antheilscheine aus, die er an ihrem wissenschaftlichen Actienkapital besaß; das Biographische mußte, wenn es sich nicht freiwillig darbot, aus der Erde gestampft werden. Dies ganze Aufgebot gelehrten Scharfsinns, welches allein in Deutschland viele hundert Bände füllte, war insofern ziemlich müßig, als die Dramen Shakspeare's zu seinem Leben in keiner andern Beziehung standen als in der sehr praktischen, daß er sie für sein Theater geschrieben und damit pecuniäre Erfolge errungen hat. Daß er seine eigene Weltanschauung in einzelnen Charakteren, besonders im „Hamlet" ausgesprochen, wo auch manche Erfahrungen seines Theaterlebens verwerthet sind, ist zweifellos. Doch keinen seiner Stoffe hat er seinem eigenen Leben entnommen; ebenso wenig hat er diesen oder jenen seiner Zeitgenossen in Thon geknetet; Novellen, ältere Dramen, geschichtliche Chroniken waren seine Stoffquellen; seine Gestalten schuf er kraft genialer Intuition. Durch alle biographischen Entdeckungen, selbst wenn sie über Hypothesen hinausgingen, würde kein neues Licht auf seine Werke fallen.

Was Schiller betrifft, so werden seine Jugenddramen allerdings durch seine Erlebnisse erläutert; der kraftgenialische Trotz in denselben, der revolutionäre Sturm und Drang finden ihre Erklärung in der Auflehnung seines jugendlichen Sinnes gegen die strenge Disciplin der Karlsschule und der in alle Lebensverhältnisse übergreifenden Souveränetät des Landesherrn. Was aber seine letzten dramatischen Meisterwerke betrifft, so hat er als freischaffender Dichter seine Stoffe gewählt; höchstens bot ihm das Studium Anregung dazu und der Verkehr mit Goethe und andern geistesverwandten Freunden. Ob er den „Wallenstein" in Jena, die „Jungfrau" und den „Tell" in Weimar schuf, ist dabei sehr gleichgültig, sowie alle andern äußern Daten aus seinem spätern Leben, wenn sie nicht zu sehr ins Detail der Küchenrechnungen gehen, zwar die Verehrer des Dichters interessiren, zum Verständniß seiner Werke aber nicht das Geringste beitragen können.

Nun erscheint aber Goethe auf der Bühne, der Verkündiger der Gelegenheitspoesie, der Autobiograph, und es ist nicht zu leugnen, daß kaum ein anderer Poet in gleicher Weise die biographischen Ausleger zu ermuthigen vermag. Vieles von dem, was er erlebte, spiegelt sich in seinen Dichtungen wider, namentlich seine wechselnden Neigungen, und er selbst liebte es, die Wechselbeziehungen zwischen seinem Leben und Dichten beschaulich zu vereinigen und dem Publikum zu erläutern. Doch was die Eigenart eines einzelnen Dichters ist, läßt sich keineswegs ohne weiteres auf die andern übertragen. Ebenso wenig sind alle Schöpfungen Goethe's in diesem Lichte anzusehen: viele seiner lyrischen Gedichte und der „Werther" freilich unbedingt. Doch „Götz" und „Egmont" haben mit seinen eigenen Erlebnissen gar nichts gemein, und man muß schon die Brille der Commentatoren aufsetzen, wenn man in der „Iphigenie" eine auf den Kothurn verpflanzte Frau von Stein erblicken will. Tasso und Antonio sind Helden eines Hoflebens, das nach den Eindrücken des Dichters gezeichnet ist; Weimar und Ferrara haben vieles gemein. Doch es ist Thorheit, in Tasso Goethe selbst sehen zu wollen, der ebenso viel von Antonio in sich trug. Auch „Faust", „Wilhelm Meister", „Die Wahlverwandtschaften" sind Schöpfungen dichterischer Intuition. Anregungen schöpft jeder Poet aus seinem Leben, und vermag der Kritiker das nachzuweisen, so wird er die Theilnahme aller gewinnen, die den Dichter verehren. Doch neben dem Leben im Geiste, neben den entscheidenden Wendungen des äußern Schicksals geht doch auch das alltägliche Leben der Dichter einher, von welchem jenes durchaus nicht berührt wird — und über diese Alltäglichkeiten und Nichtigkeiten Chroniken zu schreiben und Register zu führen, das hat die deutsche alexandrinische Literaturgeschichtschreibung sich zur Aufgabe gestellt und darin das Unglaublichste und Unerträglichste geleistet. Was bei andern Sterblichen als ein Sündenregister erscheinen würde, das wird bei dem Genie verzeichnet als glorreicher Entwickelungsgang. Namentlich unserm Goethe hat man als Zopf ein ganzes Don Juan-Register von Liebschaften in den Rockkragen gesteckt, welches von hundert Gelehrten abgelesen wird. Wird irgendwo ein neues Liebesverhältniß entdeckt, so thut sich der literarische Entdecker darauf so viel zugute wie ein Astronom, dem auf seiner Sternwarte ein neuer Planet ins Fernrohr gerückt ist. Und außerdem fehlt nicht viel, daß die sämmtlichen Acten des weimarischen Geheimraths von Goethe als Ballast auf das längst überfrachtete Schiff unserer Literaturforschung geladen werden.

„Wer den Dichter will verstehn, muß in Dichters Lande gehn", sagt Goethe selbst. Diese Erläuterer haben aber oft von den Landen des Dichters keine Ahnung; im Gegentheil, sie zerren ihn daraus hervor, indem sie sich mit ihrer ganzen platten Prosa an seine Rockschöße hängen. Möge das Alexandrinerthum in Deutschland fernerhin nicht so überwuchern wie bisher.

Rudolf von Gottschall.

Schwäbische Dialektdichtung.

Nohmôl Schwôbagschichta von Karl und Richard Weitbrecht. Stuttgart, Kohlhammer. 1882. 8. 2 M. 20 Pf.

Man darf sich wohl besinnen, in unserer schreibseligen Zeit ein Schriftwerk, ob es auch uns selbst in hohem Grade angesprochen und gepackt hat, frischweg nun dem großen Leserkreis nicht blos zum einmaligen Lesen und Entlehnen, sondern zu bleibendem Besitz und zur Einverleibung in die Hausbibliothek zu empfehlen. Denn dazu gehört, daß ein Buch mehr als mittelgute Waare, wie wir in unsern Tagen, zumal im erzählenden Fach der schönen Literatur, unstreitig sehr viel haben, nein, daß es etwas ganz Besonderes, Bahnbrechendes oder wenigstens seine Gattung würdig Vertretendes sei, ebenbürtig dem Besten, was unser Schriftthum in dieser Art bereits besitzt, und werth, als Bestandtheil des Bücherschatzes der Familie wieder und wieder gelesen zu werden. Man muß dem Verfasser nachsagen können, er habe ein Erzeugniß geliefert, das nicht allein nach Form und Stoff, Charakteristik und Aufbau vollendet sei, sondern womit er seine besten Vorgänger erreicht und nach Umständen sich selbst überflügelt habe.

Dies alles getrauen wir uns nun aber von dem in der Aufschrift genannten Schriftchen zu behaupten und zu beweisen.

Seinen Inhalt bilden sechs Erzählungen in schwäbischer Mundart von einem Brüderpaar, das, wie sonst schon durch manches Rühmliche in gebundener und ungebundener hochdeutscher Rede, so vor vier Jahren mit seinen „Gschichta-n aus-m Schwôbaland" sich über die Grenzen des engern Vaterlandes hinaus und selbst bis zu den Schwaben in Nordamerika als Dialektschriftsteller einen Namen gemacht hat.

In der ersten Geschichte dieser neuen Sammlung nun erfahren wir von einem Dorfe, das vornehmlich wegen seiner „buckeligen" Lage und unebenen Felder in der Umgegend dermaßen in Misachtung stand, daß ein Sprichwort aufkam: „Wer Vater und Mutter nicht ehrt, kommt nach «Bucklingen»." Selbst zwei junge Bürger des Orts (welche beide im Fall waren, zu sagen: „Hear muaß Oine", will heißen: „Wir müssen schlechterdings eine zweite Hälfte für unser gutes «Anwesen» ins Haus bekommen") zogen es deshalb vor, ihre Augen und Bestrebungen auf Mädchen eines auswärtigen Dorfs zu richten, obschon wenigstens der eine von ihnen die Schönste und Resoluteste im Heimatort im stillen lieb hat und auch von ihr heimlich „gern gehabt" wird, aber freilich zu ihr sagen muß: „Marie, wenn du einmal stirbst, muß man dir das Maul extra todtschlagen." Wie nun dessenungeachtet und trotz der in aller Naivetät und Derbheit kundgegebenen Eifersucht diese beiden schließlich einander „kriegen", und wie im Volksleben „die Liebe sich zankt", ist gar spannend und ergötzlich zu lesen.

Wie diese erste, so ist die sechste und letzte Erzählung: „So a' Beck!", gleichfalls heitern Charakters. Sie meldet von einem nach genanntem Ort eingewanderten Bäcker, welcher, obgleich tüchtig in seinem Fach und von wackerer Gesinnung, anfangs gegenüber den Werbern aus dem Bauernstand als bloßer Gewerbsmann von den bucklinger Mädchen gering geachtet wird, dennoch aber am Ende allem Vorurtheil zum Trotz die ursprünglich Sprödeste und Gescheiteste des Dorfs als Sieger gewinnt. Die Anschauungen der Dorfschönen und ihre Umstimmung sind hier meisterlich geschildert.

Diese zwei Lustspiele, wozu sie ein bühnenkundiger Dichter alsbald gestalten könnte, bilden also Anfang und Ende des Buchs; die von ihnen eingefaßte Mitte dagegen besteht aus vier Lebensbildern der tragischen Gattung. Da wird unter dem Titel „Wa' mers übermacht" (d. h. Was geschieht, wenn man den Bogen zu straff spannt) das Geschick eines Liebespaars vorgeführt, dessen Bund durch den echt schwäbischen Trotzkopf des sonst edeln Mädchens schmerzlich zerrissen wird. Noch tragischer ist das dritte Stück, eine Verführungsgeschichte: „'s End vom Liedle", ein Gegenstück von Faust und Gretchen und eine ergreifende Illustration von Heine's „Es ist eine alte Geschichte". Desgleichen ist „Das Räpple", obgleich durchaus originell, wie ein Zwillingsbruder von Hebel's „Karfunkel" anzusehen, oder auch als ein in drastischer Gestalt vorgeführter Commentar zu Mephisto's Worten: „Wenn ihr mir die Erlaubniß gebt, ihn meine Straße sacht zu führen", und zu der biblischen Wahrheit: „Wer Sünde thut, der wird der Sünde Knecht." Andererseits hat man im Gegensatz zu dem schwachen Großbauern an dessen Weib und dem Oberknecht zwei herrliche Vertreter einer ganz gesunden und thatkräftigen Frömmigkeit. Ueberaus rührend, wiewol entfernt nicht sentimental, stellt endlich das vorletzte Stück: „Vom Lisle. A' Kendergschicht", in wenigen Zügen einen Bauernknaben von echtem Schrot und Korn dar, welcher aber zugleich ein feineres Zartgefühl und eine tiefe Empfindung bethätigt, indem er einer gestorbenen Spielschwester einen Ball, der ihr Kleinod war

den er ihr aber abgeschwatzt hatte, unter das Sterbekissen schob.

Durch die hier vorliegenden Lebensbilder wird jeder sprach- und sachkundige, zugleich für echte Poesie empfängliche Leser zunächst den allgemeinen Eindruck bekommen, daß es den Verfassern in der That gelungen ist, in poetischer Verklärung den im Vorwort verheißenen Beweis zu liefern, daß in unserm Landvolk „noch eine Fülle von Ernst und Humor, von Gemüthstiefe, Frömmigkeit und schlichter Tüchtigkeit" — fügen wir bei, von gesunder, kräftiger, poetischer Anschauung, ehrenfester Gesinnung und kräftiger Ausdrucksweise — „vorhanden ist, und daß es nur der gestaltenden Hand bedarf, diese Schätze an das Tageslicht zu fördern."

Aber noch mehr. Wer in das Verständniß dieser einfachen Dorfgeschichten tiefer eindringt, wird ihnen die eingangs aufgestellten fünf Eigenschaften eines poetischen Erzeugnisses von bleibendem Werth mit Recht zuerkannt finden. Dies will natürlich im einzelnen nachgewiesen sein, sonst erscheint das Lob eben nur als Ausfluß parteiischer Landsmannschaft, wo nicht gar persönlicher Freundschaft. Auch wird dem durch Vielleserei verschrobenen Zeitgeschmack blos dadurch ein wesentlicher Dienst erwiesen und an ihm eine wohlthätige Zucht geübt, wenn man an hervorragenden Beispielen klar und scharf vor Augen stellt, was denn wirklich als ein classisches, d. h. als ein den Zeitgeist würdig und voll repräsentirendes Werk im Gebiet der schönen Literatur zu gelten berechtigt sei. Mit Lobhudelei ins Blaue und Allgemeine hinein wird wenig Gutes, aber viel Schlimmes geschafft.

Vorausgeschickt muß jedoch zweierlei werden. Wenn ein ästhetisches Kunstwerk als in seiner Art vollkommen gerühmt wird, so ist damit nicht gesagt, daß es ganz und gar ohne Flecken und Runzeln sei. Die Kritik darf und muß sich auch an ihm durch diese und jene Ausstellungen bezahlt machen, was denn, gleichfalls zum Frommen der Sache, schließlich auch in diesem Fall nicht unterlassen werden soll. Dann möge auch bedacht werden, daß es sich nicht um eine Dichtung im großen Stil, sondern um Dorfgeschichten handelt. Zwar ist es keineswegs so leicht, wie mancher meint, solche ganz tadellos und vollkommen befriedigend herzustellen; man hat Exempel von vielgerühmten Dichtern, welche bei allem Reichthum an geistreichen und tiefen Gedanken, vielleicht eben deshalb, auf diesem Gebiete doch mitunter eben nur Gestalten von zweifelhafter, weil zwitterartiger Wahrheit geschaffen haben. Allein andererseits ist es einem Schriftsteller, der einmal zur Kleinmalerei wirklich das Zeug besitzt und es darin zu einer gewissen Meisterschaft gebracht hat, zum Theil minder schwer, Fehler zu vermeiden, und er wird meist der Kritik weniger entschiedene Blößen bieten. Eine Verzeichnung fällt an einem Genrebild mit seinen paar Figuren nicht so stark in die Augen wie bei einem Gemälde mit vielen und lebensgroßen Gestalten. Sonach darf an diese Erzählungen in manchem Betracht ein minder strenger Maßstab angelegt werden als an umfassendere Novellen.

Warum nun diese neuesten Schwabengeschichten in ihrer Art etwas nach Sprachform und Inhalt Vollendetes heißen können, das ist also das erste, wovon Rechenschaft zu geben ist.

Die Mundart finden wir darin, obwol die Verfasser in zwei auseinanderliegenden Theilen des württembergischen Schwaben, dem Ober- und Unterland, leben und schreiben, im ganzen einheitlich vertreten und mit lobenswerther Consequenz, auch in der S. VI fg. gründlich gerechtfertigten Schreibweise, gehandhabt. Bekanntlich bietet gerade in letzterm Punkt jeder Dialekt nicht geringe Schwierigkeit, und keiner vermag es dabei zu vollkommener Einigung zu bringen. So viel kann aber von dem hier vorliegenden Bemühen aus eigener Erfahrung versichert werden, daß ein mit schwäbischer Mundart Vertrauter das hier Gedruckte ohne sonderliche Mühe vom Blatt weg vorzulesen im Stande ist. Und mehr braucht man ja als Landsmann nicht zu verlangen. Das Schriftdeutsch spielt den Brüdern nur höchst selten einen Spuk. In sprachlicher Beziehung ist aber noch weit höher anzuschlagen, daß beide den in unserer Mundart ausgeprägten Volksgeist fast durchweg mit ungewöhnlicher Treue widerspiegeln. Wie mehr oder minder wohl überall, spricht der gemeine Mann ganz besonders im Schwabenland weit concreter, anschaulicher, poetischer, als der Büchermensch; eine Sentenz drückt er fast immer durch ein Bild aus; auch steht ihm die Natur und Außenwelt mehr als diesem als etwas Lebendiges, fast Persönliches gegenüber. Ein Landmann, befragt, ob ein älterer Baum noch zum zweiten male durch aufgepfropfte Zweige veredelt werden könne, erkundigte sich zuerst, wie lange es her sei, daß derselbe die erstmaligen Pfropfreiser bekommen habe, und gab mir dann, als ich ihm sagen konnte, es sei dies vor zwanzig Jahren geschehen, die köstliche Antwort: „Jô, dô kâ er's schon' leida, der Bôm woißt's et maih." (Ja, dann kann er es schon leiden; der Baum weiß es nicht mehr.) — Einem Frömmler, der einen auswärtigen Pfarrer wegen seiner eindringlichen Predigt und Kenntniß des Menschenherzens höchlich und salbungsreich seinem Hausnachbar gerühmt hatte, erwidert dieser mit aller Seelenruhe: „Dô wurd r dein Butza (die Schäden und Tuberkeln in deinem Herzen) au g'sea hau'" (gesehen haben). — Als das wie einem Wechselfieber unterworfene Wetter des einundachtziger Jahrgangs allen Angaben des Barometers widersprach, warf einer unserer Weingärtner sein Wetterglas in den Brunnen mit den Worten: „So, jetzet woischt (weißt), was für Wetter ischt." — Von einem Menschen, der in sein sittliches Verderben rennt, sagt der Schwabe: „Er fahrt em Tuifel barfueß zua." Ganz diesen ähnliche Bilder und Schlagworte bietet unser Büchlein zu Dutzenden. Außerdem ist auch die dem Schwabenstamm in besonderm Maß eignende, treffende und gesalzene Kürze der Rede, und der, im Gegensatz zu der norddeutschen Gewandtheit im Wortwitz, hierzulande

vorherrschende Sachwitz besonders in den vier Erzählungen des jüngern Bruders, Richard, meisterhaft vertreten.

In Betreff des Inhalts nun aber mag es genügen, den einen aber in der That hochanzuschlagenden Vorzug zu rühmen, daß, in Vergleich mit andern Dorfgeschichten und auch mit den von denselben Verfassern vor vier Jahren veröffentlichten, diesmal die durch die Mundart für die Wahl des Stoffs gezogene Schranke nirgends überschritten ist, daß keiner der Erzähler sich im Stoff vergriffen hat, was bekanntlich selbst Dichtern ersten Ranges hier und da begegnet. Ohne je ins Triviale oder gar Gemeine herabzusinken, was von andern Dialektdichtern oftmals geschehen ist, bewegen sich alle Geschichten in Wort und Handlung lediglich auf dem Boden des Volks- und Landlebens. So bewahrheitet sich auch hier der Spruch: „In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister.“

Was nun die scharfe Ausprägung und sichere Durchführung der Charaktere betrifft, so war dies schon ein besonders hervorragender Vorzug der frühern Gabe und ist in noch höherm Grade von dieser Sammlung zu rühmen. Es ist gewiß kein Schriftwerk zu nennen, in welchem die guten und schwachen Seiten des schwäbischen Volkscharakters: die kernhafte Gesinnung und der gesunde Menschenverstand neben hartköpfigem Eigensinn, Scharfsinn neben drolliger Naivetät, Tiefe des Gemüths und Zartheit der Empfindung neben scheinbar gemeinem Kleben an der Scholle, ungemessener Werthschätzung und Ueberschätzung von Hab und Gut und fast verletzendem Betrieb der Heirathen als bloßer Handelsgeschäfte, wo all dieses, treffender und packender geschildert wäre als in diesen Gemälden des Bauernlebens. Auch das ist noch hierbei zu rühmen, daß bei Zeichnung von Schwachheit und Dummheit die Caricaturmalerei, welchen Fehler selbst Reuter in seinen letzten Schriften nicht immer vermeidet, mit zarter Scheu fern gehalten wird.

In der Composition, im Aufbau der Erzählung, in Motivirung der Reden und Vorgänge, in Schürzung und Lösung des Knotens, in Darstellung des jedesmaligen Umschwungs und der letzten Katastrophe, in tadelloser Abrundung, in befriedigendem, die poetische Gerechtigkeit wahrendem und versöhnendem Schluß läßt zwar auch der ältere Bruder nirgends etwas Wesentliches vermissen. Sein Talent neigt sich aber bei dieser Seite der Darstellung sichtlich mehr dem ruhigen Tone epischer Rede zu; er versteht minder gut zu spannen und zu packen. Dagegen gibt sich in sämmtlichen Beiträgen von Richard eine wahrhaft dramatische Frische und Lebendigkeit, eine ungemeine Gestaltungskraft und die beneidenswerthe Gabe kund, den Leser nicht zu viel und nicht zu wenig ahnen zu lassen, ihn von Anfang bis zu Ende in Spannung zu erhalten und mit glücklicher Lösung zu überraschen. Vornehmlich zeichnet sich die erste, vierte und sechste Erzählung sowol in diesen Beziehungen, als auch durch das echt dramatische Geschick aus, die Geister mit ihren Gegensätzen aufeinander platzen zu lassen. Auch ist die geschickte Einfädelung der Eingänge sowie der Schluß einzelner Acte meist so wohl gelungen wie in den besten Lustspielen.

Der hierdurch nahegelegten Versuchung, die eine oder andere dieser Geschichten auf die Breter zu bringen, möge jedoch die durch fatale Vorgänge — es sind die Dramen gemeint, in denen Auerbach's und Reuter's Dichtungen mishandelt werden — gerechtfertigte Warnung vorbeugen, dies ja zu unterlassen. Wie aus innern Gründen wird dies deshalb immer mislingen, weil man nirgends wol über so viele Schauspieler zu verfügen hat, welche, was schlechterdings nothwendig ist, das Schwäbische von Kindesbeinen an sprechen und jede Modulation und jeden Klang der Mundart wiederzugeben im Stande sind.

Haben aber auch unsere Verfasser mit dieser neuesten Gabe ihre Vorgänger erreicht, ja sich selber überflügelt, und tritt dieselbe dem Gelungensten, was wir in Dialektdichtung besitzen, ebenbürtig zur Seite? Wir stehen nicht an, auch diese letzte Frage zu bejahen.

Nachdem Luther durch seine in der Bibelübersetzung bewährte Schöpferkraft der oberdeutschen, vielleicht richtiger gesagt, der mitteldeutschen Mundart das Uebergewicht über das Niederdeutsche errungen und den Grund zu unserer jetzt allgemein herrschenden Schriftsprache gelegt hatte, haben in frühern Zeiten nur wenige Schriftsteller mit Erfolg es unternommen, Stadt- und Volksdialekte für ihre Dichtungen in gebundener oder ungebundener Sprache zu verwerthen. Der nürnberger Stadtflaschner und Gassenhauptmann Johann Konrad Grübel ist meines Wissens der einzige, der in der zweiten Hälfte des vorigen Säculums eine hervorragende Bedeutung gewonnen hat. Am Ende jenes und zu Anfang des jetzigen Jahrhunderts treten aber, vornehmlich auf schwäbischem und schweizerischem Boden, sodann in Schlesien in der Person Holtei's, mehr und mehr Versuche von oberdeutschen und mitteldeutschen Dialektdichtungen in metrischer Form auf, und auch für prosaische Erzählungen und Dramen wurde die schweizerische Mundart von Usteri, die schwäbische z. B. im „Vetter aus Schwaben“ von Nefflen und in der theilweise trefflichen „Schulmeisterswahl zu Blindheim“ von Schullehrer Wagner verwendet. Jedoch die vollberechtigte Geltung auf dem deutschen Parnaß hat das Mundartige erst in unsern Tagen, in Oberdeutschland zunächst durch metrische Dichtungen von Hebel, Kobell, Grimminger, Stieler, im Plattdeutschen und Steirischen mittels prosaischer Erzählungen durch Reuter, Groth, Rosegger u. a. erobert. Neuestens säumt auch die Schweiz nicht, nach Vorgang und Vorbild ihres in seiner Art ausgezeichneten Jeremias Gotthelf (Bitzius), die Dialekte ihrer einzelnen Cantone in einer Sammlung von Erzählungen in Prosa, welche zum Theil ganz ausgezeichnet sind, niederzulegen.

Diesen bereits vorhandenen Leistungen dialektischer Dichtung in ungebundener Rede, welche als deutsche Schriftwerke von bleibendem Werth zu gelten haben, reihen wir unbedenklich die besprochenen „Schwabengeschichten“ an.

Die schwäbische Mundart, welche bisher nur in einzelnen Tönen sich vernehmen ließ, ertönt hier zum ersten mal in vollen Accorden und durchgeführten Melodien.

Durch das bisher Gesagte glauben wir das Verlangen genügend begründet zu haben, es mögen fortan mit demselben Rechte wie ein Hebel und Reuter auch die Gebrüder Weitbrecht, wenigstens mit diesen ihren neuesten Erzeugnissen, in dem Bücherschatz deutscher Hausbibliotheken diesseit wie jenseit des Mains ihr Plätzchen finden. Was etwa noch an ihrer frühern Gabe auszusetzen war, ist in dem „Nohmôl" glücklich vermieden. Sie haben nunmehr, wie sie den besten Vorgängern und Mitarbeitern auf diesem Neubruchfelde ebenbürtig zur Seite getreten sind, so auch sich selbst übertroffen und werden überall willkommen sein, wo man eine urwüchsig deutsche Dichtung, in welcher sich der schwäbische Volksgeist, sein Gemüth, Frömmigkeit, Ernst und Humor lieblich, edel und getreu abspiegeln, zu würdigen versteht.

Man wende nicht ein, den Gegenstand und Inhalt dieser Geschichten bildeten ja doch nur lauter einförmige Vorgänge aus einem kleinen und niedrigen Lebenskreise. Auch ohne das oben über den Werth des Meisters, der sich zu beschränken weiß, Gesagte weiß der Gebildete, daß jeder Stoff, wenn er anders edler Art und tiefgründig ist, in einer zu dichterischer Gestaltung berufenen Hand ein schönes Kunstwerk werden kann, und daß, wer sich groß im Kleinen däucht und zeigt, dafür gelten darf, etwas Großes erreicht zu haben.

Zudem ist die schwäbische Mundart, welche in diesen Geschichten ihre Vertreter gefunden hat, in Vergleich mit der plattdeutschen auf ein weit engeres Umfangsgebiet eingeschränkt, sie verhält sich zu dieser wie der Neckar oder Main, nein vielmehr wie eins der Bergwasser, die durch Erlen und Buschwerk unserer Alp oder des Schwarzwalds plätschern, zu den deutschen Strömen Rhein, Elbe und Donau. Und nicht allein das geographische, sondern auch das geistige Lebensgebiet, über das der plattdeutsche Dialekt zu gebieten hat, ist weit umfangreicher als dasjenige, das dem im strengern Sinne schwäbischen zur Verfügung steht. Denn der letztere, auf Baden, Würtemberg und einen Theil des Reichslands Baiern, und zwar nur auf einzelne Striche dieser Provinzen beschränkt, wird nur im kleinern Handwerkerstande und von Bauern und Weingärtnern gesprochen; die höhern Gesellschaftsklassen verleugnen zwar, selbst wenn sie sich einfältigerweise dessen schämen, den Dialekt nicht, lassen ihn aber nur schwach durchklingen und wissen ihn weder in all seiner Kraft, Reinheit und Melodie zu sprechen, noch völlig zu verstehen. Deshalb kann der schwäbische Dichter nicht einmal seine halbgebildeten Personen im Dialekt reden lassen, wie dies dem plattdeutschen unbedenklich gestattet ist. Und außerdem verfügt der letztere noch weiter über das köstliche „Messing", das einem Bräsig so gut ansteht. Somit war es vorerst wohlgethan, daß die beiden Verfasser in dieser zweiten Sammlung noch mehr als in der ersten den Schauplatz ihrer Dichtungen ausschließlich auf Dörfer verlegen und fast einzig nur Personen der ländlichen Bevölkerung auftreten lassen. Ob es gerathen wäre, den Kreis weiter auszudehnen, wagen wir weder bejahend noch verneinend zu entscheiden. Für ganz unmöglich halten wir es nicht, aber mehr „Haar in der Sache" wird dabei zu finden sein als bei der bisherigen Beschränkung.

Wenn nun doch noch die Kritik mit ihren Ausstellungen zu Wort kommen soll, so möchte vielleicht die Mehrzahl der Leser erwarten, es werde in erster Linie die mitunter auffallende Breite der Darstellung, z. B. im zweiten und vierten Stück, getadelt werden. Dies ist aber nur in den Augen dessen ein Fehler, der den schwäbischen Volkscharakter nicht kennt und nicht mit in Rechnung zieht. Denn dieser hat, so wenig er zur Redseligkeit geneigt ist, bei Schilderung von Thatsächlichem und bei Auseinandersetzungen von Ansichten immer etwas Breitspuriges. Auch verlangt eine tiefere Charakteristik, zumal von Menschen, die so viel Widersprechendes in sich vereinigen, wie dies gerade bei den Schwaben der Fall ist, ganz nothwendig eine umständlichere Darlegung der einzelnen Falten und Züge des innern Lebens. Im Gegentheil wäre eher etwas mehr Ausführlichkeit zu wünschen, nicht sowol in den Erzählungen selbst, als in den Anmerkungen. Wenn schon der schwäbische Leser, der nie mit dem Landvolk verkehrt hat, trotz des guten im Vorwort gegebenen Schlüssels da und dort Mühe haben wird, einen Satz und einzelne Wörter beim erstmaligen Lesen zu verstehen, ganz besonders aber von eigenthümlichen, theils bildlichen, theils sprichwörtlichen Redensarten den richtigen Sinn zu erfassen, so findet sich natürlich in weit höherm Grad der norddeutsche Leser oftmals gar nicht zurecht, wenn ihm nicht noch zahlreichere Erklärungen zu Hülfe kommen. Die neue Volksausgabe von Reuter's Werken kann hierin als Muster gelten, wenn sie gleich einerseits zu viel bietet, andererseits gerade in Verdeutlichung des Sprichwörtlichen auch noch manches vermissen läßt. Oder wäre vielleicht noch wünschenswerther, wenn nach dem Vorgang von Hebel's „Idiotikon" verfahren und auch Etymologisches eingestreut würde? Daß hier und da Hochdeutsches mit unterläuft, z. B. „auf" statt „uff", „vollends" statt „voll"; daß „Baubal" statt „Faubal" (wol aus Fangball entstanden) geschrieben ist, ferner daß die schwäbischen Formen von „zwei" und von „haben" nicht immer zu ihrem Rechte kommen, mag in sprachlicher Hinsicht auch noch gerügt werden.

Inhaltlich wüßte ich aber in der That nur einen einzigen Makel, eine kleine Verzeichnung, bemerklich zu machen. In dem sonst durch seine Charakteristik so ausgezeichneten ersten Stück will sich nicht recht zusammenreimen, daß der Frieder, dessen Eigensinn und Festigkeit so stark hervorgehoben sind, nachgehends sich eine auffallende Fügsamkeit und eine ganz fatalistische Passivität zu Schulden kommen läßt. Dieser Umschlag sollte jedenfalls vorher etwas motivirt sein, wie dies bei dem wetterwendischen Bergbauer der vierten Geschichte unstreitig zu voller Befriedigung geschehen ist. Dagegen kann ich so wenig

wie in Hebel's „Karfunkel“ einen Fehler darin erkennen, daß da und dort der Schriftsteller selbst seine warnende Stimme mitten in der Erzählung vernehmen läßt. Es gehört dies vielmehr ganz zu dem Charakter einer Dorfgeschichte.

Wir haben angedeutet, daß wir die Hoffnung hegen, um nicht zu sagen den Anspruch erheben, es möchte wenigstens annähernd dieser unserer Dialektdichtung dieselbe Theilnahme von seiten der norddeutschen Brüder entgegengebracht werden, wie wir Schwaben sie in immer steigendem Maß den trefflichen plattdeutschen Schriftwerken zollen. Im Anschluß an diesen Wunsch wird es genügend gerechtfertigt, auch manchem Liebhaber sprachlicher Dinge ohnehin willkommen sein, wenn nun noch anhangsweise über die beachtenswerthesten Eigenthümlichkeiten des schwäbischen Volksdialekts einige weitere Winke gegeben werden.

Wie jeder Mensch, der begabte und gebildete meist noch mehr als der schlichte Naturmensch, aus handgreiflichen Widersprüchen zusammengesetzt ist, so auch die schwäbische Mundart. Sie ist mundfaul bis zum Exceß, unterscheidet nicht „Mund“ und „Mond“, „bar“ und „paar“, spricht „nen“ wie „nei“, „Kutscher“ wie „Gutscher“, sagt statt „Fräule“ „Fraile“, statt „Acker“ „Agger“. Andererseits aber bezeichnet sie, im Gegensatz zum fränkischen Dialekt, ganz genau und scharf den Unterschied von ei und ai, in „Leib und Laib“, „meiden und Eigenschaft“, spricht au verschieden bei „Glauben“ und „klauben“, bei „Auge“ und „faul“. In ihrem a vollends hat sie überaus feine Schattirungen und hütet sich gewissenhaft, malen (pingere) und mahlen (molere) mit demselben Laut zu sprechen.

Und wie bei den Lauten ist im Schwäbischen eine auffallende Armuth auch in den Formen, andererseits dagegen ein dankenswerther Reichthum und eine schätzbare Fortbildungskraft in den Wörtern bemerkbar. Es hat keinen Genitiv und kein Imperfect, noch weniger Plusquamperfect und Futurum exactum, und wendet das Präsens fast immer für das Futurum an; auch stört es den Schwaben nicht, daß das Wort für „man“ und „wir“ gleich lautet, und daß statt „ihr seid, ihr habt“ ebenfalls wie in der ersten und dritten Person „sent und hent“ gesprochen wird. Doch die Armuth in diesen und ähnlichen Fällen hat im Grunde nicht viel auf sich und thut der Deutlichkeit nur selten einigen Eintrag. Auch der Franzose und Engländer hat ja keine Casusendungen, und der Mangel an einem Imperfect bewahrt uns einigermaßen davor, daß wir wenigstens im Sprechen in den Fehler verfallen, dieses Tempus und das Perfect unterschieds- und gedankenlos zu gebrauchen, was bekanntlich in der Schriftsprache, bei der Feinheit des Unterschiedes, selbst namhaften Schriftstellern, vorab den Uebersetzern und Zeitungsschreibern, unzähligemal begegnet.

Diese und andere meist nur scheinbare Mängel werden aber reichlich aufgewogen durch zwei große Vorzüge der schwäbischen Mundart.

Von ihrem melodischern Tonfall zu schweigen, ist sie fürs erste entschieden correcter, den Regeln der herrschenden Schriftsprache getreuer als meines Wissens alle andern deutschen Volksdialekte, insbesondere als der plattdeutsche, sächsische und preußische. Viele Fehler, die den letztern anhaften, sind im Schwäbischen unmöglich und werden vom einfachsten Bäuerlein unserer Heimat gewiß nie begangen. Auffallend gut deutsch geschrieben sind die Briefe aus Nordamerika von würtembergischen Vollblutschwaben im Vergleich mit denen von Würtembergern des Frankenlandes. Man hat in frühern Jahrzehnten von Norddeutschland und Sachsen her uns schulmeisternd dieses und jenes als unrichtig angerechnet, was theils nur eine feinere Eigenthümlichkeit heißen kann, wie z. B. „dem sein Vater“ statt „dessen Vater“, theils mindestens ebenso berechtigt ist wie das angeblich Regelmäßige, z. B. unser „der Katheder, der Butter“, während ja eigentlich „die Katheder, das Butter“ das einzig Richtige wäre. Und wenn J. Grimm theilweise recht hat, wenn er meint, das Mächtigere sei in der deutschen Sprache männlichen Geschlechts: so ist der schwäbische Weingärtner gewissermaßen berechtigt, „der Traub“ zu sagen, da von ihm der gewaltige Wein kommt, wie ja der Grieche das Wort auch nur als Masculinum kennt. Somit sollte im deutschen Wörterbuch rundweg zu lesen sein: „die Traube, im Schwäbischen der Traub“. Selbst in Betreff mancher ganz verpönter Grammatikalien, wie des „wegen mit Dativ“ u. dgl., würde man besser daran thun, nach dem Vorgang der griechischen Lehr- und Wörterbücher einfach zu sagen: in diesem und jenem Fall herrscht in verschiedenen Provinzen ein verschiedener Sprachgebrauch; auch kann bei einer Präposition bald der eine bald der andere Casus stehen. So ist überhaupt bisweilen eine zweifache Anschauung erlaubt: „Ich bin ihm begegnet“ und „ich habe ihn begegnet“, „es wurde ihm gefolgt“ und „er wurde gefolgt“. Nicht zu rechtfertigen ist aber: „er wurde zur Tafel befohlen“.

Ein noch schätzbarerer Vorzug unserer Mundart ist aber ihre Kraft, den vorhandenen Wörterschatz, ohne nach der polizeilichen Erlaubniß der Grammatik zu fragen, um- und fortzubilden, neue Wörter zu prägen, eine gebräuchliche Wortart anderweitig zu verwerthen. Wie keck und bezeichnend zugleich ist z. B. „naustonene (aufgeschürzte) Aermel und Röcke“, „knütze, aushausische Denger“ für unnütze, verschwenderische Mädchen und Weiber, oder das so gut Gebildete: „mer send net euer Gnatgnuag“, oder das nach Analogie von Länge und Breite gebildete „Süße“ und „Güte“ (von Sachen gebraucht), oder das dem Zeitwort entnommene Adverbium „âfanga, âheba“ = allmählich, „behrig“ (von entbehren, vgl. ὀλίγου δεῖν) = kaum, „hehlinga“ für heimlich, von hehlen, „geh“ = jetzt, bald, von gehen; oder wenn ein zu junger Freier ein „ôbachener Grasaff“, die Hemdärmel eines Mädchens „schnaibluaschtweiß“ genannt werden!

Die ebengenannte, sogar zwei Bilder mit dem eigentlichen Wort verbindende Zusammensetzung erinnert an eine

besonders häufige Bereicherung der Sprache durch ungemein anschauliche Beifügung von bildlichem Ausdruck bei Adjectiven oder Substantiven. Was sind „ihr Allerweltsgucker", „Prachtsärm", „ein Staatsessen", „Maulwerk", „Mundstück", „wuseleswohl" (so wohl sich befindend wie eine im frischen Wasser plätschernde Gans), „mäuschenstill", „leibarm", „lendenlahm", „mutterseelenallein", „kolkrabenschwarz" und hundert ähnliche für herrliche, anschauliche Wörter!

Das Letzte möge darum eine Liste von schwäbischen Wörtern sein, mit deren allmählicher Aufnahme in die Schriftsprache unstreitig unserm Wörterschatz ein wesentlicher Dienst geleistet würde.

Von „steigen" bildet unser Dialekt ein neues Zeitwort, das zugleich verkleinernde und wiederholende Bedeutung hat: „stegern". — Wie der Grieche eine schwierige Sache oder eine schwer zu behandelnde Person δυσχερής nennt, so gebraucht der Schwarzwaldbauer gerade so von Menschen und Dingen das seinem Gespann entlehnte „vonderhändig". — Wenn jemand einer Sache, die er als neu gern hatte, überdrüssig wird, weil sie ihm als alt nicht mehr gefällt, so faßt der Schwabe dies alles in Ein Wort zusammen und sagt von demselben: „er ist dran verneugernt". — So „verunreinigt er sich mit einem", wenn er sich mit ihm entzweit. — Von dem in „besser", „unbäßlich" vorhandenen Stamm bildet er sowol ein intransitives Verbum „batten" = ausreichen, nützen, als auch ein factitives Zeitwort: „das kann ich nicht basten", oder „den und den kann ich basten", d. i. überwinden, bezwingen. — Wenn er eine Sache oder Person als untadelhaft bezeichnen will, rühmt er von ihr: „es sei kein Untädele daran". — Ein durch Schlagen oder Anbau eben gemachtes Feld heißt er „anepätscht". — Das Wort „etwas verschnappen" bedeutet beides: etwas im Vorbeigehen zu genießen oder zu sehen bekommen, und: etwas nur in Eile thun. — Eine nachlässig gekleidete oder unreinliche Weibsperson ist eine „Schlampere", auch „Dreckappel"; ein zänkisches Weib eine „Raffel". — Das auch im Schriftdeutschen so vieldeutige „Anstand" wird gar gern im Sinne einer Heirathsgelegenheit gebraucht: „es hôt se grad koi' anderer A'stand für se zoigt". — Wenn einem durch etwas Angst verursacht wird, heißt es: „s Herz hôt em a' bisle bobberet". — Von schießen wird „schusseln", „schusselich" gebildet, um ein eiliges, fahriges Thun zu bezeichnen. — „Auf einen spannen" ist der anschauliche Ausdruck für: auf einen hoffen, sich Rechnung machen. — „Es ka' sei" ist das leichter verständliche, ja auch im Französischen übliche Wort für „vielleicht"; ebenso „hentersche" für rückwärts. — Sehr anschaulich ist: „se gruschtlet en de Stuba rom" von einer herumkramenden Frau; und „koschtnizer" für: unentgeltlich; „buckelranza tra" für: auf dem Rücken tragen. — Eine durch Fall oder Stoß hervorgebrachte Vertiefung und Beschädigung an einem glatten Gegenstande bezeichnet ein einziges Wort: „a' Mack". — Um auszudrücken: der und der bietet mir eine vollständige Garantie, sagt man: „der ischt mer lang guat". — „Wegschucka" ist eine feine Schattirung von wegstoßen und bezeichnet ein minder gewaltsames Thun. — „Grattla" drückt mit Einem Wort aus, wozu die Schriftsprache vier Wörter (mit gespreizten Füßen gehen) braucht. — „Dorkla" ist onomatopoetischer als taumeln, ebenso „disemla" für flüstern. — Wenn etwas, z. B. eine schwach gefüllte Geldgurte, dem Leibe locker anliegt, sagt der Schwabe höchst greifbar: „se schlappert um oin herom". — Um das Geräusch von etwas Fallendem zu bezeichnen, spricht er von einem „Gerompel". — Wenn zugleich ein schallender Ton angedeutet werden soll, heißt es: „'s duat en Klapf". Ein stoßendes Geräusch machen, drückt er mit: 's hôt bocklet" aus. — Von manchen Adjectiven, wie „tapfer, arg, falsch" (im Sinne von erzürnt), macht er, ähnlich dem Griechen, einen freiern, allgemeinern Gebrauch. — Einem die Hand geben besagt das eine Wort „Ei'patscha". — Der Begriff Wirrwarr (ein treffliches Wort der Schriftsprache) wird im Schwäbischen, wenn von geringfügigen Dingen die Rede ist, noch feiner schattirt ausgedrückt: „'n Grangel macha". — Von einem Gang oder Geschäft, wobei übermäßige Anstrengung nöthig ist, sagt man: „dô muaß mer se d' Seel' 'rausschnaufa". — Ein Liebesverhältniß wird anschaulich bezeichnet mit: „ein am Bändel ha'". — Um den äußersten Widerwillen gegen eine Zumuthung auszudrücken, wird gesagt: „dô möcht' mer lieber em Teufel Fuir schüra". — Für: er ist nicht bei Verstand hat man das anschauliche Bild: „er ischt et reacht bacha"; für einen begleiten den klaren Ausdruck „oin ausfolga". — „Witscha, losna" sind treffliche Synonyma für „schlüpfen, horchen". — „Sendaschuld" ist bezeichnender als das einfache: Schuld. — „Wuseln", „Gewusel" drückt unnachahmlich schön die wimmelnde Bewegung kleinerer Geschöpfe aus.

Doch genug des diesen Schwabengeschichten Entlehnten oder des eigener Beobachtung Entnommenen, um zu zeigen, welch reicher Schatz trefflicher, anschaulicher und poetischer Wörter in der schwäbischen Mundart verborgen ist. Daß die deutsche Schriftsprache fort und fort die in den Dialekten vorliegenden Schätze und die darin enthaltene Lebens- und Fortbildungskraft zu verwerthen versteht, wissen wir aus unsern besten Schriftstellern und Dichtern. Das Schwäbische hat es auch schon reichlich erfahren. Schiller, Uhland, W. Hauff (besonders in den Märchen), E. Mörike, Auerbach, O. Wildermuth u. a. zeigen sich hierin als dankbare Kinder ihrer Heimat. Daß hierzu die Gebrüder Weitbrecht in ihren Dorfgeschichten neue werthvolle Beiträge liefern, sollte hier dargethan werden. Wenn dies anerkannt wird, und wenn infolge unserer Besprechung gerade diese ihre zweite Gabe auch um ihres ästhetischen Gehalts willen als ein Büchlein von bleibendem Werth, als eine einem Hebel und Reuter ebenbürtige Bereicherung unsers mustergültigen Schriftthums zur Geltung in Süd- und Norddeutschland kommt, so ist der Zweck dieser Zeilen erreicht.

L. Mezger.

Beiträge zur Gesundheitslehre der Gesellschaft.

Vernachlässigung der Leibesübung bei Allzuviel des geistigen Exercitiums hat noch jederzeit verhängnißvolle Wirkungen hervorgebracht. Unter normalen Verhältnissen gewährt systematische Leibesübung mancherlei große Vortheile, und zwar ebenso für das Dasein des Körpers wie der Seele.

Wenn Nationen, in deren öffentlicher und privater Erziehung das Turnen in was immer für einer Form ein Moment von Bedeutung ausmacht, trotz Gymnastik in Laster und Sünde verfallen, mögen wir mit Gewißheit glauben, daß äußere und innere Anlässe von großer Gewalt zur Geltung kamen, denen gegenüber auch die beste systematische Muskelübung nicht im Stande war, zu heilsamer Wirkung zu gelangen. Thatsachen dieser Art sprechen niemals gegen die Gymnastik, sondern zeugen dafür, daß im Dasein der Nationen Verhältnisse bestehen können, welche alle unsere Bemühungen um das Wohl der Persönlichkeit in Frage stellen und wirkungslos machen.

Die Gymnastik übt keineswegs einen allmächtigen Einfluß, sondern wird erst in Verbindung mit andern Einflüssen, welche das physische und moralische Wohlsein befördern, dasjenige Agens, welches in sehr bestimmter Weise der normalen Entwickelung des Menschen Vorschub leistet.

Man möge die Gymnastik in eine hygieinische und in eine medicinische oder Gesundheits- und Heilgymnastik unterscheiden. Das Gebiet der erstern ist nahezu unermeßlich, das der letztern seiner ganzen Natur nach begrenzt. Man möge der Gesundheitsgymnastik alles beirechnen, was überhaupt in das Bereich der Muskelübung gehört, ohne therapeutische Zwecke zu verfolgen.

Es ist höchst interessant, die von mir sogenannte Gesundheitsgymnastik in allen ihren Theilen kennen zu lernen, und zwar bei den verschiedenen Völkern während verschiedener Zeitalter. Hierzu bietet ein kürzlich erschienenes Werk vorzügliche Anhaltspunkte:

1. Die Körperkraft und Geschicklichkeit des Menschen. Historische Darstellung der Leibesübungen bei den alten und neuern Völkern. Von Guillaume Depping. Aus dem Französischen von Robert Springer. Zweite Auflage. Mit 69 Illustrationen. Minden, Bruns. 1882. Gr. 8. 4 M. 20 Pf.

Gleich von vornherein bemerke ich, daß die Schrift vortrefflich übersetzt und würdig ausgestattet ist und ebenso leicht und angenehm sich liest wie das französische Original; die Gesammtheit der Abbildungen ist wohlgelungen.

In der Vorrede weist der Uebersetzer darauf hin, daß Deutschland kein Werk gleicher Art besitze. Dies ist vollkommen richtig, und darum gereicht es Robert Springer zu wirklichem Verdienst, das höchst interessante Buch übersetzt zu haben. Dasselbe ist volksthümlich in der edeln Bedeutung des Worts, wissenschaftlichen Geistes, belehrend, spannend, ergötzend, mit großer Gewandtheit und Zierlichkeit geschrieben, auf umfassende geschichtliche und anthropologische Kenntnisse gegründet und auf den allgemeinen Nutzen berechnet.

Körperkraft macht den Gegenstand des ersten Buchs aus, Geschicklichkeit wird im zweiten verhandelt, das scharfe Auge und die fertige Hand im dritten. Von den Athleten des Alterthums spricht Depping in ausführlicher Weise, er nennt die berühmtesten derselben, untersucht deren verschiedene Kampfesarten und widmet dem Faustkampf ein besonderes Kapitel.

Ueber das Werfen des Diskus oder der Wurfscheibe bei den Alten und über ähnliche Uebungen bei den Schweizern der Gegenwart verbreitet sich der Verfasser genau und geht sodann an Betrachtung des Boxens und Ringens in England, der mittelalterlichen Kampfspiele zu Venedig und bei den Türken sowie jener Personen früherer Jahrhunderte, die durch den höchsten Grad von Körperkraft sich auszeichneten.

Im zweiten Buch werden Wettlauf und Wettläufer des Alterthums und Mittelalters betrachtet und dieses Studium bis auf die neueste Zeit ausgedehnt, sodann Sprung und Springer zu allen Zeiten beleuchtet, auf Seiltänzer, Schwimmer, Taucher die Aufmerksamkeit gelenkt und schließlich Schlittschuhe, Schlittschuhläufer und Stelzengehen vorgenommen.

Das dritte Buch bringt höchst anziehende Belehrungen über das Schleudern, Bogenschießen, Kugelschießen, Speerwerfen und das Werfen des Boomerang in Australien.

Selten wird man in einem Buche eine solche Fülle der mannichfaltigsten und anziehendsten Thatsachen so schön geordnet, so geistvoll verwerthet und so elegant dargestellt finden. Wenn wir auch das Fehlen von Literaturnachweisen bedauern müssen, so vergessen wir diesen Mangel darüber, daß das Buch für einen großen Leserkreis bestimmt ist und solchem gegenüber seine Aufgabe glänzend erfüllt.

Wir lernen aus Depping's Buch, daß auch in Bezug auf Leibesübungen der Witz neben dem Aberwitz, die Natur neben der Unnatur, das Bedürfniß neben der Ausschreitung steht, und daß unzählige von den gymnastischen Kunststücken bei weitem weniger dem wirklichen Kunsttriebe als vielmehr dem Druck der Lebensnoth ihre Entstehung verdankten und noch verdanken. Schwindet heute das Elend, so sind morgen neun Zehntheile der halsbrechenden gymnastischen Kunststücke verschwunden. Das übbrigbleibende Zehntheil gehorcht sodann dem Ehrgeiz.

Das Werk Depping's beschäftigt uns mit den Körperübungen und Bockssprüngen gesunder Menschen, welche dergleichen entweder aus Ehrgeiz oder aus Lebensnoth betrieben, oder um Volksfeste zu feiern, oder irgendeine Tollheit auszuführen. Nun aber wollen wir einen Blick werfen auf die Gymnastik als Heilmittel. Anlaß hierzu gibt uns die neueste Arbeit eines tüchtigen ärzt-

lichen Praktikers, der im Jahre 1869 eine sehr gute Monographie der sogenannten Addison'schen Krankheit publicirte:

2. Die medicinische Gymnastik nach Mittheilungen aus den Heilanstalten von H. Averbeck in Baden-Baden. Von H. Averbeck. Stuttgart, Enke. 1882. Gr. 8. 1 M.

„Das Turnen", sagt Averbeck, „setzt gesunde, harmonisch entwickelte Menschen voraus; die medicinische Gymnastik dagegen will krankhafte Zustände oder Krankheiten des Einzelnen ausgleichen." „Die Widerstandsbewegungen, noch mehr aber die verschiedenen Massage-(Knetungs-)Formen wirken intensiv anregend und fördernd auf die Säfteströmung. ... Nicht blos die Ventilation der Lungenspitzen wird durch dieselbe befördert, sondern auch die Aspiration des Thorax und deren Einfluß auf die Fortbewegung des Blutes in den Unterleibsorganen." „Die Massage macht Senfteig und Blasenpflaster überflüssig." ...

Hieraus geht zur Genüge hervor, ein wie überaus wirksames und tiefgreifendes Mittel die medicinische Gymnastik bei der Heilung von Krankheiten ist. Nun kommt aber in Betrachtung, daß jeder Patient, welcher mit Erfolg von der medicinischen Gymnastik Gebrauch machen soll, reine Luft einathmen, den Widerwärtigkeiten des Alltagslebens entrückt sein und ganz in der Natur sich befinden müsse. Daher ist es von großer Wichtigkeit, heilgymnastische Institute an Badeorten zu errichten, ein Gedanke, den Averbeck mit großer Berechtigung hervorhebt.

Zahlreiche Fälle von Krankheiten, die ehedem als unheilbar galten, sind durch wohlangewandte medicinische Gymnastik gründlich geheilt worden. Es kennzeichnet diese Thatsache einen außerordentlichen Fortschritt der therapeutischen Hygieine und veranlaßt dazu, der medicinischen Gymnastik die größte Sorgfalt zu widmen.

3. Krankheiten-Vernichtung, Nosophthorie. Hygieinische Lehre der Entstehung, Verhütung und der Wege zur Ausrottung vieler der furchtbarsten Krankheiten. Für Aerzte, Studirende und jeden Freund der ernsten Privat-, Gemeinde- und Volksgesundheitspflege. Von August Theodor Stamm. Zweite Auflage. Zürich, Schmidt. 1881. Gr. 8. 8 M.

Wir verdanken der Aufopferung August Theodor Stamm's ein Werk, welches niemals aufhören kann jung und neu zu sein, ob auch die Wissenschaft noch so mächtig vorwärts schreite; denn die Thatsachen, welche darin festgestellt sind, behalten ihre Gültigkeit zu allen Zeiten.

In der Vorrede zur zweiten Auflage erklärt der Verfasser, dieselbe sei nicht wie die erste Auflage ausschließlich für Aerzte bestimmt, sondern für das gesammte höher gebildete Publikum. Ich lobe das Verfahren des Autors, seiner Sache größere Kreise von Interessenten verschafft zu haben; denn bei den gewöhnlichen Aerzten ist für Bestrebungen, die auf Verhütung von Krankheiten oder auf Zerstörung von Krankheitsursachen gerichtet sind, sozusagen kein rechtes Verständniß, geschweige denn irgend wärmeres Interesse.

In einer Zeit politisch-moralischer Unklarheit mußte Stamm gleich manchem andern ehrlichen Kämpfer für die höchsten Interessen der Menschheit verleumdet und verfolgt werden. Möge er sich trösten! Sein Name wird bestehen, aber niemand dürfte in funfzig Jahren die Namen seiner Widersacher noch kennen. Stamm sagt:

Milliarden schwerer Erkrankungen mit ihren Leiden und Qualen für die Umgebung können während der Lebensdauer einer einzigen Menschengeneration ganz verhütet werden, wenn man diejenigen Grundprincipien allgemein anwendet, die ich in Betreff der Verhütung der orientalischen Bubonenpest, des Gelbfiebers, der Cholera, der typhösen Fieber, des epidemischen Kindbettfiebers, der Pocken u. s. w. erringen half.

Hierin ist kein Wort der Uebertreibung, kein Jota von Selbstlob, sondern nur reine Wahrheit. Was Stamm über alle diese Krankheiten entwickelt, ist so absolut bedeutungsvoll, und was er über Zerstörung von Krankheitsursachen entwickelt und lehrt, geradezu ein Evangelium für Gesetzgeber und Regenten. Da ist nicht zu mäkeln und zu verkleinern oder zu verdächtigen; da ist aus vollem Herzen anzuerkennen und auf dem gebahnten Wege weiter vorwärts zu schreiten!

Wir vermögen es nicht, einen Auszug zu geben aus dem Buche, dessen Inhalt so reich ist und so vielseitig; wir können nur darauf hinweisen, daß über Entstehungsursachen und Vernichtung der orientalischen Pest, des Gelben Fiebers, der asiatischen Cholera, der Typhusarten, des epidemischen Kindbettfiebers und der Malariakrankheiten, ferner über Städtebau und die Fortschaffung der Auswurfsstoffe aus den Städten in der ausführlichsten Weise gehandelt ist, und daß kein gebildeter Mensch das Werk von Stamm ungelesen lassen sollte. Für Aerzte, Gesetzgeber und Beamte der allgemeinen Sicherheit ist die Lektüre unbedingt nothwendig, für den eigentlichen Mann der Wissenschaft unerläßlich.

Im Schlußhauptstück handelt der Verfasser von der „Solidarität des Menschengeschlechts in Betreff des körperlich-geistigen Elends und der Seuchen". Es scheint mir erforderlich zu sein, folgende seiner Sätze hervorzuheben:

Der Mensch selbst in seiner Geistesbefangenheit, Unwissenheit und Schlechtigkeit half Bubonenpest, Gelbfieber, Cholera und Typhus erzeugen. — Wir haben auch gesehen, daß gerade diejenigen epidemischen Krankheiten, welche nur mit Hülfe der Vergehen und Verbrechen der Menschen entstanden sind, bisjetzt nicht durch Medicamente mit irgendwelcher Sicherheit geheilt werden konnten. — Wir sind gezwungen, diese bisherige Unmöglichkeit einer sichern Heilung als ein Glück für das Menschengeschlecht anzusehen. — Wir haben erwähnt, daß, wäre eine sichere Heilung möglich, diejenigen durch Menschen geschaffenen Uebelstände, welche dergleichen Uebelstände hervorrufen und deren Verbreitung ermöglichen, sich verewigen würden; an deren Beseitigung würde nicht mehr gedacht werden. — Leider zwingt fast immer erst eindringliches Leiden den Menschen zur Aenderung von Uebelständen. — Das Geistige der Erde würde dem Untergang entgegengehen, wenn die Trägheit, die Verkrüppelung und das Mit-Füßen-Treten des Geistes nicht Leiden hervorriefe. — Das Verseuchen des Geistes hat unfehlbar Krankheitsseuchen im Gefolge; überhand nehmende Menschenentwürdigung und Seuchen erweisen sich uns als unzertrennlich. — Geistesseuchen erzeugen Körperseuchen. — Mit der Gesundheit und Vervollkommnung des Geistes wächst aber die Gesundheit des Menschen. — Die

religiöse und politische Freiheit eines Volks, als Summe zusammengezogen und vereint abgewogen, gibt uns einen ziemlich sichern Maßstab für dessen Gesundheitszustand. — Englische Geldgier und indischer Pfaffen- und Despotendruck im Verein erzeugten die Cholera, erzeugten jenes sociale Elend, welches unter gewissen Naturverhältnissen ein so intensives Entstehen der Cholera ermöglichte, daß die Krankheit nicht einmal local beschränkt blieb, sondern über die Erde zog. — Mohammedanische Bedrückung, Nachlässigkeit, Unreinlichkeit und Misachtung aller Gesetze der Gesundheitspflege erzeugte die Bubonenpest. — Die dümmern unter den Priestern und Großgrundeigenthümern (Irlands) ahnen gar nicht einmal, daß sie zum Unglück Irlands beitragen, und noch viel weniger, daß sie Typhuserzeuger sind.

Möge das Vorstehende genügen, um die Richtung zu kennzeichnen, welche Stamm's Werk verfolgt, und dazu Anlaß geben, daß es von jedem Gebildeten gelesen und beherzigt werde.

Eduard Reich.

Deutsche Geschichte.

1. Jahrbücher des Fränkischen Reichs unter Karl dem Großen von Sigurd Abel, fortgesetzt von Bernhard Simson. Zweiter Band: 789—814. (Jahrbücher der Deutschen Geschichte. Auf Veranlassung Sr. Majestät des Königs von Baiern herausgegeben durch die Historische Commission bei der königlichen Akademie der Wissenschaften.) Leipzig, Duncker u. Humblot. 1883. Gr. 8. 14 M.

Mit diesem Werk hat eine lange bestandene Lücke in dem von der münchener Historischen Commission herausgegebenen großen Sammelwerk „Jahrbücher der Deutschen Geschichte" endlich ihre Ergänzung gefunden. Die Geschichte Karl's des Großen für die „Jahrbücher" zu bearbeiten, hatte Sigurd Abel übernommen, und der erste Theil seines Buchs, die Jahre 768 bis 788 behandelnd, welcher 1866 erschien, hatte durch den ungewöhnlichen Ernst und Fleiß der Forschung sich reiche Anerkennung erworben. Bald danach aber wurde Abel von einem unheilbaren Leiden ergriffen, infolge dessen er nicht nur der akademischen Lehrthätigkeit an der gießener Hochschule entsagen, sondern schließlich auch alle wissenschaftliche Beschäftigung aufgeben mußte; in der Blüte der Jahre ist er dann zu Anfang des Jahres 1873 gestorben, und mit ihm wurden manche schöne Hoffnungen für die Wissenschaft zu Grabe getragen.

Für die Fortführung der von Abel begonnenen Arbeit hat die Historische Commission in Bernhard Simson eine treffliche Kraft gewonnen, die sich bereits durch die für dasselbe Sammelwerk gelieferte Geschichte Ludwig's des Frommen in der wissenschaftlichen Welt vortheilhaft bekannt gemacht hat. Die Uebelstände, welche sonst von dem Uebergang einer derartigen Arbeit aus einer Hand in die andere unzertrennbar zu sein pflegen, werden fast alle vermieden durch die strenge Gebundenheit, in welcher der Autor durch Charakter und Zweck der „Jahrbücher" sich seinem Stoffe gegenüber befindet. Denn danach kommt eine Rücksicht auf das größere Publikum gar nicht in Betracht. Die „Jahrbücher" sollen nämlich, wie auch Bernhard Simson mit Recht bemerkt, in erster Linie kritische Materialiensammlungen sein, Nachschlagebücher für die gelehrte Arbeit des Fachmanns, und niemand wird ihnen in dieser Hinsicht einen hohen Grad von Brauchbarkeit absprechen können. Auf weitere Leserkreise sind sie nicht berechnet und sollen sie nicht berechnet sein. Daher sind die Mitarbeiter an die rein annalistische Form gebunden und richten gleichmäßig ihr Hauptaugenmerk darauf, das Quellenmaterial über jeden einzelnen Punkt möglichst vollständig zu sammeln, insofern es sich um die gleichzeitigen und maßgebenden oder auch nur um die ältern abgeleiteten Quellen handelt. Die Aufgabe der Mitarbeiter ist aber vornehmlich, in der Benutzung der Quellen strenge Zucht und Methode zu üben und damit, zugleich zum Schutze gegen die nie aufhörenden dilettantischen Bestrebungen, ein möglichst festes wissenschaftliches Fundament unserer thatsächlichen Kunde zu legen. Von diesem Gesichtspunkte aus verdient auch die Simson'sche Arbeit als fleißig und gewissenhaft, streng methodisch und scharf eindringend alles Lob.

2. Konrad III. von Wilhelm Bernhardi. Zwei Theile. 1138—1152. (Jahrbücher der Deutschen Geschichte. Auf Veranlassung Sr. Majestät des Königs von Baiern herausgegeben durch die Historische Commission bei der königlichen Akademie der Wissenschaften.) Leipzig, Duncker u. Humblot. 1883. Gr. 8. 20 M.

Mit den vorstehenden Bemerkungen ist auch für diesen Theil der „Jahrbücher der Deutschen Geschichte" der anzulegende Maßstab gegeben; nur treten bei ihm infolge der Fülle und Ungleichmäßigkeit des Materials auch die Uebelstände deutlicher zu Tage, welche mit dem Hauptzweck des ganzen Unternehmens in formaler Hinsicht verbunden sind. Denn einmal nimmt infolge dessen eine an großen Thaten und großen Personen überaus arme, ergebnißlose Regierung doch einen ganz unverhältnißmäßig bedeutenden Raum ein, und dann macht die strenge Durchführung der annalistischen Ordnung die Hervorhebung des Wichtigen gegenüber dem minder Wichtigen fast unmöglich. Gerade in der Regierungszeit Konrad's III. kommen nur wenige Abschnitte vor, die ein allgemeineres und lebhafteres Interesse zu erwecken vermöchten, in denen sich die Lebensthätigkeit des Ganzen und seiner Theile frisch und kräftig emporstrebend zeigte. Denn während der angenommene Mittelpunkt des Ganzen, die Person des Königs, dem Auge öfter völlig entschwindet, läßt der beträchtliche Raum, den die Provinzialgeschichte beansprucht, bereits die Anfänge zur Zersetzung des Reichs durch territoriale Gewalten deutlich hervortreten. „Wie dürre Markpfähle durch eine Einöde folgen einander die zahlreichen Reichs-

und Hoftage, von deren Verhandlungen meist nichts überliefert wird. Wie Schatten gleiten immer wieder und wieder dieselben Personen vorüber, von denen oft wenig mehr als der Name bekannt ist.“ Der Schwerpunkt liegt auch hier mehr in der Sammlung und Sichtung des Materials als in der Darstellung.

3. Geschichte der europäischen Staaten. Herausgegeben von A. H. L. Heeren, F. A. Ukert und W. von Giesebrecht. Lieferung 44, Abtheilung 1: Geschichte Würtembergs von Paul Friedrich Stälin. Erster Band. Erste Hälfte. Gotha, F. A. Perthes. 1882. Gr. 8. 8 M.

Die unter W. von Giesebrecht's energischer Leitung mit erfreulicher Schnelligkeit fortschreitende Heeren-Ukert'sche Sammlung „Geschichte der europäischen Staaten“ läßt der vortrefflichen Riegler'schen Geschichte Baierns die Landesgeschichte eines zweiten süddeutschen Staats folgen, welcher, erst im Anfange dieses Jahrhunderts entstanden, sehr mannichfache Gebiete mit sehr ungleicher und bunter historischer Vergangenheit in sich vereinigt und daher dem Historiographen mancherlei Schwierigkeiten darbietet. Stälin hat dieselben glücklich überwunden und ein wissenschaftlich werthvolles und auch für weitere Kreise ganz angenehm lesbares Buch geschaffen, das namentlich in Süddeutschland selbst viel Beifall finden wird. Er hat sich dabei an die bis 1593 heranreichende „Würtembergische Geschichte“ seines Vaters Christoph Friedrich von Stälin angelehnt, das in den Jahren 1841—73 erschienene anerkannte Musterwerk einer deutschen Specialgeschichte. Doch ist er vielfach auch auf die Quellen zurückgegangen und hat die inzwischen erschienenen neuern Arbeiten sorgfältig benutzt.

4. Geschichte des deutschen Volks bis zum Augsburger Religionsfrieden. Von Karl Wilhelm Nitzsch. Nach den hinterlassenen Papieren und Vorlesungen herausgegeben von Georg Matthäi. Erster Band: Geschichte des deutschen Volks bis zum Ausgang der Ottonen. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1883. Gr. 8. 7 M. 20 Pf.

Nicht ohne ein Gefühl der schmerzlichsten Wehmuth können wir dieses Buch in die Hand nehmen. Denn mit dem Herausgeber gedenken wir des wahrhaft tragischen Schicksals, welches den Verfasser mit betäubender Plötzlichkeit seinem zahlreichen Freundes- und Schülerkreise entrissen hat, entrissen gerade in der Zeit, wo eine späte, aber reiche und volle Anerkennung seines rastlosen Forschens und Strebens ihn neue Zuversicht und Energie gewinnen ließ und er weitere und umfassendere Resultate zu erzielen hoffte.

Nitzsch hat unter den deutschen Historikern eine durchaus eigenartige, besondere Stellung eingenommen. Denn er stand nicht eigentlich auf dem Boden der kritischen Schule, sondern knüpfte bewußt unmittelbar an Niebuhr an. Wie dieser war er überzeugt, daß der ursprüngliche Sinn der politischen Institute aus der vielfach entstellenden Tradition ebenso wenig erschlossen werden könne wie aus einer rein abstracten Betrachtungsweise; nur durch die Vergleichung analoger politischer Bildungen und Erscheinungen glaubte er den „relativ“ sichersten Maßstab für ihre Beurtheilung zu gewinnen. Fruchtbar wurde diese Methode in seinen Händen, weil er einer der wenigen Männer war, welche die Geschichtswissenschaft noch in Niebuhr's Sinn als ein Ganzes auffaßten, und weil sein historischer Blick wirklich nicht ein einzelnes Forschungsgebiet, sondern die politischen Bildungen der verschiedensten Völker und Perioden umfaßte. In der Anwendung dieser Methode war er unermüdlich bestrebt, für jede historische Erscheinung die Beziehungen und Vergleichungspunkte aufzufinden. In seinen Arbeiten führt er uns gleichsam unmittelbar in die Werkstätte seines Geistes: an den verschiedensten, zum Theil entlegensten Punkten sehen wir ihn die Fäden seiner Untersuchungen anknüpfen und sie dann in der mühevollsten Arbeit bis an ihren Vereinigungspunkt weiterspinnen. Er gewann so mit der Zeit ein vollständig klares Bild von der Wirksamkeit der bestimmenden lebendigen historischen Kräfte, denen die menschliche Natur zu allen Zeiten und unter allen Verhältnissen einen freien Spielraum gewährt; er faßte insbesondere den Begriff der Entwickelung immer fester und bestimmter, wußte seinen Blick für das Gleichartige und Verschiedene und damit das Charakteristische der Erscheinungen immer eindringlicher zu schärfen.

Dabei hat sich Nitzsch der bei dieser Methode eigentlich naheliegenden Gefahr vollständig entzogen, in der Herrschaft der großen Gesetze das einzige bestimmende Element der menschlichen Entwickelung zu sehen. Auf das entschiedenste hat er sich gegen eine Weltansicht erklärt, welche dem Wollen und Handeln der großen historischen Persönlichkeiten keinen bestimmenden Einfluß auf den Verlauf der allgemeinen Entwickelung beimessen zu dürfen glaubt. Vielmehr sprach er es offen aus, daß ihm auf dem Gegeneinanderwirken der großen Gesetze und des menschlichen Willens das historische Leben zu beruhen scheine. Andererseits aber richtete er seinen Blick doch vorzugsweise auf das Volk als Ganzes, als Individuum. Er versuchte es, um mit Justus Möser zu reden, „die wahren Bestandtheile der Nation durch alle ihre Veränderungen zu verfolgen, aus ihnen die Körper zu bilden und die großen und kleinen Bedienten der Nation als böse oder gute Zufälle des Körpers zu betrachten“, er vermied es, „blos das Leben und die Bemühungen der Aerzte zu beschreiben, ohne des kranken Körpers zu gedenken“. Wie es jeder Nation gelungen, theils durch eigene Kraft, theils durch die Bemühungen seiner „Aerzte“ dem Einfluß der großen Entwickelungsgesetze sich zu entziehen oder ihnen die Formen ihres Wirkens vorzuschreiben, in dieser Untersuchung sah er die letzte und höchste Aufgabe der historischen Forschung.

Von diesem Standpunkte aus, dessen Originalität und Berechtigung einleuchten, hat Nitzsch als akademischer Lehrer mit wachsendem Erfolge erst in Kiel, dann in Königsberg und endlich in Berlin namentlich die deutsche Geschichte behandelt, in einer so fesselnden und anregenden Weise,

daß er auf seine Zuhörer einen mächtigen Eindruck ausübte und großen Einfluß gewann. Zusammenhängende Aufzeichnungen darüber hat er nicht hinterlassen: von einzelnen Ausführungen abgesehen, bestand das von ihm angesammelte Material nur in Entwürfen, Skizzen, Notizen; dazu kommen einzelne größere Abhandlungen, an verschiedenen Stellen veröffentlicht, in denen er einzelne Punkte eingehend erörtert hat. Aus diesen Materialien hat einer der Schüler von Nitzsch, Georg Matthäi, die Reconstruction des von demselben in seinen Vorlesungen über deutsche Geschichte seinen Zuhörern Gebotenen unternommen, mit Geschick und Glück: denn wenn es natürlich nicht an Ungleichmäßigkeiten fehlt, so macht das Ganze doch einen einheitlichen und bedeutenden Eindruck, und die Eigenart der Nitzsch'schen Persönlichkeit und Methode tritt dem Leser lebhaft und wirkungsvoll daraus entgegen.

Der vorliegende Band reicht bis zum Ausgang der Ottonen; hoffentlich erscheint die Fortsetzung in der angekündigten kurzen Frist.

5. Ein Apostel der Wiedertäufer von Ludwig Keller. Leipzig, Hirzel. 1882. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Auf Grund eines reichen Materials von zum Theil seltenen Druckwerken, namentlich aber bisher wenig oder gar nicht benutzten handschriftlichen Quellen entwirft der Verfasser dieses ansprechenden, geist- und gemüthvollen Buchs ein fesselndes Bild von dem verfolgungs- und leidensreichen Leben und dem wahrhaft evangelischen Lehren und Wirken des Hans Denck, des ersten und bedeutendsten Apostels der Wiedertäufer, der sich jedoch in Lehre und Leben ganz frei hielt von den Ausschreitungen, welche nachmals die Sache dieser Sekte dem allgemeinen Abschen preisgaben und die Folge gehabt haben, daß man von dem ursprünglichen Wesen derselben sich so ganz falsche Vorstellungen zu machen pflegt. Zu der Verketzerung der Wiedertäufer hat, wie Keller schlagend nachweist, namentlich die Unduldsamkeit und harte Verfolgungssucht beigetragen, mit der Luther alle diejenigen zu verderben strebte, die auch nur in einem einzigen Punkte von dem Buchstaben des durch ihn formulirten Bekenntnisses abwichen. In ihrer ersten und zugleich idealsten Gestalt erscheinen die von Hans Denck geleiteten Wiedertäufer, in deren Kirche und Lehre die Verwerfung der Kindertaufe von nur nebensächlicher Bedeutung war, als wahrhaft Evangelische, denn sie begriffen in ihrer um kein bestimmtes Dogma vereinigten Gemeinschaft überhaupt alle diejenigen, welche mit der alten Kirche gebrochen hatten, aber sich auch dem Buchstabenglauben des allzu früh erstarrenden Lutherthums nicht fügen wollten. Die Lehre Denck's namentlich, wie Keller sie hier aus den Quellen entwickelt und wie sie ihrerzeit eine zahlreiche und weit verbreitete Gemeinde um sich gesammelt hat, macht durch ihre edle Toleranz, ihren Glauben an das Gute im Menschen und ihre Fähigkeit, auf den menschlichen Willen zu guten Thaten begeisternd zu wirken, einen höchst bedeutenden Eindruck und läßt den mit Unrecht verketzerten Märtyrer in einem hellen Lichte erscheinen.

6. Ein zweites Wort an meine Kritiker. Nebst Ergänzungen und Erläuterungen zu den drei ersten Bänden meiner Geschichte des deutschen Volks. Von Johannes Janssen. Freiburg i. Br., Herder. 1883. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Gleich bei dem ersten Erscheinen von Johannes Janssen's „Geschichte des deutschen Volks seit dem Ausgange des Mittelalters" hat Referent in d. Bl. dasjenige rückhaltlos anerkannt, was an dem fleißigen und geistvollen Werke anerkennenswerth ist; aber ebenso entschieden hat er sich gegen den Standpunkt und die Tendenz desselben verwahren müssen; der erstere ist der strengstens katholische, der letztere geht kurzweg darauf hinaus, die Reformation als eine rechtlose Friedensstörung darzustellen und als die Ursache alles Elends zu erweisen, das Deutschland in der Folgezeit getroffen hat. Schärfer noch und mit Eingehen in zahlreiche Einzelheiten ist dem Verfasser das auch von andern gesagt worden, so von Baumgarten, Köstlin u. a. Der Gegensatz, um den es sich hier handelt, ist nicht auszugleichen; wir werden Janssen so wenig zu unserer Ansicht bekehren, wie er einen historisch klar blickenden Protestanten auf seine Seite herüberziehen wird. Mit Gründen für und wider ist da einfach deshalb nichts gethan, weil es sich um zwei einander principiell feindliche, einander geradezu ausschließende Weltanschauungen handelt, deren Kampf nothwendig und unvermeidlich ist, weil jede von ihnen nicht blos für die Gegenwart ein historisches Recht, sondern ein Recht auch auf die Zukunft beansprucht. Wenn man auch zugeben kann, daß der eine und der andere von Janssen's Kritikern sich eine Blöße gegeben haben mag, so ist doch die Berechtigung ihrer Angriffe unleugbar für jeden, der nicht auf dem Standpunkte Janssen's steht, und daran wird das „zweite Wort desselben an seine Kritiker" so wenig ändern wie das ihm vorangegangene erste. Hans Prutz.

Römische Kriegsalterthümer.

Tracht und Bewaffnung des römischen Heeres während der Kaiserzeit mit besonderer Berücksichtigung der rheinischen Denkmale und Fundstücke. Von Ludwig Lindenschmit. Dargestellt in 12 Tafeln und erläutert. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. 1882. Gr. 8. 6 M.

Das Verdienstliche der Lindenschmit'schen Publication liegt weniger im Text, der von dem Neffen des bekannten Forschers redigirt ist, als in den beigegebenen Tafeln, letztere vorzugsweise nach rheinischen Denkmälern und Fundstücken copirt und dazu bestimmt, auch als Unterrichtsmittel für höhere Lehranstalten zu dienen; daß sie nicht facsimilirt sind, hat seinen zutreffenden Grund: die den

Gesammteindruck störenden Verstümmelungen und abstoßenden Mängel in Ausführung der Körpertheile sollten beseitigt werden. An guten und zuverlässigen bildlichen Darstellungen römischer Kriegsalterthümer ist kein Ueberfluß; die uns vorliegenden Lindenschmit'schen sind gut, folglich auch berechtigt, sauber ausgeführt, darum auch instructiv. Dem Text kann dieses Lob nicht durchweg gespendet werden. Inwiefern die Krankheit des Verfassers daran schuld ist — der soeben durch ein „Handbuch der deutschen Alterthumskunde" eine fühlbare Lücke ausgefüllt und seine Geschicklichkeit auf diesem Gebiete bewiesen hat —, wissen wir nicht zu sagen; aber in einer auch pädagogischen Zwecken dienenden Publication sollten Fehler wie: „das καρδιόφυλαξ", „leves cohortae", „das Apotropeion" u. a. nicht vorkommen. Auch Nachlässigkeiten verschiedener Art stören hier und da, ein „schön", ein „wieder", „aus eben diesen Gründen" u. a., wozu kein Schatten einer Berechtigung ist, fallen dem aufmerksamen Leser auf; die mittlere Sohle eines Schuhs soll soviel bedeuten wie die in der Mitte des Riemenwerks befindliche Sohle; es erscheinen Anführungszeichen, man weiß nicht warum. Es fehlt bei den Beschreibungen die mathematische Schärfe, welche trotz anschaulicher Abbildungen durchaus unentbehrlich ist; manche Beschreibung wäre rein unverständlich, wenn sie nicht ihren graphischen Commentar erhielte durch die Bilder, während doch umgekehrt der Text eigentlich das Bild erläutern soll; wenn ich eine Schilderung des sogenannten Schwertes des Tiberius lese, so gebe ich mich nicht zufrieden mit der Angabe: „die breite, zweischneidige, an der Spitze verstärkte Klinge" u. s. w., sondern ich will wissen, **wie breit** und **wie lang** die besagte Klinge war, ich verlange eine ganz bestimmte Maßangabe, und gleich jetzt, nicht etwa beiläufig irgendwo im Folgenden.

Diese Ausstellungen an einer sonst verdienstlichen Publication haben keinen andern Zweck als zu warnen vor einer Untugend, welche nicht blos vereinzelt, sondern beinahe als Regel auftritt: wir meinen die Gleichgültigkeit und Sorglosigkeit in Betreff des Textes, wo dieser von Bildern begleitet ist. Bilder ertheilen keinerlei Freibrief; die Anforderungen an das geschriebene Wort werden um keines Haares Breite herabgestimmt durch beigefügte Illustrationen; diese Hochachtung sind wir der Wissenschaft wie der Sprache schuldig.

J. Mähly.

Feuilleton.

Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

Die „Saturday Review" sagt über „Meine Mission nach Abessinien" von **Gerhard Rohlfs**, der Verfasser sei eine Art bevollmächtigter Berichterstatter über den afrikanischen Continent, der mit einem Packet schöner Geschenke abreist, die er vom deutschen Kaiser irgendeinem schwarzen Machthaber überbringen soll, und der zwar mit keiner bemerkenswerthen Bereicherung unserer geographischen Kenntnisse zurückkehrt, wohl aber mit einer Sammlung scharfsinniger und verständiger, in einem klaren und anziehenden Stil vorgetragener Bemerkungen über das Land, welches er besucht hat. „Sein Besuch in Abessinien", heißt es weiter, „war kurz und seine Forschung nur oberflächlich; doch verleiht der vortreffliche Gebrauch, den er von seinen Augen und Ohren gemacht hat, seiner Erzählung mehr Werth als die Bände mancher Reisenden, die bessere Gelegenheiten gehabt, und in der eigenthümlichen Entwickelung abessinischer Kunst hat er ein interessantes, wenn auch weniger bedeutendes Thema behandelt. Die Thatsache, daß Deutschland es überhaupt für der Mühe werth hält, einen Agenten nach Abessinien zu schicken, deutet auf eine große Veränderung in der politischen Lage des Landes." . . . „Obgleich", so schließt die Besprechung, „Rohlfs sich mehr mit dem politischen und materiellen Zustande des Landes beschäftigt als mit seiner Sceuerie, so ist doch seine Schilderung derselben lebendig und malerisch, besonders die des Tanasees, welcher einer der reizendsten Flecke auf der Welt sein muß. Ein besonderer Zug seines Buchs ist, wie gesagt, die Aufmerksamkeit, die er der abessinischen Kunst schenkt, und diese ist durch eine Anzahl sehr interessanter Abbildungen veranschaulicht."

Der „Briefwechsel zwischen Arthur Schopenhauer und Johann August Becker, herausgegeben von **Johann Karl Becker**", wird als eine willkommene Bereicherung der Schopenhaueriana bezeichnet.

Von **Felix Dahn's** „Der Kurier nach Paris" heißt es, das Stück zeige mehr Compositionsgabe und geistreichen Dialog als Geschick oder Tiefe in der Charakterzeichnung, sei aber durch seine Lebhaftigkeit für die Bühne gut geeignet.

Ueber „Das Nibelungenlied. In der Octave nachgedichtet von **Adalbert Schroeter**", sagt dasselbe Blatt: „Die Nachdichtung ist zwar sehr gelungen, hätte aber gar nicht unternommen werden sollen. Die geschliffene Eleganz der Octave paßt durchaus nicht zu der rauhen Kraft des alten Epos, dem man sicherlich hätte gestatten können, die Form, die es sich selbst zugeschnitten hat, zu behalten. Schroeter's Unternehmen wäre lobenswerth gewesen, wenn er ein spanischer oder italienischer Dichter wäre. In der That ist eine spanische Uebertragung in Octaven soeben in Madrid erschienen."

Gelegentlich der Besprechung der englischen Uebersetzung des **Marlitt'schen** Romans „Das Heideprinzeßchen" äußert sich die „Saturday Review": „Es ist ein seltsames Zusammentreffen, daß in England wie in Deutschland die gegenwärtige Generation als ihre populärste Romandichterin eine Frau acceptirt hat, die unter einem Pseudonym in einem Stile schreibt, der der Kritik Trotz bietet. Wäre noch ein weiteres Bindeglied zwischen Ouida und E. Marlitt nöthig, so würde die Thatsache es liefern, daß sie in einem und demselben Jahre die erstaunte Welt überrascht haben. Möge das Jahr 1865 für immer roth angestrichen sein zum Andenken an «Die zwölf Apostel» und «Strathmore»! Es ist nutzlos, gegen Popularität anzukämpfen, und der Spott aller Kritiker Deutschlands und Englands haben die Verbreitung dieser lebhaften, athemlosen, hirnverbrannten Bücher mit all ihrer falschen Sentimentalität, Sittlichkeit und Naturmalerei nicht zu hemmen vermocht. Die Zeit allein wird endlich diese tolle Schaustellung von Botanik, Alterthumskunde und Psychologie verdunkeln und Ouida und E. Marlitt nebeneinander unter dem Plunder der Vergangenheit zu Grabe tragen." Folgt eine Analyse der Handlung. Zum Schluß jedoch heißt es: „Ein Punkt indessen in diesem hysterischen Roman ist entschieden lobenswerth. Er ist

voll von heilsamem Hohn der feigen Judenhetze, die jetzt in Deutschland herrscht, und in jenen Stellen, welche für die Juden ihre Rechte als rechtschaffene Bürger fordern, erreicht die Verfasserin etwas wie echte Beredsamkeit. Ihr großer Fehler als Schriftstellerin ist ihr Mangel an Natur; ihre Landschaften und Sterbescenen, ihre Staatsempfangsschilderungen und Witzkämpfe sind sämmtlich durch die erzwungene und unwirkliche Färbung verdorben, die sie aus falscher Vorstellung von Wirkung anwendet."

Ueber „Lord Bolingbroke und die Whigs und Tories seiner Zeit" von Moritz Brosch sagt dasselbe Blatt, Nr. 1438: „Die Vorliebe des Verfassers für seinen Helden ist zwar nicht verhehlt, doch verleitet sie ihn nicht dazu, dessen politische Unsittlichkeit zu beschönigen. Sie zeigt sich vielmehr in seiner Verkleinerung der andern Seite, die stillschweigend als kaum hochgesinnter oder patriotischer dargestellt wird wie Bolingbroke selbst, nämlich als politische Spieler, in deren Händen die hannoverschen Karten zufällig sich befinden. Dies ist ungerecht. Walpole und seine Freunde waren bestechlich und selbstsüchtig genug in geringern Dingen der Verwaltung; die Partie aber, die sie in der hochwichtigen Frage nach der Erbfolge ergriffen haben, war von aufrichtiger Ueberzeugung und erleuchteter Vaterlandsliebe eingegeben. Brosch hat die bekannten Materialien zu Bolingbroke's Biographie vortrefflich benutzt, ihnen aber nichts Neues hinzugefügt, außer einigen Auszügen aus den Depeschen des venetianischen Gesandten in London, dem sein Aufenthalt in Venedig ihn zu consultiren Gelegenheit gab. Sein Urtheil über Bolingbroke als Schriftsteller ist zutreffend und wohlerwogen."

In derselben Nummer werden „Memoiren eines Livländers" und „Der Kurfürstentag zu Nürnberg im Jahre 1640" von Heinrich Brockhaus besprochen.

— Ueber „Heute und gestern" von Ferdinand Groß sagt die londoner Wochenschrift „Life": „Der Verfasser gilt als der vorzüglichste unter den deutschen Feuilletonisten. Er hat ein besonderes Talent, kurze und gefällige Causeries zu schreiben, die stets von französischem Esprit belebt sind, gleichviel ob humoristisch oder ernst. Die gesammte deutsche Presse und viele ausländische Kritiker haben seine in den letztern Jahren veröffentlichten drei Bände ähnlichen Genres für die Aeußerungen einer echt gefühlvollen, ideellen und dichterischen Seele erklärt. Gefühl, Geist, Humor und Gedankentiefe, ausgedrückt in einem fließenden und eleganten Stil, wird man als Vorzüge dieses bemerkenswerthen Schriftstellers finden. Jede kleine Skizze und Erzählung ist ein wahres Meisterstück im Kleinen. Einige derselben sind bereits in englischen Monatsschriften erschienen und mit Beifall aufgenommen worden. Wir können englischen Verlegern nur empfehlen, seine sämmtlichen Werke übersetzen zu lassen; denn wir sind überzeugt, daß sein großes und echtes Talent, welches in den Feenmärchen und kleinen Geschichten uns lebhaft an Andersen erinnert, in England verdiente Anerkennung finden würde. Der vorliegende Band ist nicht minder vortrefflich als dessen Vorgänger; womöglich zeigt er sogar einen Fortschritt in der Entwickelung der besondern Geistesrichtung unsers Verfassers. Jede Seite bietet uns Gelegenheit zur Bewunderung seiner wunderbaren Beobachtungsgabe, seiner lebhaften Phantasie, seiner Liebe zur Menschheit und der Natur. Wir wollen mit dem Ausspruche schließen, daß weder ein Sensationsroman noch irgendein anderes Buch möglicherweise das Interesse seiner Leser so tief erregen kann, wie dieses kleine Buch mit dem bescheidenen Titel «Heute und gestern»."

— Die „Rivista Europea" bespricht „Das höfische Leben zur Zeit der Minnesinger" von Alwin Schultz. „Dieses Buch ist eine Quelle von Urkunden, aber kein Werk, wie man es nach dem Titel vermuthen oder erwarten könnte. Es ist ein Buch, welches gedankenlos geschrieben ist. Man findet darin keine allgemeine Idee über den Zeitraum, den es behandelt, nichts, was sich auf die Stellung der Frau in der Gesellschaft jener Zeit bezöge, nichts über die Wirkung der Dichter, die doch so groß war, nichts endlich über den gegenseitigen Einfluß, welchen die Kreuzzüge von einem Volke auf das andere ausübten. Allerdings sind die Notizen, die es bringt, zuverlässig. Es sammelt die Erzählungen der Dichter, als ob sie Notariatsacten wären, und wenngleich die Dichter in solchen Erzählungen von der Phantasie sich hinreißen lassen, so hindert das unsern Verfasser doch nicht, die ihnen entlehnten Fabeln beizubehalten und geltend zu machen. Gleichwol ist die geringe Urtheilsfähigkeit und die Schwäche der Composition zu beklagen, da der Verfasser nach so langer Forschung die Ergebnisse derselben oft in Anmerkungen verweist und sie wie Nebensächliches von geringem Werthe mehr blos andeutet, als daß er sie klar ans Licht stellt. Immerhin wird derjenige, der sich ein Bild von der aristokratischen Gesellschaft des 12. und 13. Jahrhunderts zu entwerfen wünscht, aus diesem Werke zahlreiche und interessante Materialien schöpfen können."

Bibliographie.

Bagehot, W., Der Ursprung der Natiouen. Betrachtungen über deu Einfluss der natürlichen Zuchtwahl und der Vererbung auf die Bildung politischer Gemeinwesen. Autorisirte Ausgabe. 2te verbesserte Aufl. (Interuatiouale wissenschaftliche Bibliothek, 4ter Bd.) Leipzig, Brockhaus. 8. 4 M.

Benseler, G., Weihnachten vor Paris. Kriegsbild zur Aufführung in höheren Schulen. Leipzig, E. Twietmeyer. 8. 1 M.

Berkow, K., Wintersonne. Historische Erzählung aus dem 30jährigen Kriege. 2 Bde. Berlin, Janke. 1884. 8. 9 M.

Eckermann, J. P., Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens. 5te Aufl. 3 Thle. Leipzig, Brockhaus. 8. 9 M.

Groller, B., Weltliche Dinge. Neue Geschichten. Leipzig, Wartig's Verlag. 8. 5 M.

Grote, L., Martin Luther und seine Mitstreiter. Eine Gedichtsammlung. Dresden, H. J. Naumann. 16. 1 M. 25 Pf.

— — Trutznachtigall. Poetische Stimmen alter und neuer Zeugen. Hannover. 1882. 16. 1 M.

Helfert, Freih. v., Der Chef der Wiener Stadtvertheidigung 1683 gegen die Türken. Mit einem Titelbild und 3 in den Text gedruckten Abbildungen. Prag, Tempsky. Gr. 8. 2 M.

Deutsche Humoristen aus alter und neuer Zeit. In einer Auswahl und mit litterarischen Einleitungen herausgegeben von J. Riffert. 4ter Bd.: Ludwig Börne. Altenburg, Bonde. 12. 50 Pf.

Die Irrwege der Gymnasiallehrmethode. Ein offenes Wort an Alle, die es angeht, von R. F. Wien, Wallishausser. Gr. 8. 80 Pf.

Kade, E. v., Streifzüge eines modernen Junkers. (I. Vom Rhein nach Pommern. II. Erlebtes und Erschautes auf einer Reise nach Italien.) Berlin, F. Luckhardt. 8. 3 M.

Löbe, M., Wahlsprüche, Devisen uud Sinnsprüche deutscher Fürstengeschlechter des XVI. uud XVII. Jahrhunderts. Leipzig, Barth. Lex.-8. 10 M.

Märzroth, Weltlust. Historietten, Schwänke uud Lieder eiues heitern Vaganten. Leipzig, Liebeskind. 12. 2 M. 40 Pf.

Mersch, K., Drei Erzählungen. (Noblesse oblige. Der Porträtmaler. Eine wahre Geschichte.) Luxemburg, Brück. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Richthofen, F. Freih. v., Aufgaben uud Methoden der heutigen Geographie. Akademische Antrittsrede. Leipzig, Veit u. Comp. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Roeloffs, J. T. R., Erika. Eine Mär aus der Haide. Leipzig, Most. 8. 3 M. 50 Pf.

Russland und Deutschland von einem Engländer. Stuttgart, Grüninger. Gr. 8. 1 M.

Schlegel, V., Ueber die gegenwärtige Krisis im höheren Schulwesen Deutschlands. Eine Rede. Waren. Gr. 8. 50 Pf.

Schule und Haus. Von einem süddeutschen Schulmanne. Straßburg, Trübner. Gr. 8. 80 Pf.

Selchow, E. v., Das Endziel der Freimaurerei ein Königthum, das die Freiheit der Beherrschten über Alles liebt. Arbeitsruf an Deutschlands Maurerwelt. Leipzig, Findel. Gr. 8. 50 Pf.

Stewart, B., Die Erhaltung der Energie, das Grundgesetz der heutigen Naturlehre, gemeinfasslich dargestellt. Mit 44 Abbildungen in Holzschnitt. Autorisirte Ausgabe. 2te verbesserte Aufl. (Internationale wissenschaftliche Bibliothek, 9ter Bd.) Leipzig, Brockhaus. 8. 4 M.

Teuta. Schau- und Festspiel von Teutsthumsehr. Leipzig, Mutze. 8. 1 M.

Thies, G., Im Hause des Commerzienraths. Schauspiel. Kassel, Hühn. 8. 2 M.

Wirth, Bettina, Hohe Loose. Roman. 3 Bde. Leipzig, Wartig's Verlag. 8. 8 M.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. Nr. 34. 23. August 1883.

Inhalt: Neue Dramen. Von Rudolf von Gottschall. — Broschürenliteratur. — Zur russischen Romanliteratur. Von Rudolf Doehn. — Eine visionäre Dichtung. — Feuilleton. (Deutsche Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Neue Dramen.

1. Peter Munk. Volksschauspiel in vier Aufzügen und einem Vorspiel von Ernst Wichert. Leipzig, Reißner. 1882. Gr. 8. 2 M.

Dieses in Königsberg und Leipzig mit Erfolg aufgeführte Schauspiel hat ein originelles Thema, das seine Wurzeln im Boden des Märchens schlägt.

Das Märchen von Wilhelm Hauff: „Das kalte Herz", und der Held desselben, der Kohlenmunkpeter, haben dem Dichter offenbar die Anregung gegeben zu seinem Volksschauspiel; er hat aus diesem Märchen nicht viel mehr genommen als den Grundgedanken und den Namen des Helden. Bei Hauff vertauscht der Holländer Michel dem Kohlenmunkpeter das Herz.

„«Ja», sagt er zu diesem, «wenn dir einer euerer Herren Chirurgen das Herz aus dem Leibe operiren wollte, da müßtest du wol sterben; bei mir ist das ein anderes Ding; doch komm herein und überzeuge dich selbst.» Er stand bei diesen Worten auf, öffnete eine Kammerthür und führte Peter hinein. Sein Herz zog sich krampfhaft zusammen, als er über die Schwelle trat, aber er achtete es nicht, denn der Anblick, der sich ihm bot, war sonderbar und überraschend. Auf mehrern Gesimsen von Holz standen Gläser mit durchsichtiger Flüssigkeit gefüllt, und in jedem dieser Gläser lag ein Herz; auch waren an den Gläsern Zettel angeklebt und Namen darauf geschrieben, die Peter neugierig las; da war das Herz des Amtmanns in F., das Herz des dicken Ezechiel, das Herz des Tanzbodenkönigs, das Herz des Oberförsters; da waren sechs Herzen von Kornwucherern, acht von Werbeoffizieren, drei von Geldmäklern — kurz, es war eine Sammlung der angesehensten Herzen in der Umgegend von zwanzig Stunden. «Schau», sprach Holländer Michel, «diese alle haben des Lebens Aengsten und Sorgen weggeworfen, keins dieser Herzen schlägt mehr ängstlich und besorgt, und ihre ehemaligen Besitzer finden sich wohl dabei, daß sie den unruhigen Gast aus dem Hause haben.» — «Aber, was tragen sie denn jetzt dafür in der Brust?», sagte Peter, den dies alles, was er gesehen, beinahe schwindeln machte. «Dies», antwortete jener und reichte ihm aus einem Schubfach — ein steineres Herz."

Das ist das Motiv, aus welchem heraus das Wichert'sche Drama erwachsen ist. Bei Wichert ist Peter Munk ein Winkelschreiber, der im Vorspiel einen Deserteur Anton Weiser in einem Felsversteck beschützt und in die Ferne wandern will, um sein Glück zu machen, sich auch vor den Häschern zu sichern, die ihn aufsuchen, damit er jenes Versteck verrathe. Ein Mädchen, Dora, seine Geliebte, die ein Kind von ihm hat, sucht ihn auf und will mit ihm in die Ferne wandern; durch ihre Bitten bestürmt, entschließt er sich, sie mitzunehmen. Sie eilt fort, um dem Vater Lebewohl zu sagen. Da sagt Munk:

Sie liebt mich! — — Aber ich? ... Ich ließ es zu,
Daß sie ins Elend geht. Ins Elend — ja!
Es ist nicht anders. — Thoren schafft die Liebe!
Ich hätte kräft'ger widerstehen sollen,
Nicht Kränkung scheuen, hätte ... O du Narr!
Was hättest du thun müssen, thatst es nicht?
Nun ist mein Fuß gefesselt und mein Arm
Gebunden, meine Hand gelähmt. Ein Paar
Landstreicher zieht von Ort zu Ort und sucht
Zufällige Arbeit für nothdürft'gen Lohn.
Wer festen Dienst vergibt, bemerkt mit Argwohn
Das Weib und weist mich ab — ich greife tiefer
Und tiefer, täglich wächst die Noth, und endlich —
Da liegt man hinterm Zaun. — Nun ist's so weit,
Daß Segel nicht mehr nützt und Ruder; rückwärts
Getrieben mit dem Strom fliegt hin das Boot,
Bis es zerschellt ... wir aber liegen drin,
Und halten uns umarmt und tauschen Küsse, —
Bis über uns das Wasser gurgelt. Nun —

Warum nicht? Gibt es süßern Tod? Das ist
Das Ende, wenn das Herz den Kopf regiert.
So war's von je, so wird es ewig sein.
Die klugen Leute machen sich's bequem,
Berechnen ihren Vortheil, gehn drauf los
Und stoßen unbarmherzig, was sie hindert,
Zur Seite: — ich bin ich! So wachsen sie
Hinein in Aemter, Ehrenstellen, häufen
Das Geld, erwerben Haus und Hof, befrachten
Im Hafen Schiffe, setzen die Maschinen
In Gang und zwingen das zweibein'ge Lastthier
Zum Frondienst um das nackte Leben. Sie
Sind Herrn der Welt! Das Ding, das hier
Im Busen schlägt, macht ihnen nicht Beschwer —
Mag's schlagen! Herzlos muß die Wirthschaft sein,
Soll sie sich fördern, herzlos ist die Zahl,
Und nur die Zahl bedeutet! Glücklich ihr,
Die ihr kein Herz habt! Alles Menschenelend
Hat seinen Sitz im Herzen, kommt vom Herzen.
Da heißt's: halt an, kehr um, begnüge dich,
Vergiß dich selbst, sei selig im Entbehren,
Und lohne dich durch dein gerechtes Thun. —
Wer's los sein könnte — dieses dumme Ding!

Er greift zu einem Pistol, will sich das Leben nehmen: da erscheint Der Graue, der geheimnißvolle Fremde, Chemiker, Physiolog, der im Besitz eines Elixirs ist, welches das geistige Fluidum, das man Herz nennt, in Schlaf setzt, indeß das Blut nur etwas leiser „mit dem alten Tiktak des unbewußten Lebens Pulsschlag meldet". Der Graue hat jedenfalls eine eigenthümliche Physiologie; er ist trotz seiner märchenhaften Herkunft ein Rationalist, der, was gegen die Natur ist, natürlich erklären will. Gleichviel: Peter Munk trinkt den Zaubertrank und ist alsbald das lästige Herz los. Er verräth jetzt seinen Freund Weiser an die Amtsdiener und weist Dora zurück, als sie ihm folgen will.

Damit schließt das Vorspiel. Wenn der Vorhang des eigentlichen Stücks aufgeht, sehen wir Herrn Munk wieder als einen reichen Fabrikherrn, welchem der Landesfürst den Adel ertheilen will, der seine Tochter wider ihren Willen mit einem jungen vornehmen Grafen zu verheirathen beabsichtigt, während diese den Sohn seines Fabrikinspectors liebt. Dabei drohen seine Arbeiter, denen der Lohn um zehn Procent herabgedrückt wird, rebellisch zu werden. Munk, der noch immer kein Herz hat, erscheint als eine Art von Montjoie, ein Mann von Eisen, herzlos durchgreifend in Wahrung aller seiner egoistischen Interessen. Der von ihm verrathene Weiser erscheint mit Dora, der Tochter der frühern Geliebten von Munk: er macht Erpressungsversuche: sonst, droht er, werde er das Geheimniß ausplaudern, das er belauscht hat, den schlimmen Handel mit dem Herzen. Die Tochter hört es und sinkt mit einem Schrei zusammen. Munk läßt ihren Geliebten Max wegen Landesverraths verhaften, und als er auf ihrer Ehe mit dem jungen Grafen besteht und schon der Notar und die zur Verlobung geladenen Gäste beisammen sind, vergiftet sie sich. Da wird es Munk trotz seines fehlenden Herzens allmählich bange zu Muthe:

An ihrem Grabe halt' ich es nicht aus!
Mir war's, als hört' ich ihre Stimme unterm
Hügel hervor — es war die Stimme Bertha's ...
Ich kenne doch die Stimme meines Kindes!
Sie sprach ... (Greift nach der Stirn.) S'ist Unsinn: Todte sprechen nicht.
(Lacht.) Wer glaubt, daß Todte sprechen? Ammenmärchen! —
Doch hört' ich etwas, das genau so klang,
Als spräche sie ... (Horchend.) Ich meine noch, sie spricht.
Was? Laß mein Grab dich mahnen, daß dir fehlt,
Was Bettlerelend nicht entbehrt! — Das sprach sie,
Bevor sie starb. Und nun — aus ihrem Grabe ...
Verdammt, daß sie's erfuhr! Sonst hätt' ich Ruhe.
Ein Kind verlieren, selbst ein einz'ges Kind —
Wir müssen's nehmen wie verhängtes Unheil.
Dem Thränenrührigsten erlischt einmal
Der Drang zum Trauern, andern kürzt sich's ab,
Und wer nicht weinen kann — das sagte sie:
Du kannst nicht weinen, selbst an meinem Grabe! —
Nein — nein! Ich kann's nicht. Nur ein zehrend Feuer
Hinter der Stirn, verschmachtet jeder Nerv,
Und nicht ein Tropfe Wasser, nicht ein Tropfe
Zum Löschen. Wohlthat wär's, ich könnte weinen —
So lächerlich es scheint, sich Schmerz zu wünschen.
Wer hungert, fühlt des Magens Leere — so
Ist's Hunger, was mich quält, doch nicht nach Speise:
Nach irgendetwas, das die Seele sättigt.
Was ist das? Krank sich denken, immer auf sich selbst
Zurückgewiesen bei sich selbst ein Fremder —
Ein Räderwerk, das zeigerlos sich umtreibt,
Ewig bewegt nur eitles Spiel der Kraft ...
Armsel'ges Dasein — nichtiger als Nichts!

Er will Dora als sein Kind anerkennen; doch sie weigert sich, ihn als Vater zu umarmen. Munk ist in Gedanken versunken; der Monolog, den er hier hält, ist die Antistrophe zu dem Monolog des Vorspiels:

Hier alles leer! Und wie ich suche, find' ich
Kein Wort, das eines Menschen Brust bewegt.
Erschöpft ist jeder Antrieb der gemeinen
Natur. Was häuf' ich Gold auf Gold? Im Reichthum
Verarm' ich. Ehre? Die geschminkte Fratze
Des nichtigsten Verdiensts. Wer sie entbehrt,
Der hatte sie nie. Mir ekelt. Macht! Der Kitzel
Despotischen Gelüsts. Nichts mehr? Wo ist
Das Ziel, der Hafen? Zwecklos alles,
Der blasse Schein des Glücks, für mich ein Nichts.
Ich bin allein — allein! Könnt' ich vergessen,
Daß ich ein Herz gehabt! Ich kann es nicht,
Und alle Gegenwart erscheint nun grau
Und kalt und todt — ein nackter Umriß, Form
Ohn' Inhalt. — Denken, immer denken — rechnen
Und rechnen — alles Dasein nur Begriff
Und Zahl ... und Mensch sein sollen, Mensch sein müssen! —
Verflucht der Tag, der mich ums Heil betrog!
(Er setzt sich auf die Steinbank vorn. Es ist inzwischen dunkel geworden. Fernes Gewittergrollen. Nebelschleier senken sich hinter ihm nieder, das Haus verdeckend, heben sich dann wieder bis auf einen grauen Flor, durch den man nun in das Waldthal mit dem Kreuz wie im Vorspiel blickt.)
Sie will mein Kind nicht sein — so ist sie's nicht.
Was weiß das Thier vom Thier, dem es entstammt?
Und besser sind wir nichts, erschöpft die Neigung
Mit dem Gelüst sich. Sorge macht verwandt.
Was mühst du dich? So oft du greifst ins Leere —
Des Bettlers Hand, der fremdes Mitleid anruft,

Füllt leichter sich als deine mit den Gaben
Der Liebe. Wer sie nur entbehren könnte!
Lieb' ich mich selbst? Auch das nicht. Was mich treibt
Ist ungebundne Willenskraft. So wenig
Der Strom sich liebt, der Schiffe trägt und Mühlen
Bewegt, so wenig lieb' ich mich um das,
Was mein ist. — Könnt' ich's wenigstens vernichten,
In des Zerstörens Bosheit glücklich sein! —
Du Narr, es wechselt der Besitz die Form.
Wirf fort, was dein, ein andrer hebt es auf
Und dankt dir nicht einmal. Ja, Bettlerelend
Entbehrt nicht, was dir fehlt! — Könnt' ich zurück
Bis jenen Tag, der mein Verderben war,
Noch einmal ... Nein! Das Leben mißt die Zeit,
Sie ist unwiederbringlich wie das Leben.

Da naht der Graue; Munk verlangt sein Herz zurück: er erhält es, findet jetzt den Ton, der Dora als Tochter ihm wiedergewinnt, und geht unter, indem er sich, um hundert Arbeiter aus der Grube zu retten, in die gefährliche Tiefe wagt.

Die von uns mitgetheilten Monologe Munk's beweisen zur Genüge, daß wir es hier mit einem Autor zu thun haben, der sein Bühnenmetier nicht in der Weise betreibt, daß er nach Schablonen dichtet; sie athmen Shakspeare'schen Geist und einen Tiefsinn, der sich oft mit schöner Prägnanz ausspricht.

Gleichwol leidet das Stück an einem organischen Fehler: die Verschmelzung des Märchenhaften mit dem Realistischen ist nicht glücklich. Der Stoff gehört jener Märchenwelt an, die den Sinn gefangen hält; er bedarf des Zauberdufts der Romantik. Traumhaft, nicht mit nüchterner Lebenswahrheit muß alles an uns vorüberziehen. Das Vorspiel athmet am meisten diesen Märchenduft, wenngleich die Auseinandersetzungen des Grauen zu ernst wissenschaftlich sind, ohne jene leise Ironie, mit welcher z. B. Ludwig Tieck ähnliche Gestalten, wie seinen „Ledernen", auszustatten weiß. Die ersten Acte des eigentlichen Stücks aber bewegen sich in einer mit taghellem Licht beleuchteten Lebensprosa; es sind in der That hier alltägliche und etwas verbrauchte Collisionen, welche die Herzlosigkeit des Helden illustriren sollen: wir meinen, auch diese Scenen mußten im Stil der Raimund'schen Stücke gehalten sein, einige romantische Wolkenschleier sich über die Bühne senken. Das Motiv selbst verträgt nicht die verständige Erörterung. Wenn Weiser in Gegenwart Bertha's erzählt, wie ihr Vater sein Herz für einen höllischen Trank hingab, und das Mädchen bei dieser Kunde zusammenbricht: so fragt man sich verwundert, was sich Bertha denn eigentlich dabei hat denken können. Die aufgeklärte, in den Salons erzogene Tochter eines reichen Bergwerksbesitzers kann doch unmöglich an einen solchen merkwürdigen und märchenhaften Handel glauben. Weit mehr rückt wieder der letzte Act in die Traum- und Zaubersphäre, und der Abschluß selbst muß als ein glücklich erfundener bezeichnet werden.

2. Christian Günther. Schauspiel in fünf Acten von Max Grube. Oldenburg, Schulze. 1882. Gr. 8. 2 M.

Der Verfasser dieses Stücks ist ein junger talentvoller Schauspieler der leipziger Bühne. Die Dramen von Schauspielern haben in der Regel einen conventionellen Zuschnitt: das Licht, das auf sie fällt, ist oft genug das Licht der Proscenriumslampen; die Charaktere sind meistens nicht viel mehr als ausgefüllte Rollenfächer, und viele dieser Stücke sind nur Einrichtungen von Erzählungen und Romanen, denen der kundige Blick des Darstellers einige theatralische Allüren anmerkte.

Dies alles ist gegenüber dem Grube'schen Stück nicht zutreffend: dasselbe hat einen kraftgenialischen Zug, der von allem Schablonenhaften weit entfernt ist. Werken dieser Art kommen die deutschen Bühnen durchaus nicht mit jener Bereitwilligkeit entgegen wie den landesüblichen Bühnenstücken; sie haben etwas Unbequemes, sie fügen sich nicht in die bräuchlichen Formen. Die Rollen decken nicht recht die Fächer, die Inscenirung verlangt aparte Studien. Vor allem aber sind sie reich an dichterischen Ergüssen, welche den Rothstift der Regie herausfordern; sie müssen mit dem Barte des Polonius zum Barbier; ihnen fehlt die Kürze, welche zwar die Seele des Witzes, aber ebenso oft der Witz der Seelenlosigkeit ist. So mag es eher als eine Anomalie erscheinen, daß ein junger Darsteller ein Werk wie diesen „Christian Günther" vom Stapel laufen ließ.

Der Held ist jener unglückliche schlesische Dichter, mit dem sich die deutsche Literaturgeschichte in neuester Zeit so viel beschäftigt hat. Sein großes Verdienst war es, daß er in einer Zeit der verschnörkelten Poesie, die meistens im Hofcostüm einherstelzte, frisch aus dem Herzen heraussang und dabei Töne anschlug, welche im Herzen späterer Geschlechter noch nachzittern. Das treffendste Urtheil über ihn hat wol Goethe gefällt in „Wahrheit und Dichtung": „Hier gedenken wir Günther's, der ein Poet im vollen Sinne des Wortes genannt werden darf; ein entschiedenes Talent, begabt mit Sinnlichkeit, Einbildungskraft, Gedächtniß, Gabe des Fassens und Vergegenwärtigens, fruchtbar im höchsten Grade, rhythmisch bequem, geistreich, witzig und dabei vielfach unterrichtet; genug, er besaß alles, was dazu gehört, im Leben ein zweites Leben durch Poesie hervorzubringen, und zwar in dem gemeinen wirklichen Leben. Wir bewundern seine große Leichtigkeit, in Gelegenheitsgedichten alle Zustände durchs Gefühl zu erhöhen und mit passenden Gesinnungen, Bildern, historischen und fabelhaften Ueberlieferungen zu schmücken. Das Rohe und Wilde daran gehört seiner Zeit, seiner Lebensweise und besonders seinem Charakter oder, wenn man will, seiner Charakterlosigkeit. Er wußte sich nicht zu zähmen, und so zerrann ihm sein Leben wie sein Dichten." Wie aber läßt sich solches „zerrinnende Leben" dramatisch gestalten? Man muß befürchten, daß es im Drama höchstens eine gallertartige Masse bilden wird. Die meisten Poeten, ein altbritischer Marlow, ein deutscher Lenz, sind ungefüg für dramatische Verwerthung, mindestens muß viel in ihrem Leben, was die Ueberlieferung an die Hand gibt, ungedichtet werden.

Das hat auch Grube bei Günther gethan; er hat für einige Vorgänge aus dem Sagenkreise, der sich zu allen

Zeiten um das Haupt namhafter Männer bildet, andere Motive ersonnen. Die bekannteste Anekdote aus Günther's Leben ist seine Bewerbung um die Hofpoetenstelle zu Dresden, die er dadurch verscherzt haben soll, daß er sich im Zustande vollkommener Trunkenheit dem König vorstellte. Dies Motiv ist natürlich für den Helden eines Dramas unbrauchbar. Grube bringt diese Hauptscene des Dramas in Zusammenhang mit einer Erfindung, die sich durch das ganze Stück hindurchzieht. Leopold, der Sohn des Grafen von Bessern, des sächsischen Oberhofceremonienmeisters, liebt die Schwester Günther's, Leonore, ohne daß sie von seinem Stand eine Ahnung hat; er gibt sich für einen simpeln Studenten aus, und als er die Maske abwirft, da verspricht er doch, Leonore zur linken Hand zu heirathen, und bringt außerdem für Günther als ein Geschenk die dresdener Hofpoetenstelle mit. Christian, der im Widerspruch mit dem Vater die Hand seiner Schwester in die des Geliebten legt, zieht sich damit üble Nachrede zu, als habe er dieselbe verkuppelt im eigenen Interesse. Gerade als er in Dresden wartet, um dem König vorgestellt zu werden, greift er einem durchgehenden Gespann in die Zügel. Im Wagen sitzt seine Schwester mit dem polnischen Grafen Ledekuski, dem Vertreter echt menschlicher Gefühle in einer durch den französirenden Hofton herzlos gewordenen Welt. Und dieser gibt ihm nicht undeutlich zu verstehen, daß er ihn auch für einen Kuppler hält. Gleichzeitig ahnt Christian Unheil, als er die Schwester erblickt:

> Schwester! Du kommst allein! Wo ist Leopold? Wo ist dein Gatte? Du antwortest nicht? Sieh mir ins Auge — kannst du mir nicht mehr ins Auge sehen? Gertrud! Du kannst es nicht?! Es ist alles wahr und — ach — welch entsetzlicher Verdacht keimt in mir auf! Wer sagte mir's, daß er dir Treue geschworen? Er nicht — du hast es mir gesagt. Du hast mich angefleht, dich ziehen zu lassen, du hast mir's wehren wollen, dem Vater alles zu offenbaren. Nicht du bist betrogen worden, du hast mich betrogen, um deiner sündlichen Begier zu fröhnen! Und mir schreit's die Welt ins Gesicht, ich sei der schändliche Kuppler gewesen! O mein Bewußtsein schwindet, wie ein blöder Thor stehe ich vor diesem ungeheuern Frevel! Pfui! Pfui! Pfui!

In dieser Stimmung soll er dem König vorgestellt werden: er weigert sich, doch der König kommt selbst. Günther soll Proben seines Talents geben: der König schlägt ihm ein Thema nach dem andern vor: Günther schweigt, und als der König zuletzt im Zorn sagt: „Ich will's!", erwidert Günther: „Aber — ich will nicht!" Da befiehlt der König, daß die Piqueure mit den Hetzpeitschen den betrunkenen Lümmel aus dem Zwinger peitschen sollen, und läßt sich von einem andern Candidaten des Hofpoetenamts, Ulrich König, in Versen feiern, während dieser rückwärts schreitend ihm vorangehen muß.

Offenbar zeigt der Dichter in dieser Motivirung das richtige dramatische Verständniß: auch hat er mit Recht die Scene zwischen dem König und Günther, den Höhepunkt der Krisis, an den Schluß des dritten Acts gelegt. Im vierten folgt dann ein wüstes Studentengelag, bei dem sich Günther betheiligt; der Verführer der Schwester kommt dazu, er tödtet ihn im Zweikampf: der Sterbende zeigt sich bereit, sein Vergehen zu sühnen; er will sich durch den Priester mit Gertrud trauen lassen; doch er verscheidet, ehe er noch das Jawort aussprechen kann. Der fünfte Act bringt die Versöhnung mit dem hartherzigen Vater. Günther hatte das schöne Lied vom Prinzen Eugen gedichtet, und da ihm dieser mit einer besondern Gnade danken wollte, so schlug der Dichter Ehre, Geld und Gut aus, und bat, er möchte dem Kaiser die Geschichte von Gertrud erzählen. Durch päpstliches Decret wurde diese nun als Gräfin von Bessern anerkannt. Eine glänzende Probe seines Talents bestimmt den Alten schließlich, sich ganz mit dem Sohne auszusöhnen.

Das Stück ist in einem dramatisch sehr lebendigen Ton, meistens im Stil der genialen Kraftdramatik gehalten; das Rococoelend der deutschen Höfe ist mit scharfen Zügen gezeichnet, der Aufbau des Ganzen, abgesehen von dem allzu melodramatischen letzten Act, in welchem der alten Grethe, welche trotzdem eine Nebenperson bleibt, eine zu umfangreiche Rolle ertheilt wird, nach den Regeln dramatischer Architektonik ausgeführt. Mit so edeln Zügen indeß der Autor den Charakter des Helden ausgestattet hat: er vermag ihn doch nicht dramatisch annehmbar zu machen. Etwas Haltloses und Zerrüttetes bleibt in ihm zurück, und gerade im dritten Act erscheint er als das Opfer einer Täuschung, eine für jeden dramatischen Helden unwillkommene Situation.

Als Probe für den bewegten, oft an kühnen Bildern reichen Stil diene der Monolog Christian's im vierten Act, als er entstellt, mit wirrem Haar, nach der Katastrophe bei Hofe ins Wirthshaus kommt:

> Pfui! Hier ist's heiß und dumpfig! Draußen war es schöner! Wie lieblich kühlte der Wind meine glühende Schläfe, der Regen weinte mitleidige kalte Tropfen auf mein heißes Gesicht, und so weich lag ich auf dem feuchten Rasen. Weiter unten, nur sechs Schuh — wär's wol noch weicher gewesen, noch kühler, noch stiller. Nur sechs Schuh — eine Sargeslänge. Die windgepeitschten Elbewogen nicken mir zu mit den weißen Köpfen: Komm herab, komm herab — drunten ist Ruh! Warum that ich's nicht? Was will ich denn hier? Hier ist's ja erstickend heiß! Was wollt' ich denn? Ich hab's vergessen! Wie lange habe ich wol so am Ufer gelegen? Ich weiß es nicht! Und worüber hab' ich denn so lange nachgedacht? Ich muß doch an etwas gedacht haben — es hat mich etwas geschmerzt und gepeinigt ... ach ja — nun weiß ich's — haha! Der Reim! Einen Reim konnte ich nicht finden, einen dummen Reim. Das hat mich geärgert, gequält. Alle Fächer meines schmerzenden Schädels hab' ich durchsucht nach dem Reim! — aber es war nur ein Trödelladen verbrauchter Gedanken — alles vermorscht, zerbrochen — ich kann überhaupt nichts mehr finden, nichts erfinden — was such' ich denn noch? (Lacht. Plötzlich wieder ängstlich und ernst, wie irre.) Herr mein Gott! hab' ich's denn ganz vergessen, was ich hier suche? Streng' dich doch an, Gedächtniß, hab' ich dich darum wie ein widerwillig Fohlen durchs A-B-C gepeitscht und durchs krause Feld der griechischen Buchstaben, hab' ich dich darum genährt mit den herrlichsten Geistesfrüchten, so ich erlangen konnte — daß du mir nun auf einmal den Dienst versagst und stehen bleibst wie ein störriger Karrengaul? Zieh an! Halt! Ich hab's! Bei dem Reime, den ich nicht finden

konnte — kam mir eine Erinnerung, wie ich doch früher gereimt und gedichtet habe, und da fiel mir ein, das würden sie mir stehlen, wenn ich todt bin — und daß ich dann unsäglich arm wäre! Da hört' ich Posaunenschall und Paukengedröhn. Das kam wol vom Schlosse. Vom Schlosse? War ich nicht heute auch vor einem Schlosse? Vor einem König? Halt! Karrengaul Gedächtniß! Spring nicht zur Seite, bleibe im Trott und thu deine Arbeit, deine Arbeit! Da hört' ich Posaunenaccorde — Siegesgetön! Ja! da dacht' ich an dich, meinen Helden! An dich, Eugen! Dein Lied, das Lied vom Prinz Eugen, dem Türkenbekrieger, dem Heidensieger, das muß ich holen, retten, einem sichern Freunde vertrauen, daß die Welt weiß — ich — ich hab's gemacht, der Christian Günther hat's gemacht, daß sie mir's nicht stehlen im Sarge, wie sie mir Lebenden alles geraubt haben! Das muß ich noch thun — ist das gethan, dann will ich ruhn. (Sinkt auf eine Bank.) Oder wär's nicht besser, ich nähm's mit mir! Wer ist denn auch auf dieser Welt ein sicherer Freund? Sie haben mich ja alle belogen und verrathen — die eigene Schwester hat's gethan! Ja, ich nehm' es mit. Schwimmt mit mir, ihr theuern Blätter, ins Meer der Vergessenheit, daß mit euch und mit mir alles verfließe und verschwinde, was den unseligen Namen Christian Günther trägt. Hinab! hinab ins Bodenlose! Huh — kalt ist's! Umfangt mich, ihr weichen glatten Wogen — ihr kalten Schönen — wie schmeichelnd legt ihr euch um meine Glieder — wie neckisch schlagt ihr mir auf die Wangen und küßt meinen Mund! Weile doch — silberglitzerndes Fischlein, Lichtfunke in der grünen Finsterniß — weile — ich will dir ja wohl! Eia — welch schönes liebliches Elbweiblein! Grüß dich Gott! Grüß dich Gott! Das sind ja Leonorens Züge! Leonore! Leonore!

3. Armin's Tod. Dramatisches Gedicht in fünf Aufzügen von Hans Müller. Frankfurt a. M., Könitzer. 1883. 8. 2 M. 40 Pf.

Die meisten Dramen, deren Held Armin ist, spielen in der Epoche der Hermannsschlacht, welche den großen geschichtlichen Hintergrund der Handlung bildet. So ist's bei Heinrich von Kleist und Grabbe; Hans Müller hat eine spätere Zeit gewählt, in welche er die Handlung des Dramas verlegt: die Zeit der Kriege mit Germanicus und die letzten Lebensjahre des Helden. Zwischen jenen Kriegen und dem Untergang Armin's liegt der große Krieg zwischen Armin und Marbod, dessen Königgrätz wol in das heutige Sachsen fällt. Diese großartige Wendung im Geschicke der Deutschen hat der Dichter nicht mit in seine Handlung verwebt, obschon gerade der Sieg über Marbod Armin's ebenso patriotische wie ehrgeizige Plane zur Reife bringen mußte. Das ist eben der Conflict des Stücks: Armin's Streben nach der „Kaiserkrone", wie es mit moderner Wendung bisweilen in dem Drama bezeichnet wird. Irgendwelche Schritte zur Erreichung dieses Ziels thut Armin nicht. Doch er verkündet seine Absicht nicht nur seiner Frau, sondern dem ganzen Volk. Die Gegenpartei erringt den Sieg, die Priester ächten ihn, und der Geächtete, der bei einem alten blinden Germanen Zuflucht findet, wird von dem Sohn desselben getödtet aus Vaterliebe, weil er nur so den Vater vor dem Tode zu retten glaubt, der allen droht, welche den Geächteten gastlich aufnehmen. Darauf tödtet denn der Vater als Armin's Rächer den Sohn.

Der Raub Thusnelda's durch die Römer, der Edelmuth von Armin's Bruder Flavus, jenes Ueberläufers zu den Römern, welcher diesen wol Thusnelda in die Hände spielt, aber nicht Armin, und ein Opfer dieser Bruderliebe fällt, verschiedene von Kampfeslust durchdrungene Scenen, die Liebe des jungen deutschen Heribert zu Gerlinde, des Segestes verrätherisches Thun: das alles bildet den übrigen Inhalt des Dramas, das in seinem Aufbau eine kunstfertige Hand verräth, indem die Peripetie, die Achtserklärung gegen Armin, an die rechte Stelle in den vierten Act verlegt ist. Ueberhaupt ist diese Scene mit Armin's vorübergehender Geisteszerrüttung eine der dramatisch wirksamsten des Stücks. Dagegen ist dessen eigenes thatkräftiges Auftreten nur insoweit, als es die Abwehr gegen die Römer gilt, dargestellt: also eine mehr epische als dramatische Bethätigung. Von seinem Streben nach der Alleinherrschaft, dem er doch zum Opfer fällt, spricht er nur, ohne irgendwelche Schritte zu thun, die ihn zum Ziele führen könnten. Seine Absichten werden anfangs belauscht und ausgeplaudert: später offenbart er sie dem ganzen Volke. Die Tragik der Schlußscenen, die Ermordung Armin's und die seines Mörders, erscheint uns etwas forcirt.

Wir lieben im Drama noch weniger als im Roman einen archäologischen Stil: gleichwol erscheint uns die Diction in dem Müller'schen Drama zu modern, besonders aber zu abstract, wie z. B. wenn Hermann sagt:

Der Kern des deutschen Volkes ist vortrefflich,
Es gilt ihn nur zu treiben, zu entwickeln,
Begabung ohne Anregung ist werthlos.

Das ist die moderne Wahlrede, und solche Stellen finden sich häufig genug. Völker, die der Urzeit näher sind, bewegen sich mehr in Anschauungen und Bildern. Auch in dieser Bildersprache hat indeß der Dichter einige Treffer zu verzeichnen, wir erwähnen den Traum Gerlinde's von dem Adler und der Taube im ersten Act, die Fabel Thusnelda's von dem Adler und dem Zaunkönig, und die folgende Rede Armin's:

Unfähig ist mein Geist zu frischer That.
Da sitz' ich nun, ich armes Menschenkind,
Unbrauchbar ganz und unvermögend — ich!
Was hat das Misgeschick aus mir gemacht!
Welch nichtiges Geschöpf ist doch der Mensch,
Ein kleiner Käfer nur, so wie im Mai
Der Himmel sie in großer Anzahl sendet —
Da kommen böse Buben, fangen ihn
Und quälen ihn den lieben, langen Tag.
Jetzt binden sie ihn an den Füßen fest
Und heißen ihn zum Himmel aufzufliegen,
Jetzt sperren sie das arme Thierchen ein,
Jetzt reißen sie ihm Bein und Flügel aus —
Der Käfer muß es sich gefallen lassen.
So ist der Mensch ein wehrlos Götterspielzeug.
Sie stutzen ihm die Flügel, binden ihn
Und lassen ihn zu hohen Zielen streben.
Doch plötzlich ist die Schnur zu Ende, plötzlich
Ruft das Geschick ein donnernd Halt entgegen,
Und keiner Kraft gelingt's, die Schnur zu reißen,
Es gehen Bein und Flügel ihm verloren —
Ich bin am Ende.

Es finden sich auch andere schwunghafte Stellen in der Dichtung; daneben aber auch einzelne triviale Wendungen, die besser ausgemerzt würden. Der junge Dichter, der Sohn Wolfgang Müller's, hat einige anmuthige zarte Gedichte veröffentlicht: er möge dieser ersten dramatischen Studie andere folgen lassen und nicht ermüden auf dem Wege nach den großen Zielen der tragischen Dichtung.

Rudolf von Gottschall.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Broschürenliteratur.

1. Die Deutsche Universität Dorpat, im Lichte der Geschichte und der Gegenwart. Eine historische Studie auf dem Gebiet östlicher Culturkämpfe. Zweite Auflage. Leipzig, Brockhaus. 1882. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.
2. Dr. Martin Luther von 1483—1517. Ein Beitrag zu einem wirklichen Volksbuch über Luther's Leben und Schriften. Von Emil Zittel. Karlsruhe, Braun. 1883. 8. 1 M. 20 Pf.
3. Die Centrumsfraction und die politischen Parteien. Berlin, C. Duncker. 1882. Gr. 8. 1 M.
4. Das Ende der Verfassungspartei. Vom Verfasser der Broschüre „Das System Taaffe". Wien, Sintinis. 1882. Gr. 8. 60 Pf.
5. Die Erhebung der Geschichte zum Rang einer Wissenschaft, oder die historische Gewißheit und ihre Gesetze. Von Adolf Rhomberg. Wien, Hartleben. 1883. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.
6. Die Wehrsteuer im Deutschen Reich, ihre geschichtliche Entwickelung, politische, finanzielle und wirthschaftliche Bedeutung, von F. Marcinowski. Berlin, v. Decker. 1881. Gr. 8. 3 M. 20 Pf.
7. Das Leben Dr. Martin Luther's dem deutschen Volk erzählt von Wilhelm Rein. Leipzig, Reichardt. 1883. 8. 2 M. 40 Pf.
8. Luther auf der Koburg. Ein Lebens- und Charakterbild, nach Luther's eigenen Briefen gezeichnet von Zitzlaff. Wittenberg, Herrosé. 1882. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.
9. Rußland und die Juden. Culturgeschichtliche Skizzen, von Ernst Freiherrn von Brüggen. Leipzig, Veit und Comp. 1882. Gr. 8. 2 M.
10. „Autoemancipation." Mahnruf an seine Stammesgenossen von einem russischen Juden. Berlin, Ißleib. 1882. Gr. 8. 1 M.
11. Ueber die Zukunft und Berechtigung des Judenthums. Von J. Goldschmidt. Neuwied, Heuser. 1883. Gr. 8. 80 Pf.

Die Geschichte der deutschen Ostseeprovinzen, in die uns das Schriftchen „Die Deutsche Universität Dorpat im Lichte der Geschichte und der Gegenwart" (Nr. 1) versetzt, bietet uns ein merkwürdiges Bild wechselnder Geschicke. Livland war 350 Jahre lang ein selbständiger Staat, gehörte zum Deutschen Reich, zu Dänemark, Polen, Schweden und Rußland. Es war ein katholischer Staat, dann dem Protestantismus zugethan, war Tummelplatz einer gewaltsamen Gegenreformation und ist jetzt nach Skandinavien, Dänemark und Schottland das am meisten protestantische Land Europas. Unzähligemal war es der Schauplatz wilder, barbarischer Kriege, doch wenige Jahrzehnte genügten immer, um es wieder in voller Blüte dastehen zu lassen. Unter allen Umständen und in allen Zeiten war es ein Hort und Bollwerk des Deutschthums gegen das vordringende Slawenthum, und als der stärkste Punkt an diesem Bollwerk erwies sich die deutsche Universität Dorpat, deren Geschichte uns der ungenannte Verfasser dieser Broschüre in übersichtlicher Darstellung bietet.

Die Universität Dorpat verdankt ihre Entstehung dem Schwedenkönig Gustav Adolf (1632) und war zunächst schwedisch-deutsche Universität. Seit 1708 ist Livland russisch. Von 1708—1802 war die Universität geschlossen. Im letztgenannten Jahre erstand sie wieder als neue deutsch-russische Universität. Seit den dreißiger Jahren nun datiren die Bedrückungen und Russificirungsversuche, unter denen auch die Universität zu leiden hatte und die neuerdings für Livland eine so gefährliche Gestalt angenommen haben, daß der Verfasser seine Stammesgenossen darauf aufmerksam machen zu müssen glaubt. Das ist gewiß nur anzuerkennen: kein Theil des russischen Reichs hat mit solcher Unwandelbarkeit so treue Loyalität bewiesen wie diese Provinzen, aber sie waren ja immer deutsch, stehen dem Geiste des Westens nahe, und was von Westen kommt, ist vom Uebel, so heißt's im Katechismus des Slawen. Es wurden verschiedene Versuche gemacht, das Land möglichst rasch zu russificiren; zunächst versuchte man es mit der Russificirung der Sprache bei den Gottesdiensten, dann mit der Russificirung der Universität, der Volksschulen, mit Einführung der russischen Sprache in allen amtlichen Anstalten, bei den Behörden u. s. w.; in den wesentlichen Punkten also dasselbe Bild wie in Ungarn; aber alle diese Versuche scheiterten an dem entschlossenen Widerstande des Volks. Die Universität Dorpat erstarkte immer mehr und mehr unter den Bedrückungen, die sie zu erfahren hatte, und steht jetzt in einer Blüte, daß sie die beim Mutterland gemachte Anleihe an geistiger und wissenschaftlicher Kraft redlich zurückzahlen kann. Eine Menge deutscher Universitätsdocenten stammen aus den Ostseeprovinzen. Fragt man nach den Gründen, warum denn das Slawenthum die Provinzen russisch machen will, russisch nicht blos, wie sie es schon lange sind, sondern russisch auch nach Sprache, Gesittung, Cultur, so heißt es fürs erste: die Reichseinheit verlangt es. Dagegen weist der Verfasser einmal auf die von Peter dem Großen feierlich beschworenen Privilegien der Provinzen hin, sodann auf die so ungemein heterogenen Elemente des russischen Reichs, um zu zeigen, daß im Grund nicht Reichseinheit, sondern Reichsuniformität das Ziel sei, auf das die Slawen lossteuern. Der zweite Grund, der vorgebracht wird: die

verrotteten Zustände in den Provinzen, die gedrückte Lage der Bauernschaft, die Rechtsungleichheit und Rechtsunsicherheit machten es zur Pflicht, russische Ordnung einzuführen, ist nach des Verfassers Ausführung eine Lüge.

Seit 1881 hat man, da die frühern Versuche, die Provinzen zu russifieiren, nichts gefruchtet haben, zu einer andern Taktik gegriffen. Der Verfasser sagt, bisher habe man die Livländer nur bekehren wollen, jetzt wolle man sie vernichten. Den Schein des Rechts hierzu muß das angeblich von den Deutschen unterdrückte Jung-Estenthum und -Lettenthum geben. Daß unter den Führern derselben fast lauter deutsche Namen sich finden, thut nichts zur Sache. Der Verfasser zeigt nun, wie dieses aufgeblasene Junglettenthum, das doch noch nicht das Mindeste geleistet, an sich nicht gefährlich wäre, die Gefahr liege darin, daß diese unfähigen Kreise eben warten auf das Zuhülfekommen des Slawenthums, und darauf wird mit aller Macht hingearbeitet. Einstweilen greift man zu den verwerflichsten Mitteln, um den Deutschen das Leben sauer zu machen: unzählige Brandstiftungen und andere Schandthaten zeigen dies; eine schamlose Presse, der kein Schimpfwort zu gemein ist, wenn's einem Deutschen gilt, thut das Ihrige dazu.

An Luther-Literatur ist in dem Jahre des Luther-Jubiläums kein Mangel. Einen sehr interessanten und originellen Beitrag zu derselben bildet Emil Zittel's Schrift „Dr. Martin Luther von 1483—1517" (Nr. 2). Daß es uns trotz der Masse von Luther-Schriften immer noch an einer wahrhaft volksthümlichen Biographie Luther's fehlt, ist sicher. Es gibt ja gewiß vortreffliche Arbeiten über Luther; aber die einen enthalten bei dem ungeheuern Stoff, der sich darbietet, zu viel Ballast, oder zeigen mehr eine individuelle Beurtheilung Luther's als eine künstlerisch objective Darstellung seines Wesens und Lebens, oder aber sie sind bei aller Popularität, doch mehr für die gebildeten Kreise als für das Volk geschrieben.

Emil Zittel möchte und wünscht ein Volksbuch über Luther, das schlicht und einfach erzählte; die Beurtheilung müßte sich dann durch die Erzählung von selbst ergeben, letztere sich zunächst an dem biographischen Faden festhalten; aber, meint Zittel, die Lebensgeschichte Luther's wäre dann doch nicht die Hauptsache, seine für Jahrhunderte maßgebende religiöse Lebensanschauung, seine reformatorischen Gedanken und Ziele, die in seinen Schriften niedergelegte geistige Frucht seines Lebens, die gehört mit dazu, und die läßt sich nur aus seinen eigenen Worten richtig erkennen.

Diesem Gedanken trägt Zittel's Werkchen Rechnung. Er erzählt uns zunächst in einfacher, schlichter Sprache von Luther's Aelternhaus und Schulzeit; daran reihen sich unmittelbar eine Anzahl köstlicher Worte und Sprüche Luther's über Kinderzucht im Aelternhaus, in der Schule und im Leben. Das zweite Kapitel hat die Ueberschrift: „Der Student; Erfurt 1501—5." Daran knüpfen sich Worte Luther's über den Werth der Wissenschaften und der Gelehrsamkeit. Der dritte Abschnitt ist betitelt „Der Mönch"; im Anschluß daran finden wir authentische Aeußerungen Luther's über Möncherei und Klosterleben. Der vierte Abschnitt führt uns den Professor und Ordensvicar Luther vor Augen. Als Anhang bringt das Schriftchen einen Auszug aus Luther's Schrift „Die sieben Bußpsalmen" und dessen Auslegung des Vaterunsers.

Man muß gestehen, Luther's gewaltiges und imponirendes und doch wieder so kindlich einfaches, gemüthvolles Wesen stellt sich uns auf diese Weise, da er selbst zu uns redet und zwar, wie nur er es konnte, so lebendig, so lichtvoll und so verständlich vor Augen, daß ihm, wie man sagt, jeder ins Herz schauen kann. Ist doch hier jedes citirte Wort eine Illustration seines eigenen Lebensgangs, des äußern wie des innern. Man kann nur wünschen, daß der Verfasser das angefangene Werk, an dessen Weiterführung und Ausarbeitung ihn seine Berufsgeschäfte verhinderten, fortsetzen möge, oder daß die von ihm gegebenen Winke und Anleitungen von geschickter Hand benutzt werden möchten, damit unser Volk wirklich einmal seinen Luther kennen lerne, wie er in Wahrheit war.

Auf streng logischem Wege erörtert ein unbekannter Verfasser in der Broschüre „Die Centrumsfraction und die politischen Parteien" (Nr. 3), ohne sich auf die Fragen des Culturkampfs einzulassen, die Zwecke, die Tendenz, die objective Berechtigung der Fraction des Centrums in unsern Parlamenten und ihr Verhältniß zu den übrigen Fractionen. Er weist schlagend nach, wie der Parteibegriff des Centrums: „die Interessen der katholischen Kirche", weitaus zum größten Theil außerhalb der Staatssphäre falle und nur insofern und insoweit innerhalb dieses Begriffs liege, als der Staat ein Interesse an der Religion seiner Glieder, speciell an der christlichen Religion habe, ja daß, zumal seit dem Vaticanischen Concil, im Grunde die Interessen der katholischen Kirche, wie Bismarck gesagt, heute nichts anderes seien als päpstliche Interessen. Eine Partei, welche solchen Interessen dient, ist überhaupt keine politische Partei, ja diese Art der parlamentarischen Fractionsbildung verstößt gegen die Verfassung, die ausspricht: die Mitglieder des Reichstags sind Vertreter des gesammten Volks. Jeder einer nicht politischen Partei angehörige Abgeordnete verletzt diese Pflicht. Das Centrum hat nicht das Staatsinteresse, dem eine parlamentarische Körperschaft doch allein dienen soll, sondern ein Specialinteresse von Anfang an verfolgt.

Interessant sind die Erörterungen des Verfassers über die praktische Stellung und Wirkung des Centrums im politischen Leben. Wie das Centrum keine politische Partei ist, so ist auch die Wahl der Centrums-Abgeordneten nicht der Ausdruck einer politischen Meinung, sondern nur des Gehorsams gegen den Klerus. Ueberhaupt ging ja schließlich die Parole zur Bildung einer solchen Partei von Rom aus; von dort her holt und empfängt sie stets ihre Parole, sie mag gegen diesen Vorwurf protestiren, so lange und so sehr sie will. Unbegreiflich ist nur das Liebäugeln

gewisser conservativer Kreise mit einer solchen Fraction, die selbst nur freundlich sich zeigt, sei es den Conservativen oder dem Fortschritt gegenüber, wenn es gilt, das Interesse der katholischen Kirche zu fördern, für diese einen Vortheil zu erringen. Eine solche nichtpolitische Partei in einem Parlamente, die, rücksichtslos und alle Mittel benutzend, einen im Grunde staatsfeindlichen Zweck verfolgt, ist eine Gefahr für den Staat. Man möchte mit dem Verfasser wünschen, daß Bismarck noch das Erstehen einer wirklich deutschen Centrumspartei erlebe, einer starken Mittelpartei, welche gegenüber jenen reichsfeindlichen Römlingen das nationale Interesse wieder in erste Linie stellt.

Der ungenannte Verfasser der Broschüre „Das Ende der Verfassungspartei" (Nr. 4) ist ein begeisterter Anhänger des Systems Taaffe, des Versöhnungsministeriums. Er prophezeit zum voraus der Verfassungspartei ein schnelles Ende. In nicht eben feiner Weise und feinen Ausdrücken wird dieser Partei eine lange Reihe von Sünden und Verfehlungen: Unfähigkeit, Leichtsinn, Ueberhebung und alles Mögliche, vorgeworfen. Selbst die Schuld an Häusereinstürzen, am Brand des Ringtheaters wird ihr in die Schuhe geschoben, denn: „Bildete sich der wiener Gemeinderath etwa nicht nach dem Muster unsers Parlaments? Saßen nicht früher schon vielgenannte Deputirte der Linken in dessen Reihen, wie sie sich neuerdings in denselben wählen ließen? Auch hier im besondern wie im allgemeinen Verhimmelung der Phrase, große Versprechungen, die nicht erfüllt wurden, viel Reden, wenig Thun!" Ein besonderer Abschnitt bespricht die Verfassungspartei bis 1867, speciell ihre Entstehung und ihr erstes Auftreten unter Schmerling, der auf nichts anderes ausgegangen sei, namentlich in seinem bekannten Februarpatent, als darauf, den Deutschen möglichst viele Rechte zu verleihen. Ein paar schlaue Männer unter ihnen hätten diese günstige Situation benutzt und sich als Ritter der Verfassung hingestellt, ohne daß im Grunde eine solche existirt habe. Diese verhältnißmäßig geringe Minorität von Deutschen wolle gegenüber allen andern Nationalitäten entscheiden, für die Slawen, Ungarn, Italiener! Das sei nicht möglich gewesen ohne die ärgste Usurpation, ohne die fast brutale Knechtung dieser Völkerschaften. Ein weiterer Abschnitt bespricht die Verfassungspartei nach dem Ausgleich mit Ungarn; ein Schlußabschnitt beleuchtet die heutige Situation der Verfassungspartei und erklärt letztere als definitiv todt, verendet, unfähig in jeder Hinsicht. Das Ganze ist, wie man sieht, ein Loblied auf das System Taaffe.

Unverhohlen gibt der Verfasser mehreremal seiner Freude darüber Ausdruck, daß das „System Taaffe" trotz aller schlimmen Prophezeiungen und Erwartungen seiner Feinde bedeutende Erfolge errungen habe und fester als je dastehe. Zu welchen Mitteln Taaffe aber greifen mußte, um die Majorität sich zu sichern, welche weitgehenden Zugeständnisse er den Czechen machen mußte zum Nachtheil der Deutschen, ja wie er zu diesem Zweck letztere geradezu preisgab, davon schweigt die Schrift. Ueberhaupt hat man fast den Eindruck, als wollte der Verfasser, indem er, wie wir sahen, die angebliche einstige Bedrückung der übrigen Nationalitäten von seiten der Verfassungspartei immer in ein möglichst grelles Licht stellt, den Nachweis liefern, daß das Ministerium und System Taaffe jetzt berechtigt sei zu der ungerechten Behandlung der Deutschen in Oesterreich, über die mit Recht so viel geklagt wird. Daß die Deutschen bedrückt werden, gesteht er natürlich nicht ein. Daß die Verfassungspartei dem Versöhnungsministerium unbequem ist, das glauben wir; daß aber ihr Ende und ihr Todestag schon so nahe sei, wird man schwerlich sagen können: das wird zunächst ein frommer Wunsch unsers Bewunderers und Vertheidigers des Systems Taaffe bleiben; Abstimmungen, wie sie in der letzten Zeit im österreichischen Parlament vorkamen, zeigen das wol zur Genüge.

Adolf Rhomberg, Verfasser der Schrift „Die Erhebung der Geschichte zum Rang einer Wissenschaft oder die historische Gewißheit und ihre Gesetze" (Nr. 5), möchte damit nachweisen, wie unbegründet der Pessimismus ist, der bezüglich der Frage herrscht, ob eine vollständige historische Gewißheit überhaupt erreichbar sei. Ueber den gegenwärtigen Stand der Geschichtswissenschaft fällt der Verfasser folgendes Urtheil: Sie ist außerordentlich reich an Quellenmaterial, schwer zu Entzifferndes wurde aufgehellt; für die Kritik und Darstellung sind mindestens die maßgebenden Ausgangs- und Zielpunkte entdeckt worden; die Art der Beweisführung hat zwar schon in vielen Fällen wenigstens subjectiv zu überzeugen vermocht, ist jedoch nicht systematisch und zwingend genug, um einer strengen rationellen Skepsis standzuhalten wie die andern Wissenschaften, die mit unabänderlichen Denk- und Naturgesetzen operiren und argumentiren können. Es kann ihr daher der Rang einer Wissenschaft noch nicht zuerkannt werden. Soll dies erreicht werden, so muß der Historiker im Stande sein, die Thatsächlichkeit eines gemeldeten Factums wirklich gewiß zu machen.

Rhomberg sucht nun nachzuweisen, daß es auch für den Historiker, wie für den Mathematiker und Philosophen, Uraxiome geben müsse, auf die er sein ganzes Beweissystem gründe. Da nun Erkennen und Wollen die Grundursachen aller Thatsachen der Menschengeschichte seien, so unterscheidet er bei den neun historisch-kritischen Axiomen, die er aufstellt, intellectuelle Axiome (5) und moralische Axiome (4). Die Aufzählung derselben würde hier zu weit führen. Hier nur so viel darüber, daß denn doch ein Unterschied sein dürfte zwischen den Axiomen der Mathematiker, die ja die Berechtigung, solche Axiome aufzustellen, für sich allein in Anspruch nehmen, und den Axiomen des Verfassers. Jene mathematischen Axiome muß jeder vernünftig denkende Mensch ohne weiteres anerkennen; die Grundsätze, wie wir sie eher nennen möchten, die der Verfasser aufstellt, sind immerhin noch discutirbar, wenn sie auch vielfach richtig sein mögen. Und dann fühlt man sich unwillkürlich versucht,

zu den vorgeschlagenen womöglich noch weitere „Axiome“ hinzuzufügen, die am Ende gerade so zutreffend wären.

Der Verfasser gibt selbst die Möglichkeit zu, daß die von ihm formulirten Gesetze nicht überall für streng genug befunden werden möchten, um volle Sicherheit zu schaffen; er erklärt sie aber doch für genauer als eine blos innere Kritik. Er hält aber dafür, daß wir durch eine ruhige Auseinandersetzung und Opposition am schnellsten zur Gewißheit kommen, und wenn er mit seinem Werkchen hierzu etwas beigetragen habe, dann sei er befriedigt.

In der Schrift „Die Wehrsteuer im Deutschen Reiche“ (Nr. 6), von F. Marcinowski verfaßt, werden die Materialien dieses Gegenstandes in einer Form zur Veröffentlichung gebracht, welche es jedem ermöglicht, sich über die historische Entwickelung, sowie über die politische, wirthschaftliche und finanzielle Bedeutung des Projects zu unterrichten. Die Gesetzvorlage ist im Zusammenhange mit ihrer Begründung und den betreffenden Reichstagsverhandlungen in einer die Uebersicht erleichternden Anordnung in authentischem Text wiedergegeben. In diesen Rahmen sind die wesentlichsten Aeußerungen der staatswissenschaftlichen Literatur und der Zeitungspresse an geeigneter Stelle eingefügt, und bei allen Hauptpunkten ist der Versuch gemacht, die Förderung des Verständnisses und der Beurtheilung der Tragweite durch erläuternde Bemerkungen zu vermitteln.

Das österreichische Wehrsteuergesetz vom 13. Juni 1880 und das schweizer Gesetz vom 28. Juni 1878, sowie die früher in Baiern und Würtemberg bestandenen Gesetze sind am Schlusse unter erläuternder Darstellung der Wehrverhältnisse der betreffenden Staaten zum Abdruck gebracht.

Bekanntlich wurde am 7. Mai 1882 das Gesetz bei der zweiten Berathung fast einstimmig abgelehnt. Redner der verschiedensten Parteirichtungen sprachen sich dagegen aus. Doch ist nicht sicher, ob nicht der Versuch, die Wehrsteuer im Deutschen Reich einzuführen, wiederholt werden wird. Zur Orientirung über das einschlägige Material finden wir in der vorliegenden Broschüre den besten Aufschluß.

J. Köstlin's vortreffliche Werke über Luther, die zur zeit wol den vorgeschrittensten Standpunkt in der Luther-Forschung einnehmen, haben mancher kleinern Schrift über Luther, wie sie so zahlreich zur Feier seines vierhundertjährigen Geburtsfestes erschienen sind, erwünschte Handhabe geboten, beziehungsweise zu mancher den Anstoß gegeben. Auch die beiden Luther-Schriften: „Das Leben Dr. Martin Luther's“ von Wilhelm Rein (Nr. 7) und „Luther auf der Koburg“ von Zitzlaff (Nr. 8) schließen sich im wesentlichen an Köstlin's Werke an. Erstere spricht das ausdrücklich aus: sie will versuchen, in einfachen Zügen das Bild des großen Mannes zu entwerfen, will mit Treue und Wahrheit der Thätigkeit des kühnen Reformators nachgehen und seine Persönlichkeit der deutschen Familie sowie der reifen deutschen Jugend nahe bringen. Das erste Kapitel versetzt uns gleich in den Anfang der reformatorischen Thätigkeit Luther's. In lebendiger, bewegter Sprache schildert der Verfasser jene große That Luther's am 31. October 1517 und bespricht dann die unmittelbare Veranlassung dazu, den Ablaßhandel. Im übrigen bringt das schlicht und verständlich und doch in schöner, edler Sprache geschriebene Büchlein Luther's Leben und Wirken in chronologischer Reihenfolge zur Anschauung. Den Schluß bildet ein sehr interessant geschriebener Rückblick, der das Bild des Reformators noch einmal kurz zusammenfaßt, auf die Hauptmomente in seinem Leben aufmerksam macht und namentlich sein durch und durch deutsches Wesen hervorhebt. Beigegeben sind dem Büchlein, das wir als eine gedrängtere Luther-Biographie empfehlen, vier Holzschnitte: die Bildnisse von Luther, Katharina von Bora und von Luther's Aeltern nach den bekannten Gemälden von Lukas Cranach.

Wie dieses Werk über Luther an einem aus der Jugendgeschichte des Reformators uns bekannten Orte, in Eisenach, so ist das zweite der oben genannten an dem Hauptpunkte seiner Lebensthätigkeit, zu Wittenberg, entstanden. Dasselbe hat den dortigen Archidiakonus Zitzlaff zum Verfasser, soll uns ein Lebens- und Charakterbild Luther's, nach seinen eigenen Briefen gezeichnet, geben und ist J. Köstlin in Halle „als ein geringes Zeichen der Dankbarkeit für die köstliche Gabe: «Martin Luther, sein Leben und seine Schriften», gewidmet“.

„Luther auf der Koburg“ ist sein Titel. Zwei Burgen sind es, auf denen Luther längere Zeit gelebt hat und die durch seinen Aufenthalt für jeden deutschen evangelischen Christen eine hervorragende Bedeutung behalten werden: die Wartburg und die Koburg. Auf beiden hat er Schutz gesucht in schwerer, gefahrvoller Zeit, auf beiden war er in seiner Abgeschiedenheit für sein angefangenes Werk rastlos thätig. Aber wie ist er auf der Koburg doch ein anderer, als er auf der Wartburg war! Hier war er der noch werdende Reformator, kaum steht ein Häuflein Ueberzeugungstreuer ihm zur Seite; dort auf Koburg ist er der gewordene Reformator, eine große Zahl tüchtiger, geisteskräftiger Männer sind seine Mitarbeiter am Werk der Reformation geworden, das Riesenschritte gemacht hat.

Karl V. hatte auf den 8. April 1530 einen Reichstag nach Augsburg ausgeschrieben, auf dem berathen werden sollte, wie der Irrung und dem Zwiespalt in Religion und Glauben abgeholfen werden könne. Kurfürst Johann brach gleichfalls dahin auf und traf mit Luther und seinen Freunden in Torgau zusammen, wo Luther die von ihm gewünschten Artikel, welche die Grundlage der Verhandlungen bilden sollten, überreichte. Am 23. April zog der Kurfürst mit einem zahlreichen Gefolge nach Augsburg weiter, Luther aber, der ja noch immer geächtet und im Bann war, ließ er in Koburg zurück. Hier blieb derselbe bis zur Rückkehr des Kurfürsten am 5. October.

In Augsburg führte hauptsächlich Melanchthon die Sache der Evangelischen. Welch regen, lebhaften Antheil indeß Luther von Koburg aus an diesen für die Evangelischen so überaus wichtigen Verhandlungen nahm, davon legt eben das Zitzlaff'sche Werkchen beredtes Zeugniß ab.

Luther ist in stetem lebendigen Verkehr mit seinen Freunden in Augsburg. Da Melanchthon, der durch die Sorgen um das dem Kaiser vorzulegende Bekenntniß, das Luther zugesandt worden war und seine Billigung erhalten hatte, durch die Drohungen der Gegner und durch körperliche Leiden in steigende Unruhe und Angst gerieth, so hatte Luther von Koburg aus manchmal zu trösten und aufzurichten. Groß ist Luther's Freude, als er die Kunde empfängt, daß das evangelische Bekenntniß vor Kaiser und Reichsständen lateinisch und deutsch öffentlich vorgelesen und so allgemein bekannt worden war.

Das Büchlein ist reich an treffenden Einzelcharakteristiken wie an vergleichenden Nebeneinanderstellungen von Hauptpersonen, insbesondere in den Kapiteln: „Luther und seine Freunde", „Luther's Heiterkeit und Humor", „Luther und der Kaiser", „Luther und sein Kurfürst", „Luther und seine Familie", „Luther der Rathgeber, Freund und Seelsorger", „Luther und der Adel".

Wir sind überzeugt, die Hoffnung des Verfassers, daß Luther's Bild, wie er es hier zu zeichnen versucht hat, den großen Mann, den viele nur aus weitester Ferne gesehen, ob sie ihn gleich oft im Munde führen, manchem bekannter und dann ohne Zweifel auch theurer machen werde — sie wird an vielen, die dies Büchlein lesen, in Erfüllung gehen.

Die Judenfrage wird besprochen in den drei Schriften: „Rußland und die Juden, culturgeschichtliche Skizzen von Ernst Freiherrn von Brüggen" (Nr. 9); „Autoemancipation, Mahnruf an seine Stammesgenossen von einem russischen Juden" (Nr. 10) und „Ueber die Zukunft und Berechtigung des Judenthums" von J. Goldschmidt (Nr. 11).

Nach Angabe der Titel beschäftigen sich die zwei erstgenannten speciell mit den russischen Juden und ihren Verhältnissen. Freiherr von Brüggen ist offenbar mit letztern ganz genau bekannt. Im ganzen hat er das in dieser seiner Schrift Enthaltene schon in den „Grenzboten" veröffentlicht, ehe der Verfolgungssturm gegen die Juden in manchen Gegenden Rußlands ausgebrochen war. Was er hier bietet, sind nur die zum Theil umgearbeiteten Grenzbotenartikel. Er will hiermit noch genauer den Grund jener beklagenswerthen Erscheinungen und Vorkommnisse aus seiner Erfahrung darlegen und zwar so unparteiisch als möglich, indem er in seiner Schrift ebenso wol gegen wie für das Judenthum spricht.

Freiherr von Brüggen schätzt die Zahl der in Rußland lebenden Juden auf mehrere Millionen. Gesetzlich sind sie zwar auf einen verhältnißmäßig kleinen Theil des russischen Reichs beschränkt; indessen haben sie, was in Rußland keineswegs unmöglich ist, Mittel und Wege gefunden, sich überall festzusetzen. Bestechung der Beamten, wenn sie irgendwo einwandern wollten erneute Bestechung, wenn sie fürchten mußten ausgewiesen zu werden, machten alles möglich. Der Erwerb von Gütern war ihnen zwar verboten, und sie dürfen auch heute noch in den kleinrussischen Gubernien, in denen sie sich meist aufhalten, Landgüter nicht eigenthümlich erwerben; desto mehr profitirten sie aber von dem Pacht namentlich adelicher Güter, die sie von halb ruinirten Eigenthümern, insbesondere nach Aufhebung der Leibeigenschaft, übernahmen und so verwalteten, daß aus dem halb ruinirten Eigenthümer ein ganz ruinirter, aus dem jüdischen Pächter factisch ein jüdischer Eigenthümer wurde. Daneben wußten sie einerseits die Dummheit, andererseits die notorischen schlimmen Eigenschaften des russischen Bauern, dessen Kraft und Hülfeleistung sie brauchten, namentlich seine Trunksucht und Fahrlässigkeit aufs schlaueste auszubeuten. Der russische Bauer hat Schwächen des Charakters, welche ihn fast widerstandslos in die Hand des Juden geben. Würde überhaupt Rußland den Juden Handel und Wandel, die amtliche Carrière u. s. w. freigeben, so hieße das nichts anderes, als den Ruin des Landes herbeiführen. Der Haß des Volks gegen die Juden ist ungemein groß. Ein Fehljahr, eine Misernte, und die Juden würden in Rußland noch viel schlimmere Erfahrungen machen als bisher. Der Verfasser hält daher die Praxis der Regierung für ganz richtig, wenn sie, den Verhältnissen des russischen Volks Rechnung tragend und zugleich im Interesse der Juden selbst, letztere mit möglichst schonendem Druck aus Rußland fortschafft.

Das Schlußkapitel des offenbar mit großer Sachkenntniß geschriebenen Werkchens ist betitelt „Der Talmud" und sucht nachzuweisen, wie der böse Geist des Judenthums, der dasselbe überall verhaßt mache, wo es auftritt, nämlich die Feindschaft des Judenthums gegen die Cultur unserer Zeit in nichts anderm wurzle als eben in jener starren, exclusiven Talmudlehre. Zwei Mittel weiß er allein namhaft zu machen, durch welche die Judenfrage friedlich gelöst werden könnte: erstens daß die Staaten mit größerer jüdischer Bevölkerung genöthigt werden, mit allem Nachdruck die gesammte Erziehung und den Unterricht im jüdischen Volk an sich zu nehmen und im Geiste moderner Cultur zu organisiren; dann daß Deutschland gewaltsam der Einwanderung armer und ungebildeter Juden eine Schranke setzt.

Eine andere Lösung der Judenfrage, speciell auch der russischen, schlägt die zweite angeführte Schrift, „Autoemancipation" betitelt, vor, die von einem russischen Juden verfaßt ist. Wir haben selten in einer die Judenfrage behandelnden Schrift von einem Juden das ehrliche Bekenntniß vernommen, das der Verfasser gleich an die Spitze seiner Schrift stellt: daß nämlich die Juden eben im Schose der Völker, in deren Mitte sie leben, thatsächlich ein heterogenes Element bilden, welches von keiner Nation assimilirt zu werden vermag, demgemäß auch von keiner Nation gut ertragen werden kann. Gewöhnlich wird mit Beiziehung aller möglichen Argumente zu beweisen versucht, die Juden seien ebenso gute Deutsche wie wir: das mag von einem kleinen Bruchtheil gewiß gelten; die andern alle aber sind sicher keine Deutschen, sondern eben deutsch redende Juden. Es handelt sich hierbei gar nicht um die Religion, sondern um die specielle unaustilgbare Eigenart jüdischen Wesens, den, wie die vorangehende

Schrift ihn nannte, im Talmud wurzelnden Geist des Judenthums, der sie von vornherein den Völkern überall fremd gegenüberstellt.

Die vorliegende Schrift, die offen anerkennt, daß die Juden überall Fremde, deswegen auch überall mehr oder weniger gehaßt und verachtet seien, argumentirt nun so: Wie ist dem auf die Dauer abzuhelfen? Dadurch, daß sie das werden, was sie im Grunde doch sind, ein eigenes Volk, eine eigene Nation, d. h. eine zusammengeschlossene, von andern Nationen anerkannte lebende Nation. Das sind sie thatsächlich und äußerlich ja noch nicht. Nur dadurch, daß sie sich zusammenschließen, werden sie in der Achtung der übrigen Völker wieder steigen. Die bürgerliche und politische Gleichstellung der Juden genügt nicht hierzu. Ein Volk auf eigenem Grund und Boden müssen sie werden. Bisher war der Mangel an nationalem Selbstgefühl und Selbstvertrauen, an politischer Initiative und an Einheit der Feind ihrer nationalen Wiedergeburt. Damit sie nicht gezwungen sind, von dem einen Exil ins andere zu wandern, müßten sie eine umfangreiche productive Zufluchtsstätte haben. Eine solche zu finden und zugleich die Volksgenossen für diesen Gedanken zu gewinnen, dazu hält der Verfasser die jetzige Zeit für die allergünstigste. Die internationale Judenfrage müsse eine nationale Lösung erfahren. Diese nationale Wiedergeburt der Juden solle durch einen Congreß jüdischer Notabeln angebahnt werden. Fragt man nach dem Ort, wo dieser jüdische Staat gegründet werden soll, so weist der Verfasser auf Nordamerika hin, wo ein kleines Territorium zu diesem Zweck zu erwerben wäre, oder auf die asiatische Türkei, woselbst ein suzeränes, von der Pforte und den andern Mächten anerkanntes Paschalik gegründet werden könnte. Er schließt seinen Mahnruf mit den Worten: „Helft euch selbst, so wird Gott euch helfen!“

Rußland und Rumänien, Deutschland und Oesterreich wären sicher mit einer solchen Lösung der Judenfrage sehr einverstanden. Ob ein solcher Mahnruf Erfolg haben wird, ist wol mehr als zweifelhaft. Und wenn blos gewisse Elemente des Judenthums in jenes Gelobte Land ziehen sollten, andere aber und vielleicht gerade diejenigen, die durch ihr Thun und Treiben am meisten Anstoß erregt und Grund zum energischen Widerspruch gegen ihr Gebaren gegeben haben, da blieben, so wäre die Judenfrage erst recht nicht aus der Welt geschafft. Und gerade von den letztern gilt das Stöcker'sche Wort, das einem bei diesem Vorschlag unwillkürlich in den Sinn kommt: sie wohnen lieber in der Jerusalemerstraße als in Jerusalem — aus begreiflichen Gründen.

Die dritte, die Judenfrage behandelnde Schrift: „Ueber die Zukunft und Berechtigung des Judenthums“, von J. Goldschmidt, untersucht, insbesondere mit Rücksicht auf die Bestrebungen des Antisemitismus, die Frage: Wird das Judenthum dem alten Völkerhasse, der sich durch alle bösen Triebe des Herzens, durch Neid, Habsucht u. s. w. stets verjüngt, wird es der — berechtigterweise — immer mehr sich ausbreitenden, staatenbeherrschenden Macht des Christenthums gegenüber auf die Dauer Widerstand leisten und sich behaupten können? Und hat das Judenthum noch seine Berechtigung? Hat es nicht im Laufe der Geschichte, durch die Fortentwickelung der Menschheit seine Berechtigung verloren?

Zu diesen Fragen nimmt der Verfasser Stellung, indem er entschieden für das Judenthum eintritt. Die Zerstreuung der Juden über die ganze Erde ist seiner Ansicht nach eine so zweckmäßige und sichere Garantie gegen jede möglicherweise geplante Vernichtung des Judenthums, daß jeder, der an eine Vorsehung in der Geschichte glaubt, ihr eine providentielle Bedeutung beilegen muß. So lange nicht alle Völker der Erde zur Vernichtung des Judenthums sich ins Einvernehmen setzen — und dieser Fall sei gewiß ein ganz und gar undenkbarer —, so lange sei die Zukunft des Judenthums allen äußern Mächten gegenüber unzweifelhaft sichergestellt.

Ein Baum kann von außen geknickt und zu Boden geworfen werden, er kann aber auch den Keim des Todes, durch Altersschwäche oder Krankheit, in sich tragen. Wie steht es nun in dieser Hinsicht mit dem Judenthum? Der Verfasser untersucht diese Frage, indem er das Judenthum prüft nach seiner innern Berechtigung als Religion, dann nach seiner äußern Berechtigung gegenüber den eigenen Bekennern, gegenüber dem Christenthum, gegenüber dem Staate und gegenüber der Gesellschaft.

In höchst begeisterter Weise verbreitet er sich, indem er zugleich gegen alle vermeintlichen Eingriffe in die Sphäre des Christenthums sich verwahrt, über die hohe Bedeutung der jüdischen Religion. Mit Aufwendung großen theologischen Scharfsinns wird nachgewiesen, daß die jüdische Religion von ihren Bekennern zum mindesten verlangen und erwarten dürfe, ebenso hoch wie etwa das Christenthum von seinen Bekennern gehalten zu werden. Judenthum und Christenthum könnten überhaupt, jedes in seinem Kreise, ganz wohl friedlich nebeneinander bestehen. Und der Staat vollends, handle er nicht in seinem Interesse, wenn er eine Religion unterstütze, die so sehr wie die jüdische Gehorsam gegen den Staat von ihren Bekennern verlange?

Die theologischen Deductionen und religiösen Gründe überwiegen in diesem Schriftchen. So namentlich im letzten Abschnitt, wo es sich um Berechtigung des Judenthums in der Gesellschaft handelt. „Wo es sich um eine Religion, die eine so altehrwürdige Geschichte hat wie das Judenthum, und um das Glück von Hunderttausenden treuer Staatsbürger handelt, da wäre es frivol, Forderungen einer Rechtssphäre ernstlich zu erwägen, wo die launische — Mode das Scepter führt.“ Die Judenfrage ist aber unsers Erachtens in erster Linie nicht eine religiöse, sondern eine rein sociale Frage, und dieser Gesichtspunkt ist in dem Schriftchen ganz vernachlässigt. Der Verfasser hätte sich von seinem hohen Idealismus, mit dem er für sein Volk und seine Religion schwärmt, doch nicht so hinreißen lassen sollen, daß er dies vollständig außer Acht ließ.

Zur russischen Romanliteratur.

Raskolnikow. Roman von F. M. Dostojewskij. Nach der vierten Auflage des russischen Originals übersetzt von Wilhelm Henckel. Drei Bände. Leipzig, Friedrich. 1882. 8. 10 M.

Der vorliegende Roman ist in mehr als einer Beziehung eine beachtenswerthe Erscheinung; derselbe zeichnet sich, wie der Uebersetzer mit Recht sagt, weder durch einen künstlerischen Aufbau der Erzählung noch durch poetische Schönheiten der Sprache aus, dafür aber entrollt er uns bald in ergreifender, bald in abstoßender Weise ein treues Bild der socialen Zustände, wie solche seit längerer Zeit im russischen Reiche herrschen. Wenn es nun eine Thatsache ist, daß der Verfasser des Romans, F. M. Dostojewskij, von der russischen Kritik als ein geschätzter und gefeierter Schriftsteller anerkannt wurde, dessen im Jahre 1881 erfolgter Tod zu großartigen Ovationen seitens der Russen selbst Veranlassung gab, so erscheint dies nur dadurch erklärlich, daß man in Rußland Gefallen daran findet, oder vielleicht auch ein Zeichen der Besserung darin erblicken zu können meint, wenn ein russischer Schriftsteller und Dichter es unternimmt, in richtiger Erkenntniß der Sachlage den gewaltigen Umfang und die bodenlose Tiefe der gesellschaftlichen und sittlichen Auflösung zu schildern, die in dem großen Russenreiche in fast allen Schichten des Volks, von den niedrigsten bis zu den höchsten, zu Tage tritt. Die russische Journalistik beklagt sich zwar nicht selten darüber, daß die ausländische Presse über russische Zustände Parteiisches und Unwahres verbreite und daß sich Unberufene unterfangen, Land und Leute zu beurtheilen und Zustände zu kritisiren, die sie entweder nur oberflächlich kennen oder denen sie antipathisch oder gar feindlich gegenüberstehen; hier aber ist es einer ihrer eigenen, von ihnen selbst hochgeschätzten Schriftsteller, dessen Autorität und Wahrheitsliebe niemals bestritten wurden, der es gewagt hat, den verhüllenden Schleier wegzuziehen und den moralischen Abgrund offen aufzudecken, an dem das russische Volk dahinwandelt. Der Zusammenhang der unsinnigen Theorien und verschrobenen Ansichten über Moral und Menschenrechte, welche Raskolnikow, den Helden des in Rede stehenden Romans, zum Verbrecher machten, mit den Lehren und Thaten der heutigen Nihilisten und Kaisermörder liegt auf flacher Hand und bedarf keines besondern Nachweises. Wir wollen es versuchen, einige der wesentlichsten Momente aus dem Roman hervorzuheben.

Der Dichter führt uns sofort in Rodion Romanowitsch Raskolnikow, einem der Rechtswissenschaft beflissenen Studenten, die Hauptperson der Erzählung, welche sich vorzugsweise in Petersburg abspielt, vor. Raskolnikow, dessen Vater bereits gestorben war, befand sich in äußerst ärmlichen Verhältnissen; von Natur gut beanlagt, hatte er fleißig studirt und sich einen nicht gewöhnlichen Schatz von Kenntnissen angeeignet, ohne sich jedoch die nöthige Klarheit über die Mittel und Wege zu verschaffen, wie er seine Zukunft in praktischer Weise für sich und die Seinen sicher stellen sollte. Seine Mutter und seine Schwester Awdotja lebten in einer kleinen Provinzialstadt, wo letztere die Stelle einer Gouvernante bekleidete, um ihren Bruder durch Geld unterstützen zu können, da die Mutter nur selten im Stande war, von ihrer geringen Pension dem Sohne etwas zukommen zu lassen. Seit einiger Zeit befand sich Rodion Raskolnikow, von den Seinigen und guten Freunden gewöhnlich Rodja genannt, in sehr gereiztem und aufgeregtem Zustande, sodaß er allen Umgang mied und seine Berufsarbeiten völlig liegen gelassen hatte. Statt sich durch die Armuth, die schwer auf ihm lastete, zu thatkräftigem Handeln antreiben zu lassen, gab er sich hypochondrischen Träumereien und überspannten Gefühlen hin. Indem er sich für einen bedeutenden Menschen hielt, that er nichts, um es in Wirklichkeit zu werden, obschon es ihm, wie gesagt, an natürlichen Anlagen nicht fehlte. Er bewohnte ein kleines Zimmer unter dem Dache eines fünfstöckigen Hauses. Der Autor, welcher stark ist in jener Kleinmalerei, die gewisse französische Schriftsteller auszeichnet, beschreibt diese Wohnung also:

> Sein Kämmerlein war wie ein kleiner Käfig, etwa sechs Schritte lang, und hatte ein ganz jämmerliches Aussehen mit seinen gelben, verstaubten und überall von der Wand losgelösten Tapeten; es war so niedrig, daß ein nicht besonders großer Mensch immer fürchten mußte, mit dem Kopfe an die Decke zu stoßen. Die Möbel standen im Einklange mit dem Raume; es waren drei alte, schon defecte Stühle, ein gestrichener Tisch im Winkel, auf dem einige Hefte und Bücher lagen; der darauf befindliche Staub zeigte, daß seit lange schon keine Hand sie berührt hatte, und endlich ein unförmliches, großes Sofa, welches fast die ganze Wand und die Hälfte der Breite des Zimmers einnahm. Früher war es mit Kattun überzogen gewesen, jetzt hingen die Fetzen herum; es diente Raskolnikow als Bett. Häufig schlief er darauf so wie er war, unausgekleidet, ohne Betttuch, mit seinem alten, abgetragenen Ueberrock zugedeckt und mit einem kleinen Kissen unterm Kopfe; unterm Kissen, um es höher zu machen, befand sich in der Regel sein ganzer Vorrath von Wäsche, reine und schmuzige. Vor dem Sofa stand ein kleiner Tisch. Es wäre schwierig gewesen, tiefer zu sinken und mehr zu verlottern; doch bei seinem gegenwärtigen Geisteszustande fühlte sich Raskolnikow sogar verhältnißmäßig wohl. Er hatte sich vollständig von jedermann zurückgezogen, wie die Schildkröte in ihre Schale; sogar die Magd, welche die Verpflichtung hatte, ihn zu bedienen, und die zuweilen in sein Stübchen hineinblickte, erregte seine Galle und ärgerte ihn. Dies pflegt bei Monomanen, welche sich in irgendeine Idee verrannt haben, vorzukommen.

Und in der That befand sich Raskolnikow zu der Zeit, wo wir ihn kennen lernen, nahezu in dem Zustande der Monomanie, wenn auch wesentlich durch seine Schuld. Da erhielt er eines Tags von seiner Mutter einen Brief, worin diese ihm eine kleine Summe Geldes sandte und

zugleich anzeigte, daß seine Schwester Awdotja, gewöhnlich Dunetschka oder Dunja genannt, sich mit einem reichen, aber viel ältern Manne, dem Hofrath Peter Petrowitsch Lushin, verlobt habe, daß sie alle drei bald nach Petersburg kommen würden und die Hochzeit in nicht zu langer Zeit stattfinden solle. Aus verschiedenen Stellen des Briefs ging hervor, daß Dunja den Hofrath Lushin nicht aus Neigung heirathen wollte, sondern wesentlich um dem geliebten Bruder nützen zu können. Raskolnikow erkannte dies sofort und beschloß, das Opfer, welches ihm seine Schwester zu bringen bereit war, unter keinen Umständen anzunehmen. Wie aber sollte er, der junge, mittel- und einflußlose Mann es anfangen, die Heirath mit dem reichen und welterfahrenen Hofrath zu hintertreiben? Nach längerm Zögern und Schwanken griff er zu einem verzweifelten Mittel. Die schon früher in ihm wiederholt aufgestiegene Idee, sich durch einen Mord Geld zu verschaffen, nahm eine immer festere Gestalt an. Er hatte bereits einmal einen längern Aufsatz unter dem Titel „Vom Verbrechen" geschrieben und in einer vielgelesenen Zeitschrift abdrucken lassen. In diesem Aufsatze hatte Raskolnikow ausgeführt, daß ein außergewöhnlicher Mensch das persönliche Recht habe, alle Hindernisse, welche der Ausführung seiner menschenfreundlichen Ideen im Wege ständen, zu beseitigen, nöthigenfalls durch Gewalt und Vergießen von Blut, sogar von ganz unschuldigem Blut. Er berief sich hierbei unter andern auf Mohammed und Napoleon, wie er denn überhaupt etwas von napoleonischem Geiste in sich zu finden glaubte. Er theilte die Menschen in niedrigere oder gewöhnliche und in eigentliche oder ungewöhnliche Menschen, wenn er auch eine große Anzahl von Unterabtheilungen zuließ. Die erste Kategorie besteht nach seiner Ansicht aus Menschen, die sich vorzugsweise durch Gehorsam und eine conservative Gesinnung auszeichnen und die zum Gehorsam verpflichtet sind; zu der zweiten Kategorie gehören alle, die das Gesetz überschreiten und ihrer ganzen Anlage nach zum Zerstören und zum Umsturz geneigt sind. „Die Verbrechen dieser Menschen", heißt es wörtlich, „sind relativ und verschiedenartig; meistentheils erstreben sie im Namen des Bessern die Zerstörung des Bestehenden. Wenn einer von ihnen im Interesse seiner Idee einen Leichnam überschreiten oder Blut vergießen müßte, so kann er sich selbst, innerlich und auf Treu und Glauben, die Erlaubniß dazu geben, jedoch nur nach Maßgabe seiner Idee und ihres Umfangs." Die Menschen der ersten Kategorie erhalten nach Dostojewskij die Welt und vermehren sie quantitativ, die der zweiten bewegen die Welt und führen sie zum Ziele. Das sind offenbar nihilistische Ideen, und ihnen ergeben schritt Raskolnikow zum Morde. Allein seine blutige That trug die erwarteten Früchte nicht. Von Gewissensbissen gepeinigt, trieb er sich lange ruhelos umher, bis er sich zunächst einem jungen Mädchen Namens Ssonja, der Tochter eines verkommenen Titularraths, offenbarte und schließlich sich selbst den Behörden als den Mörder auslieferte. Sein Proceß endete damit, daß er, in Anbetracht seines Selbstgeständnisses und einiger mildernder Umstände, zur Zwangsarbeit in Sibirien auf nur acht Jahre verurtheilt wurde. Ssonja begleitete Raskolnikow nach Sibirien und pflegte ihn dort in schwerer Krankheit, bis beide durch die Liebe zu einem neuen, bessern Leben geweckt wurden; denn auch Ssonja war eine Gefallene, da sie, um ihre Aeltern und jüngern Geschwister aus großer Noth zu retten, ihre Unschuld zum Opfer gebracht hatte. Rasumichin, ein Freund Raskolnikow's, hatte unterdeß dessen Schwester Dunetschka geheirathet; die Mutter aber erlag einem Nervenfieber.

Fassen wir nun unser Urtheil über den in Rede stehenden Roman kurz zusammen, so dürfte dasselbe dahin gehen, daß durch das Lesen desselben nur selten in dem Leser das Gefühl der Sympathie für die handelnden Personen wach gerufen wird, ein Wohlgefallen aber noch viel weniger. Andererseits ist jedoch nicht zu leugnen, daß der Roman in vieler Beziehung eine spannende und fesselnde Wirkung ausübt, namentlich durch die Schärfe der Charakterzeichnung und die Feinheit und Sorgsamkeit der psychologischen Ausführungen. Wirklich sympathisch berührt wird man eigentlich nur durch die Trennungsscene, wo Raskolnikow von seiner Mutter und seiner Schwester Abschied nimmt, und durch das Schlußkapitel, wo der Hauptheld vollständig mit der Vergangenheit bricht. Aeußerst charakteristisch für russische Sitten und Gebräuche ist die im dritten Bande gegebene Schilderung eines Beerdigungsmahls. Charaktere wie Porphyrius, Lushin, Marmeladow, Swidrigailow, Marfa Petrowna, Katharina Iwanowna sind dem wirklichen Leben treu nachgezeichnet; idealisirt ist kein einziger Charakter, überall waltet der Realismus vor. Daß aber die wenigen Personen des Romans, welche deutsche Namen tragen, möglichst lächerlich oder gar Abscheu erregend geschildert sind, ist kein Zufall, das ist vielmehr System und Tendenz, und zwar, wie der Uebersetzer selbst im Vorwort betont, ein System und eine Tendenz, die sich, wenige Ausnahmen abgerechnet, in der neuern und neuesten russischen Journalistik und Literatur fast überall wiederholen. Trotz alledem dürfte es sich empfehlen, daß der Uebersetzer sein Versprechen erfüllt, dem deutschen Publikum noch andere Schriften Dostojewskij's zugänglich zu machen; denn es kann durchaus nicht schaden, wenn man in Deutschland immer deutlicher erkennt, wie die russische Intelligenz (!) dem Deutschthum gegenüber gesinnt ist.

Rudolf Doehn.

Eine visionäre Dichtung.

Ein Todtentanz. Gedicht in 36 Gesängen von Gottfried Flammberg (August Ebrard). Wernigerode, Riegelmann. 1881. 8. 4 M.

Dieses Werk ist eigentlich eine Art Göttlicher Komödie, und wenn es vor sechs Jahrhunderten als Vorläufer des großen florentinischen Meisterwerks erschienen wäre, so hätte es ohne Zweifel Aufsehen erregt. Jetzt kommt es etwas post festum. Der Autor beginnt mit dem Hinweis auf ernste Krankheitstage, die ihn noch in der Erinnerung mit Zagen und Grauen erfüllen:

Der Todesengel hatte mich gefaßt,
Und mich umrauschten seine kalten Schwingen.

Der Lebensengel tritt dann helfend hinzu und entringt dem Todesengel die Sense. Was der Dichter, ehe diese Rettung ihm kam, gelitten hat, und was ihm unter dem Geleit des Lebensengels darauf an Einblicken in die Qualen der „vom Blute des zweiten Adams noch nicht Geadelten“ zutheil wurde, das zu berichten, hat ihm „ein Mächtiger geboten“:

Daß durch die Kunde von dem Reich der Todten
Ich warne der Lebendigen Geschlecht,
Daß es nicht fürder nenne „schlecht“, was recht,
Und nicht „erlaubt“, was dort gilt als verboten.

Drei Theile des Werks oder 24 Gesänge sind nun denen gewidmet, die noch des Himmels nicht würdig sind: gewinnsüchtigen Spinnereifabrikanten, Volksverführern, Rechtsverdrehern, Frömmlern, Gottlosen, Tyrannen und wie sie alle heißen mögen. Es fehlen auch wie billig nicht die käuflichen Journalisten, politische wie ästhetisch-kritische. Von letztern wird gesagt:

Wer zur Clique nicht
Gehört und euch durch Silber nicht besticht,
Den werft ihr schweigend zu den Todten hin.

Auch Goethe wandelt einstweilen noch in dieser zweifelhaften Gesellschaft, doch wird er mit schuldigem Respect behandelt, und es scheint ihm eine bessere Zukunft bevorzustehen. So schlimm hatte sich's der Verfasser des „Todtentanzes“ übrigens selbst nicht vorgestellt, und als ihm von seinem Führer, dem Cherub, die „Wahlverwandtschaften“ als besonders gravirend bezeichnet werden, heißt es:

Ich aber stand von tiefem Weh vernichtet.
„Ist keine Salbe denn in Gilead“,
So rief ich aus, „und keine Gnadenstatt
Für ihn, der so viel Herrliches gedichtet?“

Da führte mich mein Engel an der Hand
Zu einem Kirchlein, dessen Thor erschlossen,
Und wo ein Särgepaar im Zwielicht stand.
In einem offnen Sarkophag, umflossen
Von Kerzenschein, ward nun hereingetragen
Der Dichter, tief von Schlummer übergossen.
„Der Mosisblitz hat ihm ins Herz geschlagen“,
So sprach mein Engel; „ruhig seines Loses
Laß du ihn träumen; denn er träumet Großes;
Ist's Zeit, so wird ihm Licht, mehr Licht noch tagen.“

Die letzten elf Gesänge sind den Erlesenen gewidmet: den getreuen Richtern, den guten Fürsten, vor allen den Heidenbekehrern. Hier scheint der Autor inmitten seiner eigentlichen Gemeinde, und sein Gedicht gewinnt an Schwung und Innigkeit.

Der Schluß bekommt etwas von dem Ton der Apokalypse, ohne sich aber über das ausgefahrene Gleis orthodoxer Kanzelberedsamkeit zu wirklicher Poesie zu erheben. Der alte Christushaß keime, heißt es, und werde bis zur Verfolgung anschwellen:

Es wächst der Welt ein neuer Kaiphas;
Ein neuer Judas wird sich ihm gesellen.

Das Gedicht als Ganzes ist nicht ohne eine allerdings entlehnte Größe der Anlage. Im einzelnen wirkt es häufig nüchtern prosaisch und verletzt das Ohr hier und da durch metrische Ungelenkheiten wie diese:

Da lag ich, eine welke, müde Last,
Und stöhnt' in des furchtbaren Jägers Schlingen.

Oder:

Und er: all' deine Zweifel niederschlag' ich
Mit einem Wort: die Seel' ist raumlos zwar,
Doch dem wird als Gestalt sie offenbar,
Dem seines innern Auges Decke brach ich.

Auch reimt sich „Sense“ nicht sonderlich mit „Lenze“, „Sprache“ ebenso unbefriedigend mit „Schlage“, „Evangelium“ mit „Ruhm“, und warum der Verfasser immer Logogriph schreibt, während er bei Polykarpus, Amyranth, Wycliffe, Cölesyrien u. s. w. sich des y nicht entschlägt, bleibt sein — oder seines Cherubs — Geheimniß.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Friedrich Nietzsche hat bei Ernst Schmeitzner in Chemnitz eine Sammlung seiner eigenen „genialen“ Einfälle erscheinen lassen, welche dazu dienen sollen, ein neues Bild und Ideal des Freigeistes aufzustellen. Wir empfehlen das mit den Orakeln eines Weisen ausgestattete Buch allen denen, welche Geschmack finden an folgenden Aperçus: „Das Weib in der Musik. Wie kommt es, daß warme und regnerische Winde auch die musikalische Stimmung und die erfinderische Lust der Melodie mit sich führen? Sind es nicht dieselben Winde, welche die Kirchen füllen und den Frauen verliebte Gedanken geben? . . . Neue Kämpfe. Nachdem Buddha todt war, zeigte man noch jahrhundertelang seinen Schatten in einer Höhle — einen ungeheuern schauerlichen Schatten. Gott ist todt; aber so wie die Art der Menschen ist, wird es vielleicht noch jahrtausendelang Höhlen geben, in denen man seinen Schatten zeigt. Und wir — wir müssen auch noch seinen Schatten besiegen! . . . Gleichniß. Jene Denker, in denen alle Sterne sich in cyklischen Bahnen bewegen,

sind nicht die tiefsten; wer in sich wie in einen ungeheuern Weltraum hineinsieht und Milchstraßen in sich trägt, der weiß auch, wie unregelmäßig alle Milchstraßen sind; sie führen bis ins Chaos und Labyrinth des Daseins hinein."

— Aus der „Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge", herausgegeben von Rudolf Virchow und F. von Holtzendorff (Berlin, Habel), liegen uns wieder folgende Hefte vor: „Die gesunde Wohnung" von M. Alsberg; „Die Nationalökonomie als Wissenschaft und ihre Stellung zu den übrigen Disciplinen" von F. Kleinwächter; „Die Farbenwelt" von Max Schasler (mit einer Figurentafel); „Schriftsprache und Volksmundart" von Professor H. Osthoff; „Die Entstehung der deutschen Burschenschaft" von Eduard Bayer; „Tibur", eine römische Studie, von Ludwig Meyer. In demselben Verlage sind erschienen Heft 176—180 der „Deutschen Zeit- und Streit-Fragen", welche folgenden Inhalt haben: „Die Pflichten des Besitzes" von Professor Platter; „Die nationale Bedeutung des Kunstgewerbes" von G. Portig; „Das Heer der Seligmacher" von R. Schramm; „Ueber dramatische Musik und das Kunstwerk der Zukunft" von M. Schasler. Wir haben uns so oft schon über Werth und Tendenz dieser Vorträge ausgesprochen, daß wir uns begnügen, unter Erneuerung der alten dringenden Empfehlung auf die im Voranstehenden aufgeführten Themata hinzuweisen, welche wiederum Zeugniß ablegen von der Mannichfaltigkeit des ganzen Unternehmens.

— Vor uns liegt das erste und zweite Heft des sechsten Bandes der „Katholischen Studien" (Würzburg, Woerl), worin Joseph Dippel „Den neuern Spiritismus" in seinem Wesen aufzeigt und nach seinem Werthe prüft. Er kommt zu dem Resultate, daß der Spiritismus eine völlige Leugnung des Christenthums sei und von den falschen Propheten stamme, vor denen Christus die Seinigen warne. Die den Anhängern des Spiritismus sich manifestirenden Geister seien böse Geister; kurz darauf freilich nennt derselbe Verfasser den „Spiritismus" auch „Spiritualismus", was doch eine arge Begriffsverwirrung ist. Wenn nun auch Referent im allgemeinen dieselbe ablehnende Stellung zu dem Spiritismus einnimmt wie Dippel, so kann er sich doch nicht hingezogen fühlen zu einer Beweisführung, welche sich stützt auf die Aussprüche vornehmer kirchlicher Würdenträger. Was diese gesagt haben, ist eigentlich die Hauptsache, und die katholische „Wissenschaft" wagt es erst hinterher, devot und schüchtern noch einige andere Bemerkungen anzuhängen. Den Fleiß und die ehrenhafte Gesinnung des Verfassers erkennen wir trotzdem gern an.

— Eine gekrönte Preisschrift von Georg von Gizycki ist betitelt: „Grundzüge der Moral" (Leipzig, Friedrich). Der Verfasser bezeichnet als Grundlage der Moral den ganzen (fühlenden, wollenden, denkenden) Menschen; nicht die einzelne That brauche zum Vortheil der Person auszuschlagen, aber die Gemüthsverfassung, von der sie Zeugniß ablege, kann eine innerlich beglückende sein. Eine vollkommene Harmonie zwischen Tugend und Glück, oder Pflicht und Interesse, besteht nicht; es ist Aufgabe der Menschheit, diese Harmonie zu einer möglichst vollständigen zu machen. Für denjenigen, welcher Wohlwollen und Menschenliebe hat, ist dies der beste objective Beweis für die Heiligkeit der Pflicht; er wünscht nicht persönliche Unsterblichkeit, sondern das Fortleben seiner Werke. Die ganze vorliegende Arbeit ist empiristisch gehalten und nur eine Wiederholung der Aussprüche hervorragender englischer Popularphilosophen.

— Der Redacteur des „Düsseldorfer Anzeigers", Gustav Spiethoff, hat eine Broschüre (Düsseldorf, Bagel) ausgehen lassen unter dem Titel „Die Großmacht Presse und das deutsche Schriftstellerelend". Er richtet dieses „Wort an alle Zeitungsverleger und Literaten Deutschlands" und bespricht eine Reihe von geradezu brennenden Fragen mit eingehendster Sachkenntniß, mit rühmenswerther Unparteilichkeit und mit einem warmen Herzen für die von ihm vertretene Sache. Wir können die Lektüre dieser Schrift nicht dringend genug empfehlen, und zwar nicht blos den Adressaten, sondern allen Gebildeten überhaupt. Mit Recht tritt er ein für die hohe Bedeutung seines Standes in der Gegenwart, behandelt dessen sociale Stellung, beweist den ungeheuern Kraftverbrauch des geistigen Schaffens, bekämpft das Ueberwuchern der Zeitungen in Deutschland, eifert gegen die noch immer herrschende Begünstigung der französischen Bühnenschriftsteller, urtheilt sehr maßvoll über das Verhältniß von Künstlern und Kunstschreibern, empfiehlt deutsche Schriftstellerverbände und Versammlungen u. s. w. Das Ganze zeigt wieder einmal so recht deutlich, daß nicht blos derjenige „ein Gelehrter" ist, welcher immer nur keuchend seinen Ballast mit sich herumschleppt, sondern auch der, welcher mit der größten Beweglichkeit und Schlagfertigkeit des Geistes ein reiches Wissen und Können in unzähligen, aber leichtern Formen in die zahllosen Kanäle seines Volks überleitet.

Bibliographie.

Briefe moderner Dunkelmänner. Herausgegeben von E. Warner. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 2 M.

Briefwechsel zwischen August Boeckh und Karl Otfried Mueller. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 9 M.

Broeckere, S. v., Memoiren aus dem Feldzuge in Spanien (1808—1814). Im Originale herausgegeben von der Tochter des Verfassers Pauline v. Cybulska. Posen, Heine. Gr. 8. 4 M.

Broglie, Herzog v., Friedrich II. und Maria Theresia nach neuen archivalischen Quellen. 1740—1742. Autorisirte deutsche Uebersetzung von O. Schwebel. 2 Thle. in 1 Bd. Minden, Bruns. 1884. Gr. 8. 10 M. 50 Pf.

Dehlen, A., Shakespear's Hamlet, Prinz von Dänemark. Besprochen. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. Gr. 8. 1 M.

Gautier, Judith, Richard Wagner und seine Dichtung von Rienzi bis zu Parsifal. Mit Bewilligung der Verfasserin übersetzt von Louise Welter. Mit einem Autograph Richard Wagner's. Minden, Bruns. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Kardec, A., Ueber das Wesen des Spiritismus. Aus dem Französischen. Zwickau, Altner. 1882. 8. 1 M.

König, E. A., Das goldene Kreuz. Roman. 2 Bde. Berlin, Janke. 8. 9 M.

Körper und Geist. Zeitschrift des Centralvereins für Körperpflege in Volk und Schule. Red.: E. Hartwich. 1stes Hft. Mai 1883. Düsseldorf, Voß u. Comp. Gr. 8. 75 Pf.

Kottenhahn, E. L., Das Realgymnasium sollte das Latein erst in Obersecunda beginnen. Ein pädagogischer Vortrag. Bernburg, Bacmeister. Gr. 8. 60 Pf.

Der siebenjährige Krieg der Hannover und Hessen. In volksthümlicher Behandlung allen Treuen im Lande erzählt. Hannover, Schulbuchhandlung. 8. 50 Pf.

Dr. Martin Luther's Schriften, in Auswahl herausgegeben von F. Delius. Gotha, F. A. Perthes. 8. 2 M. 40 Pf.

Märzveilchen. Gedichte von J. K. Augsburg, Kranzfelder. 16. 1 M. 50 Pf.

Möller, M., Die Grundwissenschaften der Pädagogik. Vom Standpunkte der neuern Naturwissenschaft aus beantwortet. Leipzig, Siegismund u. Volkening. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Müller, K. W. P., Der Zusammenbruch des theologischen Protestantismus und die Lösung des 300jährigen Räthsels. Straßburg, Trübner. Gr. 8. 80 Pf.

Ostland, J. P., Der Entsatz von Wien 1683. Volksstück mit Gesang zur zweiten Säcularfeier der letzten Türkenbelagerung Wiens. Wien, Wallishausser. Gr. 8. 2 M.

Parsifal, der reine Thor, oder die Ritter vom Salvator. Große Bayreuther Bühnenweihfestspiel-Komödie in 5 Abtheilungen. Frei nach dem Wahnfriedischen des Richard Wagner für Nicht-Bayreuther leichtfaßlich bearbeitet und mit Gesang, Tanz und Salvatorkneiperei ausgestattet von E. F. Germanicus. Mit einem Titelbild. München, Pollner. 8. 1 M.

Porte, W., Judas Ischarioth in der bildenden Kunst. Berlin, Calvary u. Comp. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Ranke, L. v., Weltgeschichte. 3 Thle. in 2 Abthlgn. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 21 M.

Das Russland der Gegenwart und Zukunft. Politische und nationalökonomische Skizzen, gesammelt während meines langjährigen Aufenthaltes und auf vielen Reisen in dem grossen Reich von H. N . . . . . . er. Leipzig, F. Duncker. Gr. 8. 5 M.

Stolberg-Wernigerode, B. Graf zu, Geschichte des Hauses Stolberg vom Jahre 1210 bis zum Jahre 1511. Aus dem Nachlasse des verewigten Autors herausgegeben von G. A. v. Mülverstedt. Mit 2 Stammtafeln. Magdeburg, E. Baensch jun. Lex.-8. 8 M.

Trojan, J., Gedichte. Leipzig, Liebeskind. 12. 2 M. 40 Pf.

Wildenradt, J. v., Zwölf Balladen. Leipzig, Liebeskind. 8. 2 M. 40 Pf.

Anzeigen.

(Mit einer Beilage: **Literarischer Anzeiger**, Nr. 9.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 35. — 30. August 1883.

Literarische Unterhaltungen.

Ueber Bühnengewohnheiten.

Der frische Windhauch, der sich vor etwa zehn Jahren vom meininger Hoftheater aus erhob und seitdem kräftig durch das ganze deutsche Bühnenwesen gezogen ist, hat viel des alten Plunders und Staubes, der sich im Laufe der Jahre wol ausnahmslos in sämmtlichen Tempeln Melpomene's und Thalia's angesammelt hatte, weggefegt und die durch träge Stagnation an manchen Stellen verdorbene Luft gereinigt, und doch ist immer noch viel vom alten Schlendrian übriggeblieben, was wol auch des Auskehrens werth wäre. Es sind das freilich Dinge, die dem großen Publikum nicht so leicht in die Augen fallen und die scenische Wirkung nicht direct stören, die aber, einmal bemerkt, sich immer wieder aufdrängen und durch ihre stete Wiederholung in unzähligen Theaterstücken eine vorher ganz ungeahnte vis comica gewinnen.

Im zweiten Bande von Lewinsky's Sammelwerk „Vor den Coulissen" frägt der großherzoglich badische Hofschauspieler Wilhelm von Hoxar mit gerechter Entrüstung: „Warum schreibt man in ganz modernen Stücken noch immer mit Gänsefedern? Warum tragen die Personen in solchen immer noch gehäkelte Börsen? Warum, wenn jemand auf der Bühne dem andern Geld gibt, überläßt er ihm meist auch die Brieftasche oder die Börse dazu? Warum werden stets beide Flügel der Thüren geöffnet, wenn jemand auf der Bühne ein Zimmer betritt oder sich daraus entfernt? Warum gehen die Thüren von selbst auf und zu?" u. s. w. Man könnte diesen anklagenden Fragen noch eine ganze Reihe anderer hinzufügen, z. B. Warum gehen im modernen Schauspiel Mann und Frau oder zwei Freunde, wenn sie sich etwas Wichtiges in längerer Rede auseinanderzusetzen haben, stets Arm in Arm vor dem Souffleurkasten auf und ab? Warum haben fast alle Bühnenzimmer mindestens drei Thüren, eine Flügelthür im Hintergrunde und auf jeder Seite je eine einfache Stubenthür? Man könnte noch gar viele solche Fragen thun und käme doch zu keiner andern Antwort als der, die W. von Hoxar darauf gibt: „Weil es seit vierzig Jahren so war! Tradition beim Theater! Das ist die Rücksicht, die Elend läßt zu hohen Jahren kommen."

Aber einen Punkt, der gleichfalls schwer ins Gewicht fällt, läßt Hoxar in seinem geistvollen Aufsatz unberücksichtigt, und doch kommt sehr viel auf die Klarlegung auch dieses Punktes an, da in ihm oft der Grund jenes „Elends" zu liegen scheint. Dieser Punkt ist nämlich der: Wer trägt die Schuld daran, daß solche abgestandene Manieren des geselligen Verkehrs, solche plumpe Unmöglichkeiten häuslicher Einrichtung oder solche durch die einförmige Wiederholung in allen einigermaßen ähnlichen Situationen langweilig gewordene Positionen und Bewegungen, kurz, daß all dieser Schlendrian sich so lange auf der Bühne gehalten hat? Gewöhnlich wird man die Frage dahin beantworten wollen, daß die Schauspieler und die Regisseure daran schuld seien, da sie aus bewußter Bequemlichkeit oder aus unbewußter Gewohnheit immer an gleicher Stelle die gleiche Geste machen oder dieselbe Zimmereinrichtung stellen lassen. Viel Schuld haben diese Angeklagten gewiß ohne Weigern auf sich zu nehmen, wenn sie in sich gehen und Buße thun wollen; aber ein sehr beträchtlicher Theil der Schuld an diesem Schlendrian, wenn nicht gar der Löwenantheil daran, fällt auch auf die Seite der Herren Bühnenautoren.

Denn was können Regisseure und Schauspieler trotz der freien „künstlerischen" Willkür, mit der sie sonst das darzustellende Werk zu behandeln pflegen, im Grunde daran

ändern, wenn der Dichter seinen scenischen Vorgängen ein räumliches Fundament gibt, das eben jene Mängel in sich schließt? Verlangt der Dichter z. B. jene drei conventionellen Thüren, deren Ursprung sich leicht in der Einrichtung des antiken Theaters nachweisen läßt, und richtet er die betreffenden Scenen so ein, daß zum Auftreten oder Abgehen der handelnden Personen diese drei Thüren nothwendig gebraucht werden, so müßte es schon ein überaus findiger Regisseur sein, der sich einbildete, bei der Darstellung des Stücks mit weniger Ausgängen auskommen zu können; es sei denn, daß er mit spielender Eleganz die Handlung aus dem Zimmer in den Garten oder auf die Straße verlegte, was er jedoch blos um der drei Thüren willen gewiß nicht versuchen wird.

Und ebenso aber wie solche äußere Einrichtung der Bühne, die der Autor vielleicht vorschreibt, weil seine Phantasie ihn schon im Entstehen seiner Dichtung unwillkürlich in die alten gewohnten Erscheinungsformen hineingedrängt hat, dürfte auch vieles andere jener gewohnheitsmäßigen schablonenhaften Langeweile auf eine gewisse Bequemlichkeit des Dichters zu schieben sein, der es unterläßt, die kleinen Dinge so sorgfältig auszufeilen und mit dem Ganzen so fest und geschickt zu verketten, daß nirgends Risse oder Plattheiten entstehen können. Läßt sich schon hierbei oft durch eine einfache Bühnenanweisung manches gut machen und kann der Autor dadurch sein Werk und die Regie davor bewahren, in den Schlendrian der Tradition zu gerathen, so ist der Gewinn für die Darstellung noch größer, wenn der Autor solche Dinge, wie z. B. das Uebergeben einer Summe Geldes an einen andern, feinsinnig nicht nur zur Handlung gehören läßt, sondern auch mit dem Dialog aufs innigste verwebt. Geschieht das nicht und wird, um bei dem ebengenannten Beispiel zu bleiben, die Situation nur auf die Thatsache hin zugespitzt, daß einer dem andern Geld gibt, so kann in den meisten Fällen der Schauspieler kaum umhin, Börse oder Brieftasche mit wegzugeben, weil durch das Auszahlen der Summe eine klaffende Lücke im Dialog sich aufthun würde. Anders aber, wenn ihm der Dichter Zeit und Gelegenheit zur Vermeidung des beregten Uebelstandes schafft, indem er ihn, während er das Geld aus der Börse oder der Brieftasche nimmt, den Dialog mit seinem Partner fortsetzen läßt. Wie sehr dadurch die ganze Situation an Lebenswahrheit und Frische gewinnt, das wissen unsere darstellenden Künstler auch recht gut: sie erzwingen sich dann oft die dramatische Wirkung, indem sie ein Dutzend Worte, ohne sich ein Gewissen daraus zu machen, dem Dichter zu dessen Ueberraschung in den Mund legen.

Freilich liegt hart daneben wieder eine andere Gefahr, nämlich die der allzu naturalistischen Ausmalung, bei der die Poesie gänzlich in die Brüche geht und nur das Mätzchen übrigbleibt. Da weise zu wählen und die goldene Mittellinie einzuhalten, ist dann eben die Sache, in der sich der Meister zeigt.

Nicht allein in solchen Aeußerlichkeiten von der süßen, gedankenschlaffen Gewohnheit abzulassen, ist für das neuere Drama sehr wünschenswerth, sondern daß auch in der innern Structur der Stücke endlich einmal gewisse Anlagen und Verhältnisse als abgethan und abgestanden erkannt und künftig in der That nicht mehr benutzt werden mögen. Auch hier spielt die Tradition in allen möglichen Lichtern, die sich an dieser Stelle nicht alle einzeln auseinandersetzen lassen; doch sei es gestattet, auf drei dahingehörige Punkte kurz hinzuweisen. Erstens — um bei dem gerade in den Dramen auf modernem Hintergrunde eine so große Rolle spielenden nervus rerum zu bleiben — es wird noch immer auf der Bühne mit dem Gelde umgegangen, als sei in Deutschland ein Millionär eigentlich nur ein leidlich rangirter Mann. Es werden da an einem Abend Summen genannt und — zum Glück nur in Theatergeld — verbraucht, die oft geradezu horrend sind. Es wird erzählt, daß einmal jemand zusammengerechnet habe, wieviel Geld in sämmtlichen Dramen von Charlotte Birch-Pfeiffer auf der Bühne verbraucht worden, und da diese Schriftstellerin ihre Helden mit riesigen Summen um sich werfen ließ, so muß die Totalsumme natürlich lächerlich groß gewesen sein.

Wichtiger sind die folgenden Punkte, da es sich bei ihnen um stehende Charaktere und Figuren der jetzigen deutschen Bühne handelt. Es wird Zeit, daß dem deutschen Gelehrtenstande mehr Ehre und damit mehr Gerechtigkeit geschehe, als dies in den meisten Lustspielen unserer Repertoires bisher der Fall gewesen. Der deutsche Gelehrte ist, namentlich wenn er als jung dargestellt wird, fast immer ein blöder, alberner und so linkischer Mann, daß er gesellschaftlich geradezu unmöglich erscheint, oder ein so aufgeblasener, halb verrückter Pedant, daß, wenn diese Figur richtig gezeichnet wäre, es mit den Universitäten und Schulen Deutschlands sehr traurig aussehen müßte. Auch diese Caricatur gehört zu dem „Elend" der Tradition und sollte baldigst den Platz räumen. Ihr mag dann füglich auch die junge Witwe folgen, wenigstens in der nicht mehr ansprechenden, nicht mehr amusanten Weise, in der diese Dame jetzt ihr meist elegantes Unwesen auf der Bühne treibt. Es mag dem Autor für viele Situationen ja höchst bequem sein, die Figur einer noch liebenswürdigen, doch nicht mehr mit einem Herrn Gemahl versehenen jungen Frau vorzuführen, aber wo es geschieht, ist doch wenigstens etwas feinere Motivirung des Auftretens dieser Figur überhaupt zu wünschen, oder mit andern Worten mehr Porträt als Schablone der liebenswürdigen Dame, die gleichfalls oft nur der Bequemlichkeit der Tradition ihre Existenz auf der Bühne verdankt und zu deren nicht gerade anmuthigsten Eigenthümlichkeiten unter anderm auch die gehört, über ihren seligen Gatten ein so unverbrüchliches Stillschweigen zu bewahren, daß böse Menschen aus dem Publikum zuweilen gar nicht mehr glauben wollen, daß er je existirt habe.

Reinhard Mosen.

Germanistische Schriften.

1. Erlauer Spiele. Sechs altdeutsche Mysterien nach einer Handschrift des 15. Jahrhunderts zum ersten male herausgegeben und erläutert von Karl Ferdinand Kummer. Wien, Hölder. 1882. Gr. 8. 7 M. 20 Pf.
2. Zur Beurtheilung Wolfram's von Eschenbach. Von J. van Santen. Wesel, Fincke u. Mallinckrodt. 1882. Gr. 8. 50 Pf.
3. Die fürstlichen Minnesinger der Manesse'schen Liederhandschrift. Ihr Leben und ihre Werke in leichtverständlicher Darstellung von Alfred Boerckel. Mit 8 Abbildungen. Mainz, v. Zabern. 1882. Gr. 8. 3 M. 50 Pf.

In der erfreulich anwachsenden Literatur über die geistlichen Spiele des Mittelalters bildet das Buch „Erlauer Spiele" von Karl Ferdinand Kummer (Nr. 1) einen werthvollen Bestandtheil; nicht nur weil die mitgetheilten Stücke an sich Interesse erwecken, sondern auch wegen der umsichtigen Verarbeitung, welche der Herausgeber dem Material in Einleitung, Anmerkungen und einem Glossar — freilich dem schwächsten Theil des Buchs — hat angedeihen lassen. „Erlauer Spiele" nennt Kummer die von ihm veröffentlichten Mysterien nach dem Aufbewahrungsort der Handschrift, welcher sie entnommen sind; ihre Aufzeichnung aber haben sie, nach der Sprache zu urtheilen, in Kärnten gefunden, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß der Ort ihrer Aufführung die kärntnische Stadt Gmünd war.

Wie groß das Maß eigener Thätigkeit bei dem Aufzeichner gewesen, wird sich im einzelnen kaum nachweisen lassen. Von wirklich dichterischem Schaffen ist bei allen diesen Spielen, namentlich der spätern Zeit, im ganzen und großen kaum die Rede. Die Grundlage boten die Evangelien und die Kirche in ihrer Liturgie; so erhielten nicht blos die Scenarien, sondern auch die einzelnen Reden durch fortgesetzte Uebung bald eine fest ausgeprägte Form. Erst die volksthümlichen Elemente, welche sich an den geistlichen Kern anschlossen und je länger desto mehr denselben überwucherten, boten anfänglich Gelegenheit zu selbständiger Bethätigung dichterischen Könnens. Aber was hier einmal als geschaffen vorlag, wurde binnen kurzem Gemeingut der geistlichen Volksbühne und nur in Nebendingen weiter gebildet. Die mehr oder minder breite Ausführung, die größere oder geringere Zuthat von volksthümlichen Scenen, die ihrerseits auch bald typisch geworden waren, die Geschicklichkeit oder Plumpheit bei der Zusammenschweißung der vorhandenen Motive bilden fast die einzigen Unterscheidungsmerkmale bei den zahlreichen Producten dieses immerhin nicht zu verachtenden Literaturzweigs. Dieselben von höhern Gesichtspunkten aus zu gruppiren, den gemeinsamen Kern herauszuschälen und die historische Entwickelung der geistlichen Spiele zu erforschen, hat man erst in den letzten Jahren begonnen.

Auf Werke von wirklichem Kunstwerth zu stoßen, darauf wird man wol verzichten müssen, mögen noch so viele Dramen dieser Art aus dem Grabe der Bibliotheken hervorgeholt werden. Damit ist aber nicht ausgeschlossen, daß manches neu herausgegebene Stück, abgesehen von seinem etwaigen sprachlichen Werth, eigenthümliche Züge enthalte, die zur Belebung des in seinen großen Umrissen bekannten Bildes, zur schärfern Erkenntniß der literarhistorischen Zusammenhänge verwandter Spiele dienen können. Und das ist auch bei den „Erlauer Spielen" trotz ihrer zum Theil fragmentarischen Gestalt, trotz der stellenweise ungeschickten Redaction und des mehrfach corrumpirten Textes der Fall. Zwar bewegen sich von den sechs mitgetheilten Mysterien das zweite und fünfte, „Das Dreikönigspiel" („Ludus trium magorum") und der „Ludus Judeorum circa sepulchrum Domini", in ziemlich ausgetretenen Gleisen; auch das sechste, „Die Marienklage", unterscheidet sich nur in Einzelheiten von den vielen anderweitig bekannten Stücken gleicher Gattung. Manches Beachtenswerthe bietet das erste, „Das Krippenspiel" („Ludus in cunabulis Christi"), welches „mit keinem der bekannten ältern Weihnachtspiele unmittelbare Berührung hat, aber durch einzelne Fäden der gemeinsamen Entwickelung mit allen zusammenhängt"; leider ist es unvollständig erhalten und besteht, so wie es vorliegt, „aus vier fast zusammenhanglosen und seltsam verschobenen Scenen". Desto mehr Interesse beanspruchen das dritte und vierte Stück, die „Visitacio sepulchri in nocte resurrectionis" und der „Ludus Mariae Magdalenae in gaudio".

Die „Visitacio sepulchri" baut sich freilich aus denselben Scenen auf, wie sie sich in den lateinischen Osterfeiern der letzten Entwickelungsstufe finden; aber die Art, wie in diesem Stücke die burlesken Elemente gegen die ernsten überwiegen, machen dasselbe zu einem lehrreichen Beispiel für die schließliche Entartung der geistlichen Spiele. Zum Beginn sehen wir die drei Marien in der Frühe des Sabbats unterwegs; sie wollen Spezereien kaufen, um den Leichnam Christi damit zu salben. Auf diese Weise wird der Salbenkrämer in das Stück eingeführt, der in der That schon frühzeitig in das Osterspiel selbst aufgenommen wurde; hier aber knüpft sich an sein Erscheinen ein langes Zwischenspiel. Dasselbe wird eröffnet durch eine Anrede des Rubin, des ins Deutsche übertragenen Robin, der in Frankreich im ausgehenden Mittelalter der typische Vertreter des dummpfiffigen Bauernvolks ist. Dann erscheint der Salbenkrämer, in unserm Stück als Quacksalber aufgefaßt, mit Pusterbalk. Der Quacksalber dingt nach längerer Wechselrede mit Rubin, der recht unflätige Reden führt, letztern als Knecht, Rubin wiederum dingt Pusterbalk, der sich ähnlich benimmt. Die Frau des Quacksalbers nimmt nach einem Zankduett mit ihrem Ehegespons neben diesem Platz, und Rubin preist nun dem versammelten Volk die Kunst seines Herrn, während Pusterbalk die der Frau rühmt. Nun wird der Kram des Quacksalbers aufgeschlagen, und Rubin und Pusterbalk begeben sich an die Arbeit des Salbenbereitens, die sie mit derben

und zotigen Reden würzen. Während sie dann auf Geheiß des Quacksalbers ihre Waaren unter das Volk bringen, erscheinen die drei klagenden Marien wieder auf der Bildfläche. Der Quacksalber bemerkt sie und läßt sie durch Rubin heranholen; nach einigem Hin- und Herreden wird der Handel abgeschlossen und die Frauen gehen mit der Salbe davon. Es erfolgt abermals eine häusliche Scene zwischen dem Quacksalber und seiner Gattin, welch letztere darüber erbost ist, daß ihr Mann die Salbe zu billig weggegeben habe; Rubin sucht den Streit zu schlichten und beredet den Quacksalber, sich ein wenig schlafen zu legen. Während derselbe aber schläft, macht Rubin der Frau einen Liebesantrag, der sofort Gehör findet, und beide gehen auf und davon. Der durch Pusterbalk aus dem Schlaf erweckte und von der Flucht seiner Frau in Kenntniß gesetzte Quacksalber bejammert sein Unglück: zwar den Verlust der Frau wolle er verschmerzen, aber der Knecht werde ihm noch sehr fehlen; er beschließt sofort weiter zu ziehen und hebt sich mit Pusterbalk, der noch einige Abschiedsworte an das verehrliche Publikum richtet, von dannen. Damit sind glücklich zwei Drittheile des ganzen Stücks hingebracht.

Nun treten abermals die drei Marien auf, diesmal wirklich auf dem Wege zum Grabe. Bei demselben angelangt, finden sie drei Engel, welche ihnen Christi Auferstehung verkünden. Zwei Marien entfernen sich, nachdem sie die Botschaft vernommen, Maria Magdalena bleibt allein klagend zurück, worauf ihr Christus erst in Gestalt eines Gärtners, dann als der auferstandene Heiland erscheint. Jubelnd eilt sie nun zu den Jüngern, ihnen diese Mär zu verkünden, findet aber bei ihnen keinen Glauben; doch beschließen Petrus und Johannes, sich selbst von der Wahrheit des Vernommenen zu überzeugen. Der nun folgende Wettlauf der beiden Jünger, wobei der als hinkend gedachte Petrus dem leichtfüßigern Johannes nicht zu folgen vermag, hat in unserm Stück zwar auch einen komischen Anstrich, ist aber bei weitem kürzer und weniger possenhaft behandelt als in andern verwandten Darstellungen. Schließlich erkennen die Jünger, daß Magdalena die Wahrheit gesagt habe; Petrus verkündigt es dem Volke, und der Chorus schließt das Spiel, indem er den Ambrosianischen Lobgesang anstimmt.

Die Heldin des vierten Stücks ist Maria Magdalena, jene begeisterte Jüngerin Jesu, welche er, wie Lukas berichtet, aus siebenfacher dämonischer Gewalt erlöst hatte und die es sich schon frühzeitig hat gefallen lassen müssen, mit der gleichfalls bei Lukas erwähnten „großen Sünderin" identificirt zu werden, welche im Hause des Pharisäers dem Heiland die Füße wusch und Vergebung ihrer Sünden erhielt. Und nicht nur das: auch mit der Maria von Bethanien, der Schwester des Lazarus und der Martha, hat man die Magdalena zu einer Person verschmolzen, und in dieser dreifachen Gestalt ist sie eine Lieblingsfigur der Osterspiele geworden, von denen eine große Gruppe sich besonders in der breiten Ausmalung des sündigen Lebenswandels der Magdalena gefällt und die schließliche Bekehrung sehr nebensächlich behandelt. So auch unser Stück.

Eröffnet wird dasselbe durch eine mehrfach vorkommende, anscheinend sehr beliebte Scene, in welcher die Teufel vor Lucifer ihre Künste preisen und dann von diesem ihrem Meister ausgesandt werden auf den Seelenfang. Mit gutem Erfolg: die Gesellen des Höllenfürsten bringen alsbald eine Anzahl armer Seelen vor den Thron Lucifer's: der Schneider, der Schuster, der Räuber, der Bäcker, der Schänkwirth erscheinen, beichten ihre Missethaten und werden zu allen Höllenstrafen verurtheilt, nur der Schüler, die schöne Maid und der „stolze Schreiber", welche gleichfalls gefangen sind und auf Befragen sich fortgesetzter Sünden gegen das sechste Gebot schuldig bekennen müssen, gehen frei aus und werden wieder entlassen: die Maid, damit sie fortfahren könne, der Hölle Seelen zuzuführen, der Schüler und der Schreiber aber, weil Lucifer besorgt:

> chåmen si mír in die hellen
> zu den andern mein gesellen,
> si wűrden mír prűeder machen an der mûter mein.

Oder:

> chumpt er in di hell zu der mûter mein,
> wír műßen all sein stefchinder sein.

Auf diesen Zuwachs an armen Seelen verzichtet also Lucifer. Dagegen macht er seine Gesellen aufmerksam auf

> ein frau, haißt Magdalen,
> di ist ein frau so zart,
> si phligt in unserm dínst großer hochfart;

sich um sie zu bemühen und sie einzufangen, wird den Teufeln ans Herz gelegt.

Durch einen Gesang der Engel wird das Auftreten der Magdalena angekündigt. Die Neigung der geistlichen Spiele, die Magdalenenscenen mit sangbaren Liedern auszustatten, zeigt sich auch in unserm Stück: die leichtfertigen Weisen, in welchen Magdalena ihre zügellose Weltlust austönen läßt, erinnern an die besten Zeiten des Minnesangs; auch ein Wechselgesang zwischen der Magdalena und ihrer Magd bewegt sich in anmuthigen Formen.

Alsbald naht denn auch ein Freier, der — ein neuer Zug in unserm Spiel — durch eine Kupplerin seine Werbung anbringen läßt und dem volle Gewährung seiner Wünsche in Aussicht gestellt wird. Doch als er nun der Magdalena gegenübertritt, erfährt er von dieser die schnödeste Behandlung — im Gegensatz zu ähnlichen Scenen anderer Stücke —, sodaß dem Aermsten endlich die Geduld reißt und er mit dem Schwert auf die hartherzige Schöne eindringt. Bei dieser aber tritt nun die Wandlung ein: die schon während der Verhandlungen mit dem Freier mehrmals erklungenen, aber bisher höhnisch zurückgewiesenen Warnungen der Martha finden endlich Gehör, Magdalena bekehrt sich und erhält von der dominica persona Vergebung ihrer Sünden.

Ueber die beiden andern vorliegenden Schriften können wir uns kürzer fassen. J. van Santen (Nr. 2) gibt

Beiträge zur „Beurtheilung“ Wolfram's von Eschenbach. Diese Beurtheilung ist keine freundliche. Die Literarhistoriker, welche bisher Wolfram als den glänzendsten Vertreter der ritterlichen Epik gepriesen haben, waren falsch berichtet, denn Wolfram war unwissend, es fehlt ihm die Unabhängigkeit der Gedanken und der Behandlung, er vermochte den ihm vorliegenden Stoff nach seiner Idee nicht aufzufassen und künstlerisch zur Darstellung zu bringen; auch mit dem Menschen Wolfram ist es eine eigene Sache: er gefällt sich in der behaglichen Ausmalung unsauberer Scenen und diente, obwol verheirathet, andern Frauen um Minnesold. Das ist ungefähr der Inhalt der Ausführungen van Santen's, der aber doch wenigstens so gütig ist, dem Dichter keinen Vorwurf daraus zu machen, daß er sich nicht über die Sitten seiner Zeit erhob.

Besondern Werth können wir diesen Herzensergießungen nicht zuerkennen. Was zunächst den zweiten Punkt anlangt, so hat der Verfasser, abgesehen von einigen Uebertreibungen, in gewissem Sinne recht. Aber wem glaubt er damit etwas Neues zu sagen? Daß das Mittelalter über den Verkehr der Geschlechter vielfach andere, naivere Anschauungen hatte als die Gegenwart, und daß Wolfram, ein hervorragender Vertreter seiner Epoche, darin keine Ausnahme machte, ist hinreichend bekannt. Es hat deshalb auch nie an Leuten gefehlt, die aus der Fülle ihrer sittlichen Entrüstung heraus über Ritterthum und Minnedienst, die nun einmal kaum zu trennen sind, die härtesten Urtheile gefällt haben; andererseits hat es auch immer solche gegeben, die denjenigen Standpunkt literarhistorischer Betrachtung für schlechterdings unzulänglich erklärten, der die Menschen und die Dichtungen vergangener Zeiten nur daran mißt, inwieweit sie vor den Paragraphen des modernen unfehlbaren Sittencodex bestehen oder auch nicht bestehen können. Daß der Verfasser zur erstern Klasse zu gehören scheint, davon können wir immerhin dankend Kenntniß nehmen.

Auch hinsichtlich des ersten Punktes wußte man schon vor Herrn van Santen, daß Wolfram nicht lesen konnte, daß er kein gelehrter Dichter ist, daß er im „Parcival“ wesentlich einer französischen Quelle in ziemlich engem Anschluß folgte. Daß aber der dichterische Werth seines Werks überhaupt gleich Null sei, entdeckte erst Herr van Santen. Wir bekennen, daß wir trotz seiner Ausführungen anderer Ansicht sind, und wir sind erfreut, uns dabei in sehr guter Gesellschaft zu finden. Schon der Umstand, daß er sich in Gegensatz zu den bewährtesten Literarhistorikern setzte, hätte den Verfasser zur Vorsicht mahnen sollen. Worin die Ueberlegenheit Wolfram's im Vergleich mit seiner Vorlage beruht, das hat noch neuerdings Scherer in seiner „Geschichte der deutschen Literatur“ unsers Erachtens sehr schön dargethan; auf seine Darstellung verweisen wir — nicht Herrn van Santen, wol aber diejenigen, auf die etwa die Argumente desselben einigen Eindruck gemacht haben.

Die Schrift „Die fürstlichen Minnesinger der Manesse'schen Liederhandschrift“ von Alfred Boerckel (Nr. 3) ist „dem fürstlichen Dichter, Seiner Majestät Oskar II. König von Schweden und Norwegen, in tiefster Ehrfurcht“ gewidmet und verdankt wol diesem Umstande ihre ungewöhnlich gute Ausstattung. Seine Majestät mag aus diesem Büchlein ersehen, wenn sie es nicht schon wußte, daß auch in Deutschland hochgeborene Herren den Pegasus getummelt haben, freilich auch — was weniger tröstlich ist —, daß die fürstlichen Dichter nicht immer auch zugleich Dichterfürsten waren, wenn ihnen auch hier und da ein Lied gelang. Die von Boerckel aufgenommenen Dichter sind: Kaiser Heinrich VI., König Konradin, König Wenzel II. von Böhmen, Herzog Heinrich IV. von Breslau, Markgraf Otto von Brandenburg, Markgraf Heinrich III. von Meißen, Herzog Heinrich I. von Anhalt, Herzog Johann I. von Brabant. Ueber jeden dieser Herren erhalten wir einige kurze biographische Notizen, denen eine Nachbildung des betreffenden Wappens in der pariser Liederhandschrift beigegeben ist; dann folgen die Gedichte, Urtext und Uebersetzung. Eine Leistung von wissenschaftlichem Werthe hat der Verfasser nicht gegeben, vielleicht auch nicht beabsichtigt: er hätte seine Texte sonst wol nicht lediglich aus von der Hagen's „Minnesingern“ entnommen und alle sonstigen einschlägigen Arbeiten einfach ignorirt. Daraus erwächst ihm freilich der Vortheil, daß er an die Spitze seiner Dichter Kaiser Heinrich VI. stellen kann, von dessen poetischer Thätigkeit wir keine unbestrittenen Proben haben; die unter Heinrich's Namen in der pariser Handschrift verzeichneten Lieder werden in andern, kritischern Sammlungen zu den „namenlosen Liedern“ gestellt. Für die Uebersetzung seiner Texte gewann der Herausgeber „werthvolle Unterstützung“ aus Gleim's „Gedichten nach den Minnesingern“ (1773) und Müller's „Blumenlese aus den Minnesingern“ (1816). Bei solchen Gewährsmännern ist es denn nicht zu verwundern, wenn uns z. B. von der Strophe des Herzogs Heinrich von Breslau:

Mir ist daz herze worden vrô
umbe ein vil reine saelec wîp.
des gât ûf mîn gemüete hô,
si ist mir liep, alsô der lîp.
ich wil mich's vröuwen offenbâr,
an ir ist alles wandels niht,
daz nim ich vür ein krispez hâr —

folgende läppische Nachdichtung aufgetischt wird:

Ach! welche süße Freude hat
Mein süßes Weibchen mir gegeben,
Schon war ich meines Lebens satt,
Nun fang' ich wieder an zu leben.

Hoch auf geht mir Gemüth und Herz!
Ihr Wandel, ihre gute Sitte
Bringt Munterkeit und Freud' und Scherz,
Wohin sie immer lenkt die Schritte.

Ich will mich freuen offenbar!
Ihr Neider alle mögt es wissen:
Ihr rother Mund, ihr schwarzes Haar,
Ja alles ist an ihr zum Küssen. . . .

Alfred Boerckel betont im Vorwort zu seiner Schrift: ein solches Buch über die fürstlichen Minnesinger existirte „wol" noch nicht. Das wird „wol" seinen Grund darin gehabt haben, daß ein Bedürfniß nach einem solchen nirgends gefühlt wurde.

Karl Schröder.

Neue Dramen.

(Beschluß aus Nr. 34.)

Der deutschen Kaisergeschichte, die sich bisher für das Theaterrepertoire wenig fruchtbar bewies und bei der jetzigen, der Tragödie überhaupt abgeneigten Richtung der Zeit noch weniger als eine dem Geschmack des Publikums zusagende Stoffquelle betrachtet werden kann, sind folgende zwei Dramen entlehnt:

4. Kaiser Otto der Dritte. Schauspiel in fünf Aufzügen von A. von Puttkamer. Glogau, Flemming. 1883. 8. 2 M.
5. Kaiser Friedrich der Zweite. Tragödie von Friedrich Roeber. Iserlohn, Bädeker. 1883. 8. 2 M. 50 Pf.

Kaiser Otto III. ist ein Lieblingsheld der deutschen dramatischen Dichtung: Ernst Raupach in „Der Liebe Zauberkreis", Julius Mosen in „Kaiser Otto III." und J. L. Klein in seinem Drama „Maria" haben diesen Stoff behandelt: die Sehnsucht des blutjungen Kaisers nach dem Zauberlande Italien, der Heimat classischer Bildung, und die Liebe zu der Witwe des Crescentius geben diesem Kaiserbilde einen romantischen und stimmungsvollen Zug. Das hat wol auch die Verfasserin des neuen Trauerspiels mächtig angezogen und sie angespornt, den Wettkampf mit ihren Vorgängern aufzunehmen. A. von Puttkamer (Nr. 4) ist indeß auch in den Fehler J. L. Klein's verfallen und hat zu viel Historienhaftes mit in ihr Drama hereingenommen. Die Handlung springt zwischen Deutschland und Rom hin und her: die letzten Acte besonders sind reich an Verwandlungen, und zwar haben dieselben noch dazu den für die theatralische und dramatische Technik bedenklichen Misstand, daß nach ihnen oft dieselben Personen auftreten, welche vorher die Bühne verlassen haben. Dazu kommen die vielen Volksscenen, die durchaus nicht mit Shakspeare'schem Humor ausgeführt und im Grunde ganz überflüssig sind: besonders diejenige auf dem Marktplatz zu Aachen und die andere in der Gasse zu Pavia. Zur Illustration der Zeitlage sind diese Scenen nicht nothwendig: diese wird hinlänglich und fast zu sehr durch die Haupt- und Staatsactionen, die Verhandlungen mit den Päpsten und den rebellischen Baronen dargestellt. Das intime Interesse knüpft sich doch nur an die Liebe des Kaisers zur Witwe des hingerichteten Crescentius: diese ist überhaupt die eigentliche Heldin des Dramas, denn in ihr spielt sich der tragische Conflict ab; sie liebt den Kaiser und hat es übernommen, als Rächerin des Gatten ihn umzubringen.

Das Talent der Verfasserin prägt sich auch gerade in diesen Scenen am schärfsten aus, die Helden der Haupt- und Staatsaction sind ihr weniger gelungen. Bei J. L. Klein treten drei Päpste auf, bei A. von Puttkamer nur zwei. Den feingebildeten und hochgelehrten Gerbert hat sie doch zu sehr als schablonenhaften klerikalen Intriguanten hingestellt: die deutschen Fürsten sind physiognomielos; dagegen sind die Frauencharaktere, die deutsche Helene, welche den Kaiser liebt und, auf seine Gegenliebe verzichtend, ins Kloster geht, und vor allen Stephania gut gezeichnet: dies Frauenbild hat ein glühendes italienisches Colorit. Das Ende der einen Liebesscene ist durchaus stimmungsvoll und dichterisch schön:

Stephania (weich).
Geht jetzt, gut' Nacht! Ich bitte, lieber Otto!
Otto (wie verzückt).
Wie du das sagst: „Ich bitte, lieber Otto!"
Ich riß in Fetzen meinen Kaisermantel
Und flöcht' sie dir als Purpurband ins Haar;
Aus meiner Krone Gold bräch' ich die Steine
Und legte sie als Schmuck um deinen Nacken,
Wenn du nur sagtest: „Bitte, lieber Otto!"
Und gäbst du in die Hand mir selbst den Dolch,
Daß ich mein eignes Herz durchbohren solle,
Und ständst du an der Hölle glüh'ndem Thore
Und wiesest hin in die verlorne Stadt,
Daß ich zu ew'ger Qual eingehen solle,
Ich thät' es willenlos und ohne Seufzen,
Nur wenn du sagtest: „Bitte, lieber Otto!"
Stephania (verwirrt).
Wie heiß Ihr redet! Doch, ich bitte, geht jetzt!
Otto.
Du Engel, gute Nacht!
(Er wendet sich widerstrebend zum Gehen; an der Thür sieht er sich noch einmal um und schaut Stephania lange und zärtlich an.)
Darf ich die Rose mit von hinnen nehmen
Aus deinem Haare?
Stephania (langsam).
Wenn Ihr dennoch wollt!
Otto.
Und warum dennoch?
Stephania (ihn forschend ansehend).
O, ein häßlich Bild
Fand meine Amme von der Ros' im Haar.
Otto.
Was sagte sie?
Stephania.
Sie glänze auf den Flechten
Wie Blut auf schwarzem Grabeshügel. Wollt Ihr
Sie dennoch? Wollt Ihr Blut von meiner Hand?
Otto.
Ich bin nicht abergläubisch, süße Frau,
Und dann, du weißt, aus deinen Händen alles!

Stephania (gibt ihm die Rose, die Otto an seine Lippen drückt).

Otto.

Ich sehe Holderes in dieser Blüte.
Mir scheinen ihre Blätter aufzuschwellen
Gleich deinen dunkelrothen, duft'gen Lippen.
Nicht Blut! Blut kommt mir nicht von deiner Hand.
Mein Lieb gibt mir die Rosenknospe nur
Als Bildniß ihres kleinen rothen Mundes —
So denk' ich's — darf ich?

Stephania (verwirrt).

Wenn Ihr glaubt — und — meint.

Otto.

Gut' Nacht, du meine dunkle Rose Roms!

Friedrich Roeber, der Dichter des Dramas „Kaiser Friedrich der Zweite" (Nr. 5), hat sich schon durch manche dramatische Arbeit rühmlich bekannt gemacht. Auch das vorliegende Drama trägt die Züge eines starken Talents. Traurige Ungunst deutscher Verhältnisse, daß so viele Talente bei uns nicht zur Geltung kommen können, weil die dramatische Dichtung und die Bühne gar nicht Hand in Hand gehen! Erstere wählt mit Vorliebe solche Stoffe, welche einmal der Gegenwart fern liegen, denen der Instinct des Theaterpublikums nicht entgegenkommt; letztere verfällt immer mehr der Verflachung, dem geistlosen Schwank, dem französischen Sensationsstück, und zieht sich ein Publikum heran, welches nur noch in die Modestücke, die Modeschwänke kommt.

Die Hohenstaufen haben sich nie auf deutscher Bühne eingebürgert: jetzt, wo der Kampf zwischen Staat und Kirche aufs neue entbrannt ist, bieten sie allerdings ein Bühnenbild aus alter Zeit, das einen der Gegenwart verwandten Zug trägt. Dennoch ist der Unterschied zwischen dem neuen „Culturkampf" mit seinen diplomatischen und parlamentarischen Wendungen und Windungen von dem alten Kampf, der mit geharnischter Faust geführt wurde, ein großer. Friedrich II., der freigeistige Kaiser, hat auch die Sympathien unserer Zeit für sich; aber sein Leben und seine Thaten zersplittern sich zu einer Reihe von Begebenheiten, die, nach allen Gegenden der Windrose auseinanderfahrend, das Drama zur Historie zu zersplittern drohen. Roeber hat indeß den Nachdruck auf einen Conflict gelegt, oder auf zwei Conflicte, die aber in innigem Zusammenhang stehen; er sagt in der Vorrede:

Soviel mir bekannt, ist der hohenstaufische Friedrich II. nur zweimal dramatisch behandelt worden, von Raupach in der Manier seiner übrigen Hohenstaufen-Tragödien und von Immermann. Die große Kaisergestalt, die nur ein mittelalterliches Costüm trägt, sonst aber mit ihrer ganzen Erscheinung in unsere Zeit hineinragt, scheint allerdings auf den ersten Anblick wenig geneigt, sich der dramatischen Schranke einzufügen. Immermann hat in seltsamer Weise die „Braut von Messina" nachgeahmt, indem er dem Kaiser eine in Aegypten im mohammedanischen Glauben erzogene Tochter gibt, zu der seine beiden Söhne, ohne zu ahnen, daß sie ihre eigene Schwester vor sich haben, in Liebe entbrennen. Nach meiner Ansicht ist der tragische Conflict an einer andern Stelle zu suchen, als in solchem erdichteten und historisch unmöglichen häuslichen Zwiespalt; er liegt in dem persönlichen Verhältniß Friedrich's zu seinem gewaltigen Gegner Innocenz IV. und seinem Kanzler Pier delle Vigne. Beide treten in dem Immermann'schen Stück gar nicht auf; es wird ihrer nur nebenbei gedacht, des Papstes sogar nur als eines verkindischten Greises.

Doch auch bei dieser Beschränkung geht es ohne eine bedeutende geschichtliche Abbreviatur nicht ab: die Niederlage der Mailänder bei Corte nuova, mit welcher das Stück beginnt, fand im Jahre 1237 statt; der Kaiser starb 1250: so zieht sich die dramatische Handlung durch dreizehn Jahre hindurch. Doch darauf kommt es weniger an; der Dramatiker braucht nicht den Kalender in der Hand zu halten, er kann die Ereignisse zusammenrücken, auch Shakspeare hat dies in seinen Historien gethan: nur muß die innere Einheit der Handlung ein Recht dazu geben.

Der Conflict zwischen Kaiser und Kanzler steht im Mittelpunkte des Röber'schen Dramas. Pier delle Vigne erscheint als ein kunstsinniger und geschmackvoller Herr, Meister eines gewandten Stils; er läßt sich von den italienischen Städten bestechen und arbeitet ihnen sogar das Mémoire aus, das sie dem Kaiser überreichen wollen. Pier delle Vigne schmachtet überdies in den Banden einer zweideutigen Schönen, einer üppigen Lucrezia, der zu Liebe er immer neue Schätze sammeln muß. Kaiser Friedrich aber liebt des Kanzlers schönes und tugendhaftes Weib Margherita. Hier setzt der Dichter den Hebel ein, um die tragische Katastrophe herbeizuführen: die Eifersucht macht den Kanzler zum Verbrecher. Friedrich hat bei einem Besuche bei Margherita, die sich dem Kaiser gegenüber spröde und abwehrend verhält, seinen Handschuh liegen lassen: ein unverkennbares corpus delicti, denn er trägt, wie kein anderer, arabische Schriftzüge. Das bestimmt den Kanzler, den Kaiser durch seinen arabischen Arzt vergiften zu lassen; ähnlich wie in den „Karolingern" Wildenbruch's ein arabischer Arzt den Kaiser mit Gift tödtet. Der Kanzler aber zerschellt darauf seinen Schädel an einer scharfkantigen Säule.

In diesem Schema der Fabel stehen sich der Kaiser und der Kanzler, die edle Margherita und die wüste Lucrezia in scharfem Contrast gegenüber. Ein reicher historischer Inhalt ist nun mit in diese dramatische Form gegossen. Die Ungnade des Kaisers gegenüber den Mailändern, die Verschwörung in Parma; gegen den Schluß hin häufen sich die Siegesbotschaften aus Italien, aus Deutschland: um so ergreifender ist des Kaisers Untergang.

Einige der Scenen des Dramas stehen ganz auf der Höhe historischer Dichtung. Groß gedacht und von theatralischer Anschaulichkeit ist die Scene, wo Friedrich sich seine sieben Kronen bringen läßt, um sich zu überzeugen, daß sie ihm nicht verloren sind:

(Ritter kommen, die Kronen tragend.)

Erster.

Hier, Imperator, die Krone von Jerusalem.

Friedrich.

Ja, dich zuerst fasse ich, heiliges Kleinod. War nicht mein

Haupt mit dem Bannfluch beladen, wie heute, da ich dich gewonnen, da ich Jerusalem befreite aus der Gewalt der Ungläubigen? Arm, elend, verachtet, ging dort einst das Heil der Welt. Bei Gottes Zorn, ich will diesen hochmüthigen Pfaffen die seidenen und goldenen Lumpen herunterreißen, darin sie prunken, daß sie verachtet und elend gehen sollen, wie der gnadenreiche Christ, dessen Diener sie sich nennen und den sie täglich verrathen.

Zweiter.

Hier, Imperator, die lombardische Krone.

Friedrich.

Die eiserne, — gib, — gib! Wie ich dich mit fester Hand ergreife, nicht der Papst noch das aufrührerische Gezücht der Lombarden soll sie mir entreißen. Du glänzender goldener Reif, wie überstrahlt dich der schmale, schwarze, eiserne Ring hier in deinem Innern, geschmiedet aus dem blutigen Kreuzesnagel, der durch die Füße des Heilands geschlagen wurde. Ist es darum, daß dein Besitz so viel Blut und so viel Thränen kostet?

Dritter.

Hier, Imperator, die Krone von Sardinien.

Vierter.

Hier die Krone von Burgund.

Fünfter.

Hier die Krone von Sicilien.

Friedrich.

O Sardinien, meerumspültes, o Burgund, wo Dionysos seine Reben gepflanzt, und du vor allen, Sicilien, Land meiner Mutter, du leuchtendes Juwel unter allen Ländern der Erde! Bin ich nicht selbst ein Theil von dir? Hat nicht deine Sonne mein Blut so heiß gemacht, hat nicht dein Meer um meine Wiege gerauscht, deine Luft sie umweht? habe ich nicht aus deinen Brüsten die Lust des Lebens, die Wonne des Daseins getrunken; auf den Gipfeln deiner Berge gelernt, den Blick in die Weite zu senden und die Welt zu umfassen? Du schimmerndes Diadem, die Träume, die Hoffnungen der Jugend weckst du auf. Wärst du nicht mein, — müßt' ich mit allen Schrecken kämpfen, die der Bauch des Aetna birgt, ich ließ' nicht nach, bis ich dich errungen hätte!

Sechster.

Hier, erhabner Herr, die Krone von Deutschland.

Siebenter.

Hier, Imperator, die Kaiserkrone!

Friedrich.

Ihr höchsten Kronen der Erde, ihr ewig unzertrennlichen! Dich setz' ich auf mein Haupt, Symbol der Oberherrlichkeit über alle Könige und Fürsten, zum Zeichen, daß das römische Reich einen Herrn und die Welt einen Augustus hat. Dich fass' ich in beide Hände, du starke Königskrone von Deutschland. Weh' dem, der es wagen sollte, daran zu tasten!

Geschrei.

Heil dem Imperator! Heil, Heil!

Sinnvoll und schön ist die Anrede des Kaisers an seinen Kanzler:

Wie unendlich ist Freundschaft von Liebe unterschieden! Ach, nicht umsonst ist Aphrodite die schaumgeborene. Wie die Welle und ihr leichtes Gekräusel ist die Liebe flüchtig, vergänglich. Du stehst im Meere, die Woge kommt, sie umfließt dich warm und innig, du schließest das Auge voll geheimen Behagens. Aber wie du es öffnest, ist sie zerflossen und verläuft am Ufer. Die Natur bedarf zu ihrer Erhaltung nur eines Moments des Wonnerausches, das ist ihr genug. Und so ist die Liebe wie die Meereswoge, für den Augenblick gewaltig, leidenschaftlich, alles umfassend, alles wegreißend, was sich ihr entgegenstemmt, und dann verrinnend in ein Nichts. Der Mann will auf einem festern Grunde ruhen als auf einem beweglichen Frauenherzen. Dich habe ich gefunden, Petrus, und so bist du der Fels, darauf ich mich stütze, das Gefäß für meine Kümmernisse, der Grund für meine Hoffnungen; die beiden Schlüssel trägst du zu meinem Herzen, die es auf- und zuschließen. Wenn eine Frau mich verräth: fahre hin; — falsch und tückisch auch wie die Welle ist das Weiberherz. Du aber bist wie dein Name, ein Fels, fest und unerschütterlich. Wenn du mich je verriethest! — Nein, es ist nicht möglich, nur daran zu denken.

Am meisten dramatisch aber ist die Wandlung des Cardinals Sinibald Fiesko: er ist ein Freund des Kaisers und liebt es, mit ihm Schach zu spielen. Eine dieser Schachspielsceuen mit den drohenden Mahnungen des Cardinals ist sehr lebendig und würde auch auf der Bühne bei einer guten Darstellung derselben sehr wirksam sein. Kaum hat er aber die päpstliche Tiara erreicht, so zerreißt er jedes Band der Zuneigung, das ihn an den Kaiser knüpft und beschwört den Geist des großen Innocenz herbei, in dessen Bahnen er wandeln will.

Die Volksscenen, weit drastischer als in dem Drama der Frau von Puttkamer, die Hofscenen mit den schönen Sarazeninnen, die zarte Liebesepisode von Cosimo und Maria: das ist alles theatralisch lebendig. Der Dialog, der durchweg in Prosa gehalten ist, hat ebenso viel Maß wie Kraft, besonders auf den Höhen des Affects, und gibt den Gedanken oft eine schlagende und prägnante Fassung, ohne in die Interjektionspoesie und geschwollene Kraftphrase vieler Stürmer und Dränger zu verfallen.

Das Drama Roeber's ist eins der besten Hohenstaufendramen; doch auch ihm gegenüber wird die Bühne sich gewiß spröde verhalten. Sagte doch schon Raupach:

Ich wußte wohl, es mußte so verlaufen:
Das Glück war niemals mit den Hohenstaufen.

Rudolf von Gottschall.

Die deutsche Schule im Uebergange vom Mittelalter zur Neuzeit.

Geschichte des deutschen Schulwesens im Uebergange vom Mittelalter zur Neuzeit. Von Heinrich Julius Kaemmel. Aus seinem Nachlasse herausgegeben von Otto Kaemmel. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1882. Gr. 8. 8 M. 40 Pf.

Die geistige Bewegung, welche den Uebergang vom Mittelalter zur Neuzeit kennzeichnet und die in der Reformation ihren Ausgang findet, diese Bewegung, welche mit den Schätzen des Alterthums das Alte besiegt hat, mußte in dem deutschen Schulwesen gewaltige Umgestaltungen hervorrufen. Als nothwendige Folge mußte diese Umgestaltung eintreten, wenn auch die meisten Träger des Humanismus es nicht auf eine solche abgesehen

hatten und es eigentlich erst Luther und Melanchthon waren, die sich der Erziehung des Volks und seines Unterrichts mit Wärme annahmen. Der Einfluß der Humanisten war nur auf die Gelehrtenkreise beschränkt, aber die Reformgedanken waren einmal in die Kreise der Hochschulen hineingestreut worden, und sie warteten nur des Säemanns, welcher aus den neu gewonnenen Blüten den Samen sammelte, um ihn in die tiefer gelegenen Thäler zu tragen, zu denen die ruhmgekrönten Männer, die auf den Höhen der Akropolis und der Hügel der Ewigen Stadt wandelten, selbst nicht hinabstiegen.

Zu schildern, wie der Boden vorbereitet war, den Luther zu bearbeiten unternommen, worauf er rechnen konnte, als er sein schwieriges Reformwerk begann, das ist der Vorwurf des genannten Buchs.

Keine von den Alltagserscheinungen, wie sie unsere viellesende und vielschreibende Zeit hervorbringt, ist dieses Buch, dessen Fertigstellung dem Verfasser nicht zu erleben vergönnt war. Es ist ein Werk von großartiger Anlage und von einer Würde in der Diction, wie wir sie an dem Nestor deutscher Geschichtschreibung, an Ranke, gewohnt sind. Hier wie dort die sorgfältige Benutzung eines großen und weitschichtigen Materials, hier wie dort die meisterhafte Beherrschung desselben und die vornehme Sicherheit in dessen Anordnung und Verwerthung. Das minder Bedeutungsvolle wird obenhin gestreift, das Bedeutendere desto mehr in den Vordergrund gerückt, immer aber mit der gehörigen Rücksicht auf das Verhältniß zum Ganzen. Vom Anekdotenhaften hat sich der Verfasser frei gehalten, nur hier und da ist das, was für eine Person oder eine Epoche charakteristisch sein könnte, kurz angedeutet.

Das Buch zerfällt in zwei Haupttheile: „1. Das Zurücktreten der wesentlich klerikalen Schulen hinter den Stadtschulen und Hochschulen“; „2. Der Eintritt und das Wirken des Humanismus“.

Daß es Jahrhunderte lang als Axiom galt, und zwar als ein unbestrittenes und damals berechtigtes, die Schule gehöre der Kirche an, ist bekannt. Es wäre eine Geschichtsfälschung und im gelindesten Falle eine Selbsttäuschung, wollte man der Kirche ihre Verdienste um die Schule absprechen. Waren auch die Leistungen der vom Klerus gegründeten Schulen in erster Linie nur auf die Kenntnisse berechnet, die sich im Dienste der Kirche verwenden ließen, und sah man in dem Schüler nur den zu bildenden Kanoniker oder den zu unterrichtenden Chorknaben: nichtsdestoweniger war es doch der Klerus, der für den Unterricht sorgte, und dem wenigstens das Verdienst zuzusprechen ist, daß es nach Karl dem Großen jederzeit Schulen in Deutschland gegeben hat. Viele innere und äußere Gründe führten aber den allmählichen Verfall der klerikalen Schulen herbei, und mit der höhern Entwickelung des Städtewesens und dem Erstarken des Bürgerthums schritt das letztere zur Gründung von Stadtschulen, welche im Gegensatz zu den klerikalen Schulen dem Leben dienen und auf dem festen Boden der Wirklichkeit sich heimisch machen sollten.

Mit der Gründung der Stadtschulen begann jedoch auch der Streit über das Patronat, d. h. über das Recht, Lehrer zu bestellen und die Schulen nach eigenem Ermessen zu verwalten; das kirchliche Oberaufsichtsrecht bestritt niemand. Wenn den klerikalen Schulen gegenüber die Bischöfe nicht selten sich ihres Patronatsrechts begaben, so waren sie gegen die Stadtschulen viel zu mistrauisch, als daß sie hier ihr vermeintliches Recht hätten aufgeben sollen. Die Stadtgemeinden leisteten tapfern Widerstand. „Die Magistrate haben überall beharrlich ausgehalten und endlich überall auch, obschon in verschiedener Weise, den Sieg davongetragen.“ Höchst interessant ist dieses Kapitel und auch für die Gegenwart nicht wenig lehrreich; wir lesen darin, wie in den verschiedenen Städten gekämpft, und wie der Papst in die Kämpfe hereingezogen wird, ohne daß sein Wort bei den interessirten Stiftsherren immer Geltung findet. Manchmal entwickeln sich aus solchen Verhandlungen sogar regelrechte Straßenkämpfe, wie es in Nordhausen geschehen, wo der Klerus aus der Stadt gejagt, diese aber dafür mit Bann und Interdict belegt wurde.

Aber die eigentliche Emancipation der Wissenschaft von der Bevormundung der Kirche und dadurch eine frischere Bewegung in dem Unterrichtswesen Deutschlands macht sich erst mit der Gründung der Universitäten bemerkbar, obgleich die Universitäten zunächst ganz entschieden unter klerikalen Einfluß gestellt wurden, „ja in ganz besonderer Weise die Vertretung der hierarchischen Ordnung und der dadurch bestimmten Ansprüche zu übernehmen schienen“:

> Es begann eine Entwickelung des geistigen Lebens, die, obgleich sie lange selbst von denen, die sie förderten, nicht nach ihrer Wichtigkeit erkannt und gewürdigt wurde, doch in immer bestimmtern Umrissen sich ankündigte. Die Kirche, welche durch lange Jahrhunderte Inhaberin und Pflegerin aller wissenschaftlichen Studien gewesen war, hatte doch allezeit der Wissenschaft die Aufgabe gestellt, die von ihr als abgeschlossenes System überkommene Summe positiver Lehren zu stützen, zu interpretiren, zu entwickeln; das aber, was die Wissenschaft irgendwie auf besonderm Fundamente aufzubauen unternahm, war nur geduldet und schließlich, wo es sich thun ließ, in den Zusammenhang des sonst Gebilligten aufgenommen worden. Aber die Geister, welche die Kirche selbst schulte, strebten über die Grenzlinie, die sie gezogen hatte, hinaus; man ahnte immer entschiedener, daß ganze weite Gebiete, auf denen Denken und Forschen sich bewegen konnte, eine eigenthümliche Bearbeitung verlangten und Erfolge in Aussicht stellten, um welche die Kirche sich nie bemüht hatte, und die doch für strebsamere Geister in hohem Grade bedeutsam erscheinen konnten.

Das drückt trefflich die Lage aus, in welcher die Kirche sich der Wissenschaft gegenüber befand und zeigt deutlich den Weg, welchen die neuen Verhältnisse nehmen mußten. Diese Lage mußte sich mit der Zeit zu einem Conflict zuspitzen, so wenig auch die Träger der Wissenschaft daran dachten, sich in Opposition gegen die Kirche zu setzen. Alle erkannten vielmehr an, daß der Kirche ein

maßgebender Einfluß auf die Hochschulen gebühre. „Die Hochschulen für Staatsanstalten zu erklären und einer besondern Aufsicht zu unterwerfen, daran dachten auch diejenigen Fürsten nicht, welche ihnen eine lebhaftere Theilnahme zuwandten.“ Daß sich dies wirklich so verhielt, weist der Verfasser nach, indem er, auf reiches historisches Material gestützt, die urkundlichen Bestimmungen anführt, unter denen die verschiedenen Hochschulen Deutschlands gegründet wurden und sodann ein anschauliches Bild des Unterrichtsgangs entwirft.

Den Uebergang zum Humanismus in bedeutsamster Weise bildet die von den Niederlanden ausgehende Bewegung, welche dazu berufen war, der Schule eine andere Richtung zu geben, die Gründung der „Brüderschaft vom gemeinsamen Leben“. Den Hieronymianern, wie sich jene Brüder nannten, und ihren pädagogischen Bestrebungen, ferner der von Dringenberg gegründeten Schule zu Schlettstadt sind besondere Abschnitte des Kaemmel'schen Werks gewidmet, auf welche wir ganz besonders hinweisen.

Der Charakter des Humanismus war in den einzelnen Perioden sehr verschieden; anders war derselbe, als er in schroffen Gegensatz zur Scholastik trat, anders als sein Gegensatz sich gegen den Realismus entwickelte, anders wieder als er, Erasmus folgend, in Verbindung mit dem alten Kirchenthume blieb, wieder anders, als er die neue Bewegung unterstützte. Und auch noch später nimmt der Humanismus neue Gestalt an, je nachdem er zum Pietismus, zum Philanthropinismus, zur Romantik und endlich zu den Naturwissenschaften tritt.

Indeß zieht sich durch alle diese Wandlungen als das Gemeinsame das Streben, durch Aufnahme und Nachbildung des aus dem Alterthume Ueberlieferten das echt Menschliche, die Humanität, zu freier und lebendiger Entfaltung zu bringen und deshalb gegen alles, was Verkennung des echt Menschlichen zu sein, den Adel der Menschennatur in dieser oder jener Weise in Zweifel zu ziehen und zu gefährden schien, anzukämpfen.

Der Ausbreitung und den Hemmungen des Humanismus widmet der Verfasser zwei Abschnitte, die uns von den strebsamen Männern, welche von Ort zu Ort eilen, einmal hier und einmal dort ihren Lehrstuhl aufschlagen, um den Geist der Alten bei ihren Zuhörern zu wecken, ein höchst anschauliches lebensvolles Bild entwerfen. Natürlich waren es zuerst die Universitäten, welche den Boden für die neue Saat hergaben. Doch steht das Gesammtresultat der Leistungen bedeutend gegen die aufgewendete Kraft zurück. Zu vollem Gedeihen erhoben sich die humanistischen Studien nirgends. An vielen Universitäten blieb es bei zusammenhangslosen Versuchen, an andern hat man vielversprechende Anläufe ohne Fortgang zu registriren, an noch andern folgte auf eine Zeit der erfreulichsten Blüte ein rasches Zusammensinken. Wo es zu festerm Bestande kam, da ist dies auf einzelne bedeutende Persönlichkeiten zurückzuführen, „selten auf entschiedenes und planmäßiges Walten der von oben bestimmenden Mächte“.

Man würde sich aber täuschen, wenn man dem Klerus eine feindselige Stellung gegen diese Bewegung aufbürden wollte. „In manchen unter unmittelbarer oder alleiniger Leitung kirchlicher Gewalten stehenden Schulen sah sich der Humanismus kaum weniger, zum Theil sogar besser und nachhaltiger gefördert als an den Universitäten“. Auch viele Geistliche wandten sich dem Humanismus zu, und selbst in Klöstern fand er seine Pflege. Aber zu einer entscheidenden Bewegung kam es in jener Periode nicht, alles waren nur Thaten einzelner, das Volk zog wenig Gewinn daraus.

Und das war ganz natürlich. Abgesehen davon, daß mit der Zeit aus mönchischen Kreisen, mit denen sich der weltliche Klerus verband, eine Opposition gegen den Humanismus erwuchs, faßten die Humanisten bei ihrer Thätigkeit so wenig das Volkswohl ins Auge, daß sie die deutsche Sprache für eine zu rohe erklärten. Brant's „Narrenschiff“ kam erst zur Geltung, als es ins Lateinische übersetzt worden war. Wie sollte das Volk also von einer Bewegung ergriffen werden, die von Männern ausging, welche in einer ihm fremden Sprache redeten? Erst Ulrich von Hutten sprach deutsch zum deutschen Volke und übte damit einen tiefgehenden Einfluß; das war aber zu einer Zeit, als das Volk schon durch eine mächtigere Sprache bis in sein Innerstes aufgerüttelt war.

Nichtsdestoweniger kamen die Reformen, die besonders von Erasmus und Wimpheling im Unterrichtswesen der höhern Schulen angestrebt und durchgeführt wurden, später auch dem Volke zugute. Es wurden in der That von diesen Männern für die Praxis des Unterrichts und der Erziehung Grundsätze aufgestellt, die, von spätern Pädagogen aufgenommen und weitergeführt, noch heute als maßgebende gelten.

Wenn Erasmus seinen Lehren über die psychische Erziehung solche über die körperliche voranschickt, wenn er über zweckmäßige Ernährung und Kleidung des Kindes spricht und sich darüber ausläßt, wie die Temperatur beschaffen sein müsse, in der das Kind zu verweilen habe, wenn er ferner vor dem zu frühen Beginn des Unterrichts warnt: so sehen wir in ihm den Vorläufer von Locke u. a. Ja, die Einseitigkeit Erasmus', welcher die Privaterziehung, beziehungsweise die beschränkte Gesammterziehung der der öffentlichen Schule vorzieht, tritt auch bei Locke wieder hervor. Wenn Erasmus ferner gegen das geistlose Auswendiglernen Front macht, wenn er mit Wimpheling das unverstandene Regellernen verwirft, und wie dieser auf eine geistige Durcharbeitung der Lektüre hinzuwirken versucht, so sind das alles Grundsätze, die seitdem zum großen Theil ihre Anerkennung gefunden, und auf deren Anerkennung da, wo sie noch nicht durchgedrungen, noch heute hingearbeitet wird.

Welch ein bedeutender Fortschritt schon die humanistische Lehrweise an sich war, und wie sehr sie weiter reformirend wirken mußte, wird uns klar, wenn wir die Punkte auffassen, welche der Verfasser als die unterscheidenden Merkmale zwischen dieser und der Lehrweise des

Mittelalters aufstellt. In folgenden fünf Stücken sei der Unterschied zu erkennen:

... In der Anpassung des grammatischen Unterrichts an die in der Sprache selbst liegenden Gesetze, unter Beachtung auch des Griechischen bei fortdauernder Herrschaft des Lateinischen; in der Auswahl der zu lesenden Schriftsteller, in Gemäßheit ihres Werthes für die sittliche Bildung; in der Anschließung aller auf das Nachbilden gerichteten Uebungen an die in den Schriftstellern vorliegenden Muster; in der Herstellung correcter Texte, bei eifrigem Bemühen, an die Stelle geschriebener Exemplare gedruckte Ausgaben zu setzen; in der Beschaffung besserer Hülfsmittel für die Erklärung (Lexika) und Nachbildung in Prosa wie in Versen.

Daß diese neue Thätigkeit auch ihre Auswüchse zeitigte, darf uns nicht befremden; wo vollzöge sich ein Umschwung der Dinge, der nicht auch Entartungen mit sich führte? So war es namentlich das zu einer förmlichen Manie ausgeartete Versificiren in lateinischen Phrasen, welches jener Epoche sein Dasein verdankt. Einer spätern Zeit sollte es vorbehalten bleiben, diesen Auswuchs zu entfernen. Aber wie jene Thätigkeit ihre Zeit auf den großen Umschwung vorbereitete, der sich durch den Anschlag der 95 Thesen an der Schloßkirche zu Wittenberg ankündigte, wie durch jene Thätigkeit Gedanken ausgestreut wurden, die zu herrlicher Saat aufgingen, sobald auch das Volk als zur Bildung berechtigt anerkannt wurde, das soll von den Nachkommen nicht vergessen sein.

A. Sulzbach.

Neue Erzählungen.

1. Porkeles und Porkelessa. Eine böse Geschichte von Johannes Scherr. Stuttgart, Spemann. 1882. 8. 6 M.
2. Die Betrogenen. Berliner Sittenroman von Max Kretzer. Zwei Bände. Berlin, Kogge u. Fritze. 1882. 8. 9 M.
3. Der kleine Zar. Russisch-historische Romanchronik aus dem 18. Jahrhundert von Wsevolod Solovieff. Frei ins Deutsche übersetzt von Angelika Grikuroff. Drei Theile. Petersburg. 8. 5 M. 50 Pf.
4. Von der Breterwelt. Roman, frei nach dem Holländischen von Adolf Glaser. Zwei Bände. Berlin, Goldschmidt. 1882. 8. 9 M.
5. Mönch und Landsknecht. Erzählung aus dem Bauernkrieg von Max Eyth. Heidelberg, C. Winter. 1882. Gr. 8. 3 M.
6. Schattenbilder aus der Geisterwelt. Novellen von F. C. von Wickede. Hannover, Weichelt. 1881. 8. 2 M. 50 Pf.

Die „böse Geschichte: Porkeles und Porkelessa" von Johannes Scherr (Nr. 1), deren Titel wir aus ästhetischer Rücksicht unübersetzt lassen, wäre besser nicht geschrieben worden, der berühmte Autor hätte unbedingt einen Vortheil davon. Der Eindruck, den sie hervorruft, spricht weder für sie selbst noch für den Autor, welcher den guten Leumund, den er als geistreicher und anschaulicher Schriftsteller besitzt, in frivoler Weise aufs Spiel setzt. Er hat eine schlechte Waare auf den Markt gebracht; oder ist er wirklich in dem Irrthum befangen, daß er etwas Gutes geschaffen habe? An einer Stelle dieses ominösen Opus verhöhnt er mit sarkastischer Ironie diejenigen Leser, welche seine Geschichte nicht gut finden. Wir und gewiß unzählige Leser müssen uns diesen Hohn gefallen lassen, da wir die eigene Meinung des Autors über sein Werk nicht theilen. „Porkeles und Porkelessa" beschäftigt sich unzweifelhaft mit der Judenfrage und dem Antisemitismus, denn die Hauptpersonen sind: ein jüdischer reicher Geschäftsmann, der in höchst alberner Weise nach den Ehren dieser Welt trachtet, sein Adoptivsohn von germanischer Geburt, welcher mit allen unerlaubten Mitteln nach Reichthum strebt, und eine abscheuliche junge Russin, welche ihre Familie vergiftet, ebenfalls um zu Reichthum zu gelangen. Diese Figuren sind nicht lebensvoll, sondern blasse Schemen, denen man unschwer anmerkt, daß sie Typen der modernen Gesellschaft sein sollen. Angenehmes Compliment für die letztere! Der Semitismus und der Antisemitismus werden gehörig mit Spott und Hohn durchgehechelt, welchen aber das satirische Salz durchaus fehlt. So weit ließe man sich noch die Tendenz gefallen, wenn auch nicht die Form; aber Scherr geht weiter. Er greift in seiner übeln Laune, die der Leser ausbaden muß, die sämmtlichen politischen Parteien im Deutschen Reiche an, geifert mit jenen ungelenken Wortgefügen, welche er seinem Haschen nach effectvoller biedermännischer Ausdrucksweise verdankt, auch gegen alle künstlerischen und socialen Bestrebungen der Neuzeit und läßt an keiner Erscheinung des modernen öffentlichen Lebens ein gesundes Haar. Alles und jedes, was an die Oeffentlichkeit getreten ist, wird von der schlimmsten Seite geschildert, sodaß endlich die Welt uns wie ein widerwärtiger Mischmasch egoistischer und brutaler Personen und Erscheinungen entgegenstarrt. Das ist der Kern dieser pudelnärrischen „bösen Geschichte", sie ist ein Ausfluß aus der übeln Laune und dem Lebensüberdruß des Verfassers. Man thut am besten, das neue Opus als eine böse Hallucination Scherr's anzusehen und die kritische Sonde von diesem Leichnam zu lassen, denn sie trifft überall auf Verwesung und einen fast sinnlosen Pessimismus. Um der vielen wirklich guten Werke des Autors willen verdient das vorliegende so schnell wie möglich vergessen zu werden. Mehr wollen wir darüber nicht sagen.

Einem ähnlichen Pessimismus wie Scherr scheint der Autor des Romans „Die Betrogenen", Max Kretzer (Nr. 2), zuzuneigen; denn er schildert die Welt der verlorenen Frauen und Mädchen in einer möglichst craß realistischen Weise, ohne auch nur einen Lichtblick

durchschimmern zu lassen. Die Tendenz seines Romans ist, anschaulich vorzuführen, wie die Mädchen des Volks der Prostitution in die Hände fallen. Ein appetitliches Thema für einen Roman! In höchst leichtsinniger Weise wird in diese Sittenmalerei auch die Socialdemokratie hineinverflochten. Der Autor hat offenbar von dem berechtigten Kern in derselben, wie Fürst Bismarck sich einmal ausdrückte, keine Ahnung, für ihn sind die Socialdemokraten entweder schlechte oder dumme Menschen. Es kommen übrigens auch einige „gute" Menschen in der Erzählung vor, unter anderm ein angenehmer Kassirer, welcher die glückliche Ehe seines Principals mit allen Chikanen zu zerstören sucht, weil dieser die Unverschämtheit begangen hat, seine (des Kassirers) Jugendgeliebte zu heirathen. Allerdings hat er noch ein zweites Motiv zu dieser schmählichen Handlungsweise: der Principal hat nämlich vor Jahren seine Schwester verführt und dann sitzen lassen; doch die Hauptsache bleibt, daß er mit grober Hinterlist seinem Gegner die Frau abjagt, um sie am Schlusse des Romans selbst zu heirathen. Wenn diese Art von bewundernswürdigen Helden in der zukünftigen Romanliteratur Mode würde, dürften Mörder und Räuber allmählich zu Idealgestalten unserer Romanciers werden. Den Autor der „Betrogenen" ließ der Ruhm Zola's, des bekannten Realisten, nicht schlafen, und er setzte ihm nach auf seinen Pfaden, aber leider verdient das schriftstellerische Talent Kretzer's nicht mit demjenigen Zola's in einem Athem genannt zu werden. Von irgendwelcher charakteristischen Ausmeißelung der Figuren ist nicht die Rede, und der dann und wann zutage tretende pathetisch-moralische Ton und die sentimentale Rührseligkeit entschädigen nicht dafür, daß der Autor in der Schilderung des Gemeinen und Ordinären sein Behagen daran durchblicken läßt. Nach seiner Meinung wäre die Prostitution der untern Klassen ein nothwendiges Uebel der niedern Gesellschaft. In diesem Falle kann aber weder Predigen noch Romanschreiben helfen, sondern nur eine Umwandlung der Gesellschaftsordnung. Am schlimmsten kommt die Bevölkerung Berlins davon. Ein unbefangener Leser, der von dem Fleiß und dem eifrigen Streben der Berliner nichts weiß, muß sie nach der Lektüre des Romans allesamt für Bösewichter und Schwächlinge halten. Es ist schade, daß Kretzer sein nicht unbedeutendes Erzählertalent von einem sogenannten Realismus beeinflussen läßt, welcher weit davon entfernt ist, diesen Namen in Wirklichkeit zu tragen. Realismus heißt doch nicht die Unverfrorenheit, die gemeinsten Dinge beim gemeinsten Namen zu nennen, sondern offenbart sich in liebevoller, streng bei der Wahrheit bleibender Charakteristik der Personen und der Scenerie. Solche Charakteristik fehlt den Figuren des vorliegenden Romans; man weiß, wie sie gekleidet sind, wie sie sprechen und gehen; aber man sieht und hört sie nicht. Von einer Schilderung ihres seelischen Lebens ist natürlich keine Rede.

„Der kleine Zar" von Wsevolod Solovieff (Nr. 3) führt uns die Zeiten der Luise Mühlbach zurück. Genreartig, wie diese die Historie darzustellen verstand, geschieht es auch hier. Der kleine Zar ist Peter II., während dessen kurzer Regierungszeit der allmächtige Menschikoff gestürzt wurde. Dieser Sturz und das lustige Leben, welches der Zar führte, ist anschaulich und unterhaltend geschildert. Die Figuren der spätern Kaiserinnen Anna und Elisabeth, der deutsche Staatsmann Ostermann und andere charakteristische Figuren jener Zeit treten auf und halten das Interesse der Leser wach, sodaß man den Roman mit Vergnügen durchblättert. Eine andere Absicht als zu unterhalten hat der Autor auch wol nicht gehabt.

Einige Stunden angenehmer Unterhaltung verschafft dem Leser auch der neue Glaser'sche Roman: „Von der Breterwelt" (Nr. 4). Demselben liegt das oft behandelte Thema zu Grunde, daß eine Schauspielerin von dem Sohne einer angesehenen bürgerlichen Familie geliebt und nach mancherlei Widerwärtigkeiten geheirathet wird. Ohne besonders originelle Variationen zu bringen, weiß Glaser durch seine elegante Schreibart und kluge Berechnung in der Fortführung der Handlung sowie durch die Schilderung sympathischer Personen zu fesseln. Es gelingt ihm auch, wie in seinen frühern Romanen, einer freundlichen humanen Weltanschauung erquickenden Ausdruck zu verleihen und dadurch seinem Leser ungetrübten Genuß zu bereiten.

Zu einem höhern Ziele strebt Max Eyth in seiner Erzählung „Mönch und Landsknecht" (Nr. 5). Er versucht ein culturhistorisches Bild des Kloster- und Landsknechtslebens während der Bauernkriege zu entwerfen. Dies gelingt ihm auch bis zu einem gewissen Grade, denn er gibt sich redliche Mühe, von der Schablone der gewöhnlichen Anschauung jener Zustände und Personen abzuweichen, um sie individuell zu vertiefen. Die frei erfundene Handlung ist hübsch erdacht und zieht sich wie ein rother Faden durch die genreartigen Geschichtsbilder. Die Lektüre der Erzählung wird jedem Leser, der etwas mehr als zeittödtende Unterhaltung sucht, sicherlich großen Genuß bieten.

Endlich liegt uns heute noch ein kleines Büchlein: „Schattenbilder aus der Geisterwelt" von F. C. von Wickede (Nr. 6), vor, welches im Grunde genommen nichts weiter als Ammenmärchen enthält, wenigstens für denjenigen, welcher an Poltergeister, Geisterflüstern, zweites Gesicht u. s. w. nicht glaubt. Wir sind nun einmal viel zu skeptisch, um leicht ins Gruseln zu kommen; aber selbst Geistergläubige dürften diese recht nüchtern erzählten Geistergeschichten nicht sehr gruselig finden. Oskar Riecke.

Ein neues Epos.[1]

Hermann. Deutsches Heldengedicht in zwölf Gesängen von M. E. delle Grazie. Wien, Hartleben. 1883. 8. 3 M.

Die hochbegabte Dichterin, deren lyrische Poesien wir in Nr. 51 d. Bl. f. 1882 beurtheilt haben und von welcher wir hoffen durften, daß sie immer höher steigen und auch in andern Formen den Gipfel erreichen würde, hat unsere Vermuthung schnell und vollauf bestätigt. Das vorliegende Epos beweist es in jedem seiner Gesänge, auf jeder Seite; die Dichterin hat sich so durchweg in ihrer Gewalt, daß sie auch eine gewisse Strombreite, die jedem Heldengedicht erst die rechte Stattlichkeit und Majestät ertheilt, mit aller Besonnenheit überwacht. Schon der Name dieser Schöpfung überrascht: „Hermann", noch mehr die Zueignung, welche für die deutsche Nation, und zwar in deren Gesammtheit, die wärmsten Sympathien kundgibt. Dies ist um so unerwarteter, als der Name delle Grazie uns eine Italienerin von Geburt vermuthen läßt. Es könnte das übrigens für die Zukunft zweier der berufensten Culturvölker mehr als symbolisch und prophetisch sein, denn während wir Deutsche bis dahin vorzugsweise nur mit Franzosen und Engländern in ideellem und sprachlichem Austausch gestanden, von denen der erste sich ohnehin leider getrübt hat, so könnte uns unsere feurige Dichterin verbürgen, daß die Italiener sehr wohl uns zu schätzen wissen, daß der Zug der Italiener zu den Germanen ebenso lebendig zu werden beginnt, wie der umgekehrte es längst gewesen. Und gerade die Apotheose Deutschlands ist der Grund- und Hauptnerv dieses ganzen Epos, der freilich erst am Ende in seiner ganzen Bedeutung und Erhabenheit an das Licht tritt, bis auf die einzelnen Gestalten und die Gruppirung, bis auf die Musik und den Wohllaut der Sprache.

Man hat unser deutsches Idiom reimarm genannt im Vergleich mit dem Italienischen. Unsere Dichterin aber kommt nie in Verlegenheit mit dem Reim. Sie findet ihn so mühelos, daß wir uns gedrungen fühlen, diese melodiösen Verse laut zu lesen, damit das lauschende Ohr den entsprechenden Vollgenuß erhalte.

Verfolgen wir jetzt die einzelnen Gesänge.

Erster Gesang: „Beim Gelage." Welche Naturschilderung! Hier sind reiche, ergiebigste Studien für den Freund von Naturschönheiten zu machen, insbesondere für den Landschaftsmaler. Aber auch die Staffage als solche wird stets belebter, mannichfaltiger. Wir waren so erfüllt von all diesen Reizen, von dieser Farbensattheit, diesen zauberischen Farbentinten, daß wir unwillkürlich mit deutschem Stolz, wenigstens deutschem Selbstgefühl und nationaler Genugthuung ausriefen: welche Weltkluft liegt zwischen der „Henriade" der Franzosen und diesem deutschen „Hermann"! Beim Franzosen alles Parade, eitler Weltpomp, Bravour und nichts dahinter als Ostentation, Prahlerei, Esprit, noch dazu erhaschter, Bombast, Reiterkünste, Ritterspiel, Fechterkunst und Galanterie, Großthuerei und Gloire; bei unserer deutschen Dichterin dagegen Solidität, Begeisterung unmittelbar aus dem Musenquell, echt deutscher Patriotismus, Zartheit, aufrichtiges Mitgefühl mit allem, was lebt, mit aller Creatur, und wenn es darauf ankommt, voll Energie und unbefriedigt durch Römermuth und Tapferkeit und am allerwenigsten durch römische Welteroberungslust, vor allem aber beleidigt und empört durch römische Schwelgerei und gemeine Wollust, Frechheit und Prahlerei mit Staats- und Hausgöttern, mit einer Mythologie von Göttern und Göttinnen, von denen auch nicht an einen und eine geglaubt wird. Hier dürfte manchem wieder nahe treten eine entschiedene Aehnlichkeit zwischen den heutigen Franzosen — ohne ihre persönliche Anmuth und gesellige Liebenswürdigkeit zu leugnen — und den alten Römern, entsprechend, trotz aller Ueberläufer, dem Urzug der Abstoßung zwischen Germanen und den antiken Römern. Auch Liebe und Liebesreiz werden reichlich bedacht, jedoch nicht eine Spur von jenem berüchtigten Tribut an die Romanleserin. Und selbst wo sich männlicherseits die Gemeinheit erfrecht, der selbst die Nächsten der Familie Vorschub leisten wollen, da bricht sich an der jungfräulichen Hoheit und Heiligkeit die schmuzige Welle des lüsternen Instincts.

Zweiter und dritter Gesang: „Albruna"; „Das Gericht." Wir dürfen hinfort bei den reichen Einzelheiten der folgenden Gesänge nicht verweilen, da uns hier der Raum so weit nicht zugemessen ist. Wir hoffen durch zusammenfassende Betrachtungen und Aperçus dasselbe zu erreichen. Wir müssen hier aber einen Gegenstand mehr als mit blos darüber hinfahrender Sonde berühren. Trockene, prosaische, phantasielose Leser, die noch dazu im geheimen sinnlich lüstern sind, haben keine Ahnung von wahrer Poesie. Sie sind eines Bessern zu belehren. Der Dichter als solcher, und zwar der größte am meisten, ebenso der Humorist, sehen im teleskopischen Spiegel ihrer Phantasie alles klar und rein, wie ihnen denn selbst alles rein ist. Sie sehen die Objecte, wie sie an sich sind, aber auch die Vorgänge; sie sehen die Welt, wie sie ist, und nicht blos imaginär sein könnte. Sie erfreuen sich einer Allgegenwart. Nichts entgeht ihnen. So sah schon Homer in seinen beiden Epen das Weltganze und gab allem und jedem den rechten Namen. Auch unsere deutschen Classiker der neuern Literatur haben es so gehalten der Prüderie gegenüber; sie nahmen kein Blatt vor den Mund, ihnen war alles rein. Unsere Dichterin ist so durchweg lauter, daß sie in ihrer jungfräulichen Anmuth und Naivetät, wo sie auf sinnliche Orgien stößt, die Wüstlinge schildert wie sie sind; ihre Malerei erreicht oft, unbeschadet des stets eingehaltenen epischen Tons, dramatische Lebendigkeit. Dagegen bedarf es in einem andern Punkt einer kleinen Erinnerung, um so mehr, da sich das zu Grelle bei neuen Auflagen des herrlichen Gedichts leicht tilgen läßt. Nämlich wo die Ver-

fasserin in heiligem Zorn erglüht, wo sich ihr Innerstes empört der Gemeinheit, dem Verbrechen gegenüber, da ruft sie aus: „Schuft! Schurke!" Ja, diese Rufe kehren in vielen Gesängen so oft wieder, daß die Minderung ihrer Zahl in einem so goldreinen, echt künstlerischen Gedicht bei einer künftigen Ausgabe nur wünschenswerth sein kann.*)

Schon in den bisherigen Gesängen und immer sich steigend im vierten: „Frühlingszauber", im fünften: „Verschwörung", sechsten: „Die Flucht", siebenten: „Das Gastmahl", achten: „Metella", neunten: „Der Frevler", zehnten: „Die Sühne", elften: „Der Kampf", zwölften: „Friede", weiß man nicht, was man mehr mit dem reichsten Lobe auszeichnen, mehr bewundern soll: den überschwellenden und doch so fein und geschmackvoll ausgeprägten Stoff, die außerordentliche Belesenheit, die in Erstaunen setzenden Kenntnisse auf dem historischen wie Sprachgebiet, die künstlerische Ineinsbildung der Mythologien, der griechischen, altgermanischen, skandinavischen, und wie das alles nicht etwa durch willkürliche Combinationen, sondern durch jugendfrische Poesie so lebendig in die Gegenwart gerückt wird, als wäre es heute geschehen. Mit der frappantesten Vergegenwärtigung des Geschichtslaufs verbindet unsere epische Heroine eine Illustration der Tages- und Nachtzeiten, der Jahreszeiten. Die Natur ist in diesem prächtigen Epos das Echo der Geschichte; fast gleichzeitig sehen wir in diesem tiefsinnigen Zusammen und wunderbaren Sympathisiren in den Wäldern, im Thal, Abgrund und Gebirg, im Sturm, Blitz und Donner, in der Thierwelt das ähnliche Vorgehen bis auf das Wonnegefühl der Existenz, und dann wieder im Kriege, in der Schlacht, und dazwischen flechten sich holde Sagen, Märchen, Neckereien, aber auch schadenfrohe Mitspiele von Dämonen ein. Der germanische Götterhimmel vollendet das alles. Freia wird geschäftig und wohlthuend. Heilige Ehebündnisse zu stiften, ist sie bedacht; reinstes Liebesglück tritt hervor unter so vielem Mord, Todtschlag, und doch germanischer, nicht römischer Triumph. Und jetzt Prachtscene auf Prachtscene. Schon der Vorbeimarsch der germanischen Völkerstämme ist eine solche. Zuversicht und Gewißheit zeichnen und malen diese Massen von Natursöhnen. Das römische Heer auch imposant, aber Verwilderung, ja Furcht vor dem, was bevorsteht, verrathen alles, was kommt. Das volle Licht fällt schon jetzt wie eine Sonne, ja, wie zwei Sonnen im Aufgang auf Hermann und Thusnelda, zwei einander ebenbürtige Helden-Seelen und -Leiber, gleich exclusiv, vornehm und doch voll Huld, Fürsten wie die römischen Cohorten auch nicht einen halben haben. Und doch der Römervorbeizug ist auch kein Schattenheer. Diese Adler, die aus diesen Gliedern hervorblitzen, auffliegen, zeigen uns schon, wenn wir an Napoleon I. denken, in der Fata-Morgana die einstige Wirklichkeit, damals noch Zukunft der Geschichte. Und was führt die Magie unserer Grazie nicht noch sonst alles herauf! Jetzt ist sie erst recht auch Seherin geworden. Sie schaut die ganze Zukunft, die auch jetzt noch Zukunft ist. Sie ahnt, daß die Germanen einst in dem entzückenden Italien ihr eigentliches Heim finden werden. Nicht ohne Bedeutung schlummern so viele Deutsche unter der Pyramide des Cestius. Aber auch die edelsten Deutschen wanderten mit glühender Sehnsucht nach Italien und kehrten, wenn auch nicht alle, doch so viele mit den kostbarsten Schätzen in ihr Nebelland zurück. Nur einige fanden dort, tragisch genug, sogar meuchlerisch unterwegs ihren Tod. Wir gedenken der Manen Winckelmann's, wir gedenken Platen's, wir gedenken vor allem Herder's, Goethe's, dem es beschieden war, die volle Ernte in Italien zu halten, wir gedenken Tieck's, Wilhelm von Humboldt's und dessen, der nun wirklich im Paradiese Europas seine Heimat gefunden hat, des herrlichen Gregorovius.

Hat unsere Dichterin mit ihrem tiefsinnigen und doch so lieblichen Epos uns ein überreiches Geschenk gemacht, noch dazu die deutsche Nation wahrhaft verherrlicht, so erscheint dies in voller Glorie am Ende. Im Schlußstein gibt sie die Peterskuppel des Ewigen Rom, den Kölner Dom, ja Walhalla zugleich. Und wenn sie Balder, den ewig Schönen, heraufbeschwört, so weist sie zugleich auf den Welterlöser. Wer folgt nicht gern der Sonne auf ihrem Himmelszuge? Die untergehende ist aber oft die schönste, sie verkündet einen neuen, morgen schon wieder aufgehenden Sonnentag. Unsere Dichterin verbürgt uns ein neues Prachtgedicht.

Alexander Jung.

*) Wir können nicht umhin, den einzigen Tadel unsers für die talentvolle Dichterin begeisterten Referenten durch den Hinweis auf einige mit Hamerling'schem Colorit ausgemalte Scenen und auf mehrere geschmacklose Cynismen zu ergänzen, die bei einer so überaus jungen Dichterin aufs äußerste befremden müssen. D. Red.

Feuilleton.

Ausländische Literatur.

Ein von den Shakspeare-Erklärern merkwürdigerweise noch nicht ausgebeutetes Thema sind die Heirathspläne der intriguanten, herzlosen und hierin wie in der Herrschsucht ihrem Vater blutigen Andenkens nachgerathenen Königin Elisabeth, deren künftige Größe und Ruhm er ja Cranmer verkünden läßt, während sie noch in der Wiege sich befindet. Gewiß finden sich noch manche andere Anspielungen auf ihre verschiedenen Heirathsintriguen in seinem Drama „Heinrich VIII.", oder wenigstens wird ein noch zu erwartender Shakspeare-Forscher dereinst solche zu finden glauben, die sie abgespielt hat, etwa wie die Katze mit der Maus ihr Spiel treibt, um sie schließlich zu verschlingen, oder in ihrem Falle, um die Freier gefoppt nach Hause zu schicken. Dieses immerhin interessante Thema hat der Graf de la Ferrière in dem Werke „Les projets de mariage de la Reine Elisabeth" ausführlich, mit vollständiger Kenntniß der zeitgenössischen Geschichte und, wie das „Athenaeum" bemerkt, mit der malerischen Lebendigkeit, die in französischen Memoiren hergebracht ist, behandelt.

— Ernest Renan's zuerst in der „Revue des deux Mondes" veröffentlichte „Souvenirs d'enfance et de jeunesse"

sind nun auch separat als Buch erschienen. Diese Erinnerungen entrollen ein höchst anziehendes Bild von der Erziehung des berühmten Gelehrten zu St.-Sulpice und von seiner innern Entwickelung vom strenggläubigen Katholiken zum Freigeist. Sie sind in den ganzen Zauber Renan'scher Darstellung getaucht, die namentlich bei Naturschilderungen zur echten Poesie wird und oft von hinreißender Wirkung ist. Er zeigt sich hier nicht blos als geistreicher und freisinniger Gelehrter, sondern man lernt ihn auch als den liebenswürdigen Menschen kennen, der übrigens der väterlichen Religion nichts weniger als feindlich gesinnt, sondern vielmehr im Grunde mit allen Fasern seines Herzens zugethan ist. Wenn er seiner Ueberzeugung untreu werden könnte, wenn er nicht der Stimme der Vernunft das Ohr leihen müßte, so würde er nur gar zu gern strenggläubiger Katholik geblieben sein. Dies ist das Ergebniß, das man unverhohlen in klaren und deutlichen Zügen aus diesen „Erinnerungen“ herauslesen kann.

— Von dem in Frankreich in kurzer Zeit beliebt gewordenen Georges Ohnet, Verfasser des bereits in 86 Auflagen erschienenen und von der Akademie gekrönten „Serge Panine“ und „Le maître de forges“, liegt ein neuer, nicht minder anziehender Roman „La Comtesse Sarah“ vor, der ebenfalls in dem kurzen Zeitraum von 6 Wochen nicht weniger als 81 Auflagen erlebt hat. Ein solcher Erfolg zählt sicherlich auch in Frankreich zu den Seltenheiten. Es ist dies um so erfreulicher, als Ohnet gewissermaßen einen Gegensatz zum Zola'schen Naturalismus bildet und auch stilistisch Vorzüge vor ihm hat. Was ihn, außer einer etwas düstern Lebensanschauung, besonders auszeichnet, ist der dramatische Zug in seinen Romanen, von denen „Serge Panine“ schon vom Verfasser selbst für die Bühne bearbeitet worden ist und sich unter der Presse befindet, wie es auch „La Comtesse Sarah“ werden dürfte. Bereits hat er sich auch mit zwei Dramen mit Erfolg auf der Bühne versucht. Seine Gestalten sind wirklich ganz für die Breter geeignet, sie sind kräftig und lebendig, wie auch sein Dialog sehr wirkungsvoll ist. Wir können dem Leser von einer Bekanntschaft mit diesem Autor und der Lektüre seiner Werke viel Genuß versprechen, wenn sie auch freilich die französische Färbung nirgends verleugnen und es an schlüpfrigen Stellen bei ihm nicht fehlt.

— In „Life on the Mississipi“ hat uns Mark Twain ein zwar ungleiches, aber trotzdem höchst anziehendes Gemälde seines frühern Lebens als Lootse und des wunderbaren Stroms der Neuen Welt entrollt. Wir lernen diesen nebst den anliegenden Städten kennen, und zwar auf eine Weise, welche im vollsten Sinne des Wortes das Nützliche mit dem Angenehmen paart. Wer sich die belehrende Unterhaltung oder unterhaltende Belehrung verschaffen möchte, dem bietet sie die Tauchnitz'sche Sammlung unter ihren neuesten Bänden.

Ein ebenso anziehendes Bild eines zwar kurzen, aber äußerst nützlichen Lebens hat der gewandte und bekannte Walter Besant in seinem „The Life and Achievements of Edward Henry Palmer, late Lord Almoner's, Professor of Arabic in the University of Cambridge“ geliefert. Der im vorigen Herbst in der afrikanischen Wüste ermordete englische Dolmetscher war in der That, wie Besant ihn bezeichnet, ein Wunderkind und vielleicht ein noch merkwürdigeres Sprachtalent als der bekannte Mezzofanti. In dieser Biographie lernt man ihn als solches, aber auch als Schriftsteller, Dichter, Gelehrten und Menschen kennen; man wird den so frühen Verlust eines solchen Mannes (er war erst angehender Vierziger) gewiß aufrichtig beklagen.

— Schon wieder ist über eine neue und bedeutende Leistung des das Füllhorn seiner Gaben so reichlich ausschüttenden Dichters und Schriftstellers Charles Algernon Swinburne zu berichten. Es ist: „A Century of Roundels.“ Wir sagen „bedeutend“, denn so ist alles, was seiner Feder entfließt; doch sind diese „Rondellen“ immerhin zu künstlich, um mehr als eine tour de force genannt zu werden.

Bibliographie.

Baucalari, G., Der nächste Krieg und die militärische Ausbildung und Erziehung. Zwei Vorträge. Wien, Seidel u. Sohn. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Behn, H. F., Reiseskizzen eines fahrenden Studenten von der Eider bis zum Po! Hagen, Risel u. Comp. 12. 2 M.

Busch, F. v., Ueber Glauben und Unglauben. Apologetischer Vortrag. Riga, Kymmel. Gr. 8. 80 Pf.

Busch, W., Balduin Bählamm, der verhinderte Dichter. München, Bassermann. Gr. 8. 2 M.

Christen, J., Johannes Schneider. Ein Arbeiterleben aus dem Reiche Gottes. Basel, Spittler. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Das singende Deutschland. Album der beliebtesten Arien, Lieder und Romanzen der Componisten Bach, Beethoven, Bellini, Boieldieu, Chopin ꝛc. Neue Ausgabe bearbeitet von H. Langer. Leipzig, Ph. Reclam jun. Lex.-8. 3 M.

Druffel, A. v., Kaiser Karl V. und die römische Curie 1544—1546. 3te Abth.: Vom Wormser Reichstagsabschied bis zur Eröffnung des Trienter Concils. München, Franz. Gr. 4. 3 M. 30 Pf.

Eichhorn, Mathilde, Alles oder Nichts. Lustspiel. Baden-Baden, Sommermeyer. 12. 1 M. 50 Pf.

Engelmann, M., Das Weltgericht. Offenbarungen au die Spiritualisteu und Materialisteu. Breslau, Langmann. 8. 60 Pf.

Ernesti, Luise (M. v. Humbracht), Ersehntes Glück. Roman. Breslau, Schottländer. 8. 3 M.

Foerster, W., Alexander von Humboldt. Eine Gedächtnissrede. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 60 Pf.

Gallwitz, Valeska v., Magdalena. Roman. Breslau, Schottländer. 8. 3 M.

Hermann, P., Richard Wagner und der Stabreim. Hagen, Risel u. Comp. 8. 80 Pf.

Hertzer, H. W., Harzmärchen. Wernigerode, Finkbein. 12. 1 M.

Horn, G. A., Herbstblumen. Gedichte. Berlin, Ißleib. 12. 1 M. 50 Pf.

Jensen, W., Metamorphosen. Roman. Breslau, Schottländer. 8. 3 M.

Keller, Sophie v., Am heimischen Strand. Roman. Hagen, Risel u. Comp. 8. 2 M.

Kestner, E., Beiträge zur Geschichte der Stadt Thorn. Nach archivalischen Quellen mitgetheilt. Thorn, E. Lambeck. Gr. 8. 5 M. 60 Pf.

Köstlin, J., Martin Luther, der deutsche Reformator. Festschrift, herausgegeben von der historischen Commission der Provinz Sachsen. Mit dem Bilde Luthers in Lichtdruck nach einer Zeichnung von Schnorr v. Carolsfeld. Halle, Hendel. Gr. 8. 1 M.

Lerchenfeld, M. Freih. v., Die bairische Verfassung und die Karlsbader Beschlüsse. Nördlingen, Beck. Gr. 8. 3 M.

Loesche, G., Luther-Lieder zur vierten Säkularfeier des Reformators. Halle, Strien. Gr. 8. 50 Pf.

Mahrenholtz, R., Voltaire im Urteile der Zeitgenossen. Oppeln, Franck. Gr. 8. 3 M.

Rosenhain, K. E., Der neue Doktor. Schwank mit Gesang, mit freier Benutzung eines Stoffes aus einem v. Winterfeld'schen Roman. Musik von Fr. Richter. Landsberg a/W., Schaeffer u. Comp. 8. 1 M.

Schippel, M., Das moderne Elend und die moderne Uebervölkerung. Ein Wort gegen Kolonien. Leipzig, F. Duncker. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Schlack, E., Soldatenleben oder „Wie Gottlieb Schulze ein Mensch wurde“. Schwank in 4 Bildern. Mit Musikbeilage. Berlin, Liebel. 8. 60 Pf.

Schlichtegroll, F. v., Stürmisch und still. Gedichte. Hagen, Risel u. Comp. 12. 3 M.

Schmitz, F., Die Vegetation des Meeres. Ein Vortrag. Bonn, Strauß. Gr. 8. 80 Pf.

Schneideck, G. H., Jenenser Leben. Gedichte. Jena, Costenoble. 8. 1 M. 60 Pf.

Steinthal, H., Ueber Wilhelm von Humboldt. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 60 Pf.

Stern, M. F., Zur Biographie des Papstes Urban's II. Beiträge aus der Zeit des Investiturstreites. Berlin, Weber. Gr. 8. 2 M.

Taubert, E., Marianne. Novelle. Berlin, Walther u. Apolant. 8. 1 M.

— — Sphinx Atropos. Novelle. Berlin, Walther u. Apolant. 8. 1 M. 50 Pf.

Neues Wiener Theater. Nr. 114: Die Burgruine. Lustspiel von C. Caro. Wien, Rosner. 8. 1 M. 20 Pf.

Ueber die Bewaffnung, Ausbildung, Organisation und Verwendung der Reiterei. Berlin, F. Luckhardt. Gr. 8. 3 M.

Die Vorrechte der Offiziere im Staate und in der Gesellschaft. Berlin, Walther u. Apolant. Gr. 8. 40 Pf.

Richard Wagner. Sein Leben, sein Wirken und sein Tod. Mit Illustrationen. Leipzig, Milde. Gr. 8. 40 Pf.

Winds, H., Elektrisch. Dramatische Solo-Scene. Wien, Engel. 8. 40 Pf.

Wiskemann, A., Die Katastrophe in Lessings „Emilia Galotti“. Ein Beitrag zur Erklärung des Dramas. Marburg, Elwert. Gr. 4. 60 Pf.

Wolfram, G., Friedrich I. uud das Wormser Concordat. Marburg, Elwert. Gr. 8. 3 M.

Wolzogen, H. v., Eriuuerungen an Richard Wagner. Eiu Vortrag. Herausgegeben vom Wieuer akademischen Wagner-Verein. Wien, Konegen. Gr. 8. 1 M.

Anzeigen.

Die Allgemeine Zeitung

(mit wissenschaftlicher Beilage und Handelszeitung)

früher in Augsburg erschienen

ist in Deutschland und Oesterreich durch die Postanstalten für 9 M. vierteljährlich (6 M. **für die 2 letzten Monate, 3 M. für den letzten Monat des Quartals**) zu beziehen. Preis bei directer Versendung unter Streifband monatlich 4 M. (5 M. 60 Pf. für die anderen Länder des Weltpostvereins). Quartalpreis bei wöchentlicher Versendung im Weltpostverein 14 M. 40 Pf., außerhalb desselben 19 M. 50 Pf.

Probenummern nebst neuestem Quartal-Register gratis.

Leitartikel, wissenschaftliche und handelspolitische Aufsätze rc. rc. in Nr. 224 bis 231.

Die Incorporation des Hypothekarcredits. — Obok. — Die diesjährige Session des böhmischen Landtags. — Frankreich am Amazonas. — Die königlich bayerischen Verkehrsanstalten im Jahre 1882. — Die Hochzeit in Cetinje. — England und die indische Presse. — Die Donau und Rumänien. — Der Bruderzwist in Böhmen. — Obrenovich und Karagyorgyevich.

Rahn's Kunst- und Wanderstudien aus der Schweiz. Von L. Leuß. — Die Bibliothek Bolivar in Paris. — Das Antlitz der Erde. Von Dr. O. Fraas. — Der letzte Ritter und der erste Landsknecht. Von H. von Zwiedineck-Südenhorst. — Die internationale Export- und Colonialausstellung zu Amsterdam. (VI.) — Chinesische Grammatik. Von V. von Strauß und Torney. — Im Fassathal. Von G. Dahlke. — Johanna Spyri. Von Dr. G. Schneider. — Gesangunterricht. — Sagen der Kaffern. Von M. Sondheim. — Die Münchener internationale Kunstausstellung. Von Fr. Pecht. (IX.) — Denkmäler für Friedrich Diez. Von F. Neumann. — Die Kunstbewegung in Ungarn. (II.) — XIV. Deutsche Anthropologen-Versammlung. (I.) — Zwei deutsche Erzählerinnen. Von V. Walden. — Konrad Knoll's Unions-Denkmal der Pfälzer Protestanten.

Schweizerische Gesetzgebung über Schuldbetreibung und Concurs. — Der Handelsvertrag zwischen Deutschland und Spanien.

Aufträge für Streifbandsendungen an die Expedition in München.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Gespräche mit Goethe

in den letzten Jahren seines Lebens.

Von

Johann Peter Eckermann.

Fünfte Auflage.

Drei Theile. 8. Geh. 9 M. Geb. in 3 Bänden 12 M.

Geb. in 1 Bande 10 M. 50 Pf.

Eckermann's berühmte „Gespräche mit Goethe", die jetzt in fünfter Auflage vorliegen, liefern einen Schatz wichtiger Mittheilungen über die Entstehung der einzelnen Werke des Dichters, über seine Beziehungen zur deutschen und ausländischen Literatur und deren Hauptvertretern, sowie über seine politischen und religiösen Ansichten. Zu jeder Ausgabe von Goethe's Werken bilden sie eine unentbehrliche Ergänzung.

In unserm Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

H. A. Stoffregen,

Lehrer an der Bürgerschule zu Hildesheim,

1) Deutscher Liederschatz

für Schule, Haus und Leben. Auswahl der schönsten und volksthümlichsten Lieder.

Erstes Heft: für die untern und mittlern Gesangsstufen: Kinder- und Schullieder, auch Spiele mit Gesang. Dritte Auflage. Preis 30 Pf., cart. 40 Pf. — **Zweites Heft:** für die mittlern und obern Gesangsstufen aller Schulen, für Familien- und gesellige Kreise. Achte Auflage. Preis 50 Pf., cart. 65 Pf. — **Drittes Heft:** für Oberklassen gehobener und höherer Schulen, für volksthümliche Gesangvereine und gesellige Kreise. Dritte Auflage. Preis 60 Pf., cart. 75 Pf.

2) Liederbuch für die deutsche Volksschule.

Eine für einfachere Schulverhältnisse berechnete Sammlung der schönsten Schul-, Volks- und volksthümlichen Lieder.

Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage.

Preis 50 Pf., cart. 65 Pf.

Alle Recensionen, die in großer Anzahl und von den berufensten Seiten über diese, textlich nach der neuen Rechtschreibung bearbeiteten Liederhefte erschienen sind, beurtheilen dieselben außerordentlich günstig, ja mehrere namhafte Recensenten bezeichnen sie geradezu als Mustersammlungen, „wie deren überhaupt wenige im lieben deutschen Reiche existiren", und gleiche Anerkennung wie die sorgsame, auf jahrelangen Vorbereitungen beruhende, „äußerst gediegene" Bearbeitung und Auswahl hat die treffliche Ausstattung der Bücher und ihr sehr billiger Preis allgemein gefunden, sodaß sie sich in jeder Beziehung zur Einführung in den Schulen empfehlen.

Gerstenberg'sche Buchhandlung in Hildesheim.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig

Soeben erschien:

GESCHICHTE DER SLAVISCHEN LITERATUREN

von

A. N. PYPIN und **V. D. SPASOVIČ.**

Nach der zweiten Auflage aus dem Russischen übertragen

von

TRAUGOTT PECH.

Zweiter Band, erste Hälfte: Geschichte der polnischen Literatur.

8. Geh. 9 M. Geb. 10 M. 50 Pf.

Der erste Band dieser von der Kritik aufs günstigste beurtheilten ersten wissenschaftlichen Geschichte der slavischen Literaturen enthält die Literatur der Bulgaren, Südslaven (Serbo-Kroaten und Slowenen), Südrussen und galizischen Russen (Preis 11 M., geb. 12 M. 50 Pf.). Die vorliegende erste Hälfte des zweiten Bandes bringt eine Geschichte der polnischen Literatur, die unter der Presse befindliche zweite Hälfte wird die Literatur der Čecho-Slovaken und das baltische Slaventhum enthalten.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. | Nr. 36. | 6. September 1883.

Neue Romane.

1. Um den Halbmond. Roman von Gregor Samarow. Vier Bände. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1883. 8. 15 M.
2. Fürst und Vasall. Historischer Roman von Karl Berkow. Drei Bände. Berlin, Janke. 1882. 8. 10 M.
3. Eine deutsche Pflanzung am Corantyn. Roman von Richard Freudenberg. Drei Bände. Berlin, Janke. 1882. 8. 10 M.
4. Ehestandsfesseln. Roman von Graf Ulrich Baudissin. Zwei Bände. Berlin, Kogge u. Fritze. 1882. 8. 10 M.

Ein weit greifender politischer Zeitroman, im Centrum die nimmer ruhende orientalische Frage; ein streng historischer Roman von großer Anlage; ein anmuthendes ethnographisches Culturgemälde aus der centralamerikanischen Tropenwelt; ein in hohem Stil gehaltenes Doppelbild aus dem intimen Familienleben, getragen durch intensiv seelische Entwickelungen.

Unbedeutend ist keine dieser Arbeiten. Ihre Kreise verengern sich im Fortschreiten von Nr. 1 zu Nr. 4, doch das hat mit ihrem Werth nichts zu thun.

Der Roman „Um den Halbmond" von Gregor Samarow (Nr. 1) spielt in der Zeit des jüngsten serbisch-türkischen Kriegs. Hauptschauplätze der Handlung sind: das kleine Fürstenthum Montenegro, die Welthauptstädte Petersburg, Konstantinopel, Berlin.

Zunächst wohnen wir am See von Skutari dem großen nationalen Fischerfest bei, lernen Land und Leute der Czernagora kennen und — für unsern Zweck die Hauptsache — werden gleich von Anfang eingeweiht in die diplomatisch-kriegerischen Tendenzen, welche alle Kräfte gegen die Türkei anspannen möchten, den vielhundertjährigen, tödlich verhaßten Erbfeind. Dann tritt vor unsern Blick das nach Natur und Geschichte gleich romantische Bergländchen in seiner wilden Majestät, mit den Prachtgestalten seiner kraftvollen freiheitsbegeisterten Männer und lieblichen Jungfrauen; als herrlich ergänzendes Element kommt die Volkssage hinzu in allem zauberischen Schmelz, welchen sie bei Völkern und Stämmen, die der Natur treu geblieben sind, sich bewahrt, und diese Partie gehört ohne allen Zweifel dem Schönsten und Innigsten an, was der Autor zu bieten hat. Es paßt ganz hinein, wenn er nebenbei noch ein schweres Liebesdrama sich abspinnen läßt zwischen der schönsten dieser Töchter des Landes und dem Gesandten des Zaren, dem gleichfalls noch ganz unverdorbenen glänzenden Offizier, während doch beide bereits anderweitig verlobt sind. Beide üben eine großherzige Entsagung; die feine Marica will versuchen, sich dem vom Vater erkorenen heimischen Bräutigam, der übrigens auch ein edler und durchaus wackerer Mann ist, anzuschließen; der Russe aber ist entschlossen, die ihm aufgedrängte Convenienzheirath, die ihm nach dieser ersten harten Herzenserfahrung zehnfach erniedrigend erscheint, jedenfalls nicht einzugehen. Da tritt das Schicksal in den Kreis der drei so eigenartig zueinander stehenden Personen. Der serbische Held fällt im Türkenkampf und vereint noch in den letzten Augenblicken die beiden Herzen, von denen er so wohl weiß, daß sie sich unwillkürlich, einem fatalistischen Zuge gehorchend, zusammengefunden. Unser russischer Offizier gewinnt durch seine begünstigte Stellung beim Zaren die Macht, seiner ehemaligen Verlobten in Petersburg ebenfalls zu dem Gatten zu verhelfen, an den sie zuvor schon ihr kleines glühendes Herzchen verloren hatte. Mit diesen aussöhnenden Scenen interessanter Privatgeschicke, die sich abspinnen in den montenegrinischen Felsthälern, auf dem kaiserlichen Lustschlosse zu Livadia, in den glänzendsten Salons von Petersburg, schließt das Buch.

Wir sind inzwischen mitten in die prunkenden und windigen Gesellschaftskreise der kalten Hauptstadt des Nordens geführt worden. Zunächst verkehren wir mit den hochadelichen und leichtlebigen Offizieren der Cavaleriegarde, lernen aber in dem oben angeführten Helden, dem Grafen Swiatowski, eine gediegenere Natur kennen, die zu Größerm bestimmt scheint. Nebenbei entrollt sich uns

ein Stück des vergoldeten Elends dieser hoch vornehmen Welt: die altadeliche Familie des Grafen ist schon lange zurückgekommen; die musterhafte und von ihrem wohlerzogenen Sohne über alles geliebte Mutter hat viele Jahre mit dem drohenden Elend gekämpft und die verschuldeten Besitzungen zu heben versucht; schließlich aber bleibt, wenn sie nicht zur Armuth heruntersinken sollen, nichts weiter übrig, als daß der junge Graf eine Geldheirath schließe. Es handelt sich dabei um den durch Zufall heraufgekommenen, lächerlich unpolirten und eingebildeten, aber gutmüthigen und steinreichen Fürsten Kudiakow und dessen natürlich empfindende, aber bis zum Starrsinn willensstarke Tochter Marpha, welcher ein eigenes Schicksal wartet. Sie hat eine leidenschaftliche und mit gleicher Glut erwiderte Liebe gefaßt zu ihrem Musiklehrer Blaganow, und in diesem Zustand ihres Herzens überrascht man sie ungefragt durch die Verlobung mit dem schönen Gardelieutenant, welcher sie statuenhaft kalte Gleichgültigkeit entgegensetzt. Da bricht rasch und in ungeahnter Weise das Verhängniß herein. Ihr Geliebter ist Nihilist und erhält von dem furchtbaren allwissenden Bunde den Auftrag: gegen die Heirath Marpha's mit dem Grafen solle er sich nicht sträuben, das Weib aber zur Geliebten gewinnen und mit ihren großen Reichthümern und hohen Connexionen den Zerstörungszwecken dienstbar machen. Lange sträubt sich der Musiker, ein gutartiger, edler Mensch, gegen diese seelenmörderische, dem naiven Kinde gegenüber ganz unverzeihliche Mission, und versucht eher seiner Liebe zu entsagen, die ihn aber doch überwältigt. Der erste Versuch, den er auf dem vorgeschriebenen Wege macht, fällt so unglücklich aus, daß ihn die entsetzte Marpha, als sie in die ihr zugemuthete Lebensstellung einen auch nur halb klaren Einblick gewonnen, fast mit Grauen für immer aus ihrer Nähe verbannt. Er geht lebenssatt in den serbischen Krieg, zeichnet sich aus, avancirt, wird ein ganz neuer Mensch, auch ihr gegenüber entsühnt und schließlich durch mächtige Vermittelung, wie oben schon angedeutet, ihr glücklicher Gatte.

In diese Geschichte hinein spielt auch die recht romantische Episode mit einem kaum flügge gewordenen nihilistischen Studenten, der seinen Dorfbauern das neue Evangelium predigen will, aber bei den starrköpfigen Naturen so schlecht ankommt, daß ihm nur durch die geschickten Hände der Obern des Bundes das Leben gerettet wird.

Wir werden also, was die russischen Zustände betrifft, in die verschiedensten Gesellschaftskreise und politischen Verwickelungen eingeführt. Die Herren des Garderegiments machen uns ganz nahe mit der hoch eleganten Demi-Monde bekannt, mit ebenso feilen wie verführerischen Sängerinnen und Tänzerinnen ersten Rangs; und der Aufzug, in welchem der besonders erfinderische reiche Rittmeister bei einer fein arrangirten Orgie die eine dieser Sirenen einherspazieren läßt, ist allerdings in hohem Grad originell, pikant und so lasciv, wie sich erwarten läßt. Wir lernen Leben und Sorge in einem verarmten Aristokratenhause kennen, aber auch die Formen des überaus verschwenderischen Luxus in einem unsinnig reichen. Wir werden aber noch viel weiter hinaufgeführt, nämlich bis ins Cabinet des Selbstherrschers und in den Salon der unheilbar hinsiechenden Kaiserin. Da spielt im großen Stil die in- und ausländische Politik mit, um die zwei schweren Fundamentalfragen sich drehend: Türkei und Nihilismus. Wir werden in die finstern Sorgen eingeweiht, die das gewaltsam erschütterte Reich und seinen bedrohten Monarchen ruhelos bewegen; die ganze europäische Diplomatie und die Kirche sind ins Spiel gebracht. Was die Stellung zu den fremden Mächten betrifft, so machen wir nähere Bekanntschaft mit dem durch seine Gewandtheit so wohl bekannten Fürsten Gortschakow, Minister des Aeußern, und beobachten, wie in seinem erfinderischen Kopf der Gedanke der Berliner Conferenz groß wächst. Die furchtbar unterwühlte Stellung im Innern aber führt einen der gequältesten Menschen des Erdballs vor, nämlich den Chef jener berüchtigten Dritten Abtheilung kaiserlicher Kanzlei, wie die gleich sehr gefürchtete und geäffte geheime Polizei dieses Landes mit einem bekannten Euphemismus genannt wird. Sie sind in voller Verzweiflung, die Leiter des vielgebrauchten und doch so oft versagenden Instruments. Eine der gelungensten Episoden aus dem russischen Leben ist übrigens die Zeichnung des Landlebens auf dem gutsherrlichen Dorfe Wolatschin: wie der „Mir" agirt, wie diese primitiven Naturen denken und handeln, die altväterische Bauernart unter der geistigen Leitung des Starosten und des Popen.

Der dritte Band führt uns in die bedrohte, rathlose Türkei unter dem geängstigten Sultan Abd-ul-Aziz, und da wiederholen sich, ärger noch als in Rußland, die qualvolle Unsicherheit und der Zerfall nach innen und außen. Da agiren mit ihren Führern, den mehr oder weniger beschränkten oder verschmitzten Paschas, die verschiedenen Parteien durch- und gegeneinander: die alttürkische, von den koranfesten Ulemas regiert, jedweder Neuerung abhold und das ganze moderne Europa als den Glaubensfeind hassend; ihr gegenüber die auf constitutionelle Verbesserungen ausgehende, von dem pfiffigen Midhat-Pascha geleitete Reformpartei; nach außen sind es die immer sich bekriegenden Mächte, die englische und die russische mit ihren diplomatischen Vertretern. Auch hier werden wir ins Innerste des Palastes geführt, ins Arbeitszimmer des zitternden Sultans, wo wir die charakteristische Scene belauschen, wie derselbe, immer Vergiftung fürchtend, nur von frischen Eiern sich nährt, die unter Aufsicht der Sultanin Valide gelegt worden sind. Aber auch der Unwille des Volks, die Studenten voran, bricht gegen das schwachköpfige Regiment los, und es kommt bis zum Straßenaufstand, der nicht weniger bedeutet als eine halbe Absetzung des schwachen Padischah, indem er eine directe gegen den Willen des nominellen Autokraten laufende Systemänderung erzwingt, nämlich vom russischen Einfluß, dem dieser sich willenlos ergeben, zum englischen, also im

Sinne des modern europäischen-Gedankens vom constitutionellen Staatsleben. Eigenthümlich verhängnißvoll, daß die Kunde von dieser innern Umwälzung gerade in dem Augenblick in Berlin eintrifft, da die Drei-Kaiser-Conferenz jenes Programm aufgestellt hat, durch welches der geriebene russische Politiker vermeint, die orientalischen Verhältnisse unter sein Directorium zu bringen.

Dieses Stück neuester Politik nun, die berliner Zusammenkunft, ist eine specifisch abstechende Partie des Buchs, ganz anders gehalten, frisch und lebendig im Ton, fast ein kleines Schau- oder Prunkstück voll froher, ja glänzender Erwartungen. Die Stimmung muthet so anders an, als träten wir aus der beengenden Stickluft der politischen Salons, der Kerker und Haremsräume in die weiten Prachtstraßen voll Luft und Licht. Nur schade, daß so rasch das Dementi kommt!

Wo und wie lassen wir am Schluß die großen Fragen der Völkergeschichte, die aus Politik und Krieg entspringenden Ereignisse stehen? Im Ungewissen. Die Serben sind durch die Türken vollständig geschlagen; die Montenegriner ihrerseits haben auf dem beschränktern heimischen Terrain glücklich gefochten. Da stellt sich das flehentlich um werkthätige Hülfe angerufene Rußland in kriegerische Position und bringt zu raschem Eingreifen den europäischen Congreß zusammen. Wir wissen heute, aber nicht aus Samarow, wie viel dieser zur Ordnung der Zustände bei den slawisch-christlichen Völkerschaften genützt hat!

Unser Autor hat nun einmal seine ganz besondere Domäne gewählt; das sind die großen politischen Entwickelungen der Gegenwart, wie sie sich einfädeln und abspinnen in den hohen diplomatischen Kreisen, den Cabineten der Fürsten und Minister, den Salons und Boudoirs sowie in dem Treiben der politischen Parteien. Das ist, genau genommen, ein gefährliches Feld, und man muß sich unstreitig von vornherein entschließen, dem Dichter gar große Combinationsfreiheit zu gestatten. Um es zu annähernder Sicherheit in der Darstellung des Verlaufs der Thatsachen, im Zeichnen der Charaktere, im Urtheil über Thun und Sprechen der ersten Staatslenker zu bringen, müßte man nicht blos die Geschichte der Zeit bis auf die feinsten Striche kennen, sondern die Fäden bis ins Innerste der innern Gemächer zu verfolgen und die Nieren zu prüfen im Stande sein. Hat sich Alexander II. als Fürst und Mensch in der nordischen Capitale und dem südlichen Sommerschloß gegenüber den Staatsmännern und den Privaten, im Arbeitscabinet, beim Mahl, beim Spaziergang, hat er sich so gegeben, hat er gerade so gefühlt und gedacht, geschrieben und gehandelt? Und diese Zweifel wiederholen sich bei jeder von den leitenden Persönlichkeiten, die auf dem weiten Plan der Oeffentlichkeit unserer Tage stehen. So, um unter Hunderten nur ein Specialbeispiel herauszugreifen, mag es höchst fraglich sein, ob Fürst Gortschakow nach dem unerwarteten Scheitern der Ziele, die er mit der Berliner Conferenz zu erreichen gehofft, gerade so reflectirt hat, wie Samarow will.

Eins aber gereicht dem vorliegenden Roman ohne Zweifel zum Vorzug. Wir haben früher einmal diesem Autor zu große Aeußerlichkeit vorgeworfen; hier ist es anders. Die Zeichnung von Natur und Volk der Schwarzen Berge ist in ihrer Originalität überraschend; die Charaktere der in intimer Herzensbeziehung stehenden Personen sind entschieden geistig und gemüthlich vertieft, allerdings auch idealisirt; das ist des Dichters Recht. Es ist sonach innerer Gehalt da. Und noch nach einer andern Richtung: jene Scenen aus dem innersten Staatsleben sowol Rußlands wie der Türkei, jene Erschütterungen, welche das Gemüth der beiden so hochgestellten und doch so unglücklichen Herrscher durchziehen im Anblick der destructiven Mächte, die Reich und Thron bedrohen, das Hereinragen einer schreckenschweren und nahe gerückten Zukunft, vor allem aber die Austritte oben und unten, im Palast und im Bauerndörfchen, welche die allgegenwärtige und doch nirgends faßbare Zerstörungswuth des Nihilismus kennzeichnen: das sind energisch von innen heraus gegriffene Partien von Gehalt, von geistigem Werth und hoher natürlicher Spannung.

In die hohe Politik führt uns auch das Werk „Fürst und Vasall“ von Karl Berkow (Nr. 2) ein, aber in die einer großen vergangenen Zeit. Es ist ein historischer Roman in der richtigen Form und ganz correcten Haltung: das geschichtliche und das romantische Interesse sind ungefähr gleich stark vertreten und in der rechten Mischung sich durchdringend.

Es sind in der That hohe und allbekannte Personen der Weltgeschichte, an welche sich die Erzählung anschließt, allen voran der berühmte und unglückliche Herzog Karl von Bourbon, erst im Dienste seines königlichen Herrn Franz I., dann durch schweren Undank und schreiende Ungerechtigkeit zu dem verhängnißvollen Schritt gebracht, daß er zum Feinde seines Fürsten und Vaterlandes übertritt, dem deutschen Kaiser Karl V. sein mächtig überragendes Feldherrntalent in Dienst gibt, wieder ohne Dank zu ernten. Die unselige Verwickelung, gleich mit dem ersten einleitenden Kapitel angedeutet, vollzieht sich genau stufenweise in fast dramatischem Verlauf: erst werden dem Connetable die bedeutenden Gelder nicht ausbezahlt, welche ihm von Staats wegen in dieser Stellung zufallen sollen; dann wird in auffallend verletzender Weise seine Würde angetastet, indem der König ihm das ihm zustehende Commando abnimmt und einem schlechtern Führer überträgt; hernach werden die einen großen Theil Frankreichs umfassenden Besitzungen des allerdings übermächtigen Vasallen in Anspruch genommen, und mittels eines durchaus ungerechten Processes wird der unermeßlich reiche Besitz der Krone zugesprochen; endlich der letzte, vollends entscheidende Streich: der durch seine Galanterie und Frauenliebe bekannte König verführt ein schönes vornehmes Fräulein, welches der Herzog im stillen und in allen Ehren geliebt hat mit dem Gedanken, dasselbe in zweiter Ehe — die erste war eine gebotene Convenienzheirath — zu seiner Gemahlin zu erheben und einmal wenigstens das Glück eines harmonisch traulichen

Familienlebens zu genießen. Alle diese bittern Kränkungen haben den in vorausgegangenen siegreichen Kämpfen um Land und Krone hochverdienten Helden aus der Fassung gebracht, die gewohnte Ruhe und Selbstbeherrschung seines Wesens durchbrochen und ihn auf eine falsche Bahn geführt, auf welcher eine Saat aufgeht, die zunächst ihn selber, vor allem seiner Herzensruhe verderblich wird.

Uebrigens nimmt die Verwickelung noch einen hoch pikanten Charakter an durch folgenden Umstand: Haupttriebfeder in der fatalen Geschichte ist die durch ihre Liebeshändel übel bekannte Mutter des Königs, Luise von Savoyen; sie hat zu dem stolzen, ritterlichen Herzog leidenschaftliche Liebe gefaßt, möchte um jeden Preis seine zweite Gattin werden; und als er sie auffallend abweist, fast geringschätzig, da schlägt das Gefühl in dem leidenschaftlichen Weibe um: ihr ganzes Streben ist nun darauf gerichtet, den Mächtigen gänzlich niederzubeugen, ja zu vernichten; es ist der Haß der Liebe. Infolge dessen spielen die politischen Ereignisse stark mit herein: die entscheidenden französisch-deutschen Kämpfe um das Herzogthum Mailand und zuletzt die als Unicum dastehende Plünderung Roms durch die kaiserlichen Truppen, welche das schwerbewegte Leben unsers Helden gewaltsam abbricht. Es sind fast alles Personen, die auf dem weltgeschichtlichen Theater in erster Reihe mitspielen, diese kaiserlichen Feldherren, die italienischen, päpstlichen und französischen Diplomaten, Intriguanten und vornehmen Weiber, und im Hintergrund steht auch der launenvolle englische König Heinrich VIII. mit seinem Cardinal Wolsey.

Das gemüthlich-romantische Interesse des Romans schließt sich an drei Personen an: den schönen jungen Liebling des Herzogs, Raoul von St.-Orme, der seinem Freund und Schützer in die Verbannung folgt und in der blutigen Schlacht von Pavia von der Hand des ihm feindlich gesinnten Vaters seiner Geliebten fällt; die glänzende, aber weltunerfahrene Aimée von Vaudemont, durch des Königs aufflackernde Leidenschaft verführt und verdorben; und an das Zigeunerkind Myrrha, einem Bastard des alten Grafen St.-Orme, Raoul's illegitime Schwester, die durch den Herzog aus der Niedrigkeit des herumziehenden Lebens erlöst, in sein Haus aufgenommen wird und nun mit fast abgöttischer Liebe an ihm hängt; er erkennt und würdigt ihre Schönheit und Hingebung zu spät; dann folgt für beide mitten im Sturm ihres versinkenden Lebens noch ein kurzer holder Liebesfrühling; sie fängt aber auf dem Römerzug den für ihren angebeteten Herrn geschliffenen Mordstahl mit ihrer Brust auf und stirbt für ihn. Dieses Zigeunermädchen ist eine ebenso feine wie eigenartige Figur.

Die geschichtlichen Expositionen sind jedenfalls ganz treu gehalten; einzelne Partien machen einen besonders bedeutenden Eindruck; so die Riesenschlacht von Pavia und der verhängnißvolle Zug gegen Rom, auf dem der große Führer seinen Tod findet. Die diplomatischen Verwickelungen Europas zur Zeit jenes großen Nationalkampfes zwischen Frankreich und Deutschland, der sich damals schon um die Frage der Weltmachtstellung drehte, sind gerade so weit hineingetragen, als es dem Gefüge des Romans entspricht.

Die Gestalt des Herzogs selbst in ihrer Größe und dem unheilbaren Fehler, dem Abfall von dem undankbaren Vaterlande, hebt sich in fest gemessenen Verhältnissen heraus, und es ist ein nicht geringer Vorzug des Werks, daß auf die psychische Zeichnung dieser Hauptfigur viele Sorgfalt verwandt wurde; die schweren innern Kämpfe, welche die Seele des Helden bewegten und niemals mehr zur Ruhe kommen ließen, sind mit berechneter Schärfe verfolgt und dargelegt. Ausgesuchte Feinheit ist auf die Gestalt der Myrrha verwendet. Die romantischen Elemente passen sich dem geschichtlichen Rahmen correspondirend an. Bau und Sprache des Buchs gehen in einfacher und festgehaltener Folgerichtigkeit vor, alles daran macht den Eindruck des Correcten. Die Kritik wird oder darf dem Werke nicht eine besonders hervorragende Stellung anweisen wollen, muß aber andererseits mit Bestimmtheit erklären, daß es gut gearbeitet ist, einen tüchtigen Kern hat und sich dem ernst denkenden Leser durch gesunden Ton und reellen Gehalt empfiehlt.

Eine sehr anmuthende, eine liebenswürdige Production ist der ethnographische Roman „Eine deutsche Pflanzung am Corantyn“ von Richard Freudenberg (Nr. 3), der uns in die üppigen Gefilde von Centralamerika hinüberführt.

Der Kern der Erzählung ist einfach dieser: Ein tüchtiger deutscher Fabrikant, dem das einförmige Leben in seiner Kleinstadt bereits angefangen hat langweilig hinzuschleichen, wird Erbe eines Onkels, der vor langen Jahren auf das Ungewisse in die Welt hinauswanderte und nach mannichfachen schweren Schicksalen eine Pflanzung am Corantyn erwarb, auf welcher er sich zum großartigen, überaus reichen Besitzer eines kleinen Fürstenthums aufschwang. Mit einigen gleich tüchtigen Mitarbeitern geht der Erbe hinüber und baut das prächtige Besitzthum in großem Stil innerlich wie äußerlich vollkommen aus. Zwei große Kampfscenen erhöhen das romantische Interesse an diesem fern abseits liegenden Culturbau. Nach dem Tode des genialen Gründers bis zur Ankunft des neuen Herrn befindet sich die Pflanzung in der Hand eines schurkischen Verwalters, der sich als ihren Herrn gerirt und in schlechtester Art auf dem herrenlosen Gute schaltet; seine doppelte Hauptbeschäftigung ist: erstlich die meist noch aus indianischen Sklaven bestehende zahlreiche Arbeiterbevölkerung übermäßig auszubeuten und zu mishandeln, zweitens mit einer Anzahl gleich schlechter und interessirter Unterbeamten heillose Orgien zu feiern. Die erste Arbeit der herüberkommenden Deutschen besteht sonach in einem gewaltsamen Reinigungsproceß. Culturgeschichtlich tiefer greifend ist die zweite Existenzfrage: Sklaven oder freie Arbeiter? Der alte Herr hat das überkommene Verhältniß der Sklaverei fortbestehen lassen, weil er die Zeit noch nicht gekommen glaubt zu einer sorgfältig durch Erziehung jener Menschenklasse vorbereiteten Emancipation; seine humane Behand-

lung stellte aber die Untergebenen fast auf den Boden der Freiheit. Der schmähliche Interimsverwalter dagegen will absichtlich durch raffinirt schlechte Behandlung die Indianer zur Empörung treiben; er bereitet einen Aufstand vor, bei welchem die Pflanzung niederbrennen und die nicht seiner Partei zugethanen Weißen ermordet werden sollen; unterdeß will er, so gedeckt, mit einem großartigen Raub sein sauberes Regiment abschließen und fliehen. Das verhindert die gerade noch rechtzeitige Ankunft des jungen Herrn. Dieser eröffnet rasch entschlossen eine neue Periode mit der vollen Emancipation, und die großherzige Maßregel bewährt und lohnt sich. Die Bevölkerung ist eben schon weit genug vorgebildet, dazu treu und wohlgesinnt. Eine Gefahr der reformatorischen Maßregel liegt aber anderswo: das Gebiet ist holländisch, und die ebenso hartherzigen wie ungebildeten Pflanzer sind alle steif und fest gegen die Emancipation, so sehr, daß sie den kecken Deutschen züchtigen wollen, der gegen ihr vermeintliches Interesse vorging. Sie planen nichts Geringeres als einen kleinen Feldzug gegen die sonst schon wegen ihrer grandiosen Prosperität ihnen verhaßte, jetzt förmlich in die Acht erklärte Pflanzung am Corantyn; doch dieser Heldenzug mit einer Armee, die aus Strolchen und Tagedieben, ausgestoßenen Subjecten und Schiffbrüchigen der menschlichen Gesellschaft rekrutirt ist, unter ihnen stachelnd und hetzend der ausgetriebene Exverwalter, läuft wie eine tolle Komödie aus, weder furchtbar noch blutig.

Die erzählende Partie des Buchs setzt sich sonach aus folgenden Elementen zusammen: Es sind die großartigen Pläne und Unternehmungen zum vollendeten Ausbau einer Mustercolonie, die wir in diesem Stil allerdings wol blos als ein Dichterideal bezeichnen können. Es sind die Doppelkämpfe gegen die innern Feinde moralischer Verderbniß und die äußern Angriffe des Hasses, beide siegreich bestanden und nur zu höherer Blüte führend. Es sind ferner gewisse Herzensbeziehungen, seelische Vorgänge feiner Art; dazu auch eine hochromantische Geschichte vom Wiederfinden längstverlorener Geschwister. Eine liebenswürdige Hauptrolle in dem schönen Gesellschaftsgebäude spielen die Herrnhuter mit ihrer ebenso friedfertigen wie unermüdlichen Mission. So entfaltet sich auf fremdartig überraschender Basis das ungemein reichhaltige Culturgemälde eines Miniaturstaats aus Europäern, Amerikanern und Negern, ein Gemälde von eigenartig anziehender Physiognomie.

Nun die andere Partie des Buchs, die beschreibende. Eine gerade hierauf gerichtete Feder hätte in dieser überschwenglichen Fülle von Formen und Farben der ausgeprägtesten Tropenwelt ein außerordentlich glänzendes Feld, welchem die wundervollsten Effecte und Prachtscenen zuströmen. Unser Autor hat sich darin mäßig gehalten, der Naturzeichnung nicht eben breiten Raum gegeben. Doch machen seine Einzelbilder durchaus den Eindruck lebensvoller Naturtreue.

Recht ansprechende Charakterköpfe sind diese gemüthreichen und thatkräftigen deutschen Colonisatoren: der rheinische Kaufmann Konrad Frank, würdiger Neffe und Erbe des Stifters der glänzenden Colonie Heinrich Joseph Frank; ihm zur Seite die zwei wackern Jugendgenossen, der Ingenieur Franz Müller und der Reiteroffizier Erich von Deckers. Neben ihnen als ebenbürtige Gestalten die beiden stolzen und schweigsamen civilisirten Indianerhäuptlinge Aja und Ravenor; dazu die zwei prächtigen herrnhuter Ordensbrüder Martin und Wenzeslaus. Und die Frauen, feine Wesen; die ebenso muthvoll kräftige wie gemüthlich anmuthreiche Harriet, die jetzt erst durch Testament als solche anerkannte Tochter des verstorbenen Frank und einer Indianerin, welche mit ihm noch die schweren Zeiten des Kampfes und der Noth getreu durchlebt hatte; somit eine nahe Verwandte des neuen Besitzers, wird sie Gemahlin des bis dahin unstet in der Welt herumgetriebenen, hier aber ebenfalls als nützlicher Anbauer sich niederlassenden Engländers Clifford, der in dieser fernen Ecke der civilisirten Welt nicht blos eine liebliche Gattin, sondern auf echt romantische, etwas ans Wunderbare streifende Art die längstverlorenen und auf das Ungewisse gesuchten Schwestern findet. Und ganz bezaubernd fein sind diese zwei nach schwerem Jugendschicksal als civilisirte Indianerinnen aufgezogenen Mädchen Sunbeam und Heathbell, deren erste die glückliche Gattin des jungen Frank, die zweite die des ernst gediegenen Ravenor wird. Im Gegensatz erscheinen als die komischen Figuren des Romans ein aufgeblasener Pflanzer mit seiner dicken Frau, der als Commissar den wundervollen Feldzug, resp. Narrenzug, gegen die Frank'sche Pflanzung mitmacht; das prächtige Paar ist zum Entzücken und wird mit ausgesuchtem Humor behandelt. Doch zur Vollendung unsers glücklichen Kreises gehört noch die große Zahl der Diener und Untergebenen, alle nach kurzer schwerer Uebergangszeit nun so zufrieden und treu, wacker und thatkräftig, alle daran arbeitend, daß ein Werk aus Einem Geist und Einem Guß geschaffen wird. Diese bunten, reichen Gestalten, die hohen Ziele, großen Arbeiten, energisch bestandenen Kämpfe, alles tropisch beschleunigt, lichtfunkelnd: es ist das runde und volle Porträt eines jugendlichen Kleinstaats in frischem, blühendem Naturleben. Auch ein Ideal!

Wir kehren zurück ins deutsche Haus mit dem Roman „Ehestandsfesseln" von Graf Ulrich Baudissin (Nr. 4), Ehestandsgeschichten, wie sie zu allen Zeiten und in aller Welt gleich unglücklich mögen abgelaufen sein, und doch bleibt der vorliegenden Gestaltung zweifellos das Verdienst der Originalität.

Es handelt sich um zwei Ehepaare, denen es ergangen ist wie so vielen bei den realistisch zwingenden menschlichen Zuständen. Der zum Kunstmaler aufstrebende Zeichenlehrer Julius Wildau und die Generalstochter Alwine von Kettendorf lieben sich, können aber nicht zusammenkommen aus dem so simpeln und doch so heillos zwingenden Grunde, weil sie beide vermögenlos sind. Die Dame hat übrigens zwei Gründe, welche sie bestimmen, zu entsagen und in eine der

gewöhnlichen Austandsehen zu willigen. Erstlich gerade ihrer Liebe wegen; denn sie sagt sich mit feiner Berechnung, der talentvolle junge Mann dürfe nicht in die Fesseln eines ärmlich sorgenvollen Familienlebens eingezwängt werden, wenn seine Kunstanlagen zur Reife sich entwickeln sollen. Zweitens gibt sie in unterwürfigem Gehorsam dem Wunsch ihres verehrten Vaters nach, der ihre Hand aus Dankbarkeit einem Freunde bestimmt hat, an den er durch einen nie zu vergessenden, förmlich das Leben rettenden Dienst gebunden ist. Es ist der reiche einstige Großhändler und jetzige Rentier Hardy, eine eigenartige Figur: in Fällen, wo das Herz ihn treibt, von großartiger Opferfähigkeit, und doch im ganzen verbittert, die Menschen verachtend und meidend; von scharfsichtigem Mistrauen gegen alle Menschen regiert, die ihm entgegentreten, und doch der furchtbar misbrauchte, hintergangene Spielball eines raffinirten Schurken; in allen Stücken kühl berechnend, und doch von der unschuldigen Anmuth der bedeutend jüngern Alwine so bestrickt, daß ihn eine unbezwingbare Liebe zu ihr erfaßt. Die Ehe könnte bei des Mädchens duldender Ergebenheit und unbedingter Pflichttreue immerhin erträglich werden, wenn nicht am Hochzeitstag selber den herrischen und ohnehin schon etwas finstern Bräutigam der Schlag träfe; nun wird das Zusammenleben der beiden so ungleichen Naturen eine Qual, bis nach kurzen Jahren der Tod die Fessel löst. Alwine ist wieder frei; zum zweiten mal wäre ihr die Möglichkeit geboten, Wildau's Gattin zu werden; sie entsagt zum zweiten mal, trotzdem daß die alte Liebe nie aus ihrem Herzen geschwunden ist. Wie und warum? Wir werden es gleich hören. Unser Zeichner oder Maler, unbekannt mit den Motiven, nach denen die Geliebte handelte, hat sie zu vergessen gesucht und in der Meinung, daß dies ihm dann leichter sein würde, sich mit einem reichen Mädchen, Emma, der Tochter des Commerzienraths Haase, verheirathet. Die Ehe ist unglücklich, weil Emma ein unreifes, unerfahrenes, verzogenes Kind und die noch völlig sie beherrschende Mutter ein boshaftes, herrschsüchtiges Weib ist. Es kommt zum vollen Bruch; der Mann zieht aus dem Hause und sinnt auf Scheidung. In diesem Stadium trifft er seine Jugendgeliebte wieder; sie ist frei und er im Begriff es zu werden. Da nun aber jene erkannt hat, daß die übelgeleitete Emma, die ihre Freundin geworden, wirklich geistigen Fonds und tiefern Sinn hat, der nur ungeweckt geblieben ist, daß sie in Wahrheit ihren Mann verstehen und beglücken könnte, so setzt sie alle ihre Kraft daran, daß die zerrissene Ehe wieder fest geknüpft und dann erst ein rechter Herzensbund werde. Und das nicht leichte Werk gelingt; es tritt das Gegentheil ein von dem, was wir als natürliche Wendung erwartet hatten. Es ist ein eigenes und jedenfalls seltenes Verhältniß, in welchem die zwei edeln Frauen zueinander und zu dem von beiden geliebten Manne stehen. Alwine ist eine idealisirte Figur; und ob ein Dämchen wie Emma, welches bis dahin in keiner Weise sich fähig erwies, die Bedeutung des höher gearteten strebenden Gatten zu erkennen, ja durch die kleinlichste und dazu ganz grundlose Eifersucht das Eheglück gründlich zerstörte; ob ein solches Frauenzimmerchen fähig ist, doch noch einen großartigen Aufschwung zum Bessern zu nehmen, zur zerknirschten Selbsterkenntniß zu kommen, dem Schein und Wohlleben im älterlichen Hause den Rücken zu kehren, sich in ernste Studien und Arbeit zu werfen, um über die bis dahin ihr gänzlich verschlossenen höhern Fragen, z. B. der Kunst und Literatur, ein gewisses Urtheil zu gewinnen und so in allen Stücken des weggetriebenen Mannes würdig zu werden; ob eine solche radicale Umkehr möglich und begründet ist, das wage ich weder mit Ja noch mit Nein zu beantworten. Immerhin mag man sich die Macht der Liebe, dazu den Einfluß einer ausnahmsweise vorzüglichen Frau auf ein im Grunde unverdorbenes weibliches Gemüth als kraftvoll wirkend und reformirend denken. Eine hoch romantische Partie in diesem Proceß ist es, wie der Maler mittellos nach München gegangen und da an ein großes Gemälde sich gewagt hat, das glänzend gelingt, weil er ein Mann ist, den gerade das bittere Leid zu höchster Kraftanstrengung stachelt; wie er nach dessen Vollendung in lebensgefährliche Krankheit fällt; wie Emma unter fremdem Namen ihm folgt und fein vorsorgend alle seine Schritte überwacht, seine zum Broterwerb angefertigten kleinen Skizzen aufkauft, seine ärmliche Wohnung ausstattet und ihn am Krankenbett während des Fiebers mit aufopferndster Liebe pflegt, um nachher wieder selbstlos zurückzutreten. Alwinens feine Vermittelung aber fügt es so, daß hernach die beiden sich treffen und nun erst zum wahren Ehebund zusammentreten. So schließen die Dinge für unsere Hauptpersonen verschieden ab: Alwine bleibt nach ihrer kurzen und unglücklichen Pflichtheirath unvermählt, Wildau und Emma aber werden vollkommen glückliche Gatten.

In dem Leben der erstern spielt noch eine höchst eigenartige Episode mit. Als der unglückliche Hardy, dem das Schicksal die heißersehnte Ehe mit ihr so qualvoll gestaltet, die Anzeichen nahenden Todes fühlt, will er in verblendeter Eifersucht dagegen vorsorgen, daß seine Witwe nicht ihre Hand sammt dem von ihm ererbten großen Vermögen einem Glücklichern zubringe. Mit ihrer leicht erhaltenen Einwilligung bestellt er ihr in seinem Factotum Mischek einen mit fast unbedingten Vollmachten ausgestatteten Vermögensverwalter oder Vormund; das Vermögen soll ihr verloren gehen, wenn sie wieder heirathet. Dieser Herr Vormund ist eben der jahrelang intriguirende Schurke, der die reiche Erbschaft und dazu die Hand der schönen Frau, die er mit lüsterner Leidenschaft belauscht und verfolgt, für sich erschleichen möchte. Als sie verwitwet nach einer unbedingt sichern Stütze sucht, weiß ihr Mischek ein gefälschtes Document des Verstorbenen in die Hand zu spielen, welches besagt: falls sie in ihrem Witwenstande sich etwa schutz- und hülflos, der Verfolgung oder Misdeutung ausgesetzt fühlen sollte — und der Bube von Vormund hat vorgesorgt, daß dies eintrete —, so solle sie pro forma und in den Augen der Welt ihre Hand dem

demüthig und fromm hinter seine Pflicht zurücktretenden Herrn Vermögensverwalter reichen, der aus dem Act weiter keine Rechte ableiten und nichts anderes für sie sein werde, als was er zuvor gewesen. Der pfiffig angelegte Gaunerstreich ist hart daran zu gelingen; erst in der zwölften Stunde wird der schlechte Mensch entlarvt, doch weiß er mit dem ganzen großen Baarvermögen seiner Mündel die Flucht zu ergreifen.

Die entscheidenden Schicksale betreffen diese fünf Personen, und damit ist der Roman in seinem Kern abgeschlossen; was darum herumliegt, ist bloße Folie. Dahin zählt ein Kreis von Personen aus der wiesbadener Gesellschaft. An diesem reizenden Badeort, einem Klein-Paris, spielt unsere Geschichte. Eine gutmüthige adeliche Rentierswitwe, versammelt daselbst einen Cirkel leichtlebiger Personen in ihrem Salon, Maler und Malerinnen von mehr oder weniger zweifelhaftem Talent, Literaten und Studirte. Sie alle scheinen nicht gerade viel mehr zu thun zu haben, als daß sie ihren Liebhabereien, höchstens da und dort einer halb ernsten Arbeit leben; und so macht denn das etwas phantastisch zugestutzte Treiben in dem übrigens ganz ehrbaren Salon einen recht heitern Eindruck, das Ordens-, Komödie- und Versteckensspielen, die Ausflüge und Picknicks, und was es sonst derart gibt. Nebenbei fädeln sich auch ein paar Heirathen ein, übrigens alles in harmloser Gutmüthigkeit. Es ist ganz das Leben, wie es etwa in münchener Künstlerkreisen geführt wird, mit leichtem Sinn und regem Geist. Die Personen sind Menschen von Mittelschlag; eine einzige ist bedeutend und interessirt durch eigenartiges Schicksal, Mischek's verstoßene Tochter. Davon muß noch die Rede sein. Eine Welt für sich bildet das Haus des Commerzienraths Haase; wirklich eine saubere Welt und ein entzückendes Ehepaar, dieser dumme Alte und die boshafte intrignante Frau Mama, die mit dem Papachen auf feine oder grobe Weise macht, was sie will, und nun meint, die ganze Männerwelt sei gleich nichtig und müsse nach ihrer Flöte tanzen; es ist in dem Hause ein solches Uebermaß von bornirtem Philisterthum, Geistes- und Gemüthsarmuth, Geldhochmuth, Leere und Nullität, daß wir es begreifen, wenn der in diese Familie hineingerathene höher denkende Maler allen Schwung und alle Arbeitskraft gelähmt fühlt und endlich aus der Stickluft entfliehen muß; wir begreifen, wenn die eigene Tochter erst ein rechtes Weib wird, als sie den lähmenden Bann abgeworfen und eben auch selbständig geworden ist. Eine interessante Figur jener Kreise ist die Klavierlehrerin Helma, des infamen Mischek edelgeartete Tochter. Jener hat die Mutter durch niedrige Hinterlist einem Jugendgeliebten abgejagt, verführt und dann sitzen lassen, sodaß sie für das ganze Leben elend und fast irrsinnig geworden. Als in Wiesbaden Vater und Tochter wieder aufeinander stoßen, und diese sich vermißt, die schlechten Pläne des abgefeimten Heuchlers zu durchkreuzen, thut er zunächst im geheimen alles, um ihre Existenz zu untergraben, und im letzten Entscheidungsmoment will er sie erwürgen. Schließlich interessirt uns noch ein Charakter, das ist der alte mürrische und doch im Herzensgrunde so edle Maler Gray, Helma's treuer Genosse und Helfer; war er ja der verdrängte, hintergangene Jugendgeliebte ihrer Mutter, dessen Lebensglück mit dem ihren zerstört worden ist. So sind, die Nebenfiguren abgerechnet, sieben Gestalten von Bedeutung, deren psychisches Porträt entworfen ist und uns interessirt: die nur von Pflicht und Wahrheit geleitete opfermuthige Alwine; die misleitete und dann büßende Emma; die hochgesinnte, fast heldenhafte und doch schön weiblich bleibende Helma; der durch innere und äußere Kämpfe sich emporringende Maler Wildau; der unglückliche Reiche Hardy; der Schurke und frömmelnde Heuchler Mischek, die originellste aller vorgeführten Gestalten; etwas im Hintergrunde endlich der resignirte Maler Gray.

Der Roman ist auf keinen Fall unbedeutend. Sind diese Charaktere und Lebenslagen wahr und intensiv genug gefaßt? Das letztere ganz gewiß. Das Unglück zweier Ehebündnisse, ein in der Welt viel häufiger, als man wol meint, wegen des Mangels an jeder geistigen Uebereinstimmung auftretendes, in Tausenden von Fällen freilich verstecktes Elend, tritt uns in so lebendig sprechenden Schicksalen entgegen, daß wir davon erschüttert werden. Gegen die Zeichnung der Charaktere mögen sich vielleicht einige Bedenken erheben, aber durchschlagend scheinen sie mir nicht. Gewiß ist Alwinens Charakter idealisirt; ich meine aber, daß der Dichter darin nicht über sein Recht hinausgegangen sei. Die andere Frage, oben schon angedeutet, geht dahin: ist eine so vollständige Herzens- und Geisteswandlung, wie Emma sie in sich vollzieht, möglich, psychisch wahr? Auch das glaube ich, sofern genug innerer Fonds vorhanden, der nur durch Miserziehung erstickt worden und neu geweckt zu werden braucht, und dazu genug Macht einer echten reinigenden Liebe im Herzen ist, alles durch das leuchtende Vorbild der Freundin hervorgelockt und zum Blühen gebracht. Wir möchten diese Wandlung um so weniger missen, als sie im Verlauf zu den wahrhaft innerlich werthvollen anmuthigen Lebensbildern zählt, zu denen dann der seichte Tropf Vetter Malzhuber als die lustige Person im Stück die richtige Folie bildet. Hardy und Mischek sind zwei wunderliche Ausnahmemenschen. Gibt es in der Wirklichkeit schurkische Subjecte von solcher Art? Die zwei Figuren waren gewiß schwer aufzubauen; dafür ist die zweite in jedem Zug des Dichters originale Schöpfung, was heutigentags auch etwas besagen will, und zwar viel. Die Handlung schreitet in ruhiger Consequenz vor. Ton und Sprache sind gemessen. Nur einige Auftritte aus dem intimen Leben des durch ein grausames Schicksal aus dem Himmel seiner Hoffnungen gestürzten und gelähmten Hardy; ferner die Scenen, in denen die unbezähmbare Eifersucht der jungen Frau nackt und schreiend bis zur förmlichen Raserei ausbricht; und drittens der ganze Verlauf in dem heuchlerischen Schelmenleben des berechnenden Teufels Mischek, namentlich die letzten Geschichten mit der eigenen Tochter und der heiß begehrten

und furchtbar betrogenen schönen Mündel: diese Dinge sind von abstoßender Schroffheit, verletzend häßlich, ganz aus der sonst ästhetisch abgemessenen Tonweise heraustretend. Warum sollte nicht mit gleicher Kraft, mit mindestens derselben Lebenswahrheit gemalt werden können, ohne daß der Pinsel gerade in diese abstoßenden Farbenmischungen eintaucht? Können wir an den Engel in dem Weibe glauben, das einmal die Megäre herausgekehrt hat?

Der Verfasser besitzt unzweifelhaft erzählendes Talent und auch tief genug dringenden Blick, um Familien- und Gesellschaftsporträts mit jenen Zügen auszustatten, die nicht blos auf der Oberfläche schwimmen. Desgleichen hat er Erfindungsgabe genug, um die eigenen Wege zu gehen. Er bleibe nur natürlich, jage nicht nach forcirten seelischen Gestaltungen und beachte das richtige ästhetische Maß!

J. J. Honegger.

Historische Werke.

1. Geschichtslexikon. Erster Band: Tagebuch der Geschichte und Biographie über alle wichtigen Ereignisse und Persönlichkeiten für alle Tage des Jahres von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart von H. Preiß und H. Tod. Berlin, Bolm. 1882. Gr. 8. In Lieferungen zu 50 Pf.
2. Dasselbe. Zweiter Band: Handlexikon der Geschichte und Biographie. Historisch-biographische Daten in alphabetischer Ordnung von R. Beeck. Berlin, Bolm. 1881. Gr. 8. 5 M.
3. Correspondance ministérielle du Comte J. H. E. Bernstorff 1751—1770, publiée par P. Vedel. Zwei Bände. Kopenhagen, Gyldendal. 1882.
4. Wien in und aus der Türkenbedrängniß. (1529—1683.) Von Moritz Smets. Wien, Gottlieb. 1883. Gr. 8. 2 M.
5. Von 1790 bis 1797. Der Revolutionskrieg im Lichte unserer Zeit. Von Heinrich Freiherr Langwerth von Simmern. Hannover, Brandes. 1882. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.
6. Französische Zustände der Gegenwart. Von Hermann Kuhn. Freiburg i. Br., Herder. 1882. Gr. 8. 3 M.

Das Bolm'sche „Geschichtslexikon" (Nr. 1 und 2) in zwei Bänden, die Arbeit mehrerer Gelehrten, ist unbestritten ein Beleg seltensten Fleißes und ungeheuerer Arbeit, ein Nachschlagebuch von bedeutendem Werth und, falls es in neuen Auflagen fortgesetzt und verbessert wird, von dauerndem Verdienst. Aber es hat neben großen Vorzügen auch die Mängel fast aller historisch-biographischen Nachschlagewerke: es bringt viele ganz untergeordnete Persönlichkeiten sogar ausführlich, läßt dagegen hervorragende weg, bringt manche falsche Daten u. s. w. So bedeutende Personen wie Arthur Haslerigh, Fürst Alexander Nikolajewitsch Galitzin u. a. dürften nicht fehlen, während eine lange Reihe anderer Namen wegfallen sollte. Ebenso sind im „Tagebuch" sehr viele einer Beschreibung würdige Persönlichkeiten leer ausgegangen; ich nenne unter andern John Hampden, Pym, Fürst von der Osten-Sacken, Graf Bludow, Fürstin Liegnitz, den Historiker Georg Weber, Madame de Tencin, Law, den Regenten Philipp von Orléans, den Cardinal Karl (Guise) von Lothringen, den Herzog Gaston von Orléans; in der Bonaparte'schen Familie fehlt im „Tagebuch" der Cardinal Fesch, ebenso Mathilde Bonaparte, während mehrere ganz unbedeutende Sprossen eine Beschreibung finden; bei Mathildens Gemahl, Anatole Demidow, Fürst von San-Donato, ist 1812 anstatt 24. März 1813 als Geburtszeit, in einem Bande 1845, im andern 1849 (letzteres falsch) als Trennungsjahr der Ehe angegeben. Mehrmals verweist der eine Band auf eine Mittheilung im „Tagebuch", die fehlt. Solche Flüchtigkeiten müßten vermieden werden. Ich halte die ganze Eintheilung des „Tagebuchs" nach Monaten für unzweckmäßig und würde bei weitem einer chronologischen Anordnung des Stoffs nach dem Zeitgang den Vorzug geben; um das Aufschlagen zu erleichtern, könnte man ja den Stoff nach den Staaten gruppiren und von diesen die wichtigsten Daten, biographische wie sachliche, aber auch nur die wichtigsten, verzeichnen. In der vorliegenden Form, als Tageskalender, ist der erste Band gar nicht ohne den zweiten zu brauchen.

Von den in den letzten zwei Jahrhunderten amtirenden fünf Ministern des Aeußern aus der Familie von Bernstorff ist Johann Hartwig Ernst von Bernstorff, dessen „Correspondance ministérielle 1751—1770" von P. Vedel (Nr. 3) vorliegt, noch nicht genügend gewürdigt, wenn ihn auch Friedrich der Große das Orakel Dänemarks nannte. Und doch hob gerade er Dänemark in einer Weise aus den Reihen der Mittelstaaten hervor wie kaum ein anderer Staatsmann. Er regelte die unendlich schwierigen Verhältnisse des Königshauses zu den Vettern von Holstein-Gottorp, denen die Kronen Rußlands und Schwedens zufielen, erwirkte die russisch-dänische Defensivallianz, den Austausch der großfürstlichen Besitzungen in Holstein gegen die Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst und die Basis eines Familienpacts zwischen den Herrschern Dänemarks und Rußlands, erreichte die Einführung derselben Erbfolgeordnung in Schleswig wie in Dänemark, wollte in Schweden das Königthum nicht zu sehr erstarken lassen, hätte aber gern mit Schweden ein Bündniß gegen Rußland, den gemeinsamen Bedroher, negociirt und schloß sich erst, als er in Stockholm zurückgewiesen wurde, an Rußland an, um von ihm die in Paris vergeblich gesuchte Freundeshülfe zur Consolidirung Dänemarks bis an die Elbe hin zu erlangen. Im Siebenjährigen Kriege wahrte Dänemark trotz großer Anfechtungen durch Bernstorff seine Neutralität und das Recht neutraler Flagge im Baltischen Meer; mit unermüdlichem Eifer hielt er den Krieg von den Grenzen fern und arbeitete dann für den Frieden Europas. Nach dessen Abschluß argwöhnte er Gefahr von Rußland und Preußen her, und als Schutzwehr gegen Rußland schien ihm der Bestand Polens, zu dessen Regeneration er Pläne entwarf, unbedingt erforderlich. Struensee's Intriguen stürzten 1770 den großen Staatsmann und Freund

der Wissenschaft. Das vorliegende Werk bietet Bernstorff's wichtigste ministerielle Depeschen über die geschilderten Vorgänge, eine von nun an unentbehrliche Quelle zur dänischen Geschichte von 1751—70; sie sind ebenso fein durchdacht wie ausgezeichnet stilisirt; auch manche Briefe und sonstige Schriftstücke schließen sich an. Leider fehlt zur bessern Benutzung des zweibändigen Werks das sehr wünschenswerthe Namenregister.

Der bekannte Historiker Moritz Smets schildert in dem Werke „Wien in und aus der Türkenbedrängniß" (Nr. 4) die Türkengefahren, die das deutsche Reich und besonders Wien seit 1529 bedrohten, und ihre glückliche Abwehr 1529 wie 1683 in ausführlicher Weise; in Bezug auf die 1883 durch Onno Klopp entstandene Streitfrage über die Haltung von Stadtrath und Bürgerschaft Wiens im Jahre 1683 äußert sich Smets, der viel aus Klopp entnimmt, ziemlich in dessen Sinn, wenigstens glaubt er, das eine nach Einleitung der Uebergabe Wiens verlangende Partei bestanden habe, deren Zaghaftigkeit natürlich mit Sobieski's Entsatz in Wegfall kam. Der Stil ist schleppend und voll Einschachtelungen; wundersam berührt es, wenn ein Autor im Jahre 1883 von Kaiser Leopold als von „Allerhöchstdiesem" u. dgl. spricht.

Heinrich Freiherr Langwerth von Simmern schildert in dem Buch „Von 1790 bis 1797. Der Revolutionskrieg im Lichte unserer Zeit" (Nr. 5) mit unbegreiflicher Verkennung der Geschichte und in naivster Anschauung der Dinge den Revolutionskrieg und die Beziehungen der beiden deutschen Großmächte; seine Darstellung verräth auf jeder Seite nicht nur den Mangel historischer Kenntnisse, sondern auch jedes historischen Urtheils. Preußen erscheint ihm als der ewige Störenfried im Deutschen Reich, Oesterreich als die ehrlichste und tugendreichste Macht, deren frommer Wille stets von Preußen gekreuzt wird; die preußische Nichtsnutzigkeit erreicht ihren Höhepunkt in Friedrich dem Großen, der dem österreichischen Staat unaufhörlich entgegentritt, die gewissenlosesten Angriffskriege mit ihm beginnt, ihm Schlesien raubt, ihn in den höchst gerechten Plänen bairischen Erwerbs stört und ihn gegen seinen Vortheil in die polnischen Angelegenheiten hineinzieht. In anekdotenhafter Manier werden Kaunitz, der „Preußenfreund" Lasey u. a. behandelt; auf Hertzberg ergießt sich des Autors ganzer Grimm, Baron Thugut wird mit unendlicher Begeisterung verherrlicht, weil er der ärgste Preußenhasser war. Durchaus Reactionär und Feind der neuen Zustände, Freund des alten Krams zur Zeit des Heiligen römischen Reichs, sieht Langwerth Joseph II. als Reformator sehr ungünstig an, er ist ihm ganz antipathisch, und nach seiner Ansicht mußte er scheitern, weil er dem richtigen Gedankengang und der hohen politischen Weisheit der Habsburger entsagte. Unter diesen vielfach verkannten Ehrenmännern sammt und sonders findet Langwerth Franz II., den er freilich wenig schmeichelhaft Friedrich III. sehr ähnlich erachtet, als ihm am meisten sympathisch und als einen ungemein gütigen und edelherzigen Mann; er wird damit gerade so recht haben wie mit der gewiß bemerkenswerthen Auffindung idealer Züge im General Bonaparte. Immer wieder greift er zu unbewiesenen Angriffen auf Preußen und zur Glorification Oesterreichs und des alten Schlendrians. Ich möchte das Urtheil über sein gewiß mit vielem Fleiß zusammengetragenes, aber durchaus von falschen Gesichtspunkten ausgehendes Buch mit theilweiser Anwendung seiner Worte über Lehrbach schließen: „Sein aufrichtiges Interesse für die von ihm vertretene Sache läßt nichts zu wünschen übrig. . . . Als Reichsritter vertritt er mit Hartnäckigkeit in den deutschen Dingen die alte Ordnung." Ein glücklicher Beobachter und Darsteller ist er nicht und am wenigsten ein Historiker.

In manchen Stücken gleich einseitig und parteilich befangen, durch und durch ultramontan und dem modernen, die Kirche im Staat einbegreifenden Staatswesen feind ist Hermann Kuhn's Schrift „Französische Zustände der Gegenwart" (Nr. 6), der auch Stilfehler, Flüchtigkeiten und unglückliche Wortbildungen (z. B. verkrachen, verwohlfeilen) nicht fehlen. Ueberall klingt eine maßlose Lobpreisung und Vergötterung der Institutionen und Satzungen der katholischen Kirche durch; die Congregationen mit den Ordensschulen, die Schwestern und Schulbrüder sind das Ideal des Verfassers: Kirche, Schule, Armenwesen wünscht er unter ihrer Leitung zu sehen; er verdammt die Republik in Frankreich wie das Kaiserthum in Deutschland, weil sie ihnen die Schule mehr oder weniger entzogen. Als Hemmniß des deutschen Geistesflugs erscheinen ihm die Staatsschulen, „die geistige Kaserne, das Schulmonopol"; auf sie wälzt er die Schuld daran, daß französische Literatur und Bühne auf Deutschland so gewaltigen Einfluß üben, und seiner Ansicht nach rettet nur das enge Bündniß der Kunst mit der römischen Religion diese vor gleicher Verstaatlichung. Jansenismus, Gallikanismus und Protestantismus werden erbarmungslos abgeurtheilt; dem Staate braucht kein Recht gegen die päpstliche Gewalt, die nur väterlich sein kann, zuzustehen, Heil für Frankreich kann nur kommen, wenn der Sonntag besser geheiligt wird; dann werden unschädlich gemacht der Radicalismus, der Socialismus und im letzten Grunde der Republikanismus; jetzt aber werden die Protestanten von der Republik begünstigt, „die christliche Erziehung des Volks vergewaltigt", und „die jetzigen Herrscher sind außer im Verschwenden ungeheuerer Staatseinnahmen nur in Einem groß und einig, in der Verfolgung der Kirche". Kirche und Republik sind für Kuhn die ärgsten Gegensätze, denn letztere verleugnet die tausendjährige Entwickelung und ihre gesammten Resultate, somit vor allem die Kirche und die höhere Weltordnung. Das Königthum hingegen ist innigst mit der Kirche und mit der Tradition verwachsen, hat in Geschichte und Volk Frankreichs die tiefsten Wurzeln geschlagen, und da Graf Chambord ein consequenter Charakter und ganzer Mann ist, so muß er doch noch restaurirt werden; eine Republik kann ein Staat wie Frankreich niemals für die Dauer sein. Schon das große Heer hat monarchischen Sinn und be-

dingt die Restauration; im Richterstand, im Adel und Klerus sind mächtige royalistische Elemente. Die Republik ist weder dem Heer gewogen noch dem angesehenen Richterstand, den sie als Wächter des überlieferten Rechtes haßt; indem sie die Rechtspflege umgestaltet, will sie den Rechtsschutz vernichten. Interessant sind die Mittheilungen über die Polizei, ihren Segen und die Willkür, womit sie „die Gerichte nach Belieben trocken legen kann", die Berichte über die geheime Diplomatie und ihre Agenten beiderlei Geschlechts, über die große Unsittlichkeit in Frankreich; aber lächerlich muß es genannt werden, wenn der spiritistische Spuk „einfach auf Teufelscultus hinauslaufen" und „eine Gefahr für das Christenthum" sein soll. Spannend sind die mit Zahlen und Namen belegten Nachrichten über die Presse und ihre häufig von der Börse dictirten Manöver, über den Schwindel im Eisenbahnwesen und an der Börse. War schon unter dem ersten Kaiserreich und Ludwig Philipp viel Börsenbetrug, wurden unter Napoleon III. durch das Börsenspiel dem Volke zehn Milliarden entzogen, so ist dies alles nach Kuhn Kinderei gegen die Schwindeleien und Gründungen der jetzigen Republik, deren Machthaber allesammt ihre Taschen auf Unkosten des Volks füllen; nach ihm steht die ganze Gesetzgebung und Regierungsgewalt im Solde der Börsenbeherrscher Rothschild, Péreire u. a., und „die dritte Republik ist die Börse", der Gründerschwindel ärger als zu Law's Zeiten. Neben enormem Reichthum herrscht in Frankreich furchtbare Noth, und die Armenpflege ist sehr mangelhaft; wer aber kein Geld hat, wird in der ganz vom Geld regierten Gesellschaft misachtet. Kuhn sieht im Adel wegen seiner angeblichen Frömmigkeit, in den Kleinbürgern, Arbeitern und Bauern die besten Theile des französischen Volks; das Bürgerthum mit seinem geldprotzigen Wesen ist ihm antipathisch. Mit der äußersten Abneigung werden die republikanischen Machthaber geschildert und manches Ehrenrührige ihnen nachgesagt; besonders schlecht kommen Thiers, dessen eminente Leistungen gänzlich verkannt sind, Gambetta, Ferry, Say u. a. weg. Die ganze dritte Republik war kaum je etwas anderes als die Herrschaft eines Einzelnen, von Thiers bis zu Gambetta „mit dem Strohmann Grévy", die Herrschaft abenteuernder Individuen, unanständig für Frankreich.

Trotz eines Uebermaßes von Einseitigkeiten beweist Kuhn's Schrift eine lange Bekanntschaft mit den Franzosen; viele ihrer Vorzüge erkennt er unbefangen und gern an, und neben ihrer gewaltigen Eitelkeit und Ueberhebung würdigt er ihre Thatkraft und ihre achtungswerthen, den Deutschen überlegenen Eigenschaften. Jeder, der sich für französische Zustände interessirt, sollte das Buch trotz seiner schroffen Parteilichkeit in manchen Gebieten zu Rathe ziehen.

Arthur Kleinschmidt.

Lyrisches und Episches.

1. Schnaderhüpfeln aus den Alpen. Herausgegeben von Ludwig von Hörmann. Zweite verbesserte Auflage. Innsbruck, Wagner. 1882. 16. 2 M. 80 Pf.
2. Gedichte von W. Anhaeuser. Trier, Lintz. 1882. 8. 2 M. 25 Pf.
3. Wilder Garten. Neue Gedichte von R. Seuberlich. Riga, Kymmel. 1881. 8. 3 M.
4. Herbstblumen. Letzte Gedichte von J. J. Romang. Bern, Haller. 1882. 12. 1 M. 20 Pf.
5. Heiderosen. Von Karl Schäfer. Zweite Auflage. Darmstadt, Lange. 1881. 8. 3 M.
6. Gemüthsklänge. Gedichte von Moritz Bloch. Budweis, Hansen. 1881. 16. 1 M.
7. Der Vagabund. Von Edmund Grün. Brünn 1882.
8. Schutz- und Trutzlieder für die siebenbürger Sachsen und das Deutschthum in Oesterreich. Gedichtet in der Zeit von 1842—82. Von Leopold Max Moltke. Leipzig, Siegismund u. Volkening. 1882. 16. 50 Pf.
9. Immortellen, in Sonetten auf den bonner Friedhof niedergelegt von A. Weinholz. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Bonn, Habicht. 1882. Gr. 8. 80 Pf.
10. Der Mönch von Mattsee. Ein Sang aus dem Salzachland von Anton Breitner. Leipzig, Oelsner. 1882. 8. 3 M.
11. Der Skalde. Episches Gedicht von Hermine von Hillern. Berlin, A. Duncker. 1882. 8. 1 M.

Die „Schnaderhüpfeln aus den Alpen" (Nr. 1), die unserer heutigen Besprechung lyrischer und epischer Novitäten, wie eine lustige laute Bubenschar dem Musikcorps, voranmarschiren mögen, sind vom Herausgeber Ludwig von Hörmann in sieben Abtheilungen geordnet und umfassen schier alles, was sich im bäuerlichen Leben von Tirol, Kärnten, Steiermark, Salzburg und der Schweiz an Freud und Leid begeben mag. Es steckt viel Lebenswahrheit und viel gesunder Menschenverstand in ihnen, auch vieles, was innig und wirklich ans Herz greift, wenn freilich auch dann und wann sich einmal ein zu derber oder gar roher Ton hören läßt. Der Vollständigkeit, die der Herausgeber zu erreichen bestrebt war, muß man so etwas schon zugute halten. Was ferner seine Arbeit anlangt, so hat er die vorliegenden „Schnaderhüpfeln" „zum größten Theil selbst gesammelt; zum Theil sind sie bereits erschienenen Sammlungen entlehnt". Die Anordnung und Vertheilung dieser circa tausend Lieder ist höchst geschickt, da die einzelnen gut einander gegenübergestellt sind und in ihrer schlagfertigen Reihenfolge sich oft förmlich dramatisches Leben entwickelt. Die Worterklärungen lassen dagegen manchmal zu wünschen übrig. So wird S. 210 „schleuni'" mit „flink" erklärt, während auf derselben Seite „Schnaggerl" ohne Erklärung bleibt. Wer nun ein gutes Gedächtniß hat, der mag sich vielleicht entsinnen, daß S. 32 das Stammwort „schnaggeln" erklärt ist: „mit der Zunge oder den Fingern schnalzen"; wer aber nicht so glücklich ist, den muß die überflüssige Erklärung des „schleuni'" erst recht choquiren. Bei dem Vers:

Beim Diendl sein Fensterl
Hat's an Eiskrallerl g'macht,
Ist oft a frisch' Büebl
Schon g'schlipft bei der Nacht —

ist wol noch zu bemerken, daß die Erklärung von „Eiskrallerl" mit „Eiskügelchen" schwerlich hier die richtige sein kann, vielmehr an eine Glitsche, Schlidder oder wie man sonst eine Eisbahn zum Fußgleiten nennen mag, zu denken sein wird. Unter den Abtheilungen sind die erste und zweite, die fünfte und sechste am reichsten und frischesten, während die dritte und vierte, bis auf die kecken Wildschützenlieder in der letztern, ziemlich schwach und flau sind. Die siebente Abtheilung enthält vor allem Spott- und Hohnlieder der verschiedenen Landschaften gegeneinander und wäre danach zu benennen gewesen, während ihr jetziger Titel „Bauernphilosophie und Volkshumor" sie nicht von den andern unterscheidet. Diese beiden Dinge stecken doch im ganzen Buche! Ehe wir für diesmal von demselben, das gewiß bald in dritter Auflage vorliegen wird, Abschied nehmen, sei es noch gestattet, ein paar Schnaderhüpfeln hier anzuführen. Welch neckischer Uebermuth in:

Da geht er, da steht er,
Da loahnt 'r in der Sunn',
Wenn i ihn anschaug,
Vor Lieb fallt er um!

Und welche Innigkeit in:

Wär'n unsre zwei Herzeln
Zwei Glöcklen, die Freud'!
Was gebet das nit für
A wunderschöns G'läut!

Doch genug; es erscheint kaum möglich aus diesem Reichthum der Volkspoesie herauszusuchen, was am schönsten sein mag, und somit sei das ganze Buch dringend empfohlen.

Die „Gedichte" von W. Anhaeuser (Nr. 2) sind nicht ohne Talent; doch bedarf dasselbe noch sehr strenger Schulung, da es noch viel zu frei und dreist mit Strophenbau und Reim umspringt. Unmöglich kann man doch ernsthaft in der vom Dichter gewünschten Stimmung bleiben, wenn er in seinem „Abschied" singt:

Und stemme auch die schlimme Welt
Sich tausendfältig mir entgegen —
Die Hindernisse, die sie stellt,
Ich spüre Kraft, sie zu durchbrechen.

So reimt Anhaeuser auch ganz ruhig „Mitte" und „Blüte", „erfahren" und „Tagen", „Worte" und „pochte", welche letztern beiden als Assonanzen zulässig sein würden, doch nimmer in einem sonst gereimten Gedicht als Reime mitzählen können.

In der ersten Abtheilung können wir „Trost", „Geheimniß" und „Glück?" als gelungen nennen. Das letztgenannte Gedicht lautet:

Könnt' ich unter all den Sternen,
Die am Himmel zahllos stehn,
Einmal nur in heiterm Glanze
Meinen Glücksstern strahlen sehn!

Ach, ich glaub', mir wär' geholfen,
Wieder fänd' ich Freud und Lust,
Und es lösten sich die starren
Fesseln der bedrängten Brust.

Doch, mein Stern ist nicht darunter.
Suchen mag ich spät und früh,
All mein Forschen ist vergebens,
Mir erscheinen will er nie.
Mich allein hast du verworfen,
Herr, vor deinem Angesicht,
Und warum's geschah, das kündet
Mir die innre Stimme nicht.

Thor, was suchst du in den Sternen!
Hier auf Erden blüht das Glück,
Und es bringt, was du verträumtest,
Dir kein günst'ger Tag zurück.
Gern läßt sich das Glück erhaschen,
Gern wie je ein süßes Kind.
Doch du darfst dich nicht besinnen,
Nur der Wagende gewinnt.

Und du darfst dir nicht Gedanken
Machen und nicht grämlich sein.
Lachen müssen deine Augen
Fröhlich in die Welt hinein.
Nimmer hat das Glück des Lebens
Ernsten Männern wohlgewollt;
Ewig nur dem leichten Sinne
Ist die leichte Göttin hold.

Ferner ist „Elektra" zum Theil gelungen, während die lange Dichtung „Rosamunde", welche die Geschichte der Heldin bis zur Entführung durch Alboin schildert, sehr große Härten und Unebenheiten in Ausdruck und Form zeigt. Es klingt doch seltsam, wenn Rosamunde „ihren (eigenen) wonniglichen Leib" bejammert; und wenn der Dichter singt:

Ich möchte keinem jetzo rathen,
Sich unberufen ihm zu nahn.
Er würde nur am Leben Schaden
Erleiden von dem wilden Mann,
Denn unberühmt und ohne Ehre
Trüg' er den frühen Tod zum Lohn —

so ist solche volksthümliche Sangesweise schon seit „Max und Moritz" recht bedenklich für ein ernstes Lied geworden.

Die zweite Abtheilung feiert in patriotischen Liedern das große Jahr 1870—71. Hier ist das Gedicht auf den Tod des Generals Abel Donay und das Gedicht „Die Brüder", das nur im Schluß zu craß ist, vor den andern auszuzeichnen; im ganzen sind aber gerade die Gedichte dieser Abtheilung häufig durch unzulässige Reime, Längen und Härten des Ausdrucks entstellt oder gar unmöglich gemacht; sie beweisen nur wieder die alte Wahrheit, daß auch die edelste patriotische Gesinnung noch lange nicht den wahren Dichter schafft.

In seinen „neuen Gedichten", die er „Wilder Garten" (Nr. 3) betitelt, beschäftigt sich auch Rudolf Seuberlich zunächst mit „Alboin und Rosamunde", deren unseliges Schicksal er vom verhängnißvollen Gastmahl und bösen Zutrunk aus dem Schädelbecher bis zu Alboin's Ermor-

dung und Rosamundens Reue, in der sie sich selbst den Tod durch Gift gibt, begleitet. Es fehlt dem Gedicht, das gerade die genaue Fortsetzung zu Anhaeuser's Dichtung bildet, nicht an kräftigen Farben und markigen Tönen; doch verleiten hier die fünffüßigen Trochäen, in die zuweilen die Alliteration seltsam hineinklingt, oft zu einer etwas vulgären Diction, die doch aufs strengste zu vermeiden war. So z. B.:

Denn der Schatten König Kühnemund's
Steht noch dräuend — ich vergaß es eben —
Zwischen Alboin und Rosamunde.

Dies „ich vergaß es eben“ ist doch gar platt und um so auffälliger, als es nur Versfüllsel ist. So klingen Verse wie:

Aber ach, drei Jahre sind verflossen
Und ihr Vater ist noch nicht gerächt —

stark nach der alten Leierkastenmelodie von Wilhelm und seiner Neuvermählten, „einer reichen Erbin von dem Rhein“, und gewinnen dadurch unwillkürlich etwas Komisches. Die übrigen Gedichte haben meist einen frischen, lebendigen Zug und tiefe, innige Empfindung, ohne sich jedoch durch Originalität besonders auszuzeichnen. Es sind leichtflüssige Gedanken in meist hübscher Form, die aber rasch verklingen und kaum eine flüchtige Erinnerung des Genusses zurücklassen. Auf den letzten Bogen des Bändchens finden sich aber meist Gedichte, die man nicht anders als mit dem Namen „Bierpoesie“ bezeichnen kann. Kaum in einer Bierzeitung wird man sich Strophen gefallen lassen wie die folgende, in welcher Seuberlich den Gerstensaft preist:

Ein stolzer Erobrer zogst du ein
In alle Länder und Zonen.
Die Schnäpse kriegst du mählich klein,
Schon zittert selbst der König Wein
Für seine treusten Nationen.

Dergleichen Klänge darf doch selbst der ausgelassenste Humor nicht auf dem deutschen Parnaß anzustimmen wagen. Es ist schade um einige gut und ernstgemeinte Gedichte, die — man begreift kaum wie — unter diese tolle Schar gerathen sind. Den Schluß bilden Gedichte, die ein paar rigaer Stadtanekdoten witzig behandeln wollen, aber für die Dürftigkeit ihres Inhalts viel zu breit und dadurch langweilig gerathen sind.

Die „letzten Gedichte“ von J. J. Romang unter dem Titel „Herbstblumen“ (Nr. 4) sind warm und tief empfunden und oft auch recht glücklich im Ausdruck, wenn ihre Localfarbe zuweilen auch so stark aufgetragen ist, daß das Allgemein-Schöne und Verständliche darunter zu leiden hat. Manchmal ist auch rein Persönliches zu stark in den Vordergrund gedrängt und Localhistorisches für den Fernerstehenden zu wichtig behandelt. Das Bändchen ist in drei Abschnitte eingetheilt. Der erste, „Reisebilder“, schildert in meist schöner Form und kräftiger Färbung schweizer Gegenden und Localitäten und thut durch die herzliche Wärme des Ausdrucks auch dem Fremden wohl. Als Probe sei hier eins der besten Gedichte dieser Abtheilung wiedergegeben:

St.-Cergnes.

(Am Fuße der Dôle.)

Wo ragt die Burg, wo trotzt der Wall,
Wo hohe Warte und Thurm und Thor?
Wer trägt bei munterem Hörnerschall
Des Hauses uralt Banner vor?
Wer zieht im Schweiße die Eimer dort
Aus schaurig tiefem Brunnenschacht?
Verschwunden alles! Es kam die Nacht
Und scheuchte blühendes Leben fort!

Es kam ein Riesenweib: die Zeit,
Zerschlug am Thore das Wappenschild;
Es brach die Thürme, die Mauern breit
Und schwang im Hause die Fackel wild.
Es schlug die Ritter und Knappen todt
Und erlöste am Brunnen den armen Knecht.
Es würgte Geschlecht wol auf Geschlecht
Das wankende Alter, die Jugend roth!

So raste das Weib durch das Ritterhaus;
Die Steine trug es nieder zu Thal
Und baute dem Volke Häuser draus,
Gab dem in die Hand der Ritter Stahl.
Doch wecken die Trümmer trüben Sinn:
Kaum ragen sie noch aus Sträuchern empor,
Und manchmal wallt wie Trauerflor
Ein Wolkenschatten drüber hin!

Die zweite Abtheilung: „Der Jäger im Kienthale. Gebirgsidylle“, ist ein hübsches lyrisch-episches Gedicht, bei dem freilich der seltsame Wechsel des Metrums etwas stört. Ein junger Alpenwilderer wirbt um die Liebe Schön-Röschen's, welche ihm auch zutheil werden soll, wenn er vom Wildern ablassen will. Noch einmal will er jagen und dann seines Liebchens Wunsch erfüllen; er verunglückt aber auf der letzten Jagd durch den Sturz einer Lavine und wird erst nach langen Wochen als Leiche aufgefunden. Bei solcher Heimkehr des Geliebten erlischt auch Schön-Röschen's nur noch matt flackerndes Lebenslicht.

Der Stoff dieser Idylle ist, wie man sieht, mehr als schlicht; der Werth der Dichtung beruht in ihrer Ausführung und namentlich in der gewiß treuen, imposanten Naturschilderung. Manchmal läuft freilich auch wol ein schiefes Bild mit unter; so gleich im Anfang:

Doch oben an der Gletscher Rand und an den Felsenwänden
Malt glühend schon der junge Tag mit seinen Rosenhänden.

Wie soll man sich das Bild klarlegen? Wovon sind die Hände, mit denen er doch malt, rosigroth? Hat er sie in den Maltopf getaucht, um einfach mit so naturwüchsigem Pinsel zu malen? Ursache und Wirkung sind durcheinandergeschoben und dadurch die Anschaulichkeit des ganzen Bildes zerstört. Solche Fehler finden sich auch in Gedichten der dritten Abtheilung, die Romang als „Weiße Rosen“ auf die Gräber großer Männer und ihm persönlich Theurer niedergelegt; doch ist auch hier die Stimmung meist weihevoll und würdig, und wegen eines oder des andern misglückten Bildes wollen wir, pietätvoll die gute Absicht ehrend, dem Dichter keinen ausdrücklichen Vorwurf machen.

An Karl Schäfer's Gedichten „Heiderosen“ (Nr. 5) ist mit das Interessanteste, daß sie, laut Titelblatt, bereits

in zweiter Auflage vorliegen. Wir wünschen dem Autor aufrichtig Glück dazu, können aber doch nicht recht begreifen, wie diese wenig originalen Gedichte solchen Absatz haben finden können. Es sind ja gewiß gute und tiefe Gedanken und echte warme Empfindungen darin ausgesprochen, aber fast immer haben diese Gedanken und Empfindungen andere Leute, wie Goethe, Freiligrath u. a., schon vor Karl Schäfer besser und gehaltvoller ausgesprochen. So klingt z. B. sein Gedicht „Am Tage Allerseelen" zu stark an Freiligrath's „O lieb', so lang du lieben kannst" an; so hat Goethe die Aufforderung, die Schäfer in seinem „Getrost!" überschriebenen Gedicht ausspricht, in seinem Spruch: „Feiger Gedanken bängliches Schwanken . . ." schon viel kräftiger und wirkungsvoller gegeben, und die „Volkssage" von Walther von Birbach ist auch in dieser Fassung neben und nach Uhland's „Pascal Vivas" nicht recht möglich und existenzfähig. Sprachlich und metrisch sind die Gedichte meist rein und gewandt, nur greift Schäfer oft im Gebrauch der Präposition fehl. Da sich solche Fehler leicht ausmerzen lassen, so sei hier auf ein paar der auffälligsten hingewiesen:

Hell loderten in Flammen
Am Rheine Dorf und Stadt.
Noch zeigt's die Weltgeschichte
In manchem düstern Blatt —

wo es „auf manchem Blatt" heißen muß. Es soll „Rabbi Löw" in der böhmischen Sage auch nicht „mit Wunderhänden", sondern durch dieselben vor dem Tod behütet worden sein. In der „Gewitternacht in der Oase" kann „der schwarze Führer" auch nicht wol „der Thiere Zäume ob dem nahen Tropensturme fester um die Feigenbäume" schlingen, sondern nur vor dem Sturme oder gegen denselben. Endlich ist es wol nicht möglich, daß in der „Hochzeit im Urwald" die Hoffnung nach Erlösung, statt auf solche, die Brust der Gefangenen füllt.

Unter den lyrischen Gedichten des Bandes sind die Gedichte „O Mutter, wenn ich dein gedenke", „Herbstblätter" und das stimmungsvolle „Novemberlied" als wirklich gute Gedichte anzumerken. Das letztere lautet:

Nun ist der Rosen Pracht verglüht,
Nun sind die Schwalben fortgezogen;
Wo reiches Leben einst geblüht,
Wälzt durch die Fluren träg und müd'
Die Herbstluft ihre kalten Wogen.

Wie Harfentöne ziehn vorbei,
Sind Sang und Frühlingslust verklungen;
In öden Lüften schwebt der Weih,
Und halbverwehter Dohlenschrei
Dringt bang aus feuchten Niederungen.

Da ist kein Klang, da ist kein Hauch,
Der wach zu neuem Leben riefe.
Entblättert stehen Baum und Strauch,
Im Wald erlischt des Meilers Rauch,
Und schweigend schleicht der Bach zur Tiefe.

Novemberstille füllt den Hain,
Und kalte Nebel ringsum stieben.
Das Leben liegt im Todtenschrein.
Nur du allein, nur du allein,
Mein Herz, bist liebewarm geblieben!

Bedeutend geringer ist die Anzahl anerkennenswerther Gedichte unter den Balladen, die unter dem Titel „Aus vergangenen Tagen" zusammengefaßt sind. Es kommen da gar zu viel Flachheiten und Schiefheiten des Ausdrucks vor. Wie sollte man wohl sehen können, welch Empören eine Heldenbrust durchweht? („Simson".) Wenn Otto III. „in Aachens Kaisergruft" hinabsteigt, so kann ihm doch nicht „aus dem Staube Karl's des Großen Stärkung zugeflossen kommen". Und so ließen sich noch viele andere Lapsus anführen. Das hübscheste Gedicht dieser Abtheilung ist wol „Der griesheimer Kukuk", das wir nur seiner Länge wegen hier nicht citiren können. In den „Wüsten- und Urwaldbildern", die den Schluß machen, erreicht der Dichter sein Vorbild Freiligrath nicht. „Der Letzte seines Stammes" ist im ganzen ein wohlgelungenes Gedicht; desto bedenklicher ist:

Der Beduinengreis.

Komm, Aïda, süßes Mädchen,
Sattle mir mein Wüstenroß!
Gürte mich mit Dolch und Lanze,
Mit dem Schwerte und Geschoß!

Wirf um mich des Kaftans Falten!
Drück' den Turban mir aufs Haupt
Und Sandalen an die Füße,
Daß kein Samum sie bestaubt.

Nicht den Löwen will ich jagen,
Nicht zum Kampfe zieht's mich hin;
Nach Medina, nach Medina
Will ich als ein Pilger ziehn.

An dem stillen Felsengrabe,
Wo der Gottgesandte ruht,
Will den Gliedern ich erflehen
Neue Kraft in Andachtglut.

Kehr' ich jugendfrisch dann wieder,
Wirst du meines Glücks Genoß.
Komm, Aïda, süßes Mädchen,
Sattle mir mein Wüstenroß!

Wir wünschen Aïda recht viel Vergnügen mit diesem zweifelhaften Wüstengreise.

Dem seltsamen und sprachlich schwer zulässigen Titel „Gemüthsklänge" entspricht der nicht zur poetischen Existenz berechtigte Inhalt der „Gedichte" von Moritz Bloch (Nr. 6). Denn ebenso wenig wie ein Gemüth klingen kann, ist zu begreifen, wie man so etwas dichten oder drucken kann. Jedoch in der Abtheilung, die Moritz Bloch geschmackvoll „Gemüthsklänge II" betitelt, singt er in seinem Gedicht „Erstes Lied", das zugleich eine deutliche Probe von der Reinheit seiner Reime und Metren geben mag:

Und wie die erste Liebe, ist das erste Lied,
Das aus der Seel' geflossen,
Entzückend unser jung' Gemüth
So hold wie Frühlingsrosen.

Und stolz schon fühlen wir uns, stolz als Dichter schon,
Und preisen uns vollkommen
Und haben sicher uns als Lohn
Unsterblichkeit genommen.

Doch wenn, gereift zum Manne, wir das erst' Gedicht
Mit Kennerblick betrachten,
Dann lächeln wir, begreifen nicht,
Wie einst wir albern dachten.

Ja, freilich faßt der Mann, der lebenskund'ge, nicht
Des Jünglings Dichterträumen,
So wie sein Herz erfasset nicht —
Der ersten Liebe Schäumen.

Möge Moritz Bloch bald aus seinen „Dichterträumen“ erwachen! Denn je länger er sich denselben so unberechtigt hingibt, desto öder und katzenjämmerlicher wird einst das Erwachen sein. Wenn auch ein paar Gedichte, wie „Volksdichtung“, „Eitel“, „Erde auf den Schmerz“, „Vergleich“, in Bezug auf den Grundgedanken gut sind, so ist doch auch bei ihnen immer noch eins oder das andere an Ausdruck und Form so mangelhaft, daß auch sie nicht zu Gunsten von Bloch's Muse sprechen können.

Laß ab, laß ab von der Liebe!
Sie ist dir nicht gesund —

das möchte man auch Edmund Grün, dem Verfasser des „mit Bewilligung des Autors von Ernst Winter herausgebenen“ „Vagabunden“ (Nr. 7) zurufen. Was es soll, diese theilweise schon in den Dichtungen desselben Verfassers „Rauch und Schlacken“ abgedruckten schlechten Verse noch einmal in erweiterter Form in die Welt zu schicken, ist unerfindlich. Theilweise sentimental, daß einem flau und übel im Gemüthe wird, theilweise unglaublich hart und roh, z. B. wenn der „Dichter“ die Raben an einem Leichnam „frohe Weihnacht auch“ feiern läßt, sind sie kaum der Erwähnung und gewiß nicht längerer Betrachtung werth.

Die beiden Sammlungen „Schutz- und Trutzlieder“ von Leopold Max Moltke (Nr. 8) und „Immortellen“ von A. Weinholz (Nr. 9) entziehen sich auch im Grunde wegen ihrer Absicht der literarischen Kritik. Moltke's Lieder passen, obgleich sie zum Theil schon an vierzig Jahre alt sind, leider meist noch heutzutage auf die politischen Verhältnisse Siebenbürgens und Oesterreichs und mögen ihrer guten und treudeutschen Absicht wegen Gutes wirken, um so mehr, als sie meist wirklich sangbar sind und sich manchmal in der Form an ältere, höchst populäre Dichtungen anderer geschickt anzulehnen wissen.

Die „Immortellen“ von A. Weinholz feiern in 42 Sonetten das Andenken berühmter Persönlichkeiten, die auf den bonner Friedhof bestattet sind. Die Absicht ist gut und rühmenswerth; die Familien der Gefeierten haben gewiß eine wehmüthige Freude an diesen gutgemeinten Gedichten gehabt, und mancher Freund derselben oder des Dichters hat dessen Sonette vielleicht gern als Andenken besitzen wollen. Das mag erklären, daß sie in zweiter Auflage, oder vielmehr daß sie überhaupt als Sammlung gedruckt vorliegen. Literarischen Werth haben diese Sonette nicht. Den meisten fehlt die Hauptbedingung gerade des Sonetts: Reinheit der Form und Präcision des Ausdrucks, sowie manchmal auch des Gedankens. Eine Kakophonie wie: „Hier ruht sie, die die heiße Stirn ihm kühlte“, Reime wie grüßen — zerfließen, grüßen — ergießen sind gerade im Sonett unerträglich, und der Ausdruck: ein edler Mann habe „des Elends Flehn oft und gern“ gehört, ist unter allen Umständen sinnstörend und schief.

Die beiden epischen Dichtungen, die den Schluß dieser Besprechung bilden mögen, sind eigentlich nach kräftigem Volksausdruck nicht an Einem Tage zu nennen. Anton Breitner fehlt in seinem „Sang aus dem Salzachland“ mit dem Titel „Der Mönch von Mattsee“ (Nr. 10) bis auf ein gewisses, wenn auch durchaus nicht bedeutendes Talent zur Naturschilderung ziemlich alle Berechtigung, als Dichter vor das größere Publikum zu treten. Wenn er an seiner Frau Mutter und seinem „lieben Bräutchen“ andächtige freundliche Zuhörer gefunden haben mag, so hätte er sich damit bescheiden begnügen und den Kritiker nicht zwingen sollen, ihm öffentlich so unangenehme Dinge zu sagen.

Der Verlauf der Erzählung ist so wenig klar geordnet, daß es zu viel der undankbaren Mühe wäre, denselben wiederzugeben, und der Ton, der mit voller Absicht auf Scheffel's „Trompeter von Säckingen“ gestimmt ist, bleibt weit, weit hinter seinem Vorbild zurück. Die Nachahmung der Scheffel'schen Dichtung geht übrigens so weit, daß selbst Hiddigeigei hier sein Widerspiel in einem thörichten Affen nomine Höppi gefunden hat.

Von weit größerer Bedeutung ist das kleine epische Gedicht „Der Skalde“ von Hermine von Hillern (Nr. 11), das wirklich von berufenem Talent erfreuliches Zeugniß ablegt. Im Königshaus zu Sevafioll wächst Helgi in Einsamkeit auf, nachdem sein heldenhafter Vater gestorben und seine Mutter Sigrun „mit der Walkürenschar“, der sie früher angehört hat, hinweggeritten ist. Nur „in der Sonnenwende Nacht“ kehrt seine Mutter zurück und besucht ihres Gatten Grabhügel, den Helgi immer besucht:

Wenn seiner Kinderhand
Die Weisen nicht gelangen, die er ahnte.

In solcher Nacht steigt dann sein Vater aus dem Grabe:

In seines Weibes Arme, die ihn liebend
Umfingen, sank er, küßte seinen Sohn
Und lehrt' ihn weise Runen, nahm die Harfe,
Entlockt' ihr geisterhaft gewalt'ge Klänge,
Bis mit der Morgendämmrung er entschwand.

Nachdem auch Sigrun gestorben ist (wozu sie übrigens als Walküre nicht so ohne weiteres befugt ist), lebt Helgi ganz vereinsamt weiter, nur an seine Sangeskunst denkend, „Weibeslieb' und Schönheit“ sowie „Kampf, Schildesklang und Zechgelage“ verachtend. Aber sein Sang befriedigt ihn nicht, da er die Weisen des Vaters nicht wiederfinden kann. Sigrun erscheint ihm endlich am Grabeshügel „in der Sonnenwende Nacht“ und gewährt ihm unter Odin's Vollmacht die Gabe des Sanges der Ewigen. Doch darf nie ein anderes sterbliches Wesen diese Weisen von ihm

hören, ohne dem Tode zu verfallen. Helgi nimmt diese Gabe an und singt für sich allein, bis er zu König Siegmund, der den verwaisten Thron eingenommen hat, nach Sevafioll geführt wird und dort Gerda, Siegmund's Tochter, sieht und liebt. Nach langem Kampfe singt er, ihren Bitten nachgebend, ihr einmal den Sang der Ewigen, und der Fluch geht in Erfüllung. Wie Semele vor Jovis voller Prachterscheinung, stirbt Gerda am seligen Uebermaß dieses Sanges, und in seiner Verzweiflung zerbricht Helgi die Harfe und zerschlägt dann sein Haupt an dem Felsenrand:

Es bricht sein Herz. —
Die letzten Seufzer hören Sturm und Wogen,
Die fassen sie und tragen sie dahin,
Als Saat des Schmerzes, durch die ganze Welt,
Das Erbtheil jeder echten Dichterseele:
Das ew'ge Ringen mit dem alten Fluch!

In der poetischen Behandlung dieses tiefsinnigen Stoffs, der — mag er nun auf eigener Erfindung der jugendlichen Dichterin oder auf alter Sage beruhen — viel von ernster Bedeutung in sich trägt, zeigt sich, wie gesagt, ein bedeutendes poetisches Talent, das sich namentlich durch Innigkeit des Tons und durch Kraft in der Naturschilderung offenbart. Die Form ist glatt und rein und die Sprache, dem ernsten Inhalt angemessen, edel und würdevoll. Aber der Inhalt ist doch bedenklich, wenn er sich auf solche Schlußpointe zuspitzt. Liegt denn der „Fluch der Dichtung", von dem namentlich die jungen Dichter so oft und darum also auch gern reden darin, daß der Sänger das Höchste und Schönste, was die Ewigen ihm geben, den Menschen nicht wieder melden darf? Liegt er nicht vielmehr in dem „Erdenrest, zu tragen peinlich", den ganz abzustreifen den Dichtern nur in so gar wenigen Dichtungen gelingt, und in dem bitter-schmerzlichen Gefühl, in stiller Einsamkeit durch die Welt zu gehen, weil nur wenige voll verstehen und ganz nachfühlen können, was den Dichter im Innersten bewegt und ihn treibt, sein „Herzblut" im Gesange auszuströmen?!

Reinhard Mosen.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

„Briefe aus der Hölle" nennt sich eine im Verlag von Johannes Lehmann in Leipzig erschienene Schrift, zu welcher der Verleger selbst das Vorwort geschrieben hat. Aus demselben entnehmen wir, daß das von einem hochangesehenen dänischen Theologen verfaßte Werk hier nicht blos in deutscher Uebersetzung, sondern in einer Uebertragung vorliegt, welche es in sehr dankenswerther Weise von seinen ursprünglichen Fehlern befreit hat. Das Ganze ist eine Dichtung in Prosa, in der das Wesen der Hölle und ihrer Bewohner mit einer Sachkenntniß geschildert wird, welche durch ihre Pikanterie, aber auch durch ihren heiligen Ernst mehr Leser finden dürfte, als eine Höllenpredigt heutzutage Hörer fände. Die Idee, unter feuilletonistischen Formen Propaganda zu machen für religiöse Anschauungen, ist ebenso modern wie erfolgreich; eine außerordentliche stilistische Gewandtheit, psychologische Tiefe und lebendige Phantasie lassen sich dem Verfasser nicht absprechen. Verschweigen darf Referent freilich nicht, daß die starrste Orthodoxie sich hinter den fesselnden Gemälden verbirgt, daß nicht blos der Kern der Lehre von der Hölle, sondern auch solche Anschauungen hier sich finden, welche von der Mehrzahl der deutschen Theologen längst fallen gelassen sind. Auch berührt die überaus specielle Heimatskunde, welche der Verfasser aus der Hölle mitbringt, hier und da doch unangenehm; das soll uns jedoch nicht abhalten, die formellen wie materiellen Vorzüge des Buchs rückhaltlos anzuerkennen.

— Zu den zahlreichen auf Luther bezüglichen Schriften, welche uns das diesjährige Luther-Jubiläum bringt, gehört auch das Volksbuch „Doctor Martin Luther" von Professor M. Baumgarten (Rostock, Hinstorff). Ein solches kann entweder objectiv historisch das Leben Luther's schildern, oder vom Standpunkte einer bestimmten Richtung aus das Charakterbild des Reformators der Gegenwart als Spiegel vorhalten. Baumgarten hat die zweite Art der Behandlung vorgezogen; er hat die Gelegenheit benutzt, seine seit Jahrzehnten geübte Polemik hier in die Massen des Volks hinauszutragen und für sein Gemisch von strenger Orthodoxie und kirchenpolitischem Radicalismus Propaganda zu machen. Hierin liegt schon angedeutet, daß der fortlaufende historische Text nur die Veranlassung bietet, um möglichst viel Bemerkungen aus dem überreichen Schatzkästlein des Verfassers hineinzuflechten. Der Stoff ist aber jedenfalls für den Rahmen eines Volksbuchs erschöpfend und in frischen, satten Farben dargestellt; ein bilderreicher, körniger Volkston wechselt mit der Sprache des Docenten; glühende Vaterlandsliebe, Begeisterung für die Grundwahrheiten und die Geistesmacht des Protestantismus spricht fast aus jeder Zeile. Jedenfalls ist es ein Buch, in welchem sich edelstes Wollen und reiches Können zu einem erfreulichen Ganzen verbinden.

— In einem Vortrage stellt Christian Muff „Zwei Titanen, Prometheus und Faust" (Halle, Mühlmann) einander gegenüber. Mit vollständiger wissenschaftlicher Beherrschung des hier einschlagenden gelehrten Materials gibt der Verfasser eine hochinteressante Parallele; sein Hintergrund ist eine maßvoll christliche Weltanschauung, doch benutzt er dieselbe nur, um Goethe in geistvoller Weise gerecht zu werden. Die Quintessenz vieler Studien und einer ausgereiften Religionsphilosophie tritt uns hier in anziehendem Gewande entgegen.

Bibliographie.

Fockt, K. T., Eszter Szolymossy, das Mädchen von Tisza-Eszlár. Sensations-Roman. 1ste u. 2te Lfg. Leipzig, Kröhl. Gr. 8. à 30 Pf.

Gedichte von T. V. Triest, Dase. 12. 4 M. 80 Pf.

Haeusler, W., Geschichte des Fürstenthums Oels bis zum Aussterben der Piastischen Herzogslinie. Breslau, Max u. Comp. Gr. 8. 5 M.

Julius, K., Das Leben Luthers in epischen Poesien. Norden, Soltau. 16. 30 Pf.

Naudé, A., Die Fälschung der ältesten Reinhardsbrunner Urkunden. Berlin, Weber. Gr. 8. 3 M.

Pfeil, L. Graf v., Wie lernt man eine Sprache? nebst einem Anhang: Karl Witte, eine Erziehungsgeschichte. Breslau, Max u. Comp. Gr. 8. 80 Pf.

Ritter, H., Aus der Harmonielehre meines Lebens. Kleine Skizzen und Aphorismen. Würzburg, Stahel. 8. 60 Pf.

Schlagintweit, R. v., Die Santa Fe- und Südpacificbahn in Nordamerika. Köln, Mayer. Gr. 8. 1 M.

Zola, E., Excellenz Rougon. Roman. Ins Deutsche übertragen von R. Rode. Großenhain, Baumert u. Ronge. 8. 2 M.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 37. — 13. September 1883.

Literarische Unterhaltungen.

Frau Rath Goethe als Theaterfreundin.

Die Frohnatur der Frau Rath, ihre Lust am Fabuliren, ihre geistreiche und scharf einschneidende Sprechweise sind aus der von Keil herausgegebenen Briefsammlung so bekannt geworden, daß die Causeries der Frau Rath jedenfalls zu den erfreulichsten Schätzen gehören, welche die unserer classischen Epoche zugewendete Literaturforschung ans Licht gefördert hat neben trivialem, trockenem Material und Zettelkram, dessen Werthlosigkeit durch den Stempel der Classicität, der ihm aufgedrückt ist, nicht verdeckt werden kann. Zu jenem „classischen Buch" sind indeß einige Nachträge erschienen, welche besonders den Theaterenthusiasmus der Frau Rath illustriren und ihren Mutterwitz auf jenem Gebiete leuchten lassen, auf welchem ihr Sohn ja Unsterbliches geschaffen hat. Professor Dr. Schnorr von Carolsfeld hat im dritten Bande seines „Archiv für Literatur" Briefe von Frau Rath Goethe veröffentlicht; Hermann Hettner wollte aus dem Kestner'schen Handschriftenarchiv in Dresden, welches besonders den Nachlaß des am Schluß des 18. Jahrhunderts lebenden Schauspieldirectors Großmann enthält, mit andern interessanten Briefen auch diese wieder veröffentlichen und nahm solche Veröffentlichung der classischen Reliquien als eine Ehrenpflicht des Literaturhistorikers für sich in Anspruch. Seine Krankheit hinderte ihn indeß an derselben. Jetzt hat Amélie Sohr, die Biographin Heinrich Rückert's, im 59. Bande des „Neuen Lausitzischen Magazin" dieselben veröffentlicht unter dem Titel: „Deutsches Bühnenleben im vorigen Jahrhundert. Cultur- und Literaturgeschichtliches aus Kestner's Handschriftenarchiv", und hat diese Publication auch als Separatabdruck erscheinen lassen (Görlitz, Dünnhaupt). Diese Mittheilungen bringen auch Briefe Großmann's selbst, Briefe Schiller's an Großmann, von denen besonders derjenige interessant ist, in welchem der Dichter dem Director seinen „Don Carlos" für zwölf Dukaten anbietet, während dieser das Stück ablehnen muß, bis seine Situation sich gebessert hat; ferner Briefe Beil's, Iffland's u. a. Wir wollen aber hier nur in das freundlich und schalkhaft lächelnde Antlitz der Frau Rath blicken und uns an den Bemerkungen freuen, die sie über damalige Theaterereignisse und Theaterverhältnisse macht, um so mehr, als viele derselben interessante Parallelen mit der Gegenwart zulassen.

Der Theaterdirector Großmann, an den die Frau Rath diese Briefe richtete, war ein Zeitgenosse Friedrich's des Großen, geboren zu Berlin 1746, gestorben zu Hannover 1796. Er war Schauspieler, Bühnendichter — „Sechs Schüsseln", „Trau, schau wem", „Die Jagd" waren beliebte Kassenstücke —, Theaterdirector, der mit seiner Truppe oft zur Messe nach Frankfurt a. M. kam, auch die Direction hier dauernd führte, bis er durch den Brand des Theaters diese Stellung verlor, dann Director des hannoverischen Hoftheaters wurde und zuletzt durch eine im Unmuth gethane Aeußerung über innere Hofverhältnisse in Ungnade fiel und entlassen wurde. Seine Stücke waren für die Hofbühne verpönt; er selbst starb wenige Jahre darauf. Großmann, ein liebenswürdiger Mensch und heiterer Gesellschafter, wohnte in Frankfurt stets im Goethe'schen Haus am Hirschgraben. „Das wird", sagt Amélie Sohr, „keinen verwundern, der in das Leben der seltenen Frau einen tiefern Blick gethan hat, dem aus Goethe's «Wahrheit und Dichtung» und «Wilhelm Meister» die Erkenntniß sich erschlossen hat, wie die phantasievolle Begeisterung für das Theater, die in des Knaben Wolfgang Spielen sich so reizend auslebt und an des Mannes herrlichster Dichtung zur köstlichsten Frucht reifte — einzig und

allein das von der großen Mutter dem großen Sohne hinterlassene Erbtheil ist."

Eine vermögende Theaterfreundin hat immer eine gefährdete Stellung; bald appellirte der Director für sich, bald für einen seiner Schauspieler an die Kasse der Frau Rath: doch diese wußte den nervus rerum gerendarum wohl zu Rathe zu halten, kleidete aber ihre Ablehnungen in die heitere Form, die ihrem sprudelnden Geist immer zur Verfügung stand. Das freundschaftliche Verhältniß litt nicht unter diesen finanziellen Zwischenspielen; der geistige Verkehr war beiden doch die Hauptsache.

Wie ihr Sinn für das Theater mit ihrem starken Naturgefühl zusammenhing, das setzt sie dem Freunde in einem Briefe vom 19. Mai 1780 mit wahrhaft classischer Prägnanz auseinander. „Nochmals vielen Dank vor alle die Freuden und vergnügten Tage, die Sie mir vier hübsche Wochen lang täglich verursacht und gemacht haben. Bei meiner Lage, bei der Stille, die um mich herum herrscht, ist's nöthig, ist's Wohlthat, wenn mir was vor die Seele gestellt wird, das sie aufzieht, in die Höhe spannt, daß sie ihre anziehende Kraft nicht verliert. Doch da mir Gott die Gnade gethan, daß meine Seele von Jugend auf keine Schnürbrust angekriegt hat, sondern daß Sie nach Hertzenslust hat wachsen und gedeihen, Ihre Aeste weit ausbreiten und nicht wie die Bäume in den langweiligen Zier-Gärten zum Sonnenfächer ist verschnitten und verstümmelt worden, so fühle ich Alles, was wahr, gut und brav ist, mehr als vielleicht Tausend andere meines Geschlechts — und wenn ich im Sturm und Drang meines Herzens wie Hamlet vor innerlichem Gefühl und Gewühl nach Luft und Odem schnappe, so kann eine andere, die neben mir sitzt, mich angaffen und sagen, es ist ja nicht wahr, sie spielen's ja nur so — Nun eben dieses unverfälschte und starke Naturgefühl bewahrt meine Seele (Gott sey ewig Dank) vor Rost und Fäulniß."

Treffender als in den ersten angeführten Zeilen läßt sich die Freude an der Schaubühne und ihre Berechtigung nicht motiviren. Ueber das Publikum selbst macht Frau Goethe indeß einige Bemerkungen, die heute, wo sie ihr säculares Jubelfest hinter sich haben, noch ebenso zutreffend sind wie damals: „Die günstigste Aufnahme des Hamlets hat mir beinahe unser Pupplikum ehrwürdig gemacht, aber beim Lichte besehen — war es nichts, gar nichts als neugirde — etliche wenige ausgenommen resoniren sie wie die Pferde. Vor einigen Tagen trefe ich in einer Gesellschaft eine Dame von der so genandten großen Welt an, die vom Hamlet das Urtheil fällte: es wäre nichts als eine Farse — O!! Gevatter, Gevatter! Hamlet eine Farse!!!!! Ich dachte, ich kriegte auf der Stelle eine Ohnmacht! — Ein anderer behaubtete (noch obendrauf mit dem ausdruck) Daß ihn der Teufel holen solle, wo er nicht eben so ein Ding voll unsinn schreiben könnte, und das war ein diker Vierschröderischer Weinhändler; da ist nun als ein Gekreische von unserm Jahrhundert, von erleuchten Zeiten u. s. w., und doch ist (eine kleine Zahl ausgenommen, die freylich das Saltz der Erden sind) bei denen Herren und Damen alles so schaal, so elend, so verschoben, so verschrumpft, daß sie kein Stück Rindfleisch kennen und verdauen können — Milchbrey — gefrohrne Sachen — Zuckerpletzger — hogout: das ist ihr Labsal; freylich verderben sie sich den Magen dadurch noch immer mehr, aber wer kann helfen?"

Wie tapfer aber die Mutter ihren Sohn auch gegen die höchsten Autoritäten in Schutz nimmt, das beweist die folgende Briefstelle, die sich auf das harte verdammende Urtheil Friedrich's des Großen über Goethe's „Götz" in seinem Aufsatz „De la littérature allemande" bezieht: „Von dem schönen Gelesse des Königlichen Verfassers habe mir gar viel erzählen lassen — Aber sonderbahr ist's doch, daß sogar unsere Philister sagen — Ihre Königlichkeiten hätten sich Damit etwas prostituirt. Ich leße neulich eine Anekdote von der großen Königin der Britten Elisabeth die die Aufschrift hatte: «die größte Königin ist doch nur ein Weib.» — Hir mögte ich sagen — «der größte König ist doch nur ein Mensch!» Meinem Sohn ist es nicht im Traum eingefallen, seinen Götz vor die Bühne zu schreiben. — Er fand etliche spuren dieses vortrefflichen Mannes in einem juristischen Buch — ließ sich Goetzens Lebens Beschreibung von Nürnberg kommen, glaubte, daß es anschaulicher wäre in der Gestalt, wie's vor Augen liegt, webte einige Episoden hinein und ließ es ausgehn in alle Welt."

Daß das Theater „ihr liebstes Steckenpferd" sei, erklärt die Frau Rath auch in einem Briefe vom 27. April 1783. Das „Pupplikum", wie sie es geschildert hat, ist seit jener Zeit ziemlich dasselbe geblieben: auch unsere Classiker in ihren Briefen und Xenien haben es in kein anderes Licht gerückt; aber was dem heutigen Theater fehlt, das sind geistreiche Leute wie die Frau Rath, die es als ihr Steckenpferd betrachten. Gerade die geistige Elite hat sich in neuerer Zeit mehr und mehr von dem Theater zurückgezogen, und das ist ein Unglück für den Schriftsteller und die Schauspieler: das maßgebende Urtheil fehlt, welches bedeutende Productionen nach Verdienst in den Vordergrund stellt ... und so verwandelt sich das Theater mehr und mehr in ein Pot-Bouille für die große Masse, in eine geistige Suppenanstalt, welche für das alltägliche Unterhaltungsbedürfniß sorgt.

Rudolf von Gottschall.

Zur Geschichte der Philosophie.

1. Die Geschichte der neuern Philosophie in ihrem Zusammenhange mit der allgemeinen Cultur und den besondern Wissenschaften dargestellt von W. Windelband. Zweiter Band: Von Kant bis Hegel und Herbart. — A. u. d. T.: Die Blütezeit der deutschen Philosophie. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 8. 9 M. 50 Pf.

Die günstige Aufnahme, welche die wissenschaftliche Kritik und die gebildeten Kreise Deutschlands dem ersten Bande der „Geschichte der neuern Philosophie" von W. Windelband (vgl. Nr. 18 f. 1880) bereitet haben, konnte auch dem zweiten nicht vorenthalten bleiben, da derselbe die hohen Erwartungen, welche der erste Band auch bei verwöhnten denkenden Lesern erweckt hat, auf das glänzendste rechtfertigt. Die Aufmerksamkeit und die Wißbegier weiterer Kreise für solche Leistungen in Anspruch zu nehmen, ist heutzutage eine der wenigen erfreulichen Pflichten der wissenschaftlichen Kritik. Schon der erste Band, dem sich glückliche Beherrschung und Disposition des großen Materials, Klarheit der Interpretation und Schärfe der Charakteristik bei der Behandlung der wissenschaftlich und culturgeschichtlich bedeutenden Theorien, Systeme und Schulen, und künstlerisches Formgefühl nicht absprechen ließen, erweckte die Vermuthung, daß das in edelm Stil ausgeführte Werk, der Intention und dem Wunsch des Autors gemäß, eine Lücke in der Literatur ausfüllen und im besten Sinne des Worts populär werden dürfte. Die genußreiche Beschäftigung mit dem zweiten Bande dürfte in jedem, dem die Förderung und Verbreitung philosophischen Interesses und philosophischer Bildung am Herzen liegt, den Wunsch erregen, daß sich jene dem Werke so günstige Vermuthung recht bald und vollauf bestätigen möge. Alle Vorzüge, welche die unbefangene Kritik dem ersten Bande des Werks zuerkannte, finden sich in dem zweiten wieder, welcher die eigentliche Aufgabe des Werks abschließt, da er alles enthält, was im strengern Sinne „der Geschichte angehört". Diese abschließende Leistung rechtfertigt auch die seinerzeit geäußerte Annahme, daß Windelband eben zum Darsteller des Blütezeitalters der deutschen Philosophie prädestinirt sei.

Der Autor hat die Darstellung der neuesten und namentlich der ausländischen Philosophie, „für deren Gebiet die Zeit noch nicht . . . das Wichtige und Bedeutsame aus der Masse der Literatur herausgesiebt hat", einem relativ selbständigen Supplementbande vorbehalten. In diesem sollen die Bewegungen behandelt werden, „in denen wir noch gegenwärtig stehen". In diesem Sinne will er sein Werk bereits in der jetzigen Gestalt als ein abgeschlossenes Ganzes betrachtet wissen. In der That leuchtet die Berechtigung zu einer solchen Disposition des Stoffs ein. Denn die systematische Entwickelung der deutschen Philosophie nach Kant bis auf Schopenhauer, Feuerbach und Beneke bildet allerdings gewissermaßen ein abgeschlossenes Ganzes, wogegen die Bestrebungen und Leistungen dieses Zeitalters in andern Ländern und die allerneuesten Erscheinungen in Deutschland in der Hauptsache noch gar nicht der Geschichte angehören, sondern vielmehr der geistigen Bewegung, inmitten welcher wir selbst stehen, zu deren Charakteristik vorab nur im einzelnen kritische Beiträge geliefert werden können. Die eigentliche Geschichtschreibung sollte einem spätern Zeitpunkte vorbehalten bleiben. Es ist zu hoffen, daß Windelband auch die Lösung dieser Aufgabe unternehmen und zu derselben auf hervorragende Weise beitragen werde. Denn diesem Autor hat offenbar den innern Beruf und die Befähigung, die eigenartigen Bestrebungen der letzten Jahrzehnte verständlich zu machen und ein in großen Zügen entworfenes Charakterbild der philosophischen Arbeit dieses Zeitalters zu Stande zu bringen. Seine vortreffliche Darstellung der Kant'schen Lehren und der nachkantischen Philosophie erregt den Wunsch, auch eine Charakteristik der Leistungen von A. Comte, Bentham, J. St. Mill, H. Spencer u. a. von ihm zu erhalten.

Der Autor hat die Erwartungen, welche vornehmlich an seine Darstellung der Kant'schen Philosophie geknüpft wurden, in keiner Weise getäuscht. Er hat die — trotz der besten Vorarbeiten — nicht allzu leichte Aufgabe einer gedrängten, klaren und übersichtlichen Darstellung und damit auch diejenige einer verständnißinnigen zusammenfassenden Interpretation der Kant'schen Philosophie auf dem beschränkten Raume von 171 Seiten mit einer Virtuosität gelöst, welcher man auch dort, wo man über Einzelheiten mit dem Autor rechten möchte, seine vollste Anerkennung nicht versagen kann. Es liegt in der Natur der Sache, daß diese knappe zusammenfassende Darstellung nicht auf den Wettstreit mit Kuno Fischer's standard work berechnet sein oder das Studium desselben überflüssig machen kann. Doch wird die Darstellung Windelband's manchen auf das wirksamste zur Beschäftigung mit dem schönen Werke Kuno Fischer's, ja selbst zum eindringlichen Studium der Hauptwerke Kant's vorbereiten können, gleichwie andererseits auch denjenigen, welchen der Altmeister der Kant-Interpreten genußreiche Belehrung geboten hat, und allen, die sich selbst mit eigenen Kant-Studien befassen, die ebenso prägnante wie schöne Darstellung Windelband's manche nützliche Anregung gewähren wird. Auf so beschränktem Raume hat wol keiner den schwer zu bewältigenden Stoff mit gleicher Virtuosität zu einem großen Charakterbild ausgestaltet.

Schon in den einleitenden Bemerkungen wird die historische Stellung und Bedeutung Kant's mit wenigen kräftigen Strichen auf das treffendste charakterisirt:

Darin eben besteht seine historische Stellung, daß sich in ihm alles, was an bewegenden Principien das moderne Denken vorher erfüllt hatte, in lebendiger Einheit concentrirt, und daß alle Fäden des modernen Denkens, nachdem sie durch die schwierige Verschürzung seiner Lehre hindurchgegangen sind, in durch-

aus veränderter Form wieder daraus hervorgehen. Die große Gewalt, welche Kant über die philosophische Bewegung zunächst seiner Zeit ausgeübt hat, liegt vielleicht am meisten in der geradezu ungeheuern Weite seines geistigen Horizonts.... Es ist kein Problem der neuern Philosophie, das er nicht behandelt hätte — keins, dessen Lösung er nicht, selbst wo er es nur gelegentlich streifte, das eigenartige Gepräge seines Geistes aufgedrückt hätte. Aber diese Universalität ist nur der äußere Umriß und noch nicht der Kern seiner Größe; dieser liegt vielmehr in der bewunderungswürdigen Energie, mit der er die Fülle des Gedankenstoffs zur einheitlichen Durchdringung zu bringen und zu verarbeiten vermochte. Weite und Tiefe sind in seinem Geiste von gleicher Größe.... In dieser Paarung sonst selten vereinter Eigenschaften liegt der Reiz, welchen die Persönlichkeit und die Werke Kant's immer ausgeübt haben und welcher ihn unter den Philosophen stets den ersten Platz einnehmen lassen wird.

Mit Recht sagt der Autor von der Lehre Kant's, sie sei „zugleich die Vollendung und die Ueberwindung der Aufklärung". Er betont auch, daß das centrale Princip der Kant'schen Philosophie nicht in einem theoretischen Grundgedanken zu finden ist, daß diese Philosophie nicht ein System ist wie andere Systeme, daß es keinen „Hauptschlüssel" gibt, der „alle Thüren des weitläufigen Gebäudes" aufschließt. Niemand hat die ethische Tendenz im Wesen und in der Lehre Kant's mit glücklicherer Prägnanz des Ausdrucks charakterisirt, keiner hat das „geistige Band", das die gesammten Lehren des königsberger Denkers im Innersten zusammenhält, richtiger bezeichnet:

Die centralisirende und organisirende Kraft dieses Systems liegt nicht in einem abstracten Gedanken, sondern in einer lebendigen Ueberzeugung seines Urhebers. Es ist der unerschütterliche Glaube an die Macht der Vernunft, welcher die gesammte Kant'sche Philosophie belebt und durchwärmt, und es ist dieser Glaube nicht etwa eine erkenntnißtheoretische Ansicht, sondern er überschreitet von vornherein den Kreis der theoretischen Function und nimmt seine Stellung in der sittlichen Vernunft der menschlichen Gattung.

Auch die auf wenigen Seiten ausgeführte biographische Charakteristik des Denkers ist reich an treffenden Aussprüchen, welche beweisen, daß der Autor auch der Individualität, dem persönlichen Wesen und Wirken des Philosophen das feinfühligste anempfindende Interesse entgegenbringt, daß sich zu dem philosophischen Interesse das allgemein menschliche gesellt, welches ihn die sittliche Schönheit und Hoheit in den eigenartigen Zügen eines Charakters, der ihn mit gleicher Ehrfurcht erfüllt wie die Geistesthaten des Denkers, völlig erkennen läßt. „Eine bewunderungswürdige Consequenz, eine großartige Selbstbeherrschung, eine absolute Unterwerfung seiner Lebensthätigkeit unter die erfaßten Ziele, ein eisernes Festhalten an dem erkannten Gehalte des eigenen Lebens: alle diese Züge machen Kant zu einem Charakter, der so gewaltig war wie sein Geist."

Schon in der kurzen biographischen Skizze begegnen wir mancher treffenden Bemerkung über Charakter und Bedeutung einzelner Werke. Die naturwissenschaftlichen Studien und Arbeiten Kant's werden gebührenderweise gewürdigt. „Die unzweifelhafte Größe, welche Kant als Naturforscher besitzt, ist gewiß mit die hervorragendste Grundlage seiner philosophischen Größe." In Sachen des Streits über den Werth und das Verhältniß der ersten und zweiten Auflage der „Kritik der reinen Vernunft" weiß sich der Autor die rechte Unbefangenheit des Urtheils zu wahren. Er gibt zu, daß von den „vielfach verschlungenen Gedankenreihen" einige in der zweiten Auflage eine „entschieden stärkere Betonung" finden. „Aber jeder Vorwurf, als habe Kant in der zweiten Auflage den Geist der ersten verlassen, ist deshalb unberechtigt, weil auch die Töne, die in der zweiten Auflage am stärksten anklingen, ausnahmslos schon in der ersten leise angeschlagen wurden." Und denjenigen, welche in dem „Grundbuch der deutschen Philosophie" ungelöste Räthsel und Schwierigkeiten finden und alle Kraft ihres Witzes aufwenden, ohne dieselben eliminiren zu können, bietet der folgende Ausspruch das Ergebniß eindringlichen Studiums und weitausblickender Geschichtsbetrachtung dar: „Darin gerade besteht das Einzige der Kritik der reinen Vernunft und zugleich der Grund ihrer ungeheuern historischen Wirkung, daß sie alle Gedankengänge der modernen Philosophie ineinander arbeitet, ohne zu einem sich scharf formulirenden, jeden andern Gedanken ausschließenden Abschlusse zu gelangen."

In dem Abschnitt „Kant's philosophische Entwickelung" werden die historischen Voraussetzungen und die Hauptmomente innern Wachsthums der kritischen Philosophie dargestellt. In drei besondern Abschnitten über Kant's theoretische, praktische und ästhetische Philosophie stellt der Autor die wesentlichen Grundzüge der Kant'schen Philosophie, zuvörderst den Gedankengang und die wichtigsten Ergebnisse der kritischen Hauptwerke mit der richtigen Oekonomie in der Vertheilung und Anordnung des Stoffs und mit glücklicher Prägnanz des Ausdrucks dar. Er ist ein zuverlässiger Interpret und Führer in den hellen und ebenen Bahnen wie in den Quergängen der kritischen Erkenntnißtheorie. Es dürfte ihm gelingen, manchen das Verständniß ihrer Bedeutung und des Einflusses, den sie auf das gesammte wissenschaftliche Denken geübt hat, zu vermitteln oder zu erleichtern. Auch die zusammenfassende Darstellung und Interpretation der praktischen Philosophie Kant's gehört zu den tüchtigsten Leistungen des Werks. Der Umstand, daß wir in einigen Einzelheiten mit dem Autor rechten möchten, daß uns zumal einzelne kritische Bemerkungen nicht ganz zutreffend erscheinen, kann die Anerkennung und den Dank für das gelungene Gesammtbild nicht schmälern. Zudem ist im ganzen die hohe Objectivität zu rühmen, mit welcher der berufene Geschichtschreiber den eigenartigen Charakter jeder Lehre, jeder bedeutenden Conception zu voller Geltung kommen läßt, und die Reserve, mit welcher er auf die Geltendmachung der eigenen Meinungen, auf die directe Kritik des Einzelnen verzichtet und sich auf die unausbleibliche immanente Kritik beschränkt, welche auch in der thunlichst objectiven Interpretation der subjective Reflex der Denkweise des Interpreten ist. Diese immanente Kritik macht sich

auch in der Darstellung der praktischen Philosophie Kant's mehrfach in nicht aufdringlicher Weise geltend. Es ist dem Autor besser als den meisten gelungen, den Kern der Kant'schen Ethik aus allem Beiwerk herauszuschälen, das Verhältniß der Erkenntnißtheorie zu dieser Ethik und den eigentlichen Grundton des Kriticismus näher zu bestimmen.

Der Autor charakterisirt in prägnanter Weise die Selbständigkeit der Ethik im Sinne Kant's und die eigenthümliche Tendenz der Kant'schen Ethik:

Die praktische Ueberzeugung ist also von dem theoretischen Wissen vollständig unabhängig; sie kann von demselben weder Unterstützung hoffen noch Bestreitung befürchten. Hier gibt Kant jener Scheidung der Moral von der Metaphysik eine Vertiefung bis in die innerste Analyse der menschlichen Vernunft. . . . Wenn sich gezeigt hat, daß diese nothwendige und allgemein gültige Ueberzeugung vom Wissen weder Bestätigung noch Widerlegung zu erwarten hat, so ergibt sich für sie, daß sie nur geglaubt werden kann, aber auch geglaubt werden soll. Niemand ist ein sittlicher Mensch, der nicht von der absoluten Allgemeingültigkeit und Nothwendigkeit einer sittlichen Verpflichtung überzeugt ist. . . . Wie es sich in der Kritik der reinen Vernunft um die Aufweisung eines allgemeinen und nothwendigen Wissens handelt, so in der Kritik der praktischen Vernunft um diejenige eines allgemeinen und nothwendigen Glaubens.

Und weiter:

Wenn daher Kant auf diesem Grunde eine ethische Metaphysik des Uebersinnlichen aufbaut, so darf man diesen „moralischen Beweis" niemals als einen Beweis im theoretischen Sinne auffassen. . . . In Wahrheit ist Kant's Argumentation eine solche ad hominem, und sie spricht: du glaubst an die Nothwendigkeit und Allgemeingültigkeit des Sittengesetzes, du mußt also auch an alle Bedingungen glauben, unter denen dieselbe allein möglich ist. Diese Bedingungen sind die Freiheit und die übersinnliche Welt. . . . Deshalb gilt es, was Schiller gesagt hat, daß diese Lehre einem, was sich nicht beweisen läßt, ins Gewissen hineinschiebt.

Die Erklärung des ethischen Pessimismus und Rigorismus und des imperativistischen Charakters ist dem Autor so gut gelungen, daß dieselbe manchen Gebildeten das Verständniß der eigentlichen crux der Kant'schen Ethik vermitteln dürfte. Auch die fesselnde Darstellung der Grundlehren der ästhetischen Philosophie Kant's ist eine durchaus anerkennenswerthe Leistung, die dem Werk den Dank vieler Leser eintragen wird. Der Autor würdigt mit sicherm Blick die Bedeutung der ästhetischen Lehren Kant's und charakterisirt die Productionskraft des Kant'schen Genius und dessen Leistungen auf diesem Gebiete, wie es demselben an mancher förderlichen individuellen Voraussetzung gebrach, mit dem feinfühligsten Verständniß. Hier ein Beispiel:

Für die Behauptung, daß das Genie in der Wissenschaft keinen Platz habe, gibt es keine glänzendere Widerlegung, als Kant selbst und seine ästhetische Lehre. . . . Im kimmerischen Norden, wo die Natur ihre Reize sparsam ausgestreut hat, den engen Mauern seiner heimatlichen Feste kaum jemals entronnen, von der Anschauung nennenswerther Werke der bildenden Kunst völlig abgeschlossen, mit dem pedantischen Geschmack des Aufklärungszeitalters in die Werke von Dichtern wie Pope und Haller eingelebt . . . so entwirft dieser Mann in seiner Einsamkeit aus der philosophischen Ueberlegung heraus eine Lehre vom Ursprung der ästhetischen Auffassung und von der Productionsweise des künstlerischen Genies, welche in ihrer Einfachheit bis auf den heutigen Tag das Tiefste ist, was darüber geschrieben wurde, daß unsere beiden großen Dichter in diesem seinem Werke das Geheimniß ihrer eigenen Schöpfungen ausgesprochen finden und es ausdrücklich bekennen: So ist es und nicht anders. . . . Die Kritik der Urtheilskraft ist der Schlußstein des Kant'schen Gedankenbaues. . . . Für den gesammten Zusammenhang des deutschen Lebens am Ende des 18. Jahrhunderts ist kein Werk bedeutsamer geworden als dies.

Die Darstellung der Kant'schen Philosophie darf wol als die glänzendste Leistung des Werks bezeichnet werden. Mit der Fülle des echten wissenschaftlichen Gehalts verbindet sich eine glückliche Prägnanz und schöne Plastik des Ausdrucks, welche das Studium dieser Geschichtsdarstellung zu einem edeln geistigen Genuß machen. Diese Vorzüge eignen auch der Darstellung der nachkantischen Philosophie. Ueber Einzelheiten in der Disposition des Stoffs, wie z. B. über die Zweckmäßigkeit des Unternehmens, die Lehren der führenden, systembildenden Denker nicht in einem Zusammenhang, sondern die einzelnen Kategorien der philosophischen Arbeit großen Stils in besondern Abtheilungen (der ethische Idealismus, der physische Idealismus, der ästhetische Idealismus, der absolute Idealismus, der religiöse Idealismus, der logische Idealismus, der Irrationalismus, der kritische Realismus, der Psychologismus) zu behandeln, oder über das Maß der den einzelnen Systemen zugewandten Aufmerksamkeit und Ausführlichkeit, sowie über Einzelheiten der Interpretation und der hier und dort ausdrücklich geübten Kritik könnte sich streiten lassen. Doch läßt sich trotz etwaiger Meinungsverschiedenheiten nicht leugnen, daß der Autor im großen und ganzen immer à la hauteur de sa mission und den erheblichen Schwierigkeiten gewachsen ist, welche für die unbefangene Geschichtsbetrachtung zumal bei der Darstellung der jüngsten Epoche erwachsen. Es würde viel zu weit führen, jede bedeutende Leistung des Werks hier in Kürze zu registriren. Es muß genügen, nur noch auf einzelne Darstellungen, die uns ganz besonders wohl gelungen erscheinen, kurz hinzuweisen. Da muß vor allem der vorzüglichen Darstellung der Philosophie und insbesondere der praktischen Philosophie Fichte's gedacht werden. Der Autor charakterisirt die durchgreifende ethische Tendenz der Fichte'schen Philosophie und deren Verhältniß zur Lehre Kant's mit feinem und sicherm Verständniß. Fichte's Entfernung von Kant wurzle in dem Bestreben, die menschliche Vernunft zu einer Weltvernunft zu erweitern. Kant lehrte, das Sittengesetz gelte für alle vernünftigen Wesen. Fichte dehne diese Tendenz auf die theoretische Philosophie aus. „Der letzte Grund aller Wirklichkeit liegt im Sollen. Das Ich soll unendlich thätig sein. Darum erzeugt es die Welt seiner Vorstellungen als das Object für diese Thätigkeit. . . . Die Natur hat Sinn nur als Material unserer Pflichterfüllung, deshalb gibt es für die Fichte'sche Lehre keine Naturphilosophie."

„Man darf diese Lehre als ethischen Pantheismus bezeichnen: das ἕν καὶ πᾶν ist für sie das Sittengesetz.“

Eine der schönsten Leistungen des Werks ist auch der Abschnitt über den ästhetischen Idealismus (Schiller und die Romantiker). Schiller's Bedeutung für das deutsche Geistesleben findet der Autor darin, daß „er zuerst mit gleich tiefem Verständniß das Wesen Kant's und dasjenige Goethe's begriff . . . und aus ihrer Verknüpfung das Ideal der höchsten Bildung zu gewinnen suchte“. Er sei „der Prophet des Selbstbewußtseins der modernen Cultur“.

Auch die Darstellung der Lehren von Schelling, Hegel und Herbart sind mit großer Sorgfalt ausgeführt. Das historische Verdienst und die Unzulänglichkeit der Herbart'schen Psychologie, die Verwandtschaft Herbart's mit der vorkantischen Philosophie sind ins richtige Licht gestellt. Bei der Darstellung der Philosophie Schopenhauer's überschreitet der Autor mehrfach die Schranken der immanenten Kritik, wofür man ihm Dank wissen muß, da er den eigentlichen Kern derselben und ihre historische Stellung sehr richtig beurtheilt und unumwunden kennzeichnet. Wenige haben „das glänzende Mosaik des Systems von Arthur Schopenhauer“ so zutreffend beurtheilt. Viele glauben fest an die Neuheit und Originalität des Gehalts der Schopenhauer'schen Philosophie, welche „nur eine überaus originelle Verschiebung der Grundgedanken“ seiner unmittelbaren Vorgänger ist, vor welchen Schopenhauer nur den großen Vorzug besitzt, daß er „zugleich ein Schriftsteller ersten Ranges“ ist. Im übrigen ist in der That keiner der großen Denker „über seine historische Stellung in einer solchen Selbsttäuschung befangen gewesen“.

2. Geschichte der Ethik in der neuern Philosophie. Von Friedrich Jodl. Erster Band: Bis zum Ende des 18. Jahrhunderts, mit einer Einleitung über die antike und christliche Ethik. Stuttgart, Cotta. 1882. Gr. 8. 8 M.

Die zusammenhängende, tiefer eindringende wissenschaftliche Geschichtschreibung der Ethik ist eine jener nicht unwichtigen, des besten Forschungseifers würdigen Aufgaben, welche den Historikern der Philosophie noch manches schöne Stück Arbeit übrig lassen. Die erfolgreiche Bearbeitung anderer Specialgebiete hat längst den Wunsch erregt, daß die gründliche Geschichtsforschung sich auch auf diesem Gebiete mit einem größern Apparat, der frühern Versuchen einer zusammenfassenden Darstellung (z. B. denen von Garve, Schleiermacher, Chalybäus) nicht zu Gebote stand, ans Werk machen möge. An tüchtigen Vorarbeiten fehlte es auch auf diesem Felde nicht völlig. Der Geschichtschreiber, der die Aufgabe in einem größern Rahmen lösen will, wird vielmehr einzelne Monographien, compendiöse Geschichtsdarstellungen, historische und kritische Analysen (so z. B. für die Geschichtsdarstellung der modernen Ethik die Analysen von Schleiermacher und insbesondere den ersten Theil der Ethik von J. H. Fichte) dankbar verwerthen können. Aber es sind immerhin noch beträchtliche Lücken auszufüllen. Das Werk von Jodl kommt demnach einem zeitgemäßen Bedürfniß entgegen, welches um so tiefer empfunden wird, als man nachgerade zu begreifen beginnt, daß die wichtigsten Fragen der modernen Philosophie und zugleich die Lebensfragen der civilisirten Menschheit auf dem Gebiete der Ethik zu lösen sind. Dies Werk von Jodl ist in hohem Grade geeignet, zur Befriedigung dieses Bedürfnisses beizutragen, indem es die Orientirung in den moralphilosophischen Systemen und Schulen erleichtert und manchen guten Einblick in die Entwickelung der ethischen Ideen gewährt.

Der Autor hat den Umfang seiner Aufgabe mit gewissenhafter Selbstbeschränkung abgegrenzt und mit Beiseitelassung des ganzen Gebiets der „angewandten Ethik“, der speciellen Güter- und Pflichtenlehre, der Darstellung der mannichfaltigen Beziehungen und Berührungspunkte zwischen Sitte, Sittlichkeit und Sittenlehre nur die Geschichtschreibung der ethischen Principienlehre und der Moralpsychologie in Angriff genommen. Er weist der Ethik zwei Hauptaufgaben zu, welche die Lösung der beiden Grundfragen aller Ethik betreffen.

„Die erste betrifft die Lösung der Frage: Was ist sittlich! oder: Was ist das Sittliche? Sie sucht durch Sammeln und Vergleichen ethischer Erfahrungen eine Definition und durch Idealisiren dieser Erfahrungen eine Norm zu gewinnen. Die andere betrifft die Lösung der Frage: Wie entsteht das Sittliche? Aus welchen Bedingungen der Weltbeschaffenheit überhaupt und der specifisch menschlichen Anlage im besondern erwächst die Sittlichkeit?“

Die beiden ersten Kapitel, welche eine Darstellung der antiken und der christlichen Ethik in großen Umrissen enthalten, erheben gar nicht den Anspruch auf erschöpfende Vollständigkeit der Darstellung. Doch vermissen wir auch in diesen mit großen Strichen ausgeführten Skizzen keinen charakteristischen Grundzug der antiken Ethik und der christlichen Moral. Gegen die Disposition des Stoffs dürfte sich im einzelnen manches einwenden lassen. Bei der Darstellung der griechisch-römischen Ethik erscheint dem Autor eine systematische Gliederung dienlicher als eine rein historische. Er unterscheidet in der griechischen Ethik zwei Hauptgruppen, eine vorwiegend naturalistische und empiristische und eine vorwiegend speculative, und weist der erstern die kyrenaische, epikureische und aristotelische, der zweiten die platonische Ethik zu. Er datirt die selbständige ethische Reflexion mit Recht von der „Unterwühlung jener substantiellen Sittlichkeit, die den Einzelnen ohne weiteres Nachdenken an die Gesetze seines Staates, an die Sitten und Gewohnheiten seines Volkes band“, kurz von der destructiven Arbeit der Sophistik. Der Kern der einzelnen ethischen Systeme wird mit unbestreitbarem Geschick von allem Beiwerk losgelöst. Und die Hauptsache, der individualistische Charakter der antiken Ethik wird treffend charakterisirt.

Die antike Ethik setzt das Wesen des Sittlichen vorzugsweise in einem irgendwie harmonisch geordneten, mit sich selbst

übereinstimmenden Gesammtzustand des Einzelnen, eine bestimmte Ausbildung desselben seiner ganzen Persönlichkeit nach, sodaß derselbe gewissermaßen als ein Fertiges, in sich Vollendetes der ganzen Außenwelt gegenübersteht. Es ist dies jene ästhetische Auffassung auch des sittlichen Lebens als eines Kunstwerks, welche durch die Aufstellung eines Ideals des sittlich vollendeten Menschen in der Gestalt des Weisen eine so bedeutende Rolle in der antiken Ethik spielt. Der Schwerpunkt ihres sittlichen Ideals liegt in dem schön und richtig geordneten Verhältnisse des Menschen zu sich selbst oder der einzelnen Theile seines Wesens zueinander . . . dies ist, was man mit Recht den individualistischen Zug der antiken Ethik genannt hat.

Auch der entgegengesetzte Grundzug der christlichen Moral und die Verfälschungen ihres tiefsten Kerns durch ethisch werthlose oder geradezu widersittliche eudämonistische Tendenzen im weitern Verlauf der Entwickelung der christlichen Religion und Kirche werden gut charakterisirt:

Im Gegensatz zu dieser Auffassung blitzt nun in dem Ideal der christlichen Liebe die Ahnung von etwas Höherm auf: der Wesensförderung anderer um ihrer selbst willen, unabhängig von dem für den Handelnden daraus resultirenden Gut. Jedoch wird damit in den meisten Fällen zunächst nur die Richtung des Handelns theilweise verändert, aber nicht die Motivation auf eine höhere Stufe gehoben. . . . Die Aeußerungen des Altruismus in der sogenannten Liebesthätigkeit gewinnen eine als sittliche Propädentik werthvolle, aber vom Standpunkte einer wirklichen Socialethik aus völlig verwerfliche Gestalt. . . . Denn für die weitaus größte Zahl der Bekenner des Christenthums waren und sind eudämonistische Gründe bei ihrem altruistischen Handeln ebenso gut, ja in viel plumperer Form maßgebend, als für den Anhänger irgendeiner (?) antiken Philosophenschule.

Bei Plato und Aristoteles wäre ein etwas tieferes Eingehen wünschenswerth gewesen. Dagegen hätte dem „wichtigsten Vermittler zwischen den Anschauungen der althellenischen Philosophie und den philosophischen Bestrebungen des spätern christlichen Abendlandes“, Cicero, eine noch kürzere Besprechung genügt. In dem Abschnitt über die christliche Ethik, der manche verdienstliche Ausführung und treffende kritische Bemerkungen enthält, scheint der Autor die vorhandenen Terrainschwierigkeiten nicht immer mit gleichem Glück überwunden zu haben. Der Gegensatz des ethischen Pessimismus der christlichen Ethik zu dem ethischen Optimismus der antiken Ethik ist sehr richtig charakterisirt. Auch die Bedeutung der schöpferischen Persönlichkeit Jesu für die christliche Moral wird überzeugend dargethan. Der Autor weist dann den Einfluß des Humanismus und der Reformation auf die Entwickelung der ethischen Ideen in der Neuzeit nach und zeigt den mächtigen und hartnäckigen Gegner, dem die Ethik „jedes Stückchen ihrer Selbständigkeit“ abringen mußte, obwol er die Einzelheiten dieses Kampfes nicht schildert. Als der Beginn des neuen Lebens gilt auch ihm die Loslösung der Ethik von der Theologie. Allerdings ist „die Befreiung der Ethik von ihren theologischen Fesseln, die Ausbildung derselben als ein selbständiger Zweig der philosophischen Forschung, nur ein einzelnes Moment in dem auf allen Gebieten des Wissens und Denkens vor sich gehenden Kampfe des freien, weltlichen Denkens gegen den Zwang kirchlicher Autorität, des Rationalismus und Skepticismus gegen Orthodoxie und Supranaturalismus“!

Die Darstellung der Lehren der englischen Moralphilosophen ist die umfangreichste und bedeutendste Leistung des Werks. Auch derjenige, welcher den kritischen Bemerkungen und den hier und dort durchschimmernden, stellenweise auch mit einem gewissen Nachdruck geltend gemachten Ueberzeugungen des Autors in dieser oder jener Frage nicht beizupflichten vermag, wird demselben für manche sorgfältige Analyse, zumal für die Abschnitte über Hobbes, Locke, Hutcheson, Hume, A. Smith, Dank wissen. Die Lehren von Spinoza und Leibniz sind mit unverhältnißmäßiger Ausführlichkeit behandelt und die Bedeutung derselben für die Entwickelung der modernen Ethik wird, wie uns scheint, überschätzt. Das Urtheil des Autors über Hobbes ist in Folgendem zusammengefaßt:

Das ganze Niveau, auf welches er das Sittliche stellt, ist ein sehr niedriges. Er sieht im Menschen nur das selbstsüchtig isolirte Einzelwesen, im Sittlichen nur Mittel zum Zweck eines friedlichen und gesicherten Daseins; er kennt eigentlich nur die naturrechtliche Seite des Ethischen. Seine Folgesätze sind klar und scharf gedacht; aber Feinheit der psychologischen Beobachtung ist nicht seine Sache, und darum ist es nicht der ganze, volle Mensch, sondern nur ein Stück menschlichen Wesens, welches die Grundlage seiner Theorie bildet.

In der Charakteristik der Hume'schen Ethik wäre stellenweise noch größere Klarheit und Prägnanz zu wünschen, obwol der Autor den Stoff selbst beherrscht und gerade in der Lehre dieses Philosophen besonders bewandert ist. Das mit Recht betonte „Schwanken in Hume's Ansichten“ mag eine plastischere und prägnantere Darstellung erschwert haben. Im übrigen enthält auch dieser Abschnitt wohlgelungene Analysen. Die selbsteigene Conception des A. Smith ist vielleicht zu hoch angeschlagen. Auch die relativ ausführliche Behandlung der Lehre des Malebranche dürfte kaum im geraden Verhältniß zu dem specifischen Gewicht derselben stehen. Die Charakteristik der Lehre des Helvetius und die ausführlichen Darstellungen der Spinoza'schen und der Leibniz'schen Ethik enthalten manche dankenswerthe Analyse. In der Kritik klingen hier und da Herbart'sche Töne an, und auch in manchen positiven Erörterungen, die zuweilen den Gang der Untersuchung unterbrechen, darf man wol eine gewisse Hinneigung zur ästhetischen Ethik Herbart's constatiren. Doch ist schwerlich zu befürchten, daß der Autor einer Reception oder auch nur einer organischen Fortbildung dieser Ethik das Wort reden werde, da er nicht nur über die Unzulänglichkeit, sondern auch über die Unzulässigkeit jener ästhetischen Grundtendenz der Ethik im Reinen zu sein scheint. Ein Autor, der sich auf dem Wege umfassender und eindringlicher Forschungen einen erhöhten Standpunkt der Betrachtung gewonnen hat, wird sich nicht leicht verhehlen können, daß die ästhetische Ethik Herbart's — trotz verdienstlicher Bemerkungen und dankenswerther Ausführungen im Detail — ein in seiner Grundlage durchaus verfehltes Unternehmen ist, daß eine wirkliche wissenschaftliche Socialethik mit jener Ethik in principieller

Hinsicht nichts gemein haben und bestenfalls nur Einzelheiten, gute Bemerkungen und Winke, keineswegs aber ihre wesentlichen Principien in derselben anticipirt finden kann. Herbart's Verdienste um die Kennzeichnung der Irrwege der ältern Psychologie und einzelner Aufgaben psychologischer Forschung sowie um die Grundlegung einer wissenschaftlichen Pädagogik in Ehren! Aber seine Ethik müssen wir als einen aussichtslosen Rückfall in jene ästhetische Tendenz älterer Schulen betrachten, für welche es kein eigenthümliches ethisches Kriterium des sittlichen Handelns gibt und welcher der specifische sittliche Maßstab fehlt, da sie ästhetische und ethische Interessen durcheinanderwirft. Eine solche Ethik ist allzu weit von einer wirklichen Socialethik entfernt, jedenfalls viel weiter als die formale, rigoristische Ethik Kant's, die trotz ihrer Einseitigkeit und ihrer Unvollständigkeit, trotz der Mängel in der systematischen Ausführung in der Hauptsache den Zielpunkt getroffen hat. Darin liegt auch ein Grund der durch keinen Wiederbelebungsversuch geänderten Unfruchtbarkeit der Herbart'schen Ethik, die trotz ihrer werthvollen Einzelheiten und ihres schönen Pathos, ja trotz der rührigen akademischen Propaganda keinen tiefen und nachhaltigen Einfluß auf die Bestrebungen dieses Zeitalters gewonnen hat. Selbst auf J. H. Fichte haben mächtigere Einflüsse tiefer eingewirkt. Wir möchten nicht daran zweifeln, daß der zweite Band des Jodl'schen Werks ein klares und objectives Bild der Entwickelung der ethischen Ideen und der wissenschaftlichen Ethik seit Kant bieten und auch dem Versuch Herbart's ohne Ueberschätzung seinen Platz anweisen werde. Der erste Band des Werks ist eine tüchtige Leistung, welche uns dem Abschluß mit den besten Erwartungen entgegensehen läßt.

3. Geschichte der Ethik. Erste Abtheilung: Die Ethik der Griechen und Römer. Von Theobald Ziegler. Bonn, Strauß. 1882. Gr. 8. 8 M.

Auch dieses Werk will dem zeitgemäßen Bedürfniß einer Orientirung in den ethischen Systemen und Bestrebungen der frühern Zeitalter Befriedigung verschaffen. Der Autor betont mit Recht, daß uns eine Ethik noth thut, welche dem wissenschaftlichen Geist des Zeitalters gerecht wird, und daß zunächst eine gründliche Kenntniß ihrer historischen Voraussetzungen wünschenswerth ist. Es sei gleichgültig, ob das künftige Gebäude von ihm oder von einem andern errichtet werde. Aus der vorliegenden Arbeit kann man noch nicht die bestimmte Ueberzeugung gewinnen, daß der Verfasser zur Lösung jener Aufgabe gewissermaßen prädestinirt sei. Doch dürfte sein gegenwärtiges Werk, dessen erster Theil ein relativ selbständiges, in sich abgeschlossenes Ganzes bildet, seinem nähern Zweck, die Orientirung in der Geschichte zu erleichtern, gerecht werden.

Der Autor versichert, er habe sich bemüht, hinter seinem Gegenstand ganz zu verschwinden und jede andere als rein sachliche Polemik zu vermeiden. In der That darf anerkannt werden, daß er sich im großen und ganzen der zweckmäßigen Selbstbeschränkung befleißigt und sich vielfach mit der unausbleiblichen immanenten Kritik der referirenden Geschichtsdarstellung begnügt hat. Gleichwol scheint er in dieser Hinsicht hier und da des Guten zu viel gethan zu haben, da er die Gelegenheit, seine Meinung auch in subtilern Streitfragen gegen E. Zeller, dessen Verdienste er im allgemeinen gebührenderweise würdigt und dem er sein Werk gewidmet hat, sowie gegen andere Bearbeiter desselben Gebiets geltend zu machen, nicht gern vorübergehen läßt. In Fragen der Interpretation dürfte die wissenschaftliche Kritik in den meisten Fällen ohne Vorbehalt den Darlegungen Zeller's beipflichten, welche ein oft geprüftes Ergebniß langjähriger, tief eindringender Forschungsarbeit sind. Diese Parteinahme wird keineswegs der wissenschaftlichen Autorität, welcher der Verfasser durch die Widmung seiner Arbeit ein Zeichen des Dankes und der Verehrung darbringt, sondern den Gründen gelten, auf welche sich die Interpretationen Zeller's stützen. Die Arbeit Ziegler's vereinigt manche Vorzüge der im guten Sinn populären Darstellungen in sich, deren Zweck durch Controversen im Detail wenig gefördert wird. Daß ihm dieser Zweck nicht geradezu fern lag, darauf deutet außer der Verweisung des stattlichen gelehrten Apparats in den Anhang und der gefälligen, hier und da von schönem Pathos getragenen Darstellungsweise die ausführlichere Erörterung mancher elementaren Frage und manches andere zu Gunsten des Werks sprechende Moment.

Der Autor greift anfangs etwas zu weit aus, indem er in dem relativ engen Rahmen seines Werks nicht nur den ethischen Systemen der Philosophen, sondern auch den Anschauungen der Zeit, aus denen jene herausgewachsen sind, nachgehen und selbst die „thatsächlichen Zustände des sittlichen Lebens der Völker“ nicht ganz aus dem Spiele lassen will. Dieses Zuviel corrigirt sich im Laufe der Arbeit von selbst. Nur in den ersten Abschnitten ist dieses Programm breiter ausgeführt. Im übrigen ist das erwähnte Postulat cum grano salis verstanden. Es ist entschieden zu weit gegangen, wenn der Autor in den Lehren der Pythagoräer „die Anfänge einer wirklich wissenschaftlichen (!), echt systematischen Ethik“ finden will und mit Emphase gegen Zeller die Behauptung verficht: „Hier ist der Anfang einer wissenschaftlichen Sittenlehre.“ Dagegen enthält seine Charakteristik der Sophisten und der ethischen Lehren der Sokrates, Plato, Aristoteles manche verdienstliche Ausführungen. Auch scheint er uns das Verwandtschaftsverhältniß der Cyrenaiker und Epikuräer einerseits, der Cyniker und Stoiker andererseits richtiger als manche andere zu beurtheilen. Auch die innern Berührungspunkte, welche diese mit den Epikuräern gemein haben, sind richtig bezeichnet. Es ist nicht unsers Orts, mit dem Autor über Einzelheiten zu rechten oder über die Mängel, welche Specialforscher in dem Werk entdecken und rügen können, die guten Seiten desselben in den Schatten zu stellen. In der Interpretation und in der Kritik mag manches verfehlt sein. Aber im großen und ganzen gibt das Werk ein übersichtliches, nur in einzelnen Theilen mit einer ge-

wissen Sparsamkeit entworfenes Bild des historischen Thatbestandes. Der erste Theil, der auch als ein Werk für sich gelten kann, bildet gleichsam die Ergänzung des Jodl'schen Werks. Beide Werke sollen und werden wol manchem Gebildeten die Orientirung in der Geschichte der Ethik erleichtern.

Friedrich von Baerenbach.

Unterhaltungsliteratur.

1. Witukind. Eine Erzählung aus den Sachsenkriegen Karl's des Großen von Georg Rapp. Zweite Auflage. Bearbeitet und mit einem Vorwort begleitet von Armin Stein. Leipzig, Lehmann. 1882. 8. 3 M. 60 Pf.

Der Bearbeiter rühmt im Vorwort diese Erzählung als eine Perle unserer Literatur. Man darf diesem Lobe beistimmen, soweit es sich auf den reichen, culturhistorischen Gehalt des Buchs bezieht. Ein Hauptverdienst der gediegenen Arbeit liegt auch in der mit wissenschaftlicher Klarheit durchgeführten Vergleichung der altdeutschen Mythologie und des Christenthums. In der heidnischen Weltanschauung ruht der Werth des Lebens auf der Entwickelung der Persönlichkeit; die Götter, Symbole der Naturkräfte, waren zugleich die poetischen Vertreter des Nationalgeistes, als solche aber nur potenzirte Menschen mit deren gesteigerten Tugenden und Schwächen. Das Christenthum dagegen verwarf die selbstsüchtige Bejahung der Persönlichkeit, es forderte von den Einzelnen Selbstüberwindung und Entsagung, und mit Christus kam zum ersten mal ein überirdischer, sündenreiner Gott der Liebe, Mensch geworden, für die ganze Menschheit sich opfernd, in die Welt; die Religion hob sich empor über die Schranken der Nationalität zur Humanität. Den Kampf beider Glaubensrichtungen, den schließlichen Sieg der höhern Ethik des Christenthums über die heidnischen Götter, sowie die politischen Motive, welche in das gewaltige Ringen mit eingriffen, bringt der Verfasser kraft- und lichtvoll zur Anschauung; etwas schwächer zeigt er sich in der Erfindung der poetischen Fabel. Diese muß sich, der einen großen Raum beanspruchenden Geschichte der Sachsenkriege nur beigemischt, aber nicht organisch mit ihr verbunden, mit einer bescheidenen Nebenrolle begnügen. Doch auch in dieser Beengung erwirbt das Werk durch die sittliche Reinheit und das ernste Streben nach einem edeln Ziel unsere Achtung.

2. Cardinal Albrecht. Historische Erzählung aus der Reformationszeit von Armin Stein (H. Nietschmann). Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 1882. 8. 3 M. 60 Pf.

Der Verfasser entwirft ein deutliches Bild der verworrenen Zustände einer in sich schwankend gewordenen, nach neuen Lebensformen ringenden Zeit, zu deren politischer und gesellschaftlicher Zerrissenheit nun auch die religiöse Spaltung gekommen war. Wir sehen den prachtliebenden und freisinnigen Kirchenfürsten Albrecht von Brandenburg, den Freund eines Erasmus, eines Reuchlin, den Förderer der humanistischen Bestrebungen in Deutschland, gedrängt von selbstverschuldeten finanziellen Verlegenheiten, sich an dem päpstlichen Ablaßhandel betheiligen und dadurch in unversöhnlichen Kampf mit Luther gerathen, aus welchem der Augustinermönch siegreich hervorgeht. Auf protestantischem Standpunkte stehend, schließt sich die Erzählung genau der Geschichte der Reformation an; soweit die vorwiegend historische Darstellung sich belletristisch färbt, gipfelt sie in der ungerechten Hinrichtung des Kämmerers Hans von Schönitz, welchen der Cardinal Albrecht fälschlich des Geldunterschleifs bezichtigt, um der gerichtlichen Untersuchung seiner eigenen Miswirthschaft und der Aufdeckung seines sittenlosen Privatlebens vorzubeugen.

Der Autor bewältigt, wenn auch nicht in einem Guß, sondern bruchstückweise, den umfangreichen Stoff sehr anerkennenswerth, soweit es sich darum handelt, diesen für den Historiker, den Philosophen, den Staatsmann klar darzulegen; als Dichter bezwingt er denselben nicht ausreichend; er wird davon beherrscht.

Das Buch beginnt mit der genauen Beschreibung der feierlichen Einzüge Albrecht's in Magdeburg, Halle und Mainz. Diese dreifache Wiederholung desselben Vorgangs spannt von vornherein ab; auch später wird manchmal untergeordneten Episoden zu viel Raum zugemessen, durch die schwerfällige Gliederung der Effect abgeschwächt. Daß es trotz der zersplitterten Vortragsweise dem Buch gelingt, den Leser bis zu dem etwas fragmentarischen Schluß festzuhalten, spricht gewiß für die Begabung des Autors. Ohne Zweifel verschafft eine solche Lektüre mehr wahren Genuß und Nutzen als jene mancher sehr beliebten modernen Romane, welche die Geschichte schamlos fälschen, nur um für die endlos sich hinziehende Liebesgeschichte eines frei erdichteten, alltäglichen Pärchens einen glänzenden Hintergrund zu gewinnen. Der Autor des „Cardinal Albrecht" unterschätzt jedoch eine spannende Romanhandlung im Vordergrund der Historie offenbar zu sehr; seiner Erzählung als solcher mangelt deshalb der einheitliche poetische Faden, welcher, die einzelnen Gruppen und Scenen fest zusammenhaltend, die wißbegierige, aber auch unterhaltungslustige Masse der Leser für den historischen Vorwurf noch viel mehr erwärmen würde.

3. Heitere münchener Stadtgeschichten von Franz Trautmann. München, Braun u. Schneider. 1881. 8. 2 M. 50 Pf.

Gern lauscht man den zu anmuthigen Geschichten ausgesponnenen alten Anekdoten, weil man alle geschilderten Personen in ihrem Thun und Denken, in Tracht und Sitte lebendig vor Augen zu haben meint, während zugleich der ehrwürdige Staub des einst Gewesenen, nie Wiederkehrenden an ihnen haftet. Franz Trautmann, der mit diesem von ihm geschaffenen Genre als eine Sondererscheinung in

der Literatur betrachtet werden darf, bedient sich einer originellen, nur selten in hohle Manier verfallenden Sprache, welche, an den alten Chronikenstil sich anlehnend, durch ihre seltsamen Wendungen und kecken Wortbildungen schon an sich außerordentlich komisch ist. Hinter der anscheinenden Unbehülflichkeit und Gespreiztheit des Ausdrucks guckt oft urplötzlich der Schalk, immer aber ein tiefes Gemüth und Lebenserfahrung hervor. Zuweilen nähert ein wohlangebrachter Federstrich die gelungenen Porträts der längst zu ihren Vätern versammelten Vorfahren der heutigen Münchener etwas der Caricatur, wodurch sie nur noch ergötzlicher wirken. Ein trockener Auszug aus den meist harmlos heitern Geschichten würde von dem eigenthümlichen Reiz der Erzählungsweise nur einen schwachen Begriff geben.

4. Gemittliche Geschichten. Humoresken in schlesischer Mundart von Robert Rößler. Berlin, Janke. 1882. 8. 2 M.

Es scheint fast, als ob die an Ausdrücken für die feinsten Nuancen der Begriffe und Empfindungen so reiche deutsche Sprache dem schlesischen Redebedürfniß nicht genügen konnte; die frisch zugreifende Mundart fing viele fremde Laute, besonders französische, die in ihren Hörbereich kamen, ein und hielt sie unerbittlich fest, wie weiland ein Werber die gepreßten Rekruten, schneiderte ihnen ein wunderliches Kleid und nahm sie ohne philologische Skrupel für den täglichen Sprachgebrauch in Dienst. Gebricht es den „Gemittlichen Geschichten" auch keineswegs an witzigen und gemüthlichen Pointen, so ist doch ihr poetischer Kern etwas mager und sie können sich an nachhaltiger Wirkung nicht messen mit den dramatisch leidenschaftlichen oberbairischen, oder den sentimentalen, trutzigen schwäbischen Bauerngeschichten, in welchen sich das tiefe Gefühl der Individuen nicht durch Reden erschöpft, vielmehr verschlossen gärt und eben deshalb oft in gewaltsamen Thaten ausbricht. In den „Gemittlichen Geschichten" besprechen die Helden das Für und Wider eines Vorhabens weitläufig, bis die objective Verstandesoperation den rohen Willen besiegt hat. Zu einer mächtigen, epischen Handlung kann es daher nur selten kommen; die mit Behagen erzählten Schnurren drehen sich meist darum, wer von zwei Streitenden an Spitzfindigkeit und Geistesgegenwart dem andern über ist. Im Munde eines guten Vorlesers müssen die „Gemittlichen Geschichten" des leider jüngst verstorbenen Verfassers eine mit dem Dialekt halbwegs vertraute Zuhörerschaft höchlich belustigen.

5. Drillinge. Humoristische Erzählungen von Bernhard Stavenow. Vierte Auflage. Bremen, Fischer. 1881. 8. 3 M.

Die am Schluß des Buchs beigedruckten Urtheile der kritischen Presse über frühere Veröffentlichungen des Autors lauten ungemein günstig und wird er als einer unserer besten Humoristen gepriesen. Trifft dieser Ausspruch, an dem wir nicht rütteln wollen, zu, so sind jedenfalls die in einem Band vereinten „Drillinge", betitelt: „Im Verdacht", „Der Herr Neffe" und „Durch die Zeitung", den ältern Geschwistern nicht ganz ebenbürtig. Sie reizen zwar die Lachmuskeln durch ihren vorwiegend possenhaften Inhalt; allein die Absicht, um jeden Preis, selbst auf Kosten der Wahrscheinlichkeit, drastisch und spaßhaft zu sein, überwuchert das eigentlich humoristische Element. Den frischen, von Mutterwitz zeugenden Vortrag entstellen hier und da nicht sehr geschmackvolle Ausdrücke und derbe Scherze. So macht einmal eine Baronin ein Gesicht „wie ein Lohgerber, dem die Felle weggeschwommen sind". Dann zittern einem jungen Mann, der seiner Geliebten gegenüber ein schlechtes Gewissen hat, „die Beine wie ein Lämmerschwanz". Gefragt, weshalb er die Gouvernante Molly nicht mit zu Besuch gebracht, antwortet der Befragte, in der Meinung, es handle sich um einen Hund: „Weil Molly immer so viel — Flöhe hat." Und der Fragende denkt: „Der Junge ist gerade in seinen Ausdrücken, aber recht hat er. Flöhe haben die Weibsleute fast alle, besonders solche alte Jungfern."

Man verzeiht einem beliebten Komiker, wenn er gelegentlich durch einen gewagten faulen Witz dem Publikum der oberſten Galerie etwas Cynisches bietet; das reiche Talent des Vaters der „Drillinge" sollte solch zweifelhaftes Effectmittel vornehm verschmähen; denn er verfügt über ein viel besseres, über die seltene und schöne Gabe, mit schnellem, sicherm Blick das Lächerliche zu entdecken, knapp und schlagend zu charakterisiren und mit wenig Worten eine Situation auszumalen. Zum Beweis ein paar Proben:

Doctor Schönbart hatte Geist, Fleiß und Schulden. Er hatte Schulden, weil er Geist hatte, und war fleißig, weil er Geist und Schulden besaß. ... Als der Doctor eintrat, ging ihm Nini freundlich entgegen, reichte ihm unbefangen ihre kleine, weiße Rechte zum Gruß und führte ihn schweigend zum Sofa. Neugierig horchten mit ihren Blumenohren die weißen Lilien und die blaßblauen Winden unter dem Fenster. Aber die Lilien errötheten nicht und die Winden verhüllten ihr Angesicht nicht über das, was sie hörten! ... Unterdessen war die Empfangsstunde herangerückt. ... Schwarze Leibröcke mit und ohne Orden gingen an seidenen Gewändern vorüber. Falsche Zähne sagten falschen Locken Schmeicheleien. Falsche Gedanken gingen im Diorama süßer Worte spazieren. Der blasse Neid verbarg sich hinter freundlichen Blicken. Die Engel der Liebe und die Furien der Leidenschaft flatterten durch die Gesellschaft. Und über alles hauchte der Sehnsuchtswalzer sein melodisches „O süße Sehnsucht"!

6. Die Topi-wallas. Ein Roman für Männer, von S. A. Staszynski. Berlin, Dreyer. 1882. 8. 1 M. 50 Pf.

Der Autor kleidet seine phantastisch-allegorische Erzählung in das Gewand bruchstückweiser Aufzeichnungen, welche er aus einer zufällig entdeckten, vergilbten Handschrift eines Unbekannten entziffert hat. Wir erfahren daraus, daß Rambozo, ein König der Topi-wallas, anstatt selbst zu regieren, seinen gewaltigen Kanzler Kah-Chinga schalten und walten läßt. Dieser, ein dämonisch angelegter Charakter, weiß sich alle Menschenkraft dienstbar zu machen und schreckt vor den verwerflichsten Mitteln nicht zurück, um seine Pläne durchzusetzen; er legt den Topi-wallas, einem gutmüthigen, aber durch entwürdigende Sklaverei erbärmlich verkommenen Volk von hündisch demüthiger Gesinnung,

furchtbare Steuern auf, zwingt sie zum Heerdienst und unterdrückt jede freie Meinungsäußerung. Die Losung dieses bitterbösen Kanzlers heißt „Gewalt"; er spricht jeder Gesetzlichkeit und Menschlichkeit Hohn, ja er fürchtet nicht einmal den Teufel, sondern erholt sich in zweifelhaften Fällen sogar dessen Rath und Hülfe. Aber ein ganzer Mann, das muß ihm selbst der wüthende Haß des Unbekannten lassen, ist dieser Kah-Chinga doch; denn er erreicht das vorgesetzte Ziel, indem er durch glücklich geführte Kriege die Topi-wallas zum mächtigsten Volk der Erde macht. Nach des Kanzlers und Nambozo's Tod gibt des letztern Sohn den Topi-wallas die bürgerliche Freiheit, hält die Priesterkaste im Zaum und führt durch eine allgemeine Entwaffnung die bisher vergeblich ersehnte Zeit des ewigen Weltfriedens herbei.

In der Vorbemerkung schließt der Autor seine Einladung an jeden Unbefangenen, sich zu ihm ins Gras zu setzen und mit ihm die vergilbten Hefte des Unbekannten zu durchblättern, mit den Worten: „Sollte wirklich jemand eine Ameise anlaufen — nun der kratze sich." Von dieser überaus freundlichen Erlaubniß Gebrauch zu machen, kann die Kritik, falls die Lektüre des Buchs das gewünschte Jucken hervorrufen sollte, niemand verwehren; dagegen möchte sie höflichst gegen die Bezeichnung dieses anspruchsvoll auftretenden Machwerks als „Roman für Männer" Einsprache erheben. Das Buch ist in sehr heftiger, schwülstiger, aber doch in deutscher Sprache geschrieben, soll also wol ein Roman für „deutsche" Männer sein. Unter den letztern dürften sich indeß nur sehr wenige finden, welche dem Autor für die Entzifferung der Aufzeichnungen seines Unbekannten danken. Sie wären entschieden besser unentdeckt geblieben.

7. Die Strandprinzessin. Erzählung von M. Diesterweg. Berlin, Janke. 1881. 8. 1 M.

Ein durch tolle Verschwendung ruinirter Freiherr Ernst vom Berge heirathet, angelockt von der großen Mitgift, die Tochter des Fabrikanten Wohlhardt. Diese Verbindung fällt, obwol ein Töchterchen Cordula, genannt die Strandprinzessin, lieblich heranblüht, sehr unglücklich aus, da der Baron die ungeliebte Gattin sehr vernachlässigt und fern von ihr den leichtsinnigsten Lebenswandel führt. Cordula's Mutter erliegt endlich dem Gram; der alte Wohlhardt übernimmt die Erziehung seiner Enkelin, welcher er seinen eigenen Haß gegen ihren Vater einzuimpfen sucht. Durch eine große Erbschaft von dem Schwiegervater unabhängig geworden, ruft Baron Ernst seine Tochter zu sich zurück und schreitet abermals zur Ehe mit einem zwar mittellosen, aber durch Schönheit und alten Adel ausgezeichneten, allgemein gefeierten Hoffräulein. Nur zu bald rechtfertigt die neue Baronin vom Berge das Vorurtheil Cordula's gegen eine Stiefmutter, die, wie folgt, charakterisirt wird:

Die Genugthuung befriedigten Ehrgeizes, erfüllten Stolzes, täglich neuer Triumphe vermehrten den maßlosen Dünkel Adelgunde's, fachten in eitler Selbstüberhebung ihre kalte Herzlosigkeit aufs äußerste an. Was galten ihr die übernommenen Pflichten gegen Gatten und Tochter . . . war ihr doch die Ehe nur Mittel zum Zweck, eine Episode in der Komödie des Lebens, dazu dienend, ihr die gewünschten Vortheile zu bieten.

Die kokette, egoistische Adelgunde hat den heimlich mit ihr verlobt gewesenen Grafen Egon von Rothenkirch, der ihr nur eine bescheidene Stellung bieten konnte, aufgegeben, sobald der vermögendere Baron vom Berge um sie warb. Nun verfolgt sie Egon mit ihrer wiedererwachten Liebe und fordert ihn auf, mit ihr zu fliehen. Graf Egon jedoch findet in seiner treuen Neigung zu der Strandprinzessin die Kraft, der Versucherin zu widerstehen. Die Verschmähte fälscht, um sich an Egon und der Stieftochter zu rächen, das Datum eines Liebesbriefs, den ihr Egon einst geschrieben. Cordula, im Glauben, der Graf unterhalte mit der Stiefmutter ein sträfliches Verhältniß, entweicht aus dem Schloß und kehrt zu dem Vater ihrer Mutter zurück. An der sehr verbrauchten Briefintrigue hat sich ein Lieutenant Baron Senckow betheiligt, der zu Adelgunde in intimer Beziehung steht, in der Hoffnung, durch sie die Hand der reichen Strandprinzessin zu erhalten. Hierin getäuscht, sucht er bei Adelgunde selbst Ersatz, und der Baron Ernst vom Berge kommt bald in die unangenehme, wenn auch in Romanen nicht ungewöhnliche Lage, einem zärtlichen Zwiegespräch seiner Frau und Senckow's als Ohrenzeuge anwohnen zu müssen. Der betrogene Gatte steigt zu Pferde, um dem Räuber seiner Ehre nachzufolgen und ihn zu tödten; auf dem Wege stürzt er während eines Unwetters von einer 300 Fuß hoch senkrecht über dem Meer emporsteigenden Felsenklippe hinab. Seine Witwe Adelgunde eilt sobald als thunlich zu Baron Senckow, bereit, ihm für das ganze Leben anzugehören. Der inzwischen von Graf Egon im Duell zum Krüppel Geschossene weist das ihm zugedachte Glück höhnisch zurück. Die Strandprinzessin aber und Egon, der sich zu seinem aristokratischen einen berühmten Namen als Dichter erworben, reichen sich, vom alten Wohlhardt gesegnet, die Hand zum ewigen Bund.

Die meisten Vorgänge sowie die schablonenhaften Gestalten des Romans bewegen sich ziemlich gespreizt in stark ausgetretenen Pfaden. Tonfall, Zeitmaß und Temperatur des Vortrags ändern sich von Anfang bis zum Schluß nicht wesentlich. Der Autor bemüht sich wol, einzelne effectvollere Ereignisse oder Momente, die einen gesteigerten Gefühlsausbruch erheischen, über das flache Niveau herauszuheben; jedoch die meist wohlgefeilte, sehr gewandte Schreibweise erzeugt keine unmittelbar zum Herzen dringenden einfachen Naturlaute. Greifen wir die nächstbeste Stelle als Stilprobe heraus:

Wie Schmetterlinge umflattern die Offiziere in den goldgestickten Uniformen der verschiedensten Regimenter die in reichen Toiletten prangenden Damen. Manches tändelnde, leicht hingeworfene Liebeswort bildet das erste Glied jener von Gott Amor geschlungenen Kette, die unerbittlich zu Hymen's Altar führt.

All die schönen Worte entsprießen nicht dem frischen Quell der Poesie; die farbenglänzenden Redeblumen sind, wenn auch mit Fleiß und Geschick, gemachte und duften

nur so lange, als der künstliche Parfum eines herkömmlich süßen, einst beliebt gewesenen Romanstils vorhält.

8. Ein Tropfen von J. Boy-Ed. Hamburg, O. Meißner. 1882. 8. 2 M. 50 Pf.

Das Buch enthält drei Novellen. In der ersten: „Ein Tropfen", bemüht sich der junge, elegante Graf Konstantin um die Hand der um fünf Jahre ältern, verwitweten Baronin Marianne von Plüskow. Sie liebt den schönen Mann leidenschaftlich, aber auch so beispiellos uneigennützig, daß sie nur an das Glück seiner Zukunft, nicht an sich selbst denkt. Ihr schon leise ergrauendes Haar sagt ihr, daß Konstantin's Neigung zu einer alternden Frau bald erkalten müsse. Der immer glühender Werbende will ihr diese Bedenken ausreden; sie bleibt aber fest und weigert sich, seine Gattin zu werden. Gleichwol fühlt sie das innigste Mitleid mit seinen Qualen, und da sie selbst die höchste Lebenswonne nie genossen und sich wenigstens nach einem „Tropfen" Seligkeit sehnt, faßt sie den heroischen Entschluß, sich dem Geliebten hinzugeben, ohne ihm seine Freiheit zu rauben. In langer Rede trägt sie ihm die Gründe, welche nach ihrer Ansicht ihre Handlungsweise rechtfertigen sollen, vor. Diese heiklen Eröffnungen der mit voller Zurechnungsfähigkeit sich wegwerfenden Frau nehmen sich in ihrem eigenen Munde nicht sehr anziehend aus. Die Dialogform ist hier jedenfalls nicht am Platz, während eine geschickte Schilderung der leidenschaftlichen Gefühle das Anstößige des verblendeten Opfermuthes vielleicht gemildert hätte. Uebrigens beurtheilt die Baronin den Charakter ihres Konstantin ganz richtig. Nachdem er der Minne höchsten Lohn empfangen, verläßt er Marianne und freit ein jüngeres Weib. Wenn Alltagsmenschen gleich diesem Konstantin, in außergewöhnliche Situation versetzt, gemein handeln, so ist dies ganz logisch; aber durch das Misverhältniß zwischen Sollen und Können entsteht ein komisches Element, welches die ernsteste Behandlung nicht völlig verdecken kann; der innere Widerspruch gestattet keine reine, künstlerische Lösung.

Auch die zweite Novelle: „Seines Kindes Stimme", krankt an diesem Fehler; auch hier zeigt sich ein recht gewöhnlicher Mann, in außerordentliche Lage gerathen, der Aufgabe nicht gewachsen, und nur ein zufälliges Ereigniß vermittelt einen guten Ausgang.

„In Nacht und Grauen", die letzte Novelle, schildert den krankhaften Seelenzustand einer Frau, die zur Klasse der unbefriedigten Weiber gehört. An einen alten, prosaischen Mann, der sie nicht versteht, gefesselt, lernt sie einen jüngern kennen, der sie bezaubert. Der aufregende Kampf zwischen Pflicht und Liebe steigert ihr Nervenleiden bis zum Wahnsinn, und sie endet durch Selbstmord.

An dem glatten, sichern Stil ist nichts auszusetzen; die Stoffe der Novellen erwecken Interesse, die Charakteristik bleibt aber etwas oberflächlich; die zuweilen erzwungene Glut der geschilderten Empfindungen verhält sich zum Feuer wahrer Leidenschaft wie Treibhausschwüle zur freien Sonnenwärme.

9. Der Herr Etatsrath. Die Söhne des Senators. Novellen von Theodor Storm. Berlin, Paetel. 1881. 8. 4 M.

Der Herr Etatsrath, ein egoistischer Sonderling und einsam lebender Gewohnheitstrinker, kümmert sich wenig um seine beiden Kinder, den talentvollen Archimedes und die zarte Sophie. Dem Vaterherzen fernstehend, müssen sich die Geschwister die Bevormundung des Verwalters und Kammerdieners Käfer, dem der Etatsrath unbedingtes Vertrauen schenkt, gefallen lassen. Ein Schüler und Freund des Archimedes bittet den gefürchteten Etatsrath, er möge des Sohnes Lieblingswunsch, die Universität zu besuchen, erfüllen, wird aber von dem geizigen Manne abgewiesen. Der Versuch, die in eigenartiger Schönheit heranreifende Sophie in die bessern Gesellschaftskreise einzuführen, scheitert an dem übeln Rufe ihres Vaters, der als Trunkenbold allgemein gemieden wird. Plötzlich gibt der Etatsrath, auf Betreiben seines Factotums Käfer, dem Sohne die Erlaubniß zu studiren. Archimedes und sein Freund reisen nach der Universitätsstadt; dort ereilt den erstern, der die Trunksucht des Vaters, aber nicht dessen robuste Natur geerbt zu haben scheint, ein früher Tod. Der Freund begräbt ihn und begibt sich zum Etatsrath, damit dieser die hinterlassenen Schulden des Verblichenen tilge. Der unnatürliche Vater weigert sich dessen, zeigt überhaupt wenig Schmerz über den Verlust des Sohnes. Sophie verräth dem Freunde ihres Bruders allerdings eine wahre, innige Trauer; sie benimmt sich aber so schen und seltsam gegen ihn, daß er voll Bestürzung sich bei Verwandten nach der Ursache dieser Veränderung erkundigt; man zuckt die Achseln, man weicht ihm aus. Da löst der Tod Sophie's das Räthsel, das aller Welt, außer dem Freunde, längst keins mehr war. Der Sarg, in welchem man Sophie zur ewigen Ruhe bettet, umschließt noch eine Leiche — die ihres Kindes.

Dem schändlichen Käfer war es, nachdem er Sophie's Bruder und dessen Freund aus dem Hause entfernt hatte, leicht geworden, das schutzlose Mädchen zu verführen. Und der Etatsrath? Was that er, um die Tochter an dem Verführer, der auf Reisen geht, zu rächen? Er lebte ruhig fort, als wenn nichts geschehen wäre, bis er dem Laufe der Natur nach zu seinen Vätern versammelt ward.

Der Autor hält Sophie und Käfer im Hintergrunde der Erzählung, wofür man ihm dankt. Die gewöhnliche Geschichte bleibt besser im Resultat angedeutet als im Detail ausgeführt. Mit dem Leser verkehren direct eigentlich nur die Nebenpersonen. Ueber die Ursache der sonderbaren Gemüthsverschrobenheit des Etatsraths erhält man keine erschöpfende Aufklärung. Diese mittelbare Art der Darstellung verleiht der Erzählung etwas Geheimnißvolles, Schattenhaftes und regt gleich einem alten Bilde, dessen Farben tief nachgedunkelt haben, die Phantasie an.

In der zweiten Novelle: „Die Söhne des Senators", führt uns der Autor ebenfalls mit Sonderlingen zusammen; aber hier wandeln sie in heller Beleuchtung, es bleibt uns

nichts zu errathen übrig. Der Streit zwischen zwei Brüdern, den Erben eines reichen Senators, um den Besitz des Familiengartens wird uns in seinem ganzen, etwas zu langem Verlaufe in den kleinsten Einzelheiten aufs genaueste berichtet. Die Entstehung des Conflicts, die Steigerung und die endliche Versöhnung sind mit echtem Humor begründet und die altväterlich biedern, trotzigen und doch warmfühlenden Menschen mit Liebe gezeichnet.

Friedrich Karl Schubert.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Vermischte Schriften.

1. Schwizerdütsch. Sammlung deutsch-schweizerischer Mundart-Literatur. Gesammelt und herausgegeben von O. Sutermeister. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. 1882. 8. In Heften zu 50 Pf.

Das dreizehnte bis sechzehnte Heft dieser hübschen Sammlung, die wir bereits in Nr. 44 d. Bl. f. 1882 anzeigten, enthalten: aus dem Canton Basel, drittes, und aus dem Canton Zürich, zweites bis viertes Heft. Den Inhalt bilden durchweg kleinere poetische Stücke in Versen. Aus dem Canton Basel dürften als besonders charakteristisch genannt werden: die Geschichte von Wilhelm Tell und diejenige von Goliath und David, aus dem Canton Zürich die derbrealistischen und doch anmuthigen Partien aus Corrodi's Idyllen: „Der Herr Vicari" und „Der Herr Docter" und ein Kinderlustspiel von demselben, endlich die dramatischen Lebensbilder „Storchenegg-Anneli" und „Kriegsjammer" von Jakob Stutz, einem Autodidakten, der als Knecht angefangen und Lehrer geworden. Die Sammlung verspricht ein wahrer Schatz wunderlichen Dichtens und Trachtens der deutschen Schweiz zu werden und dadurch dauernden Werth zu erhalten.

2. J. G. Findel's Schriften über Freimaurerei. Erster Band: Die Grundsätze der Freimaurerei im Völkerleben. Zweiter Band: Geist und Form der Freimaurerei. Leipzig, Findel. 1882. Gr. 8. 7 M.

Der Name des Verfassers hat einen so guten Klang unter den freisinnigen und fortschrittlichen Gruppen der Freimaurerbrüderschaft, daß diese gesammelten, vermehrten und verbesserten Reproductionen seiner größern freimaurerischen Schriften (zu denen noch seine bedeutendste, die „Geschichte der Freimaurerei" kommen wird) in den genannten Kreisen eine höchst sympathische Aufnahme finden und hochwillkommen sein werden. Und nicht nur das! Auch das nichtmaurerische Publikum wird diese faßlichen und lesbaren Schriften, die trotz ihres mäßigen Umfangs ganze Bibliotheken über Freimaurerei ersetzen, gewiß nicht ohne großes Interesse und großen Nutzen kennen lernen und daraus jedenfalls weit mehr und eine ganz andere Belehrung schöpfen, als aus dem „Signalstern", „Sarsena" und andern Veröffentlichungen dieser Art, die von sehr zweifelhaftem Werthe sind. Findel hat sich, indem er die Freimaurerei, nicht um der Geheimnißsucht zu schmeicheln, sondern um ernst und würdig und zugleich anziehend zu belehren, popularisirte, ohne Frage ein großes Verdienst erworben.

3. Ulli. Geschichte eines unerzogenen Mädchens. Von E. Biller. Leipzig, Reißner. 1882. 8. 3 M. 60 Pf.

Ein idealer, im schönsten Sinne romantischer Hauch durchweht diese, wie der Leser sehen wird, aus tiefstem Herzen heraus geschriebene, von Waldesduft und gesunder Luft erfüllte Erzählung, welche das Problem löst, das begabte Kind eines heruntergekommenen adelichen Vaters, das dieser aus bornirtem Stolze wild aufwachsen ließ, durch bunte Schicksale in den Hafen des Glücks und zur Erkenntniß der wahren Ziele des Lebens zu führen. Die Conflicte, in welche das Naturkind mit den unwahren und verkünstelten Sitten und Ansichten der sogenannten feinen und vornehmen Welt und mit den rauhen Seiten des Lebens geräth, sind ebenso treffend geschildert, wie die Lösung des Knotens durch ihren zauberhaften Reiz anspricht.

4. Fürstin und Frau. Ein Charakter- und Sittengemälde aus der holländischen Geschichte, von S. Kautzmann-van Osterzee. Autorisirte Uebersetzung von Mathilde Karstens. Mit einem Vorwort von O. Funcke. Basel, Schneider. 1883. Gr. 8. 3 M.

Es handelt sich in diesem ernst und ohne alles Haschen nach Sensation und Effect geschriebenen Roman um das Leben der holländischen Gräfin Jakoba im 15. Jahrhundert. Wir wollen nur daran erinnern, daß die Geschichte in die wilden Kämpfe der Kabeljauschen und der Hoekschen Partei fällt, welche gegen Ende des Mittelalters Holland zerfleischten und uns durch die bittern Schicksale und daraus hervorgehenden Wandlungen im Charakter der Heldin, einem ruhigen Strome gleich, mit dramatischer Klarheit und ohne epische Breite führt. Sie wird gewiß für jeden Freund des historischen Romans eine angenehme Lektüre sein.

Otto Henne-Am Rhyn.

Eine neue Uebersetzung der Odyssee.

Homer's Odyssee. Metrisch übersetzt von Adolf Kähler. Löbau Westpr., Skrzeczek. 1882. Gr. 8. 3 M.

Der Uebersetzer Adolf Kähler spricht im Vorwort zur Rechtfertigung seiner Uebersetzung sich gegen die Voß'sche aus, welche reich an Ecken und Härten sei und dem Leser den Genuß größerer Partien in einem Zuge erschwere, ja unmöglich mache. Auch Voß' bisherige Nachfolger hätten die Grenze des Erreichbaren nicht gezogen, indem keiner das Ideal der Uebersetzungsaufgabe, eine innige Verschmelzung der Naivetät und Erhabenheit dieser Dichtung ganz zu verwirklichen vermocht habe; freilich — fügt Kähler hinzu — werde diese Aufgabe vollständig wohl keiner je lösen, womit er allerdings bescheiden zugibt, daß auch er eine solche Hoffnung nicht gehegt habe. Vielmehr hat er nur den Homerischen Geist, der jede Homer-Uebersetzung durchwehe, auch seinerseits erfassen und in gefälliger Form auch andere für den Dichter gewinnen wollen; bei seiner Uebersetzung aber hat er sich in erster Linie an diejenigen von Wilhelm Ehrenthal und Johannes Minckwitz angeschlossen. Ob es nun Adolf Kähler gelungen ist, seine Vorgänger zu verdrängen oder doch zu übertreffen, wer mag das entscheiden? Finden sich doch bei dem einen Schönheiten, welche der andere übersehen hat, und bei diesem wieder solche, welche jenem entgangen sind. Verständlich ist die Kähler'sche Uebersetzung und trifft auch, soweit ich verglichen, meist den Sinn, gar oft auch in glücklicher Weise den Wortlaut des Originals. Daß er den alten Voß indeß uns entbehrlicher gemacht habe, als seine Vorgänger es vermocht: das möchte ich bezweifeln, und insofern kann man nicht eben behaupten, daß diese neueste Homer-Uebersetzung einem dringenden Bedürfniß abgeholfen hätte. Nichtsdestoweniger hat sie neben ihren Vorgängerinnen doch auch ihre volle Existenzberechtigung und verdient denjenigen, welche gern zwischen gleich guten Uebertragungen Vergleiche anstellen möchten, neben so mancher frühern guten Odyssee-Uebersetzung empfohlen zu werden. Ich beschränke mich darauf, im Nachstehenden nur eine kleine Probe aus der Kähler'schen Uebersetzung zu geben, und wähle zu dem Zweck die bekannten ersten zehn Verse des ersten Gesangs, welche dem Leser ungefähr ein Bild davon geben, was er von dieser neuesten Odyssee-Uebersetzung zu halten hat, und welche hinlänglich zeigen, daß die Uebersetzung sich neben ihren Vorgängerinnen sehen lassen kann, wenngleich sie neben ihren Vorzügen auch ihre Schwächen hat. Die Verse lauten bei Kähler:

Von dem gewandtesten Helden erzähl' mir, o Muse, der weithin
Wurde verstürmt, als Troja, die heilige Stadt, er zerstöret;
Der viel Städte der Menschen gesehn und ihre Gesinnung,
Auch in dem Meer viel Schmerzen erlitt in seinem Gemüthe,
Um sein Leben im Kampf, und um der Gefährten Zurückkunft.
Dennoch gelang es ihm nicht, sie zu retten, wie sehr er bemüht war,
Denn sie schufen sich selbst durch eigene Schuld ihr Verderben;
Thörichte! da sie den Hunger an Helios' heiligen Rindern
Stillten. Dieser dafür nahm ihnen den Tag der Zurückkunft.
Hiervon erzähle, o Tochter des Zeus, auch uns nach Belieben.

Den Sinn dieser Verse wird jeder mühelos verstehen: es ist die Sprache eines gebildeten Deutschen, der stellenweise sich uns auch als ein recht poetischer Kopf erweist, der aber gleich allen seinen Vorgängern fast ebenso oft irrt, wie er das Richtige trifft. Gleich beim ersten Wort beginnt er mit einem kleinen Irrthum. Ich wenigstens übersetze mit Fäsi und Ameis wörtlich: „Von dem vielgewanderten", welches Wort dann der folgende Relativsatz näher erklärt; die Bedeutung „gewandt, verschlagen" des Wortes ist erst eine übertragene; im eigentlichen Sinne bedeutet das Homerische Wort einerseits „wechselvoll" (von Dingen), andererseits (von Personen) „der an vielen Orten sich herumgetrieben hat". Auch Voß hat nicht ganz richtig übersetzt, indem er „vom Vielgewandten" spricht; nun aber gar der „gewandteste", das ist von Odysseus denn trotz seiner vielgerühmten Schlauheit doch zu viel gesagt. Sodann entsprechen auch die folgenden Worte „der weithin wurde verstürmt" nicht dem Urtext. Da hat der alte Voß gleichfalls das Richtigere getroffen, indem er setzt: „der vielfach umgeirrt", es muß wörtlich heißen: „der oft, vielfach umhergetrieben wurde"; von „weithin" ist keine Rede hier, und „verstürmen" ist zwar dem Sinne nach klar, aber ein gutes deutsches Wort ist es nicht. Daß Kähler statt des Voß'schen „Sitte" das richtige Wort des Urtextes „Gesinnung" verdeutscht, ist dagegen zu billigen. In dem vierten Vers aber schon gebe ich wieder Voß den Vorzug, der, das zweimalige „in" vermeidend, von „viel herzkränkenden Schmerzen" spricht. Ebenso hat Voß schon wieder in dem nächsten Vers das Bessere getroffen, indem er das Particip des Originals, das er mit „strebend" übersetzt, beibehielt, wodurch der Satz viel klarer wird. Im übrigen stimmen Voß und Kähler in diesen und den folgenden Worten dem Sinne nach ganz überein. Nur im zehnten Verse weichen sie wieder voneinander ab. Voß läßt hier den Dichter verlangen, daß ihm die Muse davon „ein Weniges sage"; Kähler, daß sie „nach Belieben erzähle". Keins aber von beiden ist zutreffend; denn das betreffende Wort im Urtext drückt die Richtung von woher aus. Homer will sagen: „fange von irgendeinem Punkte in diesen Ereignissen an". So sieht man, daß die Nachfolger des wackern Voß nicht immer die Sache besser gemacht haben als dieser. Freilich finden sich auch wieder ganze Stellen, wo Kähler's Uebersetzung der Vorzug gebührt; doch schwankt die Wage beständig zwischen ihm und seinen Vorgängern, selbst dem alten Voß, hin und her, und so läßt sich mit Bestimmtheit nicht entscheiden, ob es dem neuesten Odyssee-Uebersetzer gelingen wird, seine Arbeit populär zu machen. Mustergültig ist sie nicht, aber ebenso wenig zu verwerfen.

Karl Siegen.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Von den in d. Bl. bereits rühmend angezeigten Werke: „Die Baukunst des Mittelalters in Italien“ von Oskar Mothes (Jena, Costenoble), liegt uns der vierte Theil vor. Derselbe umfaßt die Bauten in der Lombardei, Ferrara, Bergamo, Padua, Mailand, Parma, Pavia, Bologna, Sicilien (diese in besonders reicher Ausführung), Apulien und Calabrien. Auch dieser Band bringt uns wieder eine große Fülle von gelehrtem Material, sodaß das Werk schlechterdings nur für Fachleute verständlich ist. Trotz alles früher schon gespendeten Lobes dürfen wir nicht verschweigen, daß vor lauter Aufspeicherung von Notizen der Verfasser es oftmals nicht zu geschlossenen, lebensvollen Bildern bringt; er hat mit seltenem Fleiß Stoff zusammengetragen zu einer eigentlich erst noch zu schreibenden Geschichte, in welcher man das Scholienhafte weniger merkt. Als Quellenwerk aber für das Thema des Titels ist es jedenfalls das beste, das wir besitzen.

— Aus der Sammlung der „Deutschen Zeit- und Streitfragen“, herausgegeben von Franz von Holtzendorff (Berlin, Habel), liegen uns vor Heft 181—183, welche folgende Themata in der gewohnten populärwissenschaftlichen Weise behandeln: „Die Arbeiterfrage im Kaufmannsstande“ von Karl Bücher, „Ueber Wesen und Zweck des wissenschaftlichen Studiums“ von Professor H. Siebeck, „Die Schulüberbürdungsfrage“ von Heinrich Lacher. Hieran reihen sich aus der „Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge“, herausgegeben von Rudolf Virchow und Franz von Holtzendorff (Berlin, Habel), Heft 415—418, in denen folgende Themata uns entgegentreten: „Die Farbenwelt“ von Max Schasler, „Der leere Raum“ von E. Gerland, „Küche und Keller in Alt-Rom“ von Günther Saalfeld, „Die Entwickelung der altgriechischen Heilkunde“ von Professor Uffelmann. Der bekannte Ruf dieser Sammlungen überhebt uns jeder Empfehlung.

Ausländische Literatur.

Von „I Motivi del diritto amministrativo volgarizzati“ von Tito Carenvali liegt die zweite durchgesehene Auflage vor (Fermo, Bacher). Der Inhalt dieses Bandes ist „Le funzioni amministrative nell' ordine sociale“ und entspricht diese Sammlung mit ihrer volksthümlichen Belehrung über Politik und Verwaltung einer ganz ähnlichen, seit einiger Zeit in England erscheinenden. Es wäre ein gleiches Unternehmen auch für Deutschland sehr wünschenswerth.

— Aus dem Verlage von Hermann Loescher in Turin ging uns die erste Nummer des „Giornale Storico della Letteratura Italiana“, redigirt von Arturo Graf, Francesco Novati und Rodolfo Renier zu. Die Zeitschrift erscheint alle zwei Monate in einem Umfange von 10 Druckbogen und kostet fürs Ausland 15 Lire pro Semester, 28 Lire pro Jahr. Das vorliegende Heft, in groß Octav und eleganter Ausstattung, enthält das Programm und als selbständige Artikel: „La coltura bolognese dei secoli XII e XIII“ von Tommaso Casini und „Inventario dei codici della biblioteca Visconteo-Sforzesca, redatto da Ser Facino da Fabriano nel 1459 e 1469“ von G. Mazzatinti; außerdem „Varietà“ und „Rassegna Bibliografica“. Den Anhang bilden: „Bolletino bibliografico, Spoglio delle pubblicazioni periodiche“ und „Cronaca.“

— Im Brockhaus'schen Verlag sind erschienen: „Nouvelle méthode pratique et facile pour apprendre la langue portugaise composée d'aprés les principes de F. Ahn par F. de Lencastre“, erster, zweiter und dritter Cursus, woran sich schließt: „Traduction des thèmes français“ zum ersten und zweiten Cursus als Schlüssel. Ferner: „Nuevo Método para aprendar el idioma aleman segun el sistema de F. Ahn par D. Camilo Vallés“, zweiter Cursus. Das Praktische der Ahn'schen Methode ist bekannt und bedarf keiner weitern Empfehlung.

— Von den in Washington von der Unterrichtsbehörde herausgegebenen „Circulars of Information“ liegt uns Nr. 1 von 1883 vor, welches interessante Mittheilungen über: „Legal Provisions respecting the Examination and Licensing of Teachers“ enthält.

Bibliographie.

Albert, M., Die Flandrer am Alt. Historisches Schauspiel. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 2 M.

Andresen, K. G., Konkurrenzen in der Erklärung der deutschen Geschlechtsnamen. Heilbronn, Henninger. Gr. 8. 3 M.

Politische Correspondenz Friedrich's des Grossen. 10ter Bd. Berlin, A. Duncker. Gr. 8. 14 M.

Dimitz, A., Die Habsburger und ihr Wirken in Krain 1282—1882. Festschrift zur Feier des sechshundertjährigen Jubiläums der Vereinigung Krains mit Oesterreich. Herausgegeben von dem Krainischen Landesausschusse. Laibach, v. Kleinmayr u. Bamberg. Gr. 4. 8 M.

Frantz, A., Geschichte des Kupferstichs. Ein Versuch. Magdeburg, Creutz. 8. 6 M.

Gregorowicz, A., Geschichte Oesterreich-Ungarns. 1stes Buch. Wien, Seidel u. Sohn. 8. 2 M. 40 Pf.

Haggenmacher, O., Zur Frage nach dem Ursprung der Religion und nach den ältesten Religionsformen. Eine Studie. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Jäggi-Gyger, F., Argentinische Zustände. Ein unbefangenes Urtheil. Mit einer Tafel Abbildungen und einer Karte. Bern, R. F. Haller-Goldschach. Gr. 8. 2 M.

Kamphausen, A., Die Chronologie der hebräischen Könige. Eine geschichtliche Untersuchung. Bonn, Cohen u. Sohn. Gr. 8. 2 M. 80 Pf.

Militärische Klassiker des In- und Auslandes. Mit Einleitungen und Erläuterungen von W. v. Scherff, v. Bogulawski, v. Taysen, Freih. v. d. Goltz u. a. herausgegeben von G. v. Marées. 14tes u. 15tes Hft.: Erzherzog Karl, militärische Schriften. Mit Einleitung und Anmerkungen versehen durch Freih. v. Waldstätten. Berlin, Wilhelmi. 1882. Gr. 8. à 1 M. 50 Pf.

Loesche, G., Luther-Lieder. Zur vierten Säkularfeier des Reformators. Halle, Strien. Gr. 8. 50 Pf.

Malot, H., Cara. Roman. Aus dem Französischen. Basel, Bernheim. 8. 4 M.

Amerikanische Nachrichten. Deutsch-amerikanisches Wochenblatt. Organ zur Vermittelung deutscher und amerikanischer Interessen. Red.: G. Brückner. 1ster Jahrg. Mai 1883 bis April 1884. 52 Nrn. Berlin. Fol. Vierteljährlich 1 M.

Newald, J., Beiträge zur Geschichte der Belagerung von Wien durch die Türken, im Jahre 1683. Historische Studien. Wien, Kubasta u. Voigt. Gr. 8. 6 M.

Pasig, J., Luther in seinen Mußestunden. Eine Denkschrift. Berlin, Parrisius. 8. 1 M. 80 Pf.

Ritterfeld, F., Die Cardinalfragen der Kosmologie und Kant's Entstehung des Weltalls. Eine populär-wissenschaftliche Abhandlung. Wiesbaden, Moritz u. Münzel. Gr. 8. 2 M.

Schlafwagen-Bibliothek. 1ster Bd.: Die Gymnastik des Zwerchfells für Misanthropen und Magenkranke, ausgeübt in Künstlerkreisen. München, A. Ackermann. 8. 1 M. 50 Pf.

Das Tagebuch Kaiser Karl's VII. aus der Zeit des österreichischen Erbfolgekriegs, nach dem Autograf herausgegeben von K. T. Heigel. München, Rieger. Gr. 8. 8 M.

Tangermann, J. D., Licht, Harmonie und Kraft. Eine naturwissenschaftlich-philosophische Studie. Leipzig, Mutze. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Turgenjew, J., Frühlingswogen. Roman. Deutsch von A. Gerstmann. Berlin, Janke. Gr. 8. 2 M.

Weygoldt, G. P., Die Philosophie der Stoa nach ihrem Wesen und ihren Schicksalen. Für weitere Kreise dargestellt. Leipzig, O. Schulze. 8. 4 M.

Zeissberg, H. Ritter v., Aus der Jugendzeit des Erzherzogs Karl. Vortrag. Wien, Gerold's Sohn. 8. 80 Pf.

Zett, A. v., Schön-Anka. Eine Sage aus Oberkrain. Laibach, v. Kleinmayr u. Bamberg. 8. 2 M. 40 Pf.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 38. — 20. September 1883.

Literarische Charakterköpfe.

1. Henrik Ibsen. Ein Beitrag zur neuesten Geschichte der norwegischen Nationalliteratur von L. Passarge. Mit dem Porträt und Facsimile Ibsen's in Stahlstich. Leipzig, Schlicke. 1883. Gr. 8. 6 M.
2. Alphonse Daudet. Sein Leben und seine Werke bis zum Jahre 1883. Geschildert von Adolf Gerstmann. Zwei Bände. Berlin, Auerbach. 1883. 8. 4 M.
3. Zola-Abende bei Frau von S. Eine kritische Studie in Gesprächen von Oskar Welten. Mit Zola's Porträt. Berlin, Auerbach. 1883. 8. 3 M.

Wir Deutschen bleiben nach wie vor eine kosmopolitische Nation; wenigstens der Sinn für die von Goethe proclamirte Weltliteratur ist bei uns lebendiger als bei irgendeinem andern Volk. Daß wir den freien Weltblick und das volle Verständniß für alle dichterische Production wahren, ist jedenfalls eine erfreuliche Thatsache, sobald damit nur keine Ungerechtigkeit gegen die eigenen Talente verbunden ist. Leider ist aber eine solche bei der in die Ferne schweifenden Kritik keine Seltenheit, und die Unterschätzung der nationalen dichterischen Production geht in der Regel Hand in Hand mit der Ueberschätzung der fremden. So gut wie Ibsen, Daudet und Zola verdient eine Zahl deutscher Schriftsteller der Gegenwart eingehende Würdigung, und solche zu ganzen Bänden anwachsenden Essays könnten ebenso gut zur Charakteristik einheimischer Talente abgefaßt werden. Es ist ja begreiflich, daß ein Kritiker, der einen oder zwei Bände über einen Dichter schreibt, von der Bedeutung desselben die allerhöchste Meinung haben muß, und so glaubt man denn, wenn man die Werke von Passarge, Gerstmann und Welten liest, daß die von ihnen gewürdigten Poeten zu den größten Dichtern aller Zeiten, mindestens der Gegenwart gehören; trotz bescheidener kritischer Umwölkungen überwiegt das volle Sonnenlicht der Apotheose.

Alle Schriften L. Passarge's, dessen Domäne Skandinavien ist, aber auch, was er über Ostpreußen, wie z. B. über das marienburger Schloß geschrieben hat, tragen das Gepräge eines gediegenen Geistes, und das gilt auch von seinem Werk über Henrik Ibsen (Nr. 1). Die Darstellung ist durchsichtig klar, die Quellenforschung gewissenhaft; nicht blos Ibsen's Dichtungen, sondern auch alles, was in Norwegen über diesen Dichter geschrieben worden ist, kennt Passarge. Ohne Frage erhält man nach der Lektüre seiner Schrift ein vollständiges Bild von dem Dichter und seinen Werken, und die eingehende Analyse der letztern ermöglicht dem Leser auch ein Urtheil, welches mit demjenigen Passarge's selbst nicht vollständig übereinzustimmen braucht. Dieser ist natürlich voll von Bewunderung für einen Autor, mit dem er sich so angelegentlich beschäftigt hat; er nennt ihn einen der eigenthümlichsten Dichter, welche die Welt gesehen, und zugleich erscheint er als einer der größten Revolutionäre, welcher politische Revolutionen für Lappalien erklärt und eine Revolutionirung des Menschengeistes verlangt. Ibsen selbst betrachtet jede seiner Dichtungen als einen geistigen Befreiungs- und Reinigungsproceß; das weist natürlich auf die biographische Studie hin, mit welcher Passarge das Räthsel Ibsen zu lösen und das Thor zu dem Schatzgewölbe zu erschließen sucht, wo Ibsen seine reichsten Schätze niedergelegt hat.

Ibsen ist am 20. März 1828 in Skien, einem kleinen, aber belebten Städtchen des südlichen Telemarken geboren. Seine meisten Gesellschaftsdramen spielen in solchen norwegischen Städtchen, in denen allen indeß sich große Kapitalisten finden, die weit reichende Handelsverbindungen unterhalten. Im sechzehnten Jahre kam Ibsen nach Grimstad als Apothekerlehrling: hier bereitete er sich sechs Jahre lang auf das Studentenexamen vor und dichtete sein erstes Trauerspiel „Catilina“ (1850), das im Selbstverlag erschien. Dann begab er sich nach Christiania, wo er die

Universität bezog. Er lebte hier in sehr dürftigen Verhältnissen, gab ein Wochenblatt heraus und verfaßte mehrere lyrische Gedichte, eine politische Satire und ein längeres Epos; da berief ihn Ole Bull nach Bergen an das von ihm 1849 gegründete norwegische Theater: hier war er von 1852—57 als Dramaturg thätig. Contractlich verpflichtet, jedes Jahr ein neues Drama zu dichten, schüttelte er hier fünf Stücke aus dem Aermel: 1853 das Märchen „Johannisnacht", 1854 eine Umarbeitung des früher gedichteten „Hünengrabes", 1855 „Frau Inger von Oestrot", 1856 das „Fest auf Solhaug", 1857 „Olaf Liljekrans". Passarge sagt:

Wir dürfen annehmen, daß die eigenartig selbständige Entwickelung des Dichters durch seine Stellung in Bergen wesentlich beeinträchtigt oder doch zuvörderst aufgehalten worden ist; wenngleich sich nicht verkennen läßt, daß er hier zugleich den Grund gelegt hat zu seiner bedeutenden Theaterroutine und zu jener Kenntniß der technischen Erfordernisse des Dramas, welche wir besonders in seinen Gesellschaftsstücken bewundern.

Ibsen hat diese ersten Stücke mit Ausnahme der später umgearbeiteten „Frau Inger von Oestrot" selbst verworfen. Im Jahre 1858 verheirathete er sich mit Susanna Thoresen, der Tochter des Pfarrers Thoresen in Bergen, und erhielt 1857 eine Anstellung als artistischer Director bei dem norwegischen Theater in Christiania, während Björnson, der bisher diese Stelle innehatte, nach Bergen übersiedelte. Passarge betont Björnson's Einfluß auf Ibsen, dessen Poesie bisher der gemeinschaftlichen dänisch-norwegischen, europäischen Literatur angehört hatte, während Björnson zuerst in seiner „Bauernnovelle" einen mit elementarer Gewalt wirkenden nationalen Ton anschlug:

Die Volksseele muß aus einem Gedicht klingen, wenn es wirken soll. Es gibt in Norwegen eine eigenthümliche Geige, die sogenannte Hardaugervioline, die sich im allgemeinen kaum von einer gewöhnlichen unterscheidet. Auch sie hat vier Saiten und der Klang derselben ist kein anderer als der einer gewöhnlichen Violine. Aber unter den gestrichenen Saiten laufen parallel eine Zahl anderer Stahlsaiten, meist acht oder zwölf, wie bei einer Zither und ohne Dämpfung. Werden nun die obern Saiten mit dem Bogen gestrichen, so klingen die gleichgestimmten untern mit und umhüllen den Ton mit einer ganz eigenthümlichen Harmonie, die noch zu hören ist, auch wenn der Hauptton bereits verklungen ist, etwa wie bei einem ungarischen Zimbal. Geradeso spricht die Volksseele aus einem Gedicht.

Diese norwegische Geige begann jetzt auch Ibsen zu spielen. Mit Anlehnung an die alten „Kämpeweisen", worin ihm dänische Dichter wie Oehlenschläger und Henrik Hertz vorausgegangen, dichtete er „Die Krieger auf Helgeland" (1858); im Jahre 1864 erschien „Die Kronprätendenten", die er ebenso wie das romantische Lustspiel „Die Komödie der Liebe" (1862) in Christiania verfaßt hatte. Als der Concurs über das norwegische Theater ausgebrochen war, bei welchem Ibsen nachher noch als Dramaturg ohne Gage fungirte, suchten seine Freunde nach einer subalternen Stellung für ihn; doch erhielt er 1863 ein Staatsreisestipendium von 2700 Mark und trat 1864 eine Reise nach Rom an, wo er eine längere Zeit verweilte. Sein Stipendium wurde 1866 in eine definitive Dichtergage umgewandelt. Hier in Rom schrieb er seine größern Gedankendichtungen. Später verlegte er seinen Aufenthalt nach München, lebte aber bisweilen in Dresden und gegenwärtig wieder in Rom. Deutschgesinnt ist er durchaus nicht; er steht auf seiten der stammverwandten Dänen und kann uns, wie Passarge sagt, Düppel und Alsen nicht verzeihen.

Doch auch sein eigenes Vaterland greift er heftig an, obgleich er es von ganzem Herzen liebt. Passarge citirt die folgenden Verse aus „Brand", um das zu beweisen:

Ein Mann saugt seine beste Kraft
Aus seiner Heimat, wie der Baum
Aus tiefer Wurzel seinen Saft.
Treibt dort es ihn zu Thaten nicht,
Dann fort mit solchem feigen Wicht.

Die ersten drei Verse gemahnen doch sehr an eine Reminiscenz aus Schiller, und wenn man vergleichen will, wie ein Dichter ersten Rangs und ein Dichter zweiten Rangs denselben Gedanken ausdrücken, so stelle man neben die matte Ibsen'sche Paraphrase die Schiller'schen Verse:

Ans Vaterland, ans theure, schließ' dich an,
Das halte fest mit deiner ganzen Seele;
Hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft.

Auf die biographische Einleitung läßt Passarge nun eine eingehende Analyse der einzelnen Dramen folgen, zunächst der Jugenddichtungen. „Catilina" erscheint ihm als der Freiheitsschrei einer jugendlichen eingeengten Seele:

In der Wikingszeit brachte man wol einen Menschen dadurch um, daß die Kämpfer ihn rings mit ihren Schilden umschlossen und bedrängten, bis er erstickte. Aehnlich wirkt auf ein dichterisches Gemüth die Gesellschaft mit ihren einengenden conventionellen Anschauungen und Formen, welche dem Naturgesetz widersprechen. Der „Catilina", über dessen Entstehung der Dichter selbst uns so interessante Mittheilungen gegeben hat, ist nichts anderes als ein Protest.

Passarge meint indeß, der Dichter habe nicht recht daran gethan, den alten Catilina umzuarbeiten; in seiner ursprünglichen reinen Form wäre er mehr genießbar gewesen; bei einer neuen Tünche oder Façade träten die architektonischen Grundfehler eines Werks um so mehr hervor:

Der Dichter nimmt überhaupt nur ein einziges mal einen starken Anlauf zu einer tragischen, dramatischen Verwickelung: das ist die Scene, da Catilina der Furia schwören muß, den Tod ihrer Schwester an dem Verführer, also an sich selbst, zu rächen. Dergleichen Situationen sind bei den tragischen Dichtern sehr beliebt. Ibsen selbst hat das Motiv in seiner „Frau Inger von Oestrot" noch einmal benutzt, diesmal aber mit ganz anderm Erfolg als im „Catilina".

Für das bedeutendste Werk der bergen'schen Periode erklärt Passarge das Drama „Frau Inger von Oestrot":

Es ist die Geschichte von einer Mutter, die ihren Sohn sucht und ihm alles zum Opfer bringt: Gewissen, guten Ruf, Ruhe, selbst das Glück ihrer Tochter. Als ein Zufall ihr den Sohn endlich zuführt, hält sie ihn für einen Fremden und infolge einer unglücklichen Verkettung der Umstände für denjenigen, der ihrer Vereinigung mit dem Sohne im Wege steht. So läßt sie ihn selber aus dem Wege räumen. Vielleicht hat dem Dichter

hier eine ähnliche Lage aus dem Bulwer'schen Roman „Lucrezia" vorgeschwebt. Das Ganze baut sich auf einer etwas verwickelten historischen Grundlage auf.

„Die Krieger auf Helgeland", ein Drama, welches in Deutschland unter dem Titel „Nordische Heerfahrt" bekannt ist, behandelt die Nibelungensage, doch im nordischen Geiste. Siegfried erringt Brunhild für den Freund, obwol er sie selber liebt. Das ist hier kein bloßer Freundschaftsdienst, sondern es beruht auf dem eigenthümlich nordischen Verhältniß der Fosterbrüder, einem mit Eiden und Blut geheiligten Freundschaftsgelöbniß. Die Brunhilde heißt hier Hjördis; sie tödtet Sigurd und stürzt sich in einen Abgrund. Trefflich gezeichnet ist die Chriemhild Dagny. Passarge's Kritik schlägt hier sehr volle Töne der Bewunderung an:

Wie bei jedem großen Werk dieses Dichters gibt es des Herben genug zu verdauen. Diese Menschen mit ihren großen starren Zügen erinnern an die Statuen und die Sibyllen Michel Angelo's. Sie scheinen unnahbar und fesseln uns doch mit dem Reiz eines Medusenhauptes. Man würde aber sehr irren, wollte man in ihnen Uebertreibungen oder bloße Abstractionen erblicken, Erfindungen des Dichters, der in seinem Maschinenwerk das eine oder andere sonderbare Rad oder Werkstück braucht, unbekümmert um dessen eigenen Werth und seine individuelle Kraft. In dem Ibsen'schen Drama gibt es keinen, auch nicht den kleinsten Zug, der nicht mit unwesentlicher Anpassung auch dem heutigen Norweger, ja dem Germanen überhaupt eigen wäre.

In den „Kronprätendenten" ist der äußere Grundgedanke die Reichseinheit Norwegens:

König Håkon, der mit voller Zuversicht diesen „Königsgedanken" vertritt, trägt es über den Herzog Skule davon, einen Hamlet-Charakter, der, von seinem bessern Recht auf den Thron wenig überzeugt, an dieser eigenen Zerfahrenheit und Unsicherheit zu Grunde geht.

Die eigentlich tragische Figur des Dramas ist der Bischof Nikolas, ein Richard III. in der Casula, halb Jago und halb Franz Moor; schwach im Lateinischen, aber ein Königsmacher; voll glühenden Ehrgeizes von Jugend auf, den Blick gerichtet auf Heldenthaten, ja die Königskrone selbst, aber unfähig, die natürliche Feigheit zu überwinden. Passarge tadelt den allzu großen Reichthum an Detailzügen und sagt sehr treffend:

Das Drama verlangt die große freie Behandlung der Frescomalerei, feste Zeichnung und Charakteristik in den Formen. Seine Wirkung ist ebenso auf die Ferne berechnet wie die gemalten Decorationen eines Theaters. Führt der Dichter zu sehr aus, verlangt er, daß jede einzelne Linie, jedes Detail bemerkt und genossen werde, so geht die Wirkung verloren; wir werden verwirrt wie bei einem Kupferstich, den wir nicht aus der Nähe betrachten können. Oft sind bei Ibsen diese Nebendinge nicht einmal Detailzeichnungen, die lediglich der Hauptwirkung dienen; sie stellen kleine selbständige Bilder dar, die sich auf dem großen Hauptgemälde ausnehmen wie die kleinen Figuren auf den Statuen römischer Kaiser oder wie die Darstellungen mythologischer Scenen auf manchen griechischen Götterstatuen. Ein solcher Reichthum, der ein nahes Herantreten verlangt, macht im Drama nothwendig den Eindruck der Ueberladung und beeinträchtigt die Wirkung der Hauptfiguren.

Ueber die romantische „Komödie der Liebe" führt uns der Weg nun zu den großen Gedankendichtungen Ibsen's: „Brand" und „Peer Gynt", bei denen unser Autor längere Zeit verweilt, da sie ja einen eingehenden Commentar verlangen. Hier stimmt Passarge das volltönendste Lob an, stellt z. B. „Peer Gynt" in eine Reihe mit der „Odyssee", der „Göttlichen Komödie", dem „Don Quixote", dem „Faust":

„Peer Gynt" ist trotz all seiner Fehler diejenige Dichtung, welche am bestimmtesten die Signatur unserer Zeit an der Stirn trägt; und wie man einst manchen Commentar schreiben wird, um sie in ihrer Totalität und in allen Einzelheiten — zum Theil ephemeren Anspielungen — zu beleuchten, so wird sie einst folgenden Zeiten als das getreueste Spiegelbild unsers Jahrhunderts gelten und immer von neuem die Bewunderung der Menschen herausfordern.

Hier können wir dem Kritiker nicht mehr folgen: wir meinen, daß solche Aussprüche aus einer verkehrten Ueberschwenglichkeit hervorgegangen sind. Weder „Brand" noch „Peer Gynt" sind Dichtwerke ersten Rangs; sie gehören geradezu der romantischen Schule an, einer phantastischen Erfindung mit nebenher spielender und oft schielender Bedeutung; das Ausgeklügelte fordert den nachklügelnden Verstand heraus, aber es greift nicht entfernt in die tiefste Seele, wie etwa Goethe's „Faust", und vor allem fehlen jene Dichterworte voll höchster Weihe, die sich unauslöschlich dem Gedächtniß der Menschen einprägen. „Brand" ist die Tragödie des „kategorischen Imperativs", wie Passarge sagt, oder die Tragödie des moralischen Zelotismus, wie man einfacher sagen könnte; Peer Gynt ist der Phantast; er vermag vor Uebermaß von Phantasie keinen Entschluß zu fassen; eine Menge von Motiven aus nordischen Märchen sind in die Dichtung verlegt. Da ist besonders der „Bogige, Krumme", das große, kalte, schleimige Etwas, um das der Held nicht herumkommen kann, während er nicht wagt, gerade hindurch zu gehen: später geht er auf die Suche bei einer großen Weltwanderung, wo er Aegypten, die Wüste berührt, auch auf dem Meere herzkränkende Leiden erduldet. Jedenfalls ist die Dichtung reich an genialen Zügen; doch vieles ist unklar, phantastisch verschwommen. „Brand", ein mit realistischer Tendenz gehaltenes Werk, ist ja aus Uebersetzungen bekannt; von „Peer Gynt" gibt Passarge eine höchst eingehende Analyse, in welcher alles möglichst zurechtgerückt und auf den Grundgedanken visirt wird: wir meinen, daß kein gewaltsamer Commentar Bewunderung für diese geistreich spielende, aber märchenhaft durcheinander gewirrte Dichtung erzwingen wird. Die dritte Gedankendichtung: „Kaiser und Galiläer", hat zum Helden den Apostaten Julian und scheint manche geistig bedeutsame Situation zu enthalten.

Die letzte Gruppe der Ibsen'schen Stücke: „Gesellschafts- und Familiendramen", umfaßt: „Der Bund der Jugend", „Die Stützen der Gesellschaft", „Ein Volksfeind", „Nora", „Gespenster". Das zweite und vierte Drama sind in Deutschland über die Bühne gegangen; „Nora" hat besonders die lebhafteste Debatte veranlaßt. Diese Gruppe steht unter dem Einfluß der neufranzösischen Komödie, die

nur auf dem Hintergrund norwegischer Localverhältnisse aufgebaut ist. Die gesellschaftliche Satire Ibsen's hat größere Herbheit als die eines Augier und Sardou; in der Technik steht er aber weit hinter ihnen zurück. Namentlich sind seine Abschlüsse unbefriedigend, wie im „Volksfeind“; „Nora“, ein Ehedrama im pariser Geschmack, ist nur ein Torso.

Jedenfalls wird man es Passarge Dank wissen, das Bild dieses vielgenannten und vielgepriesenen skandinavischen Poeten in aller Vollständigkeit vor uns entrollt zu haben, während die deutsche Kritik bisher nur über einzelne Werke desselben zu Gericht saß. Ibsen gehört zu den bizarren Originalgenies wie Friedrich Hebbel, mit dem er eine große geistige Verwandtschaft hat; ja auch ihr Lebenslauf bietet viel Aehnliches; sie entwickelten sich beide aus sehr beschränkten Verhältnissen heraus, und wie Ibsen ein norwegisches, so erhielt Hebbel ein dänisches Reisestipendium. Wie oft hat man auch Hebbel mit Michel Angelo verglichen; der trotzige Zug einer oft sich überhebenden Selbständigkeit, sowie eine markige Darstellungsweise ist beiden gemein, ebenso eine verletzende Herbheit und ein gegenüber den bestehenden sittlichen Verhältnissen reformatorisch oder, wenn man will, revolutionär auftretender Instinct. Die märchenhafte Einkleidung der Romantiker hat auch Hebbel in „Rubin und Diamant“ gewählt, wie Ibsen in „Peer Gynt“; doch kein Ibsen'sches Drama hat solchen Zusammenhalt wie Hebbel's „Maria und Magdalena“. Beide sind interessante Dichter mit genialem Anflug; beide haben eine begeisterte Gemeinde gefunden, welche allzu leichtfertig die Kluft überspringt, die sie von den Unsterblichen und ihren Meisterwerken scheidet.

Einen andern Schriftsteller, der weit weniger als Ibsen zu den commentarbedürftigen gehört, in neuester Zeit aber ein Liebling des Publikums in Frankreich und Deutschland geworden ist, hat Adolf Gerstmann in einem zweibändigen Werk behandelt: „Alphonse Daudet. Sein Leben und seine Werke“ (Nr. 2). Die große Ausdehnung dieser Schrift erklärt sich aus der Darstellungsweise Gerstmann's, welcher das Hauptgewicht darauf legt, das Lesepublikum mit den Werken des Autors bekannt zu machen, indem er eine genaue Inhaltsangabe der Erzählungen und Romane Daudet's gibt und damit eine Art von Anthologie verbindet; denn von den kleinern Erzählungen und Skizzen werden einige ganz mitgetheilt, aus den Romanen einige Auszüge, welche für Daudet's Darstellungsweise charakteristisch sind oder einen selbständigen Werth beanspruchen können. Ohne Frage ist die Auswahl eine geschmackvolle und ganz geeignet, mit den Erläuterungen des begleitenden Textes uns ein getreues Bild des beliebten Romanschriftstellers zu geben. Gerade die weniger bekannten Skizzen und Erzählungen aus seinen ersten Sammlungen werden dazu beitragen, die wärmsten Sympathien für diesen liebenswürdigen Autor zu erwecken, der ein feines poetisches Gefühl und ein seltenes Darstellungstalent besitzt.

In der Einleitung sagt der Verfasser von Daudet:

Der Geschichte seines Ruhms geht eine Entwickelungsgeschichte voran, die zum Theil recht schmerzensreich war, die aber das Talent des Dichters erstarken machte, sein ganzes Leben läuterte und vor allen Dingen ihm die Bahnen wies, die er seitdem verfolgte. Er schaute die Wirklichkeit, und er zeichnete sie; das moderne Leben erfaßte er, es spiegelte sich in seinem durch keine einseitige Weltanschauung getrübten Auge objectiv wieder — so wurde er zum Realisten, der mit der anerzogenen Liebe zur Wahrheit das angeborene Gemüth des Poeten und den feinen Sinn des Künstlers verbindet.

Daudet werde noch zahlreiche Werke verfassen; aber es werde sich dabei nicht um eine Vermehrung seines Anschauungskreises in poetischer Beziehung oder gar um eine Veränderung seiner Richtung handeln, und deshalb, weil der Dichter so feststehe in seiner Eigenart und Größe, sei es sicher auch gestattet, schon jetzt ein Bild von seinem Leben und Schaffen zu geben. Gerstmann spricht gleich im einleitenden Kapitel von den Dioskuren Daudet und Zola, und die Parallele, die er zieht, hat viel Zutreffendes. Daudet ist ihm der Hauptvertreter des Realismus, Zola der des Naturalismus. In dem Realismus erblickt Gerstmann jene hochzuschätzende Richtung, deren Anhänger Natur und Leben wahrheitsgemäß zu schildern unternehmen, solange es innerhalb der Grenzen des künstlerisch Zulässigen überhaupt möglich ist:

Daudet ist Südfranzose; wie die Mehrzahl seiner Landsleute bewahrt er den goldigen Abglanz eines provençalischen Sonnenstrahls in seinem Herzen. Er ist ein Poet und dieses Talent im Verein mit höchst starker Beobachtungsgabe, außerordentlicher Darstellungskraft, merkwürdig sicherm Blick für psychologische Feinheiten und ihre Schilderung, endlich im Verein mit eigenem tiefen Empfinden, mit reger Antheilnahme am Geschick des Menschengeschlechts, das darzustellen er unternommen, und mit künstlerischem Geschmack, der mit fast weiblichem Zartsinn stets die Grenze des Schönen findet, um sie niemals zu überschreiten — das alles hat ihn, den Zeitströmung und eigene Ueberzeugung gleichmäßig zum Realisten machten, zum Führer dieser Richtung erhoben. Ganz anders Zola, der von italienischen Aeltern stammende, in Paris geborene Hauptvertreter des Naturalismus. Er will die Verkommenheit der Welt schildern und begnügt sich nun nicht, neben der Existenz des Schönen und Erhabenen auch die des Niedrigen und Gemeinen darzuthun, sondern weist ausschließlich auf das Häßliche hin, schildert nur die Nacht- und Schattenseiten der Gesellschaft, und dies thut er ohne Antheil, ohne Empfinden, kalt und mit unerbittlicher Strenge wie ein Richter, der die gesammte Menschheit abzuurtheilen berufen ist. Daudet schildert neben lachenden, vom Sonnenlicht überfluteten Auen die daneben befindlichen tiefen Abgründe; Zola beachtet die lieblichen Gefilde nicht, ja, er leugnet ihr Vorhandensein, und ausschließlich mit dem Abgrund beschäftigt, läßt er sich nicht am Hinweis genügen, sondern steigt in den Schacht hinein und fördert ohne Maß und Ziel, ohne Rücksicht auf unsere Sinnesorgane und ohne Respect vor künstlerischen Grundsätzen seinen Inhalt zu Tage. Mit ganz außerordentlichem Schilderungstalent begabt, benutzt er dasselbe, um den Verwesungsproceß am Körper der Gesellschaft mit schonungsloser Offenheit darzuthun — mehr noch, er vivisecirt den kranken Körper ohne Rücksicht auf den abscheulichen Eindruck, den er dadurch bei den Gesunden hervorbringt.

Mit Recht hebt Gerstmann auch Daudet's humoristische Ader hervor, welche Zola ganz fehlt; jener vereinige die Vorzüge von Dickens und Balzac in sich.

Nach dieser vorgreifenden allgemeinen Charakteristik gibt uns Gerstmann einen Lebensabriß des Dichters. Alphonse Daudet wurde am 13. Mai 1840 zu Nîmes geboren, wo sein Vater eine Seidenfabrik besaß. Nachdem dieser, ein eifriger Legitimist, Bankrott gemacht hatte, siedelte die Familie nach Lyon über; die Fabrik wurde verkauft. Auch in Lyon kam der Vater Daudet auf keinen grünen Zweig: die Familie mußte sich trennen und jeder sich seinen eigenen Weg durch das Leben suchen. Alphonse wurde ein untergeordneter Hülfslehrer in Alais, Schulmeistergehülfe und Schuldiener in einer Person. Die schlimmen Tage, die er dort verlebte, hat er in seinem autobiographischen Roman „Der kleine Dingsda" geschildert. Es zog ihn nach Paris, wo sein älterer Bruder Ernest eine Stellung als Redacteur gefunden hatte. Am 1. November 1857 traf er in Paris ein, wo er zunächst als der erwerblose Schützling seines Bruders lebte. Theodore de Banville entwirft in seinen „Camées parisiennes" das folgende Porträt von dem neuen Ankömmling:

> Ein herrlicher, wirklich reizender Kopf, der Teint ambrafarbig, blaß; die Augenbrauen regelrecht geschwungen und seidenweich: das Auge feucht und zugleich flammend, träumerisch, unsicher im Blick, aber köstlich anzuschauen; die purpurrothen Lippen schmachtend und sehnsuchtsvoll; der Bart kindlich und weich, das braune Haar überreich; das Ohr klein und fein — ein Ensemble, das trotz seiner weiblichen Grazie einen entschieden männlichen Eindruck macht.

Damals lernte er im Grand Hôtel du Sénat Gambetta kennen, der ihm später Modell sitzen mußte. Im Jahre 1858 gab er sein erstes selbständiges Werk, eine Sammlung von Gedichten unter dem Titel „Les Amoureuses", heraus. Gerstmann rühmt diesen lyrischen Ergüssen eine entzückende Frische nach; Eduard Thierry nannte ihn einen Nachfolger Alfred de Musset's. Alphonse Daudet war Mitarbeiter am „Spectateur": als dieses Blatt unterdrückt wurde, wandte er sich dem „Figaro" zu, für den er eine gereimte Chronik schrieb und Skizzen und Märchen dichtete. Was Gerstmann über den Inhalt derselben angibt, sowie die mitgetheilten Proben zeugen von einem anmuthigen lyrischen Talent, von einer Begabung für Stimmungsbilder in ansprechenden Aquarellfarben; auch an lustigen Phantasiestücken wie „Amor als Vertreter" fehlt es nicht.

Daudet hatte inzwischen die Aufmerksamkeit der Kaiserin auf sich gelenkt: diese empfahl ihn an Morny, und im Jahre 1861 wurde Daudet der Secretär des Herzogs. Der Dichter hielt es für seine Pflicht, dem Napoleonischen Würdenträger zu erklären, er sei Legitimist, worauf ihm dieser mit seiner classischen Nonchalance entgegnete: „Das ist mir sehr gleichgültig; seien Sie doch, was Sie wollen. Die Herzogin ist noch viel legitimistischer als Sie. Thun Sie mir nur den einzigen Gefallen und lassen Sie sich Ihre langen Haare scheren." Der Herzog blieb sein Gönner bis zu seinem im März 1865 erfolgten Tod. Unter seinem Protectorat machte Daudet eine Reise nach Algier, deren Eindrücke er später mehrfach verwerthet hat, sowie der Charakter des Herzogs und die Geschichte seines Todes einige der interessantesten Kapitel des Romans „Le Nabob" ausfüllt. In Ville d'Avray, wohin sich Daudet zurückgezogen, lernte er seine künftige Lebensgefährtin, die schöne, hochgebildete Julia Allard kennen, die er 1867 als Gattin heimführte:

> Er hatte in ihr nicht nur ein liebendes Weib, sondern auch die treueste Gefährtin, die uneigennützigste Genossin bei seinen Arbeiten gefunden. Zu einem guten Theil der spätern Erfolge Daudet's kann seine Gattin sich selbst beglückwünschen; ihre Ansicht über einen Stoff, über eine Wendung, ja über nebensächliche Dinge ist für den Dichter maßgebend. Nichts verläßt sein Arbeitszimmer, was Frau Julia Daudet nicht vorher kennen gelernt und in allen seinen Theilen für gut befunden hat. Ihr feiner weiblicher Takt, ihr richtiges Gefühl für das Zulässige, ihr Geschmack haben dem Dichter schon manchen guten Rath ertheilt, und niemals hatte er zu bereuen, daß er demselben Folge geleistet. Wie sie aber ihren Antheil an der Arbeit beansprucht, so weist sie jede Theilhaberschaft am Ruhm zurück. Die Freude am gelungenen Werk, das Glück, die Gattin des geliebten und so hochberühmten Dichters zu sein, ist ihr Lohn genug. Sie selbst hat ein unter ihrem Mädchennamen erschienenes Buch veröffentlicht, das sich „Bemerkungen über Natur und Kunst" betitelt und zu den Lieblingswerken der französischen Mädchenwelt zählt. Es enthält eine Anzahl sehr feinsinniger Studien über moderne Schriftsteller, einige Reiseskizzen u. s. w., sämmtlich glänzende Zeugnisse für den Geist und die Begabung ihrer Verfasserin.

Daudet zog nun wieder nach Paris, das er seitdem nicht verlassen hat. Seine Entwickelungsgeschichte hatte, nachdem er einen häuslichen Herd sich begründet, ihr Ende erreicht: was nun folgt, ist nur die Geschichte seiner schriftstellerischen Leistungen und Erfolge.

Rudolf von Gottschall.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Unterhaltungsliteratur.

(Beschluß aus Nr. 37.)

10. Allerlei Herzensgeschichten. Novellen und Studien von Eugen Salinger. Frankfurt a. M., Koenitzer. 1882. 8. 4 M.

Gleich die erste Novelle: „Der Bund der Junggesellen" — ein Maler, ein Schriftsteller und ein Arzt werden vom Cölibat zur Ehe bekehrt — erfreut durch einen leichten, sich nie hervordrängenden Humor, durch einen feinen, liebenswürdigen Ton. Wohl erinnert ein oder die andere Figur etwas an literarische Vorgänger, unter andern z. B. der Maler und seine Vronel an Auerbach's Reinhard und Lorle, aber der Autor stattet sie aus eigenen Mitteln hin-

reichend selbständig aus, sodaß man ihm bewußte Reminiscenz nicht vorwerfen darf.

Auch die übrigen Novellen und Studien des Buchs — so einfach und wenig neu manchmal ihr Vorwurf ist — gewinnen den Leser durch ein wohlthuendes Maßhalten und die eingehende künstlerische Behandlung. Wo es noththut, stehen dem Autor auch genügend starke Brusttöne der Empfindung zu Gebote, wenngleich er in der objectiven Beschreibung viel mehr leistet als im Dialog.

In der Erzählung „Papa Roller oder das Ende eines Romans" verliebt sich der Titelheld in seine Adoptivtochter und diese, sobald sie weiß, daß sie nicht sein Kind ist und sich von dem schwärmerisch verehrten Mann trennen soll, wirft sich ihm mit der aufflammenden Leidenschaft des Weibes an die Brust. Die ungemein schwierige Aufgabe, diesen jähen Uebergang von der verwandtschaftlichen zur geschlechtlichen Liebe glaubhaft und ohne Verletzung zartfühlender Leser zu veranschaulichen, würde der Autor noch viel befriedigender gelöst haben, wenn er der Adoptivtochter eine längere Frist zwischen der Erkenntniß ihrer Liebe und dem Geständniß derselben, das sie dem Adoptivvater macht, gegönnt hätte.

Die Novelle „Mein Gegenüber" muthet durch wohlgelungene Stimmung und feine Ausarbeitung recht traulich an; die wachsende Neigung des nicht mehr jungen, ungemein schüchternen Candidaten der Philosophie, der durch Unterrichtgeben sein Dasein fristet, zu dem gegenüberwohnenden, einsam stehenden, von der Hände Arbeit ehrlich lebenden schönen Mädchen erregt die volle Theilnahme des Lesers. Man bedauert, daß der allzu bescheidene Mann, zur Entsagung entschlossen, die heimlich Geliebte flieht, daß er sie, als nach langer Abwesenheit sein Herz ihn zurückführt, als eine Tiefgefallene, die, von einem weniger gewissenhaften Manne betrogen, zur Kindesmörderin wurde, wiederfindet. Man kann es begreifen, daß er die Unglückliche im Gefängniß besucht; auch die dort erfolgende verspätete Liebeserklärung ginge zur Noth noch an, wenn ihr ein rascher Abschied folgte. Daß aber auch jetzt noch der doch als ein starker Charakter bisher gezeichnete Candidat darauf hofft, die Verbrecherin würde ihn dereinst als Gattin beglücken können, stempelt ihn zum Schwächling. Diese allzu großmüthige Milde verkehrt die Achtung, die wir der Ausdauer seiner Liebe schenkten, in das Gegentheil.

„Der Traum eines Geburtstags" und „Eine Geschichte von zwei Stunden und dreißig Minuten", ganz hübsch und launig geschrieben, lassen in zu durchsichtiger Anlage den Ausgang zu frühe vorhersehen.

11. Etwas auf dem Gewissen von Levin Schücking. Mit einer Einleitung von J. Kürschner. Stuttgart, Spemann. 1882. 8. 1 M.

Felix Strandtner, Gymnasiallehrer von Beruf, Dichter aus Neigung und Absicht, wird von seinem Jugendfreunde, dem als Kunstreiter berühmt gewordenen Christoph Le Grand ersucht, ihm seinen Taufschein und seine sonstigen Legitimationspapiere zu leihen, damit der mit der Polizei auf gespanntem Fuße lebende Künstler sich unbeanstandet mit der unvergleichlichen Graziella, der Königin des Circus Guerreri, trauen lassen könne. Christoph hat als junger Mensch, mit Felix in einem Kaufmannsgeschäft angestellt, funfzig Thaler, deren die Mutter Felix' dringend bedurfte, gestohlen und war, als Dieb gebrandmarkt, in die weite Welt gegangen. Felix, der Mitwisser und moralische Urheber des Verbrechens, hat geschwiegen und er kann nun die Bitte Christoph's um so weniger abschlagen, als dieser ihm tausend Thaler als Caution für die Papiere zurückläßt. Felix trägt kein Bedenken, diese ihm anvertraute Summe einstweilen für sich zu verwenden; er hängt das ihm lästige Lehreramt an den Nagel und widmet sich voll Selbstüberschätzung ausschließlich der Poesie. Nachdem er in Erfahrung gebracht hat, daß die unvergleichliche Graziella nicht seinen Freund Le Grand, sondern einen Grafen Tscherny Nicola geheirathet hat, verschafft er sich bei letzterm Eingang und gewinnt die Liebe der schönen Coralie, der Schwester Graziella's. Inzwischen erhebt Christoph Le Grand mittels der Papiere Felix Strandtner's eine diesem zugefallene Erbschaft und kauft damit ein Rittergut, wo er in Saus und Braus lebt. Felix wirbt um Coralie's Hand bei dem Grafen; dieser wirft den ihm wegen seiner Armuth unerwünschten Freier zum Hause hinaus. An der Welt und beinahe an seinem Dichtergenie verzweifelnd, zieht sich Felix in eine kleine Stadt an der Grenze zurück, wo er plötzlich als muthmaßlicher Mörder des Circusbesitzers Guerreri verhaftet wird. Nun bekennt Le Grand, ehe er Europa für immer verläßt, vor dem mit Felix befreundeten Amtsrichter Robert, daß er mit Guerreri in Streit gerathen und ihn getödtet hat; Felix wird frei, tritt sein Erbe an und bekehrt sich als Gutsbesitzer und Gatte Coralie's von seinem Idealismus zu realer Lebensauffassung.

Gegen diese überkühn verwickelte und doch flüchtig aufgebaute Handlung ließe sich manche berechtigte Einwendung erheben, wenn nur der beliebte Erzähler, dessen Tod wir gerade jetzt zu beklagen haben, der Kritik dazu Zeit ließe. Man hat aber bei dieser Lektüre nicht das Gefühl des Lesens, sondern des Hörens und so oft man sich auch entrüsten möchte, daß der Autor zu stark auf die Leichtgläubigkeit seiner Leser hin sündigt, man wird von Kapitel zu Kapitel fortgelockt, bald durch prächtige Charakterskizzen, bald durch meisterhaft ausgeführte Porträts und durch viele eingestreute Aphorismen voll Welt- und Menschenkenntniß. Zuletzt untersucht man gar nicht mehr, ob die Handlung überhaupt ernsthaft zu nehmen sei; sie gleicht einem schnell und lose gezimmerten Bretergerüst, in welchem ein die Messe besuchender Kaufmann seine bunte Waare ausbreitet. Diese ist im vorliegenden Falle so werthvoll, daß man die verhältnißmäßig recht unsichere Construction des Ausstellungslocals übersieht.

Ganz unübertrefflich ist der eingebildete und im Grunde

impotente Dichterling Felix gezeichnet. Diese tragikomische Figur ruft tiefes Mitleid und zwerchfellerschütterndes Lachen hervor.

Trotz der mikroskopischen Schärfe seines Auges verfällt der in eleganter Sprache, gleich frei von Schwulst wie von Nachlässigkeit, erzählende Autor niemals in Bitterkeit; ein lachender Philosoph beobachtet er genau Welt und Leben und bietet das Gesehene im Gewande leichter Unterhaltung.

Ich kann mir nicht versagen, ein paar Stellen aus dem Buche hervorzuheben. Robert sagt zu Felix:

„Wenn ihr Poeten doch etwas von der innern Poesie des harmlosen und poetischen Rosenzüchters hättet, der Jahr auf Jahr seinen Garten pflegt und die prächtigsten Centifolien darin erzieht; er läßt sie blühen, erfreut sich an ihrer Farbenglut und ihrem Duft und läßt sie vom Herbst entblättern, ohne zu verlangen, daß die Welt sie bewundere. Macht's mit euern Stücken, Gedichten, Novellen doch auch so. Oder glaubt ihr, sie seien größere, schönere, duftigere Kunstwerke als die Rosen? Schwerlich! Und die Welt würde sich besser dabei stehen, wenn sie nicht von einer Flut von euern Gartenproducten, unter denen viel Kohl ist, überschwemmt würde!" — „Aber ich bitte dich, Robert, mit einer Rose ... ein Geisteswerk vergleichen." — „Dankt Gott, wenn man noch die Güte hat, es mit einer Blume zu vergleichen. Das Meiste, was ihr producirt, sind — Blätter."

Coralie sagt zu Felix:

„Ich glaube, Sie sollten mehr Hingabe an die Dinge zeigen; mehr genaue Kenntniß der Dinge; Sie sehen nicht scharf genug zu, unter welchen wahrhaften und wirklichen Bedingungen die Menschen, die Sie schildern, leben. Sie sehen nicht genug, fürcht' ich...." — „Sie wollen mich zum Realisten machen", entgegnete er. „Das bin ich nicht, ich bin Idealist und nur durch den Idealismus kann unserer versumpfenden Generation geholfen werden." Auf diese schönen und warm gesprochenen Worte fühlte sich Coralie nicht stark genug zu antworten. Sie sagte nur, wie an ihren frühern Gedankengang anknüpfend: „Die Maler müssen zuerst und vor allem sehen können. Müssen es die Schriftsteller nicht auch?" — „Die müssen zuerst fühlen können. Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nie erjagen." — „Erst doch sehen und dann, um das, was sie sehen, zu verstehen, fühlen. Ihr Gefühl ist doch nur der Schlüssel für das, was sie beobachten, für das Leben und Sein anderer Menschen!"

12. Die silberne Hochzeit. Roman von S. Kohn. Leipzig, Reißner. 1882. 8. 5 M.

Elisabeth Mlinar, eine vierzehnjährige Jungfrau, wird von ihrer bösen Stiefmutter in kalter Winternacht vom Hause fortgejagt. Halb nackt irrt die Verstoßene in ihrer Angst plan- und ziellos durch die menschenleeren Gassen und sinkt endlich bewußtlos in den Schnee. Ein vom Gasthause heimkehrender Student findet das beinahe erstarrte Mädchen. Bei der in jener Stadt üblichen schlechten Straßenbeleuchtung hält er Elisabeth für ein höchstens zehn Jahre altes Kind, nimmt es unbesehen auf den Arm, trägt es in seine Junggesellenstube und legt es erbarmungsvoll in sein Bett. Der Lehnstuhl, auf dem der Jüngling der Ruhe pflegen will, ist leider zerbrochen — was bleibt dem schläfrigwerdenden Studenten anders übrig, als sich neben die zehnjährige Kleine zu legen. Hingerissen von dem Dankgefühl gegen ihren Lebensretter, wirft sich Elisabeth, ohne leiseste Ahnung, daß dies unschicklich oder gar unrecht sein könne, dem jungen Manne stürmisch an den Hals, küßt ihn und ruft: „Sie sind der edelste Mensch auf dieser Welt!" Der Edle entdeckt, daß ihn kein Kind, sondern eine aufblühende Jungfrau umarmt; gleich dem ersten Menschenpaare im Paradiese erkennen die allzu Unschuldigen erst, als es zu spät ist, daß sie gesündigt haben. Die ganze Scene spielt im Dunkeln, weil die alte Nanni, vermuthlich die Hausfrau des Studenten, die Zündhölzchen verlegt hat.

Obwol das Unverfängliche und Schuldlose dieses Vorgangs aufs angelegentlichste versichert wird, macht die naiv sein wollende plumpe Nacktheit der Darstellung keineswegs den gewünschten ästhetischen, sondern einen peinlichen, prüde Leser werden sagen einen widerlichen Eindruck. Im Moment, als der Jüngling das Mädchen nach Namen und Adresse fragen will, um weitere Schritte für ihr Wohl zu überlegen, klopft es an der Thüre, ein Freund des Studenten begehrt Einlaß. Der letztere führt nun Elisabeth in ein Nebengemach, damit sie sich aus einem seiner Schwester gehörigen Kasten mit den nöthigsten Kleidungsstücken versehe, und läßt den Freund zu sich ein. Während Elisabeth sich ankleidet, erfaßt sie die furchtbarste Reue und Scham; sie beschließt, dem Studenten, dessen Angesicht sie nicht gesehen, so wenig als er das ihre, ewig unbekannt zu bleiben, entflieht durch einen zweiten Ausgang aus dem Cabinet und dem Hause, aus der Stadt und wandert zu einer fernwohnenden ehemaligen Dienerin ihrer Aeltern. Diese gewährt ihr zwar bereitwillig Zuflucht, stirbt aber bald und Elisabeth sieht sich mit ihrem Söhnchen der äußersten Noth preisgegeben. Schon denkt die Unglückliche an Selbstmord; da führt ein günstiges Geschick den reichen Onkel Golbitz, der Elisabeth schon lange nachspürt, herbei. Er adoptirt sie unter der Bedingung, daß sie sich von ihrem Kinde, für das er übrigens glänzend zu sorgen verspricht, trenne. Sie geht darauf ein; ihre traurige Vergangenheit ist auf immer begraben; die arme Elisabeth Mlinar verwandelt sich in die vielumworbene Erbin Clementine Golbitz, welche nun Herz und Hand dem strebsamen wackern Eduard Elbring schenkt. Fünfundzwanzig Jahre leben beide in harmonischer zärtlicher Ehe; Eduard wird ein angesehener Mann und für seine Verdienste in den Freiherrnstand erhoben — alle Wünsche sind in Erfüllung gegangen; nur die Kinderlosigkeit wirft zuweilen einen Schatten auf das sonst vollkommene Glück. Da — bei der Feier der silbernen Hochzeit — beichtet Elisabeth-Clementine dem Gatten den Fehltritt ihrer Jugend. Baron Eduard, aus allen Himmeln gestürzt, willigt sofort in die Scheidung von der Frau, die ihn so lange getäuscht, von der unnatürlichen Mutter, die sich während der ganzen Zeit nicht um ihren verschollenen Sohn kümmerte. Wir Leser geben Eduard recht; in seiner Lage ist rasche Trennung von der Gattin der einzige Ausweg. Da bereitet uns der Autor eine Ueberraschung; Baron Eduard tritt

plötzlich mit dem Geständniß hervor, daß er selbst der Student gewesen sei, der Elisabeth in jener verhängnißvollen Nacht bei sich beherbergt hat!

Ist das nicht großartig, genial, noch nie dagewesen? Das heißt eine Geschichte doch hübsch abrunden; vielleicht erscheint dies den Lesern nur zu rund! Die Zwischenreden, womit Baron Eduard die qualvollen Eröffnungen Elisabeth's unterbricht, und die trivialen Worte, womit er sie zur Fortsetzung der Selbstanklage ermuthigt, beweisen, daß er nur ein Parvenu, kein Edelmann von ererbter Gesinnung ist.

Die eigentliche Schuld Elisabeth's ihrem Gatten gegenüber besteht nicht darin, daß sie vor ihm einem andern Manne (wie sie ja glauben mußte) angehörte, sondern in dem Verschweigen dieser Thatsache. Sie hat nach wie vor ihren Mann, der eine reine, unbefleckte Jungfrau zu ehelichen wähnte, betrogen. Weil sich nun herausstellt, daß er selbst der Räuber der jungfräulichen Ehre Elisabeth's war, erscheint dem Baron alles recht und gut und die Beiden forschen nun nach ihrem unter dem Namen Müller lebenden Sohn Joseph, und sie entdecken ihn in dem kritischen Augenblicke, als er sich mit Frau und Tochter durch Cyankali vergiften will, weil er, obgleich ein genial angelegter Charakter, sich seinen Lebensunterhalt nicht mehr erwerben konnte. Das furchtbare Elend in der Familie Müller's — des spätern Joseph Baron Elbring —, die Steigerung des Kummers bis zur Verzweiflung, die nur im Tode noch Erlösung hofft, malt der Autor mit eindringlichen, wirksamen Farben. Die betreffenden Kapitel, wenn auch nicht frei von Haschen nach Sensation, sind die besten des Romans.

13. Verirrte Leute. Sechs Novellen von Karl Weitbrecht. Stuttgart, Bonz u. Comp. 1882. 8. 4 M.

Eine starke Persönlichkeit, ein hoher selbständiger Geist spricht sich in diesen Novellen aus; sie scheinen mehr aus innerlichem Bedürfniß, als aus literarischer Absichtlichkeit geschrieben, und üben darum jenen immer seltener werdenden Zauber aus, den nur das rein und ursprünglich einer Menschenseele entströmende Werk besitzt. Ein tiefer Sinn für die Natur und ein ernstes Ringen nach Wahrheit — die zwei höchsten und zugleich unerläßlichen Eigenschaften des echten Dichters — adeln diese Novellen. Helle humoristische Streiflichter mildern die Melancholie und Schwere des kraftvollen und warmen Stils und eine ungewöhnliche objective Klarheit ermöglicht es dem Autor, auch Stoffe, die mehr der idealen als realen Welt angehören, concret zu gestalten und auszumalen; er versteht es, die höchsten Fragen der Menschheit, wie z. B. religiöse und philosophische, in fließendem Dialog künstlerisch zu fassen und so das Abstracte sogar sehr unterhaltend zu machen. Man kann den Verfasser dieser Novellen im besten Sinne einen Moralisten nennen, in dem Sinne, in welchem jeder Dichter es sein soll, der seiner Zeit den Spiegel vorhalten, die rechten Lebenswege zeigen und vor den verkehrten warnen will.

In den sechs Novellen sehen wir „verirrte Leute" theils durch fehlerhafte Erziehung, theils durch den Widerspruch ihres Charakters zu ihrem Schicksal, mit sich selbst und der Welt uneins werden und nun entweder das innere Gleichgewicht sich erkämpfen oder tragisch untergehen.

Zuweilen wird das Poetenauge noch von der Brille der übermittelten Bildung beeinflußt. Das traurige Schicksal der Gärtnerstochter Paula in der tiefergreifenden Novelle „Das Grab in der Reihe" wird durch die Lektüre der „Antigone" mit bestimmt. Dadurch geräth das sonst so lebenswarm gezeichnete Naturkind mit einem Fuß auf schöngeistigen glatten Parketboden. Auch in die Novelle „Der blinde Geiger" ragen die griechischen Classiker herein. Wo die drückende Bücheratmosphäre sie anweht, stehen die Personen der Novellen wie traumverloren still; der Pulsschlag activer Leidenschaft erlahmt zu passiver Sehnsucht; aber ihr Schöpfer reißt sie noch rechtzeitig aus der Betäubung und haucht ihnen seinen kräftigen Lebensathem ein. Wir empfehlen die Novellen, in denen der göttliche poetische Funke leuchtet, aufs angelegentlichste. Sie verdienten in die Mode zu kommen!

14. Feldrain und Waldweg von Ludwig Anzengruber. Mit einer Einleitung von J. Kürschner. Stuttgart, Spemann. 1882. 8. 1 M.

Wie auf dem Theater die berühmten markigen Gestalten des mit außerordentlicher Schöpferkraft begnadigten Dichters den Zuschauer, so fesseln die originellen Charaktere dieses Buchs — sei es als Porträtskizze, im leichten Genregemälde oder in der ausführlichern Dorfgeschichte — den Leser mit packender Gewalt. Der Lapidarstil Anzengruber's, mit gewöhnlichen Worten Ungewöhnliches sagend, kennzeichnet ihn als einen der bedeutendsten jetzt lebenden Dichter. Ohne die reichen Hülfsmittel der Bühne, ohne das klingende Wort und ohne die körperliche Sichtbarkeit treten die geschilderten Personen vor uns hin in dramatischer Leibhaftigkeit, in der urwüchsigen Kraft ihres eigenen vollen Lebens. Der Autor macht uns nicht das leiseste Zugeständniß; mit unerbittlicher Consequenz, ohne jedes ängstliche Erwägen, ohne Rücksicht auf herkömmliche Ansichten und Geschmacksüberlieferung stellt er seine Menschen vor uns hin: sie sind — wir können nichts wegdeuteln und müssen uns mit ihnen abfinden so gut wir vermögen, wenn uns auch manchmal der allzu schroffe Realismus der Zeichnung abstößt.

Goethe äußert irgendwo: „Gerade das, was den Laien am Kunstwerk auffällt, das ist nicht Natur (von außen), sondern der Mensch (Natur von innen)."

Treten wir der Individualität unsers Dichters näher, so finden wir, daß zuweilen gerade gewagte Probleme eine unwiderstehliche dämonische Anziehungskraft auf ihn ausüben; ohne Rückhalt, in heißer Liebe solche Stoffe umfassend, bildet er, vor allem nach Wahrheit strebend, sie ab mit der rücksichtslosen Treue der Photographie, welche keine Runzel, keinen kleinen Schönheitsfehler verschweigt.

Diese einseitige Gegenständlichkeit drückt dann das, was nur im künstlerischen Sinne Wahrheit sein soll, zur gemeinen, trostlosen Wirklichkeit herab, welche leider die aufgestellten Probleme und seelischen Conflicte viel öfter sehr unbefriedigend mit einem wüsten, brutalen, als mit einem tragisch versöhnlichen Ausgang abschließt.

In der crassen Dorfgeschichte „Der Einsam" stellt der neue, eisern strenge und glaubenseifrige Pfarrer den in einer Berghöhle hausenden „Einsam", einem mit Gott und der Welt zerfallenen Burschen, zwischen die Wahl: entweder ins Dorf zu ziehen, zu arbeiten und die Kirche zu besuchen oder die Gegend zu verlassen. Der „Einsam" trotzt in seinem Schlupfwinkel; der energische Priester greift nun zur Gewalt; Polizeisoldaten sollen den Widerspenstigen gefangen nehmen. Der „Einsam" leistet bewaffneten Widerstand und wird erschossen. Der Pfarrer aber reicht sein Entlassungsgesuch ein, um im Kloster eines Büßerordens seine Tage zu beschließen. Der „Einsam" war des Pfarrers eigener Sohn, den er seinem Pflichtfanatismus geopfert. An der Leiche erkennt nun der sündige Priester, daß er nicht berufen war, über andere Menschen zu richten.

Die übrigen sinnigen, naturfrischen Skizzen und Geschichten, meist heitern humorreichen Inhalts, gewürzt durch den mit Geschick und feinem Gehör behandelten Dialekt, liefern eine Reihe hochinteressanter, scharfgeprägter Typen des bäuerlichen Lebens, wie sie zwischen Feldrain und Waldweg aufwachsen. Aber weder der geehrte Leser noch der unmaßgebliche Kritiker würden sie dort finden oder gar in der Studienmappe mit nach Hause tragen: das vermag nur ein Ludwig Anzengruber, den wir herzlich für seine Gabe danken wollen!

Friedrich Karl Schubert.

Zur Zoologie.

Die Lebenslehre oder die Biologie. Zweiter Theil: Das Thierleben oder die Physiologie der Wirbelthiere und namentlich des Menschen. Von Robert Graffmann. Stettin, Graffmann. 1883. Gr. 8. 10 M.

Es ist ein höchst merkwürdiges Buch, welches uns unter obigem Titel vorliegt. Bereits dieser erregt unsere Verwunderung: das Thierleben wird ohne weiteres der Physiologie der Wirbelthiere gleichgesetzt; doch beim nähern Einblick in den Inhalt werden wir gar bald an das bekannte Nil admirari gemahnt. Lassen wir zunächst den Verfasser selbst reden, welcher in seinem Vorworte eine besondere Hinweisung auf die einzelnen Abschnitte seines Buchs für wünschenswerth hält. Seine eigenen Worte anzuführen ist für uns das beste Mittel, objectiv zu bleiben.

Nachdem er kurz den Entwickelungsgang der Anatomie und Physiologie angedeutet hat, fährt er folgendermaßen fort:

Gestützt auf diese Vorarbeiten hat der Verfasser des vorliegenden Buchs es versucht, in das Leben der Thiere einzudringen. Da der Mensch das vollkommenste Thier, da der Körper des Menschen vorzugsweise erforscht und gründlich bearbeitet ist, so hat auch der Verfasser vornehmlich das Leben des menschlichen Körpers bearbeitet; das Leben der andern Thiere betrachtet er nur gelegentlich, soweit sich dies ohne Mühe thun läßt und dadurch Licht über die Sache verbreitet wird. (Warum nennt der Verfasser dann sein Buch „Das Thierleben"?) Das vorliegende Buch beruht auf streng wissenschaftlicher Base und verfolgt einen streng wissenschaftlichen Weg; es kommt daher auch zu mancherlei neuen Ergebnissen und wird hoffentlich nicht ohne Einfluß auf die Wissenschaft bleiben. Die wichtigsten Ergebnisse, welche dem Verfasser gelungen ist, für die Wissenschaft der Physiologie zu erzielen, sind kurz folgende. Im ersten Theile des Thierlebens, im „Geweideleben", ist zunächst die Statik über den Umsatz des thierischen und menschlichen Leibes nach den besten Beobachtungen gegeben. Es ist festgestellt, wieviel Nahrungsmittel die Menschen und die Thiere täglich auf 100 Kilo Lebendgewicht bei der Ruhe, bei mäßiger Bewegung und bei anstrengender Arbeit gebrauchen, und wieviel von diesen verbrauchten Stoffen demnächst durch Darm und Nieren, Lungen und Haut wieder ausgeschieden werden. In gleicher Weise ist der Wärmebedarf des Menschen und die Ausgabe der Wärme namentlich durch Lungen und Haut berechnet. Demnächst geht der Verfasser zu den vier Zweigen des Geweidelebens: dem Darmleben, dem Blutleben, dem Geschlechtsleben und dem Fruchtleben, über. Beim Darmleben wird zunächst wieder eine Statik der menschlichen Verdauungssäfte nach den ausgezeichneten Beobachtungen von Busch aufgestellt. Es wird festgestellt, wieviel beim Kauen der Speisen Speichel durch die Drüsen des Mundes, wieviel im Magen Magensaft, wieviel im Darme durch die Darmdrüsen, durch Bauchspeicheldrüse und durch Leber Verdauungssäfte ausgeschieden werden und daraus die Zusammensetzung und Beschaffenheit des Speisebreies im Darme berechnet. Gewöhnlich wird die Ausscheidung der Verdauungssäfte aus dem Blute der Adern durch die Drüsen und das Ausziehen des Speisesaftes oder des Chylos aus dem Speisebrei durch Diosmose erklärt. Der Verfasser weist das Fehlerhafte dieser Erklärungsweise nach; er beweist strengwissenschaftlich und überzeugend, daß diese Ausscheidung die Arbeit der jugendlichen Zellen in den Geweben ist, welche durch Bewegung ihrer Zellwände den Saft förmlich pumpen und für diese Arbeit der Verbrennung der Brennstoffe, des Sauerstoffs und der dadurch erzeugten Wärme bedürfen.

Beim Blutleben wird das Leben der Blutzellen oder Blutkörperchen einer eingehenden Betrachtung unterworfen. Die Entstehung derselben als Lymphzellen in den Nestern der Lymphdrüsen, ihre Aufnahme ins Blut und Umwandlung in rothe Blutzellen, ihre Arbeit in den Lungen und in den Haargefäßen des Leibes, ihre Lebensdauer und endlich ihr Zerfall in sogenannte fibrinogene Trümmer werden nachgewiesen; der Kreislauf des Blutes und seine Vertheilung durch die Gewebe des Leibes, sowie das Eindringen des Blutsaftes und des Sauerstoffs in die einzelnen Gewebe werden ausführlich erörtert. Der Einfluß der erregten Gewebe auf das Blut führt zu der Lehre von der örtlichen Reizung und Entzündung eines Gewebes und damit zu der Lehre der örtlichen Krankheiten überhaupt. Die Umwandlung der Gewebetheile im Muskel und im Bindegewebe, im Nerven und im Knochen führt uns zu den mancherlei Zersetzungsstoffen der Gewebe. Die Vorgänge in der Leber endlich

zeigen uns den Zerfall der Blutzellen und der Zelltrümmer; der Fleischstoff wird in der Leber in Gallsäure und Harnsäure zersetzt und letztere in den Lungen in Harnstoff umgewandelt, der endlich durch die Nieren ausgeschieden wird.

Beim Geschlechtsleben wird zunächst die Arbeit der Nieren behandelt, welche die Ausscheidung des Harnstoffs, der Salze und des überschüssigen Wassers aus dem Blute bewirken soll. Das Ausdringen (die Diosmosis) des Blutsaftes aus den Aederchen der Harnknollen und die Rückkehr des ausgetretenen Fleischstoffs durch die Arbeit der Kernzellen in den Harnröhrchen wird nachgewiesen. (Was die Niere physiologisch mit dem Geschlechtsleben zu thun hat, bleibt unverständlich!) Die Frage der Befruchtung, die Ursache, weshalb der männliche Same der einen Thiergattung nicht die Eier einer andern Thiergattung befruchten kann, wird wissenschaftlich erörtert.

Beim Fruchtleben wird die Entwickelung der Gewebe des Fötus einer wissenschaftlichen Untersuchung unterworfen. Die Vergleichung des Pflanzen- und des Thierkeims lehrt die Bedeutung der einzelnen Gewebeblätter; die Nachweisung der Gegensätze, welche im Keimleben hervortreten und die Entwickelung der einzelnen Gewebe bedingen, zeigt uns das treibende Princip, welches den Keim zur Entfaltung der Gewebe treibt und den Leib des Keims gestaltet.

Im zweiten Theil des Thierlebens, im „Leibesleben" (Leib ist nämlich nach dem Verfasser nicht gleich Körper, sondern stellt denselben mit Ausschluß der vegetativen Organe, „Geweide", vor), wendet sich der Verfasser zunächst zur wissenschaftlichen Betrachtung der Nervenfibern und ihrer Arbeit. Es herrscht auf diesem Gebiete zur Zeit eine große Verworrenheit und Unklarheit. Nur die Unterscheidung der Bewegefibern und Empfindefibern ist über allen Zweifel erhaben; dagegen behaupten manche Gelehrte das Vorkommen von besondern Hemmungsnerven, obwol die Existenz derselben, wie sich wissenschaftlich leicht nachweisen läßt, unmöglich ist; andere Gelehrte haben eine elektrische Theorie der Zellströme, noch andere ein sogenanntes psychophysisches Gesetz aufgestellt; beide Aufstellungen aber widerstreiten den einfachsten Gesetzen der Physik und müssen als unwissenschaftlich aufgegeben werden. Der Verfasser weist das Fehlerhafte dieser Aufstellungen nach und widerlegt dieselben; er weist für den Leib der Thiere vier Arten von Nervenfibern nach: Aderfibern und Erregefibern, Bewegefibern und Empfindefibern. Jede Art dieser Fibern hat ihre eigene Ursprungszelle, ihr besonderes Endgewebe und ihre ganz eigenthümliche Arbeit. Der Nervenstrom, der in der Achse der Nervenfiber verläuft, wird, wie der Verfasser beweist, durch eine Zusammenziehung der Ursprungszelle erzeugt, die Zelle bedarf zu dieser Arbeit des Zutritts des Sauerstoffs, d. h. der Erzeugung von Wärme oder Arbeit. Demnächst behandelt der Verfasser die vier Zweige des Leibeslebens: das Genußleben, das Muskelleben, das Vorstellungsleben und das Seelenleben. Beim Muskelleben wird die Arbeit der Muskeln ausführlich besprochen und werden die Vorgänge nachgewiesen, welche in den einzelnen Fäserchen stattfinden und die Verkürzung des Muskels bewirken. Es ist meines Wissens das erste mal, daß diese Arbeit geleistet wird. Beim Vorstellungsleben ist die Arbeit des Ohres und des Auges eingehend besprochen. Bei den Vorgängen in der Netzhaut verfolgt der Verfasser wieder seine eigenen Wege und tritt neuern verbreiteten Ansichten widerlegend entgegen. Im Seelenleben endlich mußte der Verfasser ganz neue Wege betreten. Er unterscheidet beim Kopfmarke das unter dem Zelte befindliche Gehirn von den über dem Zelte lagernden beiden Bregen und stellt beide Theile, das Gehirn und die beiden Bregen, ebenso gegenüber, wie das Herz und die beiden Lungen in der Brust. Das Gehirn ist der Sitz der Seele, die Bregen sind der Sitz des Gedächtnisses. Die Nervenfibern des Leibes enden im Gehirne, vom Gehirn aber gehen besondere Nervenfibern der Bregen nach den Bregen hin. Wegen der Einzelheiten kann auf das Buch selbst verwiesen werden.

Der Verfasser bietet den Gelehrten also in seinem Werke mancherlei Neues, er läßt die Vorgänge des Lebens in einem vielfach neuen Lichte erscheinen, manche bisher dunkle Partie findet hier ihre Erklärung und ihr Verständniß. Der Verfasser fordert die Herren Gelehrten zur Anerkennung, bezüglich zur Widerlegung auf und wird nicht anstehen, wenn ihm Irrthümer nachgewiesen werden sollten, diese offen anzuerkennen, wird aber andererseits auch nicht verfehlen, die Richtigkeit seiner Ansichten etwaigen unberechtigten Angriffen gegenüber zu vertreten.

Soweit zunächst der Verfasser, welcher auf diese Weise dem Leser am besten einen Ueberblick über den Inhalt seines „Thierlebens" verschafft. Da er sich selbst genügendes Lob darin spendet, so hieße es Eulen nach Athen tragen, wenn wir noch mehr hinzufügen wollten. Derselbe fordert andere entweder zur Anerkennung oder zur Widerlegung der von ihm vorgetragenen Auseinandersetzungen auf. Daß ein dritter Standpunkt dem vorliegenden Buche gegenüber am gerechtfertigtsten wäre, nämlich derjenige der Nichtbeachtung desselben, steht bei der Selbstschätzung des Verfassers natürlich außerhalb des Bereichs seiner Erwägung. Er äußert sich auf die schon gegen ihn erhobenen Vorwürfe von Berufsphysiologen hin: „Diesen Herren gegenüber bezieht sich der Verfasser auf den Inhalt des Werks, das seine wissenschaftliche Berechtigung beweist. Der Verfasser ist hier dem ausgezeichneten Beispiele Alexander von Humboldt's gefolgt, der für die Wissenschaft von überaus reichem Segen gewesen ist."

Selbst auf die Gefahr hin, einen zweiten Humboldt nicht völlig würdigen zu können, müssen wir unsern Lesern einige Beispiele für die „strengwissenschaftliche Base" des „einen streng wissenschaftlichen Weg" verfolgenden Buchs vorführen und dieselben dann selbst urtheilen lassen, inwieweit eine andere Beurtheilung, als die vom Verfasser selbst ausgesprochene, gerechtfertigt ist.

Das Bestreben des Verfassers, möglichst deutsch zu schreiben, d. h. die vielen in der Wissenschaft üblichen Fremdwörter zu vermeiden, ist an und für sich vollkommen gerechtfertigt, namentlich in einem für ein Laienpublikum bestimmten Buche — der Verfasser schreibt freilich für „Gelehrte" —; man darf aber hierin doch nicht zu weit gehen, wenn nicht das Gegentheil der Absicht, allgemein verständlich zu sein, erzielt werden soll. Und dieses Zuweitgehen machen wir dem Verfasser mit ganzer Entschiedenheit zum Vorwurf, da er sogar aus reiner Manie gute deutsche Ausdrücke durch andere von ihm geschaffene ersetzt. Er nennt Thiere und Pflanzen zusammen „Gewächse", bezeichnet ein Atom als „Korb" (C bedeutet einen Korb Kohle, O einen Korb Sauerstoff), das Protoplasma der thierischen Zelle als „Zellfleisch"; wie schon oben erwähnt, ist „Leib" nur „das äußere Zimmer" für die „Geweide"; trotzdem spricht er von einem „Leibeslaufe", worunter die Blutcirculation vom linken Herzen durch den Körper ins rechte Herz zu verstehen ist. Um nicht „barbarische Namen zu

bilden, in denen drei oder mehr Wörter zusammengesetzt werden", tauft der Verfasser den Oberarm „Schuft" (d. h. „der das Vorderbein Werfende, Galopirende"), den gesammten Unterarm „Elle", die Fußwurzelknochen „Ferse", die Mittelhandknochen „Platte", die Mittelfußknochen „Sohle"; Zunge und Unterkiefer sind ihm „Gliedmaßen" des Kopfes, wie Arme und Beine diejenigen des Rumpfes. Die Samenkörperchen werden „Pollenschläuche" genannt. („Wenn der männliche Befruchtungsstoff der Thiere von den meisten Physiologen Same genannt wird, so ist dies eine Unsitte und erzeugt nothwendig Verwirrung.") Für die „wissenschaftlich fehlerhafte" Bezeichnung Keimscheibe setzt er „Fleischscheibe", ebenso für Keimkugel „Fleischkugel". „Es ist das für die Befruchtung offene Fleischnetz des Eies." Ferner heißt es, „die Physiologen besitzen eine wahre Schwärmerei für Einführung neuer (!) unpassender Namen, so nennen sie den Zellkern des Eies Keimbläschen, das Kernkörperchen Keimfleck. Dies ist unwissenschaftlich und erschwert das Verständniß ungemein". Nur schade, daß der Verfasser nicht weiß, daß man den Kern des Eies längst vor Entdeckung der Zelle, nämlich schon 1825, auffand und Keimbläschen nannte und lange Zeit über die Zellennatur des Eies im Ungewissen gewesen, theilweise sogar noch ist.

Doch genug über die Nomenclatur des Verfassers, welcher nicht einsieht, daß das Verständniß erschwert wird, wenn man Ausdrücke, mit welchen wir gewohnt sind, ganz bestimmte Begriffe zu verbinden, in einem andern Sinne anwendet. Noch einige Belege für das „Wissenschaftliche" jenes Buchs. Die vom Verfasser gegebene Eintheilung des gesammten Thierreichs erinnert an die schematischen Constructionen der frühern naturphilosophischen Schule, wozu auch sonst eine gewisse Neigung zu bemerken ist, weil eben wissenschaftliche Grundlagen fehlen. Das Thierreich zerfällt in vier große Stufen: 1) Die Schwimmer oder Fußlosen. Dahin gehören die „Quesen" (d. h. Infusorien), von denen gesagt wird, sie seien als niedrigste Ordnung selbst nur eine Zelle, „bezüglich stellen sie nur eine mit Zellen gefüllte Blase vor" (!); ferner Quallen, Würmer und Häusler (= Mollusken). Die Fortpflanzung dieser ganzen Stufe geschieht durch Zwitter. (!) Das Sinnesleben bleibt auf der niedrigsten Stufe. (Auch bei den Cephalopoden?) 2) Die Füßer oder Fußbilder (Vielfüßer). Dahin gehören Krabben und Spinnen. 3) Die Schwinger oder Kerfe (Sechsfüßer, Insecta). 4) Die Wirbelthiere (Vierfüßler). Von den Insekten heißt es: „Das Nervensystem bleibt noch zurück und bildet nur vereinzelte Nervenkugeln, ist noch nicht zur Einheit zusammengeschlossen." Die Wirbelthiere zerfallen in Fische, Lurche, Vögel und Säuger. Die Lurche, welche natürlich Amphibien und Reptilien zusammen umfassen, „athmen durch großzellige Lungen". Die Säuger zerfallen in: Flossen, Hufen, Pfoten, Händer. Da hat sich doch die Wissenschaft Mühe gegeben, auf der Basis der Entwickelungsgeschichte und Paläontologie ein System aufzubauen! Die „Wissenschaft" des Herrn Grassmann geht ihre eigenen Wege. Ebenso hat es sich die Wissenschaft in den letzten Jahren angelegen sein lassen, die Vorgänge im Ei kurz vor der Befruchtung und während dieser zu beobachten. Der Verfasser läßt Keimbläschen und Keimfleck zu Grunde gehen und die „Pollenschläuche" in größerer Anzahl in das Ei eindringen. „Bei der Befruchtung wird das Fadennetz (es handelt sich bei diesem Ausdrucke nicht etwa um die streifige Structur der «Kernspindel») des Pollens von dem Fadennetze des Eies angezogen, das Fadennetz des Pollens, die ganze Fleischmasse des Pollens wandert aus und in die für die Befruchtung offenliegende Fleischmasse des Eies ein."

Schließlich sei noch auf die verunglückten Vergleiche hingewiesen, durch welche der Verfasser eine Parallele zwischen Thier- und Pflanzenreich ziehen will:

Die Geweide oder die pflanzlichen Gewebe des Thieres bilden also ein für sich bestehendes, im Bindegewebe des Leibes aufgehängtes Gewächs, das auf überraschende Weise der Pflanze und ihren Theilen entspricht und gleichsam eine Pflanze im Thiere darstellt. Die Speiseröhre mit Magen und Darm ist der Erdboden dieser Pflanze, in dem die Nahrungsstoffe für die Aufnahme in den Leib vorbereitet und aus dem die unbrauchbaren Stoffe demnächst als Koth ausgeleert werden. Die Zotten des Dünndarms bilden die Wurzelspitzen dieser Pflanze, saugen durch die jugendlichen Zellen ihrer Spitzen den löslichen Nahrungssaft aus dem Breie des Darmes auf und führen ihn in die Speisegefäße, welche ganz den Holzgefäßen der Pflanze entsprechen.... Die neue Frucht entwickelt sich bei dem weiblichen Thiere, wie bei der Pflanze tief im Innern, in verborgener Stille. (Wenn auf dem Titel des Buchs nicht stände „Das Thierleben", so könnte man sich von Herrn Grassmann für einige Augenblicke vortäuschen lassen, daß es blos Menschen und Affen gäbe!) Auf jeder der beiden Urnieren, welche der Blüte der Pflanze entsprechen, entwickelt sich außer der Niere, welche dem Kelche und der Krone entspricht (!), ein Fruchtknoten mit Griffel und Narbe. Jeder der beiden Fruchtknoten treibt seitwärts eine Knospe, den Eierstock. Dieser gewinnt am Grunde später eine Oeffnung, die Mündung des Eierstocks. (Eine solche kennt auch nur Herr Grassmann!) Der Griffel jeder Seite wird zu einem Eileiter und entwickelt am Grunde Fransen, welche die Mündung des Eierstocks umfassen können, während der Griffel jeder Seite an dem andern Ende in die beiden Seiten gemeinsame Narbe, den Eihalter oder Uterus, sich öffnet, der durch die Scheide nach außen mündet. Die Markschicht (= Ektoderm) des Hühnereies entspricht dem Marke, die Schleimschicht (= Entoderm) der Rinde der Pflanzen, oder die erstere der aus dem Mark gebildeten obern Blattfläche, die zweite der aus der Rinde gebildeten untern Blattfläche des Pflanzenblattes. Wie die obere Blattfläche des Pflanzenblattes dem Lichte und der Wärme der Sonne zustrebt, so sucht auch die Außenschicht des Keimblattes die mütterliche Wärme und wird später zur Außenhaut des Thieres, welche dem Lichte und der Wärme der Sonne zustrebt.

Doch genug von diesem Buche, welches „hoffentlich ohne Einfluß auf die Wissenschaft bleiben wird"; es müßte denn in jenem „Geisterreiche", in welchem der Mensch nach den Worten des Schlusses die niedrigste Stufe einnimmt, eine gebührende Anerkennung finden.

Eine kraftgenialische Dichtung.

Isuschka. Von Hermann Eduard Jahn. Leipzig, Schrey. 1882. 8. 3 M.

Ich habe die Dichtung „Isuschka" mehrmals durchgelesen; zunächst nicht mit dem Auge des Kritikers, den Blaustift in der Hand, sondern als simpler Leser, der in der Lektüre Genuß sucht. Danach habe ich mich gefragt: sind Dichter und Dichtung wirklich ernsthaft zu nehmen und zu beurtheilen? Das im „Literaturkalender für 1882" mit der Jahreszahl 1857 angegebene Geburtsjahr des Dichters bestimmte mich, meine Frage bejahend zu beantworten. In der naturgemäßen Unreife der Lebensanschauung der Sturm- und Drangjahre, bei dem Mangel an Welt- und philosophischer Bildung, Erfahrungslosigkeit und insbesondere dem wüsten Gefühlschaos dieser Jahre, passirt es einem jungen Schwarmgeist, den die Natur mit einer überreichen, ungestümen und heißen, deshalb gern ausschweifenden Phantasie begabt hat, nur allzu leicht, mit seinem eigenen Herzen Falschmünzerei zu treiben, die Schaumtropfen einer erhitzten, brodelnden, überwallenden Imagination für Perlen zu nehmen, die Explosionen des brandenden Blutes mit dem echten Pathos zu verwechseln, die Kraft und schöpferische Macht der Liebe an einen Gegenstand zu verschwenden, der des Preises nicht werth ist. In der Periode der Sturm- und Drangjahre dichtet man nicht nur allen Ernstes solche Dichtungen wie „Isuschka", sondern man hält auch deren Veröffentlichung für eine heroische That, weil einem noch das geistige und seelische Feingefühl dafür abgeht, wie sehr man sich selbst damit preisgibt.

Isuschka ist ein „verlorenes Kind", das die Liebe gegen baare Zahlung übt. Der Dichter liebt sie, und die Schilderung seiner Liebe zu ihr ist der Vorwurf seiner Dichtung. Aus einzelnen Gedichten — 64 an der Zahl — reiht sich dieselbe locker und lose zusammen. Ein Einschiebsel behandelt die sieben Todsünden.

Gewiß hat alles künstlerische Schaffen nur ein einziges Gesetz: die Schönheit, und diese ist nicht dem strengen Moralcodex unterthan. Unter dem Lichtstrahl der Schönheit vergöttlicht sich auch die Bajadere.

Von den zwei Angelpunkten, um welche die ganze Schöpfung sich dreht, ist der eine die Liebe. Die Sinnenliebe zu verherrlichen, in allen Tönen einer süßen, immerhin auch einer bacchantisch wilden Trunkenheit sie zu besingen: das ist ein Recht des Dichters so uralt wie unveräußerlich. Steige der Dichter die ganze Stufenleiter der Empfindungen seiner Liebe auf und nieder, male er die Genüsse derselben aus mit breitem Pinsel in gesättigt üppigster Farbengebung: immer nur wird er sein Recht ausüben, sobald die Hand der Schönheit ihm Stift und Pinsel geführt hat.

Wenn nun seit Salomonis Zeit das Hohelied der Sinnenliebe durch Jahrtausende sein Recht sich bewahrte, so ist auch Jahn's Vorwurf ein poetisch berechtigter. Seinen berückenden Reiz für einen jungen, heißblütigen Dichter begreife ich vollkommen. Der scharfe narkotische Duft der Magdalenen-Narden übt ja auf manche Nerven eine gleich merkwürdige, wie wahrhaft magisch bestrickende Gewalt aus. Die Aufgabe, den furchtbaren Kampf, den die zwei diametral sich gegenüberstehenden Affecte: Liebe und Abscheu, miteinander kämpfen, das Grauen vor dem Gegenstande der Liebe einerseits, und andererseits wiederum dessen immer sich erneuernde, unwiderstehliche, geradezu dämonisch bannende Anziehungsmacht; die Aufgabe, diesen in Wahrheit tragischen Conflict zwischen — mag der Ausdruck gelten — Seelenehre und Liebesinbrunst zu schildern, sie ist des Schweißes der Edeln werth.

Jahn löst die Aufgabe, die er sich gestellt, im großen und ganzen, wie ich zu meinem Bedauern aussprechen muß, nur unvollkommen; der Eindruck, den seine Dichtung auf den Leser hinterläßt, ist nicht der der Schönheit; denn nach meiner Auffassung ist Schönheit in der Dichtung, im Kunstwerk das, was neben ausgiebigster Befriedigung des Sinnlichen zugleich auch die Seele erhebt. Eine seelische Erhebung des Lesers erreicht aber die Dichtung „Isuschka" nur in ganz ungenügendem Maße, mit so großer Freude ich auch bezeuge, daß das Muskelspiel der Leidenschaft in ihr zumeist ein echtes ist, daß des Dichters Mund bisweilen „Großes tönt". Ja, in einzelnen der Gedichte, aus denen sich die Dichtung musivisch zusammensetzt, offenbart sich Jahn als ein Sänger von dichterischer Kraft und Macht, ein Sänger, dem wahrhaft Großes, Bedeutendes zu schaffen, neben dem, worin sich der Meister zeigt: Beschränkung, nur noch die Abgärung und Klärung, die Ausreifung der Geistes-, Herzens- und Charakterbildung, die Höhe und die wirkliche Freiheit der Lebensanschauung, der Welterkenntniß mangelt. Was ihm in seiner „Isuschka" noch für Freiheit gilt, das ist, wie er später selbst schon entdecken wird, nichts weiter als ein Phantom, die trügerische Spiegelung erhitzten Blutes.

Zu den Einzelheiten der „Isuschka", die in Jahn den werdenden Dichter ahnen lassen, gehören vornehmlich der Hymnus: „Ich bin bei dir!", die heiß und tief empfundenen Gesänge: „Die Nacht war düster!", „Schön bist du, schön, nicht wie das Abendroth!", „Noch zittern meine jungen Glieder!", die wunderbar schöne Klage: „Ich eile durch die öden, nächt'gen Gassen!" mit dem ergreifenden Verzweiflungsschrei zum Schluß: „Weh mir! du bist gefallen!"

Mühsam begreift man nur, daß derselbe Dichter, der diese Lieder singen konnte, auch wieder Trivialitäten zu Tage fördert, die geradezu verblüffen, und mit Widerlichkeiten auftritt, die psychischen Ekel erregen. Das schlimmste Beispiel für letzteres ist das Gedicht „Du schönes Kind, schau mir ins Angesicht!" Wohl steht es der Muse an,

auch die übermüthigen Launen der Kypris zu besingen; niemals aber macht sie sich mit den Rechnungen und Geschäftsgeheimnissen der Priesterinnen die Kastalide gemein. Ebenfalls hierher gehört auch „Ich möchte wissen, ob sie je gesprochen!" Die Schlußverse der zweiten Strophe sind der Odem gewisser Häuser, nackteste Häßlichkeit.

So warm sympathisch der Dichter mich angemuthet hat in dem Gedicht:

Tief unten dort im kalten Grunde,
Schläft meine greise Mutter jetzt,
Der Thau in stiller Dämmerstunde
Mit Thränen ihr das Grab benetzt! —

das in seiner schlichten Simplicität so innig schön empfunden ist, daß ich nicht anstehe, es für ein kleines dichterisches Juwel zu erklären, stört formell auch ein harter Reim, der unschwer zu vermeiden gewesen wäre; so tief erbittert gegen sich hat er mich durch ein anderes: „Ich lieg' dir wieder zu den kleinen Füßen!" In Welt und Himmel gibt es nichts Heiligeres als die Mutter. Für mich wenigstens nicht. Diese Heiligkeit der Mutter dadurch zu profaniren, daß deren verklärter Schatten in die sträfliche Liebe des Sohnes zu einer Courtisane hineingezogen wird, das ist ein poetisches Sacrilegium. Und ein solches begeht Jahn in dem zuletzt erwähnten Gedicht.

Das Einschiebsel: „Die sieben Todsünden", ist, meinem Urtheil nach, in Wurf und Ausführung verfehlt und mislungen. Matte Gedanken, erquält und nervlos, matte, schwerfällige Darstellung.

Wen soll z. B. in der vierten Todsünde „Zorn" — ein Vater verstieß seinen Sohn — nach Franz Moor's gigantesker Traumerzählung noch eine engbrüstige, lungenlahme, in holperige Verse gebrachte Nachbildung des sechsten Kapitels der Offenbarung Johannis erbauen? Auch das zweite Bild derselben Todsünde, die Schlacht, ist kläglich unbedeutend, ganz abgesehen davon, daß etwas anderes als das „Morituri, Caesar, te salutant!", wie der Dichter will, unsere heutigen Schlachten am Ende denn doch sind, trotz des ethischen Widerspruchs, den Krieg und Schlachten überhaupt ja unbestritten an und für sich herausfordern.

Und die andern Todsünden! Namentlich die Todsünde „Stolz!" Welche kümmerliche Fabel, welche ärmliche Darstellung! Hier streift der Dichter sogar bedenklich hart die Grenze, wo der Kothurn wider Willen in den Sokkus umschlägt. In metrischer Noth macht er auch sehr unverfroren die unverheirathete Tochter eines Barons zur Comtesse. Seine Todsünde „Stolz" beginnt:

Er war Baron, Baron und adelsstolz,
— — —. Er hatte eine Tochter,
Comteß Marie — — —.

Oder wäre „Komteß" — wie Jahn schreibt — Marie des Barons Stieftochter und ihre Mutter in erster Ehe mit einem Grafen verheirathet gewesen? Im Text ist davon nichts zu finden. Als Motto steht den „Sieben Todsünden" ein Vers aus der „Ilias" (VI, 146, nicht XIV): „Οἵη περ φύλλων γενεή, τοίη δε καὶ ἀνδρῶν" voran. In der Uebersetzung von Voß — um eine mustergültige anzuführen — heißt der Vers deutsch: „Gleich wie die Blätter im Walde, so sind die Geschlechter der Menschen." Soviel ich weiß, bedeutet das italienische Wort „Motto" ein Citat aus einem Schriftsteller — Sinn- oder Denkspruch —, dessen Gedanke auf das Nachfolgende sich bezieht. Inwiefern das, was der angezogene Iliasvers gedanklich ausdrückt, auf Idee und Inhalt des Werks, dem er vorgesetzt ist, Bezug hat, verstehe ich nicht.

In dem Gedicht „Da bist du, Klause, eng und still und klein!" spielt sich der Dichter als Faust auf. Eine starke Vermessenheit!

Gedicht 65 — der Epilog — soll wahrscheinlich das Satyrspiel nach der Tragödie vorstellen. Ich bin nicht recht klug daraus geworden. Vielleicht der Dichter selbst auch nicht.

Jahn handhabt sein Instrument, die Sprache, mit bedeutender Sicherheit und bemerkenswerther Virtuosität; aber sein Vortrag ist von auffälliger unangenehmer Ungleichheit. Auch der Bilderschatz, über den er gebietet, ist nicht gering. Indeß auch hier wechseln mit überraschend schönen und prägnanten, durch ihre Ungesuchtheit und edle Einfachheit köstlich wirksamen Metaphern und imposanten Metaphrasen solche von erdrückender Plattheit, Leerheit und Geschmackwidrigkeit, die wie ein eisiger Wasserstrahl die Stimmung erkälten. Die Form entbehrt nicht selten einer sorgsamen Feile. Auf metrische Verstöße kommt es dem Dichter nicht an. Auch auf verzweifelt verfehlte Redewendungen nicht, wie z. B.: „Was schufst du, Gott, denn doppelt ihre Glieder!" Der Prosaismen gibt es zahllose. Namentlich kehrt bis zur Ermüdung das fatale „gar so" in Verbindung mit allem Möglichen wieder. „Gar so schön, süß, blaß, marmorkalt" u. s. w. Leichtfertig springt der Dichter hier und dort auch mit dem Reim um. Er reimt z. B. auf „genaht" — „hat". Da, wo Jahn die Natur, die Elemente in seine Schilderungen hereinzieht, sind seine Töne fast nur düstere, aber er hat deren eine ganze Scala von packender Gewalt. Von Anklängen und Reminiscenzen wird sich kaum ein Dichter des Heute ganz freihalten können. Eine so auffällige wie z. B.:

Ein Augenblick, von deinem Arm umschlossen,
Ist werth schon einer Reue Ewigkeit!

Don Carlos' weltbekanntes: „Ein Augenblick, gelebt im Paradiese" u. s. w. hätte aber vermieden werden sollen. Ebenso auch eine Strophe wie:

Die Thräne ist's in deinen lieben Augen —
Laß mich, eh' sie von deinen Wimpern flieht,
Mit heißen Lippen diese Perle saugen!

Sie gemahnt denn doch etwas allzu sehr an das — ich weiß nicht von wem verbrochene — schöne Lied:

Zerdrück' die Thräne nicht in deinem Auge,
Du hast die Thräne ja um mich geweint!
Vergönne, daß ich diese Perle sauge. . . .

das empfindsame Jünglinge der Spezereibranche zum Wimmerholz in die Nacht zu hauchen pflegen.

Jahn nennt seine Geliebte mehrfach „mein Ungar-Röslein!“ Ist, wie es sehr den Anschein hat, seine Dichtung „Isuschka“ eine Frucht eigener Erlebnisse, so glaube ich, er hat dies Ungar-Röslein weniger in einer von Erlen überdachten Hütte, wie er singt, gefunden, als mehr wol bei irgendeinem Nachfolger des alten Telek Endre, eines originellen Biedermannes, der vor dreißig Jahren in Budapest ein unzweideutiges Ballhaus hielt. In der Sache bleibt sich das übrigens ganz gleich; nur daß des Dichters „Wollusttrunkenheit“ leider oft bedenklich stärker nach dem Fuseldunst von Sliwowitz duftet, als nach der Blume des bernsteinfarbenen Edelsaftes der Traube vom Hügel Nieges-Male, hat mir seinetwegen sehr weh gethan.

Trotzdem lautet aber mein Endurtheil über den Autor der „Isuschka“: Ich glaube fest an seine dichterische Zukunft! Jahn's poetisches Können — auch „Isuschka“ mit all ihren Auswüchsen, Irrgängen, Mängeln und Fehlern ist mir dafür ein voll und gewichtig in die Wage fallender Beweis. Ich für meine Person habe auch in seiner „Isuschka“ den jungen Poeten ganz verstanden. Aber davon hat er verzweifelt wenig; denn das lesende Publikum wird die Dichtung „Isuschka“ und deren Dichter nicht nur nicht verstehen, sondern misverstehen, und das ist für Buch und Autor recht schlimm. C. Spielmann.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Unter dem Titel „Goethe als Naturforscher und Herr Du Bois-Reymond als sein Kritiker“ hat S. Kalischer eine Antikritik veröffentlicht (Berlin, Hempel). Der Verfasser hat es übel vermerkt, daß der bekannte berliner Gelehrte keine Notiz genommen von dessen Urtheilen über Goethe als Naturforscher; darum nimmt er sich Goethe's hier zum zweiten mal an. Nach Kalischer war Goethe's Trieb zur Naturwissenschaft kaum minder mächtig als sein Trieb zur Kunst; die Ergebnisse aber von dessen naturwissenschaftlichen Forschungen sind ihm darum so werthvoll, weil sie — nur eine Consequenz des Goethe'schen Spinozismus sind, und dieser wieder mit dem Darwinismus eng verwandt ist. Nach Kalischer huldigt Goethe der mechanischen Weltanschauung. Es ist hier nicht der Ort, die fachwissenschaftliche Seite des Streits zu erörtern, in welchem allerdings die Warnung Du Bois-Reymond's vor Ueberschätzung Goethe's als Naturforscher berechtigt war. Interessant ist uns auch hier wieder die alte Erfahrung, daß auch die „realen“ Wissenschaften nur scheinbar „exact“, bewußt oder unbewußt aber im Dienste einer bestimmten Weltanschauung die Resultate ihrer Forschungen verwerthen oder gar — suchen.

— In zweiter Auflage liegt uns vor die Broschüre von Johannes Müller: „Luther's reformatorische Verdienste um Schule und Unterricht“ (Berlin, Gaertner). Der Verfasser entwickelt zunächst in geistvoller Weise die Grundsätze der Reformation, aus denen eine Neuschöpfung des Schulwesens folgen mußte, bespricht sodann die reformbedürftige Lage des Schulwesens, besonders des elementaren, citirt die schriftlichen Aeußerungen und die organisatorischen Maßregeln Luther's, und entwickelt endlich die Anschauungen des Reformators in Bezug auf die einzelnen Unterrichtsgegenstände. Die vielfach aus den Quellen geschöpfte kleine Schrift ist ein werthvoller Beitrag zur Charakterisirung des großen Mannes und zur Geschichte der Pädagogik.

— Bei Heyder u. Zimmer in Homburg vor der Höhe ist der dritte Band erschienen von „Martin Luther als deutscher Classiker“. Dieses Buch enthält eine Auswahl der kleinern Schriften Luther's; nachdem die beiden ersten Bände Luther besonders als Dichter und Reformator dargestellt hatten, behandelt der vorliegende Luther als Lehrer des deutschen Volks. Voran gehen Aussprüche über Luther von seinen Zeitgenossen; dann folgen Aussprüche Luther's über sich selbst und Abdrücke über 25 Schriften des Reformators, meistens zu den weniger bekannten gehörend. Die mühsame Auswahl selbst ist eine sehr taktvolle und zweckentsprechende, die Ausstattung des Buchs eine vortreffliche. Allen denen, welche ein Interesse daran haben, Luther aus seinen Schriften unmittelbar kennen zu lernen, können wir diese Auswahl bestens empfehlen.

— Eine kleine Broschüre des berühmten göttinger Rechtsgelehrten Rudolf von Ihering liegt uns unter dem unscheinbaren Titel „Das Trinkgeld“ in zweiter Auflage vor (Braunschweig, Westermann). Obwol diese geistvolle Arbeit bereits großen Erfolg gehabt hat, möchten wir sie doch in zehn Auflagen im ganzen deutschen Volke verbreitet sehen. Sie ist ein schlagender Beweis dafür, daß man von der Verwerflichkeit einer Unsitte allgemein und lange schon überzeugt sein kann und dennoch wehrlos ihr gegenübersteht, wenn nicht die Presse immer und immer wieder dagegen ankämpft.

Aus der Schriftstellerwelt.

Am 31. August starb zu Pyrmont Christoph Bernhard Levin Schücking, einer der beliebtesten deutschen Romanschriftsteller der Neuzeit. Auf der rothen Erde, die er in der Mehrzahl seiner Romane mit seltener Treue geschildert, stand seine Wiege; er war geboren 6. September 1814 auf dem Jagdschloß Clemenswerth im Norden des Bisthums Münster, studirte in München, Heidelberg und Göttingen die Rechte, wandte sich dann der schriftstellerischen Production zu, indem er zuerst einige Novellen in der „Urania“, einen Band „Gedichte“ (1843), Schilderungen der heimatlichen Provinz und der Rheinlande: „Das malerische und romantische Westfalen“ (1842) und „Der Dom zu Köln und seine Vollendung“ (1842) veröffentlichte. Doch bald zeigte sich, daß sein Talent auf dem Gebiete des Romans vor allem heimisch war. Er hatte sich, nachdem er eine Zeit lang Erzieher der Prinzen Wrede gewesen und in Augsburg und Köln als Mitarbeiter der augsburger „Allgemeinen Zeitung“ und der „Kölnischen Zeitung“ gelebt hatte, 1852 auf einer ihm zugefallenen Besitzung in Sassenberg niedergelassen und abgesehen von einzelnen größern Reisen nach Frankreich und Italien, sowie in deutsche Hauptstädte dort bis zum Tode seinen Aufenthalt genommen. Die Ehe mit Luise von Gall, einer geistreichen Schriftstellerin, die er im Jahre 1844 geschlossen, wurde schon 1855 durch den Tod seiner Frau gelöst. Seine ersten Romane zeigten bereits die Vorzüge seiner Muse; ihre Gedankenrichtung bewegte sich im jungdeutschen Fahrwasser; aber die Schilderung von Land und Leuten auf dem westfälischen Boden gab ihnen einen festen Halt. „Die Ritterbürtigen“ (3 Bde.,

1846) und „Ein Sohn des Volks" (2 Bde., 1849) waren diejenigen Werke, die ihm zuerst einen Ruf in weitern Kreisen verschafften. In einigen andern Romanen dieser Erstlingsepoche gab er sich zu sehr den gewagten Erfindungen einer Phantasie hin, die ihn oft zu hyperromantischen Verirrungen verleitete, so in „Ein Schloß am Meer" (2 Bde., 1843), „Die Königin der Nacht" (1852), „Die Sphinx" (1856). Auch in einigen der spätern Romane wie: „Feuer und Flamme" (3 Bde., 1875), „Die Herberge der Gerechtigkeit" (2 Bde., 1878) u. a. zeigt es sich, daß die Klippe seines Talents in einer gewissen Vorliebe für gewagte Voraussetzungen lag und daß er die Sensationsmotive bisweilen allzu grell häufte. In seine bessern Romane brachte aber diese kühne Freiheit seiner Phantasie einen spannenden Zug, der die geistige Bedeutung derselben auch dem Unterhaltungspublikum annehmbarer machte. Zu diesen vorzugsweise gelungenen Werken rechnen wir: „Schloß Dornegge" (4 Bde., 1868), den unterhaltendsten und geistreichsten Roman Schücking's, „Paul Bronckhorst" (3 Bde., 1859), „Der Erbe von Hornegg" (3 Bde., 1878), „Die Heiligen und die Ritter" (4 Bde., 1872), die in der Darstellung klerikaler Zustände, in der feinen geistigen Schattirung katholischer Kirchengrößen an Gutzkow's „Zauberer von Rom" anklingen. Noch erwähnen wir aus dem Bereiche seiner unermüdlichen Production, die auch bei minder glücklichem Wurfe immer doch Beiträge zu einer gebildeten Unterhaltungsliteratur lieferte, die Romane: „Ein Bauernfürst" (1851), „Günther von Schwarzburg" (1857), „Die Rheider Burg" (2 Bde., 1859), „Die Marketenderin von Köln" (3 Bde., 1860), „Die Geschworenen und ihre Richter" (3 Bde., 1861), „Frauen und Räthsel" (2 Bde., 1865), „Eine Actiengesellschaft" (3 Bde., 1863), „Verschlungene Wege" (3 Bde., 1867), „Die Malerin aus dem Louvre" (4 Bde., 1869), „Seltsame Brüder" (3 Bde., 1881). Die große Erfindungsgabe Schücking's ließ ihn auch auf dem Gebiete der Novelle besonders schöpferisch erscheinen, wie sein „Novellenbuch" (1876) und einzelne selbständig veröffentlichte Erzählungen beweisen. Zwei Sammlungen seiner „Ausgewählten Romane" liegen vor, jede zwölf Bändchen umfassend (Leipzig 1864 und 1874). Sein Lebensbild der „Annette von Droste-Hülshoff" (1861) sowie seine frischen Reisebilder „Eine Eisenbahnfahrt durch Westfalen" (Leipzig 1855) und „Von Minden nach Köln" zeugen von der Vielseitigkeit und Frische seines Talents.

— Am 3. September starb in Bougival bei Paris der gefeierte russische Schriftsteller Iwan Turgénjew. Er war geboren am 4. October 1818 als Sohn eines russischen Obersten auf einem Familiengute im Gouvernement Orel. Durch Hauslehrer vorgebildet, studirte er in Moskau und Petersburg, später in Berlin. Er trat dann in den Staatsdienst ein; doch das despotische Regiment des Kaisers Nikolaus, das jede selbständige Regung unterdrückte, ließ ihm diese Laufbahn alsbald aufgeben; er lebte auf seinem Gute, studirte das Volksleben und die Natur seines Heimatlandes und wandte sich bald der schriftstellerischen Laufbahn zu, zuerst mit einem philosophischen Drama à la Manfred „Sthenio" (1836). Im Jahre 1843 gab er ein Epos, „Parascha", heraus, eine Novelle in Versen, welche einiges Aufsehen machte. Doch das Reich der lyrischen Stimmungen und Formenschönheit war nicht die eigentliche Domäne seines Talents. Mit dem „Tagebuch eines Jägers" (1852) betrat er den Boden, auf dem ihm glänzende Erfolge erwachsen sollten: den Boden einer realistischen Dichtweise, in welcher die scharfe Beobachtung der äußern Welt, der Culturzustände seines Volks und der einer psychologischen und pathologischen Entwickelung moderner russischer Nationalcharaktere sich glänzend bewähren konnte. Die mangelhafte Architektonik im Aufbau seiner Werke ist indeß ebenso unverkennbar, wie der pessimistische, ja nihilistische Zug, den er aus dem Leben aufgriff, der aber vielfach zur herrschenden Grundstimmung seiner Erzählungen wurde. Rasch gewann Turgénjew einen europäischen Ruf; denn er gab so treue Bilder des russischen Lebens, besonders des geistigen, daß man den oft matten, oft überhitzten Pulsschlag desselben aus seinen Erzählungen heraushörte; auch Rußland erkannte in ihm den hervorragendsten Dichter der Gegenwart. Wir erwähnen „Väter und Kinder" (1862), „Rauch" (1867), „Neuland" (1867). Alle seine Schriften, soweit sie in Uebersetzungen vorliegen, sind in d. Bl. eingehend besprochen worden. Neulich gab Eugen Zabel in „Unsere Zeit" (1883, II) ein eingehendes literarisches Porträt des Dichters.

Bibliographie.

Aus gläubigem Herzen. (Religiöse Gedichte.) 1stes Hft. Hannover, Langemann. 8. 25 Pf.

Beiheft zum Militär-Wochenblatt. Herausgegeben von v. Löbell. 1883. 6tes Hft.: Die Freikorps Friedrich des Großen. Ein Beitrag zur preußischen Heeresgeschichte von Schnackenburg. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 60 Pf.

Bernow, L., Miterlebt. Drei Novellen. Baden-Baden, Sommermeyer. 8. 3 M.

Bismarck nach dem Kriege. Ein Charakter- und Zeitbild. Von *,*. (Bismarck und Rom. B. und die Sozialdemokratie. B. und das Gründertum. B. und seine Friktionen. B. und die Fraktionen.) Leipzig, Renger. Gr. 8. 5 M.

Braun-Wiesbaden, K., Blutige Blätter. Erzählungen. Breslau, Schottländer. 8. 3 M.

Brenner, J., Vortrag über das Thema: Ein Blick in die fernste Vergangenheit; ein Blick in die Gegenwart; ein Blick in die fernste Zukunft; oder die Entstehung der Welten, ihr zeitlicher Bestand und ihr Ende. Tuttlingen, Kling. Gr. 8. 50 Pf.

Brilmayer, K. J., Geschichte der Stadt Gau-Algesheim. Aus gedruckten und ungedruckten Quellen bearbeitet. Mainz, Faber. 8. 1 M. 20 Pf.

Frankfurter zeitgemäße Broschüren. Neue Folge, herausgegeben von P. Haffner. 4ter Bd. 11tes Hft.: Das Diluvium in der Tradition der Völker. Von B. Schäfer. Frankfurt a. M., Foesser Nachf. Gr. 8. 50 Pf.

Fischer, K., Kritik der kantischen Philosophie. München, Bassermann. Gr. 8. 2 M.

Frick und Friedel, In wieweit sind die Herbart-Ziller-Stoy'schen didaktischen Grundsätze für den Unterricht an den höheren Schulen zu verwerten? Berlin, Weidmann. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Herder, J. G., Benjamin Franklin's Rules for a Club established in Philadelphia, übertragen und ausgelegt als Statut für eine Gesellschaft von Freunden der Humanität. 1792. Aus dem Nachlaß veröffentlicht von B. Suphan. Berlin, Weidmann. Gr. 8. 1 M.

Herzog, H., Aphorismen aus Dr. Augustin Keller's pädagogischen Schriften. Aarau, Sauerländer. 8. 1 M. 60 Pf.

Husen, C. v., Odyssee-Romane: Nausikaa's Entführung. Luzern, Husenstift. 8. 2 M.

Lange, C., Dr. Martin Luther und Graf E. v. Erbach. Schauspiel. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. 8. 2 M.

Lange, E., Ueber Goethe's Farbenlehre vom Standpunkte der Wissenschaftstheorie und Aesthetik. Inaugural-Dissertation. Berlin 1882. Gr. 8. 1 M.

Lenz, M., Janssen's Geschichte des deutschen Volkes. Ein Beitrag zur Kritik ultramontaner Geschichtschreibung. München, Oldenbourg. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Mayerhofer, J., Mei' Pfoarra. Gedicht in niederbayerischer Mundart. Augsburg, Literarisches Institut von Dr. M. Huttler. 8. 75 Pf.

Nohl, L., Richard Wagner's Bedeutung für die nationale Kunst. Gekrönte Preisschrift. Teschen, Prochaska. 8. 1 M. 30 Pf.

Pünjer, G. Ch. B., Geschichte der christlichen Religionsphilosophie seit der Reformation. 2ter Bd.: Von Kant bis auf die Gegenwart. Braunschweig, Schwetschke u. Sohn. Gr. 8. 10 M.

Rath, C., Heimoaths-Bliemeln. Gedichte in schlesischer Mundart. Waldenburg i/Schl., Georgi. 1884. 16. 1 M.

Roeder, M., Aus dem Tagebuche eines wandernden Kapellmeisters. Musikalische Humoresken und Denkwürdigkeiten. Leipzig, Thiel. 8. 2 M.

Rothenbach, J. E., Sänge und Klänge. Gedichte. Bern, R. F. Haller-Goldschach. 1881. 12. 3 M. 40 Pf.

Schmid, H. D., Von Californien bis zur chinesischen Mauer. Aus dem Reisetagebuche eines Wieners. Wien, Seidel u. Sohn. Gr. 8. 4 M.

Scholl, C., Dem Andenken einer deutschen Frau, der Gattin Ludwig Feuerbach's — Bertha, geb. Löw — gestorben am 19. Juni 1883. Leipzig, Friese. Gr. 8. 30 Pf.

Skobelew, Memoiren. I. Seine Jugendzeit. Wahrheit und Dichtung, herausgegeben von F. Elberg. Elbing, Ostdeutsche Verlags-Anstalt. 8. 1 M. 80 Pf.

Spicker, G., Lessing's Weltanschauung dargestellt. Leipzig, G. Wigand. Gr. 8. 7 M.

Wahl, J., Andreas von Regensburg, ein Geschichtsschreiber des XV. Jahrhunderts. Ein Beitrag zur Quellenkunde der husitischen Reformation. Altvillae 1882. Gr. 8. 80 Pf.

Wohlmuth, A., Newyorker Kunst- und Strassenbilder. Neue Folge der „Streifzüge eines deutschen Comödianten". Wien, Wallishausser. Gr. 8. 2 M.

Anzeigen.

Die Allgemeine Zeitung

(mit wissenschaftlicher Beilage und Handelszeitung)

früher in Augsburg erschienen

ist in Deutschland und Oesterreich durch die Postanstalten für 9 M. vierteljährlich (6 M. **für die 2 letzten Monate**, 3 M. **für den letzten Monat des Quartals**) zu beziehen. Preis bei directer Versendung unter Streifband monatlich 4 M. (5 M. 60 Pf. für die anderen Länder des Weltpostvereins). Quartalpreis bei wöchentlicher Versendung im Weltpostverein 14 M. 40 Pf., außerhalb desselben 19 M. 50 Pf.

Probenummern nebst neuestem Quartal-Register gratis.

Leitartikel, wissenschaftliche und handelspolitische Aufsätze ꝛc. ꝛc. in Nr. 246 bis 252.

Deutscher Reichstag. — Croaten und Magyaren. — Ein französischer Militärschriftsteller über die schweizerische Neutralität. — Der neue Orient. (IV.) — England und die ägyptischen einheimischen Gerichte. — Zur Geschichte der böhmischen Fundamental-Artikel. — Das französische Colonialreich.

Jwan Turgenjew. (Nekrolog.) Von W. Henckel. — Johann Spieß, der Herausgeber des Faust-Buches, und sein Verlag. Von Fr. Zarncke. — Die internationale Export- und Colonialausstellung in Amsterdam. (VII. Schlußartikel.) — Deutsche Renaissance-Architektur. Von H. Semper. — Das neue Panorama der Schlacht von Sedan in Berlin. — Stephan Milow. — Das „Templum Sacræ Urbis“ in Rom. — Parisismen. Von D. Sanders. — Die Münchener internationale Kunstausstellung. Von Fr. Pecht. (XIII.) — Cavour und Azeglio. — Wiener Briefe. (CLXV.) — Briefe von der Schweizerischen Landesausstellung in Zürich. Von H. Blum. (III.) — Kinder des Reiches. Von Dr. M. Manitius. — Karl August und Knebel.

Aufträge für Streifbandsendungen an die

Expedition in München.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Deutsche Classiker des Mittelalters.

Mit Wort- und Sacherklärungen.

Begründet von **Franz Pfeiffer.**

Zwölfter Band.

Erzählungen und Schwänke.

Herausgegeben von **Hans Lambel.**

Zweite Auflage. 8. Geh. 3 M. 50 Pf. Geb. 4 M. 50 Pf.

Nachdem die Bände 1—11 der rühmlichst bekannten Sammlung „Deutsche Classiker des Mittelalters“ wiederholt in neuen Auflagen erschienen sind, liegt nun auch der letzte Band, welcher die kleinern erzählenden Gedichte aus dem 13. Jahrhundert: **Pfaffe Amîs, Meier Helmbreht, Otte mit dem Barte** u. s. w. darbietet, in zweiter verbesserter und vermehrter Auflage vor.

Soeben erschien:

Das Bildniß der Thersandra.

Trauerspiel in fünf Aufzügen

von **Eduard Mohr.**

Metzler, Stuttgart. Preis 2 Mark.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

In unterzeichnetem Verlage erscheint in 24 halbmonatlichen Lieferungen à 5—6 Bogen in gr. 8. elegant ausgestattet zu dem Preise von „Eine Mark“ pro Lieferung:

Geschichte der deutschen Litteratur

von ihren Anfängen bis auf die neueste Zeit (1884)

von

Franz Hirsch.

Diese neue deutsche Literaturgeschichte will frei aber gewissenhaft, parteilos aber verständnissvoll für jede eigenartige Regung des Literaturgeistes, ausgehend von wärmster Liebe und vollem Verständniss für alles, was der deutsche Geist literarisch geschaffen, nicht nur lose zusammenhängende Literaturbiographien geben, sondern in allen Literaturerscheinungen die innige Beziehung zu deutschem Volksthum, zu deutscher Sprache und Sitte nachzuweisen suchen.

Besondere Aufmerksamkeit widmet der Verfasser der Behandlung der Literatur unserer Zeit und unterwirft dieselbe einer Beurtheilung *sine ira et studio.* Der ganze dritte Band behandelt die Literatur unsers Jahrhunderts, die bis auf das Jahr 1884 berücksichtigt werden soll. Jede einzelne Dichtungsart, auch selbst die kleinste dialektische Abweichung soll eingehende Erwähnung finden.

Die Behandlung des Stoffs soll im höhern Sinne populär gehalten sein; nur eine Mode vermag diese neue deutsche Literaturgeschichte nicht mitzumachen — die Mode des literarischen Bilderbuchs mit begleitendem Text. Dieses Werk setzt den Inhalt über die Form, den Körper über die Gewandung und verzichtet gern darauf, ein typographisches Raritätencabinet zu sein.

Der erste Band behandelt die älteste Zeit bis 1500 und wird bis Weihnachten 1883 vollständig, der zweite Band enthält die Reformationszeit bis zur classischen Periode, der dritte Band die neue und neueste Zeit bis 1884 und liegt das Werk Herbst 1884 vollständig vor.

Alle Buchhandlungen sowie die Verlagshandlung nehmen Bestellungen entgegen.

Wilhelm Friedrich,
k. Hofbuchhandlung in Leipzig.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Willenswelt und Weltwille.

Studien und Ideen zu einer Weltanschauung.

Von

Dr. Karl Peters.

8. Geh. 8 M.

Von Kant und Schopenhauer ausgehend, führt der Verfasser die verschiedenen Richtungen der neuesten Philosophie und deren Hauptvertreter in kritischer Beleuchtung vor, um im Anschluß daran seine eigene positive Weltanschauung darzulegen. Das warm, anregend und faßlich geschriebene Werk wendet sich nicht blos an die Philosophen, sondern an jeden Gebildeten.

(Mit einer Beilage von J. H. Schorer in Berlin S.W.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 39. —— 27. September 1883.

Literarische Unterhaltungen.

Die russische Literatur in Deutschland.

Bei dem Festmahl, welches die zur Krönungsfeier in Moskau anwesenden Correspondenten Herrn von Waganow gaben, der bei der Ausübung seines Censoramts eine in Rußland ganz unerhörte Liberalität an den Tag gelegt und der Presse eine in jeder Beziehung bevorzugte Stellung ausgewirkt hatte, benutzte Ludwig Pietsch bei seiner vortrefflichen, im Namen der deutschen Journalistik gehaltenen Rede die Gelegenheit, auf die Beziehungen zwischen der deutschen und der russischen Literatur zurückzukommen. Er gedachte der Vergangenheit, in welcher unsere großen Dichter die Vorbilder für die poetischen Bestrebungen des östlichen Nachbarreichs waren, und erwähnte, daß sich im Verlauf weniger Jahrzehnte dieses Verhältniß beinahe umgekehrt habe. Aus unsern Schülern fingen die russischen Dichter allmählich an unsere Lehrer zu werden, und wie in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts Shukowsky seinen Landsleuten unsere classische Literatur vermittelt habe, seien wir gegenwärtig bemüht, durch Uebersetzungen und Studien das Verständniß slawischer Dichtkunst zu fördern und ihr Anregungen für das eigene poetische Schaffen zu entlehnen.

Wenn auch die Worte des Redners durch den berechtigten Wunsch, dem Geschenk einer beispiellos liebenswürdigen Gastfreundschaft eine Gegengabe folgen zu lassen, vielleicht eine zu rosenrothe Färbung erhielten, darf doch nicht verkannt werden, daß ihnen eine gewisse Wahrheit zu Grunde liegt. Daß Iwan Turgenjew in Deutschland Schule gemacht hat, ist eine unbestrittene Thatsache. Die Werke des großen russischen Romanciers sind nicht nur in zahlreichen Uebersetzungen bei uns verbreitet, sondern haben auch in der ihnen zu Grunde liegenden Weltanschauung und der Art der dichterischen Darstellung Nachahmung gefunden. Freilich ist die Ueberlegenheit eines Genies etwas Incommensurables, man erblickt die Höhe, auf welche es ein gütiges Geschick gestellt hat, ohne zu ihr gelangen zu können, und die Kenntniß eines neu aufgefundenen Wegs hat keineswegs immer die Kraft zur Folge, auf ihm zum ersehnten Ziel zu gelangen. Trotzdem dürfen wir von Autoren wie Sacher-Masoch und Karl Emil Franzos behaupten, daß sie den Spuren Turgenjew's mit mehr oder weniger großer Begabung nachgehen. Was sie der Literatur des Ostens zu entnehmen versuchen, ist der ihr eigenthümliche Menschen- und Natursinn, die Gabe, einerseits die Beobachtung des Charakteristischen zu verfeinern und sie zu einer Fülle individueller Züge zuzuspitzen, andererseits in der Schilderung des Naturlebens einen Reichthum von Farben zu entwickeln, der auch die leisesten Schwingungen im Wesen und Walten der ewigen geheimnißvollen erhabenen Mutter widerspiegelt.

Turgenjew ist zwar unzweifelhaft der hervorragendste Vertreter der russischen Literatur der Gegenwart, aber er steht in keiner Weise allein da. Um ihn herum behaupten sich eine ganze Anzahl von Männern, die zwar nicht durchweg den slawischen Natursinn, die deutsche Gemüthstiefe, die französische Eleganz in jener Vollendung zeigen wie der Verfasser des „Tagebuch eines Jägers", aber doch genügend Eigenart und Kraft besitzen, um unsere volle Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Es ist jedenfalls eine beachtenswerthe Erscheinung, daß neben Turgenjew auch noch andere russische Dichter den Weg nach Deutschland gefunden und hier die verdiente Würdigung erfahren haben. Ebenso interessant ist es, daß ältere Uebersetzungswerke seit einiger Zeit wieder lebhaft verlangt werden und daher neu aufgelegt werden mußten. Das gilt besonders von

dem classischen Uebersetzungsmeisterwerk Friedrich Bodenstedt's, der uns Puschkin und Lermontow so vollständig zu eigen gemacht hat, daß wir fast glauben könnten, diese Dichter hätten in der Sprache Schiller's und Goethe's ihre Werke verfaßt. Obwol aus einer uns fern liegenden romantischen Anschauung hervorgegangen, haben sie doch aufs neue die Leserwelt zu fesseln vermocht. Das gilt noch mehr von den Werken der spätern Dichter, die den modernen Realismus zu Worte kommen lassen und dabei eine wahrhaft staunenswerthe Schärfe und Schneidigkeit der Beobachtung an den Tag legen. Der unglückliche Nikolaus Gogol, der als Opfer einer traurigen individuellen Anlage und des auf Rußland lastenden Drucks in Mysticismus und Frömmelei unterging, wird nicht nur in seinen Hauptwerken: „Taraß Bulba", „Todte Seelen" und dem unübertrefflichen Lustspiel „Der Revisor", nach Verdienst geschätzt, sondern beginnt auch mit seinen kleinern Novellen, in denen seine satirische Ader noch nicht so stark entwickelt ist und der Grundzug mehr in einem träumerischen phantastischen Humor liegt, die Gunst der Leserwelt zu erobern. Die Verlagsbuchhandlungen von Philipp Reclam und Heinrich Minden veröffentlichen zu gleicher Zeit eine Reihe von Erzählungen dieses Autors, die allerdings zum großen Theil schon früher übersetzt waren, ohne die ihnen jetzt zutheil gewordene Beachtung schon damals zu finden. Viel zu wenig bekannt sind auf diesem Gebiete noch immer die ausgezeichneten Uebertragungen von Andreas Ascharin, durch dessen Puschkin- und Lermontow-Uebersetzung das Bodenstedt'sche Werk in willkommener Weise ergänzt wird und der sich auch für Gogol als ein Dolmetsch ersten Rangs erwiesen hat. Gegenwärtig arbeitet Ascharin an einer Uebertragung der Gedichte Nekrassow's, dessen schwermüthige, von tiefstem Pessimismus erfüllte Weisen in Deutschland gewiß Liebhaber und Kenner finden werden.

Zu den während der letzten Jahre in Deutschland zu Ansehen gekommenen russischen Dichtern zählen wir den Grafen Alexis Tolstoy, der in seinen Romanen etwas von der Erzählerkunst Walter Scott's bewundern läßt und in seinem „Fürst Serebräny" die Figur Iwan des Schrecklichen und seiner Umgebung aus der Vergangenheit zu neuem poetischen Leben heraufbeschworen hat. Den „Tausend Seelen" von Alexander Pissemski, die zu Anfang der siebziger Jahre auf unsere Leserwelt einen so tiefen und nachhaltigen Eindruck machten, ist vor kurzem die Uebersetzung eines andern Romans des vor mehrern Jahren verstorbenen Autors „Im Strudel" gefolgt, der durch feines Localcolorit und charakteristische Eigenart ausgezeichnet ist. Noch mehr Aufsehen hat der Roman eines Autors bei uns gemacht, der in Rußland einen populären Namen hat wie außer Turgenjew kein anderer. Wir meinen Dostojewski, der, nachdem er wegen seiner Theilnahme an der Petraschewski'schen Verschwörung nach Sibirien verbannt war, durch eine Reihe von Meisterwerken sein Volk in Begeisterung versetzte und nach seinem Tode mit fürstlichen Ehren beerdigt wurde. Vor einer Reihe von Jahren erschien in deutscher Uebersetzung der Roman „Aus dem todten Hause", in welchem der Dichter sein Schreckensleben in Sibirien in rührender Weise schildert. Das Werk fand jedoch damals bei uns so wenig Anklang, daß nach dem Verkauf weniger Exemplare die Auflage als Makulatur abgesetzt werden mußte. Ein größeres Interesse nahm man an dem Dichter erst, seitdem sein denkwürdiger Roman „Verbrechen und Strafe" unter dem Titel „Raskolnikow" deutsch vorlag. Die hierin versuchte psychologische Darlegung der socialen Zustände in Rußland und der individuellen Anlage, welche die Jugend zum Verbrechen treibt, ist von einer so unheimlichen Wahrheit, daß die Dichtung für die Beurtheilung unsers östlichen Nachbarvolks als Quellenwerk ersten Ranges angesehen werden muß.

Es ist nur zu wünschen, daß sich auch für die übrigen Werke der großen russischen Dichter neuerer Zeit berufene Uebersetzer finden mögen, da das Interesse des Publikums für diesen Zweig der europäischen Literatur unzweifelhaft geweckt ist und nicht sobald wieder ermatten dürfte. Die Frische und Ursprünglichkeit der Phantasie, die Kraft der Darstellung und Genauigkeit der Beobachtung sind so bedeutungsvolle Vorzüge, daß ihnen gegenüber die unzweifelhaften Mängel, die Dürftigkeit der Composition und der etwas eintönige Pessimismus, kaum als störend empfunden werden können. Da übrigens die russische Sprache in Deutschland immer mehr an Verbreitung gewinnt, wollen wir nicht verabsäumen, die sich dafür Interessirenden auf die ausgezeichnete „Russische Nationalbibliothek" aufmerksam zu machen, die im Verlage von Wolfgang Gerhard in Leipzig bereits ihren zweiten Jahrgang vollendet hat. In derselben wird dem Leser eine Auswahl Dichtungen von Puschkin, Lermontow, Turgenjew, Tolstoy, Gontscharow u. a. in Interlinearübersetzungen geboten, die das mühselige Nachschlagen im Wörterbuch dem Studirenden überflüssig machen und ihn unter fortwährender literarischer Anregung in der Beherrschung der schwierigen Sprache schneller Fortschritte machen lassen, als es ihm sonst möglich sein dürfte. Wer sich die Anfangsgründe der Grammatik und einen kleinen Schatz von Vocabeln angeeignet hat, wird diese mit accentuirtem Text versehene Ausgabe als zweckmäßigste Anleitung zur Vervollkommnung in der russischen Sprache nicht genug schätzen können.

Eugen Zabel.

Romane und Novellen.

Es ist erfreulich, in der Menge alltäglicher Erscheinungen dann und wann einem Charakterkopf zu begegnen, eine frappante Physiognomie neben langweiligen Gesichtern auftauchen zu sehen, sowol im Verkehr mit den Menschen wie in der Gesellschaft von Büchern; in diesem angenehmen Falle befinden wir uns gegenüber einigen der uns gegenwärtig vorliegenden Romane und Novellen. Wir nennen zuerst:

1. Karyatiden. Sechs Novellen von Oskar Berkamp. Berlin, Walther u. Apolant. 1883. 8. 6 M.

Der Verfasser rechtfertigt sich gewissermaßen wegen dieses seltsamen Titels in einem dem Buche als Motto vorgesetzten Gedicht in den Zeilen:

> Lastenträger sind wir Menschen. Ohne Gnaden
> Karyatiden, mit des Daseins Fluch beladen —

und allerdings ist es nicht die befreiende Muse des Optimisten, die den „Karyatiden" Odem eingehaucht hat; der Zweifel, die Sehnsucht, der Schmerz und das Leid, vor allem aber kräftiger Haß und feurige Liebe wehen uns aus dem Leben der wundersamen Gestalten an, die des Dichters Phantasie uns vorzaubert. Ohne in eine pessimistisch-materialistische Anschauungsweise zu verfallen, neigt der Verfasser doch einem melancholischen Schmerzenstone zu, der aber echt und wahr empfunden ist, und dem es an einem Zug für das Große, das Elementare, das Ueberwältigende nicht fehlt, obwol eine volle Versöhnung, ein ganz rein gestimmter Accord durch den Gegenstand und die Auffassung dieser interessanten Novellen ausgeschlossen ist. Außerdem haben die weiblichen Charaktere derselben eine große Aehnlichkeit miteinander, sowol in Bezug auf äußere Vorzüge: vor allem „rothblondes Haar, in dessen Wellen der Liebende zu baden verlangt", schlanke, schlangenartige, schillernde Gestalten, nachtschwarze Augen u. s. w., als innere Eigenschaften: einen wilden Trotz und Haß, eine glühende Liebe, teuflische Kälte und himmlische Güte: man vergleiche nur die Novellen „Rothhaar", „Lucifer", „Die Heidenmarie"; aber doch sind die Details der in dem stattlichen Bande enthaltenen Novellen, die Beobachtungen von Welt und Menschen, des Lebens in Dorf und Stadt, Hütte und Palast, die geistreiche, originelle Auffassung und die sprachliche Darstellung so fesselnd, daß wir die „Karyatiden" mit Freude als bedeutsame Erscheinungen auf dem Gebiete der modernen Novellenliteratur begrüßen; sie sind vielleicht nicht nach jedermanns Geschmack, sie sind eben — eigenartiger; wir erinnern hier nur an die poetische Leidensgeschichte der armen schönen Näherin: das „Modell" und an die der „Psyche".

Etwas mehr in das Fahrwassen der sentimental-romantisch angeflogenen Dichtungsweise geleitet uns:

2. Vesta. Taschenbuch für Deutschlands Frauen und Jungfrauen, herausgegeben von Elise Polko. Vierter Jahrgang. Mit drei Bildern nach Paul Thumann, aus: Lebenslieder und -Bilder von Chamisso. Berlin, Eckstein Nachfolger. 1883. 8. 4 M.

Nicht weniger als dreiundzwanzig poetische Gaben, Skizzen, Novellen, Gedichte, Stimmungsbilder und die in einem Jahrbuch für Frauen und Jungfrauen unvermeidlichen „Plaudereien" u. s. w. in einem Bande! Die Herausgeberin Elise Polko ist fünfmal vertreten, zuletzt mit der Empfehlung von allerlei nützlichen und schönen Gegenständen, die im Krankenzimmer und in der Wohnstube den Comfort erhöhen, aber mit Poesie nicht immer zu thun haben; die rede- und kochgewandte Frau Lina Morgenstern zeigt in einem Gedicht: „Die welke Rose", wie Prosa und Poesie als Schwestern nebeneinander wohnen, und in einem Aufsatz: „Luise Büchner's Grab", wie kräftig, ernst und entschlossen sie gleich der edeln Verstorbenen die „Frauenfrage" erfaßt —, oder Helene von Hülsen stürzt sich in der Novelle: „Unerklärt" in den Abgrund spiritistischer Abenteuer, während Ferdinand Groß, Otto Roquette, Prinz von Schönaich-Carolath, Emil Rittershaus u. a. ihre Verse gleich anmuthigen Blüten in die Blätter dieses Hausfrauenalbums verstreuen, und Emil Vacano in der ihm eigenthümlichen, mit dem Wunderlichen etwas kokettirenden Schreibweise eine Geschichte von einer alten Jungfer erzählt, über die wir — und das ist die feine Pointe — beim besten Willen nicht spotten können, da sie ihren Liebesfrühling ewig im Herzen trägt u. s. w. Leserinnen, die gern einer anmuthigen, nicht zu tiefen, und vor allem nicht „grübelnden" Muse folgen, werden in dem reichhaltigen, hübsch ausgestatteten Bande Auswahl genug finden.

Ebenfalls eine für unsere Töchter berechnete Lektüre bietet:

3. Unsere Ellen. Roman von Sophie May. Aus dem Amerikanischen übersetzt von A. S. Zwei Bände. Breslau, Schottländer. 1883. 8. 6 M.

Dieser der empfehlenswerthen „Drei-Mark-Bibliothek" der rührigen Firma einverleibte Roman bietet in seiner Tendenz, sowie in seinen Hauptcharakteren, der entschlossenen, klugen, liebenden und duldenden Ellen, ihrem Vetter und spätern Bräutigam Morris, ihrer erst gefürchteten und dann so geliebten Stiefmutter, der zweiten Mrs. Asbury, und einer Schar von Geschwistern und Freundinnen viel Interessantes, während das amerikanische Stadt- und Landleben mit guter Beobachtung, die oft von einem gesunden und angenehmen Humor beleuchtet erscheint, dargestellt wird; allein eine ermüdende Breite, ein Hinausziehen des spannenden und erlösenden Moments, in dem Ellen und Morris nach vielen Prüfungen sich endlich finden, über die gebührliche Zeit, stellt die Geduld des Lesers, wenn

er nicht so vortrefflich geschult ist, wie Miß Ellen, auf eine harte Probe. Daß bei einer solchen Redseligkeit der Stil nicht gewinnt, zeigen die vielfachen altmodischen, weitschweifigen Redensarten, welche die an sich ganz lehrreiche, gemüthvolle Erzählung fortwährend unterbrechen. Einige Kürzungen würden die Arbeit der Uebersetzerin sehr erleichtert, den Genuß des Lesers erhöht und dem sympathischen amerikanischen Mädchenbilde keinerlei Schaden zugefügt haben.

Das Gute ist doppelt willkommen, wenn es sich in das Gewand der Grazien kleidet. Wir wählen daher als nächste Novität eine spanische Novelle, die uns von amerikanisch-verständiger Lebensanschauung sofort in den Bannkreis des eigenartigsten südlichen Minnelebens versetzt:

4. Manuel Venegas. Von Pedro A. de Alarcon. Uebersetzt und eingeleitet von F. Eyßenhardt. Stuttgart, Spemann. 1882. 8. 1 M.

Wir haben diesen Roman in einem der handlichen dunkelblauen Bände der wohlbekannten Collection Spemann mit dem lebhaftesten Interesse gelesen — handelt es sich doch um ein Dichtungswerk ersten Ranges! Endlich einmal ein Roman de pur sang — glühend, farbenprächtig, fesselnd, als Drama beginnend und als Tragödie endend, aber in allen Stücken der Natur, der spanischen und speciell andalusischen Anschauungs- und Lebensweise abgelauscht — die Personen voll charakteristischer Züge, Landschaft, Sitten und Gebräuche in ihrem südlichen und naiven Reize, die Gewalt der Liebe und das Recht des Herzens bald rührend und ergreifend, bald dämonisch-wild, heißes, tropisches Leben gegenüber unserm kalten, nüchternen civilisirten Empfinden: ein Zauber, der so mächtig fesselt, daß das Fremdartige uns vertraut wird, daß wir Straßen und Plätze, Kirchen und Hallen, Priester und Volk, Helden und Heldin vor uns sehen — greifbar, deutlich, glänzend. Der „Knabe mit der Weltkugel", ein von einem freisinnigen, edeln Priester Don Trinidad Muley angenommener und erzogener Waisenknabe Manuel, der in seiner Kindheit eine Leidenschaft für das Christuskind auf dem berühmten Heiligthum der Kirche gefaßt und darum den obigen Beinamen erhalten hat, bringt sein kühnes, ritterliches Herz, seine schnellreifende Jugend und Kraft, das ganze Feuer seines edeln, aber leidenschaftlichen Temperamentes der holden Soledad entgegen, der Tochter seines bittersten Feindes, eines Wucherers, der ihn von Haus und Hof vertrieben, ja seines Vaters Tod verschuldet hat. Obwol das Mädchen ihn wieder liebt, so setzt doch der Geizhals Don Elias alles daran, den verhaßten Manuel aus der Stadt, aus dem Vaterlande zu treiben. In Amerika ist der glühend liebende Jüngling in rastloser Thätigkeit; sein Hoffen, daß Soledad's Liebe stärker sein wird als des Vaters Zorn, trägt ihn über Schwierigkeiten und Gefahren, die einen Mann von weniger Unerschrockenheit und Unternehmungsgeist zur Verzweiflung getrieben hätten. Endlich ist er reich und kehrt mit Schätzen beladen nach seiner Vaterstadt Guadix zurück, um bei einem öffentlichen Feste, verbunden mit Procession, Tanz und Lotterie, seinen Schwur einzulösen, mit Soledad den Fandango zu tanzen, ihr den dabei unerläßlichen Kuß zu geben und sie öffentlich als seine Braut zu umarmen. Aber ein furchtbares Geschick erwartet ihn: Soledad ist auf Befehl des inzwischen verstorbenen Vaters das Weib eines andern geworden; sie ist Mutter eines Knaben, sie vergeht vor Liebe zu Manuel, aber sie darf ihm nicht angehören. Der furchtbarste Zorn bemächtigt sich des schönen, starken, stolzen Mannes, des „muthigsten und wildesten Menschen, den Gott geschaffen hat". Hier gilt es eine blutige Entscheidung; vergebens strengt der meisterhaft geschilderte, scheltende, liebende Priester Muley seinen ganzen Scharfsinn, alle erfinderische Kraft eines treuen Gemüths an; vergebens spricht das Christuskind zu dem Herzen Manuel's: ein Brief Soledad's zerreißt wie ein Blitz den Nebel vor seinen Blicken; kann er nicht mit ihr leben, so kann er mit ihr sterben — er erscheint bei dem Feste, er fordert Soledad zum Tanze, er küßt sie und hält sie in glühender Umarmung; sie fällt todt zu Boden, er wird von ihrem Gemahl erdolcht und die beiden Liebenden, die in ihrem Leben „kaum zwei Worte miteinander gewechselt haben" und doch unauflöslich zueinander gehören, sind endlich vereint. Eine an den Wüstenwind erinnernde schwüle Atmosphäre ruht auf dem Schlußkapitel des wunderbaren Buchs, das auch in den andern Hauptscenen eine Meisterhand verräth — ein Kenner des Herzens, ein Dichter von Gottes Gnaden entrollt uns ein Gemälde von der Gewalt der Liebe. Lesen wir die Schlußseiten 196—202 oder S. 133—153, S. 74—82 u. s. w., so blüht eine Fülle echter Poesie vor uns auf, berauschend, betäubend, aber frisch und kräftig wie die Vegetation des Südens. Die bis auf einige kleine Unebenheiten im Stil sehr ansprechende Uebersetzung des Romans ist in jeder Hinsicht als eine Bereicherung unserer Novellenliteratur anzusehen.

Auch auf fremden Boden und in Verhältnisse, die unserm Empfinden nicht analog erscheinen, führt uns der fünfunddreißigste Band derselben Collection:

5. Der Leuchtthurm am Michigan und andere Erzählungen von Balduin Möllhausen. Mit einer Einleitung von Th. Fontane. Stuttgart, Spemann. 1883. 8. 1 M.

Der mit Recht beliebte vielgewanderte Schriftsteller gibt uns in den drei unter obigem Titel zusammengefaßten Erzählungen energisch gezeichnete Bilder aus dem großartigen Naturleben des Westens, damit die Charakteristik jener verschlagenen Klasse von Yankees und Seelenverkäufern vereinend, die sich die Noth der Ansiedler und die Unerfahrenheit der Auswanderer zu Nutze machen, wie dies die zweite Geschichte: „Die Auswandererin", die dritte „Das Squattermädchen" und in gewissem Sinne auch die erste „Der Leuchtthurm am Michigan" zeigen. Letztere Erzählung erhält durch die kühne That der schönen Nichte

des Leuchtthurmwächters, Charitas, welche, als ein Verräther die Lampen auf dem Thurm verlöscht hat, das Haus des Oheims anzündet, um einem Schiff in Gefahr das Feuersignal zu geben, einen dramatisch-belebten heroischen Zug. Auch die andern Erzählungen sind trotz einiger Unebenheiten im Stil, die gewissermaßen zu Art und Charakter der Helden passen, recht lesenswerth und in einer „Bibliothek für das Volk" nicht nur von belletristischer Bedeutung, sondern auch praktischen Zwecken dienlich, indem die Lust der niedern und mittlern Klassen, in Amerika das Glück zu suchen, durch die Lektüre dieses, besonders in der erstgenannten Erzählung mit farbenprächtigen Schilderungen geschmückten Bandes auf ein vernünftiges Maß zurückgeführt werden dürfte.

Einfacher in der Anlage, dem modernen Leben entlehnt und ebenfalls warnende Exempel aufstellend, ohne jedoch langweilig und doctrinär zu werden, sind die in dem uns heute vorliegenden dritten Bande der Collection Spemann enthaltenen Novellen:

6. Frauenherzen von Max Ring. Mit einer Einleitung von Joseph Kürschner. Stuttgart, Spemann. 1883. 8. 1 M.

Der mit einem besondern Talent gerade für die Schilderung des Lebens und Treibens in den höhern Klassen der Gesellschaft begabte Verfasser zeigt uns in der Geschichte „Flitterwochen", wie ein junges vornehmes Paar erst durch Prüfungen und Leiden zur wahren Liebe geführt wird; in der zweiten Erzählung: „Die Kleine", wie ein Cavalier schonungslos ein schönes, kluges und gemüthvolles, aber einfaches Mädchen seinen Passionen opfert und eine Convenienzehe eingeht, ohne trotz einer glänzenden Laufbahn befriedigt zu sein, während die verlassene „Kleine", durch den Schmerz gereift, an der Seite eines edeln Mannes das wahre Glück findet. Die beiden ansprechenden Novellen, denen es nicht an interessanten Typen aus dem Salon fehlt, geben ein mit Wärme und guter Beobachtung und feiner Satire gezeichnetes Bild von den oft herzlosen Anschauungen und hohlen Formen der vornehmen Welt. Auch der Stil ist bis auf einige kleine Ausstellungen dem Thema angemessen.

In bürgerlich-christliche Verhältnisse, die mit Homerischer Breite geschildert, an einzelnen Stellen von echter Poesie verschönt werden, versetzt uns das Buch:

7. Meine Frau und ich. Erzählung von Henrik Scharling. Vom Verfasser autorisirte Uebersetzung von E. Duncker. Dritte Auflage. Norden, Fischer Nachfolger. 1883. 8. 5 M.

Spanisch, amerikanisch, dänisch, russisch redet die Muse zu uns, da eifrige Uebersetzer sich es nicht nehmen ließen, gute und weniger gute Romane des Auslandes in unser geliebtes Deutsch zu übertragen; dank diesem heißen Bemühen können wir in dem obengenannten Buche ein dänisches Stillleben belauschen, das uns einen Philemon mit seiner Baucis schon in dem ersten Jahre ihrer Ehe auf dem besten Wege zu jenem Glücke zeigt, das die beiden Alten bis ans Ende ihrer Tage fühlten: wem die Ehe in demselben Lichte erscheint wie dem jungen Aesthetiker Nicolay und seiner Estrid, der kann allerdings im häuslichen Glück noch einmal den so lange verlorenen Weg zum Paradiese finden. Der Verfasser dieser Romanidylle erscheint als eine frische, kernige Dichternatur, die nicht des Reizmittels der künstlichen Aufregung bedarf, um packende Situationen, dämonische Charaktere, gewagte Probleme zu schaffen, als ein Humorist und Optimist, der mit seinen Gestalten ein frohes, zufriedenes Leben führt, über welches der verneinende Geist keine Macht hat. Prächtig sind der alte Onkel sowie die alte Köchin des jungen Paares, treffend der Schwiegerpapa, der originelle Maler, die sanfte Mutter, die Schwestern der jungen Frau, der Freund des Hauses, Weißbär, der verlorene und wiedergefundene Sohn Halfdan gezeichnet; ebenso sind die häuslichen Begebenheiten, Arbeit und Feste, Sorgen und Hoffnungen der Familie mit jenem glücklichen genrebildlichen Talent geschildert, welches uns das Interieur eines gemüthlichen Heims zu belauschen lockt. Die Uebersetzung liest sich angenehm und gibt der Kritik keinerlei Anlaß zum Tadel, da die fast übergroße Einfachheit des Sujets auf Rechnung des Dichters kommt, der sein Buch, wie er selbst sagt, geschrieben hat, „ohne an Kritiken und Recensionen zu denken".

Gleichfalls nordisch dem Namen der Heldin nach, sonst aber in Deutschland, in höhern Kreisen spielend, ist die einfache, aber ansprechende Novelle:

8. Inga Svendson. Erzählung von Otto Roquette. Stuttgart, Richter u. Kappler. 1883. 8. 4 M.

Der feinfühlige Dichter schildert uns die Schicksale eines Zwillingspaares, Rolf und Inga, zweier Waisen, die im Hause lieber Freunde eine Zuflucht finden. Anfangs scheint der Knoten der Ereignisse unentwirrbar; der Conflict, in den Inga durch ihre Liebe zu Roderich, dem Pflegesohn ihrer Freunde, gestürzt wird, nur durch Flucht oder Tod lösbar; aber eine Wendung im Leben Konradinens, der vermeintlichen Braut Roderich's, führt Inga, die vom Krankenlager neu ersteht, dem Geliebten in die Arme, versöhnt sie mit ihren vornehmen Angehörigen und spendet Glück und Segen. Einen poetischen Reiz verleihen der im gemüthvollen Ton geschriebenen Erzählung die Wald- und Naturschilderungen sowie die Klänge von Rolf's Geige, die das letzte erlösende Wort spricht, mit feiner Hindeutung darauf, daß Poesie und Musik Liebe und Glück in reinere Form zu kleiden vermögen, als das gewöhnliche arme Wort.

Von einem gleich gehaltvollen, aber lebensfrischern Ton getragen erscheint die Erzählungsweise eines andern beliebten Schriftstellers, obwol derselbe auch in der ersten der von ihm gebotenen Erzählungen: „Willi", das Geheimnißvolle, Geisterhafte zum Gegenstand wählt; wir meinen:

9. Zwei Novellen von August Becker. Iserlohn, Baedeker. 1883. 8. 4 M.

Gerichtsrath Ramm hat in seiner Jugendzeit ein Mädchen

geliebt, das er bei der ersten Begegnung für schwächlich und unscheinbar gehalten, dem es aber nicht an elfenhaften Reizen, an warm pulsirender Leidenschaft fehlt, die, im Tanze geweckt und von der Liebe genährt, die stille Tanzlustige in einen Conflict mit den Ihrigen bringen muß; gebunden an gewöhnliche Verhältnisse, gezogen zu dem Höhern schwankt sie zwischen Nothwendigkeit und Neigung, bis der letzte Tanz, dem sie dem heimlich Geliebten gewährt, ihr Todtentanz wird — gleich einer jener „Willis", die der Sage nach „als Bräute vor der Hochzeit starben und in unbefriedigter Tanzlust aus den Gräbern emporsteigen und mit jedem tanzen, der ihnen begegnet". Seit der Zeit kann der Erzähler dieser Geschichte an keinem Ball mehr theilnehmen, ja nicht mehr zusehen, wenn andere tanzen.

Die zweite der romantischen Zuthat nicht entbehrenden Novellen ist eine liebenswürdige „Pfälzer Erzählung", in der die Heldenthat dreier Patrioten geschildert wird, welche die französische Armee in der Schlacht von Guntersblum besiegt und die tollen Feinde zu Paaren getrieben haben, damals als Custine und Houchard in Speier, Worms und Mainz Schrecken verbreiteten. Aus einem Hinterhalt und unterstützt von einem Gerücht, demzufolge eine große preußische Armee ausgerüstet sei, werden der Werber Riel, der Jäger Franz und vor allen der Schreiber Andres Büchel die Helden des Tags. In diese Gloire hinein spielt die in Anfang und Mitte traurige Liebesgeschichte des redlichen Andres; aber am Ende wird er doch glücklich, da er wol seine erste Liebe, das schöne, falsche Kathrinchen verloren hat, dafür aber das schmucke, fünfundzwanzigjährige Lenchen heimführen darf, obschon er ein alter Knabe geworden ist.

Eine reizende Fülle humoristischer Einfälle und charakteristischer Züge aus dem Kriegsleben der großen Nation, dem literarischen und socialen Leben (z. B. Episode von Goethe und dem kleinen Schreiber; Zusammenkunft desselben mit Mamsell Delf u. s. w.), Schilderungen der pfälzer Eigenthümlichkeiten, der Begebenheiten in Mainz und auf dem Lande bilden einen weitern Vorzug dieser reizenden, im guten Sinne altmodischen Erzählung, die einem Cabinetstück von sauberer Arbeit vergleichbar ist.

Gleich anziehend, aber ganz modern, sind zwei andere elegant geschriebene Novellen, die sich unter der gleichen Benennung wie die obengenannten präsentiren:

10. Zwei Novellen von Moritz von Reichenbach. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 1883. 8. 5 M.

Die glänzende Darstellerin des schlesischen und polnischen high-life, die sich unter obigem Pseudonym bisher barg, Gräfin Valeska Bethusy-Huc, ist unlängst aus ihrer stolzen Bescheidenheit herausgetreten und hat der Welt einige interessante Nachrichten über ihr Leben als Schloßfrau, wie über ihr Wirken als Autor gegönnt. (Vgl. „Ueber Land und Meer", Nr. 33, 1883.) In der warm empfundenen geistvollen Weise, die wir an der Verfasserin kennen, gibt sie uns in beiden Novellen die Geschichte zweier Liebespaare, von denen das erste in „Részö" zu keinem glücklichen Lose bestimmt ist, da Tod und Wahnsinn aus dem „Rechte des Herzens" emporblühen (Thula Brodinska und Részö Bathory), während das zweite Paar in „Sillery mousseux", wenn auch nach Prüfungen und Leiden, doch schon auf Erden eines hohen Glücks im Ehebunde theilhaftig wird (die interessante polnische Gräfin Wanda und der deutsche Kammerherr von Zehlenberg). Wie schon der Titel der zweiten Erzählung andeutet, haben wir es hier mit einem prickelnden, berauschenden Problem zu thun, das dem Löser genug Kopfzerbrechen macht, bis die Liebe ihm zu Hülfe kommt; in „Részö" ist die Anlage und Behandlung des Sujets ernster, sinniger, poetischer; doch sind beide Novellen liebenswürdige Gaben eines hervorragenden Talents, das auch in Sprache und Ton das Niveau der breiten Alltäglichkeit bedeutend überragt.

Nicht vom künstlerischen Standpunkte aus zu beurtheilen, obwol im Gewande der Novelle sich darbietend, ist eine Geschichte, die den Eindruck eines düstern Nachbildes macht:

11. Die Gefallene. Eine Geschichte von Amely Bölte. Leipzig, Bergmann. 1882. 8. 1 M. 25 Pf.

Eine dem Buche vorangestellte Widmung an Mrs. Butler in Liverpool belehrt uns über die Tendenz eines Werks, das mit schöner Literatur nur in Bezug auf Form und Sprache verwandt ist, das aber im Dienste der Magdalenensache ein gewichtiges, ernstes, feierliches Wort spricht, indem es mit kühnem Realismus den furchtbaren Verhältnissen und Zuständen der Gesellschaft ins Auge blickt, welche die „Tugend und Unschuld morden". Ohne den Naturalismus eines Zola nachzuahmen, weiß die Verfasserin in herber, schneidender, alle Effecte verschmähender Darstellung uns für das namenlos traurige Geschick der Heldin Alma Junghans zu interessiren und den heikeln Stoff mit dem Geschick eines Arztes zu behandeln, der einen Krebsschaden ausbrennt, um noch zu retten, was gesund ist. Diese thränenreiche Geschichte ist eine Lektüre für gereifte, ernste, denkende Frauen, ein schreckliches Spiegelbild socialer Uebel, einer sittlichen Reform des Lebens in großen Städten unerschrocken das Wort redend, ein Weh- und Mahnruf von erschütternder Kraft.

Wir schließen unsere heutige Revue mit der Erwähnung von zwei reizenden poetischen Skizzenbüchern und nennen zuerst von beiden:

12. Sinnen und Weben. Märchen und Märchenhaftes von Kurt von Rohrscheidt. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 1883. 12. 2 M. 70 Pf.

Es sind stimmungsvolle, naive und doch geist- und gedankenvolle Betrachtungen aus der Kinder- und Gemüthswelt, welche im anmuthigen Gewande des Märchens unsere Phantasie, unsere Sinne gefangen nehmen; zwanzig holde Dichtungsblüten, in Duft und Farbe verschieden, bald heiter und neckisch (z. B.: „Wie einer ausging, das Glück

zu suchen", oder: „Der Traumgott und die Koboldmutter"), bald wehmüthig-ernst (z. B.: „Der Sternensamen", „Die Squaw", „Die deutschen Rosen", eine Allegorie, deren Idee sehr poetisch, deren Einkleidung aber etwas gesucht ist), oder wol auch satirisch-übermüthig (z. B.: „Der Theekessel", „Der Feuerelf und der Mülleresel", „Ein Genie"). Feinfühlige Leser werden in diesen Märchen, deren äußeres Kleid sehr zierlich ist, mit Vergnügen blättern.

Nicht überall im gleich versöhnenden Ton gehalten, oft bizarr, immer aber eigenartig sind die kurzen Reflexionen, die in Gestalt von Monologen, Skizzen, Betrachtungen, Zwiegesprächen ein verbannter Dichter in fünf Jahren gesammelt hat und die in zwei verschiedenen Uebersetzungen uns vorliegen:

13. Gedichte in Prosa. Von Iwan Turgenjew. Aus dem Russischen von Wilhelm Lange. Leipzig, Ph. Reclam jun. 1883. 16. 20 Pf.

Dasselbe in eleganter Ausstattung unter dem Titel:

14. Iwan Turgeniew. Gedichte in Prosa. Mit Autorisation des Verfassers übersetzt von K. Löwenfeld. Breslau, Trewendt. 1883. 8. 1 M. 50 Pf.

Beide Uebersetzer haben ihrem Werke eine Vorrede vorausgeschickt, um deutsche Leser auf diese neueste literarische Production des großen russischen Erzählers hinzuweisen und beide haben sich ihrer Aufgabe mit Geschick und Verständniß unterzogen, sodaß der Kritik nichts zu thun bleibt, als einige der auffallendsten dieser „Augenblicksbilder" zu erwähnen; z. B.: „Das Mütterchen, oder die Alte", „Mascha", „Die Rose", „Die Kohlsuppe", „Ein Fest bei dem höchsten Wesen", „Hängt ihn!" und das letzte Blatt: „Die russische Sprache", das wir als Stilprobe hier folgen lassen:

In Stunden des Zweifels, in Stunden quälenden Brütens über das Schicksal meines Vaterlandes bist du allein mir Stab und Stütze, du große, mächtige, wahre und freie russische Sprache! — Wärest du nicht — wie sollte ich nicht verzweifeln beim Anblick dessen, was in der Heimat geschieht? — Aber ich kann's nicht glauben, daß eine solche Sprache nicht einem großen Volke gegeben wäre!

Literarische Charakterköpfe.

(Beschluß aus Nr. 38.)

1. Henrik Ibsen. Ein Beitrag zur neuesten Geschichte der norwegischen Nationalliteratur von L. Passarge. Mit dem Porträt und Facsimile Ibsen's in Stahlstich. Leipzig, Schlicke. 1883. Gr. 8. 6 M.
2. Alphonse Daudet. Sein Leben und seine Werke bis zum Jahre 1883. Geschildert von Adolf Gerstmann. Zwei Bände. Berlin, Auerbach. 1883. 8. 4 M.
3. Zola-Abende bei Frau von S. Eine kritische Studie in Gesprächen von Oskar Welten. Mit Zola's Porträt. Berlin, Auerbach. 1883. 8. 3 M.

Im ersten Bande seines Werks über Daudet bespricht Gerstmann „Die Briefe aus meiner Mühle" (1868), südfranzösische Lebensbilder, den „Kleinen Dingsda", die autobiographische Jugendgeschichte, „Die Briefe an einen Abwesenden" (1871), Bilder aus dem Deutsch-Französischen Kriege, denen nicht blos gegenüber den deutschen, sondern auch den damaligen französischen Zuständen die nöthige Unbefangenheit fehlt. Auch die selbständig herausgegebene Erzählung „Robert Helmont" gehört in diesen etwas chauvinistisch gefärbten Kreis. Reizend dagegen sind die kleinen „Montags-Geschichten" (1872), von denen Gerstmann zwei mittheilt: „Der letzte Schultag" und „Der Ritter der Ehrenlegion", ferner „Die Künstlerfrauen" (1873). Ueber den satirischen Roman „Die wunderbaren Abenteuer des Herrn Tartarin aus Tarascon" (1873), dies am wenigsten bekannte Werk Daudet's, sagt Gerstmann:

Es ist echter Humor, was diesen Roman durchströmt, in Handlung und Charakteren, in Schilderung und Darstellung ist seine Spur deutlich erkennbar; er ist es auch, welcher der Satire den verletzenden Stachel nimmt, sodaß sie harmlos und behaglich wird. Daudet spottet, aber er verwundet nicht; nur in einzelnen Momenten, wo er gegen allzu verrottete und gar zu tief eingewurzelte Schwächen seiner Landsleute ankämpfen will, wo er die Fehler also nicht nur schildern, sondern Anregung zu ihrer Beseitigung geben möchte, da greift er zu den schärfsten Waffen; da genügt ihm der harmlose Humor nicht, da tritt die Satire in ihr volles Recht, und alle ihre Bundesgenossen werden herbeigezogen, um die Wirkung vervollständigen zu helfen. In solchen Momenten kennt auch des Verfassers Uebertreibungslust keine Grenzen — je toller, desto besser, ist der Wahlspruch; und dann steigert sich die Lustigkeit bis zur Ausgelassenheit. Die Schilderung der Doppelnatur Tartarin's, die Beschreibung der Vorsichtsmaßregeln, welche der unerschrockene Herr trifft, wenn er sich des Abends in den Club begibt, sein Benehmen auf dem Schiff bei Ankunft desselben im Hafen von Algier, das sind Glanzpunkte Daudet'scher Satire. Wie gut übrigens die Hiebe im allgemeinen getroffen haben und wie trefflich die Charakteristik der südfranzösischen Kleinbürger und die Schilderung ihrer Verhältnisse im besondern gelungen ist, dafür spricht jedenfalls nichts besser als die Unzahl von Schmähbriefen, die der Verfasser aus dem ganzen Süden, ganz besonders aber aus Tarascon und Umgegend erhielt. Südfrankreich war beleidigt, in Tartarin's Heimat wollte man aber ganz deutlich in den einzelnen Gestalten des Romans die Caricaturen bekannter Mitbürger erkennen. Die guten Tarasconesen! Sie merkten gar nicht, welches außerordentliche Lob für den Dichter in ihrem Tadelsvotum und ihren geharnischten Protesten enthalten war. Recht gelungen ist auch die Schilderung der äußern und innern Zustände Algeriens. Die Beobachtungen und Erfahrungen, welche Daudet während seiner Reise durch dieses Land gesammelt hatte, ermöglichten ihm diese naturgetreue und deshalb hochinteressante Darstellung; sie ist es auch, die dem Werke, welches im ganzen der romantisch-satirischen Richtung huldigt, doch ein gewisses realistisches Gepräge gibt.

Wir finden, daß dieser Roman bisweilen an Winterfeld erinnert.

Ueber Daudet's dramatische Experimente, mit denen er es nur zu halben Erfolgen oder ganzen Miserfolgen brachte und bei denen er nach französischer Sitte stets einen Mitarbeiter hatte, berichtet Gerstmann Näheres. Am besten gelang ihm noch das Zusammenarbeiten mit einem deutschen Schriftsteller, der über französisches Leben geistreiche Berichte geschrieben, Theophil Zolling, mit dem vereint er „Die Arleserin" für die deutsche Bühne einrichtete unter dem Titel „Neue Liebe".

Der zweite Theil des Gerstmann'schen Werks über Daudet gibt eine Analyse seiner auch in Deutschland bekannten Romane: „Fromont jeune et Risler aîné" (1875), „Jack" (1876), „Le Nabab" (1877), „Les rois en exile" (1879), „Numa Roumestan" (1881), „L'évangéliste" (1883). Die eingehende Inhaltsangabe dieser Werke ist durchaus klar und durchsichtig und dem Urtheil über dieselben kann man nur beistimmen. Eigentliche Romane sind nur die beiden ersten. „Fromont junior u. Risler senior", dies preisgekrönte Werk, ist jedenfalls das vollkommenste von allen, welche Daudet verfaßt hat: hier ist eine ineinandergreifende Handlung und damit auch die rechte Spannung, welche den Leser fesselt, abgesehen von den glänzenden Vorzügen der Charakteristik und der Darstellung. Dieser Roman ist eben ein Kunstwerk, kein lambeau, kein Fetzen Leben. „Jack" trägt auch noch das Gepräge eines Romans, ist aber bei weitem schwächer. Die spätern Werke, von denen „Der Nabob" den Vorzug verdient, sind an einen lockern Faden gereihte Cultur- und Lebensbilder. Wir haben über die drei Hauptwerke einen eingehenden Essay in „Unserer Zeit" veröffentlicht und dabei besonders auch die Species des photographischen Zeitromans, der sie angehören, näher charakterisirt. Im ganzen stimmen die Urtheile Gerstmann's mit den unserigen überein. Ueber das Genre selbst sagt der Autor:

Während „Fromont" noch ein wirklicher Roman mit zwar nicht großer, aber doch einheitlicher und festgefügter Handlung ist, und während auch noch „Jack" insofern als Roman bezeichnet werden kann, als in diesem Werke der Lebenslauf mehrerer Personen geschildert wird, der nicht durch die Macht der allgemeinen Verhältnisse, nicht durch gewaltige Strömungen, sondern durch die Handlungsweise einzelner seine Richtung erhält — sind die nun folgenden drei Schriften Daudet's gar nicht mehr als Romane, sondern ausschließlich als Sittenschilderungen zu betrachten. Nicht der Wille oder die Charaktereigenthümlichkeit der Individuen kommen hier activ oder passiv in Betracht, sondern die Culturzustände, die modernen socialen und politischen Verhältnisse in ihrem Einfluß auf das Individuum werden hier geschildert. Zufällige Charaktereigenschaften — in „Fromont" der Leichtsinn Sidoniens, in „Jack" der Unverstand Ida's — bestimmen dort das Schicksal der Helden; in den nun folgenden Schriften ist von einem Helden im eigentlichen Sinne kaum die Rede — es wird eine ganze Anzahl von Lebensschicksalen erzählt, welche durch eine frei ersonnene Handlung ziemlich lose miteinander verknüpft sind. Die Hauptsache, und worauf es dem Verfasser offenbar besonders ankam, war, den Kampf der modernen Gesellschaft gegen das sich ihren Meinungen und Bestrebungen entgegenstellende Individuum zu schildern und dabei den ganzen physischen und moralischen Zustand des zeitgenössischen Frankreich zu offenbaren.

Auf Grund geschichtlicher Thatsachen und thatsächlicher Erscheinungen baut Daudet eine Handlung oder genauer gesagt eine Anzahl von Handlungen auf; zuweilen, besonders wo es sich um die Einführung historischer Persönlichkeiten handelt, lehnt er sich fast zu sehr an die Geschichte an. Sein Geschmack und sein dichterischer Geist sind die Veranlassung, daß er nicht eine wirkliche Culturgeschichte schreibt, aber prächtige Seitenstücke zu ihr sind es, was er veröffentlicht, und dem einstigen Verfasser einer wirklichen, nach wissenschaftlichen Principien gearbeiteten Geschichte der Civilisation der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts werden die Daudet'schen Schriften, welche man als Parallelstücke zur Culturgeschichte bezeichnen könnte, manchen wichtigen Fingerzeig und interessanten Aufschluß geben.

Daß der neueste Roman „L'évangéliste" dem Dichter zum Theil mislungen ist, weil der ganze Stoff nicht seiner Eigenart entspricht, gibt Gerstmann zu. Die psychologische, zum Theil psychiatrische Studie über modernes Sektenwesen mit ihren biblischen Anklängen und den Schilderungen religiöser Gemeindeversammlungen hat wenig Amusantes; die Wandlung der Hauptheldin ist nicht genug motivirt und der Schluß des Ganzen hat etwas höchst Unbefriedigendes.

Der zweibändige Essay von Gerstmann über Daudet wird allen, welche diesen Autor nur aus einzelnen Werken kennen, ein zusammenhängendes Bild seiner literarischen Thätigkeit geben. Der Autor ist maßvoll in seinem Lobe, obschon er sich nicht von einzelnen stilistischen Ueberschwenglichkeiten frei hält und die Ausdrucksweise hier und dort auch die nöthige Prägnanz vermissen läßt.

Ganz anders geht Oskar Welten, unser geschätzter geistreicher Mitarbeiter, in seinen „Zola-Abenden" (Nr. 3) ins Zeug: ihm ist Zola nicht blos ein ethischer, sondern auch ein ästhetischer Reformator ersten Ranges; seine Werke sind für ihn nicht blos eine bedeutsame Etappe in der Entwickelung der neuen französischen Literatur. Zola wirft nach Welten's Ansicht die ästhetischen Gesetze von Jahrhunderten und Jahrtausenden über den Haufen; es beginnt mit ihm gleichsam ein neues literarisches Weltjahr, ein Siriusjahr nach dem säcularen Kalender der alten Aegypter. Welten ist für das ästhetische Princip Zola's nicht weniger begeistert als für sein Talent: allen den Theorien, welche Zola aufstellt in Bezug auf den Naturalismus in seinen unter dem Titel „Roman Expérimental" gesammelten Essays, gibt er seine Zustimmung; er weist auf den Naturalismus Goethe's und Shakspeare's hin, auf deutsche Romane wie die „Wahlverwandtschaften", welche den Begriff des „Roman Expérimental" vollständig decken; gleichwol ist Welten's Urtheil trotz seiner entschiedenen Voreingenommenheit doch im ganzen zu unbestechlich, um nicht die Schattenseiten Zola's auch zu erkennen, und für vieles von dem, was wir in unserm eingehenden Essay über den Naturalismus in Frankreich in „Unserer Zeit" sagten, finden wir in der Schrift Welten's neue Stützpunkte, die selbst invito autore ihre Schuldigkeit thun.

Der Naturalismus ist übrigens keineswegs etwas so welterschütternd Neues: recht veraltete Aesthetiker wie Batteux proclamiren die Nachahmung der Natur als das A und O, das ἓν καὶ πᾶν der Kunst. Der neue Naturalismus geht freilich tiefer; er will sich auf die Basis der wissenschaftlich erforschten Natur stellen: doch auch so fehlt ihm das ästhetische Regulativ. Das macht seine Einseitigkeit aus; darin liegt die Unmöglichkeit, daß er das maßgebende Princip des künstlerischen Schaffens sein kann. Schreibe ich blos die Natur ab, so gibt es keine Grenze und Schranke, nicht blos was das Schöne und Häßliche, sondern auch was die bis ins Unbegrenzte und Einzelnste gehende Detailmalerei betrifft.

Sehr richtig sagt Welten, daß die Umgebung, das milieu, wie es der Aesthetiker Zola nennt, in der Poesie des Menschen wegen da sei und nicht um ihrer selbst willen:

Dieses höchste Gesetz hat Zola denn auch erkannt; er fehlt aber in vielen Fällen dagegen, getrieben von seinem Drange nach Naturwahrheit. Und da er die Fülle der neuen Eindrücke nicht so rasch verarbeiten und sich ganz zu eigen machen kann, wie es bei seiner raschen Productionsweise nöthig wäre, so gibt er die ganze Fülle der Eindrücke wieder, allerdings mit einem ganz bewunderungswürdigen „sens du réel", er überwältigt uns oft geradezu damit, aber er überschreitet dadurch bereits die dem Dichter gesteckten Grenzen, er wird Berichterstatter, er wird Gelehrter. Er gibt nicht nur zu viel, er gibt es auch nicht in der Gestalt subjectiver Durchdringung, wie wir es fordern dürfen. Das aber ist es, was ich ein „Ueber's Ziel hinausschießen" nenne; das aber ist es auch, was Zola und die Anhänger dieser Richtung dem Vorwurf aussetzte, sie seien die Dichter des Schmuzes und der Kloake, weil sie auch den Schmuz, auch die Kloake mit einer oft pedantischen Gewissenhaftigkeit schildern. Wie Sie sehen werden, ist dieser Vorwurf nicht unberechtigt, insofern er mit Maß gemacht wird, aber völlig unberechtigt ist es, das Wörtlein „auch" hier mit dem Wörtlein „nur" zu vertauschen und die ganze Richtung als eine verdammenswerthe Verirrung zu brandmarken. Denn thatsächlich geht Zola in jenen seiner Werke, welche kein allzu ausgeprägtes „milieu" haben, in der Schilderung desselben nicht zu weit, außerdem aber ist ein Roman „La faute de l'abbé Mouret" der glänzendste Beleg dafür, daß nur der mächtige Drang nach Naturwahrheit, nicht aber die Vorliebe für den Schmuz Zola über die Grenzen hinausgehen läßt: denn in diesem Roman schildert Zola die paradiesischen Herrlichkeiten eines verwilderten Parks mit der gleichen Ueberfülle von Details, welche seinem „Ventre de Paris" und „Assommoir" solch übeln Ruf gemacht haben.

Gewiß, der ästhetische Fehler wird zu einer ethischen Belastung für Zola; man denke nur an die Schilderung, wie sich die nackte Nana im Spiegel sieht, oder gar an die Darstellung der Selbstentbindung in „Pot-bouille". Die erste Darstellung gehört zu dem Ueppigsten, was sich in der lasciven Literatur aller Zeiten findet, und die letztere zu dem Widerwärtigsten und Ekelhaftesten, was uns je in einem Dichtwerk vorgekommen ist. Doch der Naturalismus als höchste ästhetische Instanz kann dagegen keine Einwendungen erheben. Da indeß gegen diese Schilderungen schon das ästhetische Gefühl protestirt, so muß es eben hierfür eine über jenes Princip hinausgehende Instanz und Autorität geben. Der Fehler der Ueberfülle der Detailschilderungen findet sich auch schon bei Daudet, man denke nur an die Darstellung der Südfruchthandlung in „Numa Roumestan": diese Geschäftskataloge, mögen sie auch etwas poetisch aufgeputzt sein, wirken nur ermüdend. Man kann den Herren Naturalisten nur immer von neuem Lessing's „Laokoon" zum Studium empfehlen, damit sie sich vor solchen Verirrungen einer höchst prosaischen Weitschweifigkeit hüten. Woher nimmt denn Oskar Welten selbst die Motive zu seiner durchaus berechtigten abfälligen Kritik über „Pot-bouille", die mit der unserigen in „Unserer Zeit" ganz übereinstimmt, als aus einer höhern ästhetischen Bildung, welche den Naturalismus selbst kritisirt? Er sagt:

Sieht man von diesem dünnen rothen Faden der Haupthandlung oder eigentlich der leitenden Idee, soweit sie den Helden betrifft, ab, so zerfällt der ganze Roman in ein Stückwerk von Einzelhandlungen, die weder organisch ineinandergreifen, noch treibend aufeinander einwirken. Wir fühlen uns hin und her gezerrt von einer malpropren Wirthschaft und Ehegemeinschaft zur andern und müssen dem Autor schließlich allerdings beistimmen, wenn er eine seiner Personen über das ganze Haus die Kritik üben läßt: „C'est Cochon et Compagnie!" Wir halten aber dafür, daß es auch nicht des naturalistischen Dichters Aufgabe sein kann, uns ein solches Ensemble von Cochonnerie vorzuführen. Wir gestatten das dem Culturhistoriker — der Romanschriftsteller aber kann immerhin eine culturhistorische Mission erfüllen, doch er muß dabei immer ein Kunstwerk schaffen. Und das ist „Pot-bouille" absolut nicht. Dieser Roman ist weder künstlerisch aufgebaut, noch von einer künstlerischen oder auch nur sittlichen Idee getragen; und die einzige Entschuldigung für seine Existenz ist der nun folgende Roman „Au bonheur des dames", als dessen schmuziges, unordentliches, abscheuerregendes Entrée er gelten muß; allerdings eine sehr traurige Rolle für ein Werk, welches doch mit gewissen Ansprüchen selbständiger Berechtigung dem Publikum übergeben wurde.

„Der Romanschriftsteller muß immer ein Kunstwerk schaffen", sagt Welten; das widerspricht aber durchaus den Zola'schen Doctrinen, welche gerade gegen das Kunstwerk protestiren, und verlangen, daß der Romanschriftsteller nur einen „lambeau" des wirklichen Lebens erfasse und darstelle. Er soll ja die Natur abschreiben: daraus entsteht niemals ein Kunstwerk. Welche Berechtigung das Häßliche im Bereich der Dichtung hat, darüber ist schon lange vor Zola genugsam debattirt worden; die großen Dichtwerke aller Zeiten geben genügenden Anlaß dazu, namentlich aber die Werke der neufranzösischen Romantiker. Immer wieder muß man auf die „Aesthetik des Häßlichen" von Karl Rosenkranz verweisen, ein vorzügliches Werk, in dessen Rubriken sich eine große Zahl der verrufensten Zola'schen Romankapitel unterbringen läßt und welche mit großer Subtilität unterscheidet, was von der Tageskritik allzu sehr in Einen Topf geworfen wird.

Oskar Welten nennt sein Werk „Zola-Abende bei Frau v. S." Schon der Titel gibt demselben einen pikanten Beigeschmack; denn Zola gilt gerade für keinen Salonschriftsteller, über den man mit Frauen debattirt. Welten setzt der Dame und einigen andern, die sich gelegentlich in dem Salon einfinden, die Principien und Vorzüge seines Dichters auseinander und gibt wie Gerstmann in seiner

Daudet-Biographie eine Analyse, die oft in die Anthologie übergeht; denn auch er theilt besonders beweiskräftige Partien aus Zola's Werken mit. Frau v. S. und die andere Zuhörerin, Baronin d'Elvert, machen gelegentlich einige Einwendungen; doch sehr schwer machen sie dem Autor seine Bekehrungsversuche nicht; die Geschütze ihrer Polemik werden immer rasch demontirt und zum Schweigen gebracht. Welten beginnt mit einer Auseinandersetzung der Theorie Zola's, bespricht dann seine Jugendarbeiten „Contes à Ninon" und „La confession de Claude", dann „Madeleine Ferat", einen Roman, der ihm zu tragisch erscheint, um anstößig sein zu können, gibt eine Genealogie der Rougon-Macquart-Familie zum bessern Verständniß des großen Romancyklus, analysirt dann die Romane: „La fortune des Rougons", „La curée", „Son Excellence Rougon" und „La conquête de Plassans": Werke, in denen das höchst energische Darstellungstalent Zola's sich am schärfsten ausprägt und die Schilderung des Gemeinen und Ekelhaften nicht wie in „Nana", „L'Assommoir" und „Pot-bouille" überwiegt. Daß „Nana", der erfolgreichste Roman, diesen Erfolg vorzugsweise seinem stofflichen Inhalt verdankt, gibt auch Welten zu; er legt an ihn wie an „Pot-bouille" ausnahmsweise einen ästhetischen Maßstab an; er sagt, nachdem er die Dürftigkeit der Handlung erwähnt hat:

> Ich behaupte, daß eine Nana niemals der Mittelpunkt, die Hauptfigur eines Romans oder eines Stücks sein kann und darf, nicht aus moralischen, sondern aus ästhetischen Gründen, welche ich durch die Charakteristik Nana's und ihrer Wirkung auf den Leser namhaft gemacht habe. Ein Kunstwerk muß unsere Seele bewegen, sei's zu Zorn oder zu Mitleid, zu Haß oder zu Liebe. Ein Kunstwerk darf uns nicht kalt lassen, und Nana läßt uns kalt. Und darum ist sie als Hauptfigur nicht möglich, darum ist Nana als Roman nicht vollgültig, nicht vollwerthig. Der Dichter hat also darin gefehlt, daß er nicht eine Handlung erfand, in welcher Nana wol eine hervorragende, nicht aber die erste Rolle spielte. Er mußte ihr eine Figur überordnen, deren Schicksal durch Nana schwere Schläge erleidet, die aber trotzdem unserer Theilnahme vollwürdig bleibt. Und in der That existirt diese Figur in dem Werke: es ist die alte ehrwürdige Madame Hugon, deren beide Söhne Nana zum Opfer fallen. Diese erhaben-schöne Gestalt mußte in den Vordergrund gestellt werden, ihr ohnmächtiger Kampf gegen die unwillkürliche Macht Nana's mußte tief geschildert, ihre zu große Schwäche gegen ihre Söhne als ihre Schuld in die Wagschale gelegt werden. Nana blieb dabei immer dieselbe, mußte sogar dieselbe bleiben; aber der Roman, die Wirkung des Romans würde eine andere, eine tragisch-erschütternde, unbeschadet der Naturwahrheit.

Welten erklärt „Nana" zwar nicht für absolut schlecht, aber doch „nicht für überlegt genug im Plan; ich möchte sagen, für schief gewickelt, um meine Empfindung anzudeuten".

Sehr eingehend beschäftigt sich Welten mit Zola's durchgefallenen Stücken und mit seinen dramaturgischen Theorien. Er constatirt den Verfall des Theaters in Frankreich und Deutschland und sieht wie Zola im Naturalismus das Heil für die Zukunft. Soweit er gegen die conventionelle Bühnentechnik in Frankreich und Deutschland Front macht, welche vielfach auf Coulissenlügen und Marionettenspiel hinausläuft und von den Fanatikern der Bühnenmache fortwährend empfohlen und verherrlicht wird, muß man ihm recht geben; denn aus diesen Convenienzen heraus muß sich das Drama zu größerer Freiheit und Wahrheit entwickeln. Auch sein Feldzug gegen Lessing und Aristoteles erscheint uns durchaus nicht als eine haarsträubende Ketzerei: nur faßt er Furcht und Mitleid in einem zu engen Sinn; durch eine interpretatio expansiva hat man diese Begriffe längst so erweitert, daß sie vieles, was Welten für die tragische Wirkung verlangt, mit umfassen. Gewiß hat unser Autor auch recht, wenn er vom Drama Einfachheit der Entwickelung und Mächtigkeit der Bewegung verlangt; doch das Drama verlangt auch einen architektonischen Aufbau, der so weit entfernt ist von der Technik des französischen Coulissenstücks wie ein Palast von einer Miethkaserne: aber ohne diese Architektonik, ohne Beachtung der Spannung der dramatischen Gewölbe wird das Drama seine Tragfähigkeit einbüßen und zusammenbrechen. Es handelt sich dabei nicht um Concessionen an den schlechten Geschmack des Publikums, sondern um das Wesen des Dramas. Zum Dramatiker gehört eine eigenartige Begabung: Zola besitzt sie nicht, daher seine Miserfolge, selbst wenn man von seinem für ein Drama nicht ausreichenden Princip des Naturalismus absieht. In unserer Kritik desselben in „Unsere Zeit" haben wir diese Frage eingehender behandelt.

So weichen wir in wesentlichen Punkten von Oskar Welten ab. Dies hindert uns aber nicht, sein Werk dem Publikum bestens zu empfehlen: es gibt ein fleißig durchgearbeitetes Gesammtbild von Zola, eine klare Analyse seiner Schriften und eine geschmackvolle Auswahl aus denselben, sowie es auch mit geistreichen Bemerkungen durchflochten ist und einige gründliche Abhandlungen über wichtige ästhetische Fragen enthält.

Rudolf von Gottschall.

Zur Beurtheilung der Kreuzzüge.

Culturgeschichte der Kreuzzüge von Hans Prutz. Berlin, Mittler u. Sohn. 1883. Gr. 8. 14 M.

Die Urtheile über den Charakter und die Bedeutung der Kreuzzüge sind in der neuern Geschichte nicht selten ein Kriterium der herrschenden Zeitrichtung. Während man im Jahrhundert der Aufklärung und der kühlen Verstandesherrschaft des Friedericianischen Zeitalters in den schärfsten Worten die Schwärmerei und den religiösen Wahn verdammte und verhöhnte, durch den so viele edle Kräfte der schöpferischen Thätigkeit in der Heimat entzogen, so viele werthvolle Güter und Schätze dem geldarmen Europa geraubt worden, um im fernen Orient einem Phantom zum

Opfer zu fallen; erblickte die moderne Romantik in den Kreuzzügen die glorreiche Entfaltung eines von religiöser Weihe durchglühten thatenvollen Lebens, die erhabenste Periode der Menschengeschichte, in welcher das Streben nach dem Idealen die Seele erfüllt und zu Handlungen heroischer Hingebung für die höhern Güter und Interessen, zur Opferwilligkeit und Selbstentäußerung, zu einem Heldenthum im Thun und Leiden, im Ringen und Ertragen befähigt und begeistert habe. In manchen Geschichtsbüchern hat man Vortheile und Nachtheile wie in einem Rechenexempel nebeneinander gestellt, wo dann Schaden und Nutzen einander vollkommen aufwogen und das Facit gleich Null erschien. Bei solcher Verschiedenartigkeit der Auffassung war es ein großes Verdienst, aus den zeitgenössischen Quellen und Aufzeichnungen den wahren Sachverhalt herzustellen, die falschen Anschauungen zu zerstreuen, welche Vorurtheile, Parteihaß, religiöser Fanatismus erzeugt haben, und die sich von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanzten. Und wenn diese Arbeit von einem Gelehrten ausgeführt wird, der auf dem Gebiete der mittelalterlichen Geschichte eine so hervorragende Stelle einnimmt und der das Land, welches den Schauplatz und Ausgangspunkt der welthistorischen Begebenheiten bildet, durch eigene Anschauung kennen gelernt hat, so werden wir vertrauensvoll seiner Leitung folgen, mit Dank den Faden ergreifen, an dem er uns durch das Labyrinth der mannichfachen Erscheinungen zu führen unternimmt. Hans Prutz hat sein Werk „Culturgeschichte der Kreuzzüge" dem Kronprinzen des Deutschen Reichs und von Preußen gewidmet, „dem erhabenen Rector magnificentissimus der Albertus-Universität".

„Was für das Zeitalter des sinkenden Hellenenthums der Zug Alexander's des Großen zur Eroberung des medopersischen Reichs gewesen war, das wurde für die romanischen und germanischen Völker des christlichen Mittelalters jene Bewegung, die man unter dem Namen der Kreuzzüge zu begreifen pflegt." Dieser Vergleich, mit dem der Verfasser sein Werk beginnt, ist nur dann zutreffend, wenn man das geschichtliche Phänomen, das man als die Kreuzzüge bezeichnet, in einem weitern Sinn auffaßt, die eigentlichen sogenannten Kreuzzüge nämlich als den Kern und Mittelpunkt des großartigen weltgeschichtlichen Processes betrachtet, durch welchen wie einst in den Punischen Kriegen die Frage entschieden ward, ob die romanisch-germanische oder die semitische Cultur und Weltanschauung zur Herrschaft gelangen sollte. Nur wenn man in den vielhundertjährigen Kämpfen, die vom Bosporus bis zum Atlantischen Meer, an den Westalpen und in den Pyrenäischen und Apenninischen Halbinseln wie im syrischen Lande geführt wurden, ein gleichartiges Ringen ums Dasein erblickt, kann die Kreuzzugsperiode mit dem Alexandrinischen Zeitalter verglichen werden. Nur in diesem Falle bilden beide welthistorischen Erscheinungen den Grund und Ausgangspunkt einer neuen Culturentwickelung, einer weitern kosmopolitischen Weltanschauung. Freilich haben die Kreuzfahrer nicht vermocht wie der macedonische Heldenkönig, hellenistische Reiche und Städte im Morgenlande zu gründen; das fränkische Königreich Jerusalem blieb stets ein schwaches Reis von krankhaftem Wachsthum; aber die Wirkungen, welche die Pilgerfahrten nach dem Osten auf das geistige, sociale und wirthschaftliche Völkerleben des Abendlandes übten, waren mächtig genug, den mittelalterlichen Zuständen eine neue Gestalt zu geben, die europäische Menschheit auf neue Bildungsbahnen zu lenken. In einem Schlußkapitel: „Die geistige Befreiung des Abendlandes durch die Kreuzzüge", gibt Prutz ein zusammenfassendes Bild von den verschiedenen Lebensanschauungen, welche durch die Kreuzzüge ihre reformirenden Impulse empfingen. Dabei wird besonders die Veränderung hervorgehoben, welche die religiösen und kirchlichen Vorstellungen erfahren haben. Waren auch die religiösen Momente bei der Entstehung der Kreuzzugsbewegung keineswegs von so durchgreifendem Einfluß, wie man gewöhnlich annimmt; waren weltliche Motive aller Art die Vortheile, welche durch die Kirche den Ziehenden verheißen wurden, die Zaubergewalt einer mächtigen Zeitströmung auf die Masse, die Wander- und Abenteuerlust, die Aussicht auf Beute und Gewinn und andere Dinge nicht minder wirksame Hebel als Gläubigkeit, Andacht und kirchliche Werkheiligkeit, so sollte doch die Bewegung dazu dienen, die Macht des Papstthums und der Kirche über alles Irdische zu erheben, die theokratischen Ideale eines Gregor VII. zu verwirklichen. Diese Absicht wurde nicht erreicht. Der Verfasser sagt:

Die Bewegung hat sich bald der Leitung der Kirche entzogen. Die weltlichen Elemente in ihr, von denen manche sich bald gegen die Kirche richteten, haben schließlich überwogen, und in ihrem Gesammtergebniß sind die Kreuzzüge geradezu unkirchlich, zum Theil antikirchlich gewesen. Mit den Kreuzzügen beginnt das Zeitalter des Zweifels an dem ausschließlichen Rechte der katholischen Kirche und ihres Oberhauptes. Die nie ganz bewältigte Opposition innerhalb derselben erhebt sich mit neuer Energie und in mannichfachen neuen Formen. Gegen das Ende des Zeitalters der Kreuzzüge wird durch das Ueberwuchern der Sekten aller Art die Einheit der Kirche ernstlich gefährdet, und es ist nicht mehr gelungen, sie vollkommen wiederherzustellen. Die ersten Anzeichen stellen sich ein, welche auf das dann mächtig anwachsende Verlangen nach einer Reformation der Kirche hinweisen.

Durch die Kreuzzüge wurde die Idee der Toleranz in den Gemüthern erweckt, eine religiöse antirömische und antipäpstliche Opposition erzeugt. Mit dem Eroberungszug Alexander's des Großen haben die Kreuzzüge auch den Umstand gemeinsam, daß die beiden Völker, welche vorzugsweise als die Culturträger der antiken und der modernen Welt gelten, die Hellenen und die Deutschen, an den Völkerbewegungen nach dem Orient im Anfang keinen oder nur geringen Antheil nahmen. Während der Zögling des Aristoteles beflissen war, den Feldzug gegen die Perser als einen Rachekrieg für die geschändeten hellenischen Heiligthümer hinzustellen, verhielten sich die Bewohner von Hellas und vom Peloponnes kühl, ja selbst feindselig gegen das Unternehmen, ja die Spartaner benutzten die Abwesenheit Alexander's zu einer Schilderhebung gegen den mace-

donischen Statthalter Antipater, die mit dem Heldentode ihres Königs Agis auf der blutgetränkten Wahlstatt von Megalopolis endigte. Auf ähnliche Weise vollzog sich der erste, normannisch-französische Kreuzzug ohne wesentliche Mitwirkung der Deutschen: an der Befreiung Jerusalems hatten sie keinen Antheil. War dies etwa ein Mangel an religiöser Inbrunst? Keineswegs. Schon seit einem Jahrhundert vor der Kirchenversammlung von Clermont waren Tausende von Pilgern aus allen Gauen des deutschen Reichs nach dem Heiligen Lande gewallfahrtet; ja die Pilgerfahrt, die im Jahre 1064 von deutschen Bischöfen und Edeln unternommen wurde, trug schon den Charakter eines Kreuzzugs. Soll doch die Zahl der Theilnehmer sich auf 7000 belaufen haben! Die Ursache lag in den kirchenpolitischen Streitigkeiten, unter denen die deutsche Nation damals zu leiden hatte. Bekanntlich war die Idee, das christliche Abendland wider das „heidnische" Morgenland zu bewaffnen, dem Haupte Gregor's VII. entsprungen; die Kreuzfahrten sollten die Stufenleiter bilden zu der theokratischen Universalherrschaft des Papstthums. Die Ausführung des Gedankens scheiterte an dem Widerstand des geistesstarken Königs Heinrich IV. gegen die päpstliche Allgewalt. Wohl wurde in Canossa das Königthum in unerhörter Weise erniedrigt; aber auch Gregor starb in der Verbannung, der theokratischen Weltherrschaft war vorerst der Sieg entrissen. Aber das Pontificat gab darum den Plan nicht auf. Die Geistes- und Gemüthsrichtung der Zeit war für das phantastische Unternehmen zu günstig. Zwei Jahrzehnte nach dem Bußact von Canossa forderte Gregor's Nachfolger, Urban II., in der Ebene von Clermont die gläubige Christenheit auf, das Schwert zu gürten, um das Heilige Grab aus den Händen der Ungläubigen zu befreien. Aber in Deutschland herrschte noch immer der mit dem Banne beladene Heinrich IV.; die Nation blutete im grausamen Bürgerkrieg zwischen den Anhängern des Kaisers und des Papstes. Mehr als je gab man sich damals in Rom der stolzen Hoffnung hin, die Cäsarische Weltherrschaft der alten Imperatoren werde dem Nachfolger des galiläischen Fischers zutheil werden. Dazu waren die Dinge in Deutschland, wo ein genialer König im Widerspruch mit der Kirche die Hoheit des nationalen Staats mit kräftiger Hand wahrte, nicht angethan. So wurde das deutsche Volk und sein gebanntes Oberhaupt ausgeschlossen von dem providentiellen Gange der Weltgeschichte. Der vierte Heinrich und alle, die zu ihm hielten, sollten an den „Thaten Gottes durch die Franken" nicht theil haben, sollten ausgestrichen werden aus den Annalen des Heiligen römischen Reichs.

Die Kirche hat durch die Kreuzzugsbewegung ihre Macht auf eine gefährliche Spitze gestellt. Es wurden dadurch Geister ins Dasein gerufen, mit denen sie manchen harten Kampf zu führen hatte, ohne einen vollständigen Triumph zu erringen. Prutz hat im dritten Buch seines Werks die „Wandlungen des kirchlichen Lebens", die infolge der Kreuzzüge zur Erscheinung kamen, eingehend dargestellt. Die Papstkirche hatte gegen die Sekten und Häresien, die ihr allerorten entgegentraten, einen Riesenkampf zu führen, der die Blätter der Religionsgeschichte mit vielen häßlichen Zügen und dunkeln Greuelthaten füllte. Am ausführlichsten behandelt der Verfasser die „Geschichte des Tempelordens". Nicht nur daß er die Entstehung, das Wachsthum und den Untergang dieses hochbedeutenden Ritterordens in klarer fließender Rede darstellt und ein interessantes Bild von dessen Machtstellung und allmählicher Entartung entwirft: er hat auch in den „Beilagen" eine Reihe von Actenstücken des vaticanischen Archivs über den Templerproceß mitgetheilt, aus denen die Schuld der Ordensbrüder zweifellos hervorgeht. Die Tempelherren waren die verzogenen Kinder der Kreuzzüge. Ihre Tapferkeit, ihre vornehme Geburt, ihre Reichthümer im Morgenland und Abendland hatten sie mit Stolz und Uebermuth erfüllt. Die Päpste waren den ritterlichen Streitern des Tempels besonders gewogen, und ihrer Gnade hatte der Orden viele Privilegien, Auszeichnungen und Vergünstigungen zu verdanken; auch weltliche Vorrechte waren ihm in allen Ländern verliehen worden. Ein Staat im Staat, eine privilegirte Religionsgenossenschaft innerhalb der Kirche, war er der Gegenstand des Neides und Mistrauens der Fürsten und der priesterlichen und bischöflichen Hierarchie geworden. Auch über den Lebenswandel und die Rechtgläubigkeit der Ordensritter waren schlimme Gerüchte im Umlauf. Man beschuldigte sie, daß sie heimliche Mohammedaner seien und mit Götzenbildern, Talismanen und Zaubermitteln unchristliche Geheimdienste trieben, daß sie unnatürlichen Lastern fröhnten, daß ein der Kirche feindlicher Geist unter ihnen gehegt werde. Prutz bestätigt, daß der Orden seinem innern Wesen nach etwas ganz anderes geworden war, als er sein sollte und sein durfte. Er sagt:

> Als eine in sich geschlossene Kirche organisirt, mit einem eigenen dem Einfluß Roms und der Bischöfe ganz entrückten Klerus, der sich in völliger Abhängigkeit von dem ritterlichen Element befand, hatte der Orden unter dem Einfluß, der im Orient eingetretenen, den Franken so verhängnißvollen Umgestaltung und angeregt durch die gleichzeitig im Abendlande vollzogene kirchliche Wandlung und das aus ihr mächtig emporsprießende Sektenwesen in seinen eigentlich leitenden Kreisen den dogmatischen Boden, auf dem er früher beruht hatte, allmählich ganz verlassen und sich in häretische Verirrungen verloren, die auf die Dauer nicht verborgen bleiben konnten und unter dem Triumphgeschrei seiner Todfeinde auch seine eifrigsten Gönner und Vertheidiger entwaffnen und in die Reihen seiner Gegner treiben mußten.

Der tragische Untergang des Tempelordens im Anfang des 14. Jahrhunderts erinnert vielfach an das Schicksal des Jesuitenordens in den letzten Decennien des 18. Jahrhunderts. Beide Orden galten als die stärksten Stützen des Papstthums, dessen Erhöhung und Machtstellung das Hauptziel ihrer Thätigkeit war; beide wurden von dem Oberhaupt der Kirche aufgegeben, weil es dieselben nicht länger gegen die Angriffe der weltlichen Mächte und gegen das Verdammungsurtheil des Zeitgeistes zu halten ver-

mochte. Es fiel dem Papst Clemens V., dem ersten der avignonschen „Hofbischöfe", recht schwer, die Auflösung des Ordens zu beschließen. Allein er stand unter der Gewalt des französischen Königs Philipp IV., durch dessen ganzes Dasein, wie Ranke bemerkt, schon der schneidende Luftzug der neuern Geschichte weht. Philipp trug den Tempelherren tiefen Groll: ihre unabhängige Machtstellung, ihre corporative Geschlossenheit, ihre Reichthümer, ihr anmaßendes Auftreten, ihr Selbstgefühl standen der Politik des Königs, seinem Streben nach staatlicher Einigung, nach monarchischer Zusammenfassung aller föderativen Elemente und Sonderbildungen seines Reichs, der Autorität seiner Beamten und Richter störend im Wege. Einem solchen Feinde gegenüber war der avignonsche Papst nicht stark genug, den Orden zu retten. Mit innerm Widerstreben und beklemmten Herzens verfügte er die Auflösung. Die Bulle selbst gibt durch ihre unbestimmte Fassung zu verstehen, daß die Aufhebung nicht erfolge auf Grund eines rechtskräftigen richterlichen Beweises, sondern „aus Fürsorge", um der Verbreitung der im geheimen schleichenden Unchristlichkeit und Lasterhaftigkeit vorzubeugen. So fiel der Orden der Templer, der zwei Jahrhunderte die Stütze und der Ruhm der römischen Kirche im Morgenlande gewesen, wie später die Gesellschaft Jesu durch einen andern Clemens, nicht ohne Verschuldung aber durch ein unregelmäßiges Justizverfahren. Von der Grabkammer der Templer hat man die Sage, daß alle Jahre in der Nacht der Aufhebung eine gewappnete Gestalt, das rothe Kreuz auf dem weißen Mantel, daselbst erscheine mit der Frage, wer das Heilige Grab befreien wolle; „niemand, niemand", ist die Antwort, die ihm aus dem Gewölbe entgegenschallt, „denn der Tempel ist zerstört".

Wir müssen uns mit diesen kurzen Andeutungen bescheiden. Wer könnte in einer periodischen Schrift von dem reichen Inhalte des Buchs einen Begriff geben, das sich über alle Seiten und Phänomene des geschichtlichen Lebens verbreitet; das nicht blos die religiösen und politischen Verhältnisse, die Stellung des christlichen Abendlandes zum islamischen Morgenlande beleuchtet, sondern auch die socialen und wirthschaftlichen Fragen, die Entwickelung der Künste und Wissenschaften unter dem Einfluß der Kreuzzüge in den Bereich seiner Darstellung zieht und in einem Anhange alle Angaben mit Beweisstücken und Quellen belegt! Im fünften Buch wird nachgewiesen, daß die gothische Baukunst mit ihrem Spitzbogenstil und ihrer reichen Ornamentik unter arabischen Einflüssen ihre volle Ausbildung erlangt habe. Bekanntlich hat in Italien dieser architektonisch-plastische Kunststil keine Verbreitung gefunden. Der Name, mit welchem man jenseit der Alpen diese Bauform im Gegensatz zum romanischen Stil und zur Renaissance belegt, erinnert die Italiener an die arianischen Gothen, die Feinde der römischen Kirche, die Zerstörer der italienischen Städte. Auch diese Errungenschaft der Kreuzzüge erschien somit den Romanisten als eine Schädigung ihrer echten heimischen Cultur. In einem andern Kapitel wird nachgewiesen, welche Bereicherung die Wissenschaften, insbesondere die Geographie und Geschichtschreibung, durch die Kreuzzüge erfahren haben, und dabei vor allem des „monumentalen Geschichtswerks" des Wilhelm von Tyrus gedacht, des eigentlichen Historikers der Kreuzzüge. In Syrien, vielleicht in Jerusalem selbst geboren, im Abendlande gebildet, als Kanzler des Königs Balduin IV., seines Zöglings, und als Erzbischof von Tyrus mit den politischen und kirchlichen Dingen aufs innigste vertraut, war er wie kaum ein anderer mit allen Fähigkeiten und Kenntnissen ausgerüstet, die zu einer solchen Geschichtsdarstellung geeignet und erforderlich waren. Sein Werk, das nur unvollendet und vielleicht von den Gegnern verstümmelt auf uns gekommen ist, sucht eine mittlere versöhnende Haltung zu gewinnen „zwischen der Glaubensschwärmerei der ältern Zeit und der skeptischen und rationalistischen Ablehnung, die später den Kreuzzügen gegenüber zur Herrschaft gelangte und die Theilnahme an denselben immer mehr absterben ließ". In den ersten funfzehn Büchern benutzt Wilhelm die ältern Geschichtschreiber der Kreuzzüge; je mehr er sich aber im Fortgange der Erzählung seiner eigenen Zeit nähert, um so mehr kommen die mündliche Ueberlieferung und die Mittheilungen aus der Erinnerung älterer Leute als Quellen zur Geltung. Von seiner Sprache urtheilt Prutz, daß sie ganz mit biblischen Reminiscenzen durchsetzt ist und nicht selten in einen Ton verfällt, den man geradezu als einen alttestamentarischen oder doch biblischen bezeichnen möchte. Dabei geht jedoch seinem Vortrage ein gewisser volksthümlicher Zug nicht ab:

> Er ist ein Freund volksthümlicher Spruchweisheit und liebt es, aus deren Schätzen zu schöpfen. Aus dem Munde des Volks oder der Völker hat er sich eine Fülle von Sprichwörtern und sprichwortähnlichen Sentenzen zu eigen gemacht, die er mit glücklichem Takt als ansprechende Würze durch seine Erzählung und die reflectirenden Zwischenpartien zu vertheilen weiß.

Der Verfasser schließt seine Beurtheilung:

> Die bis zur Begeisterung gesteigerte warme Vaterlandsliebe Wilhelm's von Tyrus, seine maßvolle, allem Extremen und Gewaltsamen abgeneigte Persönlichkeit, seine hohe Bildung und sein wissenschaftlicher Sinn sowie seine mannichfache Bewährung in praktischen Geschäften lassen ihn unfraglich in hohem Grade befähigt erscheinen, die große Aufgabe, die er sich gestellt, in angemessener Weise zu lösen. Der Freimuth, mit welchem er die Fehler und Schwächen auch ihm nahestehender und von ihm verehrter Persönlichkeiten aufdeckt, und die Unbefangenheit, mit welcher er immer von neuem auf die von ihm so klar erkannten Grundfehler des fränkischen Volksthums und Staatswesens hinweist, geben eine Bürgschaft für die Wahrhaftigkeit seiner Darstellung und die Richtigkeit seines Urtheils auch in andern Dingen. Unter den Geschichtschreibern des Mittelalters gebührt diesem Sohne des Heiligen Landes unfraglich ein Ehrenplatz. Dabei thut er es allen seinen Genossen entschieden zuvor durch die Größe und Nachhaltigkeit des Einflusses, den er geübt hat. Denn im wesentlichen hat nicht blos das spätere Mittelalter, sondern auch ein großer Theil der folgenden Zeit die Kreuzzüge in dem Lichte gesehen, in welchem Wilhelm von Tyrus sie dargestellt hat, und erst seit die kritische Geschichtsforschung unserer Tage sich

diesem Gegenstand zugewandt hat, hat auch er die so lange bewahrte Autorität eingebüßt.

Mitten in der Kreuzzugsperiode entstanden zwei epische Gedichte, welche ältere Sagenstoffe im Charakter der Kreuzzüge behandelten: „Das Rolandslied" des Pfaffen Konrad und „Das Alexanderlied" des Paffen Lamprecht. Sie können als Beweise gelten, wie verschiedenartig die großen Begebenheiten des Tags von den Zeitgenossen aufgefaßt wurden. Das „Rolandslied" repräsentirt die bei der Entstehung der Kreuzzüge vorherrschende Stimmung: Fanatismus und tödlichen Haß gegen den Islam und die Verehrer Mohammed's; das „Alexanderlied" athmet einen Geist der Humanität, der Toleranz, der ritterlichen Courtoisie zwischen den streitenden Parteien. So darf man auch die Wirkungen der Kreuzzüge auffassen: ausgehend von Bigotismus und christlich-religiöser Engherzigkeit endigten sie mit einer Emancipation der menschlichen und weltlichen Interessen von der unbedingten Herrschaft des Papstthums und des Romanismus, mit einer Erstarkung der nationalen Geistescultur gegenüber dem Klerikalismus.

In dem letzten Abschnitt des Prutz'schen Buchs heißt es:

> In dem Zeitalter der Kreuzzüge hat die Cultur des Mittelalters ihre höchste Entfaltung gefunden, zugleich aber die entscheidende Wendung gemacht, welche ihr Absterben und ihre allmähliche Auflösung herbeiführten. Denn aus den damals eingesenkten Keimen haben sich mit und in der Renaissance die charakteristischen Formen einer neuen Cultur entwickelt, in denen wir unschwer die Anfänge der modernen Welt erkennen.

Georg Weber.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Von den „Gesammelten Werken des Grafen Adolf Friedrich von Schack" ist jetzt der sechste Band erschienen (Stuttgart, Cotta), womit die Gesammtausgabe ihren Abschluß erreicht hat. Dieser sechste Band enthält zwei Trauerspiele des Dichters: „Heliodor" und „Kaiser Balduin", und die beiden im aristophanischen Geiste durchgeführten Lustspiele: „Der Kaiserbote" und „Cancan". Das Trauerspiel „Kaiser Balduin" erscheint zum ersten male im Druck und der Dichter sucht es in einem Nachworte gegen verschiedene Einwendungen der Kritik zu schützen, die er glaubt voraussehen zu können. Ueber die beiden Lustspiele sagt Graf von Schack am Schluß: „Die aristophanische Komödie scheint mir das unsterbliche Vorbild des satirischen Lustspiels zu sein und hat mich zu den beiden vorliegenden Stücken begeistert, die freilich der Form wie dem Inhalte nach vielfach von ihrem Muster abweichen. Wenn man gegen solche Lustspiele und besonders gegen deren Aufführbarkeit einwendet, unsere Bühne bedürfe durchaus einer spannenden Handlung, wie sie dieser Gattung fernliege, so kann ich das nicht für begründet halten. Alle Theater, welche wirklich blühten, haben zahlreiche Stücke auf ihrem Repertoire gehabt, deren Anziehungskraft für das Publikum keineswegs in einer spannenden Fabel bestand. Dahin gehören die altenglischen Masken, auch mehrere Dramen von Shakspeare, z. B. «Der Sommernachtstraum» und «Verlorene Liebesmüh», deren Handlung doch gewiß nicht eben Neugier oder Spannung auf den Fortgang hervorruft, manche der italienischen Commedie dell' Arte, sowie auch einzelne Molière'sche Lustspiele. Bei uns ist «Wallenstein's Lager» eins der beliebtesten Repertoirestücke, das doch nur aus einzelnen lose zusammenhängenden Scenen besteht. Trotz des Angeführten, und obgleich ich glaube, daß meine beiden politischen Lustspiele das Theater hinlänglich mit Leben und Bewegung erfüllen würden, habe ich längst die Hoffnung aufgegeben, daß sie bei dem jetzigen Zustande unserer Theater zur Aufführung gelangen werden. Schon der Umstand, daß unsere Schauspieler keinen Begriff von Metrik haben und nicht einmal einfache Jamben, geschweige denn Anapäste und andere kunstvollere Verse sprechen können, macht dies unmöglich. Das aber ist nicht ein Vorwurf gegen diese Gattung von Lustspielen, sondern gegen unser Theater. Glücklicherweise gibt es jedoch noch Leser, die auch «Buchdramen» zu schätzen wissen."

— Es liegt die erste Lieferung einer „Geschichte der deutschen Literatur von ihren Anfängen bis auf die neueste Zeit (1884)" vor, welche im Verlage von Wilhelm Friedrich in Leipzig erscheint und deren Verfasser Franz Hirsch ist, der bereits eine treffliche Geschichte der deutschen Literatur für das Volk verfaßt hat. Dem Prospect zufolge wird das Werk in 24 halbmonatlichen Lieferungen und drei Bänden erscheinen. Es ist gewiß das richtige Verhältniß, daß der ganze dritte Band der neuern Literatur gewidmet sein soll. Ueber die Intentionen des Autors erfahren wir: „Den Verfasser leitet bei der Lösung seiner immerhin schwierigen Aufgabe die Idee des engen Zusammenhangs der Literaturgeschichte mit der Culturgeschichte. Und wie es die Signatur unserer Zeit ist, daß sie das abstracte Denken über das Lebendige in ein geschichtliches Denken umsetzt, daß sie auch in der Forschung die Synthese über die Analyse stellt, so weist schon der Name der Literaturgeschichte den Literaturhistoriker auf den richtigen Weg. Er soll des Dichters Schöpfungen nicht nur analysiren, sondern er soll sie im Zusammenhang mit den culturgeschichtlichen Grundbedingungen des Zeitalters, in welchem die Dichterkraft erwuchs, betrachten und aus der Mannichfaltigkeit der culturgeschichtlichen Einflüsse den Einheitskern der Dichterindividualität herausschälen. Bei jeder dichterischen Persönlichkeit soll der tiefinnerliche Zusammenhang der Natur des Einzelnen mit der Geschichte der Geistesentwickelung seines Volks erkennbar gemacht und die Wechselwirkung der Gesammtheit auf das Individuum hervorgehoben werden. Wie andererseits das Individuum selbst, wenn es geistig hervorragend und bahnbrechend wirkt — man braucht hier beispielsweise nur die Namen Luther und Goethe zu nennen — Einfluß auf den Zeitgeist, auf die Denkart der Nation gewinnt, das soll Gegenstand eingehender Darstellung werden." Eine Mode will die neue deutsche Literaturgeschichte nicht mitmachen: die Mode des Bilderbuchs mit begleitendem Text.

Aus der Schriftstellerwelt.

Der fünfte Deutsche Schriftstellertag versammelte sich am 9. September in Darmstadt: ungefähr 150 Theilnehmer waren anwesend. Zunächst berichtete der Schriftführer Franz Hirsch, daß die Bemühungen des Verbandes um Erwerbung der Eigenschaft als juristische Persönlichkeit im vergangenen Jahre Erfolg gehabt haben. Die Deutsche Genossenschaft dramatischer Autoren und Componisten in Leipzig hat bekanntlich von ihrem ersten Bestehen an die Rechte einer juristischen Persönlichkeit erworben. Die Mitgliederzahl des Schriftstellerverbandes ist auf

341 gestiegen. Die Versammlung kam dann auf frühere Beschlüsse zurück, welche die Reichsbibliothek und das Gutzkow-Denkmal betrafen. Eine erneute Anregung schien für das letztere nöthig. Es wurde beschlossen, die deutschen Bühnenleitungen zu einer Aufführung zum Besten des Fonds für dasselbe, sowie die Lehrer der Kunst und Wissenschaft zur Veranstaltung von Vorträgen für den gleichen Zweck aufzufordern. Wir befürchten nur nach frühern Erfahrungen, daß beides vergeblich sein werde. Die große Mehrzahl der Theaterdirectionen glaubt sich mit Gutzkow's Verdiensten hinlänglich abzufinden, wenn sie seinen Erben Tantièmen zahlt, und wie viele Lehrer der Kunst und Wissenschaft beschäftigen sich überhaupt mit moderner deutscher Literatur? Mit allen gegen zwei Stimmen wurde dann ein von Dr. Hirsch befürworteter Antrag auf Veranstaltung einer Lotterie zur Vermehrung des Pensionsfonds genehmigt. Auch ein Verbandjahrbuch soll erscheinen, und zwar nach dem Vorschlage des Professors Gosche in vier Abschnitten: Skizzen über den literarischen Charakter der verstorbenen Mitglieder; Uebersicht über die gesammte schriftstellerische Production des verflossenen Jahres; ferner gesuchte, nicht angebotene Beiträge in Prosa und in Poesie. Ehe die Debatte beendet war, hielt Professor Gosche seinen auf der Tagesordnung stehenden Vortrag über „Luther als Dichter und Schriftsteller", welchem der Großherzog von Hessen beiwohnte. Es folgte dann ein Festessen im Saalbau mit den üblichen Toasten. Abends führte das Hoftheater den Schriftstellern das Werk eines nicht im Mitgliederverzeichniß stehenden Collegen vor: die „Antigone" des Sophokles.

Am 10. September beschäftigte sich der Schriftstellertag in seiner Plenarsitzung mit einer Frage, welche jedenfalls den Reiz der Neuheit für sich hat. Buchhändler Last aus Wien, Besitzer der größten Leihbibliothek dort, entschied sich dafür, daß die Leihbibliothekare, ähnlich wie es bei den Theateraufführungen geschehe, wegen ihrer lucrativen Ausbeutung der literarischen Production zu einer angemessenen Vergütung an die Verfasser gesetzlich herangezogen werden müßten. Die Generalversammlung solle durch eine Resolution sich in gleichem Sinne erklären. Trotz der Bedenken von Ernst Wichert, Lazarus u. a. erklärt sich die Versammlung mit großer Majorität dafür und verwirft sogar einen Antrag des Professors Lazarus auf motivirte Tagesordnung. Wir werden in einer „Literarischen Unterhaltung" auf diese Frage zurückkommen, indem wir gleich hier erklären, daß wir diese Resolution, so edel die Motive des Antragstellers sein mögen, für unannehmbar halten und namentlich den Vergleich mit den Tantièmen für gänzlich unzutreffend.

— Wie die russische Literatur in Turgenjew ihren gefeiertsten Vertreter verlor, so die vlämische den ihrigen durch den Tod von Hendrik Conscience, der am 10. September in Brüssel starb. Conscience war am 3. December 1812 in Antwerpen geboren; sein Vater war ein Franzose aus Besançon, seine Mutter eine Vlamländerin. Eine akademische, gelehrte Bildung hat er nie genossen; er trat ins Heer, wo er es bis zum Sergeantmajor brachte. Dann kam die Lust zum Fabuliren über ihn, nachdem er seit 1836 für die nationale vlämische Bewegung und für die Berechtigung der vlämischen Sprache in der Literatur eingetreten war. Sein erster Roman „In het Wonderjaer" erschien 1837; er war das erste Hauptwerk der neuern vlämischen Literatur; noch größeres Aufsehen machte der Roman „De leeuw van Vlaenderen" (1838), der die goldene Sporenschlacht schilderte. Doch war der Erfolg in pecuniärer Hinsicht für den Dichter unzulänglich; er mußte eine Stellung als Gärtner annehmen, bis er durch die Bemühungen des Hofmalers Wappers Secretär der antwerpener Kunstakademie wurde. Aus dieser Stellung schied er 1854, nachdem er seit 1846 den Titel eines aggregirten Professors der genter Akademie erhalten hatte. Im Jahre 1866 wurde er Director des Museums Wiertz in Brüssel, 1867 Mitglied der königlichen Akademie, 1881 Vorsitzender derselben. Bei diesem Anlaß wurde ihm eine große nationale Huldigung zutheil. Seine Werke, von denen eine Gesammtausgabe in neun Bänden erschien, zerfallen in zwei Gruppen: die großen geschichtlichen Romane, zu denen der „Löwe von Flandern", „Jacob van Artevelde" (1849), „De boerenkryg" (1853), „Simon Turchi" (1858) gehören, und in seine kleinen Geschichten, Studien, Skizzen aus dem vlämischen Leben. Diese Art von Idyllen mit nationaler Färbung entsprach dem Zeitgeschmack mehr als die Darstellung der historischen vlämischen Helden und gerade durch sie hat Conscience sich seinen europäischen Ruf verschafft; wir erwähnen: „Siska van Roosemael" (1844), „De loteling" (1850), „De arme Edelman" (1851). Gerade wegen dieser Griffe ins Volksleben kann man Conscience den vlämischen Turgenjew nennen, obschon das vlämische Volksleben ganz frei von jenem Nihilismus ist, welchen Turgenjew bei seinen russischen Helden schildern mußte.

Bibliographie.

Biedermann, K., Die Erziehung zur Arbeit, eine Forderung des Lebens an die Schule. 2te, völlig umgearb. Aufl. Leipzig, Matthes. Gr. 8. 2 M.

Bley, F., An's Herz der Heimath! Erzählung. Mit einem Titelbilde von P. Janssen. Düsseldorf, Voß u. Comp. 8. 5 M.

Deutsche Dichter des 16. Jahrhunderts. Mit Einleitungen und Worterklärungen. Herausgegeben von K. Goedeke und J. Tittmann. 18ter Bd. — A. u. d. T.: Dichtungen von D. Martin Luther. Herausgegeben von K. Goedeke. Mit einem Lebensbilde Luther's von J. Wagenmann. Leipzig, Brockhaus. 8. 3 M. 50 Pf.

— — Dasselbe. 4ter Bd. — A. u. d. T.: Dichtungen von Hans Sachs. 1ster Thl.: Geistliche und weltliche Lieder. Herausgegeben von K. Goedeke. 2te verb. Aufl. Leipzig, Brockhaus. 8. 3 M. 50 Pf.

Förster, B., Zur Frage der „nationalen Erziehung". Leipzig, Th. Fritsch. Lex.-8. 1 M.

Friedrich, F., Am Horizont. Roman. 2 Bde. Leipzig, Friedrich. 8. 8 M.

Gottschall, R. v., Die Papierprinzessin. Roman in 6 Büchern. 3 Bde. Breslau, Trewendt. 8. 15 M.

Hartmann, R., Die menschenähnlichen Affen und ihre Organisation im Vergleich zur menschlichen. Mit 63 Abbildungen in Holzschnitt. (Internationale wissenschaftliche Bibliothek, 60. Bd.) Leipzig, Brockhaus. 8. 6 M.

Heyse, P., Dramatische Dichtungen. 11tes bis 13tes Bdchn. Berlin, Hertz. 8. à 2 M. 60 Pf.

Holtzendorff, F. v., Rumäniens Uferrechte an der Donau. Ein völkerrechtliches Gutachten. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 4 M.

Jensen, W., Vom alten Stamm. Roman. 3 Bde. Berlin, Janke. 1884. 8. 12 M.

Köhler, H., Launige Geschichten. Humoresken. Leipzig, Verlags-Magazin. 8. 3 M.

— — Auf Schloß Friedersheim. Eine Erzählung für die deutsche Frauenwelt. Leipzig, Verlags-Magazin. 8. 3 M.

Kolde, T., Luther und der Reichstag zu Worms. 1521. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Kübler, A., Dachauer Geschichten. München, Fritsch. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Lingg, H., Clytia. Eine Scene aus Pompeji. München, Th. Ackermann. 8. 80 Pf.

Zur Luther-Feier. Ein Sonettenkranz. Den preußischen Consistorialräthen und ihren Geistesgenossen gewidmet von ***n. Tauberbischofsheim, Lang. Gr. 8. 80 Pf.

Marbach, O., Licht und Leben. Gedichte. Leipzig, Zechel. 8. 5 M.

Polko, Elise, Ein Vergißmeinnicht. Novellen und Skizzenblätter. Minden, Bruns. 8. 5 M.

Preser, K., Die Erhaltung des Bauernstandes und die Grundeigenthumsfrage. Prag, Calve. 1884. Gr. 8. 6 M.

Richter, E. J., Ein toller Tag oder Einer vom Land. Schwank mit Gesang und Tanz. Wien. 1882. 16. 30 Pf.

Salinger, E., Schicksalstragödie. Roman. Breslau, Schottländer. 8. 3 M.

Schlenther, P., Botho von Hülsen und seine Leute. Eine Jubiläumskritik über das Berliner Hofschauspiel. Berlin, Internationale Buchhandlung. Gr. 8. 1 M.

Schroeder, C., Isabel. Roman. Breslau, Schottländer. 8. 3 M.

Indische Studien. Beiträge für die Kunde des indischen Alterthums. Im Vereine mit mehreren Gelehrten herausgegeben von A. Weber. Mit Unterstützung der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft. 16ter Bd. Leipzig, Brockhaus. 8. 15 M.

Tschernyschewskij, N. G., Was thun? Erzählungen von neuen Menschen. Roman. Aus dem Russischen übertragen. 2 Thle. Leipzig, Brockhaus. 8. 15 M.

Ueberraschungen. 2te Folge: Viola. Von L. Schücking. Cllek. Von O. Girndt. Zwei Humoresken. Berlin, Goldschmidt. 12. 50 Pf.

Wichert, E., Eine vornehme Schwester. Roman. Breslau, Schottländer. 8. 3 M.

Anzeigen.

Die Allgemeine Zeitung
(mit wissenschaftlicher Beilage und Handelszeitung)
früher in Augsburg erschienen

ist in Deutschland und Oesterreich durch die Postanstalten für 9 M. vierteljährlich (6 M. für die 2 letzten Monate, 3 M. für den letzten Monat des Quartals) zu beziehen. Preis bei directer Versendung unter Streifband monatlich 4 M. (5 M. 60 Pf. für die anderen Länder des Weltpostvereins). Quartalpreis bei wöchentlicher Versendung im Weltpostverein 14 M. 40 Pf., außerhalb desselben 19 M. 50 Pf.

Probenummern nebst neuestem Quartal-Register gratis.

Leitartikel, wissenschaftliche und handelspolitische Aufsätze ꝛc. ꝛc. in Nr. 253 bis 259.

Europa und die deutsche Politik. — Die Eröffnung der Northern-Pacific-Eisenbahn. (I.) — Zwei deutsche Feste. — Rede Villard's bei Eröffnung der Northern-Pacificbahn. — Die croatische Frage. — Maori und Malagassen. — Slaven und Polen in Oesterreich. — Unsere Flotte und ihre Entwickelung. (I/II.) — Zwei Rivalen. (I.)

Panslavismus und slavische Literaturen. Von M. Carriere. — Ein italienischer Sittenroman. — Geschichte der Stadt Freiburg im Breisgau. Von Dr. C. Barazetti. — Die Münchener internationale Kunstausstellung. Von Fr. Pecht. (XIV/XV.) — Das Tagebuch Kaiser Karl's VII. Von Dr. Th. Henner. — Die Insel Krakatau. — Zum Geburtstage Alexander von Humboldt's. — Afrikanische Reiseskizzen. Von M. Buchner. — Die Türkenfeier in Wien. (I/II.) — Concurrenz-Projecte zum Ausbau der Westfront des Mailänder Doms. — „Chambord“.

Handels-, Bank- und Börsenzustände in Frankreich. (Die bevorstehenden Emissionen der türkischen Tabakregie- und der Panamá-Canal-Gesellschaft.) — Von der Gotthardbahn. (I.)

Aufträge für Streifbandsendungen an die
Expedition in München.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Ersch und Gruber's
Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.

Soeben erschien:

Zweite Section. 33. Theil. (Karachitaier — Karl V. von Lothringen.)

4. Cart. 11 M. 50 Pf., auf Velinpapier 15 M.

Die Erste Section des berühmten Werks (A—G) liegt in 99 Theilen vollständig vor. Ein Prospect über die Fortführung und Vollendung des Werks ist in allen Buchhandlungen gratis zu haben.

☞ Neu eintretenden Subscribenten werden die bis Ende 1882 erschienenen 156 Theile (Preis 1794 M.) zum Preise von 600 Mark geliefert. Abnehmer des Werks, welchen eine größere Anzahl von Theilen fehlt, erhalten den Theil statt zu 11 M. 50 Pf. bei Bezug von mehr als 25 Theilen zu 6 M., von mehr als 50 Theilen zu 5 M., von mehr als 100 Theilen zu 4 M.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Der Ursprung der Nationen.

Betrachtungen über den Einfluss der natürlichen Zuchtwahl und der Vererbung auf die Bildung politischer Gemeinwesen.

Von

Walter Bagehot.

Zweite verbesserte Auflage.

8. Geh. 4 M. Geb. 5 M.

(Internationale wissenschaftliche Bibliothek, 4. Band.)

In einer der naturwissenschaftlichen Forschungsmethode verwandten Betrachtungsweise erörtert der Verfasser dieses in zweiter Auflage vorliegenden Werks Probleme der geschichtlichen Entwickelung der Menschheit, für welche es an historischen Documenten fehlt. Seine Untersuchungen gewähren jedem denkenden Leser eigenthümliches und vielseitiges Interesse, ja bilden gewissermassen den Anfang zu einer neuen Wissenschaft.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben wurde vollständig:

Der Neue Pitaval.

Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten.

Zweite wohlfeile Auflage.

Vierte Folge in 12 Theilen. Jeder Theil 3 M.

Wie von der Ersten bis Dritten Folge dieser beliebten, durch Hitzig und Häring (Wilibald Alexis) begründeten, von Dr. A. Vollert fortgeführten Sammlung, wurde auch von der Vierten Folge eine zweite wohlfeile Auflage zum Preise von nur 3 M. (statt des bisherigen von 6 M.) für jeden Theil veranstaltet, um derselben ebenfalls den Weg in noch weitere Kreise und namentlich in den Privatbesitz zu eröffnen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

☞ Preisermäßigung. ☜

AUS DEM LEBEN EINES WÜSTLINGS.

Gezeichnet von

BONAVENTURA GENELLI.

Lithographirt von **Georg Koch.**

Achtzehn Tafeln in Querfolio mit Erläuterungen.

Ermässigter Preis **50 M.** (Früherer Preis 75 M.)

Genelli's Cyklus von achtzehn Scenen „Aus dem Leben eines Wüstlings“, zu den bedeutendsten Schöpfungen des genialen Meisters zählend, ist von Georg Koch in vollendeter Weise lithographirt worden. Museen und Kunstvereine, Künstler, Kunstfreunde und Sammler seien auf die zeitweise Preisherabsetzung aufmerksam gemacht.

Ende 1883 tritt der frühere Preis wieder ein.

(Mit einer Beilage: **Literarischer Anzeiger**, Nr. 10.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. Nr. 40. 1. October 1883.

Die **Blätter für literarische Unterhaltung** erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 7 M. 50 Pf. vierteljährlich, 15 M. halbjährlich, 30 M. jährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Zur Geschichte der Literatur.

1. Geschichte der Einwirkungen der deutschen Literatur auf die Literaturen der übrigen europäischen Culturvölker der Neuzeit von F. H. Otto Weddigen. Leipzig, O. Wigand. 1882. 8. 2 M. 50 Pf.
2. Goethe, Weimar und Jena im Jahre 1806. Nach Goethe's Privatacten. Am funfzigjährigen Todestage Goethe's herausgegeben von Richard und Robert Keil. Leipzig, Schloemp. 1882. 8. 3 M.
3. Das Zeitungswesen sonst und jetzt von Detlev Freiherrn von Biedermann. Leipzig, Friedrich. 1882. 8. 2 M.
4. Die Großmacht Presse und das deutsche Schriftsteller-Elend. Ein Wort an alle Zeitungsverleger und Literaten Deutschlands aus Anlaß des Falles Dr. Maron in Berlin von Gustav Spiethoff. Düsseldorf, F. Bagel. 1883. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Es ist kein geringes Unternehmen, an das sich F. H. Otto Weddigen mit seiner „Geschichte der Einwirkungen der deutschen Literatur auf die Literaturen der übrigen europäischen Culturvölker der Neuzeit" (Nr. 1) gewagt hat, denn der zu bewältigende Stoff ist, wie der Verfasser in dem Vorwort zu seiner nur $11\frac{1}{2}$ Druckbogen starken Schrift selbst zugesteht, ein sehr umfassender und setzt zum Gelingen der Arbeit in erster Linie eine genaue Kenntniß der Literaturen sämmtlicher europäischer Völker voraus. Da indeß das in Rede stehende Buch unsers Wissens das erste in seiner Art ist, so darf eine billige Kritik wol keinen allzu strengen Maßstab an dasselbe legen. Als Hülfsmittel hat der Autor vornehmlich die Zeitschrift „Das Magazin für die Literatur des In- und Auslandes" benutzt, außerdem aber folgende Werke: Johannes Scherr's „Allgemeine Geschichte der Literatur", Frederik Winkel Horn's „Geschichte der Literatur des skandinavischen Nordens", Friedrich Kreyssig's „Geschichte der französischen Nationalliteratur", Heinrich Breitinger's „Die Vermittler des deutschen Geistes in Frankreich", Julius Rodenberg's „Belgien und die Belgier", Pypin's und Spasović's „Geschichte der slawischen Literaturen" u. s. w. Am ausführlichsten sind die Literaturen von England, Frankreich und Italien berücksichtigt worden, und zwar nicht ohne guten Grund.

In der Einleitung führt Weddigen in kurzen Zügen aus, daß vom Mittelalter an bis zur zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts der romanische und der englische Geist einen tiefgreifenden und nachdrücklichen Einfluß auf die deutsche Literatur, namentlich auf die deutsche Dichtung, ausübten, wenn er auch nicht in Abrede stellt, daß von den neuern Literaturen die italienische, holländische und spanische im 17. und der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts der Literatur Deutschlands mehrfache Muster lieferten. „Erst von der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts an war es dem deutschen Geiste, neben dem englischen, vorbehalten, auf die Literaturen der gesammten europäischen Culturvölker bestimmend einzuwirken." Diesen Einfluß in seinen Grundzügen darzulegen, ist der Zweck der vorliegenden Schrift.

In dem ersten Hauptabschnitte beleuchtet Weddigen das Verhältniß der deutschen Literatur zu England und den Vereinigten Staaten von Nordamerika, zu den Niederlanden, dem vlämischen Belgien und dem skandinavischen Norden, d. h. zu Dänemark, Schweden und Norwegen. Bis gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts war Deutschlands Sprache und Literatur, abgesehen von der geistigen Thätigkeit Martin Luther's, in England verhältnißmäßig nur wenig beachtet; als der erste Vermittler

deutscher Literatur in England darf Walter Scott angesehen werden, der Dichtungen von Iffland und Bürger ins Englische übersetzte und seinen Landsleuten die Werke von Goethe und Schiller angelegentlichst empfahl. Nächst Scott sind Campbell, Coleridge, Robert Southey und William Wordsworth zu nennen. Campbell war wiederholt in Deutschland, trat Wilhelm von Schlegel näher und hielt sich längere Zeit in Hamburg, wo er Klopstock kennen lernte, und in Bonn auf; er war Augenzeuge der Schlacht von Hohenlinden und hat dieselbe auch in einem trefflichen Gedichte besungen. Coleridge studirte in Ratzeburg und Göttingen deutsche Literatur und Kant's Philosophie; er bezeichnete Klopstock als den „deutschen Milton", liebte Schiller mehr als Goethe, fühlte sich aber am meisten von den Romantikern angezogen. Im Jahre 1800 veröffentlichte er eine metrische Uebersetzung von Schiller's „Wallenstein" und gab seiner Verehrung für diesen Dichter in einem herrlichen Sonette Ausdruck. Auch ein anderer hervorragender englischer Dichter, der ebenfalls der sogenannten Seeschule angehörte, William Wordsworth, stand unter dem Einfluß des deutschen Geistes; er lebte mehrere Monate in Goslar, mit dem Studium der deutschen Sprache und Literatur beschäftigt, war aber nicht im Stande, Goethe's Dichtergröße zu fassen. Anders war dies bekanntlich mit Byron und Thomas Carlyle, während Shelley's Dichtungen von Schiller'schem Geiste durchhaucht sind. Carlyle's „Leben Schiller's" steht würdig Lewes' Biographie von Goethe zur Seite. Die Dichterin Felicia Dorothea Hemans war eine eifrige Freundin der deutschen Sprache und Literatur und hat unter anderm in dem Gedichte „Körner's Grab" unserm Helden und Sänger ein schönes Denkmal gesetzt. John Bowring lebte längere Zeit in Berlin, übersetzte Chamisso's „Peter Schlemihl" und ließ seinen Kindern eine völlig deutsche Erziehung angedeihen; sein Sohn Edgar Alfred Bowring veröffentlichte drei Bände vortrefflicher Uebersetzungen von Gedichten Schiller's, Goethe's und Heine's. Wie G. L. Lewes Lessing's „Emilia Galotti" ins Englische übertrug, so übersetzte in mustergültiger Weise W. Taylor „Nathan den Weisen".

In neuerer und neuester Zeit sind fast alle namhaften deutschen Dichter und Schriftsteller den Engländern in dem Gewande ihrer eigenen Sprache zugänglich gemacht worden; nicht nur die Poesie, auch die Philosophie, die Philologie und die Geschichtschreibung haben ihre englischen Uebersetzer gefunden. „Unsere Gelehrten", sagt deshalb ein englischer Literarhistoriker mit Recht, „haben sich nach Deutschland gewandt, als der Stätte für ihre beste Unterweisung, weil sie dort die reinsten Texte und die tüchtigsten Commentare vorfanden. Von Deutschland ist auch die allgemeine Wissenschaft der Philologie gekommen, wovon die classischen Studien nur einen Theil bilden. Max Müller, ein Deutscher und lange in diesem Lande ansässig, hat mehr als irgend jemand gethan, um die allgemeine Aufmerksamkeit auf den Werth und die Schönheiten der Wissenschaft der Sprache hinzulenken."

Nicht mit Unrecht hat der Verfasser bei seiner Besprechung der Literatur Englands auch die verwandte nordamerikanische Literatur in den Bereich seiner Betrachtungen hineingezogen; doch ist dies leider nur in sehr aphoristischer Weise geschehen, denn es ist dabei eine nicht geringe Anzahl hervorragender englisch- und deutsch-amerikanischer Dichter, Schriftsteller und Gelehrter unerwähnt geblieben.

Der uns zugemessene Raum erlaubt es nicht, näher auf die Ausführungen des Verfassers über die Literatur der Niederlande, des vlämischen Belgien und des skandinavischen Nordens einzugehen; was er hierüber vorbringt, ist im wesentlichen richtig, aber ebenfalls zu aphoristischer Natur. Wir wünschen mit dem Autor, daß der Einfluß des deutschen Geistes auf das holländische Volk ein immer mächtigerer werden möge; denn Holland und Deutschland sind stammverwandt und die politische Scheidung beider Länder sollte in gegenseitigem Interesse immer mehr überbrückt werden. Was aber das vlämische Belgien anlangt, so wurzelt, wie Weddigen mit Recht bemerkt, das Bewußtsein germanischer Abstammung und die Liebe zum germanischen Wesen tief in der vlämischen Literatur, und die jüngere Generation der Vlamen begreift, daß es gegen das Vordringen des Franzosenthums in Belgien in geistiger Hinsicht nur ein Mittel gibt: die rückhaltlose Anlehnung an Deutschland. Auch in Dänemark, Schweden und Norwegen hat seit langer Zeit fast jedes geistige Gebiet von dem deutschen Genius Nahrung empfangen; darum ist die Hoffnung nicht unberechtigt, daß auch in Zukunft der deutsche Geist dort seine Schwingen frei und kräftig regen wird, wenn auch die skandinavische Völkergruppe, welche schon früh einen abgesonderten Zweig des großen gothisch-germanischen Stammes ausmachte, in politischer Hinsicht sich ihre Selbständigkeit wahrt.

Der zweite Hauptabschnitt behandelt die Literaturen der romanischen Völker, und zwar die Frankreichs, des wallonischen Belgien, Italiens, Spaniens, Portugals und Brasiliens, Rumäniens und Rhätiens. Der Verfasser meint, an unmittelbarem Einfluß auf das Leben der Völker könne sich keine andere Literatur mit der französischen messen, wenn auch die Franzosen fast auf jedem geistigen Gebiete den Deutschen reiche Belehrung verdanken, namentlich aber auf demjenigen der literarischen Kritik und der Literaturforschung. Von besonderm Interesse sind die Bemerkungen über die Literatur Italiens; so heißt es z. B.:

Seit den Ereignissen des Jahres 1866 in Deutschland haben sich die literarischen Wechselbeziehungen zwischen unserm Lande und Italien in der erfreulichsten Weise gestaltet. Die Erfolge von 1870/71 haben nicht verfehlt, auch auf die Volksmasse ihre Wirkung auszuüben, indem sie das politische Mistrauen gegen „la Prussia", worunter man in Italien stets Deutschland mit Ausschluß Oesterreichs verstand, beseitigten, sodann dem deutschen Namen jene Bewunderung und Sympathie erzeugten, welche das Bestreben hervorriefen, Deutschland immer mehr

kennen zu lernen. Von jenem Augenblicke an beginnt ein reges Streben, sich mit deutschem Dichten und Denken vertraut zu machen.

Eine ganze Anzahl italienischer Dichter brachte Uebersetzungen deutscher Dichtungen; wir nennen hier nur folgende: Benedetto Prinas, Emilio Teza, Peruzzini, Gaspare Marengo und Antonio Zardo; von letzterm erschien im Jahre 1880 eine reichhaltige Sammlung deutscher Gedichte unter dem Titel: „Liriche Tedesche, recate in versi italiani", in welcher wir Gedichte finden von Kleist, Gleim, Herder, Goethe, Schiller, Uhland, Eichendorff, Rückert, Zedlitz, Körner, Wilhelm Müller, Platen, Hoffmann von Fallersleben, Heine, Lenau, Reinick, Grün, Frankl, Freiligrath, Sallet, Geibel, Wolfgang Müller, Gottschall, Sturm und Hamerling. Außerdem haben Deutschlands Forschungen auf dem Gebiete der exacten Wissenschaften, der Philologie und Philosophie, der Aesthetik und Geschichte allseitig auf Italien eingewirkt und deutliche Spuren dieser Einwirkung zurückgelassen. Von deutschen Romandichtern dürfte Paul Heyse, der sich als thätiger und verständnißvoller Vermittler der poetischen Nationalliteratur beider Länder verdient gemacht hat, bei den Italienern ganz besonders populär sein.

Auf Spanien und Portugal übergehend, weist der Autor durch zahlreiche Belege nach, daß sich in diesen Staaten der deutsche Einfluß in Bezug auf die Literatur mächtig regt, daß er erweckend und erleuchtend wirkt; was die Philosophie anlangt, so erfreut sich in Spanien vornehmlich die Krause'sche Philosophie einer großen Popularität. Selbst die brasilianische und mexicanische Literatur kann sich der Einwirkung des deutschen Geistes nicht entziehen; in noch erhöhterm Maße ist dies in Rumänien und Rhätien der Fall. Während die rhätischen Geschichtschreiber sich in neuester Zeit fast ausnahmslos der deutschen Sprache bedienen, hat in Rumänien die geistvolle Königin Elisabeth unter dem Pseudonym Carmen Sylva die Rolle einer Vermittlerin zwischen der deutschen und rumänischen Literatur mit Erfolg übernommen.

Nachdem der Verfasser in kurzen Zügen die Literaturen der Böhmen, Bulgaren, Serben und Slowenen in ihrem Verhältniß zur deutschen Literatur beleuchtet hat, bespricht er etwas ausführlicher die Literatur Polens und Rußlands. Die polnische Literatur hat zwar aus politischen Gründen den französischen Geist mächtig auf sich einwirken lassen; doch trat hier vor einigen Jahrzehnten durch Adam Mickiewicz u. a. ein Umschwung zu Gunsten Deutschlands ein. Allein im Jahre 1880 erschienen in polnischer Uebersetzung Goethe's „Faust", „Iphigenia", „Werther's Leiden", Chamisso's „Peter Schlemihl" und Börne's „Vermischte Schriften", ein deutliches Zeichen, daß auch in Polen die Liebe zur deutschen Literatur Wurzel geschlagen hat. Wie der Autor bei der Behandlung der polnischen Literatur das werthvolle Werk von Adalbert Cybulski: „Geschichte der polnischen Dichtkunst in der ersten Hälfte des laufenden Jahrhunderts", benutzt zu haben scheint, so nimmt er mit Recht bei der Besprechung der Literatur Rußlands vornehmlich auf die treffliche „Geschichte der slawischen Literaturen" von A. N. Pypin und V. D. Spasović (Leipzig 1880—83) Rücksicht; leider scheint er das für seinen Zweck sehr nützliche Buch von J. J. Honegger: „Russische Literatur und Cultur" (Leipzig 1880), nicht gekannt zu haben.

Den Schluß unserer Schrift bilden einige Bemerkungen über die Literatur der Ungarn und der Neugriechen. Als erfolgreiche Vermittler zwischen deutscher und neugriechischer Literatur werden mit vollem Recht Alexander Rhisos Rangabé, zur Zeit Gesandter in Berlin, Antonio Manaraki und S. Pervanoglos genannt.

Alles in allem genommen, können wir die Arbeit von Otto Weddigen wol als eine verdienstvolle bezeichnen, wenn sie auch den reichen Stoff, den sie behandelt, in keiner Weise erschöpft; jedenfalls legt sie Zeugniß ab für die Belesenheit, den patriotischen Sinn und das nach möglichster Objectivität ringende Streben des Verfassers.

Unter den verschiedenen Gelegenheitsschriften, zu denen der funfzigjährige Todestag Goethe's Veranlassung gab, nimmt die Broschüre von Richard und Robert Keil: „Goethe, Weimar und Jena" (Nr. 2) einen hervorragenden Rang ein. Volles Licht über das Verhalten Goethe's bei und nach der entsetzlichen Katastrophe von 1806, über die hohen Verdienste, die er damals um seine Freunde wie um die Erhaltung Weimars und Jenas sich unter Opfern und Gefahren erwarb, geben erst Goethe's eigene „Acta, die traurigen Folgen des 14. Octobers 1806 betreffend". Diese „Acta" gelangten in den Besitz der Verfasser und setzten dieselben in den Stand, manche bisher geltende irrige Angaben über Goethe's Handlungsweise während und nach der Schlacht bei Jena zu berichtigen, sodaß die Anklage des Egoismus, welcher dem großen Dichter von Börne und andern Schriftstellern vorgeworfen worden, vollständig widerlegt wird. Goethe war fast der einzige, der in jenen Schreckenstagen niemals die Geistesgegenwart verlor, sondern stets mit größter Umsicht und Opferwilligkeit handelte, namentlich in Bezug auf die Universität Jena. Auch Christiane Vulpius erscheint uns in einem andern, bessern Lichte als in den meisten Schriften, die ihrer gedenken. Das Geschichtliche ist in der vorliegenden Schrift vielleicht etwas lückenhaft; aber das Werkchen sollte auch weniger Geschichte als Beiträge zu Goethe's Charakteristik liefern. Selbst der wiederholt angezweifelte Patriotismus Goethe's tritt darin wohlverbürgt und glänzend hervor. Schon aus diesem, wenn aus keinem andern Grunde haben sich die Verfasser der Schrift ein nicht zu unterschätzendes Verdienst erworben.

Die Presse und der Journalismus haben eine solche Ausdehnung genommen und eine solche Wichtigkeit für das gesammte öffentliche Leben erlangt, daß es begreiflich erscheint, wenn sie wiederholt zu längern oder kürzern Arbeiten auf literarischem Gebiete Veranlassung gaben. Auch die vorliegende Schrift „Das Zeitungswesen sonst und jetzt" von Detlev Freiherrn von Biedermann

(Nr. 3) unternimmt es, in kurzen Zügen den geschichtlichen Entwickelungsgang des Zeitungswesens, der Unterhaltungsliteratur, der fachwissenschaftlichen, Kunst- und Gewerbeblätter von den Zeiten des Mittelalters an bis auf die Neuzeit zu beleuchten. Schon der Umfang der kleinen Arbeit, die nicht ganz sieben Druckbogen umfaßt, deutet darauf hin, daß der Gegenstand derselben nicht erschöpfend zur Darstellung gebracht ist; dies hindert aber nicht, daß der Leser manches Interessante in dem Büchlein finden wird, wie unter anderm die Aufdeckung der Irrthümer früherer Autoren, z. B. Theodor Gräße's über die ältesten Zeitungen in Holland und Italien. Was der Autor über die Bestechlichkeit mancher Redactionen und über die Einrichtung der sogenannten Preßbureaux, welche er als Ersatzmittel für die abgeschaffte Censur ansieht, vorbringt, ist beachtenswerth. Den politischen Standpunkt des Verfassers kennzeichnet sein Urtheil über die in Leipzig erscheinende „Gartenlaube“. Nicht ohne Werth ist schließlich die als Anhang gegebene Literatur über das Zeitungswesen.

Eine etwas derb, aber gewiß in guter Absicht geschriebene Broschüre ist „Die Großmacht Presse und das deutsche Schriftsteller-Elend“ von Gustav Spiethoff (Nr. 4). Der Verfasser, welcher nach seiner eigenen Aussage seit zwanzig Jahren als Verleger und Redacteur dem Zeitungswesen nahe gestanden hat, darf wol das Recht in Anspruch nehmen, über das von ihm behandelte Thema öffentlich seine Ansicht auszusprechen; er thut dies in einer Weise, welche vielleicht nicht jedem deutschen Journalisten und Schriftsteller zusagen wird, die aber doch den ernsten Willen erkennen läßt, zur Heilung der Schäden der deutschen Journalistik und des deutschen Schriftstellerthums nach Kräften beizutragen. In dem Kapitel „Die deutsche Presse und das Publikum“ heißt es unter anderm:

> Die Deutschen sind in der ganzen Welt als Knauser bekannt; bei allen Gelegenheiten, mit alleiniger Ausnahme der Ausgaben für leichte und schwere Getränke, wird geknickert; vor allem aber wird der Pfennig durchgebissen bei der Anschaffung von Büchern und Zeitungen. Während in England und Frankreich ein gutes Buch oder eine Broschüre in hunderttausenden von Exemplaren abgeht, werden in Deutschland einige hundert gekauft und nach kurzer Frist ist vielleicht die Hälfte dieser geringen Zahl wieder beim Antiquar oder in der Leihbibliothek. Deutschland ist das gelobte Land des Bücherleihens.

Mit Recht wird manchen Zeitungen der Vorwurf gemacht, daß sie, anstatt in ihren Feuilletons Arbeiten deutscher Schriftsteller zu bringen, die schlechtesten Romane und Erzählungen aus dem Französischen oder Englischen veröffentlichen, wenn sie nur „pikant“ sind. In Bezug auf die Bühnendichtung heißt es:

> Eine deutsche Nationalbühne wird ewig ein frommer Wunsch bleiben, wenn es uns nicht gelingt, die jetzige Theaterwirthschaft sammt den französischen Theatereinflüssen zu bessern und jeden Director in die Acht zu erklären, der nicht wenigstens allmonatlich ein einziges neues Theaterstück aus der deutschen Schriftstellerwelt prüft und sich von dem Vermittlerwesen frei macht. Die nationale Ehre, die Fürsorge für unser Volk und ebenso für die deutschen Schriftsteller gebietet, daß endlich hier energisch Wandel geschaffen wird. Allerdings kann nicht zum Princip erhoben werden, die tüchtigen Leistungen der französischen Muse auszuschließen; sie sind uns zur internationalen Vermittelung im gegenseitigen Verständniß des modernen europäischen Literatur- und Culturgeistes erwünscht. Nur das Uebermaß in der Begünstigung der französischen Komödie kann verurtheilt werden. Roderich Benedix nennt das „Pikante“ mit Recht den Tod der Literatur. Unsere Schaubühne ist längst keine Bildungs- und Sittenschule im Sinne Schiller's mehr. Der Ekel am Gemeinen mag augenblicklich eine kleine Reaction bewirken — wer aber bürgt uns dafür, daß nicht bald wieder das Franzosenthum in verstärktem Maße unser Volksleben durch Vermittelung der Bühne vergiftet? Die Bühnenleiter nicht, die Geschäftsvermittler nicht und die Possenfabrikanten noch weniger.

Der Autor bringt einen, wie er sagt von „einem unserer besten Geschichtschreiber, Bühnen- und Romanschriftsteller“ an ihn gerichteten, vom 8. Februar d. J. datirten Brief zum Abdruck, in welchem darauf hingewiesen wird, daß es fast unmöglich sei, „das Proletariat des deutschen Schriftstellerstandes zu beseitigen, da die Zahl der Unfähigen und Schwachen, welche sich mit allzu mangelhafter Bildung des Geistes und Charakters herandränge, zu groß sei“; er läßt sich aber dadurch nicht davon abhalten, auf Mittel und Wege hinzuweisen, wie das Elend in der Schriftstellerwelt zu lindern wäre. In letzterer Beziehung erwähnt er auch die Thätigkeit des Allgemeinen deutschen Schriftstellerverbandes und meint, daß derselbe, „wenn auch vorläufig noch nicht viel, so doch etwas leiste und schon weiter kommen werde“, man müsse über diesen Verband „nicht zu gering urtheilen in unserm deutschen Vaterlande, wo so oft die Kritik bedeutender sei als die positive Leistung“. Interessant ist das Kapitel „Ueber schriftstellernde Frauen“. Spiethoff spricht den Frauen durchaus nicht das Talent für Schriftstellerei ab, aber er citirt doch den Ausspruch Darwin's, der also lautet: „Wenn eine Liste mit den ausgezeichnetsten Männern und eine zweite mit den ausgezeichnetsten Frauen in Poesie, Malerei, Sculptur, Musik, der Wissenschaft und Philosophie (mit einem halben Dutzend Namen unter jedem Gegenstande) angefertigt würde, so dürften die beiden Listen keinen Vergleich miteinander aushalten.“ Die in Rede stehende Schrift ist dem Dichter der „Ahnen“, Gustav Freytag, gewidmet.

Rudolf Doehn.

Italienische Reisebilder.

1. Frühlingsfahrten durch die Heilstätten der Riviera, die Insel Corsika, sowie das südliche, westliche und centrale Frankreich. Von Bernhard Schwarz. Leipzig, Frohberg. 1883. 8. 3 M.
2. Briefe aus Italien von W. Pieper. Hannover. 1882. Gr. 8. 3 M.
3. Nach dem Süden! Wanderungen durch die Schweiz und die Riviera von Woldemar Kaden und Fritz Wernick. Zwei Theile. Leipzig, Schloemp. 1882. 8. 4 M.

Drei Bücher, die uns sämmtlich in den Süden und Südwesten unseres Welttheils, zumal an die Küsten des Mittelmeers, führen; im übrigen verschieden nach Inhalt und Auffassung: das erste Reiseskizzen im gewöhnlichen Touristenstil; das zweite Briefe, die großentheils von persönlichen Erlebnissen berichten; das dritte mehr oder weniger objective Schilderungen der berühmtesten kalten und warmen, hohen und tiefen Luftcurorte enthaltend.

Der Verfasser der „Frühlingsfahrten", Bernhard Schwarz (Nr. 1), reist im Frühling über die Alpen durch Oberitalien die Riviera entlang, macht von Nizza aus einen Abstecher nach Corsika, erreicht den Continent wieder in Marseille, durchreist Südfrankreich, berührt in San-Sebastian den spanischen Boden und kehrt über Bordeaux und Lyon nach Deutschland zurück: für eine Urlaubsreise von wenigen Wochen gewiß eine recht stattliche Leistung! Auch darf er sich rühmen, eine von der gewöhnlichen Heerstraße der Touristen ziemlich abweichende Richtung eingeschlagen zu haben. Daß er bei der räumlichen Ausdehnung des durchmessenen Gebiets und der Kürze der Zeit fast allein auf die Eisenbahn beschränkt war, daß von einer gründlichen Durchforschung, sei es der Städte und ihrer Kunstwerke, sei es der Landschaften oder der Volkseigenthümlichkeit, dabei keine Rede sein kann, versteht sich freilich von selbst. Uebrigens irrt er, wenn er meint, daß das südliche Frankreich, wozu er auch die ganze Küste von Genua bis zu den Pyrenäen rechnet, noch wenig bereist und beschrieben, überhaupt dem deutschen Reisenden gewissermaßen noch eine terra incognita sei. Wir besitzen seit des seligen Thümmel's zehnbändigem Reiseroman einen ganz hübschen Vorrath von Touristenschriften auch über diesen Theil des Mittelmeergebiets. Nach dem Jahre 1870 ist aus naheliegenden Gründen Frankreich allerdings ein selteneres Ziel für deutsche Erholungsreisende gewesen. Unser Verfasser hat in dieser Beziehung keine schlimmen Erfahrungen gemacht. Seine Erklärung der freundlichen Aufnahme, deren er sich fast überall rühmen durfte, daß in dem von dem großen Kriege direct nicht berührten Süden der Deutschenhaß nicht entfernt die Intensität angenommen habe wie im Norden, mag wol die richtige sein.

Das Buch, leicht und gut geschrieben, liest sich angenehm; nur darf man natürlich keine Ansprüche daran stellen, wie sie eine Reise, bei der die Gegenstände zumeist dem Verfasser selbst wie eine Fata Morgana erscheinen und verschwinden, unmöglich befriedigen kann. Ob er wohl daran gethan, mittels historischer, geographischer und statistischer Excurse, die er andern Schriftstellern entnommen hat, dem Ganzen mehr Gewicht zu geben, möchten wir bezweifeln. Solche Studien mögen ihm selbst recht nützlich gewesen sein; dem Leser kommen sie kaum zugute; denn während sie naturgemäß nur Stückwerk bleiben, stehen sie doch außer Verhältniß zu dem selbst Gesehenen und Beobachteten. Mehr als überflüssig erscheint der literarhistorische Excurs über die Troubadourpoesie, in dem der Verfasser doch nicht mehr bieten kann, als jedem Gebildeten längst bekannt ist. Wunderlicherweise stellt er dabei die provençalische Dichtung als unter dem Einfluß des deutschen Minneliedes und „des sangeslustigen deutschen Wesens" stehend dar, während doch bekanntlich das Gegentheil der Fall war, indem die Troubadours den Ton des Minnegesangs für die germanischen wie für die romanischen Völker anschlugen, so viele Wandlungen derselbe auch auf seinem langen Wege von dem maurischen Spanien durch Languedoc und die Provence nach Nordfrankreich und Süddeutschland durchzumachen hatte.

Die Reise durch Oberitalien bringt wenig Erwähnenswerthes. Der Ansicht, daß Verona für den, welcher Mittelitalien kennt, wenig Anziehendes biete, möchten wol gründliche Kenner der alten Etschstadt kaum beipflichten. Wenn der Verfasser von dem prunkvollen und selbstgefälligen Wesen des romanischen Stils redet, kommt einem unwillkürlich der ketzerische Gedanke, als habe derselbe vielmehr die Spätrenaissance und den Zopfstil vor Augen gehabt. Die auf eine oberflächliche Klangähnlichkeit gegründete Ableitung des Namens der Stadt Savona von sapone oder savon (Seife) ist längst widerlegt und abgethan. Bei Bordighera kennt er nur die Dattelpalme; die Kürze der Zeit hat ihn ohne Zweifel verhindert, den schönen Park zwischen der Ober- und Unterstadt zu besuchen, in dem Latanien, Chamärops-Arten und andere Palmen neben verschiedenen tropischen und subtropischen Gewächsen in Menge wachsen. Die Angabe der Durchschnittstemperatur für die Monate October bis April in Nizza ist vermuthlich einem Buche zur Anlockung von Wintergästen entnommen. Man kann wol sagen: im Winterhalbjahr ist die Mitteltemperatur Nizzas 12 Grad; aber nicht, wie er thut: sie beträgt morgens 9, mittags 14, abends 18 bis 19 Grad (!). Aus gleicher Veranlassung ist wol auch nicht die Rede von der bösen Tramontana, die im Gegensatz zu Mentone und San-Remo den Aufenthalt in Nizza öfters tagelang, wenigstens für die Kranken und Schwachen, zu einem kaum erträglichen macht.

Den interessantesten Theil des Buchs wird für die meisten Leser die Excursion nach dem im ganzen immer noch selten von Touristen besuchten Corsika bilden, wenngleich der Verfasser nur wenige Tage auf die Insel ver-

wenden konnte, indem er dieselbe in südwestlicher Richtung durchfuhr, der großen Heerstraße folgend, die von Bastia über Corte, die Hauptstadt des Innern, nach Ajaccio führt. Zwischen mächtigen, bis 40 Meter hohen Lärchenstämmen überschreitet die Straße durch den Paß von Vizzavona (1145 Meter) die hohe Centralkette der Insel. In der Nähe erheben sich die beiden höchsten Punkte, der majestätische Monte-Rotondo (2764 Meter) und der noch höhere, aber abgelegene und wenig bekannte Monte-Cinto (2804 Meter). Der Verfasser beschreibt uns zwar das berühmte Panorama des erstern, ohne jedoch der frühen Jahreszeit wegen den Berg selbst bestiegen zu haben. Dagegen erhalten wir bei dieser Gelegenheit eine Geschichte der Vendetta, aus der wir zu unserer Genugthuung entnehmen, daß, während von 1683—1715 bei einer Bevölkerung von etwa 120000 Seelen 28715 Fälle von Blutrache stattfanden, von 1821—50 bei einer Durschnittsbevölkerung von 250000 nur 4300 vorkamen, die Durchschnittszahl also von 900 auf 143 jährlich herabgesunken war. Ob und wie weit diese immer noch bedeutende Zahl von Rachemorden sich in den letzten dreißig Jahren vermindert hat, sagt der Verfasser nicht.

In Ajaccio, das, in sehr günstiger Lage nur den Süd- und Südwestwinden geöffnet, bereits auch zum beliebten klimatischen Curort geworden ist, findet der Verfasser Erholung von den Strapazen der Reise in dem trefflichen deutschen Gasthof zur Germania. Das größte Interesse in der sonst unbedeutenden Stadt bieten die Gebäude, Denkmäler und Inschriften, die an Ajaccios größten Sohn und den noch immer hier grassirenden Napoleon-Cultus erinnern. An das Schicksal Lätitia Bonaparte's knüpft der Verfasser die nicht ganz neue Betrachtung, wie gut es sei, daß der Mensch seine Zukunft nicht kenne. Ob dieselbe übrigens, wie er meint, bei dem Gedanken an das viele vergossene Blut und den schließlichen Krach gern auf den Stolz verzichtet haben würde, Mutter von Königen und Fürstinnen zu sein, ist eine wohl aufzuwerfende Frage; keine Frage dagegen, daß Bernadotte, hätte er sich als künftigen König von Schweden gesehen, nicht vergeblich um ein corsisches Bauernmädchen geworben haben würde. Die Gemäldesammlung und Bibliothek des Cardinals Fesch enthalten nur noch traurige Reste der dereinstigen Herrlichkeit, zumal die erstere, deren Cabinetsstücke nach allen Richtungen hin zerstreut sind. Bekanntlich ging es übrigens Napoleon nicht besser mit diesem seinem Oheim als Heinrich II. von England mit seinem Günstling Thomas a Becket: nachdem er ihn auf die höchsten Stufen geistlicher und weltlicher Würde erhoben hatte, fand er in ihm den hartnäckigsten Verfechter hierarchischer Anmaßung.

Nach einer stürmischen Ueberfahrt in Marseille gelandet, setzte unser Verfasser nach kurzem Aufenthalt in dieser Stadt wie in Arles und Nîmes seine Reise über Montpellier und Cette längs des Canal du Midi nach Toulouse fort. Von dieser interessanten Hauptstadt des südwestlichen Binnenfrankreich bekommen wir nur wenig zu sehen, wenn es auch natürlich an historischen Anspielungen auf den schwachen und unglücklichen Grafen Raymund wie auf Simon von Montfort (oder Montferrat, wie ihn der Verfasser nennt) nicht fehlt. Das Kapitel „Durch die Pyrenäen zum Atlantischen Ocean“ bringt eine kurze, aber charakteristische Schilderung des Grenzgebirges, zumal im Gegensatz zu den Alpen. Durch die Pyrenäen ist der Verfasser übrigens nicht gekommen; er hat nur den Nordabhang kennen gelernt. Die beiden Zweigbahnen, die von Montréjeau und Tarbes nach den berühmtesten Pyrenäenbädern Bagnères de Luchon und Bagnères de Bigorre führen, lockten ihn zu einem kurzen Ausflug in diese Hochgebirgsthäler. Interessanter ist für uns der dicht bei Tarbes gelegene und in neuester Zeit so berühmt gewordene Wallfahrtsort Lourdes, dessen altersgraue Häuschen sich dicht um den Fuß des isolirten, von Burgtrümmern gekrönten Felskegels lagern. Seine Madonnenerscheinungen und sein wunderthätiges Wasser haben ihre Zugkraft noch nicht verloren. In der Nähe der berühmten Grotte ist ein ganz neuer Stadttheil entstanden, wo die Grand-Hotels wie Pilze aus der Erde schießen. Daß die chemische Untersuchung das Wasser der Grottenquelle für ganz unschuldig und durchaus frei von heilkräftigen Substanzen erklärt hat, ist den Gläubigen natürlich nur ein Beweis mehr für die Wunderkraft seiner Wirkungen.

Pau, die alte Residenz Johanna's von Béarn, der Mutter Heinrich's IV., deren Schloß noch erhalten ist, erklärt der Verfasser für eine der schönstgelegenen Städte der Welt. Er unternimmt von hier aus über Bayonne einen raschen Ausflug nach San-Sebastian, um sagen zu können, er sei in Spanien gewesen, beschaut sich auf dem Rückwege das durch Napoleon III. und Bismarck berühmt gewordene Biarritz und benutzt zugleich die Gelegenheit, um uns eine Charakteristik der Basken zu geben. Wir erfahren dabei, wenn wir es noch nicht wüßten, daß von der halben Million Köpfe, welche die baskische Nation zählt, drei Viertel in Spanien und ein Viertel in Frankreich wohnen, sowie daß dieselben noch immer ihre in Europa einzig dastehende Sprache mit Zähigkeit festhalten, jedoch alljährlich zahlreiche Auswanderer nach Südamerika, zumal den La Plata-Staaten, senden.

Die Urlaubszeit naht ihrem Ende und mahnt zur Umkehr. Nach kurzem Aufenthalt in Bordeaux geht der Reisende quer durch Frankreich nach Lyon, um von hier über Besançon und Belfort nach der deutschen Heimat zurückzukehren. Nur in der Auvergne, vielleicht der in orographischer, geologischer und physiognomischer Beziehung merkwürdigsten Provinz Frankreichs, wird noch ein kurzer Halt gemacht und von Clermont aus der berühmte Puy de Dôme (1465 Meter) bestiegen, von dem aus das Gewimmel der ausgebrannten Vulkankegel, alle überragend der Puy de Sancy (1886 Meter), seinen Augen ein ebenso eigenartiges wie anziehendes Bild bietet.

W. Pieper's „Briefe aus Italien“ (Nr. 2) präsentiren sich uns als ein prächtig ausgestattetes Buch im ge-

schmackvollsten und solidesten Einbande, auf starkem, schönem Velinpapier gedruckt mit den üblichen modern-antiken Randverzierungen und zwei allegorischen Lithographien als Titelvignetten; in Italien geschrieben, in Hannover verlegt, in Wismar gedruckt, in Leipzig gebunden: mein Liebchen, was willst du noch mehr?

Der Referent gesteht, daß er dem Buche anfangs wie einem ungelösten Räthsel gegenüberstand. Eine kleine Sammlung im Jahre 1863 geschriebener Briefe eines lebenden und doch nicht gerade berühmten Mannes, anscheinend zum ersten mal jetzt gedruckt und veröffentlicht — was hat das zu bedeuten? In der That kommt die Lösung erst spät, nämlich in einem Postscriptum am Ende, datirt Hannover im Januar 1882:

Die „Briefe aus Italien“ entstanden im Jahre 1863 und erschienen theilweise im Feuilleton der Weserzeitung. Das Papier, auf dem sie gedruckt wurden, ist längst vergilbt; doch wenn die Erzählung meinen Freunden so frisch erscheinen sollte, wie mir die Erinnerung unverwelklich ist, so werde ich für die Bemühung, dem alles verschlingenden Orkus der Zeitungen ein Opfer entrissen zu haben, reichlich belohnt sein.

Man sollte also denken, das Buch sei gewissermaßen als Manuscript nur für Freunde geschrieben, die sonst das Feuilleton von neunzehn Jahren zuvor etwa vergessen könnten. Bei einer solchen Privatangelegenheit wären das große Publikum und die Kritik unbetheiligt geblieben. Nun sendet aber der Verfasser und Selbstverleger sein Opus den Literaturblättern ein — da wird die Sache freilich anders. An und für sich ist dasselbe zwar zum größten Theil harmlos genug, und neun im ganzen frisch und lebendig, in kurzer, knapper Darstellung geschriebene Briefe zu lesen, ist weder für das Publikum noch für den Kritiker eine schwere Aufgabe. Aber es kommen leider Dinge darin vor, die es dem letztern unmöglich machen, mit einem höflichen Gruß daran vorüberzugehen.

Es ist eine auch Leuten, die nicht in Italien gewesen sind, bekannte Thatsache, daß der große Begründer der italienischen Einheit, Camillo Cavour, am 10. Juni 1861 starb, wenige Monate nach der Eröffnung des ersten Nationalparlaments. Von einer Verlegung der Hauptstadt war damals — solange Rom nicht in Betracht kam — noch absolut keine Rede. Aber auch im Sommer 1863, als der Verfasser Oberitalien durchflog, dachte noch niemand daran, Napoleon III. möglicherweise ausgenommen. Erst die Convention zwischen Frankreich und Italien vom September 1864 sprach in dem ihr angehängten Protokoll von der Verlegung der Hauptstadt von Turin nach einem von Victor Emanuel zu bestimmenden Orte *), und es kam bald zu Tage, daß Florenz gewählt sei. Darob große Aufregung in ganz Italien, die tumultuarischen Straßendemonstrationen in Turin vom 20. bis 22. September und die Verhandlungen des Parlaments, welche mit der Annahme der von Ricasoli vorgeschlagenen einfachen Tagesordnung einen der Regierung günstigen Ausgang nahmen.

Was thut nun Pieper? Er erzählt uns frischweg von einer Debatte über die Verlegung der Hauptstadt nach Florenz am 7. Juli 1863, erzählt uns, daß er dorthin geeilt sei, um Cavour reden zu hören, daß dieser zwar krankheitshalber nicht habe erscheinen können, daß aber Ricasoli und Peruzzi für Florenz, Rattazzi und Lamarmora für Turin plaidirt hätten. Es heißt weiter:

Da erfolgte vom Krankenlager Cavour's das entscheidende Wort: Florenz auf dem Wege nach Rom! So einfach und doch so tiefsinnig, so dumm und doch so klug. ... Aller Augen richteten sich auf den französischen Gesandten, der unter einem diplomatischen Lächeln das Bekenntniß zu verbergen suchte, daß er und sein Herr die Gefoppten in dieser Komödie waren.

Da hört denn doch der Spaß auf! Mag der Verfasser Privaterlebnisse auf seiner Reise erfinden, so viel er Lust hat und seine Freunde vertragen können, aber eine solche Phantasie dem Publikum mit allen Details als etwas Selbsterlebtes aufzutischen: das ist ein Misbrauch der schriftstellerischen Freiheit, gegen den ernstlich Protest erhoben werden muß.

Wir haben im übrigen keine Veranlassung, uns lange bei dem Büchlein aufzuhalten. Es enthält abgerissene, aber meist lebendig in prägnantem Stil geschriebene Bemerkungen über Land und Volk, über Natur und Kunst, nicht ohne eine gewisse Originalität der Auffassung und Darstellung, natürlich aber meist flüchtig hingeschrieben, wie es der kurze Aufenthalt und die Briefform mit sich brachten.

Wie Goethe, dem er sich unbefangen selbst vergleicht, läuft Pieper seinen bremer Freunden frischweg davon, taucht am Comersee wieder auf und schreibt: „Machen Sie es nun wie Karl August, zürnen Sie, beneiden Sie mich, schicken Sie Geld nach und lassen Sie meine Briefe drucken.“ In Bellaggio hört er von einem Vergnügungszuge von Mailand nach Loreto und eilt nach der lombardischen Hauptstadt, wo ihm der Arco della Pace und die damals noch schattenlosen Giardini pubblici weit besser gefallen als das Brandenburger Thor und der Thiergarten; aber der Geruch der grünen Seife vertreibt ihn, mit der die Wäsche gereinigt wird. Dann geht es im Fluge nach Loreto. Nur hier und da macht der Vergnügungszug eine kurze Pause, die ihm unter anderm gestattet, die Kunstschätze Parmas zu sehen und dasselbe mehr kühn als zutreffend das italienische Weimar zu nennen. In Bologna sieht er nur den bekannten Friedhof, in Ancona nichts, in Loreto natürlich die Santa-Casa, an der für Nichtgläubige eben nichts zu sehen ist. Dann eilt er über Forli nach Florenz, das er in 24 Stunden „abmacht“, die eben genügen, eine Anzahl Kirchen (unter andern Santa-Croce oder, wie es in dem Buche heißt, Sancta-Croca), einige Bilder in Pitti und die Sculpturen in den Uffizien zu sehen, wo ihn ganz besonders die römischen Kaiserbüsten interessiren. Es fehlt dabei nicht an zum Theil scharfen und geistreichen, wenn auch hier und da etwas gesuchten Bemerkungen und Ver-

*) Vgl. „Das Königreich Italien“ von Otto Speyer, in „Unsere Zeit“, Neue Folge, VIII, 1, 171 fg.

gleichen, so wenn er von „dem Oligarchengesicht des Pompejus, jenes faux grand homme des Cicero und Chefs der damaligen Gothaer, genannt Optimaten", spricht. Im Fluge geht es nun weiter über Livorno — Pisa scheint er vorübergedampft zu sein — nach Genua, wo wir nur sein übrigens nicht ungerechtfertigtes Verdammungsurtheil über das Columbus-Monument und eine Schilderung des berühmten Parks von Pegli (der Verfasser schreibt hartnäckig Peltri) zu lesen bekommen. Von hier aus eilt er zu einem Rendezvous mit seiner Italienisch-Lehrerin nach Como, fährt nach Turin, nimmt ein Bad im Lago-Maggiore, kehrt nach Turin zurück und hat hier jene historische Vision der Parlamentssitzung vom 7. Juli. Schließlich tritt er die Rückreise über den großen Sanct-Bernhard an, wo er das Unglück hat, an einem Fasttage anzukommen, für dessen Entbehrungen er sich an einem Familien-Beefsteak in Martigny erholt und 24 Stunden nachher wieder im Vaterlande anlangt — first, last and best!

Auf der letzten Seite des ersten Theils der Schrift „Nach dem Süden! Wanderungen durch die Schweiz und die Riviera" von Woldemar Kaden und Fritz Wernick (Nr. 3) kündigt der Verleger ein bei ihm erschienenes Werk: „Bäder und Sommerfrischen. Lebens- und Landschaftsbilder von den beliebtesten Curorten Deutschlands, Oesterreichs und der Schweiz", in einer neuen Ausgabe an. Unter den Mitarbeitern sind auch W. Kaden und F. Wernick angeführt. Diese Ankündigung belehrt den Leser über den Zweck, die raison d'être unsers Buchs besser als sein eigener Titel und der ihm wenig entsprechende Inhalt. Wer stellt sich unter „Wanderungen durch die Schweiz und die Riviera von Kaden und Wernick" nicht vor, daß die beiden Schriftsteller ihr Ränzel auf den Rücken genommen haben und, nachdem sie die Schweiz und das ligurische Küstenland durchpilgert, uns nun ihre gemeinsamen Reiseeindrücke zum Besten geben wollen? Statt dessen erhalten wir im ersten Theile in zusammenhangslosen Einzelbildern knappe Schilderungen der hauptsächlichsten Luftcurorte Graubündtens, von Interlaken und Montreux, im zweiten in ähnlicher Weise, wenn auch an einen losen Faden gereiht, der Wintercurorte der Riviera, zuletzt gar eine eingehende Schilderung von Vichy, was doch wol nicht gerade zu der Schweiz oder der Riviera zu rechnen ist. Von Kaden sind nur die Artikel: Ragaz und Pfäfers, Interlaken, und Von Montreux bis Leuk. „Charakteristiken schweizerischer, italienischer und französischer Curorte" wäre ein weniger täuschender Titel gewesen. Die Vermuthung liegt nahe, daß der Verleger eine Vervollständigung seines Sammelwerks aus kundiger Feder gewünscht habe, und daß die Verfasser dieselbe in der vorliegenden Schrift, wenn auch unter einem besondern Titel geliefert haben. Der Zweck ist offenbar der gleiche: „der Neigung und Wißbegier der wohlhabenden Gesellschaftsklassen in gefälliger Weise entgegenzukommen", wie der Verleger a. a. O. sagt; denen, die einen solchen Curort zu besuchen wünschen, in kurzen Zügen ein Bild dessen, was ihn in landschaftlicher und klimatischer Beziehung wie in Hinsicht auf Comfort und Gesellschaft dort erwartet, zu bieten, und denen, die solche Orte besucht, in angenehmer Weise die Erinnerung an die daselbst verlebte Zeit aufzufrischen. Gegen einen solchen Zweck ist nichts zu erinnern; nur vermißt man dabei sehr die Illustrationen des erwähnten Sammelwerks, ohne welche die kurzen landschaftlichen Skizzen bei denen, welche die Originale noch nicht kennen, schwerlich eine klare Vorstellung erwecken und lebendige Gestalt gewinnen dürften. Zur Unterhaltung sind solche Einzelschilderungen zum Theil einander sehr ähnlicher Oertlichkeiten ohne zusammenhängende Erzählung, ohne alle Erlebnisse nicht gemacht; ein wenig Topographie, ein wenig Naturschilderung, ein wenig Curleben und Touristentreiben, auch wol ein wenig Geschichte genügt andererseits allenfalls, um für eine Wahl unter den Orten zu bestimmen, macht aber natürlich einen Bädeker, Gsell-Fels oder dergleichen nicht entbehrlich.

Die Aufsätze Wernick's im ersten Bande stehen in ihrer fast an Trockenheit streifenden Einfachheit in auffallendem Contraste zu dem poetischen und malerischen Stil der Kaden'schen Schilderungen. Hier als Probe der letztern eine Stelle aus der Beschreibung der Taminaschlucht:

> Jugendgenossinnen, blitzende Wasserfälle stürzen sich ihr in die Arme und hinab geht's, hinab im hastigen überstürzenden Laufe, über Felsblöcke springend, unter Felsblöcken durchkriechend, die wallenden Federn aus weißem Schaum in den Lüften schwingend. Wie erschreckt klettern die riesigen Tannen die Felsen hinan, denn wo sie Wurzeln erfassen kann, zieht sie den Baum zu sich hinab, ein lustiges Riesenspielzeug. Den Vergißmeinnichtchen, den Steinbrechern, Alpenrosen und andern Blumen am Wege bespritzt sie in lustigem Uebermuthe die erschrockenen Gesichterchen, und scheint, je länger man hinschaut, je toller zu werden. Der Weg ist unendlich unterhaltend: von den schäumenden Wassern blicken wir die schwindelnden Felsen zur Rechten hinan, zur Linken die grünen waldigen Halden, und über dem Ganzen glänzt der Himmel im friedlichsten Blau.

Im zweiten Theile, wo er die Alleinherrschaft hat, nimmt auch Wernick's Stil einen höhern Schwung. Daß die Verfasser uns in so kurzen Aufsätzen über so bekannte Localitäten kaum irgend Neues bieten können, ist natürlich. Es kommt ja bei solchen Skizzen auch nicht minder auf das Wie als auf das Was an, und beide schreiben immer lebendig und anschaulich. Kaden bringt außerdem als Würze zahlreiche prosaische und poetische Citate, zu denen Altmeister Goethe den Löwenantheil liefert. Ob der erstere die Wanderung durch das Rhônethal von Villeneuve nach Siders die Eisenbahn entlang wirklich gemacht hat? Das thun ihm nicht viele nach. Warum er von Siders aus nicht einfach auf der Landstraße zu dem Bade Leuk gelangt, wo dieselbe unter den Felsen der Gemmi endet, statt plötzlich von Norden her über den 7300 Meter hohen Päß herabzusteigen, sagt er uns nicht; es handelt sich hier auch wol nur um eine Phantasiewanderung, um bei der Gelegenheit noch einige Worte über Bad Leuk hinzuzufügen.

Die Schilderungen sind im ganzen, soweit wir sie aus eigener Anschauung controliren können, durchaus zutreffend. Ganz besonders gilt das von den Höhencurorten des Engadin. Dagegen werden die Wirkungen der Hochgebirgsluftcuren allzu enthusiastisch und unbedingt gepriesen. Daß die Unheilbarkeit der Schwindsucht durch sie zu einem Märchen geworden sei, ist leider noch nichts weniger als eine unbestreitbare und unbestrittene Wahrheit. Angeführt werden Pontresina und Sanct-Moritz im Oberengadin, Tarasp im Unterengadin und Davos, dem verdientermaßen in Bezug auf Heilkraft die Palme zugesprochen wird.

Der zweite Theil beginnt mit Pisa, das freilich eigentlich noch nicht zur Riviera gehört. Die Geschichte der Stadt und ihre Schilderung, im allgemeinen richtig, malt doch den Contrast zwischen sonst und jetzt, zwischen dem Domplatze und dem Lung'Arno mit gar zu grellen Farben. Wenn Wernick sagt, daß Pisa in neuester Zeit eine gewisse Bedeutung als Kreis- und Bischofsstadt gewonnen habe, so klingt das fast komisch. Weit eher hätte noch die eben jetzt neu aufblühende Universität eine Erwähnung verdient. Als Wintercurort für Brustkranke ist Pisa übrigens mit Recht so gut wie aufgegeben. Auch Spezia, vielleicht den schönstgelegenen Ort der ganzen Riviera, bezeichnet der Verfasser mit Recht als einen Winteraufenthalt für Gesunde, denen übrigens der Genuß der herrlichen Umgebung durch den Kriegshafen und seine Befestigungen vielfach verkümmert wird.

Genua paßt eigentlich nicht in den Rahmen des Buchs. Der Verfasser hebt die Eigenthümlichkeit hervor, daß die Stadt viele Kunstwerke und Künstler erkauft, keine selbst erzeugt habe. Er hätte hinzufügen können, wie seltsam es ist, daß Genua, schon im 14. und 15. Jahrhundert so groß und reich, fast nur Bauwerke aus der Hoch- und Spätrenaissance aufzuweisen hat. Wir vermissen eine Schilderung der neuen Straßen, die so kühn den steilen Berg hinaufklimmen (Via Palestro, Via Assarotti u. s. w.), des berühmten Gartens der Villa Negro über der Terrasse von Acquasola, des herrlichen Spaziergangs von der letztern bis zu Madonna di Carignano u. a. m.

San-Remo, von Engländern entdeckt, von Deutschen besonders seit 1870 bevölkert, ist der geschützteste, aber auch langweiligste unter allen Curorten der Riviera; die großartigere und wechselreichere Landschaft wie der größere Comfort sichern dem französischen Mentone den Vorzug. Der herrlichen Route de la Corniche von dem letztern Orte nach Nizza wird kaum gedacht, selbst nicht des einzigen Blicks auf die Felspyramide des alten Sarazenenraubnestes Eza und weiter über die Zaubergärten von San-Carlo auf das weißschimmernd aus der strahlend blauen Meeresflut auftauchende Monaco. Letzteres bezeichnet Wernick später als ein verwirklichtes Feenmärchen, wo denn Frau Blanc die gütige Fee und Fürst Carlo ihr Liebling ist. Die Schilderung von Monte-Carlo und dem Leben daselbst ist eher geeignet anzuziehen, als von der verrätherischen Alcina und ihrer Spielhölle abzuschrecken.

In Nizza wird uns zumal die Wintergesellschaft vorgeführt: darunter natürlich viel Demi-Monde, „Genre Sardou", und allerlei fragwürdige Existenzen, die hier aber eine gewisse Rolle spielen. Seltsamerweise erwähnt bei der Schilderung der Stadt der Verfasser mit keinem Worte des Schloßbergs, der Perle von Nizza.

Cannes bildet einen starken Gegensatz zu dem „Winterparis": es ist still und vornehm, aber furchtbar theuer. Am meisten locken den fremden Besucher hier die ungeheuern Massen duftender Blumen, die — theils wild wachsend, theils cultivirt — geerntet werden, um sie an die zahlreichen Fabriken von Essenzen, Parfums, Marmelade u. s. w. zu verkaufen. Allein 40000 Kilo Geraniumblüten, 45000 Kilo Rosen, 16000 Kilo Orangenblüten und 100000 Kilo Jasmin werden jährlich consumirt.

Der westlichste und älteste aller klimatischen Curorte der Riviera, Hyères, ist längst aus der Mode gekommen; seine jüngern Schwestern, die allerdings nicht in gleichem Grade dem rauhen Athem des gefürchteten Mistral ausgesetzt sind, haben ihn vollständig überflügelt.

Von Vichy, das in keineswegs großartiger, aber anmuthiger und wechselvoller Umgebung am Ufer des Allier im centralen Frankreich, nördlich von den den Horizont begrenzenden mächtigen Trachytdomen der Auvergne liegt, stattet uns Wernick, der, wie es scheint, hier selbst die Cur gebraucht, einen besonders gründlichen Bericht ab. Wir erfahren daraus, daß Frau von Sévigné der erste historisch bekannte Curgast war; daß das stark natronhaltige, zum Baden wie zum Trinken benutzte Wasser aber erst durch zwei Tanten Ludwig's XVI. in Aufnahme kam und erst durch Napoleon III., der hier für seine kranken Nieren Heilung suchte, zu seiner jetzigen internationalen Berühmtheit gelangte. Er verwandelte das Sumpfland zwischen der alten Stadt und dem Allier in einen schönen Park, baute sich darin zu eigenem Gebrauche und dem seines Hofes ein halbes Dutzend Schweizerhäuschen und überließ dann das Bad wie das Terrain einer Actiengesellschaft, die damit, trotzdem sie keine Curtaxe erhebt, ein treffliches Geschäft macht. Denn das leicht verträgliche, die Verdauung fördernde, jede Diät gestattende Wasser lockt jährlich an 40000 Gäste, Gesunde und Kranke, zumal Pariser, herbei. Außerdem versendet die Gesellschaft alljährlich $2^1/_2$ Millionen Liter Mineralwasser und etwa 20 Millionen der zumal in West- und Südeuropa so beliebten Vichy-Pastillen.

Otto Speyer.

Lyrische und episch-lyrische Gedichte.

1. Gedichte von Felix Dahn. Zweite Sammlung. Dritte durchgesehene und verbesserte Auflage. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1883. 8. 9 M. 50 Pf.
2. Johannistriebe von B. J. D. S. Berlin, Entrich. 8. 1 M. 50 Pf.
3. Lutherlieder. Jubiläumsgabe an Lutherfreunde von Robert Schmeil. Leipzig, Buchhandlung des Vereinshauses. 1883. 8. 1 M. 80 Pf.
4. Vor zweihundertundfunfzig Jahren. Episch-romantisches Zeitstimmungsbild aus dem Dreißigjährigen Kriege von Adalbert Fugmann. Koburg, J. G. Riemann. 1882. 8. 1 M. 50 Pf.
5. Aus Friedrich's des Großen Leben. Ein episch-lyrisches Gedicht. Von Gustav von Haugwitz. Berlin, v. Decker. 1883. 8. 3 M.
6. Der Königssohn Marko (Kraljević Marko) im serbischen Volksgesang. Deutsch von Karl Gröber. Wien, Hölder. 1883. 12. 3 M. 60 Pf.

Felix Dahn's „Gedichte. Zweite Sammlung" (Nr. 1) gehören vermöge ihres ästhetischen Werths und ihrer ethischen Bedeutung zu den hervorragendsten Erscheinungen der neuesten deutschen Lyrik, obgleich ihnen eine scharf ausgeprägte individuelle Physiognomie fehlt. Die „Gedichte" liegen in dritter Auflage vor und werden hoffentlich dazu beitragen, den großen Abstand der Popularität mehr und mehr auszugleichen, der zwischen dem vielgelesenen Romanschriftsteller und dem nur einzelnen literarischen Gourmands näher bekannten Lyriker Dahn besteht.

Unter den acht Rubriken, in welche die drei Abtheilungen der Sammlung zerfallen, bieten die erste: „Romanzen, Balladen, Dialoge und historische Bilder", und die letzte: „Vaterland", wahre Cabinetstücke der Poesie und zugleich die bedeutendsten Proben der Dahn'schen Lyrik. Hier ist der Dichter in seinem eigentlichen Element: er entrollt uns groß angelegte und markig herausgestaltete Geschichts- und Zeitgemälde, prägt kosmische und philosophische Ideen in vieldeutigen Gestalten der Sage und Geschichte aus und legt duftende Lorbern auf den Altar des Vaterlands nieder. Aus den „Gedichten" der ersten Abtheilung, welche übrigens mehrfach an Freiligrath und Lingg anklingen, theilen wir als eins der schönsten und schwungvollsten das nachfolgende hier mit:

Nemesis.

Die Götter lieben was bescheiden:
Sie segnen reich das Werk der Pflicht:
Das Stolze wollen sie nicht leiden,
Das sich vom heil'gen Maß will scheiden —
Doch neidisch sind die Götter nicht.

Dem Pflüger, der die Frucht der Erde
Mit stillem Fleiße schwer gewinnt,
Wenn er am fromm bekränzten Herde
Im Weine löset die Beschwerde —
Ihm sind die Götter hold gesinnt.

Den Schiffer, der den Dioskuren
Vertraut und nicht dem eignen Mast
Und, landet er an fremden Fluren,
Den Göttern dankt, die mit ihm fuhren —
Es ist kein Gott, der solchen haßt.

Doch der die freien Lüfte wollte
Sich unterwerfen: Ikarus,
Er wagte, was der Mensch nicht sollte,
Daß ihm der Gott des Aethers grollte,
Und warf ihn in den Tartarus.

Zu stolz hat Niobe gesprochen,
Zu sicher Krösus sich gesonnt,
Antigone das Recht gebrochen,
Und Xerxes hat das Land durchstochen
Und überbrückt den Hellespont.

Und Phaëton, der staubgeboren
Dem Gott des Lichtes griff ins Amt,
Prometheus, der um Menschenthoren
Den Bund der Götter abgeschworen —
Erlegen sind sie allesammt.

Denn wer mit ungezähmten Sinnen
Der ew'gen Ordnungen vergaß,
Das Unerhörte zu gewinnen,
Das Unerlaubte zu beginnen
Sich kühnen Uebermuths vermaß —

Den stürzen sie, die Allgerechten,
In ew'ge Nacht und Finsterniß:
Streng ob den Guten und den Schlechten
Herrscht, mächtig über allen Mächten,
Die höchste Göttin — Nemesis.

An derartigen grandiosen Gedichten im hochfliegenden Odenstil ist die erste Rubrik der vorliegenden Dahn'schen Poesien reich. Unter den übrigen Rubriken: „Aus der Jugendzeit", „Aus Leben und Streben", „Beschauliches", „Vermischte Gedichte", „Von zwei Königskindern", „Kleine Lieder, Sprüche und Tagebuchblätter", nimmt „Von zwei Königskindern" ein besonderes Interesse in Anspruch: es liegt uns hier eine Sammlung von Liebesgedichten aus den Federn des Dichters und seiner Gattin vor. Felix und Therese Dahn reichen sich hier die Hände zu einem dichterischen Bunde, dem wir eine Reihe der anmuthigsten und innigsten Minnelieder modernen Gepräges verdanken — Lieder, die mit den einfachsten sprachlichen und metrischen Mitteln eine große Wirkung erzielen; sie eröffnen uns Blicke in das Liebesleben zweier reichbegabter Menschenseelen und erreichen damit das höchste Ziel, das die Poesie überhaupt erreichen kann: zu ergreifen und zu erheben. Die zarten Harfenklänge Theresens bilden in diesen Liedern eine volltönende Symphonie mit den stärksten Accorden, welche ihr Gatte auf seiner Lyra greift.

Wir möchten diese zweite Sammlung der Dahn'schen „Gedichte" in aller Hände wissen. Lyrische Erzeugnisse wie „Versöhnung", „Arbeit", „Das Wasser und die Seele", „Waldmorgen" — um diese Stücke aus der gesammten Sammlung besonders hervorzuheben — sind werth, geistiges Eigenthum der Nation zu werden.

Neben Felix Dahn's „Gedichten" hat der Zufall uns

„Johannistriebe“ von B. J. D. S. (Nr. 2) auf den Büchertisch gelegt, ganz Unzulängliches neben Vollausgereiftem. Betrachten wir diese „Johannistriebe“ als Publication, d. h. als ein dem Büchermarkt übergebenes Werk, welches die Prätension erhebt, gelesen zu werden — und wie sollten wir anders, da dem Buche die Bemerkung „als Manuscript gedruckt“ nicht beigefügt ist —, so müssen wir uns trotz des vorsichtig übergehängten Mantels der Anonymität über den Muth des Autors (oder der Autorin?) wundern, diese Kinder einer unreifen Muse in das grelle Licht der Oeffentlichkeit zu rücken; denn diese „Johannistriebe“ sind für den großen Leserkreis völlig werthlos und unerquicklich, und als Talentproben in der Hand des Kritikers sind sie nur „Triebe“ einer Dichterseele, die noch des Wachsens, des Blühens und Reifens bedarf. Der Anonymus ist nicht ganz talentlos, unsere Kritik über das Buch muß sich aber auf die in seinem eigenen Stil gehaltenen Worte beschränken:

Uebe zwar der Dichtung heil'ges Walten,
Doch die Verse lern' für dich behalten —

wenigstens einstweilen, bis die „Triebe“ zu vollsaftigen Bäumen erwachsen sind.

Der Lyrik folgt in unserer heutigen Revue die Epik, zunächst die lyrische Epik.

Da liegen uns in erster Linie vor „Lutherlieder“ von Robert Schmeil (Nr. 3). Eine Jubiläumsgabe für Freunde des großen Reformators! Nicht nur fein umrissene und kräftig durchgeführte Schilderungen aus dem Leben Luther's sind es, die uns hier geboten werden, nicht nur epische Verherrlichungen der Hauptmomente des Ringens und Strebens des Reformators, sondern daneben auch Gedichte psychologischen Inhalts, welche uns die innerste Seele des Helden von Worms erschließen, lyrische Apotheosen des wittenberger Mönchs. Schmeil verfügt über eine achtbare Gestaltungskraft und eine nicht gewöhnliche Formgewandtheit, wie die nachfolgenden, vom echten Geiste Luther's erfüllten Strophen zeigen mögen:

Die ringende Seele.

1.

Ich bin auf einer güldnen Au'.
Dort lächelt die verklärte Frau:
Jungfrau Maria, die reine.
Dort stehen auch im hellsten Strahl
Die lieben Heil'gen allzumal —
Und doch bin ich alleine!

Wo bist du, mein Herr Jesus Christ?
Schau du, wie mir so bange ist!
O Gott im Himmel droben!
Die Heil'gen nicht mein Leid verstehn.
Was soll ich zu Maria gehn?
Was soll ich dich nicht loben?

2.

Ewiger, im Nebelgrauen
Ringe ich zu dir!
Meine Sehnsucht, Licht zu schauen,
Bringe ich zu dir!

Herr des Lichts, die heil'gen Väter
Strahlten einst im Licht.
Weh, es wurde dunkel später!
Es erhellt mich nicht!

Und das Wort aus ihren Schriften
Schwanket wie ein Rohr.
Manches kann das Herz vergiften.
Wär's doch wie zuvor!

Heiliger, erbarm' dich meiner!
Jesu, schaff' mich hell!
Geist der Wahrheit, mach' mich reiner
In der stillen Zell'!

Beklagenswerthe Flecken auf dem Dichterpanier Schmeil's sind aber die abscheulichen Reime, die ihm dann und wann in die Feder gerathen und die wol ausnahmslos auf den heimatlichen Dialekt unsers Poeten zurückzuführen sind, z. B. „Propheten“ und Feuerreden“, „Kirche“ und „Gebirge“, „Alexander“ und „Gebannter“, „Liede“ und „kniete“, „schweigt“ und „reicht“, „ermuntert“ und „Jahrhundert“ u. s. w. Möchte doch der geist- und talentvolle Autor solche allzu weit gehende Licenzen in Zukunft vermeiden!

Ebenfalls der Zeit des Ringens und Kämpfens entnommen, aus welcher Luther erwuchs und welche noch weit über sein Leben hinausgriff, ist der Stoff des so genannten „Zeitstimmungsbildes“ „Vor zweihundertundfunfzig Jahren“ von Adalbert Fugmann (Nr. 4). Das kleine Buch thut sich hervor durch nahezu gänzliche Abwesenheit der Poesie. Ein nüchterner, philiströs behäbiger und wohlgefällig breiter Ton überwuchert und erdrückt hier so ziemlich jedes poetische Moment, welches das Sujet dem Dichter bietet. Gegenstand des „Zeitstimmungsbildes“ ist im wesentlichen der Kampf um Koburg im Dreißigjährigen Kriege und, daran anknüpfend, Wallenstein's Kriegsregiment in Sachsen und die Schlacht bei Lützen. Die Dichtung, welche von fleißigem Studium der Geschichte Zeugniß gibt, geht in allen Hauptpunkten vom koburgischen Localpatriotismus aus und trägt in jedem Zuge einen kleinbürgerlichen Charakter; es ist zu wenig großer Zug darin. Man wird das Buch höchstens in der Heimat des Verfassers lesen. Sogar in der Sprache ist Fugmann Koburger. „Beigerufen“ statt „herbeigerufen“ und ähnliche Koburgianismen beweisen unsere Behauptung.

Einen geschichtlichen Stoff behandelt auch das episch-lyrische Gedicht „Aus Friedrich's des Großen Leben“ von Gustav von Haugwitz (Nr. 5). Haugwitz ist ein feinerer Kopf als Fugmann. Er hat mehr künstlerischen Takt und ist feinfühliger, geschmackvoller als unser Koburger. Aber auch sein Pegasus läßt Schwung und Grazie vermissen. Nicht, wie man dem Stoff gegenüber erwarten sollte, Fresken mit großem historischen Hintergrunde, sondern Zeichnungen in Holzschnittmanier werden uns hier vor Augen geführt. Dem Zuschnitt und der Ausführung dieser Bilder aus dem Leben des genialen Königs wäre mehr Knappheit, mehr Prägnanz zu wünschen gewesen. Auch ist die Palette des Dichters allzu verschwenderisch mit einer gewissen unhistorischen Schönfärberei zu Gunsten des Helden.

Immerhin aber werden die Verehrer Friedrich's des Großen manches dieser Gedichte — das Epos besteht aus einzelnen lose aneinandergereihten romanzenartigen Dichtungen in verschiedenen Rhythmen — mit Interesse lesen. Wir theilten hier als Stilprobe unsers Poeten gern eine jener Poesien mit; allein der Mangel an Raum verbietet es uns, und so beschränken wir uns darauf, als die vorzüglichsten unter den Gedichten hervorzuheben: „Der Bayard-Orden", „Die Erstürmung von Glogau", „Buddenbrock und Chasot", „Das Carroussel in Berlin", „Der Candidat aus Thüringen" und „Die Taufe bei General von Zieten." Die humoristischen Stellen gehören zu den Glanzpartien des dem Kaiser Wilhelm gewidmeten Buchs.

Zum Schluß haben wir eine Publication zu erwähnen, welche als ein dankenswerthes Geschenk den deutschen Literaturschatz wahrhaft bereichert: die Uebersetzung aus dem Serbischen von „Der Königssohn Marko im serbischen Volksgesang" von Karl Gröber (Nr. 6). Wir begegnen in diesen Gesängen zum Ruhme Marko's dem Beispiel eines in dem Bewußtsein eines lebenden Volks noch heute wirksamen und fortzeugenden Nationalepos: ein Beispiel, das in Europa wol einzig dasteht. Ueber Marko läßt sich die Einleitung des Uebersetzers folgendermaßen vernehmen:

Kraljewitsch Marko — der Königssohn Marko — ist der Liebling der Südslawen, der zumeist besungene Held der serbischen Volkspoesie. In den Nationalgesängen südlich der Drau und Donau ist Marko eine wahrhafte Reckengestalt, unüberwindlich im Kampfe, in der Gefahr aufflammend vor Begeisterung, in der Freundschaft unerschütterlich treu und jederzeit bereit, sein Leben zum Schutz der Schwachen zu wagen. Der Königssohn Marko ist schon eine mythische Person geworden, und die Zahl der Lieder, welche ihn verherrlicht, ist nicht festzustellen. Die Geschichte weiß von ihm nur wenig zu erzählen; das unstete Leben, das er nach den Volkssagen geführt, zersplittert sich in unzähligen Abenteuern und läßt ihn zu keiner großen, der Geschichte zusagenden Handlung kommen. ... Alles, was das Volk der Südslawen als groß, schön und edel anerkennt, hat es benutzt, um damit in seinen Liedern den Liebling Kraljewitsch Marko auszustatten. Besser als aus jeder noch so ausführlichen und noch so richtigen Ethnographie dieses Slawenstammes erfahren wir aus den nationalen Gesängen die ethischen und moralischen Anschauungen dieses Volks, seinen Charakter — den Volksgeist.

Der echt epische Stil und das eigenthümliche poetische Aroma, welches diese Gesänge athmen, macht sie zu einer hochinteressanten Lektüre und räumt ihnen einen hervorragenden Platz in der Reihe der modernen Volksepen ein. Aber diese serbischen Volkslieder haben nicht blos ein literarisches Interesse; sie führen auch, wie die oben citirte Stelle der Einleitung des Uebersetzers mit Recht bemerkt, tief ein in den Charakter und die Lebensweise des Volks in den occupirten Provinzen und sind daher auch von eingreifender ethnographischer Bedeutung. Nach beiden Seiten hin, nach der literarischen wie nach der völkergeschichtlichen, hat sich Karl Gröber durch seine Uebersetzung der Marko-Gesänge ein nicht genug zu schätzendes Verdienst erworben. Sein Buch wird dankbare Leser finden.

In den frühern deutschen Uebertragungen serbischer Volkslieder, unter denen diejenigen von Kapper, Talvj und Gerhard (letztere herausgegeben von Karl Braun-Wiesbaden) in erster Linie stehen, fanden nur einzelne Epen aus dem hier vorliegenden Cyklus Platz. Kapper bringt sogar kein einziges derselben zum Abdruck. Um so beachtenswerther ist diese auch äußerlich sehr gut ausgestattete Ausgabe, welche sich laut Vorrede wesentlich auf das jüngste in kroatischer Sprache herausgegebene Werk des Joan Filipovic stützt.

Ernst Ziel.

Unterhaltungsliteratur.

1. Beowulf. Ein Sportroman. Von Karl Manno. Drei Bände. Berlin, Janke. 1882. 8. 10 M.

Sportroman! Seit einigen Jahren ist das Interesse und Verständniß für Sport jeglicher Art, früher ein Privilegium kleiner Kreise, auch in die mittlern Schichten des Volks gedrungen: und Sportswesen und Sportsleben bilden sonach in der That sociale Erscheinungen von größerer Bedeutung, die zum Vorwurfe eines Romans dienen können. Es wäre auch ein dankbarer, weil neuer oder doch nicht abgebrauchter Stoff; sei es nun, daß der Roman die ernste sociale Bedeutung — welche unleugbar vorhanden ist — oder die Auswüchse und Uebertreibungen behandelt. Mit einiger Neugierde nahmen wir daher „Beowulf" zur Hand, müssen aber gleich gestehen, daß die Erwartungen nicht erfüllt wurden. Der Autor hat das Thema nicht tief genug erfaßt und keineswegs originelle Bahnen betreten. Und doch wäre Originalität um so wünschenswerther gewesen, als diese für manche bedeutende Mängel hätte entschädigen müssen. Dazu gehört die Magerkeit der Handlung. Man braucht gerade nicht für die kraus verwickelten und verworrenen Fabeln der Sensationsromane zu schwärmen, um nicht die Fabel dieses Romans doch ein wenig zu einfach zu finden. Die Handlung ist bald erzählt: Schwanhilde lernt einen Pferdezüchter und Sportsman kennen, der ihr die hohe Schule des Reitens lehrt; als vollendete Reiterin erwirbt sie sich die Gunst eines reichen Erbonkels, der als Reitergeneral ein gewiegter Kenner des Reitsports ist, und heirathet schließlich ihren Reitlehrer. Durch ihre Reitkunst hat sich Schwanhilde die reiche Erbschaft gesichert. Das ist sozusagen die Moral von der Geschichte, welche die Nützlichkeit des Sports somit erwiesen hat. Gegenüber der Einfachheit der Haupthandlung macht sich die breite Ausführung einzelner Episoden, die den flüchtigen Leser allerdings entschädigen mag, störend bemerkbar; sie erscheint vom künstlerischen Standpunkte aus als Compositionsfehler.

Ueberhaupt zeigt sich eine große Ungleichartigkeit in der Behandlung: einzelne Gestalten sind trefflich charakterisirt, andere total verzeichnet; einiges ist lebhaft und anschaulich erzählt, anderes schwülstig und kaum verständlich; auch die Sprache ist bald einfach und klar, bald verworren und fehlerhaft. Auch einige Geschmacklosigkeiten machen sich unangenehm geltend: kurz der Eindruck ist ein getheilter und darum nicht befriedigend. Man sieht, daß der Autor offenbar Talent hat, daß dieses aber noch ungereift und ungeschult ist. Sein Werk will sich über das Niveau der Leihbibliotheken- und Blaustrumpfliteratur erheben, kann aber doch nicht Anspruch auf künstlerische Vollendung und somit auf literarische Geltung machen: dazu fehlt die Einheitlichkeit der Composition, die Vertiefung und Ausgestaltung des Stoffs und der Charaktere. Vielleicht wäre der Roman besser ausgefallen, wenn sein Umfang auf die Hälfte beschränkt worden wäre, jedenfalls hätte er an Interesse gewonnen. Hoffentlich wird der Verfasser bei seinem nächsten Werke zeigen, daß er nicht nur Talent hat, sondern auch den Willen, es durch Studium zu schulen.

2. Aus dem militärischen Jugendleben. Von Oskar Teuber. Erster und zweiter Band: Im Cadetteninstitut. — Tschau! Lose Skizzen aus der Militärakademie. Dritte Auflage. Jena, Costenoble. 1882. 12. 2 M. 40 Pf.

„Lose Skizzen" nennt der Autor selbst seine Schilderungen militärischen Zöglingslebens, und damit ist wol auch gesagt, daß er nicht auf literarische Bedeutung Anspruch erhebt. Der Stoff ist bei solchen Skizzen Hauptsache; es kommt dann nur auf eine gewisse Lebendigkeit und Natürlichkeit der Erzählung an. Diese Eigenschaften darf man dem Autor unbedingt zugestehen, wenn er auch darin nicht Johannes Dewall, der ähnliche Skizzen aus den preußischen Cadetteninstituten veröffentlichte, gleichkommt. Der Stoff selbst sichert dem Werke das Interesse eines großen Leserkreises, und der Umstand, daß bereits die dritte Auflage vorliegt, bezeugt, daß die Skizzen Anklang gefunden haben.

3. Schiene und Rad. Skizzen aus dem Eisenbahnleben. Von Joseph Siklósy. Wien, Hartleben. 1882. 12. 1 M. 50 Pf.

Gleich dem obenerwähnten Werke wendet sich auch dieses an einen engern Kreis von Berufsgenossen, der heutzutage allerdings ein ziemlich großer ist, nämlich an jenen der Eisenbahnbeamten. Der Autor will zeigen, daß das Berufsleben derselben einer gewissen Romantik nicht entbehre, und bietet als Beweis eine Reihe von Bildern daraus, die in der That lebhaftes Interesse erregen. Einzelne dieser Skizzen sind vertieft und novellistisch ausgearbeitet, so das „Weihnachtsbild von der Strecke", und in andern zeigt sich ein frischer, ansprechender Humor (z. B. im „Beschwerdebuch"). Bei manchen ist allerdings der Stoff nicht fesselnd genug, um weitere Leserkreise zu interessiren.

4. Matteo Bonello. Historischer Roman aus den Jahren 1160—1166. Von Mathias Höhler. Steyl, Missionsdruckerei. 1882. 8. 4 M.

Um den Ansprüchen, welche die Kritik an einen historischen Roman zu stellen hat, gerecht zu werden, genügt es keineswegs, eine historische Thatsache oder Persönlichkeit zum Gegenstande der Erzählung zu machen, sondern diese muß auch das Colorit der Zeit tragen, in welcher die Handlung spielt. In „Matteo Bonello" ist darauf keine Rücksicht genommen; die Personen denken, fühlen und sprechen wie moderne Menschen, und nur das Aeußere der Vorgänge erinnert daran, daß die Handlung im 12. Jahrhundert spielt. Die Charaktere sind schablonenhaft gezeichnet, eben nur Figuren eines Tendenzromans, als welcher sich Matteo Bonello darstellt. Der Autor legt das Schwergewicht auf die moralisch-religiöse Tendenz und verzichtet daher auf die künstlerische Behandlung des Stoffs, den er trotz der breiten Darstellung nicht erschöpft. Matteo Bonello ist ein junger Adelicher aus einem der vornehmsten Geschlechter Siciliens, der auf einer Jagd Agnes, die Tochter des im Lande verhaßten Großadmirals Majo, aus Räuberhänden rettet und auf diese Weise in Beziehungen zu dem letztern gelangt. Der Großadmiral will ihn zum Schwiegersohne machen, Agnes liebt ihn, und Matteo Bonello ist geneigt, das sich ihm darbietende Glück anzunehmen; da läßt er sich von den verschworenen Adelichen umstimmen, tritt als Gegner Majo's auf und tödtet diesen bei einem Ueberfalle. Er tritt nun selbst an die Stelle des Großadmirals und erscheint als die mächtigste Persönlichkeit im Reiche, bis auch ihn wieder die Gegenpartei stürzt, und da er sich in neue Verschwörungen einläßt, wird er geblendet und in den Kerker geworfen. Zu dieser harten Strafe hat Agnes viel beigetragen, die racheglühend den Mörder ihres Vaters verfolgte; später gewinnen jedoch mildere Gesinnungen die Oberhand, und sie erbittet die Befreiung des Gefangenen. Agnes und Matteo beschließen ihr Leben — getrennt — als fromme Christen und Wohlthäter der Armen. All das Leid, welches Matteo betrifft, entspringt nach dem Autor dem Ungehorsam gegen seinen priesterlichen Lehrer, der ihn vergeblich vor der „Welt" warnte. Auf die psychologischen Vorgänge einzugehen, verschmähte der Autor. Die Motive der handelnden Personen sind rein äußerlich, und so macht das ganze Werk den Eindruck einer rohen Zeichnung von Schülerhand. Keine der handelnden Personen vermag das Interesse des Lesers zu fesseln.

5. Aus hohen Regionen. Roman in zwei Bänden von Adolf Glaser. Wismar, Hinstorff. 1882. 8. 8 M.

Prinzessin Adelheid wurde, um eine unglückliche Liebe zu vergessen, auf ein Landgut gesendet, und läßt hier eines Tags sich von einer herumziehenden Gauklerbande eine Extravorstellung geben. Einer von der Bande versucht einen Einbruch in die Villa, wird dabei getödtet, und die Prinzessin nimmt sich hierauf eines jungen Mädchens,

Gemma, an, dessen Vater angeblich der Getödtete war. Gemma wird nun auf Kosten der Prinzessin erzogen. Ein Bursche von jener Bande, ein junger Rumäne Namens Basil will nicht von ihr lassen, macht sich eines Mordversuchs an der Prinzessin schuldig — die inzwischen trotz ihrer unglücklichen Liebe einen andern Prinzen geheirathet hat — und wird nun in einem Arbeitshause erzogen und zum Künstler (Musiker) herangebildet. Der Gemahl der Prinzessin Adelheid hat viele Jahre in einer illegitimen Verbindung mit einer Frau gelebt, welcher zwei Söhne entsprossen. Einer derselben, Felix, ein niedriger Charakter, der sich eine bequeme Stellung in der Welt verschaffen will, verheirathet sich mit Gemma, da er weiß, daß die Prinzessin sich für dieselbe interessirt und er ein Geheimniß vermuthet, aus welchem sich Kapital schlagen läßt. Wirklich entdeckt er das Geheimniß der Herkunft seiner Frau: dieselbe ist nämlich die Tochter eines Cardinals und einer Gräfin Pironi. Bei dem Versuche, dieses Geheimniß auszubeuten — Erpressung würde der Criminalist es nennen — wird Felix von dem Grafen Pironi niedergeschossen. Gemma ist nun frei, und da ihr Jugendgespiele Basil mittlerweile ein sehr anständiger Mensch und berühmter Künstler geworden ist, auch die romanübliche Rettung der Geliebten von dem Tode des Ertrinkens vollbracht hat, wird aus beiden ein Paar.

Wir müssen gestehen, daß dieser Roman uns nicht sonderlich erbaut hat. Es fehlt ihm vor allem die Klarheit und Einheitlichkeit der Composition, und die allzu nüchterne, trockene Darstellung macht es nur noch schwerer, für irgendeine der Personen ein lebhafteres Interesse zu gewinnen. Alle Gestalten sind steif, ohne rechtes Leben, und das ganze Werk macht den Eindruck des Erzwungenen und Erkünstelten.

6. Luftschlösser. Roman von Adelheid von Auer. Drei Bände. Berlin, Janke. 1882. 8. 14 M.

Adelheid von Auer darf heute bereits zu den sogenannten beliebten Autoren gezählt werden; auch die strenge Kritik kann der Verfasserin ein sehr anmuthiges Talent unbedingt zusprechen. In ihrem Roman werden allerdings die Probleme der modernen Gesellschaft nicht tief erfaßt, sondern sie hält sich mehr an der Oberfläche des Lebens und dessen leichtverständlichen Erscheinungen, aber sie versteht dieselben wenigstens getreu und wahr darzustellen. Eine etwas moralisirende Tendenz, die gewisse frauenhafte Anschauungsweise, welche die conventionellen Anstands- und Moralregeln nie aus den Augen läßt, wird man der Verfasserin wol zugute halten; jedenfalls paßt derlei besser für eine Frau als emancipirte himmelstürmende Kühnheit. Somit können ihre Romane in jeder Familie gelesen werden. Die Charakteristik ist meist gelungen, da sich die Verfasserin keine allzu schwierigen Aufgaben stellt und nicht um jeden Preis außerordentliche Menschen schildern will; die Fabel ist geschickt erfunden, der Aufbau der Erzählung verständig und diese selbst lebhaft und bisweilen auch schwungvoll; das Interesse des Lesers wird wach erhalten, ohne daß grelle Effecte zur Anwendung kommen. Kurz, ihre Erzählungen sind nicht künstlerisch genial, aber gut und gelungen, man wird sich daran nicht begeistern, aber erbauen, und befriedigt das Buch aus der Hand legen.

Das alles gilt auch von dem vorliegenden Roman, dessen Titel „Luftschlösser“ den Grundgedanken desselben ausspricht. Der Gegensatz zwischen dem geträumten, dem gewünschten und dem wirklichen Leben ist die leitende Idee der Erzählung, die natürlich einen befriedigenden Abschluß findet. Obwol ein ziemlich großer Kreis von Personen in die Handlung eingeführt wird, bleibt doch das Interesse auf die Hauptheldeu concentrirt, für deren Schicksale die Verfasserin lebhafte Theilnahme zu erregen versteht. Der Roman ist lesenswerth und darf zu den bessern Erscheinungen der modernen Literatur gerechnet werden.

Feuilleton.

Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

In der „Revue des deux Mondes“ (Heft vom 15. August) veröffentlicht J. Bourdeau unter dem Titel „Un humoriste allemand“ eine eingehende Studie über Joseph Victor von Scheffel, welche zum mindesten beweist, daß das Interesse für zeitgenössische deutsche Dichter in Frankreich, trotz aller chauvinistischen Erhitzungen der Tagespresse, keineswegs verschwunden ist. Bourdeau beginnt mit einer Erinnerung an den funfzigjährigen Geburtstag Scheffel's, der im Jahre 1876 in so großartiger Weise gefeiert wurde, daß Bourdeau diese Feier als eine nationale Demonstration glaubt bezeichnen zu können; er schließt daraus, daß Scheffel stärker als irgendein anderer Dichter gewisse Fibern des deutschen Nationalgeistes berührt habe. „Wenn er Deutschland kein neues Ideal offenbart hat, so sind seine Werke zum mindesten das treue Echo des reinen germanischen Geistes, ohne eine Spur von Nachahmung und fremdländischem Geschmack. . . . Wir kennen“, fährt Bourdeau fort, „die den Deutschen eigenthümlichen Gedankenformen; wir sind mit ihren philosophischen Systemen vertraut geworden und kennen durch ihre lyrischen Dichter den sentimentalen Schwung ihrer Liebesphantasien; uns wird es schwerer, uns vorzustellen, wie sie lachen und sich amusiren.“ Das lehrt Scheffel, „der eingeborene Typus der guten Laune und Jovialität, der originelle und volksthümliche Sänger des deutschen Studentenlebens“. Einer kurzen Biographie folgt eine lange Analyse des „Trompeters von Säkkingen“, dessen Lieder ausgezeichnete kleine Blüten der deutschen Poesie genannt werden. Die Fabel sei sehr einfach, doch die Episoden brächten allen etwas, und die gute Laune des Poeten halte sie als einheitliches Band zusammen; auch werden die zahlreichen Reminiscenzen an Heine's „Atta Troll“, an Hoffmann's „Kater Murr“ und an das Gretchen des Goethe'schen „Faust“ erwähnt. Aus dem „Gaudeamus“ wird eine Zahl von Gedichten in französischer Prosaübersetzung mitgetheilt; der gelehrte kosmogonische Humor und der Kneipenton wird hervorgehoben, die deutsche Kneipe eingehend gemalt, ganz im Colorit von Auerbach's Keller. Ein

leiser sarkastischer Zug geht durch diese Darstellung: „So sind die Deutschen!“ Doch es ist nicht böse gemeint. „In der That“, heißt es, „eine etwas grobe Freude, eine Fidelität de calibre énorme, näher der Farce als dem Esprit.... Doch es ist eine gesunde und kräftige Fröhlichkeit. Das Lachen Scheffel's ist ein behäbiges Lachen, ohne Feinheit und Hinterhalt, ohne einen einzigen jener boshaften und witzigen Hintergedanken der Partei, wie man sie unter der anscheinenden Bonhomie von Béranger findet: viel näher steht er unserm Désaugiers durch den freien Ton der Inspiration, den frisch hervorsprudelnden Humor. Abgesehen davon, daß er weder Musik noch Vaudevilles componirt hat, könnte man Scheffel einen deutschen romantischen und gelehrten Désaugiers nennen.“

Der Essayist bespricht noch die andern Werke Scheffel's: die „Frau Aventiure“, den „Juniperus“, den Roman „Ekkehard“, „Die Bergpsalmen“ und „Waldeinsamkeit“, und zeigt jedenfalls, daß er den Dichter, den er charakterisiren will, gründlich studirt hat. Doch ohne einen Hieb auf Preußen geht's nicht ab, und gemäß der literarischen Technik, welche die französischen Essayisten so gut verstehen, wie ihre Dramatiker die theatralische, bildet dieser Ausfall die Schlußpointe des Ganzen und soll die französischen Leser mit dem bisweilen etwas zu warmen Ton versöhnen, den der Autor bei Besprechung eines transrhenanischen Poeten angeschlagen hat. „Der Sänger der Legenden des Rheins, des Studentenlebens, der deutschen Ruhmesthaten des Mittelalters und der Einsamkeit der Alpenwelt hat uns gewisse wesentliche Züge des unverfälschten deutschen Charakters gezeigt: den Humor, die Trunksucht, den Fanatismus der Gelehrsamkeit, den Enthusiasmus für die Natur. Aber es gibt verschiedene Sorten von Deutschen. Was unsern Autor von andern unterscheidet und ihm seine werthvolle Originalität gibt, das ist der offenherzige schwäbische Humor, welcher der preußischen Herbheit so entgegengesetzt ist, wie das Großherzogthum Baden und das Rheinthal, das Land des Weins und der Sonne, wo der Mensch singt wie der Vogel in der milden Jahreszeit, entfernt ist von dem düstern Himmel, den traurigen Sandwüsten Preußens. Durch seine angeborene Frische und gesunde Heiterkeit vertritt Scheffel vollkommen das südliche Deutschland.“

— Die „Saturday Review“, Nr. 1447, bespricht in einer längern Anzeige die „Geschichte der revolutionären Bewegungen in Rußland“ von Alphons Thun und die „Geschichte der slavischen Literaturen“ von A. N. Pypin und V. D. Spasovič, aus dem Russischen übertragen von Traugott Pech; zweiter Band, erste Hälfte: „Geschichte der polnischen Literatur“. Ueber letzteres Werk sagt sie unter anderm: „Das Buch ist jedenfalls ein Markstein, denn es ist das erste russische, in welchem es gestattet worden, die Literatur der polnischen Emigration zu besprechen. Es ist kaum überraschend, daß unter solchen Umständen Spasovič's Behandlung dieses Theils seines Themas ausführlich bis zum Uebermaß ist; doch ist dies Misverhältniß, auch wenn es die allgemeine Symmetrie seines Werks beeinträchtigt, durch das besondere Interesse, das sich an den Stoff knüpft, ausgeglichen. Die polnische Literatur ist durch ihren Mangel an Zusammenhang bemerkenswerth; sie besteht aus zwei Glanzperioden, die kaum irgendetwas miteinander gemein haben, und aus den dürftigen Früchten eines langen Zwischenraums von fast gänzlicher Sterilität.“ Nach einem etwas nähern Eingehen auf die zwei Glanzperioden sagt das Blatt: „Spasovič analysirt alle Phasen der polnischen Literatur mit großer Ausführlichkeit und seltener Unparteilichkeit; und wenn er in seiner Behandlung von Mickiewicz und der ihm ebenbürtigen Dichter etwas unverhältnißmäßig eingehend ist, so kann dies auf Grund des besondern Interesses hin entschuldigt werden, welches sich an das Leben und die Schriften dieser Männer knüpft, und in Anbetracht dessen, daß er für ein russisches Publikum schreibt, dem Bekanntschaft mit der Dichterschule der polnischen Emigration bisher versagt war.“ Von erstern Werk sagt die „Saturday Review“: „Die objective Ruhe, welche Thun durchweg einhält, ist bemerkenswerth, und der Werth seines Werks ist durch eine reiche Bibliographie der Erzeugnisse der russischen geheimen Presse noch erhöht.“

Bibliographie.

Briefe des Herzogs Karl August von Sachsen-Weimar-Eisenach an Knebel und Herder. Herausgegeben von H. Düntzer. Leipzig, Wartig's Verlag. Gr. 8. 4 M.

Dambach, O., Der deutsch-französische Litterar-Vertrag vom 19. April 1883. Mit Erläuterungen. Berlin, Enslin. 8. 2 M.

Eckstein, E., 's schöne Lorche. Aus 'em Herr Abbedheker Braubach seine Erinnerunge. Humoreske. Mit Illustrationen von A. Schmitz. Leipzig, Thiel. 1884. 8. 1 M.

Das Erdbeben auf Ischia am 28. Juli 1883. Mit Ansicht und Karte der Insel und 4 autotypischen Darstellungen der Zerstörungen in Casamicciola nach Original-Photographien. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 1 M.

Italienische Farben-Skizzen in Oberlicht. Kunstlose Verse einer nordischen Frau. Finsterwalde, Richter. 8. 1 M. 20 Pf.

Die unversöhnliche Feindschaft der römischen Kirche gegen das evangelische Kaiserthum. Ein Mahnruf von Michel. Halle, Niemeyer. Gr. 8. 1 M.

Le Flaneur. Harmlose Federzeichnungen eines Petersburger Flaneurs. Mit dem in Stahl gestochenen Bildniß des Verfassers. St. Petersburg, Röttger. Gr. 8. 6 M.

Frimberger, J. G., Der Sprung des Tiberius. Lustspiel. Wien. 1882. 16. 30 Pf.

Gilles, F., Im „grauen Haus“ zu Wien. Aus den Erlebnissen eines Exilirten. Luxemburg, Brück. Gr. 8. 40 Pf.

Gloatz, P., Spekulative Theologie in Verbindung mit der Religionsgeschichte. 1ster Bd. 1ste Hälfte. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 9 M.

Herquet, K., Miscellen zur Geschichte Ostfrieslands. Norden, Braams. Gr. 8. 6 M.

Hirsch, F., Geschichte der deutschen Litteratur von ihren Anfängen bis auf die neueste Zeit. 1ste Lfg. Leipzig, Friedrich. 1884. Gr. 8. 1 M.

Jester, F. E., Die Kleine Jagd. Für Jäger und Jagdliebhaber. 5te Aufl., vollständig umgearbeitet von O. von Riesenthal. Mit zahlreichen in den Text gedruckten Abbildungen und Separatbildern. 1ste Lief. Leipzig, Brockhaus. 1884. 8. 1 M.

Klenau, J. C., Luther. Episches Gedicht in 14 Gesängen. Potsdam, Rentel. Gr. 8. 80 Pf.

Kluczycki, F., König Johann III. vor Wien. Historische Darstellung des glorreichen Feldzuges im Jahre 1683, zum Andenken an die zweite Saecularfeier für die Mit- und Nachlebenden nach den vorzüglichsten Quellen entworfen. Deutsch von J. Petelenz. Krakau. Lex.-8. 3 M. 20 Pf.

Labes, E., Palmenblätter. Ein Beitrag zum Friedrich Franz-Denkmal. Rostock, Stiller. Gr. 8. 50 Pf.

Drei Monate Festungshaft. Lebensbilder und Betrachtungen aus der jüngsten Vergangenheit und Gegenwart von einem Inhaftirten. Wien. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Renner, V. v., Johann Andreas von Liebenberg, der Römisch-kaiserlichen Majestät Rat und Bürgermeister von Wien. Biographische Skizze. Aus Anlaß der zweiten Säcularfeier den 9. September 1683 herausgegeben. Wien, v. Waldheim. Lex.-8. 60 Pf.

Schroeter, A., York von Wartenburg. Ein vaterländisches Heldengedicht. Jena, Costenoble. 8. 3 M.

Schultheß, H., Europäischer Geschichtskalender. 23ster Jahrg. 1882. Nördlingen, Beck. Gr. 8. 10 M.

Segebarth, J., De Darßer Smuggler. Erzählung in niederdeutscher Mundart. Pasewalk, Schnurr. 1884. 8. 3 M.

Soldan, F., Der Reichstag zu Worms 1521. Den Wormsern gewidmet zur Lutherfeier 1883. Worms, Kräuter. 8. 1 M.

Stehr, H., Ueber Immanuel Kant. Eine Untersuchung des ersten Stückes aus Immanuel Kant's „Religion innerhalb der Grenzen der blossen Vernunft“, ein Weg, den Darwinismus mit der Religion wieder in Einklang zu bringen. Hannover, Hahn. Gr. 8. 50 Pf.

Stein, A. (H. Nietschmann), Deutsche Geschichts- und Lebensbilder. 9ter Bd.: Königin Luise. Mit einem Bildnis der Königin Luise. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 8. 3 M. 60 Pf.

Tannen, K., De döfige Hinrich a's Tüge vöör Gericht. Ländlich komische Scene. Bremen, Dierckſen u. Wichlein. 12. 50 Pf.

Tischler, O., Beiträge zur Kenntniss der Steinzeit in Ostpreussen und den angrenzenden Gebieten. Mit 11 Zinkographien. Königsberg, Koch u. Reimer. Gr. 4. 1 M. 50 Pf.

Wagner-Lexikon. Hauptbegriffe der Kunst- und Weltanschauung Richard Wagner's, in wörtlichen Anführungen aus seinen Schriften zusammengestellt von C. F. Glasenapp und H. v. Stein. Stuttgart, Cotta. Lex.-8. 15 M.

Werner, R., Der Peter von Danzig. Historische Erzählung aus der Zeit der Hansa. Berlin, Janke. 8. 5 M.

Witte, Die armen Gecken oder Schinder und ihr Einfall ins Elsass im Jahre 1439. Strassburg, Schultz u. Comp. Gr. 4. 2 M. 40 Pf.

Ein wahres Wort über das russische Volk. Von einem Russen. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 1 M.

Zimmermann, R., Ueber Hume's Stellung zu Berkeley und Kant. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 1 M. 20 Pf.

Anzeigen.

Die Allgemeine Zeitung
(mit wissenschaftlicher Beilage und Handelszeitung)
== früher in Augsburg erschienen ==

ist in Deutschland und Oesterreich durch die Postanstalten für 9 M. vierteljährlich (6 M. für die 2 letzten Monate, 3 M. für den letzten Monat des Quartals) zu beziehen. Preis bei directer Versendung unter Streifband monatlich 4 M. (5 M. 60 Pf. für die anderen Länder des Weltpostvereins). Quartalpreis bei wöchentlicher Versendung im Weltpostverein 14 M. 40 Pf., außerhalb desselben 19 M. 50 Pf.

Probenummern nebst neuestem Quartal-Register gratis.

Leitartikel, wissenschaftliche und handelspolitische Aufsätze &c. &c. in Nr. 260 bis 266.

Frankreich und Deutschland. — Unsere Flotte und ihre Entwickelung. (III. Schlußartikel.) — Zur Lage in Algerien. — Der deutsche Schulmeister. — Zwei Rivalen. (II.) — Gladstone's Oftfahrt. — Französische Sympathien in Oesterreich. — Der mitteleuropäische Friedensbund. — Die Bedrohung der Reichsverfassung. — Zur Entstehungsgeschichte des neuen Deutschen Reiches. — Zum bulgarischen Scenenwechsel. Von F. Kanitz.

Zum dreihundertjährigen Geburtstage Wallenstein's. Von H. von Zwiedineck-Südenhorst. — Die Eröffnung der Northern Pacific-Eisenbahn. (II/IV.) — Briefe von der Schweizerischen Landesausstellung in Zürich. Von H. Blum. (IV.) — Das Eiserne Thor. — Sauer's italienische Literaturgeschichte. — Die Münchener internationale Kunstausstellung. Von Fr. Pecht. (XVI.) — Zur linguistischen Paläontologie. Von Dr. O. Brenner. — Die Türkenfeier in Wien. (III. Schlußartikel.) — Das Gerichtswesen und die öffentliche Sicherheit in Spanien. — Internationale literarische Conferenz zu Bern. — Der Großfürst Paul 1754—1796. Von A. Brückner. — Die nassauische Simultanvolksschule. Von Dr. A. Peez. — Zum hundertsten Geburtstag von Peter von Cornelius. Von E. Förster.

Von der Gotthardbahn. (II/III.)

Aufträge für Streifbandsendungen an die Expedition in München.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

MEINE MISSION NACH ABESSINIEN.

Auf Befehl Sr. Maj. des Deutschen Kaisers im Winter 1880/81

unternommen von

GERHARD ROHLFS.

Mit zwanzig Separatbildern und einer Karte.

8. Geh. 12 M. Geb. 13 M. 50 Pf.

Der berühmte Afrikareisende erzählt in diesem Werke seine Erlebnisse und Beobachtungen auf der Reise zum Negus Johannes von Abessinien, dem er ein Schreiben des Deutschen Kaisers zu überbringen hatte. Wie seine frühern Reisewerke ist auch das vorliegende reich an lebhaften landschaftlichen und ethnographischen Schilderungen, und da Abessinien wegen seines politischen Zusammenhangs mit Aegypten gegenwärtig eine besondere Wichtigkeit erlangt hat, darf dieser neueste Bericht über das merkwürdige Land sicher auf allgemeinste Theilnahme rechnen.

WESER-ZEITUNG
(Bremen)

Täglich 3 Ausgaben.

Bei allen Postanstalten
pr. Quartal 7 Mark.

Inserate pr. Zeile 25 Pf.

☞ Probenummern versendet gratis

Die Expedition der „Weser-Zeitung", Bremen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Wanderjahre in Italien.

Von

Ferdinand Gregorovius.

Fünf Bände.

8. Jeder Band geh. 5 M. 50 Pf., geb. 6 M. 50 Pf.

Inhalt:

1. Band: **Figuren.** Geschichte, Leben und Scenerie aus Italien. Sechste Auflage.
2. Band: **Lateinische Sommer.** Fünfte Auflage.
3. Band: **Siciliana.** Wanderungen in Neapel und Sicilien. Fünfte Auflage.
4. Band: **Von Ravenna bis Mentana.** Vierte Auflage.
5. Band: **Apulische Landschaften.** Zweite Auflage.

Gregorovius' „Wanderjahre" enthalten das Tagebuch seines langen Lebens und Wanderns und seiner Studien in dem classischen Lande, wo er die Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter schrieb. Die vielseitigen, anziehenden Schilderungen sind Landschaftsgemälde von bleibendem historischen Werth wie von künstlerischem Stil. Gregorovius hat sie als ein neues Genre in der Literatur geschaffen, die vor ihm nichts Aehnliches besaß. Die schnelle Verbreitung dieser Bände lehrt, daß sie in der literarischen Welt ihren dauernden Rang gefunden haben.

Von dem Verfasser erschien in demselben Verlage:

Die Insel Capri. Idylle vom Mittelmeer. 8. Cart. 1 M. 80 Pf.

Korfu. Eine jonische Idylle. 8. Cart. 1 M. 80 Pf.

Athenaïs. Geschichte einer byzantinischen Kaiserin. Zweite Auflage. 8. Geh. 5 M. Geb. 6 M.

Euphorion. Eine Dichtung aus Pompeji. Fünfte Auflage. 8. Geh. 2 M. 40 Pf. Geb. 3 M. — Illustrirte Prachtausgabe mit Original-Compositionen von Theodor Große. 4. Eleg. cartonnirt 7 M.

Die Grabdenkmäler der Päpste. Marksteine der Geschichte des Papsttums. Zweite Auflage. 8. Geh. 3 M. 60 Pf. Geb. 4 M. 50 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 41. —— 11. October 1883.

Literarische Unterhaltungen.

Die Leihbibliotheken und die Schriftsteller.

Wie wir schon erwähnten, ist bei dem fünften Deutschen Schriftstellertage, der sich am 9. September in Darmstadt versammelte, zum ersten male eine Frage in die Debatte geworfen worden, der gegenüber man bisher vollständige Harmlosigkeit beobachtete, die Frage: sind die Leihbibliothekare den Schriftstellern eine Entschädigung schuldig wegen der leihweisen lucrativen Ausbeutung der literarischen Production?

So formulirte diese Frage der angesehenste wiener Leihbibliothekar, Buchhändler Last, der als Referent darüber auftrat, jedenfalls Ankläger und Angeklagter in einer Person; denn bei seinem großen Geschäftsbetrieb hat er sich jener Ausbeutung in höherm Maße als die meisten seiner Collegen schuldig gemacht. Last bejahte jene Frage, glaubte aber, daß zur Lösung derselben die Schriftsteller sich mit den Leihbibliothekaren selbst zu einigen hätten. Der geforderte Ersatz könne einzig und allein, da die andern theoretisch entwickelten Vorschläge in praxi unausführbar seien, in einem Pauschquantum bestehen, welches jährlich an den Verband pro rata des Umtriebes von den Büchervermiethern zu zahlen sei. Veranschlage man dasselbe auf einen Minimalbetrag von je 50 Mark, so ergebe sich eine jährliche Gesammtsumme von mindestens 100000 Mark. Jedenfalls sei er nebst mehrern namhaften Collegen, die er zu diesem Zwecke gewonnen, bereit, in der angedeuteten Richtung mit dem Allgemeinen deutschen Schriftstellerverbande gemeinsam zu wirken; doch müsse die Angelegenheit, wenn ein Erfolg erzielt werden solle, durch die öffentliche Discussion ununterbrochen in Fluß gehalten werden, damit sich das juristische und moralische Bewußtsein des deutschen Volks endlich von der falschen Anschauung losreiße, als sei das so lange Zeit an seinen Dichtern und Denkern geübte Unrecht durch den Usus ein Recht geworden. Sobald dies geschehen, wäre auch die Frage spruchreif für eine definitive gesetzliche Regelung. Deshalb empfiehlt der Redner die folgende Resolution: „Die Generalversammlung des Allgemeinen deutschen Schriftstellerverbandes erklärt, daß sie die Benutzung der literarischen und musikalischen Werke zu gewerblichen Zwecken in Leihanstalten für eine Verletzung des geistigen Eigenthumsrechts hält und somit die betreffenden Anstalten zu einer entsprechenden Entschädigung verpflichtet erachtet. Sie beauftragt den Vorstand des Verbandes, jene Schritte zu thun, die geeignet sind, diesen Anspruch zu allseitiger Anerkennung und zu gesetzlichem Schutz zu führen.“

Diese Resolution wurde nach längerer Debatte mit großer Stimmenmehrheit angenommen. Zunächst ist es anzuerkennen, daß einer der angesehensten Leihbibliothekare mit großer Uneigennützigkeit und im Einklang mit einigen namhaften Collegen eine Resolution beantragte, in welcher auf einen Theil der Vortheile, welche das Bücherverleihen bietet, Verzicht geleistet wird. Das erinnert an die glorreiche Nacht des 4. August 1789, in welcher der französische Adel auf seine Vorrechte verzichtete.

Nachdem wir indeß den edeln Motiven des Antragstellers die gebührende Anerkennung haben zutheil werden lassen, müssen wir zunächst erklären, daß solche von großen Versammlungen gefaßte „Resolutionen“ ihre bedenkliche Seite haben. Nach den vorausgeschickten Bemerkungen des Herrn Last ist die Sache selbst noch nicht spruchreif; die öffentliche Debatte soll sich erst ihrer bemächtigen, die Frage zu klären suchen: eine solche Resolution erscheint aber wie ein Urtheil vor der Untersuchung. Und zwar ist das Urtheil in sehr scharfen Ausdrücken abgefaßt: es wird

das Ausleihen von Büchern zu gewerblichen Zwecken für eine Verletzung des geistigen Eigenthums erklärt. Mit Recht gab Professor Lazarus einen Protest gegen diesen Passus zu Protokoll, und mehrere andere Herren schlossen sich demselben an. Lazarus hatte vorher den Antrag auf eine motivirte Tagesordnung gestellt, welche die weitere Discussion der nächsten Jahresversammlung vorbehalten wollte; doch konnte er mit diesem Antrag nicht durchdringen.

Die harmlosen Leihbibliothekare sehen sich auf einmal in den Anklagestand versetzt und erfahren zu ihrem Schrecken, daß, was sie bisher „getrieben frei", nichts anderes sei als eine Eigenthumsverletzung. Der Leihbibliothekar kauft Romane für seine Bibliothek; er kauft sie in der Regel theuer genug; denn 15, 16, 18 Mark für einen normalen Dreibänder ist immerhin ein ansehnlicher Preis. Und die Verleger stellen die Preise so hoch, weil sie eben auf die Leihbibliotheken rechnen, welche die Romane bekannter Autoren kaufen müssen. Mit diesem Preise bezahlt der Bücherverleiher den Verleger und auch indirect den Autor, da dieser von dem erstern das Honorar erhält im Hinblick auf den möglichen und wahrscheinlichen Absatz, der eben bei Romanen in erster Linie nach der Zahl der Leihbibliotheken berechnet wird. Der Bibliothekar verleiht nun die meist theuer gekauften Bücher gegen Entgelt an das Publikum. Das ist juristisch in keiner Weise anfechtbar: ebenso wenig wie das Verleihen alter Kleider, das von Pianinos und Klavieren, von Stühlen und Tafelgeschirr bei Privatfestlichkeiten. Was ich besitze, kann ich verleihen und mir dafür bezahlen lassen, so viel ich will und so viel ich dafür bekomme. Doch „Blut ist ein ganz besonderer Saft", und das „geistige Eigenthum" soll auch etwas ganz Besonderes sein. Schädigt der Leihbibliothekar das geistige Wirken der Autoren? Gewiß nicht, die Leihbibliothek macht eine Propaganda für dieselben, welche ihnen nur willkommen sein kann. Der Beweis ist leicht zu führen. Von der belletristischen Literatur sind es vorzugsweise die Romane, die in allen Leihbibliotheken den Kern bilden: Gedichte und Dramen finden sich nur in den größern; daher ist der Absatz der Romane ein unverhältnißmäßig größerer als derjenige der lyrischen und dramatischen Dichtwerke. Auch diesen kommen, wie erwähnt, oft noch die größern Leihbibliotheken zu Hülfe. Sonst würde manches gute Drama gar keinen Absatz haben, während von manchem sehr mittelmäßigen Roman noch eine beachtenswerthe Zahl von Exemplaren in jene Unterhaltungsinstitute wandert. Nun ist freilich mit Recht darüber geklagt worden, daß das Privatpublikum in Deutschland so wenig belletristische Werke kauft: offenbar wäre es am besten, wenn es gar keine Leihbibliotheken gäbe, sondern wenn es zum guten Ton gehörte, daß jeder anständige Privatmann die Werke namhafter Schriftsteller, Lyriker, Romandichter und Dramatiker in seinem Bücherschrank besitzt. Doch das ist bei uns unerreichbar: da treten die Leihbibliotheken als wünschenswerthe Vermittler auf. Die größten besitzen Hunderte von Exemplaren beliebter Werke, in England sogar Tausende. Ist solche Vermittelung gegenüber der Kaufunlust nicht ein Verdienst, das sich die Bibliotheken um die Autoren erwerben? Es gibt freilich Modeschriftsteller, deren Werke auch in den Privatbesitz übergehen: ihnen gegenüber verschwindet jenes Verdienst; auch gab es Colportageromane, die in 70000 Exemplaren abgesetzt wurden: der Absatz durch die Leihbibliotheken kommt dagegen nicht in Betracht. Doch das sind eben Ausnahmen. Es muß schon als ein günstiges Verhältniß betrachtet werden, wenn Romane beliebter Schriftsteller zu gleichen Theilen an die Leihbibliotheken verkauft werden und in den Privatbesitz übergehen. Dann folgen Autoren, deren Werke fast nur in die Leihbibliotheken wandern, und zuletzt auf dieser niedergehenden Skala solche, die nur von einem geringen Theil der öffentlichen Leihanstalten Beachtung finden. Mit Ausnahme jener besonders bevorzugten Klasse ist für alle übrigen die Leihbibliothek eine Nothwendigkeit, und sie haben allen Grund, diesen „Frevlern gegen das geistige Eigenthum" dankbar zu sein.

Worin besteht aber dieser Frevel? Der Autor hat sein Werk einem Verleger verkauft; der Leihbibliothekar kauft es wiederum diesem ab. Wenn er also ein Eigenthumsrecht verletzt, so müßte es zunächst doch das des Verlegers sein. Man hat die Tantièmen der dramatischen Dichter mithereingezogen: doch hier ist der Autor directer Eigenthümer; ihm wird das Aufführungsrecht von den Bühnen abgekauft: diese Verhältnisse lassen gar keine Parallele zu, außer der einzigen, daß Tantièmen eben Tantièmen sind, wo sie auch herkommen mögen, und den Autoren ebenso angenehm wären, wenn sie der Leihbibliothekar, als wenn sie der Theaterdirector zahlte, — von der Rechtsfrage immer abgesehen.

Wir können in der gewerbsmäßigen Verleihung rechtmäßig erworbener Bücher keine Verletzung des geistigen Eigenthums sehen und bestreiten auch das „moralische Recht" der Schriftsteller, von den Bibliothekaren Tantièmen zu verlangen.

Man darf den Begriff des „geistigen Eigenthums" nicht allzu subtil zuspitzen: sonst bricht die Spitze ab. Die Leihbibliothekare sind ganz tüchtige Pionniere unserer Unterhaltungsliteratur; man soll dies ihr Verdienst anerkennen und ihnen den Verdienst nicht schmälern.

Rudolf von Gottschall.

Deutsche Literatur der Gegenwart.

1. Dichterprofile. Literaturbilder aus dem 19. Jahrhundert. Von Adolf Strodtmann. Zwei Theile. Zweite Ausgabe. Berlin, Abenheim. 1883. Gr. 8. 5 M.

Der bekannte und verdiente Literaturhistoriker Adolf Strodtmann hat diese zweite Ausgabe seines Buchs nicht mehr erlebt; sie wird also nur ein erneuter Abdruck der ersten sein, die uns nicht zu Gesichte gekommen ist. Sie führt uns folgende, allerdings nun auch schon zum Theil verstorbene deutsche Dichter vor, deren Wirken aber immerhin noch in die Gegenwart fällt: Hoffmann von Fallersleben, Freiligrath, Geibel, Herwegh, Dingelstedt, Hebbel, Lingg, Hamerling, Auerbach, Spielhagen, endlich Heine, seinen Liebling, mit dem er sich am eingehendsten beschäftigt hat (in zwei Artikeln: „Die Mutter H. Heine's, nach ihren Jugendbriefen geschildert", und „Aus Heine's Studentenzeit. Nach den Tagebuchaufzeichnungen eines göttinger Universitätsfreundes"), und in einem Anhang den berühmten Schauspieler Joseph Lewinsky.

Indem wir das vortrefflich geschriebene Buch als eine höchst anregende und bildende Lektüre allseitig empfehlen, theilen wir zunächst einige Proben von Stil und Inhalt mit. So heißt es sehr schön bei der Charakteristik von Hebbel's „Nibelungen":

> Wie sich erwarten ließ, hat der Dichter auch im vorliegenden Drama den historischen und nationalen Hintergrund der Kämpfe seiner Helden mit scharf markirten Strichen gezeichnet. Die germanischen Stämme haben zwar äußerlich das Christenthum angenommen, allein ihre Handlungen werden durchweg noch von heidnischer Denk- und Gefühlsart bestimmt. Es ist ein bedeutsamer Zug, daß nur die Vertreter des Christenthums, des neuen Sittengesetzes der in sich zusammenbrechenden alten Welt — der Kaplan, Dietrich von Bern und Hildebrand — den Untergang des heidnischen Reckenthums überleben. Während Chriemhild an Siegfried's Bahre nur die Stimme der Vergeltung hört, beugt sich Etzel an ihrer Leiche dem Evangelium der Versöhnung und tritt an Dietrich seine Krone ab, der sie annimmt „im Namen dessen, der am Kreuz erblich". Durch Eröffnung dieser großartigen historischen Perspective gelingt es dem Dichter, den niederschlagenden Eindruck der blutigen Handlung zu mildern, während das „Nibelungenlied" dieses charakteristischen Vorzugs entbehrt.

Der Artikel über Hebbel ist auch bedeutsam durch die Erzählung von Strodtmann's Beziehungen zu dem Dichter, die eine Bereicherung seiner Biographie bilden; so erfahren wir die Entstehungsgeschichte des Gedichts an den Kaiser Franz Joseph.

Ueber Hamerling's „Ahasver in Rom" äußert sich der Verfasser ebenso schlagend:

> Der Poet wollte warnen und schrecken, indem er in diesem Spiegelbilde den Abgrund des Verderbens enthüllte, dem eine Gesellschaft entgegentaumelt, welche in maßloser Selbstsucht jedes Göttliche über Bord geworfen hat und mit dem Verzicht auf alles höhere Streben zugleich die Fähigkeit wahren Genusses verlieren muß. Es ist schwer begreiflich, wie die Kritik diesen ethischen Grundgedanken der Dichtung, welcher mit unzweideutiger Klarheit aus dem ganzen Verlaufe der Handlung hervorblickt, zum Theil übersehen und den Verfasser eines lasciven Behagens an der Schilderung sinnlich aufregender Scenen beschuldigen konnte. Allerdings sind die Orgien des Bacchanals in den kaiserlichen Gärten, die Reize der Agrippina und Poppäa, das Festgelag im Marmorpalaste Nero's mit glühenden Farben gemalt — aber wie läßt sich die unheilvoll verlockende Macht der Sünde wirksam schildern, wenn sie ihres Hauptreizmittels, der schwülen Bethörung der Sinne, entbehren soll? Man hat diese Schilderungen Hamerling's, ziemlich unpassend, mit dem bekannten Makart'schen Bilde „Die sieben Todsünden" in Vergleich gestellt; so gering die Vergleichspunkte sind, weist immerhin in beiden Werken schon die Beleuchtung den Vorwurf der Unsittlichkeit zurück. Das fahle, grünliche Licht der Verwesung, welches auf den üppigen Frauengestalten des Makart'schen Gemäldes ruht, bewahrt den Beschauer desselben so sicher vor jedem Anreiz wollüstiger Empfindung, wie die unheimlich schwüle Atmosphäre der Neronischen Orgien bei dem Leser des „Ahasver" kein anderes Gefühl als das angstvoller Beklommenheit aufkommen läßt. Auch sollte man nicht vergessen, daß Hamerling, so fruchtbar und selbständig er im übrigen seine Erfindungskraft walten ließ, doch in den Ausschweifungen der römischen Kaiserzeit nichts erfunden, sondern vielmehr die von Sueton und Juvenal berichteten Greuel der Sittenlosigkeit, so weit möglich, ästhetisch gedämpft und gemildert hat. Das Grausenhafte und Häßliche ist, gleich den Spinnen oder Fliegen, die man in Stücken Bernsteins eingekrustet findet, hier überall von der durchsichtigen Bernsteinhülle der Poesie umschlossen; es ist nicht um seiner selbst willen da, sondern dient, durch die Stelle, welche es einnimmt, einem höhern künstlerischen Zwecke.

Doch wir würden so bald nicht enden, wollten wir alles vortrefflich Gesagte mittheilen. Indem wir nur noch auf die schöne Charakteristik des Jungen Deutschland verweisen, wenden wir uns zu einem Aufsatze, der schon eher geeignet ist, bei allen denen Widerspruch zu erwecken, die nicht wie Strodtmann sich dem Heine-Cultus ergeben haben. Es gilt ihm, Heine's Mutter zu idealisiren; diesen Zweck erreicht er aber sehr schlecht durch die Mittheilung ihrer Briefe. Wie lächerlich klingt z. B. Folgendes, was wir buchstäblich wiedergeben:

> O, du kalte Weld, die du deine Gefühle blos nach der Goldwage abwägst, und deinen Verlust gleich Summen zu berechnen weißt! Ach es gibt wenig Trost für den Verlust eines zärtlichen Bruders, der kaum ein Jahr Hofmedicus und hiesiger Arzt war, und schon ein Verdienst besaß (köstlich!), das sich täglich wenigstens auf sechs Kronthaler belief.

Man sieht, Frau Heine macht es eben nicht besser als die „kalte Weld". Ueberhaupt muß ich gestehen, daß mir in der ganzen Sphäre Heine'scher Verwandtschaft nicht recht wohl zu Muthe wird. So führt sich Heine's Vater als glücklicher Bräutigam dieses idealen „Peircrhe de Geldern", wie sie sich unterzeichnet, höchst charakteristisch mit folgender Nachschrift zuerst ihrer Freundin vor: „Auch ich mache meine gehorsamste Empfehlung, und bitte ergebenst, den Betrag bald wieder zurückzusenden, beweil wir ihm hier mehr nothwendig haben." Weniger ideal als praktisch!

Von größerer Bedeutung für die Geschichte sowol von Heine's Leben als von der Entstehung seiner Werke ist allerdings der folgende Aufsatz: „Erinnerungen an seine Studentenzeit“.

Die zweite Abtheilung bietet „Charakterköpfe der ausländischen Literatur“ und zwar „Frau von Staël und Benjamin Constant, nach bisher ungedruckten Briefen derselben geschildert“, „Algernon Charles Swinburne“, „Hans Christian Andersen“, „C. J. L. Almquist“. Der erste Doppelkopf ist recht drastisch gemalt. Freilich wird einem auch bei diesem Paare nicht recht wohl; die freie Auffassung der Ehe, der sie beide huldigen, ist doch gar zu französisch. Köstlich ist Constant's Verhalten zur Restaurationsperiode. In einer Denkschrift an Ludwig XVIII. rechtfertigte er sein Verhalten während der hundert Tage und versicherte den König seiner tiefsten Ergebenheit. „Der König ertheilt Ihnen volle Amnestie“, ward ihm nach kurzem berichtet, „Ihre Schrift hat ihn vollkommen überzeugt.“ — „Das glaub' ich“, sagte Constant mit spöttischem Lächeln, „hätte sie doch beinahe mich selbst überzeugt.“ Der Verfasser schließt diesen Aufsatz mit den schönen Worten:

> Als seine Freundin nach wenigen Monden in eine tödliche Krankheit verfiel, der sie am 14. Juli 1817 erlag, zog er sich tagelang verzweiflungsvoll in die Einsamkeit zurück und suchte halbe Nächte hindurch seinen Schmerz in wildem Hazardspiel zu betäuben. Er mochte wohl fühlen, daß mit dieser schwer gekränkten Frau der Genius entfloh, welcher seiner schwachen Seele die Schwingen gegeben; aber so gewaltig war die Macht des Einflusses, den sie auf ihn geübt hatte, daß ihre leuchtende Schattenhand ihm noch aus der Nacht des Grabes heraus das Banner ihrer Freiheitsideale vorantrug und ihn nöthigte, mit Ueberwindung seines skeptischen Geistes dem Fluge dieses Banners zu folgen.

In einem Anhang ist hier wieder abgedruckt ein älterer deutscher „seltsamer Rechtshandel“: „Ein Proceß der Hölle wider Jesum“, der manches recht Charakteristische und Interessante bietet, aber doch, auch im Auszug noch, zu breitspurig angelegt ist, um ohne Ermüdung gelesen zu werden.

2. Gottfried Keller. Ein literarischer Essay von Otto Brahm. Berlin, Auerbach. 1883. 8. 1 M. 50 Pf.

Gottfried Keller, von Nation ein Schweizer, ist von Herzen ein echter Deutscher, wie er seinen „Grünen Heinrich“ sagen läßt: „Der französische Schweizer schwört zu Corneille, Racine und Molière, der Tessiner glaubt nur an italienische Musik, und der deutsche Schweizer lacht sie beide aus und holt seine Bildung aus den tiefen Schachten des deutschen Volks.“ Ob der Verfasser mit der Behauptung wol recht hat, daß zu der Einschiebung der autobiographischen Jugendgeschichte des „Grünen Heinrich“ Jean Paul's „Titan“ das Vorbild gegeben habe? Sein Urtheil über Keller's dichterische Gestaltungskraft faßt er in die beherzigenswerthen Worte zusammen:

> Es muß gleich von vornherein bemerkt werden, daß die Dinge zuerst und zunächst bei ihm stets nur um ihrer selbst willen dazustehen scheinen, so lebendig und greifbar sind sie. Zuerst sind sie etwas; dann „bedeuten“ sie etwas. Nichts liegt mir ferner, als die Vermuthung von Vischer mir zu eigen zu machen, daß der Tod des Grünen Heinrich nicht wörtlich zu nehmen sei, sondern etwa bedeute: der alte Grüne Heinrich ist todt und ein neuer steht auf; oder die Auffassung des schweizerischen Literarhistorikers Robert Weber, daß in Anna die absterbende Blässe des Idealismus und in Judith die farbige Naturwahrheit des Realismus personificirt sei. Das ist — mit Verlaub — die Art der schlechten deutschen Aesthetik, aus der wir heraus müssen um jeden Preis und glücklicherweise auch schon einigermaßen heraus sind; das ist dieselbe Hegelei, welche etwa erzählt, daß der böse Geist im „Faust“ „eigentlich“ das Gewissen Gretchen's „bedeute“, und so der mythologischen Figur, welche der Dichter geschaffen, unbarmherzig die Kleider vom Leibe reißt, bis sie dasteht in frierender Blöße. Solche Betrachtung würde Keller das größte Unrecht thun; denn sie übersähe, daß der Autor, gerade indem er nicht bei der Vorstellung stehen bleiben kann, sondern gezwungen ist sie in Anschauung umzusetzen, sich als ein wahrer Dichter erweist; sie übersähe, daß die Symbole, mit denen er hantirt, „in Wirklichkeit und ohne Auslegerei die Sache selbst sind, und nicht darüber schwimmen wie die Fettaugen über der Wassersuppe“.

Dies ließe sich auch auf die Auslegungen des „Heideröslein“ und des Schwarzen Ritters in der „Jungfrau von Orleans“ anwenden.

Das Büchlein von Otto Brahm darf als anregende ästhetische Lektüre empfohlen werden.

3. Hermann Hettner's Morgenroth (1847—1851) von Jakob Moleschott. Gießen, Roth. 1883. 8. 3 M.

Der berühmte Physiolog gibt uns in der anziehenden Schrift ein lebhaftes Bild seines Verkehrs mit dem bekannten Kunstforscher und Literarhistoriker während der Zeit, als sie beide Privatdocenten in Heidelberg waren. Er wurde zu dessen Entwerfung von Hettner's Witwe aufgefordert, welche es einem größern Werke über das Leben ihres Mannes einzuverleiben wünschte, und es ist allerdings die Frage, ob es hier nicht noch besser am Platze gewesen wäre; doch der Verfasser hat wol seine Gründe gehabt, auf eigenen Füßen stehen zu wollen, und so läßt er denn der Sonne des Hettner'schen Lebenslaufs einstweilen dieses „Morgenroth“ voranleuchten. Mit zweierlei bin ich in demselben nicht einverstanden; zunächst erscheint mir Hettner's Kritik Schiller's als die Achillesferse in seiner „Literaturgeschichte“; ich habe früher einmal darüber ein Programm veröffentlicht („Prolegomena zu Schiller's Dramen“) und bei einem Besuche in Dresden auch Hettner gegenüber kein Geheimniß daraus gemacht; die Hinrichtung der Maria Stuart einen Justizmord zu nennen, beweist wenig Verständniß für Schiller's dramatischen Genius. Auch hat mir Hettner mitgetheilt, dies Urtheil sei in einer spätern Auflage der „Literaturgeschichte“ geändert worden. Es hat mich daher wenig sympathisch berührt, daß hier gerade als Beispiel von Hettner's außerordentlicher Feinfühligkeit die Stelle mitgetheilt wird:

> Maria's Tod soll als die zwar späte aber gerechte Sühne derselben (ihrer Schuld) erscheinen. Aber das eben ist der große Fehler dieses Stücks. Schuld und Strafe stehen nicht in innerm nothwendigen Zusammenhange, sie verhalten sich nicht wie Grund und Folge.

Für den, der sein eigenes Licht auf Kosten eines großen Dichters leuchten lassen will, allerdings nicht.

An einer andern Stelle möchte ich aus eigener Erinnerung eine Berichtigung anbringen. Moleschott redet von einem „Ruf" nach Jena. Als ich in Jena studirte, erzählte mir der jetzige würzburger Professor Franz von Wegele, Hettner selbst habe sich nach Jena gemeldet und um die Erlaubniß, dort Vorlesungen zu halten, und um den Titel eines außerordentlichen Professors gebeten; beides wurde ihm in Gnaden gewährt. Robert Boxberger.

Neue historische Dramen.

1. Konradin von Hohenstaufen. Historisches Drama in fünf Acten von Karl Friedrich von Gambsberg. Leipzig, Friedrich. 1881. Gr. 8. 2 M.

Unwiderstehlich erscheint die Anziehungskraft, die immer wieder die edelschöne Gestalt des letzten Hohenstaufen auf uns ausübt; es ist ein Stoff, den ein Schiller Zeit seines Lebens im Herzen trug. Und doch ist ein Stoff, zu dem auch Schiller noch nicht den dramatischen Schlüssel gefunden hatte, gewiß zu den schwierigsten Aufgaben der Literatur zu rechnen. Daß aber derselbe nicht blos akademischen Werth besitzt und nur den Gelehrten interessant ist, sondern daß er auch eine hohe Anziehungskraft für das Volk hat, beweist Raupach's Tragödie, die seinerzeit Eindruck machte ihrer dramatischen Form halber, obschon sie dann mit Recht vergessen ward wegen ihres matten, flachen Gedankengehalts und ihrer Phrasenhaftigkeit; denn wenn irgendein Stoff, so erheischt gerade dieser neben sicherer dramatischer Schöpferkraft die schwungvollste Unmittelbarkeit des Gefühlsausdrucks und eine mit Gedanken gesättigte Diction: erstere, um der zahlreichen epischen Schwierigkeiten Herr zu werden, mit denen der echt dramatische Kern verwachsen ist, letztere, weil schon die prosaische Darstellung des ärmlichsten Compendiums einen höhern Schwung nimmt, wenn sie an den tragischen Fall der letzten Hohenstaufen herantritt.

Eine andere und zwar eine Hauptfrage ist die nach der tragischen Schuld des letzten Sprößlings dieses edeln Geschlechts, ohne deren richtige Betonung nie die dramatische Gestaltung des Stoffs gelingen wird; doch dies hängt aufs engste mit dem überhaupt noch nicht abgeschlossenen Kapitel von der tragischen Schuld zusammen, und nur so viel sei hier erörtert, daß, wenn ein Autor, wie Raupach es thut, die Schuld in einer gewissen kindlichen Unbesonnenheit sucht, derselbe seinem Helden mehr schadet als nützt und zudem nicht der geschichtlichen Wahrheit entspricht. Von ganz besonderer Wichtigkeit ist es aber, welcher Conflict in die Seele Konradin's hineingelegt wird, da nur hierdurch derselbe im Drama uns näher treten kann. Die Geschichte zeigt ihn uns nur, wie er stolz und ruhig das Todesurtheil hinnimmt; aber es ist keine Frage, daß dieser stolzen Ergebung in das härteste Schicksal ein sehr heftiger Kampf in der Seele des kühnen Jünglings vorausging, von dem die Geschichte nichts weiß, der aber um so sicherer psychologisch begründet ist, als eben jene stolze Ruhe den Feinden gegenüber, die sich wenigstens an der Angst ihres Opfers nicht weiden sollten, nur das Ergebniß eines solchen heftigen Seelenkampfes sein kann; da ist der Punkt, wo einzig der Dichter einsetzen kann und wird, wenn er eben ein Dichter ist; in der Seele des Helden selbst muß die Frage nach der Schuld mächtig sich regen und in ihr seine Lösung und Erlösung finden.

Nach alledem ist es leicht zu erklären, weshalb auch unser Autor an seinem Stoff gescheitert ist, obgleich das Stück wohldurchdachten dramatischen Bau, edle Sprache und ansprechende Gedanken zeigt, und zwar deshalb gescheitert, weil es nicht die dichterische Höhe erreicht hat, welche dieser Stoff durchaus verlangt. Gambsberg verfährt zu zart und sanft mit seinem Stoff, ist fast zaghaft in der Anwendung der geschichtlich beglaubigten Thatsachen, strebt nach einer saubern Glätte und läßt seine Charaktere alle zu wohlerzogen auftreten, sodaß sie sich gleich weit von der wirklichen wie von der dichterischen Wahrheit entfernen. Ja, er meint in der Vorrede, es wäre räthlich, die Rolle des Jünglings Konradin einer ausgezeichneten Schauspielerin anzuvertrauen: ein höchst unglücklicher, aber für sein Stück bezeichnender Gedanke! Allseitiger Protest des Publikums würde jede, auch die größte Darstellerin empfangen, denn die ausgezeichnetste könnte uns nicht im Ernst für einen Konradin gelten. Ich weiß nicht und glaube nicht, daß hinter dem Namen Gambsberg sich ein Pseudonym verbirgt, jedenfalls aber könnte diesen Konradin eine Dame gezeichnet haben, und das sagt mehr als alles andere, worin die Schwäche des Stücks liegt: Konradin ist hier ein guter, lieber, edler Jüngling, der aber nichts von der bezaubernden Kühnheit der Hohenstaufen besitzt, und nicht viel anders ist auch Friedrich, sein Freund. Nicht anders ist es dem Autor auch mit der äußern Abgrenzung seines Stoffs gegangen: er ist allzu ängstlich besorgt, daß nicht etwa epische Momente in sein Stück sich einschleichen, und so beginnt seine Tragödie wenige Tage vor dem Tode des Helden; zwei Monate sind bereits verflossen seit der Niederlage, dem Verrath, der Verhaftung, und das Ganze ist somit nur ein Schlußact in fünf Acten! Es sprechen ja für dieses Verfahren der Vereinfachung classische Beispiele, dagegen aber sprechen weit lauter innere Gründe; denn wir haben hier nichts gesehen von Konradin's hochfliegenden Plänen und kühnem Siegeszug, nichts von jähem Umschwung und niedrigem Verrath, nichts von Besorgniß, Gefahr, Muth und von der Rachgier des Königs Karl, und die wesentlichsten Beweggründe einer so gewaltsamen

Handlung werden entweder vorausgesetzt oder nur theoretisch, also matt beleuchtet, und so geht manches wie ein Schattenspiel vorüber. Die Handlung ist dadurch in ihrem eigentlichen Kern zu einer schwindsüchtigen Magerkeit zusammengeschrumpft, und um überhaupt noch etwas von der Handlung vor sich gehen zu lassen, bedarf es der Surrogate. Ein solches Surrogat ist erstlich die Trennung der beiden Freunde im Gefängniß; die Geschichte betont ausdrücklich, daß sie stets beisammen waren, der Autor aber, der sie trennt, gewinnt dadurch ein paar rührende, freilich nichtssagende Scenen; die Handlung bewegt sich wol noch, nur daß sie dabei nicht fortschreitet. Zweitens hat der Geschichte zufolge König Karl von Anfang an den festen Entschluß gezeigt, Konradin zu tödten, was dieser auch wußte; hier bietet der König dem Jüngling durch den Legaten Gnade an, wenn er sich einen Rebellen nenne; dieser lehnt das Anerbieten ab, aber die wenigen Worte, mit denen er seine Ehre betheuert, können uns darüber nicht täuschen, daß niemand an seiner Ehre zweifelte und daß dies nur eine declamatorische Studie ist. Dann sucht ihn die Tochter des Verräthers Frangipani, hier Angelika genannt, die ihn liebt, zu retten, natürlich vergeblich; doch dieses Motiv ist nicht zu tadeln, da bei der großen Liebenswürdigkeit des unglücklichen Jünglings es nicht allein höchst glaubwürdig, sondern dichterisch geradezu nothwendig erscheint, daß solche Befreiungsversuche angestellt werden; aber daß auch Frangipani selbst für die Befreiung sich interessirt und doch wieder nicht recht interessirt, daß er seinen Verrath bedauert und doch wieder nicht recht bedauert, das ist eine unglückliche Erfindung und kann nur abstoßend wirken. Auch hat der Leser oder Zuhörer, da ihm der Schluß doch so gewiß vor Augen steht, dabei den unabweisbaren Eindruck, daß er nur noch mit einiger Hoffnung für Konradin's Rettung abgespeist und hingehalten werden soll und die Handlung somit nur willkürlich ausgedehnt wird. Frangipani's That ist und bleibt eine höchst widerwärtige, und es ist bezeichnend, daß selbst aus dem wahrlich doch nicht von Gewissensscrupeln behafteten damaligen Italien die Nachkommen Frangipani's auswandern mußten, um der allgemeinen Verachtung zu entgehen; die That wird noch widerwärtiger, wenn sie entschuldigt, beschönigt oder durch nachträgliche Reue gut gemacht werden soll; der ärgste Bösewicht oder der niedrigste Intriguant ist uns lieber und sympathischer als ein haltloser Schwächling. Wenn nun hier gleich auf der ersten Seite Frangipani uns einreden will:

> Mir gebot die Pflicht,
> Den Hohenstaufen auszuliefern. Mein
> Ist nicht die Blutschuld, fällt sein Haupt als Sühne —

so ist das eine vollkommene Verdrehung der geschichtlichen Motive; wir könnten sie höchstens als heuchlerische Maske eines abgefeimten Lügners gelten lassen, nicht aber als Ueberzeugung eines Mannes, dessen Reue uns Theilnahme einflößen soll. Die Summe der daraus nothwendig resultirenden Fehler ist nicht mehr zu verbessern: auf der einen Seite der Held, der zwar edel sein soll, aber doch zu weich ist, um es wirklich zu sein; auf der andern Seite der Verräther, der wiederum zu weichlich ist, um ein Bösewicht zu sein, der nicht einmal den Muth hat, die Last seines Verraths auf sich zu nehmen, der den Lohn der That mit Handkuß vom König empfängt, dann zu Konradin sagt:

> O könnte ich die That,
> Die ich verfluche, vom Gewissen wälzen —

und dennoch dessen Kerkermeister bleibt.

Der einzige dramatische Conflict liegt also thatsächlich in der Erfindung, daß Graf Caserta Angelika liebt, von dem Vater, der ihre Liebe zu Konradin nicht kennt, das Jawort erhält, zuletzt die Geliebte, ohne sie zu kennen, tödtet und dann selbst von Valéry getödtet wird. Aber was hat Caserta's Schicksal mit dem Konradin's zu thun? Daß er der Schwager Manfred's und dessen Verräther war, das werden überhaupt nur recht gute Geschichtskenner wissen; doch selbst die besten werden nachdenken müssen, wenn Konradin zu ihm sagt: „der Ceperano sei vergessen", um sich zu entsinnen, daß der Ceperano jener Engpaß war, den der Graf von Caserta den Franzosen im Februar 1266 verrieth! So verläuft denn die Handlung, von Surrogaten nothdürftig aufrecht erhalten, in folgender Entwickelung. Im ersten Act spricht Frangipani dem Caserta von seinem Gram, erzählt ihm einen Traum, der zwar recht hübsch ausgeführt ist, aber doch auch nur zum äußern Schmuck der Handlung gehört und mehr novellistisch als dramatisch erzählt ist; Caserta wirbt um Angelika; der König, dessen Reden stets etwas pomphaft Feierliches haben und der sich durchaus nicht als Karl den „Bösen" documentirt, zieht ein, verschenkt Länder und Güter an Frangipani, und geht ab, um sich Rath bei seinem Schwiegersohn Bethune zu holen; Konradin sieht Friedrich wieder, weist die Forderung des Legaten ab, seine Frevel zu widerrufen, und trennt sich wieder von dem Freunde.

Zweiter Act: Angelika vertraut ihre Liebe der Schwester Caserta's, Bethune hält um sie an, natürlich vergeblich (daß er der Schwiegersohn Karl's ist und in der Geschichte gewöhnlich Graf Robert von Flandern benannt wird, das steht im Personenverzeichniß, im ganzen Stück aber nichts davon, daß seine Gemahlin todt sei), vertraut sich dann arglos dem bösen Caserta, dem dann die Schwester das Geheimniß von Angelika's Liebe mittheilt; jeder ist in dieser Scene sein eigener Verräther. In einer königlichen Sitzung („Noch hat sich unsre Lage nicht geändert", diese Anfangsworte könnten für verschiedene Scenen gelten!) wird hierauf beschlossen, Konradin vor ein Reichsgericht zu stellen, was doch eigentlich von Anfang an beschlossen sein sollte. Ein unangenehmer Zug ist es, daß gerade Bethune diesen harten Antrag stellt, er, der doch an des Jünglings Schaffot den ungerechten Richter Robert von Bari mit dem Schwert fast tödlich traf und gewissermaßen den einzigen würdigen Ausdruck natürlichen Menschengefühls diesem ungerechten Act gegenüber repräsentirt.

Dritter Act: Nach einer überflüssigen Einleitung, aus der wir blos erfahren, was wir längst wissen mußten, daß Caserta seine Frau Violante vergiftet und daß Robert von Bari dabei geholfen habe, kommt etwas weitläufig und förmlich die Gerichtsscene, bei der in Wirklichkeit Konradin nicht anwesend war; tritt derselbe aber wie hier mit seinen Schicksalsgenossen auf — und wir tadeln das nicht —, so muß mit seinem Abgange, nachdem zuvor in seiner Anwesenheit das ungerechte Urtheil gefällt worden, der Act schließen. Hier aber folgt dann erst noch sehr ermüdend und abschwächend die weitläufige Urtheilsfällung, und die unglücklichste Erfindung ist die, daß, während der Geschichte nach alle Richter außer Robert von Bari das Nichtschuldig aussprachen, hier die Mehrzahl der Reichsbarone Konradin für schuldig erklärt. Welche mächtige Scene, die sich da der Autor entgehen ließ! Das ganze Parlament, wie zu einem Gottesurtheil, zur Freisprechung muthig sich ermannend, der König, vor Wuth fast außer sich, nun das Urtheil der Richter umstoßend! Und er, der Sieger, moralisch doch besiegt und zerschmettert, besonders wenn dies in Anwesenheit Konradin's geschähe, das würde noch eine dramatische Aufgabe sein, würdig des höchsten Strebens! So aber wird die Geschichte ohne Grund entstellt und König Karl fast von aller Schuld freigesprochen.

Der vierte Act stellt den Versuch Angelika's dar, Konradin zu befreien; sie kann als Tochter seines Kerkermeisters sich die Gelegenheit zu Nutze machen, unbemerkt zur Nacht ins Gefängniß zu schleichen. Dieses Motiv bringt wenigstens einige Spannung in die Handlung; die Spannung würde noch größer sein, wenn nicht auch hier Frangipani's Halbheit recht störend wäre. Daß gerade er dem Prinzen das Todesurtheil überreicht und die prächtige, auch dramatisch so wirksame Geschichtsüberlieferung von der Gemüthsruhe der beiden Freunde, die beim Schachspiel das Todesurtheil empfangen, unbenutzt bleibt, daß Friedrich überhaupt hier gar nicht vorkommt, ist schlimm genug; schlimmer, daß Frangipani sich dabei sehr gerührt geberdet und doch nichts zur Rettung des Gefangenen thut, daß er Angelika die Retterin mit „ungerathenes Kind" anredet und dann doch schließlich die Erlaubniß zur Flucht gibt, als es zu spät ist. Angelika ist weit besser gezeichnet; verfehlt ist nur, weil allzu dogmatisch kirchlich, das Motiv, daß, als sie in des schlafenden Konradin's Hand das Bildniß eines Weibes sieht, sie sich entsagungsvoll dem Kloster weiht und, als sie von ihm hört, er liebe nicht jene, sondern sie allein und seit längerer Zeit, dieses Gelübde bereits als ein rechtskräftiges Hinderniß der Verbindung ansieht. Ihr ertheilt er dann noch den Auftrag, Siegelring und Handschuh durch Heinrich Truchseß an Don Pedro von Aragon zu übermitteln; in Wirklichkeit warf Konradin bekanntlich den Handschuh vom Schaffot dem Freunde zu; daraus sehen wir, daß uns hier im Stück die Todesscene erspart wird, ob zum Vortheil des Ganzen, ist sehr die Frage; denn nun sind es einige matte Worte Konradin's und seiner Freunde, mit denen er von uns scheidet:

Die Freunde.

Heil Hohenstaufen! Heil (?) dem Konradin!

Konradin.

Habt Dank für eure Huldigung. Nun muß
Ich meinen Thron besteigen; folgt mir, Freunde.

Diese Worte sind jedenfalls nicht schwerwiegend genug für einen Konradin bei seines Lebens letztem Gange! Das Interesse der letzten Scene concentrirt sich denn auch ganz auf Angelika, die in Rittertracht, mit geschlossenem Visir, umgürtet mit Konradin's Schärpe (an dem Tage seiner Hinrichtung, wo jedermann sie selbst als Konradin aufgegriffen hätte!) auf der Straße weilt und zuerst den sterbenden Robert von Bari trifft; daß dieser, statt wie in der Geschichte von dem Schwiegersohne des Königs am Fuße des Schaffots getroffen, von gedungenen Meuchelmördern Caserta's erschlagen wird, ist keine glückliche Erfindung; genug, Robert warnt sie vor dem Schurken Caserta. Angelika übergibt noch dem Truchseß Konradin's Auftrag, kämpft dann unerkannt mit Caserta, der sie erschlägt, bald aber selbst von der zornigen Hand Erard's von Valéry getödtet wird. Wie man sieht, mancherlei romantischer Schmuck, der nur wenig zur geschichtlichen Größe des Moments paßt, den der Autor eben nicht zu erfassen vermochte!

Die Verse sind glatt und stellenweise sogar anmuthig, nur daß sie eben nirgends sich zur tragischen Höhe emporschwingen. Ein Fehler darf aber auch hier nicht ungerügt bleiben, der bei den neuesten Dichtern geradezu epidemisch zu sein scheint und den ohnehin schon oft formlosen fünffüßigen Jambus in gänzliche Prosa aufzulösen, ja seiner Form zu entkleiden geeignet ist, nämlich die Hinüberziehung eines untrennbaren Satzgliedes in den folgenden Vers. Zuweilen, aber nur zuweilen und bei besonderer Betonung mag dies ja wol erlaubt sein, ja selbst charakteristisch erscheinen; aber störend sind Verse wie beispielsweise:

Verstoßen von
Den Menschen sterbe ich —

und:

Ich hätte dich als solchen an
Der Stimme und Gestalt erkennen müssen.

Auch an Trivialitäten fehlt es nicht; die Wendungen: „Konradin ist Neffe zu König Manfred", „so zugelenkten (?) Blicks", erscheinen sogar unrichtig; „Weh' mir im Unglückspfuhl", ruft Konradin aus.

Die Dichtung ist reich an flachen Wendungen, mit denen sich wahrlich nicht das Schicksal des unglücklichsten Lieblings unserer Geschichte dramatisch gestalten läßt.

2. Gutenberg. Historisches Drama in drei Acten von Alfred Boerckel. Mainz, v. Zabern. 1883. Gr. 8. 1 M.

Der Wunsch, den der Autor in seiner Vorrede ausspricht, daß „der größte Erfinder aller Zeiten", daß Johannes Gutenberg auch einmal in seiner historischen Gestalt auf der Bühne erscheinen möge, ist ein durchaus berechtigter und wird sicherlich von allen Anhängern des historischen

Dramas getheilt; daß aber dieser Wunsch durch das vorliegende Drama erfüllt sei, werden außer dem Autor nur sehr wenige glauben. Der Autor meint, es habe seine besondere Schwierigkeit, Gutenberg zu dramatisiren: das wird ihm jeder zugeben. Gewiß sind diese Schwierigkeiten derart, daß nur eine schöpferisch geniale Kraft ersten Rangs sie bewältigen könnte; denn die hauptsächlichste, die der Autor nicht ausdrücklich hervorgehoben hat, liegt eben darin, daß Männer wie Gutenberg, Columbus, Luther in ihrer geschichtlichen Wirkung kaum als Einzelfiguren dastehen; sie stehen vielmehr auf den Schultern von Tausenden von Vorgängern, und ihre Wirkung beruht auf den Millionen, die ihnen anhängen, auf die ihre Geistesmacht wirkt und von denen sie weiter ausstrahlt, die sich aber nie in dramatischer Form verkörpern lassen: möglich ist eine Dramatisirung nur, wenn zugleich die geschichtliche Krisis im Innern des Helden selbst erfaßt wird. An dramatischer Wucht wird indeß stets dasjenige Drama überwiegen, das irgendeinen typischen Vorgänger dieser Geistesrichtung schildert, der an seinem Ringen zu Grunde geht. Nun aber läßt das historische Interesse gerade die Vorführung des Mannes wünschenswerth erscheinen, der den Sieg erfocht; dann muß der Dichter seine Aufgabe möglichst zu vertiefen suchen; „hier genügt es nicht", sagt die Vorrede, „interessante Charaktere, spannende Conflicte darzustellen" — gewiß, denn „interessant" soll uns der Charakter Gutenberg's niemals werden, aber eine große machtvolle Charakterzeichnung desselben ist doch die Vorbedingung des Ganzen; unser Autor ist nicht ganz derselben Meinung: „hier verlangt", sagt er, „in erster Linie die Geschichte ihr Recht" — auch nicht unrichtig, aber nur die Geschichte als Gesammtheit, die eine auf Jahrhunderte wirkende Größe zeichnet, nicht die vorübergehenden Einzelheiten der geschichtlichen Erscheinung in ihrer Vergänglichkeit. Jede Erfindung des Dichters, welche die historische Größe des Helden uns näher vor Augen rückt, sie auf eine höhere Basis hebt, ist dann als historisch anzuerkennen, weil sie nicht willkürlich ist; jede noch so sehr beglaubigte Einzelheit dagegen, die den Helden hinabdrückt und die von dem Hauptgedanken ablenkt, erscheint unhistorisch, weil vergänglich und unmotivirt.

Etwas anderes ist eine rein realistische Zeichnung, doch eine solche beabsichtigte der Autor nicht; er erklärt, daß er sich eine vorwiegend ethische Aufgabe gestellt habe. Das ist jedenfalls ein sehr hohes Ziel, und eine andere als eine ethische Zeichnung verträgt ein Gutenberg nicht; aber ist die ethische Aufgabe des Dramas gelöst, wenn an angemessenen Stellen des Dramas auf die bedeutende Zukunft der Erfindung in wohlgesetzter Rede hingewiesen wird? Nein, das ist nicht ethisch wahr, sondern schönrednerisch und streift zuweilen fast an Selbstlob oder schwärmerische Illusion. Welcher Erfinder hofft nicht dasselbe von seiner Erfindung? Der größte wird gewiß seiner Kraft am meisten mistraut und deshalb am eifrigsten von Stufe zu Stufe daran weiter gearbeitet haben; daher rührt auch sicherlich die historisch beglaubigte rührende Bescheidenheit eines Gutenberg; sie weist auf unzählige innere Kämpfe des großen Mannes hin, die er mit sich selbst schon bestanden hat, sodaß ihm mit der Welt zu streiten, zu flach und unbedeutend dünkt. Hier ist es, wo die Dichtung in ihr Recht tritt, das geheime Seelenleben zu ergründen; diese Kämpfe, diese Zweifel, diese irrigen Selbstanklagen zeige der Dichter, und er hat mehr geleistet, als wenn er den Helden und dessen Freunde wohlfeile Prophezeiungen für die Zukunft, soweit sie für uns bereits Vergangenheit ist, thun läßt:

Erhebt es euch denn nicht,
Im Geiste vorzuahnen, auszumalen?

Ein solcher „Ausmaler" seiner Verdienste war Gutenberg sicher nicht; sonst hätte er größern Beifall in seiner Zeit errungen und wäre nicht von Fust und andern sogar um den Namen der Erfindung betrogen worden. Und was jeder seiner Nachfolger begeistert zu seinem Lobe sagt, darf er allein im Drama nicht von sich sagen; die „ethische Aufgabe" geht sonst, ohne daß es der Autor will, unmerklich in Declamation über und entfernt sich unmerklich, aber desto weiter von der historischen Wahrheit.

Gewiß hat auch unser Autor darin recht, wenn er es für unwürdig eines Dramas erklärt, „rein äußerer Effecte wegen die historische Thatsache zu ignoriren oder zu fälschen"; ja, wenn es rein äußerer Effecte wegen geschieht, wie in dem Birch-Pfeiffer'schen Stück „Gutenberg". Trotzdem hat der Autor nicht das Recht, über Erfindungen so spöttisch hinwegzugehen; nicht die dramatische Verwerthung der Erfindungen an sich, sondern daß sie nach Birch-Pfeiffer'scher Weise nur als äußerer Effect verwendet, nicht ethisch vertieft werden, macht sie lächerlich; im übrigen können sie sehr charakteristisch verwendet werden. So läßt die Birch-Pfeiffer Gutenberg durch pfäffische Intriguen leiden, während nach Boerckel gerade die Geistlichkeit ihn und seine Erfindung begünstigt hat. Wohl mögen einzelne Geistliche, die mehr Gelehrte als Geistliche waren — und deren gab es damals sehr viel —, ihn gewürdigt und unterstützt haben, die Geistlichkeit in ihrer Gesammtheit aber hat sich gewiß dagegen mehr ablehnend verhalten. Doch das muß der Autor besser wissen, denn er ist ja selbst Secretär der Stadtbibliothek in Mainz, also in der Lage, an der ersten Quelle zu schöpfen. Trotzdem ändert das nichts daran, daß die Erfindung Gutenberg's im Laufe der Zeit mehr als irgendetwas sonst die Reformation ermöglicht und sich folglich in ihren Wirkungen energisch gegen die mittelalterliche Geistlichkeit gerichtet hat, daß er also nur von vorahnenden Freunden einer Reform in der gleichzeitigen Geistlichkeit oder von Leuten, welche die zukünftige Tragweite und Richtung der Erfindung verkannten, unterstützt werden konnte. Stellt nun jemand die Geistlichkeit als Feindin Gutenberg's hin, so ist er viel mehr historisch, als wenn er sie ihm freundlich darstellt. In letzterm Falle verschiebt er die charakteristische Gesichtslinie des Gesammtbildes und somit dessen Perspective zu Gunsten einer verschwindenden Einzelheit: also nicht diese Erfindung der Birch-Pfeiffer, sondern deren jämmerliche Ausführung wäre zu tadeln.

Ja hat denn nicht auf der andern Seite Gutenberg's Kunst schon bei seinen Lebzeiten auch dem schmählichsten Ablaßhandel dienen müssen? Und wer wollte ihn deshalb zum Förderer desselben machen? Das ist eine solche verschwindende Einzelheit!

Wie hat sich denn aber unser Autor an die Geschichte gehalten? Er erklärt, daß alle Personen historisch treu seien außer Marie Humenz und der Schiffer Klas, und daß namentlich bei Gutenberg nur seine Betheiligung an der Flucht Hans von Hohenstein's, des Geliebten Marie's, sowie seine Anwesenheit als Gefangener vor dem Rath die einzigen Hauptpunkte sind, bei denen er vorübergehend den Boden der Geschichte verlasse. Sie sind aber auch fast die einzigen, welche die dramatische Handlung tragen. Gutenberg nämlich, von Fust um das Seine betrogen und gepfändet, ja mit Schuldhaft bedroht (erster Act), wird von dem Stadtsyndikus Doctor Humenz, dem Feinde Adolf's von Nassau, des Kurfürsten von Mainz, aufgenommen, ist also ihm verpflichtet. So weit ist alles geschichtlich; nun übergibt dieser ihm auch im Stück den Schlüssel zu einem unmittelbar zum Rhein führenden Gange, um Marie bei einem etwaigen Ueberfall der Feinde zu retten; ihr Geliebter Hans von Hohenstein kommt zu ihr, soll von den Verfolgern ergriffen werden; Gutenberg weicht endlich ihren Bitten, entläßt ihn auf dem geheimen Wege, wird deshalb vor den Rath gestellt, und nur die Ankunft Adolf's von Nassau rettet ihn vor dem Tode. Wo aber, fragen wir, wenn dieses alles sich vom Boden der Geschichte entfernt, bleibt da dieser Boden selbst? Beweist nicht der Autor damit, daß nicht eine, sondern mehrfache dichterische Erfindungen nöthig sind? Und die Flucht Hans von Hohenstein's, ist sie nicht auch ein äußerer Effect? Aber auch die andere Ausstellung wird nicht ausbleiben, daß selbst der innere Gang der geschichtlichen Entwickelung nicht genau innegehalten worden sei; so erringt sich hier im ersten Act Schöffer die Hand der Tochter Fust's durch das, was der Erfindung bisher gemangelt: durch „festern Satz und größ're Schnelligkeit". Es wird dieser prosaische Punkt übrigens mehr als nöthig variirt; aber diese Vervollkommnung der Erfindung hat Gutenberg ja bereits im wesentlichen längst vor dem ersten Druck der Bibel gemacht und diesen erst dadurch ermöglicht. So liegt gerade der erste Bibeldruck bereits zu Anfang des Stücks in Christinens Hand, und sie knüpft daran ihre prophetischen Ahnungen:

> Mir ahnt, einst wird der spät'ste Enkel noch
> Bewundernd diesen Bibeldruck betrachten.

Ferner geräth Fust mit Gutenberg in Streit, weil letzterer in der Zuschrift zu dem „Catholikon", dem ersten lateinischen Wörterbuch, das Geheimniß verrathe, während doch dieses Werk vielmehr noch im Verein mit Fust 1460 mit dieser Nachschrift gedruckt ist. Ebenso wird man schwerlich seine Zustimmung zu der Erzählung Gutenberg's geben können, wie er die Buchdruckerkunst erfunden habe. Bekanntlich hat hier die Phantasie den weitesten Spielraum; doch kann die Nacheiferung localer Größen, wie des großen Gründers des Städtebundes, Arnold Walpot, ihn schwerlich dazu angetrieben haben, da sie vielmehr ihn zu einem Staatsmann gemacht hätte. Dann heißt es, ihm sei ein Missale im Kloster zu Straßburg aus der Hand gefallen, und als die Deckbuchstaben, in Holz geschnitten, von der Decke losgesprungen am Boden lagen, sei ihm das Geheimniß seiner Erfindung aufgegangen. Allein das ist wenig mehr als ein Kindermärchen; wie vielen mögen wol aus Unachtsamkeit solche geschnitzte Buchstaben zu Boden gefallen sein, ohne daß sie an etwas anderes dachten, als sie wieder anzuleimen! Bei dem Erfinder Gutenberg ist vielmehr gerade hier diejenige Seelenstimmung hervorzuheben, die nach vielen vergeblichen Versuchen ihm einen solchen Zufall als einen Wegweiser in der Wüste habe erscheinen lassen; es gilt, die künstlich verschlungenen Wege des Irrthums zu zeichnen, auf denen der noch mit sich uneinige, mit sich streitende, unfertige Gutenberg zum Anfang der Erfindung kam. Dichterisch würde dies weit eindrucksvoller sein als das Vorführen der Zeit, wo der Kunst noch „festrer Satz und größere Schnelligkeit" fehlte, und wo die Frage, ob Kurfürst Diether oder Kurfürst Adolf die Buchdrucker zerstreute und folglich die Kunst unwillkürlich verbreitete, noch nicht in Betracht kam. Hier im Stück wird aber vielmehr das Interesse vom Hauptpunkt abgelenkt. Auch der Umstand, daß Gutenberg selbst Fust, indem er ihm das Leben rettet, zwingt, die Drucker vom Eide der Verschwiegenheit zu entbinden, ist unhistorisch, da jene vielmehr ganz auf eigene Hand auf und davon gingen. Unserer Ansicht nach wäre es also weit passender, Gutenberg's Gestalt dichterisch zu fassen damals, wo er noch ein Suchender, Irrender war, und selbst auf die Gefahr hin, stellenweise auch irrezugehen, ihn zu zeichnen, wie er, ein anderer Faustus, nach Gold und alchemistischen Zielen strebt, bis ihn das auf diesem Wege gefundene Geheimniß der Buchdruckerkunst auf ein ganz anderes höheres Gebiet und ihn selbst somit auf eine sittlich höhere Stufe hebt. Will man aber Gutenberg in dem Stadium zeigen, wo ihn nur der Eid der Druckgehülfen gegen Fust an der Erfüllung seines letzten Wunsches hindert, daß sie nämlich hinaus in die Welt ziehen, die neue Erfindung allen zu verkünden — geschichtlich brauchte er sich nicht an diesen Eid zu binden, da er ja bereits mit Doctor Humenz die zweite Buchdruckerei angelegt —, so darf vor allem nicht die Gestalt des Fust allzu zart behandelt werden. Derselbe war im allergünstigsten Falle ein elender Egoist, der Gutenberg ausnutzte, solange er ihn brauchte, und als er sein Geheimniß erlernt hatte, ihn verstieß; er darf nicht wie hier nur als ein beschränkter, aber sonst biederer Mann dargestellt werden; denn einem Gutenberg gegenüber wäre schon Beschränktheit ein Verbrechen. Fust aber wußte sehr wohl, was er that, als er ihn ausnutzte, um ihn dann fast in den Schuldthurm zu bringen. Ja der Dichter könnte es wagen, den großen Mann im Schuldthurm zu zeigen, wenn auch die Geschichte sagt, es kam nicht so weit, da

eben diese grelle Consequenz uns die ganze Lage zeigt — sowie erst Columbus in Ketten der eigentliche historische Columbus ist —; und wenn Fust ihn in den Schuldthurm setzen will, dies aber anderweitig verhindert wird, so ist er darum um keinen Punkt besser gerechtfertigt: genug, daß sein Andenken mit unauslöschlichen Flecken behaftet ist und daß seine schroffe Parteistellung im Kurstreit ihn zwar als kräftigen und herrschsüchtigen, aber doch eigensinnigen Mann zeigt. Ob sein Schwiegersohn Schöffer so viel besser war, ist die Frage; der Autor nennt ihn einen wackern Mann; doch hat er geschichtlich die schwere Verantwortung auf sich geladen, daß er an dem Undank Fust's theilgenommen und dessen Früchte ruhig mit genossen hat. Im Stück läßt der Autor ihn heimlich Gutenberg das Geld zustellen, das diesen vom Schuldthurm frei macht; ob zu solcher Darlegung irgendein geschichtlicher Anhaltpunkt vorhanden ist, weiß ich nicht; ist er aber nicht vorhanden, wie ich glaube, so ist diese Erfindung als eine willkürliche Annahme, welche die undankbare Haltung Schöffer's beschönigen soll, ein geschichtliches Unrecht gegen Gutenberg und der schlimmste innerliche Fehler des Stücks.

Ein anderer, äußerlich weit sichtbarerer Fehler ist die Hineinziehung des Kurstreits zwischen Diether und Adolf und dessen wenig eindrucksvolle Behandlung; an und für sich interessiren uns die Parteien gar nicht. Nun aber war, soviel uns bekannt, Mainz bis zu dieser Zeit eine freie Reichsstadt und ward erst in diesem Bürgerkriege der Freiheit beraubt; davon ist aber hier nicht die Rede. Gerade dieser Untergang der Reichsfreiheit wäre der würdige düstere Hintergrund für die kühnste historische Malerei; Fust's schroffe gewissenlose Härte, die durch die Vertheidigung der Reichsfreiheit dennoch einen schärfern Zug und Schwung erhielte, und Gutenberg's höherer Standpunkt, der die Freiheit auf eine andere Stufe, die des Geistes, erhebt, sie würden auf diesem mächtigen dunkeln Hintergrunde erst zur vollen klaren Geltung kommen.

Alexander Petrick.

Aus Alter und Neuer Welt.

1. Auf griechischen Landstraßen. Von Adolf Bötticher. Berlin, Paetel. 1883. Gr. 8. 5 M.

Classisch weht es uns an aus diesen äußerlich schmucklosen Blättern! Nicht nur weil sie uns nach den geweihten Stätten des Peloponnes, nach Eleusis, Aegina und Attika führen, sondern vor allem deshalb, weil sie den classischen Geist plastischer Lebendigkeit, ebenso wahrheitstreuer wie poetischer Darstellung athmen. Markig deutsch ist die Sprache, mit freundlichem Humor gewürzt die Erzählung, die sich ungezwungen an den Faden der eigenen Streifzüge anreiht, wie sie der Verfasser jüngst als unserer Kunstverständigsten einer zu Roß im unwegsamen Innern, zu Schiff vor den felsigen Küsten von Hellas zurückgelegt.

Wir kennen kein Buch, das in einer so kurzen Bilderreihe wie dieses Landschaft und Cultur, Mensch und Natur des heutigen Griechenlandes gleich scharf umrissen und gleich frei von lehrhaftem Kathederton vorführte. Tiefe Kennerschaft des antiken Lebens vereint sich hier mit treuer Auffassung der Gegenwart, doch immer bleibt es bei einem unterhaltenden Geplauder.

An die Schilderung des herrlichen Ueberblicks über die Umgegend Athens vom dichtungsverklärten Oedipus-Hügel aus schließt der Verfasser einen sinnigen Vergleich zwischen italienischen und griechischen Landschaftseindrücken:

Italien und Griechenland gleichen ihren göttlichen Beschützerinnen, der Mutter des Aeneas und der helläugigen Tochter des Zeus. Bei jener überall Anmuth und Liebreiz, der Zauber bestrickendster, freudeathmender Schönheit, bei dieser die makellose Form der classischen Linie, beseelt und durchgeistigt von innerm Gehalt. Dort ein weitgebreitetes, üppiges, blüten- und weinlaubgeschmücktes Gelände, einladend zu mühelosem Genießen, hier ein begrenztes Gefilde, angethan, darin nach Lebensfreud' und großer That zu jagen. Wer, von Italien kommend, zum ersten male die baumarme Ebene Attikas und die fast vegetationslosen Höhenzüge erblickt, welche sie einschließen, der wird sich der unvergleichlichen Schönheit dieses Landstrichs nicht gleich bewußt werden. Mit jedem Tage, jeder Woche wächst die Wahrnehmung dieser Schönheit. Das ist bei Italien nicht in gleichem Maße der Fall, mit Ausnahme der Campagna, deren stille Größe uns auch mit jedem Tage mehr und mehr gefangen nimmt. Und wie diese einzig ist in ihrer Art, so ist es die attische Landschaft, für welche sich ein Gegenstück, wenigstens in der Alten Welt, schlechterdings nicht findet. Die attische Landschaft bleibt in ihrer Eigenart so unerreicht, wie ihr Volk und seine Cultur einzig dasteht in der Geschichte; Ernst, Hoheit und Schönheit verbinden sich hier zu einem Charakter eigenster Individualität, der nirgend anderswo wieder anzutreffen ist.

Da der Raum uns verbietet, Einzelschilderungen hier auszuheben, obwol gerade in ihnen der Hauptreiz dieses genußreichen Buchs besteht, so spreche auch für die Charakteristik der Bewohner nur eine Stelle allgemeinerer Reflexion:

Der Anblick einer schönen Frau ist im Innern Griechenlands etwas so außerordentlich Seltenes, daß er jedesmal überraschend wirkt. Die Frau wird sehr früh reif und ist oft von dreizehn bis vierzehn Jahren bereits Mutter. Die Aeußerungen mütterlicher Liebe sind wol bei allen Völkern und unter allen Zonen gleich schön und liebenswürdig, zärtlicher aber und naiv rührender als bei diesem halben Naturvolke kann man sie nicht wohl denken. Die Mutter nährt ihr Kind oft bis in das fünfte und sechste Jahr und daher oft mehrere gleichzeitig. Da die naive Anschauung hierin nur eine natürliche süße Pflicht sieht, deren Erfüllung dem Auge des Fremden keineswegs zu verbergen ist, so genießt man hier mehr als irgendwo des lieblichen Bildes intimsten Familienglücks. Aber die Frau altert dabei schnell, und die harte Arbeit auf dem Felde und am Webstuhle gibt ihren Zügen bald etwas Herbes, ihre Formen werden grob und

eckig, der Gang schleppend, was gegen die elastische, königliche Haltung der Männer auch der niedrigsten Klasse auffallend absticht. Wer die Frauen Griechenlands nur nach einem Aufenthalte in Athen beurtheilen wollte, würde sehr fehlgehen. Dort freilich, am Strande des Phaleron, lustwandelt um die kühlere Abendzeit nach dem erfrischenden Wellenbad eine reiche Schar schöner Frauengestalten. Hört man hier die Namen Penelope, Helena, Aspasia rufen, so wird man nicht enttäuscht, wenn man nach dem Antlitz der Trägerinnen solcher Namen forscht. Gleichen sie mit dem dunkel umrahmten, feinen Oval des Gesichts, der leicht gebogenen Nase, den vollen Lippen und großen glänzenden Augen auch nicht dem attischen Bildhauerideale der classischen Zeit, so dürfen sie sich doch italienischen Schönheiten getrost an die Seite stellen und haben vor diesen den Vorzug der Haltung und die Wohlgeformtheit des Fußes voraus. Aber diese Damen gehören der einem behaglichen Nichtsthun lebenden Geld- und Geburtsaristokratie an oder der hier nur spärlich vertretenen Klasse der Lilien auf dem Felde, die nicht säen noch ernten, und die der Vater im Himmel doch kleidet und nährt, meist von den Inseln oder aus Kleinasien eingewanderte Schönheiten, die in der Hauptstadt ihr Glück zu machen gedachten und ein klägliches Ende in den Matrosenkneipen am Peiraieus nehmen, auf denen in weithin sichtbaren Lettern die Inschrift „Synoikia Aphrodites“ prangt.

2. Nordlandfahrten. Malerische Wanderungen durch Norwegen und Schweden, Irland, Schottland, England und Wales. Mit besonderer Berücksichtigung von Sage und Geschichte, Literatur und Kunst. Herausgegeben von A. Brennecke, F. Broemel, H. Hoffmann u. a. Illustrirt von den bewährtesten Künstlern. Vierter Band: Holland und Dänemark. Leipzig, Hirt u. Sohn. 1883. Gr. 4. 12 M.

Den drei stattlichen Quartbänden der reich mit gutem Bildwerk geschmückten „Nordlandfahrten“ ist noch ein Schlußband zur Ergänzung nachgesandt worden. In Bilderreichthum wie in lebendiger Schilderung von Land und Leuten den Vorgängern ebenbürtig, geleitet er den Leser aus dem skandinavischen Norden, aus dem britischen Westen in zwei unserm Reich angrenzende germanische Nachbarlande. Wir verweilen mit touristischer Muße im reizenden Kopenhagen, durchmustern seine stolzen Bauten, sein einzig dastehendes Thorwaldsen-Museum, erlaben dann das Auge an der frischen Natur der dänischen Inselwelt, wo man durch herrliches Buchengrün die Segel über blaue Meeresfläche gleichwie durch das Grün des Waldes selbst fahren sieht, und lassen flüchtigere Blicke schweifen über das ärmer von der Natur ausgestattete Jütland mit seiner tüchtigen Bauernschaft im selbstgewebten Wollgewand und den klobigen Holzschuhen. Vorher aber sind wir gemächlich durch die Wiesen und Felder, die Städte und Dörfer Niederlands gezogen, wo ein nach Abkunft und Sprache so ganz zu uns gehöriger Volksstamm durch die Thorheit unserer Vorfahren, die ihm im Kampf gegen Spanien Bruderhülfe versagten, und noch mehr infolge seiner überwiegenden Richtung auf überseeischen Handel, überseeischen Besitz uns national entfremdet wurde. Was wäre doch der fast Europa an Ausdehnung gleichkommende Archipel der Malaiensee, wenn die deutsche Nation und nicht diese von uns losgelöste kleine Küstenlandschaft mit einer Volkszahl gleich der einer preußischen Provinz ihn beherrschte! Was wäre dann dieses Rotterdam an der Mündung des deutschen Rheins! Doch ein Welthandelsplatz ist es auch jetzt, neben Amsterdam die Haupthandelspforte der Niederlande.

Einen imponirenden Eindruck macht die große Handelsstadt blos, wenn man zu Wasser, sei es vom Meere, sei es von Dordrecht kommend, sich ihr nähert. Dann bietet sie einen wahrhaft überraschenden Anblick. Und in der That, gibt es irgendeine andere germanische Seestadt, die so seefrisch, so lebenerfüllt den Ankömmling anblickt wie Rotterdam? Bremen und Hamburg haben einen Theil ihrer Rhederei draußen an den Mündungen ihrer Flüsse, Liverpool und Neuyork sind von langen Schiffsreihen einförmig umzogen, in London überwiegt der Charakter einer Weltstadt, Antwerpen und Amsterdam vermögen trotz aller Anstrengung die dunkeln Linien und Furchen des Alters nicht zu verbergen. In Rotterdam aber ist alles frisch und lebendig, ähnlich wie in Kopenhagen und Stockholm. Im Vordergrunde das rauschende, rasch strömende, schmuzig aussehende Wasser „der Maas“ (des Rheins), Schiff an Schiff aus allen Gegenden der Welt, kommend und gehend, die einen beladen mit den Producten der Molukken, Borneos und Javas, die andern kleinern mit flatternden Flaggen, vergoldeten Masten, zu Spazierfahrten auf der Maas einladend. Dahinter das Ufer und die volle Lebendigkeit eines großen Seehafens. Die Lastträger beladen mit Ballen, Säcken und Kisten, die Matrosen Stricke auf- und entrollend; die Frauen mit ihren weißen Hauben und den goldenen Buckeln, die in der Sonne glänzen, ihren Männern helfend; Waffelbäckerinnen am dampfenden Ofen mit munterm Geplauder ihren bittern Genever ausschenkend — kurz: eine lebendige Bevölkerung, die nichts zur Schau trägt von der verschrieenen holländischen Bequemlichkeit, während aus allem der Reichthum und die Thätigkeit einer Stadt spricht, welche Contore auf allen Inseln Oceaniens besitzt.

3. Reisen und Jagden in Nordamerika. Von L. und G. Verbrugghe. Autorisirte Uebersetzung von H. Schubert. Zweite Auflage. Bremen, Fischer. 1883. 8. 5 M.

Dieses flott geschriebene kleine Buch führt uns hinüber in die Neue Welt. Die Leser d. Bl. kennen dasselbe schon aus unserer frühern Anzeige. Daß eine Neuauflage in der kurzen Zeit von kaum zwei Jahren nöthig wurde, ist ein neuer Beweis, daß das deutsche Publikum recht gut die Spreu von dem Weizen auch im Massenangebot der Reiseliteratur zu unterscheiden weiß, nebenbei ganz verständig billige Bücher, wenn sie eben nur nicht zur Spreu zählen, vor den oft so sinnlos vertheuerten bevorzugt. Wir können nur wiederholen, daß man aus dem vorliegenden Büchlein mit mehr Unterhaltung das heutige Leben in den verschiedensten Theilen der Vereinigten Staaten, in Mexico und Haïti kennen lernen kann als aus so manchem dickleibigen Werk von viel gelehrtern Ansprüchen und viel theurerm Preise.

4. Reisebriefe aus Paraguay. Erster Theil: Ein Jahr zu Pferde. Von E. Mevert. Wandsbeck, Mencke u. Comp. 1883. Gr. 8. 75 Pf.

Paraguay, die einzige tief im Binnenland gelegene unter den südamerikanischen Republiken, ist neuerdings auch bei uns in Deutschland als etwaiges Auswanderungsziel mehrfach besprochen worden. Ihr Boden ist fruchtbar, stellenweise sogar überschwenglich fruchtbar, doch an arbeitenden Händen großer Mangel, sodaß jeder, der die Arbeit nicht

scheut, zweifellos dort gut unterkommt; denn die erwähnte Geringfügigkeit der Einwohnerzahl (auf einem fast Italien an Größe gleichenden Raum wohnen noch nicht ganz 300000 Menschen, also nicht ganz Dreiviertel der Einwohnerzahl Hamburgs) fällt namentlich deshalb schwer ins Gewicht, weil die Zahl der Männer gegenüber der der Frauen eine äußerst geringe ist. Infolge des wahnwitzigen fünfjährigen Kriegs gegen die sogenannte Triplealliance, in den der dictatorische Präsident Lopez den Freistaat hineinriß, stellte sich dieses Misverhältniß heraus; beim endlichen Friedensschluß (1870) soll es in Paraguay sechsmal mehr Frauen als Männer gegeben haben.

Insofern wäre dieses Land also wirklich ein Eldorado für jeden zu materieller Arbeit geeigneten und geneigten Deutschen. Leider ist dies oceanferne Mesopotamien Südamerikas in der Flußgabel von Parana und Paraguay nur durch schläfrige Flußschiffahrt mit der Außenwelt verbunden; keine Eisenbahn erreicht es noch zur Zeit; die Waarenausfuhr also ist mislich, das Waarenangebot im Lande selbst stößt naturgemäß auf mangelhafte Nachfrage; vollends aber das Klima ist in einigen Sumpfstrichen durch ewiges Miasmafieber höchst gefährlich, in andern mindestens noch nicht ganz frei von dem Bedenken, ob es der deutschen Constitution zusage.

Um so erwünschter kommt uns bei dieser noch unentschiedenen Paraguay-Frage ein so frisch aus der Situation heraus geschriebener Bericht wie der vorliegende. Sein Schwergewicht wird zwar erst in dem noch zu erwartenden zweiten Theil liegen — der erste bricht mitten in den praktischen Rathschlägen für Auswanderer ab —, jedoch manch fesselndes Bild begegnet uns schon auf diesen ersten 144 Seiten der feuilletonistisch, mitunter mehr als wünschenswerth in dramatischen Dialogen gehaltenen Schrift.

Wir sind mit dem Verfasser in Buenos-Ayres ans Land gestiegen, haben die Pampas auf einigen abenteuerlichen Kreuz- und Querritten kennen gelernt, den Parana und Paraguay mit dem Dampfer befahren und beschauen uns nun an letzterm Strom Asuncion, die Hauptstadt dieses merkwürdigen Staats der vielen Frauen und der wenigen Männer:

Die Häusermasse, von palastartigen Gebäuden vielfach überragt, zieht sich amphitheatralisch an einem ziemlich steilen Hügel hinauf, der sich in sanften Linien nach Norden zieht, begleitet von einer langgestreckten, mit Schiffen jeder Art bedeckten Bai, dem Hafen von Asuncion. Weniger schön ist das Innere der Stadt. Von den Straßen, die sich, wie in allen spanisch-amerikanischen Städten, rechtwinkelig durchschneiden, sind nur sehr wenige gepflastert. Die meisten sind tief ausgefahren oder vom Bergwasser ausgespülte, oft durch gepflasterte Querdämme, die das Fortschwemmen des Erdreichs bei starken, die steilen Straßen in Wildbäche verwandelnden Regengüssen verhindern sollen, fahrbar gemachte Sandwege, an beiden Seiten mit hohen, aber sehr unregelmäßigen Bankwegen versehen. Diese Steinwege für die Fußgänger haben eine häufig wechselnde Höhe, sodaß die Passanten immer auf- und absteigen müssen. Ebenso verschieden sind die nebeneinanderstehenden Häuser. Palastähnliche Gebäude mit schönen andalusischen Höfen, in die von der Straße säulengetragene Hallen führen, wechseln mit armseligen Hütten, üppige Gärten voll blühender Bäume und Sträucher mit wüsten Plätzen. Das Schönste an Asuncion sind unstreitig seine Umgebungen. Wären die Palmen und die mit goldenen Früchten beladenen Orangenhaine nicht, so sollte man glauben, einen verwilderten englischen Park vor sich zu haben. Besonders schön sind die Höhen hinter der Stadt, wo man die herrlichste Aussicht genießt über Asuncion, den Hafen, den Fluß meilenweit auf- und abwärts bis in die endlosen Fernen des Gran Chaco hinein. Nie habe ich angenehmere Reitwege gesehen als in der Umgebung von Asuncion. Meistens mit kurzem Rasen und, wenn stark befahren, mit Sand bedeckt, sind sie an beiden Seiten mit verwilderten Orangen- und Citronenbäumen und blühendem Gesträuch eingefaßt. Dahinter liegen die Landhäuser der Reichen und die Hütten der Armen, meistens in einem Orangenhain vergraben oder hinter Bananenpflanzungen versteckt. Wird man auf einem Ritte durch diese Lustgehäge durstig, so reitet man an einen der zu Hunderten an jedem Wege stehenden Orangenbäume und pflückt sich Früchte nach Herzenslust, wobei einem die Eigenthümer mit der größten Liebenswürdigkeit behülflich sind, wenn sie sich gerade in der Nähe befinden. Und was für Orangen sind das!

Vorläufig ist der Verfasser der Ansicht, daß auch das Klima von Paraguay besser sei als sein Ruf. Doch warten wir erst sein Urtheil über den Norden des Landes, den eigentlich tropischen Theil desselben, ab, zu dessen Bereisung er ein „zweites Jahr zu Pferde" bestimmt hat.

Alfred Kirchhoff.

Botanische Literatur.

Die Pflanzenwelt vor dem Erscheinen des Menschen. Vom Grafen G. von Saporta. Uebersetzt von Karl Vogt. Mit 118 in den Text eingedruckten Holzstichen, 13 Tafeln, wovon 5 in Farbendruck. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. 1881. Gr. 8. 13 M.

Wir haben schon einmal in d. Bl. ein Buch des Grafen Saporta besprochen, nämlich die von ihm im Verein mit Professor Marion herausgegebene „Paläontologische Entwickelung des Pflanzenreichs", und kommen heute auf ein älteres Werk desselben Autors zurück, welches dem gebildeten Publikum nicht minder zur Lektüre empfohlen zu werden verdient als das eben genannte. Dieses Buch: „Die Pflanzenwelt vor dem Erscheinen des Menschen", enthält gleichzeitig mehr und weniger als sein Titel besagt; mehr, insofern beinahe ein Drittheil des Inhalts nicht dem eigentlichen Thema, sondern der Erörterung des Ursprungs des Lebens überhaupt, der Evolutionstheorie (Darwin's Descendenzlehre) und der alten Klimate gewidmet ist; weniger, weil sein Verfasser keineswegs die Pflanzenwelt der ganzen Erde, sondern nur diejenige

Europas auf Grund der paläontologischen Funde schildert und sich dabei vorzugsweise auf die Fundstätten Frankreichs und der Schweiz beschränkt. Durch beides wird aber der Werth des Buchs keineswegs beeinträchtigt; im Gegentheil, ohne die der eigentlichen Schilderung der ehemaligen Pflanzenwelt vorausgeschickten Erörterungen würde der Leser die zum Verständniß jener Schilderungen erforderlichen Kenntnisse und Vorstellungen nicht mitbringen; auch müßte die Berücksichtigung der ehemaligen Vegetation der ganzen Erde die Züge der Bilder, welche der Verfasser zu entrollen versucht, nur verwirren, und zwar um so mehr, als die paläontologische Erforschung der übrigen Erdtheile bisjetzt noch eine höchst ungenügende ist. In der That gestattet der jetzige Stand der Ergebnisse der paläontologischen Forschung, nur erst für Europa die Pflanzenwelt der aufeinander gefolgten Vegetationsperioden in so befriedigender Weise zu reconstruiren, wie dies Graf Saporta in seinem Buche gethan hat.

Im ersten „Die Erscheinungen und Theorien" betitelten Theile bespricht der geistvolle Verfasser in drei Kapiteln den Ursprung des Lebens und die ersten Landorganismen, die Evolutionstheorie und den Transformismus sowie die alten Klimate. Gestützt auf das Vorkommen und die Organisation der niedrigsten Thier- und Pflanzenformen der Gegenwart, sucht er im ersten Kapitel nachzuweisen, daß im Wasser, also im Urmeer, welches anfangs die ganze Erde umhüllte, das Leben entstand, daß dort die ersten Lebensformen sich bildeten, von denen die Urpflanzen und Urthiere abstammten. Von diesen Urformen des Lebens sind keine Reste übrig geblieben, und verzichtet der Verfasser von vornherein darauf, Phantasiegebilde construiren zu wollen, wie er auch bezüglich der weitern Entwickelung des Thier- und Pflanzenreichs seine Unwissenheit offen und ehrlich eingesteht. Er sagt im zweiten Kapitel:

> Die Spur der Evolution wird um so dunkler, je weiter man sich vom Ausgangspunkte entfernt. Sie verschwindet zuletzt; aber da, wo der leitende Faden aufhört, soll der Forscher auch still stehen und freimüthig seine Unwissenheit bekennen. Die transformistische Lehre ist übrigens weit davon entfernt, die absolute Allmacht der physischen Agenzien zu behaupten. Kraft und Stoff zusammen erklären nicht allein den letzten Grund der Organisation und die fortschreitende Entwickelung des denkenden Ich und der Intelligenz. Das Räthsel bleibt dasselbe, wenn auch seine einzelnen Glieder anders gestellt sind. Die Idee der Causalität schwindet nicht aus der Welt, sie wird nur auf einem andern Wege eingeführt und anders aufgefaßt als früher. Der Forscher gibt einer Hypothese den Vorzug, die sich besser als die frühere den paläontologischen Thatsachen anpaßt und durch eine Menge von Beobachtungen unterstützt wird. Er hütet sich wohl, alles erklären zu wollen, und wird nicht glauben, daß der Schleier, der die Vergangenheit unsers Planeten deckt, sich in einem Tage lüften läßt. Die Dunkelheit ist nur um ein Weniges gemindert. Bei der Abwesenheit genügender paläontologischer Thatsachen darf man den Glauben an einen oder mehrere Urtypen, von dem alle Wesen entstammt wären, nur als eine reine Hypothese ansehen. Alles, was die Wissenschaft thun kann, beschränkt sich auf das Aufsuchen der ältesten biologischen Periode. Hinter dieser findet unser Geist eine vor der Hand noch geschlossene Schranke, die eines Tags zu umgehen oder selbst zu überschreiten er vielleicht die Hoffnung hegen darf (?).

Höchst interessant ist die Schilderung der Klimate der verschiedenen geologischen Perioden, deren Charakter der Verfasser aus der Natur der Pflanzen jener Perioden folgert. Bezüglich der Ursachen der continuirlichen Wärmeabnahme auf der Oberfläche der Erde seit dem Erwachen des Lebens bis auf die gegenwärtige Periode neigt sich der Verfasser der Ansicht Blanchet's zu, welcher annimmt, daß nicht nur die Atmosphäre der Erde in deren Urzeit viel dichter, sondern auch die Sonne damals viel größer gewesen sei als jetzt. Wenn aber auch diese Hypothese, wenn die allmähliche Verringerung der Sonnengröße und der Dichtigkeit der Atmosphäre die successive Abnahme der Temperatur auf der Erde in befriedigender Weise erklärt, so bleibt doch immer noch die am Schlusse der Tertiärzeit eingetretene Unterbrechung des regelmäßigen Ganges der Temperaturabnahme durch die sogenannte Eiszeit unerklärlich.

In dem zweiten, die „Vegetationsperioden" behandelnden Theile werden nach einer vorausgeschickten vergleichenden Uebersicht der großen geologischen Formationen und phytologischen Epochen im ersten Kapitel die erhalten gebliebenen Pflanzen der primordialen, Steinkohlen-, mesophytischen und Kreideepoche, im zweiten diejenigen der Tertiärzeit, beziehentlich der paläocenen, eocenen, oligocenen, miocenen und pliocenen Periode eingehend geschildert. Hier versucht der Verfasser, auf Grund der geologischen und paläontologischen Forschungsergebnisse die Bodengestaltung und Vegetation Europas in den einzelnen verschiedenen Epochen und Perioden zu reconstruiren, ja sogar Landschafts- und Vegetationsbilder bestimmter Localitäten zu geben. Und nicht nur durch Schilderung, sondern auch durch bildliche Darstellungen (ideale Ansichten der Vegetation und Landschaft bestimmter Gegenden) wird dem Leser der Charakter der untergegangenen Vegetation anschaulich gemacht, wie andererseits die Gestaltung des ehemaligen Europa und der ehemaligen Meere durch eine Anzahl von Uebersichtskärtchen. Bei der Lebendigkeit der Schilderung, deren Verständniß zahlreiche Illustrationen, naturgetreue Abbildungen der wichtigsten vorweltlichen Pflanzenformen, wesentlich fördern, glaubt sich der Leser unwillkürlich in die Wälder und an die Ufer der Seen und Meere jener uns so fern liegenden Perioden versetzt. Trotzdem läßt der Verfasser seiner Phantasie keineswegs die Zügel schießen. Er construirt weder Urpflanzen noch Urthiere, sondern hält sich streng an die beobachteten Gegenstände und Thatsachen. Wir können uns nicht versagen, hier eine Probe seiner anziehenden Schilderungsweise zu geben, indem wir die Schilderung der Vegetation in der Nähe des Genfersees zur Miocenzeit reproduciren:

> Ein See erstreckte sich damals von Vevey bis Lausanne. An seinem Ufer erhoben sich in die Lüfte die prächtigen Fächer der Sabel- und Flabellariapalmen und die langen Fiedern von

Phönicites. Weiterhin mischen Lorber- und Feigenbäume, Stechpalmen und immergrüne Eichen ihr festes dunkelgrünes glänzendes Laub mit den tiefen Massen der üppigen Aeste von Kampher- und Zimmtbäumen. Die Akazien mit ihren gewundenen Aesten und feinen Fiederblättchen spiegeln sich im glatten See; kletternde Farrn mit biegsamen-dünnen Stämmen und mit den Aesten der Bäume, deren Stämme sie erdrücken, verschlungene Sassaparillen vervollständigen mit üppigen Ahornen den dichten Schleier, der den See mit einer zusammenhängenden Mauer von Gewächsen umgibt. Auf der Wasserfläche schwimmen die Blätter von Wasserlilien: Nymphaea Charpentieri und Nelumbium Buchii. Großblättrige Seggen und mit langen Blattbüscheln gekrönte Cyperngräser erheben sich aus dem Boden der seichten Strecken, und im Hintergrunde zeigen sich hohe Palmen verschiedener Art, und sogar eine schmarotzende Bromeliacee von ganz exotischem Aussehen, deren Gegenwart nicht die Existenz einer großen Nußbaumart, einer Erle und einer Mispel ausschließt, die wenig von den unserigen verschieden sind.

Als wichtigstes Ergebniß der bisherigen, vom Grafen Saporta in so lichtvoller Weise dargestellten geologischen und paläontologischen Forschungen muß die kaum mehr bestreitbare Thatsache bezeichnet werden, daß seit dem Erwachen des Lebens auf der Erde bis zur Gegenwart die Pflanzen- und Thierwelt niemals eine völlige Unterbrechung oder Vernichtung erlitten, sondern sich continuirlich fortentwickelt hat. Trotz der vielen Ueberflutungen und Erdrevolutionen hat sich, da jene sich niemals über die ganze Erdoberfläche, ja nicht einmal über einen verhältnißmäßig so kleinen Theil derselben, wie das gegenwärtige Europa, ganz erstreckten, die Flora und Fauna einer jeden Epoche an zahlreichen Localitäten erhalten, und so wird die Flora und Fauna der einen Periode diejenige der nächstfolgenden allmählich herausbilden können. Daher kommt es, daß z. B. von den Pflanzen der Tertiärzeit sich viele bis in die gegenwärtige Periode erhalten konnten, daß also die Pflanzendecke der Jetztwelt noch einzelne, ja sogar zahlreiche Bürger der tertiären Vegetation enthält. Auch haben sich die wiederholten Ueberflutungen u. a. m. nicht plötzlich vollzogen, sondern ganz allmählich innerhalb unmeßbarer Zeiträume, wie die Art und Weise der Aufbewahrung und der Conservirung der fossilen Pflanzen beweist.

In dem den Schluß des ganzen Werks bildenden „Allgemeinen Ueberblick über die Gesammtheit der Perioden", worin neben andern interessanten Dingen auch die Entwickelung gewisser noch jetzt lebender Pflanzenformen (z. B. des Lorber, Epheu und Oleander) aus vorweltlichen Arten durch deren successive Umänderung erörtert und durch Abbildungen anschaulich gemacht wird, führt der Verfasser dieses wichtige Forschungsergebniß, welches die frühere Annahme einer durch Intervalle getrennten periodischen Entwickelung der Pflanzen- und Thierwelt als völlig unhaltbar und widersinnig erscheinen läßt, dem Leser noch einmal klar vor die Augen und schließt dann sein hochinteressantes Buch mit folgenden beachtenswerthen Worten:

Statt periodischer Unterbrechungen in den Aeußerungen des Lebens, statt radicaler Zerstörungen und Intervalle, welche Perioden entsprechen, die aller organischen Geschöpfe bar waren, haben wir im Gegentheile überall die Spuren von Verbindungen gesehen, welche das Vorhergehende mit dem Nachfolgenden verketten; ihre Menge schien uns so groß, ihre Verwickelung so bedeutend, daß unser Geist bei dem Versuche, ihre Kreuzungen zu entwirren, erlahmen würde. Wenn man aber von Erscheinung zu Erscheinung sich über die veränderlichen und zunächst liegenden Dinge der Außenwelt erhebt, so scheint es, als müsse man nothwendig zu einer unveränderlichen höhern Einheit gelangen, welche der höchste Ausdruck und der letzte absolute Grund alles Lebens wäre und wo die Verschiedenheit sich in der Einheit auflöste. Ein ewiges Problem, das die Wissenschaft nicht lösen kann, das sich aber von selbst dem menschlichen Bewußtsein gegenüberstellt. Hier fände sich die wahre Quelle des religiösen Ideals; aus diesem Gedanken entspränge in lichtvoller Weise jene Vorstellung unserer Seele, der wir instinctmäßig den Namen „Gott" geben.

Mit einer solchen Auffassung der Naturforschung kann sich wohl jeder Leser, möge er was immer für eine religiöse Anschauung haben, einverstanden erklären.

Moritz Willkomm.

Feuilleton.

Ausländische Literatur.

Die Serie „English Men of Letters" ist wiederum um einen Band vermehrt worden, der „Sheridan" gewidmet ist und aus der Feder der bekannten Schriftstellerin und Romandichterin Mrs. Oliphant geflossen ist. Man kann jedoch nicht sagen, daß sie dem Manne, sei es als Parlamentsredner oder als Lustspieldichter, gerecht worden sei. Sie hat ihn von einem zu einseitigen und engherzigen Gesichtspunkte aus beurtheilt und seinen wohlverdienten Ruhm in beiden Eigenschaften verdunkelt.

— Der für die englische Literatur zu früh verstorbene Oliver Madox Brown (1855—74) hat in John H. Ingram seinen Biographen gefunden. Wie Rossetti war der so viel verheißende junge Dichter, gleich seinem Vater, auch Maler.

— Zu der jüngst ins Leben gerufenen Serie „Eminent Women" hat Bertha Thomas eine recht gute Biographie der „George Sand" geliefert, obschon sie vielleicht mehr Schutzschrift als ganz unparteiische Leistung ist, namentlich mit Hinsicht auf Madame Dudevant's Verhältniß zu Musset und Chopin.

— Unsern Händel, den die Engländer sich unter dem veränderten Namen „Handel" fast ebenso zu eigen gemacht haben, wie wir uns ihren Shakspeare, haben neuerdings drüben zwei Werke zugleich behandelt und zwar „The Life of George Frederick Handel" von W. S. Rockstro, mit Einleitung von George Grove, und das in der „The Great Musician Series" erschienene „Handel" von Mrs. Julian Marshall. Von beiden soll die letztere und kleinere Schrift vom musikalisch-kritischen Gesichtspunkte aus mehr Werth besitzen als die größere, beide aber, namentlich die erstere, als die ausführlichere, in biographischer Hinsicht sehr empfehlenswerth sein.

— Sir Walter Scott's Ausgabe von „The Works of John Dryden" ist kürzlich durchgesehen und berichtigt von George Saintsbury in neuer Auflage erschienen. Natürlich hat nicht

nur der Text Revision erfahren, sondern auch die von W. Scott verfaßte, den Werken vorangeschickte Biographie ist vielfach berichtigt worden. Bei der bekannten Genauigkeit und Zuverlässigkeit des neuen Herausgebers ist diese neue Auflage als eine höchst schätzenswerthe Bereicherung der englischen Literatur anzusehen.

Ein nicht minder schätzenswerther Beitrag zu derselben ist die soeben erschienene Ausgabe von „The Sonnets of John Milton“ von Mark Pattison. Hier sind es namentlich die Erläuterungen, welche der Ausgabe der sonst wol genug bekannten und allgemein zugänglichen Sonette einen hohen Werth verleihen.

— Von neuen englischen Dichtungen haben wir zu verzeichnen: „Poems and Lyrics of the Joy of Earth“ von George Meredith, der also, wie aus dem Titel ersichtlich, ein heutzutage auch in England ziemlich ungewöhnliches Thema anstimmt, freilich aber kein Dichter für die Menge ist. Wie für seine Romane, muß man auch für seine Gedichte den Geschmack erst erlangen. Unstreitig aber zählt er zu den originellsten und genialsten neuern englischen Dichtern. Nachdem man auch drüben schon ein Werk geschrieben, dessen Titel die Frage anfwirft: „Is life worth living?“ und Schopenhauer nächstens in Uebersetzung dem englischen Publikum vermittelt werden wird, dürfte Meredith's optimistische Richtung nur um so wohlthuender sein und um so mehr Anklang finden, denn mit dem Pessimismus ist es den meisten doch zu schwer, einen modus vivendi zu finden.

Das zweite neueste dichterische Werk ist ein Curiosum unter dem Titel „Mano: a Poetical History“ von R. W. Dixon. Der Titelheld ist ein normännischer Ritter, der am Ende des 10. Jahrhunderts vom Grafen Thurold von Italien nach der Normandie geschickt wird, um beim Herzog Richard um Entsatz nachzusuchen. Am Hofe verliebt er sich in das schönste Fräulein, die Braut des Grafen von Montreuil, während ihre Schwester Joanna sich in ihn verliebt. Letztere und er selbst kommen schließlich anf dem Scheiterhaufen ums Leben. Die Dichtung ist in terza rima abgefaßt, ein in England seltenes Experiment, welches hier im ganzen nicht mislungen ist.

— Von englischen Uebersetzungen aus dem Deutschen sind zu erwähnen: H. Oldenberg's „Buddha: his Life, his Doctrine, his Order“ von William Hoey, und Franz von Reber's „History of Ancient Art“ übersetzt und vermehrt von John Thacker Clarke.

— Als größeres historisches Werk von allgemeinem Interesse verzeichnen wir: „A History of the People of the United States from the Revolution to the Civil War“, von John Bach McMaster (erster Band). Das Werk soll für das Volk den Vereinigten Staaten das werden, was Green's Werk für das englische ist; im Stil sucht der Verfasser Macaulay nachzustreben.

— Aus den neuesten Bänden der Tauchnitz'schen Sammlung heben wir hervor: „French Poets and Novelists“ von Henry James, und „Through One Administration“ von Franceß Hodgson Burnett. Der Verfasser des erstern für die „Collection“ besonders revidirten Werks, der nun seit dem Ableben seines Vaters das früher seinem Namen angehängte jun. hat fallen lassen, ist der bekannte amerikanische Schriftsteller, der sich hier auch als Kritiker in ausgezeichneter Weise bewährt hat. Der Band besteht aus sieben zuerst in verschiedenen amerikanischen Zeitschriften veröffentlichten Essays über Alfred de Musset, Theophile Gautier, Charles Beaudelaire, Honoré de Balzac, dessen Briefe, Charles de Bernard und Gustav Flaubert, zu denen er fünf neue und zwar über Iwan Turgenjew, die beiden Ampère, Madame de Sabran, Mérimée's Briefe und das Théâtre Français hinzugefügt hat. Die elegant und fließend geschriebenen Essays zeugen von ästhetischer Einsicht, kritischem Scharfblick und voller Objectivität der Behandlung, wie man sie von einem feingebildeten und von allen Vorurtheilen freien Amerikaner nur erwarten kann. Besonderes Interesse für deutsche Leser gewährt der erste Essay über Alfred de Musset außer andern Vorzügen noch durch die fortwährende Bezugnahme auf Paul Lindau's Buch über diesen Dichter, meistens mit Abweichung von dessen Ansichten. Auch wird man den über Turgenjew, jetzt nach seinem Hinscheiden, mit um so vermehrtem Interesse lesen.

Das zweitgenannte Werk ist ein Roman, ebenfalls von jenseit des Oceans und im Stile des ebengenannten Schriftstellers, sowie in der Art des vielbesprochenen anonymen amerikanischen Buchs „Democracy“. Die Verfasserin schildert nämlich auch das politische Leben in den Vereinigten Staaten, doch in nicht so ungünstiger Weise wie jener Roman. Indessen bildet diese Schilderung nur den Hintergrund zu einem echten und vorzüglichen Charaktergemälde, mit spannender Handlung und höchst geistreichem Dialog. Bei solchen Leistungen wird die amerikanische Literatur sicherlich die Aufmerksamkeit europäischer Leser in stets erhöhtem Grade auf sich ziehen.

Bibliographie.

Bauernfeind, C. M. v., Georg von Reichenbach und seine Leistungen auf den Gebieten der Mechanik und des Ingenieurwesens. Vortrag. München, Franz. Gr. 4. 1 M. 50 Pf.

Biesendahl, C., Peszennia. Novelle aus altchristlicher Zeit. (Historische Novellen: 1ster Bd.) Anklam, Krüger. 8. 1 M. 60 Pf.

Briefwechsel einer englischen Dame über Judenthum und Semitismus. Stuttgart, Levy u. Müller. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Bömers, C., Fahrtgeschichten. Ein Itinerarium. Stuttgart, Metzler. 12. 3 M.

Brodziński, K., Wieslaw. Krakauer Idylle, übersetzt von J. Kornicki. Tarnow, Delong. Gr. 8. 80 Pf.

Cauer, E., Zur Geschichte und Charakteristik Friedrichs des Großen. Vermischte Aufsätze. Mit einer Lebensbeschreibung des Verfassers von E. Hermann. Breslau, Trewendt. Gr. 8. 8 M.

Kurze sibirische Chronik (die kungurische). Deutsch von F. Böncken. St. Petersburg, Röttger. Lex.-8. 2 M.

Cracau, J. N. B., Ob und Wann? Ein Versuch zur Beantwortung der Frage nach der Möglichkeit und dem Zeitpunkte des Weltunterganges. Braunschweig, Graff. Gr. 8. 50 Pf.

Dahn, F., Eine Lanze für Rumänien. Eine völkerrechtliche und geschichtliche Betrachtung. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Dewall, J. van, An der Grenze. Roman. 2 Bde. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1884. 8. 8 M.

Dietrich, E., Die Wrschowitze. Historisch-romantisches Gemälde aus Böhmens Vorzeit. 2 Bde. Aussig, Grohmann. 1881. 16. 90 Pf.

Knortz, K., Neue Epigramme. Zürich, Verlags-Magazin. 1884. 8. 1 M.

Mündel, K., Haussprüche und Inschriften im Elsass. Strassburg, Schmidt. Gr. 8. 80 Pf.

Schipper, A., Betrogene Betrüger. Schauspiel. Mainz, Diemer. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Schneider, H. E. (E. Sartorius), Atlantis germanica. Beiträge zur Geschichte der Deutschen in Amerika von ihrer frühesten Einwanderung bis zu ihrer gegenwärtigen Ausbreitung. Leipzig, Buchhandlung des Vereinshauses. Gr. 8. 1 M.

Schröder, G., Der Kampf um Wien 1683. Sein Verlauf und seine Bedeutung für die Geschichte des Festungskrieges. Ein Beitrag zur 200jährigen Gedächtnißfeier. Mit 1 Tafel. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 1 M.

Sehring, W., Vom Konzil zu Nicäa bis zum westfälischen Frieden. 325 bis 1648. Epigramme, Lieder und Jamben zur Geschichte der Menschheit. Auch ein Beitrag zur Festliteratur des Lutherjubiläums. Leipzig, Licht u. Meyer. Gr. 8. 5 M.

Skobelew's Memoiren. 2te Abth.: Bekenntnisse. Wahrheit und Dichtung, wiedergegeben von F. Elberg. Elberg, Ostdeutsche Verlags-Anstalt. 8. 1 M. 80 Pf.

Stot Tai, Verurtheilt. Erzählung. Trier. 8. 50 Pf.

Thóroddsen, J. Th., Jüngling und Mädchen. Eine Erzählung aus dem isländischen Volksleben der Gegenwart. Aus dem Neuisländischen übersetzt und mit einer Einleitung und Anmerkungen über Land und Leute versehen von J. C. Poestion. Berlin, Parrisius. Gr. 8. 3 M.

Vetter, L., Pädagogische Sprüche, Sentenzen und Aphorismen. Gesammelt und nach dem Inhalte alphabetisch geordnet. Straßburg, Schultz u. Comp. 8. 80 Pf.

Walden, Gertrud, Des Pfarrers Mündel. Original-Roman. 2 Thle. in 1 Bd. Leipzig, Leopold u. Bär. 8. 4 M. 50 Pf.

Warren, L., Chavrillac. Roman. 3 Bde. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 8. 1884. 12 M.

Weber, K., Kranke Herzen. Comödie. Korneuburg, Kühkopf. 1882. 16. 30 Pf.

Winterfeld, A. v., Kunterbunt. 1stes u. 2tes Bdchn. Berlin, Behr. 8. à 75 Pf.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 42. —— 18. October 1883.

Leopold Kompert.

Leopold Kompert's gesammelte Schriften. Dritter Band: Am Pflug. Vierter Band: Neue Geschichten aus dem Ghetto. Berlin, Goeschel. 1882. 8. 7 M.*)

Leopold Kompert macht ganz den Eindruck, als ob er mit seinen Geschichten aus dem Judenthum die Züge einer aussterbenden Culturwelt, die bei den großen Weltbeziehungen unserer Tage im Verschwinden ist, zusammenfassen und der Zukunft erhalten wolle; das wird ihm seinen bestimmten Platz und eine unzweifelhafte Bedeutung wahren. Und es ist eine gar wunderliche Welt, die er da vorführt; sie bringt uns so viele eigenartige, überraschende, gänzlich ungewohnte, ein eindringendes Verständniß herausfordernde Wesenszüge entgegen, so viel seltsame Lebensformen und ungeahnte psychische Gestaltungen, daß wir uns beim Lesen dieser Dinge in Raum und Zeit weit weg denken mögen, tausende von Meilen aus unsern alltäglichen Regionen hinaus und um lange, lange Jahre zurück. Die Reste von orientalischem und alttestamentlichem Geiste, die darin liegen, sind immerhin stark genug, um eine durchaus fremde Atmosphäre über diese Bilder auszubreiten. Das aber möchten wir nicht sagen, daß uns (Ausnahmen vorbehalten) in diesem Luftkreis wohlig oder heimlich zumuthe würde; im Gegentheil, es wird uns gar oft dumpf und schwül, als zwänge man uns leibhaftig in die mittelalterlich abgesperrte, enge und armselige Judengasse hinein.

Der dritte Band seiner gesammelten Schriften führt unter dem Titel „Am Pflug" die Lebensgeschichte einer Familie vor, die bereits mit aller Entschiedenheit den Schritt thut aus der alten Beschränkung heraus in eine neue Zeit und in allgemein menschlich freie Beziehungen hinein; ein tüchtiger jüdischer Geschäftsmann greift mit raschem und energischem Entschlusse zu dem durch kaiserlich österreichisches Decret den Juden gewährten Rechte, wie alle andern Staatsbürger auch freies Grundeigenthum erwerben und in den selbständigen Bauernstand eintreten zu dürfen. Es handelt sich sonach um eine Art Revolution, um die ganz neue, ins Unbekannte und Ungewohnte hineinführende Lebensstellung einer Judenfamilie; es ist begreiflich, daß das ein etwas schwerer Proceß wird.

Eine scharf zugeschnittene Erscheinung ist dieser Reble Schlome, der Kleinschnittwaarenhändler. In seiner engen Gasse und im Geschäft war es ihm immer gut ergangen, und er hat ein Erkleckliches vor sich gebracht; aber sowie jenes kaiserliche Decret an sein Ohr und in sein Herz gedrungen, da duldet's ihn nicht mehr; das Geschäft wird ihm zum Ueberdruß; er will hinaus, will freier Bauer und selbständiger Mann werden. Und wie er sein Leben über kurz angebunden gewesen, so jetzt; er beräth sich mit keinem Menschen, er fragt keinen, auch nicht die eigene Frau, Nachime, die ihm zwei Söhne und eine Tochter geboren, aber von je in der für sie so stillen Ehe gewohnt war zu schweigen und einfach zu thun, was der Hausherr befohlen. So geht's auch diesmal: Reble verkauft sein Haus und Geschäft in der Gasse, kauft dafür in einem ziemlich abgelegenen Dorf ein großes Bauerngut und kündet der Frau und den erwachsenen Kindern an, daß sie fortziehen und Bauern werden sollen. An einem trüben regnerischen Morgen steht in der Gasse ein mit Hausrath hoch belasteter Wagen, und erst in der Nacht steigen sie in der neuen Heimat ab, die außer dem gebietenden Hausvater noch keiner von ihnen gesehen. Was wird sie ihnen bringen? Genauer gesagt: wie werden sie sich zu dem völlig veränderten Leben stellen? Denn hier hängt alles, hängt das ganze Familienschicksal davon ab, ob und wie die Juden verstehen, Bauern zu werden. Die active

*) Vgl. die Besprechung der beiden ersten Bände in Nr. 20 d. Bl. f. 1883.

Hauptrolle hierbei fällt, wir werden es sehen, auf die bis dahin unbeachtete und passive Hausfrau, die wie mit einem Schlag umgewandelt worden, vorerst nicht zum eigenen und nicht zu der Ihren Glück. Der andern mitspielenden Personen sind noch vier, die drei Kinder und ein entfernter Verwandter, alle von ausgesprochener Eigenart. Der ältere Sohn Anschel ist es, der am meisten bei der durchgeführten Aenderung gewinnt; eine kräftig tüchtige Person, war ihm die Krämerei in der dumpfen Gasse oder gar beim Dorfgehen von jeher gründlich verhaßt, ein Greuel, und er strebt mit jeder Fiber danach, ein durch und durch geschulter und unermüdlich Hand anlegender Bauer zu werden. Der zweite Sohn Elieh, der Bocher, ein von Jugend auf kränkliches Wesen, hat nie etwas anderes gethan, als über den Büchern gesessen und gelernt, in der Meinung, daß er Rabbiner werden solle; er ist ein schweigsam träumerisches Wesen ohne alle Thatkraft, dem übrigens auch die dicken Folianten verleidet sind; nach einer erschütternden Herzenswendung, die in ihm vorgegangen, wird er früh sterben. Die bevorzugte und liebliche Tille, das Kind, wie sie die andern heißen, treibt und thut anscheinend eben nichts weiter als ein bischen Muthwillen, ist aber trotzdem in der düstern Familie der Sonnenschein. Endlich der verrückte Vetter Koppel, der an gar nichts als seinen „Mogen Dovid" denkt, ist ein nutzloses Zugabestück der Familie. Das sind die sechs Personen, die in eine neue Welt eintreten.

Die schwere Complication der Erzählung und ihr Hauptinhalt liegt nun in einem seltsam verlaufenden psychischen Proceß: wie sie alle, vor den andern aber die unglückliche Hausfrau Nachime, die auf einmal außer aller Fassung gebracht und provocirend geworden ist, sich anstrengen, entweder in die neuen Verhältnisse sich einzuleben, oder dann mit Gewalt wieder aus ihnen herauszukommen. Das ist ein harter, ein langwierig verwirrender Kampf, der sich nur durch gewaltsam einschneidende Schicksalsfügung löst, nämlich durch den frühen und erschreckend plötzlichen Tod des kränklichen jungen Sohnes — ein Ereigniß, das mit einem Schlage die befangen gefesselten Herzen zu befreien und zu läutern scheint. Es ist das eine ganz interessante Episode der Geschichte: Der junge Studirende, den die wenig einsichtige Mutter bei seinen Talmudisten glücklich glaubt, während er es keineswegs ist, hat schon am Einzugsabend für die stattliche Christin, Tochter des Dorfrichters, Feuer gefaßt, wogegen die Schöne nach dem kräftigen ältern Bruder angelt, dann aber, als der ihr nicht entgegenkommt, den eifrigen Anbeter erhört. Dieser besucht sie nächtlich, bis er bei der Heimkehr eines frühen Morgens infolge eines Schreckens im Hofe todt niederfällt, worauf die furchtbar erschütterte Geliebte ihm rasch ins Grab folgt. Das ist der Wendepunkt für die Familie, und diese Katastrophe führt zum Glück.

Bis dahin aber geht alles schief, und der Hauptfehler liegt an der Frau. Schon beim Einzug: die gutmüthigen Bauern haben den Fremden eine Freude machen wollen und deshalb ihre Felder beleuchtet; die von vornherein befangenen und furchtsamen Juden aber halten den Empfang für einen beabsichtigten Schimpf und die Beleuchtung gar für den Brand ihres Hauses, das man ihnen angezündet habe. Dabei ist mir zweierlei unklar geblieben: erstlich auf welche Art es eigentlich die einfachen Bauersleute anfangen, ihre Aecker künstlich zu beleuchten; und noch viel mehr wie man selbst mit getrübten Augen dieses Licht, das doch offenbar in milden, ruhig langgestreckten Streifen hinlaufen soll, für eine aufflackernde Feuersbrunst ansehen kann. Aber so geht es das ganze Buch durch mit den Misverständnissen und Misdeutungen, weil die Herzen nicht ins Klare kommen können oder auch nicht wollen. Nur noch ein Beispiel: Als die ihre Familie bitter quälende und selber am schwersten leidende Nachime, die sich nun einmal mit allen Fibern dagegen sträubt, Bäuerin zu werden, den überschwenglichen Erntesegen des ersten Jahres hereinschwanken sieht: da kommt sie nicht, wie doch natürlich wäre, zum Dank und zur Freude, sondern grübelt in ihrem zagenden Gemüthe weiter, was denn aus ihnen werden sollte, wenn etwa der Blitz in ihre noch unversicherte volle Scheune schlüge, oder im nächsten Jahre die Saat in Mutterkorn ausschlagen und so die Ernte verderben sollte. Gespenster ringsum, weil sie tief im bethörten Herzen sitzen!

Alles dreht sich eben darum, wie die widerstrebenden Gedanken und Gefühle das Herz der außer sich gerathenen Frau und damit auch der andern Familienglieder schmerzlich bewegen, ohne daß sie einen Compaß finden, der sie zurechtweist. Zweierlei ist dabei zu fragen: Ist ein solcher Herzensproceß organisch? Und wenn dies der Fall ist, darf er Gegenstand der poetischen Darstellung und Inhalt eines vollen Bandes werden? Ich komme über diese Zweifel nicht hinweg. Geben wir auch zu, daß ein in der engen Gasse und bei seinem Krämergeschäft alt gewordenes Judenweib den Wegweiser verliere, wenn es von heute auf morgen unter völlig fremde Christenleute und in einen Stand hineinversetzt wird, von dem sie nicht das Allermindeste versteht und den sie offenbar verachtet; geben wir zu, daß sie in einer uns unerklärlichen Weise empfinden mag: so läßt doch die höchst unerquickliche Art, wie dieser Seelenkampf sich vollzieht, die hartnäckig in sich verschlossene Verkehrtheit, das verletzende Vermeiden aller Beziehungen, die aus dem Banne erlösen möchten, das störrige Abweisen aller Gründe der Vernunft und der eigenen bessern Regungen, vor allem die unabsehbare Dauer des unseligen Widerstreites den Eindruck in uns zurück, daß wir einem bedrückenden Krankheitsproceß beigewohnt haben, der nicht eigentlich Gegenstand einer poetischen Darstellung sein sollte. Es wird uns wieder einmal, wie so oft bei Kompert's Bildern, angst und bang beim Lesen; es ist eine schwüle Atmosphäre, aus der wir heraus möchten. Wir verstehen diese Menschen nicht, und erst als das plötzliche Unglück, der Tod Elieh's kommt, der dann doch ein befreiendes Glück vor allem für den

gefesselten Muttergeist wird, kommt auch über uns Ruhe; es fällt wie ein frischer Luftzug ein und zerstreut die heillosen grauen Dünste.

Einen noch viel schwerern, einen erschreckenden Eindruck macht eine der Ghetto-Geschichten im vierten Bande: „Die Schweigerin". Interessant und eigenartig genug ist der Conflict: Eine Judentochter heirathet aus Hochmuth oder Geldgier einen reichen Mann, den sie nicht leiden mag; am Hochzeitabend entflieht sie aus dem Hause und eilt zum Rabbiner, zu dem sie eine heimliche Liebe im Herzen trägt, welche sie nun zu spät bekennt. Der strenge Mann legt ihr eine furchtbare Buße auf: sie soll als Schweigende zu ihrem angetrauten Manne zurückkehren, kein Wort mehr sprechen, bis ihr geistlicher Herr und Berather den Bann von ihr lösen wird. Und so thut sie. In ihrem neuen Heim waltet sie stille des Amtes als Hausfrau; die Jahre vergehen, ein Mädchen wird ihr geboren und ein Knabe; jenes wächst zur blühenden Jungfrau auf und wird dann vom Fieber weggerafft; der Knabe ist ein gereifter Jüngling und selber Rabbiner geworden. Die Mutter schweigt und duldet. Erst als der junge Geistliche die erste, zündend in die Herzen fallende Predigt im Bethause der Gemeinde hält, ringt sich wieder ein menschliches Wort aus ihrer Brust. Jetzt will der harte geistliche Richter auch den Bann von ihrer Seele nehmen, ihr die Erlaubniß zum Sprechen geben; aber die Erschütterung hat das gequälte Herz gebrochen, sie sinkt todt hin. Es ist ein in seiner Eigenart beängstigendes Lebensbild, wieder die Qual unnatürlicher Zustände.

Bei weitem anmuthender, weil entschieden feinern Tons, offener in die Welt schauend, sind die andern neuen Geschichten. „Eisik's Brille" und „Roßhaare" scheinen mir, wenn wir die erzählende Hauptpartie im ersten Stücke ausnehmen, psychisch gewogen von zu leichtem Gehalte. Dagegen bieten die vier letzten Stücke: „Der Min", „Franzefuß", „Die Prinzessin", „Julius Arnsteiner's Beschau", anziehende und organisch friedlich sich lösende Verwickelungen, wie auch die seelischen Gestaltungen gesund und klar und nicht ohne Tiefe sind. Das sind vier Familien- und Herzensgeschichten, die uns einmal verständlich nahe stehen, so recht menschlich und einfach, ohne deshalb irgendetwas an Selbständigkeit oder Originalität zu verlieren.

Indem Kompert in den vier Bänden seiner gesammelten Schriften eine ganz als Ausnahme dastehende Gesellschaftsklasse in ihren durchaus eigenartigen Denkkreisen zu zeichnen unternahm, wußte er sich — das haben nun auch die zwei letzten Bände zweifellos bewiesen — von lebendiger Beobachtung getragen, von einer auf den Grund gehenden Kenntniß des jüdischen Lebens und Treibens nach seinen subjectiv psychischen, bürgerlich staatlichen und religiösen Richtungen, nach Riten und Gebräuchen, Gesetz und Sitte, der ganzen Weise des Denkens, Sprechens und Handelns, aber insbesondere nach den geistigen Entwickelungsproblemen, die sich aus dieser exceptionellen Lebensstellung ergeben. Aber wiederum auch hat sich — von den oben berührten anmuthenden Ausnahmen abgesehen — der Gesammteindruck seiner Schilderungen bestätigt: eine wunderliche Welt, die uns mit halb widerstrebenden und halb mitleidigen Gefühlen in ihren Kreisen festhält, fremd, dumpf uns umspinnend; ungemein schwerfällige Denkprocesse und beängstigende Gemüthserschütterungen, aus denen wir gern wieder herausflüchten. Es fehlt dieser religiös determinirten Lebenshaltung an frischer Luft und frei sich aufraffender Kraft; der harte, lange und bange Kampf widerstrebender Weltanschauungen beengt und beklemmt; froh aufathmen lassen uns nur selten diese Erzählungen.

J. J. Honegger.

Vom Büchertisch.

So muß ich die nachfolgende Besprechung literargeschichtlicher Arbeiten überschreiben und dabei gleich zum Beginn eingestehen, daß es auf diesem „Büchertisch" etwas bunt, wie Kraut und Rüben aussieht. Ein Dutzend Vertreter unserer Literatur von Haller bis auf die schwäbischen Dichter gehen an uns vorüber, große und kleine Namen, Bedeutendes und Bedeutungsloses. So bleibt denn nichts übrig, als, wenn sich ein innerer Zusammenhang nicht finden lassen will, die Geister wenigstens nach der Zeitfolge zu berufen.

1. Albrecht Haller's Tagebücher seiner Reisen nach Deutschland, Holland und England 1723—1727. Mit Anmerkungen herausgegeben von Ludwig Hirzel. Anhang: Ein bisher unbekanntes Gedicht Haller's aus dem Jahre 1721. Leipzig, Hirzel. 1883. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.
2. Lessing's Emilia Galotti. Nebst einem Anhange: Die dreiactige Bearbeitung. Von Richard Maria Werner. Berlin, Hertz. 1882. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

In dem unter Nr. 1 verzeichneten Buche hat Ludwig Hirzel, der Herausgeber der neuesten Ausgabe von Albrecht Haller's „Gedichten", die „Tagebücher", die der berühmte Gelehrte und Dichter während seiner Reisen in Deutschland, Holland und England führte, zusammengestellt. Diese tagebuchartigen Aufzeichnungen waren bisher unbekannt. Haller's Büchersammlung ward von dessen Erben 1778 an Kaiser Joseph II. verkauft. Die Bücher und Handschriften wanderten zum großen Theil nach Mailand, anderes nach Padua und Pavia; zu den in Mailand bewahrten Papieren Haller's gehören diese handschriftlichen Aufzeichnungen aus seiner Studienzeit in Tübingen, Leiden und London sowie von der Reise, welche er im Sommer 1726 von den Niederlanden aus über Braunschweig nach Hamburg machte. Die

letztere ist nur als wirkliches Tagebuch vorhanden, während Haller das Uebrige 1732 nicht zum Zweck der Veröffentlichung, sondern lediglich um es besser im Gedächtniß zu halten, ausarbeitete. Diese Aufzeichnungen bieten zwar zur nähern Kenntniß von Haller's Geistesgang als Dichter keine, als Gelehrter geringe Ausbeute, dagegen anziehende Beiträge zur Culturgeschichte jener Zeit. Der zukünftige große Botaniker und Physiolog offenbart sich in den zahlreichen Notizen über die Büchereien, botanischen Gärten und anatomischen Sammlungen der besuchten Hochschulen, über die an denselben lehrenden ärztlichen Berühmtheiten; bedeutsamer ist, was er sonst über die von ihm besuchten Orte und Länder, über das akademische Leben, die Reiseeinrichtungen und Sehenswürdigkeiten der „guten alten Zeit" berichtet, nicht zum Nachtheil der Gegenwart. In dieser Hinsicht, und weil diese „Tagebücher" einen bisher ganz unbekannten Zeitraum aus Haller's Leben in helles Licht stellen, sind sie nicht ohne Werth. Freilich zeigen sie nicht blos in der etwas ungelenken Sprache, sondern auch sonst die Spuren der Zeit ihrer Entstehung; der zukünftige Dichter kommt darin gar nicht zum Vorschein; vom kölner Dom, dessen Chor doch vollendet dastand, spricht er kein Wort; vom Rathhaus in Münster meint er, es habe „die wunderlichste gothische Face, die er sein Lebtag gesehen"; der holländischen Maler gedenkt er nicht ein einziges mal. Als Stilprobe folge hier der Bericht, wie Albrecht Haller und zwei schweizerische Landsleute im Sommer 1726 mit König Friedrich Wilhelm I. und dem vierzehnjährigen Kronprinzen Friedrich auf dem Lustschlosse Rosenthal im clever Lande zusammentrafen:

Wir hielten vorm Hof stille und fanden, daß der König und Kronprintz in Preußen, General Dönhof, Mosel und Graf Fink an der Tafel waren. Er wurde von wenigen Dienern in ziemlich schlechter livrée, alle blau und roth, aufgewart, kein Page, ja kein aimable Gesicht drunter. Wir warteten vorm Speisesaal wohl 1½ Stunden. Es kame auch ein alter Mann und ein Franzose, mit Suppliquen. Zu ihrem Unglüke kame General Mosel besoffen nauß, der dann brutal, wie Soldaten von fortune gerne sind, die 2 wegstieße und außm Schloße juge. Uns fragte er, was wir wollten. Nichts. Darauf ging er weg, frug den Diener, wer wir wären. Ueber eine Weile ging der König in Garten, indeßen stieg Finkenstein in die Kutsche, fuhr nach Cleve. Endlich kam der König und Printz sammt den Generalen: S. K. M. ging gerade auf uns zu und fragte, wer wir wären? Schweizer. Woher? Von Leyden, da wir studierten. Ob wir Edelleute? Nur Hr. v. Diesbach. Unsere Nahmen? Wohin? Nach Hannover, Hamburg. Ob wir nie gedient? Nein. Ob Hr. v. Diesbach nicht wolte? Nein, könnte der Republique sonst dienen, in Chargen. Glück auf die Reise! Hiermit zog er den Hut, wie beim Antritt, ab und stieg zu Pferde. Es ist ein ziemlich langer besetzter Herr, trägt ein naturel-grau Perükgen, roth Gesicht, graue Augen, kleine Nase und sehr kleinen Mund, le regard majestueux, ferme, blauen Grenadier-Rock mit einem silbernen Sterne auf der linken und oranjefarben Band, als Großmeister des schwarzen Adler-Ordens, Hosen und Gétres. Indessen hatte der Printz eine Comoedie. Der besofene Mosel wolte S. K. H. Pferd besteigen, wie aber der Bediente ihm den Stegreif immer zu kurtz machte, merkte er es endlich, wolte ihn prügeln. Der ander lieff aber immer ums Pferd rum. Endlich mußte er aufsteigen, weil der Printz herzlich lachte. Der Herr ist nicht groß, schwarze Augen und Haar, aimable Gesichte, schlechte Grenadierkleider, auch ein schlecht Pferd. Darauf ritte der Hof nach Moyland, wo eine Jagd geschehen sollte, wir aber fuhren vergnügt nach Cleve hin.

Das Heftchen von Richard Maria Werner (Nr. 2) bringt eine wohl durchgearbeitete Darstellung der Charaktere in Lessing's „Emilia Galotti". Der Verfasser sagt in der Vorrede:

Meine Hauptabsicht war, mich in Lessing's Anschauung hineinzuleben; ich wollte nicht darlegen, wie's der Dichter hätte machen sollen, um den gewöhnlichen Regeln dramatischer Kunst zu genügen, sondern untersuchen, warum er sein Drama so und nicht anders verfaßt habe; es schien mir der einzig richtige Gesichtspunkt, sich zu bescheiden, daß jedenfalls Lessing vom Wesen der Tragödie, wie es ihm als das richtige erschien, ebenso viel verstanden habe als die Kritiker, die auf ihm fußen.

Werner erscheint demnach als Apologet des bekanntlich von alten und neuen Beurtheilern vielfach in Bezug auf die Berechtigung der tragischen Lösung sehr kritisch betrachteten Stücks. Aus langjähriger vertrautester Beschäftigung mit „Emilia Galotti" habe ich die größte Bewunderung für Lessing's außerordentliche Geschicklichkeit im Aufbau und der Motivirung seines dramatischen Kunstwerks gewonnen, zugleich aber mehr und mehr zweifeln gelernt, ob der Dichter wohlgethan, indem er seinem Odoardo in völlig andern Verhältnissen die Empfindungs- und Handlungsweise eines Virginius gab; die Art und Weise, wie Odoardo von dem Gedanken, den Prinzen zu tödten, zu dem andern, die eigene Tochter zu opfern, abgeleitet wird durch des Prinzen Worte: „Fassen Sie sich, lieber Galotti", ist mir in stets gesteigertem Maße gewaltig unzulänglich vorgekommen, Worte, welche Lessing selbst bezeichnet als „so indifferent, so gewöhnlich, daß der darstellende Schauspieler genöthigt ist, seine ganze Liebenswürdigkeit in den Ton zu legen". Und in dieser Anschauung hat mich auch die Abhandlung von Werner nicht wankend gemacht; dagegen gestehe ich ihr das Verdienst feinen Eindringens in die Absichten des Dichters, vortrefflicher Charakterisirung der auftretenden Personen zu, wobei mir besonders die Darstellung der Heldin selbst, welche von Goethe bis Bulthaupt gar vielfach ungeschickte Deutung erfahren hat, durchaus zutreffend erscheint. Als Anhang folgt eine Abhandlung über die frühere dreiactige Bearbeitung der „Emilia", von welcher wir aus einem Worte von Nicolai wissen, daß die Orsina früher nicht oder wenigstens nicht in der jetzigen Weise im Drama aufgetreten sei. Der Verfasser weist darauf hin, daß Emilia nur im zweiten, dritten und fünften Act erscheine, und unternimmt, indem er die Orsina-Scenen und andere dem Anschein nach erst in der spätern Bearbeitung hinzugefügte Auftritte ausscheidet, den Aufbau des frühern dreiactigen Stücks. Auch hier begegnen wir zahlreichen feinen Bemerkungen, wenn wir auch erkennen, wie unendlich das Stück durch Einführung der Orsina gewonnen hat. Nicht einverstanden kann ich mich erklären mit der im Schlußwort ausgesprochenen Ansicht des Verfassers:

Mein Bestreben war darauf gerichtet, Lessing's Absichten überall zu erkennen und seine Ausführung seines Plans zu rechtfertigen. Es schien mir ein einheitlicher Gedanke durch das ganze Werk zu gehen, und ihn vor allem wollte ich betonen. Alles in dem Drama ist so echt menschlich, so ganz aus der Fülle der Weltkenntniß geschöpft, daß ich kleinliche Bedenken nicht gelten lassen kann. Die Schwierigkeiten, welche in dem Drama von den Kritikern gefunden wurden, sind meiner Meinung nach bei liebevollem Eingehen in Lessing's Absichten leicht wegzuschaffen: die menschlich wahrste Lösung ist immer die beste.

Ich kann in der Tödtung Emilia's durch Odoardo nicht die menschlich-wahrste Lösung finden, doch bin ich dem Verfasser für seine feinsinnigen Darlegungen dankbar.

3. Drei Charakterbilder aus Goethe's Faust. Faust, Gretchen, Wagner. Von Franz Kern. Oldenburg, Schmidt. 1882. 8. 1 M. 50 Pf.
4. Goethe und Cotta. Vortrag gehalten am 50. Todestage Goethe's, den 22. März 1882 im Buchhandlungs-Gehülfen-Verein Buchfink zu Wien von Gustav Kleinstück. Leipzig, Rühle u. Rüttinger. 1882.
5. Zum funfzigjährigen Todestag Goethe's. Berlin 1882.
6. Goethe's Faust ein Fragment, in der ursprünglichen Gestalt neu herausgegeben von Wilhelm Ludwig Holland. Zweite Auflage. Freiburg i. Br., Mohr. 1882. 8. 1 M.

Die Schrift von Franz Kern (Nr. 3) ist ein zierliches Büchlein von fünf Bogen, welches mehr enthält, als sein Titel zu versprechen scheint. Indem der Verfasser uns drei Charakterbilder aus Goethe's „Faust" darbietet, darunter Faust und Gretchen, hat er damit sich schon einen guten Theil der Dichtung zur Besprechung ausersehen, denn im Grunde fehlt nur noch Mephisto; dafür erfährt Wagner eingehende Beleuchtung. Indem Kern die zwei menschlichen Hauptgestalten der Dichtung betrachtet, begegnen wir, wie dies wol bei jeder Schrift über „Faust" geschehen mag, hin und wieder Einzelheiten, mit welchen wir nicht einverstanden sind — als solche bezeichne ich unter anderm das über Faust's Empfindungen beim Anschauen des Zeichens des Makrokosmus Gesagte —, dagegen auch wieder einer großen Zahl feiner und eindringender Bemerkungen; die Art und Weise, in welcher Wagner behandelt wird, erscheint wenigstens dem Berichterstatter neu, eine Art Rettung, die vieles Treffende bringt. Die künftigen Erklärer des „Faust" werden das kleine Buch nicht unbeachtet lassen dürfen.

Das Heftchen von Gustav Kleinstück (Nr. 4) bringt einen Vortrag, welcher am 22. März 1882 in dem Buchhandlungs-Gehülfenverein zu Wien gehalten worden ist. Derselbe ward danach im „Leipziger Correspondenzblatt" gedruckt; aber auch der vorliegende Sonderabdruck wird dem Goethe-Freund willkommen sein. Wir besitzen bis dahin keine zusammenfassende Darstellung des Verhältnisses unserer großen Dichter zu ihren Verlegern; es ist vielfach die Anschauung herrschend, daß unsere geistigen Größen von ihren Verlegern auf eine unwürdige Weise ausgebeutet worden seien, daß unsere Dichter gedarbt, die Verleger sich mit der geistigen Arbeit unserer Classiker in ungehöriger Weise bereichert hätten. Daran schließt sich die ebenso billige als unbillige Klage über die Undankbarkeit des deutschen Volks gegen seine Geisteshelden. Jeden Versuch, diese eingewurzelten Vorurtheile zu beseitigen, auf den völlig vogelfreien Zustand der deutschen Literatur, auf das große Wagniß eines umfänglichen buchhändlerischen Unternehmens zur Zeit unserer Classiker hinzuweisen und damit dem ehrlichen Buchhandel in höchst bedenklicher Zeit gerecht zu werden, müssen wir mit Dank hinnehmen. Die letzten Jahrzehnte haben, beginnend mit den Arbeiten meines verstorbenen Bruders Karl Buchner über die Beziehungen Wieland's zu der Reimer'schen Buchhandlung, eine Reihe von Darstellungen der buchhändlerischen Beziehungen unserer Classiker gebracht, von welchen ich nur Goedeke's „Geschäftsbriefe Schiller's" sowie Vollmer's „Schiller und Cotta" hervorhebe. Ueber Cotta's Verhältniß zu Goethe fehlt uns leider fast das gesammte Actenmaterial, welches wir nur bruchstückweise aus Vollmer's „Schiller und Cotta", aus „Goethe-Schiller's Briefwechsel", sowie aus den Briefen, welche zwischen Goethe und Boisserée hin- und hergingen, zusammentragen können; leider ist dabei ein Zeitraum von zwanzig Jahren, vom Tode Schiller's, welcher zwischen dem Dichter und dem Buchhändler vermittelnd eintrat, bis zu der Zeit, da Boisserée eine ähnliche Mittlerstellung zwischen Cotta und dem in Geldsachen anspruchsvollen, nicht selten infolge übeln Raths etwas kleinlichen Goethe einnahm, fast ganz ohne schriftliche Zeugnisse geblieben. Es ist ein Verdienst des Verfassers, daß er, was über des Dichters Verhältniß zum Verleger bis dahin vereinzelt veröffentlicht worden ist, gewissenhaft zusammengetragen und hübsch verarbeitet hat: eine Darstellung, in welcher der Buchhändler eine sehr ehrenwerthe Rolle spielt, während Goethe, von seinem Sohne August berathen, etwas vornehm-ängstlich erscheint, wie ja schon 1802 Schiller in einem hochvertraulichen Briefe an Cotta über den Freund schrieb:

> Es ist, um es gerade heraus zu sagen, kein guter Handel mit Goethe zu treffen, weil er seinen Werth ganz kennt und sich selbst hoch taxirt und auf das Glück des Buchhandels, davon er überhaupt nur eine vage Idee hat, keine Rücksicht nimmt. Es ist noch kein Buchhändler in Verbindung mit ihm geblieben, er war noch mit keinem zufrieden, und mancher mochte auch mit ihm nicht zufrieden sein. Liberalität gegen seine Verleger ist seine Sache nicht.

Es ist dem Verfasser, welcher im Kreise jüngerer Buchhändler sprach, nicht übel zu nehmen, wenn er vom Standpunkte des vielgeschmähten Buchhändlers aus spricht; er hat ganz recht, wenn er sagt:

> Den Biographen unserer großen Dichter und Denker gefällt es überhaupt, unsern Stand und seine Vertreter nur als geschäftmachend hinzustellen; ich glaube, es wäre an der Zeit, darzulegen, in welch bedeutender Weise der Buchhändler nicht nur handelnd und auf seinen pecuniären Vortheil bedacht, sondern auch auf die Entwickelung des geistigen Lebens, auf die Arbeiten unserer großen Männer eingewirkt hat.

Das Heftchen ist als Zusammenfassung desjenigen, was wir über Goethe's Beziehungen zu Cotta wissen, recht schätzenswerth.

„Zum funfzigjährigen Todestag Goethe's" (Nr. 5) ist ein Heftchen von vierundzwanzig Seiten Großoctav. Zwischen Prolog und Epilog gehen Goethe's hauptsächliche Werke an uns vorüber, jedes durch ein kürzeres oder längeres Gedicht charakterisirt, meistens recht treffend, wenn es auch an Gemeinplätzen nicht fehlt. Der Zweck des Büchleins ist nicht ganz erfindlich; daß der Name des Verfassers nicht genannt wird, ist störend. Wie ein Wein, dessen Heimat und Jahrgang uns bekannt ist, besser schmeckt als der namen- und zeitlose, so mag man gern auch den Verfasser einer Dichtung kennen; daß das Heftchen als Nr. 88 bezeichnet ist, kann uns dabei auch nichts helfen.

Wir besprachen in Nr. 3 d. Bl. f. 1883 den von Wilhelm Ludwig Holland besorgten Wiederabdruck des 1790 erschienenen Faust-Fragments. Daß mit demselben einem vielfach empfundenen Bedürfniß Abhülfe geschah, geht daraus hervor, daß das Büchlein bereits in zweiter Auflage vorliegt (Nr. 6), nachdem fast gleichzeitig neben der Ausgabe von Holland eine andere von Seuffert erschienen. Wir brauchen nicht auf die Streitfrage einzugehen, ob der von Holland oder der von Seuffert benutzte Druck wirklich der allererste sei, „indem die in Frage kommenden anfänglichen Ausgaben nach Seuffert's eigenen sorgfältigen Nachweisen zwar in Druckfehlern, jedoch nicht in einem einzigen Worte, ja nicht in einer Silbe voneinander verschieden sind". So Holland, und wir dürfen es dabei bewenden lassen.

7. Vorträge für die gebildete Welt. Nr. 1: Schiller's Braut von Messina. Von August Hagemann. Herausgegeben von Paul Hagemann. Riga, Schnakenburg. 1883. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.
8. Schiller. Zerstreutes, als Bausteine zu einem Denkmal gesammelt von Adalbert Kühn. Erster Band. (Zweite Abtheilung.) Weimar, Kühn. 1882. Gr. 8. 4 M. 80 Pf.

Der Berichterstatter hat in den letzten Jahren mehrere Arbeiten besprochen, welche versuchten nachzuweisen, daß Schiller's „Braut von Messina" keine Schicksalstragödie sei. Ein Gleiches unternimmt das unter Nr. 7 verzeichnete Heftchen von August Hagemann. Der Verfasser betrachtet die Entstehung des Gedichts, entwickelt, wie auch bei den griechischen Dramatikern nicht von einem tyrannischen Schicksal die Rede, sondern daß auch bei ihnen das Unglück die Folge früherer Unbesonnenheiten und Verbrechen sei, und sucht ein Gleiches bei Schiller nachzuweisen. Diese Entwickelungen sind fein und durchdacht, nur daß sie mich so wenig wie frühere ähnliche Versuche von der tragischen Schuld wenigstens Isabella's und Beatricens überzeugt haben. Paul Hagemann in Riga stellt die Veröffentlichung noch einer Reihe weiterer „Vorträge für die gebildete Welt" in Aussicht, welche sich vornehmlich mit Hauptwerken der deutschen Literatur beschäftigen werden; seine Pietät für den verstorbenen Vater ist erklärlich, wenn sie sich auch im Vorwort etwas gar großwortig ausspricht.

Adalbert Kühn, der Verfasser von „Schiller" (Nr. 8), hat, wie die Einleitung mittheilt, gelegentlich der Feier der hundertsten Wiederkehr von Schiller's Geburtstag ein Heft von sieben Bogen erscheinen lassen, welcher ersten, dem Berichterstatter unbekannt gebliebenen Abtheilung in dem vorliegenden Buche die zweite folgt, Bogen 8—23 umfassend. Zwanzig und mehr Jahre liegen also zwischen dem Erscheinen der beiden sehr ungleichen Hälften des Buchs; der Verfasser versichert, außerdem so reichliches Material in Händen zu haben, daß er bequem einen zweiten und dritten Band folgen lassen könne. Wir glauben es gern, ja möchten es sogar für sehr leicht halten, zwei Dutzend Bände zu füllen, wenn es sich darum handelt, alles dasjenige, was seit funfzig Jahren in schöngeistigen, wissenschaftlichen und unterhaltenden Zeitblättern über Schiller gedruckt worden ist, zusammenzustellen und neu zu drucken, „Zerstreutes — Data und Facta aus seinem Leben, Ansichten und Meinungen über sein Wirken, Urtheile und Aeußerungen über seine lyrischen und dramatischen Poesien, wie über seine philosophischen und historischen Schriften in Prosa", wie der Verfasser selbst den Inhalt seiner Arbeit bezeichnet. „Bausteine zu einem Denkmal" nennt er das Buch; dieselben sind jedenfalls einstweilen locker genug aufgeschüttet. Es ist wirklich unmöglich, einen kurzen Bericht über diese Unzahl größerer und kleinerer zusammengetragenen Notizen, Zeitungsartikel, Kritiken, Festgedichte u. s. w. zu geben, darunter eine Masse von Dingen, die entweder sehr unerheblich oder längst allgemein bekannt geworden sind. Und wenn auch der Sammelfleiß des Zusammenstellers anzuerkennen ist, so läßt sich wahrlich nicht absehen, wem diese nicht systematische, wie das Vorwort verspricht, sondern völlig systemlose Aufspeicherung einer Unzahl von theilweise längst veralteten Notizen dienen soll.

9. Aus den Memoiren einer Fürstentochter. Von Robert Waldmüller (Ed. Duboc). Mit einem Holzschnittporträt. Dresden, Meinhold u. Söhne. 1883. Gr. 8. 3 M.
10. Der Musenhof zu Löbichau. Eine literarhistorische Skizze von Moritz Geyer. Altenburg, Bonde. 1882. 12. 60 Pf.

Die als „Fürstentochter" in Nr. 9 bezeichnete Memoirenschreiberin ist die Prinzessin Amalie von Sachsen, welche eine Zeit lang während der vierziger Jahre als Verfasserin von Lustspielen viel genannt wurde. Eine Gesammtausgabe der dramatischen Werke der Prinzessin ist einige Jahre nach deren Tode 1873 in Leipzig erschienen, und E. Duboc-Waldmüller hat den ersten Band derselben durch eine Lebensskizze der Schriftstellerin eingeleitet. Die eingehende Beschäftigung mit dem handschriftlichen Nachlaß der Prinzessin Amalie gewährte ihm die Möglichkeit, auch zwölf Bände Tagebücher derselben durchzusehen, und so kam er auf den Gedanken, aus denselben das, was ihm der Beachtung auch für die Nachwelt werth erschien, in dem vorliegenden Buche zusammenzustellen.

Im übrigen erscheint der Titel „Aus den Memoiren einer Fürstentochter" nicht gerade richtig gewählt. Der Verfasser von Memoiren pflegt sich mit behaglicher Redseligkeit in den durchlebten Zeiten zu ergehen, schildert gewöhn-

lich in eingehender Weise den Eindruck bedeutender Persönlichkeiten, verweilt wol auch mit einer gewissen Liebhaberei bei der eigenen dichterischen oder künstlerischen Entwickelung; wir werden einige künstlerische Abrundung auch nicht für die Oeffentlichkeit bestimmter Aufzeichnungen besonders bei einer Persönlichkeit voraussetzen dürfen, welche im Vollbesitz der geistigen Bildung ihrer Zeit sich befand wie Prinzessin Amalie. Indeß nach dem im Buche Gebotenen haben wir nicht sowol mit Memoiren als mit einem Tagebuch zu thun, welches nach des Herausgebers eigenem Geständniß kaum anderes beabsichtigt, als ein „Nachschlagebuch" zu sein. Geboren 1794 zu Dresden, hochbetagt gestorben 1870, traf die geistreiche Fürstin besonders in der Zeit der Napoleonischen Herrschaft sowie auf vielen Reisen mit einer so großen Zahl bedeutender Persönlichkeiten zusammen, daß sie dieselbe in einer handschriftlichen Zusammenstellung mit der Ziffer 398 bezeichnet; aber wozu nützen solche Notizen, wenn sie auch über die bedeutendste Persönlichkeit nicht mehr zu sagen weiß als z. B. über Goethe: „Ich sah (in Karlsbad 1810) einen alten großen stattlichen Mann, von welchem chère tante mir sagte, daß es der berühmte Goethe sei." So bleibt thatsächlich auch dem gewissenhaften Leser aus dieser Zusammenstellung kurzer und vielfach bedeutungsloser Notizen, welchen zugleich jeder Versuch künstlerischer Darstellung fehlt, von wirklicher Ausbeute wenig übrig. „Freilich", meint der Herausgeber, „wo hätte Prinzessin Amalie die Zeit hernehmen sollen, um auch für alles das zu sorgen, was die Nachlebenden jetzt in diesen Blättern vermissen?" Aber was nützt es uns, fragen wir, zu vernehmen, daß die Prinzessin mit Napoleon und den bedeutendsten Menschen seiner Umgebung, mit Pius VII., Gregor XVI., Nelson, Talleyrand (das Buch schreibt zweimal Taillerand), mit Metternich, Karl August, Washington Irving u. a. zusammentrifft, ohne uns mehr über dieselben mitzutheilen, als etwa was sie über Goethe des Aufzeichnens werth achtet? Und da diese Aufzeichnungen selbst über das außerordentlich rege musikalische und dichterische Schaffen der Prinzessin ebenso dürftige Mittheilungen geben, so ist gewiß die Frage erlaubt, ob überhaupt ein Auszug aus Tagebüchern, welche dem Fernstehenden so wenig Ausbeute gewähren, angezeigt war.

„Die Tagebücher der Prinzessin Amalie beginnen mit dem Tage ihrer Geburt, dem 10. August 1794" — so fängt seltsamerweise der erste Abschnitt: „Zur Orientirung", an, welcher uns in Ermangelung andern Stoffs eine aus einer Reihe von Notizen etwas sehr umfänglich und zugleich mosaikartig zusammengestellte Schilderung Dresdens am Beginn des 19. Jahrhunderts darbietet.

Prinzessin Amalie war die älteste Tochter des Prinzen Max von Sachsen; noch sechs Geschwister, drei Töchter und drei Söhne, entsprossen dem beglückten Ehebunde, welcher schon 1804 durch den frühen Tod der Mutter, der Prinzessin Karoline, aufgelöst ward; die Kinder kamen fortan unter die Obhut ihrer Tante Therese, der Gemahlin des nachmaligen Königs Anton. Die Notizen über die Jugendzeit beschränken sich auf kurze Mittheilungen über allerhand Familien- und Hofereignisse; etwas mehr Ausbeute gewähren die Aufzeichnungen über die Angstzeit der Jahre 1813 und 1814, welche mit der Niederwerfung Napoleon's und der Verkleinerung des Königreichs Sachsen endigten; beiläufig gesagt, offenbart sich Prinzessin Amalie in ihren Tagebuchnotizen als gut deutschgesinnt, wie denn auch König Friedrich August wol weniger seinem Herzen als dem bittern Zwange folgend bis zur Eroberung von Leipzig an Napoleon festhielt. Da die Prinzessin selbstverständlich nicht über den engen Gesichtskreis des Hofs hinausschauen kann, entbehren ihre Mittheilungen bis auf Weniges der Frische und Bedeutsamkeit.

Mit der Zeit verheirathen sich die jüngern Schwestern, zwei nach Florenz an den Großherzog Ferdinand und den Erbprinzen Leopold von Toscana, eine an König Ferdinand VII. von Spanien; Prinzessin Amalie bleibt allein zurück im Hause des Vaters. Sie vertreibt sich fortan die Zeit mit Reisen nach Italien, welches sie nicht weniger als zehnmal besuchte, sowie mit einer Reise zur Schwester nach Madrid. Die Mittheilungen aus den Tagebüchern einiger dieser Reisen aus den Jahren 1819—25 sind etwas belebter und bringen, wenn auch nicht viel, doch einiges Interessante. In die Jahre zwischen 1813 und 1835 fällt eine Reihe von italienischen Opern, zu welchen die Prinzessin, allerdings wol mit Beihülfe sachverständiger Tonkünstler, die Musik setzte; dazu gesellte sich etwa seit dem Beginn der zwanziger Jahre ihre Thätigkeit als dramatische Dichterin, zunächst auf den Spuren der Romantik, dann etwa seit 1830 auf dem Felde des bürgerlichen Schauspiels. Anfang der funfziger Jahre ward Prinzessin Amalie von einem Augenleiden befallen, welches zu fast völliger Erblindung führte; eine Operation im Jahre 1855 rettete ihr wenigstens das Licht des rechten Auges. Die Schrecken der Jahre 1848, 1849, 1866 gingen noch an der Greisin vorüber; das Jahr 1870 schien die Nöthe wiederzubringen, welche sie als junges Mädchen durchlebt hatte. Es ging besser, als sie gefürchtet; am 18. September des Kriegsjahres 1870 nahm der Tod die Hochbetagte hinweg.

Dieses ein kurzer Auszug aus dem Buche, welches mit einem Bildniß der Prinzessin Amalie nach einem Gemälde von Geyer ausgestattet ist. Einige Unrichtigkeiten sind mir aufgefallen. Napoleon ernannte den König von Sachsen nicht zum König von Polen, sondern zum Großherzog von Warschau; der nachmalige Reichsverweser Erzherzog Johann, welcher 1817 zu Wien der Prinzessin „imponirte", war nicht ein Bruder, sondern ein Oheim des spätern Kaisers Ferdinand von Oesterreich; das damals aufgeführte Ballet wird wol „Perseus und Andromeda" (nicht „Andromache") geheißen haben.

Die kleine Schrift „Der Musenhof zu Löbichau" von Moritz Geyer (Nr. 10) hat mit der eben erwähnten nur das Gemeinsame, daß sie über eine literarische Dame berichtet. Zu den kleinen Sammelpunkten deutscher Dichter

und Schriftsteller am Ende des 18. und im Beginn des 19. Jahrhunderts gehört auch das zwischen Gera und Altenburg gelegene Schloß Löbichau, der Sitz der von ihrem 1795 depossedirten Gemahl, dem Herzog Peter von Kurland, getrennt lebenden Herzogin Dorothea, einer schönen, klugen, aber durchaus französisch gebildeten Dame, die hier mit ihrer Stiefschwester Elisa von der Recke und ihren eigenen anmuthigen Töchtern einen ländlichen und dabei höchst gastfreien Hof hielt, welcher auch gelegentlich deutsche Poeten heranzog. Der einzige Dichter zwar, welchen Dorothea mit einem Bibliothekargehalt an ihren kleinen Musenhof fesselte, Joh. Fr. Schink, ist lange vergessen; aber es kehrten auch Bedeutendere ab und zu hier als Gäste ein und berichteten der Welt von der Anmuth und den Zauberfesten der Schloßherrin. So auch im Herbst 1819 Jean Paul, öfter und für längere Zeit Tiedge, der Lebens- und Reisegenosse Elisa's von der Recke, Christian Fr. Körner, Schiller's Freund, und sein Sohn Theodor, Dorothea's Pathe, Chr. August Eberhardt, der Archäolog und Kritiker Böttiger und seltsamerweise auch der geistreiche Jurist Anselm Feuerbach, anderer nicht zu gedenken:

> An die historische Zeit Löbichaus, das Weimar unsers altenburger Landes, knüpft sich keine nachhaltige Förderung geistigen Lebens. Die Herzogin stand, so viel sie im Einzelnen Gutes gethan hat und so gern sie bereit war, höhere und geistige Interessen zu unterstützen, doch dem echt deutschen Leben zu fern. Dazu kam, daß das Leben in Löbichau einen zu episodenhaften Charakter trug; der löbichauer Kreis ist ein künstlich und auf kurze Sommermonde zusammengerufener. Wohl gab wie in Weimar das Hofleben den in Löbichau versammelten literarischen Größen mannichfache Veranlassung zu dichterischen Productionen, aber die eine Bedingung des weimarer Lebens, die ungestörte Muße zu stillem continuirlichen Schaffen fehlte. Alles ist auf den Augenblick zugeschnitten; Augenblickspoesien hat die Zeit in Menge hervorgebracht; von tiefern bleibenden Eindrücken, von größern gehaltvollen Productionen keine Spur. Alle, welche die Liebenswürdigkeit der Herzogin nach Löbichau zusammengeführt hatte, sind nach dem Tode derselben nach den verschiedensten Richtungen hin auseinander gegangen und haben allen geistigen Zusammenhang verloren.

So schließt der Verfasser sein Schriftchen; er erkennt damit die nur bescheidene und vorübergehende Bedeutung des löbichauer Kreises an; aber insofern desselben in dem Leben manches unserer Dichter Erwähnung geschieht, hat die kleine Monographie, welche den Stoff in hübscher Weise zusammenstellt, ihren Werth.

11. Kleine prosaische Schriften von Gustav Schwab. Ausgewählt und herausgegeben von K. Klüpfel. Freiburg i. Br., Mohr. 1882. Gr. 8. 3 M. 50 Pf.

Das Urtheil über eine neu auftauchende literarische Persönlichkeit besitzt nur ausnahmsweise dieselbe Gestalt, wie es sich im Laufe der Folgezeit bildet und nach und nach bleibende Erscheinung gewinnt. Manches Dichtungswerk wird bei seinem ersten Weltgang überschätzt oder unterschätzt, um entweder wieder zu versinken oder in höherm Glanze aufzuleuchten. Und dennoch wäre es thöricht, wollten wir die Urtheile der Zeitgenossen deshalb weniger beachten, weil ihnen der Dichter als ein völlig Neuer gegenüberstand, mit dem sie sich selbst abfinden mußten, während wir Nachlebende unser Urtheil vielfach festgebildet empfangen unter dem Eindruck der Anschauungen, die sich vor einem halben Jahrhundert nicht ohne Kampf erst bilden mußten. Zu diesen Gedanken fühlt sich der Berichterstatter angeregt durch das Buch, in welchem K. Klüpfel eine Reihe von Aufsätzen aus Gustav Schwab's Feder der Vergessenheit entreißt, welcher dieselben mit den längst beiseite gelegten Jahrgängen schöngeistiger und kritischer Zeitschriften der zwanziger und dreißiger Jahre anheimgefallen sind. Nicht als ob alle diese Zeitschriften veraltet oder entschlafen wären; die „Blätter für literarische Unterhaltung" wenigstens, in welchen Schwab seine Urtheile über neue dichterische Erscheinungen der Jahre 1827 bis 1839 niederlegte: über die Gedichte von Hölderlin, Justinus Kerner, König Ludwig von Baiern, Nikolaus Lenau, über Uhland's fünfte Auflage, über Mörike's „Maler Nolten", Rückert's „Gesammelte Gedichte", dritter und vierter Band — unsere „Blätter" erfreuen sich nach einem halben Jahrhundert desselben frischen Lebens wie dazumal; aber wer kann diese alten Bände, wer das Taschenbuch „Moosrosen für 1826" nachsehen, um inne zu werden, daß Goethe's abfälliges Urtheil über Uhland nicht von allen Zeitgenossen getheilt ward, so mühsam auch der Dichter sich zu allgemeiner Anerkennung emporrang. Wir zögern nicht, diese auferstandenen kritischen Aufsätze des feinsinnigen Gustav Schwab willkommen zu heißen. Derselbe steht seinen Freunden frei genug gegenüber, um nicht einseitig befangen zu sein, sondern auch auf ihre Schwächen freimüthig hinzuweisen; anderes freilich, was er preist, ist im Laufe der Zeit gründlich versunken, wie König Ludwig's und Chr. Matzerath's Gedichte. Der Literarhistoriker wird diese Kritiken einer längst verrauschten Zeit mit Interesse lesen. Von den aus dem „Morgenblatt" wieder abgedruckten Aufsätzen ist derjenige über den würtembergischen Mathematiker und Staatsmann Georg Bernhard Bilfinger besonders ansprechend, wenn auch des Gefeierten Bedeutung für unsere Zeit geschwunden ist.

12. Die Hohenzollern und die deutsche Literatur. Eine literarhistorische Studie von H. F. O. Weddigen. Düsseldorf, Voß u. Comp. 1883. Gr. 8. 1 M.

Die Abhandlung von Otto Weddigen ist die erweiterte Bearbeitung einer 1882 am Geburtstag des Kaisers Wilhelm gehaltenen Festrede. Wenn bisher ein Versuch, das Verhältniß des Hohenzollernhauses zu dem geistigen Leben des deutschen Volks in Betracht zu ziehen, nicht unternommen worden ist, so hat, scheint es uns, dies seine ganz natürliche Ursache darin, daß den Hohenzollern die schwere und gewaltige politische Aufgabe zutheil ward, die Kräfte ihres brandenburgischen zweiten Vaterlandes durch rastlos wiederholte Anstrengungen zu äußerster Leistungsfähigkeit zu steigern und mit jedem Jahrhundert mehr für den erschlaffenden Reichskörper den Harnisch zu

tragen. Ein im wesentlichen praktischen Zielen zustrebendes Fürstengeschlecht, klaren verständigen Geistes, richteten sie ihr Streben jederzeit vor allem auf politische Ziele, auf die Befestigung ihrer Herrscherrechte in einem anfangs unbotmäßigen Lande, auf die Herstellung von Zucht und Gesetz, auf die friedliche und gewaltsame Erweiterung ihres engen Gebiets, auf die Befreiung vom Druck auswärtiger Mächte, auf das langsame Emporwachsen zur deutschen und weiterhin europäischen Großmacht, und das einzige Mittel zur Erreichung dieser jahrhundertelang scharf im Auge gehaltenen Ziele war die Schaffung, stete Uebung, stete Steigerung einer unverhältnißmäßig starken Kriegsmacht. Daß die Hohenzollern diese Ziele sich vorsteckten, dafür ist ihnen das preußische und nun auch das deutsche Volk dankbar; nur zwei von ihnen strebten auch nach dem Ruhme eines gewissen Mäcenatenthums: Friedrich der Große zog geistreiche Franzosen und Italiener an seinen Hof, aber er gab darum nie die weltbeherrschende Fürstenrolle auf, die ihm vorgezeichnet war; der einzige Hohenzoller, welcher mit Liebhaberei und Absicht als August und Mäcen dilettirte, hat sich als Politiker keineswegs fähig erwiesen.

Der Verfasser der vorliegenden Abhandlung weiß das alles sehr wohl, aber er hat es sich eben zur Aufgabe gestellt, nachzuweisen, „daß die Hohenzollern sich bisher um die deutsche Literatur unvergängliche Verdienste erworben", und kommt dieser selbstgewählten Aufgabe insofern nach, indem er fleißig zusammenträgt, was etwa in dieser Richtung über das ruhmreiche Hohenzollernhaus Löbliches gesagt werden kann. Ein wohlgemeintes Unternehmen, wenngleich die Ergebnisse aus naheliegenden Gründen nicht eben bedeutend sind. Es ist durchaus richtig, daß die literarische Entwickelung eines Landes von seinen politischen Zuständen, von Freiheit oder Knechtschaft, Krieg oder Frieden ganz unabhängig ist: Virgil und Ovid dichteten, als die erschlaffte Kraft des alternden Rom der Macht eines Einzigen diente; die großen spanischen Dichter lebten unter der Gewaltherrschaft eines Karl I. und Philipp II.; die glänzendsten Blüten der französischen Literatur erwuchsen unter der Eisenfaust Richelieu's; die prachtvolle Entwickelung der holländischen Kunst erfolgte inmitten des Tosens endloser Kämpfe; unsere zweite Literaturblüte fällt in die Zeit des völligen Niedergangs des gesammten deutschen Reichsverbandes: daß große Genies geboren werden, ist eben von dem politischen Zustande ihres Vaterlandes unabhängig, und der schöpferische Genius fühlt sich in der behaglichen Stille eines kleinen Staatslebens angeregter als in dem lebendigen Getriebe eines Großstaats. Es ist unsers Erachtens zu viel gesagt, wenn es heißt, die Hohenzollern hätten „an den idealen Bestrebungen des deutschen Volks directen Antheil; sie hätten seinen Dichtern, ohne ihnen die Freiheit ihrer schöpferischen Thätigkeit einzuengen, nahe gestanden, sie hätten die Tragweite der Literatur als wichtiges Erziehungsmittel der Nation voll gewürdigt". Der Große Kurfürst war gewiß eine gewaltige Erscheinung, aber daß er gleich manchen andern deutschen Fürsten Titularmitglied der Fruchtbringenden Gesellschaft war, daß er ferner gegenüber dem beschränkt-eigensinnigen Paul Gerhardt eine bei einem so selbstherrlichen Fürsten doppelt anerkennenswerthe Geduld bewies: das ist ja sicherlich schätzenswerth, aber doch nicht genügend, um jenes Lob directer Antheilnahme und Unterstützung deutscher Literatur zu rechtfertigen. Für König Friedrich I. eine solche nachzuweisen, dessen Hofpoeten Canitz und Besser längst verschollen sind, versucht nicht einmal der Verfasser; dagegen unterstützte Friedrich I. die in ihren Hervorbringungen ungleich glänzendere bildende Kunst, wobei die Erwähnung gestattet sein mag, daß Schlüter's bedeutendstes Bauwerk das berliner Schloß ist, das Zeughaus dagegen von Johann Arnold Nering entworfen ward, welcher in demselben Jahre, 1695, in dem er den Bau begonnen, starb. Friedrich Wilhelm's I. hohe Bedeutung als Erzieher seines Volks und seines Sohnes wird niemand bestreiten; der Mann aber, welcher die frankfurter Professoren mit seinem Hofnarren disputiren ließ über die Frage: „Alle Gelehrte sind Narren", war gewiß nicht dazu berufen, den Mäcen einer Literatur zu spielen, welche noch in den Windeln lag. Was Friedrich den Großen betrifft, so kennen wir alle die vortreffliche Stelle aus Goethe's „Dichtung und Wahrheit", daß „durch Friedrich den Großen und die Thaten des Siebenjährigen Kriegs erst der wahre und höhere Lebensgehalt in die deutsche Poesie gekommen" sei. Wir alle wissen, wie ihn der Gleim'sche Dichterkreis feierte, wie an seinen Thaten zunächst ein preußisches und dann ein deutsches Nationalgefühl erwuchs, wie Lessing's „Minna" unter dem unmittelbaren Eindruck des Siebenjährigen Kriegs entstand, wie unter ihm Berlin für eine Weile zum geistigen Mittelpunkt Deutschlands ward, wie Friedrich als alternder Mann eine künftige Blüte der deutschen Literatur weissagte, welche rings um ihn bereits in voller Entwickelung aufsproß, wenn er, der große König, in der Bewunderung der Franzosen aufgewachsen, diese Blüte der deutschen Literatur auch nicht erkannte — aber daß er „den deutschen Dichtern nahe gestanden", daß er „die Tragweite der Literatur als wichtigstes Erziehungsmittel der Nation voll gewürdigt", das kann ihm, dem Bewunderer eines Voltaire, Algarotti und Maupertuis, auch der eifrigste Verehrer nicht nachsagen.

Von Friedrich Wilhelm II. Wöllner'schen Angedenkens ist nicht viel Löbliches in dieser Hinsicht zu sagen; ebenso wenig im Grunde von Friedrich Wilhelm III., obwol dessen Versuch, Schiller nach Berlin zu ziehen, erwähnt werden könnte. Wenn der prachtvolle Aufschwung des Jahres 1813 der deutschen Literatur Arndt, Schenkendorf und Körner brachte, so war König Friedrich Wilhelm III. unschuldig daran.

Friedrich Wilhelm IV. hat der deutschen Literatur weniger dadurch gedient, daß er einzelne abwelkende Blüten der Dichtung und der bildenden Kunst um seinen Thron versammelte, als indem er durch seine verkehrte Regierungsweise eine politische Poesie entfesselte, wie sie vorher

nicht dagewesen, eine Poesie, welche wirklich der ersten Hälfte der vierziger Jahre ihr eigentliches Gepräge gibt. Die Verdienste des Königs und jetzt Kaisers Wilhelm um die nationale Einigung des deutschen Volks sind in die ehernen Tafeln der Weltgeschichte eingeschrieben und bedürfen nicht unserer Anerkennung; aber auch ein Kaiser kann die Genies nicht aus dem Boden stampfen, und wenn wir auch viele Talente besitzen, Genies haben wir nicht, einfach deswegen, weil die edle Pflanze des Genies selten wächst und auch durch die glänzendste Sonne des Mäcenatenthums, welche übrigens der Dichtung der Gegenwart nicht leuchtet, nirgends geweckt werden kann. Der Schillerpreis hat uns keine Schiller gebracht, der gewaltige nationale Aufschwung des Jahres 1870 keinen Dichter, welcher denen der Freiheitskriege ebenbürtig wäre.

Wenn also der Verfasser auch zu beweisen bemüht ist, was in diesem Umfange zu beweisen unsers Erachtens nicht möglich ist, so soll ihm darum das Verdienst nicht geschmälert werden, alles was sich über die Theilnahme der Hohenzollern am literarischen Leben ihrer Zeit sagen läßt, fleißig zusammengetragen und geschmackvoll gruppirt zu haben.

Wilhelm Buchner.

Karoline Neuber.

Eine der merkwürdigsten Gestalten in der deutschen Theatergeschichte, welche auf dem Gebiete der Schauspielkunst geradezu epochemachend geworden, ist die willensstarke Frau Karoline Neuber, „die Neuberin", wie sie nach der Sitte ihrer Zeit kurzweg genannt wurde, deren Lebenslauf ein so bewegter war, deren Thätigkeit einen entschiedenen Wendepunkt des deutschen Bühnenwesens bezeichnete, und die doch zuletzt in ärmlichen, kümmerlichen Verhältnissen starb, ohne daß die Zeitgenossen verstanden hatten, was sie mit den so consequent durchgeführten Reformen der Bühne bezweckte. Erst lange Jahre nach ihrem Tode wurde man darauf aufmerksam, wie die Neuberin es eigentlich gewesen, welche den Anstoß zur Abschaffung so vieler Misstände gegeben, und die literargeschichtliche Forschung begann sich der eingehendern Untersuchung der Wirksamkeit dieser merkwürdigen Frau zuzuwenden. Eduard Devrient hat in seiner wahrhaft classischen „Geschichte der deutschen Schauspielkunst" zuerst wieder über „Frau Neuberin und die leipziger Schule" eine zusammenhängende ausführlichere Darstellung geliefert, aber erst der jüngsten Zeit war es vorbehalten, ein Werk in die Oeffentlichkeit treten zu sehen, das auf reichlichem, mühsam zusammengetragenem Quellenmaterial beruht, sich mit der Geschichte der Karoline Neuber eingehend beschäftigt und ihrem Wirken vollständig gerecht wird. Es ist dies das vorzüglich schön ausgestattete, mit Kunstbeilagen und Facsimiles gezierte Buch:

Karoline Neuber und ihre Zeitgenossen. Ein Beitrag zur deutschen Cultur- und Theatergeschichte von Friedrich Johann Freiherrn von Reden-Esbeck. Mit 7 Kunstbeilagen. Leipzig, Barth. 1881. Gr. 8. 12 M.

Wie schon der Titel des Werks andeutet, geht der Inhalt desselben darüber hinaus, nur ein biographisches Lebensbild zu bieten. Freiherr von Reden-Esbeck hat es vielmehr unternommen, ein großes Culturbild zu entwerfen, welches die Zustände der deutschen Bühne in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts zum Gegenstand hat und als dessen Hauptfigur Karoline Neuber in ihrer reformatorischen Thätigkeit erscheint. Der Verfasser hat große Mühe und außergewöhnlichen Fleiß daran gewendet, dieses Bild so getreu und correct als möglich zu zeichnen; er hat die Archive von beinahe zwanzig deutschen Städten durchforscht, auch wirklich Briefe und Actenstücke von großer Wichtigkeit aufgefunden und bietet in der umfassenden Arbeit, die hier als das Resultat seiner Forschungen vorliegt, eine in jeder Beziehung exacte Darstellung, welche hoher Aufmerksamkeit werth ist für jeden, der sich mit jener Periode des Theaterwesens eingehender beschäftigt, vor allem also für den Literarhistoriker.

Freiherr von Reden-Esbeck's Buch bietet zum ersten mal authentische Daten aus der eigentlichen Lebensgeschichte der Neuberin. Er führt uns in dem Kapitel über „Ihre Voraltern und Geburt" eine Zahl von Angaben vor, welche die Familie dieser Frau betreffen, die bekanntlich deren eigentlichen Geburtsnamen Weißenborn führte. Ein Taufzeugniß, welches vollinhaltlich mitgetheilt wird, weist als den Tauftag der Friederike Karoline Weißenborn den 9. Martii Anno 1697 nach; als den Geburtstag stellt der Verfasser auf Grundlage seiner Untersuchungen den 9. März des genannten Jahres fest. Daß das Mädchen in ihrer Jugendzeit im väterlichen Hause keine sehr frohen Tage verlebt, dafür bietet das folgende Kapitel manchen wesentlichen Nachweis. Damit im Zusammenhang steht insbesondere ein sehr unerquicklicher Proceß, welchen der Vater, Advocat Weißenborn zu Reichenbach im Voigtlande, gegen seine Tochter und den Entführer derselben, Gottfried Zorn, im Jahre 1712 eröffnet hat und aus dem mehrere Actenstücke im Wortlaut mitgetheilt werden. Alles in allem geht daraus hervor, daß die Tochter im väterlichen Hause keine freundliche heimische Stätte sah, und das später angeknüpfte Verhältniß mit dem stud. jur. Johann Neuber, mit welchem sie schließlich entfloh und den sie 1718 ehelichte, beweist dies deutlich genug. Der Verfasser schildert sodann den „Zustand der deutschen Schauspieldichtung und Bühne vor Eintritt der Neuber",

indem er insbesondere auf die herrschende Verwilderung hinweist, und geht hierauf zu der ersten Thätigkeit über, welche die unternehmende Frau begann, um dem eingerissenen Unfug ein Ende zu machen, nachdem sie zuvörderst bei einigen Theatergesellschaften, insbesondere bei der Gesellschaft des Johann Kasper Haak, mit ihrem Gatten auf der Bühne praktisch gewirkt hatte. Im Jahre 1727 stellte Kurfürst Friedrich August den Neuber'schen Ehegatten das Decret aus, wonach sie als „Hoff-Comoedianten" eine eigene Gesellschaft führen durften, bei der sich auch der bekannte Gottfried Heinrich Koch befand. Zu Leipzig begannen die ersten Vorstellungen, welche bereits von den reformatorischen Ideen der Neuberin getragen waren: den alten theilweise extemporirten Haupt- und Staatsactionen sollte entsagt, der Hanswurst verbannt und neue gute Uebersetzungen sollten für diese Aufführungen erworben werden. Sie setzte sich mit dem einflußreichen Professor Gottsched in Verbindung und suchte auch diesen für ihre Pläne zu gewinnen. Der Verfasser bietet in einem eigenen Kapitel eine Uebersicht der „Neuber'schen Grundsätze zur Reformation", und in einem weitern Kapitel bespricht er auch „Gottsched's reformatorische Wirksamkeit"; er fügt eine Zahl von Briefen bei, welche zwischen der Neuber und Gottsched gewechselt wurden und die sich darauf beziehen; sie werden hier zum ersten mal publicirt. Wir finden die Neuber'sche Gesellschaft nun bald in Leipzig, bald in Dresden und Hamburg. Schon im Jahre 1733 aber, nach dem Tode Friedrich August's, stellen verschiedene Hindernisse sich den Bestrebungen der Neuber'schen Gesellschaft entgegen. Der Director Joseph Ferdinand Müller sucht sie zu verdrängen, und es entsteht jener Streit, aus welchem Müller siegreich hervorging und aus dem wieder interessante Proceßacten mitgetheilt werden.

Bald darauf, im Jahre 1736, erhielten jedoch Neubers ein schleswig-holsteinisches Privilegium vom Herzog Karl Friedrich, einem besondern Liebhaber des Theaters. Wir finden die Gesellschaft in Lübeck, auch in Frankfurt a. M. und in Straßburg. Ueberall waren die reformirenden Ideen im Repertoire der Neuber durchgeführt worden: an die Stelle der abgeschmackten Stegreifkomödien traten ernste, freilich hochstrebende Schauspiele im steifen französischen Geschmack; immerhin war dies ein außerordentlicher Fortschritt gegen die Geschmacklosigkeiten der frühern Zeit und der gleichzeitigen andern Bühnen. Im Jahre 1737 erfolgte in Leipzig, wo die Neuber'sche Gesellschaft nunmehr wieder auftrat, auf Gottsched's Veranlassung jene berühmt gewordene Verbrennung des Hanswurstes auf der Bühne, welche diese Figur für immer von den Bühnen, auf welchen die Neuber'sche Gesellschaft spielte, verbannte. Da die dichterische Production an Uebersetzungen, Bearbeitungen und Originalen immer reicher wurde, so konnte das Repertoire nunmehr aus regelmäßigen und gelernten Stücken zusammengestellt werden. Nachdem Karoline Neuber, von so manchen Seiten bekämpft, ihre Vorstellungen an verschiedenen Orten in diesem Sinne gegeben, zwangen sie die Verhältnisse im Jahre 1740, den deutschen Boden zu verlassen. Wir finden sie in Petersburg; von dort aus kehrte sie nach Leipzig zurück; doch kam es hier zu dem Bruch mit Gottsched, und bald darauf verschlimmern sich die Verhältnisse der Neuber'schen Gesellschaft immer mehr, sodaß dieselbe 1743 sogar auseinandergeht, freilich um im nächsten Jahre wieder zusammenzutreten und zwar abermals in Leipzig. Im Jahre 1748 war es der Neuberin vergönnt, zuerst ein Stück des jugendlichen Lessing aufzuführen, nämlich den „Jungen Gelehrten". Aber Misgunst und Uebelwollen traten ihrem ehrlichen, echt künstlerischen Streben immer feindseliger entgegen, und im Jahre 1756 führte der ausgebrochene dritte schlesische Krieg die gänzliche Auflösung ihrer schon sehr zusammengeschmolzenen Truppe herbei. Noch hatte die vielgeprüfte Frau manchen harten Schicksalsschlag zu erdulden, bis sie am 30. November 1760 zu Laubegast bei Dresden in kümmerlichen Verhältnissen starb.

Diese kurzen Andeutungen aus Freiherrn von Reden-Esbeck's schätzenswerthem Buche sind nur dazu bestimmt, dem mit der Geschichte dieser merkwürdigen Frau weniger Vertrauten einiges aus dem Leben derselben vorzuführen. Die Darstellung des ganzen Buchs ist eine überaus fesselnde, und bieten insbesondere auch eingestreute Gedichte von Karoline Neuber, kleine Streitschriften, seltene Theaterzettel u. dgl. überaus werthvolle Beigaben zu der umfassenden, wie erwähnt, auf so reichem Material beruhenden Arbeit. Die Schlußkapitel verzeichnen noch „Abbildungen der Neuber und auf sie bezughabender Gegenstände" und schildern das im Jahre 1852 in Laubegast abgehaltene Neuber-Fest.

Von den werthvollen Kunstbeilagen sind insbesondere ein Porträt der Neuber, Abbildungen ihrer Wohnung und des ihr geweihten Denkmals in Laubegast, interessante Facsimiles ihrer Handschrift und derjenigen von Zeitgenossen, welche zu ihr in Beziehungen standen, sowie zwei genaue Copien alter Theaterzettel von 1738 und 1747 erwähnenswerth. Die Ausstattung des Buchs ist überhaupt eine ganz vorzügliche zu nennen.

Anton Schlossar.

Eine skandinavische Dichtung.

Herwara. Von L. Freytag. Berlin, Damköhler. 1883. 8. 3 M.

In dem vorliegenden sehr hübsch ausgestatteten Büchlein schenkt uns der durch seine germanistischen Forschungen bekannte Verfasser eine neue dichterische Bearbeitung einer jener nordischen Sagas, von denen sich bereits eine, die Frithjofssaga, durch die herrliche Dichtung Esaias Tegnér's das Bürgerrecht in der modernen Literatur erworben hat. Unter den dreißig Uebertragungen der Frithjofssage befindet sich auch eine von dem Bearbeiter der „Herwara", der überdies unter den Uebersetzern unsers Nibelungenliedes hervorragt. In mehr als einer Hinsicht kann „Herwara" als ein Gegenstück zu „Frithjof" angesehen werden, nicht nur was den Inhalt und die Form wie auch den Umfang, sondern namentlich was die poetische Schönheit und Vollendung des Werks betrifft.

Die Herwara-Saga ist in weitern Kreisen wenig bekannt; ihr Original ist eine unbeholfene prosaische Ueberarbeitung eines altnordischen Gedichts aus dem 10. oder 11. Jahrhundert, von dem nur wenige Strophen dunkeln Inhalts erhalten und in jener Erzählung zerstreut sind, die überdies an manch überflüssigem Beiwerk leidet. Das Werk Freytag's enthält daher von der ursprünglichen Saga nicht mehr als etwa ein Shakspeare'sches Drama von der Novelle, aus der es seinen Stoff geschöpft hat; wir stehen nicht an, dasselbe als eine der bedeutendsten und vortrefflichsten Dichtungen im weiten Felde der neuesten deutschen Literatur zu bezeichnen, als eine Dichtung, auf welche nicht angelegentlich genug hingewiesen werden kann. Sie nimmt folgenden Verlauf.

König Swafurlami in Gardaland reitet auf die Jagd und hat in wildem Eifer sein Roß zu Tode gehetzt, als er aus einem mächtigen Felsen zwei Zwerge treten sieht; er nimmt sie, in der Hoffnung, für sein Jagdunglück durch sie Ersatz zu erhalten, gefangen und verlangt als Lösegeld von ihnen das vortrefflichste Schwert, das jemals geschmiedet worden. Sie liefern es ihm zur festgesetzten Zeit, verkünden ihm aber auch des Schicksals Fluch, der an demselben haftet: so oft es aus der Scheide fährt, soll es ein Menschenleben vernichten, und das erste Opfer soll sein neuer Besitzer sein. Der König macht sich nicht viel aus dieser Weissagung und nennt das Schwert „Tyrfing", dem Schwertgotte Tyr zu Ehren; aber in einem Kampfe mit dem Berserkerfürsten Arngrim verliert er durch dessen Hieb die rechte Hand und mit ihr das verhängnißvolle Schwert, das auch sofort seinem Leben ein Ende macht.

Der Sieger entführt des gefallenen Gegners Tochter Euwora und zwingt sie zur Ehe. Sie wird Mutter zwölf riesiger Söhne, welche, nachdem sie erwachsen, mit dem Keckften, Hjörwart, ausziehen, als er um Ingeborg, die Tochter des Upsalakönigs Yngwi, freien geht. Diese liebt aber einen der edeln Krieger ihres Vaters, den jungen Hjalmar, der sofort vor den Vater tritt, um sie wirbt und den blutigen Berserkern Trotz bietet. Der überraschte König überläßt der Tochter die Wahl des Gatten, die natürlich auf den Freund ihrer Jugend fällt, den aber sofort die zwölf Recken zum Kampfe herausfordern:

„Du kennst doch Samsös Inselfeld?
Dort findet einer von uns, o Held,
im Lenz den letzten Frieden.
Und Neiding dich alle nennen wir,
pflückst du die schönste Blume dir,
eh' unser Holmgang entschieden."

Und Hjalmar drückt die Braut in den Arm:
„Nicht fürcht' ich dich und deinen Schwarm,
will Frieden nicht, noch Erbarmung!
Kein Bräutigam so um die Braut sich müht,
als hier mein gutes Eisen glüht
nach deines Schwertes Umarmung."

Es naht der Lenz, es schlägt die Flut
das Ufereis in Schollen;
empor zum Strand mit entfesselter Wuth
die brandenden Wogen rollen.

Da wartet der kühne Hjalmar mit seinem treuen alten Freunde Ott auf die zwölf Reckensöhne Arngrim's, die, noch vom Blute anderer Kämpfe geröthet, auf der Insel landen. Angantyr, ihr Aeltester, den grimmen, nach Feindesblut lechzenden Tyrfing an der Seite, fordert Hjalmar heraus, während Ott die elf andern Brüder übernimmt. Sie alle, Hjörwart zuerst, erliegen dem greisen Helden und Angantyr dem tapfern Hjalmar, den aber zugleich Tyrfing, dem Fluche gemäß, zu Tode getroffen hat. Sterbend sagt er zu seinem alten Freunde:

Ich schied von der Braut; an meiner Brust
lag sie in stummem Wehe.
Mir hat's geahnt, sie hat's gewußt,
daß ich nimmer sie wiedersehe.
Den rothen Ring nimm und zurück
gib ihr die Liebesgabe:
doch Liebeshoffnung und Liebesglück,
ich nehm' es mit zu Grabe.
Und wenn du sie grüßest, meine Braut,
nicht brauchst du ihr Trost zu sprechen.
Sie wird nicht weinen mit Jammerlaut:
ihr wird das Herz zerbrechen.

Angantyr aber hat eine junge Witwe, Swafa, und ein Kind, die Heldin des Gedichts, Herwara, hinterlassen, die zu einer zweiten Brunhild heranwächst:

Schwer war ihr Schlag, ihr Zorn war scharf,
und jeden Mann sie zu Boden warf.

Da spottet einst ein von ihr mishandelter Knecht ihrer, als wäre sie nicht ihres Vaters echtes Kind. Sie schlägt ihn nieder, will aber über den Vorwurf beruhigt werden, beschließt die Reise zum Grabe des Vaters, achtet der Warnungen des Großvaters und der Thränen ihrer Mutter nicht und läßt sich Waffen und ein Schiff geben:

Ihr Segel, bläht euch gegen Süd,
Angantyr's Tochter ist Spottes müd.
Beflügle die Segel, Nordlands Wind!
Den Vater sucht Angantyr's Kind.

So kommt sie nach Samsö. Die Gespensterstunde bricht über den Grabhügeln der gefallenen Helden an. Im Flammengewande stehen sie auf von ihrem langen Schlafe, und die unerschrockene Herwara klopft auch des Vaters und seiner Brüder Geister mit dem Schaft ihrer Lanze aus dem Grabe hervor; sie verlangt von ihnen den Tyrfing heraus, bekämpft erst die Ausflüchte, dann die Warnungen des besorgten Vatergeistes, besiegt sie aber durch ihren Muth und erhält endlich die heißersehnte Waffe:

Und sieh, wie ein Blitz aus dem Thor der Gruft
fährt Tyrfing zischend durch die Luft
in seiner güldenen Scheide.
Sie gürtet die Wunderwaffe um
und zieht die Klinge, vor Freuden stumm
und Glut entsprüht der Schneide.

Seitdem legt jedoch Herwara ihre wilde Art ab und wird ein minniges Frauenbild, das der gesammte Norden um ihrer Schönheit willen feiert. Da wirbt der junge König Höfund um sie, mehr ein Weiser als ein Held. Er gelangt zum Ziele, und zwei Söhne schmücken den Herzensbund; aber der Vater bevorzugt den ältern, Angantyr, und hält der Mutter Liebling, Heidrek, der ihr einstiges heißes Blut geerbt, vom Hofe fern, als jener das Schwert der Männer empfängt:

Da stampft's im Hofe wie Rosseshuf,
die Gäste verstummen alle;
man hört von außen gebietenden Ruf,
und ein Jüngling tritt in die Halle.

Er ist wie ein Kriegsgott, kampferhitzt,
schön und gewaltig zu schauen,
doch ein verzehrendes Feuer blitzt
wol unter den dunkeln Brauen.

Heidrek ist's; er benimmt sich trotzig beim Mahle, und als ihn der erzürnte Vater zur Ruhe weisen läßt, erschlägt er den Diener. Er wird nun verbannt, aber im geheimen gibt ihm die Mutter den Tyrfing mit. Der gutmüthige Bruder begleitet ihn; als nun Heidrek auf dem Wege das verhängnißvolle Schwert, das ihm eine neue Heimat erwerben soll, aus der Scheide zieht, um es prüfend zu betrachten, da erfüllt sich der Fluch abermals, und des Bruders harmloses Leben fällt ihm zum Opfer. In wunderbar erschütternden Worten beklagt der Unselige seine unfreiwillige That:

O unglücksvolle Stunde,
o allzu bittre Noth!
O Bruders Todeswunde,
wie glänzest du so roth!

Wohin mich Füße tragen
und Meeresflut mich reißt,
steigt auf mit stummen Klagen
vor mir dein hoher Geist.

Die Reue brennt wie Feuer,
sticht tiefer als ein Dorn:
o Bruder, du getreuer,
o stille deinen Zorn!

Heidrek kommt zu dem schwachen König Swen und wird die Stütze seines Reichs, das er von grimmigen Feinden befreit. Er erhält dafür des Königs Tochter Helga, und Swen selbst freit noch im Alter die Tochter eines der Besiegten. Aber es bricht eine Hungersnoth aus, und die Priester verlangen das Opfer eines Fürstensohnes, um den Zorn der Götter zu besänftigen. Da streiten sich Swen und Heidrek, deren jeder einen jungen Sohn hat; jeder will den Sohn des andern als den Edelsten erklären, um den seinigen zu retten. Die Priester wählen Heidrek's Vater Höfund zum Schiedsrichter; aber die Boten finden Herwara auf dem Todtenbette:

Höfund neben ihr hütend sitzt,
wenn es nachtet und wenn es tagt;
schlaflos ist ihm das Aug' erhitzt;
ach, er hofft, wo die Welt verzagt.

Wieder sinkt ihm die Sonne grell
und mit röthlichem Glanz zu Thal,
schwächer flutet der Lebensquell
bei der sterbenden Frau im Saal.

Schon am düsteren Himmel zieht
siegesfunkelnd das Heer der Nacht —
ihr geschlossenes Auge sieht
nichts — und wieder der Gatte wacht.

Dem mit den Boten ankommenden Heidrek verzeihen die sterbende Mutter und der gebeugte Vater:

Kalt starrt draußen der Wald ergraut,
wie die Blüte im Frost verdirbt;
beide Könige weinen laut,
denn die Mutter, die Mutter stirbt.

Höfund folgt ihr ins Grab, doch hat er vorher noch bestimmt, daß zur Sühne sein Enkel als Opfer fallen solle. Zum Schwiegervater zurückgekehrt, verlangt Heidrek als Ersatz die ihm längst versprochene Hälfte des Reichs; darüber entspinnt sich ein Streit; in diesem wird sein Sohn verrätherisch erschossen; er aber, dem ein zweiter Pfeil galt, stürzt wüthend auf den König und dessen Sohn; Tyrfing hält blutige Ernte, Heidrek geht als Herrscher aus dem Kampfe hervor. Er schafft sofort die Menschenopfer ab und zeigt sich dem Christenthum geneigt. In seinem Reiche herrscht blühender Friede, und ihm wächst eine Tochter, die zweite Herwara, heran. Aber auf einer Reise eingeschlummert, wird er von Anhängern Swen's mit seinem eigenen Tyrfing erschlagen. Herwara, die ihm nacheilt, schwört Rache:

Ich bin ihr gleich, die den Namen mir gab,
die Mörder send' ich ihm nach ins Grab. —
Da lieg' er und träume ruhig und still
von der Tochter, die ihn rächen will.

Die Verfolgung der Mörder gibt Anlaß zu den herrlichsten Schilderungen der Natur. Herwara holt den Tyrfing aus der Schlafenden Mitte, weckt sie zum Kampfe und streckt sie nieder. Wie der Großmutter Ruhm, so ist nun auch der ihrige ein weitverbreiteter, und König Harald wirbt um sie in den süßesten berückendsten Tönen der Liebe:

Die Jungfrau steht am Fenster und lauscht
und erbleicht und erglühet bald;
und die Harfe verklingt und das Lied verrauscht,
und leis' nachzittert der Wald.

Da fährt sie empor und blickt wie wirr,
als wecke man sie vom Traume;
es ächzt und schrillt wie Schrei und Geklirr
im bange bebenden Raume.

Tyrfing hat nämlich Einspruch erhoben gegen die milde Stimmung seiner Besitzerin; der Fluch des blutigen Schwertes wirkt fort; sie verhöhnt den glühenden Sänger, daß er noch nicht im Männerstreite sich hervorgethan, und fordert ihn zum Kampfe. Stolz rafft sich der Verspottete auf und sendet den Kriegspfeil von Land zu Land mit dem gellenden Rufe:

Männer, euch ruft der Pfeil;
über den Feind mit Macht:
Ordnet zum Sturm den Keil,
vorwärts zur Schlacht!

Auch Herwara rüstet ihr Heer und umgürtet sich mit Tyrfing. Die beiden Liebenden, doch infolge des Fluchs sich Hassenden treffen sich, und in wilder Wuth fallen sie beide durch denselben flucherfüllten Stahl. Da gesteht sie ihre Liebe:

Umschließe mich mit dem Arme fest,
daß keiner die Braut dir raube —
der Tod zertritt den armen Rest
des Lebens zu morschem Staube.

Für diesmal hat der Tod Gewalt,
zu tief die Wunden trafen:
das Lied des Lebens ist verhallt —
jetzt laß uns schlafen, schlafen!

Das sehen die Zwerge, die nun die unheilvolle Waffe zerschmettern; krachend mit Donnergetöse stürzt der Berg ein, den Liebenden ein ungeheurer Grabhügel, und damit hat der böse Fluch und hat das herrliche Gedicht ein Ende. Wie eine wahre Erfrischung muß in unserer Zeit, wo unwahre, abgeschwächte Gefühle sich so breit machen, „Herwara", dieses echt deutsche Werk, auf dichterisch empfängliche Gemüther wirken. Otto Henne-Am Rhyn.

Feuilleton.

Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

Ueber „Napoleon Bonaparte und der rastatter Gesandtenmord. Ein Wort an meine Herren Kritiker" von A. Böhtlingk heißt es in der „Saturday Review", Nr. 1447: „Es wird allerdings keine gewöhnliche Ueberredungskunst erfordern, um uns glauben zu machen, daß ein französischer General österreichische Husaren dazu verwendet habe, die Gesandten seines eigenen Vaterlandes zu ermorden, besonders wenn, wie Böhtlingk es für wahrscheinlich hält, einer der Gesandten selbst ein Hauptvermittler in der Handlung war. Der gesunde Menschenverstand sagt uns, daß, wenn die Mörder von irgendeiner andern Regierung als ihrer eigenen gedungen worden wären, die Wahrheit längst ans Licht gekommen sein würde; freilich aber, obgleich Böhtlingk spitzfindig und geistreich ist, scheint doch der gesunde Menschenverstand für ihn nicht vorhanden zu sein."

Julius Köstlin's Schrift „Luther's Leben" wird von derselben Zeitschrift derjenigen Gattung von Biographien zugezählt, wie sie Düntzer geliefert hat, die also weniger nach Tiefe der Forschung (?) oder Reiz der Darstellung streben, als danach, ein möglichst treues Bild von dem Manne zu entwerfen, dem ihre Arbeit gewidmet ist, indem sie nicht allein ihn selbst schildern, sondern auch die äußern Verhältnisse, unter denen er gelebt und sich bewegt hat. „Alles ist hier aufgeboten, das äußere Leben Luther's vor das Auge zu bringen, und Köstlin's Schätzung des innern Luther ist derart, wie sie dem Biographen des größten der Deutschen geziemt. Das Buch kann als eins, das der Uebersetzung wohl würdig wäre, warm empfohlen werden."

Von J. Frohschammer's „Ueber die Genesis der Menschheit und deren geistige Entwickelung in Religion, Sittlichkeit und Sprache" sagt die genannte Wochenschrift: „Vor einigen Jahren, nachdem er sich überlegt haben mochte, daß andere Philosophen in ihren Definitionen des Entstehungsprincips des Weltalls unglücklich gewesen sind, ließ Frohschammer es sich einfallen, es mit der Phantasie zu versuchen. Sein jetziges Werk ist ein Anhang zu der Abhandlung, in welcher er die Phatasie als die Grundlage der kosmischen Entwickelung hinstellte."

L. von Ulrich's Schrift „Pergamon. Geschichte und Kunst. Vortrag", wird als lichtvoll und gründlich bezeichnet, wenngleich sie weder durch Beredsamkeit noch Leichtigkeit der Behandlung hervorrage.

Hermann Welcker's Monographie über „Schiller's Schädel und Todtenmaske; nebst Mittheilungen über Schädel und Todtenmaske Kant's" erklärt die „Saturday Review" für ein Muster von gewissenhafter Untersuchung, und sie meint, gleichviel ob er recht oder unrecht habe, seine Bedenken seien nicht aus Liebe zum Paradoxen hervorgegangen.

Von Paul Heyse's „Buch der Freundschaft. Novellen" heißt es dort, sie zeichnen sich durch alle seine gewohnte Eleganz der Darstellung aus, bestehen aber aus einer dreifachen Variation eines einzigen Themas, nämlich des tragischen Elements in excentrischer und unmäßiger Freundschaft.

Die „Saturday Review" findet, daß der Roman „Stella" von Fanny Lewald mehr Talent und Frische aufweise als einige ihrer frühern Schöpfungen, daß der Roman durchaus nicht uninteressant, obschon die Schilderung römischer Sitten und Charaktere oberflächlich sei. Auch habe das Werk nichts von dem Reichthum an Localfärbung eines James oder Hawthorne.

„Die Charaktere in dem Roman «Viola» von Egon Fels sind überall von gewöhnlichem Schlage", heißt es ebendaselbst, „was in der That, da sie alle Engländer sind, die Moral von der Geschichte sein mag. Es ist ein respectabler Leihbibliothekenroman, mit keinerlei literarischen Ansprüchen."

Alfred Friedmann's „Optimistische Novellen" seien getragene Studien in Heyse's Manier, wenngleich ohne dessen Vollendung und Schliff. Der Verfasser rede zu viel in eigener Person, anstatt die Handlung sich selbst entwickeln zu lassen.

Ueber „Clytia; historischer Roman aus dem 16. Jahrhundert" von George Taylor sagt die genannte Wochenschrift: „Wenn man dem Gerücht trauen darf, so ist George Taylor, wenn er auch deutsch schreibt, ein Engländer der Rasse und nicht blos

der Annahme seines Pseudonyms nach. Die Vermuthung wird durch die Physiognomie seiner Romane unterstützt, welche die künstlerischen Eigenschaften bekunden, an denen es deutschen Romanen, sobald sie die Grenzen einer kurzen Erzählung überschreiten, gewöhnlich mangelt. «Antinous» war ein bemerkenswerthes Werk, «Clytia» zeigt dasselbe Talent und eignet sich aus einleuchtenden Gründen noch weit besser fürs größere Publikum. Ungeachtet seines classischen Titels ist es ein Roman aus der nach-Luther'schen Reformation in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Es ist ein ausgezeichneter Roman von jedem Gesichtspunkte aus und zeugt, wie «Antinous», von hoher Bildung und Gedankentiefe."

Ueber „Franz Liszt; Studien und Erinnerungen" von Richard Pohl heißt es ebendaselbst: „Eine Fatalität scheint über allen Schriften zu schweben, die von Franz Liszt oder über ihn verfaßt werden; diese ist schlecht durchdacht und kaum lesbar. Dies Gemengsel von Essays ist zwar gut gemeint, aber sehr langweilig wegen seiner Weitschweifigkeit und der Schwierigkeit, unter welcher der Verfasser natürlich sich befindet, seine Ansichten betreffs Liszt's Musik ohne Hülfe der Musik selbst auszudrücken. Wir scheinen nur im allgemeinen aus dem Werke zu entnehmen, daß keine Schmeichelei zu derb sein kann für den ungarischen Pianisten und daß Pohl entschlossen ist, zu beweisen, daß er ein ebenso großer Componist sei, wie er unzweifelhaft ein Virtuose ist."

— Ueber „Friedrich II. in englischen Urtheilen" von E. Du Bois-Reymond sagt das „Athenaeum": „Die geistreiche Broschüre leidet an ziemlich denselben Mängeln wie das Buch des Herzogs von Broglie (welches dort vorher besprochen worden). Der preußische Professor ist ein zu glühender Patriot, um ein unparteiischer Beurtheiler des Systems territorialer Vergrößerung zu sein, welches das Haus Hohenzollern verfolgt, und scheint sich darüber zu ärgern, daß Engländer sich weigern, es mit eben solcher Genugthuung zu betrachten. Er vertheidigt die Ergreifung Schlesiens mit dem tu quoque Beweisgrunde, daß Warren Hastings ebenso wenig scrupulös gewesen sei. Wenige Engländer werden jetzt noch die politische Sittlichkeit Hastings' in Schutz nehmen wollen, und es ist zu bedauern, daß ein Mann der Wissenschaft als entschlossener Vertheidiger der Politik von Blut und Eisen auftritt. Das System autokratischer Regierung, welchem der Professor das Wort redet, wird hier kaum Bewunderer finden; er übersieht die einleuchtende Thatsache, daß, als der große Mann verschieden war, der diesem System Kraft und Wirksamkeit verlieh, es die Katastrophe von Jena herbeiführte."

Bibliographie.

Abel, C., Ueber den Gegensinn der Urworte. Leipzig, Friedrich. 1884. Gr. 8. 2 M.

Adolar (Vogtherr), So sein se! Charakter-Skizze. Frankfurt a. M., Koenitzer. 8. 60 Pf.

Bastian, A., Zur naturwissenschaftlichen Behandlungsweise der Psychologie durch und für die Völkerkunde, einige Abhandlungen. Mit 1 Tafel. Berlin, Weidmann. Gr. 8. 4 M.

Bentzinger, J., Das Leben der Kaiserin Adelheid, Gemahlin Ottos I. während der Regierung Ottos III. Breslau, Köhler. Gr. 8. 1 M.

Bettin, A., König Albert als Feldherr. Sein Wirken im deutsch-französischen Kriege von 1870/71. Mit dem Porträt Sr. Maj. in Lichtdruck. Dresden, Höckner. Gr. 8. 1 M. 25 Pf.

Blume, E., Quellensätze zur Geschichte unseres Volkes. 1ster Bd.: Urzeit. Merowingische Zeit. Karolingische Zeit. Cöthen, Schulze. Gr. 8. 5 M. 50 Pf.

Brauns, C. W. E., Die Nadel der Benten. Japanischer Roman aus der Jetztzeit. 2 Bde. Berlin, Janke. 1884. 8. 9 M.

Chelmecki, J., König Johann Sobieski und die Befreiung Wiens. Eine kritische Abhandlung anlässlich der zweiten Säcularfeier des am 12. September 1683 erfolgten Entsatzes von Wien. Wien, Braumüller. Gr. 8. 1 M.

Cramer, R. v., Schneeflocken. Eine Erzählung. Mitau, Lucas. 8. 1 M. 20 Pf.

Delff, H. K. H., Grundzüge der Entwicklungsgeschichte der Religion. Leipzig, O. Schulze. Gr. 8. 7 M.

Diercks, G., Das moderne Geistesleben Spaniens. Ein Beitrag zur Kenntniß der gegenwärtigen Kulturzustände dieses Landes. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 5 M.

Druskowitz, H., Perce Bysshe Shelley. Berlin, Oppenheim. 1884. 8. 6 M.

Edel, A., Die beiden Heinriche. Ein historisches Drama. Leipzig, Hucke. Gr. 8. 2 M.

Freytag, G., Doktor Luther. Eine Schilderung. Leipzig, Hirzel. 8. 2 M.

Ganghofer, L., Bergluft. Hochlands-Geschichten. Stuttgart, Bonz u. Comp. 8. 4 M.

— — Heimkehr. Neue Gedichte. Stuttgart, Bonz u. Comp. 8. 4 M. 80 Pf.

— — Bunte Zeit. Gedichte. 2te, vielfach verm. Aufl. des Liederbuches: Vom Stamme Asra. Stuttgart, Bonz u. Comp. 8. 4 M. 80 Pf.

Hallwich, H., Heinrich Matthias Thurn als Zeuge im Proceß Wallenstein. Ein Denkblatt zur dritten Säcularfeier Wallenstein's. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Hammerstein, L. v., S. J., Kirche und Staat vom Standpunkte des Rechtes aus. Freiburg i. Br., Herder. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Hartmann, R., Ueber die alten Dithmarscher Wurschen und ihren Packwerkbau. Mit 1 Karte in Farbendruck. Marne. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Heinrich, H., Bileam. Trauerspiel. Berlin, Freund u. Jeckel. 8. 2 M.

Herrmann, T., Charlotte von Rohan. Dramatisches Gedicht. Berlin, Freund u. Jeckel. Gr. 8. 2 M.

Hesse-Wartegg, E. v., Nord-Amerika, seine Städte und Naturwunder, sein Land und seine Leute. Mit Beiträgen von Udo Brachvogel, Bret Harte, T. Kirchhoff u. A. Mit 300 Illustrationen. Volks-Ausgabe. 1ste Lfg. Leipzig, G. Weigel. Lex.-8. 50 Pf.

Köhler, H., Irren und Finden. Roman. Leipzig, A. Krüger. 8. 4 M.

Michaëlis, C. Th., Lessings Minna von Barnhelm und Cervantes' Don Quijote. Berlin, Gaertner. Gr. 8. 1 M.

Michalsky, O., Kant's Kritik der reinen Vernunft und Herder's Metakritik. Einleitung und erster literarischer Theil, nebst Voruntersuchungen. Breslau, Köhler. Gr. 8. 1 M.

Miletus, E. v., Eine irische Fürstentochter. Roman aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Braunschweig, Sattler. 8. 6 M.

Möllhausen, B., Die Trader. Roman. 3 Bde. Berlin, Janke. 1884. 8. 15 M.

Müller, H., Erklärung der Faust-Vorstellungen am königlichen Theater zu Hannover. Mit Benutzung der vom Professor Düntzer herausgegebenen Erläuterungen zusammengestellt. Hannover, Helwing. 8. 60 Pf.

Nonne, L., Ein Zug nach Rom. Historischer Roman. Stuttgart, Bonz u. Comp. 8. 6 M.

Peschkau, E., Die Reichsgrafen von Walbeck. Roman aus der Gegenwart. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1884. 8. 4 M. 50 Pf.

Post, J., Arbeit statt Almosen. Beitrag zur Social-Technik. Bremen, Roussell. Gr. 8. 1 M.

Prellwitz, R., Luther in Worms, dramatisches Gedicht. Ein Beitrag zur Lutherfeier am 10. November 1883. Königsberg, Gräfe u. Unzer. 8. 1 M. 50 Pf.

Pressel, P., Luther. Von Eisleben bis Wittenberg. 1483—1517. Chronik und Stammbuch. Stuttgart, Greiner. Gr. 8. 75 Pf.

Riegel, H., Peter Cornelius. Festschrift zu des großen Künstlers hundertstem Geburtstage, 23. September 1883. Mit 4 Lichtdrucken und 4 Holzschnitten. Berlin, v. Decker. Gr. 8. 9 M. 50 Pf.

Rodowicz von Oświęcinski, Freie Betrachtungen eines Greises über Religion. Allen Selbstdenkern gewidmet. Leipzig, Findel. Gr. 8. 3 M.

Rosenthal, L. A., Lazarus Geiger. Seine Lehre vom Ursprunge der Sprache und Vernunft und sein Leben, dargestellt. Stuttgart, Scheible. 1884. Gr. 8. 3 M.

Sauer, A., Rom und Wien im Jahre 1683. Ausgewählte Actenstücke aus römischen Archiven, zur zweiten Säcularfeier der Befreiung Wiens als Festgabe des unter allerhöchstem Protectorate stehenden Priestercollegiums von Campo Santo zu Rom herausgegeben. Wien, Hof- und Staatsdruckerei. Lex.-8. 6 M.

Schelhorn, E. v., Die königl. bayerische Kriegsschule in den ersten fünfundzwanzig Jahren ihres Bestehens. München, Th. Ackermann. Lex.-8. 5 M.

Schwertschlager, J., Kant und Helmholtz, erkenntniss-theoretisch verglichen. Freiburg i. Br., Herder. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Ein Sommertraum von A. v. H., eine Kurländerin. Mitau, Lucas. 8. 1 M. 20 Pf.

Stein, J., Geschichte der Stadt Breslau im 19. Jahrhundert. 1ste Lfg. Breslau, Trewendt. Gr. 8. 1 M.

Stieber, Denkwürdigkeiten. Aus seinen hinterlassenen Papieren bearbeitet von L. Auerbach. Berlin, Engelmann. Gr. 8. 4 M.

Streintz, H., Die physikalischen Grundlagen der Mechanik. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Tylor, E. B., Einleitung in das Studium der Anthropologie und Civilisation. Deutsche autorisirte Ausgabe von G. Siebert. Mit 78 in den Text eingedruckten Holzstichen. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. Gr. 8. 10 M.

Uechtritz-Steinkirch, C. v., Heinrich Tobias Freiherr von Haslingen. Ein Beitrag zur Geschichte der Befreiung Wiens im Jahre 1683. Breslau, Korn. Lex.-8. 1 M.

Weißenfeld, E. G. L., Der „geweihte Degen Daun's". Eine historiographische Darlegung. Berlin, R. L. Prager. Gr. 8. 50 Pf.

Wollheim da Fonseca, Neue Indiskretionen. Mittheilungen aus der geheimen Diplomatie der letzten 30 Jahre. 1ste Lfg. Berlin, Hempel. Gr. 8. 1 M.

Wolrad, E., Bertrada. Trauerspiel. Berlin, Freund u. Jeckel. 8. 2 M.

Anzeigen.

Die Allgemeine Zeitung
(mit wissenschaftlicher Beilage und Handelszeitung)
früher in Augsburg erschienen

ist in Deutschland und Oesterreich durch die Postanstalten für 9 M. vierteljährlich (6 M. für die 2 letzten Monate, 3 M. für den letzten Monat des Quartals) zu beziehen. Preis bei directer Versendung unter Streifband monatlich 4 M. (5 M. 60 Pf. für die anderen Länder des Weltpostvereins). Quartalpreis bei wöchentlicher Versendung im Weltpostverein 14 M. 40 Pf., außerhalb desselben 19 M. 50 Pf.

Probenummern nebst neuestem Quartal-Register gratis.

Leitartikel, wissenschaftliche und handelspolitische Aufsätze rc. rc. in Nr. 274 bis 280.

Gesichtspunkte der Socialpolitik. — Chinesisches Militärwesen. — Bratiano und die mitteleuropäische Friedensliga. — Zur Lage in Bulgarien. — Das spanische Heerwesen. (I/II.) — Der neue Actiengesetzentwurf. — Friedrich der Große und die schlesische Diöcesanverhältnisse.

Römische Annalen. (XVI.) — Die Eröffnung der Northern-Pacific-Eisenbahn. (VI/VIII.) — Die fünfundzwanzigjährige Jubelfeier der historischen Commission bei der k. Akademie der Wissenschaften. — Zur Erinnerung an Conrad Bursian. Von A. Baumeister. — Ueber die Lage der evangelischen Kirche Deutschlands. — Die Enthüllungsfeier des Nationaldenkmals auf dem Niederwald. Von Hauptmann Zernin. (III. Schlußartikel.) — Rawdon Brown. — Wiener Briefe. (CLXVI.) — Die gewerbliche Erziehung in Oesterreich. Von Dr. Stockbauer. — Die Erhaltung des Bauernstandes. — Pariser Chronik. (CXXI.) — Turgenjew und Katkow. — Im Lande der Basken. Von Dr. A. Penck. — Rudolf Stang's Stich der Pseudo-Fornarina.

Aufträge für Streifbandsendungen an die Expedition in München.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Die Kleine Jagd.
Für Jäger und Jagdliebhaber.
Von
F. E. Jester.

Fünfte Auflage, vollständig umgearbeitet von O. von Riesenthal.
Mit zahlreichen Abbildungen.
In 12 Lieferungen zum Subscriptionspreise von je 1 M.
Erste Lieferung.

Jester's „Kleine Jagd" zählt schon beinahe ein Jahrhundert lang zu den besten Werken der deutschen Jägerei, weil der Verfasser in seltenem Grade Praxis mit Wissenschaftlichkeit zu verbinden wußte und auch die folgenden Auflagen immer in seinem Geiste weitergeführt worden sind. In der gegenwärtigen fünften Auflage, bearbeitet von dem königl. preußischen Oberförster von Riesenthal, hat das Werk abermals sehr wesentliche Bereicherungen erfahren und ist außerdem mit vielen in den Text gedruckten Abbildungen und Separatbildern geschmückt worden. Dieselbe erscheint in 12 Lieferungen à 1 Mark und wird bis zum Frühjahr 1884 vollendet sein.

Alle Buchhandlungen haben die erste Lieferung nebst Prospect vorräthig.

WESER-ZEITUNG
(Bremen)
Täglich 3 Ausgaben.

Bei allen Postanstalten
pr. Quartal 7 Mark.
Inserate pr. Zeile 25 Pf.
☞ Probenummern versendet gratis
Die Expedition der „Weser-Zeitung", Bremen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Die menschenähnlichen Affen
und ihre Organisation im Vergleich zur menschlichen.
Von
Robert Hartmann.

Mit 63 Abbildungen. 8. Geh. 6 M. Geb. 7 M.

(Internationale wissenschaftliche Bibliothek, 60. Band.)

Professor Robert Hartmann in Berlin bietet in diesem Werke Fachmännern wie Laien, Anhängern wie Gegnern der Descendenzlehre eine fesselnde Darstellung der merkwürdigen Geschöpfe, welche die *menschenähnlichen Affen* genannt werden. Vorzügliche Illustrationen, nach Photographien und Originalzeichnungen in Holz geschnitten, begleiten den Text, und reichhaltige Literaturangaben erhöhen die Brauchbarkeit des Werks.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Indische Studien.
Beiträge für die Kunde des indischen Alterthums.

Im Vereine mit mehreren Gelehrten herausgegeben von
Dr. Albrecht Weber.

Mit Unterstützung der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft.

Sechzehnter Band.

8. Geh. 15 M.

Inhalt des Bandes: Ueber Bhuvanapâla's Commentar zu Hâla's Saptaçatakam. — Lückenbüsser (der ârische Charakter des Armenischen). — Miscellanea: 1. Dharmakirti. 2. Bhâmaha. 3. galla, ladaba. 4. Epigramme aus Vallabhadeva's Subhâshitâvali. — Ueber die heiligen Schriften der Jaina.

(Mit einer Beilage: Mittheilungen von F. A. Brockhaus in Leipzig. 1883 Nr. 3.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 43. —— 25. October 1883.

Literarische Unterhaltungen.

Das Deutsche Theater in Berlin.

Für die dramatische Literatur der Gegenwart sind die Theaterzustände von so einschneidender Wichtigkeit, daß jedes neue Ereigniß auf dem Gebiete der Theaterwelt auch bei den Blättern, welche literarischer Kritik gewidmet sind, Beachtung finden muß. Die Eröffnung des Deutschen Theaters in Berlin ist ein solches Ereigniß: die dramatischen Schriftsteller dürfen dasselbe mit Freuden begrüßen. Ein neues vornehmes Theater gibt der dichterischen Production einen neuen festen Halt — und gerade für Berlin war es eine Nothwendigkeit.

Das Hoftheater ist durch Rücksichten jeder Art gebunden: ein großer Theil neuer Dramen, besonders derjenigen, welche auf dem geschichtlichen Boden der Neuzeit spielen, ist durch die Convenienzen des Hoftheaters ausgeschlossen. Revolutionsdramen, mögen sie auch den seine Kinder verschlingenden Saturn, die Revolution, mit ergreifender Wahrheit schildern, sind ein für allemal von seiner Schwelle verwiesen. Aus Rücksichten auf befreundete Höfe werden Stücke nicht zugelassen, in denen einer oder der andere Ahnherr jener Herrscherhäuser in einem ungünstigen Lichte dargestellt ist, und gänzlich ausgeschlossen ist die Aufführung von Stücken, in denen die Hohenzollern, wenn auch in günstigster Auffassung, eine Rolle spielen: eine Einschränkung, die man neuerdings auch auf die preußischen Stadt- und Privatbühnen auszudehnen bemüht war, wie das Verbot der Aufführung des „Spions von Rheinsberg" am breslauer Lobe-Theater bewies, das allerdings durch allerhöchste Entscheidung wieder rückgängig gemacht worden ist. Für das berliner Hoftheater besteht diese Einschränkung aber nach wie vor: ein Stück wie Gutzkow's „Zopf und Schwert" ist dort nie zur Aufführung gekommen.

Schon aus diesem Grunde war ein Theater von gleichem künstlerischen Range wie das Hoftheater eine Nothwendigkeit. Doch auch davon abgesehen, die Zahl der Novitäten, welche ein Theater in einer Saison bringen kann, ist immerhin eine beschränkte; das Repertoire des berliner Hoftheaters weist im Laufe einer Saison kaum mehr als eine Novität auf. In Bezug auf die Auswahl entscheidet der Geschmack des dramaturgischen Tribunals, der Regie, der Intendanz. Bei dem gegenwärtigen Zustande der Kritik sind solche Geschmacksurtheile immer einseitig; dazu kommen Rücksichten auf das Publikum und auf die Kasse. Es sind vom Hoftheater viele Stücke abgelehnt worden, die später doch mit Erfolg zur Aufführung kamen, Ernst von Wildenbruch's Dramen z. B., und soviel uns bekannt, hat auch Lindau's „Maria und Magdalena" anfangs bei den Dramaturgen des Hoftheaters keine Gnade gefunden, bis der Dichter sich als Kritiker durch eine keineswegs Horazische Epistel an Herrn Botho von Hülsen in der „Gegenwart" nachdrücklich in Erinnerung brachte und man dann dem Kritiker bewilligte, was man anfangs dem Dichter verweigert hatte. Und die höchste dramaturgische Instanz, die Theaterkasse, stand sich sehr gut bei diesem verspäteten Zugeständniß.

Unter allen Umständen ist es für die dramatischen Dichter vortheilhaft, daß ihre Muse sich nicht mehr auf Gnade und Ungnade den Entscheidungen des Hoftheaters ergeben muß. Und besonders ihre ernste Muse; denn für diese war kaum eine entsprechende Stätte in Berlin zu finden, wenn der Gensdarmenmarkt sein Veto eingelegt hatte; nur eine kurze Zeit hindurch gab ihr das Victoriatheater, wo z. B. unter der Direction des Herrn Ernst die vom Hoftheater zurückgewiesenen „Karolinger" zur Aufführung kamen, oder das jetzt von den Flammen verzehrte Nationaltheater, gelegentlich auch einmal das Ostend-

theater ein Asyl. Doch das geschah nur in seltenen Fällen, wenn die Directionen, die sich an diesen Bühnen rasch ablösten, gerade eine kunstsinnige Richtung verfolgten; es geschah in der Regel bei Gastspielen berühmter Künstler, mit denen das übrige Ensemble meist nicht Schritt hielt: gleichwol verdienen jene Directionen für ihren künstlerischen Eifer zu Gunsten der höhern Production der Gegenwart nachträglich noch warme Anerkennung.

Auch das feinere Lustspiel hat in Berlin keine rechte Stätte, wenn ihm die Hofbühne verschlossen wird. Das Residenztheater pflegte fast ausschließlich die Specialität der französischen Stücke; das Wallner-Theater hatte sein Publikum durch Gesangspossen, die oft mehr als hundert Aufführungen erlebten, an derbere Kost gewöhnt, und nur die schwankartigen Lustspiele, besonders diejenigen von Moser's, fanden Gnade vor den Augen desselben. Auch nach dieser Seite hin eröffnet die Bühne der Societäre des Friedrich-Wilhelmstädtischen Theaters der neuen feinern Lustspieldichtung erfreuliche Aussichten.

Am erfreulichsten aber ist die Aussicht auf gute Aufführungen auch schwieriger Stücke, welche schon die Namen des vierblätterigen Schauspielerkleeblatts verbürgen, das neben dem wackern Lustspieldichter L'Arronge die Societät des Deutschen Theaters bildet. Es sind lauter interessante Darsteller, und diese gemeinsame Eigenschaft werden ihnen auch diejenigen zugestehen, welche vielleicht dem einen oder dem andern nicht unbedingte Anerkennung zollen. Die Herren Friedrich Haase, August Förster, Ludwig Barnay und Siegwart Friedmann sind Künstler von Ruf, und sie treten voll und ganz für das neue Unternehmen ein. Gewöhnt, auf Gastspielreisen den Jubel des Beifalls mit zahlreichen Lorberkränzen und Hervorrufen einzusammeln, haben sie an der jetzigen Heimstätte ihrer Kunst freiwillig auf jeden Hervorruf verzichtet und sind damit allen Rivalitäten aus dem Wege gegangen, welche sich an solche Auszeichnungen des Publikums und den Wetteifer der bald dem einen, bald dem andern Darsteller mit Vorliebe zugethanen Parteien desselben knüpfen könnten. Schon die ersten Darstellungen: „Kabale und Liebe", „Minna von Barnhelm", „Iphigenie", beweisen, daß es den Societären auch Ernst damit ist, um ein glänzendes Ensemble zu ermöglichen, auch in kleinen Rollen aufzutreten. Es ist dies eine größere Aufopferung, als es auf den ersten Blick scheint; denn daß ein bedeutender Künstler aus der kleinsten Rolle etwas machen könne, das gehört zu den geflügelten Worten, deren Flügel von Wachs sind. Man lasse nur eine erste Schauspielerin statt der Donna Diana eine der Prinzessinnen spielen: sie wird gewiß blutwenig, wie der Kunstausdruck ist, „aus dieser Rolle machen". Und man lasse sie einen Monat lang hintereinander als eine dieser Prinzessinnen oder in ähnlichen Rollen auf der Bühne erscheinen ... und man wird dann zusehen können, wo ihr künstlerischer Nimbus geblieben ist. Ja, es ist sogar möglich, daß ein Darsteller, der eine große Rolle glänzend durchführt, an einer kleinen scheitert. Darüber geben sich jene Societäre gewiß selbst keinen Illusionen hin; doch sie bringen das Opfer der guten und der gemeinsamen Sache, und die kunstverständige gemeinsame Leitung wird schon sorgen, daß jeder von ihnen auch in großen künstlerischen Aufgaben mit gleichmäßigem Wechsel seine Kraft erproben, seinen Ruhm mehren kann.

Ein solches junges Theater hat jedenfalls einen frischern Zug als die alten Hofbühnen. Auch bei der besten Leitung ist es unvermeidlich, daß sich dort Rollenmonopole bilden, welche die Zeit überdauern, wo sie berechtigt waren; es wird auf jüngere Kräfte dann ein Druck ausgeübt, der sie nicht zur Entfaltung kommen läßt. Ein Societär ist zwar auch nicht vor dem Alter gesichert und wird an den Rollen hängen, die er lange Jahre hindurch gespielt hat; auch ein neues Institut wird allmählich zu Jahren kommen und die Frische der Jugend verlieren; aber der Societär hat ein sehr tiefgreifendes Interesse an dem Gedeihen des ganzen Unternehmens, und die Opfer, die er ihm bringt, kommen ihm nach anderer Seite hin wieder zu statten, während der alternde Hofschauspieler für die Einbuße an seinen glänzenden Rollen keinen Ersatz findet.

So können wir dem Deutschen Theater in Berlin nur einen günstigen Fahrwind wünschen; wir sind überzeugt, daß auch die dramatische Poesie der Gegenwart von ihm bedeutsame Impulse empfangen wird. Rudolf von Gottschall.

Publicistische Schriften.

1. Dr. Heinze's Anklageschrift „Hungarica" im Lichte der Wahrheit. Preßburg, Stampfel. 1882. Gr. 8. 2 M.
2. Deutsche Wahrheiten und magyarische Entstellungen. Eine Entgegnung auf die officiöse Broschüre: Dr. Heinze's Anklageschrift „Hungarica" im Lichte der Wahrheit. Preßburg und Leipzig 1882, bei C. Stampfel. Leipzig, O. Wigand. 1882. Gr. 8. 2 M.
3. Das ungarische Unterrichtswesen am Schlusse des Schuljahres 1879—80. Im Auftrag des königlich ungarischen Ministers für Cultus und Unterricht. Nach amtlichen Quellen dargestellt. Budapest 1882.
4. Die Besitzergreifung Siebenbürgens durch die das Land jetzt bewohnenden Nationen, von C. F. Maurer. Zweite verbesserte und durch zwei Beigaben vermehrte Auflage. Berlin, Gebr. Fickert. 1882. Gr. 8. 2 M.
5. Die russisch-baltische Frage von F. von Wrangell. Aus dem Russischen übersetzt von A. R. Petersburg, Röttger. 1883. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Die offenbar officiöse Broschüre: „Dr. Heinze's Anklageschrift «Hungarica» im Lichte der Wahrheit" (Nr. 1) ist die Antwort der gegenwärtig tonangebenden Kreise Ungarns auf

die Anfang 1882 erschienene Schrift von R. Heinze „Hungarica", die seinerzeit überall in der gebildeten Leserwelt das größte Aufsehen erregte und einen großen Erfolg hatte. In den magyarischen Kreisen Ungarns, in der magyarischen Presse und selbst im österreichischen Reichstage wurde dieselbe aufs leidenschaftlichste besprochen. In der Sitzung des ungarischen Abgeordnetenhauses vom 27. Januar wurde sie von einem Abgeordneten neben dem Deutschen Schulverein unter die „wahrhaft strafwürdigen Artikel gegen die magyarische Nation" rangirt.

Die vorliegende Antwort der Regierung heischte, wie die Vorrede sagt, nicht blos umfassende Arbeit, sondern auch eine beträchtliche Summe authentischer officieller Daten, deren Sammlung und Erhebung vor allem Zeit erforderte. Dieselbe will vornehmlich auf Grund der erwähnten amtlichen Erhebungen und Daten unantastbar nachweisen, daß die durch Heinze verwertheten Berichte nicht allein sehr subjectiv gefärbt seien, wie dies nach Heinze's eigenem Geständniß in seinem Schlußwort bei einer solchen Arbeit ja fast unumgänglich sei, sondern daß sie in Wahrheit theils Entstellungen, theils Erfindungen enthalten. Die Methode der Broschüre ist, daß sie irgendeine Stelle aus Heinze's Werk citirt mit den Worten: „die Anklage sagt", und dieselbe sodann auf Grund der erwähnten amtlichen Erhebungen und Daten richtig zu stellen versucht mit den Worten: „die Wahrheit ist". In 31 Kapiteln wird die Anklageschrift so durchgesprochen, indem einzelne Stellen daraus kritisirt werden. Das Schlußwort bemerkt:

> Wir könnten in der Beleuchtung der Anklageschrift noch lange fortfahren und Blatt um Blatt, Satz um Satz nachweisen, daß sie aufgebaut ist auf Darstellungen, die unrichtig sind, und aus Vorstellungen, welchen kein modernes Staatswesen zu entsprechen vermöchte. Wir beschränkten uns darauf, unsere Verhältnisse lebensgetreu zu schildern, die naturgemäße, ja naturnothwendige Entwickelung unsers öffentlichen Rechts streng sachlich darzulegen; zu constatiren, daß die Deutschen in Ungarn nicht klagen und nicht zu klagen haben, daß bei uns kein deutscher Stamm vergewaltigt, keine Nationalität, kein nationales Interesse gefährdet wird und der magyarische Terrorismus ein Märchen für nationale Kinderstuben ist.

Ob die Widerlegung der Heinze'schen Anklageschrift und die Constatirung, daß in Ungarn kein Mensch, am wenigsten die Deutschen einen Grund zum Klagen haben, in allen Punkten gelungen sei, wird sich sehr fragen; uns scheint, als hätten die Verfasser sich eben doch, wie dies bei derartigen Vertheidigungsschriften häufig vorzukommen pflegt, gar zu oft auf Nebendinge und Nebensachen, erklärliche Ungenauigkeiten in dem Heinze'schen Werke geworfen, die sie mit ihren officiellen Daten und Erhebungen mit leichter Mühe richtigstellen konnten; trotz aller Kunststücke aber, die uns hier vorgeführt und vorgerechnet werden, sind wir nicht überzeugt worden, daß unsere Stammesbrüder in Ungarn „auch im entferntesten keinen Grund zur Klage über Vergewaltigung haben".

Unsere Ansicht wird vollends bestärkt durch die anonym erschienene „Entgegnung auf die officiöse Broschüre". Dieselbe führt den Titel: „Deutsche Wahrheiten und magyarische Entstellungen" (Nr. 2). Mit Benutzung eines sehr reichen und umfassenden Quellenmaterials geht sie jener magyarischen Vertheidigungsschrift energisch zu Leibe. Sie zeigt zunächst und schon in der Einleitung, daß die Grundgedanken, die Voraussetzungen Heinze's und diejenigen der Widerlegungsschrift völlig verschiedene seien. Heinze sieht in Ungarn einen nach seinem Ursprung, seiner vierhundertjährigen Entwickelung und nach seinem gegenwärtigen Rechtsstand ebenso wie nach seinen natürlichen Grundverhältnissen polyglotten Staat, in dem Magyaren, Slawen, Deutsche, Rumänen u. s. f. neben- und miteinander leben. Die Widerlegungsschrift dagegen stellt als obersten Grundsatz auf: daß es einen Unterschied zwischen Ungarn und Magyaren nicht gebe, „daß wir mit Entschiedenheit fordern, daß in unserm Lande, in unserm Hause, auch unsere, d. i. magyarische Sprache die maßgebende sei, daß jeder Bewohner dieses Hauses sich als Sohn und Bürger unsers Magyarország, d. i. Magyarenlandes fühle und die Pflicht erkenne, sich die Landessprache anzueignen".

Nun wird aber hier gezeigt, daß dieser grundlegende Satz nicht nur eine unberechtigte willkürliche Annahme, eine petitio principii, sondern auch ein großer Irrthum und eine Unwahrheit ist. Die vielhundertjährige Tradition, die ganze Geschichts- und Rechtsentwickelung, ebenso wie die jetzt geltenden positiven Gesetze sehen in Ungarn einen vielsprachigen Staat. Die politische Einheit ist allerdings vorhanden, aber der Terrorismus, über den so sehr geklagt wird und der unabsehbar schlimme Folgen nach sich ziehen kann, besteht eben darin, daß ein Drittel der ungarischen Bevölkerung (denn so viel nur vom Ganzen ist thatsächlich magyarisch) mit aller Gewalt auch die sprachliche Einheit erzwingen und durch dieses Mittel allmählich alles magyarisiren will. In der Widerlegungsschrift wird behauptet, der Magyar besitze kein Atom Vorrecht. Unsere Broschüre zeigt, daß dies einfach nicht richtig ist, daß derselbe im Gegentheil bedeutende Vorrechte vor den übrigen nichtmagyarischen Nationalitäten besitze, und daß er bestrebt sei, jeden Tag mehr Vorrechte zu erwerben, um seine Herrschaft gegen alle Eventualitäten zu sichern. Demnächst wird das wirkliche Vorhandensein solcher Magyarisirungsversuche auf allen Gebieten des Lebens, in Kirche und Schule, in Verwaltung und Handel, nachgewiesen und in 25 Kapiteln nicht blos auf die einzelnen Behauptungen in der Widerlegungsschrift näher eingegangen, sondern auch zu dem in der Heinze'schen Schrift vorhandenen noch eine Fülle weitern Materials beigebracht, welches uns die gegenwärtig in Ungarn herrschenden Zustände keineswegs in rosigem Lichte zeigt.

Die folgende der oben verzeichneten Schriften: „Das ungarische Unterrichtswesen" (Nr. 3), ist eine, wie der Titel sagt, vom ungarischen Ministerium für Cultus und Unterricht ausgegangene, höchst umfangreiche statistische Arbeit,

in welcher in sechs Abschnitten nacheinander der Stand der Volksschulen, der Mittelschulen, der Hochschulen, der Fachschulen, der Humanitätsanstalten und endlich der allgemeinen Cultur- und Kunstinstitute nach all den verschiedenen Seiten ihrer Thätigkeit, mit Angabe vergleichender statistischer Notizen über Schulbesuch, Zahl der Lehrer, Einkommen derselben u. s. w., aufs eingehendste besprochen und dargestellt wird. In einer übersichtlichen Einleitung wird uns die Entwickelung des öffentlichen Unterrichtswesens von seinen Anfängen an bis zu seinem gegenwärtigen Stande vorgeführt. Die Lehr- und Bildungsanstalten des Landes theilen sich ihrer Leitung nach in rein staatliche, dann in communale, in katholische, in autonom confessionelle und in private Anstalten. Mit Ausnahme der letztern, der privaten Anstalten, unterstehen die übrigen sämmtlich mehr oder weniger unmittelbar der Aufsicht und Leitung des Unterrichtsministeriums; bei den Privatanstalten übt dieses nur das mittelbare Control- und Inspectionsrecht aus.

Aus der Einleitung ergibt sich, daß außer dem vorliegenden schon zehn derartige Jahresberichte vom ungarischen Unterrichtsministerium herausgegeben worden sind, die von den Jahren 1873, 1877 und 1879 in deutscher Sprache.

Auf Grund eingehender Quellenstudien schildert uns C. F. Maurer in seinem Buche „Die Besitzergreifung Siebenbürgens durch die das Land jetzt bewohnenden Nationen" (Nr. 4) die allmähliche Besiedelung und Cultivirung dieses Landes durch seine jetzigen Bewohner auf eine sehr anziehende Weise. Er geht aus von dem ersten Erscheinen der Ungarn in Europa, beziehungsweise ihrem erstmaligen Ueberschreiten der Donau, 893. Damals warfen sie sich zunächst auf die Bulgaren, drangen jedoch in ihrem Ungestüm bald immer weiter gegen Westen vor. Die Bulgaren rafften sich wieder auf und vertrieben die noch bei ihnen zurückgebliebenen Magyaren, welche dann nach Siebenbürgen flohen und so die ersten Einwanderer in dieses Land wurden von allen den jetzt Siebenbürgen bewohnenden Nationen. Es sind die heutigen Szekler, echtes magyarisches Blut. Als nun die vorstürmenden Ungarn bei Merseburg und auf dem Lechfeld zu einem etwas bescheidenern Auftreten gezwungen worden waren, zogen sie sich in ihre heutige Heimat zurück und gingen daran, ein ordentliches Staatswesen zu schaffen. Bald erkannten sie, daß ihre neue Heimat unhaltbar sei, wenn nicht auch Siebenbürgen, dieses natürliche Bollwerk Ungarns, in ihren Besitz komme. Der Großherr Geißa und noch mehr sein Sohn Stephan suchten, um diesen Zweck zu erreichen, gegen Ende des ersten Jahrtausends Verbindungen mit Deutschland anzuknüpfen. Sie waren die ersten, welche deutsche Colonisten warben, um mit ihrer Hülfe Siebenbürgen für sich zu gewinnen. Die Zahl dieser ersten Colonisten genügte bald nicht mehr; immer neue Scharen wurden durch günstige Bedingungen und Versprechungen angelockt, 1211 wurde sogar der Deutschritterorden herbeigerufen. Ihm wurde der südöstliche Theil, das schöne Burzenland, zur Cultivirung übergeben und verschrieben. Sehr interessant sind nun in Maurer's Werk die Versuche der Ordensritter geschildert, hier in diesem schönen Winkel Erde, den sie mit ihrem Schweiß bebaut, einen eigenen Staat zu gründen. Die Folge davon war, daß sie wieder verjagt wurden. Mit ihnen war indeß eine Menge deutscher Colonisten aus allen Gauen Deutschlands ins Land gezogen, welche in demselben zurückblieben. Unter diesen kam das Land zu hoher Blüte. Man ist gewiß erstaunt zu lesen, daß ums Jahr 1400, also in einer Zeit, in welcher das Volksschulwesen in Deutschland selbst noch gar sehr im Argen lag, in Siebenbürgen jedes deutsche Dorf seinen Lehrer und seine Schule hatte.

Ein besonderer Abschnitt des Buchs ist den Rumänen gewidmet, die nicht, wie sie selbst sagen und lehren, uralte, von den Römern herstammende Einwohner jenes Berglandes sind, sondern ein aus den südlich von der untern Donau gelegenen Landstrichen eingewanderter Volksstamm, der noch später als Szekler, Magyaren und Sachsen in Siebenbürgen auftritt.

Das Werk ist aus verschiedenen Vorträgen, die der Verfasser im Lande selbst gehalten, entstanden und in der That geeignet, uns über die Vorzeit Siebenbürgens, die außerordentlichen Verdienste unserer Stammesbrüder um das Land sowie über die neuerdings in Ungarn beliebten Anmaßungen und Entstellungen der Wahrheit aufs beste zu orientiren.

Auch in dem Werke F. von Wrangel's „Die russisch-baltische Frage" (Nr. 5) hören wir einen Schmerzensschrei eines unterdrückten und verleumdeten Volksstammes. In Ungarn und Siebenbürgen wird magyarisirt in majorem rei publicae gloriam, in Estland und Livland wird russificirt unter Anwendung eines und desselben Mittels: „Und bist du nicht willig, so brauch' ich Gewalt". Was deutsch heißt oder ist, gilt für staatsfeindlich und staatsgefährlich; was diese Deutschen bisher im Lauf von Jahrhunderten für den Staat geleistet und noch leisten, wird ignorirt oder abgeleugnet.

Der Verfasser vorliegenden Werkchens zeigt, daß die sogenannte agrarische Frage, die man so gern in den Vordergrund schiebt, um die Unzufriedenheit und die Aufregung in den russischen Ostseeprovinzen zu erklären und sogenannte Abhülfemaßregeln zu motiviren, durchaus nicht die Hauptfrage sei. Sie ist nur die scheinbare Unterlage, das nothwendige und mächtige Agitationsmittel; die lebendige Kraft der ganzen beklagenswerthen Bewegung, die dort um sich greift, hat zur Quelle und zum Endziel die politische und nationale Frage. Die Jung-Esten und Letten sehen in den Deutschen die übermüthigen Eroberer und Bedrücker, deren Einfluß möglichst rasch und vollständig vernichtet werden sollte; dem Russen, vor allem dem russischen Beamten sind die von den frühern russischen Kaisern den Deutschen der Ostseeprovinzen gewährten Rechte und Privilegien ein Dorn im Auge. So arbeiten diese

beiden Parteien gemeinsam an der Unterdrückung des Deutschthums.

Und doch sind die dortigen Deutschen gewiß so treue Unterthanen des russischen Zaren wie irgendein Volksstamm in seinem weiten Reiche. Damit reimt sich ganz wohl zusammen, daß sie kraft der gewährleisteten Privilegien, die sie besitzen, ihre Eigenart, ihre Sprache, ihre Religion behalten wollen. Wollten Russen, Esten und Letten einerseits, wie die Magyaren andererseits bedenken, was die Deutschen für sie gethan und gearbeitet, was sie ihnen genützt haben, so müßten sie duldsamer und gerechter gegen sie sein.

6. Die Demokratie von Julius Schvarcz. Erster Band: Die Demokratie von Athen. Zweite Hälfte. Erste bis vierte Abtheilung. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1878—82. Lex.-8. 21 M.
7. Die Lehre von den Staatenverbindungen. Von Georg Jellinek. Wien, Hölder. 1882. Gr. 8. 7 M. 20 Pf.
8. Aussichten des deutschen Parlamentarismus. Zweiter unveränderter Abdruck. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1882. Gr. 8. 1 M. 40 Pf.
9. Pufendorf's Lehre von der Monstrosität der Reichsverfassung. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Einheit. Von J. Jastrow. Berlin, Mayer u. Müller. 1882. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.
10. Die christlich-sociale Partei in Deutschland. Eine Zeitbetrachtung von G. E. Nöltingk. Bernburg, Bacmeister. 1882. Gr. 8. 50 Pf.
11. Drei Briefe nach Berlin über das deutsche Tabacksmonopol von Paul Dehn. München, Franz. 1882. Gr. 8. 60 Pf.
12. Wetterleuchten. Von Friedrich Locher. Erster und zweiter Theil: Der Staatssocialismus und seine Consequenzen. Zürich, Trüb. 1881—82. Gr. 8. 2 M.
13. Wetterleuchten. Von Friedrich Locher. Dritter Theil: Die Brotfrage. 1) Das Burgerrecht. Zürich, Schröter. 1883. Gr. 8. 60 Pf.

Die Schrift „Die Demokratie" von Julius Schvarcz (Nr. 6) ist ein Theil einer umfangreichen Arbeit, in welcher der Verfasser die Ergebnisse seiner langjährigen Untersuchungen über die Stellung der Demokratie in der Geschichte der weißen Menschenrasse niederlegen will, um dadurch das Seinige beizutragen zur Lösung des Problems, das seiner Ansicht nach die Staatswissenschaft sich stellen muß, wenn sie nicht hinter der Bedeutung ihrer Aufgaben zurückbleiben soll: des Problems der bestmöglichen Entwickelung und Verwerthung der gesammten geistigen, sittlichen und materiellen Kräfte in der Menschheit. Die letztern nennt er kurz das menschliche Kapital. Der uns vorliegende Theil des Werks behandelt die Demokratie von Athen, von der Zeit des Ephialtes an bis zum Untergang des athenischen Staatswesens, und enthält zum Schluß einen interessanten Rückblick über die ganze Epoche. Die Athener sammt und sonders, insbesondere auch die „großen Männer" Athens kommen alle bei diesen kritisch-historischen Untersuchungen sehr schlecht weg; an den meisten läßt der Verfasser gar nichts Gutes, und man kann sich des Eindrucks kaum erwehren, als sei denn doch manches stark übertrieben. Auch in den Ausdrücken und Benennungen ist er nicht eben wählerisch und heikel. Bewundern aber muß man die ungemein reiche und vielseitige Belesenheit, die alles Einschlägige herbeizuschaffen weiß, sowie die fesselnde und lebendige Art der Darstellung.

Das Buch Georg Jellinek's: „Die Lehre von den Staatenverbindungen" (Nr. 7), will eine Lücke unserer staatswissenschaftlichen Literatur ausfüllen. Einzelnen Formen von Staatenverbindungen, wie z. B. dem Staatenbund und Bundesstaat, wurde namentlich auch in unserer deutschen staatswissenschaftlichen Literatur längst große Aufmerksamkeit geschenkt, andere jedoch wurden nur flüchtig behandelt oder gar völlig ignorirt; eine umfassende und zusammenhängende Untersuchung des ganzen Gebiets hat jedenfalls bisher gemangelt. Eine solche will das vorliegende Werk bieten. Dasselbe zerfällt im ganzen in zwei Hauptabtheilungen. Der Verfasser behandelt in der ersten, nachdem er einleitende Untersuchungen über die Staatenverbindungen und die Methode des öffentlichen Rechts, über den Souveränetätsbegriff, über souveräne und nicht souveräne Staaten und über die Eintheilung der Staatenverbindungen vorausgeschickt hat, die historisch-politischen Verbindungen (Nebenländer und Colonien im Verhältniß zum Haupt- und Mutterland, vollkommene Union, Fusion und Annexion, Personalunion).

In der zweiten Abtheilung werden die Verbindungen mit juristischem Charakter, und zwar nicht-organisirte und organisirte Verbindungen besprochen. Dem Deutschen Reich in seiner alten und neuen Gestalt sowie Oesterreich-Ungarn und den staats- und völkerrechtlichen Verhältnissen derselben ist besondere Aufmerksamkeit gewidmet.

Die Schrift „Aussichten des deutschen Parlamentarismus" (Nr. 8) bezeichnet es selbst als ihren Zweck: die äußern und innern Gründe, welche die Möglichkeit einer parlamentarischen Regierungsweise für Gegenwart und Zukunft in Deutschland ausschließen, zusammenzufassen, das Verhältniß der einzelnen Fractionen zu dieser Forderung zu bezeichnen, und endlich die aus seiner Betrachtung sich ergebenden Consequenzen zu ziehen. Der Mangel an regierungsfähigen Parteien und die Zerfahrenheit unsers Fractionswesens haben dem Verfasser diesen Gedanken nahe gelegt, und wenn die Erkenntniß der Unanwendbarkeit des parlamentarischen Systems auf Preußen und das Deutsche Reich allmählich in weitern Kreisen Platz gegriffen hat, so macht dies der deutschen Gewissenhaftigkeit und Selbsterkenntniß alle Ehre. Aber freilich mancher, der das heute zugibt, denkt im stillen: ist's jetzt noch nicht möglich, so muß doch wenigstens für die Zukunft die Möglichkeit des Einlenkens in die Bahnen des reinen Parlamentarismus offen gehalten werden. Aber jener Hinweis auf die Regierungsunfähigkeit unserer Parteien bildet nicht das einzige Argument gegen die Möglichkeit eines deutschen parlamentarischen Regiments. Es läßt sich unschwer nachweisen, daß der Parlamentarismus auf Großstaaten des Festlandes überhaupt nicht mit Erfolg anzuwenden ist, und daß seiner Verwirklichung in Deutschland außer den innern auch noch äußere, von uns unab-

hängige Gründe im Wege stehen. Unfähigkeit zu parlamentarischer Selbstregierung und politische Unfähigkeit sind zwei ganz verschiedene Momente, die indeß bei unsern Verhältnissen beide in Rechnung zu ziehen sind und gegen die Möglichkeit eines „reinen parlamentarischen Regiments“ sprechen.

Der Verfasser vorliegender Schrift geht, nachdem er auf das politische und parlamentarische Leben der kleinern europäischen Staaten in Kürze höchst zutreffende Streiflichter geworfen hat, die parlamentarische Geschichte Frankreichs, Englands und Oesterreich-Ungarns genauer durch und kommt bei allen an der Hand der Geschichte zu einem vernichtenden Urtheil über die Regierungsweise, die dort unter dem Namen einer parlamentarischen herrscht und nach der viele unserer Parlamentarier so sehr sich sehnen. Sehr gut wird dann des weitern ausgeführt, welche äußern und innern Gründe der Durchführbarkeit eines derartigen parlamentarischen Systems bei uns im Wege stehen, und insbesondere gezeigt, wie die Existenz des Deutschen Reichs steht und fällt mit der Unabhängigkeit seiner auswärtigen Politik von den Wechselfällen des parlamentarischen Lebens und mit dem Bestand einer großen Armee, und endlich daß, wenn jene Wünsche nach einem reinen parlamentarischen Régime bei uns in Erfüllung gingen, bei der gegenwärtigen Lage der Dinge sicher die Socialdemokraten die parlamentarische Mehrheit mit der Zeit erobern würden, die heute noch in den Händen der autoritären Regierung liegt.

In der Broschüre „Pufendorf's Lehre von der Monstrosität der Reichsverfassung“ (Nr. 9) bespricht J. Jastrow die von dem Staats-, Natur- und Völkerrechtslehrer Pufendorf (geboren 1632, gestorben 1694) in verschiedenen Schriften, namentlich aber in der anonym erschienenen „Severini de Monzambano Veronensis de statu imperii germanici ad Laelium fratrem Dominum Trezolani liber unus“ vorgetragene Lehre, wonach das Deutsche Reich ein ganz irreguläres Gebilde, ein Monstrum von Staatswesen sei. Es sei keine Demokratie, keine Aristokratie, aber auch keine Monarchie, weder eine absolute noch eine beschränkte; andererseits sei es aber auch nicht so weit von einem einheitlichen Staatswesen entfernt, daß man es für ein Staatensystem mit rein völkerrechtlicher Grundlage ausgeben könnte. Die Beweisgründe für diese Aufstellungen entnimmt er wesentlich der Rechtswissenschaft, der Geschichte, der Politik. Unter und nach diesen drei Gesichtspunkten bespricht nun auch Jastrow Pufendorf's Lehren und weist seinerseits die Monstrosität und Unhaltbarkeit von dessen Anschauungen nach, ohne daß er der naheliegenden Versuchung verfällt, an einen Mann früherer Zeiten Anforderungen zu stellen, deren Erfüllung der heutigen Zeit vielleicht nur durch seine Vorarbeiten, beziehungsweise durch die fortgehenden Meinungsäußerungen und Veröffentlichungen, zu denen seine Arbeiten den Anstoß gegeben haben, möglich geworden ist.

Pufendorf meinte, das einzige Mittel, um aus der Monstrosität herauszukommen, bestehe darin, den letzten Rest staatlicher Zwangsgewalt, den das Reich noch übte, fallen zu lassen und an Stelle des Monstrums „Reich“ einen Völkerbund vollsouveräner Mitglieder zu setzen. Andernfalls sei nur ein deutscher Einheitsstaat möglich. In seiner starren Naturrechtstheorie kennt er blos ein Entweder—Oder; jeder Versuch, das Heil in der Mitte zu suchen, worauf doch auch damals schon ein Blick auf die ganze historische Entstehung und Entwickelung des Deutschen Reichs jeden unbefangen Denkenden hätte führen sollen, erscheint ihm als juristische Ungeheuerlichkeit. Lange Zeit stand in Deutschland die politische Wissenschaft und das Staatsrecht im Banne der von Monzambano (d. h. Pufendorf) entwickelten Theorien der dogmatischen Rechtsschule, die in ihm ihren Hauptvertreter gefunden hat. Erst die später aufkommende historische Rechtsschule, namentlich in der Person Pütter's vertreten („Beiträge zum deutschen Staats- und Fürstenrecht“, Göttingen 1777), stellte endlich die richtige Ansicht auf, daß für Deutschland zwei Regierungen, eine centrale und eine locale, nicht blos eine Thatsache, sondern eine historisch gegebene Nothwendigkeit seien und die Grundlage jeder juristischen Construction des Reichsrechts bilden müßten. Aber nicht sofort drang diese Ansicht durch. Als das Reich zusammengesunken und der Moment der Neugestaltung gekommen war, da hat der gewaltige Druck, mit dem Pufendorf einst gerade die Form als monströs gekennzeichnet hatte, welche doch das Höchsterreichbare für die deutsche Einheit war, noch ganz auf den Gemüthern gelastet: die einen kannten kein anderes Ideal als ein Reich ohne Staaten; andere wollten keine andere Organisation als Staaten ohne Reich.

Erst als das ganze nationale Elend der Folgezeit hereinbrach, als sich zeigte, daß von allen Anforderungen, die der Deutsche einst an sein Reich gestellt hatte, durch diese Bundesform auch nicht eine einzige erfüllt werden könnte, erst da waren alle denkenden Geister gezwungen, die geeignete Form zu suchen, und sie fanden sie in dem, was Pufendorf für monströs erklärt hatte, in dem Auswege, daß die deutschen Länder Staaten sein sollten und das Reich ein Staat über ihnen. Nun erst brach sich die Ansicht Bahn, daß das alte Reich nicht deswegen gelähmt war, weil es ein Bundesstaat, sondern weil es ein schlechter Bundesstaat gewesen. „Aus dem Staatenbunde soll ein Bundesstaat werden“, das war ein erlösendes Wort aus dem Munde des Königs von Preußen. Der theoretische Begriff war gefunden, das politische Ziel markirt. Im Jahre 1867, genau zwei Jahrhunderte nach Mozambano's Erscheinen, ward eine Organisation geschaffen, die unter bescheidenem Namen, aber in fester Gestaltung den Unterbau für die deutsche Einheit gerade auf dem Fundament errichtete, welches Pufendorf als das schwächste und haltloseste bezeichnet hatte. Und heute freuen wir uns des wiederaufgerichteten Reichs und sind und leben der Ueberzeugung, daß für unser Volk in unserer Zeit das nationale Glück in dem begründet ist, was einst Monzambano

für alle Völker und alle Zeiten als politische Ungeheuerlichkeit bezeichnet hatte — in einem lebensvollen Reich über lebensvollen Staaten.

Gerade wegen dieser seiner so nahen und wichtigen Beziehungen zur Gestaltung und Entwickelung unserer staatlichen Zustände ist das Werkchen höchst interessant, und man darf es dem Verfasser Dank wissen, auf solche Weise den in unsern Tagen so wenig bekannten Monzambano, der seinerzeit so große Aufregung hervorgebracht und einen so gewaltigen, lang anhaltenden Einfluß ausgeübt hatte, wieder in Erinnerung gebracht zu haben.

Den Inhalt des Schriftchens „Die christlich-sociale Partei in Deutschland" von G. C. Nöltingk (Nr. 10) bildet zunächst der Bericht eines Geistlichen in Deutschland an die in Riga erscheinenden, von J. Th. Helmsing herausgegebenen „Mittheilungen und Nachrichten für die evangelische Kirche in Rußland", Juni 1882. Derselbe ist unmittelbar veranlaßt durch die von Franz Mehring herausgegebene Streitschrift: „Herr Hofprediger Stöcker, der Socialpolitiker", an welcher der Verfasser unserer Broschüre alles das vermißt, was Mehring im Vorwort in Aussicht stellt, nämlich eine durchaus sachlich gehaltene, von allem Persönlichen, auch von allem kleinlich persönlichen Klatsch absehende Art und Weise der Behandlung seines Stoffs. Nach den Proben, die unser Werkchen gibt, ist hiervon allerdings wenig zu verspüren. Dagegen kann man unbedingt dem vorliegenden Bericht über die christlich-sociale Partei in Deutschland das Lob objectiver, unparteiischer Würdigung und Beurtheilung sowol der Person des Führers genannter Partei, als auch letzterer und ihrer Bestrebungen spenden. Wir haben selten über Stöcker, über den so viel geschrieben wird, ein so gerechtes, Anerkennung wie Misbilligung gleich offen und ehrlich aussprechendes Urtheil gelesen. Der Verfasser verkennt keineswegs die guten Absichten Stöcker's und seiner Partei, wenn dieselbe die sociale Frage wesentlich als eine religiöse Frage auffassen will und in der von ihr hervorgerufenen und unterhaltenen Bewegung ein Stück innerer Mission erblickt; er verkennt auch nicht den Erfolg, den Stöcker trotz des gegentheiligen Geschreis der Gegner in seinen Volksversammlungen gehabt; bedenklich aber erscheint ihm doch diese Vermischung der Gebiete der innern Mission und des Staats, aus welcher für beide nur Gefahren erwachsen würden, wie schon Wichern hervorgehoben hat. Innere Mission und Politik sollten in correcter Geschiedenheit gehalten werden. Auch die von Stöcker einst versuchte, neuerdings aber, wie es scheint, wieder aufgegebene Scheidung zwischen dem Pastor als Organ der Kirche und als Privatmann wird wol mit Recht für ein Unding erklärt. Auf diese Weise kann er aus einer fortwährenden Collision der Pflichten unmöglich herauskommen.

In den drei von Wien aus nach Berlin geschriebenen „Briefen über das deutsche Tabacksmonopol" von Paul Dehn (Nr. 11) werden uns noch einmal alle die Gründe für Einführung des Monopols in einer überzeugenden und eindringlichen Sprache vorgeführt, welche seinerzeit, als die Monopolfrage den Gegenstand der Berathungen des Reichstags bildete und für uns eine brennende Frage war, in allen Zeitungen erörtert wurden. Einen Nachdruck und eine Bedeutung gewinnen die Ausführungen der Broschüre insofern, als der Verfasser derselben in Wien lebt, somit den Vortheil des Monopols für den Staat wie für die Consumenten aus Erfahrung kennt. Mit Zahlenbelegen wird uns vorgerechnet, welchen Nutzen der Staat, ohne daß die Consumenten dabei zu Schaden kämen, haben könnte, wenn der Zwischenhandel aufhörte, und dann gezeigt, wie dadurch das Los der Arbeiter ein besseres werden, die Lage der Tabacksproducenten sich verbessern, die Steuerzustände im Reich günstigere werden und endlich der Schmuggel ins Oesterreichische hinüber aufhören würde. Der Verfasser meint, gegen das, was die Regierung vorschlage, nach Kräften zu opponiren, sei deutsche Eigenart. Das Monopol werde sicher kommen, ja schließlich werde man nach ihm wie nach einem Rettungsmittel greifen; verständiger aber wäre es, dasselbe jetzt schon und so bald als möglich einzuführen.

Unter dem Titel „Wetterleuchten" (Nr. 12 und 13) liegen drei Broschüren vor uns, die einen schweizer Advocaten, Friedrich Locher, zum Verfasser haben. Dieselben sind, wenn zum Theil auch die Verhältnisse in der Schweiz ihren Auseinandersetzungen zu Grunde liegen, dennoch, weil diese Verhältnisse mit den unserigen häufig große Aehnlichkeit haben und weil letztere selbst manchmal auf das eingehendste besprochen werden, auch für den deutschen Leser von Interesse. Locher geht davon aus, es sei eine ausgemachte Sache, daß die Basis der gegenwärtigen Wirthschaftslehre eine unrichtige und ungerechte sei. Er rechnet es Bismarck als ein hohes Verdienst an, die Frage des Staatssocialismus auf das Tapet gebracht und angeregt zu haben. Es sei das „ein Ereigniß, welches von der Reaction nicht so leicht werde annullirt und ignorirt werden können". Der Verfasser will nun die weittragenden, unaufhaltsamen Consequenzen ziehen und darlegen, welche der gegenwärtigen verderblichen Wirthschaftslehre den Todesstoß versetzen werden. Er ist sich indeß wohl bewußt, daß dieselben so bald nicht eintreten dürften. In sechzehn Kapiteln werden einzelne Gebiete durchgesprochen, auf denen die neue Wirthschaftslehre und der Staatssocialismus besonders durchgreifende Veränderungen hervorbringen würden: Auswanderung und Colonisation, Actiengesellschaften, Eisenbahnen, Fabriken, Bankwesen, Zwischenhandel, Beamtenwahl u. a. In grellen Farben und scharfen Worten werden viele gegenwärtig auf diesen Gebieten und Verhältnissen des Lebens herrschenden Uebelstände und Misbräuche bezeichnet, welche zum Nutzen seiner Bürger abzuschaffen unabweisliche Pflicht des Staats sei. Manchmal freilich ist man geneigt, bedenklich den Kopf zu schütteln bei den Vorschlägen, resp. Prophezeiungen des Verfassers, der offenbar eine sehr lebendige Phantasie hat. Merkwürdig sind besonders seine Aeußerungen über die Noth-

wendigkeit einer Reform des Erbrechts, auf welche er nachdrücklich verweist. Er meint, so gut als „Ordnung und Recht" oft Unsinn und Thorheit statuiren, können sie ausnahmsweise einmal etwas Vernünftiges sanctioniren und verordnen: das Erbrecht hört in directer Linie beim Großvater und Enkel, in der Seitenlinie bei Geschwisterkindern auf. Alle entferntern Verwandtschaftsgrade sind ausgeschlossen, und das Vermögen fällt an den Staat. Von jeder Handänderung durch Erbschaft wird eine progressive Recognitionsgebühr von circa 1 bis 10 pro Mille, welche aber mit jeder Quote von einer Million um 5 Procent steigt und bei 25 Procent stehen bleibt, entrichtet. In allen Erbschaftsfällen wird inventirt u. s. w. Dadurch sowie durch die Ergebnisse aus seinen Monopolen sammelt sich der Staat einen Fonds, von welchem Güter angekauft werden, bis endlich aller Grundbesitz in seinen Händen ist, ohne daß dadurch der Begriff des individuellen Eigenthums aufgehoben und durch den des Collectiveigenthums ersetzt wäre.

In einer weitern Broschüre bespricht Locher die Institution des „Burgerrechts", das früher dem einzelnen in Fällen der Noth, der Verarmung, der Erkrankung doch immer Schutz und Hülfe gewährleistete, sodaß die frühere Zeit kein Proletariat in des Wortes gegenwärtiger Bedeutung, d. h. Leute, die nicht wissen, wo sie ihr Haupt hinlegen sollen, gekannt habe. Mannichfache Stiftungen, Grundbesitz, Allmenden u. s. w. machten es der „Burgergemeinde" leicht, für ihre Bedürftigen zu sorgen. Jetzt aber verfüge hierüber nicht mehr die alte frühere Burgergemeinde, sondern die „Einwohnergemeinde", die durch die jetzt geltende Freizügigkeit und unter dem auch in der Schweiz eingeführten Unterstützungswohnsitzgesetz aus allem möglichen Gesindel und Proletariat verstärkt werde, sodaß letzteres leicht mehr Stimmen zusammenbringen könne als die ursprüngliche Burgergemeinde. Der Verfasser plaidirt nun für Wiederherstellung der guten alten Verhältnisse, des alten Burgerrechts und der Selbstbestimmung der Burgergemeinde; dadurch allein könne eine Gemeinde sich vor Verarmung und Bankrott schützen. Wir haben es hier wol zunächst mit schweizer Verhältnissen zu thun; immerhin finden sich jedoch auch in Deutschland ähnliche Verhältnisse. Wir erinnern an die im würtembergischen Franken heute noch bestehende Unterscheidung von Realgemeinde (Realgemeinderechtsbesitzer) = obiger Burgergemeinde und politische Gemeinde = obiger Einwohnergemeinde. Nur findet zwischen den fränkischen und den schweizer Verhältnissen der Unterschied statt, daß die politische Gemeinde in die Geld- und sonstigen Angelegenheiten der Realgemeinde nichts dreinzureden hat, und daß unsere Realgemeinden nie in die Gefahr der schweizer Burgergemeinden kommen (worüber Locher klagt), in unsinniger Verschwendung ihr Vermögen zu vergeuden, aus dem einfachen Grunde, weil die vorgesetzten Behörden sie zu gut und genau controliren.

Locher's Rede- und Ausdrucksweise erinnert etwas an Johannes Scherr; er ist nicht eben wählerisch in seinen Wendungen, wenn er etwas geiseln und an den Pranger stellen will. Dabei kommt er aber — dieses Eindrucks kann man sich namentlich beim Lesen der zwei ersten Broschüren nicht erwehren — leicht ins Uebertreiben hinein. So sind am Ende wol auch die Consequenzen und Forderungen, die er behufs Durchführung der Aufgaben des Staatssocialismus stellt, manchmal übertrieben und zu weit gehend.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Zur neuesten Schopenhauer-Literatur.

Bei der Flut von Schriften und Zeitungsartikeln, welche die Schopenhauer'sche Philosophie, besonders nachdem ihr Urheber berühmt geworden war, hervorgerufen hat, konnte es nicht ausbleiben, daß Berufene und Unberufene sich veranlaßt sahen, ihre Stimmen über ihn vernehmen zu lassen. Da mußte man denn namentlich seitens der letztern so manches lesen, was, wie es ja auch bei der Shakspeare-Literatur der Fall ist, nicht der Tinte werth war, mit der es geschrieben wurde, geschweige denn die Zeit, die man als Leser darauf verwendet. Besonders haben auch hier die allwissenden und dünkelhaften Feuilletonisten mit ihren Faseleien mitunter viel gesündigt; denn da sie um jeden Preis geistreich sein wollen, so geschah dies oft auf Kosten jenes Ernstes, mit dem philosophische Dinge behandelt werden müssen. Oft auch wollten sie nur ihr Licht leuchten lassen, verdunkelten aber dadurch nur das, welches Schopenhauer für die Welt hat aufgehen lassen. Am seltensten war ein richtiges Verständniß seiner Lehre bei ihnen anzutreffen, weil sie wol oft sich nicht der Mühe unterzogen hatten, sein Hauptwerk gründlich, wenn überhaupt zu studiren, und ihre Kenntniß derselben nur aus secundären Quellen höchstens aus seiner populär gehaltenen Sammlung „Parerga und Paralipomena" schöpften. Von einem seiner der Zeit nach ersten Anhänger, dem 1881 verstorbenen Johann August Becker, hingegen wußte man aus den Briefen, die in Gwinner's Schopenhauer-Biographie bereits mitgetheilt waren, daß er der Lehre des Meisters ein tiefes Verständniß entgegengebracht und sie eindringlichst erforscht hatte. Die acht Briefe, die man so kennen lernte, stachelten natürlich die Neugier der ernsten Jünger auf und erweckten in ihnen das lebhafte Verlangen, den ganzen Briefwechsel, den er in den Jahren 1844 bis Juli 1860, dem Todesjahre Schopenhauer's, mit diesem gepflogen hatte, vorgelegt zu sehen, und dieser Wunsch ist nun durch seinen Sohn erfüllt worden. Die Briefe sind unter dem Titel:

1. Briefwechsel zwischen Arthur Schopenhauer und Johann August Becker. Herausgegeben von Johann Karl Becker. Leipzig, Brockhaus. 1883. Gr. 8. 4 M.

der Schopenhauer-Literatur einverleibt und bilden sicherlich einen der bedeutendsten Bestandtheile derselben.

Zunächst muß ich bemerken, daß er mir eine Bestätigung der Richtigkeit dessen brachte, was ich in meinem Schopenhauer zu seinem achtundsechzigsten (nicht siebzigsten, wie ich aus Versehen in Nr. 13 d. Bl. f. 1883 sagte) Geburtstage gewidmeten Gedicht ausgedrückt, sowie einen Commentar dazu für die, welche die Geschichte seiner Philosophie nicht kennen. Man lese namentlich den Brief Becker's an Schopenhauer, Nr. 31, mit welchem er ihm die Zeitschriften zurückschickte, die Rosenkranz' und Fichte's Aufsätze über sein System enthielten. Er, Becker, sagt dabei, man könne „sie als recht schlagende Ueberführungsstücke (pièces de conviction) ansehen für die thatsächliche Richtigkeit der in Ihren philippicis gegen die Philosophieprofessoren erhobenen Anschuldigungen". Es ergebe sich daraus: 1) daß es den Herren bei ihrem Treiben nicht auf Wahrheit ankomme, „sondern darauf, was man brauchen" könne; 2) „wie gegründet es war, wenn man aus dem bisherigen Verhalten der Herren von der Zunft auf eine förmliche Verschwörung", seine „Leistungen zu secretiren und die Bönhasen unschädlich zu machen, geschlossen hatte". Also fast meine eigenen Worte. Es folgen interessante Bemerkungen über Rosenkranz' Enthüllungen und sein pater peccavi der Zunft gegenüber, hierauf noch weitere Schlußfolgerungen Becker's aus den Ueberführungsstücken, zuletzt seine Ansicht über die von Schopenhauer ihm vorgelegte Frage betreffs der Züchtigung, die er den Herren in einem Vorwort zugedacht hatte.

Ferner citirt Becker Stellen aus „Die philosophischen Lehren von Recht, Staat und Sitte" von Immanuel Hermann Fichte, die wiederum fast wörtlich mit dem übereinstimmen, was ich über die von den Herren im stillen oder hier offen gezollte Anerkennung in dem Gedicht gesagt. So z. B., berichtet Becker, werden die „Grundprobleme" als „bedeutende Erscheinung" qualificirt; es werde ihm „ein kühnes Talent und ein treffender Blick für das Wahre und Bedeutende der Erscheinungen" zuerkannt; es werde von den Vorzügen seiner Darstellung gesprochen, „die das Gepräge einer kräftigen ungebrochenen Individualität trage" und „überall aus dem Born selbsterlebter Ueberzeugung und eigenthümlichen Urtheils schöpfe" u. s. w. Jedoch werde neben dieser Anerkennung viel gemäkelt, um ihr Abbruch zu thun.

Die wichtigsten Briefe bleiben freilich die ersten acht, in denen Becker um Aufklärung ihm dunkel gebliebener und Zweifel erregender Punkte im System Schopenhauer's bittet und dieser, die Schärfe seiner Einwendungen und seine eindringliche Kenntniß des Systems anerkennend, ausführlich darauf antwortet. Sie bilden also einen hochwichtigen, vom Urheber selbst ausgehenden Commentar zu Schopenhauer's Werken, der um so schätzbarer ist, je weniger der Philosoph später, nachdem er älter geworden und zur Anerkennung gekommen war, Geneigtheit zeigte, sich auf Polemik oder Erklärungen einzulassen. Aber auch die übrigen, hier zum ersten mal der Oeffentlichkeit übergebenen Briefe enthalten viel des Interessanten und manchen schätzenswerthen Beitrag zur Biographie unsers Philosophen, und gewiß wird dieser, vom Herausgeber, der sich bereits längst als tüchtiger Kenner der Schopenhauer'schen Philosophie und eifriger Anhänger derselben bewährt hat, mit Sorgfalt redigirte Briefwechsel der Schule des Meisters nicht erst empfohlen zu werden brauchen. Nur einige Kleinigkeiten seien hier noch, namentlich für diejenigen Leser, welche die bereits früher veröffentlichten Briefe nicht kennen, besonders hervorgehoben.

Im siebenten Briefe der ersten Abtheilung spricht Becker ein Bedenken gegen das Schopenhauer'sche Princip der Ethik aus, welches von der Schärfe seiner kritischen Einsicht zeugt. Er sagt nämlich:

> Beruht die moralische Triebfeder (das Mitleid) auf der Einsicht, daß der andere eigentlich mein „Ich noch einmal" ist, so ist zuletzt mein Interesse für den andern eben auch ein Interesse für das Ich, also wieder Egoismus und folglich dem letzten Grunde nach doch nicht specifisch verschieden.

Dieser Einwand nun scheint nicht beseitigt werden zu können, und Rochefoucauld, der alle menschlichen Tugenden auf den Egoismus zurückführt, würde demnach recht behalten. Doch Schopenhauer bleibt die Antwort nicht schuldig und ertheilt sie im darauffolgenden achten Briefe, auf den ich mir zu verweisen gestatte.

Aus einer „Anlage" zum fünften Briefe der zweiten Abtheilung erfahren wir die interessante Thatsache, daß Lichtenberg's Weltanschauung, wie sie sich aus einigen seiner Dicta ergibt, im wesentlichen mit der Schopenhauer's übereinstimmte.

Im zehnten Briefe derselben Abtheilung theilt Schopenhauer seinem Correspondenten mit, daß, wie er von Professor Böckh erfahren, dieser Alexander von Humboldt beim Studium der Dorguth'schen Schrift über seine Philosophie angetroffen, und als er sich von ihm verabschieden wollte, „der Alte ihn eifrig gefragt" habe, wo Schopenhauer sich aufhalte.

Zum Schluß sei hier noch der einzige Druckfehler berichtigt, der mir aufgestoßen. Im siebenundvierzigsten Briefe soll es natürlich „Leopardi" statt „Leonardi" heißen. Sonst läßt der Druck nichts zu wünschen übrig.

2. Dialogische Belustigungen. Die Hinterlassenschaft eines Einsiedlers. Herausgegeben von Ferdinand Laban. Preßburg, Stampfel. 1883. Gr. 8. 2 M.

In der Vorbemerkung zu diesen „Belustigungen" sucht sich der Verfasser, wie schon auf dem Titel, noch weiter hinter der freilich dünnen Hülle eines Mannes zu verbergen, dessen Name ihm unbekannt geblieben sei. Man habe diesen in schönen, sternenhellen Nächten oftmals auf den nahen Hügeln herumwandern sehen, den Blick zumeist

in die Höhe gerichtet. Daher haben die einen ihn für einen Philosophen, die andern für einen Astronomen gehalten. Nach seinem Tode habe man nichts als Bücher und einige von seiner Hand beschriebene Blätter in seinem Zimmer vorgefunden, und das Ungefähr habe diese Reliquien in Laban's Hände gespielt. Wenn er damit schließt, daß er in seiner Bescheidenheit sagt: „die Philosophen werden aus den Dialogen ersehen, daß der Mann kein Astronom, und die Astronomen, daß er kein Philosoph gewesen ist", so muß ich, der ich freilich kein Astronom bin, mir gestatten, der letztern Behauptung zu widersprechen; denn ein von Schopenhauer'scher Philosophie genährter Denker tritt aus diesen „Belustigungen" überall hervor, und wenn Humor und Ironie mit dem Charakter eines Weltweisen nicht unverträglich sind, vielmehr seinen Ausführungen nur schärfere Pointe verleihen und sie pikanter machen, so wird man den Verfasser mit gutem Rechte einen Philosophen nennen dürfen. Die vierzehn „dialogischen Belustigungen" werden dem Leser nicht blos Belustigung höherer Art bieten, sondern ihm auch zu denken geben. Ihr Inhalt ist mannichfaltig und zeugt ebenso von dem freien Blick des Verfassers wie von dessen weitreichender Bildung und tiefen Ueberzeugung von den „Wahrheiten, die er ausspricht und nicht predigt", wie sein Leopardi entnommenes Motto lautet.

3. Beiträge zur Schopenhauer-Bibliographie. Von Ferdinand Laban. Erstes Supplement zu der Schrift: „Die Schopenhauer-Literatur, Versuch einer chronologischen Uebersicht derselben. Von Ferdinand Laban. (Leipzig, Brockhaus, 1880.)" Kolozsvár, Sumptibus editorum Actorum comparationis litterarum universarum. (London, Trübner u. Co.) 8.

Dem nur in 100 Exemplaren gedruckten Heft geht ein „Einleitendes Schreiben an den Herausgeber und Redacteur der «Acta comparationis»" voraus, aus dem mit Bedauern zu ersehen, daß der verdienstvolle Verfasser, der sich der Hoffnung hingegeben hatte, er werde binnen Jahresfrist nach dem Erscheinen seiner Schopenhauer-Literatur eine neue, durch reichlich von allen Seiten zuströmende Zusätze vervollständigte Auflage seiner Arbeit ankündigen können, unerfüllt geblieben ist. Mit dem gegenwärtigen Supplement will er nun blos sein Scherflein zu einer vollständigen Schopenhauer-Bibliographie beigetragen haben, die noch ein Desideratum sei, und so weit ich die einschlagende Literatur kenne und verfolgt habe, glaube ich, ihm das Zeugniß ausstellen zu dürfen, daß mit diesem Nachtrage, der durch die chronologische Reihenfolge und Anordnung nach den verschiedenen Zweigen des Biographischen, der Kritik, Erläuterung und Weiterbildung sehr übersichtlich und orientirend ist, nur noch wenig zur Vollständigkeit fehlen dürfte, ein Ausspruch, den Laban mir hoffentlich nicht in dem Sinne auslegen wird, wie er es gegenüber dem Recensenten im „Literarischen Centralblatt" (1880, Nr. 43) gethan hat.

Sodann macht er den Vorschlag zu einer kritischen Textausgabe der Werke Schopenhauer's, an der es uns allerdings noch mangelt, und ich kann diesem Vorschlag nur meine innigste Zustimmung geben, insofern es diejenigen Werke betrifft, die nicht von Schopenhauer's Hand selbst endgültig revidirt worden sind.

Die dem Schriftchen angehängten „Addenda" registriren unter anderm auch schon den oben besprochenen „Briefwechsel", sodaß die Schopenhauer-Literatur nun bis auf den heutigen Tag systematisch verzeichnet vorliegt. Bemerkt sei noch, daß der von mir verfaßte Artikel „Schopenhauer und die Hegelianer" in d. Bl. am 7. September 1854 erschien, womit die S. 10 gestellte Frage erledigt ist. Uebrigens fehlt noch unter 1867 meine im „Deutschen Museum" von Prutz und Frenzel, Nr. 30, 25. Juli 1867, veröffentlichte Recension der Bahnsen'schen „Beiträge zur Charakterologie", was mir selbst bei Besprechung der „Schopenhauer-Literatur" entgangen war.

David Asher.

Neue Romane und Novellen.

Die dem Referenten diesmal zur Besprechung vorliegenden Werke beschreiben in der verschiedenen Qualität der einzelnen den ganzen weiten Weg vom literarisch werthvollen Dichtwerk bis zur verwerflichen Misgeburt des literarischen Dilletantismus.

1. L'Adultera. Novelle von Theodor Fontane. Breslau, Schottländer. 1882. 8. 4 M.

Hier hätten wir das Werk, das, auf der Höhe des literarischen Kunstwerks stehend, vollen Anspruch auf die Beachtung der Kritik machen würde, auch wenn der Autor ein völlig unbekannter Neuling wäre. Das Fontane'sche Buch ist ein glänzendes Zeugniß der künstlerischen Berechtigung realistischer Lebensdarstellung. Es athmet die lebendigste Actualität, in jeder Zeile ist der Pulsschlag unmittelbarer Gegenwart fühlbar. Ort der Handlung ist Berlin. Aber nicht in der Weise der Dutzendschreiber wird da mit ein bischen Unter den Linden und Thiergarten geflunkert, sondern die berliner Atmosphäre durchzieht die ganze Erzählung, ganz besonders auch die Charakteristik in einer so intensiven Weise, wie diese eben nur in Berlin denkbar erscheint. Wir haben ein Sittenbild aus den höhern Mittelständen Berlins vor uns, das mit dem feinsten, echt dichterischen Verständniß das Individuelle, Besondere mit dem allgemein Menschlichen zu verbinden weiß, aber keineswegs, wie dies sonst berliner Schriftstellern nicht eben selten begegnet, ein Buch, das eigentlich nur dem Berliner interessant erscheinen kann. Von aufdringlichem Berliner-

thum ist keine Rede. Dagegen treffen wir eine außerordentlich feine und zugleich scharf secirende psychologische Führung, vornehmen Geschmack für Stimmungsmalerei im Verein mit einem erfreulichen Muthe, gewisse Seiten des weiblichen Seelenlebens kräftig zu berühren. Vermieden sind sowol naturalistische Ausschreitungen, wie jener blasirt kokettirende Pessimismus, der uns den Genuß manches sonst bedeutenden Werks der modernen Realistenschule vergällt.

Der Kern der Erzählung ist folgender: Der Commerzienrath van der Straaten, trotz des holländisch klingenden Namens ein echter und rechter Berliner, sehr reich, Feinschmecker, Kunstfreund, jovial, gutherzig, aber sehr gern zum Derben, zu Ungenirtheiten bis in die Regionen des Bedauerlichen geneigt, ist mit einer geistreichen, überaus sensitiven und sehr verwöhnten Dame aus der französischen Schweiz vermählt. Frau van der Straaten fühlt sich von den gelegentlichen Ungenirtheiten des Gemahls in der That so verletzt, daß dadurch, zunächst ihr kaum bewußt, eine Kluft zwischen ihr und dem sie übrigens innig liebenden Gatten entsteht. Es kommt zur Katastrophe, als Rubahn, der Sohn eines Geschäftsfreundes van der Straaten's, in das gastfreundliche Haus kommt. Der feine, dem weiblichen Empfinden verständnißvoll entgegenkommende junge Mann gewinnt das Herz der schönen Commerzienräthin. Sie begehrt von dem Gatten die Scheidung und er willigt ein. Dies alles ist mit psychologischer Meisterschaft dargestellt. Sie geht mit Rubahn nach Italien, kehrt später nach Berlin zurück und macht hier einen schweren Läuterungsproceß durch, der ihre Natur stählt, ihren Charakter erst ausgestaltet. Van der Straaten, schwer ins Herz getroffen, versöhnt sich mit der treulosen Gattin in einer eigenartigen Weise, welche zeigt, daß er sammt seinen Ungenirtheiten doch die echte Bildung des Herzens besitzt. Dieser van der Straaten nun war für uns wenigstens der Mittelpunkt des Interesses. Er ist eine meisterhaft gezeichnete Originalfigur von greifbarer Lebenswirklichkeit, die uns als eine völlig neue, noch nie dagewesene Romangestalt entgegentritt, aber so kräftig in der Zeichnung, so fein ausgeführt in der Farbe, daß wir keinen Augenblick daran zweifeln, hier habe die echteste Wirklichkeit dem Dichter zum Vorbild gedient. Die Gattin van der Straaten's ist, obwol im Grundriß mit den Gestalten der „Unverstandenen" in vielen Romanen verwandt, durch feine Lichter originell ausgestattet, und ihre seelische Entwickelung beruht auf sicherer Kenntniß des Zusammenhangs physischer und geistiger Factoren im weiblichen Ehe- und Liebesleben.

Außerdem finden wir noch ganz ergötzliche episodische Figuren: so die ausgezeichnet charakterisirten Dienstboten, ganz besonders aber den Legationsrath a. D., dessen Dogma lautet: Bismarck wird überschätzt, eine dem berliner Leben gewisser Kreise frappant abgelauschte Figur. Weniger befriedigte uns dagegen der so mächtig in die Handlung eingreifende Rubahn, der doch etwas zu blaß in der Gesammthaltung erscheint, während man beanspruchen konnte, daß uns gerade in ihm ein ebenso voll ausgeführter Charakter entgegenträte, wie es die andern Figuren sind. Fontane wollte vielleicht absichtlich die Figur etwas im Schatten lassen, um zu zeigen, welch verhältnißmäßig geringer Anlaß bei den eigenartigen Constellationen in der van der Straaten'schen Ehe zur Katastrophe führen konnte und mußte. Das ist ganz richtig und wahr gedacht; man wird aber beim unbefangenen Lesen doch von dieser Gestalt nicht befriedigt, man fühlt einen Mangel. Das schildernde Element, der pointirte Dialog sind von höchster Auszeichnung und geben dem Buche einen eigenartig fesselnden Reiz, der aber doch nie in das Gebiet des allzu prätentiös Geistreichen überschlägt. Alles in allem haben wir eine werthvolle Bereicherung unserer modernen Novellistik vor uns, werthvoll um ihrer selbst willen, aber auch als Muster für das, was als gesunde Actualität, als ästhetisch berechtigter Realismus erscheinen kann.

2. Der Bauch von Paris. Roman von Emile Zola. Deutsch von Fritz Wohlfahrt. Großenhain, Baumert u. Ronge. 1883. 8. 2 M.

Literarisch bedeutend ist Zola's vorliegendes Werk, das wol mit Recht sein bestes genannt wird. Es zeigt seine große mächtige Begabung in voller Kraft, aber auch seine Mängel, die Hinfälligkeit seiner ästhetischen Doctrin. Da über Autor und Buch schon sattsam geschrieben ist, wol die meisten Leser d. Bl., sofern sie sich mit Belletristik befassen, das Buch kennen, genügen für uns einige kurze Bemerkungen. Zola schildert in „Der Bauch von Paris" das Leben und Treiben, die Sitten und Denkweisen des Volks in den pariser Markthallen und ihrer Nachbarschaft. Detaillirte Schilderungen geben ein packendes, greifbar wirkliches Bild dieser eigenartigen Welt. Stimmungsmalereien von unzweifelhaft großem Effect bekunden eine geniale Fähigkeit des Sehens und der schriftlichen Wiedergabe des Gesehenen in knappen, klaren Umrissen sowol wie mit deutlich nuancirenden Farbestrichen. Ein junger Schriftsteller kann in der Kunst des Schilderns von Zola unzweifelhaft sehr vieles lernen. Aber diese seine große Fähigkeit beutet der Autor in einer ästhetisch nicht zu rechtfertigenden Weise aus. Er wiederholt sich, indem er einen und denselben Gegenstand mehrmals, nur unter verschiedener Beleuchtung schildert, wie er uns zum Beispiel bei einzelnen Personen, jedesmal wenn sie auftreten, auf ihr weißes, fettes Halsfleisch oder ähnliche Aeußerlichkeiten aufmerksam macht; auch ist ja bekannt, daß er gerade in diesem Buche sich immerwährend mit Schilderung von Gemächern aller Art befaßt. Man hat einen Urwald von descriptiven Motiven vor sich, in dem schließlich Autor und Leser sich verlieren. Der regelrechten Composition einer beginnenden, sich steigernden Handlung weicht Zola geflissentlich aus; gerade in diesem Buche ist der Grundgedanke eigentlich ein sehr dankbarer, aus dem ein Romaneier eine sehr wirksame und tiefgreifende Handlung aufbauen könnte.

Florent Gurnu, gelegentlich des Staatsstreichs ganz unschuldig nach Cayenne deportirt, entflieht nach Jahren

von dort und kehrt heimlich nach Paris zurück. Dort findet er seinen Bruder als wohlsituirten Schlächtermeister, denselben Bruder, den er dereinst mühsam aufgezogen und ernährt hat. Der behäbige Schlächter und zumal seine schöne Gattin sind nicht sehr erfreut über den Besuch, aber Florent wird doch durch sie, ohne von der Polizei entdeckt zu werden, als Marktinspector untergebracht. Intriguen und Eifersüchteleien der Weiber, die alle ein Auge auf ihn haben, gegen die er sich aber sehr blöde benimmt, bringen es endlich dahin, daß man sein Incognito entdeckt, und da er sich auch wieder in politische Conventikel eingelassen hat, wird er zum zweiten mal nach Cayenne geschleppt, während der behäbige Bruder sein einträgliches Geschäft ohne besondere Gemüthserschütterung weiter treibt. Der Gegensatz zwischen dem Egoismus des bis zur Verfettung gesättigten philiströsen Behagens am Besitz und den Leiden des gescheiterten Idealisten gäbe gewiß noch ganz andere Motive und Steigerungen in der Entwickelung als die von Zola vorgeführten, die eigentlich nur in dem sehr cynischen Begehren der Marktweiber und der Blödigkeit des Helden gipfeln. Die brutalste Sinnlichkeit spricht sich, auch ohne Noth in häufigen Wiederholungen, schon bei der Beschreibung einzelner Gestalten aus, ganz abgesehen von gewissen Situationen. Zwei charakteristische Episodenfiguren führt überdies Zola ein, die seine Schaffensweise besonders scharf kennzeichnen: einen Knaben und ein Mädchen, die wild als die Gamins der Halle miteinander aufwachsen. Es liegt in diesen beiden Gestalten ein unzweifelhafter Kern von der Romantik des pariser Zigeunerthums, und Daudet etwa würde daraus dankbare Situationen geschaffen haben. Selbst Zola streift bisweilen das poetische Moment, das in diesem Pärchen steckt; aber sofort ernüchtert er den Leser wieder, indem er mit breiten, derben Strichen die wüste frühreife Unzucht ausmalt, in welcher diese beiden halberwachsenen Geschöpfe leben. Das Buch ist unsers Erachtens wie kein anderes geeignet, Zola zu kennzeichnen in den eminenten Vorzügen seiner Schilderungen, in der großen, aber nicht ausgereiften, beziehungsweise durch falsche ästhetische Dogmen unterdrückten Begabung für realistische Erfindung und in all den groben Schattenseiten, die oft genug besprochen worden sind. Eine mächtige schöpferische Naturanlage, die auf Abwege gerathen ist: das ist der Zola des „Bauch von Paris“ ebenso wie der Zola des „Au bonheur des dames“, wobei aber ersterm Werke doch entschieden der Vorzug gebührt. Die Uebersetzung ist im allgemeinen gut.

Eine empfehlenswerthe Unterhaltungslektüre ist:

3. Turkmenenrache. Roman von H. von Lankenau. Breslau, Schottländer. 1882. 8. 3 M.

Das Buch ist in die Klasse der ethnographischen Romane zu stellen. Es gibt uns in gutem, theilweise ausgezeichnetem Stil lebendige Schilderungen der russischen Kriege mit den Turkmenen, der Eigenart der Steppe und ihrer Bewohner, des russischen Soldatenlebens in den Grenzstädten und in der Widniß. Fesseln schon diese Schilderungen in hohem Maße, so hat ihnen der Autor noch eine besondere Steigerung durch die abenteuerliche Geschichte, welche den Kern bildet, verliehen. Ein russischer Offizier hat gelegentlich des Zusammenstoßes mit einer Turkmenenhorde ein aus einem Wagen zur Erde gefallenes Kind zufällig und absichtslos durch einen Hufttritt seines Pferdes getödtet. Die junge Mutter desselben geräth in Gefangenschaft, weiß in dem Offizier eine mächtige Leidenschaft zu entflammen, sodaß er sie heirathet und nach Petersburg bringt. Sie schenkt ihm einen Sohn. Die Sehnsucht nach der Heimat ist indeß so mächtig in ihr, daß sie den Gatten bestimmt, sich wieder um einen Posten in Centralasien zu bewerben, den er auch erhält. In einer Grenzgarnison lebend, wird das Ehepaar von turkmenischen Verwandten der Frau besucht. Diese überfallen auf ihr Anstiften den Offizier in seinem Hause, binden ihn, und vor seinen Augen wird sein geliebtes Söhnchen gemordet. Die grausame Gattin erklärt ihm, sie nehme so Rache für das Kind, das er einst unter den Hufen seines Rosses getödtet habe, sie habe ihn nur geheirathet, um ein Kind zu bekommen, das, von der eigenen Mutter ungeliebt, als Racheopfer dienen sollte für das heißgeliebte getödtete Kind. Sie entflieht mit ihren Verwandten und wird später von den Truppen ihres Gatten, gegen die sie in der Steppe als amazonenhafte Führerin ihrer Landsleute kämpft, getödtet. Der unglückliche Offizier endet später in Tiefsinn. Die barocke Handlung weiß der Autor geschickt durch die fremdartige Localfarbe glaubhaft zu machen.

Sehr kurz fassen wir uns absichtlich über die drei nachstehenden Werke:

4. Das Schloß am Meere. Roman von C. Schroeder. Breslau, Schottländer. 1882. 8. 3 M.
5. Der Sohn des Flüchtlings. Roman von Moritz von Reichenbach. Zwei Bände. Breslau, Schottländer. 1882. 8. 7 M.
6. Das stille Haus. Roman von Woldemar Herten. Breslau, Schottländer. 1882. 8. 3 M. 50 Pf.

Die beiden ersten Romane sind geschickt geschriebene Schablonenarbeiten im Stil des englischen Familienromans mit dem bekannten Familiengeheimniß und der Erbschaftsintrigue, welche damit abschließt, daß ein blutarmer Mensch ein eminent reicher Lord wird und noch dazu eine reizende Lady bekommt, die schon von Anfang an in ihn verliebt war. Wir wollen die geschickte technische Führung in diesen Werken und die Routine der Verfasser nicht ableugnen; doch muß, wenn der übermäßigen Romanproduction einigermaßen Einhalt geschehen soll, von einem Werke dieser Art verlangt werden, daß es wenigstens Originalität anstrebt und einige Fühlung mit dem wirklich künstlerisch-literarischen Streben der Zeit offenbart.

Ganz verfehlt ist der Roman „Das stille Haus“ von Woldemar Herten (Nr. 6). Nach einem nicht übeln Anfange sehen wir uns sofort vor Compositionsfehlern und psychologischen Unwahrscheinlichkeiten der schlimmsten Art. Der Autor muthet uns in der Haupthandlung zu,

zu glauben, ein deutscher Offizier, 1870 kriegsgefangen, hätte in Frankreich heirathen, mehrere Jahre dort als verheirathet leben, aber seitdem in Deutschland als todt gelten können. Die Prosa des französischen Standesamts mit den von ihm geforderten Heirathspapieren würde allein schon die Geschichte zur Unmöglichkeit machen, wenn der Autor dies, ganz abgesehen von andern Umständen, berücksichtigen wollte. Man kann bei diesem Roman sich nur wundern, wie leicht manche Leute sich das „Schriftstellern" denken.

K. von Perfall.

Uebersetzungen aus dem Lateinischen.

Des C. Cornelius Tacitus Agricola und Germania. Uebersetzt und mit den nöthigsten Anmerkungen versehen von C. H. Krauß. Mit Anhängen für philologisch-gebildete Leser. Stuttgart, Metzler. 1883. Gr. 8. 2 M. 20 Pf.

Derselbe Verfasser, von dem eine Uebersetzung des Dialogs von Tacitus veröffentlicht und in Nr. 39 d. Bl. f. 1882 besprochen worden ist, hat trotz seiner vorgerückten Jahre nunmehr rüstig dieselbe Arbeit an den zwei andern kleinern Schriften des großen Geschichtschreibers unternommen. Es ist dies wiederum ganz nach den dort bereits gut geheißenen Grundsätzen geschehen. Der Bericht kann sich daher diesmal auf wenige Randbemerkungen beschränken.

Auch diese zwei Bücher lesen sich klar und glatt, fast wie ein deutsches Original; die Uebersetzung ist eher noch fließender, mundgerechter und genußreicher. Ohne der treuen Auffassung der Worte und des jeweiligen Sinnes der einzelnen Sätze im geringsten etwas zu vergeben, auch ohne den Charakter der Taciteischen Sprache auffallend zu verwischen, ist durch kleine Erweiterungen, Zusätze und kurze Anmerkungen, wodurch vornehmlich dem logischen Zusammenhang und voller Klarstellung der dunklern Stellen gedient werden soll, Sorge getragen, daß jeder gebildete Leser, ohne den Grundtext oder eine Erklärungsschrift zu Rathe zu ziehen, genau erfährt, was der Schriftsteller gemeint hat. Daß dies bei den zwei, volle funfzehn Jahre später geschriebenen Büchern, welche schon nahezu das sprachliche Gepräge der großen Geschichtswerke des Tacitus mit ihrer gedrängten Gedankenfülle verrathen, ungleich schwieriger war, als bei der Erstlingsschrift des Dialogs, weiß der Sachkundige. Um so löblicher ist es, daß die vom Uebersetzer klar ins Auge gefaßte Aufgabe dennoch hier noch besser gelöst worden ist als bei seiner erstmaligen Leistung. Man höre, wie der Anfang und Schluß vom Leben Agricola's in der vorliegenden Fassung lautet:

Die Thaten und Charaktere großer Männer zu beschreiben, dieser alte Brauch ist selbst in unsern Tagen, unter einem gegen die Seinigen sonst gleichgültigen Geschlecht, nicht ganz abgekommen. Er hat sich immer wieder geltend gemacht, wenn es einer großen und edeln Kraft gelang, gegenüber der, in kleinen wie in großen Gemeinwesen herrschenden Unsitte der Verkennung des Guten und einer misgünstigen Behandlung desselben in ihrer sieghaften Größe zu behaupten. Aber wie in frühern Zeiten ein der Geschichtschreibung werthes Handeln noch leichter möglich war und einen offenern Spielraum hatte, so fühlten auch die hervorragendsten Talente sich eher bewogen, dem Verdienste ein Denkmal zu setzen, nicht um Gunst oder Ehre zu erlangen, sondern zu ihrer eigenen innern Befriedigung. . . . Nur des Geistes Bild ist ewig. Das aber vermöget ihr nicht durch fremden Stoff oder Kunst, sondern nur im eigenen sittlichen Charakter festzuhalten und darzustellen. Alles was wir an Agricola geliebt und bewundert haben, das lebt und wird leben in den Herzen der Menschen, in aller Zeiten Folge, durch den Mund der Geschichte. Wohl deckt ja manchen aus der Vorzeit die Vergessenheit, als wäre er niemals in Ruhm und Hoheit dagestanden; Agricola aber, der Nachwelt einmal geschildert und überliefert, wird ewig leben.

Muß nicht jeder Unbefangene angesichts schon dieser kurzen Probe eingestehen, daß eine solche Uebersetzung dem Zweck, die alten Classiker unsern Zeitgenossen zu wirklichem Genusse zu bieten und zu deren Lektüre einzuladen, entschieden besser entspricht als sämmtliche bisherige Uebersetzungen von Tacitus, selbst die an sich so treffliche neueste von K. L. Roth? Ja noch mehr. Es darf und muß laut ausgesprochen werden: es ist ebenso sach- wie zeitgemäß, daß mit den von diesem Uebersetzer aufgestellten und befolgten Grundsätzen eine neue Bahn eingeschlagen wurde, und wir müssen sie höchst willkommen heißen. Seit mehreren Jahrzehnten hatte man in Deutschland, gestützt auf gewaltige Vorgänger und Fürsprecher (J. H. Voß, Schleiermacher, A. W. Schlegel u. a.) den größten Werth auf möglichst wortgetreue Uebertragung gelegt. Es war dies geschehen in gerechtem Widerstreben gegen frühere Untugenden deutscher Uebersetzer, gegen Saloperie, Verwässerung und unerträgliche Breite.

Allein es lag dabei doch ein Abfall von der richtigern Uebersetzungskunst vor, wie sie nicht blos fast durchweg Franzosen und Engländer, sondern auch bei uns bereits Wieland und andere geübt hatten, vor allen aber Luther in seiner Bibelübersetzung so glänzend bethätigte. Auch war man nachgerade der so bedauerlichen Vergewaltigung unserer lieben Muttersprache, wie sie vor und nach jenen Vorgängern oftmals geübt wurde, überdrüßig geworden. So ist denn in neuester Zeit mit Recht eine Rückkehr zu der gesundern Auffassung der Pflicht eines Uebersetzers eingetreten, und nicht wenige wären zu nennen, welche diese Pflicht und Aufgabe gerade so wie dieser neueste Uebersetzer des Tacitus aufgefaßt und höchst befriedigende Leistungen im Geiste Wieland's und Luther's geliefert haben. Man erinnere sich, wie ganz anders als früher von Köchly Cäsar, von Holzer Sallust, von Mörike und Geibel die griechischen und römischen Dichter, auch von dem Berichterstatter Cicero's Briefe übersetzt wor-

den sind. Und in diese Fußstapfen ist nun eben auch Krauß hier getreten. Es wird deshalb ohne Zweifel der eine und andere Leser, der seiner Arbeit die verdiente Theilnahme entgegenbringt, unverhohlen es aussprechen: gerade so etwas hat gefehlt; vielleicht auch — wie wir Schwaben beim Genuß einer guten Speise sagen — noch hinzufügen: es schmeckt nach mehr. In der That wäre dem Verfasser und uns zu gönnen, wenn ihm am Abend seines Lebens noch Zeit, Lust und Kraft verbliebe, um seine Mußezeit in gleich verdienstlicher Weise auch den „Annalen" und „Historien" des großen Römers zuzuwenden.

Was nun aber diese neueste Gabe des Verfassers noch vor der ersten voraus hat, sind die Anhänge für philologische Leser. Ein Mangel, welchen die frühere Arbeit noch erkennen ließ, ist also hier beseitigt. Die Uebersetzung und die zu Grunde gelegten Lesarten werden nunmehr auch, wie dies schon Roth gethan hat, gründlich gerechtfertigt, sodaß auch der Fachmann sich überzeugen kann, wie der Verfasser bei dieser Arbeit den gelehrten Apparat alter und neuer Zeit sorgfältig benutzt und mit selbständigem Urtheil überall alles geprüft und das Beste behalten hat.

Seine Selbständigkeit tritt aber noch ganz besonders in der „Schlußbetrachtung über die drei kleinern Schriften des Tacitus" hervor:

So gewiß jede derselben nicht blos mit einem andern Gegenstand zu thun hat, sondern auch ihr nächstes Motiv in sich selbst trägt, so ist doch unverkennbar, daß den Schriftsteller in allen drei, dem Inhalt nach so sehr verschiedenen Schriften ein Haupt- und Grundgedanke beschäftigt und in verschiedenen Formen wiederkehrt, weil er eben mit seinen innersten Gefühlen in untrennbarem Zusammenhang steht. Es ist der unaufhaltsame Niedergang des großen Römischen Reichs, der seinem scharfen Blick und ahnungsreichen Gemüth nicht verborgen blieb.

Dieser Satz bildet das Thema der Schlußbetrachtung. Er ist auf den ersten Anblick überraschend und gewagt, auch meines Wissens bis daher von niemand ausgesprochen. Um so begieriger werden die Leser sein, die Begründung desselben zu erfahren, und um so mehr erfreut, wenn ihnen versichert werden kann, daß in der That die Behauptung mittels unbestreitbarer Aussprüche des Schriftstellers und scharfsinniger Folgerungen daraus überzeugend bewiesen wird und zwar nicht blos durch Stellen aus dem „Agricola" und der „Germania", sondern selbst des Dialogs.

Sonach ist gewiß nicht zu viel gesagt, wenn vornehmlich wegen dieser feinen Schlußbetrachtung unser Schriftchen als eine auch für Philologen und nicht am wenigsten für Literarhistoriker beachtenswerthe Bereicherung des Schriftthums bezeichnet und einem großen Leserkreise zum Verständniß des Tacitus angelegentlich empfohlen wird. Zu diesem Leserkreis möchten wir, nächst den Fachgelehrten und der gebildeten Männerwelt, sogar strebsame und für solche Studien empfängliche Frauen rechnen. Wenn irgendein Schriftdenkmal des classischen Alterthums, so wird dieser „Agricola" sie mächtig erfassen und ihnen das Geständniß abnöthigen, daß unsere Werthschätzung und Bewunderung der Alten auf guten Gründen beruht, ja in vollem Maße auch ihre eigene Theilnahme beanspruchen darf.

C. Mezger.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Es liegt uns jetzt im Wortlaute der Vortrag von Albert Last: „Das Autorenrecht und die Leihbibliotheken" (Wien, E. Last), vor, den uns der Verfasser mit dem Bemerken zuschickt, wir hätten unsere neuliche „Literarische Unterhaltung" nur nach „gänzlich entstellenden Zeitungsberichten" abgefaßt. Wir finden indeß, daß die Hauptsache, die von Herrn Last beantragte Resolution, von den Zeitungen durchaus richtig wiedergegeben wurde; auch finden wir in dem Vortrage den Fundamentalsatz wieder, von welchem Albert Last ausgeht: „Genau besehen ist und bleibt das gewerbsmäßige Verleihen von Druckschriften, sowie auch von Musikalien, ohne besondere Entschädigung an den geistigen Eigenthümer eine Rechtsverletzung, die der Staat bisher nur unbeachtet gelassen." Diesen Satz erläutert Herr Last zwar später dahin: „Um Misverständnissen vorzubeugen, sei hier ausdrücklich erklärt, daß der Leihbibliothekar bei seinem Betriebe vollkommen auf gesetzlichem Boden steht, daß daher von einer Rechtsverletzung nur im moralischen Sinne die Rede sein kann", mit welchem schiefen Ausdruck er offenbar zu bezeichnen glaubt, es sei ein Gebot des Natur- und Vernunftrechts, nicht des positiven Rechts verletzt worden. Gerade dagegen haben wir uns aber auf das entschiedenste ausgesprochen. Ein Misverständniß, daß sich die Rechtsverletzung auf ein bestimmtes, bestehendes Gesetz beziehe, war doch wol unmöglich, denn solche Verletzungen würden ja augenblicklich die gerichtliche Verfolgung nach sich ziehen. Daß aber ein höheres, in irgendeinem Wolkenkukuksheim befindliches Autorenrecht, das nur in dem Rechtsbewußtsein der Auserwählten spukt, durch die Leihbibliotheken verletzt werde: das stellen wir gerade in Abrede. Nach allen Rechtsprincipien, die nicht blos im römischen und deutschen Recht, sondern in den Rechten aller Völker gelten, hat derjenige, der ein Eigenthumsrecht an einer Sache erworben, das Recht, dieselbe mit und ohne Entgelt zu verleihen. Vor allem aber spielt der Autor keine Rolle mehr dabei: er hat ja sein Werk an den Verleger verkauft, mag dies nun auf Zeit oder für immer geschehen sein. Wenn wir der gewagten Ideenassociation dieser das ewige Autorenrecht von den Sternen herunterholenden Rechtsreformer zu folgen versuchen, so langen wir bei dem Grundgedanken an: der Leihbibliothekar beeinträchtigt die Rechte des Autors durch Verleihen seiner Werke, indem das Lesepublikum dieselben sonst kaufen müßte und kaufen würde und so die Leihbibliothek den Absatz schädigt. Nur hierauf ließe sich doch vernünftigerweise die sogenannte „moralische Rechtsverletzung" zurückführen. Es handelt sich also nicht um einen unvergänglichen Rechtsgrundsatz, sondern um eine noch dazu nur angenommene Thatsache; denn dafür, daß diese Thatsache sehr bestreitbar ist, haben wir ja eine unbestreitbare Autorität, nämlich Herrn Last selbst, welcher erklärt: „Der erfahrene Verleger weiß, daß diese tausend an Leihanstalten

abgesetzten Exemplare, im Falle das Buch innern Werth besitzt, ihm vom Publikum mehr Käufer zuführen als nehmen". Die Leihbibliotheken beeinträchtigen also nicht die Interessen der Autoren, sondern sie befördern sie noch. Gegenüber einer solchen Beweisführung, die gleichsam dem eigenen Faß den Boden ausschlägt, kommt man immer mehr in Verlegenheit, wo man denn die vermeintliche Rechtsverletzung zu suchen habe.

Auch was die Blätter über die Parallele zwischen den Tantièmen der Theater und den zu erhebenden Tantièmen von den Leihbibliotheken berichteten, finden wir in der Broschüre vollkommen bestätigt. „Das Publikum hat bisjetzt für Ihre Forderung kaum ein Verständniß", ruft Herr Last den Autoren zu, „obwol es ganz im Recht begründet findet, daß die Theater Tantièmen an die Autoren abgeben. Wenn man bedenkt, welcher Apparat dazu gehört, um eine dramatische Dichtung durch die Darstellung zum Leben zu bringen und dagegen die Mühen des Leihbibliothekars abwägt, so ist es geradezu unverständlich, daß man den Leuten erst mühevoll beweisen muß, daß Sie mit Ihrem Anspruch im Rechte sind." Wir haben in unserer „Literarischen Unterhaltung" darauf hingewiesen, daß diese Parallele eine gänzlich schiefe ist; denn zunächst werden die meisten Novitäten im Manuscriptdruck an die Bühnen verschickt; dann steht der Theaterdirector dem Autor, um in der Parallele zu bleiben, nicht als Bücherverleiher, sondern als Bücherverleger gegenüber; doch wenn auch das Drama im Buchhandel erschienen ist, so wird es durch die Aufführung in eine ganz andere Sphäre der Oeffentlichkeit gerückt. Das Buch als solches ist nur zum Lesen bestimmt, und darüber geht der Leihbibliothekar nicht hinaus.

Wenn in allen diesen Punkten der Wortlaut des Vortrags mit den von uns benutzten Zeitungsberichten übereinstimmt, so ist dies freilich in Bezug auf die Motivirung des Vorschlags nicht der Fall; unsere Schwärmereien über die Opferlust der Leihbibliothekare, unser Vergleich mit der Augustnacht der Französischen Revolution: das alles muß als irrthümlich zurückgenommen werden. Herr Last ist durchaus nicht so idealistisch und unpraktisch wie wir glaubten, und wir bekennen reuig, daß es leichtfertig von uns war, dies bei einem so guten und so erfolgreichen Geschäftsmanne vorauszusetzen. Herr Last meint: die Wurzel aller Uebelstände für Schriftsteller, Verleger und Leihbibliotheken sei die in gar keinem Verhältniß stehende Gegenleistung des Publikums für das, was es vom Leihbibliothekar verlangt. Diese Gebühr zu erhöhen, sei derselbe nicht in der Lage; es hindere ihn daran die Furcht vor der Concurrenz. Auf dem Wege der Ueberredung sei sie nicht zu beseitigen, ein einmüthiges Vorgehen sei nicht zu erzielen. Es bleibe nichts übrig als der Zwang. Kein besseres Zwangsmittel ließe sich denken als der durchaus berechtigte Anspruch der Autoren auf einen Theil des durch ihr Eigenthum gewonnenen Einkommens. „Hinc illae lacrymae", fiel mir bei dieser Argumentation ein, und mein „geflügeltes" Latein brachte mir noch einen andern Spruch: „Timeo Danaos et dona ferentes." Wir gönnen den Leihbibliotheken jede Erhöhung der Leihgebühr, aber daß die Autoren zu diesem Zweck ihr tiefgekränktes Recht wahren sollen, das scheint uns doch dem Ansehen derselben wenig entsprechend. Die ganze Sache kommt also auf die bekannte „Abwälzung" auf das Publikum heraus, und Autoren und Leihbibliothekare sollen zusammen „wälzen". Was die letztern betrifft, so lehrt die Nationalökonomie, daß die Preiserhöhung keineswegs ein sicheres Mittel zur Erhöhung der Einnahmen, daß oft damit eine Verringerung des Absatzes verbunden ist. Die Großmächte der Leihbibliotheken, zu denen Herr Last selbst gehört, werden dies allerdings weniger empfinden als die kleinen Leute: jene können die Kosten einer Umwälzung tragen und einen spätern Gewinn abwarten, diese nicht.

Herr Last sucht ein annäherndes Bild von dem Resultate seines Vorschlags zu geben, indem er annimmt, daß der geringste, auch von dem kleinsten Geschäft jährlich zu zahlende Beitrag nicht unter 50 Mark betragen dürfe; auch der doppelte Betrag wäre nach seiner Meinung nicht zu hoch gegriffen. Die größern Geschäfte würden auch bei einer nur sehr mäßigen Erhöhung von etwa 25 Procent der Leihgebühr 2—5000 Mark zu zahlen im Stande sein. Zweitausend Leihgeschäfte zähle das Buchhändler-Adreßbuch auf: diese zweitausend Geschäfte gäben schon beim niedrigsten Absatz jährlich 100000 Mark, die als jährliche Pauschalsumme dann an den Schriftstellerverband gezahlt werden sollten; der Verband besitze also in zehn Jahren ein Vermögen von einer Million. Dies soll nun zu Zwecken des Verbandes benutzt werden, etwa zu einer Altersversicherung. Wie steht es nun aber mit den Autoren, die dem Verband nicht angehören? Muß die in Aussicht genommene Gesetzgebung nur die Rechte der erstern anerkennen; soll sie nur für diese gemacht werden, und bilden die andern gleichsam nur eine Strafcompagnie? Gleichviel, es sind gewiß sehr verlockende Ziffern! Es ist ja nach dieser Darstellung allen damit geholfen: die Autoren gewinnen dabei, das Publikum, die Leihbibliotheken und last not least Herr Last selbst.

Bibliographie.

Aba, B., Moderne Größen. Bilder aus dem Wiener Leben. 2 Bde. Wien, Rosner. 8. 8 M.

Carriere, M., Die Poesie. Ihr Wesen und ihre Formen mit Grundzügen der vergleichenden Literaturgeschichte. 2te umgearbeitete Aufl. Leipzig, Brockhaus. 1884. 8. 12 M.

Gilder, W. H., In Eis und Schnee. Die Aufsuchung der Jeanette-Expedition und eine Schlittenfahrt durch Sibirien. Autorisirte deutsche Ausgabe. Mit 46 Abbildungen in Holzschnitt und 3 Karten. Leipzig, Brockhaus. 1884. 8. 8 M.

Gregorovius, F., Euphorion. Eine Dichtung aus Pompeji in vier Gesängen. 5te Aufl. Leipzig, Brockhaus. 8. 2 M. 40 Pf.

— — Wanderjahre in Italien. 2ter Bd.: Lateinische Sommer. 5te Aufl. Leipzig, Brockhaus. 8. 5 M. 50 Pf.

Hagen, A., Aus der deutschen Ostmark. Eine Dichtung in zehn Sängen. Zürich, Schmidt. 16. 60 Pf.

Harder, F., Werden und Wandern unserer Wörter. Etymologische Plaudereien. Leipzig, Reissner. 1884. 8. 3 M.

Jókai, M., Die Götterburg. Historischer Roman. 2 Bde. Berlin, Janke. 1884. 8. 8 M.

Kászony, D. v., Esther Solymosi, das Blutopfer von Tisza-Eszlár. Social-Roman aus der Gegenwart. Budapest, Grimm. 8. 2 M. 60 Pf.

Laemmerhirt, R., George Peele. Untersuchungen über sein Leben und seine Werke. Rostock. 1882. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Landsberg, E., Die Glosse des Accursius und ihre Lehre vom Eigenthum. Rechts- und dogmengeschichtliche Untersuchung. Leipzig, Brockhaus. 8. 9 M.

Leitschuh, F., Albrecht Dürer's Tagebuch der Reise in die Niederlande. Erste vollständige Ausgabe nach der Handschrift Johann Hauer's mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben. Leipzig, Brockhaus. 1884. 8. 7 M. 50 Pf.

Maubach-Ernésti, H., Per aspera ad astra! Dichtungen eines Sechszehnjährigen. Berlin, Ißleib. 8. 2 M. 50 Pf.

Oldenberg, F., Johann Hinrich Wichern. Sein Leben und Wirken. Nach seinem schriftlichen Nachlaß und den Mittheilungen der Familie dargestellt. 2tes u. 3tes Buch: Die Studienzeit. Der Candidat Wichern. Anfänge seiner Wirksamkeit. Das Rauhe Haus. Mit dem Bilde des alten Rauhen Hauses. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. Gr. 8. 3 M.

Pfaff, A., Zur Erinnerung an Friedrich Ötker. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 4 M.

Renner, V. v., Wien im Jahre 1683. Geschichte der zweiten Belagerung der Stadt durch die Türken im Rahmen der Zeitereignisse. Aus Anlaß der zweiten Säcularfeier verfaßt im Auftrage des Gemeinderates der k. k. Reichshaupt- und Residenzstadt Wien. Wien, v. Waldheim. Lex.-8. 9 M.

Sachau, E., Reise in Syrien und Mesopotamien. Mit 2 Karten von H. Kiepert, 18 Abbildungen und 22 Lichtdruckbildern. Leipzig, Brockhaus. 8. 20 M.

Sammlung musikalischer Vorträge. Herausgeber: P Graf Waldersee. Nr. 55 u. 56: Georg Friedrich Händel. Von H. Kretzschmar. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8. à 1 M.

Sander, H., Die Feldkircher Unruhen von 1768. Mit dem Bildnisse des Stadtammanns P. J. Leone. Innsbruck, Wagner. 8. 1 M. 60 Pf.

Schneidewind, E., Das Lutherhaus in Eisenach. Ein Beitrag zu Luthers Jugendgeschichte. Eisenach, Baerecke. 8. 1 M.

Neues Wiener Theater. Nr. 115: Ein Concipient. Lustspiel von W. Herbst. Wien, Rosner. 8. 1 M. 20 Pf.

Werner, R., Berühmte Seeleute. 2te Abth.: XVIII. und XIX. Jahrhundert. Paul Jones. Nelson. Farragut. Tegethoff. Mit 4 Portraits. Berlin, Janke. 1884. Gr. 8. 9 M.

Anzeigen.

(Mit einer Beilage: **Literarischer Anzeiger**, Nr. 11.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. Nr. 44. 1. November 1883.

Neue Dramen von Paul Heyse.

1. Alcibiades. Tragödie in fünf Acten von Paul Heyse. (Dramatische Dichtungen, zwölftes Bändchen.) Berlin, Hertz. 1883. 8. 2 M. 60 Pf.
2. Don Juan's Ende. Trauerspiel in fünf Acten von Paul Heyse. (Dramatische Dichtungen, dreizehntes Bändchen.) Berlin, Hertz. 1883. 8. 2 M. 60 Pf.
3. Das Recht des Stärkern. Schauspiel in drei Acten von Paul Heyse. (Dramatische Dichtungen, elftes Bändchen.) Berlin, Hertz. 1883. 8. 2 M. 60 Pf.

Es ist immerhin erfreulich, daß namhafte Dichter der Bühne nicht untreu werden, wenn auch die ernste Dichtung gegenwärtig Wind und Wetter gegen sich hat. So sanguinisch es scheinen mag, an die Zukunft zu appelliren, so zeigt doch die Geschichte des öffentlichen Geschmacks merkwürdige Wandlungen, und wenn ein echter Dichter niemals einer modischen Richtung, sondern nur den Eingebungen seines Talents folgt, so kann er doch immer hoffen, daß eine Zeit kommen werde, in welcher seine Schöpfungen auch in weitern Kreisen Anerkennung finden, sobald ihr innerer Kern sie zu einer dauernden Existenz befähigt.

Paul Heyse gehört nicht zu den Lieblingen der Intendanzen; nur sein „Hans Lange" und auch sein neuerdings wieder am berliner Hoftheater aufgenommenes Drama „Colberg" haben es zu sogenannten Bühnenerfolgen gebracht, die andern Stücke nur zu sporadischen Aufführungen. „Graf Königsmark" und „Elfriede" haben nicht die verdiente Beachtung gefunden. Doch Heyse läßt sich dadurch nicht entmuthigen; er schafft, wie die obengenannten Stücke beweisen, tapfer und unermüdlich für die deutsche Bühne und wirbt trotz aller Enttäuschungen nach wie vor um die Gunst dieser spröden Schönen.

Seinen „Alcibiades" (Nr. 1) haben wir schon besprochen, als wir das „Münchener Dichterbuch" kritisirten (Nr. 33 f. 1882). Wir haben die graziöse Sprache, den glücklichen Contrast, in den die beiden Frauencharaktere gestellt sind, hervorgehoben, aber auch erklären müssen, daß der Held einen schwächlichen Zug und vor allem nicht jene Genialität besitze, welche dem geschichtlichen Alcibiades eigen war. Die Buchausgabe des Dramas, das zunächst am weimarischen Hoftheater in Scene ging, hat der Dichter seinem „lieben Freunde Gustav zu Putlitz" zugeeignet.

Bedeutender ist das Trauerspiel „Don Juan's Ende" (Nr. 2). Der berühmte Opernheld Don Juan spielt in der deutschen dramatischen Dichtung keine hervortretende Rolle. Außer in Grabbe's „Don Juan und Faust", in welchem sogar der deutsche Faust eine bedenkliche Verwandtschaft mit dem spanischen Don Juan zeigt, könnten wir kein nennenswerthes Drama anführen, welches der Mozart'schen Oper Concurrenz zu machen vermöchte; der aus Lenau's Nachlaß herausgegebene „Don Juan" ist kein ganz fertiges Werk, enthält aber kühne Gedankenblitze; die „Don Juan" von Braun von Braunthal, Wiese, Hauch und auch von Holtei entbehren der tiefern Bedeutung.

„Don Juan's Ende" nennt Heyse sein Stück: da muß man freilich jede Erinnerung an Mozart's Oper und das Drama von Tirso de Molina beiseite lassen, und es entsteht die Frage, ob nicht mit dem gänzlich veränderten „Ende Don Juan's" die Bedeutung dieser sagenhaften Gestalt selbst allzu sehr verblaßt. Ein Don Juan, der nicht den steinernen Comthur zu Gast ladet, den dieser nicht besucht und zur Hölle herabholt, deckt kaum noch den typischen Charakter, dessen Namen er trägt; sein Ende gehört gleichsam mit zum caracter indelebilis der Gestalt. Byron's „Don Juan" ist freilich ganz losgerissen vom Boden der Ueberlieferung; er lebt in einer viel spätern Zeitepoche; er ist eigentlich nur auf den Namen des burlador de Sevilla getauft und allerdings ein Wüstling wie dieser. Doch Paul Heyse's „Don Juan" hat Antecedentien wie derjenige Tirso de Molina's; er ist ein

Spanier; er hat in Sevilla eine Donna Anna entführt und den Vater derselben getödtet; kurz es ist der Don Juan der Sage, und nun fragt es sich allerdings, ob ein Dichter so kühn von derselben abweichen und Don Juan's Ende so gänzlich anders gestalten darf, ohne den steinernen Comthur? Freilich ist der Conflict, welchen Paul Heyse ersonnen, ein gänzlich neuer; ein Hauptmoment desselben ist Don Juan's Vaterschaft, und Don Juan als Vater ist eine neue Erscheinung in the history of fiction.

Das Stück spielt am Fuße des Vesuv; hier finden wir Don Juan und Leporello. In einer Procession erblickt Don Juan ein reizendes Mädchen, das ihn mächtig anlockt; es ist Ghita, die Tochter der Gräfin Maria de Luna. Bald darauf wird Don Juan von Strolchen angefallen; ein junger Arzt, Gianotto, kommt ihm zu Hülfe, pflegt seine Wunden; er flößt Don Juan von Hause aus die größte Theilnahme ein.

Der zweite Act führt uns in die Osteria von Resina; der Wirth ist verlobt mit Biondetta, der Kammerzofe der Gräfin. Natürlich beeifert sich Don Juan, der in der Liebschaft mit Bräuten seine Specialität sieht und eine Art von Hautgoût in ihr erblickt, der Biondetta den Hof zu machen; von ihr erfährt er dann, daß Gianotto der Sohn einer Schwester der Gräfin ist, der Donna Anna von Sevilla, die im Kloster verstarb und deren Vater er, Don Juan, getödtet hat. Nun will er als Vater auch seinen Sohn ganz und voll besitzen. Im dritten Acte schleicht er sich mit Biondetta's Hülfe in Ghita's Schlafgemach ein, um sie seinem Sohne Gianotto zu verdächtigen; es kommt zu einer leidenschaftlichen Scene zwischen Vater und Sohn. Im vierten Acte besucht Don Juan die Gräfin, die ihn von Sevilla her kennt; er verlangt von ihr, sie soll dem Gianotto mittheilen, daß sein Vater lebe, und eine Zusammenkunft mit ihm vermitteln. Gianotto jubelt auf bei dem Gedanken, daß er seinen Vater wiedersehen werde; doch als er ihn in Don Juan erkennt, da flucht er ihm. Im fünften Acte erklärt Don Juan seinem Sohne, daß Ghita schuldlos sei: da trägt man die Leiche Ghita's herein; Gianotto ersticht sich, und Don Juan schreitet dem Flammenausbruch des Vulkans zu, um dort seinen Tod zu finden.

Dies Trauerspiel ist durchaus interessant und auch leidenschaftlich bewegt; nur enthält es ein entscheidendes Motiv, welches aus dem Bereiche der problematischen Motive entnommen ist, aus dem die Novelle ihre Pointen schöpft, das aber im Drama nicht einleuchtend genug ist, um dem großen Publikum Theilnahme einzuflößen. Don Juan, um seinen Sohn allein zu besitzen, alle Vaterfreuden ausgiebig zu genießen, will ihn von der Geliebten losreißen, indem er dieselbe ihm als eine Ungetreue hinstellt, die ein nächtliches Abenteuer nicht scheut. Uns scheint hier die gerade Linie der Entwickelung abgelenkt in eine problematische Bahn. Der Conflict, den man erwartet, der natürliche Conflict zwischen dem Vater und dem wiedergefundenen Sohne, muß doch aus der gemeinsamen Liebe derselben zu Ghita hervorgehen. Don Juan's heiße sinnberückende Leidenschaft für das Mädchen spricht sich ja im ersten Acte in einer Weise aus, welche eine solche Verwickelung erwarten läßt. Statt dessen verzichtet Don Juan, sobald er den Sohn erkennt, ohne weiteres auf so glühende Leidenschaft; er ist auf einmal fanatischer Vater, er gönnt den Sohn der Geliebten nicht; er will ihn allein besitzen. Ist das Motiv nicht verkünstelt?

Warum soll der Vater, der hier nicht als Rival des Sohnes, sondern als der Rival der Geliebten desselben auftritt, sich nicht an der Liebe seines Sohnes zu dem schönen vornehmen Mädchen erfreuen? Das hätten alle andern Väter gethan: Don Juan erscheint hier als ein ganz abnormer Vater. Solche Capriccios aber im Mittelpunkte einer Tragödie, die doch an das allgemeine Gefühl appellirt, sind sehr bedenklich. Nach dieser gemachten Scene, wo der Vater als eine Art von Vogelscheuche den Sohn von der Geliebten zurückschreckt, indem er noch als Don Juan erscheinen will, obgleich er eigentlich das Don Juan-Costüm in einer den Charakter fast aufhebenden Metamorphose in den Schrank gehängt hat, lenkt die Handlung wieder in die gerade dramatische Bahn ein. Daß Gianotto einen solchen Vater hat, wird ihm zum Verhängniß: die Gräfin weigert sich natürlich, dem Sohne des Mannes, der ihren Vater getödtet, die Hand der Tochter zu geben, obschon Don Juan jetzt, abermals umgewandelt, als Fürbitter für Gianotto erscheint. So geht das junge Paar zu Grunde an der Aeltern Schuld, unschuldige Opfer fast im Sinne der Schicksalstragödie, und Don Juan erfüllt als ein neuer Empedokles in den Flammen des Vulkans sein Geschick.

In den ersten Acten des Stücks ist Don Juan vortrefflich gezeichnet. Gleich im ersten Acte präludirt er dem Feuertode am Schlusse. Dem alten Fischer, der ihn an den Vesuv geführt, sagt er:

Nimm alles, was ich bei mir trage. Hättest du mich nicht zurückgerissen, als mich am Kraterrand der Schwindel packte, so läge jetzt dies Gold geschmolzen in dem grausen Tiegel, und sein Besitzer, zu Asche geglüht, flösse mit der Lava zu Thal, oder stäubte mit einer Funkengarbe gegen das Firmament.

Der Alte.

Ihr redet fürchterlich, Herr! Ich hab' doch manchen schon hinaufgeführt, dem's droben wirbelig und wunderlich zu Sinne wurde, aber keinen, der mit solchen Augen wie Ew. Gnaden in den Höllenkessel hineinsah.

Don Juan.

Hast du sie nie an dir selbst erlebt, die unentrinnbare Magie des Grauens! Glutströme aus ewig unerschöpften Tiefen, eine Feuerseele, die aus ihren Banden sich losringt und den Himmel stürmen möchte, aus Wuth darüber, daß er so unnahbar feierlich sie angrinst — — Es zog mich mit Gewalt, als ob da unten mich ein Geist erwartete, dem meinen blutsverwandt. Wär's nicht auch neidenswerther, in einem einzigen schaurig-kühnen Augenblick mitten aus der Fülle des Lebens der flammenden Vernichtung in den Schos zu sinken, als langsam Glied für Glied von Gicht und Fieber zermalmt zu werden?

Weiterhin sagt er zu Leporello:

Unverschämter! Weil du die Haare zählst, die mir an den Schläfen ergrauen, meinst du, ich sollte bequeme Freuden einem

stolzen Wagniß vorziehen? Wenn Weiberliebe uns in den Schos fällt wie eine überreife Frucht, — wen ekelt da nicht bald vor dem süßen Einerlei? Nur daß sie einen Willen haben, der unserm Willen erliegt, das macht sie immer neu begehrenswerth. Der Löwe rührt nichts Todtes an. Das Sträuben und Zittern seines Opfers würzt sein Mahl.

Und in einem Monolog fährt er fort:

Und doch — wenn er recht hätte — wenn's thöricht wäre, Zeit und Mühe an die Zähmung dieses trotzigen Wildlings zu wenden? — Es ist nicht mehr mit mir wie sonst. Das Wagen reizt mich mehr als das Gewinnen, der Kampf mehr als die Beute. Und dann — die Oede hier innen, die mich immer unheimlicher angähnt —! Immer nur das alte Spiel in neuen Masken — auf die Länge wird's abgeschmackt. Doch womit betröge man sonst den Heißhunger nach Leben und Glück? Ob es klüger wäre, wie die meisten thun, die ganze Posse ernst zu nehmen, in Geschäften zu keuchen, sich einzubilden, man könne etwas wirken, schaffen, die lahme Welt vorwärtsschieben? Als träfe man am Ziel jedes Wegs auf jemand anders als sich selbst! Die Narren spielen nur länger mit sich selbst Versteckens, während ein kluger Mann sich nie aus den Augen verliert.

Darauf kommt ein Mönch von San-Martino, dem er in seiner Art eine Beichte ablegt:

Don Juan.

Zunächst denn: ich bin ein Verbrecher von Kindesbeinen an; ich habe meine Mutter getödtet.

Der Mönch.

Unseliger!

Don Juan.

Meine Geburt kostete ihr das Leben. Diesen Mord bereue ich sehr. Er hat mich darum gebracht, die einzige Frau kennen zu lernen, die ich geliebt hätte, ohne ihrer zu begehren. Meinen Vater hab' ich gehaßt. Er war so thöricht, meinen Willen brechen zu wollen, den er doch selber mir ins Blut gepflanzt, da er mich zeugte. Zum Glück starb er früh und hinterließ mir große Güter.

Der Mönch.

Armer Mensch! So hattest du niemand über dir, zu dem du in Ehrfurcht aufblicken konntest?

Don Juan.

Doch, ehrwürdiger Bruder: den Schöpfer aller Dinge, der mich mit Kraft und Schönheit ausgestattet und mir unersättliche Sinne verliehen hat für unerschöpfliche Freuden. Als ich begriff, wie sehr er mich bevorzugt, gelobt' ich mir, als einer seiner Lieblinge ihm Ehre zu machen, indem ich seine reiche Welt genoß, so viel ich konnte. Ihr nennt das Sündigen; mir däucht' es ein gottwohlgefälliges Thun.

Der Mönch.

Und hast du deiner Selbstsucht nie den Frieden einer andern Seele zum Opfer gebracht?

Don Juan.

Wer, der da lebt, lebte nicht auf Kosten anderer! Du selbst, wenn du in heiliger Selbstsucht Himmelsfrieden vorgenießest, versäumst du nicht ein Weib zu beglücken und frohe Geschöpfe in die Welt zu setzen? Ich habe keine verlassen, die nicht die Stunde, die ich ihr geschenkt, für köstlicher hielt, als Jahre in gemeinem Wechsel von schaler Lust und dumpfer Langerweile. Der Schmerz, mich zu verlieren, war der Kaufpreis für das Glück, mich besessen zu haben.

Ohne Frage: die Genialität des Wüstlings kommt hier überall in prägnanter Weise zum Ausdruck; auch ist die Sprache warm, belebt, voll kühner Wendungen, nicht so glatt und kühl wie sonst oft bei Heyse. Und auch in spätern Scenen waltet ein leidenschaftlicher Zug vor, der sich oft bis zur höchsten dramatischen Energie steigert. So namentlich in der großen Schlußscene des vierten Acts, in welcher Gianotto sich von dem Vater lossagt, den er eben wiedergefunden:

Er? Der da? Dieser da? Nein, nein, nein! Der nicht! So grausam spielt selbst die Hölle nicht mit einer schuldlosen armen Seele. Er nicht! Nicht wahr, Gräfin? Bei Euerm ewigen Heil, nur das eine Wort: er nicht! Er ist es nicht!

Gräfin.

Er ist's, ist dein Vater.

Gianotto (schlägt eine irre Lache auf).

Hahaha! Er ist's! So also sieht ein Vater aus! So tritt er, nachdem er zwanzig Jahr seinen lieben Sohn wie eine Nessel am Wege hat aufwachsen lassen, mit väterlicher Streng' und Milde vor ihn hin, die üppigen Ranken zu beschneiden, Regen und Sonnenschein, Thau und Mondeskühle — ha, Ungeheuer! öffnest du die Lippen? willst ein sanftes Mahnwort an den trotzigen Knaben verschwenden? Ich sage dir: verstumme, schnöder Spuk! Ich kenne dich, Dämon! weiß, welche Macht du hast, arglose Seelen zu bestricken, daß sie vom Pfad des Lichts hinweg der Hölle zutaumeln aus deiner Umarmung. O dank es dieser edelsten der Frauen, daß ich das Blut in mir, das wüthend aufwallt, zurückdämme; sonst, beim Gott der Rache und Gerechtigkeit, sonst würd' ich deines Vaternamens lachen und mit dem blanken Stahl auch für die Schmach Genugthuung von dir fordern, daß du mich gezeugt hast.

Don Juan (tief erschüttert).

Mein Sohn — höre mich — ich kann mit einem einzigen Wort —

Gianotto (zurückweichend, mit erhobenen Händen ihn abwehrend).

Zurück, Höllenspuk! Rühre mich nicht an! Mir graut vor deiner grinsenden Larve. Der Hauch deines Mundes macht mein Blut gefrieren. Wärst du der Bettler, dem die Hunde vor des Reichen Thür die Schwären lecken, ich würde mich zu dir betten und deine Hände mit meinen Thränen waschen. Dich aber — da du der bist, als den ich dich erkannt — dich treffe mein Fluch zu ewiger Verdammniß! Höre diesen Fluch, erhör' ihn, allgerechte Gottheit! Und so gescheh' es! Amen!

Wir würden „Don Juan's Ende" für Heyse's bedeutendstes Drama erklären, wenn nicht die allzu befremdende Wendung in der Mitte des Stücks novellistisch capriciös den freien Fluß der dramatischen Handlung hemmte und auch der Charakter des Helden nicht dabei allzu sehr aus den Fugen ginge.

Das dreiactige Schauspiel „Das Recht des Stärkern" (Nr. 3) erscheint uns durchaus nicht dramatisch genug aus seinen novellistischen Voraussetzungen herausgearbeitet; es steht hierin weit gegen „Don Juan's Ende" zurück. Die Einschnitte der Handlung sind nicht markant genug; die psychologischen Fäden erscheinen zu fein, ja hin und wieder etwas verzwickt.

Gleich im ersten Act erblicken wir auf der Bühne eine Badeseenerie am Strande von Sylt: Dünen, Zelte, Bade-

gäste auf Holzstühlen und Rohrsesseln; die einen spielen Schach, die andern unterhalten sich, sehen durchs Fernrohr. Es weht Seeluft durch das Ganze. Wenn man indeß erwartet, jene Scene aus „Niniche" auf der Bühne zu sehen, wo auch die Badecostüme eine Rolle spielen, so irrt man sich: so weit geht Heyse's Genremalerei nicht. Die Hauptgruppe tritt erst später auf: Consul Koopmans, seine Tochter Liddy, ihre hindostanische Begleiterin Maya. Vorher schon machen wir die Bekanntschaft einer jungen alleinstehenden Dame, Candida, von der die bösen Zungen aus Hamburg eine Geschichte erzählen: sie habe eine Liaison mit einem jungen Arzte gehabt; die Sache habe in einem Landhause nahe bei der Stadt gespielt, und eines Tags sei der saubere Doctor verschwunden gewesen. Man geht also der übelbeleumdeten Candida aus dem Wege. Von der tropischen Gesellschaft dagegen heißt es, daß sie einen sündhaften Luxus treibe und daß ihr Vermögen ganz kolossal sei; die kleine Liddy habe an jedem Finger eine Million. Diese trägt auch einen Doctor im Herzen, und man erräth bald, daß es derselbe Doctor ist, der mit Candida jene Liaison gehabt haben soll. Liddy geräth in ein Gespräch mit Candida: da erscheint der Held desselben, Dr. Lornsen, der sich indeß bald wieder dem gefährlichen Kreuzfeuer entzieht. Dieser Rückzug ist nicht stark genug, um einen Actschluß zu tragen. Dafür sorgt die Klatschbase Baronin Toutlemonde, welche Liddy erklärt, die Vergangenheit des Fräuleins Candida sei nicht derart, daß ihre Gesellschaft für junge unschuldige Mädchen passend erscheine. Doch Candida findet einen Ritter in dem Professor Fernow, der sich schon früher für sie interessirt hat, und auch Liddy klagt Frau Toutlemonde an, daß sie ihre beste Freundin beleidigt habe.

Im zweiten Act befinden wir uns in Candida's einfachem Heim. Professor Fernow erklärt ihr, er habe an sie sein Herz verloren. Candida erklärt ihm, ihr Herz sei noch nicht wieder frei. Die allgegenwärtige Frau Toutlemonde stört die Unterredung: ihre wohlerzogene Tochter ist mit einem Lieutenant durchgegangen, beide sitzen jetzt irgendwo auf einer Sandbank; sie sucht Hülfe beim Professor, der ihr widerwillig folgt. Kaum sind sie fort, so erscheint Liddy mit gleich schlimmen Absichten wie Fräulein Toutlemonde: sie will sich nämlich von ihrem Geliebten, von dem der Vater nichts wissen wolle, entführen lassen. Da erscheint der Doctor wieder, doch er erklärt, daß sein Besuch Fräulein Candida gelte. Liddy's Vater ist indeß zurückgekehrt: sie muß zu ihm. Candida und Lornsen bleiben zurück.

Es folgen nun die beiden „großen Scenen", wie es in der französischen comédie heißt. Ueber dem Verhältniß zwischen den beiden schwebt ein gewisser Schleier: der Dramatiker muß ihn lüften. Candida und Lornsen hatten sich gefunden: warum mußten sie sich wieder verlieren? Das ist nun feine psychologische Filigranarbeit der Motivirung:

Candida (läßt sich auf das Sofa sinken).

Mein Herz von Ihnen abgewendet! — Wie schlecht haben Sie dieses Herz gekannt, wenn Sie das von ihm glauben konnten! Ich will ganz offen zu Ihnen sein — wir scheiden ja — bei einem Abschied fürs Leben ist man sich Wahrheit schuldig. Sie haben mich oft im Scherz getadelt, Lornsen, daß ich gar zu vernünftig sei. Es ist etwas daran. Aber sehen Sie, gerade wir Vernünftigen, wir haben eine leidenschaftliche Sehnsucht, um unsere arme Vernunft zu kommen, die uns so wenig glücklich macht, ein brennendes Verlangen, uns das Herz über den Kopf wachsen zu lassen. War es dann eine Täuschung unsers Herzens, so erholen wir uns freilich langsamer davon als andere, die es mit ihren Unbesonnenheiten leichter nehmen. Aber dann suchen wir, weil wir klüger sind, unser betrogenes Herz mit tausend Gründen in seinem Irrthum zu bestärken und wollen gar nicht wieder zur Vernunft kommen. So ist es auch mir geschehen. Ich hatte mich recht wie ein thörichtes, schwaches Mädchen in diese Leidenschaft gestürzt, ich war glücklich, die Welt um mich her nicht mehr mit so verständigen Augen betrachten zu müssen, sondern wie in Licht und Glut getaucht. In kühlern Augenblicken sagte ich mir wol: du bist doch wol nicht so recht für ihn geschaffen. Er ist vom Glück und von den Frauen verwöhnt, ist wie ein Kind, das alles, was es reizt, besitzen möchte; darum begehrt er jetzt auch nach dir. Aber schon jetzt, da du seiner Eitelkeit nicht beständig schmeichelst — verzeihen Sie, ich wähle nicht die schonendsten Worte in meinen Selbstgesprächen —

Lornsen.

Reden Sie weiter! Mein Leben hängt daran, daß nichts ungesagt bleibt.

Candida.

Hab' ich noch etwas hinzuzufügen? Werden Sie es noch räthselhaft finden, daß ich in mich versank, verstummte und versteinerte, als Sie einen geringfügigen Zwist zum Vorwand nahmen, wochenlang sich von mir zurückzuziehen, und dann erst in einem kühlen, kurzen Brief anfragten, ob ich meine Gesinnung gegen Sie denn völlig geändert hätte?

Lornsen.

Ein geringfügiger Zwist? Sie hatten mir gesagt mit Ihrer ganzen grausamen Ehrlichkeit, wie Sie es manchmal nicht begreifen könnten, warum Sie mich liebten, da ich so wenig dem Ideal eines Mannes gliche, das Sie bisher im Herzen getragen. Und als ich scherzend erwiderte: dann wollte ich mich entfernen, bis Sie es begriffen hätten oder mich entbehren gelernt —

Candida.

Was antwortete ich Ihnen da? Ich entsinne mich wirklich nicht —

Lornsen.

„Niemand ist unentbehrlich. Habe ich nicht auch ohne meinen Vater fortleben lernen?" Das sagten Sie, Candida, und so bitter sagten Sie das —

Candida.

So bitter, wie ich es fühlte. Sie aber —

Lornsen.

Gewiß, ich war solche Bitterkeit nicht gewohnt. Ich ging und wollte abwarten, ob Sie mich zurückriefen. Als ich merkte, daß es über meine Kräfte ging, schrieb ich Ihnen. Warum kam keine Antwort auf diesen Brief?

Candida (steht auf).

Weil nur Eine Antwort Sie befriedigt hätte und ich diese Eine nicht zu geben vermochte, ohne mich selbst aufzugeben. Ich hatte Sie zu gut kennen gelernt; — das ist gefährlich für Liebende. Sie hatten erwartet, ich würde auf dies erste Wort mein starres Schweigen brechen und in überschwenglicher Hingebung Ihnen

gestehen, daß ich ohne Sie nicht leben könnte. Und als dieses Geständniß ausblieb, gingen Sie hin und warben um die Tochter des Millionärs. Sie waren froh, vor Ihrem Gewissen einen Vorwand zu haben, mich fallen zu lassen.

Lornsen aber war, wie er weiter bekennt, fortgeblieben aus Eifersucht, weil er es nicht ertragen konnte, daß Candida einen Schatten, ihren Vater, so grenzenlos liebte. Candida spricht aber von dem unauslöschlichen Glück, das sie einem Lebenden verdankte. Da meint Lornsen, dann sei ja noch nichts verloren, doch sie erklärt ihm:

Nein, Lornsen, es ist vorbei. In diesen langen einsamen Wochen ist es in mir klar geworden: es hat nicht sein sollen. Und wenn ich auch nicht aufhören kann, an Ihren Schicksalen theilzunehmen — Sie haben in ein anderes Lebensgeschick eingegriffen und Ihre Ehre, Ihr Gewissen verpfändet. Gehen Sie zu Liddy's Vater und erklären Sie ihm noch einmal, daß Sie es für Ihre Pflicht halten, dies Kind, das all seine Hoffnungen auf Sie gesetzt hat, nicht zu verlassen.

Lornsen meint nun, es sei ein Irrthum gewesen, sein Herz habe Liddy nie gehört.

Nun tritt der Consul ein, Lornsen sucht für später eine Unterredung mit ihm nach und empfiehlt sich: der Consul beklagt sich über Candida's Einmischung in seine Familienangelegenheiten, über die Begünstigung, die sie der Liebe Liddy's zum Doctor zutheil werden läßt. Nun erfahren wir auch endlich, was es mit dem Recht des Stärkern für eine Bewandtniß hat, nach dem wir uns bisher vergeblich rathend bei den Abendländern wie bei den Kindern des Lotosblumenlandes umgesehen haben. Der Consul erklärt, er werde diese Ehe hindern nach dem Recht des Stärkern. Candida aber entgegnet, das Stärkste, das Unbezwinglichste sei das Herz, und sie werde sich Liddy's als Freundin annehmen.

Im letzten Act biegt dann die Handlung wieder von der geraden Linie gänzlich ab. Statt daß uns jener Kampf vorgeführt wird, tritt ein neuer Incidenzpunkt, der im vorigen Act nur flüchtig gestreift wurde, mit dem Anspruch auf, unsere vorwiegende Theilnahme zu fesseln. Liddy erfährt jetzt erst, daß die Hindufrau Maya ihre Mutter ist; diese erzählt in etwas gebrochenem Deutsch ihre Lebensgeschichte, und Candida, welche feierlich auf ihre Liebe verzichtet, weiht die Tochter in das Geheimniß ein. Liddy hat die Erlaubniß ihres Vaters erhalten, Doctor Lornsen zu heirathen; doch dieser erklärt ihr, daß er Candida noch liebe; die letztere belauscht seine Erklärung, und nun erklärt sie auch ihrerseits, daß sie Lornsen liebe, und die beiden finden sich. Liddy hat das Nachsehen; doch sie tröstet sich mit der wiedergefundenen Mutter über den verlorenen Bräutigam.

Diese Handlung bewegt sich in einer Zickzacklinie, und uns fällt immer dabei Gretchen ein, welche die Maiblume zerpflückt: er liebt mich ... liebt mich nicht! Und wenn wir dazu setzen: sie liebt ihn ... liebt ihn nicht ..., so haben wir die mit fortwährenden Fragezeichen tätowirte Physiognomie des Stücks. Im zweiten Act erklärt Lornsen, es sei ein Irrthum gewesen, daß er Liddy geliebt habe; im dritten wiederum erklärt Candida: „Ja, liebe Liddy, ich habe ihn erst geliebt; aber er hat sich von mir abgewendet, er sah ein, daß er sich geirrt hatte." Wirkliche und vermeintliche Irrthümer wie Federballspiel der Liebeslaunen: das ist höchstens novellistisch, nicht dramatisch; denn es fehlen alle stark einsetzenden Motive. Wir sagen: höchstens novellistisch; denn auch in der Novelle werden wir Motive wie die Eifersucht auf den Schatten des Vaters für capriciös unhaltbar erklären müssen. Am Schlusse des zweiten Acts wird ein dramatisches Problem aufgestellt, ein Wettkampf zwischen dem Consul und Candida; doch auch hier fehlt jede dramatische Durchführung. Die Handlung macht einen Seitenpas, und Candida gehorcht selbst dem Recht des Stärkern.

Der Dialog ist graziös und oft sinnig. Die genrebildlichen Gruppen, besonders Frau Toutlemonde und die Baronin von Brettenberg, sind mit feinem Humor gezeichnet. Vor allem ist der Charakter Liddy's, dieses im üppigsten Luxus aufgewachsenen Naturkindes von halb exotischer Herkunft mit seinem blasirten Anflug und seiner naiven Siegesgewißheit, ebenso anmuthig gezeichnet wie in „Don Juan's Ende" der Charakter der Ghita. Doch der unklare Liebeshandel zwischen Candida und Lornsen kann durchaus nicht jene Theilnahme einflößen, welche eine dramatische Handlung verlangt. Das Schauspiel als solches ist nur als eine Niete zu betrachten.

Rudolf von Gottschall.

Publicistische Schriften.

(Beschluß aus Nr. 43.)

14. Das neue Italien und die alten Zeloten. Studien zum Nutzen der Ordnung der Parteien im italienischen Parlament. Von C. M. Curci. Autorisirte deutsche Ausgabe von F. Booch-Arkossy. Zweiter Band. Leipzig, Gracklauer. 1882. 8. 3 M.
15. Hermann Freiherr von Rotenhan, ein Lebensbild, 1800—1858. Von F. J. Frommann. Jena, F. Frommann. 1882. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.
16. Ein Achtundvierziger. Erlebtes und Gedachtes von Philipp Wagner. Leipzig, O. Wigand. 1882. 8. 6 M.
17. Der Dictator von Wilna. Memoiren des Grafen M. N. Murawjew. Aus dem Russischen. Mit einer biographischen Einleitung. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1883. Gr. 8. 4 M. 40 Pf.

In dem zweiten Bande der Schrift „Das neue Italien und die alten Zeloten" (Nr. 14) bespricht der aus dem Jesuitenorden ausgestoßene Priester C. M. Curci hauptsächlich das Verhältniß der Kirche zu dem neuen italienischen Staate. Er stellt sich dabei auf den Boden der

gegebenen Thatsachen und hält die Herstellung eines guten Einvernehmens zwischen Kirche und Staat für möglich. Er ist nicht für Trennung von Kirche und Staat: diese erklärt er für Thorheit; auch nicht für Einigung beider im frühern juristischen Sinn: diese hält er für unmöglich und unthunlich; wohl aber, meint er, lasse sich gewiß eine Form und Art der Einigung finden, die unter den obwaltenden Verhältnissen die bestmögliche wäre. Er beansprucht Freiheit für die Kirche von seiten des Staats insofern, als derselbe der Ausübung der Religion, in welcher seine Bürger den einzigen höchsten und wahrhaftigen Gott verehren, kein Hinderniß entgegensetzen solle. Auf diesem Fundament werde sich die rechte Eintracht und Einigkeit von selbst ergeben. Daß der Staat dies factisch thue, indem er dem Gebaren der Kirche, ausgenommen in Bezug auf die Sittlichkeit und öffentliche Ordnung, in keiner Weise entgegentritt, erkennt Curci an.

Aber freilich, von einem solchen Gedanken wollen die Zeloten, die jetzt maßgebend sind im Vatican, nichts hören. Sie kennen keinen modernen Staat, wollen also auch von den Aufgaben eines solchen nichts wissen. Ihrer Meinung nach hängt alles Heil der Kirche von der Wiederherstellung der weltlichen Macht des Papstthums ab. Diese anzustreben, ist nach ihrer Vorschrift die heiligste Pflicht jedes Gläubigen. Alle Schäden der Kirche, die jetzt für das Auge, das sehen wolle, offen zu Tage treten, seien zurückzuführen auf die „Revolution". Wenn der Kirche alles zurückgegeben würde, alle äußerlichen Rechte, alle Größe, aller Reichthum, dann, so erklären sie, könne es gar nicht fehlen, daß die Welt bald erkennen würde, daß sie die Retter der Gesellschaft seien. Curci weist nun treffend die Ursachen nach, aus denen jene beklagenswerthen Schäden des kirchlichen Lebens, die schon längst vor der „Revolution" vorhanden gewesen seien, entstanden sind, und nennt als solche Verfall und Vernachlässigung der Predigtkunst, der Katechismuslehre, Seichtigkeit der Studien, überhaupt Mangel an allem wissenschaftlichen Sinn und Streben in den Seminarien und bei den Geistlichen. Ob die an sich freilich beklagenswerthe Revolution nicht am Ende doch eine barmherzige Heimsuchung Gottes sei? Die Kirche sollte und könnte sich jetzt reinigen von den Schlacken, die ihr von der Liebe zu den Gütern dieser Erde anhingen, könnte und sollte sich jetzt anraffen zu geistiger Mäßigung und Ernüchterung, zu eigener innerer Wiederaufrichtung durch die Wissenschaft, um segensreich auf die arme bürgerliche Gesellschaft einwirken zu lernen. Einer Reform bedarf die Kirche gegenwärtig mehr denn je; aber wie dies immer der Fall war, dieselbe wird auch heute verzögert und verhindert von denen, die sie am meisten fürchten und doch am meisten brauchen könnten.

Das sind alles freilich ernste und beherzigenswerthe Worte. Aber wer hört auf sie? Und was sind die Folgen davon? Curci hat es an sich selbst erfahren. Er wurde, ohne daß er sich irgend vertheidigen durfte, ja ohne daß man ihm auch nur einen Grund angab, lange vor diesen Veröffentlichungen aus dem Jesuitenorden ausgestoßen, offenbar weil man in demselben instinctiv fühlte, daß er nicht zu den Zeloten zähle; und in dem Organ der letztern, der „Civiltà cattolica", wird er heute noch aufs gehässigste verleumdet und angegriffen, obwol er treu an seinem katholischen Glauben festgehalten hat, ja äußerst ungern aus seinem Orden geschieden ist.

Das Lebensbild des im Jahre 1858 verstorbenen Freiherrn Hermann von Rotenhan (Nr. 15), der einem alten, nördlich von Bamberg begüterten reichsfreiherrlichen Geschlecht angehörte, hat zum Verfasser einen Jugendfreund desselben, F. J. Frommann, der mit ihm, so lange er lebte, in innigstem Wechselverkehr stand und dem dahingeschiedenen Freunde in diesem Büchlein ein ansprechendes Denkmal der Liebe gestiftet hat. Für weitere Kreise ist die Schilderung des charakterfesten, energischen und doch wieder bescheidenen und rücksichtsvollen Mannes interessant, weil seine politische Thätigkeit im bairischen Landtage, in welchen er als Vertreter seiner Standesgenossen in Oberfranken verschiedene male gewählt wurde und in dem er immer eine hervorragende Rolle spielte, sowie seine Thätigkeit im Vorparlament und in der zur Entwerfung einer neuen Verfassung in Deutschland zusammenberufenen Nationalversammlung eingehend geschildert ist. Er war einer der Sieben, welche die Nationalversammlung entsandte, um dem zum Reichsverweser ernannten Erzherzog Johann diese Würde anzutragen und ihn nach Frankfurt zu geleiten.

Ein überaus reichhaltiges und interessantes Buch ist „Ein Achtundvierziger. Erlebtes und Gedachtes" von Philipp Wagner (Nr. 16), der nach manchem Sturm und vielen Irrfahrten schließlich doch in den Hafen der Ruhe eingelaufen ist, indem es ihm gelang, eine Stellung als Zollbeamter in Brooklyn zu erlangen, wo er nun als Zweiundsiebzigjähriger diese Memoiren geschrieben hat. Zum Radicalen, man möchte sagen schon vor der Geburt prädestinirt, blieb er ein solcher sein Leben lang und ist es jetzt noch. Radical ist alles, was er schreibt und denkt über Religion, Moral, Ehe, Politik u. s. w., und er schreibt und denkt nicht blos so, er hat es selbst in seinem Leben so gehalten und hat so gehandelt. Ohne Schminke und ohne Scheu entfaltet er nun hier vor uns sein äußeres und inneres Leben. Man wird schwerlich mit ihm sympathisiren können, wenn er seine Anschauungen darlegt; aber man kann doch auch nicht sagen, daß man sich von denselben zurückgestoßen und verletzt fühlen müßte. Unwillkürlich muß man die sittliche Kraft und Energie bewundern, mit der dieser Mann in den Stürmen des Lebens, in denen ein anderer vielleicht längst untergegangen wäre, den Kampf ums Dasein weiter kämpft, sich wieder eine Stellung erringt, in der er seine geliebte Familie ernähren kann, und fortwährend an seinen Idealen festhängt. Sehr drastisch und gewiß aus dem Leben gegriffen und aus der Erfahrung geschöpft sind seine Schilderungen mancher amerikanischer Verhältnisse und Zustände, deren Fäulniß und Verdorbenheit er mit beißenden Worten aufdeckt. Ein vor

wenigen Jahren ausgeführter Besuch in seiner alten Heimat gibt ihm Gelegenheit, Deutschland mit Amerika zu vergleichen. Trotz all des Faulen, das er uns von Amerika zu berichten weiß, fällt sein Vergleich zu Gunsten Amerikas aus. Warum? Das Grundprincip der Regierung in Deutschland sei: Unterdrückung; in Amerika: Freiheit. Aber die eine Behauptung ist ebenso falsch wie die andere: von Unterdrückung kann in einem Staate, der einen solch parlamentarischen Apparat hat, wie Deutschland, keine Rede sein; Freiheit und Entscheidung in der Politik haben in Amerika doch eigentlich nur die Geldbarone; die andern Menschenkinder sind hierin nicht besser daran als in andern parlamentarisch eingerichteten Staaten.

Die „Memoiren des Grafen M. N. Murawjew" (Nr. 17), des gefürchteten Dictators von Wilna, sind ein merkwürdiger Beitrag zur Geschichte der wichtigsten Krisis, welche Rußland unter Kaiser Alexander II. durchzumachen gehabt, sowie ein interessantes Denkmal russisch-nationaler Entwickelung in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Murawjew war General der Infanterie, Reichsrathsmitglied, Domänenminister, Generalgouverneur von Wilna, Kowno, Grodno, Minsk und Witebsk. Das Werk wurde in Rußland zwei Jahre nach dem Ableben Alexander's II., sechzehn Jahre nach dem Tode Murawjew's, also zu einer Zeit veröffentlicht, in welcher ein großer Theil der in demselben mit auffallender Offenheit und Rücksichtslosigkeit besprochenen Personen noch lebte und die Verhältnisse, welche besprochen werden, nahezu unverändert fortbestanden. In diesem Buche gibt der Verfasser sich selbst ebenso bedingungslos preis wie seinen Herrscher, seine Amtsgenossen und sein Land. Er ist in seiner ganzen Thätigkeit und bis an sein Ende ein Vertreter und Diener der grausamsten und brutalsten Repressionspolitik, die jemals in einem Lande ihr Wesen getrieben, ein fanatischer Feind alles nichtrussischen, alles westeuropäischen Wesens. Mit unbarmherziger Hand schlägt er alles nieder, was ihm hindernd in den Weg tritt, in der festen Ueberzeugung, der von ihm eingehaltene Weg sei der allein richtige, allein zum Ziele führende. Russisches Regiment ist für ihn nur auf den Trümmern westeuropäischer Civilisation möglich, und weil die ursprünglichen Ordnungen und die herrschenden Klassen der litauisch-westrussischen Länder von europäischen Voraussetzungen ausgehen, sind sie nach seiner Meinung ohne weiteres zu vernichten. Von Recht und Gerechtigkeit hat er ganz besondere und eigenthümliche Begriffe und Anschauungen. Es war sicher ein überaus verhängnißvoller Einfluß, den Murawjew in seinen verschiedenen hohen Stellungen auf den Gang der Ereignisse in Rußland ausgeübt hat. Rußland würde gut thun und in seinem eigenen Interesse handeln, wenn es bei zeiten einsehen wollte, daß bei einer solchen Denk- und Handlungsweise seiner hervorragendsten und maßgebenden Kreise seine eigene gesammte europäische Cultur in schwere Gefahr geräth, und daß es selbst den größten Schaden davon haben würde.

Deutsche Erzählungskünstler.

1. Buch der Freundschaft. Novellen von Paul Heyse. (Sechzehnte Sammlung der Novellen.) Berlin, Hertz. 1883. 8. 6 M.

In Frankreich würde ein neues Buch von einem französischen Heyse ein Ereigniß sein wie eine Planetenentdeckung — es gibt ja auch dort schon viele Planeten —; wir in Deutschland verhalten uns kühler deutschen Büchern gegenüber, und wir schätzen unsere Meister nicht genug. So ist Heyse's „Buch der Freundschaft" nur ein Ereigniß in der literarischen Welt geblieben. Der Kritiker entschuldigt sich höflich; er behauptet, ein dreibändiger Roman, eine langathmige Tendenzgeschichte lasse sich recensiren, seciren, aber eine Novelle sei zu kurz für eine kritische Besprechung. Ein solches Armuthszeugniß muß ich leider mir selbst ausstellen gegenüber der eigentlich den Rahmen, den Heyse bisher um die Novelle gezogen, zersprengenden Geschichte „David und Jonathan". Sie hat mich so sehr entzückt, die Wahrheit und Tiefe, mit der sowol der arme Architekt Jonathan wie der leichtsinnige, herzlose Streber und Dichter Vanessa geschildert sind, die rührende Figur der verführten und rehabilitirten Wäscherintochter, die über das Ganze gebreitete Stimmung, einzelne geniale Züge haben mich so sehr begeistert, daß ich die kritische Feder wegzulegen geneigt bin.

Ruhiger trete ich an die Erinnerung heran, welche „Grenzen der Menschheit", die zweite Novelle, in mir zurückgelassen. „Grenzen der Menschheit!" Wo habe ich das Wort schon gehört? Ist es Heyse's Erfindung? Nein. Im „Werther", in dem Briefe vom 12. August steht: „Die menschliche Natur hat ihre Grenzen: sie kann Freude, Leid, Schmerzen bis auf einen gewissen Grad ertragen und geht zu Grunde, sobald der überstiegen ist. Hier ist also nicht die Frage, ob einer schwach oder stark ist, sondern ob er das Maß seines Leidens ausdauern kann, es mag nun moralisch oder körperlich sein; und ich finde es ebenso wunderbar, zu sagen, der Mensch ist feige, der sich das Leben nimmt, als es ungehörig wäre, den einen Feigen zu nennen, der an einem bösartigen Fieber stirbt." . . . „Mein Freund", sagt Werther-Jerusalem, „der Mensch ist Mensch, und das bischen Verstand, das einer haben mag, kommt wenig oder nicht in Anschlag, wenn Leidenschaft wüthet und die Grenzen der Menschheit einen drängen!" Ich sehe ein sarkastisches Lächeln um den Mund Heyse's spielen, wenn ich behaupte, diese Stelle habe ihn, der bereits den Weg vom Himmel zur Erde und Hölle mit der Novelle durchlaufen, gereizt, und er habe das Märchen vom schwächsten Schwachen und stärksten Starken

dazu erfunden. Und daß dieses Märchen vom größten und kleinsten Menschen in Berlin, auf der nächtigen Straße anhebt und in realistischer Weise durchgeführt wird, ist eine künstlerische That Heyse's, indem er damit eine ganz neue Form und Gattung durch Vermählung früher getrennter Formen geschaffen hat. Diese beiden abnormen Menschen, denen vermöge ihrer äußern Gestalt das Zusammenleben mit gleichartigen Lebewesen wie wir andern Heerdenmenschen sehr erschwert, ja unmöglich gemacht ist, werden Freunde und bringen einander die rührendsten Opfer. Man möchte sagen, das alles sei raffinirt, ausgeklügelt, unnatürlich, nur weiß man dem Erzähler nicht recht die Grenze des Unnatürlichen und Natürlichen anzugeben. Denn wenn die Novelle einen absonderlichen Fall plausibel schildern soll, ist dieser Fall nicht möglich und plausibel genug gemacht? Daß der Kleine sterben muß, sehen wir ein. Aber er liebt ein ihm ganz unerreichbares Mädchen; ein Trunkenbold stellt sich ihm in den Weg und wirft ihn — ein rechter Deus ex machina, nein, Teufel aus der Maschine — an die Wand. Das leuchtet mir nicht recht ein. Man ist ganz perplex diesem unerwarteten Ausgang gegenüber. Bei einem andern würde man ihn roh nennen. Heyse muß sich erst klar geworden sein, ehe er dies Ereigniß als mit zwingender Nothwendigkeit eintreten ließ. Ergreifend ist der Schluß. Der Goliath entflieht mit dem Sarge des Kleinen in seinen alten Schuppen, wo er wohnte, ehe er den Freund gefunden. Man sucht ihn; man findet ihn. Als man den Namen des Verstummten rief und, um ihn aus einer etwaigen Ohnmacht zu erwecken, ihn an der Schulter faßte, verlor die entseelte Gestalt das Gleichgewicht und sank auf die Seite über den kleinen Hügel hin, den sie hier sechs Tage und Nächte lang gehütet hatte.

Die dritte Geschichte: „Nino und Maso", schildert im Chronikenstil die Freundschaft zweier Italiener des 15. Jahrhunderts, die wegen eines geliebten und gemordeten Weibes gemeinschaftlich auf dem Schaffot sterben. Diese düstere Geschichte beweist uns, daß der Paul Heyse, der die „Stickerin von Treviso" geschrieben, noch tiefer, aber nicht schwächer geworden ist.

Ein „Buch der Freundschaft" in diesem egoistischen Jahrhundert, in dem es keine Freunde mehr gibt, weil jeder nur an sich selbst zu denken hat! Das Jahrhundert ist Paul Heyse einen Hahn schuldig!

2. Chambord. Novelle von Karl Frenzel. Berlin, Paetel. 1883. 8. 4 M.

Mit großem sittlichen Ernst und der den Deutschen oft mit Unrecht zum Vorwurf gemachten Gründlichkeit erfaßt der geistreiche Romancier Karl Frenzel einen Stoff, der schon manche Lustspieldichter und Librettisten gereizt. Ist doch der selige Jacques Offenbach selbst an die Wien gefahren, seine „Madame Favart" zu dirigiren. Die Schicksale des Fräuleins Marie Justine Benedicte Duronceray, spätern Gattin des Operncomponisten Charles Simon Favart, die Erlebnisse des Grafen Moritz von Sachsen, des Marschalls in französischen Diensten und Siegers von Fontenoy, verknüpfen sich vor den Augen des Lesers, und Schloß Chambord, die Schöpfung Franz' I. und Primaticcio's, gibt den würdigen und interessanten Hintergrund. Wie eine der Personen des Romans von sich sagt, sie kenne jeden Stein im Schlosse Chambord, so scheint es auch dem Autor zu gehen. Er gibt uns im Verlaufe seiner Erzählung eine so ausführliche, aber mit den Begebenheiten verflochtene Beschreibung des Schlosses im Arrondissement von Blois, welches die Galanterien des ritterlichen Franz gesehen, daß wir glauben, wir hätten selbst einen Sommer hindurch die Herrlichkeiten bewundern dürfen. Aber ebenso greifbar — was gewiß ein Vorzug — stehen die Helden und Heldinnen der Erzählung vor uns. Vor allen die schelmische Schöpferin der Soubretten und Landmädchen des französischen Singspiels, Madame Favart, die in geradezu romantische Verhältnisse und Lebenslagen geräth, weil sie ihrem Gatten, dem Schauspieldirector, entgegen dem guten Ton der Zeit, Treue bewahren will. Von ihr muß Favart in seiner „Ninette à la cour" gesungen haben:

Dans son cœur est l'innocence,
Dans ses yeux est la candeur,
Sa parure est la décence,
Et son fard est la pudeur.

Sie muß ihm als Vorbild gedient haben, als er Ninette zum ersten mal bei Hofe auftreten läßt, und die Naive ausruft, als sie Brillanten besieht: „Mais j'aperçois des fleurs — elles ne sentent rien!" Ihr stellt der dreiundfunfzigjährige Moritz von Sachsen nach und scheut sich selbst nicht, Lettres de cachet gegen den Dichter ausstellen zu lassen, scheut nicht eine gewaltsame Entführung Justine's auf Schloß Chambord, um zu seinen galanten Zielen zu gelangen. Feldlager und Schauspielerinnen waren damals unzertrennliche Dinge; die Truppe Favart's mußte Moritz auf seinen flandrischenn Züge folgen, und bezeichnend ist es, daß Justine am Abend der Schlacht bei Raucoux den Offizieren und Soldaten im Feldlager zurufen konnte: „Morgen spielen wir nicht! Morgen ist Schlacht! Morgen müßt ihr siegen!"

Moritz von Sachsen ist der Sohn des polnischen Königs August des Starken und der Gräfin Aurora von Königsmark, ein Sohn der Liebe, den die Liebe wieder mächtig lockt und treibt. Ihm gegenüber steht der edle deutsche Hugo von der Busche, Kapitän in englischen Diensten, der Justine liebt und ehrt und seine Liebe nur deshalb von ihr abwendet, weil sie ihn selbst dazu verführt, ihren Gatten, seinen Freund Favart, wie im Rausche und à contre-coeur zu hintergehen. Diesem koketten Weibe dient die naiv-zärtliche Jeanne la Royale als Gegensatz: die beiden Typen von Frauen haben viel von Philine und Mignon. Glaubt doch der Leser fast, als Justine Hugo die Treppenwindungen des Schlosses hinaufzieht, dieser werde getäuscht und Jeanne-Mignon fasse dessen Rechte. Mit großer Befriedigung legt man Karl Frenzel's „Chambord" aus der Hand, und lange Zeit umgaukeln noch Jeanne und Justine die träumende Seele.

3. Schach von Wuthenow. Erzählung aus der Zeit des Regiments-Gensdarmes von Theodor Fontane. Leipzig, Friedrich. 1883. 8. 5 M.

Die zweite Auflage dieses echt berlinischen Romans erschien binnen Jahresfrist; dies beweist, daß er ein großes Publikum gefunden hat. Die Geschichte ist die einfachste der Welt, aber sie ist zunächst in einem ganz eigenartigen, echt märkischen und markvollen Stil erzählt, welcher mit dem Heyse'schen z. B. gar nichts gemein hat, doch ebenso fesselt wie der dieses Platen der Prosa. Dabei glaubt man in Fontane hinter seiner ernsten Maske einen Schalk zu erkennen; er zeigt uns wol Potsdam und Charlottenburg zur Zeit des Regierungsanfangs Friedrich Wilhelm's III. und führt uns Gestalten, Dichter, Anschauungen einer vergangenen traurigen Epoche vor; aber man möchte glauben, er geißele, lächelnd, seit damals unverändert gebliebene Zustände der heutigen Zeit. So wenn er auf das Verhältniß von Oesterreich und Preußen zu sprechen kommt; wenn einem Schauspieler ein Orden verliehen werden soll und gewisse Parteien sich ereifern: wer denkt da nicht an Coquelin? Schach von Wuthenow macht der schönen Witwe von Carayon den Hof, verführt in einem Augenblick des Selbstvergessens deren nicht schöne, durch Blatternarben leicht entstellte Tochter, verspricht ihr die Ehe und entflieht vor einem instinctiv geahnten Unglück auf sein Schloß. Seine nächtliche Ankunft, seine Fahrt auf dem im Frühlicht dämmernden See sind meisterliche Schilderungen; Menschenkenntniß und Naturbeobachtung vereinigen sich hier, uns ein ergreifendes Bild zu bieten. Die Frau von Carayon verwendet sich beim König für ihre Tochter, Schach muß die gefürchtete Ehe eingehen. Er erschießt sich im Hochzeitswagen! Diese einfache Geschichte sprüht förmlich von Geist und Humor; es ist schwer, die so plastisch geschilderten Figuren zu vergessen. Der Schuß nach der Trauung, hier der Schluß des Buchs, ist der Anfang eines nicht minder fesselnden Romans, von dem weiter unten geredet werden soll.

4. Norbert Norson. Leben und Lieben in Rom 1810. 1811. Von Alfred Meißner. Zürich, Schmidt. 1883. 8. 4 M.

Der berühmte Verfasser schickt ein Vorwort voraus, worin es heißt:

> Was dem freundlichen Leser in den nachfolgenden Blättern geboten wird, ist kein Roman, keine Dichtung, sondern ein Stück Leben. Unter den Papieren eines Gelehrten, der vor etwa zehn Jahren in hohem Greisenalter starb, fanden sich Tagebuchaufzeichnungen, die aus den Jahren 1810 und 1811 stammen, als er, ein junger Mensch in der Mitte der Zwanzig, in Rom lebte. Neigung und ein bekannterer Name hatten ihn in die Mitte eines Kreises von Dichtern und Künstlern geführt, die dazumal in Rom eine deutsche Colonie bildeten. Ob er ein Talent der Beobachtung und Schilderung besaß, die Frage lassen wir beiseite, genug, er lebte mit interessanten Menschen in einer interessanten Zeit. Aber noch mehr. Seine ruhige Persönlichkeit wurde Zeuge höchst sonderbarer Vorgänge und wäre beinahe mit hineingerissen worden in ein düsteres Drama von Schuld und Sühne. Es war die Zeit, wo man genaue Tagebücher zu halten liebte. Der junge Mann schrieb viel, und so war aus den massenhaften Aufzeichnungen nur der Ballast auszuscheiden, damit eine Geschichte hervortrete, die ohne romantische Zuthat einem Roman doch sehr nahe kommt. Es ist die Geschichte des dänischen Malers Norbert Norson, die uns in voller Unmittelbarkeit hier entgegentritt. ... So sei denn dies Buch allen jenen geboten, die, etwas gelangweilt von willkürlichen Fictionen, nach wirklich geschehenen Geschichten Verlangen tragen, sodann aber auch jenen, die sich um die Anfänge des modernen deutschen Kunstlebens und um die Zustände zu Anfang unsers Säculums interessiren.

Wir wollen dem beliebten Dichter des „Ziska" aufs Wort glauben und sein umfangreiches „Tagebuch" für das eines kürzlich im Greisenalter verstorbenen Gelehrten und für keine willkürliche und darum langweilige Fiction halten. Das Vorwort Meißner's erspart uns eine lange Inhaltsangabe; der Leser, der Satz für Satz prüft, weiß nun, was er von dem Buche zu erhoffen hat, und je nach seinem Geschmack und seiner Muße wird er es zur Hand nehmen oder ungelesen lassen. Es erwarten ihn Tagebuchblätter über Rom, Neapel, Kunst, Thorwaldsen, Maler Müller, Joseph Koch, Zacharias Werner, Jagemann, die theils literarhistorisches Interesse haben, theils anekdotenhafter Natur sind. Gemälde Norson's werden uns vorgeführt und bereiten in geschickter Weise auf den romanhaften Ausgang vor, der in der Vendetta des Modells Benedetta besteht, welche er wegen seiner Braut Nora, die ihm anfangs unerreichbar schien, im Stiche ließ. Norson wird erschossen. Doch das Gräßlichste, was beleidigte Liebe, in die Rachefurie verwandelt, gegen den Treulosen ausklügeln kann, ist nicht dessen Tod, es ist seine gänzliche Vernichtung als Künstler. Mit Norson verschwinden auch seine sämmtlichen Bilder.

Der Roman selbst ist eigentlich auf S. 169 zu Ende; die Tagebuchblätter dehnen sich aber bis auf S. 319 aus und enthalten eine Criminalgeschichte, die jedoch spannend genug wirkt, um den Leser schließlich nach miterlebter Auffindung der Norson'schen Bilder sehr befriedigt zu entlassen. Der Anfang des Buchs läßt sich an wie ein Pendant zu Goethe's „Italienischer Reise", und wir bedauern nur, daß der Tagebuchblätter, Anekdoten und Kunstgeschichtchen aus den Jahren 1810—11 nicht mehr sind. Einen Vergleich wie den folgenden würde Goethe freilich nicht gemacht haben: „Hier (auf dem Pantheon zu Rom) hat Bernini, der Abgeschmackte, seine zwei Glockenthürme gebaut; wie Blätter aus einem katholischen Gebetbuch in den Spinoza hineingebunden nehmen sie sich aus." Es bedarf wol keiner besondern Erklärung, daß die zwei bekannten, nunmehr zum Abbruch bestimmten „Eselsohren" Bernini's, die hoch über die Kuppel des Pantheon hinausragen, nicht mit den sich deckenden Blättern von Büchern noch so verschiedenen Geistesinhalts verglichen werden können.

5. Dorfschwalben. Von August Silberstein. Frischer Flug. Drei Bände. Breslau, Schottländer. 1883. 8. 9 M.

Wenn die meisten der hier von uns besprochenen Erzählungen nach strenger ästhetischer Eintheilung unter die Gattung Kunstpoesie fallen, so ist der „Schwalben frischer Flug" als Naturdichtung zu bezeichnen. Wenn bei den meisten, und dies soll kein Vorwurf sein, der Verstand die Feder lenkte, die Bibliotheks- und Zimmerluft vorherrscht,

so redet bei dem beliebten Verfasser der „Dorfschwalben" Herz und Gemüth lauter, und seine novellistischen Vöglein sind aus Flur und Wald, Feld und Gebirg herbeigelockt und eingefangen. Wiederum kein Tadel. Es gibt vielerlei Leser, und Silberstein hat vielleicht — die Lacher auf seiner Seite. Die Dorfgeschichte, trotzdem man bereits unsern Auerbach schmäht, wird nicht eher aussterben, als bis die Stadt alle Dörfer verschlungen, so wie die Maschine den Arbeiter auf den Aussterbeetat setzt und die Kapitalsvereinigung das Kleingewerbe tödtet. Und damit hat es wol noch eine Weile Zeit.

Silberstein schildert Leid und Lust, Liebe und Entsagung, Verbrechen und Sühne auf dem Lande, und da er es gut und wahr thut, so ist es sein Recht. Auch auf dem Dorfe begeht die Liebe oder Sinnenlust strafwürdige Handlungen, und die Kinder sühnen die Sünden der Aeltern, wie in der tief ergreifenden Erzählung „Die Ameiserin". Auch in dem Wald erreichen beängstigende Katastrophen den nichts ahnenden oder schuldbeladenen Menschen, und wenn unser Autor in dem an Dickens erinnernden „Herdfeuer" die Flamme, die Lawine, den gefällt werdenden, im Falle tödtenden Baum zu seinen Diis ex machina macht, so erscheint das natürlicher als in Geschichten aus Hauptstädten. Eingestreute „Vierzeilige", scherz- oder ernsthaft, himmelhoch jauchzend oder zum Tode betrübt, erscheinen wie Heckenrosen oder Herbstzeitlose in diesen Geschichten, von denen „Das Neusonntagskind" oder „Gerngroß und Kleinbei" weder von Rosegger noch Anzengruber verschmäht werden würden, wenn man sie früge, ob sie diese Erzählung geschrieben haben möchten.

6. Wie Herzen lieben. Drei Novellen von Stephan Milow. Stuttgart, Bonz u. Comp. 1883. 8. 4 M.

Der Autor, obwol er schon 1866 und 1872 mit Erzählungen aufgetreten, ist doch eigentlich nur als Lyriker bekannt und beliebt geworden. Seine Lyrik ist tiefernst, schwermüthig, gedankenreich, der Humor ist ihr fast ein Fremdling. Aehnlich spricht sich der Charakter Milow's (und wie sollte er ihn plötzlich abschütteln können!) auch in diesem Prosawerk aus. Während Heyse bereits alle Themen der Menschheit in seinen sechzehn oder siebzehn Sammlungen von Novellen erschöpft zu haben und sich nach Niedagewesenem umzusehen scheint, schreibt Milow, vielleicht noch ganz erfüllt von einem eigenen Erlebniß oder gepackt von einem Problem, das er als Mathematiker lösen will, hier dreimal dieselbe Geschichte nieder, und das Thema ist das Dumas'sche Dreileben ins ehrliche Deutsch übersetzt, nämlich: Wie lieben Herzen, wenn zwei eine dritte oder zwei einen dritten lieben? Hier nichts von Ehebruch, Pflichtübertretung, Gesetzesparagraphen; das treue, brave Herz ist der einzige Richter und Conflictlöser. In der „Stiftsdame" lieben die natürlich grundverschiedenen Schwestern Wilhelmine und Frida den Baron Leo Sturnau. Dieser verkennt die tiefere, ihm congenialere Frida, gibt sich dem blonden Zauber Wilhelminens gefangen, wird mit dieser, die keinen Antheil an seinen astronomischen Studien zu nehmen vermag, unglücklich, will sich von ihr scheiden und die verkannte, in stummer, aber thätiger Resignation lebende Frida heirathen. Kann das zum Glück führen? Frida sagt nein, weist den späten Werber ab und wird Stiftsdame. Wilhelmine sagt nein, aber sie stürzt sich in den See, um jenen beiden die Bahn zu einem doch unmöglichen Glück frei zu machen. Und der Autor sagt nein, denn er läßt den lange zerrüttet umherirrenden Leo sterben. Ueber den Tod eines dritten hinweg können zwei nicht zum Glück gelangen. Vielleicht doch? In „Zwei Freunde" lieben der Student und spätere Doctor Albert und der junge Graf Harry von Falkenstein die im Grunde ziemlich unbedeutende Bürgerstochter Bertha. Albert vergiftet sich mit Morphium, um dem Freunde den Weg zu ebnen. Nach Entsagung und Trennung werden der Graf und die Bürgerliche doch ein Paar. Es ist also Glück, dem ein dritter zum Opfer gefallen, doch möglich? Der Autor, der Graf und die Rechnungsrathstochter sagen ja!

In der dritten Novelle: „Läuterung", liebt und verführt ein abenteuerlicher Italiener de Castri erst die arme Hedwig, dann verläßt er sie, um die Gerichtspräsidententochter Klara zu lieben. Die Mutter Hedwig's warnt Klara; diese und die Verstoßene werden Freundinnen. Dann erscheint der Maler Otto auf dem Kampfplatz, Klara liebt nun diesen, resignirt und versöhnt Hedwig und de Castri. Wenn ich selbst nach der prächtigen Motivirung die Geschehnisse als folgerichtig zugeben müßte, so würde mir doch dieser Schluß der unwahrscheinlichste und psychologisch gefährlichste dünken. Denn nun beginnt das Drama eigentlich erst recht. Kann der feurige de Castri, Kunstschriftsteller, Politiker, Pamphletist und vielleicht geheimer Carbonaro, an der Seite der doch immerhin unbedeutenden Hedwig, von der stolzen, der Barbara Palma Vecchio's gleichenden Klara zurückgewiesen und doch einst, vielleicht auch noch geliebt, ein glückliches Leben führen? Oder soll sein verlorenes Dasein eine langwierige Sühne für die Schuld eines Augenblicks sein? Doch Stephan Milow hat recht! Wie Herzen lieben, das bleibt ewig unergründlich, und der richtige Titel seines Buchs wäre: Eines schickt sich nicht für alle!

Die Novellen sind breit und behäbig ausgesponnen; mit niederländischer Kleinmalerei vergleichbar einzelne Seiten darin, die herrliche Natur des österreichischen Görz, wo der Dichter einsam denkend und schaffend lebt, wird vielfach künstlerisch skizzirt, und es fehlt nicht an ernsten, kunstphilosophischen Stellen. Auch nicht an Episoden, denn mit den knappen von mir angedeuteten Stoffexcerpten füllt man keine 360 Seiten. So ist die letzte Novelle schon wie ein Roman angelegt, und es soll uns freuen, dem Dichter demnächst zu einem solchen Glück wünschen zu können. Doch möchten wir gern männlichern Männern und bedeutendern Frauen begegnen, denn es hat uns während der besprochenen Erzählungen immer geschienen, als sei das kein Mann, der sich wegen solch eines Mädchens erschießt, und als ob er oder sie solch ein Glück im Leben noch recht leiht hätte finden können.

Alfred Friedmann.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Zur Geschichte der Religionsphilosophie.

Geschichte der Religionsphilosophie von Spinoza bis auf die Gegenwart. Von Otto Pfleiderer. — A. u. d. T.: Religionsphilosophie auf geschichtlicher Grundlage. Zweite, stark erweiterte Auflage. Erster Band. Berlin, G. Reimer. 1883. Gr. 8. 9 M.

Der im Jahre 1878 erschienenen ersten Auflage seiner „Religionsphilosophie" hatte der Verfasser eine Einleitung von 252 Seiten voraufgeschickt, welche in einer Reihe sauber durchgearbeiteter Essays die Geschichte der Religionsphilosophie von Lessing bis auf die Gegenwart vorführte. Dem Wunsche, der ihm von verschiedenen Seiten ausgedrückt wurde, Folge gebend, hat Pfleiderer in dieser neuen Auflage jene geschichtliche Einleitung zu einem ganzen Bande erweitert, welcher für sich allein schon 640 Seiten umfaßt. Die Eintheilung ist dieselbe geblieben und umfaßt vier Hauptabschnitte: die kritische, die intuitive und die speculative Religionsphilosophie und die religionsphilosophischen Richtungen der Gegenwart. Die „Kritische Religionsphilosophie" beginnt aber jetzt nicht erst bei Lessing, sondern bei Spinoza und Leibniz, und schaltet zwischen Leibniz und Lessing noch zwei Essays über die deutsche Aufklärung und den englischen Deismus ein, während als Einleitung des Ganzen ein Aufsatz über die katholische und protestantische Mystik und Giordano Bruno voraufgeht. In der „Intuitiven Religionsphilosophie" sind Abschnitte über Goethe und Novalis, in der „Speculativen Religionsphilosophie" solche über Baader und Krause hinzugekommen. Im letzten Hauptabschnitt ist ein Kapitel über die Herbart'sche Religionsphilosophie neu eingeschaltet und auch im einzelnen vieles umgestellt, anders geordnet und vervollständigt. Bedeutend erweitert ist der Abschnitt über Kant; etwas ausführlicher sind diesmal auch Herder, Fichte, Schleiermacher und Schelling behandelt.

Auch von solchen Seiten, welche den systematischen Theil der Pfleiderer'schen „Religionsphilosophie" nicht billigten, fanden doch die einleitenden Essays der ersten Auflage nach Form und Inhalt fast ungetheilten Beifall, weil sie in selten vorkommender Meisterschaft die inhaltliche Durchdringung und Hervorkehrung des wesentlichen Kerns mit formeller Eleganz und leichtfaßlicher Klarheit vereinigten. Das gleiche Lob kann man der neuen Auflage spenden; alle Zusätze zeigen, wie ernst der Verfasser es mit seiner Aufgabe genommen und wie sorgfältig er den Stoff verarbeitet hat. Da vor der deutschen Mystik von Religionsphilosophie doch nur in einem uneigentlich erweiterten Sinne des Wortes die Rede sein könnte, so repräsentirt das Werk gegenwärtig in der That eine Geschichte der Religionsphilosophie nach den wesentlichen Momenten ihrer Entwickelung, wenngleich Vollständigkeit vom Verfasser weder beabsichtigt noch erreicht ist.

So sind z. B. die neuern katholischen Religionsphilosophen Günther, Baltzer und Michelis gar nicht erwähnt, und während die geschichtlich bedeutungslose Herbart'sche Schule ausführlich besprochen wird, ist die Schopenhauer'sche Schule gar nicht berücksichtigt; und doch hat sich Mainländer im zweiten Bande seiner „Philosophie der Erlösung" sehr eingehend mit den wichtigsten Religionen auseinandergesetzt, und Hellenbach hätte einen willkommenen Anknüpfungspunkt geboten, um einmal die eigenartige Religionsphilosophie des modernen Spiritismus kritisch zu beleuchten. Die romantische Restauration des Judenthums durch die Schopenhauer'sche Philosophie wird erst dann in das richtige historische Licht gerückt, wenn man in Schopenhauer, Hellenbach und Mainländer die genaue historische Parallele erkennt zu der Vedantalehre, der Sankhyalehre des Kapila und zum Buddhismus, also zu den drei Hauptformen, in welchen die indische Weltanschauung ihre systematische Durchbildung gefunden hat. Hoffentlich wird dem Verfasser bald durch eine neue Auflage Gelegenheit geboten, solche Lücken und Ungleichmäßigkeiten zu beseitigen. Es wäre dann auch zu wünschen, daß er die Abschnitte „Neuschellingianismus" und „Neuhegelianismus" wieder trennte, wie in der ersten Auflage, und Biedermann, als den hervorragendsten Vertreter des Neuhegelianismus, etwas eingehender darstellte und beurtheilte, wozu dessen in Aussicht stehendes neues Werk hoffentlich reichliches Material darbieten wird.

Da die „Geschichte der Religionsphilosophie" von Pünjer mit ihrem bisjetzt erschienenen ersten Bande nur bis auf Kant geht, so füllt das Pfleiderer'sche Buch eine thatsächliche Lücke in unserer Literatur aus. Angenehm lesbare und nicht zu umfangreiche Specialgeschichten der verschiedenen Zweige der Philosophie werden immer mehr zum Bedürfniß in unserer Zeit, weil nur aus ihnen der Gesichtspunkt zur sachgemäßen Beurtheilung neu auftretender systematischer Werke zu gewinnen ist. Ein Werk z. B. wie meine „Religionsphilosophie" kann nach seiner Stellung im Entwickelungsgange der deutschen Wissenschaft gar nicht recht verstanden werden ohne die Kenntniß dieses Entwickelungsganges, und deshalb habe ich besondern Grund, Pfleiderer's „Geschichte der Religionsphilosophie" als eine werthvolle Ergänzung ebenso wol meiner wie seiner „Religionsphilosophie" willkommen zu heißen.

Die Bedeutung des Buchs geht aber noch über das speciell religionsphilosophische Gebiet hinaus. Es ist nicht möglich, die Religionsphilosophie eines bestimmten Denkers darzustellen, ohne auf die Metaphysik und Ethik desselben zurückzugreifen, durch welche jene bestimmt wird; es ist dies um so weniger möglich, je weniger der betreffende Denker die Religionsphilosophie als solche zum Gegenstand ausdrücklicher und ausführlicher Bearbeitung gemacht hat, je mehr man also seine religionsphilosophischen Ansichten aus metaphysischen und ethischen Arbeiten zusammenlesen muß. So erweitert sich naturgemäß die „Geschichte der Religions-

philosophie" zu einer Geschichte der Philosophie, welche nur ihren Schwerpunkt auf dem Gebiete der Religionsphilosophie hat. Ich wüßte kaum ein zweites Werk von nicht größerm Umfang zu nennen, welches den Studirenden in so angenehmer und präciser Weise in die wesentlichen Grundgedanken der neuern Philosophie einzuführen geeignet wäre.

Musterhaft sind z. B. die Essays über Spinoza und Leibniz und die an beiden geübte Kritik; der Abschnitt über Kant kann geradezu als die beste Darstellung der Kant'schen Philosophie bezeichnet werden, welche bisher in dem engen Rahmen von 47 Seiten geboten worden ist. Wer es versucht hat, aus Handbüchern der Geschichte der Philosophie ein deutliches Bild von speculativen Mystikern wie Jakob Böhme oder Franz von Baader zu gewinnen, wird wissen, welche Schwierigkeit eine deutliche Darstellung dieser Gedankensysteme bietet; Pfleiderer hat in seinen höchst gedrängten Mittheilungen diese Schwierigkeiten, noch dazu im engsten Anschluß an die Ausdrucksweise der Betreffenden, auf das glücklichste gelöst, weil sein speculativer Blick ihn befähigt, überall die entscheidenden Kerngedanken der Systeme herauszufinden und mit Beiseitelassung alles minder Wichtigen hervorzukehren.

Mit dem Werthurtheil, das Pfleiderer über die verschiedenen Leistungen fällt, kann ich mich fast überall einverstanden erklären. Nur zwei Ausnahmen möchte ich namhaft machen: seine Ueberschätzung Krause's und Lotze's. Beide huldigen einem unkritischen trivialen Optimismus und vertreten im Widerspruch mit Kant und seinen großen Nachfolgern einen Eudämonismus, der um so gefährlicher ist, als er sich mit allen Mitteln ethisch und religiös aufputzt. Beide misbrauchen die Errungenschaften der neuesten speculativen Epoche zu einer bloßen Restauration des Leibnizianismus, allerdings eines nicht im Sinne Wolff's, sondern in demjenigen Lessing's und Herder's interpretirten Leibnizianismus. Im vorigen Jahrhundert wären diese beiden Erscheinungen großartig und historisch bewunderungswürdig gewesen; in diesem Jahrhundert sind sie nur bedauerliche, weil manchen irreleitende Anachronismen.

Bei dem fast uneingeschränkten Lobe, das ich dem Pfleiderer'schen Werke gespendet habe, wird mancher sich wundern, wenn er auf S. 565—587 eine scharfe Verurtheilung meiner Philosophie findet, und wird annehmen wollen, daß ein im übrigen so gerecht urtheilender Autor, der selbst für Schopenhauer eine unter Theologen ganz ungewöhnliche Anerkennung übrig hat, auch in seiner Beurtheilung meines Standpunktes diese Eigenschaften nicht plötzlich verleugnen werde. Es scheint deshalb nöthig, über diese Kritik noch einige Worte zu sagen, um so mehr, als es die erste ist, welche sich auf meine drei Hauptwerke gleichmäßig stützt.

Meines Erachtens hätte Pfleiderer's Kritik, ohne seinem Standpunkte als protestantischer Theolog etwas zu vergeben, etwa folgendermaßen lauten können: „Der empirische Pessimismus des natürlichen und sittlichen Lebens ist zuzugeben; aber er wird überwogen durch einen religiösen Optimismus; deshalb ist selbst auf Grundlage des concreten Monismus der metaphysische Pessimismus falsch und mit ihm seine Consequenzen: erstens die Unvernünftigkeit der Initiative des Weltprocesses, zweitens der ideelle logische Gegensatz zwischen Vernunft und Wille im Absoluten, drittens die Negativität des Endziels; und viertens die aus der Weltentstehung hergeholten Bedenken gegen das Selbstbewußtsein Gottes. Wird der concrete Monismus des unbewußten absoluten Geistes ohne Beeinträchtigung der Immanenzlehre durch einen concreten Monotheismus ersetzt, so wird auch der Anspruch des Systems hinfällig, in seiner praktischen Weltanschauung eine Synthese der indischen und christlichen Religion bieten zu wollen; vielmehr fällt dasselbe mit dem speculativen Protestantismus zusammen. Die Durchführung dieser Berichtigungen ist um so leichter, als sie den breiten Unterbau des inductiven Systems gar nicht, den aufstrebenden Körper desselben nur wenig berühren (durch Einschränkung des empirischen Pessimismus vermittels des religiösen Optimismus) und meistentheils nur die zuletzt aufgesetzte Spitze des inductiven Aufbaues betreffen, welche ebenso gut wieder heruntergenommen und durch eine andere ersetzt werden kann." Pfleiderer erhebt aber über die hier angedeuteten Umrisse hinaus eine Menge Einwendungen und Vorwürfe, welche ich auch nicht einmal von seinem Standpunkte aus als begründet anerkennen kann.

Daß mein Standpunkt weder Pantheismus im gewöhnlichen Sinne noch Theismus ist, darin hat Pfleiderer schon recht, nicht aber darin, daß derselbe zwischen beiden hin- und herschwanke und in der Schwebe hänge, statt scharf präcisirt zu sein. Daß mein Pessimismus auf dem Pantheismus, meine Teleologie auf dem Theismus beruhe, scheint mir eine ganz unhaltbare Behauptung, da es sowol optimistischen Pantheismus (Spinoza) als auch pantheistische Teleologie (Schelling, Hegel) gibt. Wenn Pfleiderer dem Pessimismus nicht einmal so viel Ehre anthun will, ihn für eine wissenschaftlich discutirbare Theorie zu halten, so reimt sich das schlecht mit der Bemerkung, daß das Christenthum die wahre Verknüpfung von Pessimismus und Optimismus, d. h. von der Unseligkeit des natürlichen Bewußtseins und der Seligkeit des Gotteskindschaftsbewußtseins, biete, womit doch die Wahrheit des empirischen Pessimismus zugestanden ist. Die „sehr beachtenswerthe Erinnerung", daß eine Lustempfindung darum nicht aufhört, reale Lust zu sein, weil sie auf einer Illusion beruht, hätte Pfleiderer schon in der ersten Auflage der „Philosophie des Unbewußten" (S. 536) finden können. Der eudämonistische Maßstab, welcher für die Bestimmung moralischer Werthe verwerflich ist, ist darum doch nicht weniger wissenschaftlich brauchbar und berechtigt zur Bestimmung eudämonologischer Werthe; er wird von mir an die Welt angelegt, gerade um aus dem Ergebniß zu beweisen, daß der positive Werth der Welt *nicht* auf der Summe der Lustgefühle in ihr beruhen kann, daß also ihr wahrer

Werth wo anders, d. h. in ihren Leistungen für einen über der Erscheinungswelt liegenden Zweck gesucht werden muß. Daß Pfleiderer diesen Zusammenhang so gänzlich misverstehen könne, hatte ich allerdings nicht erwartet.

Pfleiderer findet Schopenhauer's Philosophie einfacher und consequenter als die meinige, weil eine Willensverneinung nur auf der Basis des subjectiven Idealismus, aber nicht auf derjenigen des transscendentalen Realismus möglich sei. Möglich ist dieselbe überhaupt nur auf Grundlage eines idealistischen Phänomenalismus; aber gleichgültig ist es dabei, ob der Idealismus ein erkenntnißtheoretischer oder metaphysischer, und ob der Phänomenalismus ein subjectiver oder objectiver sei. Schopenhauer's individuelle Willensverneinung verhält sich zu seinem subjectiven Phänomenalismus genau so wie meine universelle Willensverneinung zu meinem objectiven Phänomenalismus, der ja nur in erkenntnißtheoretischer, aber nicht in metaphysischer Hinsicht Realismus ist. Eine „psychologische Unmöglichkeit" ist es für den Optimisten, sich für den Proceß des Ganzen opfern zu sollen, wenn derselbe nur auf ein negatives Endziel hinausläuft, ebenso wie es für den Pessimisten eine psychologische Unmöglichkeit ist, sich durch die Aussicht auf die Auferstehung des Fleisches und ein nachfolgendes ewiges Leben zu zeitlichen Opfern bestimmen zu lassen; wohl aber kann die erstere Hoffnung Motiv für den Pessimisten werden, wie die letztere für den Optimisten. Daß meine Philosophie kein Mittel besitze zur Widerlegung des Selbstmordes und der Mainländer'schen Virginität, könnte Pfleiderer doch erst dann behaupten, wenn er meine bezüglichen Widerlegungen *) als unbegründet nachgewiesen hätte. Daß das absolute Subject von seiner transscendenten Unseligkeit und von den weltlichen Gefühlen der empirischen Subjecte kein Bewußtsein habe, habe ich nie behauptet; vielmehr habe ich die transscendente Unseligkeit für eine eo ipso bewußte erklärt, während die innerweltlichen Gefühle eben dadurch vom Absoluten getragen werden, daß die empirischen Bewußtseinssubjecte nur Einschränkungen des absoluten Subjects sind. Wenn das absolute Subject sich zu vielen empirischen Subjecten einschränkt, um auf dem Wege des Weltprocesses sich von einer transscendenten Unseligkeit zu befreien, so fügt es damit niemand als sich selbst ein neues Leid zu; der Vorwurf des „Egoismus" kann gegen dieses Verfahren erst dann gerichtet werden, wenn mein concret-monistischer Standpunkt mit dem theistischen unvermerkt vertauscht wird, wo dann allerdings Gott fremden Subjecten, nämlich seinen Geschöpfen, Leid zufügen würde, um seine eigene Situation zu verbessern.

Da ich die untrennbare reale Einheit von Wille und Idee im Absoluten (unbeschadet ihres ideellen logischen Gegensatzes in Beziehung auf den Maßstab der Vernünftigkeit) behaupte, so kann von einem „Auseinanderfallen beider" und einem „Gespaltensein des Subjects" bei mir nimmermehr die Rede sein. Die begriffliche Verschiedenheit von Wille und Idee, Kraft und Vernunft, Energie und Intelligenz, Macht und Weisheit u. s. w. konnte ich überall her entlehnen, nur nicht von Schopenhauer, der eine solche Verschiedenheit leugnet; bei ihm ist der Intellect die tertiäre Erscheinung des absoluten Willens, wie der Organismus die secundäre, und die unzeitlichen Willensacte (oder intelligibeln Charaktere oder Ideen) die primäre. Die freien Willensentscheidungen Gottes stehen mit der Nothwendigkeit der absoluten Weltordnung nicht nur so lange in Widerspruch, als Gott als ein persönlicher, sondern auch so lange, als er als ein selbstbewußter, d. h. sich von der Welt und ihrer Ordnung unterscheidender und ihr gegenüberstellender gedacht wird („Philosophie des Unbewußten", II, 182); der Vorwurf, sich in diesen Widerspruch zu verwickeln, trifft also mit ganz gleichem Rechte den speculativen wie den vulgären Theismus, und Pfleiderer behauptet mit Unrecht, ich hätte wissen müssen, daß er den erstern nicht treffe.

Den Intellectualismus in der Ethik und Religionsphilosophie habe ich selbst bei Aristoteles, Spinoza und Hegel so entschieden getadelt, daß es sonderbar wäre, wenn ich in denselben Fehler in noch höherm Grade verfiele. Gegen den Wahn, durch philosophische Speculation geradezu eine neue Zukunftsreligion herbeiführen zu wollen, habe ich mich wiederholentlich verwahrt *) — leider, wie es scheint, vergeblich. Nur die gegenwärtigen Symbole habe ich für unbrauchbar für ein fortgeschrittenes religiöses Bewußtsein erklärt, aber das Auftauchen adäquaterer Symbole ausdrücklich als Möglichkeit offen gelassen, wenn ich auch selbst mich nicht berufen glaubte, solche zu „erfinden". Hieraus ist also mein angeblicher „Intellectualismus" ebenso wenig zu erweisen wie daraus, daß ich in meinem Buch „Das religiöse Bewußtsein der Menschheit" nur die allen christlichen Confessionen gemeinsamen Glaubensgrundlagen zur Darstellung gebracht habe, ohne auf die geschichtliche Entwickelung näher einzugehen und ohne mich in Wiederholungen des in andern Schriften bereits über das Christenthum Gesagten zu verlieren. Gerade ein so unbilliger und unsubstantiirbarer Vorwurf wie der des Intellectualismus ist am gefährlichsten, weil die Gedankenlosen ihn bereitwillig nachsprechen und ihn zuletzt zum Vorurtheil der öffentlichen Meinung verhärten könnten.

Daß es Pfleiderer durchaus an Verständniß für den Unterschied eines inductiven und eines deductiven Systems fehlt, zeigt seine Bemerkung, der Schluß der „Phänomenologie des sittlichen Bewußtseins" sei geeignet, „alles Gute, was das Buch sonst enthält, völlig zu entwerthen"; als ob nicht gerade das der Vortheil eines inductiven Systems wäre, daß das Frühere niemals durch das Spätere entwerthet werden kann, weil jeder Leser nur so weit mit auf-

*) „Philosophie des Unbewußten", II, 372—374, 398—400 (1. Auflage, S. 634—636); „Phänomenologie des sittlichen Bewußtseins", S. 688—690, 765—771, 786, 794.

*) „Die Selbstzersetzung des Christenthums", S. 93—95; „Die Krisis des Christenthums", S. XII—XIV; „Die Religion des Geistes", S. VII u. VIII.

zusteigen braucht, wie es ihm paßt. Dieses methodologische Misverständniß erklärt denn auch, wie Pfleiderer durch die äußerste Spitze meines Systems und deren Verwandtschaft mit Schopenhauer sich bestimmen lassen konnte, meine Religionsphilosophie unter „Schopenhauerianismus" zu rubriciren, während der ganze Inhalt derselben dem Neuhegelianismus sehr viel näher steht und eher unter dieser Rubrik hätte untergebracht werden können, wenn er durchaus zum ... anismus herabgesetzt werden sollte.

Das besprochene Beispiel zeigt wieder einmal, wie viel schwerer es ist, einer zeitgenössischen Erscheinung neuesten Datums gerecht zu werden, als solchen, die einer fernern oder nähern Vergangenheit angehören, und daß alle Gegensätze sich um so schärfer bemerkbar machen, zwischen je verwandtern Erscheinungen (Arten oder Varietäten) sie platzgreifen. Von allen positiven Philosophen der neuern Zeit haben nur zwei ihre Stellung außerhalb des Christenthums gewählt, Schopenhauer und ich. Schopenhauer steht dem Christenthum unendlich viel ferner als ich; darum wird er von demselben viel glimpflicher behandelt, um so mehr, als seine kleine stille Gemeinde in unserer ganz entgegengesetzten modernen Culturbewegung doch niemals eine praktische Bedeutung gewinnen kann. Ich aber, der mit Hülfe des Christenthums über das Christenthum hinaus will und doch indische Zukunftsperspectiven mit der Hingabe an den modernen occidentalischen Culturproceß verbinden will, muß nothwendig den Anhängern des Christenthums ebenso unbequem sein wie den im Winkel schmollenden Quietisten und träumerischen Idealisten, und kann mich deshalb weder wundern noch beklagen, wenn ich heute noch weit stärkerer Gegnerschaft mich ausgesetzt finde, als es seinerzeit Schopenhauer war.

Eduard von Hartmann.

Feuilleton.

Theater und Musik.

Am leipziger Stadttheater ist das historische Schauspiel „Cromwell" von Eduard Tempeltey zur Aufführung gekommen. Der begabte Dichter der „Klytämnestra" und des Schauspiels „Hie Welf, hie Waiblingen" hat Jahrzehnte verstreichen lassen, ehe er sich wiederum der dramatischen Schöpfung zugewendet hat. Sein Schauspiel fand in Leipzig eine sehr günstige Aufnahme: der Hauptheld erscheint in einer Beleuchtung, wie sie die neuere Geschichtsforschung erst ermöglicht hat. Als Ernst Raupach seine Trilogie „Cromwell" schrieb, da hatte Ranke noch nicht seine „Englische Geschichte" veröffentlicht; da waren noch alle jene Studien einer unabhängigen, von jeder Voreingenommenheit freien Geschichtskritik nicht gemacht worden, deren Resultate neuerdings Reinhold Pauli in seiner Biographie Cromwell's im „Neuen Plutarch" mit künstlerischer Meisterschaft zu einem Gesammtbild des merkwürdigen Mannes zusammengefaßt hat. Cromwell war keine persona grata in Berlin, und die dramatische Muse Raupach's war bei den Hofhistoriographen in die Schule gegangen. Trotz dieser Einseitigkeit zeugte besonders das eine Stück der Trilogie: „Die Royalisten", für das Talent des Dichters, der bei aller Flüchtigkeit doch theatralisch markante Züge seinem Helden zu geben weiß. Daß das Stück sich noch jetzt auf dem Repertoire der deutschen Bühne erhält, daß Schauspieler wie Friedrich Haase den Cromwell gern bei ihren Gastreisen spielen: das ist immerhin ein Beweis für Raupach's sonst allzu engherziges und oberflächliches dramatisches Talent. Emil Brachvogel's Trauerspiel „Der Usurpator", das am berliner Hoftheater zur Aufführung gelangte, litt an dem Grundfehler, daß die eigentliche Handlung auf Unkosten aller historischen Würde auf einer Lustspielintrigue aufgebaut war.

In Frankreich hatte Guizot seinerzeit eine Biographie Cromwell's abgefaßt, in welcher sich gewisse Sympathien für den Puritaner lebhaft aussprachen. An Guizot's Werk lehnte Victor Hugo zum Theil sein Monstredrama, das indeß, trotz seines mächtigen Umfangs, sich auf die Bestrebungen Cromwell's, die höchste Gewalt, die Krone zu erringen, beschränkte. Aus Victor Hugo's Drama hat G. von Meyern sein Stück „Die Cavaliere", das ebenfalls mehrfach gegeben wurde, herausgeschnitten.

Tempeltey's Cromwell hat nichts von jener heuchlerischen Beimischung, welche die frühern Bühnen-Cromwells interessant machen sollte; er ist ein schlichter, überzeugter Mann; so tritt er auch dem König gegenüber, den er zu retten sucht. Bahnsen in seiner „Charakterologie" führt Cromwell unter den problematischen Charakteren der Weltgeschichte an: der Cromwell Tempeltey's hat nichts Problematisches. Sein energisches Vorgehen im Dienst der Sache, die er verficht, bringt schwere Familienconflicte über ihn, die im letzten Acte tragisch austönen. Doch ist Cromwell kein planvoller Held, mit dem zusammen wir nach einem großen Ziele streben: er ist noch mehr getragen von der Zeitbewegung als Träger derselben, und so führt uns das Stück im Stil der Historie von einer Etappe zur andern. Der zweite Act bringt den großen Conflict mit dem König Karl I., der in die Hauptscenen zwischen diesem und dem Helden des Schauspiels zusammengedrängt ist; diese Scene bezeichnet einen Gipfelpunkt des Stücks, ähnlich wie die große Scene zwischen Barbarossa und Heinrich dem Löwen in „Hie Welf, hie Waiblingen": der ritterliche König und der schlichte Volksmann treten sich hier in glaubwürdiger und dramatisch wirksamer Weise gegenüber. Der dritte Act führt uns Cromwell vor im Kampfe mit dem Parlament; hier vermissen wir den dramatischen Pragmatismus: der Parlamentspartei fehlt ein bedeutsamer Führer, der Cromwell energisch entgegenträte. Straßenscenen und die Sprengung des Parlaments, der inscenirte 18. Brumaire Cromwell's, bieten blos theatralisch Wirksames. Den Höhenpunkt des vierten Acts bildet die Zurückweisung der vom Unterhause angebotenen Krone, während die royalistischen Cavaliere mit dem Dolche im Gewande dem Kronenräuber den Tod drohen und gleichzeitig die Republikaner des Heeres warnend vor den Gewaltigen hintreten. Diese Scene erinnert an die ähnliche in Victor Hugo's „Cromwell". Im fünften Acte sehen wir den gebeugten Vater bei der sterbenden Tochter, deren Herz er durch sein Einschreiten gegen den Geliebten derselben, einen fanatischen Anhänger der Königsmacht, gebrochen hat. Die Liebesscenen, die durch das ganze Stück hindurchgehen, haben poetische Wärme und Schwung: einige der Haupt- und Staatsactionen sind dramatisch markig ausgeführt, wobei auch dem theatralischen Effect die nöthige Rechnung getragen ist. Gedankenvoll sind Cromwell's Monologe. Das ganze Werk ist die Schöpfung eines Dichters, und es ist erfreulich, daß trotz der ungünstigen Zeitverhältnisse und des offenbar gesunkenen Bühnengeschmacks dichterische Kräfte immer wieder zu den großen Aufgaben zurückkehren, aus deren siegreicher Bewältigung eine Wiedergeburt unsers Theaters erwachsen

kann, um so erfreulicher, wenn ein Dichter im Alter zum Werk seiner Jugend zurückkehrt und den Faden einer Production wieder aufnimmt, der er Jahrzehnte hindurch untreu geworden war.

— Das Lustspiel „Der neue Stiftsarzt“ von M. und L. Günther ist am berliner Hoftheater und an mehrern andern Bühnen zur Aufführung gekommen. An seinen frühern Collegen „Der Leibarzt“, der von derselben Firma in die Welt geschickt wurde, reicht der „Stiftsarzt“ nicht heran: trotz der zahlreichen Misverständnisse des Stücks wird nur eine geringe Spannung hervorgerufen, da man ja den Ausgang mit voller Sicherheit voraussehen kann. Der Grundgedanke, wie ein junger lebensfroher Arzt in ein altjüngferliches engherziges Stift einrückt, wo er sich sogar als verheirathet mit einer Stiefschwester ausgeben muß, da er noch keine Frau aufzuweisen hat, ist ganz glücklich; auch lassen sich die ersten Acte munter genug an; doch dann erlahmt die Handlung und die im letzten Act neu eintretende Figur, der Medicinalrath von Aberdingk, drohte für den Erfolg des Stücks bedenklich zu werden. Dieser Humorist, wenn man ihn so nennen soll, hat die Manier und die Manie, mit Citaten aus allen neuesten Schwänken, Possen und Operetten um sich zu werfen, sodaß das berliner Hoftheater eine Anthologie all der Redensarten und Stichwörter bieten mußte, welche bei den dortigen zweiten und dritten Theatern, in einer tiefern Region der dramatischen Kunst, en vogue sind. Dies war kein glücklicher Einfall; denn der Ton des ganzen Lustspiels, das sich sonst im Fahrwasser der gediegenen bürgerlichen Lustspieldichtung hält, wird dadurch zu sehr herabgestimmt.

— In Wien hat die Sobiesky-Feier die Directionen bestimmt, patriotische dramatische Dichtungen hervorzusuchen. Am Burgtheater gab man Schaufert's „1683“, ein Volksstück, dessen ganzes Verdienst in einer gewissen patriotischen Verve besteht, und das ohne solchen Anlaß gewiß nicht wieder auf der Hofbühne ins Leben gerufen worden wäre. Auch Martin Greif's „Prinz Eugen“ wurde wieder aufgenommen, welches doch mehr dramatischen Zusammenhalt hat als „1683“. Es ist interessant, wie die wiener Bühnen jetzt gegen die Türken zu Felde ziehen, während die österreichische Politik nie türkenfreundlicher gewesen ist als in diesem Augenblick.

— Am wiener Stadttheater hat ein französisches Stück von Claretie und Dumas Sohn, „Der Herr Minister“, keinen Erfolg gehabt; dasselbe wurzelt so auf dem pariser Boden, daß es in Deutschland keine Sympathien und sogar kein Verständniß finden kann. Offenbar scheint sich der Director Herr Buckowicz diese gute Lehre zu Herzen genommen zu haben; er ist nicht nach Paris, sondern diesmal nach Berlin gereist, um das dramatische Korn auf dem Halme anzukaufen, welches auf den Aeckern der Herren L'Arronge, Lubliner und Franz von Schönthan reift. Im ganzen liefert die deutsche dramatische Production ihre Waaren immer noch wohlfeiler als die französische, und die Directoren fahren daher nicht schlechter, wenn sie Stücke ohne den französischen Fabrikstempel zur Aufführung bringen.

Bibliographie.

Andreae, Percy, der Held. Schauspiel. Oldenburg, Schulze. Gr. 8. 2 M.

Bergmann, E. A., Hermaea. Studien zu G. E. Lessings theologischen und philosophischen Schriften. Leipzig, Drescher. 8. 3 M.

Bergmann, J., Ueber das Richtige. Eine Erörterung der ethischen Grundfragen. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Bruch, C., Roma. Lyrische Dichtungen aus dem römischen Alterthum. In neuen metrischen Uebersetzungen. Minden, Bruns. 8. 4 M.

Ditthorn, K., Poetische Klänge. V. Nürnberg, Raw. 8. 40 Pf.

Drossbach, M., Ueber die scheinbaren und die wirklichen Ursachen des Geschehens in der Welt. Halle, Pfeffer. 1884. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Edler, K. E., Peire de Cingtors. Novelle. Wien, Faesy. 16. 2 M. 40 Pf.

Erdmann, D., Luther und die Hohenzollern. Breslau. Max u. Comp. Gr. 8. 3 M.

Fischer, E. L., Das Problem des Uebels und die Theodicee. Mainz, Kirchheim. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Fischer, K. L. F. v., Beat Friedrich Ludwig von Jenner, Standes-Seckelmeister der Stadt und Republik Bern. Nach seinem Tagebuche geschildert. Bern, Wyß. Gr. 8. 4 M. 20 Pf.

Fitger, A., Von Gottes Gnaden. Trauerspiel. Oldenburg, Schulze. Gr. 8. 2 M.

Flaischlen, H., Vom Dr. Martin Luther. Vier neue Lieder. Wittenberg, Wunschmann. 12. 10 Pf.

Florris, B., Blüten zum Kranze. Drei Erzählungen. Berlin, Parrisius. 1884. 12. 1 M. 20 Pf.

Frimmel, T., Beethoven und Goethe. Eine Studie. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 8. 1 M.

Gaedertz, T., Erinnerungen aus Wisby's Vorzeit. Ein Vortrag. Lübeck, Dittmer. Gr. 8. 1 M.

Gilles, F., Unitis viribus. Ein Vorschlag zur Lösung der schwebenden social-wirthschaftlichen Fragen auf dem Wege internationaler Verständigung. Luxemburg, Brück. Gr. 8. 60 Pf.

Hoffmeister, H., Luther und Bismarck als Grundpfeiler unserer Nationalgröße. Parallele zur Erweckung der Vaterlandsliebe und Pflege des Deutschthums. Berlin, Maurer-Greiner. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Hutzelmann, C., Das Niederwalddenkmal und die Siegespforten Ludwigs XIV. zu Paris. Ein historisch-patriotischer Rückblick auf Zeiten deutscher Erniedrigung. Nürnberg, Korn. Gr. 8. 80 Pf.

Kern, F., Zur Methodik des deutschen Unterrichts. Berlin, Nicolai. 8. 1 M. 80 Pf.

Laube, H., Der Schatten Wilhelm. Eine geschichtliche Erzählung. Leipzig, Haessel. 8. 3 M.

Loy, A. v., Berliner Novellen aus der Gesellschaft. Berlin, Kogge u. Fritze. 8. 4 M.

Marshall, Emma, Die Erbin von Ashton Court. Eine Erzählung für die Frauenwelt. Deutsche autorisirte Ausgabe von Marie Morgenstern. Itzehoe, Nusser. 8. 2 M. 80 Pf.

Mehlhorn, P., Grundriss der protestantischen Religionslehre. Leipzig, Barth. Gr. 8. 80 Pf.

Meyer von Knonau, L., Lebenserinnerungen. 1769—1841. Herausgegeben von G. Meyer von Knonau. Frauenfeld, Huber. Lex.-8. 5 M.

Mohr, E., Das Bildniß der Thersandra. Trauerspiel. Stuttgart, Metzler. 8. 2 M.

Mory, E., Arnold Winkelried. Schauspiel. Basel, Jenke. 8. 2 M.

Muther, R., Die ältesten deutschen Bilder-Bibeln. Bibliographisch und kunstgeschichtlich beschrieben. München. Lex.-8. 1 M. 50 Pf.

Noiré, L., Die Entwickelung der abendländischen Philosophie bis zur Critik der reinen Vernunft. Mainz, v. Zabern. Gr. 8. 8 M.

Chinesische Novellen. Die seltsame Geliebte, das Juwelenkästchen, deutsch mit einer bibliographischen Notiz von E. Grisebach. Leipzig, Thiel. 12. 3 M. 60 Pf.

Perthaler's, H. v., auserlesene Schriften. Ausgewählt, herausgegeben und mit einem Lebensbilde des Verewigten versehen von A. Mayr. 2 Bde. Mit einem Bildnisse von Perthaler's. Wien, Braumüller. 8. 10 M.

Rath, C., Heimoaths-Bliemeln. Gedichte in schlesischer Mundart. Waldenburg i. Schl., Georgi. 1884. 16. 1 M. 20 Pf.

Robert-tornow, W., Goethe in Heines Werken. Berlin, Haude u. Spener. 8. 2 M.

Romundt, H., Die Herstellung der Lehre Jesu durch Kant's Reform der Philosophie. Bremen, Rouffell. Gr. 8. 1 M.

Rosenthal-Bonin, H., Die Thierbändigerin. Roman. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1884. 8. 4 M. 50 Pf.

Samarow, G., Plewna. Roman. 3 Bde. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1884. 8. 12 M.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von R. Virchow und F. v. Holtzendorff. 421stes Hft.: Die Socialisten der Reformationszeit. Von A. Stern. — 422stes Hft.: Die Tonkunst nach Ursprung und Umfang ihrer Wirkung. Von F. Schultz. Berlin, Habel. Gr. 8. 1 M. 55 Pf.

Schleusner, G., Luther als Dichter, insonderheit als Vater des deutschen evangelischen Kirchenliedes. Eine Lutherjubiläumsgabe. Wittenberg, Wunschmann. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Schreiber, J. M., Schrift und Sprache. Regelung der deutschen Orthographie. Wien, Pichler's Wwe. u. Sohn. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Schulze-Smidt, Bernhardine (E. Oswald), Zwei Novellen. Gotha, F. A. Perthes. 8. 4 M.

Schwab, C. T., Gustav Schwab's Leben. Erzählt von seinem Sohne Ch. Th. S. Freiburg i. Br., Mohr. Gr. 8. 4 M.

Springer, R., Eukarpa. Culturgeschichte der Menschheit im Lichte der pythagoräischen Lehre. Hannover, Schmorl u. v. Seefeld. Gr. 8. 5 M.

Trojan, J., Scherzgedichte. Leipzig, Liebeskind. Gr. 16. 2 M. 60 Pf.

Walcheren, M. v., Seine Schwester. Aus dem Holländischen übersetzt. Gotha, F. A. Perthes. 8. 7 M.

Walter-Walthoffen, H. v., Die Quelle der Siege. Kriegsgeschichtlich-pragmatische Studie. Berlin, F. Luckhardt. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Walther, Lina, Mädchenherzen. Zwei Erzählungen für junge Mädchen. Gotha, F. A. Perthes. 8. 2 M. 40 Pf.

Weiß, F. G. A., Protestantische Hornsignale. Poetische Flugblätter zur Lutherfeier. Berlin, A. Senff. Gr. 8. 1 M.

Wilbrandt, A., Assunta Leoni. Schauspiel. Wien, Rosner. 8. 3 M.

— — Die Tochter des Herrn Fabricius. Schauspiel. Wien, Rosner. 8. 3 M.

Wolff, E., Herzog Ernst. Trauerspiel. Kiel, Lipsius u. Tischer. 8. 2 M.

Wolf, G., Historische Skizzen aus Oesterreich-Ungarn. Wien, Hölder. Gr. 8. 7 M.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 45. — 8. November 1883.

Literarische Unterhaltungen.

Die deutsche Literatur im Auslande.

So oft davon die Rede ist, den gesetzlichen Schutz des geistigen Eigenthums vertragsmäßig zwischen Deutschland und einem fremdsprachigen Culturgebiete zu regeln, und so oft dann betont wird, solche Regelung werde auch dem deutschen Schriftsteller zugute kommen, mag den unbefangen Urtheilenden eine leise Wehmuth überkommen. Gewiß, das geistige Eigenthum muß in dem Maße, als die allgemeine Civilisation zunimmt, immer mehr und immer kräftiger geschützt werden; es ist hoch an der Zeit, daß niemand der Begriff dieses Eigenthums fremd oder zweifelhaft bleibe; dahin zu wirken, ist Sache auch derjenigen unter uns, die von dem Erreichen des hohen Ziels keinen persönlichen Vortheil erwarten dürfen: ein Moment, das man sich gegenwärtig halten muß, wenn man für die ganze Bewegung sich erwärmen soll. Wir Deutschen haben immer unsere Mission in der Lösung idealer Aufgaben gesehen. Auf diesem Standpunkte, den wir nie auf die Dauer verloren, befinden wir uns auch heute, und deshalb regt sich unser Schriftstellerthum, um auf literarischem Gebiete jede Uebervortheilung eines Angehörigen des einen Landes in einem andern Lande zu verhindern. In der That ein Bemühen aus rein idealen Gründen! Wie vorderhand die Dinge stehen, bringen alle literarischen Conventionen den deutschen Schriftstellern herzlich wenig Gewinn. Die Summe, welche in den letzten funfzig Jahren unsern Dramatikern als Tantième aus Frankreich ins Haus gekommen ist, macht gewiß kein fürstliches Vermögen aus; ja ich glaube man brauchte das Tintenfaß gar nicht in Anspruch zu nehmen, um sie zu nennen. Wenn wir trotzdem energisch darauf bestehen, daß in Sachen des geistigen Eigenthums die Nationen sich verbrüdern, so zeugt das für unsern weltbürgerlichen, mit Patriotismus ganz wohl zu vereinbarenden Sinn. Nicht nur momentan, sondern auch in der nächsten Zukunft blüht der deutschen Literatur im Auslande vielleicht ein klein wenig Lorber, aber gar kein greifbarer Nutzen. Später vielleicht — wohl denen, die unsere Enkel sind! — wird eine Wendung eintreten. Unstreitig haben seit der Errichtung des Deutschen Reichs die Franzosen ihre Rolle als leitende Nation in Europa verloren. Die Politiker horchen vor allem nach Berlin, in zweiter Linie nach Paris. Nach und nach werden Kunst und Literatur diesem Beispiele folgen — den Anfang dazu haben sie gemacht — und so dürfte einmal der Tag kommen, da unser Idealismus spätern Geschlechtern Gold in den Beutel münzen wird. Aber so weit sind wir noch lange nicht, und die Bewegung, von der ich oben gesprochen, kann zur Stunde wol den Ausländern Gewinn verschaffen, nicht uns.

Ueber diese Thatsache wollen wir uns klar bleiben. Aber es verlohnt sich der Mühe, Umschau und Rückschau zu halten und zu erkunden, ob im Auslande überhaupt Boden ist für deutsche Literatur. Die Vergangenheit gestattet eben Schlüsse auf kommende Zeiten: in den Tagen, in denen wir leben, wird auf dem ausländischen Büchermarkte, abgesehen von etlichen Ausnahmen, nur die wissenschaftliche Literatur Deutschlands berücksichtigt. Die schöngeistige wird kaum einer Beachtung gewürdigt. Unsere Philosophen, unsere Naturforscher haben Uebersetzer gefunden. Aus unserer nachclassischen Zeit ist Heine durch Dolmetscher und Liebhaber in Italien eingeführt worden. Im übrigen steht das Ausland unserer Production theilnahmlos gegenüber. Wie anders im vorigen Jahrhundert! Goethe, Schiller, Lessing wurden in Frankreich — und dieses Land hat für unsere Betrachtung die größte Wichtigkeit, weil die

Franzosen mehr als irgendeine andere Nation sich gegen das Eindringen fremder geistiger Elemente zu stemmen suchen —, jene drei Heroen also wurden in Frankreich übersetzt, gelesen, sogar aufgeführt. Die „Leiden des jungen Werther" machten in Frankreich Schule. Chateaubriand, Sinancourt, Ramond, Nodier, Gorgy, der Marquis de Langle ahmten Goethe in französischer Sprache nach, wie Ugo Foscolo („Le ultime lettere di Jacopo Ortis") ihn in italienischer nachgeahmt. Mit Recht durfte Goethe sagen: „Frankreich mochte mich lesen. England! freundlich empfingst du den zerrütteten Gast." Klopstock und Wieland hatten in Frankreich ihr Publikum. Die literarische Annäherung der Nationen erreichte ihren Höhepunkt, als Napoleon's Eroberungszüge die Völker durcheinander wirbelten und jede Isolirung erschwerten. Vielleicht wird man wieder von großen Waffenthaten an — diesmal der Deutschen — einen literarischen Kosmopolitismus datiren dürfen, der allerdings nur langsam, jeden Zoll Bodens sich mühsam erringend, die Herrschaft antreten dürfte. In Frankreich — dieses immer als Paradigma genommen — wird heute viel Deutsch gelernt, und mit der Sprache erscheint immer und überall ihre Zwillingsschwester: die Literatur. Freilich, überall wo sich das Ausland heute mit unserer Production beschäftigt, da macht die Epoche unserer Classiker ihre Hoheitsrechte geltend. Im vorigen Jahre sind nicht weniger als drei englische Faust-Uebertragungen zugleich erschienen: von John Stuart Blackie, James Adey Birds und T. E. Webb. Ein bezeichnendes Beispiel!

Nun liegt es nahe, zu behaupten, die Theilnahme des Auslandes für die moderne deutsche Literatur sei schwächer geworden, weil wir eben keinen Goethe, keinen Schiller besitzen. Aber nichts ist falscher als diese Argumentation. Frankreich hat heute keinen Molière und Voltaire, England keinen Shakspeare und Milton, und man interessirt sich doch für französische und englische Literatur. War der Vorfahr auch noch so groß, für uns hat der Zeitgenosse immer etwas Fesselndes; denn er ist unser Bruder; in ihm spiegelt das Jahrhundert sich wieder, das uns und ihn geboren hat. Und übrigens hat das Ausland in einer frühern Epoche bewiesen, daß es sich für Epigonen — und zwar für solche, die weit unter denen der Jetztzeit stehen — zu erwärmen vermag. Es ist nicht überflüssig, zu erwähnen, daß den Franzosen einmal sogar unsere Wassersuppen sehr wohl gemundet haben. Geßner's „Idyllen" bildeten das Entzücken der vornehmen Welt jenseit des Rheins. Noch 1820 schrieb ein französischer Lyriker: „Ich erinnere mich mit inniger Freude an einen sonnigen Nachmittag im Januar 1789, an welchem ich Geßner's «Idyllen» auf freiem Felde las. Seelenvergnügt saß ich an einer Böschung, die mich vor dem Winde schützte, und blieb da volle zwei Stunden in meinen Hirtengeschichten vertieft. Selten habe ich ein lebhafteres Vergnügen, einen mächtigern Zauber verspürt." Es ist nicht mehr nöthig, eine Discussion über den Werth Salomon Geßner's zu eröffnen; aber niemand wird bestreiten, daß Deutschland heute Dichter besitzt, welche dem bukolischen schweizer Poeten ebenbürtig sind. Also nicht in einem Verfall der deutschen Literatur liegt es, daß diese heute im Auslande geringere Beachtung findet als früher. Politische, staatliche Gründe nur vermögen diese Abnahme zu erklären, Gründe, die ganz außerhalb des Machtbereichs der literarisch Schaffenden liegen. Aber mit dieser Erkenntniß wollen wir uns nicht genügen lassen. Sache aller literarischen Körperschaften in Deutschland wäre es, dahin zu wirken, daß deutsche Autoren im Auslande übersetzt werden. Solange dieser Zweck nicht verfolgt wird, erfüllen jene Vereine und Verbände, welche sich die Förderung des Schriftstellerthums vorgesetzt haben, ihre Sendung nur sehr unvollkommen. Geistig und materiell wird der deutsche Autor gewinnen, wenn er auch auf ein fremdländisches Publikum rechnen kann. Man hat neuestens in verschiedenen Städten Gesellschaften „zur Hebung des Fremdenverkehrs" errichtet. Vielleicht wäre es an der Zeit, etwas Aehnliches zu Gunsten unserer Literatur ins Leben zu rufen. Heben wir den „Fremdenverkehr" unter den Lesern unserer Erzähler und Poeten, unter den Hörern unserer Dramatiker — sorgen wir dafür, daß wir nicht nur übersetzen, sondern auch übersetzt werden!

Ferdinand Groß.

Deutsche Erzählungskünstler.

(Beschluß aus Nr. 44.)

7. Ein Fürstenkind. Roman von George Allan. Leipzig, Friedrich. 1883. 8. 4 M.

Es ist ein eigenthümliches Buch, das uns aus dem halbcivilisirten Lande Rumänien heraufgeschickt wird. George Allan hat mit seinem „Fluch der Liebe" eine realistische Bahn eingeschlagen, er ist das Muster gewesen, nach welchem Frau Mite Kremnitz ihren Roman „Aus der rumänischen Gesellschaft" geschrieben. Wieder schildert uns George Allan mit männlich kräftiger Charakteristik, mit, ich möchte sagen, herrischer Rücksichtslosigkeit hochgestellte Personen, die nicht erfunden, sondern photographirt zu sein scheinen. Er zieht diese seine Personen bis auf die Seele aus; er zeigt sie uns ohne den glänzenden Ball- und Hochzeitsflitter nackt in ihrer Niederträchtigkeit. Er läßt sie vor uns laut denken, und wir sehen ihre Falschheit; wir ekeln uns vor der Fäulniß einer Gesellschaft von gestern, die so abgelebt scheint wie der Hof Ludwig's XVI. ums Jahr 1788. Die Heldin ist Lucie, die buckelige Tochter einer bildschönen Fürstin Kathinka Verilianu. Mit der größten

Nonchalance wird eine Heirath zwischen dem hülflosen, sympathischen Mädchen und einem jungen Lebemann zusammengebracht. Dieser, von seinem verschuldeten Vater zu der scheinbar lächerlichen Ehe gezwungen, erschießt sich sofort nach der Hochzeitstanzmusik. Als die Verlobung Lucien mitgetheilt wird, heißt es: „Sie ging langsam über den Treppenflur, ihre Hände spielten mit der Quaste des Tuchs, das sie umgethan hatte, und die Augen schauten so suchend geradeaus, daß sie fast hingefallen wäre." Das ist geschehen, das ist wahr. Und nun: „Sie war schuld an seinem Tode, aber sie mußte mit diesem Bewußtsein durch ein langes Leben gehen. O, ihr Theil war das schwerere." „Ihr war, als würde sie so lange nicht wieder schlafen können, bis sie nicht genau wüßte, wie man sich den Tod aus Liebe geben könne!" Sie fällt nun, nachdem sie sich mit ihrer Mutter überworfen, in die Hände ihres Schwiegervaters Demeter Canoala und ihrer Tante Marie Livescu sowie einer englischen Erzieherin Katharine Natal, und lernt durch Jean Grivescu die Liebe kennen, wegen deren man sich den Tod gibt. Ein Jahr ist sie glücklich an des zweiten Gatten Seite. Als sie aber eines Tags wider Willen erkundet hat, daß Katharine durch ihren Mann das Mutterglück empfinden werde, das ihr ewig versagt bleiben soll, erschießt sie sich. Dies ist alles. Aber es ist so erzählt, daß der Leser aufs innerste bewegt und erschüttert wird; es ist die reinste Kunst, die uns in naiver Weise mit dem Schicksal, mit dem Seelenleben dieser größtentheils schwachen, verächtlichen Menschen bekannt macht.

Dazwischen finden sich Stellen, die der eifrige Sammler gern in seine Aphorismengalerie aufnimmt; z. B.: „Alle Menschen haben recht — von ihrem Standpunkte aus!" — „Reservirte Männer kommen leicht zu dem Ruf, tieffühlend zu sein, selbst wenn sie es nicht sind!" — „Wenn eine nervöse Natur ungeduldig wird, grenzt der Zustand an Irrsinn!" — „Nein, in eine ältere Form des Lebens zurückkehren kann der nicht, dem einmal eine höhere erschlossen wurde." — „Die Liebe ist sich so wichtig, daß ihr das Wichtigste unbedeutend erscheint!"

Dagegen möchte ich George Allan und auch Frau Mite Kremnitz bitten, wenn sie beide wieder einmal ein Buch nach Deutschland schicken, eine Redensart aufzugeben, die sich so oft bei ihnen wiederholt, daß sie förmlich irritirt. Sie sagen fortwährend: „Er ist gut, liebevoll zu mir"; das geht noch an und hat sich sogar in Heyse's „Buch der Freundschaft" eingefunden. Daß man aber rücksichtslos, gehässig, untreu zu jemand, statt gegen denselben sein soll, ist ein Provinzialismus rumänischer Abstammung, und wenn derselbe sich auch in der Schriftsprache einbürgert, so bleibt er doch unlogisch.

8. Die Familie Hartenberg. Roman aus dem wiener Leben von Emil Marriot. Berlin, F. u. P. Lehmann. 1883. Gr. 8. 3 M.

Solange noch die obenbesprochenen Altmeister deutscher Erzählungskunst das Publikum, das stets conservativ ist, in Athem halten, wird es jüngern Talenten schwer, sich Gehör zu verschaffen, wenn sie nicht niegehörte Töne laut anschlagen oder sich besonderer Protection eben dieser Alten erfreuen. Ihr Schmerzensschrei „Place aux Jeunes!" verhallt sonst wie der des Predigers in der Wüste. Emil Marriot's Roman, dem bereits ein „Eugen Talmors" vorausging, hat das Glück gehabt, von Männern wie Paul Heyse, Paul Lindau und Hieronymus Lorm ausführlich besprochen zu werden. Eine Novelle aus dem Schorer'schen „Familienblatt", „Canis", von demselben Autor, hat in Lewinski in Wien einen Vorleser gefunden, wie man sich keinen bessern wünschen kann. Ein unbedeutendes Talent scheint demnach unser Verfasser nicht zu sein. Wenn Paul Lindau einen kritischen Aufsatz in „Nord und Süd" über ein Werk schreibt, so lohnt es sich wol der Mühe, das besprochene Werk selbst zu lesen. Hat er doch auch einst Ada Christen entdeckt, ihr den Pelz — hier das goldblonde Haar — gewaschen und so die Aufmerksamkeit auf die nunmehr anerkannte Dichterin gelenkt. Wir wünschen Emil Marriot, der ebenso langes Haar hat, kein schlimmeres Los. Ihr Roman, oder richtiger sein Roman ist eine unangenehme Geschichte, darin hat ihr besagter Kritiker gewiß recht; aber Paul Heyse sagte einmal, es ließe sich eine ganze Abhandlung über das Berechtigte des Unangenehmen in der Literatur schreiben. Wenn Lindau wieder meint, „daß dieses durchaus junge und durchaus mädchenhafte Werk von niemand auch nur einen Augenblick als von einem alten Griesgram herrührend angenommen werden könne" („Nord und Süd", Bd. 24), so kann ich ihm nur halb beipflichten. Es ist leider nichts Junges und Mädchenhaftes darin. Ein alter Autor wird freilich milder, er rüttelt nicht an den Grundfesten der Gesellschaft, der Familie, der Kindesliebe; er weiß, daß die Welt nicht total zu ändern ist und vieles doch besser wurde, als es früher war. Von Milde ist nichts in dem Werk. Die Jugend wird anklagen, stürmen, drängen, ihre Hoffnungen und Wünsche gegen die rauhe Wirklichkeit halten, aber sie wird nicht so gut beobachtet, so gut gesehen haben; ein Mädchen wird nicht alles so rücksichtslos heraussagen wie Emil Marriot, und darum finde ich das Buch nicht jung und mädchenhaft. In diesem Punkte gleichen sich Marriot und Allan, und beide führen nicht auf Zola, sondern vielmehr auf Turgenjew zurück, mit dem ihre Schriften die trostlose Richtung gemein haben. Lindau hat recht, der alte Herr Hartenberg ist ein widerwärtiger Greis, sein Sohn Alfons ist ein schlechter Sohn, Stephanie, dessen Schwester, ist „ein eitles, genußsüchtiges, verwöhntes und in dieser unerfreulichen Gesellschaft selbstverständlich (?) bis zum Tode gelangweiltes, unbefriedigtes, gähnendes Geschöpf. Sie ist faul, räkelt sich den ganzen Tag auf ihrem Sofa herum, raucht Cigarretten, hat keine Spur von kindlichem Sinn, fühlt sich wie alle hübschen und trägen Mittelmäßigkeiten misverstanden und verkannt". Der alte Baron Fernhorst, der Stephanie verführen kann, weil sie ihn für unverheirathet hält, ist gewiß keine Persönlichkeit, die ein

halbwegs anständiger Mensch zu seinem Busenfreunde machen würde. Es bleibt der einzige Sturmfeld, der, als zu arm, von Stephanie mit einem Korbe bedacht wird, der sie dennoch später, als sie sich allein schuldig weiß, heirathen will, aber sie verläßt, als er von ihrer Schande hört. Das ist der einzige Normalmensch. Das ist alles stark, zugegeben; aber was geht es uns im Grunde an, daß Emil Marriot, wie sich der Autor nennt, ein so und so altes Mädchen ist. Leider gibt es solche Menschen, ich kenne sie ganz genau, wie sie hier geschildert werden; es gibt eine Menge Familien Hartenberg, in denen der Vater ein unfähiger Griesgram, der Sohn rücksichtslos, die Tochter faul, eitel, genußsüchtig, leicht von einem alten Baron zu verführen ist; aber nicht alle Stephanies erschießen sich auf dem Grabe ihrer Mutter. Diese Leute haben in Emil Marriot einen Schilderer gefunden, dem allerlei feine Gaben zu Gebote stehen, um uns diese tristen Figuren in runder Statuenhaftigkeit vorzuführen. Fragt man mich aber: Willst du solche Bücher? so sage ich: Nein! Fragt man mich: Zu was dienen sie, was wollen sie? so sage ich: Ich weiß nicht, oder vielleicht: Que sais-je? wie der alte Zweifler. Ich bin noch immer der veralteten Ansicht, daß in einem Roman Poesie stecken soll, daß wir wol mit nassen Augen, aber geläutert von ihm entlassen werden sollen, daß das Leben widerwärtig genug ist und wir das Widerwärtige nicht nochmals in der Dichtung durchzukosten brauchen. Bei den Franzosen ... ja Bauer — da ist das ganz was anderes! Ueber französische Widerwärtigkeiten schreibt man deutsche Bücher; schreitet ein Germane aber auf den Bahnen Turgenjew's oder Zola's, so heißt es: Kreuzigt ihn! oder: Steinigt ihn!

Paul Lindau ist aber so strenge nicht. Er gesteht Emil Marriot alles zu, was ein tüchtiger Romanschriftsteller braucht. Und so sei denn die Hoffnung ausgesprochen, das Leben werde sich für Emil Marriot so freundlich gestalten, daß ihr nächster Roman ein wenig „Ehre für Apollo in der Höhe und den Menschen ein Wohlgefallen“ sein wird.

9. Sergius Panin. Roman von Georges Ohnet. Von der französischen Akademie preisgekrönt. Autorisirte Uebersetzung. Basel, Bernheim. 1883. 8. 4 M.

Der Roman, in welchem Frau Devarennes ihren Schwiegersohn erschießt, weil dies als das einzige Mittel erscheint, ihre geliebte Tochter von dem Gatten, einem Lüstling und Wüstling, Spieler und Ehebrecher, zu befreien, ist als Sensationsdrama über die Breter des wiener Stadttheaters gegangen und damals von den berufensten Kritikern eingehend gewürdigt worden. Als Sensationsbeigabe wurde die Schwiegermama von einer genialen Künstlerin auf dem Gebiete der Komik, der Posse, und des Volksstücks dargestellt, welche damit zum ersten mal eine ernste Rolle spielte in einem neuen Fache, zu dem sie übergehen wollte, ohne jedoch selbst die Ueberzeugung zu haben, daß die „Stadt“ ihr zuträglicher sei als die Vorstadt.

Nun liegt uns eine Uebersetzung des Romans selbst vor, und wir finden, daß er dem daraus zugeschnittenen Drama bei weitem vorzuziehen ist. Der Held Sergius Panin, verschuldet bis über die Fürstenkrone, heirathet Micheline Devarennes, welche eine ebenso energische als reiche Mutter besitzt. Michelinens Herz hätte zwar anders gewählt, und auch Sergius liebt, wie der cynische Russe lieben kann, Jeanne, die Pflegeschwester seiner Gattin. Die alten Beziehungen beider werden abgebrochen, aber sie wirken zum Theil nach. Jeanne, nun Madame Cayrol, erliegt den Verführungskünsten des Fürsten; der frühere Courmacher Michelinens, diese selbst und die Schwiegermama kommen nach und nach hinter die Heimlichkeiten des von der Leidenschaft hingerissenen undankbaren Paares. Aufregende Scenen lösen sich in rascher Folge ab, und als endlich die Ehre der Devarennes auf dem Spiele steht, weil der saubere Fürst vor die Schwurgerichte soll, geschieht das eingangs Erzählte.

Der reine epische Stil, die Kunst der Charakterzeichnung, die man auch in Ohnet's späterm Werke „Le maître de forges“, in dem Adel und Arbeit aufeinanderstoßen, bewundern muß, daneben die große Spannung, in die ein sensationsbedürftiger Leser fortwährend versetzt, in der er stets erhalten wird, endlich die Logik in der Folge der Handlung machen das Buch zu einem recht aufregenden Zeitvertreib. Großen künstlerischen Werth kann man ihm nicht zusprechen. Wenn man aber die Mehrzahl der concurrirenden Werke nicht gelesen hat, begreift man recht gut, warum die Französische Akademie das Buch mit dem Preise ausgezeichnet, den Daudet für sein „Fromont jeune et Risler aîné“ erhielt.

Die Uebersetzung — da nun doch einmal alles Französische übersetzt sein muß — liest sich nicht als eine solche, was ein uneingeschränktes Lob ist. Einschränken muß ich dies Lob jedoch insofern, als der Uebersetzer sich allzu sklavisch an den Text bei gewissen durchaus transrhenanischen Wendungen gehalten hat. So z. B. sagt der Franzose: „Je t'aime, moi; ne suis-je pas deshonoré, moi?“ in üblicher Verstärkung des Pronomens. Der Deutsche führt aber geschmacklose Gallicismen ein, wenn er wortgetreu sagt: „Ich liebe dich, ich!“ und „Bin ich nicht entehrt, ich?“

10. Katastrophen. Poetische Bilder aus unserer Zeit von Johannes Prölß. Stuttgart, Bonz u. Comp. 1883. 12. 3 M.

Der Redacteur einer großen Zeitung findet sich leicht genöthigt, die leider nur allzu oft hereinbrechenden Naturereignisse von nah und fern, die ihm der Telegraph meldet, seinen Lesern auch in einem optimistischen Lichte darzustellen. Prölß hat schon in seinen kürzlich an diesem Ort von uns angezeigten „Emancipirten Novellen“ bewiesen, daß er das Talent hat, ein Geschehniß stark auf sich wirken zu lassen und es dann in dichterischer Form wieder vor andern hinzustellen. Es ist ihm durchaus nicht um tiefe seelische Probleme zu thun, und so werden auch in den

hier gesammelten Feuilletons der „Frankfurter Zeitung" Gatten, die momentan nicht harmoniren, die irgendein Hinderniß trennt, durch das plötzliche Eintreten einer Katastrophe wieder versöhnt oder zusammengebracht. Einmal geschieht dies durch den Ringtheaterbrand, einmal durch den Krach von 1873 unseligen Andenkens, ein andermal durch eine Ueberschwemmung, an die wir auch keine heitere Erinnerung haben. In der Einleitung bespricht Prölß seine Absichten und Erzählungen selbst und findet, daß der Dichter das Recht habe, auf solche Zerstörungen verklärend den Sonnenstrahl der Poesie fallen zu lassen; so blühe aus der Asche einst kraftvoller Bäume die duftige Blume des Waldes. Der Dichter mache Gebrauch von seiner Wünschelruthe, das Amt des Versöhnens sei seine unentbehrliche und innigst beglückende Mission. Dagegen ist dem Dichter nichts einzuwenden. Nur möge uns der Himmel vor wirklichen neuen Katastrophen bewahren! Die Darstellungen des Dichters wollen wir stets gern hinnehmen.

Nachdem ich die stattliche Reihe neuer Romane und Erzählungen vor den Augen des Lesers Revue passiren ließ, muß ich noch constatiren, daß sich in ihnen, wie bei vielen selbst unserer besten Autoren, eine Redewendung einbürgert, welche auszubürgern alle Anstalten getroffen werden sollten. Ich bin nämlich in vielen der angezeigten Bücher den approximativ also lautenden Sätzen begegnet: „Nein!" runzelte sie die Stirn. „Aber!" bog er aus. „Nur immer lustig weiter!" lachte er. Es mögen sich Verfechter finden für diese Wendungen, die gewiß an Kürze nichts zu wünschen übriglassen. Aber wäre die Kürze bei uns Deutschen nicht besser an andern Stellen angebracht? Und sind solche Ellipsen, selbst wenn sie richtig wären, nicht zum mindesten geschmacklos?

Alfred Friedmann.

Militärische Schriften.

1. Das Gardeschützenbataillon. Ein kurzer Abriß seiner Geschichte von der Stiftung bis zur Jetztzeit, bearbeitet im Auftrage und unter Mitwirkung des Bataillonscommandos von Arnold Freiherrn von der Horst. Mit einem Uniformbilde und zwei Holzschnitten. Berlin, Mittler u. Sohn. 1882. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Auf nur 36 Seiten gelangen in der vorliegenden Schrift die ruhmreichen Leistungen des Truppentheils sowie die tapfern Thaten der Einzelnen zur Darstellung; dies geschieht in präciser, ansprechender Diction, mit patriotischer Wärme und ohne jedes unnöthige Beiwerk, sodaß das dargebotene Bild klar hervortritt. Wenn auch diese Blätter hauptsächlich die Bestimmung haben, den ruhmvoll Gefallenen ein Denkmal zu sein, denen, welche der Truppe angehörten, zur Erinnerung, und denen, die jetzt zu ihr zählen oder später ihr eingereiht werden, als ein Sporn zur Nacheiferung in den höchsten militärischen Tugenden zu dienen, so findet doch auch der Fernstehende in dem rein Geschichtlichen interessante Mittheilungen über diesen Truppentheil, der durchaus eigenartig ist in seinem Ursprung und in seiner Ergänzung während der ersten 33 Jahre seines Bestehens.

Nachdem infolge des Pariser Friedens am 30. Mai 1814 das Fürstenthum Neuchatel wieder in den Besitz Preußens gelangt war, wurde durch Cabinetsordre die Errichtung eines Schützenbataillons von 400 Mann aus den Eingeborenen dieses Landes befohlen und demnach im Juni 1814 mit der Formation begonnen. Die Mannschaften mußten zu ²/₃ Neuchateller, zu ¹/₃ Schweizer sein, und wurden im Alter von 17 bis 40 Jahren auf 4 Jahre für 30 Thaler Handgeld angeworben. Die grüne Uniform mit schwarzem Kragen erhielt rothe Achselklappen und die gelben Gardelitzen am Kragen, denn das Bataillon wurde dem Gardecorps zugewiesen. Die Patten der Aufschläge bekamen eine ausgezackte Form, die sie noch heute haben und die kein anderer Truppentheil der Armee trägt.

Das Bataillon wurde anfangs auf Kosten des Fürstenthums verpflegt und ging erst nach seiner vollständig bewirkten Completirung in königlichen Sold über. Diese erfolgte Mitte November mit der Formation der 2. und 3. Compagnie, nachdem Ende September schon die der 1. und 4. vollendet war; am 5. Januar 1815 traf das Bataillon in Berlin ein.

Da Neuchatel indeß die nöthige Anzahl von Rekruten zu stellen nicht im Stande war, wurde genehmigt, daß zur Erreichung der Etatsstärke Unteroffiziere anderer Truppentheile derselben Waffe und deutsche Freiwillige eingestellt werden dürften. Nach der Rückkehr aus dem Kriege 1815, in welchem das Bataillon, ohne an größern Gefechten theilzunehmen, nach Paris gelangt war, wurde bestimmt, daß alle als einjährig Freiwillige in die Gardeinfanterie eintretenden jungen Leute ihrer Dienstpflicht beim Gardeschützenbataillon (von den Berlinern bis in die vierziger Jahre mit Vorliebe „Neuchateller" genannt) genügen sollten.

Die Mängel des eigenthümlichen Ersatzes stellten sich mit der Zeit immer mehr heraus und es zeigte sich bald, daß Neuchatel die Etatsstärke durch diensttaugliche und besonders für die Garde geeignete Leute nicht vollzählig erhalten konnte; die Zahl der Angeworbenen nahm noch mehr ab, als die Bestimmungen über den Ersatz, besonders die bezüglich der moralischen Eigenschaften, durch den seit 1816 in Neuchatel stationirten Werbeoffizier des Bataillons strenger innegehalten wurden, und so war man genöthigt, den Ausfall durch preußische dreijährig Freiwillige zu decken.

Endlich wurde im Frühjahr 1848, nach mehr als dreiunddreißigjährigem Bestehen, als Neuenburg sich von

Preußen losgesagt und an die Schweiz angeschlossen hatte, selbstverständlich also der von dort herkommende Ersatz aufhörte, das Bataillon ein vollkommen deutsches; seine Ergänzung fand durch ausgesuchte Mannschaften des Gardeersatzes statt und wurde endlich im Herbste 1872, wie beim Gardejägerbataillon, durch eine Anzahl gelernter Jäger vervollständigt.

Wenn wir bezüglich der ruhmvollen Betheiligung des Bataillons an den Kriegen 1848, 1866, 1870—71 auf das Schriftchen selbst verweisen müssen, so möchten wir doch noch als Curiosum aus ihm anführen, daß, als der Truppe im Jahre 1825 als Zeichen der Zufriedenheit eine Gardefahne verliehen wurde und die Feier der Verleihung in Potsdam stattfand, sowol die Anrede des Königs an die Deputation bei der Nagelung der Fahne als auch der Gottesdienst bei der Fahnenweihe in der Garnisonkirche und die Ansprache des Königs an das versammelte Bataillon in französischer Sprache statthatte, ein Unicum in der preußischen Geschichte.

Der Geschichtserzählung folgen noch in 12 Beilagen Ranglisten der Offiziere, Verlustlisten und Verzeichnisse derjenigen Offiziere und Mannschaften, welche Orden und Ehrenzeichen erhalten haben.

Von den beiden gut ausgeführten Holzschnitten zeigt der eine feldmäßig ausgerüstete Gardeschützen aus den Jahren 1814, 1843 und 1854, der andere das Denkmal, welches im Karlsgarten in der Hasenhaide zum Andenken an die im Feldzuge 1870—71 gefallenen Kameraden des Bataillons errichtet wurde.

2. Das kurhessische Leibgarderegiment. Eine geschichtliche Skizze von Maximilian Freiherrn von Ditfurth. Mit einer colorirten Tafel. Aus des Verfassers Nachlasse herausgegeben. Kassel, Klaunig. 1882. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Der Herausgeber der vorliegenden Blätter erfüllte einen Act der Pietät und handelte gewiß ganz im Sinne des verstorbenen Verfassers, indem er das vor längerer Zeit vollendete Werk mit nur angemessen mäßiger Aenderung des Originaltextes der Oeffentlichkeit übergab und damit den alten hessischen Regimentern und dem Volksstamme, aus dem sie hervorgegangen, ein ehrenvolles Denkmal setzte. Hatte der Verfasser es sich stets angelegen sein lassen, in zahlreichen Schriften die tapfere hessische Armee und ihre rühmliche Vergangenheit in das ihr gebührende Licht zu stellen und namentlich durch seine Erzählungen aus der hessischen Kriegsgeschichte ein treues Bild des hessischen Gesammtheeres zu geben, so bildet „Das kurhessische Leibgarderegiment" gewissermaßen eine Fortsetzung und Ergänzung seiner frühern Schriften.

Der erste der drei Abschnitte, in welche das Buch zerfällt, weist den Ursprung und die Entstehung der althessischen Garderegimenter Leibgarde zu Fuß und Gardegrenadiere nach, aus deren Stämmen schließlich das Leibgarderegiment, wie solches noch 1866 bestand, formirt wurde. Die Geschichte desselben reicht infolge seiner Abstammung und allmählichen Bildung von jenen alten Regimentern bis in den Dreißigjährigen Krieg hinauf. Nach dessen Beendigung wurden nämlich 1648 von 14 Regimentern Fußvolk nur noch drei sogenannte kasseler Schloßcompagnien beibehalten, darunter die Leibcompagnie des 1631 errichteten sogenannten weißen Regiments, und später mit noch andern geworbenen Compagnien zusammen zur Formirung eines Regiments verwendet, das vom Jahre 1699 an zur „Leibgarde zu Fuß" erklärt wurde. Als solches bestand es bis zur Auflösung durch die Franzosen im November 1806, wurde 1813 wieder errichtet, dann aber wurde 1821 aus ihm das 1. Bataillon des Leibgarderegiments gebildet, während als dessen 2. Bataillon das bisherige Gardegrenadierregiment zur Verwendung kam. Dieses führte seinen Ursprung auf das Jahr 1697 zurück, wo aus den Grenadieren sämmtlicher Regimenter der ansehnlich vermehrten hessischen Armee ein Grenadierbataillon zusammengestellt, dieses zunächst der Leibgarde zu Fuß zugetheilt, dann 1702 durch Ergänzung aus diesem zu einem selbständigen Grenadierregiment vervollständigt und schließlich 1784 mit dem Namen Gardegrenadiere belegt wurde. Nachdem es in rühmlicher Weise an dem amerikanischen Kriege theilgenommen hatte, wurde es nach der Auflösung durch die Franzosen 1813 wieder errichtet und ihm 1816 das Regiment von Biesenrodt einverleibt; da dessen 1. Bataillon bereits seit 1. Januar 1683 bestand, die andern Bataillone aber aus Landwehrformationen hervorgingen, so erhielt die Geschichte des Gardegrenadierregiments die innigste Verknüpfung mit der allgemeinen hessischen Kriegs- und Heeresgeschichte. Während eines mehr als anderthalbhundertjährigen Bestehens zeichneten sich die beiden alten Regimenter, Leibgarde zu Fuß und Gardegrenadiere, in unzähligen Schlachten, Gefechten und kriegerischen Vorfällen in Deutschland, Frankreich, Italien, den Niederlanden, Schottland und Nordamerika durch fortdauernde unerschütterliche Tapferkeit, durch unvergleichliche Mannszucht und durch kriegerische Tugenden aus. Der Erbe des von ihnen angesammelten Schatzes an Ruhm und Ehre wurde das Leibgarderegiment; die kriegerischen Tugenden der althessischen Garden gingen auf die Kindeskinder über, das haben sowol das jetzige hessische Füsilierregiment Nr. 80, welches 1866 aus den Cadres des Leibgarderegiments formirt worden ist, als auch die andern hessischen Regimenter 81, 82 und 83 in den blutigen Schlachten des Kriegs 1870—71 durch ihre hervorragende Tapferkeit gezeigt.

Um von den ruhmvollen Thaten der beiden althessischen Garderegimenter eine Vorstellung zu geben, führt der Verfasser im zweiten Abschnitt eine Reihe von 14 Bildern heldenhafter Kriegsleistungen vor, und fügt im letzten Abschnitt einige Beispiele unerschütterlicher Tapferkeit, des Gehorsams, der Mannszucht und sonstiger militärischer Tugenden hinzu; die Auswahl der darzustellenden Kriegsbegebenheiten ist eine vortreffliche, und sie werden in charakteristischer, leicht faßlicher Weise dem Leser vor die Augen geführt.

Diese Eigenschaften der kleinen Schrift und der warme Patriotismus für das engere Vaterland, der sich in ihnen zeigt, wird ihr nicht nur in Hessen bei Militärs und Laien eine freundliche Aufnahme sichern, sondern auch jeder Deutsche andern Stammes, Soldat wie Nichtmilitär, wird mit lebhafter Theilnahme die Thaten seiner deutschen Brüder, der tapfern und treuen Hessen, lesen und unsere Empfehlung des Buchs berechtigt finden.

3. Die kriegerischen Ereignisse in Aegypten während des Sommers 1882. Von Hermann Vogt. Mit einer Specialkarte von Unterägypten und dem Suezkanal. Leipzig, Grunow. 1882. Gr. 8. 3 M.

Da voraussichtlich erst mit der Zeit die politischen wie militärischen höchst eigenartigen Verhältnisse des kurzen Feldzugs der Engländer in Aegypten klar gestellt werden dürften, so ist es ein dankenswerthes Unternehmen, ein Gesammtbild der vorgekommenen Ereignisse darzubieten. Wiewol dem Verfasser für diese Aufgabe als Quellen vorzugsweise nur die Tagesblätter zur Verfügung standen, und darum, wie er selbst meint, Ungenauigkeiten und vielleicht nicht zutreffende Urtheile nicht zu vermeiden gewesen seien, so glauben wir doch unsere Ansicht dahin aussprechen zu müssen, daß es seinem Streben nach möglichst objectiver Darstellung der politischen und militärischen Vorgänge unter Ergänzung durch einschlägige erläuternde Angaben gelungen ist, ein abgerundetes Ganzes zu schaffen, welches sowol dem Militär für weitere Studien als Anhalt zu dienen, als dem Interesse der gebildeten Leser aller Stände für die kriegerischen Ereignisse zu entsprechen und ihnen das Verständniß für die darauf folgenden politischen Verhandlungen zu erleichtern vermag.

In der Einleitung wird die Geschichte Aegyptens während der letzten 25 Jahre bis zum Ultimatum des Admirals Seymour vorangeschickt, woraus der Ursprung der Krisis, welche vorläufig durch den kurzen Feldzug beendigt worden ist, und die Ursachen, welche die Engländer zur Anwendung der Waffengewalt veranlaßten, ersichtlich werden.

Das der Einleitung folgende Kapitel: „Das Bombardement von Alexandria", beginnt mit einigen kurzen orientirenden Angaben über diese Stadt, deren Befestigungen und Armirung, zählt die Angriffsmittel der Engländer auf und geht dann zu dem Geschützkampfe und dessen Erfolgen über. Besonders interessant für den Fachmann ist es, aus den Mittheilungen der Erörterungen über die militärischen Ergebnisse des Bombardements, welche später durch den Admiral Seymour angestellt wurden, zu ersehen, wie die bei uns schon lange gültige Ansicht, daß Mauerwerk den schweren Geschützen gegenüber sich als ganz unhaltbar erweist, daß sie dagegen auf starke Erdwerke kaum merkliche Einwirkung ausüben, ferner, daß beim Geschützkampf zwischen Panzerschiffen und Küstenforts, natürlich unter Annahme gleicher Verhältnisse der Armirung und Bedienung, erstere stets den kürzern ziehen werden, erst jetzt bei den Engländern platzgreift und in ihren größern Zeitungen als bestätigt erklärt wird. Voraussichtlich werden die englischen Autoritäten sich diesen Folgerungen nicht verschließen und aus der mangelhaft befundenen Beschaffenheit der Munition sowie aus der unzureichenden Ausrüstung der Arsenale Veranlassung nehmen, eine Aenderung der Verwaltung herbeizuführen; vor allem aber würde ihnen zu rathen sein, daß sie das Verlangen englischer Fachmänner, welches, durch das Springen mehrerer Geschütze an Bord eines Schiffs während des Kampfes und durch gleiche schon früher nicht selten eingetretene Unglücksfälle hervorgerufen, auf den Ersatz der üblichen Vorderlader durch Hinterladungsgeschütze auf der Flotte hinausläuft, begründet fänden, und ihrem Hochmuthe entsagend, zum eigenen Vortheil bewährte fremde Einrichtungen nachahmten.

Der Abschnitt über „Aegypten und die Aegypter" bringt schätzenswerthe Angaben über die Wehrkraft dieses Landes; daran schließt sich, nach einigen Mittheilungen über den Suezkanal, eine treffliche Abhandlung über die Armeeorganisation Englands, welche den Nachweis von der Unzulänglichkeit der zu aggressiven Zwecken disponibeln Streitkräfte dieser Großmacht führt. Konnten doch nur mit Heranziehung von Gardetruppen, die seit Waterloo, beziehentlich Sebastopol das Land nicht verlassen hatten, knapp 18000 Mann gegen Aegypten zusammengebracht und mußte auf eine Verstärkung durch 10000 Mann indischer Truppen Bedacht genommen werden.

Die darauffolgende Schilderung der „Ereignisse bis zum 18. August" bringt zur Anschauung, in welch zweifelhafter Lage die ersten in Alexandria eingetroffenen englischen Truppentheile sich befanden, und wie deren Auftreten äußerst vorsichtig und erfolglos den Aegyptern gegenüber war, welche von ihrer befestigten Aufstellung nahe jenem Orte mehrfach offensive Vorstöße ausführten und große Besorgnisse erregten. Wenn von der englischen Heeresleitung in diesem Zeitraum gesagt wird, daß sie den Beweis von Unfähigkeit und Mangel an Energie gegeben habe, so kann man dem nur beipflichten; ließ sie doch bei ihren schwachen planlosen Unternehmungen Arabi eine kostbare Zeit, die er wohl auszunutzen wußte.

Die Beschreibung des kurzen Feldzugs unter dem Obercommandirenden Sir Garnet Wolseley erfolgt in zwei Abschnitten, von welchen der eine die Ereignisse in dem Zeitraum vom 19. August bis zum 12. September, der andere die Tage vom 13. bis 15. September in gelungener Weise vorführt. Auf das dort Dargebotene hinweisend, erwähnen wir nur, daß in dem entscheidenden Gefecht bei Tell-el-Kebir doch an einzelnen Stellen hartnäckig gekämpft worden sein muß, da der Verlust der Engländer 54 Todte, einschließlich 9 Offiziere, und 342 Verwundete mit 22 Offizieren betrug.

Indem wir der Vollständigkeit wegen angeben, daß im Schlußkapitel die weitern Begebenheiten nach dem siegreichen Kampfe in aller Kürze zusammengefaßt sind, wollen

wir nur unser volles Einverständniß mit dem maßvollen treffenden Urtheil des Verfassers über die kriegerischen Ereignisse aussprechen. Es lautet:

Unter der Summe der Verhältnisse, wie sie sich dem Beobachter darbieten, war es mehr als kühn, daß General Wolseley es wagte, am 13. September zum Angriffe gegen Tell-el-Kebir vorzugehen. Der Erfolg, und zwar ein durchschlagender, vollständiger Erfolg hat ihm aber in dieser Beziehung recht gegeben, während in jeder andern Richtung die Einleitung und Durchführung des Feldzugs auch in den Augen der zahlreichen Feinde des Generals nur Zustimmung hervorrufen kann. Die Verlegung der Operationsbasis nach dem Suezkanal war genial geplant und in der Wahrung des Geheimnisses, der Schnelligkeit und Präcision der einzelnen Maßnahmen geschickt durchgeführt. Daß der General trotz der vielen militärischen Gründe für ein rasches Vorwärtsdringen vor Ismailiye so lange unthätig liegen blieb, lag in der mangelhaften Vorbereitung für eine kühne Operation seitens der Intendantur, und es scheint kein Fehler des Führers, sondern ist ihm im Gegentheil hoch anzurechnen, daß er zögerte und wartete, bis der Nachschub für die Truppen sicher gestellt war. Ungetheilte Bewunderung aber verdient die rücksichtslose Energie, mit welcher Sir Garnet die Erfolge des 13. ausbeutete und den Feldzug zu raschem und glücklichem Ende führte.

Auch im übrigen empfehlen wir das anregend geschriebene Buch, wobei wir noch auf die wegen ihrer Uebersichtlichkeit und Vollständigkeit werthvolle Karte aufmerksam machen.

4. Von 1790 bis 1797. Der Revolutionskrieg im Lichte unserer Zeit von Heinrich Freiherrn Langwerth von Simmern. Hannover, Brandes. 1882. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Der Verfasser ist im Jahre 1880 mit einem größern Werke: „Oesterreich und das Reich im Kampfe gegen die Revolution", vor die Oeffentlichkeit getreten, mußte sich indeß außer anderm ihm wol nicht Willkommenen sagen lassen, daß jene Arbeit zu umfangreich ausgefallen sei. Um nun den Kern derselben einem größern Publikum zugänglich zu machen, hat er in dem vorliegenden Buch einen Auszug aus dem größern hergestellt; aber, wie er sagt, eigentlich keinen Auszug; vielmehr hat er einen ältern Aufsatz über die neunziger Jahre mit kleinen Aenderungen und Zusätzen versehen und nur durch eine Anzahl von Charakteristiken aus dem größern Werke bereichert. An diese Erklärung schließt sich die auffallende Bitte, den von seinem großen Werke abweichenden Gedankengang sowie Widersprüche oder Ungenauigkeiten, die sich eingeschlichen haben sollten, entschuldigen zu wollen. Es ist wol anzunehmen, daß der Verfasser diese Nachsicht bei seinen wenigen Gesinnungsgenossen finden wird. Die große Mehrzahl der Andersdenkenden möchte derartige Schwächen bei einem Geschichtschreiber bedenklich finden, da von einem solchen verlangt werden kann und muß, daß er, nach gründlicher Forschung und bei ruhigem unparteiischen Urtheil, sich keine Widersprüche zu Schulden kommen lasse.

Der Verfasser bekennt sich zur hannoverschen Partei und zum Conservatismus; nach seiner Meinung besaß das Deutsche Reich, wie es aus dem Dreißigjährigen Kriege hervorgegangen war, „noch unendlich viele Anknüpfungspunkte für eine gesunde Entwickelung, die uns jetzt fehlen, und wäre dasselbe noch der Umbildung fähig gewesen". Nach dieser unwiderruflich entschwundenen Zeit sehnt er sich zurück: er möchte die Weltgeschichte der letzten 150 Jahre ungeschehen wissen, er tadelt die Annexionen und haßt nicht nur die Revolution aufs gründlichste, ihre nützlichen Nachwirkungen nicht anerkennend, sondern auch Preußen, dem er es nicht verzeihen kann, daß es seit anderthalb Jahrhunderten an Macht und Ansehen, an innerer und äußerer Kraft gewachsen ist und jetzt an der Spitze des mächtigen Deutschland steht.

Die Tendenz der vorliegenden Schrift geht darauf hinaus, die österreichische Politik in Beziehung auf das alte Reich und den Kampf gegen das revolutionäre Frankreich in möglichst günstigem Lichte darzustellen, hingegen Preußen die Schuld daran zuzuschieben, daß im Revolutionskriege die immer mehr erstarkende französische Heeresmacht Oesterreich und das Römische Reich deutscher Nation überwand.

In der Einleitung wird mit der Thronbesteigung Friedrich's des Großen begonnen und diesem vorgeworfen, daß er den Gegensatz zwischen Preußen und Oesterreich erst geschaffen habe. Als ob bis 1740 nur Recht und Frieden geherrscht hätte! Dem Verfasser erscheinen als mittelbare Folge der Eroberung Schlesiens mehr oder minder die Theilung Polens, der Niedergang Oesterreichs, die Auflösung des Deutschen Reichs, der Sieg der Revolution und der französischen Waffen. Im Verlaufe seiner Erörterungen darüber, wie bei einem andern Verhalten Friedrich's des Großen gegenüber Oesterreich die Verhältnisse in Deutschland sich gestaltet haben würden, möchte der Verfasser glauben machen, daß schon damals das kaiserliche Oesterreich geneigt gewesen, mit dem jungen Preußen, dessen Anlehnung an das Kaiserthum vor 1740 nur um materieller Vortheile willen geschehen sei, „auch im Innern Deutschlands die Dinge mehr und mehr gemeinsam in die Hand zu nehmen, und zunächst eine gemeinsame Beherrschung Deutschlands die Folge gewesen wäre". Daß er eine solche Zweiherrschaft nur für schwierig und nicht für unmöglich halten kann, beweist, wie sehr er seine Augen dem verschließt, was in den letzten hundert Jahren das eifersüchtige Festhalten Oesterreichs an der Suprematie über Deutschland bekundet, und wie nur nach Beseitigung des alten Bundes ein einiges Deutschland unter Preußens Führung mit Oesterreich gemeinsame Interessen finden konnte, wie erst jetzt für beide ein aufrichtiges Zusammengehen möglich ist.

Wenden wir uns dem eigentlichen Thema des Buchs, dem Revolutionskriege, zu, so müssen wir constatiren, daß das, was an Daten über die Feldzüge und Actionen in demselben dargeboten wird, längst bekannt ist und kriegsgeschichtlichen Werth nicht beanspruchen kann; neu ist nur die Art, wie der Verfasser von seinem Parteistandpunkte

aus Preußen und dessen Heerführer, wo sich ihm Gelegenheit dazu bietet, im schwärzesten Lichte darstellt. Er beurtheilt die Leistungen der letztern so abfällig als möglich und legt ihnen zur Last, die Niederlagen der Oesterreicher durch versagte Unterstützung oder unzweckmäßige strategische Aufstellung verursacht zu haben; Preußen verdächtigt er, schon nach der Kanonade von Valmy durch Unterhandlungen mit Dumouriez auf Trennung von den Oesterreichern bedacht gewesen zu sein, ja die Uebergabe von Mannheim an die Franzosen durch seine Emissäre herbeigeführt zu haben u. dgl. m. In solchen Fällen, wo es nicht angeht, Preußen oder seinen Heerführern direct die Miserfolge der österreichischen Generale zuzuschreiben, findet der Verfasser doch eine indirecte Verschuldung darin, daß letztere, z. B. Lascy, Mack, Preußenfreunde gewesen, zudem Mack auch nicht im Gegensatz zur Revolution gestanden habe.

Wie bei der Darlegung und Beurtheilung der Ereignisse die Voreingenommenheit des Verfassers in die Augen fällt, so tritt sie auch in der Charakterisirung der maßgebenden Persönlichkeiten auf österreichischer Seite hervor, welche die meisten Blätter des Buchs ausfüllt; dennoch verdient gerade diese Partie als eine anerkennenswerthe Leistung bezeichnet zu werden, da sie mit großer Sorgfalt ausgeführt und nicht ohne Werth ist. Von den österreichischen Souveränen, welche dabei der Verfasser vorführt, ist ihm am wenigsten sympathisch natürlich Joseph II., aber selbst Kaiser Leopold scheint ihm noch zu liberal, am meisten sagt ihm noch Franz II. zu, obwol auch die politische Farbe dieses Fürsten ihm nicht ganz genügt. Von dem Minister Fürsten Kaunitz weiß der Verfasser nicht, ob er Genie besaß: trotz seiner „trefflichen und bedeutenden Eigenschaften war er ein Großvezier und Formenmensch", dazu beurtheilte er die Revolution zu milde und war von der Frivolität der Zeit mindestens berührt. Thugut findet zwar den Beifall des Verfassers, weil er ein zäher und instinctiver Feind der Revolution war, dennoch ist er ihm nicht conservativ genug: „seine Urtheile über die Emigranten sind zu kühl, und er ist für die Idee des Deutschen Reichs nicht begeistert". Von den österreichischen Feldherren werden besonders Laudon, Wurmser und Erzherzog Karl gelobt, dagegen vorzugsweise Lascy wegen seiner nachtheiligen Wirksamkeit verurtheilt, neben ihm Mack und Rotenberg, denn alle drei gehörten ja zu der preußischen Partei.

Wir nehmen Abschied von diesem Buche und leben der Ueberzeugung, daß die Tendenzen jener kleinen Partei, welche der Wohlfahrt unsers deutschen Vaterlandes zuwiderlaufen, einen weitern Anklang nicht finden werden.

Neue Gedichte.

1. Altbiblische Bilder von Eufemia Gräfin Ballestrem. Hirschberg, Heilig. 1882. 16. 60 Pf.
2. Heureka. Gedichte von Alfhild. Zürich, Verlagsmagazin. 1883. 8. 1 M.
3. Namenlos. Ein Liederkreis von Victor Umlauff von Frankwell. Wien, Braumüller. 1883. 16. 2 M.
4. Auf Flügeln des Gesanges. Ein deutsches Liederbuch von August Sturm. Neuhaldensleben, Besser. 1883. 8. 1 M. 50 Pf.

Die Reihenfolge vorliegender vier Novitäten bildet eine Klimax a pejore ad melius.

Die „Altbiblischen Bilder" (Nr. 1) von Eufemia Gräfin Ballestrem sind als poetische Worte zu dreizehn lebenden Bildern verfaßt, die zu Gunsten der Grauen Schwestern in Hirschberg dargestellt wurden und außerordentlichen Beifall fanden. Wer? Die Darstellungen? Möglich — von den poetischen Worten wird dies wol nicht gesagt werden können. Diese Worte sind recht fromm, aber keineswegs poetisch, sie sind nichts als versificirte biblische Geschichte.

Das zweite Büchlein „Heureka" (Nr. 2) von dem Pseudonymen Alfhild beginnt mit dem Motto:

Einem jeden sei's gewidmet,
Dem dies Büchlein mag gefallen;
Und gefällt es einem jeden,
Ist gewidmet es dann — allen.

Nun, dann hat Alfhild ein Opusculum gewiß wenigen gewidmet. Springen wir vom Motto gleich zum Epilog:

Wie Haydn einst von seiner „Schöpfung" sagte,
Das hab' nicht ich, das hat ein Höherer gemacht,
Muß sagen der, der dies zu denken wagte:
Nicht ich hab' es — ein Höh'rer hat's gedacht!

Wie geistreich vorsichtig der Verfasser seine Schuld von sich abzuwälzen sucht — doch nein, das hat kein Höherer gedacht.

Was zwischen Motto und Epilog, dem Besten im ganzen Büchlein, liegt — es ist auch quantitativ nicht viel, denn auf einer Seite finden sich oft vier, ja selbst nur zwei Zeilen —, ist hohl und werthlos. Das lange Gedicht, welches die ganze Seite 28 ausfüllen soll, lautet vollständig:

Sein Geist.
Dies ist Sein Geist, der in dem Worte waltet:
Prüft alles und das Beste, das behaltet.

Wir haben geprüft, aber Alfhild's Büchlein können wir nicht behalten, trotz dem Gedicht

Die Fahrt.
So hoch, so hoch
Ueber den Wolken
Schweb' ich dahin.
Senke mich nieder,
Du, der mich trägt
Ueber den Wolken
So hoch, so hoch! —

denn das wird ein gefährlicher Sturz aus solcher Höhe werden.

Dafür liebt es der Autor, schöne imposante Titel für die einzelnen kleinen Gedichtchen zu wählen, wie „Mene Tekel", „Eden", „Paraklet", „Golgatha", „Apokalypse", welche uns zu Hoffnungen berechtigen, die leider nicht erfüllt werden. Sogar ein kurzes Dreigespräch zwischen Mephisto, dem Herrn und Faust ist vorhanden. Mephisto sagt:

Nun seid Ihr endlich dort
Wo ich Euch haben will;
Die Welt entsprang dem Nichts —
Ihr taumelt — zu Nihil.

Da wäre das Wortspiel Nichts — Nihil mit Bezug auf den grassirenden Nihilismus gar nicht so übel, auch würde sich Nihil sehr gut auf „will" reimen, nur schade, daß das lateinische Nichts ein Paroxytonon ist.

„Namenlos" (Nr. 3) nennt Victor Umlauff von Frankwell seinen Liederkreis; er hat sich zwar damit noch keinen Namen ersungen, doch hebt sich sein Werkchen denen der zwei vorigen gegenüber vortheilhaft ab.

Es ist freilich Dutzendwaare, was Frankwell bietet, doch ist er bereits berechtigt, sich unter die große Schar der Kleinern zu mengen. Schon die Einleitung ist sinnig und recht poetisch. Er findet am ersten Frühlingstage in einer Gebirgslandschaft die noch halb schneebedeckte Leiche eines unbekannten Mannes, der eine Schriftenrolle krampfhaft ans Herz gepreßt hält, und als er sie der todten Hand entnimmt, findet er Gedichte:

Es ist der Inhalt eines Menschenlebens:
Im Kampf nach innrem Glück, das nie er fand,
Mußt' er zusammenbrechen ungenannt!
Nach seinem Namen forschte ich vergebens.

Nun folgen diese dem todten Sänger in den Mund gelegten Lieder Umlauff's in drei Abtheilungen: „Schutt und neue Blüten", „Grüne und gelbe Blätter" und „Vom Frost getroffen". Den ganzen Kreis rundet ein Schlußwort ab, vielleicht das beste im ganzen Buche:

Die Herzblutlieder sind verklungen!
Du hast gelitten und gerungen,
Bis dich der Frost erlösend traf,
Dir Ruhe bot und stillen Schlaf.

Vergessen ist, was du erduldet,
Verziehn, was du gefehlt, verschuldet,
Und über Nacht fiel frischer Schnee,
Bedeckte dich und all' dein Weh.

Und als der junge Lenz erwachte,
Die Sonne ihm entgegenlachte,
Das Gras der Erde sich entrang,
Ihr erstes Lied die Lerche sang:

Da fand ich deine starre Leiche
Im Schatten jener stillen Eiche.
Nun ruhst du in der Erde Schos,
Die Grabschrift lautet: Namenlos.

Aber auch in dem ziemlich reichhaltigen Büchlein selbst begegnen wir ganz artigen Versen, meist Liebesgedichtchen. Ich hebe besonders hervor: „Frühling, wer hat dich das Grünen gelehrt", „Das Lied von den kleinen Schuhen", „Wunden und Narben", „Vom Höllenstein hab' ich gebracht" u. a.

Mit Victor Umlauff müssen wir uns daher schon eingehender befassen.

Das Gedicht auf S. 13—14, worin der Dichter mehrere Liebespaare wandeln läßt und jeder Liebhaber seines Mädchens Augenfarbe besingt, ist ganz nett, aber eigentlich nur das Schöne Augen-Gedicht Bodenstedt's auf dem Prokrustesbette ausgedehnt. Nachdem er blaue, schwarze, graue und grüne Augen loben gehört, besingt der Dichter, ganz analog den frühern, auch in einer eigenen Strophe braune Augen:

Deine Augen sind braun,
Mich erfaßt ein Graun,
Ein süßes Hangen und Bangen,
Ein ewiges Deinverlangen.

Für braune Augen schwärmt unser Poet überhaupt viel; so heißt es:

Die süßen, weißen Hände legt
Sie auf die süßen, braunen Augen....

Da sah ich die Augen der Kleinen,
So sprechend und dunkelbraun,
So dunkelbraun.... —

Aus braunen Augen schaut
Zaubergewalt ... —

Im weißen Elfenbeinrahmen
Betracht' ich dein liebliches Bild,
Draus schaun deine wundersamen
Rehbraunen Augen so mild....

Gesenkte Wimpern, die Sterne so braun....

An Tanhäuser erinnert der Beginn des Gedichts auf Seite 22:

Du meine Augenweide,
Du süße Seelennoth —

und so finden sich hier und da Anlehnungen an Reminiscenzen früherer Lektüre. Was die Form betrifft, so ist dieselbe recht gewandt gehandhabt und die Reime zumeist rein, nur die Wortstellung ist zuweilen verschoben, und der Dichter geht in der poetischen Licenz doch wol zu weit, wenn er sagt:

Soll immer sein mein Herze müßig?

Oder:

Ins schale Nichts zurück dann sinken.

Jedenfalls unstatthaft aber ist die Elision,

Ich muß dir's doch verargen,
Daß mich verlassen hast —

die nur allenfalls in einem Dialektgedicht entschuldbar wäre. Umlauff gebietet auch über lebendige Bilder, wie:

Die Wolken sind Erdgebilde,
Sind Träume im Leide geweint.

Oder:

Eine Schneeflock' kam ins Rollen,
Vom harmlosen Vogel geweckt,
Ist zur Lawine geschwollen,
Hat Thäler erdrückt und bedeckt.

Ein unbedacht Wort ward gesprochen,
Hat Völkerkampf angefacht,
Hat tausende Herzen gebrochen,
Und Menschen elend gemacht.

Gewandt ist die Figur des gereimten Positivs und Comparativs durch das ganze Gedichtchen S. 24 durchgeführt.

Umlauff's „Namenlos" bahnt mir den Uebergang zu dem deutschen Liederbuch August Sturm's: „Auf Flügeln des Gesanges" (Nr. 4).

Der Sohn des bekannten geistlichen Liederdichters hat eine andere Richtung gewählt als der Vater, obwol wir gerade in seinem neuesten Werke auch Gedichten unter Titeln wie Weihnachten, Ostern, Pfingsten u. dgl. begegnen.

August Sturm ist kein poetischer Neophyt mehr; sein Talent hat sich bereits mit mehrern Werken Bahn gebrochen und Anerkennung erworben: so mit seinem Zauberstück „Ein thüringer Waldmärchen", besonders aber mit seinem „Pereat tristitia", Liederbuch eines Antipessimisten, das zur burschikosen Scheffel'schen Poesie zu rechnen ist, und mit der Sammlung „Klingende Herzen", worin er besonders gegen das Franzosenthum in der deutschen Literatur zu Felde zieht; er hat auch letzteres Werkchen Zola „feindschaftlich" gewidmet.

Auch in der vorliegenden neuesten Sammlung: „Auf Flügeln des Gesanges", hat er wieder wie bei „Pereat tristitia" eine passende Stelle eines Gedichts zum Titel gewählt. Auch hier zeigt sich der Franzosenfeind: „Paris, o Höllenkessel du!" dagegen in vielen Gedichten der biedere Deutsche, besonders in „Deutsch vor allem laßt uns sein".

Auch August Sturm läßt sich selbstbewußt in dem einleitenden Widmungsgedicht an seine Schwester Anna Sturm von der Muse mit den stolzen Worten ansprechen:

Werden wirst du deinem Volke
Einst ein Sänger und ein Mann —

aber wie ganz anders und berechtigt klingt dieses Selbstbewußtsein im Vergleich mit jenem Selbstgefühl der unter Nr. 2 besprochenen Gedichte von Alfhild.

Hier haben wir es mit einem Poeten von Gottes Gnaden zu thun, dessen klar sprudelnde Poesie in vollendeten Formen natürlich aus dem Felsen deutscher Dichtung quillt. Auf seine Lieder kann man eine Stelle aus seinem Gedicht „Glück im Kampfe" anwenden:

Sonnenlieder, Feuerlieder
Sind kein milder Mondenschein.

Aus demselben Gedicht kann ich mir nicht versagen, noch ein Citat zu bringen:

Nur im Kampfe winkt das Leben,
Nicht im Frieden wohnt das Glück!
Nach dem Ideal zu streben
Bringt das Ideal zurück!

Soll ich auf einzelne Gedichte besonders hinweisen, dann muß ich auf das nette „Tanzliedchen" aufmerksam machen oder des Gedichts „Der Genius" gedenken. „Der Todtenkopf" ist philosophisch, sowie der Autor in einem besondern Gedicht Kant seine Huldigung darbringt, aber im nächsten Gedicht an E. von Hartmann sich wieder als der Verfasser des „Pereat tristitia" erweist, denn Sturm ist alles nur nicht Pessimist. Er sagt zu Hartmann:

Ja, du hast recht, die Welt ist alt geworden,
Doch deine Lehren machen sie noch älter!
Und deine Weisheit macht die Herzen kälter,
Du mahnst die Welt, sich selber zu ermorden!

Doch frei ist unser Wille, und wir wollen
Der Welt zum Trotz die Freiheit uns erküren
Und sie aus dieser Welt zu bessrer führen,
Und lassen dich mit Schopenhauer grollen.

Auch einem Tanhäuser begegnen wir in Sturm's Liederbuch; doch regt sich im zweiten Theil in des deutschen Ritters Adern das Heldenblut, auf die Frage der Venus antwortet er:

Des trägen Lebens bin ich müd',
Mich zieht's nach jenen Höhen,
Möcht' hören guter Schwerter Klang
Und Heldenthat bestehen.

Süß ist dein Mund und süß dein Leib,
Mag Lust auf Lust erwecken;
Doch nimmer füllt die Liebe, Weib,
Das Leben eines Recken!

Als ihm Venus einwirft, die Griechengötter hätten sich nie aus ihrem Arm gesehnt, entgegnet er:

Ich bin kein träger Griechengott,
Ich bin ein deutscher Ritter,
Ich sehne mich nach Waffenklang,
Nach Hieb und Lanzensplitter.

Und als er hört, die Franken seien ins Land gebrochen, rüstet er sich sofort zum Kampfe gegen den Feind.

Die keusche deutsche Mannheit trägt den Sieg davon. In der That, August Sturm, „ein Sänger und ein Mann", kennt auch die Liebe, die Liebe zum Vaterland, die sich in so vielen Stellen abspiegelt, z. B. in dem „Thüringer Nationallied", das, nach der bekannten Melodie des alten Volksliedes gedichtet, die letzte Strophe geradezu diesem entlehnt: „Ach wie ist's möglich dann", ebenso wie die reine Liebe zu seinem Mädchen. Aber nicht blos das eine erwähnte Gedicht ist ein Lied: in der Sammlung ist eine stattliche Zahl sangbarer Gedichte, die zur Composition auffordern und auch wol bald ihre Componisten finden dürften. August Sturm konnte keinen richtigern Titel für diese seine neue Gedichtsammlung wählen, als — „Auf Flügeln des Gesanges".

Eduard Maria Schranka.

Schriften zur Pädagogik.

1. Ein Beitrag zur Leidensgeschichte der Volksschule, nebst Vorschlägen zur Reform der Schulverwaltung von F. W. Dörpfeld. Zweite Auflage. Barmen, Wiemann. 1882. Gr. 8. 3 M.
2. Brosamen. Erinnerungen aus dem Leben eines Schulmannes von Friedrich Polack. Erster Band: Jugendleben. Wittenberg, Herrosé. 1883. 8. 2 M.

Beide Bücher beschäftigen sich mit der Volksschule: das eine mit der gegenwärtigen, das andere mit derjenigen, welche vor dreißig Jahren bestand. Das eine nimmt die Volksschule in Schutz gegen die harten Urtheile, die von hoher Stelle aus über sie gefällt worden, und will sie vor einer Gefahr schützen, welche ihr durch die rückläufige Bewegung droht, die überall deutlich hervortritt. In dem andern erzählt uns ein alter Praktiker seinen Lebensgang und läßt uns einen Einblick gewinnen in die Schulstuben, in denen man vor dreißig Jahren die Dorfjugend unterrichtete, und in die Seminare, wo man diejenigen drillte, die dazu bestimmt waren, die Dorfjugend heranzubilden. Somit dürfen wir diese Bücher als einen Beitrag zur Geschichte der Volksschule in Deutschland betrachten und zwar als einen sehr werthvollen.

Man wird sich erinnern, daß am 11. Februar 1880 der damalige Cultusminister Herr von Puttkamer im Abgeordnetenhause eine Rede über den Stand der Volksschullehrer hielt, welche ganz dazu angethan war, eine tiefgehende Erregung unter den Lehrern hervorzurufen. Es waren schwere Vorwürfe, die dem sittlichen Verhalten der Lehrer gemacht wurden, und die um so schwerer ins Gewicht fielen, als sie aus dem Munde des Ministers kamen, als es der Chef des preußischen Schulwesens war, welcher seine Untergebenen vor der Vertretung des ganzen Landes anklagte.

Der Rector F. W. Dörpfeld hat nun mit seiner Schrift „Ein Beitrag zur Leidensgeschichte der Volksschule" (Nr. 1) den Mannesmuth gehabt, zu einer Zeit als Herr von Puttkamer noch das Portefeuille des Unterrichtsministeriums innehatte, mit der Wärme, welche die Ueberzeugungstreue verleiht, für die geschmähten Volksschullehrer einzutreten und in einer ebenso maßvollen wie entschiedenen Kritik jener Rede die in derselben enthaltenen Vorwürfe zu entkräften.

Die eingehende Analyse der Rede ergibt folgende Disposition: „A. Die schlimmen Vorkommnisse"; „B. Die Quellen derselben"; „C. Die Correcturmaßnahmen". Die Unterabtheilungen ergeben ad A: „1) Die Vergehen im Privat- und Berufsleben"; „2) Die bedenklichen Erscheinungen in den Schulblättern und Lehrervereinen"; ad B: „1) Die Schwankungen der Gesammtzustände des Volkslebens"; „2) Die uneingeschränkte Vermehrung der Schankstätten"; „3) Das Sichhervordrängen der Lehrer in den Vordergrund des öffentlichen Lebens"; „4) Die Schulblätter"; „5) Die Lehrervereine"; „6) Die Loslösung der Schule von ihren alten und natürlichen Autoritäten"; ad C: „1) Sorgfältigere und strengere Aufsicht"; „2) Wiedereinsetzung der Geistlichen in die Localschulinspection".

Wir sehen, der Verfasser hat sehr genau gelesen, erkennen aber auch zugleich, daß eine Rede, die so wohl disponirt ist wie die des Ministers, eine wohl vorbereitete und wohl überlegte war, und wenn sie auch gelegentlich einer Interpellation als sofortige Beantwortung auftrat, so war sie doch schon längst bereit und es wurde nur die Gelegenheit, sie zu Tage zu fördern, abgewartet. Dies konnte aber wol nicht den Hauptzweck haben, den Lehrern einmal die Leviten zu lesen; der Schwerpunkt der Rede muß anderswo liegen, und der Verfasser findet ihn wol mit Recht in ihrem letzten Theil, der von der Wiedereinsetzung der Geistlichen in die Localschulinspection handelt. Dieses Programm sollte coram publico entwickelt werden, und um dies bei passender Gelegenheit zu thun, dazu wurde die Rede von dem Minister in Bereitschaft gehalten.

Den letzten Theil der Rede, als den wichtigsten und bedeutungsvollsten, bespricht der Verfasser zuerst. Um uns über die Tragweite der dort eröffneten Perspective auf eine Wiedereinführung der Localschulinspection durch Geistliche aufzuklären, ergeht Dörpfeld sich ausführlich über die Bedeutung und Einrichtung der Local- und Kreisschulinspection. Er ist von der Nothwendigkeit der Localschulinspection durchdrungen, unterscheidet aber zwischen der Schulaufsicht im allgemeinen und der technischen Aufsicht; für diese sei eine Localinspection geradezu schadenbringend, sie setze unter allen Umständen Schule und Lehrer herab, wenn sie nicht in der Hand eines Fachmannes liege. Der Geistliche sei nicht der geborene Schulinspector. Das entschiedene Frontmachen gegen die Inspection durch Geistliche, wie es hier vom Verfasser geschieht, ist um so bemerkenswerther, als derselbe fern davon ist, ein politischer oder religiöser Stürmer zu sein; wenn wir seinen Standpunkt genau bezeichnen wollen, um jeden zu überzeugen, daß derselbe mehr nach rechts hinneigt, so brauchen wir nur hervorzuheben, daß er ein Anhänger der confessionellen Schule ist und die Einführung der Simultanschule bedauert. Es fehlt uns hier an Raum, auf den übrigen Theil der gehaltvollen Schrift einzugehen, wir können sie nur jedem zur Lektüre empfehlen, der für das Wohl der Volksschule ein Herz hat. Schritt vor Schritt wird der Minister aus seinen Positionen gedrängt, die ganze Anklage zerbröckelt unter den Defensivstößen des Verfassers. Einzelne Verworfene finden sich überall; daß aber der preußische Volksschullehrerstand als solcher sich mit jedem andern messen kann, daß die Klagen, die über ihn ausgeschüttet wurden, unverdient sind, daß es also nicht einer größern Aufsichtsstrenge und eines Wiederanknüpfens an die „natürlichen Autoritäten" bedarf, das hat der Verfasser glänzend bewiesen. Daß er

sich aber nicht allein auf Abwehr beschränkt, sondern auch positive Vorschläge zur Hebung des Volksschulwesens macht, wollen wir noch anerkennend hervorheben, wenn wir uns auch nicht mit allen seinen Vorschlägen und Bemerkungen einverstanden erklären können.

Geht durch das ebenbesprochene Buch ein Zug tiefen wohlberechtigten Schmerzes, der sich auch des Lesers bemächtigt, so versetzen uns die „Brosamen. Erinnerungen aus dem Leben eines Schulmannes" von Friedrich Polack (Nr. 2) in eine heitere Stimmung. Der Verfasser scheint in seinen Erinnerungen selbst wieder jung geworden zu sein, und so erzählt er uns mit dem Humor und der Fröhlichkeit, welche der Jugend eigen ist, zugleich aber auch mit der Sicherheit, die das Urtheil des gereiften Mannes erkennen läßt, seine Erlebnisse. Wir merken es am kleinsten Zuge, daß er wahrheitsgetreu schildert, die Personen sind aus dem Leben gegriffen und denselben nachgezeichnet. Es weht etwas von Reuter'schem Geiste in diesen Darstellungen. Angenehm berührt die strenge Gerechtigkeit, mit welcher er die Personen behandelt, die ihm im Leben begegnet sind; was er zu tadeln hat, sagt er frei heraus, doch hält er auch nicht mit Anerkennung und Lob zurück, wo dieselben am Platze sind; selbst die Schwächen, die er gefunden, veranlassen ihn nicht zu einem Hinwegsehen über die Verdienste. Das Buch ist zugleich so reich an pädagogischen Winken und Belehrungen, die der Verfasser an Erlebtes gelegentlich anknüpft, daß es nicht nur ein unterhaltendes, sondern ein in hohem Grade belehrendes ist, welches in keiner Lehrerbibliothek fehlen sollte.

3. Die Entlastung der überbürdeten Schuljugend der Mittelschulen. Zwei Dialoge von August Behaghel. Heilbronn, Henninger. 1882. 8. 1 M.

Die Frage der Entlastung der Schüler ist zu einer brennenden geworden, und jeder Rath, der von Berufenen in dieser Frage abgegeben wird, ist wohl zu beachten, jeder Vorschlag wohl zu erwägen. Wir haben kürzlich Gelegenheit genommen, auf Fricke's Schrift in d. Bl. hinzuweisen; wir haben die Bedeutung derselben und die theoretische Richtigkeit seiner Vorschläge anerkannt. Doch Fricke rechnet mit Factoren der Zukunft und nicht mit denen der Gegenwart; er plaidirt für den gänzlichen Wegfall des Unterrichts in den classischen Sprachen und macht davon die Möglichkeit der Entlastung abhängig, er vertritt damit eine Reform, deren Durchführung gegenwärtig unmöglich ist. Behaghel hingegen stellt sich auf den Boden der Thatsachen, er hält eine Entlastung trotz des lateinischen Unterrichts am Realgymnasium für möglich, er verlangt keine Reducirung der Unterrichtsfächer, er verlangt aber den gänzlichen Fortfall der häuslichen Aufgaben in den Klassen VI bis IV. Freilich wird dann eine andere Methode an die Stelle der noch vielfach jetzt üblichen treten müssen, nämlich die, welche die Lehrstunde ganz zur Lernstunde macht. Damit man aber dem Verfasser nicht entgegne, daß sich dies alles sehr schön sagen lasse, daß sich die Sache aber ganz anders gestalten werde, wenn man nach solchen Vorschlägen auch handeln wolle: darum ist er mit seinen Vorschlägen nicht eher vor das Publikum getreten, bis er selbst seine Ansichten auch praktisch erprobt hat. Sein Director Vogelgesang hatte die dankenswerthe Kühnheit, dem Verfasser zu bewilligen, dieselben Schüler von VI ab bis in die obern Klassen zu begleiten und sie nach seiner Methode zu unterrichten. Im Jahre 1878 begann er damit, und der Versuch, ohne Hausaufgaben fertig zu werden, gelang aufs beste. Allen, die sich für das Schulwesen und namentlich für die Frage der Entlastung, welche jetzt alle Kreise bewegt, interessiren, empfehlen wir angelegentlichst die Lektüre dieser gehaltvollen Schrift.

A. Sulzbach.

Zur Orthographie.

Die neue Schulorthographie nach den Verordnungen der [Unterrichts-] Ministerien von Preußen, Bayern, Sachsen, Baden, Weimar, Braunschweig u. s. w., mit einer kurzgefaßten Interpunktionslehre und einem ausführlichen Wörterverzeichnis. (Aus: Neuhochdeutsche Grammatik von Friedrich Bauer, 18. Auflage.) Bearbeitet von Konrad Duden. Nördlingen, Beck'sche Buchhandlung. Gr. 8. 60 Pf.

In dem oben ausführlich angegebenen Titel habe ich mir nur an einer einzigen Stelle in Klammern eine Einschaltung erlaubt, weil ohne dieselbe die augenblickliche Sachlage nicht richtig dargestellt wäre; denn bekanntlich schreiben wol die Unterrichtsministerien den Unterrichtsanstalten die „Schulorthographie" vor, aber die Ministerien, sogar mit Einschluß der Unterrichtsministerien selbst, wenden diese Schulorthographie nicht an, sondern eine andere, die wir füglich als die Reichsorthographie und als die im großen und ganzen von der Mehrzahl der gebildeten Erwachsenen im deutschen Volk bezeichnen dürfen.

Diesem unseligen Zwiespalt wird voraussichtlich ein Ende bereitet werden können nur durch eine Vereinbarung zwischen der Schul- und Reichsorthographie, wobei von den höchsten Reichs- und Staatsbehörden außer den Vertretern der niedern und höhern Schulen auch die der Hochschulen, der Schriftsteller und Journalisten, des Buchhandels und des Buchdrucks u. s. w. werden gehört werden müssen. Zu einer Einigung auf diesem Wege würden gewiß alle Betheiligten bereitwilligst die Hand bieten, durchdrungen von der unumstößlichen Wahrheit des Rudolf von Raumer'schen Worts: „Auch eine minder gute Orthographie, sofern nur ganz Deutschland darin übereinstimmt, ist einer vollkommenern vorzuziehen, wenn diese vollkommenere auf einen

Theil Deutschlands beschränkt bleibt und dadurch eine keineswegs gleichgültige Spaltung hervorruft." Freilich dachte Rudolf von Raumer bei seinem Wort an eine Spaltung nach den verschiedenen Staaten, während sie jetzt noch viel schlimmer und schädlicher zwischen Schülern und Erwachsenen herrscht und vielfach die unnatürlichsten Zwiespalte erzeugt. Wer von Erwachsenen für die Schule schreibt, muß sich der Schulorthographie bequemen, und wer aus der Schule ins Leben tritt, muß vielfach die dort erlernte Orthographie erst wieder verlernen, weil er sie z. B. im Reichsdienst, oder wo sein Lehrherr die Orthographie der Erwachsenen verlangt, nicht anwenden darf.

Eine Spur dieses Zwiespalts findet sich bezeichnenderweise auf dem oben angegebenen Titel der „Neuen Schulorthographie". Hier lautet die letzte Zeile buchstäblich: „Verlag der C. H. Beck'schen Buchhandlung", mit einem Apostroph zwischen dem Eigennamen Beck und der zur Bildung des Eigenschaftswortes angehängten Silbe schen. Nach der Neuen Schulorthographie sollte der Apostroph hier fehlen, wie denn auch auf S. 3 z. B. gedruckt ist: die Bauersche (nicht Bauer'sche) Grammatik.

Duden selbst billigt die Neue Schulorthographie nicht überall und ganz. In dem Vorwort äußert er sich begreiflicherweise zurückhaltend:

Der Abschnitt von der Rechtschreibung ist so behandelt, daß er dem orthographischen Unterricht an den höhern Lehranstalten aller deutschen Staaten, welche sich der neuen Orthographie angeschlossen haben, zu Grunde gelegt werden kann. In den wenigen Fällen, wo eine Einigung zwischen den verschiedenen Staaten, insbesondere zwischen Preußen und Baiern, noch nicht erzielt ist, hat der Verfasser in den Text aufgenommen, was der Entwickelung unserer Schrift und dem Geiste, in welchem die Regelung vorgenommen ist, am besten zu entsprechen schien. Es ist dann aber jedesmal in einer Anmerkung angegeben, was die von der im Text gegebenen Darlegung abweichenden Regelbücher lehren, sodaß, wer auch in verhältnißmäßig unwesentlichen kleinen Einzelheiten von der amtlich angeordneten Schreibung seines Staats nicht glaubt abweichen zu dürfen, immer erkennen kann, was bei ihm zu Hause (d. h. in der Schule) Rechtens ist. Wo der Verfasser glaubte, daß keins der amtlichen Regelbücher das Beste getroffen habe, hat er das seiner Auffassung nach am nächsten Kommende in den Text aufgenommen und seine Ansicht in einer Anmerkung begründet.

Entschiedener spricht sich der auch von Duden mit unterzeichnete Entwurf zu einem Aufruf des Deutschen Orthographie-Reform-Vereins aus, worin es heißt: „Die einzelnen verbesserungsbedürftigen Punkte sollen nach und nach in dem Vereinsblatt «Zeitschrift für Orthographie» zur allgemeinen Besprechung gestellt und nach erschöpfender Verhandlung zur Abstimmung gebracht werden. Durch die Majorität der Mitglieder gebilligte Verbesserungen werden als Vereinsschreibung betrachtet und zur Aufnahme in die amtlichen Orthographien empfohlen."

Auch ich bin um die Unterzeichnung des „Aufrufs" angegangen worden, habe mich aber dabei nicht betheiligen können, weil ich als nächstes Ziel unserer Orthographiereform, wie gesagt, die Einigung zwischen Schule und Leben betrachte, nicht die folgerechte Durchführung des phonetischen Grundsatzes, der auch über manche Fragen der Orthographie gar keine Entscheidung geben kann, z. B. gleich über die Frage, ob der Deutsche Orthographie-Reform-Verein, so wie er es thut, mit zwei Bindezeichen oder ohne Bindezeichen als Deutscher Orthographiereformverein zu schreiben ist, oder — um auf das Duden'sche Buch zurückzukommen — über die hier auf S. 75 a unentschieden gelassene Frage. Hier heißt es nämlich: „in stand setzen", „im stande sein", „zu stande kommen", auch: „instandsetzen", „imstande sein", „zustande kommen" (P.), wo das „P." die Lehre des preußischen Regelbuchs bezeichnet. Sind diese Schreibweisen etwa eine Verbesserung für die in der Reichsorthographie üblichen „in Stand setzen", „im Stande sein", „zu Stande kommen", und müßte das preußische Regelbuch nicht wenigstens folgerecht, wie „instandsetzen", auch: „imstandesein", „zustandekommen" in einem Wort schreiben? Wer enträthselt, warum man z. B. aneinander, aufeinander, auseinander zusammenschreiben soll, dagegen getrennt: bei einander, zu einander? Wie es z. B. mit: durch, für, gegen, hinter, mit, nach, vor einander gehalten werden soll, darüber schweigen die Regelbücher und Duden.

Diesem soll und kann damit kein Vorwurf gemacht sein, da er, wie so viele, sich in der Zwangslage befindet, lehren zu müssen, was amtlich vorgeschrieben ist, nicht was nach innern Gründen sich als das Richtigste und Beste ergibt.

Auf weitere Einzelheiten einzugehen, wäre bei dieser Zwangslage unbillig und vergeblich.

Ich schließe mit dem Ceterum censeo: alle, die irgend dahin wirken können, sollten nicht ablassen, ihre Stimme für eine Einigung der Schreibweise zwischen Schule und Leben zu erheben.

Daniel Sanders.

Feuilleton.

Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

Unter der Ueberschrift „Eine deutsche Encyklopädie" bespricht die „Times" vom 11. September die dreizehnte Auflage des Brockhaus'schen „Conversations-Lexikon" und sagt darüber:

„Sie ist wohl geeignet, den Charakter und Ruf dieses ausgezeichneten Nachschlagewerks aufrecht zu erhalten. Die vier Bände, welche uns vorliegen, von denen jeder nahezu 1000 Seiten enthält, erledigen die ersten drei Buchstaben des Alphabets und reichen bis ins D, bis zum Wort «Deichselrecht». Aus der Thatsache, daß diesem feudalen Recht mit seinem juristischen Detail ein selbständiger Artikel mit Bezugnahme auf ein gleich wichtiges Recht, das «Tranfrecht», gewidmet ist, wird man ersehen, daß diese deutsche Encyklopädie mit Hinsicht auf Vollständigkeit und Genauigkeit der Forschung nichts zu wünschen übrigläßt. Man darf jedoch nicht glauben, die uns vorliegenden Bände gehören zu jener

Klasse von Werken, welche die «Encyclopédie" von Diderot und d'Alembert zum Muster haben, und wovon der deutsche «Ersch und Gruber» und unsere eigene «Encyclopaedia Britannica» neuere Beispiele sind. Dies sind viel mehr Sammlungen von Essays als Nachschlagewerke; viele der Artikel erstrecken sich auf die Länge von Bänden mäßigen Umfangs und sollten mit einem selbständigen Register versehen sein. Brockhaus' «Conversations-Lexikon» hält die Mitte zwischen diesen umfangreichen Compendien und den bloßen Sammlungen von Daten und Thatsachen, welche das andere Extrem encyklopädischer Werke ist. Die Artikel sind kurz und gedrängt; diejenigen über wichtigere Themata, besonders biographische, enthalten genug Betrachtung und literarisches Urtheil, um eine anziehende Lektüre zu gewähren. So sind die wesentlichen Thatsachen aus dem Leben Lord Byron's geschickt innerhalb vier enggedruckter Spalten zusammengedrängt und das wichtige Thema «Christenthum» nimmt etwas weniger als das Doppelte dieses Raumes ein. Der letztgenannte Artikel beleuchtet zugleich sehr gut den aufgeklärten und wahrhaft freisinnigen Geist, in welchem streitige Gegenstände in diesem Werke behandelt werden. Das Christenthum wird hier als ein geschichtlich Gewordenes viel mehr denn als eine göttliche Einsetzung betrachtet, doch wird nichts geäußert, was das religiöseste Gemüth verletzen könnte. In dieser Hinsicht hat das «Conversations-Lexikon» weise das Verfahren seines großen französischen Vorbildes, der «Encyclopédie», beobachtet, welche, was auch die Zeloten des 18. Jahrhunderts davon denken mochten, eins der tolerantesten und freisinnigsten Bücher ist, die je geschrieben worden. Ein Blick auf den Artikel «Dieu» würde den heutigen Leser desselben, falls es einen solchen gibt, davon überzeugen.

„Die Zuverlässigkeit eines Compendiums vermischter Thatsachen und besonders eines ausländischen Nachschlagewerks zu prüfen, ist keine leichte Sache, und man wendet sich da natürlich zuerst englischen Gegenständen zu und zieht aus deren Behandlungsweise Schlüsse betreffs der Genauigkeit anderer Angaben, mit denen man weniger vertraut ist. Eine solche Prüfung kann das «Conversations-Lexikon» wohl bestehen. Englische Angelegenheiten, literarische, politische und commerzielle, sind mit bemerkenswerther Genauigkeit behandelt, und selbst die Verwickelung unserer officiellen Benennungen ist erfolgreich gelöst worden. Vergebens würde man in diesen Blättern die «Sir Bright» oder «Milord Gladstone» ausländischer Journalistik suchen, obgleich dem zuerst genannten Staatsmann sowol wie Darwin (Erasmus und Charles), Lord Chatham, dem verstorbenen Bischof Colenso, Chaucer und andern englischen alten und neuen Größen selbstverständlich umfassende Artikel gewidmet sind. Professor Clifford ist der einzige hervorragende wissenschaftliche Name, der durch seine Abwesenheit glänzt. In den meisten Fällen ist die Belehrung bis zum neuesten Datum vervollständigt worden, und die jüngsten wissenschaftlichen Entdeckungen sind mit wenigen Ausnahmen mit eingeschlossen. Zwar ist der von Koch entdeckte bacillus tuberculosus im Artikel «Bacterien» nicht erwähnt; doch wird sich diese Auslassung ergänzen lassen, wenn «Schwindsucht» an die Reihe kommt. Es muß hinzugefügt werden, daß die Bände Landkarten, anatomische Zeichnungen und andere werthvolle Illustrationen zu dem Text enthalten."

— Ueber das „Buch der Freundschaft" von Paul Heyse sagt das „Athenaeum", Nr. 2916: „Paul Heyse hat sich in den letztern Jahren etwas überarbeitet, sodaß die Anstrengung in seinen Novellen sichtbar ist. Seit lange haben wir keine so glückliche Stimmung bei ihm angetroffen wie in dieser seiner sechzehnten Novellensammlung. Von den drei hier enthaltenen ist «Jonathan und David» die ausgesuchteste in Bezug auf Diction und am vortrefflichsten erzählt. Alle drei jedoch sind in dem graziösesten und klarsten Deutsch geschrieben, mit einer Eleganz und glücklichen Wahl des Ausdrucks, die zuweilen selbst Heyse's eigenen hohen Maßstab übertrifft."

— Ueber „Vom Sund zum Posilip: Briefe aus den Jahren 1879 bis 1881", von Fanny Lewald, sagt die „Saturday Review": „Obgleich sie nicht für den Druck bestimmt gewesen zu sein scheinen, so trägt doch ihre Veröffentlichung das Ansehen der Büchermacherei. Wenig oder nichts kann man daraus lernen, doch sind sie ganz unterhaltend. Sie sind angenehm als Plaudereien, und eine allgemeine Atmosphäre der Bildung und Verfeinerung durchweht sie. Leicht und fast trivial, scheinen sie dennoch von einer Frau herzurühren, und rühren auch wirklich von einer her, die ehemals viel erlebt, gefühlt und gedacht hat. Die anziehendsten sind die in Kopenhagen, Rom und Sorrento geschriebenen."

Bibliographie.

Adler, G., Rodbertus, der Begründer des wissenschaftlichen Sozialismus. Eine sozialökonomische Studie. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Alexi, C., Zur Reform der höheren Schulen in Deutschland. Langensalza, Beyer u. Söhne. Gr. 8. 1 M.

Allen, G., Naturstudien. Bilder zur Entwickelungslehre. Uebersetzt von E. Huth. Leipzig, Quandt u. Händel. 8. 4 M. 80 Pf.

Barcholc, L., Der Gang der Natur oder Naturwissenschaft, Astronomie und Naturheilkunde. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1881. 8. 1 M. 50 Pf.

Bartels, P., Die Bedeutung Herbarts für die Pädagogik als Wissenschaft. Breklum, Christliche Buchhandlung. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Crueger, J., Der Entdecker der Nibelungen. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. Gr. 8. 1 M.

Grotthuß, Baronin Elisabeth v., Die Kinder der Nihilisten. Socialer Roman. Augsburg, Schmid. 8. 3 M.

Hausrath, A., Kleine Schriften religionsgeschichtlichen Inhalts. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 7 M. 50 Pf.

Hesekiel, Ludovica, Alaaf Köln. Roman. 2 Bde. Berlin, Janke. 1884. 8. 9 M.

Ilwolf, F., Richard Peinlich. Biographie. Graz, Leuschner u. Lubensky. Gr. 8. 60 Pf.

Keller-Jordan, H., Mexikanische Novellen. Tübingen, Osiander. 8. 5 M.

Körner, T., Jubelgruß zu Luthers 400jährigem Geburtstage. Sechs Gedichte. Altenburg, Schnuphase. 16. 20 Pf.

Kösting, K., Der Weg nach Eden. Epische Dichtung in fünf Büchern. Leipzig, E. Günther. 1884. 8. 3 M.

Kraus, C., Der Herr Direktor. Schwank. Mainz, Wilckens. Gr. 8. 60 Pf.

Liliencron, D. Freih. v., Adjutantenritte und andere Gedichte. Leipzig, Friedrich. 8. 2 M.

Minor, J., Die Schicksals-Tragödie in ihren Hauptvertretern. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. Gr. 8. 4 M.

Nietzsche, F., Also sprach Zarathustra. Ein Buch für Alle und Keinen. 1. u. 2. Chemnitz, Schmeitzner. Gr. 8. 6 M. 30 Pf.

Rangabé, A. R., Die Hochzeit des Kutrulis. Lustspiel. Vom Autor selbst aus dem Neugriechischen ins Deutsche übertragen. Breslau, Schottländer. 8. 2 M.

Reich, E., Weltanschauung und Menschenleben, Religion, Sittlichkeit und Sprache. Betrachtungen über die Philosophie J. Frohschammer's. Grossenhain, Baumert u. Ronge. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Ribbeck, O., Kolax. Eine ethologische Studie. Leipzig, Hirzel. Lex.-8. 4 M.

Schlemm, O., Ueber gymnasiale Erziehung. Chemnitz, Schmeitzner. Lex.-8. 1 M.

Schmidt, M., Der Georgi-Thaler. Lebensbild aus dem Chiemgau im bayerischen Hochlande. Stuttgart, Krabbe. 8. 3 M.

Sollohub, Graf W. A., Erinnerungen an Gogol, Puschkin und Lermontow. Autorisirte deutsche Ausgabe. Dorpat, Schnakenburg. Gr. 8. 75 Pf.

Stadler, A., Kants Theorie der Materie. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 5 M.

Stelzhamer's, F., ausgewählte Dichtungen. Herausgegeben von P. K. Rosegger. 4 Bde. Wien, Hartleben. 1884. 12. 6 M.

Sturm, J., Natur, Liebe, Vaterland. Neue Gedichte. Leipzig, Brockhaus. 1884. 8. 3 M.

Tramnitz, A., Tramnitzlust. Ein Weidwerksgedicht in fünf Gesängen. Breslau, Morgenstern. 16. 1 M. 50 Pf.

Voelter, D., Der Ursprung des Donatismus, nach den Quellen untersucht und dargestellt. Freiburg i. Br., Mohr. Gr. 8. 5 M. 60 Pf.

Weismann, A., Ueber die Ewigkeit des Lebens. Freiburg i. Br., Mohr. Gr. 4. 1 M. 70 Pf.

Wichert, E., Unter einer Decke. Novellen. Leipzig, Reißner. 1884. 8. 5 M.

Witte, E., Die soziale Krankheit und ihre naturgemäße Behandlung durch wirtschaftliche Maßregeln. Leipzig, Grunow. 8. 3 M. 50 Pf.

Wrede, Gabriele Fürstin, Kleine Gedichte. Wien, Gerold's Sohn. 8. 2 M. 60 Pf.

Zobeltitz, F. v., Märkischer Sand. Brandenburgisch-preußische Historietten. Leipzig, Reißner. 1884. 8. 3 M.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. Nr. 46. 15. November 1883.

Eine Geschichte des neuern Dramas.

Geschichte des neuern Dramas von Robert Prölß. Drei Bände. Leipzig, Schlicke. 1880—83. Gr. 8. 22 M. 50 Pf.

Ein recht verdienstliches Werk ist in diesem Jahre zum Abschluß gelangt: Robert Prölß' „Geschichte des neuern Dramas". Der Verfasser, selbst ein trefflicher Poet und ein anerkannt tüchtiger Kenner der Bühne, erscheint durch diese und andere Qualitäten zur Lösung der Aufgabe, die er sich gestellt, hervorragend berufen, und ein großer Theil des Publikums darf es ihm füglich danken, daß er ihm ein leicht lesbares, übersichtlich geordnetes Werk geboten hat, das sich nicht in die Seitengassen der literarhistorischen Gelehrsamkeit verirrt und nicht durch Stoffhäufung verwirrt oder ermüdet. Das Gefühl des Autors für „Proportionalität und Harmonie", von dem er sich nach seiner Bemerkung im Vorwort geleitet weiß, ist ihm auf dem langen Wege, den er zurückzulegen hatte, nur selten verloren gegangen, und wenn er im Laufe seiner Arbeit auch zu mannichfachen, unausbleiblichen Ausstellungen Veranlassung gibt, so zeigt er sich doch gerade in ihrem letzten Theil, der Geschichte des deutschen Dramas, von seiner besten Seite und entläßt uns mit dem Gefühl der Befriedigung. Freilich hat er nicht ganz gehalten, was er versprochen. Der Darstellung des spanischen und italienischen Dramas im ersten Bande folgt im zweiten die des französischen und englischen, während im dritten die Holländer und die skandinavischen Völker neben den Deutschen nicht, wie der Prospect verhieß, die verdiente Berücksichtigung gefunden haben. Warum sie völlig leer ausgegangen sind, weiß ich mir ebenso wenig zu erklären, als warum der Schlußband nicht unter dem Collectivtitel der beiden ersten, „Geschichte des neuern Dramas", sondern, als stände er in keinem Zusammenhang mit seinen Vorgängern, unter dem Titel „Geschichte der dramatischen Literatur und Kunst in Deutschland von der Reformation bis auf die Gegenwart" erschienen und mit einem eigenen Vorwort versehen ist. Daß der Verfasser ihn nicht als den Schlußstein seines Werks betrachtet wissen wolle, habe ich jedoch keinen Grund anzunehmen, und so sei er trotz des Fehlers in der Etikette in die Besprechung des Ganzen mit hineingezogen. Sieht man von der erwähnten Auslassung ab, so läßt sich in Anbetracht des Zwecks, ein in höherm Sinne populäres Handbuch zu schaffen, weder die vom Verfasser getroffene Einschränkung noch die Methode der chronologischen (statt der synchronistischen) Behandlung des Stoffs bemängeln. Sie dient der Zugänglichkeit des Buchs und schließt überdies nichts Wissenswerthes von dem Kreise ihrer Betrachtung aus.

Daß in dieser Anerkennung der praktischen Vorzüge des Werks eine gewisse Reserve liegt, soll nicht geleugnet werden. Dennoch bin ich überzeugt, daß Prölß selbst keine höhere verlangt oder erwartet. Eine selbständige wissenschaftliche oder ästhetische Bedeutung gewinnt das Buch erst in seinem letzten Theil. Arbeiten, die sich über ein Feld von dem Umfange erstrecken, wie es das Drama der fünf Hauptculturvölker der neuern Zeit (vom Ausgang des Mittelalters an) darbietet, werden stets entweder vorwiegend compilatorisch sein, oder sie werden sonstige Mängel zeigen, die bei der Vielseitigkeit und Reichhaltigkeit des Stoffs unvermeidlich sind. Schon die Bewältigung des rein historischen Materials ist eine Arbeit für sich, die, wenn sie ernst genommen werden soll, den ganzen Mann erfordert. Wer aber würde sich mit dem geschichtlichen Datum allein begnügen wollen? Werke, die ein Gebiet der Kunst behandeln, sind ohne künstlerische Kritik undenkbar; ja, mehr noch, sie verlangen statt der kalten Arbeit der anatomischen Section den warmen Hauch schaffenden und gestaltenden Lebens, die bildnerische Fähigkeit, dem Leser das Kunstwerk gleichsam leibhaftig vor die Seele

zu führen, die Spuren des Geistes in einer kunstgeschichtlichen Periode zu verfolgen und in dem scheinbar Zufälligen und Willkürlichen das Gesetz aufzuspüren und zu kennzeichnen. Speciell die Darstellung der Entwickelung des Dramas erfordert die größte ästhetische Vertiefung und Freiheit zugleich; man muß in das Material zuvor ganz eingedrungen sein, ehe man sich von ihm völlig loszulösen und zu kritischer Klarheit zu gelangen vermag; das Dramaturgische (ein Zweig für sich und die eigentliche praktische Blüte an diesem Baum) kommt hinzu und bedingt wiederum eine gründliche Kenntniß des Theaterwesens. Was für Anforderungen! Und wo ist der Geist, der sie nicht nur auf einem bestimmt abgegrenzten Felde (sei es auf dem des deutschen, des englischen oder spanischen Dramas oder einem andern), sondern auf dem weitgestreckten Boden, den auch Prölß sich erwählt, derart zu erfüllen vermöchte, daß alles als das Resultat allereigensten Arbeitens, Nachdenkens und Empfindens erscheint? Hier ist eine Arbeitstheilung ganz unerläßlich, wenn man nicht ein Unzulängliches an das Licht fördern will; oder man verzichtet nach dieser und jener Richtung hin von vornherein auf Selbständigkeit im letzten und gründlichsten Sinne und schließt sich in der Abfassung größerer Uebersichtswerke den jeweiligen Autoritäten auf dem Specialfelde an.

In der That sind historische Tüchtigkeit und ästhetische Durchbildung und Urtheilsfreiheit äußerst selten vereint. Es gibt auf engen und weiten Kunstgebieten noch heutzutage die zuverlässigsten Historiker und Statistiker, deren künstlerischer Geschmack nie zur Entwickelung gekommen und deren ästhetisches Urtheil gleich Null ist. Wenn man uns Klein's Namen entgegenhält, so nennt man eine Ausnahme. Seine von ihm unvollendet gelassene „Geschichte des Dramas" ist das Werk einer fabelhaften Gelehrsamkeit, eines durch und durch originellen Geistes — aber die scharfe Denkkraft, die ihm eignete, die dichterische Darstellungsgabe, die er besaß, sind von seiner bizarren und verbissenen Subjectivität gefangen genommen, und die wüste Romantik seiner Poesie feiert auch in seiner Prosa ihre Orgien. Es ist, als hätte die Natur in ihm zeigen wollen, daß seine Aufgabe nach allen Seiten hin von einem Einzigen unlösbar sei; und wahrhaftig, wäre die Freiheit seines Urtheils, statt zügellos und einseitig, maßvoll, klar und so objectiv, wie es in ästhetischen Dingen überhaupt möglich ist, dann wäre er nicht nur ein Unicum, dann wäre er in seinen Reichen der Einzige. Statt dessen ist einer Reihe tüchtiger Männer der Ruhm geworden und geblieben, in engern Kreisen einer engern Aufgabe voll auf Genüge zu thun und als oberste Instanz zu gelten. Ich denke unter anderm an Schack's als mustergültig anerkannte „Geschichte der dramatischen Literatur und Kunst in Spanien" — ein Buch, in dem ich einzelne Partien kürzlich wieder mit wahrem Vergnügen zur Vergleichung nachgelesen, um mich zugleich zu überzeugen, daß zu der Behandlung künstlerischer Dinge vor allem auch eins gehört: die formvollendete Darstellung. Ein Buch, das von der Kunst handelt, muß selbst ein Kunstwerk sein. Man lese die Vorrede zu Schack's Werk, um es sich lebendig zu machen, wie ein Berufener dieser Pflicht genügt.

Auch Robert Prölß hat diesen Nothwendigkeiten sich fügen müssen, aber er hat es mit Bewußtsein gethan. Er hat kein Werk für Forscher gegeben und kein solches geben wollen. Er wußte, wessen Vorarbeiten er zu folgen hatte, und er führt seine Quellen gewissenhaft an. Er macht weder sich selbst noch andern ein X für ein U und waltet seines ästhetischen Richtamts mit Besonnenheit und Einsicht und nicht ohne eine gewisse Selbständigkeit. Freilich ist er in letzterer Beziehung zu zaghaft, und zu dem Eindruck einer klar ausgereiften, scharfen kritischen Meinung bringt er es selten. Eine gewisse graue Gleichmäßigkeit des Urtheils beherrscht das Buch, und wie der Kritik mehr als einmal die imponirende Präcision und ihrer Einkleidung die farbige und leuchtende Worthülle fehlt, die oft mit einem einzigen Lichtfunken eine ganze Kunstepoche zu erhellen vermag und die das schönste äußere Kriterium für den Beruf des Aesthetikers ist, so zeigt auch der Stil nur zu oft den unbestimmten, blutlosen Charakter, den man mit einem burschikosen Wort „quasimativisch" zu nennen pflegt. Sätze wie:

> Dieser Entwickelungsgang vollzog sich aber in den verschiedenen Ländern und in verschiedenen Theilen derselben Länder in sehr verschiedener Weise, theils weil es verschiedene Ursachen waren, die darauf hinwirkten, theils weil dieselben Ursachen, auf verschiedene Zustände treffend, sehr verschiedene Wirkungen ausüben mußten; auch traten dieselben nicht überall gleichzeitig hervor und in Kraft —

oder:

> Denn daß nun plötzlich das Studium der Alten in einem ganz andern Sinne, zu ganz andern Zwecken, daher auch von ganz andern Kreisen des Lebens und mit ganz andern Erfolge ergriffen und betrieben wurde, war schon wieder selbst das Ergebniß von völlig veränderten Zuständen und einem völlig veränderten Geiste der Zeit —

sie sagen, aus dem Zusammenhang gerissen, an und für sich wol nicht viel, aber sie deuten doch auf die ausgleichende Neigung des Verfassers hin, durch ein beständiges „zwar aber", „allein", „jedoch", „freilich" und „andererseits" seine eben ausgesprochene Meinung wieder zu modificiren. Vielleicht ist hierin nur Sorgfalt und Gerechtigkeit des Urtheils zu erblicken — und wer möchte dem Autor aus diesen Motiven einen Vorwurf machen? Wenn nur unter diesem löblichen Compromittiren nicht die frische Gegenständlichkeit des Vortrags gelitten hätte! Auch ist ja, wenn man in großen Zügen das Bild einer künstlerischen Periode oder einer künstlerischen Persönlichkeit entwerfen will, die Wahl starker Farben und Linien unvermeidlich, ja, wenn es ähnlich werden soll, nothwendig. Daß diese Schatten und Lichter in Wirklichkeit durch zahllose feine Uebergänge vermittelt und genähert werden, versteht sich ganz von selbst und braucht nicht ausdrücklich stets aufs neue betont zu werden. Der Darstellende hat es in seiner Gewalt, dem Leser die Vorstellung gegenwärtig zu halten, daß solche

summarische Schilderungen cum grano salis zu verstehen sind. Allerdings erstarren sie für den minder kundigen Leser leicht zum Dogma, und dies hat Prölß vielleicht vorsorglich verhüten wollen. Dennoch zweifle ich, ob seine Methode so plastisch wirkt, wie es sich der Laie wünscht, und so oder so bleiben die zusammenfassenden Abhandlungen der schwächste Theil seines Buchs. Da nun aber das Werk wenigstens in der Behandlung des ausländischen Dramas (das deutsche nehme ich immer aus) nur wenig neue Resultate selbständiger literarhistorischer Forschung zu geben vermochte, so vermißt man gerade in diesen Abschnitten die Tiefe und Feinheit seines ästhetischen Theils doppelt, und es liegt nur zu nahe, daß bei allen Vorzügen des Buchs seine immer ausgleichende Darstellung ihm bei einer nach starken Gewürzen begehrenden Kritik den Vorwurf der Physiognomielosigkeit und Halbheit zuziehen werde. Wie die Darstellung auf dem Gebiete der reinen Geschichtserzählung beschaffen ist, davon gibt die Einleitung des Abschnitts über Lope de Vega vielleicht annähernd eine Vorstellung:

Was die Entwickelung des nationalen spanischen Theaters bisher gehindert hatte, war zwar, wie wir gesehen, zum Theil in verschiedenen äußern Verhältnissen begründet, aber doch nur zum Theil. Das größte Hinderniß lag in dem Mangel wahrhaft bedeutender dramatischer Talente. Dies sollte die Erscheinung eines Dichters ins Licht stellen, der gerade erst dann das nationale spanische Theater wie spielend begründete und durch das Genie und die Fruchtbarkeit seines Geistes zur höchsten Blüte brachte, als jene äußern Verhältnisse dazu noch ungleich ungünstiger erschienen, zur Zeit Philipp's II., welcher die Inquisition erst völlig zu dem furchtbaren Werkzeug des Despotismus machte, welchem die politische Freiheit der Nation allmählich erlag und unter dem wie unter dem stumpfsinnigen Nachfolger desselben das Nationalgefühl durch den Untergang der Armada, den Abfall der Niederlande, die erfolglosen Einmischungen in die religiösen Wirren Frankreichs so große Enttäuschungen und Demüthigungen erfuhr, während die antikisirende italienische Richtung die noch immer bevorzugte Lyrik völlig beherrschte. Dieser Dichter war Lope de Vega. Andererseits ist freilich wol zu beachten, wie es auch erst unter der Regierung jenes finstern Monarchen war, daß sich nach längerer Unterbrechung wieder ein fester Regierungssitz, eine Residenz in Spanien bildete. Denn gewiß hängt hiermit der Aufschwung des Interesses zusammen, welches der Adel und die Gebildeten jetzt wieder an der Entwickelung der Poesie zu nehmen begannen und welches sich in der Bildung von Akademien, in der Errichtung poetischer Gerichte und Wettkämpfe kennzeichnete. Daß aber hieraus allein Erscheinungen wie die eines Lope de Vega und Erfolge wie die seinigen zu erklären seien, wird durch zwei Thatsachen widerlegt. Erstlich blieb das Theater unter Philipp II. und Philipp III. noch ganz volksthümlich. Sodann konnte ein Fürst wie Philipp II., der auf dem Gebiete der Phantasie und Dichtung eine gewisse Freiheit nur deshalb gestattete, um die freie Forschung der Geister von den Gebieten der Religion und Wissenschaft abzuziehen, der seiner Nation zwar selber furchtbare Schauspiele von einer grausigen Wirklichkeit gab, durch die aber nur jeder freiere, sich gegen seine Gewalt und das Dogma der Kirche sträubende Gedanke erstickt werden sollte, der Entwickelung eines freien nationalen Dramas überhaupt niemals förderlich sein. Es war schon das Aeußerste, wenn er dieselbe nicht geradezu hinderte; auch noch das würde geschehen sein, wenn nicht sein Tod dazwischengetreten wäre.

Im übrigen bringt gerade dieser Abschnitt sehr viel Treffliches und in der Ausführung über die Hauptconflicte des spanischen Dramas, die Begriffe der Zeit und des Landes von Ehre und Unterthanentreue, eine gute und gefällig geschriebene Darlegung des Kerns aller spanischen Tragik. In seinem Urtheil über Calderon trifft Prölß, wenn auch hier wieder in seiner vorsichtigen Weise, durchaus das Richtige, wenn er zwischen der übertriebenen Huldigung August Wilhelm von Schlegel's und der Kritik Grillparzer's den Pfad der aurea mediocritas einschlägt. Vielleicht wäre jedoch für den Leserkreis, dem das Prölß'sche Buch vorwiegend Dienste leisten soll, schon an dieser Stelle ein Hinweis auf den gemachten und widersinnigen Cultus am Platz gewesen, den man mit Calderon seit seiner Vergötterung durch den Vorkämpfer der Romantiker in der deutschen Literatur und auf der deutschen Bühne zu treiben versucht hat und der noch jetzt seine Nachblüten treibt. Es gibt nichts dem germanischen Geist und unsern Begriffen vom Dramatischen und Tragischen Fremderes als etwa der „Arzt seiner Ehre“. Es sind zwei verschiedene Welten, die man nicht zusammenbringt und von deren gewaltsamer Annäherung keine irgendwelchen Nutzen davonträgt. Und wie recht hat Schack, der doch wie kaum ein anderer Deutscher in den Geist der spanischen Literatur eingedrungen ist und ihr die begeistertste Verehrung entgegenbringt, wenn er ihr glänzendes und üppiges Gedeihen darauf zurückführt, daß sie den nationalen Bedingungen getreu geblieben; wie beherzigenswerth ist sein Rath an uns Deutsche, hinzugehen und ein Gleiches zu thun! Und statt dessen, welch kosmopolitisches Tohuwabohu auf unsern Theatern, und wie vermag das literarische Experiment sich noch immer mit dem Nimbus einer „genialen künstlerischen That“ zu umgeben! Auch Prölß läßt in dieser Beziehung eine gesunde Auffassung durchblicken, die am geeigneten Orte in seiner Betrachtung der deutschen Literatur noch bestimmter auftritt, freilich ohne daß der Autor (was mir in diesem Falle nöthig zu sein scheint) mit Entschiedenheit Partei ergriffen hätte.

Minder glücklich ist er in der Charakterisirung der einzelnen Dramen und der Bestimmung ihres künstlerischen Werthes. Das sind dürftige Inhaltsangaben, nichts weiter. Was ist z. B. mit folgender Notiz gesagt?

„En esta vida todo es verdad y todo es mentira“ („In diesem Leben ist alles Wahrheit und alles Lüge“) bildet ein Seitenstück zu „El vida es sueño“ („Das Leben ein Traum“). Die Grundidee ist eine ähnliche. Doch wird hier die Traumwelt selbst mit ins Spiel gezogen. Auch führt der Dichter zwei in der Wildniß auferzogene Jünglinge ein, die leise an Shakspeare's Cymbeline erinnern.

Wem ist damit gedient? fragt man um so mehr, als „Das Leben ein Traum“, ein wegen seiner Beziehung zum deutschen Theater ausnahmsweise zu bevorzugendes Werk, lediglich mit folgender kurzen Bemerkung abgefunden wird:

„La vida es sueño“ ist wol allen meinen Lesern von der Bühne oder aus der Uebersetzung bekannt. Es gehört zu den sinnvollsten, phantasiereichsten Werken des Dichters und steht unserer heutigen Empfindung und Lebensauffassung vielleicht mit am nächsten.

Gibt nachstehende Kritik, die Prölß über den „Arzt seiner Ehre“ fällt, irgendwelche Vorstellung von dem künstlerischen Charakter des Stücks?

Obschon sämmtlich Meisterwerke, übertrifft in der Composition und Charakterentwickelung „El medico de su honra“ doch noch die beiden andern. Der Ausgang dieses sowol wie des letzten Stücks („A secreto agravio secreta venganza“) ist von einer furchtbaren Wirkung; das Ganze aber gleichwol von eigenthümlicher Größe und Schönheit.

Wie gegenstandslos ist dies „gleichwol“ und diese „eigenthümliche“ Größe! Sicherlich, dieser Abschnitt ist in einer schwachen Stunde geschrieben, und man begreift die Kargheit des Autors an dieser Stelle um so weniger, als er sich an andern Orten ohne dringende Veranlassung wieder ins Breite gehen läßt und beispielsweise die italienischen Masken und die Operntextdichtung ausführlich und anschaulich behandelt.

Bei Erwähnung der „Donna Diana“ („Desden con el desden“) von Moreto vermisse ich, um das nur beiläufig zu bemerken, den Hinweis, daß die unsern deutschen Bühnen geläufige West-Schreyvogel'sche Bearbeitung von dem Original nicht unerheblich abweicht. Eine Aufklärung war aber nothwendig, denn nach der Darstellung bei Prölß könnte es trotz einer Note in der Anmerkung den Anschein haben, als seien die beiden Stücke identisch. Der Autor sagt nämlich:

Von den Lustspielen nimmt zweifellos „Desden con el desden“ den obersten Platz ein, ja es wird allgemein nicht nur für das erste Lustspiel des spanischen Theaters, sondern für eins der besten Lustspiele der ganzen modernen Bühne erklärt. Insbesondere hat es sich auf dem deutschen Theater vollkommen eingebürgert und gilt hier für einen der Prüfsteine der höhern Schauspielkunst. Daher auch sein Inhalt als allgemein bekannt vorausgesetzt werden darf.

Mit demselben Recht könnte man etwa sagen, man kenne Gozzi's „Turandotte“, wenn man Schiller's „Turandot“ kennt.

Diese und andere Schwächen des Prölß'schen Werks treten nun aber immer merklicher zurück, sobald der Verfasser italienischen Boden unter den Füßen fühlt. Es ist, als übte der alte Zauber des Landes seine Macht auch auf ihn, als hätte er sich in der Heimat des „Fürstenknechts und Pfaffen“, wie Rückert Calderon in scharfer Einseitigkeit nennt, nicht recht wohl gefühlt, und als suchte er sich nun schadlos zu halten. Daß das größere und umständlichere Behagen, mit dem er seine Stoffe hier behandelt, zu der Oekonomie des Ganzen nicht im richtigen Verhältniß steht, wird nicht allzu störend empfunden, und jedenfalls erfreut die ruhige Sicherheit, mit der er den Großen der italienischen Dramenliteratur, Goldoni, Gozzi, Alfieri, ihre Stelle anweist, und das viele Gute und Treffende, das er auch über die Sterne zweiter und dritter Größe zu sagen weiß. Zu dem Besten auch in stilistischer Beziehung gehört sein Urtheil über Metastasio, das hier wenigstens theilweise seine Stelle finden mag:

Metastasio war mehr eine schöne als eine große, vielleicht selbst als eine edle Natur. Um das letztere im vollen Sinne des Worts sein zu können, besaß er zu sehr den Egoismus der ersten, war er zu sehr den Annehmlichkeiten eines heitern Lebensgenusses ergeben. Schon sein priesterlicher Stand, der ihn, den Liebling der Liebe, zum Cicisbeate verurtheilte, wirft ein zweideutiges Licht auf ihn. Er liebte und besang viele Tugenden, welche im vollen Umfange ausüben zu können er zu schwach gewesen sein würde. Daher er wol auch seinen Helden fast immer die äußerste Probe derselben zu bestehen ersparte, eine Schwäche, die den meisten seiner tragischen Conflicte die Spitze abbricht. Da er überall die Mittel für einen gütlichen Austrag derselben bereit hielt, so kommt es bei ihm auch nie zur Erschütterung. Er ist der Dichter des Rührenden, Schmelzenden. Er würde auch tragische Erschütterungen erstrebt haben, wenn seine Zeit es dringend gefordert hätte, gewiß aber weniger glücklich, weniger wahr und natürlich darin, als in diesem gewesen sein. Es ist nicht gerade wahrscheinlich, daß Metastasio sich groß im Unglück gezeigt haben würde, aber es beweist eine gewisse Größe im Glück, daß es ihn nie überhob. Er schlug alle persönlichen Auszeichnungen, Orden und Würden aus, war ein steter Wohlthäter seiner Familie, hülfreich gegen jeden, der seine Unterstützung in Anspruch nahm, wohlwollend gegen alle, mit denen er verkehrte, dankbar für jeden ihm geleisteten Dienst und daher trotz seiner bevorzugten Stellung ohne Feinde und Neider. In seiner Anerkennung vereinigten sich zu seiner Zeit die bedeutendsten Männer der verschiedensten Geistesrichtungen aller Nationen, selbst ein Voltaire und Rousseau. Alfieri war vielleicht der erste, welcher ein offenes Verdammungsurtheil gegen ihn aussprach. Und doch ist heute seine Dichtung, welche so viele Jahre die Gebildeten von ganz Europa in Bewunderung und in Entzücken versetzte, so gut wie verklungen und kaum noch von einem andern als einem literarischen Interesse.

An der Schwelle eines wichtigen Uebergangs, bei der Erwähnung Ugo Foscolo's, versucht Prölß eine Begriffsbestimmung des Romantischen zu geben. Er geht dabei von dem unbedingt richtigen Satze aus, daß weder das Phantastische und Wunderbare, noch wie er an anderer Stelle sagt, „die katholisirende und die mittelalterliche Tendenz ein entscheidendes Merkmal für das Romantische sei“, gelangt aber durch die Behauptung, daß jede Darstellung, welche die Phantasie in lebhafter Weise ins Spiel setze, erst dadurch romantisch werde, daß sie auf das Gemüth wirke und eine befreiende Wirkung auf dasselbe ausübe, zu dem Resultat, „daß die Romantik wesentlich auf der Entwickelung des subjectiven Geistes in seiner Totalität, mit besonderer Beziehung der Phantasie auf das Gemüth beruhe“, und zu den Consequenzen, daß unter andern Goethe's „Götz“ und Schiller's „Räuber“ zu den romantischen Dichtungen zu zählen seien. Jenes Resultat ist nicht ganz klar, und die Consequenzen sind bedenklich. Zwar ist von dem vielen Beachtenswerthen, das der Autor in diesem Abschnitt bringt, auch der Satz zu acceptiren, daß das Romantische nicht nur in der Regellosigkeit zu suchen sei; aber es ist ebenso richtig, daß die Loslösung vom Gesetz die erste Voraussetzung aller und jeder romantischen Erscheinungsform ist. Das Wunder und der Glaube mit seiner bergeversetzenden

Macht sind der vornehmste und kühnste Ausdruck dieses Gedankens, und es ist darum sehr begreiflich, daß man den Begriff der Romantik (in irriger Begrenzung) ausschließlich an Wunder und Glauben geknüpft hat. Auch werden sie am längsten mit ihm verbunden bleiben. Könnte man sich jedoch den Fall denken, daß eine Erscheinung, die der Aberglaube für eine Wundererscheinung gehalten, plötzlich für vollkommen plausibel und derart allgemein gesetzlich erklärt würde, daß gar kein Zweifel mehr übrigbliebe, so würde sie sofort auch aufhören, ein verwendbarer romantischer Hebel zu sein. Die Welt des nordischen Nebels ist romantisch, weil sie uns gegen die Außenwelt verschließt und uns mit der Bestimmtheit der Dinge auch die klare Einsicht in ihr Wesen nimmt: die wunderlichsten Geschöpfe der Antike werden aber niemals eigentlich romantisch erscheinen, weil die reiche und souveräne Phantasie der Hellenen sie sich vertraulich erschaffen hat und ihr geselliges Zusammenwohnen mit dem Menschen sie uns als organische, natürliche und also nach einem bekannten Gesetz existirende Wesen darstellt. Der Nordländer erschrickt vor seinen Geistern und Halbwesen, der Hellene nicht. Künstlerische Formlosigkeit würde niemals romantisch sein, wenn sie nur der Talentlosigkeit entspränge. Gehört sie aber der Begabung an, die den Weg organischer Bildung plötzlich verläßt, um eben durch die Abschweifung, den Zufall, die Episode, das Uebermaß und die Ueberfülle ihre Wirkungen zu erzielen, so wird sie romantisch. Auch das schrankenlose, ganz subjective Schwärmenlassen des Geistes ist romantisch. (Novalis.) Aber der „Götz", die „Räuber"? Bei jenem ist die Formlosigkeit zwar keck gewollt und derart energisch durchgeführt, daß man in jeder Scene deutlich erkennt, das bislang geltende Gesetz solle hier absichtlich zerstört werden. In dieser Consequenz liegt aber so viel System, und seinem ursprünglichen Plan, in knappen dramatischen Bildern, die alle auf den Helden hinweisen, ein Conterfei der Zeit zu geben, bleibt Goethe so sehr getreu, daß man eben darum nie das Gefühl der Abschweifung bekommt. Der „Götz" hat einige romantische Scenen (der Rächer), aber in formaler Beziehung würde er als Ganzes nur romantisch sein, wenn er anfangs einem Gesetz folgte, das er dann, wollend oder nicht, aufgeben müßte. Die „Räuber" aber sind trotz einiger Abenteuerlichkeiten im Stoff so einheitlich und concentrirt, daß bei ihnen von einer formalen Romantik ganz gewiß nicht die Rede sein kann. Bei Tieck und den Seinen kommt zu der Romantik des Stoffs die Romantik der Form. Sollte der geschätzte Verfasser diese letzte Unterscheidung nicht auch für seine Theorie anwenden müssen? Wenigstens ist es mir noch nicht hinlänglich klar, wie er ohne sie mit seiner Klassificirung von Shakspeare's „Heinrich IV." als einem romantischen Drama und Manzoni's und Victor Hugo's als Romantiker (der ich übrigens an sich vollkommen zustimme) fertig werden kann. Daß übrigens auch meine Ausführungen an dieser Stelle auf Vollständigkeit keinen Anspruch erheben, bedarf wol keiner ausdrücklichen Erklärung.

Heinrich Bulthaupt.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Lyrische Sammlungen.

1. Deutsche Lyrik im Liede. Von F. B. Peters. Leipzig, Neumann. 1882. 8. 6 M.

Obwol wir an Anthologien gerade keinen Mangel haben, denn von einem Bedürfniß nach einer neuen kann kaum ernsthaft die Rede sein, so meint Peters dennoch, daß die von ihm verfaßte Sammlung ihr Erscheinen durch eine genügende Eigenartigkeit in Form und Inhalt rechtfertige. „Das dürfte", heißt es im Vorwort, „jeder zugestehen müssen, der sich mit dem betreffenden Zweige der Literatur bekannt gemacht hat." Und in der That besitzt das Buch die von dem Autor für die Berechtigung des Werks in Anspruch genommene Eigenart in Form und Inhalt, wenn es einer solchen Rechtfertigung überhaupt bei einer Sammlung bedarf, die sich bemüht, nur das Beste vom Besten der lyrischen Erzeugnisse unserer Dichter zu geben. Nur das wirklich Empfundene und Phantasievolle, welches im Stande ist, in die Tiefen des Gemüths zu dringen und einen sittlichen Einfluß auszuüben, ist von dem Verfasser der Aufnahme gewürdigt worden. Und wenn es ihm trotzdem zuweilen begegnet, daß ihm etwas von geringerm Werthe durch die Finger schlüpft, so stehen solche Fälle doch nur vereinzelt da, wie das „Lied von der Eifersucht", in welchem beispielsweise folgende Strophen vorkommen:

Lieb' hat eine wilde Tochter,
Wehe, wen sie hat umfangen,
Eifersucht mit Geierkrallen!
Eifersucht mit Natteraugen!

Gift wird ihm aus Wein und Schlummer,
Und sein Zucker schmeckt ihm sauer,
Seine Erde hat nicht Blumen,
Und sein Himmel ist kein blauer!

Geschmacklosigkeiten solcher Art, selbst wenn sie aus der Feder eines Saphir stammen, vermögen keiner Anthologie zur Zierde zu gereichen und sollten füglich auch nicht darin stehen. Im übrigen umfaßt das Buch eine reiche Auswahl von Lyrikern der letzten drei Jahrhunderte, von Opitz bis auf die Gegenwart, und empfiehlt sich ebenso wol durch seine übersichtliche und klare Anordnung wie durch reiche und geschmackvolle Ausstattung.

An diese Sammlung Peters' möge sich hier eine Anzahl neuester Lyriker schließen, die, wenn sie auch nicht gerade zu den besten gehören, doch immer Anspruch darauf machen können, von der Kritik beachtet zu werden. „Lob und Tadel muß ja sein", sagt Altmeister Goethe, und

Dichter lieben nicht zu schweigen,
Wollen sich der Menge zeigen.

So ist auch Fräulein Luise Hitz aus der bisherigen Verborgenheit ihres Daseins mit einem Bändchen Gedichte an das Licht der Oeffentlichkeit getreten:

2. Gedichte von Luise Hitz. München, Th. Ackermann. 1882. 8. 1 M. 60 Pf.

Gemäß den Gegenständen, welche sie behandeln, beziehentlich den Empfindungen, aus denen sie geflossen, sind die zusammengehörigen Gedichte in Gruppen vereinigt und diese mit besondern Ueberschriften versehen, wie: „Aus dem Buche der Natur", „Aus der innern Welt", „Lieder des Leides", „Bilder aus Geschichte und Sage", „Sonette" u. s. w. Dadurch wird die Uebersicht des Ganzen wesentlich erleichtert, zumal jedem einzelnen Abschnitte wieder eine Art Leitgedicht vorangestellt ist, das wie ein einleitender Accord die Stimmung bereiten hilft, welche in den Gedichten des betreffenden Abschnitts anklingt. Charakteristisch für die poetische Eigenart der Verfasserin ist besonders das folgende Gedicht:

Das Lied.

Ich hab's gelernt, in stiller Brust
Des Herzens Regung zu verschließen
Und tiefstes Weh und höchste Lust
Ins holde Lied nur zu ergießen.

So blieb der Freude zarter Hauch
Mir treu in lieblichem Erinnern,
Und tiefe Schmerzen finden auch
Verklärung im verschwiegnen Innern.

Es muß übrigens gesagt werden, daß Fräulein Luise Hitz bessere Gedichte gemacht hat als gerade dieses. Doch stehen dieselben zu vereinzelt da, um maßgebend sein zu können; in den meisten ringt der poetische Gedanke vergeblich nach dem rechten Ausdruck, sodaß die That hinter dem guten Willen zurückbleibt.

Am glücklichsten und zugleich auch am unglücklichsten ist die Dichterin, wo sie sich auf den Boden der Geschichte und Sage begibt. Neben einzelnem ganz oder theilweise Gelungenen stehen hier die seltsamsten Dinge, Gutes und Schlechtes bunt durcheinander. Beispielsweise beginnt ein Hymnus auf Rafael mit folgender merkwürdigen Strophe, die nach Form und Inhalt gleich viel zu denken gibt:

Es lebte einst ein edler Mensch auf Erden,
Im altberühmten Umbrien geboren,
Ein leuchtend hoher Genius zu werden
Der Menschheit, war von Gott er auserkoren

Und weiter heißt es in der Schlußstrophe:

Jahrhunderte sind drüber hingegangen,
Noch wirket Rafael auf die Gemüther. . . .

Nicht viel besser ergeht es Beethoven:

Der kam, uns Ideale einzusenken
Ins Herz, die nie dem Weltverstande weichen.

Am besten vielleicht sind die Gedichte religiösen Inhalts, die sich vor den patriotischen Sonetten aus den Jahren 1870 und 1871 durch größere Tiefe und Innigkeit der Empfindung, sowie durch ihren poetischen Gehalt auszeichnen.

Eine dankenswerthe Zugabe ist ferner eine Anzahl Uebersetzungen aus englischen und amerikanischen Dichtern, die, voll echtester Poesie, einen sehr angenehmen Beschluß des Büchleins bilden, das sonst weniges ihnen Gleiche aufzuweisen haben dürfte.

Eine ganz andere geistige Physiognomie zeigen die:

3. Gedichte von Julius Lang. Zürich, Schmidt. 1883. 8. 2 M.

Im Gegensatz zu dem Idealismus, wie er der Dichterin so wohl ansteht, ist bei Julius Lang mehr der Sinn für das Realistische entwickelt; der Zartheit weiblicher Empfindung steht hier der Schwung der männlichen gegenüber, der religiösen Inbrunst die freisinnige Aufklärung.

Julius Lang ist vielleicht etwas mehr Dichter, als dies von Luise Hitz gesagt werden kann. An wirklich Gelungenem bietet indeß auch er nicht eben Ueberfluß.

Von allen in dem Buche enthaltenen Gedichten ist das nachstehende unstreitig das beste, obgleich es den stark entwickelten Realismus des Verfassers in keiner Weise verleugnet:

Lebensabend.

Die Lenzgebilde sind verblüht,
Verwelkt das grüne Laub der Bäume,
Zum Walde hin der Nebel streicht,
Lebt wohl, ihr schönen Sommerträume!

Noch einmal mild die Sonne scheint
Aufs herbstlich müde Land hernieder,
Und leis und friedlich singen nun
Die Vögel ihre Abschiedslieder.

Dann kommt ein Sturm und schüttelt jäh
Die letzten Blätter von den Zweigen,
Des Gartens letzte Blumen sich
Vom Frost geknickt zur Erde neigen.

Die Vogelkehlen sind verstummt,
Zum Süden fern die Sänger fliegen;
Bald auf der Landschaft überall
Sieht man das weiße Schneetuch liegen.

Gleichwie der Vogel möcht' auch ich
In meinem Lebensherbst einst scheiden,
Als reifer Mann nach manchem Kampf
Des Winters Unbill gern vermeiden.

Ja, sterben möcht' ich noch als Mann
Mit klarem Geist, gesunden Knochen,
Bevor zum blöden Greis ich ward,
An Körper und an Geist gebrochen.

Dann möchten Freunde mich umstehn
Und still mir wünschen gute Reise.
Ein letzter Gruß! Schon ist's geschehn —
Verlaßt mich nun, Freund Hein naht leise!

Es ist Stimmung in diesem Gedicht, das wird jeder zugestehen müssen. Dem Wunsche des Dichters, als reifer Mann bei noch ungebrochener Körperkraft zu sterben, kann man unbedenklich beipflichten; gegen seine Anschauung von dem „blöden" Greisenalter läßt sich indeß manches einwenden. Es klingt doch freundlicher und eines Dichters würdiger, wenn Goethe „die lustige Person" im Prolog zu seinem „Faust" die trostreichen Worte sagen läßt:

Das Alter macht nicht kindisch, wie man spricht,
Es findet uns nur noch als wahre Kinder.

Sollte dem Dichter dieser Ausspruch Goethe's nicht bekannt gewesen sein? Es ist kaum anzunehmen. Und doch steht er noch auf seiten jener alten vorgefaßten Meinung, die das Greisenalter als das größte Unglück erscheinen läßt, das über einen Menschen hereinbrechen kann und dem man nur durch einen rechtzeitigen Tod zu entfliehen vermag.

Dem Pessimismus, aus welchem solche düstere Vorstellungen und irrige Wünsche des Herzens zu entsprießen pflegen, ist zwar Lang sonst eben nicht zugethan. Nur zuweilen muß auch er ihm seinen Tribut erstatten, wie in dem Gedicht „Leben und Tod", das außerdem an großer Unklarheit leidet, sowie in einigen andern. Sonst aber ist er, vor allem in seinen Naturbildern, frisch und gesund, wenn er nicht wie in der langathmigen Reisebeschreibung auf S. 15—23 geradezu zur Trivialität herabsinkt. Das Nämliche begegnet ihm, wo er satirisch zu werden versucht. In dem Gedicht „Wie Kunigunde in den heiligen Ehestand kam", einer modernen Verlobungsgeschichte, heißt es unter anderm von dieser jungen Dame: „Zwar konnte deutsch sie richtig noch nicht schreiben", ein Satz, der auch dem Deutsch des Dichters wenig Ehre macht. Weiterhin ist dann von dem Engagiren auf einem Balle die Rede:

Die Mutter sah mit Stolz und mit Entzücken,
Wie man um ihren Liebling fast sich schlug.

Selbst als absichtliche Uebertreibung ist ein solcher Ausdruck unschön, ja possenhaft und banal.

Am schlimmsten aber kommt die Sprache in dem Gedicht „Auf den Tod Adolf Thiers'" fort. Hier ruft der Dichter den Franzosen unter anderm die Worte zu:

Betrachtet diesen Schlag als ernsten Mahner,
Als Prüfstein eurer festen Einigkeit.

Wie man einen „Schlag" als einen „ernsten Mahner" und zugleich als einen „Prüfstein der Einigkeit" betrachten kann, das dürfte Lang uns erst noch erklären müssen. Sehr deutlich und durchaus nicht miszuverstehen hingegen ist es, wenn der Dichter die Aufforderung an das französische Volk, sich von der Pfaffenherrschaft zu befreien, in die Worte kleidet: „Zerhaut der Pfaffenherrschaft das Genick!" wenngleich auch diese Metapher manches zu wünschen übrigläßt.

Trotz dieser Schnitzer und Verstöße gegen unsere deutsche Muttersprache, von der selbst ein Franzose, Ch. Goret, gesagt hat, daß sie vielleicht ohnegleichen unter den modernen Sprachen sei (sans égal peut-être parmi les idiomes modernes), trotz aller Mängel und Schwächen seiner Dichtungen steht Julius Lang dennoch hoch über einigen seiner poetischen Collegen, von denen hier zunächst zwei Beachtung finden sollen, obwol sie diese nur bedingungsweise verdienen.

4. Gedichte von Wilhelm Lichtenow. Landsberg a. W., Schaeffer u. Comp. 1883. 12. 3 M.

Der äußerliche Eindruck des Buchs ist ein überaus günstiger. Doch lasse sich niemand dadurch bestechen, wer nicht zufällig ein Freund des unwillkürlichen Humors und des höhern Blödsinns sein sollte. Dann allerdings ist es etwas anderes und wird man an Poesien wie die folgenden vielleicht Behagen finden:

Ich bin ein wahrer Heide,
Anbeten ist meine Wonne,
Denkt euch, ich bete gar an die Sonne!
Eine Sonne in Sammt und Seide.

Mein Lieb, du bist die Sonne!
Dich mag ich so gern anbeten.
Doch wärest du nicht wie die Sonn' — zertreten
Würd' ich gleich dich in heidnischer Wonne!

An dasselbe unglückliche Mädchen ist unter anderm auch das folgende Gedicht gerichtet:

Seit verreist mein schmollend Liebchen,
Hab' ich es noch mal so gerne.
O so bleibe in der Ferne
Lange noch, mein schmollend Liebchen!
Bleibe wenn du liebst dein Bübchen*),
Sitzen noch auf fernstem Sterne.
Dann fürwahr, mein schmollend Liebchen,
Hab' ich dich noch mal so gerne!

Und in diesem Tone geht es weiter, beinahe das ganze Buch hindurch.

Würdig schließt sich an Lichtenow, dem er in manchen Stücken fast noch „über" ist, der folgende Dichter an:

5. Gedichte von Heinrich Woldau. Stuttgart, Metzler. 1883.

In allem, was dieser thut, denkt und dichtet, ist er durchaus originell, oder er bemüht sich wenigstens, es zu sein. Er ist übrigens kein Neuling in der edeln Sangeskunst; vielmehr ist schon geraume Zeit verflossen, seit seine Hand zum ersten male das Saitenspiel berührte:

Wol zwanzig Jahre sind's und mehr
Seit jener berauschenden Stunde her,
Daß, was ich liebte und was ich litt,
Mir über die dichtende Lippe glitt.

Seitdem, klagt er, habe er das „Lieben und Singen" verlernt. Zum Glück jedoch sind die Lieder und Gesänge, die jener „berauschenden" Zeit entsprossen sind, uns erhalten geblieben und nun auch weitern Kreisen durch den Druck zugänglich gemacht worden. Von der Eigenartigkeit derselben werden einige Proben am besten Zeugniß ablegen. So heißt es auf S. 41:

Mir ist fürwahr so bange,
So bange vor den Tagen,
Da sich die Blumen küssen
Und Mann und Weib vertragen;

So bange vor den Augen,
Den lieben märchenhaften,

*) Es ist hier noch zu bemerken, daß unter dem „Bübchen" niemand anders als der Herr Dichter selbst zu verstehen ist.

Die lachend den begrüßen,
Dem Leiden sie verschafften;

So bange vor den Lippen,
Den frohen, wunderschönen,
Die tiefe Männerschmerzen
So rasch und leicht verhöhnen.

Gar viele reiche Liebe
Und unbegrenzt Vertrauen
Zerstören diese kleinen,
Die gottvergeßnen Frauen!

Eine solche Dichtung, glaubt man, sei nicht mehr zu überbieten, und doch hat es der Dichter in dem folgenden Gedicht fertig gebracht, das er seiner Geliebten oder sonst einer guten Freundin zum Lebewohl widmet:

Ich schau dich an beim Lebewohl Auge um Auge, Zahn um Zahn,
Wie eine Rose jugendlich, so lachst du mich heute an.
Und wenn ich dereinst dich wiederseh'? — da lachst du mich wieder an,
Dann hast du aber verloren schon Auge um Auge, Zahn um Zahn.

Es ist doch hart, einem jungen Mädchen so etwas ins Gesicht zu sagen und noch dazu beim Abschiede, wo man ganz etwas anderes erwartet.

Die allerseltsamsten Gedanken kommen indeß dem Dichter an einem Orte, der sonst zum Nachdenken wenig geeignet erscheint und am wenigsten zu poetischer Betrachtung Anlaß gibt, nämlich in der Menagerie. Das ist eben das Eigenartige an Woldau, was ihn von den Menschen gewöhnlichen Schlags so scharf unterscheidet, daß gerade hier, an der Stätte der crassesten Prosa, inmitten der widersprechendsten Eindrücke, sein innerstes Wesen ihm plötzlich zum Bewußtsein kommt:

— Was sagt der ries'ge Zettel an der Ecke?
„Menagerie" — „Thierbändiger" — ein Recke
Vielleicht mit Eisenstab und Riesenkraft?
— Doch les' ich recht? — Dem Blicke, fest gehoben,
Folgt die Hyäne schon, mag sie auch toben,
Geplagt von Hunger und des Kerkers Haft.
Die gleiche Kunst betreib' ich lange Jahre
Geheim. Ob auch nicht gräulich strupp'ge Haare
Sich sträuben an des Thieres Hals und Haupt,
Ob ihm auch fehlt der Königsschmuck der Mähne,
Ist's wilder doch als Löwe und Hyäne,
Und seine Heimat schöner als ihr glaubt.
Nun zwischen enge Wände eingefangen,
Reißt es vergeblich an den Gitterstangen,
Durchwallt von ungezähmter Freiheitsgier.
Es schmachtet nach dem Duft der Heimatfluren,
Wo liegen sie? und wo sind ihre Spuren?
— Bescheide dich! Du findest sie nicht hier!
So heult es auf, als wollte es zermalmen: —
Es ist die Sehnsucht nach den fernen Palmen,
Der Kerkerhaft unnennbar grimmer Schmerz;
Doch nur den scharfen Blick darf ich ihm zeigen,
So drückt sich's in den Winkel hin mit Schweigen.
Und diese arme Bestie ist — mein Herz.

Genug hiervon. Wer Zeit und Lust hat, das ziemlich umfangreiche Buch zu lesen, wird darin noch ähnliche erbauliche Sachen finden. Einen effectvollen Abschluß bildet der dramatische Scherz „Die drei Könige". Es treten in demselben der Coeurkönig, der Schachkönig und der Kegelkönig, die beiden ersten mit ihren Damen, letzterer als Junggesell auf, eine gewiß originelle Idee, die von dem Autor getreu dem Geiste seiner übrigen Dichtungen durchgeführt wird.

Mit einem gewissen Gefühle der Erleichterung wenden wir uns von diesem deutschen Dichter zu einem ausländischen und zwar zu keinem geringern als Iwan Turgenjew. Das letzte Werkchen dieses großen russischen Poeten führt den Titel:

6. Senilia. Dichtungen in Prosa von Iwan Turgenjew. Nach dem russischen Original übersetzt von Wilhelm Henckel. Leipzig, F. Duncker. 1883. 16. 1 M.

Es sind unter den Senilia, wie die Redaction des „Europäischen Boten" im Vorwort bemerkt, die flüchtigen Einfälle, Gedanken und Bilder zu verstehen, die der Dichter nach und nach unter den verschiedensten Eindrücken des täglichen Lebens — seines eigenen sowol wie des öffentlichen — im Laufe der verflossenen fünf Jahre zu Papier gebracht hat. Es sind Gedanken eines Greises: ein Glück für uns, daß dieser Greis zugleich ein Dichter ist und zwar ein wirklicher, großer Dichter — sonst würde mancher seiner Gedanken uns gar zu finster und trostlos erscheinen, wenn nicht die schöne, dichterisch vollendete Form sie veredelte, die Meisterschaft der Darstellung dem oft unerquicklichen Stoffe zu Hülfe käme. Der Dichter selbst läßt sich über dies sein letztes Werkchen in einem an die Redaction des „Europäischen Boten" gerichteten Briefe vernehmen wie folgt:

Ihr Leser soll diese Dichtungen in Prosa nicht der Reihe nach durchblättern, das würde ihn wahrscheinlich langweilen und er würde das Buch fallen lassen. Aber er mag sie einzeln lesen, heute eine, morgen die andere — dann wird vielleicht die eine oder die andere zu einem Keim in seiner Seele.

In diesen Worten Turgenjew's ist unsers Erachtens alles enthalten, was zur Beurtheilung des Büchleins gesagt werden kann.

Zum Schluß endlich mögen uns noch zwei deutsche Lyriker neuern Datums kurz beschäftigen, von denen der eine bereits eine zweite Auflage seiner Gedichte erlebt hat:

7. Gedichte von Wilibald Skett (Pseudonym für Wilhelm Krüer).

Dieser für einen modernen Lyriker ungewöhnliche Erfolg — es ist hier natürlich nur von den Talenten zweiten und dritten Grades die Rede — hat den Verfasser veranlaßt, die Maske der Pseudonymität zu lüften und die neugierige Mitwelt nun auch sein wahres Antlitz sehen zu lassen. Die „Bunten Blätter", so nennt sich das Bändchen, führen deshalb zwar auch in ihrer zweiten Auflage den angenommenen Dichternamen „Wilibald Skett" auf dem Titelblatte fort, doch mit dem bescheidenen, in Klammern gefaßten Zusatze: Pseudonym für Wilhelm Krüer. Nun wissen wir es also, wer sich hinter diesem Wilibald Skett verbirgt und wem wir in Wirklichkeit die „Bunten Blätter" zu verdanken haben.

Als eine Probe seiner Dichtungen heben wir nachstehendes Gedicht hervor, das zugleich den Gipfel der Vollendung bezeichnet, zu dem Wilhelm Krüer sich emporgeschwungen hat:

Im Kriege.

Wenn der Donner im furchtbaren Echo schallt,
Wenn feurige Schlünde Verderben spein,
Und der Pulverdampf über die Ebene wallt —
Ich denke dein!

Wenn Mann an Mann wir zum Sturme gehn,
Des Feindes Kugeln lichten die Reihn —
Und wir als Sieger am Ziele stehn —
Ich denke dein!

Wenn das Schlachtfeld mit blutigen Leichen bedeckt,
Wir Hülfe den sterbenden Brüdern leihn;
Gott danke ich, der mein Haupt gedeckt —
Und denke dein!

Dein denk' ich beim Feuer in stiller Nacht,
Im Lager bei flimmerndem Sternenschein,
Und wenn uns der Morgen entgegenlacht —
Ich denke dein!

Und schlüg' eine Kugel im tödlichen Flug
Auch in mein Leben vernichtend ein; —
Der letzte ersterbende Athemzug —
Er wäre dein!

Abgesehen von einer kleinen sprachlichen Kühnheit im Anfange der dritten Strophe ist an diesem von echtester Empfindung durchdrungenen, auch formell vortrefflichen Gedicht nichts auszusetzen, und nur zu bedauern, daß es auf seiner Höhe so vereinsamt steht. An ihm hätte sich der Dichter sein eigenes Muster nehmen und alles Minderwerthige aus seinem Buche ausmerzen sollen. Doch dann würden nur wenige Blätter übriggeblieben und das an sich schon nicht starke Bändchen völlig zusammengeschrumpft sein. Denn selbst Gedichten, die nach der Meinung des Verfassers ganz besondern Anspruch auf poetischen Werth machen dürfen, fehlt es nicht an bedenklichen Härten, an denen ein feineres Gefühl unwillkürlich Anstoß nimmt. So beginnt das erste Kaiserlied zum 22. März 1871 mit folgenden grammatisch wie stilistisch gleich anfechtbaren Versen:

Was ist's, das uns das Herz bewegt
In seinen tiefsten Falten,
Vom Felsen bis zum Meere trägt
Ein großes Gottes Walten?

Von der Königin Luise von Preußen heißt es unter anderm:

So Schmerz wie Glück umfaßt die letzte Zeit,
Aus der hervor Luisens Züge ragen.

Wenn auch das Wörtchen „ragen" durch den Reim (auf „geschlagen") bedingt ist, so sind die ragenden Züge dennoch äußerst unschön und kein gerade glücklicher Einfall des Dichters. Und Fehler solcher Art ließen sich noch in Masse auffinden, wenn es die Aufgabe der Kritik wäre, den Dichtern ihre Lectionen durchzusehen, und sie nicht vielmehr von einem echten Dichter erwarten könnte, einer solchen Durchsicht von vornherein enthoben zu sein.

Und nun zuletzt noch ein erheiterndes Nachspiel, die:

8. Johannistriebe. Gedichte von B. J. D. S. Berlin, Entrich. 1883. 8. 1 M. 50 Pf.

Mehr erfahren wir über den Verfasser, oder was wahrscheinlicher ist, über die Verfasserin nicht. Darauf, daß wir es hier mit einer Dichterin zu thun haben, lassen wenigstens Gedichte wie jenes schließen, das mit den Worten beginnt:

Es drängt sich ein bleicher Jüngling
In des Mädchens Jugendtraum. . . .

Ja diese Vermuthung wird beinahe zur Gewißheit durch eine Anzahl anderer Dichtungen, in welchen die Zustände der weiblichen Seele in einer Weise geschildert werden, wie sie so nachzuempfinden einem Manne kaum möglich wäre.

Wer sich aber auch hinter diesen räthselhaften vier Buchstaben verstecken mag, ob Männlein oder Fräulein, man muß ihm dankbar sein für Gedichte wie das folgende, von dessen erheiternder Wirkung auf das Gemüth die ernsthafte Ueberschrift freilich nichts ahnen läßt:

Begräbniß.

Ich wähnte jüngst, mein Herz sei todt,
Und gab die Nachricht weinend kund,
Zum Friedhof kamen die Nachbarn,
In stiller Abendstund'!
Ich wollt' mein Herz begraben
Bei düsterm Glockenklang,
Da saß es auf im Sarge
Und lächelte und sang!

Das ist doch noch ein fröhliches Herz, wie es heutzutage nicht viele gibt, ganz anders wie das Heinrich Woldan's, ein Herz, das selbst im Sarge seinen Humor nicht verliert und zu singen und zu lächeln beginnt, wo es andern vergehen sollte! Gottlob, daß es noch solche Herzen gibt! Es wäre trostlos in der Welt, wenn sie nicht da wären.

Indeß sind auch unserer Ungenannten trotz dieser heitern Gemüthsanlage innere Stürme nicht erspart geblieben, und auch an ihren Dichtungen sind dieselben nicht spurlos vorübergerauscht:

In meinem Liede heulte einst der Sturm
Gar fürchterlich —
Er tobte nicht, er schrie von bitterm Weh,
Und das war ich!
Du lehrtest erst dem wilden Sinn
Die süße Ruh' —
Und sanft durch alle meine Lieder
Ziehst nun du!

Nicht aber mit sich und ihrem Seelenleben allein beschäftigt sich die Dichterin. Auch für die Schicksale ihrer Mitmenschen, zumal ihrer Mitschwestern, hat sie auf ihrer Leier einen Ton des Mitgefühls, wenn sie auch ihre Empfindungen gerecht genug abzuwägen weiß, um den Vorwurf der Parteilichkeit von sich abzuwenden:

Des Küsters Töchterlein.

Was läutet man die Glocke?
Wen trägt man hier hinaus?
Des Küsters stille Tochter
Vom stillen Vaterhaus!

Sie hatte keinen Liebsten
Und zählte dreißig Jahr,
Die gut und mild mit jedem,
Doch keinem theuer war! —

Was hängt in des Künstlers Stube
Für ein sonderbares Bild?
Ist's nicht des Küsters Tochter
Mit dem Antlitz so sanft und mild?

Und neben ihr kniet ein Mann,
Der gleicht dem Maler sehr,
Das sind dieselben Augen,
Die Stirn so hoch und hehr! —

Es ist die alte Geschichte,
Hat's mancher schon gelesen:
Das Mädchen ist zu stille,
Und er — zu vernünftig gewesen!

Selbst die Vorgänge in der mechanischen Welt werden in den Kreis der dichterischen Empfindungen mit hineingezogen, wie in dem Liede von der kleinen Pendeluhr, die, kaum „des Meisters Hand entkommen", von einem Monat Mai hört, wo selbst der kleine Laden ein Bad von Licht und Wonne sei:

Da eilte sich die kleine Uhr
Im Tiktaks Einerlei,
Und eilte und jagte und wähnte gar,
Sie beschleunige sicher den Mai!

Und eilte und jagte rastlos fort,
Doch eh' noch gekommen der Mai,
Da brach an einem Regentag
Die Feder der Uhr entzwei!

Da half denn später kein Sonnenschein,
Da half kein Sonnenlicht —
Sie schien aber dennoch ihrerzeit
Der todten Uhr ins Gesicht.

Das kommt davon, wenn man keine Geduld hat! Merk dir's, lieber Leser!

Die tiefsten Töne des Mitleids aber schlägt die Dichterin bei dem Anblicke eines „stummen" Mühlrades an, das nichts von dem Glanze des andern bewegten Mühlrades weiß, „über dessen Rand die Strahlen gleichsam eine Krone weben". Zu der gleichen Unthätigkeit fühlt auch sie, die Dichterin, sich verdammt, und so öffnet sie ihr mitfühlendes Herz den Qualen jenes stummen Mühlrades, deren Größe sie ganz allein zu verstehen vermag:

Ich allein, du stummes Mühlrad,
Ich verstehe deine Pein!
Tief im Herzen Schaffenssehnsucht,
Und ein thatenloses Sein!

Um diesem thatenlosen Sein ein Ende zu machen, hat die Dichterin vermuthlich ihre „Johannistriebe" geschaffen, denn Lieder sind nach einem Goethe'schen Worte „gleich guten Thaten". Freilich nicht alle, und es gibt Thaten, welche besser ungeschehen geblieben wären. F. Holtzhausen.

Novellen und Erzählungen.

1. Um Paris. Eine Erzählung aus großer Zeit von Adolf Brennecke. Zürich, Schmidt. 1883. 8. 3 M.

Das Jahr 1870 mit seinen glänzenden nationalen Errungenschaften hat auch im deutschen Dichterwald neues Leben geweckt und eine Unmasse literarischer Erzeugnisse auf dem Gewissen, die gut gemeint, aber nicht immer gut gerathen sind. Die ebengenannte, von der Verlagshandlung sehr elegant ausgestattete Erzählung gehört zu den bessern ihres Genres; sie soll „im Gewande dichterischer Erfindung einige Züge aus dem weltgeschichtlichen Drama, das sich um und in Paris abspielte, dem Leser nahe führen", und verwebt Wahrheit und Dichtung in einfacher, aber ansprechender Weise. Den Kern der stellenweise etwas breit gehaltenen Erzählung bildet die Liebe eines jungen Deutschen, Werner, zu einer liebenswürdigen Pariserin, Estelle; beide werden nach wechselvollen Schicksalen, wie sie der Krieg, besonders die Belagerung von Paris mit sich brachte, ein glückliches Paar. Mit diesem Herzensroman verbindet der Dichter die Ehrenrettung einer deutschen Franzosenbraut von 1808, indem die Erlebnisse der frühern Generation ihre Schatten auf die Nachkommen werfen, bis die Lösung aller Conflicte auch die Sühne für vergangene Schuld bringt. Eine patriotische und doch nicht engherzige Gesinnung, ein zarter Ton in den Natur- und Herzensschilderungen (z. B. das Gespräch zwischen Estelle und Werner auf der Bank im Park von Monceaux, oder Werner in seiner Heimat mit der Jugendfreundin Martha auf dem Spaziergange im Walde bei Saßnitz), treffende Charakteristik der Zeitverhältnisse und Nebenfiguren verleihen der Erzählung wenn auch nicht den Reiz des Neuen, doch des Edelempfundenen und Selbsterlebten. Hier brennt ein Feuer, das mehr wärmt, als leuchtet und blendet.

Einen weitern Gesichtskreis beherrscht das folgende Buch, das eine Fülle geistreicher Reflexionen und echt patriotischer Perspectiven vor uns öffnet:

2. Träumereien eines Junggesellen oder ein Buch des Herzens. Von J. Marvel. Deutsch von Hermann Otto. Zweite Auflage. Norden, Fischer Nachfolger. 1883. 8. 2 M. 50 Pf.

Die „Träumereien eines Junggesellen" von J. Marvel (Pseudonym für den als Prediger, Touristen, Landwirth und Schriftsteller berühmt gewordenen G. Donald Mitchell, geboren 1822 in Norwich, Staat Connecticut) erregten bei ihrem Erscheinen in Amerika Aufsehen und sind auch in

Deutschland sowol in englischer Ausgabe wie in einer Uebersetzung bereits in den funfziger Jahren erschienen und jetzt in neuer Auflage herausgegeben worden. Und allerdings sind diese „Träumereien" („Rauch", „Flamme", „Asche" „Morgen", „Mittag", „Abend") dazu angethan, den Leser in jenen Zauber einzuspinnen, der, ohne unwahr zu sein, doch die Wirklichkeit mit dem Schimmer des Ideals umkleidet, das in der Liebe, im Edel-Menschlichen sein Genüge findet und über der Partei, der Nation und der Confession steht. Mit dieser Gemüthstiefe verbindet der Verfasser einen auf weiten Reisen und durch Erfahrung und Studium geläuterten Geist, dem auch Ironie und Sarkasmus zu Gebote stehen, sobald die Lächerlichkeiten und Trivialitäten des Lebens dazu herausfordern. Als die schönsten dieser Bilder bezeichnen wir die unter der Benennung „Morgen", „Mittag", „Abend" zusammengefaßten Erlebnisse des seine Kindheit und erste Jugend, sein Mannes- und Ruhealter beschreibenden Helden Paul, der weder Pessimist noch übertriebener Optimist, weder ein Tugendspiegel noch ein genialer Vagabund, sondern ein warmblütiger, gesunder, von Leid und Freude bewegter Mensch ist, der nichts anderes im Leben sucht, als was es uns nach göttlichen und natürlichen Gesetzen bieten kann: Familienglück und damit die einzig befriedigende Erfüllung unserer Bestimmung. Als besonders originelle Einkleidung der traumhaften Reflexionen des Junggesellen betrachten wir das Gespräch des „rauchenden" Erzählers mit seiner alten Tante Tabitha auf der Veranda am Rosenstrauch, als stimmungsvolles Gemälde das Familienbild, das uns Paul von seinem Daheim, seiner Frau und seinen Kindern gibt. Die Uebersetzung des interessanten Buchs ist bis auf einige Unebenheiten und Weitschweifigkeiten eine gelungene und wird, wie der Verfasser es in der Vorrede ausspricht, den „Träumereien" neue Freunde gewinnen.

Aus ganz anderm Geiste geboren, doch ebenfalls amerikanischen Ursprungs sind die im neunundzwanzigsten Bande der verdienstvollen, in d. Bl. schon oft gewürdigten Collection Spemann gesammelten Erzählungen:

3. Seltsame Geschichten von Edgar Allan Poe. Uebersetzt und eingeleitet von Alfred Mürenberg. Stuttgart, Spemann. 1882. 8. 1 M.

Der geniale, leider verkommene und in seinen Erzählungen meist einem crassen Naturalismus huldigende Dichter, dessen Vorliebe für das Sensationelle schon in dem allgemein bekannten Gedicht „The Raven" erkennbar ist, gibt auch in dem vorliegenden Werke, wie Ferdinand Groß in der demselben vorangeschickten Einleitung treffend bemerkt, die „bizarrsten Producte einer maßlosen Phantasie, die sich mit Kundgebungen des nüchternsten, schneidigsten, kältesten kritischen Scharfsinnes vermengen. Poe ist ein Dichter, der den Menschen ins Herz sah, als ob sie Fenster in der Brust hätten." Wenn ein wildes Leben, ein tragisches Ende und eine dem Schönen und Versöhnenden abholde Dichtungsweise das moderne Schriftstellergenie kennzeichnen, dann ist Edgar Poe einer der genialsten Autoren. Liebhaber einer Lektüre, die Leichengeruch verbreitet und die scharfsinnigsten criminalistischen Details mit fürchterlicher Ruhe entwickelt, werden in den seltsamen Geschichten: „Der Mord in der Rue Morgue", „Die Magnetisirung des Herrn Waldemar", „Der Fall Marie Roget" u. s. w., genug der gewünschten Nervenaufregung finden, denn die Muse des Grausigen feiert hier geradezu Triumphe.

Von diesen amerikanischen geistreichen Ungeheuerlichkeiten zu deutscher gesunder, allerdings etwas hausbackener Kost führen uns zwei Bände der ebenfalls in d. Bl. bereits früher anerkennend hervorgehobenen „Familienbibliothek" der Bachem'schen Novellensammlung:

4. Miß Edda Brown. Novelle von M. Herbert. An der friesischen Küste. Novelle von Ernst Lingen. Köln, Bachem. 1883. 8. 1 M.

Die erste dieser beiden in einem Bande enthaltenen Novellen ist auch für Leser interessant, denen sonst eine sich direct an das religiöse Bewußtsein wendende Lektüre wenig anziehend erscheint; die Charaktere der Hauptpersonen, der frei denkenden und doch hingebend liebenden Amerikanerin Edda und des excentrischen unglücklichen Dichters van der Housen, dem „das Genie zum Kainszeichen geworden", sind scharf und wahr gezeichnet. Die innere Wandlung in beiden Naturen ist überzeugend dargestellt, und das betonte religiös-katholische Moment drängt sich durchaus nicht so hervor, daß evangelische oder freisinnige Leser nicht mit Theilnahme der gutgeschriebenen Novelle folgen möchten. Nicht unerwähnt wollen wir die in die Haupthandlung eingreifenden Nebenpersonen lassen: die arme fromme Schriftstellerin Hannah Fuller, den alten Juden Aaron, die kleine Rebekka und die unheimliche Schönheit Beatrice Areana, als dem Leben abgelauschte Typen. Auch Stil und Dialog verrathen einen feinern Geist, als derselbe gewöhnlich in Durchschnittsromanen zu finden ist.

Die zweite Geschichte des handlichen, hübsch ausgestatteten Bandes gibt ein fesselndes Bild aus dem friesischen Aufstande zur Zeit der Freiheitskriege, das auch ein poetischer Zug treuer Liebe schmückt: die Hingebung der schönen Almuth an den wackern Jolf.

Etwas geringer an künstlerischem Werth ist der nächste Band:

5. Die Sphinx. Novelle von Hans Erlenbusch. Im der Knospe gebrochen. Dem Französischen nacherzählt von A. J. Cüppers. Köln, Bachem. 1883. 8. 1 M.

Die erste der beiden Novellen, „Die Sphinx", ist eine dem Leben der höhern Stände entnommene Geschichte eines holden und frommen Mädchens, Elfriede, das im Hause engherziger Verwandten die Rolle eines Aschenbrödels spielt, bis ebenso wie im Märchen, aber nicht unwahrscheinlich dargestellt, ein reicher und schöner Graf sie auf sein Schloß führt, in dessen Park das räthselhafte Bild einer Sphinx an den Wandel alles irdischen Glücks mahnt.

Zugleich gibt die Geschichte dieses Bildes der im Tone einer „Erzählung für unsere Töchter" geschriebenen Novelle, die neben vielem hübsch Erfundenen zuweilen ins Bedeutungslose fällt, einen romantischen Reiz.

Die zweite Novelle: „In der Knospe gebrochen", behandelt das ergreifende Schicksal eines hochbegabten armen vlämischen Knaben, der im Kampf des Lebens unterliegt, noch ehe sein Genius die Schwingen zu regen vermochte: ein stimmungsvolles Bild aus der Existenz der Armen und Elenden.

Ein kräftigeres Empfinden bekundet sich in den beiden Novellen des folgenden Bandes, deren zweite sogar einen humoristischen Ton anschlägt:

6. Friedburg. Zwei Tanten. Zwei Novellen von Emil Peschkau. Frankfurt a. M., Koenitzer. 1883. 8. 1 M. 50 Pf.

Der gewandte Feuilletonist behandelt in der Novelle „Friedburg" gewissermaßen ein Problem à la Robinson, wenn auch in dankenswerther Weise mit der Kürze und Knappheit, die unser Zeitalter vor dem eines Daniel Defoe auszeichnet. Ein in das weltabgeschiedene Daheim eines gräflichen Sonderlings in die Hochalpen verschlagener Reichsrathsabgeordneter, Dr. Norbert, läßt sich dort durch Bande der Liebe fesseln, wird dann wieder in die Oeffentlichkeit gelockt und bei seiner Rückkehr nach Wien in einen Conflict zwischen Ehrgeiz, Liebe und Eifersucht verwickelt, um zuletzt wieder in die Friedburg des Salzachthals zu fliehen und sich dort dem Studium der Natur und Wissenschaft und dem stillen Glücke des Familienlebens zu widmen. Wie Hamlet, ist auch dieser Jünger Darwin's mehr ein Mann des Gedankens als der That.

Die zweite Novelle behandelt in flotter, burschikoser und dabei doch nicht eines edlern Gefühlstons entbehrender Manier den Einfluß von zwei spießbürgerlichen, engherzigen Tanten auf die Erziehung und den Lebensgang eines jungen Neffen, an dem natürlich ihre pädagogische Weisheit verlorene Liebesmühe ist, da derselbe, sobald sein Herz gesprochen hat, mit Energie und Muth seine eigenen Wege geht und allen Tanten zum Trotz ein gutes und schönes, aber armes Mädchen zur Braut erwählt. Es will uns scheinen, als ob der Verfasser im heitern Genre mehr in seinem Elemente sei als im ernsten; der Scherz steht seiner Muse besser zu Gesicht als die weltverachtende Resignation.

Ganz einer ernsten, ja speciell christlich-frommen pädagogischen Tendenz entsprungen ist eine Erzählung, die mit Roman und Novelle nichts gemein hat:

7. Paul Waldung. Erzählung für Kinder und Aeltern von Ernst Klinge. Halle, Fricke. 1883. 8. 2 M. 80 Pf.

Wir haben hier die etwas zu reich mit Bibelsprüchen und Liederversen geschmückte, in ihren Grundgedanken jedoch durchaus löbliche Erzählung von den Leidens- und Entwickelungsjahren eines talentvollen, aber sensitiven und zu weichlich erzogenen Knaben, der, überschwenglich in seinen Empfindungen, für das praktische und reale Leben untauglich wird. „Er geht an seiner wahren Pflicht vorüber, um in lächerlicher Empfindsamkeit den Schutzengel zu spielen an" (besser wäre: gegenüber) „hergelaufenem Gesindel", verliert sich selbst und zerstört in aufreibendem Seelenkampfe seine ohnehin schwache Gesundheit. Poetisch ist die Schilderung der letzten Stunden, die seinem sanften Verscheiden vorangehen; auch das Leben in und mit dem Walde bei dem alten Förster ist ansprechend geschildert. Wenn nicht der Ton zuweilen unter das Niveau des Kindlichen und Einfachen herabsänke, könnte diese Erzählung als Protest gegen eine verkehrte Erziehung, die auch da, wo ihre Absichten gut sind, schädlich wirkt, als ganz annehmbar bezeichnet werden.

Weniger das religiös-pädagogische Princip im besondern als die Bildungsfrage im allgemeinen behandelnd und für die reifere Jugend berechnet ist:

8. Savonarola. Culturgeschichtliche Erzählung aus der Blütezeit der Renaissance zu Florenz und in der Ewigen Stadt. Von Adolf Glaser. Mit 35 Textabbildungen und 4 Tonbildern von K. Ermisch. Leipzig, Spamer. 1883. Gr. 8. 5 M.

Die von der rührigen, auf dem Gebiete der Jugend- und Volksliteratur besonders unternehmenden Verlagshandlung veröffentlichte, mit 35 Textabbildungen und vier Tonbildern illustrirte Erzählung entwirft ein anschauliches und treues Bild jener glänzenden historischen Epoche, als die Mediceer in Florenz und Rom herrschten, Savonarola mit seinen Bußpredigten Aufsehen erregte, Leonardo da Vinci u. a. der göttlichen Kunst dienten, Katharina Cornaro, Clarissa Orsini, Lucrezia Borgia, Adriana Mila, Vanazza und Julie Farnese liebten und sündigten, die Päpste Innocenz VIII. und Alexander VI. das geheiligte Laster personificirten, bis zu dem Zeitpunkt, da der junge wittenberger Mönch in Rom erschien, um als völlig umgewandelter Charakter in die Heimat zurückzukehren und das Werk des so grausam getödteten unerschrockenen Dominicaners von Florenz zu vollenden. Neben den obengenannten historischen Persönlichkeiten treten noch die Mediceer Cosmos, Peter, Lorenzo, Ludovico Sforza von Mailand, König Karl VIII. von Frankreich und viele andere politisch und künstlerisch bedeutende Charaktere aus diesem interessanten Mosaikbild hervor, das in Auffassung, Bearbeitung und sprachlicher Behandlung um so mehr Beifall verdient, als das überreiche und heikle Material nicht ohne Schwierigkeit in eine der Jugend und dem Hause angepaßte Form zu kleiden war. Als Probe des bis auf einige Breiten flüssigen und lebendigen, wo es die Gelegenheit fordert auch poetischen Stils lassen wir eine Stelle, das Märtyrerthum Savonarola's behandelnd, hier folgen:

Schauerliche Finsterniß umgab ihn. Seine Denkkraft war stumpf, sie glich einer Sonne ohne Strahlen, und er fühlte einen schmerzlichen Druck im Gehirn. Er drückte das Kreuz an sich, welches er unter der Kutte trug, und dachte an die Martern und das Ende, welche ihn gleich dem Gekreuzigten erwarteten. Es flossen Thränen von seinen Wimpern, es war kein eigentliches

Weinen, aber leise, leise wie eine Wasserader, welche unter einem Stein hervorrieselt, fielen die Tropfen zur Erde. . . . Obgleich die Nacht fortdauerte, sah er starr nach jener einzigen Stelle, wo er einen Schein des Himmels zu sehen hoffte, den er so sehr liebte, dem seine Seele vertraute und den er oft als Zeugen für die Reinheit seines Willens angerufen hatte. Seltsame Wünsche stiegen in ihm auf. Er glaubte einen Stern zu sehen, so strahlend und schön wie die Freiheit, die er dem Volke zu bringen gehofft, es klang ihm im Ohr wie das Gemurmel der Quellen des Arno; er wähnte die frische Morgenluft zu fühlen, welche sein erhitztes Blut kühlen und seine glühende Stirn umfächeln sollte, aber bald erkannte er wieder, daß ihn dichte Finsterniß und Grabesstille umgab und die Luft schwer und erstickend auf ihm lastete.

Zwei wunderliche Bücher.

1. Bismarck, Wagner, Rodbertus, drei deutsche Meister. Betrachtungen über ihr Wirken und die Zukunft ihrer Werke. Von Moritz Wirth. Mit einem Beitrage: Das moderne Elend und die moderne Uebervölkerung. Ein Wort gegen Colonien. Von Max Schippel. Leipzig, Mutze. 1883. Gr. 8. 8 M.
2. Gedanken über die Socialwissenschaft der Zukunft. Von Paul von Lilienfeld. Fünfter Theil. — A. u. d. T.: Die Religion, betrachtet vom Standpunkte der real-genetischen Socialwissenschaft, oder Versuch einer natürlichen Theologie. Hamburg, Behre. 1881. Gr. 8. 10 M.

Moritz Wirth (Nr. 1) schreibt nicht über Bismarck, Rodbertus und den Staatswirthschaftslehrer Adolf Wagner, sondern über diese und den Musiker Richard Wagner; auch schreibt er in dem Kapitel „Bismarck" nicht etwa über diesen, sondern über Schönberg's „Handbuch der politischen Oekonomie" und andere dergleichen Schriften; und um die Verwirrung zu vervollständigen, räumt er Herrn Max Schippel mitten in seinem Buche einen Platz zu einem Excurs über moderne Uebervölkerung ein. Die Anlage dieses Buchs ist also doch mindestens wunderlich. Ferner ist der Inhalt selbst wunderlich, da er in dem ersten, angeblich vom Fürsten Bismarck handelnden, zum Glück nur sehr kleinen Theile ganz verworren und voll schiefer Urtheile ist, wogegen die Abhandlungen von Wirth über Richard Wagner und über Rodbertus sehr Lesenswerthes, zum Theil Vorzügliches bieten und auch Schippel's Aufsatz durchaus beachtenswerth ist. Es ist jammerschade, daß der Verfasser seine Studien über Richard Wagner und über Rodbertus in einem so unglückselig angelegten Buche veröffentlicht hat, statt jede apart, sei es in betreffenden Fachzeitschriften, sei es als gesonderte Broschüren herauszugeben. Die Thatsache, daß die drei Männer zu den bahnbrechenden Geistern der Gegenwart und zu den bedeutendsten Deutschen aller Zeiten gehören, berechtigt doch noch nicht dazu, sie in ein Buch zusammenzubinden; da hätte man ebenso gut ein Buch über Richard Wagner, Moltke und Bunsen, oder über irgendein anderes willkürlich componirtes Kleeblatt herausgeben können. Der Verfasser hat sich schon insofern in eine ungünstige Stellung begeben, als er schwerlich einen geeigneten Beurtheiler seines Buchs finden wird. Daß es musikalische Nationalökonomen gibt, welche Richard Wagner und Rodbertus zugleich verstehen, oder nationalökonomische Musiker, die Rodbertus und Richard Wagner zu würdigen wissen, ist unwahrscheinlich; jedenfalls gehört Schreiber dieses nicht zu einer dieser Kategorien. Er kann daher bezüglich des Versuchs, Richard Wagner in seiner Stellung in der Musikgeschichte aufzufassen, nur sagen, daß ihn derselbe sympathisch berührt hat und gelungen erscheint; hinsichtlich des Aufsatzes über Rodbertus aber glaubt er sich zu dem Ausspruche competent, daß die Arbeit zu dem Besten gehört, was über diesen bedeutenden Mann gesagt worden ist.

Bei der Darstellung der socialwissenschaftlichen Theorie von Rodbertus hebt Wirth hervor, daß und wie derselbe schon auf das Verhältniß von Naturwissenschaft und Gesellschaftswissenschaft aufmerksam gemacht und in der Analogie zwischen den Erscheinungen in der Entwickelung der Natur und der Gesellschaft eine Hülfe für die Ausbildung der letztern Wissenschaft gefunden habe:

> Zur größern Verdeutlichung dieser Ansicht denke man sich das Reich der Schöpfung nach seiner Entwickelung von der Zelle bis zum Menschen in einer langen Linie aufgestellt; dieser ersten Linie werde eine zweite, die der geschichtlichen Entwickelung, gegenübergestellt, so zwar, daß der Zelle als dem Elementarorganismus der Schöpfungsreihe der analoge Elementarorganismus der geschichtlichen Reihe (die Familie) entspricht. Hierauf werden die einzelnen Entwickelungsstufen, welche die menschliche Gesellschaft von den ersten Spuren ihres Daseins auf Erden bis herauf zu den modernen Culturstaaten durchlaufen hat, den ihnen entsprechenden Stufen im Pflanzen- und Thierreiche gegenübergestellt, was nur so möglich ist, daß allgemeine Gesetze der Aehnlichkeit, welche die Entwickelung der einen Reihe mit der der andern besitzt, aufgefunden werden. Sind diese Gesetze entdeckt, so kann die Aehnlichkeit oder Analogie zwischen beiden Reihen nun weiter dazu benutzt werden, um von den vorhandenen Gliedern der einen Seite auf die Beschaffenheit der noch nicht vorhandenen Glieder der andern Seite zu schließen. Es leuchtet also ein, daß, wenn nur die von Rodbertus gemachte Voraussetzung einer gesetzmäßigen Aehnlichkeit zwischen den beiden Linien richtig ist, und wenn diese Aehnlichkeit mit genügender Sicherheit erkannt werden kann, daß dann auch alle Gestaltungen, welche die menschliche Gesellschaft in Zukunft noch anzunehmen haben wird, bereits jetzt aus der abgeschlossen vor uns liegenden ersten oder Schöpfungsreihe müssen herausgelesen werden können.

Dieser von Rodbertus gegebene Hinweis auf den Nutzen der Beachtung der Analogie zwischen natürlichen und socialen Erscheinungen ist nun von neuern Schriftstellern bis ins Ungeheuerliche ausgenutzt worden. Für den Unfug, welcher mit dem aus der Naturlehre genommenen Begriffe „Organismus" auf dem Gebiete der Staats- und Volkswirthschaftslehre getrieben worden ist, kann man Rodbertus allerdings nicht verantwortlich machen, denn

dergleichen wissenschaftliche Spielereien sind schon uralt, und wir können nicht behaupten, daß die Analogisten der Socialwissenschaft nicht auch ohne Rodbertus sich hätten entwickeln können; auch sind wir unsicher darüber, ob sie vielleicht ganz ohne Rodbertus' Hülfe sich zu ihrer Größe entwickelt haben. Gewiß ist nur, daß neuere Schriftsteller die Analogie in bedenklicher Weise socialwissenschaftlich fructificirt haben. Schäffle hat einen „socialen Körper" construirt, dessen Zellen, Bindegewebe, Nervenfasern u. s. w. den mit anatomischen und physiologischen Studien nicht Vertrauten um so weniger befriedigen, je weniger er sich zu dem Gedanken eines geschlechtslosen Körpers zu erheben vermag, während Schäffle's socialer Körper sich des Vorzugs der Geschlechtslosigkeit zu erfreuen scheint.

Den Cultus der Analogie auf die höchste Höhe hat aber Paul von Lilienfeld getrieben. Es ist der fünfte Band seiner „Gedanken über die Socialwissenschaft der Zukunft" (Nr. 2), den wir neben dem von Wirth als ein zweites wunderliches Buch zu bezeichnen uns erlauben. Ein competentes Urtheil kann Referent über das vorliegende Buch nicht fällen, da es Gedanken über die Socialwissenschaft der Zukunft enthalten soll, aber meist über Theologie handelt und er bisher die Theologie nicht zu den Socialwissenschaften rechnete, deshalb auch noch nicht Theologie studirt hat. Indessen läßt sich gar nicht leugnen, daß sociale und religiöse Fragen im Zusammenhange stehen und man jetzt immer mehr, oder man darf auch sagen: in neuerer Zeit wieder dazu kommt, dem Einflusse der Religion auf die socialen Verhältnisse Beachtung zu widmen. Lilienfeld scheint aber im Fortgange seiner Gedanken über die Socialwissenschaft der Zukunft diese Wissenschaft ganz aus den Augen verloren zu haben, denn er versucht eine „natürliche Theologie" darzulegen. Ob diese von unsern Theologen nur wunderlich gefunden werden wird und was sie überhaupt darüber denken, möchten wir wol wissen. Der Laie muß sich jedenfalls wundern, Christus als „Centralzelle" vorgestellt zu sehen — was ist dann die Jungfrau Maria? — während der liebe Gott sich mit dem Titel „Centralquelle" begnügen muß — warum denn nicht den alten guten Ausdruck „Urquell" beibehalten? — und Opfer, Altäre, Tempel, Schriften als „einen Theil der socialen Zwischenzellensubstanz" erklärt zu finden; auch mag man sich darüber wundern, daß die christliche Religion ohne weiteres als die „natürliche Religion" construirt wird.

Die oben angedeuteten Ideen von Rodbertus über das Verhältniß von Natur- und Socialwissenschaft werden von Lilienfeld gerade in umgekehrter Reihenfolge gegeben, wenn er sagt:

> Wunderbar sind die Anticipationen der naturwissenschaftlichen Wahrheiten, welche uns von der Offenbarungslehre geboten werden. . . . Die Lehre von der Schöpfung, Regierung und Erhaltung der Welt durch einen außerhalb der Welt stehenden persönlichen Gott, im Verein mit der Lehre von der göttlichen Erleuchtung und Gnadenwahl, entspricht der naturwissenschaftlichen Lehre von einem Centralkraftherd, um welchen jegliche Bewegung vor sich geht und unter dessen Einfluß jegliches Leben sich entwickelt. . . . Die Dreieinigkeitslehre entspricht den allen Naturerscheinungen zu Grunde liegenden Gesetzen der Uebereinstimmung des Nach-, Neben- und Uebereinander. . . . Die Engellehre mit ihren unzähligen geistigen Einheiten, als göttliche Boten und Träger des göttlichen Willens, die jeder menschlichen Persönlichkeit und jeder Naturerscheinung vorstehen, entspricht der Lehre von einem aus einzelnen Aethermolekülen bestehenden Lichtäther, der, erregt von den Licht- und Wärmeherden des Weltalls nach allen Richtungen hin die leuchtenden und wärmenden Kräfte bis in die entferntesten Gegenden des Weltenraums vermittelt. . . . Die Unsterblichkeitslehre entspricht dem neu entdeckten Gesetze der Erhaltung der Kraft, aufgefaßt in höchster geistig-persönlicher Potenz, wie solches überhaupt in Hinsicht aller Gesetze auf religiösem Gebiete der Fall ist. Durch die Lehre von der Erbsünde hat das Christenthum die ganze Evolutionstheorie, d. h. die auf Vererbung fußende Lehre des real-genetischen Causalzusammenhangs aller organischen Erscheinungen, anticipirt, sowie durch die Lehre von der Erschaffung der Pflanzen- und Thierwelt in hierarchischer Stufenfolge von den niedern zu den höhern und schließlich zum Menschen die Schöpfungslehre des Alten Testaments dem Darwinismus vorgegriffen hat.

Man wird es gewiß verzeihlich finden, wenn eine derartige Socialwissenschaft der Zukunft als wunderlich bezeichnet wird, womit über die hier entwickelte Theologie der Zukunft kein absprechendes Urtheil gefällt sein soll. Die aufgewendete Gelehrsamkeit ist jedenfalls eine sehr bedeutende, und wir haben manche sehr interessante Stellen auch in diesem Buche gefunden, das den Theologen hiermit empfohlen sei, wie wir Wirth's Buch namentlich den Musikern empfehlen.

Sind das nicht aber zwei wunderliche Bücher, die angeblich oder scheinbar über socialwissenschaftliche Dinge handeln und sich schließlich als musikwissenschaftliche, beziehungsweise theologische Versuche herausstellen?

H. von Scheel.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Aus einer Ankündigung der Verlagsbuchhandlung von W. Friedrich in Leipzig erfahren wir, daß mit dem 1. Januar ein Redactionswechsel bei dem „Magazin für die Literatur des In- und Auslandes" eintritt, indem Dr. Franz Hirsch von da ab die Leitung der Zeitschrift übernimmt. Franz Hirsch ist eine hervorragende redactionelle Kraft; schon jetzt redigirt er zwei Zeitschriften: „Das Neue Blatt" und den „Salon", indem er jedem derselben die angemessene Physiognomie zu wahren weiß: er wird auch dem „Magazin" gewiß einen neuen Aufschwung geben und ihm eine gediegene Haltung sichern. Gleichzeitig arbeitet er fleißig an seiner „Geschichte der deutschen Literatur", von welcher die zweite Lieferung vorliegt. Bei der Ankündigung jenes Redactionswechsels nannte die Verlagsbuchhandlung das „Magazin" die älteste der jetzt bestehenden deutschen Zeitschriften. Unsere „Blätter für literarische Unterhaltung", die seit 1817 existiren,

sind aber um zehn Jahre älter. Alter schützt zwar vor Thorheit nicht; immerhin wollen wir diese Thatsache im Interesse der Chronologie unsers Zeitschriftenwesens nicht unerwähnt lassen.

— Zwei italienische Reiseschriften berühmter Verfasser sind in neuen Auflagen erschienen: Adolf Stahr's „Herbstmonate in Oberitalien" (2 Bde., Oldenburg, Schulze) in dritter, der zweite Band der „Wanderjahre in Italien" von Ferdinand Gregorovius: „Lateinische Sommer" (Leipzig, F. A. Brockhaus), in fünfter, durch einen neuen Aufsatz: „Geschichte des Tiberstroms", vermehrter Auflage. Es sind dies in der That die beiden Autoren, welche mit ihren italienischen Reiseschriften die größten Erfolge erzielten und die sich ablösten in Bezug auf ihre Geltung bei dem deutschen Lesepublikum, da Stahr einer etwas frühern Epoche angehört.

— Die Deutsche Hand- und Hausbibliothek Collection Spemann bringt in ihrem vierzigsten Bändchen „Deutschlands Lehrjahre" von J. E. Wessely (Stuttgart, Spemann). Die hier behandelten culturhistorischen Bilder umfassen: 1) „Das Familienleben"; 2) „Buntes aus der Außenwelt" in folgenden Kapiteln: „Minne", „Brautstand und Hochzeit", „Aus alten Burgen", „Das Heim des Bürgers", „Aus Bauernhütten", „Die Tafelfreuden", „Deutsches Straßenleben", „Bäder und Badeorte", „Festbelustigungen und Schauspiele", „Das Narrenwesen", „Aus dem Rosenhag". Eine reiche Fülle von gelehrtem Wissen ist hier in populärer Form zu lebensvollen Bildern verarbeitet, sodaß uns die Licht- und Schattenseiten unserer Vorfahren überzeugend entgegentreten. In dieser Zusammenstellung wird uns statt der Lektüre von verstreuten Bemerkungen trockener Chroniken ein erfrischender Genuß geboten; man sieht das Mittelalter, wie es „leibt und lebt". Darum verdient das Büchlein die Beachtung aller Volkskreise.

— Im Verlage von Adolf Bonz u. Comp. in Stuttgart ist erschienen: „Bilder aus Kunst und Alterthum in Deutschland" von E. Paulus. Allerdings eine ganz angenehme Lektüre für denjenigen, welcher die hier besprochenen Städte und Gegenden gesehen hat und gelegentlich einmal für seine Erinnerung diese oder jene geistreiche Bemerkung über dieselben nachlesen will. Nur ist der Titel zu anspruchsvoll; der Verfasser hat als Kunstkenner gesehen und kann nun Tagebuchblätter für sich und seine Familie niederschreiben. Wenn aber alle die zahllosen Reisenden unserer Zeit ihre Eindrücke für das große Publikum drucken lassen wollten, und zwar in einer so aphoristischen Form wie hier geschehen, was soll dann werden? Ganz Deutschland wird auf 223 Octavseiten abgemacht, Koburg auf einer Seite, welche dreizehn Zeilen enthält, und so geht es fort. Der Verfasser hat offenbar die Gabe, ästhetisch zu charakterisiren und stimmungsvoll zu malen; er muß sie aber mindestens für Essays verwerthen, nicht für ein Mittelding von Einfällen und Beschreibung.

— Unter dem Titel „K. F. E. Trahedorff, der Bewußtseinsphilosoph" hat J. Eckardt in Mitau (Halle, Fricke) einen Auszug aus der Philosophie des am 15. Februar 1863 in Berlin verstorbenen Gymnasiallehrers Trahedorff veröffentlicht. Dieser hat der ganzen Philosophie seit Thales zum Vorwurf gemacht, daß sie die Begriffe Bewußtsein und Vernunft misverstanden habe. So definirt denn Trahedorff die Vernunft als die Vollendung des menschlichen Bewußtseins; letzteres aber sei die Fähigkeit, zu wissen. Das Ich weiß sich als stetig identisch mit sich selbst und — besitzt den Begriff des Uebernatürlichen (dieser fällt wie ein Deus ex machina bei Trahedorff herein). Dieser steht darum fest, weil geschrieben steht: Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde. Daher war auch der erste Gegenstand des menschlichen Bewußtseins nicht die Welt, sondern Gott. In dieser Weise geht es fort. Philosophie und Religion schließen sich für Trahedorff vollständig aus, und letztere existirt ihm nur in der Form eines scholastischen Supranaturalismus. Das Ganze ist so schwach, daß Trahedorff als ein Hamann in zehnter Verdünnung bezeichnet werden muß.

Bibliographie.

Alfred, P., Die wilde Alice. Novelle. Stendal, Franzen u. Grosse. 8. 1 M.

Anzengruber, L., Allerhand Humore. Kleinbäuerliches, Großstädtisches und Gefabeltes. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 8. 4 M.

Bachmann, A., Deutsche Reichsgeschichte im Zeitalter Friedrich III. und Max I. Mit besonderer Berücksichtigung der österreichischen Staatengeschichte. 1ster Bd. Leipzig, Veit u. Comp. 1884. Gr. 8. 13 M.

Bodenstedt, F., Aus dem Nachlasse des Mirza Schaffy. Neues Liederbuch. 13te Aufl. Leipzig, Brockhaus. 1884. 8. 6 M.

Brentano, L., Die christlich-soziale Bewegung in England. 2te, verb., durch einen Anhang vermehrte Ausgabe. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Camoens, L. de, sämmtliche Gedichte. Zum ersten Male deutsch von W. Storck. 5ter Bd.: Die Lusiaden. Paderborn, Schöningh. 8. 5 M.

Cohn, G., Untersuchungen über die englische Eisenbahnpolitik. Neue Folge. — A. u. d. T.: Die englische Eisenbahnpolitik der letzten 10 Jahre (1873—1883). Mit einem Register über das ganze Werk. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 5 M.

Dahn, F., Kleine Romane aus der Völkerwanderung. 2ter Bd.: Bissula. Historischer Roman aus der Völkerwanderung. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 8. 8 M.

Dante Alighieri's Hölle. Erste Abtheilung der Göttlichen Komödie. Genau nach dem Versmaße des Originals in deutsche Reime übertragen und mit Anmerkungen versehen von J. Francke. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8. 5 M.

Kurze Darstellung der Geschichte des 2. Garde-Regiments zu Fuß 1813—1883. Auf Befehl des Regimentskommandeurs Oberst v. Wissmann bearbeitet für die Unteroffiziere und Mannschaften. Mit 5 Skizzen im Text. Berlin, Mittler u. Sohn. 8. 50 Pf.

Dessoff, Friederike, Märchen für Hans und Grete. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 12. 2 M.

Deutsche Drucke älterer Zeit, in Nachbildungen herausgegeben von W. Scherer. I. Berlin, Grote. Fol. 50 Pf.

Engel, E., Geschichte der Litteratur Nordamerikas. Leipzig, Friedrich. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Die alte Fahne. Aus dem Amerikanischen. Von der Verfasserin von „Wir Beide, Graham und ich" ꝛc. Deutsch von Marie Morgenstern. Hannover, Weichelt. 8. 2 M. 40 Pf.

Grenzboten-Sammlung. 1ste Reihe. 1ster bis 3ter Bd.: Die Grafen von Altenschwerdt. Roman von A. Niemann. 3 Bde. Leipzig, Grunow. 8. 12 M.

Hahn, R. E., Die beiden Gräfinnen. Roman in 2 Bdn. Dresden, Pierson. 1884. 8. 6 M.

Luber, A., Erotas. Neugriechische Liebesdistichen, übersetzt. Salzburg, Kerber. 8. 1 M. 20 Pf.

Ludwig's, O., gesammelte Werke. Mit einer Einleitung von G. Freytag. 4 Bde. Berlin, Janke. 8. 6 M.

Matsen, G., Wander-, Wein- und Liebes-Lieder. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 12. 2 M.

Mernell, E., Taube und Habicht. Roman. Schaffhausen, Rothermel. 8. 4 M.

Nordenskiöld, A. E. Freih. v., Die wissenschaftlichen Ergebnisse der Vega-Expedition. Von Mitgliedern der Expedition und andern Forschern bearbeitet. Autorisirte deutsche Ausgabe. 1ster Bd. Mit 43 Abbildungen in Holzschnitt und 11 lithogr. Tafeln und Karten. Leipzig, Brockhaus. 8. 24 M.

Rahm, J. J., D'r Koneret ond s' Grethli oder: e gföhrlichi Wett. Charakterbild im Klettgauerdialekt. Schaffhausen, Rothermel. 8. 80 Pf.

Rath, F., Aus dem Leben Onkel Jacob's. Humoristische Genrebilder und Erzählungen. Hamburg, Kramer. 1884. 8. 3 M.

Schneider, G. H., Freud und Leid des Menschengeschlechts. Eine social-psychologische Untersuchung der ethischen Grundprobleme. Stuttgart, Schweizerbart. Gr. 8. 8 M.

Schwartz, F. W. L., Prähistorisch-anthropologische Studien. Mythologisches und Kulturhistorisches. Berlin, Hertz. 1884. Gr. 8. 12 M.

Spielberg, O., Der neue Philosoph für die Welt. 1stes u. 2tes Bdchn. Neuwied, Heuser. 16. à 1 M. 50 Pf.

Steinberg, S., Deutsche Herzen. Erzählung aus dem Leben. Leipzig, E. Twietmeyer. Gr. 8. 2 M.

Stöckel, A., Von der erzieherischen Bedeutung der Musik unter besonderer Berücksichtigung der Gedanken und Aussprüche Luthers über Musik. Planen i. V., Kell. Lex.-8. 80 Pf.

Stöckl, A., Geschichte der neueren Philosophie von Baco und Cartesius bis zur Gegenwart. 2 Bde. Mainz, Kirchheim. Gr. 8. 15 M.

Swatosch, H., Mann gegen Mann. Eine Parallele zwischen der Kriegführung des XVII. und XIX. Jahrhunderts, erläutert durch Kriegsbilder aus den Feldzügen 1859 und 1866. Wien, Seidel u. Sohn. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Die Vorrechte der Offiziere im Staate und in der Gesellschaft. Ein Wort zur Abwehr und Verständigung von einem preußischen Offizier. Berlin, Liebel. Gr. 8. 60 Pf.

Walter, W., A kleenes Richla vuhl drulliger Schnaaka und neck'scher Reimla ei inser Redensnart. Görlitz, Vierling. 8. 1 M. 20 Pf.

Winterfeld, A. v., Der Waldtater. Humoristischer Roman. 3 Bde. Jena, Costenoble. 8. 15 M.

Anzeigen.

(Mit Beilagen von: Gebr. Henninger in Heilbronn und der Weidmann'schen Buchhandlung in Berlin.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 47. — 22. November 1883.

Literarische Unterhaltungen.

Dramatische Bearbeitungen vor den Gerichten.

Wir haben bereits früher (in Nr. 41 d. Bl. f. 1881) uns über die Dramatisirung von Novellen und Romanen ausgesprochen und erwähnt, daß die Frage ihre juristische und ästhetische Seite habe. Eine Resolution des in Wien versammelten Schriftstellertags, welche beantragte, es solle keine Novelle dramatisirt werden dürfen ohne Zustimmung ihres Verfassers und ohne Betheiligung desselben am Gewinn, gab uns damals den Anlaß dazu. Es sollte eine Lücke in der Reichsgesetzgebung damit ausgefüllt werden.

Während in Frankreich der Code nur allgemeine Bestimmungen enthält und die maßgebende Anwendung derselben auf die einzelnen Fälle den Entscheidungen der höchsten Gerichtshöfe überlassen bleibt, durch welche die Norm für analoge Processe gegeben wurde, war man in Deutschland schon seit den Zeiten des Allgemeinen Landrechts auf eine möglichste Specification der einzelnen Fälle bedacht, welche dennoch niemals erschöpfend sein konnte, und wo die Gesetzgebung selbst hierin eine Lücke ließ, da war die öffentliche Meinung rasch mit Forderungen und Klagen bei der Hand. Seit dem Bestand des Reichsgerichts indeß sollten diese Klagen verstummen; denn der hohe Gerichtshof hat durch seine Entscheidungen eine Art von prätorischem Recht geschaffen, durch welches jene Lücken ausgefüllt werden.

Dies ist auch mit der Frage der Zulässigkeit dramatischer Bearbeitungen der Fall. Wir setzten damals auseinander, daß die Benutzung einer Erzählung, eines Romans, einer Novelle ästhetisch und juristisch gestattet sein müsse, sonst wären die größten Dichter, wie Shakspeare, erbärmliche Plagiatoren. Dafür hatte sich auch Geheimrath Otto Dambach erklärt, ebenso der berliner Literarische Sachverständigenverein in seinem Gutachten von 1848. Mit Recht fügte aber der letztere hinzu: „Nur etwa für den Fall, daß schon in der Erzählung die dialogische Form vorherrschend wäre und die Bearbeitung das Drama seinem Hauptinhalt nach aus den wörtlich abgeschriebenen Gesprächen der Erzählung zusammengesetzt habe, wäre dem Verfasser der Vorwurf des Nachdrucks mit einigem Grunde zu machen.“ Hierin stimmt die juristische mit der ästhetischen Verurtheilung überein. „Ein Autor“, sagten wir, „der eine Novelle oder einen Roman nur scenisch eintheilt, den Dialog ganzer Kapitel abschreibt, hier und dort eine Zwischenrede einschiebt oder einen Actschluß anklebt, muß vor dem Tribunal der Aesthetik als ein Stümper und, weil er den Stoff *in bereits geprägter Form* sich aneignet, als ein Plagiator betrachtet werden.“

Dies war auch die Entscheidung des Reichsgerichts in einem interessanten Fall, in welchem die Tochter der Frau Birch, Wilhelmine von Hillern, als Klägerin aufgetreten war, während ihre Mutter in dem analogen Auerbach'schen Proceß als Beklagte dastand. Ihren Roman: „Die Geier-Wally“, hatte Wilhelmine von Hillern selbst dramatisirt; das hinderte aber einen andern Bearbeiter nicht, ihn ebenfalls zu dramatisiren. Gegen diesen und seinen Agenten wurde von der Verfasserin die Klage eingereicht. In der ersten Instanz wurde Frau von Hillern abgewiesen; die Strafkammer motivirte dies damit, daß die Umarbeitung eines Romans in ein Drama grundsätzlich das Vorhandensein eines Nachdrucks des Romans ausschließe. Auf die Revision des Staatsanwalts hin hob der zweite Strafsenat des Reichsgerichts dies Urtheil auf, indem er erklärte, das Gesetz vom 11. Juni 1870 enthalte keine Bestimmung, welche vorschreibe oder aus welcher als Regel zu folgern wäre, daß die theilweise Vervielfältigung eines Schriftwerks als Nachdruck nicht angesehen werden solle, wenn sie

bei der Umformung eines Romans in ein Drama erfolge. Auch die Gründe, welche das Gericht für seine Ansicht geltend mache, daß nämlich vorliegend von dem Angeklagten ein Werk geschaffen sei, welches sich nach Form und Zweck von dem Original wesentlich unterscheide und immer eine selbständige Autorthätigkeit bedinge, möge diese auch eine geringe sein, rechtfertige jene Ansicht nicht; denn selbst zugegeben, daß die Dramatisirung eines epischen Werks unter allen Umständen als eine eigene selbstschöpferische Arbeit zu erachten, und daß daher das Drama als Ganzes trotz des Anerkenntnisses des ersten Richters, daß es eine plumpe und geistlose Ausbeutung der Erzählung enthalte, als ein selbständiges Geistesproduct anzusehen sei, so stelle doch das Gesetz vom 11. Juni 1870 nirgendwo den allgemeinen Grundsatz auf, daß eine wörtliche oder der wörtlichen gleichzuachtende Reproduction eines Schriftwerks kein Nachdruck sei, wenn das Werk, in welchem diese Reproduction erfolge, als selbständiges Geistesproduct in Betracht komme.

Damit ist für alle Fälle die Unzulässigkeit einer sich in den Hauptscenen oder auch sonst an den Wortlaut des Romans anlehnenden dramatischen Reproduction desselben ausgesprochen: nach diesem Urtheil würde auch Frau Birch-Pfeiffer in dem Auerbach'schen Proceß über „Dorf und Stadt" schuldig befunden worden sein, wie überhaupt die Mutter der siegreichen Klägerin in Bezug auf viele ihrer Dramen als schuldig befundene Beklagte den Gerichtshof verlassen hätte; denn sie hat oft seitenlange Partien des Dialogs aus den von ihr benutzten Romanen wörtlich in ihre Dramen aufgenommen: das entscheidende Kriterium ist der „Nachdruck", der durch die interpretatio expansiva des Reichsgerichts auch bei solchen Bearbeitungen in Frage kommt. Damit ist aber zugleich ausgesprochen, daß die Entlehnung des Stoffs selbst, einer Handlung und Erfindung und ihrer Motivirung bei einer selbständigen dichterischen Behandlung nicht strafbar ist, weil hier der Begriff des Nachdrucks keine Anwendung finden kann, und damit ist für die dichterische Production ein sehr wichtiges Princip gerettet, ohne welches die ganze history of fiction sich zuletzt in eine Sammlung widerrechtlicher Bearbeitungen, Entlehnungen und Plagiate verwandeln würde.

Die Franzosen sind in allen Fragen des geistigen Eigenthumsrechts empfindlicher und besser geschult als wir; doch auch die pariser Gerichte wollen der freien Bewegung der dichterischen Production keine unnöthigerweise hemmende Schranke setzen. Das beweist auch das Urtheil, welches der pariser Gerichtshof in dem Proceß Sardou-Uchard fällte. Es handelte sich hier allerdings weder um die Umarbeitung eines Romans in ein Drama, noch um wörtliche Entlehnungen, die in die Kategorien des Nachdrucks gefallen wären, sondern um das Plagiat eines Stoffs, einer dramatischen Verwickelung, die schon in einem frühern Schauspiel behandelt worden. In dem Organ der Deutschen Genossenschaft dramatischer Autoren und Componisten, „Neue Zeit" (Nr. 48), werden die dramaturgischen Thesen mitgetheilt, denen zufolge die Forderung Mario Uchard's als unbegründet zurückgewiesen wurde. Diese Erwägungen sind folgende: 1) daß Mario Uchard, indem er „Fiammina", und Sardou, indem er „Odette" schrieb, ihr Sujet dem Gemeingute der Gefühle und Leidenschaften entlehnten, welche das menschliche Herz bewegen; 2) daß Mario Uchard, indem er dieses Sujet in eine dramatische Handlung faßte, es sich nicht dermaßen aneignen konnte, daß kein anderer das Recht hatte, nach ihm an dasselbe heranzutreten; 3) daß seitdem die Grundidee des Stücks, wie zuvor, allen zugänglich war und es jedem freistand, sie von neuem vorzunehmen unter der Bedingung, ein persönliches Werk zu schaffen, welches nicht nur Nachahmung des seinigen war; 4) in Erwägung, daß in einem für die Bühne bestimmten Stück das Sujet nicht willkürlich von den übrigen Elementen getrennt werden darf, welche ein dramatisches Werk ausmachen, als da sind: die Führung der Handlung, die Entwickelung der Charaktere, die Anordnung der Auftritte, der Dialog und sogar die Episoden; 5) daß andererseits zwei Theaterstücke, welchen dieselbe Idee zu Grunde liegt, nothgedrungen ähnliche Personen und gleiche Situationen haben müssen; 6) daß es dem Richter anheim steht, zu beurtheilen, ob trotz der Abweichungen, hinter denen sich eine misbräuchliche Aneignung verhüllt, der Schriftsteller, der nach dem andern kam, lediglich das Werk seines Vorgängers für seine Zwecke entlehnt, oder ob er trotz der unvermeidlichen Aehnlichkeiten ein ursprüngliches Werk entworfen und geschaffen hat; 7) in Erwägung, daß das Stück Sardou's zwar Anklänge aufweist, die von der Gemeinschaftlichkeit des Sujets unzertrennlich sind, aber sich doch durch wesentliche Punkte, welche genügen, ein neues Werk auf die Füße zu stellen, von dem Stück Mario Uchard's unterscheidet; 8) daß vornehmlich der Charakter der Odette, das Offenkundige ihres Fehltritts, ihr Aergerniß erregender Lebenswandel nach dem Falle, ihr cynisches Benehmen gegen ihren Gatten, die Frechheit ihrer Anforderungen an den Liebhaber der handelnden Person eine ihr eigene und vom Anbeginn des Stücks bis zum Ende auf das Drama wirkende Physiognomie geben; 9) daß ferner die Unkenntniß, in der Bérengère bis zuletzt über die Existenz ihrer Mutter lebt, und das mächtige Interesse, welches dieser Irrthum der Unterredung, dem derselben entspringenden Opfer und der darauf folgenden Lösung gibt, dramatische Hülfsmittel sind, welche dem Autor unbedingt zu eigen angehören; 10) daß endlich die Episoden, in denen die Handlung sich bewegt oder die sich daran knüpfen, um die Verworfenheit zu veranschaulichen, in welche die Heldin verfallen ist, unstreitbar das ausschließliche Werk Sardou's sind und seinem Stück einen Stempel der Actualität aufdrücken, der es von demjenigen Uchard's auch noch unterscheidet; in Erwägung, daß der von Mario Uchard gegen Sardou erhobene Vorwurf der Nachahmung nicht gerechtfertigt ist und seiner Klage nicht Folge gegeben werden kann, erklärt die Forderung Mario Uchard's für unbegründet, weist sie ab und verurtheilt ihn in die Kosten.

Wichtig ist besonders die vierte Erwägung des Gerichtshofs, weil sie auch für die dramatische Bearbeitung von Romanen Gültigkeit hat. Es kommt nicht blos auf das Sujet an, sondern auf die künstlerische Behandlungsweise. Führung der Handlung, Entwickelung der Charaktere, Anordnung der Auftritte, den Dialog und die Episoden, darin besteht die unanfechtbare Originalität des Dichters.

Rudolf von Gottschall.

Eine Geschichte des neuern Dramas.

(Beschluß aus Nr. 46.)

Geschichte des neuern Dramas von Robert Prölß. Drei Bände. Leipzig, Schlicke. 1880—83. Gr. 8. 22 M. 50 Pf.

Es ist schade, daß die letzten Kapitel des ersten Bandes den Eindruck der vorhergehenden wieder abschwächen. Einige der neuern italienischen Dramatiker, Cossa und besonders Ferrari, sind für meinen Geschmack zu obenhin behandelt. Auch hätte der Einfluß der Franzosen und Shakspeare's auf das italienische Theater dargethan werden müssen und die Charakteristik zweier so wichtiger schauspielerischer Typen wie Rossi und Salvini füglich eingehender behandelt werden können. Wer selbst durch die Anschauung einige Kenntniß von dem jetzigen Stande der italienischen Bühne erlangt hat, kann sich durch diese substanzlosen Skizzen unmöglich befriedigt fühlen. Vielleicht könnte es wie ein Widerspruch mit dem zuletzt Gesagten aussehen, wenn ich dem Verfasser vorwerfe, in seiner Behandlung der französischen und englischen Bühnenliteratur viel zu lange bei den Theaterverhältnissen verweilt und uns mit der Aufzählung der Namen berühmter Mimen und ihrer Lebensschicksale unnütz aufgehalten zu haben. Aber dieser Widerspruch ist doch nur scheinbar. Rossi und Salvini gehören der Gegenwart an. Es war und ist noch jederzeit möglich, von ihrer Eigenart, soweit sich eine schauspielerische Persönlichkeit und ihre Leistungen überhaupt beschreiben lassen, eine prägnante Skizze zu entwerfen, und war der Verfasser etwa selbst nicht in der Lage, sie zu sehen, so hätte er getrost einen der vielen Berichte citiren dürfen, die ihr Gastspiel beispielsweise in Berlin berufenen Federn entlockt hat. Nur das unter dem unmittelbaren Eindruck entworfene, oder das auf langer gründlicher Kenntniß der Eigenart eines Bühnenkünstlers beruhende, also doch auch nach dem Anschauen seiner zahlreichen Rollen ausgeführte Bild hat hier einigen Werth. Ein sachlicher Bericht jedoch, der uns mit chronikalischer Trockenheit erzählt, der Schauspieler Mondory habe nie eine Perrüke getragen, Mademoiselle Champmeslé habe sich ihre Rollen keineswegs alle von Racine einstudiren lassen, und dieser oder jener Künstler habe den Anschein erweckt, als „wüchse er auf der Bühne" — ein solcher Bericht läßt uns völlig kalt. Die Nachwelt flicht dem Mimen nicht nur keine Kränze; sie kann ihm auch keine Nachreden halten, und wenn sie nicht im Stande ist, mit der Schilderung eines Zeitgenossen der Bühnenkünstler auch ihren Schatten aus dem Grabe zu beschwören und ihn für einen kurzen Augenblick mit dem Blute des Lebens zu füllen, da schweige sie lieber ganz oder begnüge sich mit der Namensnennung. Sonst bietet sie uns doch nur die zweifelhafte Freude einer Leichenschau. Selbst bei den Skizzen der englischen Schauspieler neuerer und neuester Zeit, deren Umrisse Prölß dem anziehenden Buche von Lewes „Actors and art of acting" entnimmt, fällt dieser Mangel auf. Mit einigem Antheil folgt man noch der Zeichnung Edmund Kean's, aber alle andern werden gewissermaßen zu kritischen Gemeinplätzen entkörpert. Was bei Lewes, der seine Leute kannte, reiz- und lebensvoll erscheint, wird bei Prölß, der aus zweiter Hand schöpfen muß, zur bloßen Recensentenformel. Niemand wol erhält eine klare Vorstellung von Samuel Phelps, wenn es von ihm heißt:

> Mit außergewöhnlichen Mitteln für das Heldenfach ausgestattet, hat er in Rollen wie Macbeth, Othello, Lear zahlreiche Bewunderer gefunden, ohne die Kenner doch ganz zu befriedigen. Man klagte über Aeußerlichkeit der Auffassung, Uebertreibung und Manierirtheit des Ausdrucks und gedehnten, declamatorischen Vortrag. Jedenfalls aber war er ein Mann von Geist und Talent —

oder von Irving, von dem es in dichtem Anschluß an obige Worte heißt:

> Irving's Ruf nahm erst nach Phelps' Rücktritt einen größern Aufschwung. Er erreicht denselben aber weder in dramatischer Kraft noch in künstlerischer Weihe.

Ich würde auf derartige Dinge nicht allzu großes Gewicht legen, wenn sie nicht im Zusammenhang mit der Schwäche des Buchs in der Behandlung des eigentlich Dramaturgischen ständen. Prölß zieht im Laufe seiner Darstellung das Theater wiederholt heran, und ich wäre der letzte, der leugnen wollte, daß die Geschichte der Bühne mit der Geschichte des Dramas aufs allerengste verknüpft ist. Nun gibt uns der Autor zwar eine Reihe zum Theil immerhin dankenswerther Details. Er nennt uns die Schauspieler Shakspeare's und unterhält uns von einigen, den hervorragendern aus ihrer Schar; mit übergroßer Ausführlichkeit spricht er von dem Bühnenwesen zur Zeit Garrick's, seiner Vorgänger und Nachfolger. Er theilt uns die Bestimmungen des Théâtre français mit, die Differenzen mit den Autoren wegen der sogenannten chûte dans les règles, er zählt die Societäre und Pensionäre nach der Liste vom 1. Januar 1879 auf und gibt uns am Schlusse des Bandes über Frankreich sogar ein Verzeichniß der pariser Theaterkritiker. Aber ich kann ihm den Vorwurf nicht ersparen, daß er zum größten Theil todtes Material zusammengetragen hat. Es fehlt an dem steten

Nachweis der Verbindung des Dramas mit dem Theater, an dem Eingehen auf die Bühnentechnik der verschiedenen Perioden, kurz an dem lebensvollen Bezuge beider Factoren.

Zudem hat das stellenweise sehr breite Ueberwuchern der neuen Theaterstatistik die Oekonomie des Werks nicht unerheblich gestört. Auch dies wäre zwar, wenn die Behandlung des Dramatischen im engern Sinne darunter nicht gelitten hätte, kein Unglück; aber man stutzt doch, wenn man von einem vergessenen und für unsere Anschauung nicht wieder zu erweckenden Schauspieler ein Langes und Breites hört und daneben einen Dichter wie Augier mit nicht ganz drei Seiten abgefunden sieht, deren hauptsächlicher Inhalt überdies noch eine Zusammenstellung von Daten ist. Diese eilfertige Behandlung der Neuern, die schon bei den Italienern Bedenken erregen mußte, wird bei den Franzosen in Betracht ihrer Stellung in der Weltliteratur zum störenden Fehler, doppelt störend, wenn man die eingehende Behandlung der ältern danebenhält.

In letzterer zeigt Prölß dieselbe Billigkeit, mit der er den italienischen Classikern gerecht wird. Mit Maß begrenzt er den Ruhm Corneille's und Racine's. Wohlbegründet, wenn auch nicht eben neu, heißt es von jenem:

> Der Dramatiker kann immer nur wirken, indem er Gegensätze ins Spiel bringt; es sollen dies aber lebendige Gegensätze, individuelle Charaktere, individuelle Empfindungen und Leidenschaften sein. Corneille's Charaktere werden dagegen immer nur erst durch die Principien und Ansichten, die sie vertreten und mit denen sie innerlich oder äußerlich im Kampfe liegen, näher bestimmt. Es handelt sich in jeder Scene vor allem um irgendeinen Gegensatz dieser letztern und nur erst durch sie auch um einen Widerstreit lebendiger Motive und Charaktere. Kaum noch ein anderer Dichter hat diese Gegensätze so abstract herausgearbeitet, und ein großer Theil der Wirkungen, welche er ausübt, beruht auf der glänzenden, immer auf die Erregung einer staunenden Erhebung des Gemüths gerichteten Art und Weise, in der es geschehen, sowie in der epigrammatischen Zuspitzung dieser Gegensätze, die sich bis auf die Behandlung des einzelnen Verses erstreckt.

Mit vollstem Recht wird Lessing's allzu hartes Urtheil über die „Rodogune" modificirt und erklärt; einleuchtend ist mir des Verfassers Votum über Racine's „Britannicus", Besseres hätte ich über die „Phädra" zu hören gewünscht — aber es ist unmöglich, persönliche Sympathien zum Maßstab der Beurtheilung eines ästhetisch-kritischen Werks zu machen, und so soll auf derartige und ähnliche Abweichungen meiner Meinung von der des Verfassers kein Werth gelegt werden. Nur bei der Kritik des „Tartufe" muß ich ihm lebhaft widersprechen, um so mehr, als er in Bezug auf einen streitigen Punkt Shakspeare mit Molière vergleicht und diesem unverdient Unrecht thut. Hat Molière wirklich im „Tartufe" die „eigentliche Sphäre des komischen Dichters überschritten", und hat man beim Lesen und Anschauen dieses köstlichen Werks wirklich einen „gemischten und trüben Eindruck", als wenn „Dinge, welche vorzugsweise unter den sittlichen Gesichtspunkt fallen und eine ernste Beurtheilung fordern, unter den des Lächerlichen gestellt und hiernach behandelt" worden wären? Es sei hinzugefügt, daß Prölß diese Anschuldigung nicht so direct, wie es hiernach den Anschein hat, aber doch indirect und darum also doch erhebt. Man kann dem Verfasser gern zugeben, daß dieses Stück „in der übertreibenden Darstellung des Lächerlichen zuweilen an das Chargirte streift"; aber die satirische Geisel, die den Heuchler dem ausgelassenen Gelächter preisgibt, trifft ungleich schneidender als die moralische Zuchtruthe, und im allgemeinen nimmt Molière ernste Dinge eher zu schwer als zu leicht. Vielleicht eben darum, weil ihm die quellende Gestaltenfülle Shakspeare's nicht zu Wink und Willen war, jedenfalls aber darum, weil ihm der romantische Zug fehlte, hätte er aber die Beschimpfung der Hero und Shylock's Schicksal niemals in Verbindung mit einem komischen Stoff und im leichten Ton behandeln können. Ich kann darum nicht so schlechtweg zugeben, daß Shakspeare die Gefahr, Dinge, die eine ernste Behandlung fordern, ins komische Licht zu ziehen, glücklicher als Molière zu umgehen gewußt hätte. Prölß citirt die Schlechtigkeit Don Juan's und Shylock's Rachsucht, die „unserer Verurtheilung vollständig preisgegeben" werden — warum aber nicht den Bubenstreich des Claudio und die Frivolität der Jessika, die beide von aller und jeder Verurtheilung verschont bleiben?

Auch Voltaire, Diderot, Beaumarchais behandelt Prölß mit gutem Glück, wenngleich es auffallend wird und bleibt, daß er die classischen Charakterköpfe treffender nachzuzeichnen vermag als die romantischen, die widerspruchsvollen und bizarren. In diesem Sinne scheint es mir nicht zufällig, daß die bei aller Barockheit genialste Figur Victor Hugo's (dem sonst ein breiter Raum angewiesen ist), Don Cesar de Bazan, bei Besprechung des „Ruy Blas" nicht einmal erwähnt wird. Daß er, wie bemerkt, bei den Neuern fast ganz versagt, vermag ich jedoch nur einer gewissen Hast bei der Fertigstellung der Arbeit zuzuschreiben und keinem innern Grunde. Sonst hätte er schwerlich ein so oberflächliches und hohles Machwerk wie Dumas' „L'étrangère" ungerupft gelassen, sonst hätte er diesen, den seichtesten und schmuzigsten der Ehebruchsdramatiker, in eine scharfe Parallele mit Sardou und Augier gestellt und vor allem dem Dichter der „Lionnes pauvres" und der „Fourchambault" die Ehre, die ihm gebührt, gegeben. Denn hier, in der Unerbittlichkeit und dem Ernst des letztern, liegt die Berührung mit unsern nordischen Vettern, mit Ibsen und Björnson; in der schonungslosen Wahrheit seiner Charakteristik zeigt er sich ihnen trotz des verschiedenen Stoffgebiets, das die Gesellschaft den Skandinaviern und den Franzosen anweist, wesensverwandt — und diese Verurtheilung der Lüge hat auch auf das moderne deutsche Schauspiel die sichtbarste Wirkung geübt, ganz abgesehen von der Meisterlichkeit der Technik. Augier ist zwar oft craß und herb, aber er verleiht der Gemeinheit niemals den Heiligenschein; ebenso wenig verfällt er in den Fehler Sardou's, zu dessen Porträtirung Prölß Zola heranzieht:

Man fühlt, wie er in jedem seiner Werke den festen Boden unter sich verliert, es ist immer irgendeine unannehmbare Intrigue, irgendein falsches und dabei übertriebenes Gefühl, oder irgendeine außergewöhnliche Complication von Verhältnissen darin, welche zuletzt nur durch irgendein magisches Wort aufgelöst wird.

Ein ähnliches Misverhältniß in der Behandlung der ältern und neuern Literatur war bei den Engländern der Natur der Sache nach unmöglich, und so hat man allen Grund, dem Verfasser, dem das englische Drama geläufig ist, für diesen Band zu danken. Man kann auch hier über Einzelheiten rechten: über die matte Charakterisirung des Marlowe'schen „Faust“, des „Sturm“, „Heinrich's IV.“; man kann gerade im Gegensatz zu dem Verfasser den humoristischen Theil dieser wunderbaren Dichtung in ihrer zweiten Hälfte weit bedeutsamer als in der ersten entwickelt finden, man kann über einen Cardinalpunkt völlig von ihm abweichen und z. B. den Shakspeare betreffenden Satz angreifen:

Auch die Seite des künstlerischen Schaffens, die man gewöhnlich mit dem Namen des künstlerischen Verstandes, der künstlerischen Reflexion bezeichnet, ist kaum noch bei einem Dramatiker in so bedeutender Weise wirksam als bei Shakspeare gewesen —

aber im ganzen muß man doch anerkennen, daß diese Partie, wenn sie auch nicht gerade Neues bringt und kaum bringen kann, doch durch die gleichwägende Gerechtigkeit des Urtheils, die gerade für den Leserkreis des Buchs ein Haupterforderniß war, einen angenehmen Eindruck macht. Besonders annehmbar ist unter anderm die Bekämpfung des vulgären Irrthums, „daß der Dichter nur das wahrhaft lebensvoll und erschöpfend darzustellen vermöge, was er wenigstens annähernd unmittelbar durch äußere Erfahrung auch an sich selber erlebt hat — eine Meinung, die auf einen beschränkten Begriff des dichterischen Vermögens, auf eine zu niedrige Schätzung der dichterischen Phantasie hinausläuft“. Der Verfasser fährt fort:

Kann doch der Mensch unmittelbar an sich selbst immer nur das eigene individuelle äußere Erlebniß erleben, wird ihn dieses doch gerade in den wichtigsten Fällen unfähig zu einer freiern Beobachtung machen. Während der dramatische Dichter das individuelle Leben der verschiedensten Menschen darzustellen hat und das Vermögen dazu nicht nur auf der freiesten Beobachtung der äußern Lebenserscheinungen, sondern auch darauf beruht, sich ohne unmittelbare äußere Einwirkung in die Zustände der verschiedensten Menschen versetzen und hierdurch deren Erlebnisse in sich selbst erleben zu können. ... In jedes Menschen Seele liegen die Keime nicht blos zu seiner, sondern zu jeder individuellen Entwickelung bereit. Der Dichter besitzt nur die Kraft, dieselben nach seinen besondern Zwecken entwickeln zu können, in einem größern Umfange als andere Menschen. Bis zu einem gewissen Umfange aber besitzt sie ein jeder von uns, da wir sonst andern nicht nachzuempfinden, an den dramatischen Schöpfungen die Kraft und den Zauber der Individualisirung nicht zu schätzen im Stande sein würden.

Daß der Schlußband das Beste bringt, wurde wiederholt schon hervorgehoben. Wie sich der Verfasser in ihm, auf vaterländischer Erde, räumlich behaglich ausbreitet, so geht er auch mehr in die Tiefe und fördert manch tüchtiges Ergebniß an den Tag. Sachs und Ayrer (dessen parodistischer Zug vielleicht stärker zu betonen gewesen wäre) werden eingehend behandelt und parallelisirt, Lohenstein gegen das einseitig absprechende Urtheil von Gervinus, das übrigens längst Mode geworden ist, vertheidigt, soweit es geht; Gottsched's Verdienste um unsere Literatur werden mit Besonnenheit geprüft und über der bühnenreformatorischen Thätigkeit der Neuberin auch deren Mann nicht vergessen, der daran zweifellos seinen beträchtlichen Antheil hat. Löblich ist die Charakteristik, die Prölß von Leisewitz und Klinger gibt. Bei der Würdigung unserer Classiker wird Hettner stark in Anspruch genommen. Ausreichendes Material illustrirt den Einfluß, den das englische und französische Drama auf die Entwickelung der deutschen Bühnendichtung ausgeübt; nur vermisse ich hier das Ziehen der Bilanz und das bestimmte Aussprechen der Thatsache, daß doch selbst ein Lessing die so viel angefeindete Technik der Franzosen im wesentlichen adoptirte, daß Schiller in ihr gleichfalls intuitiv das Heil fand, und daß sie, durch die gewaltige Gegenwirkung Shakspeare's vor der Erstarrung bewahrt und ausgeweitet, die Basis unsers deutschen Dramas geworden und geblieben ist. Wie ich in meiner „Dramaturgie der Classiker“, unter anderm im Vorwort zum zweiten Theil, darzulegen versucht habe, stand diese Ausbildung mit dem äußern Apparat im engsten Zusammenhang; sie war eine historische Nothwendigkeit, und es ist nur allzu bezeichnend, daß die Romantiker, die ohne alles Verständniß für diesen Entwickelungsgang Shakspeare, die Spanier oder die Antike copirten und phantastisch übertrieben, auf dem Theater niemals Fuß faßten und mit ihren Bühnenwerken kläglich scheiterten. Oder wo sind die Werke der Tieck, Schlegel, Brentano und anderer? Deutschland hat nun einmal nicht das Glück gehabt, sein Drama lediglich aus nationalen Keimen erblühen zu sehen; aber der charakterlose Kosmopolitismus, der aus aller Herren Ländern Bausteine für ein deutsches Theater herbeischleppt, möchte uns vollends jede Eigenthümlichkeit nehmen. Wir Deutschen stehen in Bezug auf die äußere Form des Dramas mit Lessing und Schiller auf mühevoll errungenem, aber Gott sei Dank festem Boden, und es wäre wol ein Glück, wenn man nicht nur in der Technik, sondern auch im Geist den Spuren der „Minna“, des „Götz“, des „Carlos“ und des „Tell“ folgte. Er steht uns wahrhaftig besser zu Gesicht und gehört uns mehr zu eigen als alle „Andacht zum Kreuz“, trotz Calderon's großem Bühnengenie.

Im übrigen ist, was Prölß über Goethe's Stellung zum Theater (wobei die „Wanderjahre“ sich noch ergiebiger hätten ausbeuten lassen) und über Tieck sagt, nur zu unterschreiben, und wenn er bei Heinrich von Kleist und Grillparzer die Höhe seiner Aufgabe nicht ganz erreicht, so macht er in Bezug auf einige Dichter zweiten Rangs, so über Halm's „Wildfeuer“, zutreffende Bemerkungen, präcisirt völlig klar seine Stellung zu Heine als Dramatiker und entwirft ein richtiges Bild von Gutzkow und Laube,

dessen „Karlsschüler“ allerdings nicht allzu hoch über den unglücklichen „Königslieutnant“ gestellt werden sollten. Auch in Kruse's Lob vermag ich nicht einzustimmen, und stutzig wurde ich, als ich bei der Erwähnung einiger jüngerer Dichter las, Wilhelm Henzen sei am 10. December 1845 geboren und seine „Pfalzgräfin“ sei mit Beifall über die Bühne gegangen. Das ist von Anfang bis zu Ende falsch: der Geburtstag des Genannten fällt, wie ich zufällig weiß, auf den 30. November 1850, und nicht seine „Pfalzgräfin“, sondern seine „Bettina“ ist in Bremen und Berlin zur Aufführung gelangt. Bedenklich ist ein solcher Irrthum nur gegenüber den zahllosen übrigen Daten, die man in gleicher Weise zu controliren außer Stande ist. Auch begegnet es dem Verfasser — was beiläufig noch bemerkt sei —, in der englischen Abtheilung bei Erwähnung Swinburne's in einem mir übrigens unverständlichen Satz von dessen „Chastelard“, „Bothwell“ und der Trilogie „Maria Stuart“ zu sprechen, während doch die beiden erstgenannten Dramen die ersten dieser Trilogie sind. Dergleichen Ungenauigkeiten verstimmen immer, und man hat auf seiner Hut zu sein, um ihretwillen den Werth des Buchs nicht zu gering anzuschlagen.

Worin dieser besteht, dürfte hinlänglich dargethan sein. Prölß hat gesunde praktische Ansichten von der Bühne und geht in der Beurtheilung des Dramatischen sicher auf dem gerechten Weg der Mitte. Wo er nicht originell sein konnte, hat er gute Quellen ausgeschöpft. Wo er selbständig vorgeht, überrascht und packt er nicht, aber er gewährt dem Laien eine bequeme Anweisung und Führung. Eine Förderung der literarhistorischen Kenntniß, der ästhetischen Einsicht bringt sein Buch kaum — aber es kann gerade durch seine Eigenschaften für die Verbreitung der Kenntniß des Dramas der modernen Culturvölker und seiner Geschichte von praktischem Nutzen sein, und auch einen solchen Gewinn sollte man dankbar begrüßen.

Heinrich Bulthaupt.

Geschichtliches.

1. Funfzig Jahre russischer Verwaltung in den baltischen Provinzen. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1883. Gr. 8. 6 M. 60 Pf.
2. Politische Geschichte der Gegenwart. XVI. Das Jahr 1882. Nebst einer Chronik der Ereignisse des Jahres 1882 und einem alphabetischen Verzeichnisse der hervorragenden Personen. Von Wilhelm Müller. Berlin, Springer. 1883. Gr. 8. 4 M. 20 Pf.

Zur richtigen Würdigung der sich immer mehr zuspitzenden politischen, religiösen und socialen Verhältnisse in den russischen Ostseeprovinzen trägt die Schrift „Funfzig Jahre russischer Verwaltung in den baltischen Provinzen“ (Nr. 1) nicht wenig bei. Der Verfasser, welcher aus den genannten Provinzen stammt, ist in der Lage gewesen, von interessanten, bisher größtentheils geheim gehaltenen Actenstücken Kenntniß zu nehmen, und bietet dieselben nunmehr seinen frühern Landsleuten und dem Publikum Deutschlands, das in neuerer Zeit den Zuständen der baltischen Vergangenheit und Gegenwart größere Aufmerksamkeit zuwendet, theils vollständig, theils im Auszuge dar; er sagt in dem seiner Arbeit vorausgeschickten Vorwort unter anderm:

> Es kommt für uns nur darauf an, daß der Wille zum Leben, und zwar zu selbständigem, auf sich selbst ruhendem Leben dem Lande und seinen Söhnen erhalten und daß er gekräftigt werde. Zu solcher Lebenserhaltung haben die vorliegenden Blätter beitragen wollen, indem sie daran erinnern, was alles über das Land unserer Väter hinweggegangen ist, ohne daß demselben die Fähigkeit zu eigenartiger Existenz und zur Erneuerung seiner Kräfte abhanden gekommen wäre.

Diese Ueberzeugung ist denn auch für die Veröffentlichung der in Rede stehenden Beiträge zur neuern Geschichte von Liv-, Est- und Kurland maßgebend gewesen.

Das Buch zerfällt in fünf Hauptabschnitte, von denen der erste einen Rückblick auf die Wirksamkeit des Marquis Paulucci (1812—30) gibt, der zweite die Begebenheiten in der Pahlen'schen Zeit (1830—45), der dritte die Golowin'sche Periode (1845—48), der vierte die Suworow'sche Aera (1848—61) und der fünfte die Ereignisse der letzten zwanzig Jahre (1861—81) behandelt. Was den ersten dieser Abschnitte betrifft, so genügt es, kurz zu constatiren, daß der Marquis Paulucci, dem Alexander I. im Jahre 1812 die Administration von Liv-, Est- und Kurland anvertraute, bei der Organisation dieser Provinzen kein geringes Verwaltungstalent und bei allen äußern Anordnungen einen Geschmack bewies, der nicht undeutlich seine Herkunft aus einem Lande des Geschmacks bekundete; letzteres zeigte sich namentlich bei dem Wiederaufbau der eingeäscherten Stadttheile von Riga. Auch der Gerechtigkeitspflege hat Paulucci große Dienste geleistet, wenngleich nicht immer den bestehenden Privilegien gemäß. Er hörte jeden Bedrängten und wußte stets wenigstens schnelle Entscheidungen sogar in den höhern und höchsten Instanzen zu Wege zu bringen. Die Aufhebung der Leibeigenschaft, obschon früher vorbereitet, ist allein hinreichend, ihm einen unverwelklichen Lorberkranz zu winden; zu den Schattenseiten seines Charakters gehört der Umstand, daß er den Werth des Geldes und äußere Ehrenbezeigungen nicht selten höher schätzte, als es nothwendig gewesen wäre.

Der zweite Abschnitt schildert die Angriffe auf das deutsche Bildungswesen, die Wühlereien der griechischen Kirche, die hierdurch veranlaßten livländischen Bauernunruhen im Jahre 1841 und die Wirksamkeit der Censur in Liv-, Est- und Kurland. In den dreißiger Jahren, so berichtet der Verfasser, erklärte Kaiser Nikolaus bei festlicher Tafel, er werde das von Peter dem Großen Liv- und Estland gegebene Wort nicht brechen. Dies kaiser-

liche Wort machte seinerzeit großes Aufsehen; allein die Gesinnung, aus der es hervorging, blieb nicht unverändert. Nur zu bald stellte sich eine Wandlung ein; denn wie der Autor actenmäßig darthut, gingen nicht nur die betreffenden Beamten, sondern der Kaiser selbst darauf aus, „die Landesverfassung, die deutsche Nationalität und die evangelisch-lutherische Kirche in den baltischen Provinzen zu vernichten". Der kluge Italiener Marquis Paulucci erkannte früher als andere die wahren Absichten seines kaiserlichen Herrn, da er beim Scheiden von der Stätte seiner mehrjährigen Wirksamkeit ausrief: „La Livonie finira par la parfaite ressemblance du gouvernement russe au-delà de l'Ural."

Gar zu bald, nachdem sein Nachfolger, General Baron Karl Magnus von der Pahlen, ein gut deutsch und protestantisch gesinnter, aber seinem Amt nur wenig gewachsener Mann, in Function getreten war, wurde der Anfang damit gemacht, jenes Wort des frühern Generalgouverneurs der baltischen Provinzen zu verwirklichen. Zunächst waren die Angriffe auf das Schul- und Erziehungswesen, welches in den Provinzen nach deutscher Art organisirt war, gerichtet. Solange Baron von der Pahlen Curator des dorpater Lehrbezirks war, wurde an den Grundlagen des deutschen Unterrichtswesens nicht gerüttelt; als er aber, um sich dem gleichzeitig von ihm bekleideten Amt eines Generalgouverneurs von Liv-, Est- und Kurland ausschließlich zu widmen, die Leitung der baltischen Lehranstalten in die Hände G. Crossström's, eines ungebildeten Mannes, der es vom estnischen Bauern zum russischen Generallieutenant gebracht, niedergelegt hatte (1835), traten die Russificirungsabsichten des Ministeriums Uwarow immer deutlicher hervor. Der Autor beschreibt dies, auf officielle Actenstücke gestützt, sehr ausführlich; wir heben nur kurz hervor, daß der Rector der baltischen Landeshochschule Dorpat Collegienrath Volkmann, der Dekan der juristischen Facultät Staatsrath Professor Dr. Bunge und der Professor der Theologie Collegienrath Ulmann ihrer Aemter entsetzt wurden, worauf auch die Professoren C. O. von Madai (Jurist) und Preller (Archäolog) erklärten, daß sie nach solchen Gewaltacten nicht länger im russischen Staatsdienst verbleiben könnten, und Dorpat verließen. Auch der Landrath Baron Bruiningk wurde, weil er die rechtswidrigen Maßregeln des Ministers Uwarow zur Kenntniß des Kaisers zu bringen gewagt hatte, seiner Stellung als Ehrencurator des dorpater Gymnasiums enthoben. Als Vertreter des Landes that jedoch Baron Bruiningk auch fernerhin seine Pflicht und stand überall da auf dem Wachtposten, wo es galt, „den Willkürlichkeiten eines Uwarow zu begegnen". Freilich nicht immer mit Erfolg; denn seine Bemühungen, das vom Kaiser beschworene Landesrecht aufrecht zu erhalten, scheiterten an dem immer deutlicher sich kundgebenden Willen der Staatsregierung, die Bewohner der baltischen Provinzen russischer zu machen. „Wenn wir auch", so schrieb einmal Bruiningk, „in treuer und loyaler Gesinnung uns dem allerhöchsten Willen gehorsam erweisen müssen, so wird es doch, das hoffe ich zu Gott, die Aufgabe unsers Lebens bleiben: treu und fest zu beharren in deutscher Gesinnung und deutscher Sitte und im Glauben der Väter — und diesen Sinn auf Kinder und Enkel zu vererben!"

Um die Macht der in Livland dominirenden protestantischen Kirche zu brechen, wurde im Jahre 1836 in Riga ein griechisches Bisthum gegründet, obschon dazu durchaus kein Bedürfniß vorlag; ebenso errichtete man in Pleskau ein Seminar, in welchem griechische Priester herangebildet wurden. Ferner wurden Schriften, die im Sinne der russischen Kirche geschrieben waren, in die Sprache der Letten und Esten übertragen. Aus welchem Grunde dies alles geschah, zeigte sich zuerst im Jahre 1841. Von Riga her verbreitete sich nämlich im Frühsommer 1841 das Gerücht, im „warmen Lande", d. h. im Süden Rußlands, würde jedem, der es wünsche, vom Kaiser Wohnsitz und Land angewiesen. Man brauche nur den lutherischen Glauben abzuschwören, die „Religion des Kaisers" anzunehmen und sich bei einem griechischen Priester in Riga „anschreiben" zu lassen, um Anweisungen auf das versprochene „warme Land" zu erhalten. Dies gab Veranlassung zu weitverbreiteten unruhigen Bewegungen unter der ärmern Bauernbevölkerung Livlands, und die Provinzialobrigkeit suchte vergebens, der mangelhaften Urtheilskraft der Bauern die Richtigkeit der Uebersiedelungsgerüchte darzuthun.

Was die Ausübung der Censur anlangt, so mag aus der Pahlen'schen Zeit nachstehender Vorfall als Illustration dienen. Der Redacteur eines in Mitau erscheinenden Literaturblattes hatte im Jahre 1830 folgende, der „Stettiner Zeitung" entnommene Notiz zur Kenntniß seiner Leser bringen wollen:

Der Justizrath von Bardeleben war im Jahre 1800 Lehrer im adelichen Kadettenhause in Berlin und sein Schüler war der jetzige Feldmarschall von Diebitsch-Sabalkanski. Dieser schrieb beim Ausscheiden aus dem Kadettenhause folgende Verse in das Stammbuch seines Lehrers:

Ja, vergehen muß, vergehen
Pfaffenthum und Mohammed!
Rauchen werden ihre Trümmer,
Wenn die Freundschaft noch besteht.
Berlin, im Jahre 1800. C. F. von Diebitsch.

Der Censor strich die gewiß harmlose Notiz, und über dieses Verfahren führte der Redacteur des bezeichneten Blattes bei Baron Pahlen Beschwerde, der jedoch das Verbot aufrecht hielt und als Motivirung desselben anführte, „daß die Wahrheit der Anekdote nicht attestirt sei und die Erlaubniß des Feldmarschalls zur Veröffentlichung confidentieller jugendlicher Aeußerungen von scherzhaftem Stil nicht vorliege".

Der dritte Abschnitt, welcher die Golowin'sche Periode umfaßt, berichtet vorzugsweise über den durch politische und geistliche Umtriebe veranlaßten Massenübertritt der Letten und Esten zur griechischen Kirche und enthält ferner interessante Aufzeichnungen des geheimen Agenten Liprandi

sowie charakteristische Auszüge aus dem Tagebuche des Grafen D. N. Tolstoi. Der Verfasser charakterisirt die genannte Periode kurz also:

In der Geschichte der baltischen Provinzen und ihres Kampfes um ihr gutes Recht, ihre deutsche Sprache und evangelische Kirche bezeichnet das Jahr 1845 einen ernsten Wendepunkt. Waren diese Lande bisher wenigstens nach Verwaltungsmaximen regiert worden, die den in Westeuropa üblichen nicht gar zu unähnlich waren, so trat mit dem genannten Jahre ein vollständiger Systemwechsel ein. Mit brutalster Willkür wurde der Kampf gegen die heiligsten und theuersten Güter der deutschen Bewohner Liv-, Est- und Kurlands aufgenommen, seitdem Kaiser Nikolaus seinen Generaladjutanten Eugen Golowin zum Generalgouverneur der Ostseeprovinzen ernannt hatte.

Neben dem vielen Unheilvollen, das die Golowin'sche Periode dem Lande brachte, ist indeß auch ein guter Erfolg zu verzeichnen: in den Tagen der Bedrängniß ist das baltische Bürgerthum ernster als je zuvor zum Bewußtsein seiner Mission gelangt; es ist jene Widerstandskraft erstarkt, die, wie der Autor hofft, „noch auf lange Zeit hinaus alle Angriffe auf das deutsche Wesen des Landes abwehren wird". Golowin selbst, welcher der berüchtigten Tatarinow'schen Sekte angehörte, verlor seinen Machteinfluß und mußte sich auf seine Güter im Gouvernement Smolensk zurückziehen, wo er zu Anfang der funfziger Jahre starb.

Im vierten Abschnitt wird die für die Ostseeprovinzen äußerst segensreiche Suworow'sche Aera einer genauen Betrachtung unterzogen. Graf Alexander Arkadiewitsch Suworow war der Enkel des berühmten Feldmarschalls Suworow und wurde am 1. Juli 1804 in Petersburg geboren. Er genoß eine gute Erziehung in dem Institut des bekannten Pädagogen Fellenberg in Hofwyl, von wo er 1822 nach Paris ging, wo er ebenso wie später in Göttingen Vorlesungen über Diplomatie und Taktik hörte; namentlich an letzterm Ort gab er sich auch den Freuden des Burschenlebens mit Begeisterung hin, und gern gedachte er in spätern Lebensjahren der auf einer deutschen Hochschule froh verlebten Jahre. Suworow genoß das vollste Vertrauen des Kaisers Nikolaus und hat dasselbe als Generalgouverneur der Ostseeprovinzen niemals gemisbraucht. Kaiser Alexander II. ehrte ihn, als er im Jahre 1861 von Riga abberufen wurde, um das Amt eines Generalgouverneurs von Petersburg zu übernehmen, mit folgenden Worten: „Den beständig von mir gehegten Wunsch, daß die Regierenden und die Regierten durch die Bande gegenseitiger Anhänglichkeit und gegenseitigen Vertrauens verbunden sein möchten, haben Sie vollkommen erkannt und in Ausführung gebracht, und es ist mir besonders angenehm, Ihnen dafür meine aufrichtigste Dankbarkeit auszudrücken."

Der Verfasser äußert sich also über Suworow:

Fürst Suworow war der beste der Menschen, der beste der kaiserlichen Statthalter, welche jemals im alten Schlosse zu Riga gewaltet. Das wußte jedermann in Riga und in den Provinzen, der sich in Nöthen befand und Schutz und Vertheidigung suchte. Er erfreute sich einer geradezu beispiellosen Popularität und Liebe bei allen Klassen der Gesellschaft, und hierfür kann kein treffenderer Beleg angeführt werden als die nachstehende kleine Episode, von der die Tradition aus den Julitagen des Jahres 1862, da Kaiser und Kaiserin die baltische Metropole besuchten, zu berichten weiß. In leutseligster Weise unterhielt sich Kaiser Alexander damals mit dem Aeltermann der St.-Johannisgilde, dem Schlächtermeister Mainhardt. Auf die Frage, ob er nicht irgendeinen Wunsch habe, antwortete jener: „Nein", besann sich aber und sagte: „Doch, Majestät, wenn Sie nach Petersburg kommen, so grüßen Sie mir unsern alten Suworow recht herzlich" — was der Kaiser mit innigem Lachen zu thun versprach.

Die treue und liebevolle Anhänglichkeit, welche die baltischen Provinzen allezeit dem Fürsten Suworow zeigten, ward von diesem bis zu allerletzt aufs herzlichste erwidert, und die alte Gesinnung und lebendige Theilnahme für die ihm theuern Provinzen hat er bis zu seinem vor nicht allzu langer Zeit erfolgten Tode bewahrt. In allen entscheidenden Stunden der neuern baltischen Geschichte ist er auf dem Platz gewesen: die gute Sache hat niemand mit so viel Muth und Begeisterung vertreten wie Fürst Suworow.

Der fünfte und letzte Abschnitt, welcher die Ueberschrift „Aus den letzten zwanzig Jahren" trägt, schildert die Anfänge der dem Deutschthum feindlichen junglettischen Bewegung (1862—65) und wie es gegenwärtig um das Lettenvolk steht, ferner die Kämpfe um Gewissensfreiheit und das Programm des Generals Albedinski. Dem Fürsten Suworow, welcher sich in vierzehnjähriger Verwaltung unauslöschbare Verdienste um die baltischen Provinzen erwarb, sind als oberste Machthaber in diesen Landen in raschem Wechsel gefolgt: die Generaladjutanten Wilhelm Baron Lieven (1861—64), Graf Peter Schuwalow (1864—66), Graf Ed. Baranow (1866) und Peter Pawlowitsch Albedinski (1866—70). Baron Lieven mußte dem Andrängen der seit der polnischen Insurrection zu mächtigem Einfluß gelangten nationalrussischen Partei weichen. Die auf seinen Nachfolger, den Grafen Schuwalow, seitens der russischen Bureaukratie gesetzten Hoffnungen, daß er als Russificator in Liv-, Est- und Kurland auftreten werde, sind um so weniger in Erfüllung gegangen, als ihm die Weisung gegeben war: „Handle wie du willst; aber handle so, daß man in den Provinzen mit dir zufrieden ist." Ihm folgte einer der vertrautesten Jugendfreunde des Kaisers, Graf Baranow (selbst baltischer Herkunft), ohne veränderte Instructionen zu erhalten. Der neue Chef konnte sich indessen mit der Entfernung von dem gewohnten Hofleben so wenig befreunden, daß er schon nach wenigen Monaten sich zuerst nach Wilna versetzen und dann wiederum nach der Residenz zurückberufen ließ. Es war dem General Peter Pawlowitsch Albedinski vorbehalten, einen Systemwechsel zu inauguriren und wieder dieselben Wege zu betreten, auf denen zwanzig Jahre früher General Golowin zu wandeln versucht hatte. Er war es, der die Pläne der russischen Nationalpartei zuerst zur Ausführung zu bringen unternahm, der unablässig auf die Verschmelzung der Provinzen mit dem Reiche hinarbeitete, der Schule und Kirche als Mittel zur Russification be-

nutzte, unbekümmert um alle von dem Landesherrn beschworenen und feierlichst zugesicherten Rechte. Sein politisches Programm hat in prägnanter Weise in der Denkschrift Ausdruck gefunden, die er im October 1869 dem Kaiser Alexander II. überreichte. Aus diesem Mémoire Albedinski's, welches der verstorbene Monarch mit seinen Randglossen versah, hat der Verfasser die wesentlichsten Punkte zum Abdruck gebracht.

Aus dem Vorstehenden dürfte sich ergeben, daß das in Rede stehende Werk von dem höchsten Interesse für alle ist, die sich über die Zustände in den Ostseeprovinzen genauer unterrichten wollen. Gerade in der Gegenwart, wo die Arbeiterunruhen zu Port-Kunda in Estland und die Ermordung des Barons Nolde bei Libau sowie die Worte, welche der General Gurko, Generalgouverneur von Polen, an den Lehrkörper der Universität zu Warschau richtete, das öffentliche Interesse wachgerufen haben, ist das oben skizzirte Buch eine willkommene Gabe. Es wird sich kaum leugnen lassen, daß eine Hauptschuld an den betrübenden Vorgängen, die in jüngster Zeit in den baltischen Provinzen stattfanden, die lettische und estnische Hetzpresse trägt, die von russischer Seite vielfach begünstigt wird, und der entgegenzutreten die deutsche Presse in Rußland durch die dortige Censur verhindert war und wahrscheinlich noch ist.

Der vorliegende sechzehnte Band der „Politischen Geschichte der Gegenwart" von Wilhelm Müller (Nr. 2) ist wie die vorangehenden Bände in Form einer politischen Revue gehalten, bietet aber doch die praktischen Vortheile eines historischen Tagebuchs dar. Nicht zu tadeln ist, daß der Verfasser die deutschen Verhältnisse in den Vordergrund stellt und die außerdeutschen vorwiegend im Lichte des deutschen Interesses betrachtet; zu wünschen dagegen wäre, daß bei der Darstellung der politischen Streitigkeiten im Deutschen Reiche die Objectivität des Urtheils mehr gewahrt und ein einseitiger Parteistandpunkt weniger herausgekehrt würde. Darin aber glauben wir dem Autor beistimmen zu müssen, daß bei den vielen ungelösten Fragen, von welchen das nationale, das politische, das sociale und — setzen wir hinzu — das religiöse Gebiet berührt und unsere Zeit in Spannung erhalten wird, auf längere Zeit hinaus an Ruhe nicht wol zu denken ist. Auch den wichtigern Ereignissen, die im Laufe des Jahres 1882 in Amerika und Afrika (Aegypten) vorkamen, ist genügend Rechnung getragen worden. Als Anhang ist dem Buche eine Chronik der bedeutendsten Vorkommnisse des Jahres 1882 und ein alphabetisches Verzeichniß der hervorragenden Personen beigegeben.

Rudolf Doehn.

Die Liparischen Inseln.

Im Reiche des Aeolus. Ein Bordleben von hundert Stunden an den Liparischen Inseln. Reiseskizzen von A. Freiherrn von Pereira. Mit 36 Illustrationen und einer Karte. Wien, Hartleben. 1883. Lex.-8. 4 M. 60 Pf.

Wer dies Buch liest, wird nicht in Versuchung gerathen, mit dem jungen Mädchen in Körner's „Gouvernante" auszurufen: „Der Gegenstand ist fad, mir ist's nur um den Stil." Im Gegentheil: der Stoff ist interessant genug, wenn nur die Form etwas genießbarer wäre.

Die Schrift besteht aus zwei ungleichen Theilen. Der erste, nach Umfang und Inhalt bedeutendere Theil schildert eine Excursion nach den Liparischen Inseln, der zweite bringt poetische Reisefrüchte: „Bilder der tyrrhenischen, der adriatischen und der oceanischen Woge".

Die Liparen, oder wie sie der Verfasser gern mit ihrem alten, auch noch auf modernen italienischen Karten sich findenden Namen nennt, die Aeolischen Inseln, bilden bekanntlich eine zahlreiche Gruppe größerer und kleinerer Eilande im südöstlichen Winkel des Tyrrhenischen Meeres, nördlich von der sicilianischen Küste, insgesammt gegen 300 Quadratkilometer mit 12000 Einwohnern umfassend. Sämmtlich vulkanischen Ursprungs, zum Theil mit noch thätigen Feuerbergen, zum Theil von abenteuerlicher Gestalt, bald als nackte Felsen hoch und steil aus den Fluten ragend, bald mit Buschwald, mit Obst- und Oelbäumen, mit Getreide und Weinpflanzungen bekleidet, aus deren grüner Hülle sich die hohen düstern Kraterränder und Aschenhügel hervorstrecken, sind sie von altersher der Schauplatz zahlreicher Mythen und Sagen gewesen und in neuerer Zeit zugleich ein Gegenstand interessanter Studien für die Naturkundigen, zumal die Geologen geworden. Der wissenschaftlichen Welt hat zuerst der berühmte Spallanzani in seiner „Reise nach dem Königreiche beider Sicilien" (1788) ihre Kenntniß vermittelt. Dagegen sind dieselben bis auf den heutigen Tag vollständig außerhalb der großen Touristenstraße geblieben. Die Erklärung dafür liegt nahe. Nur die größte und bevölkertste Insel, Lipari, hat eine regelmäßige Dampfschiffahrtsverbindung mit Messina, nur sie bietet zugleich den Reisenden eine einigermaßen leidliche Unterkunft. So hat sich der Verfasser des vorliegenden Buchs ein wirkliches Verdienst erworben, indem dasselbe eine wesentliche Lücke in der sonst so massenhaften Touristenliteratur über Italien ausfüllt.

Der Verfasser hatte schon drei Jahre lang Sicilien vom Monte Pellegrino bis zum Aetna durchwandert, konnte aber, wie er sagt, „einen Gesammteindruck der Insel nicht für sich als gewonnen betrachten", solange ihm die Liparischen Inseln fremd blieben. Deshalb miethete er in Palermo mit sechs Genossen einen kleinen Dampfer unter dem Befehle des Eigenthümers, des originellen Kapitäns Corvay, um in viertägiger Fahrt alle bedeutendern

Eilande der Gruppe zu besuchen. Die Gesellschaft, deren Mitglieder uns genau porträtirt werden, war bunt zusammengewürfelt: zwei Maler, der als Original in ganz Italien bekannte Wiener Ethofer und der in seinem Vaterlande hochgeschätzte Palermitaner Ciccio, zwei „Lions" der beau monde von Palermo, der Professor der Geographie, Padre Gambino, das wissenschaftliche Mitglied der Expedition, mit physikalischen Instrumenten reich ausgerüstet, dessen Beobachtungsresultate uns aber der Verfasser leider nicht mittheilt, und „der Cavaliere", der nur mitging, weil er es — die Reise wurde im Hochsommer (Juli 1879) unternommen — vor Hitze in Palermo nicht mehr aushalten konnte. Nach den beigegebenen Illustrationen zu schließen, scheint die Gesellschaft zugleich eine Sammlung von Häßlichkeitstypen gewesen zu sein.

Nachdem alle transportabeln Bequemlichkeiten, die das kleine Schiff fassen kann, und reichliche Mundvorräthe eingeladen sind, lichtet es eines Abends an der Marina von Palermo, Feuerzeichen mit dem am Lande versammelten Publikum tauschend, die Anker. Zunächst geht es die Nordküste Siciliens entlang. Cefalu mit seinem Dome, der an die Kathedrale von Monreale erinnert, und seiner alten Normannenburg, an deren Thore die Gesellschaft vergeblich auf Einlaß harrt, bildet die erste Station; dann wird die weitberühmte Terracottenfabrik von Santo-Stefano besichtigt, während die alte Griechenstadt Tyndaris nur in der Ueberschrift eines Kapitels figurirt, da es zu spät geworden war, der Stätte derselben einen Besuch abzustatten.

Von Milazzo, das sie bei Nacht anlaufen und von dem die Reisenden deshalb so wenig etwas zu sehen bekommen wie der Leser, geht die Fahrt nach dem nahen Lipari, dessen Miniaturhauptstadt, an Capri erinnernd, wie alle übrigen Ortschaften der Inselgruppe mit ihren flachen Dächern, ihren schmuzigen winkligen Gassen, ihren eng aneinandergedrängten kleinen fensterarmen Häusern einen fast orientalischen Eindruck macht. Von hier aus wird der höchste Berg der Insel, der alte Vulcan Sant-Angelo erstiegen, dessen untere Abhänge steil zum Meere hin abfallen, während weiter oben auf der sanfter geneigten Fläche die Villen der wohlhabenden Liparesen in freundliches Grün eingebettet liegen. Der Boden des kesselförmigen alten Kraters ist gleich den andern liparesischen Bergen und dem Waldgürtel des Aetna mit dichten Massen des Adlerfarrns (Pteris aquilina) bekleidet, welcher, unmittelbar der schwarzen, kaum verwitternden Lava entwachsend, den Boden erst für eine phanerogamische Vegetation vorbereiten zu müssen scheint. Von dem scharfen Kraterrande genießen die Wanderer eines prächtigen Blicks über die ganze Inselgruppe, die strahlende Meeresfläche und die Nordküste Siciliens. Der Gesammtaufbau der Insel, von der noch drei andere Bergspitzen aufragen, erscheint bisjetzt als ein geologisches Räthsel, mit dessen Lösung der Verfasser sich nicht befaßt. Käme uns nicht ein gutes Bild und eine dem Buche beigegebene Karte der Liparen zu Hülfe, so würden wir uns aus seinen Worten allein überhaupt keine klare Vorstellung von der Insel zu bilden vermögen. Dazu sind seine Schilderungen zu kurz, zu fragmentarisch und abgerissen, wie einzelne aufgezeichnete Notizen und Tagebuchblätter: Topographie, Landschaft, Geognosie, Statistik, Geschichte, Sage, Bibliographie, persönliche Erlebnisse — alles bunt durcheinandergeworfen. Hat der Verfasser, wie er sagt, gesucht, das Charakteristische jeder Insel zu erfassen, so kommt das dem Leser doch keineswegs immer zu gute. Die „idyllischen" Scenen an Bord der „Eleonora", wo die Reisenden im Schwimmcostüm zu hausen und zu schmausen pflegen, nehmen einen breiten Raum ein, freilich ganz in Uebereinstimmung mit dem Titel des Buchs. . . . Die Chronik, welche das wissenschaftliche Mitglied der Gesellschaft zusammengestellt hat, beginnt mit den Cyklopen als ersten Bewohnern und geht dann zu Aeolus über, während aus historischer Zeit leider nur dürftige und vereinzelte Nachrichten erhalten sind. Bedeutender sind die geognostischen Betrachtungen, wenn sie auch nicht auf Neuheit und Originalität Anspruch machen können. Mit Dolomieu (er schreibt hartnäckig Dolomien) hält der Verfasser den Bimsstein von Lipari, welches er als das Centrum der vulkanischen Thätigkeit der Liparidengruppe betrachtet, für durch Feuer umgewandelten Granit, der auf dem nahen Vulkan durch den Einfluß stärkerer Hitze (nach Spallanzani) zu Obsidian wurde, während die Basalte Panarias noch deutlich die drei Bestandtheile des Granits nachweisen lassen. Die Lava von Stromboli hingegen deute, wie die des Vesuv und Aetna, auf eine Entstehung aus jüngern Gesteinen hin.

Anschaulicher als die des Monte Sant'-Angelo ist die Schilderung des gewaltigen Kraters der Insel Vulcano, die, übrigens unbewohnt, in neuester Zeit von einer englischen Gesellschaft, welche auch den sonst kaum erklimmbaren Feuerberg durch einen gemauerten Weg zugänglich gemacht hat, auf Alaun, Schwefel und Borax ausgebeutet wird. Die Arbeiter derselben — Sträflinge, welche ihr die italienische Regierung zur Verfügung stellt — führen in Felslöchern ein kaum menschenwürdiges Troglodytenleben.

Von Vulcano geht es zu der nordwärts gelegenen Insel Salina, der alten Didyme (oder, wie der Verfasser schreibt, Dydime), die nach seiner Schilderung bis zu dem 912 Meter hohen Gipfel bewaldet und mit einem Kranze schimmernder Ortschaften umgeben ist, während uns die beigegebene Abbildung am Fuße hoher kahler Felsmassen nur einen schmalen Vegetationsgürtel zeigt. Auf dem weiter nordöstlich gelegenen Panaria brechen überall alte knorrige Oelbäume zwischen den Lavablöcken hervor, sodaß sie unser Verfasser als „Oliveninsel" bezeichnet. Wunderbare sociale Zustände scheinen hier, wie mehr oder weniger auch wol auf den Nachbarinseln, zu herrschen: so ist z. B. der Pfarrer von Panaria mit seinen 700 Seelen zugleich Delegat der Regierung, Richter, Bürgermeister, Postmeister und Schullehrer.

Stromboli, der nördöstliche Eckpfeiler der Inselgruppe, enthält, oder man darf sagen, bildet bekanntlich den mächtigsten und höchsten (950 M.), noch immer in Thätigkeit begriffenen Vulkan, dessen flammengerölhete Rauchsäule bei Nacht weithin über die Meeresfläche leuchtet. Nur zweien der Reisenden gelang es, mühselig klimmend den furchtbar steilen Rand des Kraters zu erreichen, der von einem doppelten Mantel, einem niedrigern äußern und höhern innern, umgeben ist. In die dampferfüllte Tiefe niederblickend, sahen sie das wilde Emporschleudern der Steine und vernahmen das dumpfe Gebrüll des gefangenen Riesen. Ein Gedicht, das mehr anschaulich als poetisch mit den Worten beginnt: „Ruppig und struppig ist der Vulkan“, gibt uns eine Schilderung dieser Besteigung. Stromboli, berüchtigt auch der plötzlich heftigen Windstöße an seinen Küsten wegen, gilt als der wahre Sitz der Aeolussage, deren Entstehung der Verfasser in einem besondern Kapitel zu erklären unternimmt. Die Grotte freilich, in welcher der alte Windgott seine unbotmäßigen Unterthanen gefangen hielt, wurde den Reisenden auf Feliendi (nicht Philiendi, wie Pereira schreibt), der alten Dattelpalmeninsel (Fenicusa, von Phönix), gezeigt, welche sie zunächst anliefen. Mit Aliendi, früher Ericusa genannt, die von der dort in Menge wachsenden Erica arborea, der baumartigen Heide, ihren Namen erhalten haben soll, wurde endlich die Rundfahrt beschlossen, und die Reisenden kehrten, hochbefriedigt von allem Gesehenen und Erlebten, nach Palermo zurück.

Die rhythmischen „Bilder von der tyrrhenischen, adriatischen und oceanischen Woge“ zeugen von aufrichtiger Begeisterung für die geschauten Naturwunder: schade nur, daß die Muse des Verfassers mit diesem Enthusiasmus nicht ganz Schritt zu halten vermag. In einer hochfliegenden Ode, die mit den Worten beginnt:

> In der Mitte der Nacht,
> In deren Pracht
> Der hohe Olympos sich suchte zu hüllen,
> Wenn er zur Cypris schleichet sacht —

unter den hehren Ruinen der alten Akragas erfahren wir, daß „in ihm ist ewig neu auffsprießender Gedanken Sprudelkern“, und, wie es in einem andern Gedichte mit unverkennbar Heine'schem Anklang heißt, daß „sich sein Herz einem Meere gleich ausdehnt“; aber: „Wer“, so fragt er selbst,

> versagt mir die Quelle,
> Zu sprudeln hervor meiner Lieder Welle?

Es muß wol ein neidischer Gott gewesen sein —, hat er irgendwie Apollo beleidigt? oder irgendeiner der Camönen auf den Fuß getreten? Jedenfalls sind Verse wie:

> Liebliches Album! Du bist in duftenden Juchten gebunden,
> Daß man die Wehmuth nicht riecht, die deinen Blättern entströmt —

mehr originell als poetisch, welch letztere Eigenschaft man auch wol der folgenden Strophe in der Ballade vom „Pomeranzenjungen“:

> O nimm aufs Schiff mich mit,
> Schnee bildet hier die Decke,
> An des Palastes Ecke
> Ich Almosen erbitt' —

so wenig vindiciren möchte wie dem Refrain in der langen Ballade vom Schiffsjungen Tom:

> I am bound to the articles.

Originell ist eine Vision, in welcher der Dichter den Kaiser Barbarossa in der blauen Grotte von Capri baden sieht und erfährt, daß derselbe nur nach Italien gekommen sei, „weil der Capri-Sirenen Pracht all sein Sehnen umfangen hielt“. Freilich hatte das Unternehmen böse Folgen:

> Blutroth ging drauf,
> Des Schmuckes beraubt,
> Der Staufen Sonne unter.

Doch diese gereimten und ungereimten Ergüsse sind unschuldiger Natur; warum sollte man dem Verfasser das Vergnügen misgönnen, sie gedruckt zu sehen? Thun sie doch dem wirklichen Verdienste des Haupttheils seines Buchs keinerlei Abbruch. Viel schlimmer sind die zahllosen Druck- und Schreibfehler, von denen die Schrift wimmelt! Die italienischen Namen, Citate und Gedichte sind oft geradezu unverständlich, oder erfordern doch ein förmliches Studium, um sie zu entziffern. So steht, um nur einzelne Beispiele anzuführen, Belluno und Porto d'Argio für Nettuno und Porto d'Anzo; so enthält das Citat aus Spallanzani S. 35 auf 7 Zeilen 18 derartige Verstöße. Nicht besser steht es mit dem Gedicht von Lauria: „Ma rinsembranza di Panaria“ (wol Una rimembranza di Panaria?). Das ist, mag nun die Hauptschuld auf den Verfasser oder auf den Verleger fallen, eine unverzeihliche Nachlässigkeit und eine Misachtung des Lesers, die nicht streng genug gerügt werden kann. Weniger hoch rechnen wir dem Verfasser gewisse Wunderlichkeiten des Ausdrucks an, die den Oesterreicher charakterisiren, wie „So mignon die ganze Insel“; „Wir liefen vor Anker“; „Die Erdlawine pleſcht ins Meer“. Welche Farbennuance er unter grasgelb versteht (S. 108), ist uns dunkel geblieben.

Die zahlreichen, theils dem Texte eingefügten, theils besondere Tafeln bildenden Illustrationen, bald die Inseln oder einzelne Theile derselben darstellend, bald in mehr oder weniger humoristischer Weise die Schiffsgesellschaft, ihr Treiben und ihre einzelnen Glieder charakterisirend, verdienen nach Auffassung und Ausführung fast ausnahmslos uneingeschränktes Lob und werden nicht wenig dazu beitragen, dem Buche Leser und Käufer zu verschaffen.

Otto Speyer.

Eine Biographie Faraday's.

Michael Faraday von J. H. Gladstone. Autorisirte Uebersetzung. Mit Porträt. Glogau, Flemming. 1882. 8. 3 M.

In einem Fachbericht über die Elektricitätsausstellung in München, welchen die „Allgemeine Zeitung" brachte, hieß es in Bezug auf Faraday: „Wer heute in dem Gebiete der Elektricität etwas denkt, etwas erfindet, etwas studirt, sei es wissenschaftlicher oder technischer Art, der dürfte zuerst ein Dankgebet an Michael Faraday richten, ohne dessen Riesengeist die ganze heutige Entwickelung nicht vorhanden wäre. Was Michael Faraday für die Kenntniß der Elektricität gethan, das kann man fast an jedem einzelnen der ausgestellten Gegenstände von neuem bewundern. Fragt man bei irgendeinem Apparat, bei irgendeiner Vorrichtung, auf welcher Eigenschaft der Elektricität beruht seine Wirkung und wer hat diese Eigenschaft entdeckt, so wird man fast in jedem Falle die Antwort hören: Faraday hat sie entdeckt. Freilich von der Entdeckung bis zu ihrer Benutzung ist oft noch ein weiter Weg, aber Faraday hat seine Entdeckungen immer so weit geführt, daß ihre Benutzung fast auf der Hand lag."

Die mit einem vortrefflichen Bilde Faraday's ausgestattete, fließend übersetzte Biographie des großen Entdeckers darf somit auch in nicht wissenschaftlichen Kreisen herzlich willkommen geheißen werden. Begonnen war die Uebersetzung durch Schenk; sein früher Tod machte es nöthig, daß ein anderer die Arbeit fortführte, und Gladstone selbst hat sie auf mannichfache Weise gefördert.

„Das Leben Faraday's", hat der Chemiker Dumas in seiner ihm gewidmeten Gedächtnißrede in der Académie des sciences mit Recht gesagt, „war ohne dramatische Bewegung; die Schlichtheit, in der es sich entfaltete, macht auch seine Größe aus." Der interessanteste Theil seines Lebens ist seine Jugend, eigentlich schon seine Kindheit. Er war der Sohn eines armen Hufschmiedegesellen in London, der wenig für seine Kinder thun konnte, sie aber zur Arbeit und zur Gottesfurcht anhielt. Als Laufbursche kam der Knabe in eine Buchhandlung, mit welcher eine Buchbinderei verbunden war. Bücher hatten bald für ihn Reiz. Sie auszutragen, sie einzubinden, war, was ihm oblag; hineinzublicken und aus ihnen eine ungefähre Idee von dem, was in der Welt und in den Köpfen der Gelehrten vorging, zu gewinnen, war, was sein verständiger Chef Riebau ihm gern gestattete. So las denn der Lehrling Watt's „Improvement of the mind", Marcet's „Conversations on Chimistry", und studirte den Artikel „Electricity" in der „Encyclopaedia Britannica" so eifrig, daß er bald sich eine Elektrisirmaschine construirte, zuerst mit einem Glasfläschchen, nachher mit einem Cylinder. Der letztere kostete $4^1/_2$ Shilling; die Hälfte mußte der Knabe borgen, doch sein Vater schmiedete dazu eine eiserne Achse, ein Tisch gab das hölzerne Gestell her, endlich wurden auch einige Korke, Siegellack, ein Stück Seidenzeug und eine starke Messingfeder beschafft, und die Maschine war fertig. Vorlesungen zu hören, war sein weiteres Verlangen. Es wurden solche um 8 Uhr abends für 1 Shilling die Person in Dorset Street von Mr. Tatum gehalten. Der Chef Faraday's fand nichts gegen den Besuch derselben einzuwenden; ein älterer Bruder des Lehrlings, welcher in der Hufschmiede schwitzte, gab die nöthigen Schillinge her, und so gelangte Faraday zu einer weitern Ahnung von dem Wesen der Wissenschaft und ihres Studiums. Fleißige Niederschriften, begleitet von saubern Zeichnungen, waren das sichtbare Ergebniß dieser Abende. Er versah sie mit einem Inhaltsverzeichniß, band sie, vier Quartbände, ein und widmete sie voll Dankbarkeit seinem biedern Principal, dessen Name in der That fast ebenso innig mit dem seinigen verknüpft zu bleiben verdient wie derjenige Humphrey Davy's, dessen Famulus zu werden Faraday nach seiner beendeten Buchbinderlehrzeit das Glück hatte.

Es würde zu weit führen, den Lebensweg des berühmten Forschers hier im einzelnen zu verfolgen. Immer arbeitsam, pünktlich, gewissenhaft, kam er Schritt für Schritt weiter. Im Jahre 1821 gründete er seinen eigenen Herd. Sein Weib, Sarah Barnard, war die Tochter eines der Aeltesten der Sekte der Sandemanianer. Zu dieser Sekte hatte Faraday sich seit langem gehalten, und er ist bis zu seinem Tode den Sandemanianern treu geblieben, hat auch häufig gepredigt, da dies zu den Obliegenheiten der Gemeindemitglieder gehörte. Der im übrigen sehr glücklichen Ehe blieb der Kindersegen versagt, doch wußte Faraday's große Liebe zu Kindern durch Vorlesungen für die Jugend und durch Gutthaten, die er seinen Nichten Jane und Constance spendete, sich einigen Ersatz für das Versagte zu schaffen. Was seine Stellung betraf, so war er kurz vor seiner Verheirathung als Oberaufseher des Hauses und Laboratoriums der Royal Institution angestellt worden mit 100 Pfd. St. Einnahme, freier Wohnung u. s. w.

Im Jahre 1833 gründete ein jovialer alter Herr, John Fuller, eine Professur der Chemie mit 100 Pfd. St. Gehalt und übertrug ihm diesen Posten. Man wird fragen: verdiente Faraday nichts mit gewerblichen Analysen? Allerdings er verdiente damit Ansehnliches, während einiger Jahre mehr als 1000 Pfd. St. Er sah indessen ein, daß über diesen Arbeiten seine eigentliche Forscherbestimmung vernachlässigt werde, und gab jenen einträglichen Erwerb daher bald wieder auf. Er hat dann als wissenschaftlicher Berather am Trinity House und als Lehrer an der Royal Academy zu Woolwich noch Nebeneinnahmen gehabt, ist aber nie darauf bedacht gewesen, Güter zu sammeln, und hinterließ, als er im Alter von 73 Jahren (1864) sanft entschlief, ebenso was die Bedeutung seiner Entdeckungen wie die Schlichtheit und Anspruchslosigkeit seiner Lebensweise betrifft, in nahen wie in weiten Kreisen ein nacheiferungswürdiges Beispiel.

Die Lyrik des Horaz.

Die Lyrik des Horaz. Aesthetisch-culturhistorische Studien von E. Rosenberg. Gotha, F. A. Perthes. 1883. Gr. 8. 3 M.

Was der Verfasser des uns vorliegenden Buchs im Vorwort verspricht, „auch dem gelehrten Forscher vieles Neue, manches Alte in eigenartiger Beleuchtung und von selbständigem Urtheil durchtränkt bringen zu können", hat er geleistet, wenn auch Stellung der Aufgaben und deren Lösung zwei sehr verschiedene Dinge sind. Es ist immerhin verdienstlich, Schwierigkeiten und Probleme selbst da zu entdecken, wo frühere Forscher ahnungslos vorübergegangen sind; aber der Versuch, die Schwierigkeiten zu heben, braucht dem ersten Entdecker nicht zu gelingen. Wir wollen aber gleich beifügen, daß die Horaz-Philologie vielfach auch an einer etwas krankhaften Spür- und Findsucht leidet, welche Probleme entdecken will und Dunkelheiten und Schwierigkeiten findet, wo für den Unbefangenen, der genießen und empfinden, nicht grübeln und wühlen will, dergleichen nicht vorhanden sind. Es ist recht gut und löblich, wenn man den Leser (auch den gelehrten) darauf aufmerksam macht, auf welche Dinge und Züge er zu achten hat, um den Dichter Horaz richtig zu würdigen, und es gibt für diesen schlechterdings keinen andern Kanon als denjenigen, dessen sich auch unsere moderne Poetik bedient (letztere natürlich cum grano salis verstanden!) — aber man kann auch in der ästhetischen Analyse zu viel schematisiren und sogar zu viel finden wollen, Löbliches wie Tadelnswerthes. Beinahe will es uns scheinen, als ob der im übrigen feingebildete und feinfühlende Verfasser, der den poetischen Katechismus durch und durch kennt, hierin des Guten ein wenig zu viel gethan habe. Seine Schrift ist eine deutsche ars poetica auf den römischen Dichter angewandt, und diese angewandte Poetik ist durchflochten mit einer bunten Blumenlese aus modernen dichterischen Größen von William Shakspeare an bis auf Heinrich Heine; aber bei der Vergleichung fehlt eben das geforderte granum salis — sie ist doch gar zu modern und manche Auffassung denn doch höchst eigenthümlich. Ist denn wirklich der dickleibige kahlköpfige Flaccus der Jugend so lieb wegen seiner Sentimentalität? Macht uns seine behäbige Epikuräergestalt den Eindruck eines „Heinrich Heine in Schmerzen" (!) oder gar eines „Vulkans, der sich ausgebrannt hat"? (!) Dürfen wir bei dieser Gestalt von einem „Nervenleiden" (!) sprechen? Wir zweifeln auch stark, daß ein Emile Zola das Recht hat, zum Vergleich in einem Buch über den Lyriker Horaz zu figuriren. Das ist, mit anderm, eine Folge der Geistreichigkeit, von deren Schlacken der Verfasser sich nicht gänzlich hat freimachen können; sie zeigt sich bisweilen auch in seiner Sprache, in einem etwas anspruchsvollen, nicht sowol natürlich empfundenen als künstlich hergestellten, hier und da sogar incorrecten Zuge von Rhetorik. Bei ästhetischen Untersuchungen sollte, scheint uns, auch das Instrument, die Sprache, möglichst blank und tadellos sein und die Befähigung des Kritikers zu solchen Arbeiten in sich selbst widerspiegeln. Aber es ist doch wol ein Fleck in dem Spiegel, wenn wir zu lesen bekommen: „Er (Horaz) war sich stets bewußt, daß der Flug seines Geistes ihn nicht dem Schwane gleiche" (sic!).

Die Hauptsache indessen, der allgemeine Standpunkt der Würdigung, den der Verfasser einnimmt, scheint uns der richtige zu sein, nicht weil, sondern obgleich er die Mitte zwischen Ueberschätzung und Unterschätzung hält. Denn in der That, es scheint nichts bequemer zu sein, als inmitten streitender Extreme diesen Standpunkt einzunehmen, den uns gleichsam die bürgerliche Mathematik schon anweist, ohne daß wir unserm Denken etwas zumuthen müssen. Und doch, er ist auch für den Denkenden der richtige, denn es gibt glücklicherweise noch Fragen, welche einen andern Maßstab verlangen als den individuellen Geschmack, Fragen, in welchen dieser sich vor höhern Instanzen beugen muß, vor den Instanzen einer objectiven, absoluten und wissenschaftlichen Kritik, welche das wohlfeile „de gustibus non est disputandum" nicht anerkennt. Wir wissen, wo die Stärke des Horaz liegt, wissen, daß wir in ihm den Stimmungsmaler (Lyriker) vom Genre- und Sittenmaler (Satiriker) zu unterscheiden haben. Aber auch in der Lyrik braucht Horaz über seine Leistungen nicht zu erröthen; denn sehr richtig bemerkt unser Verfasser mit Rücksicht auf den so oft gehörten Vorwurf, daß derselbe ein bloßer Nachahmer sei: er „hat seine Zeit so getreu wiedergegeben und mit solchen damals modernen Farben, daß die ganze Nachahmung eine sich auf höchst lächerliche Dinge und Kleinigkeiten beziehende genannt werden muß".

Unter einer Anzahl feiner Bemerkungen über den Unterschied antiker und moderner Empfindung möchten wir als eine der treffendsten die hervorheben — allerdings ohne dafür einzustehen, ob sie vom Verfasser selbst herrührt oder nicht schon früher von einem andern Kenner der Literatur gemacht worden ist —, daß die Alten, wo es sich um das sogenannte Naturgefühl handelt, wol anthropomorphistisch schildern, dagegen das Anthropopathische nicht lieben. Ein passendes Beispiel aus Lenau illustrirt diese ebenso einfache als einleuchtende Wahrheit. Der Verfasser versucht sich gelegentlich auch in textkritischen Conjecturen; nach unserm Dafürhalten nicht eben glücklich. Und dasselbe Urtheil müssen wir fällen über einen von ihm gemachten Uebersetzungsversuch. Dieser erinnert keineswegs an Geibel, den „König der Uebersetzer", wie ihn der Verfasser zu nennen beliebt. Ueber dieses Prädicat wollen wir nicht mit ihm rechten, so wenig wie über seine Empfindung, daß „die Uebersetzungen in antiker Form ihn an die ausgestopften Vögel erinnern, die steif auf ihren Stöcken sitzen und mit ihren eingesetzten Glasaugen starr in die Welt sehen". Die Hexameter aber sind denn doch erlaubt und zeitgemäß? Wir unsererseits sind der Ansicht, daß sämmtliche von

Horaz gebrauchte Metra — wir sprechen, wohlverstanden, nicht von Pindar und den griechischen Dramatikern — sich ins deutsche Gewand kleiden lassen, und zwar auch ohne Nachhülfe durch den Reim, wenn wir gleich in dieser Zuthat keineswegs eine Verunstaltung erblicken. Ist es eine Unbescheidenheit, wenn der Schreiber dieser Zeilen, gestützt auf die gedruckt vorliegenden Urtheile competentester Kritiker und Sprachkenner, an seine eigenen Uebersetzungen römischer (und griechischer) Lyriker zu erinnern wagt, welche vielleicht auch einen Beleg zu der Behauptung liefern dürften, daß sich gutes Deutsch in der Draperie der antiken Metra ganz anständig ausnehme? Freilich, zu solchen Dingen bedarf es eines geläuterten Auges, nicht des ordinären Pedantenblicks, der blos auf die Jagd nach verfassungswidrigen Cäsuren ausgeht, und wenn er eine solche glücklich erpirscht hat, sich ein Nimrod zu sein dünkt, während er nur seine eigene Spießbürgerlichkeit zur Schau trägt.

J. Mähly.

Feuilleton.

Theater und Musik.

Die Säcularfeier Luther's hat auch die deutsche Bühne mit in ihre Kreise gezogen. Das bedeutendste Luther-Drama, das unsere Literatur besitzt, „Die Weihe der Kraft" von Zacharias Werner, ein Drama, welches in keiner Weise das Gepräge eines Gelegenheitsstücks an sich trägt, wurde von August Förster neu für die Bühne bearbeitet und ist in dieser Gestalt an einigen Theatern zweiten Ranges, wie in Basel, zur Aufführung gekommen. Mochte auch der Mysticismus des spätern Proselyten sich in vielen Scenen störend hervordrängen und die Erinnerung an die spätere „Weihe der Unkraft" sowie überhaupt an des Dichters innere Haltlosigkeit das Stück vielleicht für eine Luther-Feier weniger geeignet machen: die große Reichstagsscene bleibt immer ein Juwel unserer dramatischen Dichtung. Daß ein bereits vor längerer Zeit an die Bühnen verschicktes Luther-Drama von Albert Lindner irgendwo zur Aufführung gekommen sei: darüber ist uns nichts bekannt geworden. Sollte dasselbe zu viel Paradoxes und Ungenießbares enthalten, wie es die Shakspeareaner der stricten Observanz mit Vorliebe in ihre eigenen Productionen aufnehmen? Eigentliche Luther-Festspiele sind von Hans Herrig, Otto Devrient und Wilhelm Henzen gedichtet worden. Denn das Reformationsdrama des letztern ist zwar umfassender und hat auch mehr dramatischen Zusammenhalt als die Feststücke Herrig's und Devrient's; aber es ist doch auch nur als ein Gelegenheitsdrama höhern Stils zu betrachten.

Henzen's „Martin Luther" ist in Bremen, Leipzig und an einigen andern Bühnen mit Beifall zur Aufführung gekommen. Das Vorspiel zeigt uns Luther als Bekämpfer des Tetzel'schen Ablaßkrams, gegen den er die berühmten Thesen an das Schloßthor zu Wittenberg anschlägt. Das Vorspiel kann sich als solches kaum legitimiren; denn es ist im Grunde ein ebenso integrirender Theil des Stücks wie die spätern Acte und Bilder: die Disputation mit Eck, die Verbrennung der Bannbulle, der Reichstag zu Worms, Luther auf der Wartburg und zuletzt im Kampfe mit den Bilderstürmern, unter denen Münzer eine Hauptrolle spielt. Dieser mit der sinnlichen Wüstheit der Leydener Wiedertäufer ausgestattete Münzer erscheint auf der Wartburg, wo Luther nach ihm als dem Teufel sein Tintenfaß wirft: eine etwas rationalistische Auslegung der Hallucinationen des Reformators, die sich indeß sehr wirksam auf der Bühne erweist. Dies gilt auch von den Scenen, in denen Luther gegen Tetzel und gegen Münzer kämpft: der Autor versteht es, theatralisch zu gruppiren und eine Steigerung der Wirkungen gegen den Schluß der Scenen und Acte hin zu erzielen. Nur die Reichstagsscene steht gegen die großen Ensemblescenen des Werner'schen Stücks wesentlich zurück; besonders aber ist Kaiser Karl V. nicht blos eine radebrechende Genrefigur, sondern fast ein Idiot und blinder Kirchensklave. Das drückt die historische Bedeutung des Kaisers zu sehr herab. Sonst enthält das Stück viel Markiges und Schwunghaftes.

Das Luther-Festspiel Hans Herrig's wurde am Reformationstage in Worms, und zwar in der Dreifaltigkeitskirche selbst, zur Aufführung gebracht. Damit war ihm bereits von vornherein ein bestimmtes Gepräge gegeben. In einem Stücke, welches auf einem einfachen Podium in einer Kirche zur Aufführung kommt, während Choräle und Orgel die Zwischenactsmusik bilden, sind alle genialen Seitenpas, mehr oder weniger brüsken Menschlichkeiten und besonders alle Liebesaffairen ausgeschlossen. Hier kommt es auf die Prägnanz im dramatischen Ausdruck und der dramatischen Darstellung an. Das in „Faust"-Versen geschriebene Stück, das die Hauptmomente aus dem Leben des Reformators vorführt, verfehlte in der That nicht, Eindruck zu machen, besonders als nach dem glänzend inscenirten Reichstagsbilde das Lied „Eine feste Burg ist unser Gott" ertönte, welches von der Orgel mächtig getragen ward und in welches die ganze Gemeinde einstimmte.

Das Festspiel Otto Devrient's wurde in Jena von Dilettanten oder, wenn man will, Festgenossen der Gemeinde aufgeführt. Es ist meistens auch in „Faust"-Versen geschrieben, enthält aber eine größere Zahl von Tableaux als die eben erwähnten Feststücke. Es beginnt mit einem Bilde, welches uns Luther als Studirenden der Universität Erfurt vorführt, und endet mit einem Familienbilde: Luther's letzte Weihnacht vom Jahre 1543. Die andern Hauptbilder sind dieselben wie bei Herrig und Henzen: nur tritt Katharina von Bora, die bei Herrig nur wenige Worte zu sprechen hat, bei Henzen in die Handlung zweier Tableaux mit verflochten ist, hier als Heldin eines selbständigen Bildes auf, das im Kloster Nimbschen spielt.

In allen diesen Stücken sucht die Sprache den altdeutschen Ton festzuhalten, den Ton der Lutherischen Epoche und der Schriften Luther's, und in allen werden dem Helden nicht blos seine weltgeschichtlichen Aussprüche, sondern auch manches andere überlieferte geflügelte Wort in den Mund gelegt; in allen diesen Festspielen aber trägt Luther gleichsam den säcularen Heiligenschein; seine menschlichen Schwächen werden nirgends hervorgehoben; aber auch die Vorzüge, die für einen dramatischen Helden in seiner naiven schlaghaften Derbheit liegen, kommen nicht zur Geltung.

— Ein Lustspiel von Lothar Clement: „Die vier Temperamente", fand in Leipzig eine beifällige Aufnahme. Es ist ein glücklicher Gedanke, die vier Temperamente einmal auf die Bühne zu bringen. Dies ist dem Verfasser aber nur insoweit geglückt, als es sich um eine allgemeine Charakteristik der Vertreter und Vertreterinnen derselben handelt; denn zu eigentlichen dramatischen Verwickelungen bringt es die Handlung nicht. Eine Art von dramatischer Maschinerie, welche die natürliche und elementarische Wirksamkeit der Temperamente zu unterstützen sucht, greift ebenso wenig ein und ergeht sich nur in sinnreichen Dialogen. Die Sprache des Stücks ist gerade nicht reich an Esprit; aber sie hält sich doch von jedem possenhaften Anstrich fern. Das Re-

sultat ist, daß die Temperamente sich nach dem Princip des polaren Gegensatzes anziehen: der Choleriker die Phlegmatische, der Melancholiker die Sanguinische wählt. Was der dramatischen Behandlung Schwierigkeiten bereitet, ist die Thatsache, daß die vier Temperamente eigentlich mehr oder weniger Abstractionen sind und im wirklichen Leben sich nicht rein, sondern nur in mannichfachen Mischungen zeigen. Der dramatische Dichter geräth da in Gefahr, Persönlichkeiten zu schaffen, die sich mit jenen Abstractionen decken und deshalb der echten Lebenswahrheit entbehren. In der besten Scene des Stücks, in welcher die Temperamente ihre Rollen vertauschen, weil sie die „sortirende" Weisheit ad absurdum führen wollen, liegt zugleich eine beachtenswerthe Kritik des Stoffs.

— Am Deutschen Theater in Berlin ist ein Stück von L'Arronge, „Das Heimchen", zur Aufführung gekommen, ohne indeß einstimmigen Beifall zu finden. Das Stück ist nach der Erzählung von Dickens' „The cricket on the hearth" bearbeitet; doch erwies sich der Stoff derselben nicht ausreichend für ein längeres Drama. Und wo L'Arronge selbst mit seinem bewährten Lustspielhumor in die Lücke trat, da war wieder der Stil so wesentlich verschieden von dem unter Thränen lachenden Humor des englischen Autors, daß dadurch die einheitliche Wirkung des Ganzen beeinträchtigt wurde.

Bibliographie.

Arany, J., Toldi's Liebe. Poetische Erzählung in 12 Gesängen. Im Versmaß des Originals von M. Kolbenheyer. Budapest. 16. 4 M.

Arnold, B., Griechische Sagen und Märchen. Für das gebildete Publikum frei erzählt. 1stes Hft.: Echo und Narkissos. Aphrodite und Adonis. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. Gr. 8. 1 M.

Bachem's Novellen-Sammlung. Eine belletristische Haus- und Familien-Bibliothek. 12ter Bd.: Herzensfrühling. Eine einfache Geschichte von Elise Polko. — Die beiden Vettern. Erzählung aus dem baierischen Waldgebirge von Th. Messerer. Köln, Bachem. 8. 1 M.

Bellesheim, A., Geschichte der katholischen Kirche in Schottland von der Einführung des Christenthums bis auf die Gegenwart. 2 Bde. Mit 2 geographischen Karten. Mainz, Kirchheim. Gr. 8. 20 M.

Böheimb, M., Deutsche Lieder und Gedichte. Breslau, Trewendt. 1884. 8. 3 M.

Bossert, G., Luther und Württemberg. Ein Beitrag zum Luther-Jubiläum 1883. Ludwigsburg, Neubert. Gr. 8. 80 Pf.

Böttcher, K., Allerhand Herzenssachen. Eindrücke und Erinnerungen. Leipzig, Bergmann. 1884. 8. 5 M.

Braddon, M. E., Das goldene Kalb. Roman. Aus dem Englischen von Th. Osterloh. 3 Bde. Leipzig, Bergmann. 1884. 8. 12 M.

Frankfurter zeitgemäße Broschüren. Neue Folge, herausgegeben von P. Haffner. 5ter Bd. 1stes Hft.: Die Segnungen der Reformation. Von A. Röttscher. Frankfurt a. M., Foesser Nachf. Gr. 8. 50 Pf.

Cassel, P., Fredegunde. Eine Novelle in Briefen. Leipzig, Friedrich. 8. 2 M. 40 Pf.

Chodowiecki, D., Von Berlin nach Danzig. Eine Künstlerfahrt im Jahre 1773. Facsimile-Drucke nach den in der königlichen Akademie der Künste zu Berlin aufbewahrten Original-Zeichnungen Chodowiecki's, nebst kurzen erläuternden Notizen nach seinen eigenen Aufzeichnungen. Berlin, Amsler u. Ruthardt. Gr. 4. 30 M.

Corvin, 1879—1848. Geschichte der großen französischen Revolution und ihrer Folgen. 1ste Lfg. Leipzig, Greßner u. Schramm. Gr. 8. 30 Pf.

Devrient, O., Luther. Historisches Charakterbild in 7 Abtheilungen. Ein Festspiel zur 400jährigen Geburtstagsfeier Luthers, dargestellt von Bewohnern Jenas. Bühnen-Manuscript. Jena, Maule. 8. 1 M. 50 Pf.

Ebner-Eschenbach, Marie v., Dorf- und Schloßgeschichten. Berlin, Paetel. 8. 4 M.

Eckstein, E., Prusias. Roman aus dem letzten Jahrhundert der römischen Republik. 3 Bde. Leipzig, Reißner. 1884. 8. 12 M.

Eyth, M., Wanderbuch eines Ingenieurs. 6ter Bd.: Fremde und Heimath. Heidelberg, C. Winter. 1884. Gr. 8. 4 M. 20 Pf.

Fischnaler, C., Das Eisackthal in Lied und Sage. Erinnerungsblätter. Innsbruck, Wagner. 8. 1 M. 20 Pf.

Forstenheim, A., Manoli. Rumänische Volkssage, erzählt. Wien, Konegen. 12. 2 M.

Fricke, F. W., Prinzessin Ilse. Ilsensage und Ilsensprüche. Nebst einem Anhang historischer Idyllen und Balladen. Stuttgart, Hohl. 8. 2 M.

Fromm, E., Die Kaiserwahl Franz I. Ein Beitrag zur deutschen Reichsgeschichte des 18. Jahrhunderts. Inaugural-Dissertation. Gnesen. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Gringmuth, H., Wie erklären sich Erdmagnetismus und Erdbeben? Eine naturwissenschaftliche Studie. Dresden, Pierson. Gr. 8. 50 Pf.

Grote, L., Lucas Cranach, der Maler der Reformation. Eine biographische Skizze. Dresden, H. J. Naumann. 8. 50 Pf.

Gumprecht, O., Unsere klassischen Meister. Musikalische Lebens- und Charakterbilder. 1ster Bd. Leipzig, Haessel. Gr. 8. 5 M.

— — Neuere Meister. Musikalische Lebens- und Charakterbilder. 2 Bde. 2te umgearb. u. erheblich verm. Aufl. Leipzig, Haessel. Gr. 8. à 3 M.

Hahn, L., Das Heer und das Vaterland. Ein Gedenkbuch für das deutsche Volk. Aussprüche hervorragender Männer über Wesen und Einrichtungen unserer Armee, systematisch zusammengestellt. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 5 M.

Hartmann-Plön, C., Der neue Staats-Anwalt. Roman. Leipzig, Bergmann. 1884. 8. 5 M.

Hebel, J. P., Briefe. Herausgegeben von O. Behaghel. 1ste Sammlung: Briefe an K. Ch. Gmelin, an die Straßburger Freunde, an Justinus Kerner. Mit einem Bildniß Hebels in Lichtdruck. Karlsruhe, Reuther. Gr. 8. 5 M.

Herzfelder, J., Gedichte. Stuttgart, Kröner. 8. 3 M.

Hillna, H., Wally oder weiches Herz, reiches Herz. Ländliche Geschichte aus Thüringen. Leipzig, Böhme. 1884. 8. 2 M.

Keferstein, H., Die Realität der Aussenwelt in der Philosophie von Descartes bis Fichte. Köthen, Schettler. Gr. 8. 80 Pf.

Kirchbach, W., Ausgewählte Gedichte. Leipzig, Friedrich. 8. 4 M.

Köhler, G., Die Bürgermeisterwahl. Ein Lustspiel. Straßburg, v. Wilmowski. 8. 1 M.

Kralik, R., Die Türken vor Wien. Ein Festspiel. Wien, Konegen. 8. 2 M. 40 Pf.

Kretzer, M., Gesammelte Berliner Skizzen. Berlin, F. Luckhardt. 8. 1 M. 50 Pf.

— — Im Sturmwind des Socialismus. Erzählung aus großer Zeit. Berlin, F. Luckhardt. 1884. 8. 4 M.

Landenberger, G., Die Zunahme der Wärme mit der Tiefe ist eine Wirkung der Schwerkraft. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Lange, T. H., Vom Goldenen Horn zum Goldenen Thore. Essays und Skizzen aus vier Erdtheilen. 1ster Bd.: Orientalische Stereoskopen. Reise-Erinnerungen aus dem Morgenlande. 1ste Lfg. Dresden, Radelli. 1884. Gr. 8. 60 Pf.

Lichtenstein, Geschichte des königlich preußischen Leib-Grenadier-Regiments (1. Brandenburgischen) Nr. 8. 1859—1882. Mit 1 Porträt, 5 Skizzen und 11 lithographirten Plänen. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 12 M.

Martinez, C., Der Dämon des Südens. Historischer Roman. 3 Bde. Leipzig, O. Wigand. 8. 6 M.

Mayer, F. M., Der innerösterreichische Bauernkrieg des Jahres 1515. Nach älteren und neuen Quellen dargestellt. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 1 M. 20 Pf.

Nebe, A., Luther als Seelsorger. Wiesbaden, Niedner. Gr. 8. 2 M.

Nitzsch, K. W., Geschichte des deutschen Volkes bis zum Augsburger Religionsfrieden. Nach dessen hinterlassenen Papieren und Vorlesungen herausgegeben von G. Matthäi. 2ter Bd. — A. u. d. T.: Geschichte des deutschen Volkes im 11. und 12. Jahrhundert. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 7 M. 20 Pf.

Oberleitner, K., Johanna Plantagenet. Trauerspiel. Wien, Frick. Gr. 8. 2 M.

Die Stadt Palma. Separatabdruck aus dem Werke: Die Balearen. In Wort und Bild geschildert. Mit 3 Plänen und 127 Abbildungen in Holzschnitt. Leipzig, Brockhaus. Folio. 60 M.

Prentiß, E., Was Lizzie erzählte. Gentleman Jim. Autorisirte Uebersetzung von Marie Morgenstern. Leipzig, Böhme. 1884. 8. 1 M. 30 Pf.

Reineck, Freiin M. v., Das Eidbuch von Köln. Im Moor. Historische Erzählungen aus dem deutschen Mittelalter. Leipzig, Böhme. 1884. 8. 2 M.

Roberts, A. Baron v., Lou. Roman. Dresden, Minden. 1884. 8. 3 M. 50 Pf.

Rose, O., Der Adel Deutschlands und seine Stellung im deutschen Reich und in dessen Einzelstaaten. Berlin, H. W. Müller. 8. 4 M.

Ruhland, G., Agrarpolitische Versuche vom Standpunkt der Socialpolitik. Tübingen, Laupp. Gr. 8. 3 M.

Scherler, J., Die Sage vom Schloßberg bei Zoppot. Ein episches Gedicht. Danzig, Weber. Gr. 8. 75 Pf.

Schneider, O., Die psychologische Entwickelung des Apriori, mit Rücksicht auf das Psychologische in Kants Kritik der reinen Vernunft. Bonn, Weber. Gr. 8. 6 M.

Schwarz-Norberg, E. v., Ein Frauenliebling. Roman. 3 Bde. Leipzig, Bergmann. 1884. 8. 12 M.

Seyppel, C. M., Er, Sie, Es. II. aegyptische Humoreske. Nach der Natur abgemalt und niedergeschrieben 1302 Jahre vor Christi Geburt durch C. M. S., Hofmaler und Poët der seligen Majestät König Rhampsinit III. Memphis, Pyramidenstrasse No. 36, Ite Etage. Meldung beim Portier. Düsseldorf, F. Bagel. 4. 5 M.

Tannide, K., Luther-Sagen, Wittenberger Inschriften und Wahrzeichen. Essen, Silbermann. 8. 60 Pf.

Uchard, M., Ines Parker. Roman. Einzige autorisirte Uebersetzung aus dem Französischen von C. v. Craigmuie. Berlin, F. Luckhardt. 8. 4 M.

Wachenhusen, H., Sünders Kind. Roman. 3 Bde. Berlin, Janke. 1884. 8. 13 M. 50 Pf.

Walloth, W., Das Schatzhaus des Königs. Ein Roman aus dem alten Aegypten. 3 Bde. Leipzig, Friedrich. 8. 10 M.

Weber, H., Ueber das Verhältniss Englands zu Rom während der Zeit der Legation des Cardinals Otho in den Jahren 1237—1241. Berlin, Weidmann. Gr. 8. 3 M.

White, A. D., Neu-Deutschland. Aus dem Englischen übersetzt von W. Ruprecht. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. Gr. 8. 1 M.

Zeller, H., Grüaß Gott! Gedichte in altbayerischer Mundart. Landsberg a. L., Verza. 16. 1 M. 60 Pf.

Zobeltitz, F. v., Die Perrücke der Prinzessin Narischkin. Eine abenteuerliche Geschichte aus dem Rococo. Roman. 2 Bde. Berlin, F. Luckhardt. 8. 8 M.

Zwiedineck-Südenhorst, H. v., Kriegsbilder aus der Zeit der Landsknechte. Mit 7 Illustrationen nach zeitgenössischen Originalen. Stuttgart, Cotta. 8. 6 M.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 48. —— 29. November 1883.

Novellen und Erzählungen.

1. Das Maler-Majorle. Novelle von Gustav zu Putlitz. Berlin, Paetel. 1883. 8. 4 M.
2. Ein Friedensstörer. Erzählung von Victor Blüthgen. Berlin, Paetel. 1883. 8. 5 M.
3. Der Tannenschütz. Eine Volkserzählung aus dem Vogelsberg von Otto Müller. Stuttgart, Bonz u. Comp. 1883. 8. 1 M.
4. Mein erster Patient. Erzählung von Robert Rößler. Berlin, Janke. 1883. 8. 1 M.
5. Don Adone. Dem berühmten Fabulanten von der „Spiaggia della Marinella" in Neapel, Gian Francesco Sabattini, nacherzählt von Robert Waldmüller. Zwei Bände. Leipzig, Grunow. 1883. 8. 9 M.
6. Nemi. Erzählung von Hans Wachenhusen. Berlin, Janke. 1883. 8. 1 M.
7. Aus Norwegens Hochlanden. Drei Novellen von Karl Bleibtreu. Berlin, Auerbach. 1883. 8. 1 M. 80 Pf.

Bei Besprechung vorliegender Novitäten wenden wir uns mit Fug und Recht zunächst zu des alten Meisters Gustav zu Putlitz' Novelle „Das Maler-Majorle" (Nr. 1), die alle Eigenthümlichkeiten seiner Erzählungsweise in hohem und meist erfreulichem Grade aufweist. Der Inhalt ist folgender.

Nach harten und bösen Lebenserfahrungen hat sich ein österreichischer Major, der nach dem Tode seiner geliebten Frau sein einziges Kind Sabine, genannt „das Bienel", der Obhut seiner Schwiegerältern überlassen hat, in ein tiroler Dorf zurückgezogen und lebt hier in und von seiner Malerei, die er früher als Dilettant getrieben hat und nun mit neuer Freude weiter treibt, da seine Bilder durch einen Kunsthändler in der Stadt raschen Absatz zu guten Preisen finden. Sein Amanuensis wird ein auf Kosten der Gemeinde erzogener Bursche Xaver, der voller Groll gegen die protzigen Bauern ist, die ihm stets ihre Wohlthaten vorhalten, die niedrigsten Dienste zumuthen und dabei alles Böse in die Schuhe schieben. Der Major (oder wie er im Dorfe genannt wird, „das Maler-Majorle") flößt ihm frischen Lebensmuth ein und treueste Anhänglichkeit an den guten Herrn, während die neidischen Bauern den keck dreinschauenden Burschen jetzt mit noch schelern Augen ansehen. Der Major läßt sich von seinen kleinen Kunsterfolgen so blenden, daß er ein großes Schlachtbild malt und zur Preisbewerbung in die Stadt schickt. Während er und sein Xaver mit ziemlich siegessicherer Spannung den Entscheid der Preisjury erwarten, trifft „das Bienel" zum Besuch beim Vater ein, wird Zeugin der großen Enttäuschung desselben bei Zurückweisung des Bildes, seiner Entrüstung über eine vernichtende Kritik desselben und seiner Besorgniß, daß ihm Geld gestohlen sei, nicht allein eigenes, sondern auch Geld, das ihm als Vormund über den Sohn eines verstorbenen Jugendfreundes anvertraut worden. Es stellt sich dann leider heraus, daß er selbst als schlechter Rechner zu frei mit dem Gelde gewirthschaftet und es als Darlehn an scheinbar hülfsbedürftige Bauern des Dorfs gegeben hat, daß jene Kritik gerade von seinem Mündel, der Kunsthistoriker (oder wie Karl Hoff ihn mit ziemlichem Recht nennen würde, „Kunstschreiber") geworden ist, herrührt, und es gibt eine tolle Confusion, unter der Xaver am meisten zu leiden hat, da die Bauern ihn des Diebstahls zeihen und vor den Dorfrichter schleppen. In einer meisterlich erdachten und durchgeführten Scene reinigt das Bienel den halsstarrigen, aber kreuzbraven Burschen von diesem Verdacht, bringt dann die peinliche Geldangelegenheit möglichst in Ordnung und reist endlich mit dem tief verstimmten Vater in die Stadt, wo dieser mit Entsetzen erfährt, daß sein Glück als Maler nur die geschickte Finte eines Jugendgenossen gewesen ist, der die kleinen Bilder durch den Kunsthändler hat aufkaufen lassen, um dem stolzen Major auf diese Weise eine pecuniäre Unterstützung zutheil werden zu lassen. Aber das Bienel weiß auch dies hübsch ins Gleis zu

bringen und verdient, daß es in dem jugendlichen Kunsthistoriker schließlich den liebenden Gatten findet, der den Besitz des braven, grundgescheiten und herzensguten Mädels zu schätzen weiß. In Xaver ist der Kunstdrang und das Künstlergefühl erwacht; mit Hoffnungen auf eine bedeutende Zukunft für ihn schließen wir mit dem Buche diese knappe Inhaltsangabe, die wenig von der lebenswahren und feinsinnigen Innigkeit ahnen lassen mag, welche alle aufmerksamen Leser des „Maler-Majorle" erfreuen und erwärmen wird.

Dabei stoße sich auch keiner an die nicht gerade nachahmungswerthen Flüchtigkeiten des Stils, die sich der Verfasser dann und wann gestattet. Schön liest es sich nicht: „So wurden erst gleichgültige Dinge besprochen, oder doch wie gleichgültige behandelt"; ganz richtig ist es auch nicht, daß „die Präsidentin ihr im Salon einen ganzen Haufen illustrirter Zeitschriften hatte bringen lassen"; aber über solche Kleinigkeiten darf man hier nicht nörgeln, wie man auch allerhand kleine Unwahrscheinlichkeiten der Handlung mit in den Kauf nehmen muß. Namentlich letztere kennen wir längst als fast eine Eigenthümlichkeit unsers Dichters, übersehen sie aber gern gegenüber der edeln Gutmüthigkeit und Wärme des Herzens, die diese Novelle wie alle andern Dichtungen Gustav zu Putlitz' in so echt deutschem Sinn kennzeichnet und uns lieb macht.

Der Erzählung von Victor Blüthgen: „Ein Friedensstörer" (Nr. 2), ist ebenso wenig die Anerkennung für lebendige, ansprechende Erzählung als für lebenswahre und frische Charakteristik der Figuren zu versagen. Ganz besonders ist dabei auch noch rühmend hervorzuheben die Treue des Localtons, die Blüthgen dieser in Neu-Vorpommern spielenden Geschichte zu geben weiß, sowie die geschickte Behandlung der Sprache, die, ohne mit plattdeutschen Floskeln zu kokettiren, doch versteht, an den betreffenden Stellen dem Dialog einen warmen Hauch lebensvollsten und echtesten Ausdrucks zu verleihen. Nur in der Anwendung der sprichwörtlichen Redensarten hätte der Verfasser wol etwas sparsamer sein können, da dieselben in loco nicht so ungemein häufig gebraucht werden, wie es ihm beliebt hat, sie von seinen Figuren anwenden zu lassen. Diese Figuren stehen aber sonst fest und stramm auf ihrem Mutterboden da und verleugnen keinen Augenblick ihre Herkunft. Was uns Blüthgen von ihnen und ihren Schicksalen zu erzählen weiß, ist in gedrängter Kürze Folgendes: Der alte Herr von Boddin auf Pelchow in Neu-Vorpommern, ein Original, wie es heutzutage kaum mehr eins geben wird, hat so toll auf sein Vermögen hineingewirthschaftet, daß ihm, obgleich seine Nichte Anne-Marie von Lebzow, die er als arme Waise zu sich genommen hat, nach Kräften den Zusammensturz seiner Verhältnisse aufzuhalten sucht, in Person seines Neffen Kurt von Boddin von der Teterower Linie, „eines Juristen von Studium und Landwirths von Beruf", im Namen der bei Gericht klagenden nächsten Erben ein Administrator auf das Gut gesetzt wird. Je schärfer der zuerst als superklug auftretende Kurt auf Besserung der wirklich in starkem Grade eingerissenen Schäden dringt, desto heftiger wird die Opposition des schnurrigen Onkels, der es wie zu einer förmlichen Kriegserklärung kommen läßt, so freundlich ihm auch Anne-Marie und sein Gutsnachbar von Pannewitz auf Branitz zureden, sich den durch das Gesetz gebotenen neuen Verhältnissen zu fügen. In der höchsten Erregung des Conflicts wird durch die Verlobung Kurt's und Anne-Marie's, die sich während eines Gewittersturms nach endlichem Ausbruch des lange zurückgehaltenen Geständnisses der gegenseitigen Liebe vollzieht, der Friede herbeigeführt, indem der alte Baron auf altritterliche Weise in einem seltsamen Duell mit seinem teterower Neffen Versöhnung findet.

Das Ganze ist ein durchaus gutes Buch, da es in lebhaftem Tone stramme und eigenartige Charaktere schildert und dieselben in mancherlei Feuerproben sich stählen und läutern läßt. Wie der steife, fast schulmeisterliche Administrator durch die Gewalt der Liebe sich zum einfach fühlenden, edeln Menschen entwickelt, wie Anne-Marie's sehr berechtigter Mädchentrotz zur hingebenden Liebe schmilzt, und wie der originelle Querkopf des alten Onkels endlich anfangen muß, Vernunft anzunehmen, das alles ist ebenso fein und interessant ausgeführt, wie die drolligen Nebenfiguren, z. B. der Kutscher Jochen Pagel und der wehleidige Küster Mederow, belustigend und naturwahr gezeichnet sind.

Einzelnes im Verlauf der Geschichte mag allerdings etwas gesucht und gemacht erscheinen, wie z. B. Kurt nicht gleich am ersten Tage seiner Anwesenheit auf Pelchow, dessen Verwaltung ihm noch nicht übergeben ist, so ohne weiteres über des Onkels Gespann zur Fahrt nach Branitz verfügen kann, und wie auch der entscheidende Gewittersturm ein bischen gewaltsam in die Entwickelung hineingeschoben ist. Letzterer ist vom Verfasser freilich so vortrefflich geschildert und behandelt, daß wir ihn ungern missen möchten, wenn sich die Lösung des Streits vielleicht auch ohne solche elementare Gewalt, die als deus ex machina eingreift, hätte finden lassen. Als Härten und Knorren des Ausdrucks, die in einem solchen Buche doppelt empfindlich stören, müssen hier jedoch zwei Bilder bezeichnet werden, die wir in den nächsten Auflagen des Buchs möchten verschwinden sehen. Daß von den Fingern Anne-Marie's bei einem Spaziergang gesagt wird, „sie zeigten die Farbe leicht angerauchten Meerschaums", ist unzart und geschmacklos; ebenso unangenehm und ungenießbar ist es, wenn der alte Herr einmal „eine Flut nicht wiederzugebender Wünsche und Schimpfworte" ausstößt, „welche wie Spülwasser aus einer Küchenrinne quollen und ebenso sauber waren". Das tertium comparationis liegt namentlich bei letzterm zu auffällig nahe, als daß uns dies Bild nicht durchaus widerstehen sollte.

„Der Tannenschütz" (Nr. 3) ist eine Erzählung von der kräftigen und gesunden Art, durch welche Otto Müller's Talent sich schon längst als ein echt volksthümliches Anerkennung erworben hat. So ist auch dieser Volkserzählung

die Ehre und der Erfolg eines bereits vierten Abdrucks zu gönnen und ihr eine weitere Zahl von Auflagen zu wünschen. Nur sollte sich der Verfasser entschließen, den ganz unnöthigen Hieb, den er durch seinen Pastor Burkhard auf die Verfasser von Dorfgeschichten vor dem Jahre 1839 führen läßt, wegzulassen, denn wie wenig Leser behalten bei dieser Geschichte, die jeden Tag spielen könnte, immer die vielleicht willkürlich gewählte Jahreszahl im Kopf und beziehen die Ausfälle nicht auf die Gegenwart?! Ganz abgesehen davon, daß es vor und in dem Jahre 1839, in welchem „Der Tannenschütz" spielt, eigentliche Dorfgeschichten in der deutschen Literatur noch gar nicht gab.

Der Hauptinhalt der Erzählung ist, daß zwei Bauern des Dorfes Altenhain im Vogelsberg vor langen Jahren einen Forstwart erschlagen haben, der als schmucker „Tannenschütz" ihnen beiden in ihrer Liebe zum schönen Trautkäthchen im Wege stand. Durch das Los fällt dann die Werbung um Trautkäthchen und deren Heimführung dem einen der Verbrecher, Konrad Wahl, zu. Er wird liederlich und mishandelt Weib und Kind, während der andere, Heinrich Falk, in der Ehe glücklicher wird, jedoch aus Gewissensangst sich zum Pietismus wendet. Beide Genossen der Blutschuld hassen von da an einander gründlichst und so heftig, daß das ganze Dorf in Mitleidenschaft gezogen wird. Ihre Kinder, Rudolf und Ammy, dagegen lieben sich, gehen aber mit ihren Vätern (die Mütter sind bei Beginn der Erzählung schon todt) zu Grunde, als durch ahnungslose Andeutungen Ammy's Rudolf das Verbrechen Wahl's entdeckt und anzeigt, wodurch beide Mörder, also auch Rudolf's eigener Vater, der Gerechtigkeit überliefert werden. Es liegt eine crasse Unwahrscheinlichkeit in dem seltsam späten Eintreten der entsetzlichen Sühne, und es ist entschieden schauerlich, daß die Sünde der Väter auf so tragische Weise an den unschuldigen Kindern mit heimgesucht wird; aber als für naive Leser bestimmte, moralischen Zwecken dienende Erzählung ist das Buch doch ganz gut geeignet, durch seine drastische Kraft zu wirken und wilde Gemüther zur Klärung zu bringen. In diesem Sinne ist es durchaus empfehlenswerth, so gering auch die nach ästhetischen Grundsätzen verfahrende Kritik seinen Werth im Sinne einer künstlerisch abgerundeten Dichtung anschlagen muß.

„Mein erster Patient" von Robert Rößler (Nr. 4) hat zum Inhalt eine meist peinliche Geschichte von einem aufs jämmerlichste und gemeinste untergehenden breslauer Studenten, der nicht einmal durch Genialität des Leichtsinns unser Interesse gewinnt, sondern vollkommen verdient, cum infamia aus jeder honorigen Verbindung und Gesellschaft verjagt zu werden, wie es diesem „Heinrich" denn auch wirklich geschieht. Jedoch ist (bis auf den Fehler, daß die Erzählung in einzelnen Kapiteln aus dem vom Verfasser beliebten Ton der „Ich"-Erzählung herausfällt und dadurch keinen einheitlichen Genuß guter Stilistik gewährt) das Buch auszuzeichnen wegen seiner lebensvollen Schilderung des breslauer Studentenlebens, wegen der schönen, edeln Solidität der Gesinnung und der freundlichen Weise, womit der Verfasser die düstere Geschichte in heiterer Harmonie ausklingen läßt. Robert Rößler ist leider im Anfang Juni d. J. plötzlich am Schlagfluß verstorben, ehe er sein sonst nur auf dem Gebiete der Dialektdichtung bewährtes Talent auch zu dem eines hochdeutschen Erzählers, vielleicht eines ausgezeichneten Verfassers humoristischer Romane, an denen unsere neuere deutsche Literatur ja verhältnißmäßig so erstaunlich arm ist, herausarbeiten konnte, und wir haben allen Grund zu trauern, daß sein Ende so früh kommen mußte. Ihm sei ein ehrendes Andenken bewahrt, um so mehr, als er selbst seinem Meister und Landsmann Holtei ein so pietätvolles Denkmal in dieser Erzählung gesetzt hat. Ja, der alte Holtei hatte es in seinem Greisenalter und hat es nach seinem Tode doch darin gar gut, daß seine Stammesgenossen ihn und seine Werke ganz Schlesien zur Ehre anzurechnen nicht müde werden. Wie selten ist es sonst in Deutschland der Fall, daß die Landsleute, aus deren Grund und Boden ein Dichter erwachsen ist, ihn in freudiger und neidloser Anerkennung zu ihren Stammesheroen rechnen und sich gern und laut dessen rühmen!

In eine ganz andere Welt als die des deutschen Fühlens und Denkens wird der Leser durch den Roman „Don Adone" (Nr. 5) versetzt, welchen Robert Waldmüller „dem berühmten Fabulanten von der Spiaggia della Marinella in Neapel, Gian Francesco Sabattini, nacherzählt" hat oder nacherzählt haben will. Letzteres ist ein ziemlich dunkler Punkt, und vielleicht wird erst später die gelehrte literarhistorische Forschung feststellen können, ob dieser Fabulant wirklich „vor reichlich dreißig Jahren" zu Neapel geträumt und gescherzt hat, oder ob er vielleicht im Jahre des Heils 1883 in Dresden wohnte und eigentlich Eduard Duboc heißt. Hier bin ich nicht im Stande, diese Frage zu entscheiden, und begnüge mich damit, meine Freude am „Don Adone" offen und unverhohlen auszusprechen.

Der Fabulant, der übrigens ein classisch gebildeter und sehr gelehrter Herr gewesen sein muß, erzählt, wie Don Adone nach dem Begräbniß seiner Mutter Signora Trasi zu Sant-Aniello, das merkwürdige und ungemein drastische Störungen erleidet, sich mit seiner kecken Haushälterin Fiammetta auf die Reise begibt, um den etwas wunderlichen letzten Willen der Verstorbenen gewissenhaft auszuführen, nämlich ihr baares Vermögen „dem Würdigsten aus der Nachkommenschaft Don Nissuno's in Salerno" zu überbringen. Diese Fahrt ist nun der Kern der Geschichte, bei deren Erfindung dem Fabulanten die Reminiscenz an Don Quixote und Sancho Pansa allerdings etwas zu stark und deutlich die Anregung gegeben hat. Zuweilen stört dies Anklingen an jenes große Werk etwas bei der Lektüre; doch zwingt der gute Humor, der auf allen Seiten des Buchs lacht und tollt, bald, sich darüber hinwegzusetzen und sich harmlos und ohne kritische Nebengedanken der behaglichen Lust an den tollen Schnurren hinzugeben. Der

pedantische Don Adone, den von seiner unpraktischen Weltfremdheit zu heilen Signora Trasi eben durch ihr seltsames Testament diese Reise, wie es scheint, im voraus bestimmt hatte, ist mit echtem Humor geschildert. So heißt es in einem der ersten Kapitel in einem sehr hübsch erdachten und trefflich durchgeführten Bilde von ihm:

Er ward nicht rasch mit seinen Entschlüssen fertig, denn seine Gehirnthätigkeit bestand vornehmlich im Heranziehen und Anwenden dessen, was andere Leute gedacht und geschrieben hatten. Dessen hatte er aber in so bunter Fülle in sich aufgespeichert, wie etwa ein Antiquar sein Haus von oben bis unten mit Gelegenheitskäufen und glücklichen Funden vollstopft, sodaß für seine eigenen Bewegungen inmitten des wunderlichen Gerümpels kaum noch ein schmaler Gang übrigbleibt.

Zu diesem schwerfälligen Stubengelehrten, der alles Mögliche weiß, aber nichts praktisch zu verwerthen versteht, ist die kleine Fiammetta, die ihn nach dem Wunsche der Mutter auf dieser Fahrt begleitet und schließlich seine Frau wird, ein treffliches und erheiterndes Gegenstück. Namentlich ist ganz köstlich gezeichnet, wie dann und wann gegen ihren Willen ihre stille Liebe zu Don Adone aufleuchtet und sich in ihrer lebhaften Angst verräth, wenn derselbe davon spricht, nach Ausführung seines Auftrags sich zu stiller Beschaulichkeit in ein Kloster zurückzuziehen. Man müßte als Referent übrigens selbst ein Stückchen von einem solchen Fabulanten sein, wenn man das Paar auf seinen Kreuz- und Querzügen begleiten und davon eine Uebersicht geben wollte. Es geht hierzu im Buche viel zu bunt und kraus her; wenn Adone sich in Weiberkleider stecken muß und Fiammetta als sein Söhnchen neben ihm hertrottet, so gibt das zu den tollsten Verwechselungen Anlaß, und wenn beide sich später dazu bequemen müssen, als Mönch und Nonne weiter zu wandern, um sich ganz zum Schluß noch einmal als Mutter und Sohn zu präsentiren, so wird dem Leser fast wirbelig zu Sinn, und so tolle Lustigkeit läßt sich schwer in einem Referat — ut ita dicam — abklatschen. Die reizendste Episode des Buchs ist wol der Aufenthalt der Wanderer auf dem Landsitz der Madonna Tiburzia, deren Söhne Ruffo und Luigi mit ihnen eine tolle Komödie spielen, um ihre Cousine, die den Spottnamen Madonna Capriccia führt, von ihrer koketten Tyrannei gegen ihren Bräutigam Luigi mit bestem Erfolge zu heilen. Das ist wirklich ein capriciöses kleines Lustspiel in Form einer Erzählung, deren trefflicher Stoff sich schwerlich lange der dramatischen Bearbeitung zum Lustspiel oder zur komischen Oper wird entziehen können. Nächstdem ist sehr charakteristisch der Besuch der beiden bei den armen Bewohnern der Casa Bisi, wo Don Adone als scheinbare Signora damit betraut wird, mit vier kleinen Kindern, die sich wie in einem Vogelnest zusammenkauern, zu schlafen und nöthigenfalls nach dem Rechten zu sehen:

Im Vogelnest hatte währenddessen die älteste der Geschwister, die sechsjährige Mariuccia, über die große bald hoch, bald niedrig sprechende Signora ihre eigenen, besorglichen Gedanken gehabt. Sie war ein reizbares Kind und hatte besonders bei Mondenschein von ängstigenden Träumen zu leiden. Ungleich ihren Geschwistern, die schon unter Susina's freundlichem Zuspruch wieder eingeschlafen waren, hatte sie daher ihre Augen nicht zu schließen vermocht. ... Nach und nach steigerte ihre Angst sich zu einer immer unerträglichern Höhe. Sie hörte, wie die große fremde Signora auf Susina's Lager sich hin und her wendete, bildete sich bei jeder neuen Bewegung ein, die Fremde komme näher und näher heran, vermischte diese bängliche Vorstellung mit allerlei Warnungen, die Tantchen Susina ihr hinsichtlich Taranteln, Vampyren und sonstigen Unthieren eingeprägt hatte, und hielt es endlich unter der Filzdecke nicht länger aus. Mit einem Sprunge war sie auf den Füßen und suchte, um ganz davonlaufen zu können, am Boden nach ihrem Hemdchen. Da sie's nicht gleich fand, kam das Weinen über sie und dann in dem Maße, wie dasselbe lauter wurde, die Angst, die fremde Signora werde erwachen und nach ihr schnappen; und so rannte sie endlich schreiend, als stecke sie am Bratspieß, aus dem Gemach hinaus. Auch die drei Geschwister begannen nun unter ihrer Decke die Stimmchen zu erheben, und da sie Mariuccia vermißten, kroch eins nach dem andern unter der Decke hervor, und als Don Adone endlich die Augen öffnete, sah er einen schreienden Knäuel von nackten kleinen Liebesgöttern im Mondenschimmer auf dem Estrich umherkriechen, und glaubte schier eine Gruppe aus dem großen Trauerspiel des bethlehemitischen Kindermordes zu sehen! ... Er hatte jedoch nicht fest genug geschlafen, um nicht im nächsten Augenblick der ihm jetzt obliegenden Pflichten eingedenk zu sein. So rasch es ihm möglich war, erhob er sich von seinem Lager und eilte nach dem dampfenden Kessel am Feuerherd hinüber. Während er aber den Deckel des Kessels abhob, den wässerigen Maisbrei mit dem Blechlöffel umrührte, die etwaige Hitze desselben prüfte und dann, indem er aus vollen Backen blies, mit dem gefüllten dampfenden Löffel zur Fütterung der kleinen Schreihälse heranrückte, hatten diese, soweit sie schon Namen aussprechen konnten, bald nach Mariuccia, bald nach Tantchen Susina gejammert und geschrien, und als nun Don Adone mit dem Löffel vor ihnen niederhockte, stieg ihr Gezeter und Gequiekse zu einer so ohrenzerreißenden Höhe, daß ihm schier das Trommelfell springen wollte. In seiner Rathlosigkeit versuchte Don Adone den Knäuel zu entwirren und griff mit beschwichtigenden Händen bald nach einem Füßchen, bald nach einem Nacken, bald nach einem Aermchen. Der so von ihm gepackte Cupido mochte aber erst recht des Todes zu sein glauben, denn sein Wehgeschrei erreichte eine so krampfhafte Höhe, daß Don Adone allemal nichts Eiligeres zu thun hatte, als seinen Fang wieder los zu lassen. Eine gute Weile hatte dies entsetzliche Concert gedauert, und Don Adone begann ernstlich die Möglichkeit zu erwägen, daß ein durch das Geschrei angelockter Nachtwanderer hier eindringen und ihn dann als auf frischer That ertappten Menschenfresser festnehmen könne — da stand plötzlich die Irrsinnige mit stieren Augen und hocherhobenen Brauen im Zimmer. In die Falten ihres langen grauen Kleides hatte sich in demselben Augenblick die kleine Mariuccia eingenistet, und das verweinte Gesichtchen des Kindes guckte aus den Falten des Kleides heraus wie ein Hühnchen aus den Federn einer Glucke.

Es ist für die Erzählungsweise Waldmüller's höchst bezeichnend, wie hier der Fabulant in die heitere und naiv-lustige Verlegenheitsscene des guten Don Adone die irrsinnige Mutter der Kleinen hineintreten läßt, um durch grellen Contrast den Effect zu erhöhen. Diese Manier frappirt auch an andern Stellen, besonders schon gleich im Anfange des Werks, wo wir das Erwachen der scheintodten Signora Trasi und ihr wirkliches Ende in humori-

stischer Färbung hinnehmen müssen. Da aber eine solche Aneinanderschiebung widersprechender Effecte mir sehr viel mehr im Charakter des Südländers als in dem des Nordländers zu liegen scheint, so muß ich mich zu der Ansicht hinneigen, daß „Don Adone" von Natur doch ein italienisches Landesproduct ist, kann aber nicht entscheiden, wie weit er in dieser trefflichen Nacherzählung Eigenthum Robert Waldmüller's sein mag. Jedenfalls wird der Leser letzterm dankbar sein für die Vermittelung einer so angenehmen und erheiternden Bekanntschaft.

Von Hans Wachenhusen's „Nemi" (Nr. 6) kann man das freilich weniger sagen. Diese neue Erzählung des unermüdlichen und unerschöpflichen Romanciers trägt allerdings alle die Vorzüge an sich, welche auch die frühern Erzählungen und Romane des Verfassers auszeichnen: größte Lebendigkeit der Schilderung, meist geschickt angelegte Spannung und vor allem ein ganz vorzügliches Colorit, eine überzeugend getreue Localfarbe, die er seinen Schilderungen nach seinen Erfahrungen zu geben im Stande ist wie außer ihm kaum ein anderer.

In jeder andern Hinsicht aber ist die Geschichte höchst unwahrscheinlich und schief. Ist der Held derselben, Adrianos-Bei, der das ihm anvertraute Kind eines verstorbenen Engländers, Nemi, seiner Schwester in Alexandria überläßt, um selbst auf fünf Jahre nach Europa zu gehen und dort europäisches Leben unter einem Schein wirklicher Berechtigung mit dem Gelde eben jenes „Inglis" gründlichst zu studiren, schon mehr als blos leichtsinnig, so erscheint er geradezu gewissenlos dadurch, daß er sich während der fünf Jahre gar nicht um Nemi kümmert und sie in Noth gerathen läßt. Daß er die dann Verschwundene doch noch wiederfindet und sogar durch ihre Hand belohnt wird, also auch in der heiklen Geldsache Indemnität erhält, ist ein ganz unverdientes unmotivirtes Glück, das wol im wirklichen Leben manchmal vorkommt, vor der poetischen Gerechtigkeit aber nicht bestehen kann. Die beste Figur der ganzen Erzählung ist der Gauner und Polizeiagent Matoppo, der frisch und breitbeinig aus dem Bilde herausspringt und der Fußnote — der Erzähler nennt ihn hier bei einem andern Namen — hätte nicht bedurft, um das Interesse des Lesers an sich zu fesseln. Stilistisch läßt das Buch an manchen Stellen viel zu wünschen übrig, z. B.: „Sein erster Besuch galt Herrn von B. und dessen Tochter, der, damals, als er die Stadt verlassen, erst vierzehnjährigen schwarzäugigen Lucile"; oder: „Die reizende Blondine und er, sie verschwammen ja selig ineinander und angesichts der ganzen Gesellschaft." Auf dergleichen Lässigkeiten sollte man doch in einem Buche dieses Autors nicht stoßen!

Die drei Novellen von Karl Bleibtreu, die sich unter dem Titel „Aus Norwegens Hochlanden" (Nr. 7) seltsamerweise in der „A. B. Auerbach's Sammlung hervorragender Dichtungen des Auslandes" finden, bezeugen ein großes Talent des Autors in lebendiger Wiedergabe ungezügelt losbrechender Leidenschaft, sowie in guter Erfindung und Schürzung des Conflicts und in Entwickelung der Charaktere. Dagegen sind die Naturschilderungen nicht anschaulich und eindrucksvoll genug, und auch die häufig alles überwuchernde Reflexion ist manchmal recht verworren.

Die erste Novelle, die den ungeschickten Titel „Auch ein Culturkämpfer" trägt, erzählt von dem Prediger von Nordalen, der sich nicht in die rohen Sitten seiner Pfarrkinder schicken will und darum viel Ungemach und Hohn erdulden muß. Obgleich er ihnen durch seine reckenartige Körperkraft, die sich im Hinauswerfen frecher Aufdringlinge und im Durchhauen roher Angreifer bewährt, sehr imponirt, ist er doch vor ihren Nachstellungen nicht sicher. Die Bauern bieten ihm eine Abfindungssumme und suchen ihn, als er diese abschlägt, durch Belagerung und Berennung seines Pfarrhauses auszuräuchern. Er verhaut — sit venia verbo! — sie aber dermaßen, daß sie entfliehen bis auf die Schwerverwundeten, die er in sein Haus aufnimmt und dort verpflegt zum nächsten Tage, dem Sonntag, wo er, tapfer seines heiligen Amts waltend, seine Predigt zu halten in die Kirche geht und durch die von ihm verpflegten Verwundeten, die sich dorthin tragen lassen, vor der wüsten Bande seiner Gemeindeglieder gerechtfertigt wird. „Von der Stunde an war er Herr des Dorfs." Mag wol sein, wenn die geschilderten Zustände im Dovrefjeld wirklich so craß sein können, wie der Verfasser sie schildert. Jedenfalls sind die Farben sehr grell aufgetragen, und wenn die Männer von Dovre solche Halbbestien wären, so würden sie sich schwerlich zu dieser Abbitte in der Kirche herbeigelassen haben.

Der Titel der zweiten Novelle: „Wie's im Liede heißt", ist auch nicht gerade geschickt gewählt, da diese norwegische Geschichte an ein deutsches Volkslied anknüpft: „Und wenn zwei Knaben Ein Mädel lieb haben." Doch ist sie gut erzählt bis auf den Fehler, daß der verschmähte Ole ein Jahr vor Märrit Nystuern, auf deren Hochzeit er seinen beglückten Nebenbuhler Axel, ihren Bräutigam, erschlägt, selbst schon gefreit hat. Seine Wuth mußte doch gleich nach der Abweisung zum Ausbruch kommen. So erhält die an sich schon wilde Geschichte einen noch heftigern und unheimlichern Charakter, da auch die Frau Ole's, die zu duldsame Ingeborg, ganz unschuldig in das Verderben mit hineingezogen wird.

Die dritte Novelle: „Unter den Gletschern", die vom tollköpfigen Räuberhauptmann Brav-Karl handelt, ist höchst lebendig und wahrhaft dramatisch bewegt, doch ist ihr Inhalt häßlich und peinlich, denn es handelt sich um die allerroheste und gemeinste Zerstörung von bräutlichem und ehelichem Glück. Doch ist manches darin vortrefflich, und Magnus Nielsson, der Schulmeister in Skej, ist ein wahres Meisterstück poetischer Charakterschilderung.

Nach alledem kann man Karl Bleibtreu wol ein günstiges Horoskop stellen, wenn er sich mehr herausarbeitet und künftig nicht blos ein wenn auch noch so beachtenswerthes Assimilationstalent zeigt, mit dessen Hülfe ihm in dem bekannten Buche „Dies irae. Erinnerungen eines

französischen Offiziers an Sedan" eine Mystification nicht ohne einen bedenklichen Beigeschmack gelungen ist. Vor allem aber möge er sich vor unklaren Reflexionen oder doch nicht recht flüssigem Ausdruck derselben hüten, die man nach dem Einleitungsgedicht füglich als „Gedankendämmerungen" bezeichnen kann. Reinhard Mosen.

Zur polnischen Literatur.

Geschichte der slawischen Literaturen von A. N. Pypin und V. D. Spasović. Nach der zweiten Auflage aus dem Russischen übertragen von Traugott Pech. Zweiter Band. Erste Hälfte: Geschichte der polnischen Literatur. Mit einem Vorwort von A. N. Pypin. Leipzig, Brockhaus. 1883. Gr. 8. 9 M.

In dem ersten Bande dieser „Geschichte der slawischen Literaturen", welchen wir schon (in Nr. 16 d. Bl. f. 1881) einer nähern Besprechung unterzogen haben, behandelte A. N. Pypin in ebenso gründlicher wie anziehender Weise die Literaturen der Bulgaren, der Serbo-Kroaten, der Slowenen, der Südrussen und der galizischen Russinen. Die erste Hälfte des zweiten, jetzt vorliegenden Bandes, welche der Geschichte der polnischen Literatur geweiht ist, hat V. D. Spasović zum Verfasser; die zweite Hälfte, die wiederum eine Arbeit Pypin's ist, wird voraussichtlich noch Ende d. J. erscheinen und die Literaturen des czechisch-slowakischen Volksstammes, der baltischen Slawen, der lausitzer Serben, sowie eine Schlußabhandlung über die slawische „Renaissance", Berichtigungen, Nachträge und ein Gesammtregister für die beiden Bände bringen. Die großrussische Literatur endlich, welche ein Werk für sich und zugleich den dritten Band des Gesammtwerks: „Geschichte der slawischen Literaturen" bilden soll, ist, wie wir aus einem Vorworte des Uebersetzers, Traugott Pech, ersehen, von dem Verfasser Pypin im Original noch nicht ganz fertig gestellt.

Bevor wir näher auf die Arbeit Spasović's eingehen, dürfte es sich empfehlen, einen interessanten Brief Pypin's, den dieser zugleich im Namen seines Mitarbeiters an den Uebersetzer richtete und der statt eines Vorworts dem in Rede stehenden Buche vorangeschickt ist, mit wenigen Worten zu beleuchten. Nachdem Pypin mit warmen Worten anerkannt hat, daß die westeuropäische und namentlich die deutsche Wissenschaft die slawische Renaissance außerordentlich gefördert hat, versucht er auszuführen, was eigentlich unter dem Worte „Panslawismus" zu verstehen sei; er sagt unter anderm:

Die slawische Bewegung hat sich neben und in Uebereinstimmung mit dem socialen und politischen Fortschritte Europas entwickelt, wie eine seiner eigenen Erscheinungen. Der Gedanke an die Möglichkeit einer engern internationalen Annäherung der Slawen war ihr natürliches Resultat, und es genügt nur ein wenig Aufmerksamkeit und Unparteilichkeit, um das ganz Normale dieser nationalen Bewegung vom entschiedensten westeuropäischen und selbst deutschen Standpunkte aus anzuerkennen. Der Panslawismus trat auf als das Ideal einer moralischen Vereinigung des Slawenthums auf Grund ihres einheitlichen Ursprungs, aber auch (bei verschiedenen Stämmen) auf Grund historischer Beziehungen und der Glaubenseinheit und infolge dessen als ein Streben nach literarischer Gegenseitigkeit, und das ist zur Zeit sein einziger realer Sinn und seine Bedeutung; erst später und sporadisch haben sich daraus Phantasien von einer politischen Gemeinschaft entwickelt. Der erste idealistische Gedanke an eine Einheit war ganz natürlich, schon deshalb, weil sich ganz von selbst literarisch-wissenschaftliche Verbindungen bildeten wegen der Gemeinsamkeit vieler Gegenstände der nationalen Forschung und der gesellschaftlichen Bestrebungen. Derselbe wurde hervorgerufen durch das Bewußtsein der Zurückgebliebenheit in der Cultur, durch das Bewußtsein, Züge aus dem Alterthum bewahrt zu haben, die sonst im gegenwärtigen Europa verloren sind, durch das Bewußtsein des Uebelwollens, um nicht zu sagen der Feindschaft Westeuropas: dies war und ist noch heute die Kraft, welche die Slawen unwillkürlich einander näher bringt. Historische Vorgänge, wie die Mitwirkung Rußlands bei der Befreiung der Serben und in unserer Zeit bei der Befreiung der Bulgaren, führten auf den Gedanken, daß das mächtige, stammverwandte Volk auch eine politische Stütze des Slawenthums werden könne.

Nach diesen Ausführungen erklärt Pypin die von manchen Seiten aufgestellte Ansicht, der Panslawismus sei eine Gefahr für die europäische Civilisation, ein Werkzeug der herrschsüchtigen Pläne Rußlands, für „eine plumpe Vorstellung, von fanatischer Feindschaft oder Unwissenheit dictirt und von der Geschichte nicht gerechtfertigt", und fährt dann also fort:

Der kriegerische Panslawismus, der die russische Gesellschaft durchdringen soll, ist ein recht plumper Irrthum der europäischen Publicistik, wenn nicht gar eine absichtliche Erfindung und ein Vorwand. Aber wenn die Unparteilichkeit erfordert, diese Uebertreibungen zurückzuweisen, so gebührt es sich um so mehr, die Rechtmäßigkeit derjenigen Forderungen anzuerkennen, welche die slawische Welt namens ihrer Nationalität stellt. Die slawische Welt bedroht niemand und fordert nur ihr natürliches, von Logik und Humanität anerkanntes Recht. Die nationale Feindschaft ist von der Vergangenheit ererbt, und Sache der Aufklärung ist, nicht nach vermeintlichen Gründen zur Rechtfertigung der Feindschaft zu suchen und sie zu verstärken, sondern sie zur Ruhe zu bringen durch humane Ideen und politische Gerechtigkeit. Welchen Verlauf der Proceß der slawisch-germanischen Beziehungen nehmen, welcher Theil der slawischen Stämme noch unter deutschem Einfluß seine Nationalität verlieren wird (denn die Germanisirung dauert fort), wie sich die gegenseitigen Beziehungen der slawischen Stämme untereinander gestalten werden, und ob der Druck nicht einen Ausbruch des Widerstandes und eine neue Anregung zu Einheitsbestrebungen hervorrufen wird: das ist Sache der Zukunft, die wir uns nicht vermessen zu errathen. Aber die gegenseitigen Beziehungen des Slawenthums beginnen sich schon zu klären, die Annäherung wächst fortwährend, und im slawischen Bewußtsein wacht, im Gegensatz zu der Theorie der Slawophilen, die Idee eines andern Panslawismus auf, der auf gegenseitiger Achtung der nationalen Individualität, auf einer natürlichen Entwickelung der

Beziehungen, auf einer Gemeinsamkeit der sittlichen und Bildungsbedürfnisse gegründet ist; innerhalb der Stämme selbst wächst die Sorge um die Aufklärung des Volks und das politische Bewußtsein. Rußland hatte bis vor kurzem für die Slawen fast nur Autorität als politische Macht, die ihnen als Stütze dienen konnte; diese Vorstellung hat auch in einem Theile der russischen Gesellschaft einen gewissen Chauvinismus genährt; in der Gegenwart, mit der größern Reife der russischen Gesellschaft, denkt der verständige Theil der öffentlichen Meinung weit weniger an irgendwelche äußern Pläne, als an die innern Sorgen des russischen Lebens selbst, ja verhält sich sogar feindlich gegen Agitationen in der „slawischen Frage", weil sie von jenen innern Sorgen, die zu ernster Natur sind, ablenken —, und vor den Augen des Slawenthums beginnt sich zum ersten male das russische Leben nicht nur mit seinen materiellen, sondern auch mit seinen sittlichen Kundgebungen und Kräften zu entfalten; das russische Leben beginnt einen Einfluß zu beweisen nicht nur durch die politische Autorität allein, sondern auch durch den innern Gehalt seiner Bildung, Literatur, Kunst, seiner socialen Bestrebungen. Und je freier und weiter sich dieses innere Leben entwickeln wird, um so mehr wird der Panslawismus nicht eine politische Phantasie, sondern eine Gemeinschaft der Bildung werden.

Wir lassen es dahingestellt sein, wie weit der Panslawismus Pypin's friedlicher Natur und kein „plumper Irrthum der europäischen Publicistik ist", ob „die slawische Welt niemand bedroht" oder doch, denn uns liegt eine politische Discussion an dieser Stelle fern; wir theilen vielmehr den von ihm am Schlusse seines Briefs ausgesprochenen Wunsch, daß sein und Spasović's Werk beitragen möge zur Klärung der innern Verhältnisse unter den Slawen selbst, sowie auch zur Versöhnung der „von der Vergangenheit ererbten" äußern internationalen Feindseligkeiten in den höhern Idealen der Bildung und der politischen und socialen Gerechtigkeit.

Bei dem engen Zusammenhange zwischen der polnischen Literatur und dem allgemeinen Gange der polnischen Geschichte hat Spasović, indem er die erstere in sechs Perioden eintheilt, jeder einzelnen Periode eine Skizze und Uebersicht der wichtigsten politischen und culturgeschichtlichen Ereignisse vorausgeschickt, um dann erst zur eigentlichen Literaturgeschichte überzugehen.

Die erste oder alte Periode geht nach dem Verfasser bis zur Reformation, d. h. bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts. Den polnischen Historikern ist es nicht gelungen, die mythischen Erzählungen der alten Zeit zu entwirren; dieselben bilden ein Gemenge von polnischen, pommerschen und weißkroatischen Traditionen; einige sind den czechischen sehr ähnlich, andere erinnern stark an die skandinavischen Sagas. Zur Zeit der Annahme des Christenthums standen die slawischen Stämme, welche das polnische Volk bildeten, auf einer sehr niedrigen Stufe der geistigen Cultur; sie hatten kein Schriftwesen, nur, wie bereits angedeutet, eine sehr ärmliche Mythologie, die nicht über den Naturdienst hinausging und welcher nach dem Zeugniß des Bischofs Thietmar von Merseburg jede Vorstellung eines künftigen Lebens fremd war. Das polnische Volksthum konnte daher, wie der Autor hervorhebt, in seinen Kämpfen mit dem Deutschen Reich nur durch unbedingte Anerkennung der Oberherrlichkeit des Papstes eine Stütze finden. Polen hat nicht nur kein Epos aufzuweisen, das dem russischen „Liede vom Heereszug Igor's" oder den altböhmischen Rhapsodien der Königinhofer Handschrift gleichkäme, sondern besitzt überhaupt kein literarisches Denkmal, das seinen Inhalt aus der heidnischen Weltanschauung schöpfte und eine directe Verbindung mit der alten Heidenzeit hatte. Eine ärmliche Volkspoesie lebte als mündliche Ueberlieferung zwar in Lied und Sage; infolge der Annahme des Christenthums nach römisch-katholischem Ritus wurde jedoch der volksthümliche Boden, wie Spasović zugesteht, mit einer dicken Schicht lateinischer Cultur überschwemmt, deren Quellen die von der Geistlichkeit gegründeten Schulen waren. Die einzige Schriftsprache war lange Zeit das Latein. Das Volk betete polnisch und stritt sich vor Gericht polnisch; aber die Predigt und die Urtheilssprüche der Gerichtshöfe wurden lateinisch abgefaßt. Von einer polnischen Nationalliteratur kann in der alten Periode gar nicht die Rede sein; nur sehr wenige Denkmäler eines polnischen Schriftwesens sind vorhanden; „es beginnen, dem Lallen der Kinder gleich, primitive Versuche einer Poesie in der rohen, unbearbeiteten Volkssprache". Erst mit dem Ende des 13. Jahrhunderts finden sich Uebersetzungen der Bibel in die polnische Sprache; in die letzten Jahre des 15. Jahrhunderts fällt auch das erste historische Buch in polnischer Sprache, das jedoch nicht von einem Polen, sondern von dem Serben Michael Konstantinović geschrieben ist.

Die zweite Periode, welche von 1548 bis 1606 reicht und als die „goldene oder classische" bezeichnet wird, hat ebenfalls keine bedeutenden Dichter und Schriftsteller, ja nicht einmal bedeutende Historiker hervorgebracht, weshalb sie auch den ihr gegebenen Namen nicht verdient. Die Literatur dieser Periode trägt einen stark politischen Charakter; sie dreht sich fast nur um staatliche und sociale Fragen und zeichnet sich durch das Gefühl einer gewissen Befriedigung, durch eine ruhige Stimmung aus; sie ist frei von Träumerei und vorzugsweise auf das Positive gerichtet. Ein volksthümliches Drama gibt es nicht; die dramatischen Versuche blieben auf der Stufe künstlicher Erzeugnisse der Gelehrsamkeit und der Nachahmung stehen. Dafür traten Didaktik und Lyrik etwas mehr hervor und wurden durch Rej von Naglowice und Johann Kochanowski zu einer gewissen Vollendung gebracht; der erstere kann als der Schöpfer der polnischen Prosa bezeichnet werden, während der zweite für den Urvater des polnischen Liedes gilt. Beide waren Kleinpolen und der von ihnen angewandte kleinpolnische Dialekt ward zur Literatursprache der Polen. Rej von Naglowice lebte von 1507 bis 1569, Johann Kochanowski von 1530 bis 1584. Die idyllische Poesie wurde durch Szymon Szymonowicz, die Satire durch Sebastian Klonowicz nicht übel vertreten. Stanislaw Orzechowski war ein Hauptvertreter der römischen Papstkirche; seine Theorie war nach Spasović folgende:

In Polen gibt es keine Leute außer der Szlachta, d. h. dem Adel; jeder Szlachcic ist ein souveräner Herr, über allen diesen Herren steht ein ebenfalls von ihnen gewählter und wenig von ihnen unterschiedener oberster Herr, der König; aber ihm ist im Interesse der Freiheit der Szlachta ein Zügel angelegt, den der Priester in Händen hält. Diese Theorie ist die extremste Consequenz der einseitigen Idee der Adelsfreiheit, aber sie traf das Richtige, indem sie auf die enge Verwandtschaft der bis zur letzten Stufe entwickelten und darum conservativ gewordenen Szlachta mit der Autorität in Glaubenssachen auf die Gefahr hinwies, die von allen Neuerungen, religiösen sowol als politischen, drohte. Nachdem man diese Gefahr erkannt, fiel die Mehrzahl der Anhänger des Protestantismus von diesem wieder ebenso leicht ab, wie sie ihm beigetreten war, sagte sich von der Freiheit des Gedankens los, unterwarf sich wieder der Autorität der Offenbarung, welche durch die Kirche repräsentirt wurde, und der scheinbar ganz zerfallene Katholicismus erstand wie ein Phönix aus der Asche, erneuert, gereinigt und kriegerischer als jemals in frühern Zeiten.

Diese Darstellung des Verfassers aus der Literatur und der Geschichte Polens ist ebenso wahr wie lehrreich für die Gegenwart. Die Bestrebungen des römischen Katholicismus fielen mit der größten Ausbreitung der Grenzen Polens nach Osten, mit dem Momente zusammen, als sich die polnischen Adler sogar gegen den Kreml von Moskau richteten, als die nicht unbegründete Hoffnung auflebte, daß früher oder später Moskovien selbst in den Bestand der polnischen adelich-katholischen Föderation einbezogen werden würde, sei es durch die Wahl eines der moskauischen Fürsten auf den polnischen Thron, oder dadurch, daß auf den Thron von Moskau jemand gesetzt würde, der sich dazu hergäbe, die Pläne der polnischen Politik auszuführen. Die Hauptpersonen aber in der religiös-politischen Propaganda waren die Jesuiten; von ihnen spricht der Verfasser in der dritten Periode. Den Uebergang zu dieser Periode bildete der Jesuit Peter Pawęzki, bekannter unter dem Zunamen Skarga, der von 1536 bis 1612 lebte. Skarga war ein gewaltiger Redner und hat eine ganze Anzahl polemisch-theologischer Werke und Predigten hinterlassen; er repräsentirt den seltenen Typus eines Jesuiten, der zugleich ein Patriot war.

Die dritte oder jesuitisch-maccaronische Periode (1606 bis 1764) liegt, nach dem Ausdruck des Autors, „wie ein schwerer Stein" auf der literarischen und politischen Entwickelungsgeschichte Polens. Die unmittelbare Folge der Erziehung, welche die Jesuiten dem polnischen Volke angedeihen ließen, war eine schreckliche Verderbniß des Geschmacks und eine Entwerthung des innern Gehalts der Literatur bei ungewöhnlicher Fruchtbarkeit und einem scheinbar großen Eifer der Gesellschaft für dieselbe:

Der Geist der Kritik, der alte Feind der Autorität, war niedergeschlagen; die Wissenschaft trennte sich vom Leben, verwandelte sich in eine unbrauchbare Schulgelehrsamkeit: auf diesem Boden konnten nur Mittelmäßigkeiten aufkommen und gedeihen. Die Literatur, welche sich der Beschäftigung mit den öffentlichen Fragen entwöhnte, hörte auf eine ernste Angelegenheit zu sein, wurde bei den einen ein Luxus, eine Unterhaltung, ein Spielzeug, bei den andern ein Handwerk. Je unfruchtbarer die Literatur ward, desto pedantischer, desto weniger der Volksmasse zugänglich, desto mehr ward sie für die witzigen Köpfe jener Zeit zu einem Mittel, mit ihrer Gelehrsamkeit groß zu thun, über die unbedeutendsten Dinge viele Worte zu machen und mit dieser Kunst zu überraschen, durch unerwartete Einfälle, durch spaßhafte Zusammenstellungen der Mythologie und Geschichte mit den Vorgängen des täglichen Lebens zum Lachen zu bringen. Ein großer Theil der Szlachta sprach geläufig lateinisch; die römische Literatur war die einzige Quelle der Gelehrsamkeit, daher entstand die Gewohnheit, nicht nur die polnische Sprache mit einzelnen lateinischen Ausdrücken zu durchsetzen, sondern auch ganze lateinische Phrasen in sie einzuschieben und sie mit solchen Maccaronismen so zu überschütten, daß auf jeden polnischen Satz immer ein lateinischer folgen mußte und umgekehrt.

Es bestand die Meinung, daß diese Periode poetisch ganz unfruchtbar gewesen sei, und man hat auch wirklich erst in neuerer Zeit bedeutende Dichterwerke aus derselben gefunden, die fast unbekannt geblieben sind, weil sie dem Geschmack der Zeitgenossen am Unnatürlichen und Geschraubten wenig entsprachen. Solche Dichter sind Waclaw Potocki, Vespasian Kochowski und Andreas Morsztyn; sie sind von einer Menge Dichtern zweiten und dritten Ranges umgeben.

Die vierte Periode ist die des Königs Poniatowski (1764 bis 1796) und der Zeiten nach der Theilung Polens bis zum Auftreten der Romantik (1795 bis 1822); sie ist ganz mit Politik durchflochten und trägt vorwiegend ein französisches Gepräge. Der einflußreichste und getreueste Vertreter des 18. Jahrhunderts in Polen ist Ignaz Krasicki, Bischof von Ermeland (geb. in Rothrußland zu Dubiecko 1735, gest. zu Berlin 1801). Krasicki war seinem ganzen Wesen nach ein edler und human gesinnter Mann und darf als ein vorzüglicher Fabeldichter und Satiriker ersten Ranges bezeichnet werden; den vollen Gegensatz zu ihm bildet der Bischof Adam Naruszewicz (1733 bis 1799), der als mürrischer, galliger Moralist in die lärmende Orgie der Zeiten Poniatowski's hineinschaut und das „memento mori" ausspricht, ohne selbst zu ahnen, wie schnell sich seine finstern Ahnungen thatsächlich bewahrheiten werden. Krasicki war eine vollständig neue Erscheinung in der polnischen Literatur, die sich nur durch die Einflüsse der französischen Cultur und Literatur erklären läßt. Naruszewicz steht auf nationalem Boden, und man kann in der polnischen Literatur leicht auf seine Vorgänger hinweisen, mit denen er sehr viel Gemeinsames hat. So darf er, wenn auch nicht dem Charakter nach, den man nicht ganz tadellos nennen kann, für den Nachfolger des Klonowicz und den Fortsetzer des von diesem begonnenen Werks gelten. Der Verfasser theilt die in Rede stehende Periode in drei Unterabtheilungen, von denen die erste die letzten ruhigen Jahre vor der Katastrophe der ersten Theilung Polens im Jahre 1772, die zweite die politische Literatur des vierjährigen Reichstags und die dritte die Uebergangszeit nach der dritten Theilung (1795) umfaßt.

Die fünfte Periode (1822 bis 1848) ist nach Adam Mickiewicz (geb. 1798, gest. 1855) benannt und in zwei Abschnitte eingetheilt, von denen der erste die Romantik,

die Vorgänger und Zeitgenossen von Mickiewicz, sowie die Thätigkeit des letztern behandelt, während der zweite die Spaltung der Literatur in eine Emigrantenliteratur und in eine einheimische schildert. Zu derselben Zeit, wo Puschkin in Rußland eine neue Art von Poesie einführte, trat Mickiewicz als Regenerator der polnischen Dichtung auf; sein Vorläufer war Kasimir Brodzinski (gest. zu Dresden 1835). Die Romantik diente Mickiewicz und seinen Nachfolgern vielfach nur als Schale für eine sich durcharbeitende neue Poesie, die ganz eigenartig und dazu in höherm Grade national war, als irgendeine der ihr vorangegangenen, sogar als die der goldenen Epoche des Zeitalters der Sigismunde. Es finden sich darin Züge, welche die glänzenden Momente des größten Aufblühens der Kunst charakterisiren: eine vorzügliche Technik des Verses, Reichthum an Motiven und, was am wichtigsten ist, eine kräftige Individualität. Dem Reiche der pedantischen Kritiker wurde ein Ende gemacht; die Herrschaft von Paris hörte auf; an der Spitze der Bewegung standen wirkliche Dichter. Es brach sich die Erkenntniß Bahn, daß man sich, um Dichter zu sein, den ganzen Vorrath von Kenntnissen erworben haben müsse, über den die Wissenschaft der betreffenden Zeit verfügt, daß man aus dem Salon heraustreten und in die Volksmassen hinabsteigen, daß man, um nationale Motive der Poesie zu finden, um die Vergangenheit der Nation aufzudecken, die Kunst und den Blick des Historikers besitzen müsse, sowie die Fähigkeit, sich an derselben zu begeistern. Mickiewicz studirte mit Eifer die alten Classiker; Homer und Pindar waren seine Lieblingsdichter, wie Adalbert Cybulski bestätigt; die deutsche Philosophie war ihm nicht fremd. In den Balladen lagen ihm als Muster vor: Bürger und Schiller, in der epischen Erzählung Walter Scott, zum Theil auch Goethe; Byron blieb nicht ohne Einfluß auf ihn. Sein Enthusiasmus für jede große Idee war feurig, nicht selten sogar auf das Unerreichbare gerichtet. Dies zeigt sich in seiner bekannten „Ode an die Jugend“ (zuerst gedruckt 1828, aber viel früher geschrieben), die zu einer Marseillaise der jungen Generation wurde. Der Herausgeber theilt daraus folgende Stelle in deutscher Uebersetzung mit:

Wer als Kind schon die Hydra bezwang,
Wird als Jüngling Centauren bezwingen
Und der Hölle ihr Opfer entringen,
Im Himmel wird ihm der Lorberdank.
O strebe nach des Himmels Licht,
Zerbrich, was kein Verstand zerbricht!
Jugend, du steigst zu des Adlers Stätte,
Stark ist dein Arm wie des Donners Gewalten,
Laß Arm in Arm uns mit festen Ketten
Das Erdenrund umfangen halten
Und glutentfachend unser Denken
Auf einen Herd des Geistes lenken,
Damit durch uns der Klumpen Erde
In neue Bahn geleitet werde,
Daß sie Verderbtes von sich streife
Und grünend neue Früchte reife.

Unter den Zeitgenossen von Mickiewicz behandelt der Verfasser ausführlicher die polnisch-ukrainischen Dichter Anton Malczewski, Bohdan Zaleski, Severin Goszczynski, den Historiker Joachim Lelewel und die Philomathen und Philareten. Zu den hauptsächlichsten Vertretern der Emigranten- und einheimischen Literatur zählen Julius Slowacki, Sigismund Krasinski und Heinrich Rzewuski.

In der sechsten Periode werden die letzten Ausläufer der polnischen Romantik auf dem heimatlichen Boden (1848 bis 1863) behandelt. An der Spitze der Männer, die sich die Verehrung der ruhmvollern Vergangenheit Polens zur Aufgabe machten, stehen zwei begabte Dichter: Vincenz Pol und Ludwig Kondratowicz, von denen der erstere seiner Aufgabe treu bleibt, während die Lyrik des andern, ohne es vielleicht selbst zu merken, auf ganz neue zeitgenössische Motive eingeht. Der historische Roman fand an Sigmund Kaczkowski einen beachtenswerthen Vertreter; den Zeitroman bearbeiteten mit Erfolg Joseph Korzeniowski und Kraszewski. Wenn wir diesen fünf Namen noch einen sechsten hinzufügen, den künstlerischen Historiker Karl Szajnocha, so repräsentiren diese sechs das ganze Wesen der geistigen Bewegung im Bereiche der Poesie während der verblühenden Romantik, da sich schon das leise Wehen einer andern positivern Richtung bemerklich macht. Kraszewski, von dem in jüngster Zeit in der Tagespresse vielfach die Rede gewesen ist, steht als einer der fruchtbarsten Schriftsteller da; er feierte in den ersten Tagen des October 1879 zu Krakau sein funfzigjähriges Schriftstellerjubiläum.

Wie Spasović am Schlusse des von ihm bearbeiteten Theils des verdienstvollen und von der Verlagshandlung geschmackvoll ausgestatteten Werks hervorhebt, sind die Wurzeln der Romantik in der polnischen Literatur noch immer ziemlich stark; jeder Angriff auf eine althergebrachte Meinung, auf den Namen eines Dichters, der mit der Aureole des Ruhms gekrönt ist und Autorität genießt, ruft einen Sturm von Streitigkeiten hervor, die mit äußerster Lebhaftigkeit, ja mit Erbitterung geführt zu werden pflegen. Anders kann es auch kaum in einer Literatur sein, die ihre Traditionen hat, und diese Traditionen sind im polnischen Schriftwesen, wie der Verfasser selbst zugesteht, besonders zäh und kräftig, weil beinahe das ganze Leben des Volks im Laufe des 19. Jahrhunderts fast ausschließlich in der Literatur und Kunst aufgegangen ist und sich auch nur darin ausdrücken konnte.

Als ein dankenswerther Anhang sind dem Buche einige literarhistorische Bemerkungen über die schlesischen Polen, die preußischen Mazuren und die Kassuben beigefügt.

Rudolf Doehn.

Neue deutsche dramatische Werke.

Es ist ein rastloses Drängen und Ringen nach den hochgesteckten Zielen der Dichtkunst, aber gerade auf diesem Gebiete sind zwar viele in dem guten Glauben, berufen zu sein, doch nur sehr wenige auserwählt; und selbst von diesen wenigen haben nur einige Bevorzugte den Weihekuß der Poesie erhalten, einen vollen Zug aus der kastalischen Quelle gethan; die Mehrzahl sind technisch geschickte Handwerker, formgewandt und sauber, die von der Schönheitstrunkenheit des Genies keine Ahnung haben.

In eine Vorzeit zurückgreifend, die dem großen Publikum sehr fremd ist und in Wahrheit aschgrau erscheint, also nicht angethan ist sein Interesse zu erwecken, hat der Dichter des folgenden Stücks der jüdischen Specialgeschichte die Fabel entnommen zu:

1. Heli. Trauerspiel von F. von Fritsch. München, Merhoff. 1882. 8. 1 M. 50 Pf.

Um das gewählte Thema auch nur einigermaßen, mindestens für das Lesepublikum, genießbar zu machen, müßte er echte Poesie besitzen; diese besitzt er aber trotz der vielen gereimten Stellen leider nicht. Der Autor steht noch im heißen Kampfe mit Sprache und Metrum und hat die dramatische Form wahrlich nicht zum Vortheil für seine Arbeit gewählt. Um ein für die Oeffentlichkeit bestimmtes Kunstwerk zu schaffen, dazu gehört vor allen Dingen ein Künstler, nicht ein Anfänger mit zitternder Hand; der bloße Versuch mit der dramatischen Form gibt keine Berechtigung, für einen dramatischen Dichter zu gelten. Das hätte auch der Autor von „Heli" bedenken sollen und er hätte unzweifelhaft zu seinem Vortheil gehandelt. Von einer Bühnenaufführung muß gänzlich abgesehen werden, nach Form und Inhalt des Stücks, dem eben alles Interesse abgeht. Dasselbe ist unzweifelhaft ein Erstlingswerk, dessen Zurückhaltung im geheimsten Schreibtischfache dem Verfasser zu rathen gewesen wäre.

Eine echte Schicksalstragödie bietet:

2. Der verworfene Baustein. Schauspiel in fünf Aufzügen von Johannes Karsten. Stuttgart, Metzler. 1882. 8. 2 M. 40 Pf.

Auch die gewählte metrische Form, der vierfüßige gereimte Trochäus, ist die vielen Schicksalstragödien eigene und hier mit großer Gewandtheit gehandhabt. Das Drama zeugt sowol von echt dichterischem als erfreulichem dramatischen Talent und ist nur stellenweise ein wenig zu wortreich. Die tragische Verschuldung, das frivole Spiel mit dem Tode, das Begraben einer Wachspuppe in der Kirche zu Gandersheim an Stelle der Eva von Trott, welche indeß der in sie verliebte Herzog von Wolfenbüttel auf ein abgelegenes Schloß gebracht hat, um dort ungestört den ehebrecherischen Umgang mit ihr fortzusetzen, und die sich daran knüpfende Sühne: die legitimen Söhne des Herzogs fallen in der Schlacht bei Sievershausen: alles ist ebenso vortrefflich motivirt wie ausgeführt. Nur ist die Zeit zwischen den drei ersten und den zwei letzten Acten, einundzwanzig Jahre, zu lang bemessen; auch verschwindet am Schlusse des dritten Acts die eigentliche Heldin des Dramas, Eva, sie erscheint nur noch als Spukgestalt und tritt erst am Schluß und zwar als Sterbende in den Mittelpunkt der Handlung, um ihrem und Herzog Heinrich's Sohne zu Thron und Land zu verhelfen. Betreffs der Zeit hat sich der Dichter die größtmögliche Freiheit gestattet; es macht indeß keinen erquicklichen Eindruck, wenn der Zuschauer die handelnden Personen vor seinen Blicken altern sieht. Die beiden letzten Acte bilden gewissermaßen ein Nachspiel. Die Charakterzeichnung ist durchweg eine gelungene zu nennen, die Personen treten scharf und markig in die Erscheinung, und einige zeigen ein prächtiges humoristisches Gepräge; besonders ist Herzog Julius der Jüngere eine köstliche Figur voll übersprudelnder Lebenskraft. Das Drama fesselt ungemein und hält das Interesse des Lesers bis zum Schluß in voller Spannung.

Ein schon mehrfach dichterisch verwertheter Stoff tritt uns aufs neue in dramatischer Bearbeitung entgegen in:

4. Der Prinzenraub. Schauspiel in fünf Aufzügen von Johannes Karsten. Stuttgart, Metzler. 1882. 8. 2 M. 40 Pf.

Die Exposition dieses Schauspiels verliert sich in endlosen unerquicklichen Debatten zwischen dem Kurfürsten Friedrich dem Sanftmüthigen von Sachsen, seinem Bruder dem Herzog Wilhelm dem Tapfern von Thüringen und dem Ritter Kunz von Kauffungen, zwischen den beiden fürstlichen Brüdern und schließlich dem Kurfürsten und seinen Räthen, wobei sich alle mitunter eines sehr ungezwungenen Tons bedienen. Daß Kunz von Kauffungen trotz seines Mangels an Respect vor den beiden Fürsten und seiner ausgestoßenen schweren Drohung gegen den Kurfürsten ungehindert entlassen wird, erscheint ein wenig sonderbar, aber mit seiner Festnehmung wäre allerdings das Hauptmotiv, der Prinzenraub, weggefallen. Ueberhaupt werden in diesem Drama zu viel Worte gemacht; Sophismen und juristische Spitzfindigkeiten nehmen einen zu großen Raum ein. Der Dichter hat jedenfalls mit Absicht den Anachronismus begangen, daß die Kurfürstin Margarete im Jahre 1455 einen Vers des Liedes „Befiehl du deine Wege" singt, das erst zweihundert Jahre später von Paul Gerhard gedichtet wurde. Dem Dichter ist zwar vieles erlaubt, aber in diesem Falle haben wir doch einige Bedenken nicht unterdrücken können.

Die Handlung des Schauspiels ist eine effectreiche und, nachdem der erste Act überwunden ist, rasch fortschreitende; von großer Frische sind die Scenen bei den Köhlern im Walde. Die Charaktere tragen ihr unverfälschtes historisches Gepräge, ebenso ist die Gesammtstimmung historisch treu. Der Dichter bietet den Mimen eine Reihe dankbarer Auf-

gaben, aber das gewählte Motiv erweist sich weniger dankbar für die dramatische Bearbeitung. Das mit Unrecht „Schauspiel" getaufte Drama, das eigentlich ein Trauerspiel, ist nicht ohne poetischen Werth, von echtem Freisinn durchweht und verdient es wohl, durch die Bühne seine eigentliche Verlebendigung zu erhalten.

Eine Sensationsnovelle in dramatischer Form bietet:

4. Betrogene Betrüger. Schauspiel in vier Acten von August Schipfer. Mainz, Diemer. 1883. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Der Verfasser hat sich ein ebenso unerquickliches wie wenig dankbares Thema zu seiner dramatischen Bearbeitung erwählt; es erscheint uns ein wenig gewagt, eine Anzahl Menschen, die den bevorzugten und gebildeten Gesellschaftsschichten angehören, als so völlig moralisch werthlos hinzustellen. Die Mehrzahl der handelnden Personen kennt kein höheres Interesse, keine ideale Bestimmung des Menschen, sie huldigt nur dem schnödesten Egoismus, der rücksichtslosesten Sucht nach Vortheil. Fast alle jagen dem goldenen Kalbe des Reichthums nach und lassen darüber Tugend und Sitte ganz aus den Augen. Dabei weht nicht der leiseste Hauch adelnder Leidenschaft durch die Handlung des Schauspiels, dessen sämmtliche Personen eines warmfühlenden und hochschlagenden Herzens ermangeln. Das ist ein weder der dramatischen Bearbeitung noch der Aufführung würdiges Thema. Dabei sind auch die Motive nicht sorgfältig verarbeitet, und die Helden flach und schwankend. Nimmermehr wird sich ein Mann von Herz und Ehre, wie der Bildhauer Urban doch sein soll, dazu hergeben, vor den Augen seiner Geliebten auch nur einen Moment verächtlich zu erscheinen, wie es hier geschieht. Selbst im besten Falle läßt die gutgespielte Schurkenrolle auf der betreffenden Person, besonders in den Augen der Geliebten, einen Makel haften, der untilgbar ist. Der Verfasser besitzt scenisches Talent, aber seine „Betrogenen Betrüger" sind ein verfehltes Drama.

Unbedeutend und kaum als Lückenbüßer für die Bühne verwendbar ist:

5. Telephonisch verbunden. Lustspiel in einem Act von Emil Stein. Berlin, Lassar. 1883. 8. 2 M.

Es ist in der That eine sehr eigenthümliche Erfindung, das Telephon mithandelnd auf die Bühne zu bringen. Das ist nichts weiter als dilettantische Spielerei mit der Form des Lustspiels.

Auf gleich niedriger Werthstufe steht:

6. Auf der Flucht. Lustspiel in einem Act von L. Berthold-Filhés. Berlin, Lassar. 8. 2 M.

Ein geist- und witzloses Machwerk, höchstens für Sommerbühnen geeignet, wo das blasirte Publikum seine Kunstgenüsse durch Tabacksqualm und bairisch Bier würzt.

Gänzlich unbedeutend und werthlos sind:

7. Die erste Falte oder das beste Mittel. Blnette in einem Act von B.....g. Erfurt, Bartholomäus. 1883. 8. 75 Pf.

8. Hut ab! Dramatischer Scherz in einem Act (zwei Bildern) von A. Kistner. Erfurt, Bartholomäus. 1883. 8. 75 Pf.

9. Der erste Maskenball. Dramatischer Scherz von A. Paul. Erfurt, Bartholomäus. 1883. 8. 75 Pf.

10. Nach dem Balle. Scherz in einem Act von August Sturm. Erfurt, Bartholomäus. 1883. 8. 75 Pf.

11. „Sie" oder „sie". Lustspiel in einem Act von Thankmar Jakobi. Erfurt, Bartholomäus. 1883. 8. 75 Pf.

Alle diese dramatischen Scherze, in gereimter und ungereimter Form, sind arm an Erfindung und noch ärmer an Witz — Futter für Dilettantenbühnen.

Noch einige Grade tiefer in geistiger Werthschätzung steht:

12. Onkel Scharfrichter. Lustspiel in einem Act von Wilhelm Frerking. Erfurt, Bartholomäus. 1883. 8. 75 Pf.

Einen Anlauf zum Bessern nimmt:

13. Ein reizender Ehemann. Schwank in einem Act von Wilhelm Frerking. Erfurt, Bartholomäus. 1883. 8. 75 Pf.

In diesem Schwank ist doch wenigstens der Versuch gemacht, Charaktere zu zeichnen und in wirksame Action zu setzen; auch fehlt es nicht an einzelnen Pointen, sodaß der Schwank sich auch auf der Bühne wirksam erweisen dürfte.

Einen wenigstens einigermaßen erfreulichen Abschluß der diesmaligen Besprechungen bildet:

14. Der Schwabenstreich. Lustspiel in vier Acten von Franz von Schönthan. Berlin, Freund u. Jeckel. 1883. 8. 2 M.

Ein Lustspiel im eigentlichen und wahren Sinne des Worts ist dieser „Schwabenstreich" nicht; wenn er auch im Beginn einen guten Anlauf dazu nimmt, so geräth er doch plötzlich in den Schwank hinein und kommt bis zum Schluß aus den stellenweise sehr tollen Situationen nicht wieder heraus auf eine ruhigere Bahn. Die Erfindung ist zwar nicht neu, aber sie bietet fesselnde Ueberraschungen und ist vor allen Dingen lustig in der Ausführung. Die Charaktere sind, wenn auch nicht vertieft, doch zumeist aus dem Leben gegriffen; die an und für sich komische, aber eigentlich überflüssige Figur des Tamburini wäre besser weggeblieben, da sie doch nur eingeschoben ist, um die komische Gesammtwirkung zu erhöhen. Die minutiösen Vorschriften des Verfassers in mimischer Beziehung dürfte wol kaum ein Schauspieler innehalten; ein Darsteller von Talent wird ihnen keine Beachtung schenken, weil sie eine originelle Auffassung unmöglich machen. Das Lustspiel hat viele Schwächen, aber auch Vorzüge, zu denen ein rascher Gang der Handlung, ein gewandter und eleganter Dialog mit einer Fülle witziger Pointen gehören. Damit hat sich das Werk den Bühnen empfohlen und glücklich bei ihnen eingeführt.

Karl Nissel.

Ein österreichisches Jahrbuch.

Die Dioskuren. Literarisches Jahrbuch des ersten allgemeinen Beamtenvereins der österreichisch-ungarischen Monarchie. Zwölfter Jahrgang. Wien, Hof- und Staatsdruckerei. 1883. Gr. 8. 6 M.

Ich weiß nicht, inwieweit sich der Erste allgemeine Beamtenverein Oesterreich-Ungarns als auf gesunder Basis aufgebaut bewährt, inwiefern er dem österreichischen Beamten in seiner materiellen Existenz Erleichterung und Förderung verschafft; einen tiefern Blick in die Verhältnisse desselben zu thun hatte ich weder Anlaß noch Gelegenheit; die Zahlen in den alljährlichen Rechenschaftsberichten sind der einzige Anhalt für Beurtheilung seines Gedeihens, und diese Ziffern sprechen insofern zu seinen Gunsten, als die Zahl der Mitglieder sich alljährlich vergrößert, die Einnahmen steigen, sein humanitärer Wirkungskreis ein immer umfassenderer wird. Ob indeß diese positiven Errungenschaften im Verhältniß stehen zu den Anstrengungen, die gemacht werden, zu den Zielen, die man sich gesteckt, ist eine andere Frage, und sie zu beantworten ist hier weder der geeignete Platz, noch besitze ich die Fähigkeit dazu. Daß aber nicht alles richtig angefaßt wird, beweist das „Literarische Jahrbuch" dieses Vereins, welches in seinem zwölften Jahrgang vor mir liegt. Es ist ein mächtiger Band von 32 Druckbogen in Lexikonoctav auf Velinpapier gedruckt, dessen typographische Ausstattung glänzendes Zeugniß ablegt für die Leistungsfähigkeit der wiener Hof- und Staatsdruckerei. Dieser mächtige prächtige Band nun enthält eine Fülle meist belletristischer Beiträge von österreichischen Poeten und soll — so lag es wenigstens ursprünglich in der Absicht der Begründer des „Jahrbuchs" — eine Auswahl des Besten bieten, was Oesterreich-Ungarn auf schöngeistigem Gebiete schafft, die hervorragendsten Namen in auserlesenen Gaben ihrer Muse vereinigen, und glänzend begabten jungen Talenten Gelegenheit geben, sich hier in würdigster Weise dem Vaterland und auch dem Ausland zu präsentiren.

Ein solches Unternehmen, richtig angefaßt, konnte nicht allein dem Ruhme der österreichischen Dichtung förderlich sein und dem Beamtenverein zur Ehre gereichen, es konnte auch ein reiches Erträgniß liefern, welches zu Gunsten irgendeiner humanitären Stiftung verwendet werden mochte. Nahe lag es dabei, der Hof- und Staatsdruckerei, also dem Staatssäckel, die billige oder ganz kostenfreie Herstellung des Drucks zuzumuthen. Gerade das aber geschah nicht, wie so häufig in Oesterreich — und auch anderswo — das Natürliche und Naheliegende nicht geschieht. Man war allerdings bestrebt, aus dem „Jahrbuch" ein möglichst reiches Reinerträgniß zu wohlthätigen Beamtenzwecken herauszuschlagen, und man war auch nicht einen Moment in Verlegenheit, wie dies zu geschehen habe. Man verlangte von den österreichischen Dichtern das Opfer, welches weder die Staatsdruckerei, noch sonst jemand bringen wollte. Die österreichischen Dichter sollten nicht nur durch ihre Namen und Beiträge dem Buche Glanz, Werth und Absatz verschaffen, sie sollten nicht nur ihr Bestes geben, sondern sie sollten es auch — umsonst geben, oder gegen ein sogenanntes Ehrenhonorar, welches Wort an und für sich schon ein Pleonasmus ist und in seiner ursprünglichen Bedeutung etwas ganz anderes besagen wollte. Honorar nannte man die möglichst hohe Geldentschädigung für eine Leistung, welche ihrem wahren Werthe nach zu bezahlen oder überhaupt zu bezahlen als unmöglich erkannt wurde. Ehrenhonorar — wunderliches Wort! — nennt man heutzutage die möglichst geringe Geldentschädigung für irgendeine Leistung, wobei dem Leistenden im übrigen zugemuthet wird, sich mit der „Ehre" bezahlt zu machen, z. B. mit der Ehre, einen Beitrag in den „Dioskuren" abgedruckt zu sehen. Und ich muß gestehen, auch ich hielt das für eine Ehre, wenn ich es auch nicht allzu heftig anstrebte. Heute bin ich anderer Ansicht, und es scheint, daß die überwältigende Mehrzahl der österreichischen Autoren diese andere Ansicht theilt. Mindestens begegnete ich nur wenigen hervorragenden Namen in dem Buche, und selbst diese geben Beiträge, welche weder ihnen noch dem Jahrbuch zur Ehre gereichen. Der Name soll hier den Beitrag decken, und das ist immer eine verzweifelt traurige Geschichte.

Noch schlimmer aber steht es mit jenen Beiträgen, namentlich in gebundener Form, welche wenig oder gar nicht bekannten Federn entstammen. Ich habe da lyrische Reimereien gefunden und langathmige Epen, die an der poetischen Zukunft Oesterreichs ernstlich verzweifeln lassen und niemals die Schreibtischlade ihrer Verfasser hätten verlassen sollen. Ebenso wenig glücklich sind die slawischen und ungarischen Poesien verdeutscht. Ob sie glücklich ausgewählt sind, kann ich deshalb auch nicht beurtheilen. Daß neben all diesem Unzulänglichen auch ein und der andere bessere Beitrag geboten ist, möchte ich ganz besonders betonen, und speciell einige Damen haben Prosaarbeiten geliefert, welche alle Anerkennung verdienen, wie z. B. Frau Marie von Ebner-Eschenbach und E. Wahlheim. Doch dies wenige Gute kann nicht entschädigen für das vorwiegende Schlechte und Mittelmäßige, und das Buch macht daher einen recht unerquicklichen Eindruck. Das aber ist die nothwendige Consequenz der Zumuthung an die österreichischen Poeten, für das Jahrbuch umsonst oder für ein Bettelhonorar zu arbeiten. Die Dichter Oesterreichs sind wahrhaftig nicht auf Rosen gebettet; sie sind zumeist dringend darauf angewiesen, ihre Arbeiten so gut als möglich zu verwerthen, und sie geben dieselben dem entsprechend demjenigen, der sie ihnen bezahlt, der sie ihnen gut bezahlt. Es ist also eine ganz unbillige Zumuthung des Beamtenvereins an die österreichischen Dichter, gewissermaßen auf deren Kosten wohlthätige Stif-

tungen zu gründen. Und diese Zumuthung trägt auch die natürlichen Früchte — ein Jahrbuch, welches weder den Herausgebern und dem Renommé der österreichischen Autoren zur Ehre gereichen, noch dem wohlthätigen Zwecke wesentliche Vortheile bringen kann. Und das muß einmal gesagt werden: der Sache zu lieb, welche arg dadurch geschädigt wird; dem Herausgeber Baron Falke zu lieb, welcher in die verzweifelte Lage versetzt ist, nehmen zu müssen, was man ihm gibt, weil er den unersättlichen Band füllen muß, der aber, so guten Geschmack er hat, keine Auswahl in guten Productionen vor sich sieht. Es muß gesagt werden im Interesse des Rufs der österreichischen Poesie, welche ursprünglich in dem Werke sich spiegeln sollte, die aber heute nichts mehr damit zu thun hat.

Will der österreichische Beamtenverein ein Literarisches Jahrbuch herausgeben, so muß es ein ausgezeichnetes sein, ebenso was den Inhalt als was die Ausstattung betrifft; dann muß er aber auch die ersten Kräfte dafür gewinnen, sie entsprechend honoriren und durch möglichst großen Absatz des Buchs jenen Gewinn erzielen, welchen er jetzt durch — Honorarersparnisse zu erzielen bestrebt ist. Wenn der Beamtenverein an diese 32 Druckbogen 3000 Gulden Honorare wagen wollte, welchen Betrag ein Mehrabsatz von 700 Exemplaren decken würde, so kann er gewiß sein, daß sein Jahrbuch bald eines glänzenden Rufs genießen, die energischste Unterstützung der Presse gewinnen würde. So wie dasselbe heute ist, kann es weder zur Lektüre empfohlen, noch sein Weitererscheinen auf dieser unnatürlichen Basis befürwortet werden. Oskar Welten.

Vermischte Schriften.

1. Entwickelungsstufen aus der Geschichte der Menschheit. Von Gansen. Düsseldorf, Schwann. 1882. 8. 2 M. 50 Pf.

Wir haben es im vorliegenden Werke mit einer Art von Philosophie der Geschichte zu thun. Der Verfasser will durch Beleuchtung einiger besonders hervorragender Entwickelungen einen Einblick in den gesetzmäßigen und gerechten Gang des geschichtlichen Fortschritts gewähren. Die einzelnen Abhandlungen stellen das Zuständliche vor den Thaten in den Vordergrund, ohne dadurch schon zu eigentlichen Culturbildern zu werden. Es ist zwar nicht eine lückenlose Darstellung, welche uns gegeben wird; doch entbehren die einzelnen Arbeiten nicht des innern Zusammenhangs. Mit Recht legt der Verfasser dem germanischen Stamm für die geschichtliche Entwickelung des Mittelalters eine entscheidende Bedeutung bei und geht von der Voraussetzung aus, daß auch für Gegenwart und Zukunft Deutschland der geschichtliche Mittelpunkt sein wird. Als ein rother Faden zieht sich der Grundgedanke durch das Buch: „Die Geschichte der Völker ist zugleich die Darstellung ihrer Erziehung durch Gott.“ Die einzelnen Abhandlungen führen folgende Titel: „Ueber den Handel und die Cultur des Alterthums“, „Aus dem deutschen Heldenzeitalter“, „Vom römischen Kaiserthum deutscher Nation“, „Der Islam und die Araber“, „Die geistliche Universalherrschaft Heinrich des Dritten“, „Das Mittelalter in Handel und Wandel“, „Der Kaisertraum der Hohenstaufen“, „Die Entwickelung des Hohenzollernschen Staats“, „Ein Versuch zum Verständniß unserer Zeit“. Wir sind in der angenehmen Lage, dieses Buch auf das wärmste empfehlen zu können. In populärer, durchweg lichtvoller und leicht dahinfließender Form wird eine Fülle des umfassendsten und interessantesten Wissens zu lebensvollen Bildern verarbeitet. Formgebung wie Gedankengehalt sind durchweg einheitlich gehalten; trotz aller gebotenen Objectivität der Darstellung macht sich an den geeigneten Stellen eine wohlthuende persönliche Antheilnahme geltend; das Ganze verräth die Feder eines Mannes, welcher sich zum höchsten Standort der Betrachtung hindurchzuringen strebt. Für unsere reifere Jugend und die gebildetern Kreise des Volks ist eine derartige Behandlung der Geschichte gewiß fruchtbringend.

2. Bruchsteine zum Bau. Zusammengetragen zum Gebrauche für Zünftige und Unzünftige von E. A. F. Rumpelt, genannt Emil Walther. Leipzig, Zechel. 1882. 8. 4 M.

Die vorliegende Schrift gehört in das Gebiet der Popularphilosophie; diese Vorträge sind zunächst gehalten für Freimaurer (in Dresden), sollen aber auch in der gegenwärtigen umgeänderten Form für weitere Kreise zugänglich gemacht werden. Das Buch wird eröffnet mit einer sehr umfänglichen biographischen Abhandlung über „Friedrich Ludwig Schröder, als Mensch und als Künstler“ und mit einer etwas kürzern über „Freiherr Adolf Knigge“, weil beide Männer mit der Freimaurerei auf das innigste verbunden waren. Es folgen sodann „Aus dem Gebiete der Erziehung“ als Themen: „Die Vergangenheit und Zukunft im Wesen der Familie“, „Jung und Alt“, „Von der Macht der Gewohnheit“, „Das Gewissen“, „Gedenksprüchlein“. Als dritte Rubrik begegnet uns „Beschauliches“ und als vierte „Aus amtlicher Thätigkeit“, nur Ansprachen enthaltend. Um das Buch sich selbst charakterisiren zu lassen, greifen wir die bezeichnendsten Stellen aus den beiden wichtigsten Aufsätzen heraus. In der Abhandlung „Wo ist Wahrheit?“ lesen wir:

Die Maurerei ist und bleibt Idealismus auf der Basis des Naturalismus. Man nimmt der Maurerei vollständig ihren Charakter als Mittlerin zwischen allen verschiedenen Glaubensrichtungen, wenn man behauptet, sie vertrage sich nicht ebenso gut mit einer strengconfessionellen Gesinnung, wie mit der freiesten Anschauung eines sittlichen Denkers. Wenn ich sagen wollte: „Es gibt keinen Gott!“, so gibt es auch keine Ideale. Man ist deshalb noch kein Atheist, wenn man nicht an einen persönlichen

Gott glaubt, und man leugnet deshalb die Unsterblichkeit noch nicht, wenn man nicht an ein Fortleben des Individuums glaubt. Der in der Menschennatur begründete und laut sich offenbarende Begriff „Gott" ist so vollständig die Grundlage der Maurerei, daß alle Symbole sich darauf zurückbeziehen. Das maurerische Gebet ist Hinlenkung der Gedanken und Empfindungen zu Gott, d. h. auf das Schöne, Erhabene, Göttliche.

Aus dem Aufsatze „Das ewig Weibliche zieht uns hinan" heben wir folgende Stelle hervor:

Das Weibliche ist für den Mann untrennbar verbunden mit dem Begriff des Schönen; das Ewig-Weibliche ist das wahrhaftig und ewig Schöne in der Natur, in der Kunst, vor allem aber in dem rein Menschlichen selbst.... Goethe, Lessing, Shakspeare, Schiller athmen maurerischen Geist und ihre Werke sind reich an Schätzen maurerischer Tendenzen.

3. Freifrau von Bunsen. Ein Lebensbild, aus ihren Briefen zusammengestellt von Augustus J. C. Hare. Deutsche Ausgabe von Hans Tharau. Zwei Bände. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 12 M.

Dieses Buch ist zunächst „den Kindern und Kindeskindern der Freifrau von Bunsen in Liebe gewidmet" und zwar von einer der Familie möglichst nahestehenden Persönlichkeit. Alle Wechselfälle ihrer Lebensgeschichte, ihre Handlungsweise und die Ziele, nach denen Bunsen's Gattin strebte: das alles wird mit deren eigenen Worten berichtet. Wir glauben gern, daß immer noch „Tausende von Briefen weggelassen werden mußten"; mag doch eine so hochgebildete Dame, als sie im Alter von fünfundachtzig Jahren 1876 zu Karlsruhe — sechzehn Jahre nach dem Tode ihres Mannes — starb, viel erlebt und geschrieben haben. Wir zweifeln auch nicht, daß im großen und ganzen eine seelenerquickende Kraft von diesem Lebensbilde ausgeht und daß vorzugsweise Frauen mit Interesse und Nutzen diese Blätter lesen werden. Schrieb doch Bunsen selbst nach vierundzwanzigjähriger Ehe an seine Schwiegermutter, daß er jeden Tag mehr und mehr fühle, wie ihre Tochter der Mittelpunkt seines Lebens sei. Gleichwol behagt uns nicht die jetzt immer mehr bei uns eingeführte englische Art, in breit ausgesponnener Darstellung, in langathmigen Briefen eigentlich mehr Material für eine künstlerische Verarbeitung als diese selbst zu geben. Hierzu kommt, daß viele Aeußerungen, Lagen und Erlebnisse allzu zarter, allzu persönlicher Natur an das Licht der Oeffentlichkeit gezogen werden und dadurch diejenige Weihe verlieren, welche sie für den nächsten Verwandten- und Freundeskreis haben. Das Leben beider Gatten bewegt sich auf interessanten Schauplätzen, sodaß wir nicht blos ihre eigenen Schicksale, sondern auch ein hervorstechendes Stück Cultur- und Weltgeschichte miterleben; immerhin wünscht man mehr Nachrichten über Bunsen's schriftstellerische Thätigkeit als hier geboten werden. Ein Geschichtschreiber aber jener Epoche, in welche Bunsen's Hauptthätigkeit fällt, wird mehrere Partien dieses Buchs benutzen können, insbesondere diejenigen über den Aufenthalt in Rom, England und der Schweiz. Zur Würdigung des Menschen sehr geeignet sind auch zwei Briefe des Kaisers Wilhelm an Frau von Bunsen sowie an deren Hinterbliebene, auf welche wir ganz besonders verweisen. Allen den Frauen, welche Zeit und Geduld haben, sich durch beide starke Bände hindurchzuarbeiten, sei dieses Werk empfohlen; sie werden manche köstliche Perle darin finden.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

„Christliche Philosophie. Erklärung der Welt aus einem Princip" nennt der Pfarrer G. Maaß zu Degow in Pommern eine bei Hermann Pohle in Jena erschienene Broschüre. Diese kleine Schrift hat eine überraschende Aehnlichkeit mit der Scholastik des Mittelalters, insofern sie alles Wissen der Neuzeit aufwendet, um die von vornherein als Wahrheit fertige Kirchenlehre, besonders die Trinitätslehre, nachträglich auch speculativ zu beweisen. Wie so viele andere geht auch der Verfasser von einem vermeintlich bewiesenen Uraxiom aus, welches lautet: „Das Selbstbewußtsein ersteht beim Zusammenspringen der Reflexion des Wesens über den Willen und der Reflexion des Willens über das Wesen." Nach dem Verfasser richtet sich „das Wesen und das Fühlen nach innen, das Wollen und Handeln nach außen. Der Geist ist Urgrund, Ursprung und die subsistente Doppelgestalt der Urständ. Der Mensch ist ein ideell plastisches Einzigkeitswesen mit einer bestimmten begrenzten eigenthümlichen geistigen Besonderheit — dem Talente. Der Mensch wird sittlich durch die klare Wechselbildung seiner beiden Seelengestalten". Das Buch schließt mit einigen theologischen Sätzen. Der Verfasser hat sich „seine Rechte vorbehalten"; wir die unsrigen auch!

— Ein Charakterbild von „Peter Paul Rubens" hat Friedrich Freiherr Goeler von Ravensburg entworfen (X, 2, 3 der „Sammlung von Vorträgen", herausgegeben von W. Frommel und F. Pfaff; Heidelberg, C. F. Winter). Der Verfasser behandelt Rubens als Gelehrten, Diplomaten, Künstler und Menschen; er gibt im kleinen ein erschöpfendes und treues Lebensbild des großen Malers nach den besten Quellen und mit eigenem Urtheil. Interessant ist der Nachweis, daß Rubens, obwol ein großer Archäolog und Kenner der classischen Literatur, nur einmal ein antikes Kunstwerk direct nachgeahmt, daß er ferner eine Reihe von Bildern ganz genau nach Stellen der alten Schriftsteller gemalt hat und ein ebenso guter Grieche wie strenger Katholik war. Die diplomatische Thätigkeit von Rubens wird dann ausführlich geschildert, seine Bedeutung als Künstler aber wol überschätzt. Wenn freilich Goeler, um Rubens' Fehler zu beschönigen, den Satz aufstellt: jede künstlerische Individualität muß das Kunstschöne auf dem ihr eigenen Wege erreichen, und wenn er das Rubens'sche Schönheitsideal dem classischen zur Seite stellt, so ist eben nicht mehr mit ihm zu rechten. Wohl aber stimmen wir Goeler bei, daß Rubens ein Meister in der malerischen Composition war, fügen jedoch hinzu, daß er die Grenzen der malerischen Freiheit denn doch auch oft überschritt. Sehr gelungen ist bei Goeler die Kritik der religiösen Compositionen von Rubens und der Nachweis, daß des Meisters eigenste Domäne die antike Mythologie und die Thierwelt war. Die ganze Arbeit von Goeler ist für Laien sehr empfehlenswerth.

Aus der Schriftstellerwelt.

Einem großen Gelehrten und einem großen Reformator, die beide auch in der deutschen Bildung eine hervorragende Bedeutung in Anspruch nehmen, hat die Stadt Leipzig Denkmäler errichtet, deren Enthüllung rasch hintereinander erfolgte. Das Leibniz-Denkmal wurde am 25. October enthüllt; der Festzug ging vom Augusteum aus, in dessen Aula Hofrath Professor Heinze eine das Leben und die Leistungen des großen Denkers geistvoll zusammenfassende Festrede hielt. Vor dem Denkmal selbst sprachen der Oberbürgermeister Georgi und der Rector Magnificus His; beide feierten in eingehender Rede die Verdienste des universellsten Gelehrten, welcher ja in Leipzig das Licht der Welt erblickt hat. Wenn Max Schasler in „Unsere Zeit“ es als das einzig richtige Princip der plastischen Kunst darzulegen suchte, Männer des Geistes, Genies auf dem Gebiete der Wissenschaft und Kunst nur in der Form der Büste zu verewigen, dagegen für große Feldherren und Staatslenker die lebensgroße Statue zu wählen, so hat diese Ansicht bei den bildenden Künstlern selbst bisher wenig Beachtung gefunden. Auch das in Bronze gegossene Leibniz-Denkmal von Ernst Hähnel stellt den Philosophen auf hohem Postamente stehend da, mit einer großen Allongenperrüke, im Costüm seines Jahrhunderts, den rechten Arm leicht auf einen Globus gestützt, in beiden Händen ein aufgeschlagenes Buch. Ausdruck und Haltung sind diejenigen eines Denkers. Die vier Reliefs am Postament sind allegorische Darstellungen der vier Fakultäten.

Auch das vor der Johanniskirche errichtete Luther-Denkmal von Johannes Schilling in Dresden, der die Statue der Germania auf dem Niederwald geschaffen, zugleich ein Denkmal seines eigenen Ruhms, entspricht nicht den Anforderungen Schasler's. Luther und Melanchthon sind hier in Lebensgröße dargestellt, der erstere sitzend, der zweite neben ihm stehend, sodaß das Denkmal ein Dioskurendenkmal ist, wie das Goethe-Schiller-Monument in Weimar, ein echtes Reformationsdenkmal. Die Enthüllung desselben war mit der großartigen Luther-Feier am 10. November in Leipzig verknüpft: ein Festzug, an dem sich die Studirenden, die Professoren und Beamte, alle Gewerke und Vereine mit Fahnen und Musik betheiligten, bewegte sich vom Markte aus über den Augustusplatz nach der Johanniskirche. Hier hielten Oberbürgermeister Georgi und Professor Fricke die Festreden.

Auch in Paris hat man ein Denkmal enthüllt; doch mit solchen geistigen Größen wie Luther und Leibniz läßt sich der lachende Philosoph nicht vergleichen, der jetzt vom Postament auf der Place Malesherbes auf das jüngere Geschlecht herabsieht. Es ist dies Alexandre Dumas, der Vater, der Verfasser der „Musketiere“, der „Königin Margot“, der „Luigia Sanfelice“ und vieler hundert Romane und Unterhaltungsschriften, ein ebenso fleißiger Autor wie lebenslustiger Epikuräer. Offenbar hat er an und für sich wenig Talent zu plastischer Repräsentation: Gustav Doré hat ihn sitzend dargestellt, mit einem flotten lustigen Zug in seinen Mienen; das eine Reliefbild stellt sein dankbares Publikum dar: ein junges Mädchen liest aus einem Buche vor, ein Jüngling und ein Arbeiter in der Bluse stehen aufmerksam daneben. Hinter dem Sockel steht der Musketier d'Artagnan, keck und schmuck, die Hand am Degengriff, den Hut auf das linke Ohr gedrückt. Dies „lustige“ Denkmal, wie man es nennen könnte, wurde am 5. November vor einer dankbaren Gemeinde, in welcher Dumas Fils nicht fehlte, enthüllt.

Bibliographie.

Aus Luthers Brunnenstube. Lieder zum 10. November 1883 von F. St. Barmen, Klein. 12. 1 M. 50 Pf.

Berger, W., Opfer des Krieges. Zwei Novellen. Berlin, Paetel. 8. 4 M.

Biller, E., Barbara Ittenhausen. Ein Augsburger Familienleben im XVI. Jahrhundert. Leipzig, Reißner. 1884. 8. 4 M.

Bormann, E., Leibz'ger Allerlei. Fimf Biecher Boësiegedichder ännes alden Leibz'gersch. Ze Babier gebracht von E. B. München, Braun u. Schneider. 8. 3 M.

Bötticher, K., Evangelisch! Zum 400. Geburtstage Luthers. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 50 Pf.

Brackel, Ferdinande Freiin v., Prinzeß Ada. Novelle. Köln, Bachem. 1884. 8. 3 M.

Clement, L., Die vier Temperamente. Lustspiel. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 8. 3 M.

Duncker's Bibliothek für moderne Völkerkunde. 1ste Lfg.: Die Vereinigten Staaten von Amerika. Nach eigenen Beobachtungen geschildert von H. Neelmeyer-Vukassowitsch. Leipzig, F. Duncker. 1884. Gr. 8. 1 M.

Elbe, A. v. d., Aref, der Hindu. Roman. 2 Bde. Freiburg i. Br., Kiepert u. v. Bolschwing. 8. 8 M.

Frisch, F., Pädagogische Streifzüge. Skizzen und Abhandlungen. Wien, Pichler's Wwe. u. Sohn. Gr. 8. 2 M.

Führich's, J. v., Briefe aus Italien an seine Eltern. (1827—1829.) Freiburg i. Br., Herder. Gr. 8. 2 M.

Gröteken, H., Des Siegers Einzug. Dramatisches Spiel für die höhere Weihnachtszeit. Musik von F. Koenen. Aachen, Jacobi u. Comp. 8. 80 Pf.

Hartmann, H., Bilder aus Westfalen. Neue Folge. Mit 6 Illustrationen. Minden, Bruns. 1884. Gr. 8. 4 M.

König, E. A., Nikodemus Fugger u. Comp. Roman. 2 Bde. Jena, Costenoble. 8. 9 M.

Linnig, F., Deutsche Mythen-Märchen. Beitrag zur Erklärung der Grimmschen Kinder- und Hausmärchen. Paderborn, F. Schöningh. Gr. 8. 3 M.

Locher, F., Wetterleuchten. Der Staatssozialismus und seine Consequenzen. 4ter Thl.: Reorganisation des Rechtsgangs. Zürich, Schröder. Gr. 8. 1 M.

Mendl, V. P., Frauengunst und Frauenhaß. Augenblicksstudie. Leipzig, Bergmann. 1884. 16. 1 M.

Nordau, M., Die conventionellen Lügen der Kulturmenschheit. 1ste bis 3te Aufl. Leipzig, Schlicke. 1884. Gr. 8. 6 M.

Ouida, Eine Dorfgemeinde. Roman. Frei nach dem Englischen. 2 Bde. Berlin, Janke. 1884. 8. 9 M.

Passarge, L., Baltische Novellen. Leipzig, Schlicke. 1884. 8. 5 M.

Pauli, R., Aufsätze zur englischen Geschichte. Neue Folge. Herausgegeben von O. Hartwig. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 7 M.

Pichler, H., Genrebilder aus dem Seeleben. Oldenburg, Schulze. 1884. 8. 3 M.

Pfleiderer, O., Religionsphilosophie auf geschichtlicher Grundlage. 2te, stark erweiterte Aufl. in 2 Bdn. 1ster Bd. — A. u. d. T.: Geschichte der Religionsphilosophie von Spinoza bis auf die Gegenwart. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 9 M.

Prittwitz und Gaffron, W. v., Krieges-Recht und Krieges-Politik. Berlin, Liebel. 1884. Gr. 8. 40 Pf.

Ribbach, E., Geschichte der bildenden Künste, mit besonderer Berücksichtigung der Hauptepochen derselben dargestellt. Mit 166 Abbildungen im Text und 24 Vollbildern. Berlin, Friedberg u. Mode. 1884. Lex.-8. 15 M.

Ring, M., Hanka. Eine Erzählung aus den Bergen. Berlin, Goldschmidt. 8. 3 M.

Roth, F. W. E., Geschichte und historische Topographie der Stadt Wiesbaden im Mittelalter und der Neuzeit. Wiesbaden, Limbarth. Gr. 8. 8 M.

Schiller, H., Geschichte der römischen Kaiserzeit. 1ster Bd. 2te Abth.: Von der Regierung Vespasians bis zur Erhebung Diokletians. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 9 M.

Schliemann, H., Troja. Ergebnisse meiner neuesten Ausgrabungen auf der Baustelle von Troja, in den Heldengräbern, Bunarbaschi und andern Orten der Troas im Jahre 1882. Mit Vorrede von A. H. Sayce. Mit 150 Abbildungen in Holzschnitt und 4 Karten und Plänen. Leipzig, Brockhaus. 1884. 8. 30 M.

Storm, T., Zwei Novellen. (Schweigen. — Hans und Heinz Kirch.) Berlin, Paetel. 8. 4 M.

Stumpf, C., Tonpsychologie. 1ster Bd. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 7 M. 50 Pf.

Sylva, Carmen (Elisabeth, Königin von Rumänien), Meine Ruh'. Mit einem Titelbild. Berlin, A. Duncker. 1884. Gr. 8. 7 M. 50 Pf.

Ueber Religion. Ein Gespräch. Leipzig, Findel. Gr. 8. 1 M.

Die Völker Oesterreich-Ungarns. Ethnographische und culturhistorische Schilderungen. 7ter Bd.: Die Juden. Von G. Wolf. Mit einer Schlußbetrachtung von W. Goldbaum. Teschen, Prochaska. Gr. 8. 3 M. 75 Pf.

Weber, H. L., Bunte Steine vom Felde der Erziehung und des Unterrichts. Prag, Brandeis. 12. 40 Pf.

Westen, W., Vier Wochen in Rußland. Skizzen aus Reval, Petersburg, Moskau, Nischni-Nowgorod. München, Pollner. 1884. 8. 1 M.

Religiöse Weltanschauung. Gedanken eines hochbetagten Laien über Glauben, Religion und Kirche. Karlsruhe, Reuther. 8. 2 M.

Widdern, M., Altjüngferchens Geburtstag. Novelle. Berlin, Goldschmidt. 8. 3 M.

Wolf, G., Zur Geschichte der Wiener Universität. Wien, Hölder. Gr. 8. 5 M.

Zahn, A., Calvin's Urtheile über Luther. Ein Beitrag zur Lutherfeier aus der reformirten Kirche Deutschlands. Ludwigsburg, Neubert. Gr. 8. 40 Pf.

Anzeigen.

(Mit Beilagen von: **Louis Ehlermann** in **Dresden**, der **Weidmann'schen Buchhandlung** in **Berlin** und **F. A. Brockhaus' Weihnachtskatalog** 1883.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 49. — 6. December 1883.

Literarische Unterhaltungen.

Noch einmal die Briefe Verstorbener.*)

Unter diesem Titel bringt Nr. 25 d. Bl. f. 1883 einen Aufsatz, welcher mir zufällig erst Ende October zu Augen kommt und mir Veranlassung gibt, die darin besprochene Frage, wem das Recht der Veröffentlichung von Briefen Verstorbener zustehe, nochmals zu betrachten, und zwar von einem wesentlich andern Standpunkte aus als Reinhard Mosen, der Verfasser jenes ersten Aufsatzes. Der letztere ist bescheidenerweise als eine „Planderei" bezeichnet; zum Plaudern gehören aber eigentlich zwei. So erlaube der Verfasser, daß ich das Folgende als Fortsetzung seiner „Plauderei" bezeichne; wenn ich dabei eine andere Ansicht ausspreche, so geschieht es keineswegs aus Liebhaberei am Widerspruch, sondern lediglich weil in der That die erwähnte Frage eine gründliche Behandlung verdient; jedenfalls kann sie, so oder so aufgefaßt, zu den allerunangenehmsten Rechtshändeln in Bezug auf das literarische Eigenthum führen.

Zunächst schließe ich mich der Ansicht des Verfassers an, daß in Bezug auf die Veröffentlichung der Briefe von Verstorbenen „die Discretion die erste und höchste Tugend sei". Aber immerhin mit einer gewissen Einschränkung, daß nämlich nichts veröffentlicht werde, wodurch noch Lebende, welche dem Verstorbenen nahe standen, gekränkt, in ihren Gefühlen schmerzlich berührt werden. Diese Gefahr ist um so mehr vorhanden, je rascher die Veröffentlichung von Briefen dem Tode des Briefschreibenden folgt; sie verschwindet so gut wie völlig, wenn ein geraumer Zeitraum, sagen wir dreißig Jahre, verflossen ist, sodaß möglicher- oder sogar wahrscheinlicherweise von allen denen, welche in solchen Briefen erwähnt werden, niemand mehr unter den Lebenden weilt. Bücher wie Strauß' „Schubart", Strodtmann's „Bürger" und ähnliche berührten keinen Lebenden mehr schmerzlich; sie benachtheiligten höchstens, und zwar sicherlich nicht erheblich, die Vorstellung, die wir uns von jenen Dichtern gemacht; indem sie uns dieselben mit ihren menschlichen Schwächen darstellen und zwar in den keineswegs allezeit vortheilhaften Augenblicksbildern, zu denen auch Briefe gehören. Denn auch der große Mensch hat seine kleinen Augenblicke, seine vorschnellen Urtheile, seine thörichten Aufwallungen, die sich im Briefe, der halbbewußten Kundgebung des Moments, photographisch darstellen, gar nicht zu sprechen von den unzähligen Fäden, durch welche auch der große Mensch zusammenhängt mit dem ihn umgebenden Alltagsleben, sodaß er Dinge schreibt, die für jedermann außer dem Briefempfänger, zumal nach langen Jahren, äußerst gleichgültig sind.

Man muß in dieser Hinsicht nicht zu ängstlich sein. Weß Geistes Kinder Bürger und Schubart waren, das wissen wir längst; die Mittheilung von ein paar bisher unbekannten derben Worten in ihren Briefen verdirbt uns ihr Bild nicht, so wenig uns Goethe's Riesengestalt dadurch etwa verkleinert wird, weil er auch Briefe schrieb wie andere Menschen, d. h. solche, welche die kleinen, für uns Nachlebende bedeutungslosen Interessen berühren, die ihn mit dem Briefempfänger verbanden. Gewiß ist nicht jeder Wisch von Goethe's Hand von literargeschichtlicher Bedeutung; aber man muß es auch nicht der Gegenwart übel nehmen, wenn sie von einem solchen Mann wie Goethe auch unbedeutende Briefe und Zettel sammelt und registrirt als geschichtliche Zeugnisse. Freilich ist gewaltig vieles davon für uns werthlos; aber es erwächst doch nur aus

*) Wir lassen über diese jedenfalls wichtige Frage eine zweite „Literarische Unterhaltung" von anderer Feder folgen, die besonders die juristische Seite der Frage hervorhebt. D. Red.

solchen Zeugnissen eine genaue Kenntniß des Lebensganges eines Mannes wie Goethe, und eine solche ist doch zu wünschen auf die Gefahr hin, daß ein Verleger, welcher neben etlichem Brauchbaren viel Werthloses veröffentlicht, seine Rechnung nicht dabei findet, oder daß ein Leser das Buch für langweilig und unbedeutend erklärt.

Mich dünkt, es ist in entgegengesetzter Richtung ebenso schlimm gesündigt worden, indem man aus einem übel angebrachten Zartgefühl Wichtiges und Charakteristisches unterdrückte. Wie die Sachen einmal liegen, haben die Briefe der classischen Zeit unserer Literatur geschichtlichen Werth, und so ist es erklärlich, wenn wir dieselben möglichst in ihrer Urgestalt zu besitzen wünschen, jede wohlgemeinte Verkürzung als Verunstaltung einer geschichtlichen Urkunde empfinden. Wo eine solche genaue Wiedergabe angebracht sei, darüber kann man verschiedener Meinung sein; es gibt Fälle, wo dieselbe gar nicht an der Stelle wäre. So habe ich in meinem Buche über Freiligrath Hunderte von Briefen und Briefstellen unterdrückt, um Unbedeutendes auszuscheiden, Verletzungen des Zartgefühls Lebender oder Wiederholungen zu meiden und zugleich das Buch nicht allzu sehr auszudehnen.

Bin ich also im wesentlichen mit meinem Herrn Vorredner einverstanden darin, daß man bei der Herausgabe von Briefen Verstorbener sich vor allem der Discretion zu befleißigen habe, so bin ich wesentlich anderer Ansicht bezüglich des Kerns jenes Aufsatzes. „Nach juristischen Begriffen gehört, soviel ich weiß, der Brief dem Empfänger, und dieser ist also auch zur öffentlichen Benutzung des Schriftstücks berechtigt." So Reinhard Mosen. Dem erlaube ich mir entschieden zu widersprechen. Der Empfänger eines Briefs wird durch den Empfang in juristischem Sinne Besitzer desselben; er darf das Schriftstück lesen, aufheben, verschenken, verkaufen, vererben, vernichten; aber er hat durch den juristischen Besitz durchaus nicht das Recht der Veröffentlichung empfangen, falls dieses nicht ausdrücklich ausgesprochen worden.

Es ist ja ganz richtig, daß noch bei Lebzeiten oder bald nach dem Tode eines bedeutenden Mannes nicht selten Briefe desselben in Zeitschriften u. s. w. veröffentlicht werden, ohne daß Einsprache dagegen geschieht; aber ein wirkliches Recht zur Veröffentlichung steht meines Erachtens dem Empfänger in keiner Weise zu; er gewinnt dasselbe erst durch die ausdrückliche Ermächtigung des Briefschreibers oder seiner Rechtsnachfolger. Ich schließe dies aus dem Gesetz des Norddeutschen Bundes, jetzigem Reichsgesetz vom 11. Juni 1870 über das Urheberrecht an Schriftwerken, Abbildungen, musikalischen Compositionen und dramatischen Werken. Es heißt da §. 1 und §. 3: „Das Recht, ein Schriftwerk auf mechanischem Wege zu vervielfältigen, steht dem Urheber desselben ausschließlich zu. — Das Recht des Urhebers geht auf dessen Erben über." Man könnte zweifelhaft sein, ob ein Brief unter den Begriff des „Schriftwerks" falle. Ich bejahe diese Frage unbedingt; der einzelne Brief ist schon ein solches Schriftwerk, in vollstem Maße ist es eine Reihenfolge von Briefen, welche möglichenfalls ein sehr erhebliches literarisches Werthobject darstellen kann. Nehmen wir als allbekannte Beispiele den Schiller-Körner'schen Briefwechsel, Wilhelm von Humboldt's Briefe an eine Freundin. Die Frage also, wem das Recht der Veröffentlichung solcher Briefe zustehe, ob dem Empfänger oder den Erben des Verfassers, kann möglichenfalls zu einer sehr erheblichen Finanzfrage werden, gar nicht zu sprechen davon, daß die wünschenswerthe Discretion in den Händen der Familie ohne Zweifel besser gewahrt ist als in den Händen des Empfängers; es können durch indiscrete Veröffentlichungen die Hinterbliebenen des Briefverfassers aufs empfindlichste berührt werden, besonders die Möglichkeit angenommen, daß der Empfänger ebenfalls gestorben ist und sein Nachlaß in die Hände irgendeines ganz Fernstehenden geräth, welcher ein solches Werthobject intimer Art, wie die Briefe eines bedeutenden Mannes, möglichst vortheilhaft zu verwerthen sucht.

Es liegt mir eine 1871 erschienene Erläuterung des erwähnten Gesetzes von Otto Dambach vor. Dambach versteht unter „Schriftwerken" nur solche Schriften, „welche das Erzeugniß einer individuellen geistigen Thätigkeit sind, und welche außerdem ihrem Inhalt nach geeignet sind, Gegenstand des allgemeinen literarischen Verkehrs, des Verlags zu werden": eine, wie mir scheint, zu enge Fassung, weil die Entscheidung, ob ein Brief das Werk einer individuellen geistigen Thätigkeit, oder ob er geeignet sei, Gegenstand des allgemeinen literarischen Verkehrs zu werden, außerhalb aller rechtlichen Beurtheilung steht. Dagegen ist es ganz richtig, daß es durchaus unerheblich ist, ob ein solcher Brief von einer bekannten oder unbekannten Person geschrieben ist, wobei abermals eine juristische Entscheidung eigentlich unmöglich erscheint. Es ist der Fall denkbar, daß blos um des Skandals willen, oder um einen pikanten Artikel zu schreiben, ein vereinzelter, durchaus nicht verlagsfähiger Brief veröffentlicht wird, für dessen Nichtveröffentlichung der Urheber oder seine Erben gern eine große Summe gegeben hätten. Dagegen sagt Dambach so klar wie möglich: „Die Frage, wer an einem Briefe das Vervielfältigungsrecht besitze, der Absender oder der Adressat, entscheidet sich nach dem vorliegenden Gesetz einfach dahin, daß nur dem Absender dieses Recht zusteht; denn nur er ist der Urheber des Briefs. Der Adressat kann nur als Rechtsnachfolger des Briefschreibers die Veröffentlichung veranstalten; in dem bloßen Empfange des Briefs liegt aber noch nicht das Recht, den Brief publiciren zu dürfen."

Die Frage wird ferner in nicht misszuverstehender Weise erläutert durch §. 5 a desselben Gesetzes: „Als Nachdruck ist auch anzusehen der ohne Genehmigung des Urhebers erfolgte Abdruck von nicht veröffentlichten Schriftwerken (Manuscripten). Auch der rechtmäßige Besitzer eines Manuscripts oder einer Abschrift desselben bedarf der Genehmigung des Urhebers zum Abdruck." Hier werden

also juristisch scharf unterschieden der Urheber und der rechtmäßige Besitzer eines nicht veröffentlichten Schriftwerks (Manuscriptes), zu welchen der Brief ohne allen Zweifel gehört; es bedarf zum Abdruck desselben der Genehmigung des Urhebers oder seiner Rechtsnachfolger. Dambach, a. a. O., S. 53 fg., bespricht den Begriff des Manuscripts und eignet sich das Gutachten des Berliner Literarischen Sachverständigen-Vereins von 1861 an, demzufolge unter Manuscript „nicht jedes beschriebene Stück Papier verstanden werden kann, sondern im wesentlichen nur jedes Manuscript, welches eine mehr oder weniger wissenschaftliche literarische Bedeutung hat oder sich sozusagen zum Druck qualificirt". Ich habe schon früher meine Bedenken gegen diese Anschauung geltend gemacht, welche es gestattet, Briefe über vertrauteste Familienangelegenheiten in die Oeffentlichkeit zu ziehen, Briefe, die sich gar nicht zum Druck qualificiren und vielleicht gerade deshalb veröffentlicht werden. Daß im allgemeinen der Brief zu den Manuscripten gehört und durch den Abdruck selbst als „zum Druck qualificirt" gekennzeichnet wird, ein solcher unbefugter Abdruck also straffällig ist, darüber kann kein Zweifel sein.

In §. 18 des Gesetzes heißt es: „Wer vorsätzlich oder aus Fahrlässigkeit einen Nachdruck in der Absicht, denselben innerhalb oder außerhalb des Norddeutschen Bundes zu verbreiten, veranstaltet, ist den Urheber oder dessen Rechtsnachfolger zu entschädigen verpflichtet und wird außerdem mit einer Geldstrafe bis zu Eintausend Thalern bestraft", allerdings mit dem für unsern Fall etwas bedenklichen Nachsatz: „Die Bestrafung des Nachdrucks bleibt jedoch ausgeschlossen, wenn der Veranstalter desselben auf Grund entschuldbaren, thatsächlichen oder rechtlichen Irrthums in gutem Glauben gehandelt hat." Bedenklich nenne ich diesen Nachsatz, weil sehr wohl der Fall denkbar ist, daß ein Schriftsteller oder Buchhändler in gutem Glauben ein solches aus Briefen eines Verstorbenen bestehendes Manuscript herausgibt, ohne sich eines strafbaren Nachdrucks bewußt zu sein. In diesem Falle würde zwar die Geldstrafe nicht ausgesprochen werden, aber doch durch die den Benachtheiligten zugebilligte Entschädigung sowie durch Einziehung der widerrechtlich gedruckten Exemplare dem Unternehmer möglichenfalls ein erheblicher Schaden erwachsen.

Daß man zu solchen Rechtshändeln im allerbesten Glauben kommen kann, zeigt ein in Seuffert's „Archiv der Entscheidungen der obersten Gerichte in den deutschen Staaten" (Band 37, S. 94 fg., München 1882) mitgetheilter Fall; es steht hier ein Erkenntniß des Oberlandesgerichts zu Stuttgart zur Auslegung des Reichsgesetzes vom 11. Juni 1870 über das Urheberrecht an Schriftwerken. Der Fall war folgender: In der zu Stuttgart erscheinenden Zeitschrift „Der Christenbote" wurden vier Jugendbriefe eines verstorbenen Professors der Theologie B. abgedruckt. Ein Theil der Erben beabsichtigte diese Briefe für eine Biographie des Verstorbenen zu verwerthen, erhob Klage wegen Nachdrucks und verlangte eine Entschädigung von 300 M. sowie Einziehung der noch vorhandenen Exemplare der betreffenden Nummer des „Christenboten". Das Untergericht erkannte auf einen Schadenersatz von 20 M. und Einziehung der Nummer; in zweiter Instanz ward die Einziehung bestätigt, der Entschädigungsanspruch aber abgewiesen, weil zwar eine fahrlässige Zuwiderhandlung gegen das Verbot des Nachdrucks, aber kein für den Kläger entstandener Schaden vorliege, insofern dem beabsichtigten biographischen Werke durch den vorherigen Abdruck der betreffenden Briefe kein Abbruch geschehe. Die Entscheidung betont ausdrücklich, daß auch Briefe, als Ausfluß einer individuellen geistigen Thätigkeit, schutzberechtigt seien; das Reichsgesetz stelle für Briefe eine Ausnahme vom Urheberrecht nicht auf. Es gelte dies gleicherweise für gedruckte und ungedruckte Briefe; das Vorhandensein eines vermögensrechtlichen Interesses oder der Verlagsfähigkeit oder größern Umfangs sei zum Schutze des Urheberrechts nicht erforderlich; also sei die Schutzfähigkeit jener vier Briefe unbezweifelt. Ich schließe mich dieser letzten Motivirung durchaus an.

Allerdings wird wol nur in seltenen Fällen die Rechtsfrage praktisch werden; aber sehr wohl denkbar ist es doch, einestheils daß die Hinterbliebenen eines bedeutenden Mannes an dem durch die von ihm geschriebenen Briefe dargestellten Werthobjecte einen Antheil beanspruchen, oder andererseits daß sie gegen die indiscrete Veröffentlichung solcher Briefe Einsprache thun. Zu beidem sind sie meiner Ansicht nach völlig berechtigt. Wenn die Reichsgesetzgebung als Schutzfrist für literarische Erzeugnisse dreißig Jahre nach dem Tode des Verfassers feststellt, so hat dies, wie mir scheint, auch Geltung für die Briefe des Gestorbenen, über deren Veröffentlichung der Herausgeber sich mit den Hinterlassenen zu vereinbaren hat, bis dieselben durch Ablauf der dreißigjährigen Schutzfrist Allgemeingut werden und eine Indiscretion nicht mehr wohl zu befürchten ist. Damit soll der harmlosen und durchaus unerheblichen Veröffentlichung vereinzelter Briefe großer Gestorbener nicht entfernt widersprochen werden, wenn dieselbe sich in den Schranken der Discretion hält; aber weil solches nicht unter allen Umständen zu erwarten sein dürfte, scheint es mir zweckmäßig, doch auf den rechtlichen Stand der Frage einmal hinzuweisen in etwas anderm Sinne, als mein Herr Vorredner im Anschluß an eine vielfach verbreitete Meinung es thut.

Wilhelm Buchner.

George Taylor's neuester Roman.

Klytia. Historischer Roman aus dem 16. Jahrhundert von George Taylor. Mit einem Titelkupfer. Leipzig, Hirzel. 1883. 8. 6 M.

George Taylor — ich bekenne, der Name klang mir noch gänzlich fremd ins Ohr, als ich dieses Autors früheres Buch „Antinous" zur Hand nahm, um meine Ansicht darüber zu äußern; nachdem ich „Antinous" aber zu Ende gelesen, da stand für mich ein Dreifaches unbedingt fest: trotz des fremd klingenden Namens, ein deutscher Mann ist George Taylor, dieser Name wird bald in weiten Kreisen ein bekannter sein, und als eine wirklich hervorragende Leistung wird man diese — so viel uns bekannt — seine erste poetische Schöpfung bezeichnen. Das alles hat sich voll bewahrheitet. Man weiß nun, wer hinter dem Pseudonym George Taylor sich verbirgt, „Antinous" ist ein viel gelesenes und besprochenes Buch, und wird auch Verschiedenartiges darüber gesagt und gemeint, seine Hochstellung als Dichterwerk begegnet keinem Widerspruch.

Es liegt mir nun George Taylor's zweiter Roman „Klytia" vor, dessen Lektüre mir viele Befriedigung und fast uneingeschränktes Wohlgefallen bereitet hat, sodaß ich meine, unsere deutsche Romanliteratur besitzt mit „Klytia" sicherlich eins der schätzenswerthesten Werke mehr. Es ist wohl auch unverkennbar: der Autor zeigt in „Klytia", verglichen mit „Antinous", deutliche Fortschritte in Bezug auf Innehaltung der ästhetischen Bedingungen und auf die Technik des Romans. Durch psychologische Vertiefung und richtiges Maßhalten der Phantasie steht „Klytia" entschieden über „Antinous", dagegen will mir scheinen, als ob hier der Autor als Dichter, nicht als Romanschriftsteller, kräftiger seine Schwingen entfaltet hätte als in seinem neuen Buche. Es mag dies allerdings zum Theil durch die Verschiedenartigkeit der Zeit bedingt sein, in welche die beiden Romane uns versetzen. „Antinous" spielt bekanntlich im 2. Jahrhundert christlicher Rechnung, zur Zeit als Kaiser Hadrian nahe daran war, den Dämonen seines Lebens zu erliegen, und der großartige Kampf, den das Christenthum mit den Gottheiten der Römer zu bestehen hatte, bietet hier der Handlung ihre Höhepunkte. „Klytia" ist ein historischer Roman aus dem 16. Jahrhundert, jener Zeit, in der im Herzen Deutschlands der Streit zwischen Renaissance und Reformation wüthete, in der zu Ehren des „reinen" Christenthums fast noch mehr Holzstöße geschichtet wurden, als dies zum Ruhme der alleinseligmachenden Kirche die Inquisition fertig gebracht. Greuel hier und Greuel dort, aber dort doch immerhin als Motiv die welterschütternde Bedeutung einer erhabenen Idee, die, damals ihren Siegeszug beginnend, in vernichtenden Widerstreit getreten war mit dem, was bisher allein als hoch und wahr gegolten hatte; hier die widerwärtigen scholastischen Streitigkeiten und Spitzfindigkeiten gelehrter Facultäten und Kirchenrichter und das wahnwitzige Beginnen, die Reinheit des Gottesglaubens durch Dogmen und akademische Sätze festzustellen ebenso wie die Existenz des Teufels. Daraus ergibt sich für die Handlung in den beiden Büchern von vornherein eine sehr verschiedenartige Atmosphäre, und es ist leicht erklärlich, daß der Dichter sich freier und lieber in jener als in dieser bewegt.

Den dichterischen Gedanken zu „Klytia" hat George Taylor der Erzählung des Ovid von den zwei Jungfrauen Leukothoë und Klytia entnommen. Beide liebten Apollo, den schönen Sonnengott; der aber hatte nur Leukothoë in sein Herz geschlossen, gleichgültig wendete er von Klytia sein Auge ab. Da trieb wilde Eifersucht die Verschmähte an, das Verhältniß Leukothoë's zu Apollo deren strengem Vater zu verrathen: „Schaue doch, was deine Tochter treibt", rief sie diesem zu, „mit einem fremden Manne sitzt sie, Kurzweil treibend, in ihrer Kammer!" Und der Vater überraschte Leukothoë mit Apollo, und erbarmungslos befahl er, die Tochter lebend zu verscharren. Auf ihrem Grabe aber ließ Apollo die Weihrauchstaude erblühen, die im Sonnenscheine mit wunderbarem Duft die Lüfte würzt, während Klytia sein feuriger Blick vernichtend traf; sie wurde eine Pflanze am Wege, auf die jedermann trat, und dennoch — die Liebe in ihr dauerte fort! Sie trieb eine blaue Blüte, und jedesmal wenn der Sonnengott sein Tagewerk beginnt, wendet sie ihr Blumenangesicht ihm sehnsüchtig entgegen, und matt senkt sie sofort das müde Köpfchen, wenn die Sonne am Horizont verschwunden ist. Sonnenwende, Wegewarte, Verfluchte Jungfer — so nennen wir noch heutigen Tags das Blümchen; Klytia wird es in Italien genannt.

An das Schicksal der Klytia erinnernd, läßt der Dichter nun Lydia, die holde Tochter Thomas Liebler's genannt Eraſt, des pfälzischen Kurfürsten Friedrich's III. Leibarztes und einflußreichen Rathes, vor uns treten. Sie liebt den Magister Paul Laurenzano; der aber hat sich der allmächtigen Gesellschaft der Jünger Loyola's zugewandt. Bitterstes Leid fügte der Jesuit der armen Lydia zu, dem schmachvollsten Verkommen und Verschmachten scheint sie durch seine Schuld anheimgefallen, und sie kann doch ihr Herz von ihrem Sonnengotte nicht wenden; zürnen und verachten müßte sie Paul Laurenzano, auf ewig verloren sollte sie ihn geben, doch sie kann ihre Liebe nicht ertödten, sie liebt ihn und keinen außer ihm, auch Felix Laurenzano nicht, den genialen Künstler, der in rührender Treue um sie wirbt und ihr zu dienen die dringendsten Gefahren nicht achtet. Lydia ist eine herrliche dichterische Schöpfung, sie ist ein echtes deutsches Mädchen von reizvollster Gestaltung. Ein gewisses Backfischthum und ein heldenartiger Muth, wie er edeln Naturen immer eigen ist, bilden in lebenswahren Regungen ihr

Wesen. Wie sie fromm ist und gut, bescheiden und doch nicht ohne Koketterie, wie innig sie dem Vater anhängt, und besonders wie sie liebt — das alles hat der Dichter der Natur abgelauscht und meisterhaft wiederzugeben gewußt. Erkennen wir aber in Lydia die duftendste Blüte künstlerischer psychologischer Gestaltungskraft, so finden wir in der andern im Mittelpunkte der Geschichte stehenden Figur, dem Magister Paul Laurenzano, die frappanteste Schwäche des Buchs. Paul Laurenzano war nach dem Tode seiner Mutter ein Zögling des Jesuitencollegiums in Venedig geworden. Er wuchs heran zu einem reichbegabten Jüngling, von glühendem Ehrgeiz beseelt, von nimmer befriedigtem Wissensdurste erfüllt, ein Musterzögling der Anstalt. Als Novize trat er in den Jesuitenorden, und nach Ablauf des ersten Probejahres wurde ihm die Aufgabe zutheil, über die Alpen zu gehen, um jenseits „bei dem wilden Volke der Deutschen, wo die Ketzerei wüthete", zu kämpfen und zu leiden für die Heiligkeit der katholischen Kirche. Um uns begreiflich zu machen, wie die Gesellschaft Jesu sich ihre Jünger heranbildet und sie als Träger ihres großartigen Organismus erzieht, hat der Dichter einigemal dem als Autorität anerkannten Kirchengeschichtslehrer (ich will nicht indiscret sein und keinen Namen nennen; es genüge die Thatsache, daß Professor und Dichter Eine Person ist) längere Zeit das Wort gegeben, und derselbe berichtet in kundigstem Aufbau recht Ausführliches von der Erziehungsmethode der Söhne des Ignatius. Es wird uns dies an verschiedenen Stellen des Buchs nicht nur mit völliger Beherrschung des Stoffs, sondern auch mit geradezu hinreißender Beredsamkeit dargelegt; ich bekenne, daß ich selten aus einem Romane so bedeutungsvolle Belehrung geschöpft als eben aus jenen Stellen. Dennoch ist diese Ausführlichkeit nicht ganz künstlerisch; man hört den Forscher und fängt an über ihm den Dichter zu vergessen; der Fortgang der Handlung wird aufgehalten, die epische Spannung läßt nach, und man muß die interessante Belehrung sich erst aus dem Sinne schlagen, um sich in die frühere durch den Dichter wachgerufene Stimmung wieder hineinzufinden.

Der Erzähler will uns glauben machen, daß er das Rüstzeug des Forschers nur herbeigeholt, um die Proteusnatur Paul Laurenzano's in helleres Licht zu setzen. Denn zwei Seelen wohnen in dessen Brust. Die eine ist gänzlich den Lehren der Jesuiten verfallen, und üppige Blüten hat deren Saat getrieben. In der andern aber ist ein Sehnen nach dem reinen Menschthum rege geblieben, stellt ein angeborener Edelsinn und das feurige Blut, das in seinen Adern rinnt, fort und fort gebieterische Forderungen. Paul Laurenzano verstand zu keiner Zeit — um Ignatius' eigenen Ausdruck zu gebrauchen — „die Kunst, die Pforten der Sinne zu behüten", zu keiner Zeit konnte er sich zu jenem von den Jesuiten geforderten blinden Gehorsam herabwürdigen, der den Willen des Obern nicht nur als entscheidend anerkennt, sondern überhaupt die Möglichkeit eines eigenen Willens ertödtet. Paul Laurenzano blieb eine offene, ritterliche und — sinnliche Natur, und wollte doch ein starrer, gewissenloser, ascetischer Jesuit sein: wie erklärt der Dichter diesen tiefgehenden Zwiespalt? Nach meinem Dafürhalten auf eine unbefriedigende Weise, durch schwächliche Motive. Immer und immer wieder fühlt der Jüngling sich geneigt, seinen eigentlichen Impulsen folgend, die Ketten abzuwerfen, die ihn wund gedrückt. Ihn hält in jenen Stunden nicht die Großartigkeit der Mission, der er sich geweiht, ihn hält einzig die blasse Furcht. Im Jesuitencollegium herrscht die Einrichtung, daß ein jeder Zögling zu rückhaltloser Offenheit seinem Beichtvater gegenüber angehalten ist; das Beichtgeheimniß aber wurde nicht gewahrt, sondern auf Grund der Geständnisse der Beichtiger wurden fortwährend Berichte über die Zöglinge des Collegiums an den Rector eingereicht, von diesem gelangten Informationen bis an den Provincial des Ordens, und so wanderten diese Berichte, stets vermehrt und fortgesetzt, mit dem Zögling durchs Leben. Wohin die dem Orden Affiliirten sich auch wendeten, keiner entging seiner Vergangenheit, überall war das Auge des Ordens auf ihn gerichtet, überall hin begleiteten ihn seine frühern Beichten, in denen die dunkeln Punkte seines Lebens mit jugendlicher, noch künstlich geschürter Exaltirtheit aufgezeichnet waren, und hätte einer der in diese Schlingen Verwickelten Neigung verspürt, sich loszureißen, er mußte wissen, daß der Orden es jederzeit in der Hand habe, ihn moralisch zu vernichten. Und an solchem Gängelbande läßt ein Mann, so hoch und stolz wie Paul Laurenzano uns erscheinen soll, sich leiten: er will die Fesseln brechen — er wagt es nicht aus Furcht, man könne verrathen, welch sündiger Mensch er sei, der doch so gern als Heiliger gelten wollte. Als willenloses Werkzeug läßt er sich brauchen, häuft Schuld auf Schuld, immer nur aus Furcht, seine ganze Zukunft könne von den allmächtigen erbarmungslosen Obern seines Ordens vernichtet werden! Welcher Natur aber das Band ist, das ihn hält, er erkennt es schließlich doch. Pigavetta, der ihm vorgesetzte Ordensgenosse, ruft ihm drohend zu:

„Ihr wißt, was die Folge Eures Ungehorsams sein wird. Von dem, was die Richter mit Euern Knochen machen, will ich nicht reden, das ist ihre und Eure Sache. Aber was wir thun werden, kann ich Euch sagen. Der Orden stößt Euch aus, und glaubt dann nicht, daß Ihr je wieder Frieden findet auf Erden. Was für ein Patron Ihr seid, liegt aufgezeichnet in den Archiven des Ordens, aufgezeichnet von Eurer eigenen Hand. Wo Ihr Unterkunft, Dienst, Stellung, Glück sucht, sollen Euere eigenen Geständnisse gegen Euch zeugen." — Paul erhob lächelnd sein Haupt: „Das ist vorbei, guter Herr, gebt Euch keine Mühe. Diese Stricke sind zerrissen. Seit ich nicht mehr als Heiliger gelten will, dürft Ihr meine Sünden jedem erzählen. Was war es doch, was mich früher so schreckte? Knabenbeichten! Sagt den Herren in Venedig, seit ich durch Euch Blut auf dem Gewissen habe, sei die Tinte meiner wöchentlichen Bekenntnisse verbleicht, sie mögen sie drucken lassen, wenn's ihnen beliebt, und ich will die Verdienste hinzu erzählen, die ich mir unter Eurer Leitung um die Kirche erworben habe."

So hatte Paul selbst die Bezeichnung gefunden, die uns schon längst auf den Lippen geschwebt, und der Autor macht den Fehler, einen Mann wie Paul in solche Fesseln geschmiedet zu haben, dadurch nicht wieder gut, daß er in diesem die Wandlung vom eifrigen Jesuiten bis zum protestantischen Landpfarrer, der „die Kinder lehren will, die Händchen zu falten, die Aeltern weisen, ihrer Kinder Herz zu behüten", sich vollziehen läßt; im Gegentheil, die Annahme, daß Paul schon längst nur aus äußerm Zwange, nicht aus innerm Drange seinem Orden gedient, erhält hierdurch noch mehr Berechtigung. Man möge sich nicht wundern, daß mir für die Figur Paul Laurenzano's gerade diese schwache Motivirung seines Handelns so wesentlich erscheint. Mit Paul's Jesuitenthum steht und fällt die ganze Gestalt; außer den innern Kämpfen, die seine Impulse mit den Vorschriften seines Ordens bestehen, erfahren wir von ihm soviel wie nichts, namentlich nichts, was ihm die Liebe eines Mädchens wie Lydia erwerben könnte. Alles Dämonische in ihm steht im Zusammenhange mit der Mission, die er übernommen hat, und läßt sich diese auf niedrige Beweggründe zurückführen: was bleibt dann von der so glänzend ausgestatteten Erscheinung noch übrig?

Durchweg angenehm und sympathisch wirkt hingegen der Bruder Paul's, der Baumeister Felix Laurenzano. Er ist die echte, leichtlebige, feurige Künstlernatur, und sein Liebesverhältniß zu Lydia bildet unbestreitbar die reizvollste Episode des Buchs. Wie er Lydia liebt und dann seine Liebe für sie erkaltet, ist eine sehr hübsche Variation des nimmer bis zu Ende behandelten Themas, das man kurz und mystisch zugleich die Liebe nennt. Als ein meisterlicher Zug dieses Verhältnisses ist zu bezeichnen, daß Felix' Sinne sich von Lydia zu trennen vermochten, als er ihre Büste künstlerisch gemeißelt hat; mit dieser Kunstthat ist ihm eine Selbstbefreiung gelungen, hat sich seine Seele von ihr losgemacht durch eine Aufgabe, die er glücklich gelöst.

Wenn übrigens der Autor andeuten will, daß diese von Felix angefertigte Büste Lydia's, des an Gestalt und Wesen urdeutschen Mädchens, identisch ist mit der bekannten Klytia genannten Büste des Britischen Museums, so hat er die poetische Freiheit wol doch ein wenig zu weit getrieben. Abgesehen von dem überzeugenden Nachweis E. Hübner's, daß diese Klytia eine antike Sculptur ist, erscheint mir solche Verquickung von Wahrheit und Dichtung nicht recht statthaft.

Im ganzen aber stellt sich „Klytia" als eine Dichtung von bedeutendem Kunstwerth heraus. Sie erscheint als das Werk eines genial veranlagten Mannes, der kühn und unverzagt mit seinem dichterischen Wollen sowol als mit seinen Ueberzeugungen und seinen Anschauungen vor die Welt hintritt, gehoben durch das Bewußtsein seiner Kraft. Darum ist „Klytia" auch viel mehr als nur eine unterhaltende Ausfüllung müßiger Stunden; von einer hohen sittlichen Weltanschauung aus ist das Buch gedacht; aus der Fülle schaffender Phantasie sind den Gedanken Träger gebildet, und Denken und Dichten, wie es hier zum fesselndsten Ausdruck gelangt, läßt unser Auge oft heller leuchten, unser Herz schneller pochen, denn Ewigwahres und Ewigschönes wird uns menschlich nahe geführt und gibt uns selbst ernst und viel zu denken und lebhaft und heiß zu fühlen.

Albert Weigert.

Historische Literatur.

Zwei ältere, wohlbekannte und in weiten Kreisen beliebte Werke liegen in erneuter und wesentlich verjüngter Gestalt vor:

1. Heinrich Beitzke's Geschichte der deutschen Freiheitskriege in den Jahren 1813 und 1814. Vierte, neu bearbeitete Auflage von Paul Goldschmidt. Zwei Bände. Mit 17 Plänen und Skizzen. Bremen, Heinsius. 1883. Gr. 8. 9 M.

Beitzke's „Geschichte der deutschen Freiheitskriege" hat gleich bei ihrem ersten Erscheinen im Jahre 1854 einen großen Erfolg gehabt und weit über den Kreis der Fachhistoriker und der Militärs hinaus dankbare Leser gefunden. Von dem sachlichen Werth ganz abgesehen, gewann das Buch zahlreiche Freunde durch die warme patriotische und vernünftig freiheitliche Gesinnung, welche aus jeder Zeile desselben sprach und seinen schönsten Schmuck ausmachte. In verhältnißmäßig kurzer Zeit folgten daher der ersten zwei weitere Auflagen; seit dem Erscheinen der dritten (1863) waren nun freilich schon zwanzig Jahre verflossen. Schon dieser Umstand gebot, die vierte Auflage einer gründlichen Umarbeitung zu unterwerfen, damit alle inzwischen durch die Forschung gewonnenen neuen Ergebnisse für sie nutzbar gemacht würden und das Buch einen dem heutigen Stande der Wissenschaft entsprechenden Standpunkt erreichte. Dieser Aufgabe hat sich Paul Goldschmidt in Berlin mit ebenso viel Energie und Erfolg in wissenschaftlicher Hinsicht wie feinfühliger Pietät gegen den verstorbenen Verfasser und dessen Arbeit unterzogen. In ersterer Hinsicht galt es, die reiche Fülle neuer Aufschlüsse, welche die kritische und archivalische Forschung der letzten Jahre zu Tage gefördert hat, der Beitzke'schen Darstellung einzuverleiben; in der andern, die Anschaulichkeit der Erzählung und die Wärme des patriotischen Gefühls zu bewahren, der Beitzke's Buch seine große Popularität verdankt und die demselben als dem Werke eines an den erzählten Ereignissen selbst handelnd betheiligten Berichterstatters den fesselnden Charakter frischer Unmittelbarkeit verlieh. Wir zweifeln nicht, daß das vortreffliche Buch auch in seiner neuen Gestalt zahlreiche Leser finden und viel-

fachen Nutzen stiften wird. Dankenswerth ist die beigegebene Selbstbiographie Beitzke's, die der Sohn desselben durch eine kurze Notiz vervollständigt hat.

Das andere in neuer Auflage vorliegende Werk ist:

2. Lorenzo de' Medici il Magnifico. Von Alfred von Reumont. Zweite, vielfach veränderte Auflage. Zwei Bände. Mit Lorenzo's Bildniß nach Vasari und einem Miniaturporträt. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1883. Gr. 8. 18 M.

In den neun Jahren, die seit dem Erscheinen der ersten Auflage dieses Werks verflossen sind, hat die unermüdlich thätige Forschung, an der Italiener und Deutsche wetteifernd gearbeitet haben, nicht blos eine erstaunliche Masse neuen Materials erschlossen, sondern auch das von früher her bekannte kritisch gesichtet und vielfach in ein ganz neues Licht gerückt. Alles das ist hier sorgfältig benutzt und für die theilweise Ergänzung und theilweise Neugestaltung des den großen Mediceer darstellenden Bildes verarbeitet worden, ohne daß die Züge desselben, wie sie früher festgestellt waren, wesentlich verändert worden wären. Ueber die Einzelheiten gibt die unter den Beilagen befindliche literarische Notiz nähere Auskunft.

3. Kleine historische Schriften von Alfred von Reumont. Gotha, F. A. Perthes. 1883. Gr. 8. 10 M.

Die sechs zum Theil recht umfänglichen Arbeiten, welche Alfred von Reumont in diesem stattlichen Bande vereinigt hat, behandeln sehr verschiedenartige Dinge; die Beziehungen zu Italien, dessen Geschichte ihm schon so vielfache Förderung verdankt, stehen begreiflicherweise im Vordergrund. Die meisten der Arbeiten sind ursprünglich Essays, im Anschluß an neuere oder seltene ältere Werke entstanden, deren Inhalt der Verfasser aber aus dem reichen Schatz seiner eigenen Kenntnisse und Forschungen vielfach ergänzt und vermehrt. In der ersten Abhandlung: „Alessandra Strozzi. Eine florentinische Edelfrau im 15. Jahrhundert", wird uns eine Reihe höchst ansprechender Porträts und Schilderungen des öffentlichen und privaten Lebens der Florentiner im 15. Jahrhundert geboten; in der zweiten entwirft der Verfasser nach neu erschlossenen Quellen ein Bild von den unerquicklichen, aber interessanten Vorgängen, welche die Thronentsagung und das Ende des ersten Königs von Sardinien, Victor Amadeus II., begleitet hatten; dann folgt eine historisch-politische Skizze von der Lage und Entwickelung der Ionischen Inseln unter Venedigs Herrschaft. Die vierte Abhandlung, in deren Mittelpunkt der Aufenthalt des Königs Gustav III. von Schweden in Aachen in den Jahren 1780—81 steht, bringt manches Neue zur Kenntniß der Beziehungen desselben zu dem französischen Hofe und den Plänen, Ludwig XVI. gegen die Revolution zu Hülfe zu kommen. Den Schluß machen zwei biographische Essays über den letzten Stuart, Vittorio Alfieri, und die Gräfin von Albany sowie über die durch ihre freilich längst überholten mathematisch-astronomischen Arbeiten einst bekannte Engländerin Mary Somerville, welche letztere durch die Pietät des mit ihrem Hause befreundeten Verfassers wol bedeutender erscheint, als sie gewesen ist.

4. Das Leben des Feldmarschalls Grafen Neithardt von Gneisenau. Von Hans Delbrück. Zwei Bände. Mit Gneisenau's Bildniß und einem Plan von Kolberg. Berlin, G. Reimer. 1882. Gr. 8. 8 M.

Dieses Buch erfüllt in der vortrefflichsten Weise einen Wunsch, den Referent aus Anlaß des an dieser Stelle von ihm früher ausführlich gewürdigten großen Pertz'schen Werks über Gneisenau wiederholt ausgesprochen hat, indem es das herrliche und wahrhaft zur Erbauung geeignete Leben des genialen Feldherrn, das sich in der schwerfälligen Pertz'schen Darstellung unter einem Wust von Acten und Briefen verlor und für den Leser, der mühselige Arbeit scheut, völlig ungenießbar blieb, in einer mit Genuß lesbaren Fassung bietet, ohne darum auf die Mittheilung von Proben aus den so schönen und charakteristischen Briefen Gneisenau's Verzicht zu leisten. Doch hat sich Delbrück nicht hierauf beschränkt. Seine Arbeit hat auch neues Material benutzt, z. B. die Parolebücher der Festung Kolberg während der Belagerung, und seines Vorgängers Arbeit durchweg kritisch nachgeprüft, auch in vielen Punkten ergänzt und berichtigt. So kann Delbrück's Buch fast als ein neues und als eine selbständige Arbeit gelten: jedenfalls wird der Schatz, der für unsere nationale Bildung in dem Leben Gneisenau's, dieses Helden der Befreiungskriege, liegt, erst jetzt recht gehoben und für weitere Kreise nutzbar gemacht werden können.

5. Geschichte der revolutionären Bewegungen in Rußland. Von Alfons Thun. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1883. Gr. 8. 7 M.

Das Buch, welches eine der interessantesten Fragen der Gegenwart behandelt, bietet weniger, als sein etwas anspruchsvoller Titel verheißt; denn thatsächlich sind es doch nur Materialien zur Geschichte der revolutionären Bewegungen in Rußland, welche wir in demselben erhalten, und zwar ungleichmäßig gesichtete, kritisch stellenweise höchst anfechtbare und im ganzen und großen einseitige und unvollständige Materialien. Doch liegt der Grund dafür ja eigentlich in der Natur des Gegenstandes und in der unmittelbaren Verflechtung desselben in eine noch in vollem Gange befindliche Entwickelung. Thatsächlich ist der Verfasser denn auch, wie er selbst angibt, eigentlich nur zufällig zu dieser Arbeit gekommen. Durch einen Bekannten hat er ein umfängliches Actenstück der „unterirdischen" Lenker der russischen Revolutionspartei in die Hand bekommen und die so erworbene Kenntniß dann durch die Bücherschätze des selbst mitten in der Agitation stehenden Buchhändlers Elgidin in Genf erweitern und vertiefen können. Das so gewonnene Material nicht ungenutzt liegen zu lassen, schrieb er die vorliegende Skizze, die immerhin für die Zukunft brauchbares Material enthält, doch nicht den Anspruch erheben kann und will, eine historische Darstellung zu geben.

6. Jahresberichte der Geschichtswissenschaft im Auftrage der Historischen Gesellschaft zu Berlin herausgegeben von J. Abraham, J. Hermann, E. Meyer. Dritter Jahrgang. 1880. Berlin, Mittler u. Sohn. 1883. Gr. 8. 16 M.

Als vor drei Jahren das von der Historischen Gesellschaft in Berlin veranlaßte Unternehmen der „Jahresberichte der Geschichtswissenschaft" in das Leben trat unter Beirath und Mitwirkung von K. W. Nitzsch, J. G. Kayser, Wattenbach u. a., da fand nicht blos der demselben zu Grunde liegende Gedanke lebhafteste Anerkennung weit über die Kreise der Fachgenossen hinaus, sondern auch der Ausführung desselben konnte reicher Beifall gezollt werden, obgleich bei einer Arbeit von solchem Umfange und solcher Mannichfaltigkeit des Inhalts natürlich manche Lücke und manche Ungleichmäßigkeit zu bemerken blieb. Jedenfalls stand die günstige Aufnahme der „Jahresberichte" in vollem Einklang damit, daß man das Bedürfniß einer solchen Arbeit seit lange gefühlt und erkannt und den Mangel derselben geradezu gerügt hatte als ein Zurückbleiben der historischen Literatur gegen die andern Fächer, welche ähnliche Jahresübersichten des Geleisteten schon seit langer Zeit besitzen. Dem entsprechend haben die „Jahresberichte" sich denn auch in sehr erfreulicher Weise weiter entwickelt: die Harmonie zwischen den Mitarbeitern, die gegenseitige Ergänzung derselben, die natürlich anfangs ihre Schwierigkeiten hat und erst allmählich gewonnen werden kann, ist wesentlich gesteigert, die Uebersicht über die gesammte historische Literatur ist vollständiger geworden als früher; namentlich weisen die Berichte über die ausländischen Arbeiten eine beträchtliche Bereicherung auf, und die „Jahresberichte" sind damit dem von ihnen erstrebten Ziel um ein gutes Stück näher gekommen. Während der Index des ersten Bandes, welcher die historische Literatur des Jahres 1878 behandelt, 2300 Nummern aufwies, die des zweiten bereits 3400, enthält der vorliegende dritte Band Anzeigen von nicht weniger als 5500 historischen Werke, Abhandlungen u. s. w., welche während des Jahres 1880 erschienen sind. Auch in der Theilung des Stoffs sind einzelne Verbesserungen angebracht, neue Rubriken eingeführt u. a. m., sodaß der von den Herausgebern erstrebte Zweck jetzt in weit höherm Grade erreicht erscheint als früher. Andererseits aber dürfen wir den Wunsch nicht unausgesprochen lassen, daß die fortschreitende Organisation der Arbeit, von der wir nicht verkennen, daß sie mit großen, auch vom eisernsten Fleiß und der freudigsten Energie nicht immer zu besiegenden Schwierigkeiten zu kämpfen hat, ein etwas schnelleres Erscheinen der einzelnen Bände ermöglichen möchte. Der hervorragende Nutzen, den die „Jahresberichte" zu stiften bestimmt und befähigt sind, wird unfraglich in etwas beeinträchtigt durch den mehr als zwei Jahre betragenden Zwischenraum, welcher bisher zwischen dem Erscheinen eines Bandes und dem Jahre, dessen historische Literatur darin behandelt wird, gelegen hat. Das „bis dat, qui cito dat" gilt gerade von solchen Publicationen in wörtlichem Sinne.

7. Europäischer Geschichtskalender. Einundzwanzigster Jahrgang. 1880. Herausgegeben von H. Schultheß. Nördlingen, Beck. 1881. Gr. 8. 10 M.

Schultheß' „Europäischer Geschichtskalender" ist zu bekannt, zu verbreitet und zu bewährt, als daß er an dieser Stelle erst noch besonders empfohlen zu werden brauchte: eifrige Zeitungsleser, Publicisten, Politiker sind an das praktische und bewährte Hülfsmittel zur Orientirung in der jüngsten Vergangenheit bereits so gewöhnt, daß sie gern zu jedem neuen Jahrgang desselben greifen und jeden ebenso praktisch und zuverlässig wie seine Vorgänger, im Einzelnen aber immer wieder etwas vollkommener als diese erkennen. Der knappe, streng sachlich gehaltene Bericht über die Hauptereignisse des betreffenden Jahres gewinnt durch die reichlichen Mittheilungen amtlicher Actenstücke, Noten, Protokolle u. s. w. einen urkundlichen Charakter, wie ihn ähnliche Publicationen sonst nicht zu haben pflegen.

8. Die Rumänen und ihre Ansprüche von Paul Hunfalvy. Teschen, Prochaska. 1883. Gr. 8. 10 M.

Diesem Buche in materieller Hinsicht ganz gerecht zu werden, wird, wie es uns scheinen will, nur derjenige im Stande sein, der mit Sprachen, Sitten und Geschichte des slawisch-ungarischen Völkergemisches in Transleithanien nicht blos durch gründliche Studien, sondern auch aus eigener Anschauung genau bekannt ist. In jedem Falle kennzeichnet sich dasselbe auf den ersten Blick als eine mit großem Apparat abgefaßte Streitschrift, in welcher sich die tiefe Verstimmung ausspricht, von der namentlich die Ungarn über das Aufkommen der Rumänen erfüllt sind, und die sich aus der Befürchtung erklärt, es könnte das Königreich Rumänien, erstarkend und erblühend, auf die den Rumänen verwandten oder sprachlich nahestehenden Unterthanen der Krone des heiligen Stephan eine wachsende Anziehungskraft ausüben: es kommen dabei namentlich die Rumänen Siebenbürgens in Betracht, deren Lage der immer fanatischer betriebenen Magyarisirung gegenüber freilich unbehaglich genug geworden ist. Die nationalen Aspirationen der Rumänen will Hunfalvy als völlig haltlos und des historischen Rechts entbehrend erweisen: er sieht in ihnen nur „ein eingebildetes historisches Recht, das nur in Märchen und Fabeln seine Nahrung finden kann".

Hans Prutz.

Eine dramatische Trilogie.

Kaiser Heinrich der Vierte. Eine Trilogie von Julius Riffert. (1. Die Sachsen. Schauspiel in fünf Acten. Mit einem Vorspiel: Königswert. 2. König Heinrich und Gregor. Schauspiel in fünf Acten. 3. Kaiser Heinrich's Tod. Trauerspiel in fünf Acten.) Drei Bände. Leipzig, Reißner. 1883. 8. 6 M.

Ein Schmerzenskind in der That, nicht allein der deutschen Geschichte, sondern auch der Literatur, ist dieser König Heinrich, dessen Erwähnung schon die schlimmsten Wundenmale der deutschen Vergangenheit und leider auch der Gegenwart aufreißt, und auch die Literatur hat immer wieder den Versuch gemacht, diese tragische Krisis der vaterländischen Geschichte im mustergültigen Gepräge festzuhalten, und immer wieder vergeblich; die Zahl derer, die an diesem spröden, schier unzugänglichen Felsen, dem sie sich zu nahen suchten, gescheitert sind, bildet, wenn auch nicht Legion, so doch eine recht stattliche Cohorte. Auch unser Autor ist nicht viel glücklicher gewesen als seine Vorgänger, und auch ihm werden noch manche auf dieser Bahn folgen. Aber wäre es nun nicht gescheiter und praktischer, wenn alle Dichter diesen und ähnliche Stoffe, wie Konradin u. s. w., überhaupt gänzlich unangetastet ließen? Praktischer gewiß, ob aber gescheiter, ist sehr die Frage. Freilich gibt es ja eine ganze zahlreiche und einflußreiche Schule deutscher Dramatiker, die aus diesen Miserfolgen deducirten, daß die deutsche Kaisergeschichte überhaupt nicht zu dramatisiren sei, und die sich folglich zum Axiom gemacht haben, derselben meilenweit aus dem Wege zu gehen: ein Axiom, das sie natürlich direct französischer Nachahmung in die Arme treibt, von der uns ein Lessing also vergeblich befreit hätte. Aber auf dieselbe Art könnten jene auch deduciren, daß ein Wallenstein, ein Wilhelm Tell absolut nur episch und vollkommen undramatisch sei, wenn nicht zufällig ein Schiller sie eines andern belehrt hätte. Es gibt keinen noch so großen oder spröden Stoff, der nicht unter der Hand eines demselben gewachsenen, ebenbürtigen dichterischen Geistes, freilich eben nur von diesem, zu einer unvergänglich mustergültigen Form ausgemeißelt werden könnte, und daß der τραγικώτατος sozusagen desjenigen deutschen Kaisers, dessen Schicksal uns noch heute in fast zu heftige Mitleidenschaft zieht, zum dramatischen Helden nicht geeignet sei, wird niemand uns a priori zu beweisen im Stande sein. Vielleicht daß König Heinrich's Schicksal noch gar zu sehr persönlich — nach achthundert Jahren! — in unsere Meinungen hineingreift; sonst aber ist der Umstand, daß es ihn nicht schuldlos traf und dennoch weit über das Maß seiner Schuld und vor allem ihn sittlich reinigte, gerade erst recht geeignet, ihn zum tragischen Helden zu machen.

Sind nun demnach unsere jungen Idealisten unter den Dramatikern durchaus nicht auf einer falschen Fährte, wenn sie solchen Stoffen nachjagen, so wäre nur andererseits auch zu wünschen, daß sie der dramatischen Mittel und der Tragweite derselben sich vollkommen klar bewußt wären und sie richtig anwendeten. Dasselbe gilt überhaupt von allen Kaisertragödien; sollte uns denn eine der schönsten und so reichlich fließenden Quellen nationaler Dramatik verschlossen bleiben, nur weil wir sie nicht einzufassen verstehen? Welches sind aber diese dramatischen Mittel? Durchaus keine andern als die Grundgesetze jeder Dramatik überhaupt: scharfe Concentration des Stoffs um einen, wohlgemerkt, tragischen, also nicht etwa äußerlich, sondern ethisch wirkenden Mittelpunkt, scharfe Charakterisirung und individuelle Ausführung jeder einzelnen Physiognomie. Nun vergleiche man damit unsere Kaisertragödien; wie wenige sind es, die sich von den alten Staatsactionen, den steifleinenen Auseinandersetzungen, der hölzernen Charakterschablone losgemacht haben! Wie wenige, in denen sich ein Charakter, eine Handlung aus sich selbst entwickelt, nicht weil sie so im Geschichtsbuch verzeichnet stehen. Dazu soll es immer gleich ein ganzes Geschichtskapitel sein mit allem, was oft sehr zufällig daranhängt; das Beispiel Shakspeare's wirkt gar zu verführerisch und scheint diesen Autoren volle Berechtigung zu geben; aber man vergißt, daß Shakspeare weniger nach der Historie als nach oft sehr phantastisch willkürlichen Chroniken schrieb, und daß gerade die üppig wuchernde Volksdichtung und Erfindung individueller Züge in den Chroniken seinen Historien einen vornehmlichen Reiz dichterischer Naivetät wahrt, während umgekehrt die deutschen Historien meist auf dem Boden der sorgsamen Geschichtschreibung der Neuzeit stehen, welche jede Anekdote, die nicht ganz beglaubigt ist — und welche wäre es? — gewissenhaft als Unkraut ausgätet; das ist nun freilich das Recht der Geschichtsforschung; lehnt sich der Dramatiker aber auch hierin an sie an, so zerstört er selbst die Wirkung derjenigen Züge, die noch individuell und folglich dramatisch wirken würden.

Alle diese Fehler und Uebelstände zeigen sich auch bei dem vorliegenden Werke, obgleich dasselbe zuweilen den rechten Weg einschlägt, doch um ihn alsbald leider schnell wieder zu verlassen und im Verworrenen zu wandeln. Dabei ist der Verfasser ohne Zweifel ein tüchtiges dramatisches Talent, das sich freilich oft wildgärend und ungeordnet Bahn zu brechen sucht, und nur dieses Talents wegen erscheint es uns nützlich, eingehend von den Mängeln seines Werks zu reden. Demselben ist als Vorwort ein Brief eines unserer bedeutendsten Schauspieler beigegeben, in welchem, ohne daß dramatische Fehler nachgewiesen werden, lobend die Charakteristik der Figuren, die „skandinavische Wucht der Sprache“, die concise Ausdrucksform hervorgehoben und der Autor zu neuen Arbeiten angespornt wird. Das letztere, nämlich den Autor anzuspornen, wünschen wir auch, doch ohne in das Lob der Charakteristik und der Sprache so unbedingt einstimmen zu können. Denn die Sprache ist oft unnöthig rauh, und die Charakteristik

bringt es nicht über Ansätze hinaus: Ansätze, die dann sprungweise wieder verlassen werden. Es ist dies überhaupt das Charakteristicum dieses umfangreichen Werks auch in Bezug auf die Handlung, die in unzählige Bruchstücke geradezu auseinanderfällt; das ist aber nicht allein schädlich für die Bühnenwirkung, sondern es ist vor allem auch gänzlich undramatisch.

So läßt sich das Urtheil dahin zusammenfassen: Mangel an dichterischem Zusammenhalt und Concentration, folglich Unterbrechung der nothwendigen dramatischen Steigerung, weitaus zu große Ausführlichkeit einzelner Partien, willkürliche Erfindungen, die um so schädlicher sind, als sie die Charakteristik völlig verschieben und schwankend machen. Von letzterm gleich ein eclatantes Beispiel: Rudolf von Schwaben, der Gegenkönig Heinrich's, ist geschichtlich eine der am schärfsten ausgeprägten Gestalten des Mittelalters, ein Raubritter par excellence und in seiner Gewissenlosigkeit eine geradezu typische Gestalt; der echte Sohn des Bodens, auf dem er erwachsen war, der väterlichen Burg Rheinfelden, die trotzig und wild von dem „Höllenhaken" des Rheins herabschaut; ruchlos und gewissenlos zugreifend nach allem, was erreichbar, erst nach der Kaisertochter und Schwester Heinrich's, Agnes, die er, wahrlich nicht aus Liebe, die Elfjährige, heirathet; als er aber seinen Zweck, den Besitz des Herzogthums Schwaben, erreicht hat, sieht er sie ohne Schmerz frühzeitig ins Grab sinken; seine zweite Gemahlin Adelheid, die Schwägerin des Kaisers, vermochte auch nicht den „sinnlichen, sittenlosen Mann zu fesseln; unter dem erdichteten Vorwande der Untreue trennte er sich von ihr, während er mit drei Frauen im Ehebruch lebte" — und diese catilinarisch geniale Gestalt sollte nicht ein prächtiges Bild für ein dramatisches Nachtgemälde geben? Freilich darf man aber die catilinarischen Züge nicht verwischen und aus ihm einen pedantischen Frömmling oder Träumer oder Phantasten machen, der nur aus Furcht vor dem Bann von Heinrich abfällt und unter Thränen die Krone nimmt. Rudolf ein Frömmling! Ihm war Bann und Religion eben nur ein willkommenes Mittel, den Kaiser aus dem Sattel zu heben; nun zeichnet ihr Dramatiker uns aber scharf und schneidig dieses wildgeniale Uebermaß des Ehrgeizes, diese sozusagen heroische Heuchelei, zeichnet uns den Mann, wie er, Weib auf Weib verführend, berückend, verrathend, mit den Parteien in gleicher Weise umspringt und selbst mit dem Papst so umspringen würde, wenn er es vermöchte; wir stehen dafür, daß euch die Zuschauer und Bewunderer nicht fehlen werden. Was hat aber der Autor aus dieser Titanengestalt gemacht? Einen polternden wankelmüthigen Gefühlsmenschen, der Heinrich nur zürnt, weil er Kärnten nicht ihm, sondern Berthold von Zähringen gegeben; doch hat bereits die Kaiserin Agnes Kärnten an Berthold verliehen, als Heinrich ein Knabe war, und Rudolf kann also nicht dem König deshalb zürnen. O über die Pedanten! wird mancher ausrufen, ist das nicht einerlei? Kann der Dichter nicht erfinden? Gewiß, nur nicht etwas, was die Motivirung verwirrt und verschiebt, zumal bei einem so eminent historischen und so schwierigen Stoff. Der Autor macht hier zum einzigen Motiv für Rudolf's Abfall etwas, was in der Geschichte nicht dagewesen ist: kann also dann dieser Abfall und die Person des Abfallenden wie dessen, von dem er abfällt, noch wirklich darauf Anspruch machen, als geschichtlich betrachtet zu werden? Und hier gerade war es so wichtig, daß die richtigen und verschiedenen Motive der zahlreichen Rebellen gegen Heinrich zu Tage traten. Was Wunder, daß nun Heinrich wie Rudolf ganz andere Charaktere werden? Bei dem letztern käme es schließlich nicht darauf an, aber wenn Heinrich's Charakteristik verschoben wird — und sie wird es durch Feststellung der Motive des Gegners —, so verliert das ganze Stück den Boden unter den Füßen. Was soll man dazu sagen, daß Rudolf sich eine ganz andere Gemahlin antrauen läßt, Erna, die mit ihrem kleinen Sohne Heinrich — in Wirklichkeit hieß derselbe Berthold und war zur Zeit von Rudolf's Abfall nicht einjährig, sondern wurde damals gerade Schwiegersohn des Herzogs von Kärnten — allerlei Familienscenen aufführt, daß Rudolf vom ererbten Schwaben redet: „Mir dünkt mein Schwaben ein gemächlich Erbtheil", während er es sich doch erst später geraubt hat, daß er gar der Jugendfreund Heinrich's genannt wird, er, der fast sein Vater sein könnte! — alles das führt zu einer unendlichen Kette unmöglicher Erfindungen. Unmöglich ferner ist es, daß ihm der beiläufig auf sehr seltsam theatralische Weise hereingeschlichene Friedrich von Goseck von Rudolf's Schloß in Schwaben die Fanale des Sachsenaufstandes zeigt! Rudolf, nachdem er zu den Sachsen übergetreten ist, wird von diesen im dritten Act höhnisch behandelt und geht grollend in seine Burg zurück, wo ihn Heinrich im vierten Act selbst aufsucht und in einer sentimentalen Scene, worin der Autor sich am weitesten von der Geschichte verirrt, den Reuigen zur Umkehr bewegt:

Rudolf.
Laß mich hinweg, vergiß mich und sei glücklich.

Heinrich.
Glücklich ohn' dich, wo wäre das zu finden?

Freilich hat er ihm dabei noch Kärnten gegeben, wie man etwa ein Butterbrot weggibt, ohne zu bedenken, daß es nun doch Berthold schon erhalten hat; und dabei ist alles dies ganz unhistorisch und auch nur erfunden, um Rudolf den Schwur leisten zu lassen, noch dazu in einem sechsfüßigen Verse:

Wenn er je noch einmal sich von Heinrich wende, die rechte Hand:
Mög' sie ein Schwerthieb dann von dem Verfemten trennen!

Und doch ist Rudolf durchaus nicht zweimal von Heinrich abgefallen, sondern hatte während des Sachsenkriegs vorsichtig genug nur heimlich gegen den König intriguirt und kämpfte in der That in der Schlacht bei Hohenburg an der Unstrut noch für ihn. Gelegentlich dieser Schlacht sei noch bemerkt, daß auch hier der Verfasser ganz unnöthig, vielleicht

ohne es zu wollen, des Königs Charakter entstellt hat. Auf des tapfern Egbert Frage: „Auf welchem Flügel steht der König jetzt?", antwortet Otto von Nordheim: „Im Nachtrab, wie er stets pflegt." Das ist historisch falsch und ein unnöthig entstellender Seitenhieb, denn König Heinrich kämpfte im Mitteltreffen mit den Rheinfranken; den Nachtrab bildeten vielmehr die böhmischen Reiter unter Wratislaw; wozu also diesen falschen Zug im Gemälde? Die Tapferkeit Heinrich's, der in mehr als sechzig Schlachten kämpfte, haben ihm seine Feinde nie abgesprochen.

Auch im zweiten Theil, der die Zeit von 1075—85 umfaßt (unter dem Personenverzeichniß steht irrig 1083, während doch Gregor's Tod, mit dem der Theil schließt, 1085 erfolgte), treten dieselben Uebelstände hervor. Wie lose der dramatische Bau gefügt ist und wie sehr die Grundregeln dramatischer Wahrscheinlichkeit übersprungen werden, dafür zeugt besonders das Ereigniß in Canossa. Es ist so dramatisirt, daß die erste Scene des dritten Acts mit dem Eintritt Heinrich's in Canossa schließt, die zweite unmittelbar darauffolgende im Schloßhof nach drei Tagen spielt! Wo soll da die Illusion nicht blos beim Zuschauer, sondern selbst beim Leser herkommen? Dabei ist diese wie die andern Hauptscenen durch willkürliche Erfindungen entstellt, die, weil sie den Schwerpunkt der historischen Motivirung verrücken, nur Kopfschütteln hervorrufen können; denn wenn des Dichters Seherblick nicht neue scharfsinnige psychologische Aufklärung zu jenen trüben und stellenweise räthselhaften Vorgängen bieten kann: wozu sich überhaupt mit ihnen einlassen, wozu sie gar noch mehr verwirren? Von Rudolf ist noch hinzuzufügen, daß er fortfährt, sich in schwankender Beleuchtung zu zeigen und ein Mittelding zwischen einem sentimentalen Phantasten und einem wilden Raufbold darzustellen. An die Erringung der Krone denkt er hier im Stück zunächst gar nicht; wenn ihn aber Berthold darauf hinweist, so fährt er auf wie von einer fixen Idee befallen, entsetzt aufschreiend: „Mensch, wer gab das Wort dir ein?", geberdet sich alsdann in einer sentimentalen Scene mit seiner Gattin als Nachtwandler, ohne doch sich für den Kampf gegen Heinrich oder überhaupt für etwas zu entscheiden. Auch bei der Wahlscene in Tribur spielt er den Abwesenden, Zerstreuten, wobei nicht klar gezeichnet ist, ob das bei ihm Heuchelei oder Phantasterei sein soll; auf das letztere weist hin, daß er, als er die vom Papst gesandte Krone aufsetzen soll, sein Medaillonbildniß für einen Todtenkopf hält, König Heinrich's Bild darin sieht u. s. w.; also eine Art Macbeth-Charakter, nur schade, daß dies früher so gar nicht motivirt worden, und daß die andern Figuren in die schwankende Charakteristik hineingezogen werden. Auch vor der Entscheidungsschlacht dieselben visionären Bilder; das wäre nun sonst ganz wirksam, aber wozu das Auftreten der Erna im Lagerzelt, die da eine Art Ophelia spielt und plötzlich todt umfällt, wovon, weshalb, weiß keiner? Daß Otto von Nordheim's Tod schon hier gemeldet wird, während er bekanntlich gerade in dieser Schlacht bei Merseburg noch siegte, ist unbegreiflich; aber noch weit unbegreiflicher, daß die Schlacht bei Merseburg nach Schwaben verlegt zu sein scheint, da die Bauern der Umgegend echt schwäbisch sprechen: „No, was hoascht?", und daß Rudolf von Schwaben mitten unter ihnen stirbt, während doch die alte Ueberlieferung, wie er sterbend auf dem Schloß zu Merseburg sich am Tage nach der Schlacht wehmüthig die abgehauene Schwurhand zeigen läßt, weit ehrwürdiger und eindrucksvoller wirkt. Dieselbe Willkür der Erfindung auch bei den andern Charakteren; daß der Autor den aufständischen Römer Cencius von Gregor VII. begnadigen läßt, während derselbe beständig sein Feind blieb, begreift man noch: es gilt, den Papst in imposanter Größe darzustellen; daß aber beispielsweise Friedrich von Hohenstaufen, der spätere Retter Heinrich's, vom Autor mit nach Canossa geschickt wird und die demüthigende Buße mitmachen muß, entbehrt jedes Grundes und kann nur sehr verstimmen. Dieser frische, zielbewußte, energische Charakter, der niemals in eine solche Falle gegangen wäre, wird hier zu einem sentimentalen, treuherzig friedlichen Manne, der seinem Herrn wie ein treues Hündchen überall hin folgt! Heinrich selbst ist hier natürlich vollkommen verzeichnet: vor dem Banne überaus roh und hochmüthig, dann ist aber nicht recht motivirt, warum er sich zur Buße entschließt; und während und nach derselben ist auch sein Zorn über die erlittene Schmach durchaus nicht genügend markirt; die Scene in Canossa weicht auch darin von der Geschichte ab, daß nach einer unmotivirten Begegnung des Kaisers mit seiner Mutter nicht Gregor selbst, sondern Petrus Damianus im Auftrage desselben den König freispricht, während im Gegentheil Gregor's persönliches Auftreten weit mächtiger wirken müßte und nach der Geschichtserzählung gewirkt hat.

Im übrigen hat der Autor gerade dem Charakter Gregor's einige imposante Züge von Größe gegeben. Aber eine andere Frage ist die, ob nicht Gregor viel zu gut bei dieser Zeichnung wegkommt und Heinrich's dramatischer Charakter erst recht darunter leidet; denn je mehr der erstere an Dimension wächst, um so mehr schrumpft Heinrich's Charakter zusammen, nicht allein in der Handlung, sondern auch in der Sympathie des Zuschauers. Und darin liegt entschieden ein Hauptgrund, weshalb die Beurtheilung dieser historischen Scene noch so schwankend ist. Man hat sich gewöhnt, in Gregor VII. einen zwar harten und herrschsüchtigen, aber doch einen überzeugungstreuen Charakter zu sehen, und diese angebliche starre Ueberzeugungstreue flößt uns selbst als Gegnern Bewunderung ein. Fast alle Geschichtschreiber haben diesen Maßstab festgehalten; aber der Mann, der in der Verbannung zu Salerno mit der großen Lüge auf der Lippe starb: „Ich habe die Gerechtigkeit geliebt, das Unrecht gehaßt, deshalb sterbe ich im Exil", wußte selbst am besten, wo er die Gerechtigkeit gebeugt, das Unrecht begünstigt hatte! Gregor war ein Mann, dem jedes Mittel recht war, und in dieser Beleuchtung wird er allein dramatisch wirksam, weil psychologisch wahr

darzustellen sein. Dazu ist unser Autor sowol noch von seiner eigenen Auffassung Gregor's wie von der Geschichte abgegangen, nämlich bei dessen Ende, das den zweiten Theil schließt; statt jene berühmten Worte zu sprechen, die, wiewol eine Lüge, doch die eines unversöhnlichen Mannes sind, der schon den Tod im Auge, zu trotzig ist, der Welt sein Unrecht einzugestehen, weigert sich Gregor, neuen Kampf zu führen, und auf die Frage Damian's: „So machst du Frieden mit dem König?", antwortet er laut und vernehmlich: „Ja", und stirbt!

Bereits hier wird eine Empörung Konrad's gemeldet, die thatsächlich erst mehrere Jahre danach erfolgte; das würde nun nichts weiter schaden, aber im dritten Theil wird doch zunächst, um nichts zu vergessen, der Aufstand Hermann's von Salm, dann erst der Konrad's und endlich der Heinrich's durchgeführt, und somit ist dieses Stück selbst eine Trilogie, nur freilich eine sehr auseinanderfallende. Wie sehr der Autor mit seinem umfangreichen Zeitraum von dreiundzwanzig Jahren (1083—1106) ins Gedränge kommt, dafür nur ein Beispiel. Im dritten Act trägt eine Wartefrau den jungen Heinrich als Säugling dem Kaiser herein, denselben, der im vierten und fünften Act als Sieger über seinen Vater auftritt; das heißt der Phantasie etwas viel zumuthen! Den ersten Hohenstaufen zeigt uns der Autor in der letzten Scene beim Tode des Kaisers in voller Kreuzfahrertracht, während derselbe bereits das Jahr zuvor gestorben war; aber was will das dagegen sagen, daß er aus Gottfried von Lothringen, dem alten Feind des Kaisers, der 1076 starb, und Gottfried von Bouillon, der Rom 1083 eroberte und 1100 in Jerusalem starb, eine Figur zusammenschweißt, die noch bei dem Tode Heinrich's auftritt, und daß er ferner die ganze liebliche romantische Liebesgeschichte von der Vermählung Friedrich's mit der Kaisertochter Agnes sich entgehen ließ! Freilich flicht er eine andere Liebesgeschichte hinein, mit der er aber erst recht kein Glück hat; er läßt nämlich Mathildis von Toscana mit Konrad vermählt sein und zu dem jungen Welf eine heimliche Liebe hegen, die Konrad mit großer Eifersucht erfüllt; aber Mathilde von Toscana, die „große Gräfin", welche die eigentliche Schöpferin der Selbständigkeit des Kirchenstaats war, die Beschützerin des Papstes, vor der Heinrich in Canossa gekniet, war nie anders als nur scheinbar vermählt, erstens an jenen alten Gottfried von Lothringen, zweitens 1089 als Dreiundvierzigjährige an den jungen Welf, nie aber an Konrad, der vielmehr mit einer normannischen Fürstentochter verlobt war. Wozu nun diese ganze Erfindung, die mehrere Acte füllt? Da könnte man ebenso gleich Heinrich mit Mathilde verheirathen und den ganzen Conflict auf Eifersucht zurückführen? So geht es denn doch nicht; wozu auch, nur um ein paar sentimentale Scenen zu gewinnen? Und wie sind diese Scenen geglückt? Mathildis wird schlafend am Bett ihres Kindes von Konrad belauscht, um später ein Lied im Schlaf leise zu singen: ein gesegneter Schlaf, denn eben ist ein ganzer Haufe Krieger wild hereingestürmt, um Konrad niederzuhauen, er hat einen der Krieger hingeschleudert und dadurch die andern zum Weichen gebracht — und Mathildis schläft immer noch und singt und spricht dann im Traum! Konrad, der geschichtlich eine zarte, schwache, leicht lenkbare Natur war, wird hier zu einem wilden Kraftmenschen gemacht, der in der Schlacht seinen Vater erstechen will, und als er selbst erstochen wird, urplötzlich in ein sanftes reuiges Wesen verwandelt.

Eine Scene verdient Erwähnung noch in diesem dritten Stück, eben weil sie die Bewunderung jenes bedeutenden Schauspielers errungen hat. Im Anfang des vierten Acts werden wir in eine römische Kirche versetzt, wo die beiden gegnerischen Päpste Clemens III. und Urban II. sich beide zu vergiften gedenken, während sie den Judaskuß sich reichen. Eine grausige Scene sicherlich, die auch dramatisch sein könnte, aber dann müßte sie auch besser motivirt sein. Daß Päpste sich gegenseitig zu vergiften nicht scheuten, das ist ja eine Thatsache, und wenn es auch Clemens und Urban nicht thaten, so könnte die Erfindung allenfalls noch gelten; aber trotzdem kann ich in die Bewunderung für diese Scene nicht einstimmen. Daß der Autor einen Schenktisch in die Kirche versetzt hat und die Päpste dort lustig anstoßen, ist eine sehr empfindliche Verletzung unsers Gefühls, auch wenn wir nichts weniger als katholisch sind; eine weit größere aber ist, daß die Scene eigentlich gar keinen Schluß hat; denn wenn Clemens am Schluß aufschreit: „Ich bin vergiftet", die Menge es hört, hervorstürzt, ebenfalls aufschreit, ihn unter den Qualen sterben sieht, und dann Urban ruhig sagen kann: „Jetzt bin ich Papst", ohne daß die Menge ihrem Abscheu Ausdruck gibt, so darf man behaupten, daß dies eine crasse Unmöglichkeit ist; ebenso empfindlich ist es, daß kein Geringerer als Peter von Amiens, wenn auch widerwillig, den Giftbecher auf Urban's Befehl hinstellt, und daß dies der Preis für die Erlaubniß des Kreuzzugs sein soll. Man braucht wahrlich nicht ein Anhänger der Kreuzfahrten oder ihres phantastischen Urhebers zu sein; aber ihm die Theilnahme an einem Giftmord unterzulegen ohne Grund und Zweck, das ist doch zu stark.

Wie man sieht, Willkür und unmotivirte Erfindungen überall, die den Sinn und den Zusammenhang der geschichtlichen Krisis entstellen! Und wir wiederholen es, entweder darf man sich an einen so eminent historischen Stoff gar nicht wagen, oder man muß ihn nur mit denjenigen Erfindungen ausstatten, welche die psychologischen Lücken und Räthsel des Zusammenhangs uns dichterisch-anschaulich machen. Wir würden aber, wie wir hier nochmals ausdrücklich hervorheben, gar nicht so eingehend die kritische Sonde in die wunden Stellen des Stücks gelegt haben, wenn es nicht zweifellos ein bedeutendes dramatisches Talent wäre, das durch alle diese verworrenen und incongruenten Einzelheiten hindurchblickt, und von dem zu hoffen ist, daß es sich läutern und klären werde; denn selbst das größte Talent steht, wenn es Verworrenheit überwuchern läßt, sich nur selbst im Wege, und es ist ein großer Irr-

thum, zu glauben, die dramatische Ordnung könne der Wildheit, der Ursprünglichkeit der Genialität Eintrag thun, da die dramatische Ordnung eben nichts anderes bedeutet als eine Schlachtordnung, welche alle Kräfte in heftig gesteigerter Leidenschaft ungehindert und unmittelbar ins Vordertreffen führt.

Alexander Petrick.

Essays von O. F. Gensichen.

Studienblätter von Otto Franz Gensichen. Berlin, Grosser. 1883.

Es herrscht in Deutschland seit längerer Zeit die Sitte oder vielmehr Unsitte, ehemals in Zeitungen und Zeitschriften erschienene literarische Nippsächelchen, Feuilletons u. dgl. dadurch vor der sichern Verwesung und Vergessenheit zu bewahren, daß man sie noch einmal und zwar in Buchform gesammelt das Licht der Welt erblicken läßt. Die gleichgültigsten Sachen, Artikel, die nur für den Tag, an dem sie geschrieben, gültig waren und sein können, Theater- und Bücherbesprechungen sogar, vom Augenblick eingegebene Scherze: alles wird noch einmal wieder aufgewärmt, als ob der Leser das Bedürfniß oder sei es auch nur die Lust hätte, die Bekanntschaft dieser alten Bekannten von neuem zu machen.

Das Wiedererwachen zu einem zweiten Leben in der Gestalt eines Buchs hat aber selbstverständlich nur da eine Berechtigung, wo es der innere Werth der zu einem Ganzen einer Sammlung vereinigten Artikel gleichsam gebieterisch fordert. Das ist bei den vorgenannten cultur- und literarhistorischen Skizzen Gensichen's vollkommen der Fall. Der Verfasser der „Märchentante" und „Frau Aspasia" nennt dieselben bescheiden und kurz „Studienblätter", aber dieser Titel ist auch durchaus berechtigt in anderm, höherm Sinne: alle hier gebotenen zwölf Essays beruhen auf fleißigen und gründlichen Studien.

Dies Buch gefiel und gefällt möglicherweise nicht jedem, und darin liegt eben seine Bedeutung! Die nicht in die Länge und Breite gezogenen knappen, doch sehr inhaltreichen Skizzen stammen zum Theil aus einer schon mehr zurückliegenden Zeit, aber sie haben in der Zeiten Flucht nichts von ihrem Werth eingebüßt, sind nicht „verjährt". Gensichen ist mit großer Sorgfalt in der Ausarbeitung verfahren. In den leicht, indessen nicht leichtfertig hingeworfenen Kapiteln zeigt er sich als Mann von Geist, Gemüth und Geschmack. Was den meisten Journalisten von heute abgeht, besitzt er in hohem Maße: daß wir so sagen, einen guten Schulsack, eine gründliche wissenschaftliche Bildung. Er belehrt, ohne gelahrt und überlegen erscheinen zu wollen. Gensichen kennt die französischen Feuilletonisten aus dem Grunde; aber er ahmt, besser er äfft sie nicht nach, er läßt uns nur erkennen, daß er über dem Studium der Vertreter der geistvollsten Nation ein Deutscher geblieben ist; er sog die Süßigkeit aus den Blumen der transrhenanischen Feuilletonistik und ging dem Gift aus dem Wege, das in ihnen vorhanden und das von so vielen Deutschen in so widerlicher Weise unserm Volke zugeführt worden ist.

Das sehr gut ausgestattete Buch enthält die Artikel: „Zur Weltliteratur", „Phryne", „Horaz", „Lady Macbeth", „Desdemona", „Manon Lescaut", „Emilia Galotti", „Ein Fürstentod", „Saint-Just", „Heinrich von Kleist", „Alfred de Musset" und „Auf classischem Boden"; der letzte Artikel ist mehr contemplativer Art.

Von besonderm Werth sind Gensichen's anregende Bemerkungen über Lady Macbeth, Desdemona und Emilia Galotti. Hier stoßen wir auf manchen neuen, selbständigen, treffenden Gedanken und ersehen auf den ersten Blick, daß der Verfasser, um mit Tieck zu reden, „sehend gesehen und lesend gelesen" hat. In Bezug auf Horaz liegt eine Controverse nahe, doch würde diese uns hier zu weit führen. In den zum ersten Artikel „Zur Weltliteratur" gehörigen Raisonnements über das Reimbedürfniß in der deutschen Poesie entscheidet sich Gensichen dafür, daß auch die antiken Dichter, Horaz, Anakreon u. a., in der Uebersetzung gereimt wiedergegeben werden müßten, um so den Anforderungen und berechtigten Eigenthümlichkeiten der Germanen näher zu kommen. Indessen, wir stehen wol nicht allein mit unserer Auffassung und Empfindung: das „Integer vitae" z. B. in deutschen Reimen entbehrt des wundervollen poetischen Schwunges, der in den reimlosen lateinischen Strophen so hinreißend und fesselnd wirkt. Daß man das griechische oder römische Original erreichen kann, ohne dem deutschen Ohr Beschwerde zu bereiten, hat doch Emanuel Geibel mit seinem herrlichen „Classischen Liederbuch" zur Genüge bewiesen. Die mitgetheilten Uebersetzungen Gensichen's sind sonst sehr treu und von großer Formvollendung, aber bei den beibehaltenen Reimen könnte der Laie doch immerhin in dem Glauben bestärkt werden, es rede ein deutscher, nicht ein hellenischer oder lateinischer Dichter zu ihm. Man denke sich die „Ilias" in Reimen! Wir für unsern individuellen Geschmack wenigstens könnten sie nicht lesen.

Ueber Lady Macbeth finden wir folgende Stelle:

> Man lasse Macbeth nicht zu einer Puppe hinabsinken, deren Schnüre ein Weib regiert. Alle übrigen Thaten, nachdem der erste Verrath einmal begangen, führt Macbeth ohne Wissen seiner Gattin aus: die Ermordung Banquo's und der Macduff'schen Familie. Auch bei der Ermordung Duncan's zeigt sich Macbeth titanischer als seine Gemahlin. Mit der Zunge freilich ist sie muthiger als er. Das ist Weiberart. ... Das fast Männliche ihres Charakters erklärt sich theils aus ihrer Ehe mit einem so titanenhaften Gemahl, zum Theil aus dem ihr fast versagten Mutterglück. ... Auch ihr Haupt schmückte die Krone der Weiblichkeit, wenngleich eine Krone funkelnd in höllischem Glanze.

Ferner finden wir eine interessante Parallele zwischen Don Juan und Emilia Galotti, von der wir hier den Schlußsatz als Probe citiren:

Wie in der „Oper der Opern“ Donna Anna zwischen Don Octavio und Don Juan gestellt ist, so in der „Tragödie der Tragödien“ (?!) Emilia zwischen Appiani und Hettore Gonzaga Damit die Aehnlichkeit völlig gleich sei, entspricht der verlassenen Donna Elvira die verlassene Orsina. Und mag auch E. Th. Hoffmann vielleicht zu weit gehen, wenn er Donna Anna als von Don Juan bereits verführt annimmt — sicherlich wäre Emilia von Hettore verführt worden, hätte sie sich nicht durch den Tod davor gerettet. Die Octavio-Appianis können das Herz einer Anna-Emilia nicht ausfüllen und fesseln; mit dämonischer Kraft fliegt es dem Don Juan-Hettore zu, sobald er in seiner bestrickenden, sieggewohnten Männlichkeit auftritt. So bleibt denn Juan-Hettore Sieger. Aber als er schon seine Lust zu büßen hofft, schreitet der von ihm gehöhnte Comthur-Odoardo und mit ihm das Strafgericht hernieder. Zitternd konnte nur Leporello die Einladung an den Comthur bestellen; bebend nur kann Marinelli den Dolch Odoardo's aufheben. Unter dem Hohngelächter der Hölle versinkt Don Juan sichtbar vor uns; einer unsichtbaren Hölle verfällt Hettore, nur geschildert in Odoardo's Worten: „In jedem Traume führe der blutige Bräutigam ihm die Braut vor das Bett, und wenn er dennoch den wollüstigen Arm nach ihr ausstreckt, so höre er plötzlich das Hohngelächter der Hölle und erwache.“

Warme, liebevolle Worte widmet Gensichen dem jugendlich ungestümen Dränger Saint-Just, dem „Lieblingsjünger des Blutmessias Robespierre“, wie man ihn nannte. „Wenn Henrik Ibsen einmal behauptet, ein Mann könne wol für den Gedanken eines andern sterben, aber nicht für ihn leben“, heißt es von dem Genannten in den „Studienblättern“, „so hat Saint-Just das Größte männlicher Selbstüberwindung geleistet, indem er den Gedanken Robespierre's lebte und, als es Zeit war, für den Gedanken Robespierre's starb.“

Die Abhandlung über Alfred de Musset ist die umfangreichste. Wenn dem Leser auch bereits vieles von dem hier über diesen eigenartigen Genius und Mann Erzählten bekannt sein dürfte, so muß er dem Autor doch für die klare Darlegung der Thatsachen und namentlich für die geradezu meisterhafte Uebersetzung der herrlichen Dichtung des Franzosen „Octobernacht“ zu Dank verpflichtet sein. Diese Verse lesen sich wirklich wie das Original, und Gensichen würde sich ein Verdienst erwerben, wenn er alles Lyrische von Musset in einer neuen eigenen Uebersetzung dem Publikum zugänglich machte, unbeschadet der Thatsache, daß schon der Uebersetzungen nicht wenige davon vorhanden sind, von Freiligrath bis hinunter zum Jüngsten in der Zahl, zu Otto Baisch.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Schon füllt sich der Büchertisch mit Weihnachtsgaben. Vor uns liegt ein geschmackvolles Album: „Im Wechsel der Tage. Unsere Jahreszeiten im Schmuck von Kunst und Dichtung“, heeausgegeben von **Adolf Brenneke** (Leipzig, Hirt u. Sohn). Das Album ist ausnehmend reich ausgestattet; fast jedes Gedicht hat einen Illustrationsschmuck erhalten: Randarabesken, Titelvignetten, Titel- und Vollbilder. Alle diese zahlreichen Holzschnitte sind nach Zeichnungen hervorragender Künstler angefertigt. Dem Charakter des Albums gemäß überwiegt das Landschaftliche, Stimmungsvolle; doch oft sind die Figuren nicht blos Staffage, sondern sie treten selbständig hervor in Genre- und Situationsbildern. Bei der Auswahl sind die Werke der besten vaterländischen Dichter berücksichtigt worden: allerdings die modernen; denn auf die Classiker greift der Herausgeber nicht zurück, wohl aber auf Rückert, Chamisso und Eichendorff. Auch findet sich ein Gedicht von Goethe, eins von Schiller, eins von Hölderlin, eins von Claudius. Die neueste Lyrik aber hat ein reiches und doch wohlausgewähltes Contingent gestellt. Die Anordnung der Sammlung ergab sich von selbst; es sind die vier Jahreszeiten, in deren Rahmen die einzelnen Gedichte eingeordnet sind.

Ein anderes Album, das sich durch seine prächtige Ausstattung für den Weihnachtstisch empfiehlt, ist das „Deutsche Frauenalbum in Wort und Bild“, herausgegeben von **Rudolf von Gottschall** (Leipzig, Hoefler). Es ist hier natürlich nicht der Ort, über die Auswahl der Gedichte und ihre Anordnung zu sprechen; auch hier sind alle hervorragenden modernen Lyriker vertreten. Die Sammlung entrollt ein Bild des Frauenlebens; die Gedichte sind in folgenden Abschnitten gruppirt: „Kindheit, Jugend, Schönheit“, „Liebe“, „Braut und Gattin“, „Frauengestalten“, „Die Mutter“, „Am Grabe“. Jede dieser Abtheilungen ist mit einer sinnigen Vignette eines münchener Künstlers geschmückt. Von besonderm Reiz aber sind die sieben Vollbilder: drei von C. Karger, darunter zwei zu Gedichten des Herausgebers: „Lucile Desmoulins“, ein Bild von ausnehmender dramatischer Lebendigkeit, und zu „Marie“; das andere zu „Die junge Mutter“ von Annette Droste-Hülshoff, alle von künstlerischem Werth. Ueberaus anmuthig und lyrisch ausdrucksvoll sind die drei Bilder von Hermann Kaulbach zu Kugler's „Jungfrau Florence“, Keller's „Vision“ und Scherenberg's „Wohin“. Originell-phantastisch ist das Bild des Grafen Woldemar Reichenbach zu Rückert's „Göttin im Putzzimmer“. Die ganze Ausstattung des Albums ist durchaus würdig und prächtig.

— In elegantester Fassung, mit schönem Einband liegt die dreizehnte Auflage des „Neuen Liederbuchs“ von **Friedrich Bodenstedt**: „Aus dem Nachlasse des Mirza Schaffy“, vor uns, die im Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig erscheint. Auch die in demselben Verlag veröffentlichten „Neuen Gedichte und Sprüche“ von Bodenstedt: „Aus Morgenland und Abendland“, haben schon eine zweite Auflage erlebt. So sind den Freunden des Dichters, die Mirza Schaffy's graziös lächelndes Gesicht gern begrüßen und sich gern an seiner feinsinnigen Weisheit erfreuen, zwei willkommene Gaben geboten.

— In einer dritten mit einem Namenregister versehenen Auflage liegen **Eduard Grisebach's** „Gesammelte Studien. Die deutsche Literatur seit 1770“ vor. Es ist dies bekanntlich eine Reihe literarischer Charakterköpfe: G. C. Lichtenberg, Herder, Bürger, Blumauer, Brentano, Heine. Der Dichter des „Neuen Tanhäuser“ hat gerade für die Illustration witziger Köpfe die geeigneten Farben auf seiner Palette.

— In dritter vermehrter und aus den verschiedenen Sammlungen vervollständigter Ausgabe liegen die „Gedichte“ von **J. G. Fischer** (Stuttgart, Cotta) vor uns. Wir haben bei der Kritik der einzelnen Sammlungen das eigenartige Talent des schwäbischen Dichters gewürdigt. Seine lyrischen Bilder haben oft in kecken Umrissen etwas Treffendes, innig Markiges; auch seine rhetorischen Gedichte verlaufen nicht in das übliche Pathos,

sondern bewahren eine Eigenart, die in krausen Humoresken bisweilen befremdend hervortritt.

— Im Verlage von F. A. Perthes in Gotha erschienen zwei Bücher verwandten Inhalts, welche wir darum hier gleichzeitig zur Anzeige bringen. In erster Auflage, mit einem Brustbild Luther's in der Titelpressung, sowie mit einem Stahlstich Luther's auf der ersten Seite versehen, liegt uns vor: „Martin Luther's Schriften in Auswahl herausgegeben von Johannes Delius". Da die Werke Luther's zu umfänglich, theilweise auch zu gelehrt sind, um vom protestantischen Volke gelesen werden zu können, so ist eine entsprechende Auswahl aus den Schriften des Reformators allerdings ebenso sach- wie zeitgemäß. Der Verfasser hat das Werthvollste aus Luther's Werken hier zusammenstellen wollen; er hat mit Recht an einigen der größern Schriften gekürzt, den Text nach den besten Ausgaben wiedergegeben, die Sprache Luther's thunlichst rein erhalten. Dankenswerth ist ein kurzer Abriß von Luther's Leben und Wirken, sowie die kurzen Einleitungen zu den einzelnen Schriften, und eine Anzahl Erklärungen von Fremdwörtern u. dgl. Soweit des Herausgebers eigener Takt bei der Auswahl von Proben aus Luther's umfänglichern Arbeiten bestimmend war, hat er das specifisch Religiöse und Volksthümliche vor dem Confessionellen bevorzugt.

In zweiter Auflage erschien „Jesus von Nazareth. Sein Leben für die Jugend erzählt von Joseph P. Thompson". Es ist wol allzu große Bescheidenheit des Verfassers, wenn er sein Buch blos für die Jugend bestimmt hat; vielmehr darf man es in den Händen der ganzen evangelischen Gemeinde wünschen. Als ein amerikanischer Theolog behandelt er die Geschichte Jesu halb als romanartige Erzählung, halb als Predigt und Betrachtung in jener überaus anschaulichen, wissenschaftlich-erbaulichen Art, wie sie eben den Engländern und Amerikanern eigen ist. Hierbei kommt Thompson sehr zu statten, daß er das Heilige Land aus eigener Anschauung kennt: ein Umstand, welcher die wunderbare Frische seiner Darstellung zum Theil erklärt. Das Ganze ist ein „Leben Jesu" als Apologie der Evangelien, doch ohne als solche sofort greifbar zu sein. Wenn wir auch den Nutzen, welche derartige Darstellungen der biblischen Geschichte für gewisse Leserkreise haben, durchaus nicht verkennen, so wollen wir doch nicht verschweigen, daß die Erzählung des Originals in ihrer Einfachheit meistens viel packender und großartiger ist als derartige Umschreibungen und Verbreiterungen.

Bibliographie.

Conimor, Lieder und Gedichte. Wien, Rosner. 1884. 8. 2 M. 40 Pf.

Dölter, C., Ueber die Capverden nach dem Rio Grande und Futah-Djallon. Reiseskizzen aus Nord-West-Afrika. Mit zahlreichen Holzschnitten, gezeichnet von F. Schlegel und A. Göring und einer Karte. Leipzig, Frohberg. 1884. Lex.-8. 13 M.

Ertl, E., Abdêwa. Ein Märchen. Leipzig, R. Lincke. 1884. 8. 1 M. 20 Pf.

Fellenberg, G. v., Ueber das Verhältniß von Offenbarungs- und Vernunftreligion bei Kant und Lessing. Erlangen, Deichert. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Genée, R., Klassische Frauenbilder. Aus dramatischen Dichtungen von Shakespeare, Lessing, Goethe und Schiller. Berlin, Gaertner. 1884. Gr. 8. 3 M. 80 Pf.

Gindely, A., Illustrirte Geschichte des dreißigjährigen Krieges. Mit zahlreichen Abbildungen. 1ste Lfg. Prag, Tempsky. 1884. 8. 36 Pf.

Grunewald, L., Bunte Bilder. Gedichte. Dunkirk, N. Y. 1882. 8. 5 M.

Helm, C., Schloß Herzberg, ein Harzgedicht. Berlin, Gaertner. 12. 4 M.

Holtzendorff, F. v., Zeitglossen des gesunden Menschenverstandes. München, Th. Ackermann. 1884. 8. 3 M.

Hopf, G. W., Alliteration, Assonanz, Reim in der Bibel. Ein neuer Beitrag zur Würdigung der Luther'schen Bibelverdeutschung. Erlangen, Deichert. 8. 50 Pf.

Hunfalvy, P., Jos. Lad. Pič's Der nationale Kampf gegen das ungarische Staatsrecht, besprochen. Teschen, Prochaska. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Jensen, W., Ein Skizzenbuch. Freiburg i. Br., Kiepert u. v. Bolschwing 1884. 8. 5 M.

— — In Wettolsheim. Ein dramatisches Gedicht. Freiburg i. Br., Kiepert u. v. Bolschwing. 1884. 8. 1 M. 50 Pf.

Jung, K. E., Deutsche Kolonien. Ein Beitrag zur besseren Kenntniss des Lebens und Wirkens unserer Landsleute in allen Erdteilen. Prag, Tempsky. 1884. 8. 5 M.

Junghans, Sophie, Die Gäste der Madame Santines. Roman. 2 Bde. Leipzig, Reißner. 1884. 8. 6 M.

Keller, J., Der Ursprung der Vernunft. Eine kritische Studie über Lazarus Geigers Theorie von der Entstehung des Menschengeschlechts. Heidelberg, C. Winter. 1884. Gr. 8. 4 M.

Klinckowstroem, Gräfin Agnes, Ihr einziger Sohn. Roman. 2 Bde. Berlin, Janke. 1884. 8. 9 M.

Königsberg, S., Der Opfergang. Eine lehrreiche Dichtung für alle Freunde der Moral ohne Unterschied der Confession. Beneschau. 8. 70 Pf.

Köstler, M., Die Ungarnschlacht auf dem Lechfelde am 10. August 955 und die Folgen der Ungarnkriege überhaupt. Augsburg, Rieger. Gr. 8. 60 Pf.

Kuntze, O., Phytogeogenesis. Die vorweltliche Entwickelung der Erdkruste und der Pflanzen, in Grundzügen dargestellt. Leipzig, Frohberg. 1884. Gr. 8. 6 M.

Kurt und Edwina. Eine Sage vom Schauenforst. Aus hinterlassenen Papieren. Nebst einem Anhang den Schauenforst behandelnder Gedichte von A. und E. Vogt, T. Treicher und H. Eismann. Kahla, Heyl. 8. 25 Pf.

Lampe, F. C. H., Gedichte. Altoona, Pa. 1881. 12. 3 M.

Lang, P., Der Bildhauer von Kos. Eine Geschichte aus dem Alterthum. Stuttgart, Bonz u. Comp. 1884. 8. 2 M.

Leschivo, A., Julius von Braunschweig. Historisches Schauspiel. Leipzig, Klinkhardt. 1884. Gr. 8. 2 M.

Litzmann, B., Christian Ludwig Liscow in seiner litterarischen Laufbahn. Hamburg, Voss. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Lorm, H., Der fahrende Geselle. Roman. Leipzig, Schlicke. 1884. 8. 5 M.

Loserth, J., Hus und Wiclif. Zur Genesis der husitischen Lehre. Prag, Tempsky. 1884. Gr. 8. 5 M.

Luthardt, C. E., Luther nach seiner ethischen Bedeutung. Vortrag. Leipzig, Dörffling u. Franke. Gr. 8. 40 Pf.

Marshall's, Emma, ausgewählte Erzählungen. 4ter Bd.: Eine Lilie unter Dornen. Erzählung. Autorisirte deutsche Uebertragung. Stuttgart, J. F. Steinkopf. 8. 2 M. 50 Pf.

Mehring, G. v., Die Grundformen der Sophistik. Zur Verständigung über das Bedürfniß des Philosophirens. Heidelberg, C. Winter. 1884. Gr. 8. 2 M.

Mevert, E., Die letzten Mierowinger. Sittenroman aus jüngster Vergangenheit. 3 Bde. Wandsbeck, Mencke u. Comp. 8. 12 M.

Meyer, H., Das Nünnlein von Nimtschen oder Dr. Luther's Brautfahrt. Dramatisches Gedicht. Minden, Bruns. Gr. 8. 40 Pf.

Ohorn, A., Wie sich Herzen finden. Novellen. Leipzig, R. Lincke. 1884. 8. 3 M.

Paulus, E., und C. Weitbrecht, Schwäbisches Dichterbuch. Stuttgart, Bonz u. Comp. 8. 4 M. 80 Pf.

Der Neue Pitaval. Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit. Begründet von J. E. Hitzig und W. Häring (Wilibald Alexis). Fortgeführt von A. Vollert. Neue Serie. 18ter Bd. Leipzig, Brockhaus. 1884. 8. 5 M.

Polko, Elise, Ein Vergißmeinnichtstrauß. Novellen und Skizzenblätter. Minden, Bruns. 1884. 8. 5 M.

Ramberg, G., Der Justizrath. Schwank. Nach Mareussen. Wien, Engel. 1884. 8. 50 Pf.

Reichenbach, A., Martin Luther und seine Zeit. Ein Geschichtsbild für Unbefangene. Leipzig, Rühle u. Rüttinger. 8. 2 M. 40 Pf.

Renan, E., Judenthum und Christenthum, ihre ursprüngliche Identität und allmälige Scheidung. Vortrag. Autorisirte Uebersetzung. Basel, Bernheim. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Rogge, B., Amalie von Lasaulx, eine katholische Zeugin wider den vatikanischen Geist ihrer Kirche. Vortrag. Barmen, Klein. 12. 50 Pf.

Schlägel, M. v., Der baumwollene Husar und andere Novellen. Berlin, Goldschmidt. 8. 50 Pf.

Stengel, E., Erinnerungsworte an Friedrich Diez. Erweiterte Fassung der Rede, welche zur Enthüllungsfeier der an Diez' Geburtshaus angebrachten Gedenktafel in Giessen am 9. Juni 1883 gehalten wurde. Nebst mehreren Anlagen und einem Anhang: Briefe von F. Diez an L. Diefenbach, W. Wackernagel, K. Weigand, A. v. Keller, A. Mussafia und A. Ebert. Marburg, Elwert. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Stereoskopen. Von Margarethe. Mit einem Vorwort von H. Klette. Leipzig, Reißner. 1884. 8. 2 M.

Stretton, Hesba, Hester Morley's Versprechen. Roman. Aus dem Englischen übersetzt von L. Ernst. Autorisirte deutsche Ausgabe. 3 Bde. Berlin, L. R. Schwarz. 8. 6 M.

Neues Wiener Theater. Nr. 116: Meister Pathelin. Altfranzösischer Schwank. Uebersetzt und für die deutsche Bühne bearbeitet von A. Graf Wickenburg. Wien, Rosner. 8. 2 M.

Wiener Theater-Repertoir. 368ste Lfg.: Die Welt, in der man sich langweilt. Lustspiel von E. Pailleron. Wien, Wallishausser. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Vergißmeinnicht. Eine Auswahl aus Adalb. v. Chamisso, Joh. Wolfg. v. Göthe, Nic. Lenau, Aug. Graf v. Platen, Frdr. Rückert, Frdr. v. Schiller, Jul. Sturm, Ludw. Uhland für Geist und Gemüth. Wiesbaden, Limbarth. 16. 3 M.

Unser Wissen von der Erde. Allgemeine Erdkunde oder astronomische und physische Geographie, Geologie und Biologie. Ferner in Anschluss hieran: Specielle Erdkunde oder die Länderbeschreibung der fünf Welttheile. Herausgegeben von hervorragenden Fachgelehrten. 1ster Bd.: Allgemeine Erdkunde von J. Hann, F. v. Hochstetter und A. Pokorny. Mit vielen Abbildungen und Karten in Holzstich und Farbendruck. 1ste Lfg. Leipzig, Freytag. 1884. Lex.-8. 90 Pf.

Wöbcken, K., Eine Luther-Feier in deutschen Reimen. Oldenburg, Schulze. 1884. 8. 30 Pf.

Zittel, K. A., Die Sahara, ihre physische und geologische Beschaffenheit. Kassel, Fischer. Gr. 4. 12 M.

Anzeigen.

(Mit Beilagen von: **Greßner & Schramm in Leipzig, G. Freytag in Leipzig und F. A. Brockhaus in Leipzig.**)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. Nr. 50. 13. December 1883.

P. K. Rosegger.

Der Gottsucher. Roman von P. K. Rosegger. Zwei Bände. Wien, Hartleben. 1883. 8. 6 M.

Eine höchst absonderliche Welt, in die wir da hineingeführt werden; wir mögen uns Tausende von Meilen hinwegdenken, herausgeworfen aus allen gewohnten Lebensbeziehungen, oder Tausende von Jahren zurück, hineingeschleudert in Halbculturzustände, für die wir absolut keinen anschaulichen Begriff, kein Verständniß mehr haben. Wie ein starres Räthsel tritt uns eine wildnißartige Natur und eine nicht weniger verwilderte Menschengemeinde entgegen, vor der wir ein Staunen, fast eine Art Grauen empfinden. Was für absonderliche geistige Neigungen, Denkvorstellungen, Gefühlssprünge; welche fremdartigen Laute einer Natur, die überwiegend in der Sprache des Schreckens redet!

Es ist eine eigenartige Geschichte, die mich an gar kein Seitenstück in unserer modernen Erzählungsliteratur erinnert, originell durch und durch. Erster Vorzug, und ein nicht geringer! Ich möchte es die Seelengeschichte einer weltverlorenen Berg- oder Waldgemeinde nennen, die in ihrer Wildniß untersinkt. Allerhöchstens dürfte, wer mit Ernst der bei weitem interessantesten Seite dieses Gebildes nachgräbt, nämlich der seelischen Entwickelung bewegter Naturmenschen, eine gewisse Aehnlichkeit herausfinden mit dem psychischen Lebensprincip, das in K. E. Franzos' geistvollem Roman „Ein Kampf ums Recht" pulsirt.

Was ist denn die Geschichte? Die in entlegener Welt vergrabene Berggemeinde Trawies, noch mit einem Anflug jenes altheidnischen Elements, das in der feierlichen Begehung des Sonnenwendfestes seinen volksthümlichen Ausdruck annimmt, hat von dem weit unten in der Ebene, in gänzlich verschiedener Culturosphäre liegenden Kloster, unter dessen feudaler Oberhoheit sie steht, einen Vogt und Pfarrer — das ist der Mann in Einer Person — zugeschickt erhalten, welcher ihr Quäler und Tyrann wird, die altangestammten Rechte niedertritt, Steuern und Gefälle in ungewohnter Höhe unerbittlich eintreibt und insbesondere mit aller Schärfe die urväterlichen Sitten, wie eben jene Feier des Sonnenwendfestes, mit Stumpf und Stiel ausrotten möchte. Der Streit zwischen Pfarrer und Gemeinde wird unversöhnlich, und zuletzt beschließen die Gemeindeälteſten, in einer finstern Höhle tagend, den Tod ihres Peinigers; den Thäter soll das Los bestimmen. Es trifft den ohnehin von wunderlichen Religionsvorstellungen erfüllten, am einsamen Waldbach, der Trach, wohnenden Schreiner Wahnfred am Gestade, und nach langen schweren Kämpfen mit sich vollzieht er den Schwur und streckt den eben die Messe celebrirenden Pfarrer mit seiner breiten Axt am Altar todt nieder; danach flüchtet er in die unzugänglichen Waldgebirge hinein. Das unbarmherzige geistliche und weltliche Gericht aber trifft die Gemeinde. Die Klosterherren schicken ihre Schergen und Richter in das verlorene Walddorf hinauf, die schrecklich daselbst hausen. So werden an einem Festtag aus der zusammengetriebenen Gemeinde zwölf männliche Häupter ausgelost und zur Sühne für den Gemordeten enthauptet. Darauf erläßt dieses von den geistlichen Herren geleitete Gericht, wüthend darüber, daß es den Mörder nicht ausgeliefert erhält, den furchtbarsten Spruch, den es in seinem grausamen Rüstzeuge zur Verfügung hat: es verfemt die ganze Gemeinde oder ihren Bezirk, thut sie in Acht und Bann unter den abschreckendsten Formen. Das Anathema wird des Feierlichsten ausgesprochen, die entweihte Kirche geschlossen, die Glocken vom Thurm genommen, das Kreuz mit dem Erlöserbild über die Grenze entführt, dieser entlang Schnüre gespannt, um den vom Fluch erfaßten Bezirk abzugrenzen, und jeder Trawieser, der sich darüber hinaus in die Kreise der nicht vom Anathem betroffenen Ge-

sellschaft wagen sollte, ist vogelfrei, darf unbedenklich niedergeschlagen werden. Was geschieht nun? Diese unselbständigen Naturen, die einen sichtbaren Gott brauchen und sich nun den Himmel geraubt meinen, werden jetzt erst das, als was man sie behandelt hat, eine verworfene Bande, ein Geschlecht, das untergehen muß. Die ernsten alten Häupter der Gemeinde sterben rathlos weg, und die verrufensten Gesellen rotten sich zusammen; sie bebauen das Feld nicht mehr, das ja doch verflucht ist, sondern lungern in den Schenken umher, fluchen und lamentiren, plündern, was und wo sie es finden, betrinken sich in Fusel, fallen auch wol stehlend in die Nachbargegenden ein; alles ist außer Rand und Band. Und als ob der Himmel das verfemte Geschlecht vollends zerstören wolle, sendet er eine Seuche, welche die im ungeregelten Leben Verderbten wegrafft wie die Fliegen, und in den weiten herrlichen Bergwald des Tärn schickt er in Millionen die Borkenkäfer, daß sie ihn vollständig aufzehren, und als er dann dürr und welk geworden, bricht ein achttägiges Feuer aus, das ihn mit Stumpf und Stiel niederbrennt.

Der geflüchtete Wahnfred, der sich erst nach langer Abwesenheit im Dorf wieder zu zeigen gewagt, hat da die greuelhafte Verwüstung gesehen und ihr zu steuern gesucht, umsonst; sie wählen ihn zwar zu ihrem Anführer, doch ist er, wo es das Gute gilt, machtlos unter diesen Gesellen. Da steigt dem seltsamen religiösen Grübler der Gedanke auf: heilen könne er die zerrüttete Gemeinde nur, wenn er ihr wieder einen sichtbaren Gott gebe; und er meint den wahren Gott gefunden zu haben im Feuer, in dem alten von Urzeit an verehrten Ahnfeuer. So viel Macht über die Herzen hat sich der gefürchtet düstere Mann gewahrt, daß er, um die Leute wieder an Arbeit und einen Lebenszweck zu gewöhnen, sie bewegen konnte, dem Feuergott einen Tempel zu bauen; doch es fruchtet und hilft nicht. Als der Bau fertig, treibt er die zerrüttete Gemeinde zu dessen Einweihung zusammen. Der neue Hohepriester hat seine Maßnahmen getroffen; als das Fest im Gange, zündet er das hölzerne Gebäude an und verbrennt alle, sich mitten unter ihnen. Uebrig bleiben blos Erlefried, Wahnfred's Sohn, und Sela, eines verstorbenen Aeltesten Tochter, zwei unschuldige junge Herzen, die sich lieben; sie haben sich auf dem Wege zum Fest verspätet und gehen nun in die Welt hinaus, ein neues Leben zu beginnen.

Schwerlich mag sich jemand eine eigenartigere, eindrucksvollere Geistesart denken, als sie hier an den uns so fremdartigen Personen einer Welt entwickelt ist, zu der wir keine Parallele, für die wir kein Kriterium haben; schwerlich auch eine Naturumgebung, die wuchtiger, erdrückender auf die Menschenseele einwirkt. Der Eindruck ist allüberall, vom ersten bis zum letzten Zuge, den die markige Feder Rosegger's thut, der des ausnehmend Schweren, des Melancholischen, aber auch des tief Innerlichen, Intensiven. Schon unmittelbar die ersten Sätze sagen deutlich, daß der Autor mit uns eine wilde, düstere und unsern Tagen fremde Welt zu durchwandern gedenkt. Da heißt es:

Der Erzähler führt zum Anfang auf den Berg des Johannes. Dieser Berg erhebt sich in Form eines Kegels mitten aus einer Wildniß. Die Wildniß kriecht an seinen Hängen hinan; zwischen zerklüfteten Felsenblöcken wuchern der Sauerdorn und die schwarze Erle und der Schierling und der rothe Hollunder und die Einbeere. In den Klüften nistet der Falke, im Grunde ringelt sich die Natter. Der Berg ist nicht so hoch wie mancher von solchen, die in weiter Runde stehen; aber auf seinem Scheitel weist er eine Stätte mit grauer Erde, auf welcher keine Pflanze wächst. Wenn einst — so kündet die Sage — nach tausend Frühlingen aus diesem Grund eine Blume erblühen wird, dann ist allerwärts das Reich Gottes erstanden. Auf dem sandigen Boden liegt heute der grünliche Schimmel der Algen, und inmitten liegt ein großer grauer Stein, von dem man nicht weiß, wächst er in die Erde hinein oder aus derselben heraus; auf der obern Fläche dieses Steins will manches Auge einen blutrothen Flecken sehen, „den kein Regen löscht und kein Eis tilgt". Rings um den Berg des Johannes, so weit das Auge fliegt, ist ein Reich von Wäldern, gegen Aufgang der Ritscher, der Birstling, der Tärn. Diese Wälder — es gibt keinen Strauch und keinen Baum und keinen Halm im nördlichen Halbrund, der nicht darinnen stände — legen sich wie ein Meer über alle Höhen der Berge, über alle Niederungen, über alle Thäler und alle Schluchten. Das geht so weit, bis im fernsten Kreise die Glocke des Himmels mit ihrem unergründlichen Blau oder mit ihren gletscherweißen Wolkenzinnen niedersinkt.

Es ist ein gewisses Etwas, das da hindurchzieht; eine bestimmte Atmosphäre, die euch in ihren gewitterschweren Kreis bannt; ein durch und durch poetischer Hauch, der an euer Gemüth greift; ihr fühlt es mit dem ersten Strich, daß ihr in eine verzauberte Welt eintretet, die euch nicht mehr losläßt. Euch geschieht dasselbe, wie wenn ihr euch vertieft in Eichendorff's zaubervolle Lieder und Romanzen. Es ist da, als ob übermenschliche Gewalten auf den kleinen leidenden Menschengeist hereinstürmten, allgewaltig, berückend und verderbend, die noch aus dem Heidenthum her lebendig gebliebenen Berg- und Waldgeister, denen der Boden verfallen ist mit dem Geschlecht, das darauf wandelt. Es ist etwas Unheimliches in diesen finstern Tannen und den ebenso starren Gesellen, die da in den Schlünden und auf den Berggraten herumkrabbeln; etwas Unheimliches, das euch aber mit elementarer Naturgewalt erfaßt, fesselt, hinreißt, bewältigt, eure ganze Seele gefangen nimmt. Welch eine seltsame Welt, welch ein uralterthümlich angewehtes, traumhaftes, an längst verstorbene Götter anklingendes Denk- und Gemüthsleben erschließt sich da gleich mit dem alles Volk ergreifenden Sonnenwendfest und der Sorge für das heilige Feuer, das der Feuerwart von einem Julfest zum andern unterhalten soll, sodaß der Funke nicht erlischt! Und als der Wächter von dem neuen Herrn der Gemeinde verfolgt wird, da brennt er lieber sein eigen Haus nieder, als daß er das Ahnfeuer fallen und erlöschen ließe. Wir fühlen es, da stehen wir im Kampfe von zwei unversöhnlichen Welten.

Das Allermerkwürdigste ist der Widerstreit in Kopf und Herz des alten Wahnfred, der uns als ein merkwürdiges Seelenräthsel entgegentritt. Nachdem er einmal durch das Los zum Mörder des tyrannischen Pfarrers bestimmt ist,

sucht er die Entscheidung mindestens so lange hinauszuschieben, bis er mit sich selber über die That eins geworden; von jeher ein Grübler und bibelforschender Mystiker, will er erst aus dem heiligen Buche sich gewissermaßen den Rechtsanspruch und das Wahrzeichen für den Racheact herauslesen. Als nun zu gleicher Zeit der Pfarrer von einem Pestanfall gepackt und nach dem Tode seiner Magd ganz allein ohne alle Hülfe im gemiedenen Pfarrhause zurückgelassen wird, eine sichere Beute des Todes, wofern ihm nicht jemand beispringt, da ist es seltsamerweise gerade der designirte Mörder und einzig er, der das Pfarrhaus betritt, den im Fieber irre redenden Pfarrer labt und pflegt, wol in der stillen Hoffnung, daß der Himmel ihn doch absordern und so den furchtbaren Conflict lösen werde. Als das aber nicht geschieht, als in dem Genesenen der alte Adam wieder aufsteht und die Gemeinde wie seinen samaritanischen Pfleger neu beschimpft und quält, da ist Wahnfred's Entschluß unumstößlich geworden; aber am Altar, mitten in der heiligen Handlung will er ihn niederschlagen, damit nicht etwa die Seele in sündigen Gedanken dahinfahre. Ein merkwürdiges Seelenräthsel, dieser ernst denkende, im Kern grundbrave Mann, der doch zum Mörder wird; ein Räthsel, und gleichwol — haben wir uns nur einmal in die fremdartige Welt hineingefunden — eine durchaus folgerichtige Erscheinung.

Rosegger zeigt sich hier wieder als eine tief poetisch angelegte Natur von reichem Gehalt. Ich weiß nicht, nach welcher Richtung er intensivern Eindruck macht, ob in den wundersam angehauchten Landschaftsbildern, welche die innerlichst empfundene Seele der Natur gleichsam herauslangen, mächtig bewegend, oder in den wuchtigen Menschengestalten, in denen ein fast unbegreiflich erschüttertes Geistesleben pulsirt. Der Eindruck ist ein überwiegend melancholischer, aber ab schütteln läßt er sich in keiner Weise. Haben wir uns einmal in den eigenartigen Schriftsteller hineingelesen, so zieht er uns unwiderstehlich mit; wir müssen folgen; er bannt uns wie in einen Zauberkreis, weit ab von dem Tagesleben um uns her; wie magische Reflexe taucht es aus diesen wirren Seelen auf. Auch da ist es, wie sonst noch bei unserm sinntiefen Erzähler, der Zauber wundervoller Waldpoesie, aber mehr ihr wilder und finsterer Zauber. Seine Manier hat etwas Schlicht-Einfaches an sich, das bald anheimelnd, bald erschütternd an unser Herz greift; keine gesuchte Kunst vermöchte diesen vollen und warmen Ton, diese Stimme der Natur zu ersetzen, in welcher eine Fülle von Gemüth überströmt. Mitten in aller Wucht der Thaten und Missethaten ist es doch eine traumhafte Welt; eine unerschöpfliche Innerlichkeit in diesen Personen und Dingen, und insofern der ganze Roman ein herzbewegendes Stimmungsbild. Rosegger schaut die Seele seiner träumerischen Waldlandschaften; sie blickt ihn mit vertrauten Augen an. Einspinnen heißt man die Wirkung, die er macht, das Herz einspinnen, und das vermag nur der gottbegnadete Dichter.

Die Sprache ist kurz, gedrängt, in ihrer Art schön, ergreifend, gedankenschwer. In der Entwickelung der Handlung jene furchtbare psychische Consequenz, die wir etwa in Heinrich von Kleist's „Kohlhaas" oder in dem genialen Seitenstück jener gewaltigen Erzählung durchgeführt finden, welches neulich Franzos entworfen hat.

Es ist wirklich etwas Phänomenales um unsern Autor, und ich wüßte nicht, daß das Räthsel seines Talents leichter zu lösen wäre, wenn wir die freilich sehr gedrängte, in den schlichtesten Worten gehaltene Selbstbiographie gelesen haben, die er, offenbar von fremdem Willen bestimmt, am Schluß des zwölften Bandes seiner „Ausgewählten Schriften" in nicht ganz zwei Bogen niedergelegt hat. Es wird nicht gelöst, wenn wir vernehmen, daß wir da auf einen steiermärkischen Bauernbuben stoßen, der nicht einmal eine anständige Elementarschulbildung genossen hat und nachher fünf Jahre als wandernder Schneidergeselle im steirischen Ländchen herumgezogen ist. Also ein Mensch von Gottes oder der Muse Gnaden, ein von unserer raffinirten Cultur nicht angekränkelter Liebling Apollo's. Wir lachen recht gemüthlich, aber es thut ihm in unsern Augen nicht den allergeringsten Eintrag, wenn der berühmte Autor unumwunden gesteht, daß er über Declination und Conjugation, über Wortbezeichnung und Satzbau keine wissenschaftliche Rechenschaft geben könne; daß er z. B. das Wort Anekdote schon dreihundertmal geschrieben und heute noch nicht auf den ersten Moment wisse, ob man Anektode oder Anekdote schreibt. Ich meine, wol Intimeres zur Erklärung dieses Seelenräthsels finde man da, wo er sich ganz ungebunden und fast spielend bewegt, wie er z. B. in der „Waldheimat" und andern Geschichten, wo Striche zur nähern Kenntniß seiner Kinder- und Jugendjahre zu finden sind, mit dem Gegenstande gespielt hat.

Zu seiner Lebensanschauung diene als Erklärung die Stelle, wo er von zweimaligen Versuchen erzählt, die man vergebens machte, ihn studiren zu lassen, wobei man unter Studien nichts anderes verstand, als daß er nach Graz ins Seminar und von da ins Priesterhaus kommen sollte. Es ging beide mal schief. „Meine Mutter führte mich zu Geistlichen umher und bat um Rath, wie ich denn in die Studie zu bringen wäre, und «daß es nichts thät kosten»? Denn durch Unglücksfälle, Wetterschäden, Feuer, Krankheiten waren wir verarmt. Aber die geistlichen Herren sagten, wenn kein Geld da wäre, könnten sie keinen Rath geben." Einzig der Dechant von Birkfeld wollte ihn im Latein unterrichten, aber auch das schlug fehl; denn einerseits trieben ihn die rohen Jungen des Bauern, bei dem er untergebracht war, andererseits das Heimweh schon nach drei Tagen wieder nach Hause. Danach versuchte man, wieder vergeblich, ihn in eine geistliche Anstalt zu bringen. Und hierzu sagt Rosegger: „Von jenen Herren, die später wiederholt das Bedauern ausdrückten, daß ich keiner der Ihrigen wäre, hat mir die Hand nicht einer gereicht. Und ich glaube, es ist gut so. Denn schon meine Weltanschauung von damals hätte im Grunde nicht mit der ihrigen harmonirt. Ich

war mit ganzer Seele Christ. Vor mir stand der katholische Cultus groß und schön; aber meine Ideale gingen andere Wege, als die sind, auf denen ich heute die Priesterschaft wandeln sehe."

Zu seiner Art des Schriftstellerns bemerkt er, und gewiß mit vollem Recht: „Häufig ist mir der Rath ertheilt worden, Wald und Dorf zu verlassen, meine Stoffe aus der großen Welt zu holen und durch philosophische Studien zu vertiefen. Ich habe das versucht, habe aus den Studien schöne Vortheile für meine Person gezogen, doch in meinen Bauerngeschichten haben sich die Spuren von Bücherstudien niemals gut ausgenommen. Nur der Geist der Toleranz und Resignation, den man aus der Geschichte der Menschen und ihrer Philosophie zieht, mag meinen Büchern zu statten kommen. Weiteres fand ich nicht verwendbar, ja es irrte, verwirrte und verflachte mich, wo es andere vertieft."

Jener Rath ist für eine Originalnatur wie diese vollständig nutz- und fruchtlos, eine pädagogische Narrheit. Ihr werdet aus Rosegger kein Zierpflänzchen und keine Puppe machen, zum Glück nicht! Laßt ihn, wie er ist, wie die gütige Mutter Natur ihn gemacht; an ihm ist nichts zu ziehen oder zu künsteln, nicht zu nörgeln noch zu markten; er ist besser so wie er ist, und etwas anderes kann und soll er nicht sein als — er selbst.

J. J. Honegger.

Schriften zur Poetik.

1. Die Poesie. Ihr Wesen und ihre Formen mit Grundzügen der vergleichenden Literaturgeschichte. Von Moriz Carriere. Zweite umgearbeitete Auflage. Leipzig, Brockhaus. 1884. 8. 12 M.
2. Deutsche Poetik. Theoretisch-praktisches Handbuch der deutschen Dichtkunst. Nach den Anforderungen der Gegenwart. Von C. Beyer. Dritter Band: Die Technik der Dichtkunst. Anleitung zum Vers- und Strophenbau und zur Uebersetzungskunst. Stuttgart, Goeschen. 1884. Gr. 8. 5 M. 50 Pf.

Kein größerer Gegensatz als derjenige zwischen der Poetik von Carriere und der Poetik von C. Beyer: dort ein freier literarischer Weltblick und eine Behandlung von allgemeinen ästhetischen Gesichtspunkten aus, mit gelegentlicher Berücksichtigung der dichterischen Technik; hier das ausgeführteste Detail dieser Technik, das speciellste Eingehen auf die Pädagogik des werdenden Poeten; dort ein harmonischer Fluß der Darstellung, die für sich einen gewissen künstlerischen Werth in Anspruch nimmt; hier die Paragraphenform des Lehrbuchs mit zahlreichen numerirten Abtheilungen und Unterabtheilungen und einer Aufspeicherung massenhaften Materials, das nicht immer verarbeitet ist, zu Lehrzwecken und zum Zwecke der Orientirung und des Nachschlagens.

Ungefähr in der Mitte zwischen diesen beiden Werken dürfte die „Poetik" des Herausgebers d. Bl. stehen, deren fünfte Auflage vor kurzem im Verlage von Eduard Trewendt in Breslau erschienen ist.

Das Werk von Moriz Carriere „Die Poesie" (Nr. 1) ist eine zweite Auflage seiner im Jahre 1854 erschienenen Schrift „Das Wesen und die Formen der Poesie"; doch ist die Umarbeitung so tief eingreifend und der Umfang so wesentlich vergrößert, daß es als ein neues Werk betrachtet werden kann. Schon in den einleitenden Kapiteln sind wichtige Abschnitte dazu gekommen: „Die Sprache und ihre Entwickelung", „Der Mythos", „Poesie und Prosa, Kunst und Wissenschaft", „Die Poesie im Verhältniß zur bildenden Kunst und Musik". Unsere „Poetik" enthält Abschnitte mit gleichlautendem Titel wie die beiden letzten; in Bezug auf Gedankengänge und Resultate wird sich kein Widerspruch bemerklich machen. Wir meinen indeß, daß Carriere etwas eingehender das Verhältniß zwischen Poesie und Musik, eine der brennenden Fragen der Gegenwart, hätte besprechen können, namentlich in Bezug auf den Operntext und das Richard Wagner'sche „Kunstwerk der Zukunft".

Einer der wichtigsten Abschnitte ist derjenige über die poetischen Darstellungsmittel, in welchem die Bildlichkeit der Rede und der Vers behandelt werden. Für die Darstellungsweise Carriere's sind diese Abschnitte besonders charakteristisch; er vermeidet das direct Lehrhafte und setzt gewisse Elemente des bildlichen Stils und der Verskunst als bekannt voraus. Es fehlen zwar nicht Erklärungen und Erläuterungen, ja alles Wesentliche findet sich in der Darstellung wieder, doch es taucht unter in ihrem allgemeinen Fluß, hebt sich nirgends aufdringlich heraus; vielmehr überwiegt das Element eines vornehmen und geschmackvollen Vortrags. Am willkommensten sind dem Autor geistreiche Beziehungen, wie sie ihm besonders die Parallelen der Weltliteratur an die Hand geben. Ihr ist auch der reiche Schatz seiner Beispiele entnommen; er bevorzugt sogar die orientalische und spanische Literatur. Wir sind fast durchweg im Einklang mit seinen Auseinandersetzungen, und häufig genug hat er auch unsere „Poetik" citirt.

Daß das Bild keine blos äußere Zierde der Rede sei, hebt Carriere scharf hervor, indem er sich auf Aussprüche von Herder und Hamann, Zeising und Bunsen beruft. Zeising sagt besonders treffend, die Sprache sei für den Dichter Darstellungsmittel, habe für ihn also dieselbe Bedeutung, wie die übrigen Stoffe für die übrigen Künstler; es genüge ihm nicht, sie nur als ein Transportmittel für seine Ideen zu benutzen, sondern er wolle seine Ideen in ihr zur lebendigen Erscheinung bringen. Die Fehler der bildlichen Ausdrucksweise werden scharf gerügt, der Euphonismus sowol wie der Gongorismus, von denen

einige ergötzliche Beispiele mitgetheilt werden. Von Shakspeare heißt es:

Er, der in seiner Jugend dem italienischen Stil in sinnreichen oder antithetischen wohlgeschliffenen Wendungen mit zierlichen Redeblumen huldigte, gab später den schillernden tastnen Phrasen den Abschied und lieh sie seinen Modegecken im Drama; doch schwelgt auch in seinen reichsten Werken die schöpferische Phantasie überquellend in Tropen und streift leicht ans Hyperbolische. Die Bilder strömen ihm zu, und er überläßt sich ihrem Reiz, der Dichter überwältigt den Dramatiker.

Der Katachrese gegenüber werden ähnliche Rechtfertigungsgründe vorgebracht, wie in unserer „Poetik": sie wird von Carriere in der Poesie der Hebräer als charakteristisch für das rasche Abspringen von einem Bild zum andern hingestellt. So singt Jesaias von Babels König:

Wie bist du gefallen vom Himmel, du schöner Morgenstern,
Bist hin zur Erde geworfen, der Völker niederwarf.

Hier ist im Nachsatz das Bild des Sterns vergessen. Das hängt indeß mit der allzu bewegten, nirgends plastisch gestaltenden Phantasie und Poesie der Hebräer zusammen:

Die Freiheit des Gedankens herrscht, und wie die Vorstellungen einander hervorrufen, eilt die Darstellung ihnen nach und schwebt raschen Flugs von einer zur andern; sie hebt einen Zug in der Erscheinung hervor, der ihr gerade dient, aber kein Bild wird um sein selbst willen ausgeführt. Die Innerlichkeit der Empfindung, die Erregung der Seele treibt von Bild zu Bild, es kommt nicht auf eine äußere Veranschaulichung, sondern auf scharfe Ausprägung des Gedankens als solchen an.

Wir haben überhaupt in der „Poetik" darauf hingewiesen, daß viele Katachresen nur auf einer kühnern Ideenassociation beruhen, daß sie Elisionen der Phantasie und deshalb wie die grammatischen und syntaktischen Elisionen dem kühnern Stil der Dichtung unentbehrlich sind.

Ueber die charakteristische Bedeutung der einzelnen Versmaße sagt Carriere viel Zutreffendes; auch die Physiognomien der antiken Odenstrophen charakterisirt er in schlagender Weise. Von dem verhätschelten Lieblingskind der neuen Rhapsoden und Zukunftsmeisterwerker — wenn man nach der Analogie von Zukunftsfeuerwerker das Wort bilden darf —, von der Alliteration, heißt es:

Der Stabreim verlangt eine kurzgedrängte Darstellung des Wesentlichen; wo dem Dichter diese Schlagkraft fehlt, die mit wenig sinnschweren Worten viel sagt, wo er vielmehr redselig sich gehen läßt oder ins Kleine und Feine ausmalt, da wird er um die anlautenden Worte zu finden gar leicht ins Breite gelockt und weitschweifig, durch Weitschweifigkeit langweilig. Andererseits führt der Stabreim zu stehenden Redensarten, wie sie in Kind und Kegel, Mann und Maus aus dem Alterthum in die Gegenwart hereinklingen, und damit zur Erstarrung. Er bleibt in unserer Sprache, wie ihn auch unsere großen Dichter verwerthen, ein gelegentlich mitwirkendes Kunstmittel.

Das entspricht ganz unserer Ueberzeugung: man soll aber das „gelegentlich mitwirkende Kunstmittel" nicht als Universalmittel für die ganze Dichtkunst anpreisen.

Auch in der Streitfrage über die gereimten antiken Strophen macht Carriere Zugeständnisse, nach denen dieselbe wol als erledigt zu betrachten ist. Wir wollen gern zugeben, daß die antike Strophe als solche nicht des Reims bedarf, und daß dies mit dem Bemalen antiker Statuen eine große Aehnlichkeit haben mag; aber nicht auf die Strophen der Griechen und Römer kommt es uns an, sondern auf Nachbildung der metrischen Mannichfaltigkeit und doch Regelmäßigkeit des Rhythmus in den einzelnen Zeilen, die dann im Reim austönen. Die alcäische Strophe zu reimen, möchte ich, abgesehen von Carriere's Einwendungen, die sich auf die strenge Form der antiken Strophe beziehen, schon deshalb nicht empfehlen, weil die beiden letzten Zeilen doch in ihrem Rhythmus zu ungleichartig sind, um durch das Band eines Reims zusammengehalten zu werden, indem überhaupt, wie Carriere treffend bemerkt, der dritte und vierte Vers nur eine Erweiterung der ersten und zweiten Hälfte des ersten sind. Ueber meine gereimten Oden sagt Carriere:

Am gelungensten sind auch bei Gottschall diejenigen gereimten Oden, für die er die Rhythmen selbst gebildet hat, denn da hat er dies bewußt oder unbewußt sogleich mit Rücksicht auf den Reim gethan, und eine organische Verbindung beider Principien kann der Fortbildung unserer Dichtkunst nur förderlich sein, sobald namentlich auch der Inhalt ein solcher ist, welchem weniger der einfache Naturlaut als die künstlerisch complicirtere Gestaltung gemäß erscheint. Gottschall sagt z. B. in einer alcäischen Ode:

Und wie auch wechselt griechischer Rhythmen Gang,
Sie ziert des deutschen Reimes gefäll'ger Klang.
So schwebt des Mondes-Zauber milder
Um die unsterblichen Marmorbilder.

Die seh' ich lieber am klaren Tag, und höre lieber den Rhythmenwechsel rein und voll. Dagegen klingt die Sapphische Strophe gut:

Treu von mir verklärt an der Kunst Altären
Soll jetzt Schönheit selbst mir die Welt verklären,
Mit der Lieb' im Bund mir das Leben schmücken,
Süß mich beglücken!

Wohlgelungen sind ihm die selbstgebildeten Formen, z. B. auf alcäischer Grundlage, aber mit wie anderm Grundton:

Mondlicht der Seele, süße Erinnerung,
Wie wird von deinem Zauber das Herz mir jung!
Wie grüßen freundlicher und milder
Mich all' die lieben alten Bilder!
Wie trägt mich sanfter stürmischer Liebe Schwung!

Oder mit asklepiadeischen Klängen:

Durch die flutende Welt rudert mein Geist, ein Schwan,
Majestätisch und still; Träume aus Hindostan
Sänft'gen die Leidenschaft
Lotosblumenhaft,
Bis die hemmende Schranke fällt,
Bis die Seele wird Seele der Welt;
Fern dem Hoffen und Wollen und Streben,
Fern dem verzehrenden Drang der Zeit,
Ruh' ich über dem flüchtigen Leben
Wie das Auge der Ewigkeit.

Solch festen und doch mannichfaltigen Gang haben auch die alten Araber, kunstvolle Rhythmik innerhalb des Reims, aber dieser das Ende krönend, sodaß er wie das Ziel erreicht wird.

Von den großen Hauptabschnitten der Abtheilung, welche die Gliederung der Poesie behandeln, möchten wir demjenigen über „Die epische Dichtung" den Vorrang einräumen. Hier bewegt sich der geistvolle Aesthetiker ganz

in seinem Element. Schon in der ersten Auflage des Werks fand sich eine selbständige Abhandlung: „Ideen zu einer vergleichenden Darstellung des indischen, persischen, griechischen und germanischen Volksepos", die sehr anregende Parallelen der Weltliteratur enthielt. So werden in der neuen Auflage nicht blos das Volksepos, sondern die epischen Dichtarten alle im Lichte der vergleichenden Literaturgeschichte dargestellt. Die Vergleichung der großen Volksepen ist nicht minder interessant, als die Charakteristik der epischen Kunstdichtungen und der epischen Erzählungen in Prosa. Die feingeistige Art und Weise, mit welcher Carriere gerade das Bedeutsame der poetischen Erscheinungen hervorzuheben pflegt, ist aus seinen andern Werken zur Genüge bekannt; er hat ein durchgebildetes Organ für den Duft und die Blume der Dichtung. Wenn auch bei seiner Behandlungsweise das Literargeschichtliche über die technische Anweisung überwiegt, so nimmt jenes doch nie einen trockenen und notizenhaften Charakter an. Es ist ein Pantheon der Volksgeister und Volksgenien, in welches uns Carriere einführt und das er durch das Oberlicht einer schön gewölbten ästhetischen Kuppel erhellt. Auch beim Roman geht die Darstellung nicht in das Detail der Technik und ihrer Kunstgriffe ein, aber die allgemeinen Bemerkungen sind durchaus beherzigenswerth. Ueber den historischen und speciell den archäologischen Roman heißt es:

Der historische Roman darf nicht die Geschichte mit der Dichtung äußerlich verbinden, sodaß diese zu einer Art von Arabeskenverzierung für jene würde, wie in den verfehlten Producten von Feßler und andern, sondern er wird die Sittenverhältnisse, die Lebensweise einer bestimmten Zeit zum Hintergrund oder zur Atmosphäre seiner Erfindungen machen; er wird niemals welthistorische Personen, die das strenge Recht der geschichtlichen Treue und Wahrheit auch fürs Einzelne in Anspruch nehmen, zu Hauptgestalten seiner Dichtung wählen; wol aber mögen sie ihrem Charakter gemäß bedingend eingreifen in das besondere, das private Leben, das unter den Flügeln ihres Genius sich entfaltet. Ich verweise auf Walter Scott, Rehfues und Manzoni, auf die „Kronenwächter" Achim von Arnim's, auf Gutzkow's „Ritter vom Geist". Walter Scott ist ebenso vortrefflicher Charakterzeichner als Sittenschilderer, und zugleich Meister in der Erfindung und Organisation der Begebenheit. Der historische Roman kann spätern Tagen etwas Aehnliches sein als in blühender Jugendzeit der Völker die epische Dichtung, wie Scheffel selbst sagt: „Ein Stück nationaler Geschichte in der Auffassung des Künstlers, der im gegebenen Raum eine Reihe Gestalten scharf gezeichnet und farbenhell vorüberführt, also daß im Leben, Ringen und Leiden des Einzelnen zugleich der Inhalt des Zeitraums sich wie zum Spiegelbild zusammenfaßt. Auf der Grundlage historischer Studien das Schöne und Darstellbare von Epoche zu Epoche umspannend darf der Roman auch wol verlangen, als ebenbürtiger Bruder der Geschichte anerkannt zu werden, und wer ihn achselzuckend als das Werk willkürlicher und fälschender Laune zurückweisen wollte, der mag sich damit getrösten, daß die Geschichte, wie sie bei uns geschrieben zu werden pflegt, eben auch nur eine herkömmliche Zusammenschmiedung von Wahrem und Falschem ist, der nur zu viel Schwerfälligkeit anklebt, als daß sie es wie die Dichtung wagen darf, ihre Lücken spielend zu ergänzen." Den historischen Rahmen aber und die frei erfundene Novelle, die selbstgeschaffenen Gestalten muß der Dichter auseinanderhalten; er darf die Geschichte nicht fälschen, was immer geschieht, wenn er die Staatsaction und die leitenden Männer der Zeit in den Vordergrund stellt und ihnen Gedanken, Motive, Abenteuer ansinnt, die ihnen fremd waren. Gar leicht tritt an die Stelle der poetisch entwickelungsfähigen Idee, welche aus der Seele des Dichters stammt, der prosaische Vorsatz, eine Sammlung wissenschaftlicher Resultate belletristisch zu verwerthen; aber dabei kommt dann die Dichtkunst wie die Wissenschaft doch zu kurz, und das äußerlich Stoffliche, das Aparte, Seltsame, Fernliegende des Materials wird vor dem Innerlichen betont, ja der modernen Empfindung wird ein ganz fremdes archäologisches Gewand angelegt.

In der Eintheilung der lyrischen Dichtungen weicht Carriere von der unserigen ab: er unterscheidet eine Lyrik des Gefühls, der Anschauung und des Gedankens; in die zweite Rubrik setzt er Ode und Elegie zugleich, während er in die dritte die Gedankenlyrik bringt. Wir theilen die Lyrik ein in die Lyrik der Empfindung: das Lied, die der Begeisterung: die Ode, und die der Reflexion: die Elegie, sodaß, was Carriere als Gedankenlyrik bezeichnet, bei uns in die letzte Rubrik fällt; wir haben das in unserer „Poetik" selbst eingehend motivirt. Gegen die Gedankenlyrik als eine selbständig losgelöste Abtheilung werden wir trotzdem keine schwer wiegenden Bedenken hegen; dagegen können wir uns nicht damit einverstanden erklären, daß die Ode als Lyrik der Anschauung bezeichnet wird. Gerade die Ode entbehrt von allen Dichtungen am meisten der Plastik, und ohne Plastik keine Anschauung. Wir sagen in unserer „Poetik": „Die Composition der Ode verstattet kühne Sprünge der Phantasie, welche die Bilder ohne alles behagliche Verweilen nur in lyrischen Fresken malt. Die Erregung des Odendichters ist allen großen Erregungen der Seele verwandt; sie hat etwas Visionäres, Prophetisches, Verzücktes. Doch auch da, wo sie minder gewaltig auftritt, läßt ihre Unruhe sie nicht bei einem einzelnen Bilde verweilen, weil ja kein einzelnes die Fülle der Begeisterung erschöpfend wiederzugeben vermag. Das ist das Wesen der Gedankenverbindung in der Ode: abgerissene, vom Flutstrom des Geistes aneinandergeschwemmte Bilder, kurz angedeutete kühne Uebergänge, Auslassungen und Sprünge; aber die scheinbare Unordnung und Willkür beherscht von einer tiefern Einheit des begeisterten Gedankens. Der hochgehende Schwung der Begeisterung trägt in der Ode von Bild zu Bild fort; die Bilder erscheinen in blitzartiger Beleuchtung. Das ist keine Poesie der Anschauung. Ueberhaupt hat Carriere die Ode etwas zu kurz und zu stiefmütterlich behandelt.

Auch die Elegie läßt sich unter die Poesie der Anschauung nur nothdürftig unterbringen. Carriere sagt:

Die Elegie weilt gern in der Erinnerung, weil sie eben von dem gegenwärtigen Gefühl aus auf die Gegenstände hinblickt, die dasselbe veranlaßt haben, und sie in dieser stets inniger werdenden Verschmelzung mit dem Herzen schildert; sie klagt über das entschwundene Glück, sie sinnt mit leiser Sehnsucht über die genossene Lust. Sie ist keineswegs blos klagend und trauernd, weder bei den Alten noch bei den Neuern; es ist nur die passive Stimmung des Gemüths, die ihr eignet.

Der Elegie ist mehr als der Ode das Verweilen ge-

stattet, welches der Anschauung unentbehrlich ist. Wir sagten in unserer „Poetik": „Während das Lied und die Ode eine schlagende Kürze des Ausdrucks verlangen, jenes, um die unmittelbare Empfindung zu wecken, diese, um der Energie des schwunghaft aufgeregten Geistes gerecht zu werden: darf sich die Elegie in freien ungehemmten Ergüssen ergehen, mit mehr Ruhe die vorschwebenden Bilder ausmalen, alle angeschlagenen Saiten voller austönen lassen, ja dieser Wellenschlag der hin- und hergehenden Empfindung gehört zu ihrem eigensten Wesen. Hier wird der Ausbreitung des dichterischen Geistes mehr Raum gegeben, indem ihm sowol das schildernde Verweilen als das sinnige Vertiefen gestattet wird." Das Moment der Anschauung spielt also in der Elegie mehr eine Rolle als in der Ode; aber die Bilder sind doch auch hier nur gleichsam die Tasten, auf denen die Empfindung und der Gedanke ihre Melodien spielen. Im Grunde gibt es überhaupt keine Lyrik der Anschauung; eine Dichtung, die sich vorzugsweise an die Anschauung wendet, ist episch.

Wenn Carriere auf der einen Seite den engern Begriff des Klagegedichts mit der Elegie nicht verknüpft sehen will, so werden dadurch auf der andern die Grenzen gegenüber der Gedankenlyrik schwerer bestimmbar, und wenn er Schiller's „Spaziergang" zu den gelungenen Elegien rechnet, so wissen wir in der That nicht, wo er die Grenzsteine zwischen Elegie und Gedankenlyrik aufrichtet. Sagt doch Carriere selbst:

Endlich noch ein Wort über die Gedankenlyrik. Das Gefühl spricht sich nicht blos als solches oder durch die Dinge aus, die es geweckt haben, es symbolisirt sich nicht blos in entsprechenden Anschauungen, sondern es erhebt sich zur Allgemeinheit des Gedankens; es ist zugleich Träger der Ideen, die es zum Eigenthum der Seele macht, die dann die Lyrik offenbart, nicht lehrhaft, nicht nach ihrem logischen Zusammenhang unter Hervorhebung desselben, sondern nach ihrem Leben im Gemüth, sodaß sie aus Empfindungen hervorblühen und wieder Empfindungen wecken. Der Gedanke ist hier nicht wissenschaftlich verbunden, sondern künstlerisch frei, nicht dialektisch vermittelt, sondern unmittelbar in der Seele geboren, und wird ausgesprochen je nach und mit dem Echo, das er im Herzen findet. Reflexionen oder Kenntnisse werden nicht zur Belehrung als ein für sich Bestehendes mitgetheilt, sondern für das Gemüth werden die Gedanken zur Einheit der Empfindung gebracht, und die Idee erleuchtet und erwärmt zugleich, indem sie in ihrer Wirkung auf das Innere dargestellt wird. In prächtig volltönenden Worten breitet der selbstbewußte, seines Gegenstandes mächtige Dichter den Reichthum seines Geistes aus, aber so, daß derselbe als die Entfaltung seines Gemüths erscheint, nicht als ein äußerliches Besitzthum, sondern als eigenstes innerstes Sein.

Für diese Auseinandersetzungen gibt es eben kein glänzenderes Beispiel als Schiller's „Spaziergang", der also von Carriere hier als Muster angeführt werden mußte. Wir meinen, daß nach unserer Auffassung der Elegie alle diese schwierigen und zweifelhaften Distinctionen fortfallen.

Sehr viel Anregendes und Zutreffendes enthält auch der Abschnitt über das Drama; auch fehlt es nicht an Winken betreffs der dramatischen Technik, obschon wir gerade in Bezug auf diese eine etwas eingehendere Darstellung gewünscht hätten, durch welche sich dieser Abschnitt ja noch nicht zu einer Receptirkunst für die dramatische Mache zu verzetteln braucht. Von den dramatischen Dichtarten behandelt Carriere auf das liebevollste das Versöhnungsdrama, die heitere Lösung ernster Conflicte: eine Gattung, für die er schon in der ersten Auflage seines Werks besondere Hinneigung zeigte, während manche andere Aesthetiker sie nicht recht als voll gelten lassen wollen. Er singt dieser Gattung das folgende Loblied:

Herrscht in der Tragödie die Nothwendigkeit, in der Komödie die Willkür und der Zufall, so ist das Drama im engern Sinn ganz eigentlich die Dichtung der Freiheit. Dort folgt der Charakter seiner innern Natur oder dem Drang seiner Leidenschaft, ohne daß er in der Allgemeinheit seines betrachtenden Selbstbewußtseins sich über die Einseitigkeiten erhübe. Romeo ist für Lorenzo's Reflexionen unzugänglich, und Antigone denkt nicht daran, wie es möglich werden könnte, dem Gesetz der Pietät zu genügen, ohne das des Staats zu verletzen. Oder die Charaktere lassen das Spiel ihrer Launen und die Eingebungen des Augenblicks ebenso blindlings walten, um dann in der komischen Paralyse derselben uns zu belustigen. Hier im Schauspiel erhebt sich die Individualität zu jener Selbstmacht des ganzen Geistes, in welcher der Mensch auch mit dem Bewußtsein, daß er anders handeln könne, seine Zwecke verfolgt, in welcher er sich als den Herrn seiner einzelnen Gedanken, Gemüthsrichtungen und Entschlüsse erkennt, in welcher er seine Subjectivität durch eigene Wahl mit den objectiven Gesetzen der Weltordnung in Einklang zu bringen versteht. Die wahre Freiheit ist ein Gut, das stets errungen werden muß, das nur als That der Selbstbefreiung unser eigen wird; das Drama ist die Darstellung dieses ihres Werdens im Kampf und in der Entwickelung ihrer einzelnen Momente. Je völliger die Menschheit sich von der Stufe der Natur oder des Naturells zu der des Charakters oder der selbstbewußt sittlichen Lebensführung erhebt, desto mehr wird sie gerade in dem Schauspiel der Versöhnung oder der Freiheit eine angemessene und befriedigende Kunstform haben.

Ein sehr bedeutender und umfassender Abschnitt ist: „Grundzüge und Winke zur vergleichenden Literaturgeschichte des Dramas", der viele nationale und dramaturgische Parallelen von Interesse enthält. Der Kunst- und Culturhistoriker befindet sich hier auf seinem eigensten Gebiet; er sagt schon in der Vorrede:

Unsere Nationalliteratur, über welche früher Philosophen, Philologen oder Historiker nach Lust und Liebe Vorlesungen gehalten, ist nun in den Kreis der Universitätsdisciplinen aufgenommen, ja es sind Seminarien für sie eingerichtet. Da scheint es mir wünschenswerth, daß sich die Arbeiten der Studenten der vergleichenden Literaturgeschichte zuwenden, wo neben Fleiß und Gelehrsamkeit auch das ästhetische Urtheil sein Recht behauptet. Stoffe wie Prometheus, Medea, Romeo und Julia, Don Juan und Faust nach ihrer Auffassung bei verschiedenen Völkern zu betrachten, Werke von Lope und Calderon mit solchen von Shakspeare und Goethe in Parallele zu stellen, scheint mir da eine lohnende Aufgabe, deren Lösung tüchtige Werkstücke zu dem Bau der neuen Wissenschaft liefern wird, die wie jede andere nur durch den Verein vieler Kräfte erstehen und gedeihen kann.

Sinnige Auffassung, eine Fülle geistvoller Anregungen enthält jener letzte größere Abschnitt über dramatische Dichtung. Eine Poetik, welche ihre Lehren aus irgendeinem metaphysischen Wolkenkukuksheim herabholen wollte, würde

sich als sehr unfruchtbar erweisen, würde wenig Gewinn bringen; gerade die historischen Gestaltungen der dramatischen Dichtung dienen dazu, uns ihr Wesen zu erläutern, sowie auch Vergleiche zwischen den einzelnen Dramen, welche denselben Stoff behandeln, überaus lehrreich für die dramatische Production sind. Bei Carriere überwiegt allerdings das Literargeschichtliche mit seinen großen Perspectiven die eigentliche Anleitung zum Dichten. Das gibt seinem Werk das eigenthümliche Gepräge, erhebt es hoch über einen „Nürnberger Trichter", aber entfernt es doch ein wenig den Bedürfnissen der Kunstjünger, deren Streben z. B. in dramatischer Production auf Eroberung der modernen Bühne gerichtet ist; doch der ganzen gebildeten Leserwelt, der es um eine tiefere Auffassung und ein intimes Verständniß der Dichtung aller Zeiten zu thun ist, sei das Carriere'sche Werk aufs wärmste empfohlen.

Eine systematische und in alles Detail eingehende Anweisung zur Dichtung gibt im Gegensatz zu Carriere C. Beyer in seiner „Deutschen Poetik" (Nr. 2), deren erste beide Bände wir bereits in Nr. 46 d. Bl. f. 1882 eingehend besprochen haben. Der vorliegende dritte Band beschränkt sich, während die beiden ersten noch allgemeine theoretische Auseinandersetzungen und Abhandlungen enthalten, ausschließlich darauf, die Talente zur dichterischen Praxis anzuleiten. Er führt den Separattitel: „Die Technik der Dichtkunst", und beschäftigt sich mit dem Vers- und Strophenbau und der Uebersetzungskunst. Der Verfasser unternimmt, wie er in der Vorrede sagt, den kühnen Versuch, die seither mehr oder weniger dem Zufall überlassene Erlernung dichterischer Technik als Lehrdisciplin nach methodisch-pädagogischen Principien in die Literatur einzuführen. Ferner sagt Beyer in der Vorrede:

Die Poesie ist eben nichts weniger als ein angeborenes Vorrecht von nur wenigen Menschen. Fähigkeit und Anlage zur Poesie hat der ewige Baumeister aller Welten in größerm oder geringerm Grade in des Menschen Brust gelegt, und es kann daher ein jeder — ohne Dichter werden zu wollen — ebenso gut einen gelungenen Vers bilden lernen, als er es — ohne Schriftsteller werden zu sollen — zur Herstellung eines guten Prosastücks zu bringen vermag. Es soll freilich nicht behauptet werden, daß Schulung an sich zum guten classischen Gedicht führen müsse, daß also einzig und allein die Virtuosität in der Technik den großen Dichter mache. Wir Deutsche verlangen vom Dichter neben Virtuosität in der Technik noch Tiefe und Gediegenheit des Gedankens; diesen kann nur derjenige mit der Form verschmelzen, welcher die Melodie aus dem Rhythmus und das Feuer der Begeisterung aus dem Wohllaut der Metapher durch seinen zur Klarheit, Lebendigkeit und Gewandtheit des Geistes und der Phantasie führenden, poetischen Entwickelungsgang seinem geistigen Ich vermählt hat. Einen jeden zum großen Dichter bilden zu wollen, dürfte überhaupt und im allgemeinen eine unlösbare Aufgabe sein, weil ja neben Anleitung zum Vers- und Strophenbau der ganze Bildungsgang in Betracht kommt. Aber einen phantasiereichen Menschen, einen talentvollen, harmonisch entwickelten Jüngling, eine dem Idealen zustrebende Jungfrau auf Pfade zu leiten, auf denen unsere classischen Dichter Großes leisteten, das muß eine würdige, eine lohnende Aufgabe sein!

Noch nach einer andern Richtung möchte der vorliegende Band eine eigenartige Stellung und Bedeutung beanspruchen. Durch Behandlung, Eintheilung und Gruppirung des dichterischen Stoffs erwächst nämlich dem Lernenden Kenntniß vom Bau der Sprache und der Dichtungen, sowie Einsicht in Gesetz und Regel; er lernt das Schöne in Form und Inhalt empfinden; es tritt ihm die Anschaulichkeit und Feinheit des dichterischen Gegenstandes wie der Unterschied in der dichterischen Stilhöhe entgegen; er ist veranlaßt, die Laute in ihrer Mischung und Anordnung zu vergleichen, die Härten zu vermeiden, das jeweilige Reimecho behufs Erreichung zierender Reime zu prüfen, in den Geist der Strophik im Hinblick auf Stoff und Form einzudringen u. a. m. Ohne Zweifel wird dadurch der frische, lebendige, sprachliche Ausdruck begünstigt oder gefördert, die Fähigkeit form- und inhaltsvoller Darstellung von Ideen und Gefühlen gesteigert, das Urtheil erweitert, der ästhetische Geschmack veredelt, die Phantasie belebt und somit der Lernende — ohne jegliche poetische Fiction — mehr als durch irgendeine andere Unterrichtsdisciplin in eine höhere Sphäre menschlichen idealen Seins und ästhetischen Fühlens emporgehoben. Dies ist die gleichsam pädagogische Bedeutung unserer Arbeit.

In Bezug auf Drama und Roman verweist der Verfasser auf den zweiten Band seiner „Poetik". Im ersten Hauptstück dieses Bandes behandelt er reimlose, auf dem Rhythmus beruhende Verse, im zweiten Hauptstück die Reimverse, im dritten die Strophenbildung, im vierten fremde moderne Strophen und Dichtformen, im fünften antike Strophenformen. Den lehrhaften Paragraphen folgen überall Uebungsstücke, welche meistens die Umbildung eines Prosastücks in die metrische Form oder die Transposition aus einem Metrum in das andere ausführen oder verlangen. Das Ganze trägt den Charakter schulmäßiger Uebungen. Wo es sich um die Dichtungsgattungen handelt, wird ebenfalls ein Gedicht zu Grunde gelegt, dessen Gedankengänge und Vorstellungsreihen der Autor zunächst in Prosa auflöst, um dann zu zeigen, wie der Dichter sie in poetische Form gekleidet hat. Soweit hierbei als Vorbilder die Gedichte einiger hervorragender Poeten genommen sind, mag man sich damit einverstanden erklären; doch finden sich darunter auch ein paar Gedichte mit einer vorausgehenden Analyse, welche durchaus nicht zu den Meisterstücken gehören und daher wenig beweiskräftig sind. Beyer sagt allerdings in der Vorrede:

Bei den von uns gewählten Beispielen leitete uns der pädagogische Erfahrungssatz, daß der Schüler dasjenige gern erstrebt, was ihm erreichbar erscheint, während ihn allzu hohe Ziele leicht entmuthigen können. Wo es sich darum handelte, ästhetisch zu wirken, die Schönheit der Sprache zu zeigen, Herz und Geist zu erheben und die Phantasie zu beleben, da sind die allerbesten classischen Beispiele geboten worden; wo es jedoch nur auf nackte correcte Form ankam, mußten zuweilen Lösungen eintreten, welche lediglich den Nachweis der Regel ergaben und unschwer erkennen ließen, wie leicht der gegebene Stoff zu bearbeiten sei u. s. w.

Wir würden indeß die allzu leichten Lösungen lieber vermieden sehen.

Daß Beyer auch ein Hauptstück der Praxis der Dialektpoesie gewidmet und dafür Winke, Gesichtspunkte und Handgriffe gegeben hat, erscheint uns durchaus überflüssig. Wenn die Dialektpoesie überhaupt berechtigt sein soll, so muß sie frisch aus der Volksseele herausströmen: gemachte Blumen

der Dialektdichtung gehören in einen Putzladen lyrischer Curiositäten, nicht in das Nationalmuseum der Literatur.

Dagegen enthält das Hauptstück, welches die Uebersetzungskunst behandelt, viel Beherzigenswerthes und ist überhaupt der werthvollste Bestandtheil des praktischen Leitfadens. Gerade hier gibt es viel Erlernbares. Mit Recht sagt Beyer:

Die Kunst der metrischen Uebersetzung aus fremden Sprachen — die Uebersetzungskunst — ist eine schwere Kunst, welche wie jede andere Kunst erlernt und geübt werden muß. Es sind ja nicht blos formale Momente, die in Betracht kommen, sondern tausenderlei Anforderungen, die sich auf den sprachlichen Ausdruck beziehen, auf Wiedergabe von unübersetzbaren Ausdrücken (z. B. Humor, Galanterie), auf Nachahmung der Quellen, auf den zu übertragenden Stil, der beispielsweise bei Herodot ganz anders ist als bei dem reflectirenden, oft in dunkler Kürze sich haltenden Tacitus oder bei dem pragmatisch-historischen Thukydides u. s. w. Ohne Zweifel hat das Uebersetzen großen bildenden Werth, weshalb es schon Plinius (im neunten Brief des siebenten Buchs) und Quintilian dringend empfehlen und die größten Geister von Cicero an (der Xenophon's Bücher von der Haushaltungskunst und den Plato in seine Sprache übersetzte) bis in die Gegenwart es übten. Trotzdem wurde die Einführung in die Uebersetzungskunst bis heute in keinem Lehrbuch darzulegen versucht; denn das von uns theilweise benutzte, übrigens schon Ende der funfziger Jahre erschienene Buch von Gruppe handelt von einzelnen Uebersetzern aus den antiken Sprachen und ist lediglich eine historische Studie, der nichts ferner liegt, als die Praxis der Uebersetzungskunst lehren zu wollen. Alle jene Männer, welche uns fremde Dichtwerke übertrugen, haben die Uebersetzungskunst durch Uebungen praktisch erlernen müssen, indem sie nicht selten durch langjährige, irreleitende Abstractionen die Regeln einzeln und jeder für sich aufsuchten, bis sie zu festen Normen und Grundsätzen in Hinsicht auf deutsche oder undeutsche Wortbildung, Wortbiegung, Wortfolge, Wendungen u. s. w. gelangten.

Es folgt darauf eine kurze Geschichte der deutschen Uebersetzungskunst, namentlich in Bezug auf die alten Classiker, eine Darlegung der Anforderungen und Grundsätze derselben, die viel beachtenswerthes Detail enthält, ein Einblick in die Geheimnisse der Uebersetzerpraxis, welche durch Proben aus dem Atelier Ferdinand Freiligrath's lehrreich erläutert werden, ferner Uebersetzungsversuche aus alten und neuen Sprachen.

Das Werk ist reich an treffenden und feinsinnigen Bemerkungen, freilich auch an einzelnen befremdenden Paradoxen. So erklärt Beyer, nach deutsch-musikalischem Accent- und Rhythmusgefühl sei Klopstock's Trochäus „Kirchthurmknopf" Daktylus, „damals schien Mars" ein Choriambus „trotz pedantischen Einspruchs". Diesen pedantischen Einspruch werden wir nach wie vor erheben und glauben dabei gerade durch das echte Rhythmusgefühl unterstützt zu sein. Hier erscheinen uns Beyer's Consequenzen geradezu als destructiv für die deutsche Metrik.

Sei das überaus fleißige Werk den Jüngern der Muse im übrigen bestens empfohlen! Wir hoffen indeß dabei, daß die sich für talentvoll haltenden Jünglinge und Jungfrauen nach Absolvirung dieses praktischen Cursus ihre gefeilten Uebungen im Pult behalten und nicht noch mehr als bisher die Papierkörbe der Redactionen damit überfüllen.

Rudolf von Gottschall.

Drei Regimentsgeschichten.

1. Das Gardeschützenbataillon in dem Feldzuge 1870—71. Von von dem Knesebeck. Mit einem Holzschnitt, Karten und Plänen. Berlin, Mittler u. Sohn. 1882. Gr. 8. 3 M.

Hatten wir bei der unlängst in d. Bl. erfolgten Besprechung des gleichfalls im vorigen Jahre erschienenen „Kurzen Abrisses der Geschichte des Gardeschützenbataillons von seiner Stiftung bis auf die Jetztzeit" uns darauf beschränkt, die interessanten Daten über Entstehung und Ergänzung aus den ersten 33 Jahren des Bestehens dieses eigenartigen Truppentheils hervorzuheben, so bietet die jetzt vorliegende Arbeit uns Gelegenheit, auf dessen sieg- und ruhmreiche Thaten während des Kriegs 1870—71 einzugehen.

Der Verfasser genügt der Aufgabe, die Erinnerung an die Thaten und Ereignisse des Bataillons lebendig zu erhalten, indem er das aus officiellen Quellen sowie wesentlich aus eigener Anschauung und aus Selbsterlebtem gesammelte Material zu einem Bilde gestaltet, in welchem die Leistungen der Truppe bei anschaulicher und mit militärischer Kürze ausgeführter Darstellung in erforderlicher Klarheit hervortreten.

Der erste der fünf Abschnitte, auf welche der Inhalt des Buchs vertheilt ist, führt dem Leser die todesmuthige Hingabe des Bataillons in der Schlacht von St.-Privat vor die Augen. Im Verbande der 3. Gardeinfanteriebrigade, das 9. Armeecorps auf dessen linkem Flügel beim Angriff auf Armanvilliers unterstützend, ringt es, als Linientruppe kämpfend, fünf Stunden lang unter dem Hagel der Geschosse eines überlegenen Feindes mit unvergleichlicher Tapferkeit um den Sieg und fesselt ihn endlich unter übergroßen Verlusten an seine Fahne. Der Commandeur, 10 Offiziere, 1 Arzt, 15 Unteroffiziere, 142 Mann starben den Heldentod oder erlagen ihren schweren Wunden; 90 Offiziere, 20 Unteroffiziere, 264 Mann wurden verwundet oder vermißt; von 810 Büchsentragenden, welche in das Gefecht rückten, fanden sich abends $10^1/_2$ Uhr nur noch 250 zur Stelle; sie rückten andern Tags unter Führung eines Fähnrichs in das angewiesene Bivuak. Hier wurden die auf 321 Mann angewachsenen Schützen in zwei combinirte Compagnien formirt und ihnen durch commandirte Offiziere anderer Truppentheile wieder die nöthigen Führer gegeben. In dieser Verfassung gelangte das Bataillon von Metz nach Sedan; war es ihm versagt, an der denkwürdigen Schlacht vor dieser Festung

theilzunehmen, so sollte es ihm doch vorbehalten bleiben, nachdem es während des Marsches nach Paris durch Ersatzmannschaften ergänzt und wieder in vier Compagnien gegliedert war, während der Cernirung und Beschießung von Paris, seiner Eigenschaft als Jägertruppe entsprechend, bei nun so angestrengterer Thätigkeit im Vorpostendienst sowie beim Angriff auf und in der Vertheidigung von Le Bourget Gelegenheit zu finden, seine ausdauernde Tapferkeit zu bewähren und neue Lorbern zu erringen. Die eingehende Beschreibung dieser ausgezeichneten Leistungen umfaßt der dritte Abschnitt; der vierte schildert die Ereignisse während des Waffenstillstandes, dann die Rückkehr in die Garnison und die Demobilisirung, woran sich zuletzt eine Zusammenstellung der Verluste des Bataillons und der ihm ertheilten Decorationen schließt. Der Gesammtverlust stellt sich danach auf 539 Köpfe, davon Todte: 13 Offiziere einschließlich 1 Arzt, 15 Unteroffiziere, 153 Mann; Verwundete: 11 Offiziere, 23 Unteroffiziere, 289 Mann; vermißt: 1 Unteroffizier, 14 Mann; gefangen: 3 Mann; anderweit gestorben: 3 Unteroffiziere, 14 Mann. An Auszeichnungen wurden gewährt: 5 Eiserne Kreuze erster, 97 zweiter Klasse und 8 außerpreußische Orden, beziehentlich Medaillen.

Der fünfte Abschnitt gedenkt auch der Ersatzcompagnie und gewährt einen Einblick in die angestrengte Thätigkeit und in die schwierigen Aufgaben, welche nach jeder Richtung an die Offiziere und an den Zahlmeister herantraten und von ihnen mit unermüdlicher Pflichttreue zum Besten der Truppe gelöst wurden.

Der Schluß erwähnt der Errichtung des den Gefallenen im Karlsgarten in der Hasenheide errichteten Denkmals, welches in Holzschnitt der Schrift voransteht; fünf gute Karten und Pläne sind weitere willkommene Beigaben.

2. Kurzer Abriß der Geschichte des 2. hannoverschen Infanterieregiments Nr. 77. Nach den Acten und Kriegstagebüchern für die Unteroffiziere und Mannschaften zusammengestellt von Lau. Mit einem Bildniß und 7 Terrainskizzen. Berlin, Mittler u. Sohn. 1883. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Dem Titel und der Bestimmung für die Unteroffiziere und Mannschaften entsprechend, wird in aphoristischer Fassung die Geschichte des jungen Regiments, das zuerst und nur in dem denkwürdigen letzten Kriege gegen Frankreich seine Fahnen entrollte, aber an Tapferkeit und Ausdauer mit den alten Regimentern wetteiferte, auf nur 18 von den 41 Seiten dieses „kurzen Abrisses" vorgeführt. Das Regiment Nr. 77 wurde aus der Abgabe von je drei Compagnien der Infanterieregimenter der 5. Division am 5. November 1866 in Dresden formirt, dem 7. Armeecorps zugetheilt und sofort mit der Eisenbahn nach seiner Garnison Wesel befördert, wo am 6. Juli 1867 im Angesicht des Denkmals der Schill'schen Offiziere die Uebergabe der demselben verliehenen Fahnen stattfand.

Im Kriege 1870—71 erhielt das Regiment seine Feuertaufe in der Schlacht bei Spicheren am 6. August; den Ruhm und die Ehre, welche es durch todesmuthige Tapferkeit an diesem Tage erntete, bezahlte es mit einem Verluste von 26 Offizieren, 543 Unteroffizieren und Gemeinen (Todte und Verwundete). Unter geringern Opfern betheiligte es sich weiterhin vor Metz an den Schlachten bei Colombey und Gravelotte, an dem Gefecht bei Vaux und an der Einschließung jener Festung, dann an den kurzen Belagerungen von Montmédy und Mezières und an dem glücklichen Handstreich gegen Rocroy. Im Jahre 1871 fand das Regiment schließlich auf dem südöstlichen Kriegstheater unter dem Obercommando des Generals von Manteuffel Gelegenheit dabei mitzuwirken, als es galt, die Bourbaki'sche Armee zum Uebertritt über die schweizer Grenze zu zwingen. In drei Gefechten setzte es sich durch seine bewährte Tapferkeit in den Besitz reicher Trophäen und vieler Gefangenen; 10 Kanonen, 7 Mitrailleusen, viele Munitionswagen, sowie 2 Generale, 48 Offiziere und 3000 Mann kamen in seine Gewalt.

Nach dem Abschluß der kriegerischen Thätigkeit wurde das Regiment dem 10. Armeecorps überwiesen und erhielt Hannover und Celle als Garnisonen. Aus den Friedensjahren 1872—81 verdienen noch Erwähnung die am 6. August 1872 erfolgte Enthüllung des zum Andenken an die in der Schlacht bei Spicheren Gefallenen des Regiments in der Nähe von Saarbrücken errichteten Denkmals und die im Jahre 1875 den Truppentheil auszeichnende Ernennung seines Divisionscommandeurs im Feldzuge, des Kriegsministers von Kameke, zum Chef desselben.

Außer Ranglisten, Verlustlisten und dem Verzeichniß der Auszeichnungen füllen die letzten 23 Seiten eine Biographie des Regimentschefs und eine Uebersicht derjenigen Unteroffiziere und Mannschaften, welche sich durch hervorragende Tapferkeit vor dem Feinde ausgezeichnet haben.

Das wohlgetroffene Bildniß des Chefs schmückt das kleine Buch, und sieben gute Terrainskizzen sind eine willkommene Beigabe zum Verständniß des Textes.

3. Geschichte des 8. westfälischen Infanterieregiments Nr. 57. 1860—1882. Im Auftrage des Regiments bearbeitet von R. von Schimmelmann I. Mit einem Titelbild und vier Karten in Steindruck. Berlin, Mittler u. Sohn. 1883. Gr. 8. 7 M.

Obwol die vorliegende Regimentsgeschichte nur den kleinen Zeitraum von zweiundzwanzig Jahren umfaßt, so findet die schon jetzt erfolgte Zusammenstellung ihre völlige Begründung in der richtigen Annahme, daß in spätern Jahren es mit größern Schwierigkeiten verknüpft sein würde, allen den Truppentheil berührenden Begebenheiten gerecht zu werden, sowie auch in dem Umstande, daß es dem Regiment vergönnt war, einen hervorragenden Antheil an dem Feldzuge von 1866, namentlich aber an dem von 1870—71 zu nehmen und in einundzwanzig Schlachten und Gefechten rühmlich um den Sieg mitzukämpfen.

Zu der großen Zahl neuer Infanterieregimenter, welche die im Jahre 1859 beschlossene und begonnene Reorganisation der preußischen Armee schuf, gehörte auch das in Rede stehende Regiment; es hatte verschiedene Stadien zu durchlaufen, bis es aus dem fast ausschließlich zu seiner

Bildung bestimmten 17. Landwehrregiment formirt worden war. Gemäß den bei der Demobilmachung gegebenen Verfügungen wurden die Landwehrstammbataillone Wesel, Düsseldorf und Geldern gebildet und mit der Bezeichnung 17. Landwehrstammregiment unter Ernennung eines Führers und Zutheilung eines großen Theils von Offizieren des 17. Infanterieregiments zu einem neuen Truppentheil vereinigt, als dessen Mannschaften die Stammmannschaften der Landwehrbataillone, Abgaben des Linienregiments an Unteroffizieren und Reserven sowie des aufgelösten Reservebataillons, endlich Rekruten des Ersatzbataillons einzutreten hatten. Ein fernerer Schritt zur Weiterführung der Reorganisation und damit der Ablösung der Stammbataillone von der Landwehr war die Cabinetsordre vom 5. Mai 1860, welche diesen Bataillonen die Bezeichnung 17. combinirtes Infanterieregiment ertheilte; dann folgten schnell die Befehle zur Abgabe der Landwehrfahnen, zur Zurückcommandirung der Landwehroffiziere, zur Anlegung der Abzeichen der Linie an die bisherige Uniform des Landwehrregiments. Völlig selbständig wurde das Regiment am 1. Juli 1860, mit welchem Tage der für die neuen Regimenter entworfene Etat in Kraft trat und die Offiziere unter sich rangirten. Den Abschluß der Reorganisation bildete die durch Cabinetsordre vom 4. Juli 1860 verliehene definitive Bezeichnung als 8. westfälisches Infanterieregiment Nr. 57.

Die im Januar 1861 verliehenen Fahnen entfaltete das Regiment das erste mal zum Kampfe am 3. Juli 1866 bei Königgrätz, im Verbande der 14. Division bei der Elb-Armee, welche den linken Flügel der feindlichen Aufstellung umfassen sollte. Nach beschwerlichem stundenlangen Marsche gegen Problus und den Wald von Bor vorgeführt, zeigte es die Ruhe einer alten Truppe und vollführte die ihm gestellten Aufgaben mit unerschütterlicher Tapferkeit, mußte sich jedoch mit diesem einzigen, aber glänzenden Erfolge in dem Feldzuge begnügen, da es außerdem nicht wieder ins Feuer kam.

Erst der Krieg 1870—71 sollte dem Regiment, welches inzwischen zum 10. Armeecorps übergeführt war, wiederum und reichliche Gelegenheit bieten, seine Tüchtigkeit und Tapferkeit zur Geltung zu bringen. In dem kritischen Moment der Schlacht bei Vionville-Mars-la-Tour am 16. August 1870 war es, wo das Regiment Nr. 57 mit seinem 1. und Füsilierbataillon nebst dem 16. Regiment (Brigade von Wedell) dem von Trouville her ankommenden 4. französischen Armeecorps (Ladmirault) entgegengeworfen wurde und trotz höchster Ungunst des Terrains unter dem Hagel der Geschosse opfermuthig und furchtlos gegen den übermächtigen Feind anstürmte, dann zwar fast vernichtet zurückweichen mußte und dabei von dem tapfern 1. Gardedragonerregiment vor weiterer Verfolgung seitens des Feindes behütet wurde, nachdem es den Zweck erreicht hatte, diesen zum Stehen zu bringen und die drohende Gefahr abzuwenden. Die braven beiden Bataillone hatten im Verein mit dem 16. Regiment gegen 19 feindliche Bataillone gekämpft, aber den Erfolg mit dem Verlust von zusammen 25 Offizieren, 1 Assistenzarzt, 680 Mann, darunter 6 Offiziere, 230 Mann an Todten erkauft, also 35 Procent von 1825 Mann, mit denen sie ins Gefecht getreten waren, eingebüßt.

In der Schlacht bei St.-Privat hatten zwei zum Schutz der Artillerie vorgezogene Bataillone des Regiments nur kleine Zusammenstöße mit feindlicher Infanterie, bei denen sie Gefangene machten und einige Trophäen erbeuteten.

Während der Cernirung von Metz hatte das Regiment mehrere erfolgreiche Vorpostengefechte im Norden der Festung und nahm an dem Gefecht bei Les deux Tapes hervorragenden Antheil, indem es der Landwehrbrigade der Division Kummer durch sein entschiedenes Eingreifen zur Wiedergewinnung ihrer verlorenen Stellung verhalf; im übrigen litt es längere Zeit sehr durch die Ungunst der Witterung und mangelhafte Verpflegung, wodurch zahlreiche Krankheitsfälle verursacht wurden.

Nach erfolgter Capitulation der Bazaine'schen Armee fand das Regiment bei den Kämpfen gegen die Loire-Armee Gelegenheit, sich besonders in der hartnäckigen Schlacht bei Baune la Rolande, wo 11000 Deutsche mit 70 Geschützen 60000 Feinde mit 138 Geschützen mit dreifachem Verlust zurückschlugen, auszuzeichnen. Mit ausdauernder Tapferkeit behauptete es die angewiesenen Stellungen und trug mit dem Opfer von 5 Offizieren, 137 Mann, davon 1 Offizier, 30 Mann todt, zu dem siegreichen Ausgang bei.

Bei der Verfolgung der Armee Chanzy's gelangte das Regiment nach Vendôme und betheiligte sich an den Kämpfen bei dieser Stadt sowie an denen, welche die fortgesetzten von Süden her gemachten feindlichen Unternehmungen herbeiführten; unter den erschwerendsten Umständen: ungünstiger Witterung, mangelhafter Bekleidung und schlechter Verpflegung, wurde der Widerstand des wiederholt verstärkt auftretenden Feindes durch die kräftige Mitwirkung des Regiments überwunden; endlich faßte es dauernd in Tours festen Fuß. Dort verblieb es nach Eintritt des Waffenstillstandes und fand die wohlverdiente Ruhe und Erholung; ohne sich ihr ganz hinzugeben, wurde indeß ungesäumt dazu geschritten, die bisherigen Schäden durch Beschaffung von Bekleidung und Ausrüstung auszubessern; es erfolgte die Heranziehung von Ersatzmannschaften und die Vornahme der nothwendigen Exercir- und Schießübungen, um bei der Möglichkeit einer Fortsetzung des Kriegs dessen ernsten Aufgaben wieder völlig gewachsen zu sein. Als jedoch die Friedenspräliminarien abgeschlossen waren, trat unser Regiment am 6. März 1871 seinen Rückmarsch an, der es über Orléans, Troyes und Nancy, wo es wieder dem 7. Armeecorps eingereiht wurde, am 13. Juni nach Saarlouis führte; nach einigen Tagen erreichte es auf der Eisenbahn seine Garnison Wesel.

Die glänzenden Thaten und Erfolge, auf welche das Regiment zurückblicken konnte, hatte es mit einem Gesammtverlust von 41 Offizieren, 2 Assistenzärzten und 1052 Mann erkauft. Den im Kriege gefallenen Waffenbrüdern:

12 Offizieren, 306 Mann, und den an Krankheit gestorbenen 2 Offizieren, 1 Assistenzarzt, 71 Mann, errichtete es bei Elberfeld ein würdiges Denkmal, welches 1872, am Jahrestage der Capitulation von Metz, eingeweiht wurde.

Aus der Friedenszeit ist noch anzuführen, daß der General der Infanterie von Schwarzkoppen zum Chef des Regiments, welches im Feldzuge zu seiner Division gehört hatte, durch Cabinetsordre vom 12. Januar 1877 ernannt wurde.

Auf den letzten hundert Seiten geben Beilagen Auskunft über das Offiziercorps, über Ordres de Bataille, über Märsche und Dislocationen im Kriege, über Verluste und Kriegsauszeichnungen.

Das mit vier guten Karten und einer Terrainskizze versehene und mit einer vortrefflichen Photographie des Chefs als Titelbild ausgestattete Werk gehört zu den gelungensten Arbeiten dieser Art; der Verfasser hat es verstanden, in gewandter Schreibweise eine anschauliche Darstellung der Erlebnisse des Regiments zu geben, sich in denselben auf das richtige Maß dessen, was von den großen Ereignissen zum Verständniß anzuführen war, zu beschränken und große Lebhaftigkeit der Schilderung dadurch erreicht, daß bei jeder Action die tapfern und hingebenden Thaten der Einzelnen hervorgehoben werden, sodaß das Ganze eine fesselnde Lektüre bildet und aufs wärmste empfohlen werden kann.

Zur Geschichte der römischen Kaiserzeit.

Geschichte der römischen Kaiserzeit. Von Hermann Schiller. Erster Band. Erste Abtheilung: Von Cäsar's Tod bis zur Erhebung Vespasian's. Gotha, F. A. Perthes. 1883. Gr. 8. 9 M.

Bis es dem Meister, der „wie kein Lebender befähigt ist", eine römische Kaisergeschichte zu schreiben, gefallen wird, dieses eine große Hauptwerk seines Lebens der Mitwelt zu schenken, kann der von Hermann Schiller in wissenschaftlichem Geist unternommene Versuch, das lange Interim der Erwartung einigermaßen erträglich zu machen, nicht für überflüssig gelten, um so weniger, als dieser Versuch sich durch einen großen Vorzug vor dem Werke des Meisters auszeichnen wird (wenn wenigstens die Fortsetzung von Mommsen's „Römischer Geschichte" dem Charakter des bereits Vorhandenen entspricht), durch die stetige, Schritt für Schritt mit der Darstellung fortschreitende Beglaubigung durch den reichhaltigsten Quellenapparat. Das Buch ist also jedenfalls auch für Gelehrte bestimmt und muß bei der Prüfung den Maßstab strengster Wissenschaftlichkeit ertragen können. Für welche „Sammlung" es bestimmt ist, deren „Reigen es eröffnet", weiß Referent nicht zu sagen, da es dem Verfasser nicht beliebt hat, ein Wort der Aufklärung hierüber beizufügen; aber einstweilen liegt der Schluß nahe, daß die besagte Sammlung eine recht umfangreiche werden muß, da die geplante römische Kaisergeschichte in dem stattlichen Umfang eines 500 enggedruckte Seiten Großoctav zählenden Bandes die Ereignisse und Schicksale des Reichs nur bis zur Erhebung Vespasian's schildert, ein zweiter Band die Fortsetzung bis auf Diocletian liefern und das Ganze bis auf Theodosius den Großen weitergeführt werden soll. Was kann schließlich der Geschichtschreiber dafür, daß die Grenzen seines ungeheuern Stoffs mehrere Jahrhunderte der Weltgeschichte umspannen?

Je wuchtiger und massenhafter aber der Stoff, um so gewaltiger muß der Geist sein, der ihn bewältigen und für andere zurechtlegen will. Diesen Anspruch an sein Können darf der Verfasser nicht abweisen, denn sonst durfte er diese Aufgabe sich nicht stellen. Wie hat er sie also gelöst? Um es mit einem Worte zu sagen: multa cum laude. Wer auf jener Philologenversammlung, welcher der Verfasser seine Aperçus über römische Kaisergeschichte und Geschichtsauffassung vortrug, den ungetheilten Beifall der Fachgenossen mit anhörte, dem konnte sich die Ueberzeugung aufdrängen, daß hier ein wirklicher Historiker von Gottes Gnaden erschienen sei; ob nicht immerhin diese hochgespannten Erwartungen durch ein aufmerksames Studium der „Geschichte des römischen Kaiserreichs unter Nero" (desselben Autors) und des eben jetzt vor uns liegenden Bandes ein wenig herabgestimmt werden? Ob seine Auffassung und Darstellung eine andere und bessere ist als die von Hertzberg in seiner der Oncken'schen Sammlung einverleibten Geschichte der Römer? Hertzberg freilich mußte, dem Plan seiner Sammlung gemäß, allem Quellenprunk entsagen: aber warum soll er nicht gleichwohl, da ja sein Buch sich an dieselben Leserkreise wendet wie das Schiller'sche, vergleichende Gedanken erwecken dürfen, ja müssen? Unsere Aufgabe ist nun zwar zunächst nicht die einer vergleichenden Geschichtschreibung; aber so viel dürfen wir doch sagen, daß uns Einzelnes, vielleicht auch Principielles, in Hertzberg's Darstellung besser zugesagt hat. Man wird zwar mit Schiller einverstanden sein, daß die römische Kaisergeschichte dermalen noch viel unter dem Banne gar falscher Vorstellungen stehe, und daß wir in „diesen Zeiten nicht mehr blos den Verfall erblicken" dürfen; auch müssen wir uns, wie Schiller mit Recht bemerkt, befreien von der „engherzig philologisch-theologischen Auffassung", welche die ganze römische Welt nur und ausschließlich vom Standpunkte des Christen aus und im Lichte seiner Religion beurtheilt; auch die Autorität des Tacitus darf nicht mehr als unanfechtbar gelten — aber es will uns scheinen, als sei Schiller, einem Drange nach Hyperkritik nachgebend, gerade in letzterer Beziehung ins Extrem verfallen. Oder was ist es anders, wenn er die Christenverfolgung als Religionsverfolgung unter Nero für

höchst fragwürdig erklärt, da kein Schriftsteller jener Zeit etwas davon weiß. „Die Angeklagten seien", meint Schiller, „nur wegen Brandstiftung gefaßt worden", und „weder das Verfahren noch die Strafen seien ungewöhnlich". Und was sagt denn Tacitus, in dessen Jugendzeit jener Brand fiel? Um das hartnäckig sich behauptende Gerücht, als sei er selber der Brandstifter, zum Verstummen zu bringen, habe Nero die Schuld auf die Christen geschoben, und habe diese beim Volk wegen ihrer abscheulichen Handlungen verhaßten Leute mit den raffinirtesten Strafen heimgesucht u. s. w. Das Citat bei Schiller ist hier falsch angegeben! Und Tacitus sollte über diese Vorfälle in der Stadt (nicht in den Provinzen, auch nicht auf Capri, von wo über den armen Tiberius so grundfalsche Vorstellungen Curs fanden) nicht besser unterrichtet gewesen sein als ein Kritiker des 19. Jahrhunderts?

Es kann uns bei diesem Standpunkte der Kritik nicht wundern, wenn nun auch die in den letzten Decennien viel besprochene Persönlichkeit des Kaisers Tiberius bei dem neuen Kaiserhistoriker in einer ganz andern Beleuchtung erscheint als ehedem. Freilich hat Schiller Vorgänger in der Rettung des Genannten, aber die Rettungen nehmen auf der Scala dieser Versuche einen breiten Spielraum ein: keine der uns bisher zu Gesicht gekommenen hat sich bis zu der Höhe der Schiller'schen emporgeschwungen. Daß Tiberius gute Eigenschaften hatte, im Kriege eine ungewöhnliche Einsicht, im Frieden ein bedeutendes Organisations- und Verwaltungstalent an den Tag legte; daß er, ohne eigene Verschuldung, häusliches Unglück hatte, das ihn verdüstern mußte; daß er, alles in allem, nicht der erbarmungslose Wütherich ist, als welcher er in frühern Darstellungen erscheint, wo das wüste Treiben seiner letzten Lebensjahre als typisch für sein ganzes Leben aufgefaßt wurde — das alles steht jetzt fest und ist über allen Zweifel erhaben; aber von diesem Zugeständnisse ist noch ein gewaltiger Schritt bis zur Anerkennung eines „Großartigen in Tiberius' Natur" und zu einer Charakteristik wie die folgende:

> Die Kaisergeschichte kennt wenige in gleichem Maße bedeutende und interessante Gestalten wie die des Tiberius. . . . An treuer Pflichterfüllung, an geschickter Finanzpolitik ist er nicht übertroffen worden. Aber ebenso steht er unerreicht in der Größe seines Unglücks. . . . Man hat ihn als Regenten mit Friedrich II. verglichen; er gleicht ihm auch in der Menschenverachtung . . . beide theilen in gewissem Sinn das Los in ihrer Zeit unverstandener Fürsten, daß ihnen die Unterthanen mehr Achtung zollten als Liebe; aber bei Tiberius wurde zuletzt dieses Gefühl von Furcht und Grauen verdrängt.

Der letzte Satz macht denn doch noch, wie man sieht, der gewöhnlichen Auffassung ein Zugeständniß, das aber ein wenig aussieht, wie wenn es von der Gewissensangst ausgepreßt wäre und als calmirendes Mittel wirken sollte. Wäre die Darstellung im großen historischen Stil gehalten, der leuchtende Gemälde zu entrollen versteht (wie Mommsen), so könnte und würde man über einzelne allzu kühne und originelle Striche hinwegsehen, Widersprüche weniger bemerken, auch die kleinen Flecken der Darstellung nicht beanstanden. Die etwas souveräne Art aber, wie der Verfasser seine Kritik übt, ohne durch äußere Vorzüge zu blenden, rufen denn doch auch eine Art von Gegenkritik hervor, welche, wie uns scheint, um so eher sich gegen ihn selber richten darf, als sie neben der vollen Anerkennung des im allgemeinen Geleisteten hergeht. Solche Ausstellungen zu machen, ist freilich kinderleicht; aber einestheils mögen sie dem Verfasser dafür bürgen, daß wir sein Buch mit dem aufmerksamsten Interesse gelesen haben, andererseits darf ein Autor, der in seinem Urtheil so streng ist, daß er sogar den Römern eine „Geschichtschreibung im eigentlichen Sinne" rundweg abspricht, doch auch an seine eigene Sterblichkeit erinnert werden. Beweise: Es ist doch gewiß zum mindesten hocheigenthümlich, wenn der Leser von Schiller's römischer Geschichte (angenommen, er kenne die landläufige Tradition derselben nicht von anderswoher) bei dem Tode der Kleopatra die berühmten Giftschlangen mit keinem Worte erwähnt findet. Eine solche vornehm kühle Höhe der Kritik macht auf Unbefangene einen entsprechend kühlen, vielleicht sogar frostigen Eindruck. Wir erlauben uns ferner, eine Auseinandersetzung über Provinzialverwaltung und Titulatur, wie sie auf S. 153 geboten wird, für höchst unklar zu halten (vgl. besonders das letzte Drittheil); nicht weniger unklar, ja widerspruchsvoll erscheint uns die Darlegung der gesetzgeberischen Gewalt des Princeps. Absonderlich klingt auch die Behauptung, auf Antonius habe „die Verpflichtung, das Geld zur Ablohnung der Veteranen zu beschaffen, schwer gelastet" (zur Zeit nämlich des Vertrags von Brundusium), verglichen mit der Aeußerung auf S. 125 „vor allem fehlte es (dem Augustus) an Geld, während Antonius die reichen Mittel des ägyptischen Schatzes zur Verfügung standen". Stand denn diese Goldgrube dem Antonius damals nicht auch offen?! Einer von beiden Sätzen muß doch wol Phrase sein. Für Phrase müssen wir es einstweilen auch halten, wenn vom Philosophen Seneca behauptet wird, er habe „das literarische Gebiet bebaut, um auf dem politischen eine Rolle zu spielen", oder von Ovid, „er ermangle jeder Tiefe des Gefühls", und seine „innere Unwahrheit dränge sich dem Leser entgegen" (in den Klageliedern aus Tomi) — im Gegentheil, vor lauter Gefühl und furchtbarer Wahrheit ist ihm die Poesie beinahe abhanden gekommen!

Und nun noch einige Bemerkungen über die äußere Darstellung, welche, bei den Römern wenigstens, auch etwas zu der Aufgabe des Geschichtschreibers gehört. Der Verfasser hält sich im allgemeinen mit Glück an das „genus medium"; wo es am Platz scheint, steigt er auch höher, oder er betritt die Niederungen. Den „orchiastischen Cult" und den das Consulat „begleitenden" (sic!) Tiberius wollen wir als neckische Druckfehler gern hingehen lassen (obschon vielleicht über die Consequenz, den Principat neben das Consulat zu placiren ein Wort zu sagen wäre); Fremdwörter wie „Parvenu, Renommée" u. s. w. hat ja auch der

Meister Mommsen bekanntlich in Hülle und Fülle, auch „reprimirt" und „significant" sollen noch — sollten aber eigentlich nicht — geduldet sein; aber ein Nebeneinander wie: „so wurde das Compromiß die Signatur des Regiments" und „magistratische Decrete cassiren und reformiren", stört denn doch unser deutsches Sprachgefühl, besonders wenn es daneben auf das nichts weniger als schöne Sprachgebilde eines „Verbietungsrechtes" stößt, gegen welches es einstweilen sein Veto einlegen möchte. Für nicht sprachrichtig gilt bei uns zu Lande: „am Beginn des Principats", ferner „das Commando war erstreckt auf die kaiserlichen Legionen", oder „würde man dies behaupten, so würde man blos mitleidiges Lächeln haben" (wo die beiden man zwei verschiedene Parteien bezeichnen); auch daß die Christen „ein farbenreiches Bild nach diesem Leben verlegen", ist zum mindesten absonderlich gesagt; Nebeneinanderstellungen wie „Apomea und Antiocheia" oder „Alexandreia, Antiocheia, Corinth und Ephesus" nehmen sich nicht schön aus, und so gäbe es noch manches zu rügen, wenn es eine Blumenlese anfechtbarer Ausdrücke gälte; doch selbst in diesem Fall würde unser Endurtheil dahin gehen, daß das Buch um seiner eigenthümlichen Vorzüge willen einen großen und dankbaren Leserkreis finden wird und zu finden verdient.

J. Mähly.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Die Verlagsbuchhandlung von Otto Spamer in Leipzig hat für den Weihnachtstisch eine Reihe neuer Auflagen und neuer Werke verlegt, zu denen die große Zahl der ältern Schriften hinzukommt, welche in dem ausgegebenen „Illustrirten Verlagskatalog" verzeichnet sind. Solche illustrirte Verlagskataloge, die mit Bildern aus den verzeichneten und empfohlenen Werken geschmückt sind, kommen immer mehr in Mode; auch die Verlagsbuchhandlung von F. A. Brockhaus in Leipzig hat einen solchen „Illustrirten Katalog ausgewählter Werke" ausgegeben, in welchem eine Reihe empfehlenswerther Schriften mit Proben ihres bildlichen Schmucks aufgeführt sind.

In einer illustrirten Prachtausgabe läßt die Otto Spamer'sche Buchhandlung „Das Buch der Hausfrau" erscheinen, in einer dritten gemäß den Anforderungen der Gegenwart und auf Grund eines neu aufgestellten Plans völlig umgearbeiteten Auflage. Johanna von Sydow wird auf dem Titelblatt als Herausgeberin genannt. Das Werk enthält 300 Textabbildungen und 5 Tonbilder. Um ein so ausgedehntes und vielseitiges Werk zu schaffen, war auch die Heranziehung verschiedener Kräfte nöthig, die auf den einzelnen in Frage kommenden Gebieten reiche Erfahrung mit angemessener und ansprechender Darstellungsweise verbinden. Das Werk zerfällt in drei Hauptabtheilungen: „Das Haus", „Die Heranbildung zur Hausfrau", „Die Hausführung". In der ersten wird über die Wohnung, die Kunst im Hause, die einzelnen Theile der Wohnung, Garten und Park eingehend gesprochen, die Lage der Wohnung und innere bauliche Einrichtung, Luft, Licht, Wasser und Wärme, die einzelnen Wohn-, Schlaf- und Wirthschaftsräume im Detail nach ihrer wünschenswerthen Einrichtung durchgegangen. In der zweiten Abtheilung kommt die Erziehung für den Beruf, die weibliche Toilette, die Pflege des Geistes und Körpers, die gesellschaftlichen Beziehungen der Frau zur Sprache; in der dritten: Kochkunst, Keller, Garderobe, Rechnungswesen zur Sprache. Alle diese Abtheilungen enthalten viel Instructives und geben sehr beachtenswerthe Winke; es könnte nur auffallen, daß in den ersten Abtheilungen meistens ein sehr großartiger Hausstand vorausgesetzt wird, während bei dem Rechnungswesen in der Regel bescheidene Posten angenommen werden, welche nicht entfernt jenen Hausstand zu decken vermögen.

In neuen Auflagen liegen ferner vor: Wilhelm Wägner's „Deutsche Heldensagen"; C. Michael's „Der Geisterkreis der Ruhe- und Friedlosen", in welchem das Contingent der sagenhaften Gestalten in den Volksüberlieferungen wesentlich vermehrt worden ist; „Dreißig auserlesene Märchen für den Familienkreis" von H. C. Andersen, übersetzt von Edmund Lobedanz. Letzterm Werke sind „Erinnerungen an H. C. Andersen" und „Andersen's letzte Tage" beigegeben.

Eine neue Schrift ist „Martin Luther" von Gustav Portig, herausgegeben zur Erinnerung an den großen deutschen Volksmann und zur Feier seines vierhundertjährigen Geburtstags. Diese Schrift ist Otto Spamer's „Illustrirter Jugend- und Hausbibliothek" eingereiht; sie enthält 35 Textillustrationen und ein Titelbild. Der Verfasser, der seine gründliche philosophische und ästhetische Bildung in größern Werken und zahlreichen Essays bekundet hat, von denen „Unsere Zeit" einige der werthvollsten brachte, erklärt in der Vorrede, daß es seine Absicht gewesen sei, ein Volksbuch zu schaffen, „auf mäßigem Raume möglichst viel zu berichten, aus dem Guten das Beste zu wählen, mit geschichtlicher Treue die maßvolle Freiheit des eigenen Urtheils zu verbinden; theilweise aus abgeleiteten Quellen zu schöpfen, erschien mir mit Rücksicht auf deren Werth sowol als Recht wie als Pflicht". Die Darstellungsweise Portig's ist klar und bestimmt; sie begleitet den Reformator durch alle seine Lebensschicksale. Dann wird Luther's Charakterbild entworfen und sehr gut ausgewählte Auszüge aus Luther's Schriften mitgetheilt. Am Schlusse werden die Gedenktage und Ereignisse aus Luther's Leben chronologisch zusammengestellt.

Die schönsten Parabeln und Legenden des Morgen- und Abendlandes hat Hermann Mehl gesammelt und bearbeitet; sie enthalten 34 Textillustrationen und ein buntes Titelbild von Konrad Ermisch. Die Sammlung enthält „Parabeln des Morgenlandes", „Parabeln Jesu Christi", Parabeln von Herder, von Krummacher, von Fr. Rückert, Agnes Franz u. a., Legenden und Parabeln aus dem Talmud und aus arabischen Quellen. Das Buch bietet also eine reiche Auswahl solcher Dichtungen, namentlich aus dem Orient, der hierin originell und schöpferisch ist, während der Occident nur nachdichtend in seine Fußstapfen tritt.

Der Spamer'sche Verlag bringt eine Reihe vaterländischer Erzählungen, meist in biographischer Form mit eingeflochtenen freierfundenen Episoden. Hierzu gehört auch die soeben erschienene Schrift: „Der Alte aus dem Busch, Hans Joachim von Zieten und seine Braven" von Ferdinand Pflug. Vorausgeschickt ist eine kurze Einleitung über das preußische Heerwesen zur Zeit Friedrich's des Großen. Der erste Theil enthält Schilderungen und Skizzen aus dem Husarenleben und den ersten schlesischen Kriegen; der zweite bringt Schlachtgemälde aus dem Siebenjährigen Kriege. Die Schrift enthält 60 Abbildungen

und ein Titelbild, nach Zeichnungen von Richard Knötel u. a. Allerlei novellistische Abenteuer sind illustrirt, aber auch die großen Ereignisse aus dem Leben des tapfern Husarenführers, bei denen meistens der große Friedrich im Vordergrunde steht.

— Von den „Philosophischen Vorträgen“ (Halle, Pfeffer), welche die Philosophische Gesellschaft in Berlin herausgibt, liegen uns wieder zwei Hefte vor. Das dritte Heft der Neuen Folge behandelt „Die Entwickelung des religiösen Bewußtseins der Menschheit nach E. von Hartmann“, Vortrag von Professor A. Lasson. Redner beginnt mit einer gedrängten Uebersicht der verschiedenen Religionsbegriffe, welche mit großem Scharfsinn entwickelt werden. In der Neuzeit strebe man die einseitige Auffassung der Religion als einer Lehre zu durchbrechen und andererseits das religiöse Verhältniß psychologisch aus der in der menschlichen Natur gesetzten Nothwendigkeit abzuleiten. Es gilt, die objectiv vorhandenen Religionen zu begreifen, besonders die christliche Kirche, welche begrifflich abzuleiten ist aus der Bestimmung des Menschen zur Sittlichkeit. Von diesem Standpunkte aus glaubt Redner das Hartmann'sche Werk beurtheilen zu müssen. Bei aller Anerkennung nun, welche er besonders der formalen Begabung Hartmann's spendet, bekämpft er doch dessen ungerechte Behandlung des Christenthums. Lasson selbst erfährt sodann eine ziemlich scharfe Kritik durch Michelet, eine sehr geistvolle durch Kirchmann und Frederichs. Das vierte Heft der Neuen Folge enthält einen Vortrag des Präsidenten a. D. von Kirchmann: „Ueber die Anwendbarkeit der mathematischen Methode auf die Philosophie“. Descartes und Spinoza hatten schon früher versucht, die geometrische Methode auf die Philosophie anzuwenden, doch sind ihre und alle spätern Versuche fehlgeschlagen. Kirchmann ist der Ansicht, daß die Methode der Mathematik auf keine einzige Wissenschaft anwendbar sei, und sucht dafür den Beweis zu führen. Die Philosophie besitze allein unter allen Wissenschaften die Freiheit schrankenlosen Denkens; ein in der Philosophie allgemein herrschendes System wäre der Tod des menschlichen Geistes. Nicht aus Principien des Wissens, sondern vermöge der Ursprünglichkeit seines Gefühls entscheide sich der eine für dieses, der andere für jenes System. Herrn von Kirchmann antworteten Oberlehrer Essen, Professor Lasson, Professor Pappenheim, Dr. Runge.

— Aus dem Verlag von Karl Habel in Berlin liegen uns vor: Heft 419 und Heft 420 der „Sammlung wissenschaftlicher Vorträge“ von R. Virchow und F. von Holtzendorff. Sie behandeln: „Die Anfänge menschlicher Industrie“ von Karl von Scherzer und „Ueber ethnologische Untersuchungen des Farbensinnes“ von Hugo Magnus. Aus den „Deutschen Zeit- und Streitfragen“ behandelt Heft 184 „Zur Frauenfrage“ von Professor Laas. Diese Hefte seien hiermit bestens empfohlen.

Bibliographie.

Colquhoun, A. R., Quer durch Chryse. Forschungsreise durch die südchinesischen Grenzländer und Birma von Canton nach Mandalay. Autorisirte deutsche Ausgabe. Aus dem Englischen von H. von Wobeser. Mit über 300 Abbildungen in Holzschnitt und 2 Karten. 2 Bde. Leipzig, Brockhaus. 1884. 8. 24 M.

Berliner Kunstkritik, mit Randglossen von Quidam. Berlin, Freund u. Jeckel. 1884. 12. 2 M.

Kunze, W., Gedichte. Wolfenbüttel, Zwißler. 16. 3 M.

Mauthner, F., Dilettanten-Spiegel. Travestie nach Horazens Ars poetica. Dresden, Minden. 1884. 8. 1 M. 50 Pf.

Meyer, C. F., Das Leiden eines Knaben. Novelle. Leipzig, Haessel. 8. 2 M.

Mnemosyne. Organ für Gedächtniskunst. In zwanglosen Heften herausgegeben von C. T. Mauersberger. 1stes Hft. Leipzig, Klinkhardt. Gr. 8. 60 Pf.

Möhrlin, F., Locken. Charakterbild. Ravensburg. 8. 1 M.

— — Herrn Starke's Weihnachtsabend. Charakterbild. Ravensburg. 8. 1 M.

— — Vorsicht und Liebe. Ländliche Scene. Ravensburg. 8. 1 M.

Oswald, F. L., Streifzüge in den Urwäldern von Mexico und Central-Amerika. 2te Aufl. Mit 76 Abbildungen in Holzschnitt. Leipzig, Brockhaus. 1884. 8. 7 M. 50 Pf.

Pecht, F., Die moderne Kunst auf der internationalen Kunstausstellung zu München 1883. 19 Briefe. München, Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft. 8. 3 M.

Peschkau, E., Traum und Leben. Gedichte. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1884. 16. 3 M.

Dramatische Possen für gesellige Vereine. Von einem Freunde derselben. Freiburg i. Br., Herder. 8. 1 M. 40 Pf.

Prutz, H., Malteser Urkunden und Regesten zur Geschichte der Tempelherren und der Johanniter. München, Th. Ackermann. Gr. 8. 5 M.

Ramberg, G., Entweder — oder. Lebensbild. Nach der gleichnamigen Erzählung von H. Laube für die Bühne bearbeitet. Wien, Engel. 1884. 8. 1 M.

Die Realschulen in Bayern und ihre Gegner. Ein Versuch zur Verständigung über die Realschulfrage. München, Kaiser. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Reichardt, H., Der deutsche Lehrer in England. Eine Warnung für die deutsche Lehrer- und Studentenschaft, sowie eine Mahnung an die englische Nation. Berlin, Weidmann. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Reinhard's, K. F., Briefe an Ch. de Villers. Hamburg, O. Meissner. Gr 8. 1 M.

Renan, E., Erinnerungen aus meiner Kindheit und Jugendzeit. Autorisirte Uebersetzung von S. Born. Mit einem Brief des Verfassers in Facsimile. Basel, Bernheim. Gr. 8. 9 M.

Reusch, F. H., Der Index der verbotenen Bücher. Ein Beitrag zur Kirchen- und Literaturgeschichte. 1ster Bd. Bonn, Cohen u. Sohn. Gr. 8. 15 M.

Roitzsch, R., Die Entwickelungshypothese und die durch sie hervorgerufene moderne Weltanschauung. Ein Vortrag. Dresden, Burdach. 8. 1 M.

Ruland, C., Die Luther-Ausstellung des großherzoglichen Museums zu Weimar. Mit Beiträgen des Sachsen-Ernestinischen Gesammt-Archivs, der großherzoglichen Bibliothek u. a. zusammengestellt. Portraits — Medaillen — Handschriften — Erste Drucke — Moderne Darstellungen. Weimar, Böhlau. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Rutari, A., Ernst Kossak. Eine Schilderung seines Lebens und seiner Werke. Mit einem Bildnisse Kossak's in Lichtdruck. Berlin, Eckstein Nachf. 1884. 8. 2 M.

Der Bukarester Salon. Illustrirte rumänische Rundschau. Herausgegeben von J. Bettelheim. 1ster Jahrg. Mai 1883 bis April 1884. 12 Hfte. Wien, Szelinski. Lex.-8. Vierteljährlich 8 M.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von R. Virchow und F. v. Holtzendorff. 423stes Hft.: Elementares Leben. Von J. Kollmann. Berlin, Habel. Gr. 8. 75 Pf.

Schletterer, H. M., Studien zur Geschichte der französischen Musik. I. Berlin, Damköhler. 1884. Gr. 8. 6 M.

Schücking, L., Heimatlaub. Novellen. 2 Bde. Herzberg a. H., Simon. 1884. 8. 9 M.

Schütz-Holzhausen, D. Freih. v., Der Amazonas. Wanderbilder aus Peru, Bolivia und Nordbrasilien. Mit 31 in den Text gedruckten Holzschnitten und 10 Vollbildern. Freiburg i. Br., Herder. Gr. 8. 4 M.

Schwarz, T., Ueber Fels und Firn. Die Bezwingung der mächtigsten Hochgipfel der Erde durch den Menschen. Nach Berichten aus früherer und späterer Zeit für junge wie alte Freunde der Berge dargestellt. Leipzig, Frohberg. 1884. Gr. 8. 5 M. 40 Pf.

Schwebel, O., Vom Eisenhute bis zur Kaiserkrone. Kurbrandenburgisch-preußische Geschichten. 1ster u. 2ter Thl. Minden, Bruns. 1884. Gr. 8. 12 M. 50 Pf.

Seeländer, O., Graf Seckendorff und die Publizistik zum Frieden von Füssen von 1745. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Siking, F., Des Nordlands Königstochter. Eine epische Märchendichtung. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1884. 16. 3 M.

Stadelmann, L., Meister Thomas oder der Doppelgänger. Musikalisches Volksdrama. Musik von Maurice Chemin-Petit. Nürnberg, Korn. Gr. 8. 60 Pf.

Steinhausen, H., Markus Zeisleins großer Tag. Novelle. Barmen, Klein. 12. 2 M.

Historisches Taschenbuch. Begründet von Friedrich von Raumer. Herausgegeben von W. Maurenbrecher. 6te Folge. 3ter Jahrg. Leipzig, Brockhaus. 1884. 8. 8 M.

Fünfundneunzig Thesen zum gegenwärtigen Stand der religiösen Dinge in Deutschland. Berlin, C. Duncker. Gr. 8. 60 Pf.

Traut, H. Th., Vingt et une Coeur- und Pique-Damen. Historische Feuilletons. Leipzig, Blüher. 1884. 8. 4 M.

Vietinghoff, Lilly Baronin v., Neue Märchen. Dorpat, Karow. 8. 2 M. 80 Pf.

Vilmar, A. F. C., Martin Luther. Gütersloh, Bertelsmann. 8. 80 Pf.

Vosmaer, K., Amazone. Roman. In deutscher, autorisirter Uebersetzung von Lina Schneider. Mit einem Vorwort von G. Ebers. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1884. 8. 5 M.

Weddigen, O., und H. Hartmann, Der Sagenschatz Westfalens. Mit einem Titelbilde: „Die Sage“ nach W. v. Kaulbach. Minden, Bruns. 1884. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Werner, E., Bunte Blätter. Humoresken und Novellen. Leipzig, Verlags-Magazin. 8. 3 M.

Wildenbruch, E. v., Kinderthränen. Zwei Erzählungen. Berlin, Freund u. Jeckel. 1884. 12. 2 M.

Wolff, H., Wegweiser in das Studium der kantischen Philosophie. Eine Darstellung des geistigen Entwicklungsganges Kant's, des kritischen Grundproblemes und der Lösung desselben in den drei Kritiken. Leipzig, Denicke. 1884. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Der österreich-russische Zukunftskrieg. Eine Studie über den wahrscheinlichen strategischen Aufmarsch der österreichischen und russischen Streitkräfte längs der galizischen Grenze. Mit einer Karte. Von B—C. Hannover, Helwing. 1884. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Anzeigen.

(Mit einer Beilage: Mittheilungen von F. A. Brockhaus in Leipzig, 1883 Nr. 4.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 51. — 20. December 1883.

Literarische Unterhaltungen.

Die Blüte der Journalistik.

Wir befinden uns offenbar in einer Zeit, in welcher das deutsche Journalwesen einen Reichthum entfaltet wie nie zuvor; wir sprechen nicht von den Zeitungen, sondern von den Wochen- und Monatsschriften. Es vergeht kaum eine Woche, in welcher nicht ein neues derartiges Journal das Licht der Welt erblickt. Der Kampf ums Dasein auf diesem Gebiet ist nie so hitzig gewesen, die Unternehmungslust der Verlagsbuchhändler nie so regsam, die Schattirungen und Nuancen in Tendenz und Haltung der einzelnen Blätter nie so mannichfaltig; denn jedes dieser zahlreichen neu erschienenen Blätter will doch einen Existenzgrund für sich aufweisen, will sich doch von seinen Nachbarn zur Rechten und zur Linken zu unterscheiden suchen.

An und für sich ist solche geistige Regsamkeit gewiß erfreulich, überdies ein Beweis dafür, daß der Buchhandel, wenn auch die Börse oft einen bewölkten Himmel sieht, an die Dauer der sonnenhellen Friedensära glaubt, in welcher allein diese neu ausgebrüteten Küchlein Wachsthum und Gedeihen finden können. Uhland singt von der Lyrik:

> Das ist Freude, das ist Leben,
> Wenn's von allen Zweigen schallt.

Das gilt auch heutzutage von der Journalistik: so vielstimmig ist ihr Orchester besetzt. Wir haben uns stets gegen das Monopol erklärt, namentlich auch damals, als dasselbe von einem geistreichen Autor für eine bestimmte einzelne Revue in Anspruch genommen wurde, der gegenüber alle übrigen zum Tode verurtheilt sein sollten. Dagegen mußten sich principiell alle andern lebensfähigen Monatsschriften zur Wehr setzen; denn keine brauchte sich ihre Existenz von vornherein fortdecretiren zu lassen. Etwas anderes ist es, wenn diese oder jene im Kampf ums Dasein unterliegt, denn „der Lebende hat Recht“.

So berechtigt das Ankämpfen gegen ein in Anspruch genommenes Monopol, von so großem Werth auch die Mannichfaltigkeit der Standpunkte und Tendenzen dem Publikum gegenüber sein mag: so ist doch nicht zu verkennen, daß es auf diesem Gebiete, namentlich auf dem der Monatsschriften, jetzt eine Hyperproduction gibt, sodaß sie gegenseitig sich freie Luft und Wachsthum und die Fähigkeit, ihr Zweigwerk auszubreiten, ihre Krone voll und schön zu entfalten, fortnehmen.

Es gab eine Zeit, in welcher „Unsere Zeit“ die einzige deutsche Revue war, neben der nur die bei Meyer in Hildburghausen erscheinende „Glocke“ eine Zeit lang — denn lange war ihres Bleibens nicht — in Betracht kam. Vergleichen wir damit den jetzigen Flor von Revuen. Die „Deutsche Rundschau“ von Julius Rodenberg erschien zunächst auf dem Plan; durch klangvollen Namen und regen Betrieb eroberte sie sich bald einen hervorragenden Platz. Dann folgte die „Deutsche Revue“ von Fleischer, welche, nach fachwissenschaftlichen Rubriken eingetheilt, eine ernstere Physiognomie zur Schau trug. Dann „Nord und Süd“ von Paul Lindau, eine elegante Boudoirrevue, die sich auch in ihrer Ausstattung an das fashionable Publikum wandte. Hierauf erschien „Auf der Höhe“ von Sacher-Masoch, eine Revue mit internationaler Tendenz und hervorragenden Mitarbeitern aus verschiedenen Nationen. Dazu kamen österreichische Revuen. „Unsere Zeit“ bewahrte nach wie vor ihre Selbständigkeit und Eigenthümlichkeit, das Bestreben, ein umfassendes Culturgemälde der Gegenwart zu geben, die Zeitgeschichte möglichst vollständig zu schreiben, indem nicht nur in längern Artikelserien die Geschichte der einzelnen Völker im Zusammenhang dargestellt ward, sondern auch alle größern Kriege, alle

Expeditionen und Verwickelungen in andern Welttheilen auf geographischer und ethnographischer Grundlage geschildert und sorgsam ausgeführte Porträts hervorragender Männer von zeitgeschichtlicher, literarischer und künstlerischer Bedeutung entworfen wurden.

In dieser ihrer Eigenart findet „Unsere Zeit" keine Rivalin unter den Monatsrevuen; eher macht ihr hierin eine Wochenschrift, die also unter ganz andern buchhändlerischen Voraussetzungen erscheint, Concurrenz: wir meinen das von Kürschner redigirte Blatt „Der Zeitgenosse", obschon hier allen jenen Stoffen, die „Unsere Zeit" eingehend behandelt, nur kürzere Artikel gewidmet werden können.

Nicht minder gerathen jetzt die illustrirten Blätter ins Gedränge, da sich auch auf diesem Gebiete buchhändlerischer Speculation eine tumultuarische Thätigkeit entwickelt: die „Illustrirte Zeitung" in Leipzig, schon lange bewährt als eine mit vorzüglichen Bildern ausgestattete, erschöpfende Zeitchronik, „Ueber Land und Meer", ein Blatt, das neben der Tendenz der „Illustrirten Zeitung" auch noch diejenige spannender Unterhaltung verfolgt und zwar mit glücklich ausgewähltem Stoff, und die strebsame „Neue Illustrirte Zeitung", die in Oesterreich das Terrain beherrscht.

Von den illustrirten Unterhaltungsschriften nimmt die „Gartenlaube" noch immer die hervorragendste Stelle ein; ihre unumschränkte Herrschaft hat freilich durch inzwischen neu erstandene Zeitschriften eine wesentliche Einbuße erlitten. Nach der unglücklichen Katastrophe der „Amazone" trat durch das Verbot in Preußen dort eine Lücke in ihrem Vertriebe ein: ein Blatt mit conservativer Tendenz, „Daheim", erschien, um diese Lücke auszufüllen, und hat seine Concurrenz bis zum heutigen Tag glücklich aufrecht erhalten. Neuerdings hat sich „Schorer's Familienblatt" in Berlin zum Doppelgänger der „Gartenlaube" gemacht. Kürschner's „Vom Fels zum Meer" hat mit seiner bunten Mannichfaltigkeit weite Verbreitung gefunden. Der „Hausfreund" erscheint in Breslau in einer empfehlenden Umgestaltung. Als illustrirte Monatsschrift erfreuen sich eines alten Rufs Westermann's „Illustrirte deutsche Monatshefte". Nimmt man hierzu die „Illustrirte Welt", „Das Buch für Alle", die mit Bildern ausgestatteten großen Modenzeitungen, „Das Neue Blatt", die in Oesterreich erscheinenden Blätter „Die Heimat" und „Heimgarten" und die illustrirten Blätter untergeordneten Rangs, so erhält man eine so große Summe von Zeitschriften, die, mit Bildern geschmückt, für die Unterhaltung sorgen, daß der Bedarf des Lesepublikums auch in diesem von der Mode bevorzugten Genre überreichlich gedeckt ist.

Es ist ein alter Satz, daß bei der Concurrenz das Publikum gewinnt, mag derselbe auch von der neuern Schule der Socialreformer bestritten werden; das Angebot ist groß und die Leser haben die Wahl; doch der Sieg bei dieser Concurrenz wird, wie überhaupt auf dem Büchermarkt, nicht immer durch das geistig Hervorragende erstritten, das theils dem Geschmack des großen Publikums nicht immer genehm ist, theils in der Masse verschwindet. Dies gilt bekanntlich auch auf dem Büchermarkt: Goethe's Werke lagen lange Zeit wie Blei im Buchhandel fest, und was die classischen Zeitschriften betrifft, so mußten schon Schiller's „Horen" wegen Mangel an Betheiligung seiten des Publikums eingehen. Der Erfolg aller journalistischen Unternehmungen hat etwas Unberechenbares; jener unfaßbare Luftgeist, die Mode, spricht oft das entscheidende Wort; sie drückt das Barometer des Erfolgs herunter, sie läßt es steigen. Einzelne Zeitschriften nehmen an Abonnenten ab, andere zu, oft in überraschenden Progressionen, und das Warum ist keinem Sterblichen offenbar. Der Buchhandel und die Journalistik mit ihm macht bestimmte Epochen durch, die sich durch keine culturgeschichtliche Weisheit voraus bestimmen oder im voraus abgrenzen lassen. Die Literaturgeschichte hat mit solchen vorübergehenden Erfolgen weniger zu thun als die Culturgeschichte; denn die Mode und der wechselnde Zeitgeschmack gehören in das Gebiet der letztern.

Bei dieser Ueberfülle der Journale, von denen wir die ausschließlich kritischen und publicistischen noch gar nicht erwähnt haben, ist für Unterhaltung und Belehrung, soweit sie sich durch flüchtige Lektüre erreichen läßt, hinreichend gesorgt. Es ist nur die Frage, ob dem ganzen Zeitalter dadurch nicht eine Oberflächlichkeit angekränkelt wird, wie sie sich auch dem Theater gegenüber in der Vorliebe für das bequemste und leichteste Genre dramatischer Dichtung zeigt. Die Lektüre der Bücher tritt offenbar hinter der Zeitungs- und Journallektüre zurück, und die Bücher, wenn auch einige nichts enthalten als zusammengepackte Journalartikel, sind doch meistens von schwererem geistigen Kaliber. Es mag bei einem Roman gleichgültig sein, ob man ihn in einem Feuilleton, in einer Romanzeitschrift oder in einem Buch liest; aber schon bei Gedichten ist es etwas anderes. Man mag sich an diesem oder jenem einzelnen Gedicht erfreuen; doch die Physiognomie eines Poeten lernt man nur aus der Sammlung seiner Gedichte kennen. Ein wissenschaftlicher Essay mag interessiren; aber eine Wissenschaft selbst verlangt eine zusammenhängende Darstellung, selbst wo diese in volksthümlicher Gewandung auftritt. In erster Linie hat das Buch ein Recht, gegen die Zeitung und das Journal zu protestiren, und in ihrer Replik könnten diese vorzugsweise zu ihren Gunsten anführen, daß heutigentags Zeitungen und Journale von vielen gelesen werden, welche niemals Bücher zu lesen pflegen.

Rudolf von Gottschall.

Zur deutschen Literatur.

Seit sich der unermüdlich thätige Professor Joseph Kürschner, bisher Redacteur mehrerer literarischer Zeitschriften und Autorität besonders in der Kenntniß des deutschen Theaterwesens, und der unternehmende und geschäftskundige W. Spemann in Stuttgart gefunden haben, sind schon mehrere Unternehmungen geplant und ausgeführt worden, die von dem gebildeten deutschen Lesepublikum mit Freuden begrüßt wurden (ich erinnere an die Collection Spemann), von denen jedoch keins an die Wichtigkeit und wissenschaftliche Bedeutung des vorliegenden heranreicht, dessen Titel lautet:

1. Deutsche National-Literatur. Historisch-kritische Ausgabe. Unter Mitwirkung von Arnold, G. Balke, K. Bartsch u. a. herausgegeben von Joseph Kürschner. Lieferung 1—51. Stuttgart, Spemann. 1882—83. 8. Jede Lieferung 50 Pf.

Das ganze Unternehmen ist seit vielen Jahren von dem Herausgeber Kürschner geplant, alle Umstände wohl erwogen, die Möglichkeit des Erreichbaren abgegrenzt worden, ja man darf behaupten, bis an die äußerste Grenze desselben vorgeschritten, und somit ist ein Werk geschaffen, welches dem deutschen Publikum hoffentlich zu vielfacher geistiger Förderung gereichen wird. Kürschner hatte sich der vollen Zustimmung seines Lehrers R. Hildebrand in Leipzig zu erfreuen, als er ihm den Plan des Werks vorlegte, und Referent, der sich auch unter den Mitarbeitern befindet und dem vorläufig die Herausgabe von Schiller und Lessing übertragen ist, kann aus seiner Correspondenz mit dem Herausgeber anführen, daß der Plan seit Jahren erwogen war, ehe das Publikum von demselben Nachricht erhielt. Und um gleich noch ein Wort über die andern Mitarbeiter zu sagen, so wird man zugeben müssen, daß Kürschner, von allem literarischen Cliquenwesen fern, für die Herausgabe der einzelnen Schriftsteller immer diejenigen Persönlichkeiten zu gewinnen gesucht hat, die, wenn auch wie der Unterzeichnete sonst nicht gerade viel genannt, doch von ihrer Kenntniß des herauszugebenden Schriftstellers Proben abgelegt hatten. Andere Mitarbeiter, wie Bartsch, Düntzer, Schröer, gereichen schon durch ihre Namen dem Werk zur Empfehlung. Nach dem bisherigen Gang des Unternehmens ist durchaus kein Grund zu einem Zweifel vorhanden, daß es, wie es bisher vollständig seinen Prospect innegehalten, so auch den Termin seines Abschlusses innehalten werde; es wird also spätestens in $3\frac{1}{2}$ Jahren ein Werk vorliegen, das schon durch seine stattliche Ausdehnung, mehr aber noch durch die ganz eigenartige Zusammengehörigkeit seines Inhalts, als eine Encyklopädie der gesammten deutschen Literatur im großartigsten Stil, eine Zierde jedes Bücherschranks sein wird. *)

*) Wir glauben doch, an dieser Stelle an die übrigen vorzüglichen Literaturbibliotheken erinnern zu müssen, namentlich an Brockhaus' „Bibliothek der deutschen Nationalliteratur". D. Red.

Bei dergleichen Anschaffungen liebt das Publikum, und mit Recht, wie bei Zeitschriften nun einmal eine gewisse Mannichfaltigkeit. Wer zufällig schon im Besitz eines einzelnen Autors, wie z. B. Goethe, ist, würde es dem Herausgeber schlecht gedankt haben, hätte er ihm zunächst eine Reihe von Goethe's Bänden aufgetischt. Aber das konnte allerdings das Publikum verlangen, daß ihm möglichst rasch ganze einzelne Bände, nicht blos Lieferungen, Eines Autors in die Hände gegeben würden, um dieselben binden lassen zu können und so der Gefahr der Lieferungsausgaben vorzubeugen, daß einzelne Hefte verzettelt, zerrissen, verloren werden. Diesem berechtigten Verlangen ist denn auch der Herausgeber sowie die Verlagshandlung sofort nachgekommen, nachdem zunächst einzelne Lieferungen, um den Appetit zu reizen, bald da, bald dort hin gegriffen hatten, und in dieser soliden Weise wird das Unternehmen weiter geführt, sodaß von einer Verzettelung durchaus keine Rede sein kann.

Indem wir aus dem Prospect des Werks, den wir als bekannt voraussetzen, nur noch einmal hervorheben, daß er die ganze deutsche Nationalliteratur, insofern sie in den Bereich des historischen Studiums fällt (also mit Ausnahme der Schriftsteller der Gegenwart), umfaßt, bemerken wir nur noch, daß außer dem erwähnten stattlichen Umfang und der Einheitlichkeit des Plans die Vorzüge des Unternehmens bestehen: bei unsern Classikern zunächst in der größten Vollständigkeit des Textes, ferner in der Genauigkeit der Textgestaltung, in der Bündigkeit der Einleitungen und Erklärungen, worin sie mit den Hempel'schen Ausgaben zu rivalisiren suchen wird, in der Anführung der Kritik von seiten zeitgenössischer Schriftsteller, endlich in der Reproduction von Autographen, Originalporträts, merkwürdigen Theaterzetteln (wie in Lieferung 1 von ersten Aufführungen des „Faust"), Büchertiteln der Originalausgaben u. dgl. Doch ich habe nicht blos über den Prospect zu reden, sondern, da mir die ersten 51 Lieferungen zur Besprechung vorliegen, auch über die Ausführung derselben, die allen Erwartungen genügt.

Um den Gang des Unternehmens stets vor Augen zu behalten, habe ich mir vorgenommen, mein Exemplar gar nicht binden zu lassen, sondern es nach der Reihenfolge der Lieferungen in meiner Bibliothek aufzustellen, schon deshalb, weil durch das Einbinden der Umschlag der Lieferungen verloren gehen würde, auf welchem uns unter dem Titel „Signale aus der literarischen Welt" eine ganze kleine Literaturzeitung geliefert wird. Doch möchte ich ebenso wenig dies mein Beispiel zur Nachahmung empfehlen, sondern nur rathen, diese „Signale", deren Zusammenstellung dem unermüdlichen Herausgeber viele Arbeit kostet, nicht ohne weiteres in den Papierkorb des Buchbinders wandern zu lassen, sondern sie sich von ihm auszubitten, um sie vielleicht später einmal besonders binden

zu lassen. Von den Lesern d. Bl. ist ja ohnehin ein literarisches Interesse vorauszusetzen, und sie möchten es vielleicht später bereuen, diese „Signale" unbeachtet gelassen zu haben. Nach dieser meiner Liebhaberei möchte ich nun auch den Gang des Unternehmens nach der Reihenfolge der vorliegenden Lieferungen mit einigen Worten schildern.

Lieferung 1, die in aller Händen ist, bringt Goethe's „Faust", herausgegeben von Düntzer. Ueber Düntzer's Verdienste als Faust-Erklärer ist es unnöthig, noch viel Worte zu machen; in den Anmerkungen ist eher zu viel als zu wenig geleistet; hinter S. XVI findet sich eine Handzeichnung Goethe's aus dem Jahre 1806. Lieferung 2 bringt J. Chr. von Grimmelshausen's berühmten culturgeschichtlichen Roman aus der Zeit des Dreißigjährigen Kriegs: „Simplicius Simplicissimus", herausgegeben von dem verdienten Verfasser der „Geschichte des deutschen Romans", F. Bobertag. Welchen Werth das Werk hat, beweisen schon G. Freytag's „Bilder aus Deutschlands Vergangenheit" und die vielen neuern Ausgaben, die das Werk sowol den Fachgelehrten als dem großen gebildeten Publikum zugänglich gemacht haben. Lieferung 3 enthält Schiller's „Räuber", herausgegeben von mir mit den von A. Cohn zuerst veröffentlichten unterdrückten Bogen und der vortrefflichen zeitgenössischen Kritik des erfurter Literaten Timme. Lieferung 4 Wieland's „Oberon", herausgegeben von H. Pröhle, einem Autor, der bekannt ist durch seine schönen Sammlungen von Märchen und Sagen sowie durch seine Forschungen zur deutschen Literatur des 18. Jahrhunderts. Lieferung 5 Fortsetzung des „Faust". Lieferung 6—8 Fortsetzung des „Simplicissimus", womit der erste Band desselben abgeschlossen war. Lieferung 9 Kortum's unsterbliche „Jobsiade", gleichfalls von F. Bobertag herausgegeben. Lieferung 10—12 „Faust", auch mit den „Paralipomena", die in recht vielen Ausgaben fehlen; damit ist der Band geschlossen (der zwölfte von Goethe's sämmtlichen Werken in dieser Ausgabe).

Lieferung 13 enthält die Fortsetzung der „Räuber" mit dem Anhang der Theaterausgabe, die in Hempel's Ausgabe fehlt. Lieferung 14 den Schluß der „Räuber" und „Fiesco"; Lieferung 15 Theaterausgabe des „Fiesco", die bei Hempel fehlt. Damit ist dieser Band von Schiller, der dritte in dieser Ausgabe, abgeschlossen. Daß wir nicht mit den beiden ersten Bänden anfingen, welche die Biographie des Dichters und die Gedichte enthalten sollen, geschah, um einer Concurrenz mit einer neuen, gleichfalls von mir besorgten Ausgabe der Schiller'schen Gedichte in der Hempel'schen Sammlung möglichst aus dem Wege zu gehen, und so werden denn die Schiller'schen Gedichte wol zuletzt erscheinen, und zwar zum ersten mal seit 1809 und seit der Ausgabe von H. Kurz wieder in der von Schiller selbst geordneten Reihenfolge, aber nach dem Plan unserer Ausgabe in größter Vollständigkeit, sodaß das von Schiller nicht Aufgenommene in einen Anhang gebracht wird. Lieferung 16—18 enthält die Fortsetzung und den Schluß der „Jobsiade", womit dieser Band abgeschlossen ist. Lieferung 19 Lessing's „Lieder, Oden, gereimte Fabeln und Erzählungen, Sinngedichte, Fragmente und Fabeln in Prosa", herausgegeben von mir, mit einem in den bisherigen Ausgaben fehlenden Jugendgedicht, der Uebersetzung der lateinischen Epigrammata und der Jahreszahl der Entstehung oder des ersten Drucks jedes Gedichts. Lieferung 20 und 21 Fortsetzung und Anfang der Jugenddramen. Lieferung 22 Schluß derselben, womit der erste Band Lessing abgeschlossen ist.

Lieferung 23 eröffnet den zweiten Band des „Simplicissimus". Lieferung 24—26 Fortsetzung und Schluß des zweiten Bandes. Lieferung 27 Fortsetzung des „Oberon". Lieferung 28 Schluß desselben und „Verschiedene Erzählungen und Märchen in Versen". Hier hätte ich nun im Gegensatz zu Düntzer's „Faust" etwas mehr Erläuterungen gewünscht; desgleichen in Lieferung 29 Fortsetzung. Indessen ist doch unmöglich zu verlangen, daß ein Herausgeber alles wisse. Lieferung 30 schließt den zweiten Band des Wieland ab; was der erste bringen wird, weiß ich nicht. Lieferung 31—34 endlich bringen die „Stürmer und Dränger", der dritte Band Maler Müller und Schubart, beide in einer Auswahl, enthaltend, herausgegeben von dem äußerst fleißigen und sorgsamen Professor A. Sauer in Lemberg, der in den Werken E. von Kleist's in der Hempel'schen Sammlung ein wahres Muster einer kritischen Ausgabe aufgestellt hat.

Nach der, wie schon erwähnt, sehr bald befolgten Praxis enthalten jetzt immer mehrere hintereinander folgende Lieferungen den Text Eines Bandes; so Lieferung 35—38 den dritten Theil von Grimmelshausen, die „Simplicianischen Schriften", darunter Lieferung 38 den ersten Neudruck vom „Rathstübel Plutonis". Die Anmerkungen sind von Bobertag mit vorzüglicher Sorgfalt bearbeitet; allerdings hatte er darin auch schon einen vortrefflichen Vorgänger in Heinrich Kurz. Nachträge lassen sich freilich bei solchen ältern Werken immer noch sehr leicht machen und werden alle von der Redaction mit Dank angenommen und an geeigneter Stelle bestens verwerthet. Der hübsche Schwank von den Bauern, die ein Haus anstecken, um ein Kalb zu tödten, von dem sie glauben, es habe die Beine eines Landsknechts gefressen, wird auch von Hans Sachs erzählt. Das für unklar erklärte „Lauenwarter" (S. 282, Z. 3) heißt doch wol „Löwenwärter". Die Erklärung S. 314, Z. 12: „auszunehmen", wol „Geld ausgeben", ist unverständlich. Waaren ausnehmen heißt: sie auswählen, kaufen, und war auch noch im vorigen Jahrhundert häufig. Zu dem ganzen Zusammenhang von S. 324, besonders Z. 15 „Kloben" paßt das Sprichwort bei Simrock: „Weiber sind des Teufels Kloben, womit er fängt, was auffitzt." „Gelsomin" S. 333, Z. 8 ist Jasmin. Die Vermuthung zu S. 339, Z. 1: Cilicii ist unglücklich. Cilicium ist der Stachelgürtel der Büßenden.

Lieferung 39—43 bildet den zweiten Band der „Stürmer und Dränger", darunter in Lieferung 41 auch eine Auswahl von Lenz' Gedichten. In dem hier zuerst mit-

getheilten Nr. 49, S. 250, scheinen einige Fehler zu sein. Doch wir wollen es, um die trockene Aufzählung einmal zu unterbrechen, hier ganz mittheilen:

Ach, du, um die die Blumen sich
Verliebt aus ihren Knospen drängen
Und mit der frohen Luft um dich
Entzückt auch ihren Weihrauch mengen,
Um die jetzt Flur und Garten lacht,
Weil sie dein Auge blühen macht.

Ach könnt' ich jetzt ein Vogel sein
Und in verschwiegnem Busch es wagen,
Dir meines Herzens hohe Pein
Dir ohne Beispiel jetzt zu klagen;
Empfändest du die Möglichkeit
Von dieser Qualen Truckenheit:

Vielleicht daß jener Busen sich
Zu einem milden Seufzer höbe,
Der mich bezahlte, daß ich dich
Noch sterbend über alles liebe.

Z. 4 der zweiten Strophe muß es doch wol heißen: „Die ohne Beispiel.“ Z. 6 „Truckenheit“ ist allerdings veraltete Form für „Trockenheit“, hier aber muß es entschieden heißen „Trunkenheit“, und so steht auch, wie mir versichert wird, in der Handschrift. Endlich muß es in der dritten Strophe, Z. 2, des Reims wegen „hübe“ heißen statt „höbe“, S. 263, Z. 32 wol „fallt“ statt „fällt“. Zu dem Gedicht S. 269, Z. 7: „Und trugen sie alle fort weit der Sabiner sein Mädchen“, hätte bemerkt werden müssen, daß dies ein Versehen von Lenz ist; es müßte heißen: wie der Römer die Sabinerin. Die Stelle S. 309 fg. aus Wagner's „Kindermörderin“ III, 1: „Und da steht er, sobald er seinen Kratzfuß gemacht hat, von ferne wie der Nicodemus“, hätte wol eine Anmerkung verdient. Auch Düntzer's Anmerkung zu Lieferung 10, S. 79, V. 2022: „Mephistopheles. Heran, mein Freund! — Ihr heißet Nicodemus“, befriedigt nicht. Vgl. von Löper zu dieser Stelle, aber noch besonders Riccoboni bei Lessing (Hempel's Ausgabe, XI, 1, S. 433): „Kann man wol mit Gewißheit die Ursache angeben, warum man in Frankreich einen albern Gimpel einen Nicodemus nennt?“ Vgl. Bescherelle, „Dictionnaire national s. v.: On a pris ce mot en mauvaise part à cause de nice et de nigaud.“

Lieferung 43—46 bringen: Die Gegner der zweiten schlesischen Schule, Bd. 1: Günther, herausgegeben von L. Fulda. Also wieder eine neue Günther-Ausgabe. „Sie wachsen nach wie die Köpfe der Hydra.“ Zu S. 64, Z. 74 bemerke ich, daß „das Elend bauen“ durchaus nicht „unverständlich, wahrscheinlich fehlerhaft ist“, sondern es ist durchaus gebräuchlich für im Ausland, in der Verbannung leben. Zu S. 188, Z. 153 wäre zu bemerken gewesen, daß Günther seinen Gegner Krause deshalb Crispin nennt, weil crispus kraus heißt. Zu S. 200: J. V. C. bedeutet: Juris Utruisque Consultus, nicht Cultor.

Lieferung 47—50 enthalten „Stürmer und Dränger“ Bd. 1, mit einer vorzüglichen Einleitung von A. Sauer über „Die Sturm- und Drangperiode“. Endlich bringt Lieferung 51 die erste Lieferung von A. Gryphius, herausgegeben von H. Palm, bekanntlich dem berufensten Herausgeber von Gryphius' Werken.

Von der rüstig fortschreitenden Sammlung erscheint jede Woche wenigstens eine, meistens zwei Lieferungen; auch ist nun schon eine ganze Reihe von Bänden complet zu haben, in denen die einzelnen Lieferungen zusammengefaßt sind.

Man sieht, daß zunächst besonders das 18. Jahrhundert in seinen Hauptvertretern Lessing, Goethe, Schiller, und in den Sternen zweiter Größe Wieland und den „Stürmern und Drängern“ Günther vertreten ist; das 17. Jahrhundert durch den unvergleichlichen „Simplicissimus“, die „Simplicianischen Schriften“ von Grimmelshausen, Gryphius und Moscherosch; das 19. Jahrhundert durch die komische „Jobsiade“. Das Mittelalter steht noch ganz aus, und man darf darauf gespannt sein, wie es herausgegeben werden und welche Aufnahme es finden wird.

Möchte doch auch dieses neue, echt nationale Unternehmen dazu beitragen, den Riß, der in unsere nationale Entwickelung durch die Religionsspaltung und den Dreißigjährigen Krieg gerathen ist, weniger fühlbar zu machen und die deutsche National-Literatur immer mehr als das erscheinen zu lassen, was sie wirklich ist: als verschiedene Zweige, Blätter, Blüten und Früchte, alle gewachsen aus Einem Stamm, dem Herzen des großen und im innersten Kern einigen deutschen Volks. Robert Boxberger.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Romane.

1. Der Erbe des Herzogs. Roman von Egon Fels. Drei Bände. Jena, Costenoble. 1882. 8. 13 M. 50 Pf.
2. Allein in der Welt. Roman von Heinrich Köhler. Leipzig, A. Krüger. 1882. 8. 2 M. 80 Pf.
3. Das Geschlecht der Reichenau. Novelle von M. Ludolff. Bonn, Hauptmann. 1882. Gr. 8. 2 M.

Drei durchaus moderne Gesellschaftsbilder aus der vornehmen Welt, und drei gute Arbeiten.

Ganz bedeutend ist „Der Erbe des Herzogs“ von Egon Fels (Nr. 1). Aus dem englischen Leben gezogen, stellt dieser Roman im Grunde ein dreiactiges großes Lebensbild dar, an welches sich besondere kritische Fragen knüpfen ließen; es fordert fast ein näheres Eintreten heraus.

Erster Act. Geschichte der Pächterfamilie Macpherson auf den Gütern des Lord Douglas in Schottland. Handelnde Personen: der wohlhabende Pächter Mark Macpher-

son; seine zweite Frau, eine geborene Miß Perkins; das Töchterchen erster Ehe Mary; der unter dem erborgten Namen Mr. Markham sich einführende Verführer des Mädchens; der aus dieser unglücklichen Verbindung entsprungene Knabe in den ersten Jugendjahren; endlich ein aus einer Ecke auftauchender bösartiger Schlingel und Range, von dem sich hintennach erweist, daß er der uneheliche Sprößling der Frau Macpherson alias Miß Perkins ist, das Früchtchen einer geheimgehaltenen Jugendliebe, dessen ehrsamer Vater gleichen Kalibers zum Schluß auch noch auf die Bühne tritt.

Die Familientragödie ist kurz folgende: Der verwitwete Pächter, ein ziemlich roher und ungebildeter, übrigens rechtlicher und gutgestellter Mann, hat mit der verfehlten Wahl seiner zweiten Frau das Unglück seines Hauses begründet; die ehemalige Miß Perkins ist eine grundverdorbene, vom niedrigsten Geiz regierte Natur, sie hat es insbesondere auf das unschuldige Töchterchen erster Ehe abgesehen, das ihrer schrankenlosen Habsucht im Wege steht und auch richtig mit ihrer hinterlistigen Beihülfe zum Falle kommt und untergeht. Der Pächter, unter dem moralisch verderblichen Einfluß dieses Weibes und dem Schlage, den ihm der Fehltritt seiner Tochter versetzt, sinkt tiefer und tiefer, wird ein Trunkenbold und halb um den Verstand gebrachter Wütherich, vernachlässigt sein Hauswesen, das von Tag zu Tag auch ökonomisch zurückkommt, und stirbt nach einer letzten Gemüthserschütterung. Das Vermögen ist bereits zum stärksten Theil verloren, und als dann die verwitwete Pächterin ihren Jugendgalan heirathet und dieser vollends den Rest durchbringt, trägt sie aus ihren berechneten Bosheiten keinen andern Lohn davon als den zehnfach verdienten des Elends, in dem auch sie stirbt. Die fein geartete und sehr ehrbar gesinnte Mary ist ihrem schlau vorgehenden Geliebten nur unter der Bedingung einer geheimen Heirath gefolgt, welche sie, namentlich auf das Zureden der heuchlerischen Stiefmutter, nach schottischen Gesetzen auf alle Fälle als gültig betrachtet. Kurze Zeit lebt sie mit dem so ihr Angetrauten in Glück und Freuden auf einem einsamen Schloß, bis der verwöhnte Herr der idyllischen Abwechselung in seinem ungeregelten Leben überdrüssig wird, nach Indien geht und die Unglückliche, die ein Kind unter dem Herzen trägt, sitzen läßt; auch die angewiesenen Geldmittel unterschlägt ihr die schlechte Stiefmutter. Noch einmal nach Hause zurückgekehrt, wo kein Heim für sie ist, stirbt sie an Lungenschwindsucht. Vom Schicksal ihres Kindes werden wir in den andern Partien unserer Geschichte hören. Der erste Act ist zu Ende.

Der zweite Act spielt ausschließlich in der hohen Gesellschaft. Lord Edgington heirathet die durch bestechende Feinheit und Schönheit hervorragende, übrigens einer verarmten Familie angehörende Miß Ellen O'Neill, in der von ihr bezauberten Gesellschaft zubenannt „der weiße Engel". In alle den von ihrer Anmuth bestochenen Kreisen lebt ein einziger Herr, der die Sirene unter ihrem wahren Gesicht kennt; ihn hat nämlich der Zufall im Auslande zum Zeugen einer bis zum Gemeinen herzlosen Scene gemacht, die sie einem frühern Bewerber um ihre Hand gespielt, sodaß dieselbe dem Unglücklichen fast das Leben durch Selbstmord gekostet hätte. Kurz, der Lord heirathet den unter so glänzender Hülle versteckten weiblichen Teufel und hat ein so furchtbar unglückliches Leben, daß er gar an Selbstmord denkt — also der erste, weil er sie nicht haben konnte, und der zweite, weil er sie hat. Da spielt sie einen ihrer übermüthig tollen Streiche und kommt dabei um; der gequälte Lord muß dieses Unglück als eine Erlösung hinnehmen, denn von da an wird es heller in seinem umnachteten Leben. Zunächst gewinnt er für sein auch schon eigensinniges Töchterchen Alix eine vorzügliche Gouvernante, die den rechten Takt in der Erziehung anzuschlagen und es zum Guten zu lenken weiß. Im Verlauf, als die Wunden der alten Zeit vernarbt sind, findet er eine seinem nobeln Wesen wirklich ebenbürtige zweite Gemahlin, und nun geht erst das Glück über dem hohen Hause auf. Das ist die Familie, in welche hinein ein besonderes Geschick den halb erwachsenen und ganz verwahrlosten Taylor Markham führt, Mary's hinterlassenen Knaben. Die Scene, wie das geschieht, ist recht rührend, eine der innigsten und schönsten des Buchs. Als seine Mutter jung gestorben, ist der kleine Taylor in das zerrüttete Pächterhaus gekommen und da von der schlechten Frau und dem noch schlechtern zweiten Mann derselben aufs scheußlichste mishandelt worden, Hunger und Schläge waren die einzigen Erziehungsmittel. Doch hat er von der feinen Mutter und ihren guten Lehren einen so soliden Kern im Herzen, daß er rein und edel bleibt und den unverwischbaren Instinct eines bessern Lebens in sich bewahrt, und der täuscht ihn nicht. Mit dem Eintritt ins Haus Edgington ist ein Glücksstern über ihm aufgegangen und gewissermassen auch über dem Hause. Sehr klug und empfänglich, macht er bei der vorzüglichen Erziehung überraschende Fortschritte, gewinnt durch ebenso dankbares wie geschickt eingreifendes Verhalten förmlich die Rechte eines Pflegesohns, wird mit ungezählt gespendeten Mitteln ausgestattet und soll zum Geistlichen ausgebildet werden. Da greift sein Schicksal zum zweiten mal in das wechselschwere junge Leben mit fester Hand ein und stellt ihn noch eine mächtige Stufe höher.

Dritter Act. Auf den gleichen Höhen der Gesellschaft. Der unermeßlich reiche ältliche und abgelebte Herzog von Beaumanoir-Castle erste Hauptperson. Zweite die junge und schöne Lavinia, Tochter des verarmten Marquis d'Arlingecourt, eines schlechten Menschen und noch schlechtern Familienvaters, der auf schmähliche Weise das eigene Kind dem alten Lebemann verkuppelt. Dritte unser junge Taylor, jetzt vom Hause Edgington, schließlich sich entpuppend als der schon lang verschollene und vom leichtsinnigen Vater vergessene Sohn des Herzogs und der Mary. Das schwer gespannte Verhältniß zwischen den dreien löst sich zum Frieden und der Versöhnung. Dieser Act verläuft in folgender Weise: Lavinia, das Opfer der gemeinen Speculation

ihres eigenen Vaters, nicht im Stande, mit Erfolg entgegenzuarbeiten, ist so entsetzt über die Verbindung mit dem ihr octroyirten häßlichen Lebemann, daß sie die entscheidende Stunde nicht überleben will. Sie hat sich eines Dolches bemächtigt, um sich in der Brautnacht zu ermorden. Da legt sich das Schicksal ins Spiel, und in höchst auffallender Weise. Wir stehen gerade in der Peripetie und sehen mit Bangen der unvermeidlich scheinenden Katastrophe entgegen. Und da ist der Dichter genau auf das gleiche Mittel der Lösung verfallen, welches in derselben Zeit neben ihm ein anderer Romanschriftsteller in einem auch gar nicht übel construirten Werk verwendet hat, um eine ähnliche, nur bei weitem nicht ins so Furchtbare wie hier gespannte Situation versöhnlich zu gestalten. Der Zufall führte mir beide Werke nebeneinander in die Hand, und lebhaft überraschte mich die Gleichartigkeit der Schicksalswendung — ein frappanter Beweis von der Coïncidenz im Arbeiten des menschlichen Geistes oder der dichterischen Phantasie. Davon kann keine Rede sein, daß der eine Dichter dem andern nachgearbeitet habe. In dem Moment, da der Herzog sich bereit macht, die Freuden der so eifrig angestrebten Heirath zu genießen, rührt ihn der lähmende Schlag; die junge Dame ist damit aus der ihr unerträglich erscheinenden Stellung einer Gattin in die zu ihrer ganzen Natur sehr wohl passende einer Pflegerin oder Wärterin des Hülflosen und einer Art Verwalterin seiner Hausangelegenheiten hineinversetzt, welche ihr nach doppelter Richtung Befriedigung bringt: die fürstlichen Mittel des Hauses gestatten nämlich der schönen Frau, nach einem ganz natürlichen Zuge dem Glanz der Erscheinung und Repräsentation vollauf Genüge zu thun, und reiche Wohlthaten nach allen Richtungen auszustreuen. So gestaltet sich alles zum Besten; ja es erweist sich, daß der Herzog selber von Natur aus keineswegs so bodenlos frivol und verderbt war, wie er nach seinen Antecedenzien erschien; er stand nur, willensunkräftig, unter dem denkbar schlimmsten Einfluß und wird jetzt bei der harten Geduldprobe und unter Lavinia's feiner Einwirkung ein nobler alter Herr, der manche vergangene Sünden durch neues Wohlthun gut macht. Und als nun so unverhofft der Sohn und Erbe des sonst verwaisenden vornehmen Hauses an den Tag kommt, da ist trotz aller zu überwindenden Beschämung großer Jubel; er findet wirklich einen Vater und eine Mutter, die ihm beide Hände entgegenstrecken. Da hinein spielt stark ein naher verarmter Verwandter des Hauses, welcher der böse Dämon des Herzogs war, diesen in der teuflischen Berechnung, ihn früh an Seele und Leib zu ruiniren und dann von seinem Reichthum zu erben, in alle Ausschweifungen hineintrieb und seinerzeit auch die Trennung von Mary anregte. Er hat einen ebenso misrathenen Sohn, und das saubere Paar plant nun unter den sehr gegen ihre Berechnung sich gestaltenden Verhältnissen des Hauses neue Intriguen, fällt aber in die eigenen Schlingen. Der schlechte Alte stirbt im Elend, und der Junge kommt bei einem meuchelmörderischen Versuch auf das Leben des jungen Herzogs selber um. Von da an ist die Luft rein.

Es ergibt sich also, daß wir in einer seltenen Form ein völlig dramatisches dreitheiliges Gebäude vor uns haben, in der Art, daß der erste Act an einem ganz scharf markirten Punkt in den zweiten übertritt und da noch seinen Schlußverlauf nimmt; ebenso der zweite Act in den dritten; derart ferner, daß wir ebenso bestimmt in jedem die Peripetie angeben können. So tritt der zweite Act genau mit dem siebenten Kapitel im ersten Bande ein, der dritte eröffnet sich mit einem Brief in dem siebenten Kapitel des zweiten Bandes. Die Peripetie der ersten Handlung liegt in Mary's Tod und dem unmittelbar folgenden qualvollen Jugendleben des Knaben Taylor; die der zweiten in der letzten Gewalthandlung der Lady Edgington, die dann ihren Tod herbeiführt; die der dritten in der unglücklichen Hochzeitsnacht des Herzogs von Beaumanoir-Castle. Nun ließe sich leicht an diesen Bau eine Reihe entscheidender Compositionsfragen anknüpfen. Ueberlegen ließe sich, ob der Autor nicht ebenso gut seinen Roman in drei triologisch zusammenhängende Novellen zerfällen konnte, was natürlich einen völlig veränderten Organismus bedingt hätte; ob er nicht, wenigstens an einer Stelle, zu keck und überraschend abgebrochen. So viel ist jedenfalls sicher, daß mit der Wucht der hier aufgehäuften Handlung ein gewöhnlicher Romanschreiber, der nur Worte machen will, nicht in der knapp präcisen Weise haushalten, sondern sie zu weitaus länger gestreckten Expositionen dehnen und damit langweilig werden würde.

Ton und Haltung fallen in drei Dingen auf. Die moralische und physische Verkommenheit des Pächterhauses unter der zweiten Frau und ihrem Galan, vor allem aber die Mishandlung des jungen Taylor unter diesen entsetzlich rohen Händen; die innere Familiengeschichte der Lady Edgington, eine Reihe von Auftritten im Salon und Boudoir; die unerhört gemeine Verschacherung der Lavinia d'Arlingcourt durch ihren über alles Maß niederträchtigen Vater und die nächsten Folgen für ihr Leben: das sind drei Partien im Buch, welche geradezu mit erschreckender Wucht auf uns heranstürmen. Dem Kenner von Welt und Menschen kann es nicht einfallen, die reale Wahrheit dieser traurigen Geschichten bestreiten zu wollen; wohl aber darf sich der Aesthetiker fragen, ob es dem Dichter erlaubt, oder milder gesagt, ob es von ihm wohlgethan sei, solche Auftritte in ihrer abschreckenden Gestalt so scharf markirt zu zeichnen. Es ist da ein solches Maß von ordinärer Gemeinheit, von moralischem Schmuz, gleichgültig ob in roh polternder oder elegant geschmeidiger Form, ausgeschüttet, daß sich das Herz beim Lesen zusammenschnürt und unwillkürlich ein Gefühl des bittern Menschenhasses aufsteigt. Ich meine doch, daß hier in den schreiendsten Partien das Maß des Dichterischen überschritten sei.

Aber die gleichen Stellen, welche diese Zweifel und Fragen anregen, bezeugen die unmittelbare Gewalt, die der Autor in der Zeichnung des Lebens entfaltet, und dieselbe

zeigt sich überall. Seien es sanftere oder schroffere Auftritte in der Lebensgestaltung, weiche oder harte Saiten in der seelischen Entwickelung, die er anklingen läßt: sie tragen ein so entschiedenes Gepräge der innern Wahrheit in sich, daß wir uns ihrem Eindruck nicht entziehen können. Es scheinen mir in der Schilderungsweise von Egon Fels jene charakteristischen Zeichen zu liegen, die sich durch blos äußere Kunst der Feder nicht herstellen lassen; eine tiefer greifende Geistesart, innere Erfahrung und Durchdringung muß da sein, sie muß im Autor selbst leben. Das gibt einem Werk jenen intensiven Halt und Fonds, den ich diesem Porträt des englischen Gesellschaftslebens entschieden zusprechen möchte; es ist da mehr als blos glänzende Farbe oder prunkender Firnis.

Der Roman „Allein in der Welt" von Heinrich Köhler (Nr. 2), ebenso modern, spielt auch in der vornehmen Welt, führt aber doch bis ins Stübchen der ganz plebejischen Näherin herunter. Uebrigens bewegt sich die feine Gesellschaft um eine einzige Gestalt, die so entschieden die Heldin in der Geschichte ist, wie das nur irgend in einem Drama zu finden sein dürfte; und diese Gestalt tritt uns zunächst in der unscheinbaren Hülle einer armen, gänzlich vereinsamten, dazu in recht unsaubern Händen zurückgelassenen Waise entgegen. Doch die höhere Natur siegt, und das unselige „Allein in der Welt" schließt mit einem überglücklichen „Nicht allein"; insofern ist der Titel nicht zutreffend gewählt. Also der Lebenslauf eines armen Mädchens, mit dem es freilich etwas eigen steht. Die durch überraschende geistige und körperliche Feinheit ausgezeichnete Erna ist die Tochter einer Dame aus dem freiherrlichen Geschlecht von Reinbach, die in zweiter Ehe den Schauspieler Baudner heirathete und wegen der unverzeihlichen Mesalliance aus der Familie gestoßen wurde. Die Mutter ist nach dem Tode ihres Mannes arm an der Schwindsucht gestorben, das Kind bei einer gemeinen Miethsfrau zurückgeblieben, die das heranblühende, auffallend schöne und elegant geartete Mädchen gern für die saubern Zwecke eines Café chantant aufziehen möchte. Erna entläuft den saubern Pflegeältern und findet Schutz bei einer braven Bürgersfrau, deren Tochter Näherin ist, zu welcher Arbeit auch sie greift. In diesem Stadium lernt sie der junge Baron Georg von Reinbach kennen und lieben und verlobt sich mit ihr. Der Vater Georg's aber, ein steif adelstolzer und enggeschnürt vorurtheilsvoller Herr ohne Herz, versteht es auf fast diabolisch kaltblütige oder grausame Weise, die beiden zu trennen. Da bringt das Schicksal verborgen gewesene Familienpapiere an den Tag, durch welche Erna's Abstammung bekannt wird, und fügt es weiter so, daß der alte Baron sich sogar für das durch ein gemeines Complot schmählich in seiner Ehre angegriffene Mädchen schlägt und dann auf dem Sterbebett in fast wunderbarer Geistesumstimmung den Bund der zwei jungen feurigen Herzen segnet. „Zum Tode betrübt", hieß es von dem feinen weiblichen Herzen; „himmelhoch jauchzend" mag es jetzt heißen.

Obgleich nun dieser Lebenslauf im großen Ganzen nicht gerade als originelle Erfindung bezeichnet werden dürfte, hat die in knappen Grenzen gehaltene Arbeit, die anspruchslos auftritt, doch ihre entschiedenen Vorzüge, und der erste ist der, daß sie ganz vorzüglich und ungesucht den richtigen Ton findet. Die sämmtlichen handelnden Personen sind glücklich, seelisch vollkommen richtig gezeichnet, einzelne ganz fein. Mag man Erna idealisirt heißen, wohl, sie bleibt immerhin ein schönes Ideal der reinen Jungfräulichkeit; trotz der rauhen Berührung mit dem Leben ist noch nichts von dem Blütenstaub ihrer Seele weggewischt. Der junge Baron handelt etwas unsicher, inconsequent aus falscher Auffassung, die er zu berichtigen oder von sich abzustreifen nicht Energie genug beweist; er macht einen schweren geistigen Proceß durch. Um so folgerichtiger bis zur Grausamkeit verfährt der alte Herr; er ist der eingefleischte Adelsstolze, dessen ganzes Leben in der hohlen Etikette der vornehmen Scheinwelt aufgeht. Als ihm aber eben diese Welt, der er alle bessern Gefühle geopfert, einen tückischen Streich spielt, der ihn bei seinem empfindlichen Ehrgefühl faßt: da schlägt er von heute auf morgen total um, und auch das ist folgerichtig; gerade diese harten Formenmenschen, einmal gründlich aus ihrem engen Denkgleise herausgeworfen, verlieren jeden Halt und verkehren sich auf den ersten tüchtigen Stoß ins Gegentheil; so wird der alte Herr wenigstens vor seinem Tode noch besser. Diese vornehme Welt aber zeigen von der schlechtesten Seite der Herr von Saalfeld, ein ganz erbärmlicher Lebemensch, und die schöne herzlose Gräfin Elisabeth von der Osten. Jener hat der anmuthreichen Erna nachgestellt, jedoch ohne Erfolg, und die Gräfin hat auf die Hand des schönen Barons speculirt und sich getäuscht gesehen; Grund genug, daß das saubere Paar sich zur Rache verbündet. Saalfeld denuncirt dem alten Baron in richtig teuflischer Berechnung die Liebe des Sohnes und erreicht damit vorläufig seinen Zweck, die zwei jungen Herzen zu trennen; danach läßt er sich von der Gräfin, deren Rache er zu befriedigen verspricht, zum Dank ihre schöne Hand versprechen. Der bereits als Reinbach'sches Familienglied in die feine Welt aufgenommenen Erna bereiten die zwei eine schmählich erniedrigende Scene; dafür schlägt sich der alte Baron mit Saalfeld und wird tödlich verwundet. Der erbärmliche Denunciant und Intriguant aber hat es der anspruchsvollen Gräfin doch nicht recht gemacht; sie jagt ihn fort und will ihm, da er auch ökonomisch ruinirt ist und fliehen muß, in schimpflicher Abfindung einen Wechsel nachschicken; wir sind sicher, daß er ihn annimmt. Diese ganze Partie des Buchs, durchaus nach dem Leben, ist von folgerichtigstem Gepräge. Wol die feinst entworfene Figur ist die etwas verwachsene, übrigens ungemein feine, mit dem edelsten Gemüth und bewundernswerthem weiblichen Takt ausgestattete Schwester des jungen Barons, Martha, die Heldin in zwei Dingen: erstens ist sie die kräftige Schützerin Erna's, die sehr viel, wol das Beste zur glücklichen Lösung ihres Schicksals thut; zweitens

entsagt sie im Bewußtsein ihrer eigenen mangelhaften Erscheinung der innigen Liebe zu einem ebenso edeln Mann, um ihm blos Freundin zu bleiben. Es ist alles so gut und schön, so rein und klar und gemüthsinnig in ihrem Kreise, als adle ihre bloße Gegenwart die ganze Umgebung.

Drei Scenen der Verzweiflung gehen über den sonst ästhetisch wohl abgemessenen Ton hinaus: die erste, da Erna im hoffnungslosen Seelenschmerz zum nahen Fluß geht sich zu ertränken und — Ironie des Schicksals — in einen toll lustigen Tanzsaal hineingeräth, der weder für ihren Stand noch für Stimmung und Wesen dieser zarten Natur passend ist; die zweite, da sie nach der ihr angethanen Schmach sich die Adern öffnet und nun mittels Transfusion durch das kräftige Blut des in der Angst sie aufsuchenden Geliebten am Leben erhalten bleibt. Diese zwei Auftritte sind erschütternd; der vorausgegangene, die entscheidende Unterredung zwischen dem alten Baron und Erna, ist empörend, es zuckt uns in den Nerven und in der Faust.

Sprache und Haltung sind ebenso angemessen wie einfach; die Handlung verfolgt rasch ihren gemessenen Gang. Ein auf die Speculation arbeitender Autor oder ein redselig schildernder hätte den gleichen Stoff zu drei Bänden ausgedehnt und damit die Materie verwässert. In diesen Lebens- und Seelenbildern liegt Gehalt; sie sind genau was sie sein sollen, sie sind wahr. Köhler's kleiner Roman ist eine feine Arbeit.

„Das Geschlecht der Reichenau“ von M. Ludolff (Nr. 3) ist zu weit ausgesponnen und umfaßt einen zu ausgedehnten Lebens- oder Gesellschaftskreis, um als Novelle gelten zu können; es ist ein moderner Familien- oder Gesellschaftsroman mit allen Requisiten.

Im Unterschied von den zwei eben besprochenen zeigt das Buch ausgeprägt epischen Charakter, der sich schon darin kundthut, daß nicht eine einzelne Gestalt als Held oder Heldin den Gang der Handlung bestimmt, sondern eine ganze Gruppe von Personen nebeneinander eingreifen. So viel ist allerdings richtig, daß die hervorragendste Stellung im Stück der Baronin Isabella von Reichenau zufällt, die sich mit dem jungen Bankier Wolfgang Edelheim vermählt — die gewöhnliche Geschichte: Schönheit, feine Bildung und ein altadelicher Name bei dürftigen Verhältnissen tauschen mit dem schweren Geldsack. Isabella als Mädchen auf dem arg verschuldeten Landgut ihrer Aeltern; als Gattin im prunkenden Palast Edelheim, wo die glänzende und taktvolle Frau in der Rolle einer Repräsentantin des geräuschvollen Hauses fast ganz aufgeht; endlich als Witwe und Mutter in bescheidenen, zum Theil sorgenvollen, aber für die Entwickelung des Menschenwerths glücklicher angethanen Verhältnissen: diese drei Stadien füllen so ziemlich den Rahmen aus. Aber die Reihe der andern Personen, die in dieses Getriebe eingreifen, ist absolut unerläßlich, jede an dem durchaus richtig angewiesenen Platz. Denn das Buch führt weiter und macht sich zu einer Art Generationenzeichnung derer von Reichenau und der Edelheim; eine Vorgeschichte greift auf das Leben der beiderseitigen Aeltern zurück, und die Nachgeschichte, wesentlich an Isabellens thatkräftigen Sohn anknüpfend, führt noch etwas in die Zukunft hinein. Das Eclatanteste liegt eigentlich in dem Lebensgange des Edelheim'schen Hauses, und das ist eine in unsern Tagen gewöhnliche Geschichte. Der Alte, der trotz alles Prunks noch den Typus des ziemlich filzigen Juden an sich trägt, hat durch Gründungen und Schwindelspeculationen auf dem Ruin von Hunderten das Fundament eines großen Reichthums aufgebaut; das rächt sich. Der Junge, ein elegant oberflächlicher Weltmann und Genußmensch, rechnet schlechter oder gar nicht, schwindelt auf hohem Fuße fort, bis das Kartenhaus zusammenfällt, erschießt sich, als er sein Haus zum Fall gebracht hat, und läßt Frau und Kinder in der Noth zurück. Wie gesagt, eine nichts weniger als neue Geschichte.

Das Leben im Edelheim'schen Hause, die verkörperte absolute Hohlheit und Nichtigkeit, ein Aufgehen in pompösen Festen, eitlem Repräsentationskram, leichtsinnig gewissenlosem Geld- und Geschäftsbetrieb, ohne Geist und Herz, ohne einen einzigen nach innen gehenden Gedanken, oberflächliche Naturen blendend und selbst die besser angelegte Isabella Jahre hindurch in seinen geschliffenen Formen festhaltend, bis sie sich nach dem furchtbaren Sturz des Hauses erst so recht wieder auf sich selber besinnt: dieses moderne Schein- und Trugleben ist mit so schlagender Kraft und einschneidender Wahrheit gezeichnet, daß große Klassen der Gesellschaft unserer Tage nur in diesen Spiegel hineinzuschauen brauchten, um sich in der elegant verbrämten Häßlichkeit ihrer Natur voll und rund abgezeichnet zu finden. Dazu jener schlecht geartete adeliche Gutsbesitzer, dem die Jugendgespielin Isabella als Mädchen zu arm war, um sie zur Gattin zu begehren; dem sie aber als Frau schön genug ist, um ihr in den unlautersten Absichten nachzustellen; der endlich, da der listig eingefädelte Verführungsplan entschieden von ihr abgewiesen worden, ganz gemein ihr den letzten Rest von Vermögen raubt: auch er paßt zur Gesellschaft. Dieser Welt der Lüge steht diejenige der Wahrheit und redlichen Arbeit gegenüber. Sie stellt sich dar in Isabellens Bruder Georg, der allerdings in der Jugend ein leichtsinniger Kamerad war, dann aber umkehrt, ein solider tüchtiger Landmann wird und sich einen einfachen glücklichen Familienkreis schafft. Er hat ein armes, aber fein geartetes Mädchen geheirathet aus einer Familie, die durch den alten Edelheim ins Unglück gebracht worden ist. Der Vater wurde erst ein Lump und dann ein gewissenlos pfiffiger Speculant, dagegen die herzlich gute Tochter eine ebenso brave wie gemüthvolle und wahrhaft gebildete Hausfrau. Hauptperson dieses Kreises aber ist Isabellens Sohn. Beim großen Krach rettet er durch Umsicht und Energie das Wenige, was überhaupt zu retten ist, geht dann unbedenklich in die weite Welt, kommt von Sumatra und China als gemachter Mann heim und richtet das im Edelheim'schen mitbegrabene Haus Reichenau wieder auf, wozu das

Beste allerdings die Tochter des obengenannten nachbarlichen Gutsbesitzers thut, die, dem niedrig denkenden Vater zur Strafe, schon früh ihre Liebe dem jungen Edelheim-Reichenau zugewendet und alle die Jahre über treu ihm bewahrt hat. Eine seltsame Stellung nimmt Isabellens anderer Bruder Rafael ein, eine tief religiös angelegte Natur, die allem Weltleben entsagt und als katholischer Missionar in China endet; diese Gestalt, die eigenartigste von allen, ist so ziemlich als das Ideal des Dichters behandelt.

Und da konnte mir denn unmöglich entgehen, daß ein ausgesprochen katholisirendes Streben durch das Buch läuft, das insofern unumwunden als eine Tendenzarbeit bezeichnet werden darf. Sie macht sich zu vorlaut diese Tendenz, zu prätentiös, unterbricht mit ihren Reflexionen zu oft den Gang der Handlung und verfällt da und dort sogar in den Predigtton, für welchen der Roman nicht die passende Gattung ist. Diese Seite des Buchs weckte mein Mistrauen und würde mir die ganze Production entfremdet haben, wenn ich nicht tiefer nach ihrer Wahrheit und Berechtigung zu graben mich bemüht hätte. Diese Wahrheit aber ist da, deutlich, natürlich, gesund und eindringlich in der Zeichnung sämmtlicher Hauptpersonen wie in den wechselnden Situationen. Das Leben ist richtig erfaßt, und der schneidende Fundamentalgegensatz tritt scharf hervor; das Prunk-, Schwindel- und Speculationstreiben allerneuesten Schlags gegenüber der ehrbaren, tüchtigen, solid anstrebenden Arbeit, und dazu, innerlicher erfaßt, die nichtigste Aeußerlichkeit gegenüber seelischem Fonds und innerlichem Halt. Das Object greift in die ernstesten Grundfragen der Zeit ein und malt, hier schwer, dort beweglich, gerade mit dem richtigen Farbenauftrag. So ist unsere Welt, und so sind die Menschen. Wenig lehrreichere Skizzen mögen zu finden sein als jenes unsaglich trostlose Bild einer vollständig verkommenen Industriegegend, die durch Speculation des Herrn Edelheim Vater zu Grunde gerichtet wurde, Häuser und Menschen eine große Ruine; der Fluch unrechten Gutes blickt aus hohlen Augen und dumpfigen Mauerlöchern, aus den Tümpeln und Gossen; er klafft in den Erdspalten der hungerigen Kartoffelfelder und kreischt von der schief hängenden Wetterfahne herunter; und er kommt und trifft dieser Fluch. Das ist die Predigt für den, der sie hören mag; es braucht nicht noch der frommen Worte.

J. J. Honegger.

Neue Gedichte.

1. Algenor. Eine episch-lyrische Dichtung von Paul Carus. Dresden, von Grumbkow. 1882. 12. 1 M.
2. Gedichte von Paul Carus. Dresden, von Grumbkow. 1882. 12. 1 M.
3. Lieder eines Buddhisten. Von Paul Carus. Dresden, von Grumbkow. 1882. 12. 1 M.
4. Quid est veritas? Eine religiöse Entwickelung in Gedichten von Alethes. Dresden, von Grumbkow. 1882. 12. 1 M.
5. Auf der Woge des Lebens. Gedichte von Paul Nord. Dresden, Pierson. 1882. 8. 1 M. 50 Pf.
6. Erstlinge. Poetische Blätter von W. Erich. Dresden, Pierson. 1882. 12. 1 M. 50 Pf.

Am Baum der deutschen Dichtkunst drängt sich Blüte an Blüte, leider aber sind manche dieser Blüten kaum des Aufblühens werth. Zu der letztern Art von Gedichten dürften die poetischen Compositionen von Paul Carus wol nicht gehören, wenn auch manche derselben weder auf Schönheit noch auf Originalität Anspruch machen können. In dem episch-lyrischen Gedicht „Algenor" (Nr. 1) schildert der Verfasser in ansprechender, oft ergreifender Weise das eifrige Suchen eines jungen Aegypters nach dem Paradiese; derselbe besteht die härtesten Kämpfe mit sich und der Welt, tödtet aber in der Leidenschaft einen hochgestellten Römer und wird dafür zum Tod am Kreuze verurtheilt. Algenor, so heißt der Held der Dichtung, ist einer der Verurtheilten, die mit dem Stifter der christlichen Religion, den er als Kind in Aegypten gesehen, den Tod am Kreuze erleiden. Die Schlußverse des Gedichts lauten:

Drei Kreuze stehn erhöht, und sieh, man führt
Zwei andre Schächer herwärts aus der Stadt;
Der eine, ernst mit blassem Angesicht,
Trägt auf dem Haupte eine Dornenkrone.
Der andre, wild mit widerwärt'gen Zügen,
Schaut auf die Menschenmenge, die ihm folgt,
Und spottet über sich und den Gefährten.
Algenor schaut den edeln Dulder an,
Und wieder wird es Licht in seinem Geist,
Des Wahnsinns Nacht durchblitzt ein heller Schein.
„Ich kenn' dich wieder, wunderbarer Knabe,
Der in Aegypten meinen Blick gefesselt.
Man sagt von dir, du seist der Welt Erlöser,
Und stößt man so dich unbarmherzig aus!
Zwischen Verbrechern schlägt man dich ans Kreuz!
Ich dulde gern den Tod, und nun zumal,
Da ich an deiner Seite sterben darf.
Und ist es wahr, daß du des Himmels König,
Daß als Messias in die Welt du kamst,
O so gedenke mein im Paradiese!"
Schon hängen die Verurtheilten am Kreuz;
Und den Jerusalem „Messias" nannte,
Den es begrüßt: „Hosianna in der Höhe",
Der ringt jetzt mit dem martervollen Tode.
Gleichgültig gafft das Volk zu ihm empor;
Es würfeln um sein Kleid die Kriegesleute.
Der edle Dulder achtet nicht der Pein;
Er spricht: „Wahrlich, ich sage dir, noch heute
Wirst du mit mir im Paradiese sein!"

So gelangt Algenor nach dem heißgesuchten Paradiese.

Weniger gelungen als „Algenor" erscheinen uns desselben Autors „Gedichte" (Nr. 2), die vorzugsweise als Heine-Nachahmungen bezeichnet werden dürfen. Die bessern darunter athmen jedoch einen frischen, patriotischen Geist.

Nicht ohne Kraft und poetischen Schwung ist die nachstehende Dichtung:

Ein Wiking steht am Steuer,
Umtobt vom grimmen Nord.
Die Wellen wachsen mächtig
Und schäumen über Bord.

„Ich bin ein Held, dem's nimmer
An Muth und Kraft gebricht.
Das schönste Kind im Norden
Liebt aber Helden nicht.

„Sie hat sich einen Höfling
Von feiler Art erwählt
Und wird vielleicht schon heute
Dem Bräutigam vermählt.

„Doch fort ihr trüben Bilder;
Die See ist meine Braut:
Voll Sehnsucht schwillt ihr Busen,
Ihr Herz pocht wild und laut.

„Welch seliges Umfangen
In Sturm und Wettergraus!
Wie tanzt so kühn mein Drache
In Strudel und Wogenbraus."

Da splittern am Riffe die Planken,
Weiß schäumt der Welle Schnee,
Und jauchzend sinkt der Wiking
Hinunter in die See.

Seine „Lieder eines Buddhisten" (Nr. 3) sind, obschon manche unter ihnen selbst vom Pessimismus angehaucht, gegen den Pessimismus gerichtet; wer aber noch in den Banden pessimistischer Anschauungen gefangen liegt, dem ruft Carus zu:

Trauern, Klagen oder Weinen
Hat im Leben keinen Zweck.
Feste Thatkraft, sollt' ich meinen,
Schafft die schlimmsten Sorgen weg.

Frisch und gesund erklingt die folgende kleine Dichtung:

Wie ist das Leben ärmlich,
Das nicht die Kunst verklärt;
Wie ist der Mensch erbärmlich,
Der aller Liebe entbehrt.

Wohl mir, wenn sie mich beide
Segnen mit ihrer Gunst!
Des Lebens höchste Freude
Spenden nur Liebe und Kunst.

Und wenn mir nichts mehr bliebe,
Man raubt mir den Glauben nie
An meines Herzens Liebe
Und an die Poesie.

Aus der kleinen Gedichtsammlung „Quid est veritas?" (Nr. 4), als deren Verfasser wir ebenfalls Paul Carus bezeichnen zu dürfen allen Grund haben, heben wir die nachstehende, „Sieg der Humanität" betitelte Dichtung hervor:

Die Naturgesetze walten
Eisern in der Welt:
Nur der Starke bleibt erhalten,
Und der Schwache fällt.

Selbst im Reiche der Ideen
Wird mit Macht gekriegt:
Das Nothwend'ge muß geschehen,
Und das Wahre siegt.

Scheint auch noch so sehr gefährlich
List und Tyrannei,
Bleibt doch Freiheit unzerstörlich
Und lebt ewig neu.

Denn das Gute ist das Mächt'ge
Und wird stets bestehn;
Schwach ist alles Niederträcht'ge
Und muß untergehn.

Schließlich, glaubt mir, alle male
Im Ideenstreit
Läutern sich die Ideale
Höchster Sittlichkeit.

Denn so lang die Menschheit eben
In der Welt besteht,
Ist ihr mächtigstes Bestreben
Die Humanität.

Für dies edle Ziel zu kämpfen
Ist des Edeln Pflicht.
Schwärmerei ist leicht zu dämpfen,
Dieses Streben nicht.

Alle Gegner unterliegen
Trotz der Ueberzahl;
Reine Menschlichkeit muß siegen,
Unser Ideal.

Zustimmen kann man der Tendenz des Gedichts „Eine neue Religion", welches gegen die orthodoxen Splitterrichter gerichtet ist; die drei letzten Strophen desselben mögen hier einen Platz finden:

Der Krieger, der für Freiheit fechten,
Für Freiheit sterben kann;
Der Staatsmann, der nicht weicht vom Rechten
Und, was er auch begann,

Nicht ausführt um nur groß zu scheinen,
Der Großes groß erstrebt;
Der Arbeitsmann, der für die Seinen
Um Lohn im Schweiße gräbt;

Und sonderlich, wer voll Erbarmen
Auch ohne Dank und Lohn
Sein letztes Brot theilt mit dem Armen,
Hat unsre Religion.

Während in den vorstehenden Dichtungen, die in einzelnen Punkten an Freiligrath's Muse erinnern, ein frisches, kräftiges Leben pulsirt, erscheinen die Gedichte von Paul Nord, die den schönen Titel „Auf der Woge des Lebens" (Nr. 5) tragen, als kümmerliche Versuche eines Anfängers, der es schwerlich je zum Meister bringen wird. Dies beweist z. B. das Gedicht „Der Vergleich"; dasselbe lautet:

Es ist die Welt ein schwarzer See,
Wo viele Schwimmer ums Leben ringen,
Doch bleiben nur wenige auf der Höh',
Die meisten ertrinken in bitterm Weh!

Die Uebrigbleibenden rudern und dringen
Von Wog' zu Woge frech und breit,
Im Gefühl ihrer Stärke und Sicherheit.
O Natur, wie reichlich du alles bedachtest,
Indem du so einen großen See
Für gar so wenige Kröten machtest!

Das ist nicht Poesie, sondern sinnloses Phrasengeklingel. Ein sogenanntes Wintersonett fängt also an:

Dein Aug', dein Aug', dein Auge immer wieder!
Das ist ein Auge! Tief in meine Träume
Strahlt sein entzückend Leuchten, und ich räume
Ihm ein die schönsten Stellen meiner Lieder.

Offen gestanden, wir haben in den Gedichten von Paul Nord nicht eine einzige wirklich „schöne Stelle" auffinden können.

Kaum besser als Paul Nord's sogenannte Gedichte sind die „Erstlinge" von W. Erich (Nr. 6). Eine einzige Probe mag hier genügen; das kurze Gedicht „Nun brechen die alten Wunden" lautet also:

Nun brechen die alten Wunden
Im Herzen wieder auf;
So nimm, du Bangen und Sehnen,
Nimm deinen schmerzlichen Lauf.

Und drohst du mein Herz zu zerreißen,
Ich sah schon nach Trost mich um:
Du ziehst ja bald vorüber,
Dann ist es wieder stumm.

Solche Dichtungen sind in der That herzzerreißend. Das Beste an den beiden letztgenannten Gedichtsammlungen ist die schöne Ausstattung, welche der Verleger denselben gegeben hat.

Rudolf Doehn.

Volksthümliche Literatur.

1. Eine Fahrt durchs Land der Rastelbinder. Bilder und Skizzen aus Nordungarn. Von Rudolf Bergner. Leipzig, Bruckner. 1883. 8. 1 M. 50 Pf.

Das kleine Schriftchen gehört zu der Gattung von Touristenliteratur, der man allenfalls auf einer langweiligen Eisenbahnfahrt einige Stunden opfert, das aber sonst gar nicht zu brauchen ist. Es enthält nicht die mindeste wirkliche Belehrung über Land und Volk der Slowaken, nichts als eine Anzahl oberflächlicher Bemerkungen infolge flüchtiger Beobachtungen. Der Mangel an Inhalt wird durch den Versuch eines leichten und geistreichen Stils und einige Bären- und Judengeschichten nicht ersetzt. Die ethnologischen Begriffe des Verfassers sind höchst sonderbar; so behauptet er, mit dem Namen Slawen seien anfangs nur die heutigen Slowenen bezeichnet worden, das Slowakenvolk gehöre zu den Naturvölkern. Mit der neuesten Geschichte Ungarns scheint derselbe auch wenig vertraut; nur so läßt sich die Behauptung erklären, „daß die Unterdrückung der Deutschen durch die wilden Magyaren meist in den Köpfen der Zeitungsschreiber spuke oder durch die pedantische Zaghaftigkeit eines Schulvereins hervorgerufen, mindestens aber sehr übertrieben worden sei". Geradezu komisch wirkt auf S. 28 der Satz: „Daß aber erst seit diesem Jahrhundert die magyarische Sprache ihr Recht verlangt, hat seinen Grund darin, daß die Jesuitenwirthschaft der frühern Jahrhunderte es verstanden hat, die lateinische Sprache zur herrschenden zu machen." Wer ferner behaupten kann, Koljeda (gemeint ist koleda, kolada) sei ein sehr bekannter slawischer Gott gewesen, der in Kiew sein Bild und seinen Tempel gehabt habe, sollte vor allen Dingen in der Auswahl der Länder und Völker, die er schildern will, so vorsichtig sein, kein slawisches auszusuchen.

2. Deutsche Volksmärchen aus dem Sachsenlande in Siebenbürgen. Gesammelt von Joseph Haltrich. Dritte Auflage. Mit zahlreichen Illustrationen nach Originalzeichnungen von Ernst Peßler. Wien, Graeser. 1882. Gr. 8. 4 M.

Diese vortreffliche Sammlung der Märchen der siebenbürger Sachsen ist so bekannt, daß es genügt, mit einigen Worten auf die neue Auflage hinzuweisen. Sie ist bereichert durch die Aufnahme der vom Verfasser im schäßburger Gymnasialprogramme von 1855 veröffentlichten Thiermärchen. Der Anhang enthält außer den Vorworten der beiden ersten Auflagen einige Briefe der Brüder Grimm, W. Wachsmuth's und Simrock's an den Sammler. Im Vorwort zur dritten Auflage verspricht Haltrich, die schon früher in Aussicht genommenen Anmerkungen und Erläuterungen zu den einzelnen Märchen nächstens in einem besondern Buche zu veröffentlichen. Möchte das recht bald geschehen und dabei namentlich, was für Haltrich leicht sein wird, auf den Märchenschatz der den Sachsen benachbarten Stämme, vor allen der Rumänen, Rücksicht genommen werden. Eine manchem willkommene Zugabe dürften die Illustrationen nach Zeichnungen von Ernst Peßler sein.

3. Bilder aus dem sächsischen Bauernleben in Siebenbürgen. Ein Beitrag zur deutschen Culturgeschichte. Von F. F. Fronius. Zweite veränderte Auflage. Wien, Graeser. 1883. 8. 3 M. 20 Pf.

Die erste Auflage dieses culturgeschichtlich so interessanten Buchs ist in d. Bl. seinerzeit mit gebührender Anerkennung besprochen worden. Sein nochmaliges Erscheinen zu einer Zeit, wo der deutsche Stamm in Siebenbürgen mit dem Magyarenthum in schwerem Kampfe liegt, möge als ein Zeichen der Theilnahme für denselben gefaßt werden und noch mehr Leser veranlassen, sich mit dem Wesen und der ruhmvollen Geschichte der siebenbürger Sachsen bekannt zu machen. Die neue Auflage ist im wesentlichen unverändert, ein Abschnitt (unter Nr. XI) ist weggelassen, dafür ein neuer: „Unser Herr, der Hann", hinzugekommen, und zwar ein sehr interessanter.

Feuilleton.

Ausländische Literatur.

Von H. G. Guinneß ist eine „Grammar of the Congo language as spoken in the Cataract Region below Stanley Pool" erschienen. Im Jahre 1659 wurde zu Rom des Kapuziners Hyacinth Brusciotto a Vetralla Büchlein veröffentlicht: „Regulae quaedam pro difficillimi Congensium idiomatis faciliori captu, ad grammaticae normam redactae." Es war dies der erste und natürlich sehr unvollkommene Versuch, eine Sprache des großen Bantustammes in grammatische Form zu bringen. Das Buch gehört zu den großen Seltenheiten, und Guinneß hat sich um die Sprachenkunde wohl verdient gemacht, indem er es in einer getreuen englischen Uebersetzung neu veröffentlichte. Die Sprache hat sich aber seitdem vielfach verändert. Guinneß' „Grammar" stellt sie in ihrer heutigen Gestalt gemeinverständlich und doch wissenschaftlich dar. Die Grammatik mit eingestreuten Vocabularien umfaßt die ersten 177 Seiten, dann folgen einfache Lesestücke erst mit, dann ohne zwischenzeilige Uebersetzung, endlich im Anhange ein allerdings unvollständiges Verzeichniß von Werken über Bantusprachen, immerhin geeignet in Verbindung mit dem einleitenden Kapitel eine vorläufige Orientirung über das weite Sprachgebiet zu gewähren.

— Allen Freunden ausländischer Literatur sei der „Katalog ausgewählter Werke" derselben empfohlen, die durch F. A. Brockhaus' Sortiment und Antiquariat in Leipzig zu beziehen sind; er umfaßt die französische, englische, italienische, spanische, portugiesische, dänisch-norwegische, niederländisch-vlämische, russische, polnische und neugriechische Literatur. Die Hauptliteraturen sind überaus reichhaltig vertreten und geordnet nach den Rubriken: „Classiker", „Originalwerke und Uebersetzungen", „Prachtwerke", „Geographie, Geschichte, Mythologie, Literaturgeschichte", „Gebetbücher", „Romane, Novellen u. s. w.", „Encyklopädien", „Wörterbücher", „Jugendschriften". Ueber die Encyklopädien und Wörterbücher in allen diesen Sprachen gibt der Katalog den umfassendsten Nachweis. Die Rubrik „Uebersetzungen" ist besonders bei der französischen Literatur reichhaltig.

— Die französische Literatur der jüngsten Tage hat mit Ausnahme des Schlusses von „La Légende des Siècles" von Victor Hugo nichts besonders Hervorragendes zu Tage gefördert. Die bessern Werke sind meistens neue Auflagen oder Fortsetzungen früher erschienener Bände. Als wirklich neu erwähnen wir folgende:

„Les Maladies de la volonté" von Th. Ribot. Der bekannte Verfasser liefert hier einen neuen Beitrag zur physiologischen Philosophie, die er bereits früher mit mancher guten Leistung bereichert hat, und bietet Anregung zu weiterer Forschung auf diesem Gebiete, welches bei uns besonders von Fechner, Wundt u. a. gepflegt wird.

„Dernières années de Mad. d'Épinay" von L. Perry und J. Maugras schließt sich ihrem frühern Werk über die Jugend dieser Dame würdig an und bringt viel Neues über die damaligen Zeitgenossen, besonders über den berüchtigten Grimm.

Wie schon Taine's berühmtes Werk bewiesen hat, vertiefen die Franzosen sich in neuerer Zeit sehr in die englische Literatur, und so liegen wieder zwei neue Werke darüber vor, außer einem unter dem Titel „Hors de France" von A. Mézières erschienenen Wiederabdruck mehrerer Essays und Recensionen, woraus besonders eine Abhandlung über Byron hervorzuheben ist. Wir verzeichnen also „Histoire de la littérature anglaise" von A. Filon, eine recht tüchtige Leistung, welche die gesammte englische Literatur mit Ausschluß der noch lebenden Autoren umfaßt, und „Essais de littérature anglaise" von James Darmsteter, die freilich wieder nur aus einem Wiederabdruck früher veröffentlichter Recensionen meist jüngst erschienener Bücher bestehen. Außerdem befindet sich darin ein Shakspeare und ein Byron gewidmeter Artikel.

Aus der jüngsten Literatur ist auch „La recherche de la paternité" von Alexandre Dumas hervorzuheben, ein Werk, welches die Tendenz hat, eine Aenderung des gegenwärtig in Frankreich bestehenden Bastardengesetzes herbeizuführen. Der Verfasser und sein Freund M. Rivet, ein Abgeordneter, der die Frage in der Kammer zur Sprache bringen soll, wünschen nämlich die Bestimmung des französischen Gesetzes abgeschafft zu sehen, nach welcher die Forschung nach dem Vater eines unehelichen Kindes verboten ist, obgleich unter gewissen Umständen auf Verführung geklagt werden kann.

Von den neuesten Romanen erwähnen wir blos „Païenne" von Juliette Lamber, „Le collier d'acier" von Fortuné du Boisgobey und „Les mains blanches" von C. Joilet als die bessern darunter.

Ueber den obenerwähnten fünften und Schlußband von Victor Hugo's „La Légende des Siècles" können wir nur sagen, daß auch er sich auf der Höhe der frühern Theile dieser großartigen Dichtung hält und sich darin einige der schönsten lyrischen Ergüsse befinden, die je aus der Feder des greisen Dichters geflossen sind, wie z. B. „Les Paysans au Bord de la Mer" und namentlich „Océan". Ein tüchtiger Kenner der französischen Literatur, Algernon Charles Swinburne, der berühmte englische Dichter, der auch selbst französische Gedichte veröffentlicht hat, spricht sich in der „Fortnightly Review" vom October des Breitern über diese Dichtung aus und sagt: „Das größte Werk des Jahrhunderts ist endlich vollständig. Vierundzwanzig Jahre sind es her, seitdem der erste Theil desselben von Guernsey aus nach Frankreich heimgeschickt wurde. Achtzehn Jahre später erhielten wir eine zweite Lieferung des noch unerschöpften Schatzes. Und hier, im Alter von einundachtzig Jahren, hat der Dichterkönig der Welt den Schlußstein auf das stattlichste aller geistigen Gebäude gesetzt, die je in neuerer Zeit zur Bewunderung und Anbetung der Menschheit errichtet worden sind. Nur diejenigen, denen nichts schwierig scheint, weil ihnen nichts größer scheint als sie selbst, können es für etwas anderes als ein schweres Unternehmen halten, ein Wort nicht unwürdiger Begrüßung und Danksagung zu äußern, wenn ihr Leben plötzlich durch eine solche Vermehrung seiner kostbarsten Dinge wie die Dämmerung einer ganzen neuen Welt von Gesang bereichert und erhellt wird — und zwar einer Welt, die sich am Himmel neben der Sonne behaupten kann —, welche das Fiat Shakspeare's oder Dante's geschaffen oder hervorgerufen hat."

Ein von Gelehrsamkeit auf den verschiedensten Gebieten strotzendes Werk ist: „A travers l'Apulie et la Lucanie" in zwei Bänden von F. Lenormant. Alle nur möglichen Fragen, nationalökonomische, philosophische, politische, archäologische u. s. w. werden hier berührt oder auch ausführlich erörtert, sodaß das Werk den werthvollen Reisebeschreibungen unsers Löher würdig an die Seite gestellt werden kann.

— Alfons Karr hat eine neue Sammlung satirischer Artikel über die politischen und socialen Schwächen seiner Zeitgenossen unter dem Titel „Dans la lune" veröffentlicht. Besonders hervorzuheben daraus sind der über die Abschaffung der Todesstrafe und die unter dem Titel „La Rose bleue" mit landwirthschaftlichen Fragen sich beschäftigenden.

— Zu den bessern Romanen gehört „Tête folle“ von Th. Bentzon, die sich diesmal in der Mannichfaltigkeit und Erfindung von Charakteren die ersten englischen und amerikanischen Romane zum Muster genommen hat. Freilich ist sie hiermit nur dem Beispiel Cherbuliez' gefolgt, der schon vor ihr mit der französischen Manier gebrochen und wie sie die Liebesverhältnisse eines Mädchens von Stand und Charakter zum Vorwurf gewählt hat.

— „Les amoureuses“ von A. de l'Estoile besteht aus einer Reihe dramatischer Skizzen erotischen Charakters, die sich mit biblischen, griechischen und romantischen Thematen befassen und classisch sein wollen, ohne jedoch auf der Höhe dieser Gattung von Literatur zu stehen.

— In Paris gelangte soeben zur Ausgabe und wird von F. A. Brockhaus' Sortiment und Antiquarium in Leipzig-Berlin-Wien für Deutschland und Oesterreich debitirt: „Annuaire illustré des beaux-arts et Catalogue illustré de l'exposition nationale. Revue artistique universelle publiée sous la direction de F. G. Dumas“ (II. année 1883, mit 252 Abbildungen). Es enthält dieser neue Band des beliebten Ausstellungskatalogs: „Exposition nationale des beaux-arts: Peinture“ (107 Abbild.), „Sculpture“ (7 Abbild.), „Académie royale de Londres“ (6 Abbild.), „Grosvenor Galerie de Londres“ (4 Abbild.), „Société royale des aquarellistes de Londres“ (5 Abbild.), „Expositions étrangères diverses“ (11 Abbild.); „Salon de 1883“: „Peinture“ (41 Abbild.), „Sculpture“ (19 Abbild.), „Société des aquarellistes français“ (5 Abbild), „Exposition internationale de Munich“ (17 Abbild.), „Exposition de l'académie royale de Berlin“ (7 Abbild.), „Exposition des Cent chefs-d'oeuvre“ (15 Abbild.), „Exposition des portraits du siècle“ (11 Abbild.), „Exposition de l'oeuvre de Lehmann“ (1 Abbild.), „Grand-prix de Rome“ (1 Abbild.) und zum Schluß „Comptes-rendus“.

Bibliographie.

Aaberg, A., Ferdinand Lassalle. Biographie. Leipzig, Polytechnische Buchhandlung. 8. 1 M.

Achelis, E., Die Entstehungszeit von Luthers geistlichen Liedern. Marburg, Elwert. 1884. Gr. 4. 1 M.

Adelmann, A. Graf, Am ligurischen Meere. Die Naturpracht der Riviera di Ponente. Mit einer Ansicht von Manaco. Stuttgart, Richter u. Kappler. 8. 4 M.

Amyntor, G. v., Ein Problem. Roman. Basel, Schneider. 1884. 8. 4 M.

Aus zwei Welten. Leipzig, Friedrich. 1884. 8. 6 M.

Bachem's Novellen-Sammlung. Eine belletristische Haus- und Familien-Bibliothek. Herzenswirren. Roman von Josephine Flach. Köln, Bachem. 8. 1 M.

Barnstorff, A., Jephtha. Tragödie. Berlin. 8. 1 M. 50 Pf.

Baudissin, Gräfin, Wer ist der Held? Roman. Gotha, F. A. Perthes. 1884. 8. 4 M.

Belck, W., Geschichte des Montanismus, seine Entstehungsursachen, Ziel und Wesen, sowie kurze Darstellung und Kritik der wichtigsten darüber aufgestellten Ansichten. Eine religionsphilosophische Studie, preisgekrönt von der theologischen Fakultät der Friedrichs-Wilhelms-Universität zu Berlin. Leipzig, Dörffling u. Francke. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Benecke, H., Wilhelm Batke, in seinem Leben und seinen Schriften dargestellt. Mit W. Batke's Bildniß. Bonn, Strauß. Gr. 8. 9 M.

Bickell, G., Dichtungen der Hebräer. Zum erstenmale nach dem Versmaße des Urtextes übersetzt. III. Der Psalter. Innsbruck, Wagner. 12. 3 M. 20 Pf.

Bilharz, A., Erläuterungen zu Kant's Kritik der reinen Vernunft. Wisbaden, Bergmann. 1884. Gr. 8. 6 M.

Böhl, E., Von der Incarnation des göttlichen Wortes. Wien, Faesy. 1884. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Brand, H., Einst und Jetzt. Eine Kasseler Weihnachtsgeschichte. Kassel, Wigand. 8. 1 M.

Brauer, M., Mein Wanderfrühling. Lieder und Gedichte. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 8. 4 M.

Braun, J. W., Lessing im Urtheile seiner Zeitgenossen. Zeitungskritiken, Berichte und Notizen, Lessing und seine Werke betreffend, aus den Jahren 1747—1781, gesammelt und herausgegeben. Eine Ergänzung zu allen Ausgaben von Lessings Werken. 1ster Bd.: 1747—1772. Berlin, Stahn. 1884. Gr. 8. 9 M.

Brun-Barnow, J. v., Ein Wort an die deutschen Frauen. Leipzig, M. Hesse. 1884. 8. 1 M. 50 Pf.

Cellarius, J., Die Isispriester in den letzten Tagen von Pompeji. Drama. Leipzig, Thiele. 8. 1 M.

Tante Christine, drei Erzählungen aus unsrer Zeit. Zürich, Schröter. 1884. 8. 2 M.

Conrad, M. G., Lutetias Töchter. Pariser-deutsche Liebesgeschichten. Leipzig, Friedrich. 8. 5 M.

Dalatkewicz, W., Musée Tintamarresque. (Zwerg-Theater.) Berlin, Kühling u. Güttner. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Dalton, H., Reisebilder aus Griechenland und Kleinasien. Randzeichnungen zu einigen Stellen des Neuen Testamentes. Bremen, Müller. 1884. 8. 4 M. 50 Pf.

Die Dioskuren. Literarisches Jahrbuch des ersten allgemeinen Beamten-Vereins der österreichisch-ungarischen Monarchie. 13ter Jahrg. Wien, Manz. 1884. Lex.-8. 7 M.

Draheim, H., Deutsche Reime. Inschriften des 15. Jahrhunderts und der folgenden, gesammelt. Berlin, Weidmann. Gr. 8. 4 M.

Elben, H., Bilstein. Sang und Sage aus dem Werratale. Kassel, Wigand. 1884. 8. 2 M.

Erinnerungen eines deutschen Offiziers. 1848—1871. 2 Bde. Wiesbaden, Bergmann. 1884. Gr. 8. 10 M. 60 Pf.

Giese, F., Mönsterск Platt in Vertellsels un Rimsels. Münster. 16. 1 M.

Goeddaeus, E. v., Aus dem Leben des Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Hessen. Kassel, Klaunig. 8. 50 Pf.

Hauptziel des österreichisch-russischen Krieges der Zukunft. Strategische Studie von J. P. Leipzig, Kasprowicz. Gr. 8. 1 M.

Irlen, C., Skizzen aus dem Leben in poetischem Gewande. Berlin, Parrisius. 1884. 8. 1 M. 50 Pf.

Johann, Erzherzog, Drill oder Erziehung? Vortrag. Wien, Seidel u. Sohn. Gr. 8. 60 Pf.

Jókai, M., Die Zonen des Geistes. Teschen, Prochaska. 1884. 8. 2 M. 50 Pf.

Langethal, C. E., Das Leben Heinrich Langethals. Wien, Pichler's Wwe. u. Sohn. Gr. 8. 1 M.

Lazarus, M., Ueber die Reize des Spiels. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 3 M.

Lemcke, H., Souvenir an den Atlantischen Ocean. Zur Belehrung und Unterhaltung für Reisende nach Amerika. Berlin, Eckstein Nachf. Gr. 8. 6 M. 50 Pf.

Lenz, M., Martin Luther. Festschrift der Stadt Berlin zum 10. November 1883. Berlin, Gaertner. Gr. 8. 3 M.

Linke, O., 66 Präludien. Geist und Leben. Aus meinem Skizzenbuche. Berlin, Janke. 1884. 8. 4 M.

Löbe, M., Altdeutsche Sinnsprüche in Reimen, gesammelt von M. L. Halle, Niemeyer. 16. 1 M. 50 Pf.

Longfellow, H. W., Sämmtliche poetische Werke in 2 Bdn. Uebersetzt von Simon. Leipzig, Ph. Reclam jun. 12. 3 M.

Ludwigs, F., Die Bitte der Königin. Biblisches Schauspiel. Mit Gesangchören und Klavier- oder Harmoniumbegleitung, komponiert von F. Koenen. Düsseldorf, Schwann. 12. 80 Pf.

Mayer, V., Thomas Hobbes. Darstellung und Kritik seiner philosophischen, staatsrechtlichen und kirchenpolitischen Lehren. Vom Standpunkte der modernen Weltanschauung. Freiburg i. Br., Stoll u. Bader. 1884. Gr. 8. 4 M.

Nuredin Aga, Türkische Interna. Dresden, Minden. 1884. 8. 3 M. 50 Pf.

Olfers, Marie v., Simplizitas. Berlin, Hertz. 1884. 8. 4 M.

Pailler, W., Weihnachtlieder und Krippenspiele aus Oberösterreich und Tirol, gesammelt und herausgegeben. 2ter Bd.: Spiele. Mit 31 Singweisen. Innsbruck, Wagner. Gr. 8. 8 M. 80 Pf.

Pappenheim, Pauline, Kleine Novellen. Wien, Perles. 8. 2 M.

Petrick, A., Die Eroberung von Constantinopel. Trauerspiel. St. Petersburg, Schmitzdorff. Gr. 8. 3 M.

Reinhold, K. T., Das deutsche Volksthum und seine nationale Zukunft. Betrachtungen eines Laien über eine nationale und practische Politik der Gegenwart. Minden, Bruns. 1884. Gr. 8. 6 M.

Rosegger, P. K., Neue Waldgeschichten. (Ausgewählte Schriften 17ter Bd.) Wien, Hartleben. 1884. 8. 2 M. 50 Pf.

Schönaich-Carolath, Prinz E. zu, Geschichten aus Moll. Stuttgart, Göschen. 1884. 8. 3 M. 40 Pf.

Schröder, A. A. A., Das neue Oldenburger Ochsenlied. Jubel-Auflage. Hamburg, Schardius. Fol. 20 Pf.

Schwartz, J., Gedichte in Nürnberger Mundart. Nürnberg, Zeiser. 16. 1 M.

Seidensticker, O., Die erste deutsche Einwanderung in Amerika und die Gründung von Germantown, im Jahre 1683. Festschrift zum deutsch-amerikanischen Pionier-Jubiläum. Göttingen, Deuerlich. Gr. 8. 2 M.

Stern, J., Die Religion der Zukunft. Stuttgart, Dietz. 8. 1 M. 50 Pf.

Thausing, M., Wiener Kunstbriefe. Mit einem Titelbildnisse und einem erklärenden Holzschnitt am Schluss. Leipzig, Seemann. 1884. Gr. 8. 6 M.

Theater-Mappe. Nr. 63: Der listige Krieg. Posse von C. A. Paul. — Nr. 64: Daniel in der Löwengrube. Original-Schwank von G. Lang. — Nr. 65: Der kleine Moltke. Lustspiel (nach einem vorhandenen Stoffe) von E. Braune. Berlin, Kühling u. Güttner. Gr. 8. à 2 M.

Treitschke, H. v., Luther und die deutsche Nation. Vortrag. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 50 Pf.

Voigt, Th., Aus der Schule. Pädagogische Skizzen. Bielefeld, Velhagen u. Klasing. Gr. 8. 2 M.

Wechsler, E., Der unsterbliche Mensch. Eine materialistische Dichtung in 5 Gesängen. (Frei nach einer Sage über Moses Maimonides.) Wien, Konegen. 1884. 8. 2 M.

Zettel, K., In denke Dein. Lieder von Lenz und Liebe, Freud' und Leid. Gesammelt von K. Z. Illustrirt von R. E. Kepler u. a. Stuttgart, Greiner. 1884. 8. 5 M. 50 Pf.

(Mit einer Beilage von Louis Ehlermann in Dresden und dem **Literarischen Anzeiger** Nr. 12.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 52. — 27. December 1883.

Zur Kunst und Dichtung des Alterthums.

1. Die Anfänge der Kunst in Griechenland. Studien von A. Milchhoefer. Mit zahlreichen Abbildungen. Leipzig, Brockhaus. 1883. 8. 6 M.

Es kann wol keine Frage sein, daß bei ethnologischen Untersuchungen neben der Sprache, welche allerdings in erster Linie gehört werden muß, auch die Kunst ein Wort mitzusprechen hat, und zwar ein um so entscheidenderes, wenn der sprachliche Factor uns im Stiche läßt. Letzteres ist zwar selten der Fall, aber es kommt doch vor, und wer sich mit italienischer Ethnographie beschäftigt, weiß z. B., daß die Etrusker bis auf den heutigen Tag (und heutzutage mehr als je) für die Forscher ein Räthsel sind, das jeder Lösung spottet. Der Schlüssel, den man vor einigen Jahren endlich gefunden zu haben glaubte, ist wieder verloren gegangen; wenigstens kann man nicht von einem solchen sprechen, solange noch die berufensten Forscher über die Natur dieses Schlüssels nicht einig geworden sind. Sollte es nun gelingen, da, wo die Sprache sich als spröd und unerbittlich erweist, zu der Kunst als Geburtshelferin seine Zuflucht zu nehmen und von ihr wirklich Hülfe zu erhalten, so wäre der Wissenschaft ein großer Dienst geleistet. A. Milchhoefer's Versuch verdient schon um dieses Charakters willen unsere ganze Aufmerksamkeit, wäre auch sein Buch minder anregend, fesselnd und überzeugend geschrieben, als dies wirklich der Fall ist, und würde es sich, was nicht der Fall ist, blos auf die räthselhafte Etruskerwelt beschränken. Die Etrusker aber bilden in Wirklichkeit nur den Schluß einer Reihe von Untersuchungen, die, von einem einheitlichen Grundgedanken getragen, ebenso natürliche als folgerichtige Variationen Eines Themas oder, wenn man lieber will, Zweige Eines Stammes sind. Auf den ersten Anblick kann es befremdlich erscheinen, daß Stoffe wie „Mykenae", „Die Inselsteine", „Die älteste Cultur in Griechenland", „Das homerische Zeitalter", „Bildliche Tradition", „Verwandte Erscheinungen" und „Italien" durchweg in einem solchen Verhältniß der Wechselwirkung zueinander stehen; gleichwol ergibt sich an der Hand des gelehrten Autors ihre Verbindung und Verwandtschaft aufs unzweideutigste.

Es handelt sich in Milchhoefer's Schrift um Eigenthumsfragen im Gebiete der Kunst, d. h. um ethnologische Zuweisung und Vindication: orientalisches (vorzugsweise semitisches) und arisches (indoeuropäisches) Gut wird geschieden, und der griechischen (aber auch italischen) Kunst ihr Theil, will sagen ihre Erbschaft, zugewiesen. Die griechische und die italische Kunst werden als verwandt betrachtet, und als der bei weitem größere Theil, als Hauptstock des Erbes, nicht das orientalische (semitische) oder ägyptische Element hingestellt, sondern eben das arische, wie dieses in Kleinasien sich herausgestaltet hat, insbesondere durch das Volk der Phryger. Kleinasien bildet nicht blos die locale Vermittelung zwischen der ursprünglichen und der spätern (graeco-italischen) Heimat, sondern es nimmt dieselbe Stellung auch ein in den Stoffen und der Technik des künstlerischen Schaffens. Erst in zweiter Stelle kommen für äußere Formbereicherung die Einflüsse des nichtarischen Orients in Betracht. Nicht alle Aufstellungen Milchhoefer's sind neu: das geometrische Decorationssystem z. B. ist schon früher als Eigenthum der indogermanischen Völkerfamilie (als „pelasgisch") angesehen und verwerthet worden; auch seine Auffassung der Pelasger scheint uns nicht neu, obwol er sie gern als die seinige betrachtet wissen möchte; er hält die Pelasger für die Repräsentanten der ältesten auf griechischem Boden nachweisbaren Bevölkerung — aber neu, überraschend neu, und scheinbar doch so einfach sind seine Schlüsse. Wenn die eigentlichen Griechenstämme den Zuzug frischer, höher begabter Kräfte zu dieser im übrigen homogenen Grundbevölkerung

bilden, so fällt mit dieser (begründeten) Annahme zugleich ein Licht auf das Dunkel der Fundstätten von Mykenae, besonders wenn Kleinasien mit in Rechnung gezogen wird. Daß übrigens auch jetzt noch nicht, noch lange nicht der Schleier gelüftet ist von den hier durch Schliemann aufgespeicherten Mirakeln, dessen ist sich der Verfasser wohl bewußt; einstweilen aber ist der Muth anzuerkennen, womit er fürs erste einmal Stellung genommen und Farbe bekannt hat, was bekanntlich bisher die bewährtesten Forscher aus begreiflicher Scheu nicht gethan haben. Hat Milchhoefer mit seinen Aufstellungen recht, so weicht von den Grabkammern Mykenaes der „semitische" Bann, wenn auch nicht radical, so doch zum größten Theil. Importirt wurde aber die mykenische Kunstindustrie zunächst von Kreta aus, einer Insel, welche mit dem semitisch-phönizischen Element blos durch die Europa- und Stiersage, mit Kleinasien dagegen (insonderheit Phrygien) durch eine Fülle greifbarer Beziehungen zusammenhängt, wie sie andererseits wieder das griechische Festland augenfällig influenzirt hat. Hier (auf Kreta) ist denn auch die bedeutendste Fundstätte jener sogenannten Inselsteine (d. h. prähistorische Gemmen, fast sämmtlich durchbohrt, weil zum Tragen als Amulet bestimmt), deren große Masse nur in Europa einheimische Thiergattungen als Sujets ihrer Darstellungen aufweist: zunächst das Roß, das im arischen Persien (auch als Flügelpferd) eine annähernd gleich hervorragende Rolle spielte wie in unserer Kunst.

Die mythologischen Bemerkungen des Verfassers, die gleichfalls als mitbeweisendes Material benutzt werden, wollen wir aus dem Spiele lassen, weil sie blos für Gläubige Beweiskraft haben, und uns sogleich zu dem letzten, über Italien handelnden Abschnitt wenden, für welchen der Verfasser die „ausschließliche Gemeinsamkeit der bildlichen Elemente mit der ältesten griechischen Technik" nachgewiesen zu haben glaubt. Demgemäß wird auch hier der semitische Einfluß möglichst beschränkt, aber ebenso der bisher in ziemlichem Umfang angenommene chalkidische; an seine Stelle tritt der peloponnesische und kretische, also immerhin griechischer Einfluß. Beide Localitäten, der Peloponnes und Kreta, liefern das unmittelbarste und älteste Vergleichungsmaterial, während auf oder in chalkidischem Boden sich bisher nichts finden ließ; möglicherweise, meint der Verfasser, könnte der Import durch Sicilien und die griechischen Colonien Unteritaliens vermittelt worden sein, da ja Kreta und der Peloponnes in Rapport mit diesen beiden Localitäten stehen, und zwar durch Colonisation. Und nun die Etrusker. Der Verfasser bekämpft zunächst deren angeblich phönizische Periode und stellt statt ihrer die Cultur dieses Volks als eine directe, wenn auch isolirte Fortsetzung der vorhellenischen hin; im Volke selbst erkennt er die gleiche Verbindung pelasgischer und asiatisch-arischer Bestandtheile und erklärt es für ein auf griechisch-asiatischem Grenzgebiet erwachsenes Mischvolk: alles das gestützt auf das von der Kunst uns überlieferte Beweismaterial in Gräbern, Gefäßen u. s. w., welches er nach Technik und Bedeutung mustert und mit kleinasiatischen griechischen Formen in Parallele setzt, um zu dem Resultat zu gelangen, daß die Etrusker, mit formalem und doch nicht künstlerischem Talent ausgestattet, ohne eigentlich schöpferische Phantasie nicht ungelehrig in Aneignung homogener Entwickelungsformen, fortwährend den Charakter einer barocken Mischcultur bewahrten, deren äußere Ausdrucksmittel kaum über das decorative Gebiet hinausgingen. Da nun diese Etrusker in der Darstellung der alten Geschichtschreiber vielfach als Pelasger und Tyrrhener auftreten, so scheint damit gesagt zu sein, daß sie gemischt waren aus vorhellenischen Bestandtheilen und aus asiatisch-arischen; die Tyrrhener würden den letztern Bestandtheil repräsentiren.

Dieser Abschnitt der Milchhoefer'schen Studie ist nach unserer Ansicht der inhaltschwerste und folgenreichste, wenn er sich als wahr erweist! Und letzteres ist recht wohl möglich. Der Verfasser rechnet mit Thatsachen, nicht mit Luftgebilden und ästhetischen Phantomen, wie es seine Zunftgenossen so gern und so oft thun, wo objective Kriterien sie verlassen. Nicht daß seine Combinationen durchweg unanfechtbar wären — besonders seine mythologischen Argumente scheinen uns nicht immer beweiskräftig zu sein —, aber auf Gebieten, wo die Sprache stumm bleibt, müssen Probabilitätsgründe die stricten Beweise ersetzen, und wer hierin nüchtern und besonnen vorgeht, was in diesem Buche meistentheils der Fall ist, darf sozusagen schon vorher des Beifalls der Kenner versichert sein. Auch die Sprachforscher werden von dem letzten Abschnitte des Milchhoefer'schen Buchs Notiz nehmen müssen.

2. Aristoxenus von Tarent. Metrik und Rhythmik des classischen Hellenenthums. Von R. Westphal. Leipzig, Abel. 1883. Gr. 8. 30 M.

Vergleicht man die bestehenden — und auch nach der Ansicht des Verfassers vorliegenden Buchs mit Recht bestehenden — Urtheile über die griechische Musik, beziehungsweise über unsere mangelhafte Kenntniß derselben mit den Publicationen, welche jährlich über diese Materie dem Wissensdurst des Publikums geboten werden, so könnte man leicht zu der Ueberzeugung kommen, daß es mit jenen Mysterien griechischer Musik nicht so schlimm beschaffen sei, da doch über unbekannte Dinge weder so viele noch auch so umfangreiche Schriften verfaßt werden könnten. Wie könnte sonst ein erst noch voriges Jahr erschienenes Werk (des Belgiers Gevaert) ein in seiner Art classisches genannt werden, wie könnte Westphal selber nach seiner gediegenen „Harmonik und Melopöie der Griechen" (1863) jetzt wiederum ein so umfangreiches, inhaltschweres Buch über denselben Gegenstand — denn in der That ist das neue Werk seinem Hauptinhalte nach nichts anderes als die Theorie eines Theils der griechischen Musik — erscheinen lassen? Wie könnte er, ein gewissenhafter Forscher, der stets Neues zu bringen weiß, der gebildeten Welt wiederholt Studien über diesen Gegenstand bieten und zu bieten wagen, wenn gar nichts darüber zu sagen wäre?

In der That existirt zwischen dieser Erscheinung und dem längst gefühlten Mangel einer Theorie der griechischen Musik, respective dem Bewußtsein der Unmöglichkeit einer solchen Theorie, nur ein scheinbarer Widerspruch. Freilich genügt die Ueberlieferung einstweilen nicht, und dürfte voraussichtlich nie mehr genügen, zum Wiederaufbau des Haupttheils: der Harmonik, des Melos; aber obschon doch auch hier und gerade auch durch Westphal auf mehrere Partien schöne Streiflichter gefallen sind, ein Theil wenigstens, die Rhythmik, ist wieder, man kann wol sagen aus dem Schutte der Jahrtausende, hervorgegraben und ans Tageslicht, ans helle und ganze Tageslicht gebracht worden, und zwar wiederum durch Westphal.

Einen glänzenden Beweis dafür liefert sein neues Buch, dessen ganzer erster Theil der wichtigen Lehre vom Rhythmus gewidmet ist; denn wichtig ist diese Lehre, wenn man dem Verfasser Glauben schenkt, über alles Erwarten, und es ist schwer, ihm den Glauben zu verweigern, wenn man sich die Mühe nimmt, ihm Schritt für Schritt zu folgen durch ein Gebiet, das allerdings hier und da eine etwas exacte, mathematische Physiognomie anzunehmen scheint und nicht besät ist mit den Blumen der Phantasie oder erfüllt von dem würzigen Dufte des Geistes. Wohl hat unser Autor auch Vorgänger gehabt, welche ihm wenigstens den Weg gezeigt haben, wo etwas zu finden ist — es sind erlauchte Namen, darunter vor allem der des Altmeisters Böckh, des geistigen Wiederentdeckers von Pindar —, und doch hat keiner von diesen geahnt, welche Schätze hier noch zu heben sind. Von den Kennern der alten Musik und Metrik — beide Künste hingen viel inniger zusammen, als dies heutzutage der Fall ist — kann sich keiner, weder an Gelehrsamkeit noch an Combinationskraft und Scharfsinn, mit Westphal messen. Was er lehrt, will aufs allersorgfältigste erwogen sein, bevor ein Widerspruch sich hervorwagen darf; der Widerspruch, den er hier gefunden hat, ist darum auch nicht eben bedeutend gewesen; sein bedeutendster Gegner, der verstorbene königsberger Kritiker Karl Lehrs, auf einzelnen Gebieten der Alterthumskunde eine schwerwiegende Autorität, hat sich mehr durch eine momentane geistreiche Idee als durch wirkliche tiefgehende ebenbürtige Studien zu einer Opposition gegen Westphal und theilweise auch gegen Böckh verleiten lassen, und wir zweifeln keinen Augenblick, daß er sowie auch einzelne seiner von dem Geiste des Meisters angeregten Schüler sich durch das vorliegende Buch zu den Lehren und Ansichten des Verfassers würden bekehren lassen, wenn sie noch am Leben wären. Was einzelne Kenner und praktische Meister der neuern Musik dem Philologen Westphal, der auch dieses Gebiet in allen seinen Schriften gestreift, in einigen sogar sich ausschließlich auf demselben bewegt hat, vorgeworfen haben, daß er in Sachen mitspreche, die man ihnen überlassen müsse, so kann dieser Vorwurf, der überdies sich noch zu legitimiren hätte, bei Beurtheilung dieser seiner neuen Arbeit um so weniger ins Gewicht fallen, als es sich ja hier zunächst um Wiederbelebung eines alten Schriftstellers handelt, wobei die moderne Musik nur insofern in Betracht kommt, als ihr rhythmisches Agens, also ein Theil ihres Wesens, zurückgeführt wird auf das in aller Rhythmik aller Zeiten immanente Gesetz, das auch in der Musik des Alterthums sich verkörpert fand, das aber jener Aristoxenos aus Tarent zum wissenschaftlichen Bewußtsein erhob und in eine ewig gültige Form brachte. Es ist dasselbe Ur- und Grundgesetz, auf welchem die Säule der modernen Musik, der unsterbliche Sebastian Bach, ruht; aber dieser hatte kein Bewußtsein davon; er fand vermöge seines Genies instinctartig das Richtige; er ist in seinen Werken die lebendige Verkörperung dessen, was mehr als zwei Jahrtausende vor ihm Aristoxenos theils aus der Praxis der großen griechischen Componisten, theils aus eigenem philosophischen Nachdenken gewonnen und als unerschütterliche Fundamentalsätze aufgestellt hat. Diese völlige Identität der rhythmischen Gesetze als Resultat seiner dreißigjährigen Beschäftigung mit jenem griechischen Philosophen und Theoretiker als unbestreitbares Facit dem Publikum darbieten zu können, gewährt dem Verfasser unverhohlene Freude; man darf sie wohl Entdeckerfreude nennen, und man begreift sie; am meisten spiegelt sie sich in der klar geschriebenen, schneidigen und doch humanen Vorrede, demjenigen Theile des Werks, den jeder Gebildete, ob musikalisch oder nicht, verstehen kann, wenn er für metrische und musikalische Fragen etwas Interesse hat.

Schon abstracter und für das Verständniß von Kennern, nicht mehr von Laien, berechnet ist der folgende Theil: „Die rhythmischen Elemente des Aristoxenos". Vollends an die perfecten Kenner und Theoretiker alter und neuer Musik richten sich die übrigen Abschnitte: über die „erste" und „zweite" Harmonie des Aristoxenos. Hier wimmelt es förmlich von Schematen, Transpositionen, Skalen und Zahlen, sogar Logarithmen und andern Figuren arithmetischen Gepräges, sodaß der Verfasser an die Schwelle derselben jenen alten, auch dem Aristoxenos von seinem Meister her wohlbekannten Spruch hätte setzen können: μηδεὶς ἀγεωμέτρητος εἰσίτω! Referent hat sich, offen gesagt, zwar in diese „heiligen Hallen" hinein-, aber bald auch wieder „heiligen Schauers voll" herausgeschlichen und kann also über diese Theile kein Urtheil abgeben. Wie große Fortschritte aber auch den philologischen Disciplinen, speciell der antiken Metrik und Rhythmik beschieden sind, nicht blos den naturwissenschaftlichen, mag die eine hier folgende Thatsache beleuchten. Noch Gottfried Hermann, der eigentliche Begründer einer wissenschaftlichen antiken Metrik, glaubte zuerst zu seinem System die Metrik des Aristoxenos entbehren, respective ignoriren zu dürfen (erst später hat er sie, durch Böckh's Vorgang bestimmt, für den Weiterbau seiner Disciplin verwendet), und jetzt entdeckt Westphal, der doch auch wieder trotz seiner relativen Selbständigkeit auf den Schultern der genannten großen Männer steht, in ihr den Grund und Eckstein nicht blos der musikalischen, sondern auch der metrischen Wissenschaft, ja er legt ihr einen so exemplarischen typischen

Werth für dieselbe bei, daß er nicht ansteht, zu erklären, Aristoxenos sei für diese seine Disciplinen maßgebender und mustergültiger als Aristoteles durch seine Poetik und Rhetorik für letztgenannte Wissenschaften. Wie viel das sagen will, weiß jeder, der sich auch nur in den Vorhallen derselben umgesehen hat. Der Ausspruch klingt um so kühner, als sich die „Werke" des Aristoxenos auf eine bescheidene Anzahl von Blättern beschränken, welche nur durch die mühsamste Combination zu einem Ganzen zusammengeklittert werden können, während die Bücher des großen Stagiriten denn doch trotz ihrer Lückenhaftigkeit und, wenigstens was die Poetik betrifft, grauenhaften Verwahrlosung immerhin als ein Ganzes, jedenfalls als ein stattlicher Torso gelten dürfen. Als eigentliche Schriftwerke des Aristoteles dürfen sie allerdings, und durften sie von Anbeginn an, nicht betrachtet werden, höchstens sind es, namentlich die Poetik, Vorlesungshefte und wer weiß, ob nicht blos die Nachschrift eines Schülers. Wie aber, wenn die Ueberbleibsel des Aristoxenos dieses Los theilten? In der That deuten mehrere Spuren auf eine solche Sachlage hin. Für einen Bearbeiter des Aristoxenos liegt nun aber der Schwerpunkt seiner Aufgabe nicht sowol darin, aus dem wenigen, was direct dessen Namen trägt, Kapital zu schlagen, sondern diesen spärlichen Stoff aufzunehmen und zu mehren durch die Masse desjenigen, was andere Schriftsteller theils wörtlich, theils sachlich aus ihm entlehnt haben, also durch Revindication seines Eigenthums. Zum Glück ist auf solche Weise ein großer Theil dieses Eigenthums noch erhalten, aber die Ausscheidung desselben ein gewaltiges Stück Arbeit und nur möglich bei vollkommener Beherrschung des Stoffs und gründlichster Vertiefung in das Wesen des Autors. Keiner der Lebenden war mehr dazu berufen als eben Westphal.

Gewisse Eigenthümlichkeiten muß man freilich bei diesem Gelehrten immer mit in den Kauf nehmen. Ein anderer hätte z. B. sicherlich, wenn er auch den Originaltext des Schriftstellers kritisch bearbeiten und herausgeben wollte — und Westphal hat in der That diese Absicht, und nicht nur das, er hat bereits den Titel der in Aussicht stehenden Edition bekannt gemacht — jeder andere wäre mit der kritischen Textausgabe vorangegangen und hätte dann die deutsche Bearbeitung des Schriftstellers, so weit eine solche nach der lateinischen Edition und im Anschluß an dieselbe wünschbar oder nöthig schien, folgen lassen. Westphal hat — man weiß nicht recht warum — die Sache umgekehrt. Und doch hat er, nach seiner Erklärung, den gesammten Apparat vollständig beisammen! Es ließe sich auch über das System und die Methode, die er in vorliegendem Buch befolgt hat, mit ihm rechten. Trotz fortlaufender Paragraphirung nämlich hält es schwer, sich zu orientiren über die Materien, um die es sich jeweilen in erster Linie handelt; wir vermissen das Hervorheben von Hauptpunkten, leitende Definitionen, maßgebende Grundsätze und ähnliches, auf welchem und um welches herum der Aufbau geschieht. Es wäre doch beispielsweise gewiß möglich gewesen, den Unterschied des diatonischen, chromatischen und enharmonischen Tongeschlechts mit einigen festen Strichen klar zu machen, um so mehr, da auch Kennern der Musik, nicht blos Dilettanten, bei der völligen Verschiedenheit der Bedeutung jener Begriffe in alter und neuer Zeit, in dem Noten- und Zahlgeflechte und -Geschlinge ein solcher Wegleiter nicht unwillkommen sein dürfte.

Gern hätten wir unsern Lesern noch einige Stellen aus der Vorrede mitgetheilt, wenn uns der Raum zu Gebote stände; wir beschränken uns daher auf das Allernothwendigste und Wichtigste. Erst jetzt, d. h. durch richtiges Verständniß des alten Aristoxenos, werden nicht blos die rhythmischen Formen der alten griechischen Dichter, sondern es wird auch der Rhythmus der musischen Kunst christlich-moderner Welt zum Bewußtsein gebracht; auch unsere heutigen Componisten können, für homophone wie für polyphone Musik, in keinen andern Taktmaßen und Taktgliedern dichten als genau in jenen, die vor mehr als 2000 Jahren der alte Tarentiner auf Grund der musischen Kunstwerke des classischen Hellenenthums verzeichnet hat. Es gibt keine andern Versfüße für die vocalische wie für die instrumentale Kunst als den dreizeitigen, vierzeitigen und sechszeitigen, wie sie schon die alten Griechen hatten. Der Widerspruch zwischen Aristoxenos und den alten Metrikern, der von G. Hermann und Böckh angenommen wurde, ist ein Phantom, er ist nicht vorhanden; Aristoxenos muß der Grundstein, der Kanon der modernen Rhythmik werden, wenn diese den andern Zweigen der musischen Kunst ebenbürtig werden soll; das rhythmische Gefühl aller cultivirten Völker ist im wesentlichen eins, die rhythmischen Gesetze also immanent, ihre Darstellung durch Aristoxenos eine der allervollendetsten Disciplinen, welche der wissenschaftliche Geist der Griechen geschaffen hat; Bach's Rhythmik ist ohne die Aristoxenische nicht zu verstehen, aber auch umgekehrt konnte die Aristoxenische ohne Bach nur in den elementarsten Lehrsätzen verstanden werden; Bach's „Wohltemperirtes Klavier" ist gleichsam die Beispielsammlung zu Aristoxenos. Auf andere Fragen polemischer Natur, z. B. gegen die völlig verkehrten Ansichten einer neuern philologischen Schule, oder kritischen Charakters (straßburger Manuscript, Leistungen der Frühern u. s. w.) können wir nicht eingehen, gewisse Eigenthümlichkeiten des Buchs (im deutschen Ausdruck, Druckfehler und andere) wollen wir nicht bemäkeln, dagegen zum Schluß als des höchsten Lobes würdig die noble Bescheidenheit des Verfassers hervorheben, womit er, obschon in seinem Fache unbestritten die erste Autorität, andern Mitarbeitern nicht blos ihren Antheil neidlos zuweist, sondern auch sich ihnen unterordnet und seine bahnbrechenden Resultate ihren Anregungen zu verdanken bekennt. Es ist dies um so mehr hervorzuheben, als die Sucht sich vorzudrängen auch in der gelehrten Welt nicht selten ist.

3. Geschichte der deutschen Homer-Uebersetzung im 18. Jahrhundert. Von A. Schroeter. Jena, Costenoble. 1882. 8. 7 M.

Sollte der Verfasser mit seinen in geharnischtem Ton und mit der Kraft der Ueberzeugung vorgetragenen Ansichten recht behalten, so wird es von jetzt ab mit der Nachahmung der antiken Versmaße überhaupt und ganz speciell mit der des homerischen Hexameters sein Ende und sein Bewenden haben. Zwar ist der Verfasser zu seinem Feldzug gut gerüstet, er geht dem „stelzbeinigen Faschingszug der antiken Metren" energisch, mit Gelehrsamkeit und mit Kritik zu Leibe, er führt seine Waffe geschickt und selbst mit Grazie — aber es wird ihm gleichwol nicht, es kann ihm sogar nicht gelingen, die „peinliche Caricatur, den hülflosen Schatten" mit der Kraft seines Geistes wegzufegen. Dafür kommt er um einige Decennien zu spät! Nach den glänzenden Mustern eigener Production und sprachfertiger Nachahmung, welche auf deutschem Boden und sogar auf der geweihten Stätte Weimars erwachsen sind, hat das Bedauern keinen Grund und keinen Zweck mehr; das Abschaffenwollen vollends ist ein Bemühen, dem auch die leiseste Chance eines Erfolges fehlt. Zudem hat der Verfasser kein einziges neues Argument ins Feld geführt, sondern nur die altbekannten wiederholt und mit rhetorischen Zuthaten verbrämt, aber weder die Argumente noch die Zuthaten sind überzeugend für den, der die Vortheile der Nachbildung auf die Wagschale legt. Zwar könnte der Verfasser einzelne gewichtige Autoritäten neuerer Zeit für den von ihm vertretenen Standpunkt anführen, aber Subjectivitäten gelten hier um so weniger, als das Eifern gegen den deutschen Hexameter theils aus der Unfähigkeit herrührt, dieses Metrum zu handhaben, theils auch aus Pedanterie, einer Pedanterie, die nicht zugeben will, daß, wenn auch Einzelheiten der stricten Nachahmung sich entziehen, das Ganze als solches nicht blos wünschenswerth und vortheilhaft, sondern auch stattlich und schön sein könne.

Was nicht Ueberschwenglichkeit ist in der vorliegenden Schrift, beschränkt sich auf die behauptete Unverträglichkeit des quantitirenden (antiken) Princips mit dem modernen accentuirenden, als ob das noch viel höher stehende Princip des Rhythmus überhaupt von dieser im Grunde secundären Frage bestimmt würde und nicht vielmehr im Wechsel und zwar im regelmäßig stattfindenden Wechsel der Silben seinen Ausdruck fände, gleichviel wie dieser Wechsel zu Stande kommt, ob durch Extension oder durch Intension (d. h. durch Quantität oder durch Accent). Daß wir zur Stunde noch keine unverrückbaren prosodischen Gesetze haben, welche den Silbenwerth regeln, daß z. B. ein leidiges Schwanken in Betreff des Tieftons dem Bau des Hexameters seinen festen Halt verkümmert, ist ja allerdings richtig, ist aber kein Vorwurf gegen denselben, sondern eine Folge unserer eigenen Schwäche und Bequemlichkeit, und diese Bequemlichkeit ist auch der Grund, warum gute und regelrechte Hexameter in unserer Literatur verhältnißmäßig so selten gefunden werden. Ins Gewissen sollte man unsern Verskünstlern reden, nicht aber sie abschrecken durch ein Phantom, das man sich selber schafft.

Im übrigen darf dem vorliegenden Buch das Zeugniß ausgestellt werden, daß es auf tüchtigen und gewissenhaften literarischen Studien beruht, und daß die Kritik der vorhandenen Homer-Uebersetzungen mit Geist und Gerechtigkeit geübt wird. Wir können dem Verfasser nur beistimmen, wenn er, allerdings entgegen der landläufigen Ansicht, der Homer-Uebersetzung des Grafen F. Leopold von Stolberg vor der Voß'schen den Vorzug einräumt. Einem Leser, der in einer Uebersetzung mehr und Höheres sucht als die peinlichste minutiöseste Sorgfalt in der Nachahmung, der die Treue des Bildes nicht im Buchstaben, sondern im Geiste erblickt, müssen schon die gegebenen Proben den handgreiflichsten Beweis von der Wahrheit jenes Verhältnisses liefern.

4. Grundriß der römischen Alterthümer. Mit einem Ueberblick über die römische Literaturgeschichte. Von Cornelius Krieg. Ein Lehrbuch für Studirende der obern Gymnasialklassen und für Lehramtscandidaten. Zweite völlig umgearbeitete und vermehrte Auflage. Mit 64 Illustrationen und Stadtplan. Freiburg i. Br., Herder. 1882. Gr. 8. 4 M.

Wenn der Referent eines wissenschaftlichen Buchs gleich zu Anfang seiner Besprechung erklären kann, daß es auf ihn einen günstigen Eindruck gemacht habe, und daß dieser Eindruck bei fortgesetzter genauer Prüfung und Lektüre gesteigert worden sei, so darf der Leser dessen Urtheil vertrauensvoller entgegennehmen, als wenn erst nach längerm Hin- und Widerreden, Bemängeln und Bekritteln am Ende gleichsam noch der Balsam auf die Wunde gelegt wird, daß das Buch doch auch seine Verdienste, somit seinen Werth habe und nicht vergebens geschrieben sei.

Dieses für den Recensenten wahrhaft erquickende Gefühl voller Anerkennung ist bei dem Krieg'schen Buche nicht nur vorhanden, sondern, er getraut sich auch zu versichern, berechtigt. Das Buch erfüllt sogar mehr als es verspricht, denn es bietet nicht nur den Studirenden höherer Gymnasialklassen und den Lehramtscandidaten alles, was sie von den römischen Alterthümern zu wissen brauchen, sondern es genügt auch manchem reifen Philologen als Viaticum, wenn die umfangreichen Schriften von L. Lange und vollends Mommsen-Marquardt ihm nicht zur Hand sind. Neue Forschungen und entsprechende Resultate bietet es freilich nicht, aber es erhebt auch keine Ansprüche darauf, und solche Zugaben würden sogar seinem Zweck nicht entsprechen. Dagegen hat der Verfasser die neuesten Forschungen überall aufs gewissenhafteste verwerthet, und sogenannte philologische Kleinigkeiten geben dem Kenner sofort die Ueberzeugung, daß hier nicht eine blos compilirende und excerpirende Maschine im Gang war, sondern eine selbständig denkende und prüfende Kraft, die nicht instinctiv, sondern bewußt das Richtige traf. Ohne Versehen (oder Druckfehler?

z. B. in den Jahrzahlen) ist es natürlich auch nicht abgegangen, so wenig als ohne Illustrationen (wenn diese Parallele nicht eine Sünde gegen den Geist unseres Jahrhunderts ist, der nun einmal nach solchen Beigaben verlangt); aber gegen die Vorzüge des knapp und klar geschriebenen Buchs verschwinden diese Schattenseiten. Das ähnliche Schriftchen von Bojesen-Hoffa, das unter dem ziemlich anspruchsvollen Titel eines „Handbuchs der römischen Antiquitäten“ 1866 in dritter Auflage von Wilhelm Rein herausgegeben wurde, ist stofflich doch etwas dürftig ausgefallen und kann, abgesehen von seinem hier und da antiquirten Standpunkt, mit der besprochenen Schrift nicht concurriren.

Warum übrigens diesen und andern Darstellungen der römischen Antiquitäten in der Regel auch ein Abriß der Literaturgeschichte angehängt wird, ist uns nicht recht erfindlich; es mag ja ganz bequem sein, in nuce gleich auch ein anderes Gebiet fix und fertig mit auf den Weg zu bekommen, das daneben auch dem Autor und dem Verleger zu einem etwas stattlichern Opus verhilft. Wissenschaftlich ist aber ein solches Zusammenschweißen grundverschiedener Stoffe gewiß nicht, und es sollte doch ein auch noch so sehr praktischen Zwecken dienendes Handbuch den wissenschaftlichen Charakter möglichst zu wahren bestrebt sein, besonders wo das ohne Schwierigkeit möglich ist: in der Einheit des Inhalts. Wo solche Anhänge als Excurse auftreten, wollen wir sie uns gefallen lassen, immerhin mit der Beschränkung, daß sie durch den Inhalt des Buchs motivirt oder nahe gelegt sind; wo sie dagegen einen heterogenen Stoff als Reisezehrung mitgeben, möchte man sie eher „Excesse“ nennen.

J. Mähly.

Zur deutschen Literatur.

(Beschluß aus Nr. 51.)

2. Die deutsche Literaturgeschichte, in den Hauptzügen ihrer Entwickelung sowie in ihren Hauptwerken dargestellt und den höhern Lehranstalten Deutschlands gewidmet von Franz Pfalz. Erster Theil: Die Literatur des Mittelalters. Leipzig, Brandstetter. 1883. Gr. 8. 2 M. 70 Pf.

Das Buch macht trotz der vielen Concurrenten einen soliden und angenehmen Eindruck. Nur ist man in Verlegenheit, ob man es wirklich denjenigen Kreisen empfehlen soll, denen es der Verfasser doch ausdrücklich auf dem Titel gewidmet hat. Jedenfalls eignet es sich trotz des im Verhältniß zum Umfang sehr niedrigen Preises nicht zur Einführung auf höhern Schulen, und zwar eben wegen seines Umfangs. Und dem Lehrer des Deutschen, so sehr man auch noch immer dieses Fach als Nebenfach betrachtet und es einem andern Fachlehrer, meist dem Geschichtslehrer, zuschiebt, möchte man doch empfehlen, mehr aus den Quellen selbst zu schöpfen. Haben aber Verfasser und Verleger mit der Widmung nur gemeint, daß es den Schülern zum Selbststudium in die Hand gegeben werden solle, und sich als Abnehmer Schülerbibliotheken, Aeltern, Lehrer und Schulbehörden gedacht, die es als Geschenk in die Hände der Jugend bringen sollen, so stimmen wir mit vollem Herzen zu und empfehlen das Buch warm zu diesem Zweck. Aber wozu überhaupt diese Widmung? Noch ist die Kenntniß unserer Literatur nicht so verbreitet, auch unter den Gebildeten unsers Volks, daß ein gut geschriebenes, auf fleißigen Studien beruhendes und geschickt angelegtes Buch wie das vorliegende nicht auch von Erwachsenen mit Nutzen studirt werden könnte; auch diesen sei es also hiermit warm empfohlen. In der Wiedergabe älterer deutscher Texte schlägt es einen sehr vernünftigen Mittelweg ein: es gibt die Originale mit Interlinearübersetzung aller nur einigermaßen schwer verständlichen Ausdrücke; auch dieser Ausweg ist sehr zu billigen.

Um nun auch, nicht Tadels halber, sondern um der Recensentenpflicht zu genügen, einige Ausstellungen zu machen, so wünschte ich, daß S. 5 die doch unhaltbare Unterscheidung von Ballade und Romanze aufgegeben würde (auch die Ableitung von „Ballade“ ist zweifelhaft und behagt mir nicht; viel näher liegt die romanische Ableitung: Tanzlied). Gottfried von Straßburg ist nach den neuesten Forschungen, wie ich aus K. Bartsch's „Gesammelten Vorträgen und Aufsätzen“ entnehme, nicht straßburger Stadtschreiber gewesen, da jetzt in jener Urkunde cidelarius statt rodelarius gelesen wird, mithin dieselbe gar nicht auf unsern Dichter geht. S. 60 ist „Karpfen“ ein zweimaliger Druckfehler für „Krapfen“ (ein Gebäck, „Kräpfel“ im Thüringischen). Zum „Barlaam und Josaphat“ des Rudolf von Ems hätte ich noch die Notiz gewünscht, daß es eine legendenhafte Lebensbeschreibung Buddha's ist; den „Mann im Brunnen“ kannte Rückert aus orientalischen Quellen. S. 334 ist nach den neuesten Forschungen die Notiz falsch, daß Frauenlob seinen Namen von seiner Heimat geführt habe; er führte ihn von der Meise, dem Vogel seines Wappenschildes (vgl. „Frauenlob“ von A. Börckel, Mainz 1880).

Eine noch interessantere, weil sich auf ein engeres Feld beschränkende Lektüre ist:

3. Minne- und Meistersang. Bilder aus der Geschichte altdeutscher Literatur. Von Otto Lyon. Leipzig, Grieben. 1883. Gr. 8. 6 M. 50 Pf.

Dem Verfasser sind wir in der letzten Zeit mehrfach auf sprachlichem sowie literaturgeschichtlichem Gebiete begegnet, und wir freuen uns der, wie es scheint, noch jungen,

vielversprechenden Kraft, die in dem vorliegenden Buch ihren Beruf zur Schriftstellerei glänzend bewährt. Besonders möchten wir dieses Buch unsern gebildeten Frauen zur Lektüre empfehlen, auf die es ja auch wol berechnet ist. Wäre dies der Fall, so hätte vielleicht der zweite, schon an sich und mit Recht ziemlich spärlich ausgefallene Abschnitt vom Meistersang ganz wegbleiben können; das Buch hätte dadurch an Einheitlichkeit nur gewonnen. Davon abgesehen, ist indeß auch dieser Abschnitt höchst lesenswerth. Zwar sind, wenn ich nicht irre, in der letzten Zeit schon ein oder auch mehrere, keinesfalls überflüssig viele Bücher über denselben Gegenstand bei uns erschienen, die ich nicht vergleichen kann, da ich sie nicht gelesen habe; doch ist das vorliegende wol dadurch nicht überflüssig geworden. Ich kann nur das alte Buch von Curne de Ste.-Palaye über das Ritterwesen, natürlich besonders das französische, vergleichen und möchte aus diesem zur Richtigstellung von S. 38: „Die Streitaxt und das kurze Messer galten nicht als ritterliche Waffen", beibringen, daß bei den Franzosen wenigstens der Dolch als eine solche galt. Die Uebersetzungen, von dem Verfasser selbst herrührend, sind durchgängig gelungen und höchst anmuthig. Zur Probe diene ein Gesprächslied von Neidhart von Reuenthal:

Wie ist der Mai so reich!
Er führet allsogleich
Den Wald an seinen Händen.
Der ist nun neuen Laubes voll:
Jetzt muß der Winter enden.

„Ich freue mich der Heide,
Der lichten Augenweide,
Der Sommer kommt gegangen!"
So sprach ein holdes Mägdelein,
„Den will ich schön empfangen.

„Laß, Mutter, es geschehen,
Zu Felde will ich gehen
Und will den Reihen springen,
So lange hört' nichts Neues ich
Von Mädchen draußen singen." —

„Nein, meine Tochter, nein!
Ich hab' dich ganz allein
Mit Sorgen aufgezogen.
Thu mir's zu lieb, die Männer laß:
Gar manche ward betrogen!" —

„Ich will Euch einen nennen,
Den möget Ihr wol kennen,
Nach ihm steht mein Verlangen.
Er ist genannt von Reuenthal:
Will ihn im Tanz umfangen.

„Es grünt in allen Zweigen,
Daß sich wol möchten neigen
Die Bäume hin zur Erden.
Nun wisset, liebe Mutter mein,
Ich folge ihm, dem Werthen.

„Liebe Mutter hehr,
Er klagt nach mir so sehr,
Soll ich ihm das nicht danken?
Er sagt, daß ich die Schönste sei
Von Baiern bis nach Franken."

Aus Freidank stehe hier der auch in andere Sammlungen übergangene Spruch (vgl. Lessing, ed. Hempel, XII, 772):

Wer will wissen, wer er sei,
Schelte seiner Nachbarn drei;
Wenn es zwei auch ruhig tragen,
Wird der dritt' es ihm schon sagen.

Ferner der folgende wegen der Rückert'schen Nachdichtung (erlanger Ausgabe, VI, 53; frankfurter Ausgabe, III, 333; Auswahl, erste Ausgabe, S. 670, dritte Ausgabe, S. 587, dreizehnte Ausgabe, II, 276, siebzehnte Ausgabe, S. 553; Gesammelte Werke, II, 55):

Von Freude sind die Frau'n genannt:
Sie geben Freude dem ganzen Land;
Wie wohl der Freude kannte,
Der zuerst sie Frauen nannte!

Endlich (vgl. Hempel's Lessing, XII, 781):

Wir gefallen all' uns selber wohl,
Drum ist das Land der Thoren voll.

4. Winckelmann's Briefe an seine züricher Freunde. Nach den auf der züricher Stadtbibliothek aufbewahrten Originalen in vermehrter und verbesserter Gestalt neu herausgegeben von Hugo Blümner. Freiburg i. Br., Mohr. 1882. 8. 5 M.

Diese Briefe wurden zuerst 1778 von Leonhard Usteri unter dem Titel „Winckelmann's Briefe an seine Freunde in der Schweiz" herausgegeben, aber, wie unser neuer Herausgeber bei zufälliger Durchsicht der Originale bald fand, „ebenso lückenhaft als ungenau". Der Herausgeber berichtet weiter:

In der Förster'schen Sammlung der Winckelmann'schen Briefe ist Usteri's Abdruck einfach wiederholt, und auch in der Ausgabe von Eiselein ist trotz der gegentheiligen Behauptung des Herausgebers (Vorwort zu Band X), man habe in dieser Ausgabe alles geliefert, was vorhanden sei, eine Benutzung der Originale nicht ersichtlich, obgleich, wie mir Herr Bibliothekar Dr. Horner aus eigener Erinnerung versichert, ein mit allen Nachträgen und Verbesserungen versehenes Exemplar des Usteri'schen Drucks seinerzeit an Eiselein geschickt worden ist. Wahrscheinlich ist dasselbe zu spät an ihn gelangt, sodaß es beim Abdruck nicht mehr benutzt werden konnte. Gleichwol hat Justi in seinem trefflichen Werk über Winckelmann gerade eine große Zahl der bei Usteri fehlenden Stellen wörtlich citirt, und zwar, wie er dem Herausgeber mittheilte, nach einem auf der weimarischen Bibliothek befindlichen collationirten Exemplar, welches wahrscheinlich mit dem an Eiselein gesandten identisch ist. Demnach hatte sich der Herausgeber die Frage vorzulegen, ob ein neuer, verbesserter Abdruck dieser Briefe ein Erforderniß der Wissenschaft sei. Wie das vorliegende Buch bezeigt, glaubte er diese Frage bejahen zu müssen, und zwar aus folgenden Gründen: erstens weil „unter allen Briefen Winckelmann's die an die Schweizer entschieden die größte Bedeutung beanspruchen". Das letzte Decennium seines reichen Lebens, die reifste Zeit seines Schaffens tritt uns hier in geradezu plastischer Deutlichkeit entgegen. Denn so viel auch Winckelmann anderweitig correspondirte, so finden wir doch nirgends dies offene Sichgehenlassen, dies durchaus freimüthige Aussprechen aller seiner Gedanken und Empfindungen, wie eben im Verkehr mit den Schweizern, zumal mit denen, welche er persönlich bei ihrem Besuch in Rom kennen gelernt hatte. Alles in der That, was ihn innerlich oder äußerlich erregt und beschäftigt, seine wissenschaftlichen Arbeiten, neue Funde, neu er-

schienene Werke, kunsthistorische oder ästhetische Fragen, persönliche Erlebnisse aller Art, Bekanntschaften mit interessanten Fremden, Reisepläne, die verschiedenen Berufungsprojecte u. s. w. — all das spiegelt sich in jenen Briefen in der individuellsten Auffassung des Augenblicks wider, und all das nicht selten gewürzt mit jenem schalkhaften Humor oder gutmüthigen Spott, mit jener naiven Aufrichtigkeit, durch welche uns Winckelmann in seinen Briefen als eine so liebenswürdige Persönlichkeit entgegentritt. Darum sind diese Briefe an die Schweizer auch heute noch eine interessante und selbst lehrreiche Lektüre.

Ferner wollte der Herausgeber mit diesen Briefen den Beweis liefern, „daß wir es doch eigentlich gar nicht «so herrlich weit gebracht», daß vielmehr die vielgeschmähte alte Zeit doch so manches aufzuweisen hatte, was wir in unserer modernen Cultur schmerzlich vermissen. Mochte der Horizont der Männer, an welche diese Briefe gerichtet sind, nach manchen Gesichtspunkten hin beschränkter sein als der unserige heutzutage, eins ist doch gewiß: in geistiger Hinsicht, namentlich was literarische und künstlerische Interessen anbelangt, standen dieselben, zumal wenn man berücksichtigt, daß es sich hier nicht blos um Gelehrte, sondern auch um Künstler, Kaufleute u. s. w. handelt, entschieden über der modernen Durchschnittsbildung". Endlich soll das Büchlein ein Beitrag zu einer kritischen Ausgabe der Winckelmann'schen Werke sein, die Stark als eine noch abzutragende Ehrenschuld der Nation bezeichnet.

Seit Usteri diese Briefe zuerst herausgab, sind einige derselben verschwunden. So sämmtliche Briefe an den auch durch Schiller's letztes Gedicht bekannten baseler Kupferstecher Christian von Mechel, die Blümner deshalb ausließ; neu hinzugekommen sind dagegen sechs Briefe sammt dem Anhang. Den Anstoß zu dem gesammten Briefwechsel gab der Kupferstecher Johann Georg Wille (1715—1808), der seinen Freund, den Maler Hans Kaspar Fueßli (1706—81) in Zürich, aufforderte, mit ihm gemeinschaftlich durch eine Sammlung bei schweizer Kunstfreunden Winckelmann die Mittel zu einer Reise nach Neapel zu beschaffen. Dafür schrieb Winckelmann an Fueßli den enthusiastischen Dankbrief, mit welchem die Sammlung beginnt und dem weitere folgten. Andere Correspondenten sind: der bekannte Idyllendichter und Maler Salomon Geßner, ferner der schon erwähnte erste Herausgeber Leonhard Usteri und ein jüngerer Bruder desselben, Paul.

Folgendes würde zu berichtigen sein: Cavillator (S. 131) heißt doch wol Spötter und nicht „Wortklauber, Silbenstecher", wie es Blümner in einer Anmerkung erklärt. Der „Amazonen-Lieder-Sänger" (S. 142, vgl. die Anmerkung S. 231) ist Chr. Felix Weiße. Galiani (S. 153, 233) ist Herausgeber des Vitruv, nicht „Viteur". In einer Anmerkung (S. 236) zu S. 173 fragt Blümner an, wer der „beliebte Dichter" gewesen sein möge, den Winckelmann in der sogleich mitzutheilenden Stelle meint. Sollte der berühmte Herausgeber des Lessing'schen „Laokoon" wirklich nicht auf diesen gefallen sein? Das könnte einen wirklich stutzig machen, ob hier auch wirklich Lessing gemeint sei. Und allerdings wäre dies das früheste Datum, unter welchem wir von Lessing's Entschluß, nach Rom zu gehen, erführen; aber gerade deshalb ist die Stelle für die Biographie Lessing's von erheblichem Interesse, und ich setze sie also hierher. Winckelmann schreibt an Fueßli aus Rom den 3. Juni 1767:

> Ihr Züricher sollt allezeit den Vorzug bei mir haben; andere mögen ihr Heil versuchen, und der beliebte Dichter, dessen Ankunft Sie mir melden, wird erkennen, daß man bei allem, was geschrieben worden, ohne kritischen Führer wie im Finstern tappe. Durch so einen Mann müssen die spielwitzigen Deutschen überzeugt werden, daß es nicht leicht ist, von der Kunst zu schreiben, und es ist mir leid, daß man mich nöthigt, weniger dienstfertig zu sein: ich werde jedem ausschütten, was ich weiß, aber mit niemand gehen.

Damit machen wir den Uebergang zu der Anzeige der Fortsetzung eines Lessing-Werks, dessen Anfang wir bereits besprochen haben:

5. Lessing's Werke. Illustrirte Pracht-Ausgabe. Herausgegeben von H. Laube. Lieferung 43—56. Wien, Bensinger. 1883. Lex.-8. Jede Lieferung 50 Pf.

Diese Lieferungen reichen vom dritten bis fünften Bande, von der „Dramaturgie" bis zum „Anti-Göze". Schon die beiden Titel zweier der berühmtesten Werke Lessing's zeigen, eine wie misliche Aufgabe es ist, einen Schriftsteller zu illustriren, der mehr durch die Wucht des Gedankens als durch die Fülle der Phantasie glänzt. Auch ist begreiflicherweise der „Anti-Göze" ohne Illustrationen geblieben. In der „Dramaturgie" hat man sich meist mit Darstellung dramatischer Scenen beholfen, als gälte es das Drama selbst, nicht eine kritische Beleuchtung desselben zu illustriren. Höchst dankenswerth ist dagegen das Porträt der Graffigny (S. 160).

Die im Prospect angekündigte Zahl von funfzig Lieferungen dieses Werks ist mit den vorliegenden schon um sechs überschritten. Dieselben enthalten in Lieferung 51—53 den Schluß der „Hamburger Dramaturgie". Auch für die beigefügten Porträts von Chr. F. Weiße, Le Grand und Diderot müssen wir sehr dankbar sein, weniger nöthig erscheinen uns die übrigen illustrirten Zugaben. Es sieht doch einigermaßen aus wie bei den Haaren herbeigezogen, wenn Lessing aus Mendelssohn's Buch über die Empfindung den Eindruck einer Hinrichtungsscene citirt und diese nun auch gleich frisch dazu gemalt wird. Die Unterschrift zu dem Bilde auf S. 221 „Der Hausvater" ist falsch, da dieses eine Gerichtsscene aus Diderot's „Bijoux indiscrets" vorstellt. Lieferung 54 bietet Abhandlungen artistischen Inhalts und ist nur mit Kopfleisten und Vignetten illustrirt. Lieferung 55 enthält den Schluß der religiösen Abhandlungen und die Freimaurergespräche. Hier war ich auf die Textgestaltung begierig. Denn der Name Heinrich Laube's ist allerdings „ein Name, der für sich selbst spricht", wie es auf dem Umschlag im Prospect zu einer gleichfalls illustrirten Körner-Ausgabe heißt, zu der dieser Herr gleichfalls den Text zu liefern „die Güte haben wird" (Prospect zu Lieferung 1). Aber dieser Name spricht nicht auf allen Gebieten für sich selbst, und so geringschätzig man

auch von unserer Arbeit denken mag, es will einmal alles gelernt sein; der bloße Name als Aushängeschild macht es nicht, wenn auch das kritiklose Publikum sich dadurch ködern läßt. Ich hatte in Schnorr's von Carolsfeld „Archiv für Literaturgeschichte", VII, 181 fg., einen bessern Text zu dem vierten und fünften dieser Gespräche geliefert und durfte erwarten, daß eine Ausgabe, die einen besondern Textkritiker anstellt, sich um denselben kümmern würde. Dies ist hier nicht geschehen und wird also voraussichtlich erst in Kürschner's „National-Literatur" geschehen. Wie schlecht aber der gewöhnliche Text dieses Lessing'schen Meisterwerks ist, davon erlaube ich mir einige Beispiele zu geben. Für gewöhnlich freilich liest man darüber hin. S. 247 sagt Falk: „Freilich wäre es besser, wenn man vor dem Publico ganz und gar keine Geckereien unternähme; denn gerade das Verächtlichste ist, daß sich niemand die Mühe nimmt, sich ihnen entgegenzustellen, wodurch sie mit dem Laufe der Zeit das Ansehen einer sehr ernsthaften, heiligen Sache gewinnen." Diese Stelle muß lauten: „... Geckereien unternähme; denn gerade die Verächtlichste (sic!) kann eben dadurch, daß sie die verächtlichste ist, daß sich niemand die Mühe nimmt, sich ihr entgegenzustellen, mit dem Laufe der Zeit" u. s. w. Man sieht leicht, daß dies die einzig richtige Lesart ist; das Auge des Setzers glitt von dem ersten „Verächtlichste" auf das zweite, und so fielen die hier gesperrten Worte aus (man nennt dies bekanntlich Ausfall durch Homoioteleuton), und der Corrector half nun dem unverständlich gewordenen Text durch Vermuthungen nach, die ihm einen zwar erträglichen, aber doch schiefen Sinn geben. Das „Mase-Thomas" der letzten Zeile von S. 248 wird wol ewig unverständlich bleiben; der bessere Text gibt: „Maße-Thanes" (d. h. Tischgenossen, Paladine). Hier bricht nun freilich vorläufig der Text ab, denn Lieferung 56, die letzte mir vorliegende, bringt die Fortsetzung der „Antiquarischen Briefe". Ich will aber doch hier noch eine Stelle anführen, die entscheidend ist für meinen Text. Am Schluß des fünften Gesprächs (Grote'sche Ausgabe, VIII, 42) sagt Falk nach dem gewöhnlichen Text: „Wie, wenn ich das, was sich nicht exoterisch machen läßt, unter die Hieroglyphen und Symbole desselben Handwerks versteckte, und was man jetzt unter dem Worte Masonry versteht, zu einer Free-Masonry erweiterte, an welcher mehrere theilnehmen könnten?" Nach meinem Text muß es heißen: „... Symbola desjenigen Handwerks versteckte, was man jetzt unter dem Worte Masony so hartnäckig zu finden glaubt: Wie, wenn ich die Masony zu einer Free-Mansonry erweiterte" u. s. w., und dadurch wird die Stelle erst verständlich.

Endlich kommen wir auf Goethe. Denn an diesen denkt doch jeder zunächst, wenn er folgenden Titel liest:

6. Deutsche Literaturdenkmale des 18. Jahrhunderts. In Neudrucken herausgegeben von Bernhard Seuffert. Nr. 7: Frankfurter Gelehrte Anzeigen vom Jahre 1772. Erste Hälfte. Nr. 9: Karl von Burgund. Ein Trauerspiel (nach Aeschylus) von J. J. Bodmer. Heilbronn, Henninger. 1883. 8. 2 M. 80 Pf. u. 50 Pf.

Wir würden ziemlich post festum kommen, wollten wir noch ausdrücklich unsern Beifall zu der Wahl dieses Neudrucks äußern: die berufene Kritik hat dies schon einstimmig gethan, da das Buch schon ziemlich lange in den Händen aller Literaturfreunde ist. Wir wollen uns deshalb darauf beschränken, auch unsererseits unsere Sehnsucht nach dem baldigen Erscheinen der zweiten Hälfte auszusprechen, um so mehr, da diese auch die „Einleitung von Professor Wilhelm Scherer in Berlin" bringen soll, sowie „Bemerkungen über die Textgestaltung des Neudrucks und Personenregister vom Herausgeber".

Daß Goethe der genialste Mitarbeiter dieser nunmehr sehr selten gewordenen Zeitschrift war, ist bekannte Thatsache; aber da alle Recensionen anonym erschienen und, wie es scheint, in einer Recension bisweilen mehrere Federn thätig gewesen sind, so steht sein Antheil im einzelnen noch nicht ganz fest, und der Streit über diesen Antheil ist deshalb ein Paradepferd der Goethe-Forscher geworden, worüber von Biedermann's „Goethe-Forschungen" und Geiger's „Goethe-Jahrbuch" zu vergleichen sind. Dem in dessen letzten Bande ausgesprochenen Wunsche, es möchte auch der folgende Jahrgang 1773 neu gedruckt werden, damit man Gelegenheit hätte, auch diesen nach allenfallsigen Goethe-Artikeln zu durchsuchen, schließen auch wir uns an oder empfehlen ihn wenigstens der Erwägung des trefflichen Herausgebers und der thätigen Verlagshandlung. Um beiden, soviel an uns ist, Lust zu machen, und sie für ihren Aufwand von Geld und Fleiß nach Kräften zu entschädigen, möchten wir auf einen Nutzen des Buchs hinweisen, der, wenn er mehr, als es bisher der Fall war, erkannt würde, das Buch auch in einen weitern Leserkreis, in den Kreis der Schule, einführen würde.

Als der bewährte Schulmann, der vor kurzem verstorbene Director des erfurter Gymnasiums, Dietrich, meinen Antrittsbesuch erwiderte, kam das Gespräch auf deutsche Schullektüre, und er fragte mich, ob ich mir schon einmal Goethe's Recensionen aus den „Frankfurter Anzeigen" darauf angesehen hätte, daß diese eine vortreffliche Schullektüre wären; er habe sie schon öfters praktisch als solche erprobt. Ich mußte die Frage verneinen und fand auch später keine Gelegenheit, mich von der Richtigkeit von Dietrich's Wahrnehmung zu überzeugen; diese Ueberzeugung ist mir jetzt geworden, und ich wünschte, daß auch andere Lehrer des Deutschen sich dieselbe verschafften. Gewiß ist es falsch, die Schüler zu einer nörgelnden Kritik an den Meisterwerken unserer Literatur erziehen zu wollen, denn dem Vortrefflichen gegenüber gibt es nur Ein richtiges Verhalten: liebevolle Hingebung (dies kann man besonders an Schiller's Recensionen der Werke seines großen Nebenbuhlers lernen); wo aber die Kritik selbst das Meisterwerk, ihr Gegenstand unbedeutend ist, da wirkt sie bildend und fördernd auf den Schüler, und dies ist durchgängig bei Lessing's und Goethe's Recensionen der Fall. Wir empfehlen also das Werk dringend auch für Schulkreise.

Bodmer's Dramen sind selbst in den Literaturgeschichten

in Vergessenheit gerathen; der gebildete Laie hat nur allenfalls von seinen Patriarchaden, besonders vom „Noah" gehört. Und vorzüglich ist der „Karl von Burgund" auch auf den Bibliotheken, da er in einer kurzlebigen Zeitschrift, dem „Schweizer Journal", erschien, so selten geworden, daß ein Neudruck desselben ein verdienstliches Unternehmen ist. Freilich ein Meisterwerk darf man von vornherein nicht erwarten; aber doch bieten sich eine Reihe interessanter Gesichtspunkte zur Betrachtung des Werks, in Betreff deren wir auf die trefflich geschriebene Einleitung verweisen. Wir wollen hier nur hindeuten erstens auf das Patriotische des Stoffs, auf welches Bodmer durch eine Stelle in Rousseau's „Neuer Heloise" hingewiesen worden war; zweitens darauf, daß der Titelzusatz „nach Aeschylus" an dessen Vorgang in seinen „Persern" erinnert, dem einzigen, aber großartigen national-geschichtlichen Drama, welches uns das Alterthum überliefert hat, an welches sich Bodmer in Stoff und Form anlehnt. „Jenes Stück spielt am persischen Hofe, dieses im herzoglichen Palast zu Brüssel. Atossa wird Maria von Burgund; jene die Mutter, diese die Tochter des Helden. Xerxes wird Karl, statt des Darius' Schatten erscheint der Geist Philipp's des Guten" u. s. w. Man sieht, die Parallele ist mit Geschick durchgeführt.

7. Elsässer Sprichwörterschatz. Achthundert Sprichwörter und sprichwörtliche Redensarten aus dem Elsaß. Aus dem Volksmunde entnommen und herausgegeben von J. N. Alsaticus. Straßburg, Schmidt. 1883. 8. 1 M.

Jedes Buch, welches uns die Sprache des Volks erschließt, ist mit Freude und Dank zu begrüßen, und so wollen wir auch das vorliegende um so mehr empfehlen, als es die Sprache unserer Brüder aus den neu erworbenen Reichslanden behandelt. Wir geben einige Proben daraus (sie sind mit Recht im Dialekt gegeben), indem wir solche Sprichwörter auswählen, an die wir Bemerkungen zu knüpfen haben. Nr. 34: „Wenn's rejt (regnet) am Barnabas (11. Juni), zerieſt (rieselt) der Triewel bis in's Faß." Hier war das Wort „Triewel" zu erklären; ich verstehe es nicht. Nr. 57: „E blindi Soüj (Sau) find't manchmol au ne Eichel." Das ist also die süddeutsche Fassung des Sprichworts; wir in Thüringen reden von Henne und Korn. Vgl. Schiller's „Räuber" (I, 2): „Moritz, du bist ein großer Mann, oder es hat ein blindes Schwein eine Eichel gefunden." Nr. 93: „Uf de Dantz g'hört meh als nur e Paar neji (neue) Schueh." Vgl. Goethe, Ausg. Hempel, II, 335:

Glaube mir gar und ganz,
Mädchen, laß deine Bein' in Ruh,
Es gehört mehr zum Tanz
Als rothe Schuh.

Dazu habe ich mir noch notirt: Lehmann's „Florilegium", S. 342, Nr. 8 und Nachlese zu Günther, S. 73. Nr. 184: „Dis isch e schlimmer Focodiwes (Focodivus), d. h. ein schlimmer Gesell." Was soll das lateinische Wort in der Klammer, das doch Vocativus heißen muß? Die folgende Nummer gehört als Spruch aus Jesus Sirach (15, 17) wol nicht hierher. Bei Nr. 212: „Wer ken Gedanke hat, der hat Füeß", scheint mir die Deutung verfehlt: „Er ist ein vergeßlicher Mensch". Wir in Thüringen sagen: „Was man nicht im Kopfe hat, muß man in den Beinen haben", um anzudeuten, daß der Zerstreute mehr Wege machen muß als der Besonnene. Nr. 286: „Dis isch grad wie wenn e Soüj e Halsband an het." Variante: „Dis paßt grad wie inere (einer) Soüj 's Halsband, d. h. ganz und gar nicht." Vgl. Goethe, Ausg. Hempel, VI, 84: „Die großen goldenen Ketten stehen ihnen zu Gesicht — Götz. Wie dem Schwein das Halsband." Nr. 342: „Lauf hurdi!" Was ist das? Nicht einmal eine sprichwörtliche Redensart und also zu streichen. Nr. 254: „Isch dis e dummer Jokel!" Jokel ist nicht Jakob, sondern Joachim. Nr. 544: „Dis isch en obsonater Mensch", natürlich: obstinater, aber nicht „obsonater".

Robert Boxberger.

Carmen Sylva.

1. Die Hexe. Von Carmen Sylva. Zu der Statue von Karl Cauer. Mit einem Titelbild. Berlin, A. Duncker. 8. 2 M.
2. Ein Gebet. Von Carmen Sylva. Berlin, A. Duncker. 8. 2 M.
3. Meine Ruh'. Von Carmen Sylva. Mit einem Titelbild. Berlin, A. Duncker. Gr. 8. 7 M. 50 Pf.

Die Königin von Rumänien, die als Carmen Sylva sich zu den deutschen Corinnen gesellt, ist keineswegs nur eine hochgestellte Dilettantin, der man es schon zum Verdienst anrechnet, auf dem Throne auch den Musen zu huldigen; sie hat nichts von jener Geläufigkeit des Dilettantismus, sich an berühmte Muster anzulehnen; sie hat im Gegentheil etwas Originelles in ihrer Welt- und Lebensanschauung wie in ihrer Darstellungsweise. Das erwähnten wir schon in der allgemeinen Charakteristik der Dichterin in „Unsere Zeit". In d. Bl. sind mehrere ihrer Werke bereits besprochen worden, wir wollen hier nur eine kleine Nachlese halten und dann ihre neue eben erschienene Gedichtsammlung ins Auge fassen.

Zu dem Gedicht „Die Hexe" (Nr. 1) ist die Dichterin, wie schon der Titel sagt, durch die Statue von Karl Cauer begeistert worden. Dies Titelbild erläutert die Dichterin selbst in einer schwunghaften Schilderung, in welcher sie über das Gebiet des Plastischen hinaus das malerische Colorit zu Hülfe nimmt:

Auf der höchsten Felsenspitze,
Sturmumbraust, ob schwarzem Abgrund,
Sitzt ein Weib, in hehrer Schönheit;

Wunderbar des Leibes Biegung,
Wie sie auf die Hand sich aufstützt.
Leicht sich ob der Tiefe schaukelnd,
Ruht das eine Bein gewichtlos
Auf dem andern, das sich rundend
Unterschlägt, in weicher Biegung.
Eine Schlange hält die Rechte,
Achtlos, wie das Thier sich windet,
Krümmt und sträubt und giftig züngelt,
Ohnmächtig, der schönen Finger
Festem Drucke zu entgleiten.
Roth das Haar; es wogt gewaltig,
Flammengleich hinaus, im Sturme,
Naht den Wolken, fängt die Blitze,
Die sich durch die Strähne schlängeln,
An dem Weib herniedergleiten,
Um dann eine Riesentanne
Bis zur Wurzel zu zersplittern;
Und im lodernd hellen Brande,
Der von Baum zu Baum sich fortwälzt,
Funkeln jenes Weibes Augen
Grün, aus dunkler Brauen Schatten.
Ihre Wimpern scheinen Schlänglein,
Die der Augen Leuchten weiter
Durch die Felsennächte sprühen.
Kräuselnd hebt die Oberlippe
Stolz und Schwermuth, Weichheit, Tücke,
Trotz, als wollt' der kühnen Nase
Leises Beben stark sie bänd'gen.
Endlich grollt der Donner ferner;
Wie ein Kind will nun die Erde
Müde sich in Schlummer schluchzen.
Leise seufzt ein letzter Windstoß,
Von den Bäumen rieseln Tropfen,
Nur der wild empörte Waldbach
Rauscht noch fort, da durchs Gewölke,
Vorsichtig der Mond hereinlugt,
Um das Weib mit seinem Lichte
Zärtlich spielend zu umfluten,
Sich in ihres Haares Wellen
Zu verbergen, sich ins Grübchen
An dem Halse zu versenken,
Während eilig sich die Schlange,
Aus der Haft entlassen, fortschleicht.

Von den Künsten der Anschauung entlehnt die Dichtkunst indeß blos die Introduction; hinzufügt sie eine frei erfundene Handlung: die Liebe eines Jägers zu der dämonischen Frauengestalt und seinen Untergang in ihren Armen. Die Hexe ist eine dämonische Lorelei, vernichtend sind die Blitze, die sie in ihren Haaren fängt. In der Darstellung der sagenhaften Gestalt bekundet die Dichterin eine reiche Phantasie; es sind kühne Umrisse und frappante Bilder, die sie uns vorführt; man möchte sagen, es ist in ihnen eine danteske Ader. In das epische Gewebe sind aber, wie es jetzt Brauch ist, Liederfäden eingesponnen. Des Jägers Sehnsucht und Liebesleidenschaft spricht sich in leichten geflügelten Reimstrophen aus, welche die reimlosen trochäischen Vierfüßler der eigentlichen Erzählung unterbrechen; doch sind auch dies nicht gewöhnliche gereimte Liebesseufzer; auch diese Lieder haben etwas wild Leidenschaftliches wie das folgende:

Mir ist's wie dem Waldbach,
Vom Wetter geschwellt,
Der spielend die Bäume,
Die Felsblöcke schnellt.

Mir ist's wie dem Sturme,
Der weiß nicht wohin,
Er muß etwas schütteln,
So tobt's ihm im Sinn.

Mir ist's wie der Sonne,
Ich liebe so sehr.
Ich küßte den Himmel,
Die Erde, das Meer.

Mir ist's wie dem Liede,
Das Lüfte bewegt,
Aus leblosen Felsen
Den Wiederklang schlägt

Mir ist's wie dem Gotte
Der Welten vergiebt —
Ich bin in die Liebe
Zum Sterben verliebt!

„Ein Gebet" (Nr. 2) ist eine Novelle in Prosa: es hätte ebenso gut eine Novelle in Versen sein können; denn der Stoff ist leidenschaftlich bewegt, ohne locales Colorit und historische Bestimmtheit, wenngleich das Costüm ein mittelalterliches ist, ganz im freien Aether der Phantasie gehalten, und die Motivirung geht nicht über das hinaus, womit man sich in einer lyrisch-epischen Dichtung begnügt. Ein Geschwisterpaar wird uns vorgeführt, Raoul und Berthalda, denen nur noch eine Großmutter lebt: die Mutter ist, wie mehrfach angedeutet wird, in Schuld und Sünde zu Grunde gegangen. Raoul soll sich dem geistlichen Stande weihen, Berthalda einen reichen Kaufmannssohn heirathen, der ihretwegen in die Stadt kommt. Doch Raoul liebt Editha, und diese ihn. Raoul verzichtet indeß auf sein Erdenglück und erhält die priesterlichen Weihen. Jener Kaufmannssohn, Tassilo, sagt sich von Berthalda los, verliebt sich in Editha und wirbt um ihre Hand. Dem Willen der Mutter gehorchend, versagt sie ihm dieselbe nicht. Raoul soll das Brautpaar einsegnen. Den Himmel fleht er in heißem Gebet an, ihm diesen Schmerz zu ersparen. Und das Gebet findet Erhörung: noch ehe Raoul das entscheidende Wort gesprochen, sinkt Editha sterbend vor dem Altar nieder: Berthalda hatte aus Eifersucht die Hostie vergiftet, welche Raoul seiner frühern Geliebten reicht.

Die Darstellungsweise ist eigenartig, besonders die Seelenzustände Raoul's sind lebendig geschildert:

Er schloß sich in sein Stübchen ein und wandelte die ganze Nacht auf und ab. Wohl sagte er sich, es sei recht und natürlich so und Editha gehöre nun einmal der Welt und brauche ihre Schönheit nicht hinter Klostermauern zu bergen. Auf ihrem Haupte laste keine Schuld von den Aeltern, die zu sühnen sei. Alle diese große Vernunft klang aber wie ein fernes Rettungssignal im Orkan; man konnte längst gescheitert sein, bevor man den Hafen erreicht. Ach! und läge man nur im Meeresgrund! Aber die fürchterliche Qual, fort und fort leben zu sollen, an der Freudentafel des Lebens hungernd und durstend vorüber zu müssen! Allen Menschen Trost und Stütze zu sein und selbst so unsaglich elend. Was sollte er andern sagen, da er so einsam,

so namenlos litt, bis zum Wahnsinn litt. Er sah sich im Geiste wahnsinnig, gefangen, gefesselt, mishandelt wie ein wildes Thier. Eisige Kälte durchzog seinen Körper, sodaß sich seine Haare sträubten. Doch nein, er war noch nicht gestorben, das fühlte er in den Kämpfen dieser langen Nächte. Der Schlaf hatte ihn ganz verlassen. Hungrig ging er zur Mahlzeit und konnte doch keinen Bissen essen. Einmal sagte er zum alten Geistlichen: „Betet für mich! ich fürchte, ich werde den Verstand verlieren.“ „Ach was! der verliert sich nicht so schnell“, sagte der heiter, indem er dabei den jungen Mann scharf beobachtete. Er schickte ihn von da an viel aufs Land zu Kindtaufen und Begräbnissen, aber nie zu einer Hochzeit, wenn er es vermeiden konnte — und zwang ihn so, sich zu zerstreuen auf langen Wegen in schöner Gegend, zu Fuß und zu Pferde. Er ritt einsam und schweigend dahin; seine Augen schweiften gleichgültig über Wiesen und Wälder; selten einmal schien ihn eine Blume zu erfreuen, die er seufzend und zärtlich betrachtete. Doch wandelte sich die Verzweiflung in Melancholie und Müdigkeit, und so kam der Schlaf allmählich wieder, und die Gedanken rasten nicht in wildem Tumult durcheinander, sondern gingen dieselbe trostlose, einförmige Straße. Schon das war ein Gewinn.

Einen umfangreichen Band bildet die neue Gedichtsammlung von Carmen Sylva: „Meine Ruh'“ (Nr. 3). Das Titelbild zeigt uns einen prachtvollen, von hohen Bäumen gebildeten und überschatteten Laubgang im Walde, wo vermuthlich die Dichterin ihren Gedanken und Träumen Audienz zu ertheilen pflegt. Es weht ein Hauch der Waldeinsamkeit durch diese Gedichte, wie in dem Gedicht „Sylva“, an dem die strenge Kritik nur die unreinen Reime zu tadeln hat:

Sylva.

Komm! Komm! Du kennst mich lange schon!
Mein Rauschen dir erschallt!
Ich flüst're dir im alten Ton:
Ich bin dein Wald!

Ich zieh' dich an, ich halte dich
Mit heimlicher Gewalt,
Du liebest, du verstehest mich —
Ich bin dein Wald!

Und wenn der Sturm ob deinem Haupt
Im Grimm die Wolken ballt,
So hab' ich ihm die Kraft geraubt,
Ich bin dein Wald!

Wenn hell im Jugendglück dein Sang,
Dein Klagen hier verhallt,
Ich säus'le liebend fort den Klang:
Ich bin dein Wald!

Dein Weg ist reich, schau' froh zurück,
Dein Herz ist rein — bald, bald,
Da rausch' ich dir zum letzten Stück,
Ich bin dein Wald!

Ich sah das Alte frisch und jung,
Ich seh', was jung war, alt,
Bin Zukunft und Erinnerung —
Ich bin dein Wald!

Doch überwiegt in der Sammlung nicht die reine Lyrik, obschon einige derjenigen Gedichte, die wir zu den Perlen in diesem Kranze rechnen, ihr angehören: die Mehrzahl ist didaktischer Art; ja viele gehören dem Gebiete der Satire an; andere sind Parabeln zu nennen; die sinnige Betrachtung der Welt und des Lebens ist charakteristisch für „Meine Ruh'“. Wir werden hier auch an Rückert'sche Gedichtsammlungen erinnert, wie „Haus und Jahr“, nur mit dem Unterschied, daß dort der poetische Kalender nur die vier Jahreszeiten beachtet, während er hier ein Monatskalender ist und uns vom Januar bis zum December hindurchführt durch das wandelnde Jahr. Nicht immer indeß ist der Charakter der einzelnen Monate bezeichnend für ihre Physiognomie, wenn uns auch der April Frühlingslieder bringt und der December eine Winterlandschaft.

Wir haben im Septemberheft von „Unsere Zeit“ (1883) in dem Essay „Eine Dichterin auf dem Throne“ ein literarisches Porträt von Carmen Sylva entworfen: diese neue Sammlung ergänzt dasselbe nach allen Richtungen hin und hebt die Eigenart der Dichterin noch schärfer hervor. Eine große Selbständigkeit des Denkens und Empfindens prägt sich in diesen Gedichten aus, eine geistige Ueberlegenheit gegenüber dem Hergebrachten und den Wandlungen des Weltlaufs. Ein solcher fest auf sich selbst ruhender Geist ist auch das Ideal der Dichterin:

Sei stolz und frei beim Fühlen wie beim Denken,
Gott hat dir Herzensfreudigkeit gegeben,
Um alles rings mit Helle zu beleben,
Und Kraft genug, dein Erdenschiff zu lenken.

Noch energischer spricht sich das aus in dem Gedicht:

Ich wollt', ich wär' von Eisen,
Von Eisen möcht' ich sein,
Ich würd' die Welt zusammenhalten,
Ich würd', als Kern der Prachtgestalten,
Gebäude in die Arme falten,
Die ganze Erde wäre mein —
Ich wollt', ich wär' von Eisen,
Von Eisen möcht' ich sein!

Ich wollt', ich wär' von Eisen,
Von Eisen möcht' ich sein,
Ich würde wie die Sonne glühen,
Bei jedem Schlage Funken sprühen,
Mich Schönem beugen ohne Mühen,
Weit überdauernd Holz und Stein —
Ich wollt', ich wär' von Eisen,
Von Eisen möcht' ich sein!

Aehnlich wie diese ersten Strophen lauten die beiden letzten des Gedichts. Von diesem Standpunkte selbsterrungener Geistesfreiheit aus tritt die Dichterin mit scharfer Kritik dem Welt- und auch dem Hofleben gegenüber. Das erste Gedicht „In aller Welt“ ist eine Parabel, in welcher die Lügenhaftigkeit der Menschen gegeißelt wird. Ein indischer König will zu seinem Thronerben den machen, dessen Mund nie die Lüge geschändet hat. Vergeblich sucht er ein solches Menschenwunder zu entdecken: überall tritt ihm die Lüge entgegen, endlich findet er einen Jüngling:

Mit langen goldnen Locken, sein Mund so ernst und rein,
Sein Haar wie Sammetlocken, sein Blick wie Sonnenschein...

Und dieser Jüngling ist stumm. Es ist das ohne Frage eine sehr sinnige Pointe.

In einer Fülle von Gnomen und poetischen Aphorismen schüttet die Dichterin die Ergebnisse ihrer Lebenserfahrungen und ihrer kritischen Weltanschauung aus. Es ist wahr, diese Fülle ist nicht hinlänglich gesiebt, indem sich auch einige eckige und glanzlose Sprüche darunter finden. In allen aber ist geistiger Inhalt, und einige haben auch in der Form einen Wurf und Schliff, der sie geeignet macht für den Juwelenschrein unserer Gnomik. Wir geben hier einen kleinen Blütenkranz derselben, meistens in der Form der Ghasele:

Warum ist die Leinwand erst schön, die gebleicht ist?
Warum ist vornehm die Welt, wenn sie seicht ist?
Warum ist das Weib erst berückend, wenn's leicht ist?
Warum verliert Großes an Werth, wenn's erreicht ist?

Des Nächsten Fehler willst gern du ertragen,
Nur soll er nicht schelten, nicht drängen, nicht klagen,
Nur soll er nicht neidisch, nicht mistrauisch sein,
Empfindlich, begehrlich: nur dies wird dir Pein.

Der keinen Willen hat, ist immer rathlos,
Und der kein Ziel noch hat, ist immer pfadlos,
Und der nicht Früchte hat, ist immer saatlos,
Und der kein Streben hat, ist immer thatlos.

Sag' nie der trägen Stunde:
Eile doch!
Der fröhlichen Secunde:
Weile doch!
Dem frischen Dichtermunde:
Feile doch!
Der tiefen Herzenswunde:
Heile doch!
Dem heißen Liebesbunde:
Theile doch!

Mich kränkt's, daß man mich lenken kann,
Der Liebe Strom beschränken kann,
Daß ich die Qual, den Dank der Welt
Nicht gleichgültig versenken kann.

Doch nicht mürrisch und verdrossen wird die Dichterin, wenn sie auch mit scharfer Satire die socialen Zustände geißelt. Helle Lebensfreudigkeit athmet das anmuthende Gedicht:

Ich genieße, weil's mir gegeben ist,
Zu genießen,
Sowie es der Bergquelle Leben ist,
Fortzufließen.

Mich entzücken die Strahlen der Sonne so
Wie sie glühen,
Mich erfüllen die Blumen mit Wonne so
Wie sie blühen.

Ich erfreue der Schönheit des Schönen mich
Ohne Tadel,
Mir enthüllet in Farben, in Tönen sich
Höchster Adel.

Bin ich müde, erquicken die Winde mich
Wie sie fächeln,
Bin ich traurig, getröstet gar linde mich
Nur ein Lächeln.

Ich bin heiter, weil alles was Leben ist
Ich seh' sprießen,
Ich genieße, weil mir's gegeben ist,
Zu genießen.

Solche ansprechende Natur- und Stimmungsgedichte, in denen der liederartige Ton in kurzathmigen Rhythmen oft glücklich getroffen ist, finden sich in der ganzen Sammlung zerstreut. Wir erwähnen: „Fernsicht", „Mein Himmel", „Das Echo", „Alpenglühen", „Frühlings- und Waldweh", „Herbstsaat" und viele Decembergedichte. Ein durchaus bedeutendes Gedicht von sinnvoller Prägnanz ist:

Asche.

Was macht dein Auge düster? frug
Sie mich. Ja, Kind, vom Glück,
Vom Weh, vom Leid, vom Wüstenzug
Blieb Asche drin zurück,
Nur Asche.

Einst schrie das Herz, einst flog das Blut,
Doch ich — ich trat darauf;
Ich warf sie zu, die Feuerglut,
Nun deck' ich ruhig auf:
'S ist Asche.

Gedanke ward der Sieger jetzt,
Er steht in kühler Kraft,
Doch ist Gedanke selbst zuletzt
Von starker Leidenschaft
Die Asche.

Was silbern mir das Haar durchzieht,
Was mir die Stirne bleicht,
Was um die Schläfen schattig flieht,
Was um die Lippen schleicht,
Ist Asche.

Was leicht sich auf das Herze legt,
Als schlief' es traumlos ein,
Bis es kein Seufzen mehr bewegt,
Ist nicht Vergessen — nein,
'S ist Asche!

Und daneben stellen wir den „Preis des Liedes", mit dem man Gedichte von Beck und Freiligrath vergleichen mag:

Wer hat noch je ein Lied gedacht?
Ein Lied, das denkt man nicht:
Es ist, wie wenn ein warmer Strahl
Durch Nebelwogen bricht.

Als würde nach der dunkeln Nacht
Auf einmal heller Tag,
Als wäre Todeskrankheit jäh
Geheilt mit einem Schlag.

Als wär' geborsten Eiseslast
Und frei der klare Bach,
Als schmetterte Posaunenstoß
Den müden Krieger wach.

Das Lied, das ist ein Schmerzensschrei,
Das Lied ist ein Gebet,
Ein Echo höchster Seligkeit,
Ein Kuß, ins All verweht.

Es ist das Lied ein Hülferuf,
Das Blut, das in der Nacht
Dem Kämpfer in Gethsemane
Entströmt, der einsam wacht.

Das Lied ist milde Thränenflut
Dem, den die Thräne ließ,
Ein letzter Hauch, ein Schatten vom
Verlornen Paradies.

Das Lied hält selbst die Hand zurück,
Die nach dem Herzen zielt,
Wenn Glück und Leben und Verstand
Und Willen ward verspielt.

Das Lied ist himmlisch Lächeln, das
Um Kinderlippen schwebt
Wer hat noch je ein Lied erdacht?
Das Lied — das wird erlebt!

Rührend und ergreifend sind die Mutterlieder und einige poetische Bilder aus dem Leben der Armuth. Reizend ist das Gedicht „Einer jungen Frau“, dessen erste Strophen lauten:

Lieb Röslein! streck' der Dornen nicht
Zu viele scharf hervor,
Daß sich das Glück daran nicht sticht,
Das dich für sich erkor.

Das Glück, lieb Röslein, ist ein Hauch,
Sein Kleid wie Spinnweb fein,
Es singet zart und duftet auch,
Hat Märchenäugelein.

Es hat als lichter Sonnenstrahl
Sich um dein Haupt geschmiegt; —
Erschreck's nur nicht, daß auf einmal
Es scheu von dannen fliegt.

Fühlt es die Dornen, scharf und lang,
So reißt sein Kleid entzwei,
Und Duft und Licht und Blick und Sang
Sind ewig todt, vorbei.

Unter den Augustgedichten befindet sich eine große Zahl von Handwerksliedern: „Maurerlied“, „Dachdeckerlied“, „Fischerlied“, „Schreinerlied“, „Weberlied“, „Metzgerlied“, „Spinnerlied“ u. a.; doch wird man hier durchaus nicht an den Singsang unserer Volksbänkelsänger erinnert, die genug gethan zu haben glauben, wenn sie einige volksthümliche Wendungen in Verse gebracht haben. Die Lieder von Carmen Sylva sind durchaus nicht darauf berechnet, daß die Metzger, Fleischer, Schmiede sie selber singen, sie in die Liederbücher ihrer Gewerke aufnehmen; sondern sie haben fast alle sinnige Pointen, welche der Dichterin selbst angehören. Einige sind von recht frischer und freier melodischer Bewegung und haben einen charakteristischen Refrain.

Auch die größern erzählenden oder schildernden Gedichte sind selten nur um ihrer selbst willen da, nur um durch die Lebendigkeit der Erzählung, die Pracht der Schilderung zu wirken; sie haben meistens eine Wendung, die den Gedanken und das Gefühl tiefer anregt. Ein schönes antikes Bild ist „Niobe“, mit den Schlußversen:

In eis'ger Ruhe hör' ich das Geplauder;
Ich stehe göttlich da, im Schmerz erhaben
Ob aller Götter Neid und Gunst und Gaben,
Ob Glück und Leiden auch, ob Grau'n und Schauder.

Ich fürchte nichts, weil alles mir genommen,
Ich liebe nichts, da niemand mich entbehret,
Ich hoffe nichts; denn alles ist verheeret,
Was ich gehofft; — nicht Freude kann mehr kommen.

Ein Traum das Wort, mit dem ich einst geheißen,
Der glüh'nde Schmerz will endlich doch verglimmen, —
Da rufen: „Mutter!“ jene Kinderstimmen,
Um mir mein steinern Herze zu zerreißen!

Dagegen hat das Gedicht „Ein Bacchanal“, in dessen Hexametern das Leben des Olymp uns in lebendigen Bildern vorgeführt wird, eine satirische, gegen die Alterthumsforscher gerichtete Pointe; es ist eine antikisirende Humoreske. Das Gedicht „Louis Napoleon“ hat eine stimmungsvolle Schlußwendung.

Auch die neuen Gedichte von Carmen Sylva tragen die geistig bedeutsame Physiognomie wie „Die Hexe“ und „Jehova“. Ein wenig selbstkritisches Abstäuben würde einzelne Härten der Wortstellung, einzelne unreine Reime und uncorrecte Verse, oder hier und dort eine zu kraftgenialische Wendung, welche den sonst maßvollen Ton des Gedichts durchbricht, leicht beseitigen. Erstaunlich aber ist die Productivität der Dichterin, welcher immer neue Gedanken zuströmen, und die Intuition, mit der sie alles erfaßt, ein Zeichen echter ursprünglicher Begabung.

Rudolf von Gottschall.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Die zweite Auflage der „Shakspeare-Galerie“ von Friedrich Pecht (Leipzig, F. A. Brockhaus) liegt in zwölf Lieferungen vollständig vor. Mit Recht erfreuen sich diese feinen Stahlstiche eines guten Rufs. Der Herausgeber hat prägnante Situationen ausgewählt, welche sich für den Griffel des Zeichners eignen; die Ausführung, namentlich der Köpfe ist durchaus charakteristisch; insbesondere zeigt die Schönheitsgalerie der Shakspeare'schen Frauen viele überaus anmuthige Porträts: Julie, Jessika, Anna Boleyn, Isabelle, Lady Percy, Heinrich's Käthchen, Desdemona, Kleopatra und andere. Den dramatischen Darstellern und Darstellerinnen kann diese Galerie aufs wärmste empfohlen werden; soweit es ihre Eigenart irgend zuläßt, finden sie hier die trefflichsten Masken vorgezeichnet. Daß Friedrich Pecht auch mit der Feder gut Bescheid weiß, ist bekannt; seine Erläuterungen der Shakspeare'schen Dramen sind geistreich und nur auf die Erklärung der Bilder berechnet, sodaß die Studie über die einzelnen Dramen nur selten ins Breite abschweift.

— Von der von ersten deutschen Künstlern illustrirten Ausgabe von „Goethe's Werken“, herausgegeben von Heinrich Düntzer (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt), ist die zweiunddreißigste bis neunundvierzigste Lieferung erschienen; sie umfassen die Dramen „Clavigo“, „Stella“, „Die Geschwister“ und „Faust zweiter Theil“, außerdem „Werther's Leiden“ und „Wilhelm Meister's Lehrjahre“. Der zweite Theil des „Faust“ gibt den Zeichnern, besonders Franz Simm und H. Schmidt-Pecht,

Anlaß zu manchem originellen und künstlerisch schwunghaften Bilde; gerade wo die Poesie versagt und oft steif und hölzern wird, wie bei dem Maskenzug und der classischen Walpurgisnacht, kann die zeichnende Kunst ergänzend eingreifen und ihren eigenen Inspirationen folgen. Die Romane mit ihren Bildern im Rococostüm sind für die Zeichner weniger günstig; nur die Genrebilder aus dem Künstlerleben sind in „Wilhelm Meister's Lehrjahren“ anregend für die Phantasie des Malers. Werther's Ueberschwenglichkeit läßt sich durch den Griffel kaum mit annähernder Wahrheit wiedergeben. Dagegen sind die Clavigo-Bilder von C. Karger vorzüglich gelungen; Clavigo, Carlos, Beaumarchais sind Porträts von großer charakteristischer Lebenswahrheit.

— Von dem großen Werke von O. Mothes: „Die Baukunst des Mittelalters in Italien von der ersten Entwickelung bis zur höchsten Blüte“ (Jena, Costenoble), liegt uns nunmehr der fünfte, das ganze Buch abschließende Theil vor. Das prachtvoll ausgestattete Werk, instructiv durch 211 Holzschnitte und 6 Farbendrucktafeln illustrirt, füllt jedenfalls eine Lücke in der Literatur der Baukunst aus. Es weist den Einfluß nach, welchen die Ostgothen, die Longobarden und Normannen auf die Entwickelung der Architektur in Italien geübt haben; es enthält viele, sehr sorgfältige Aufnahmen des Verfassers, bisher unbekannte Innen- und Außenansichten, Details, Grundrisse u. s. w. Speciell der fünfte Theil schildert den Einfluß der Normannen, die römische Schule, die toscanische und endlich die venetianische Schule. Am Schluß sind folgende, mit staunenswerthem Fleiß gearbeitete Register angehängt: ein Ortsverzeichniß, ein Künstlerverzeichniß, ein Sachregister, ferner Berichtigungen und Zusätze. Was nun das ganze Werk selbst anlangt, so thut es uns aufrichtig leid, das den ersten Lieferungen gespendete Lob denn doch einschränken zu müssen, weil eine schon anfangs uns entgegengetretene Eigenthümlichkeit sich durch die ganze Arbeit hindurchzieht. Nach wie vor halten wir daran fest, daß hier ein ungeheuerer Fleiß echt deutsche gründliche Forschungen aufgespeichert hat; wir bewundern die Literaturkenntniß und die Kritik des Verfassers, wir danken ihm für die vielen Aufklärungen, welche er gegeben. Wir bedauern aber, daß das Mothes'sche Werk nur von Architekten, und zwar von tüchtig geschulten, gebraucht werden kann; der Kunsthistoriker kann darin nur eine Sammlung von Quellenmaterial sehen, welches er erst zu lesbaren, formvollendeten Einzelbildern gestalten muß. Mothes hat durch die Ueberfülle einer gleichmäßig fortgehenden Gelehrsamkeit seinem Werke geschadet; das Ganze macht oft zu sehr den Eindruck einer Zusammenstellung der bloßen, an Ort und Stelle geschehenen Aufzeichnungen. Hoffentlich gelingt es dem verehrten Verfasser bei einer zweiten Auflage seines Werks, diese Mängel zu beseitigen; schon jetzt aber wünschen wir ihm den wohlverdienten Erfolg seines geradezu riesenhaften Studiums.

— Die „Realencyklopädie der christlichen Alterthümer“ von F. X. Kraus (Freiburg i. Br., Herder) ist bis zur neunten Lieferung vorgeschritten. Aus dieser Lieferung sind besonders hervorzuheben die Artikel: Katakomben, Katechetenamt, Katechetischer Unterricht, Kathedra und Kleidung. Wir erneuern auch bei dieser Gelegenheit unsere wiederholt in d. Bl. ausgesprochene Hochschätzung dieses Werks; mit einer stupenden Gelehrsamkeit ausgestattet umspannt es sowol die katholische wie die protestantische Literatur, ist maßvoll in seiner Kritik, mit trefflichen Abbildungen ausgestattet und zur Zeit jedenfalls das umfassendste Werk über christliche Alterthümer. Wir wünschen dem Verfasser wie dem Verleger die Theilnahme der Theologen und Kunsthistoriker, auf welche sie sich ein wohlbegründetes Anrecht erworben haben.

— Unserm neulichen Berichte über die im Otto Spamer'schen Verlag erschienenen Schriften können wir noch hinzufügen die in dritter Auflage erschienenen „Wunder der Sternenwelt“ von Otto Ule, ein Werk, in welches die zahlreichen neuen, auf dem Gebiete der Sternkunde gewonnenen Ergebnisse von dem Herausgeber der neuen Auflage, Hermann Klein, mit aufgenommen worden sind; ferner eine Erzählung von Karl Oppert: „Vor hundert Jahren Tambour und General“. Diese mit 160 Textillustrationen und zwei Tonbildern ausgestattete Erzählung ist der Geschichte des amerikanischen Freiheitskampfes entnommen. Die historischen Ereignisse sind auf Grundlage der Geschichtswerke von L. Rousselet, Fr. Kapp, William Bryant und Sidney H. Gay erzählt; die Art der Verwebung freierfundener Abenteuer in den historischen Canevas ist in allen diesen Schriften die gleiche. Der „Neuen Jugend- und Hausbibliothek“ gehört auch die Erzählung von B. Paul an: „Die versunkene Stadt. Ein Bild aus ferner Vergangenheit“; es ist eine Art von archäologischem Roman, wie sie jetzt im Schwange und beliebt sind. Die versunkene Stadt ist Vineta und acht Textabbildungen erläutern den vorsintflutlichen Roman, der in ihr spielt.

— Ebhardt's „Jugendbibliothek“ (Berlin, Ebhardt) bringt eine historisch- biographische Erzählung aus Innerafrika von B. Hoffmann mit sechs Holzschnittillustrationen und einer Karte von Senegambien, eine Darstellung der Entdeckungsfahrten Mungo Park's und Schilderung von Land und Leuten.

Bibliographie.

Illustrirte Naturgeschichte der Thiere. In Verbindung mit F. Heincke, F. Knauer, E. Rey herausgegeben von Ph. L. Martin. 1ster Bd. 2te Abth.: Vögel. Bearbeitet von Ph. L. Martin. Mit 14 Separatbildern und 128 in den Text gedruckten Abbildungen in Holzschnitt. Leipzig, Brockhaus. 1884. 8. 5 M.

Schack, A. F. Graf v., Gaston. Trauerspiel. Stuttgart, Cotta. 8. 3 M.

Schroot, A., Grundlagen, Vorbedingungen und Grundzüge einer auf der freien natürlichen Erkenntniss beruhenden Lehre von der Sittlichkeit. Leipzig, Thiele. Gr. 8. 1 M.

Schumacher, H. A., Südamerikanische Studien. Drei Lebens- und Cultur-Bilder. Mútis. Cáldas. Codazzi. 1760—1860. Berlin, Mittler u. Sohn. 1884. Gr. 8. 12 M.

Eine abenteuerliche Stadt oder was Feen vermögen. Von Cardenio. Melsungen. 8. 2 M.

Steiger, G., Elias Notvest's Lieder und Sprüche. Zürich, Schröter. 1884. 8. 3 M.

Sturmhoefel, N., Neulatein als Weltsprache. Ein Vorschlag. Berlin, Walther u. Apolant. 1884. Gr. 8. 50 Pf.

Trefort, A., Reden und Studien. Leipzig, Schlicke. Gr. 8. 5 M.

Sylva, Carmen, Handzeichnungen. Berlin, A. Duncker. 1884. 8. 5 M.

Velatus, L., Schlangenmoos. Novelle. Breslau, Schottländer. 1884. 8. 3 M.

Vincke, G. Freih. v., Das Leben — ein Traum. Schauspiel. Mit freier Benutzung Calderons. Freiburg i. Br., Wagner. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Wallner, E., Deutsche Festspiel-Halle. 13tes Hft.: Die Rheinsagen. Romantisches Festspiel von F. Meyer. Prolog von W. König. Erfurt, Bartholomäus. 8. 1 M.

Wilson, C. T., und R. W. Felkin, Uganda und der ägyptische Sudan. 2 Bde. Mit 35 Holzschnitten. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 7 M.

Windelband, W., Präludien. Aufsätze und Reden zur Einleitung in die Philosophie. Freiburg i. Br., Mohr. 1884. Gr. 8. 6 M.

Wohlers, J. F. H., Erinnerungen aus meinem Leben. Bremen, Valett u. Comp. Gr. 8. 1 M. 25 Pf.

Wolff, J., Der Sülfmeister. Eine alte Stadtgeschichte. 2 Bde. Berlin, Grote. 8. 8 M.

Wothe, A., Ein Rosenstrauß. Allen deutschen Frauen und Mädchen dargeboten. Leipzig, Selbstverlag. 12. 2 M. 50 Pf.

Zabel, E., Iwan Turgenjew. Eine literarische Studie. Mit dem Bildniß Turgenjew's. Leipzig, O. Wigand. 1884. Gr. 8. 4 M.

Zell, B. W., Schaumperlen. Novellen. Berlin, Internationale Buchhandlung. 1884. 8. 3 M.

Zeroni, F., Der Liebe Prüfung. Ein Lustspiel. Mannheim, Nemnich. 8. 2 M. 80 Pf.

Anzeigen.

(Mit einer Beilage von F. A. Brockhaus in Leipzig.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.